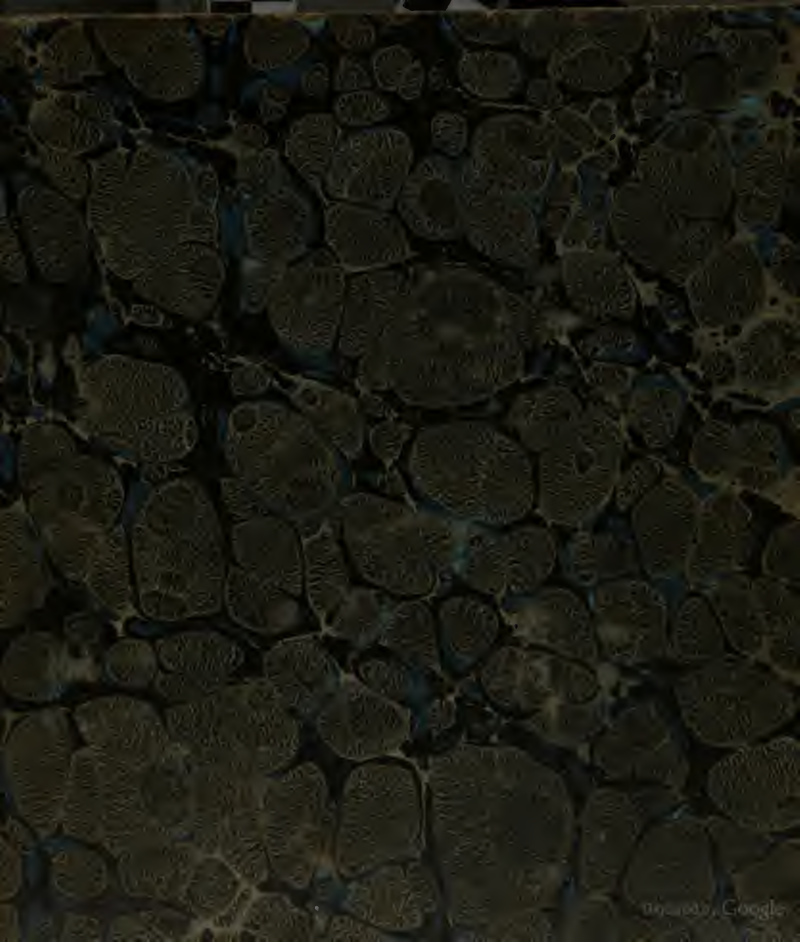




<36619737660012

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 1. 1 Januar 1835.

Die Lage des Orients.

Der Schah von Persien ist todt, und seine Söhne und Enkel werden bald nach hergebrachter Sitte sich brudermörderisch befehden, vielleicht bis der ganze Stamm der Kadscharen, belastet mit dem Fluche Persiens, untergeht. Seit dem unheilvollen Tage, wo der Kalif Omar, ein neuer Zohak, hereinbrach, das Heer des unglücklichen Jezdedscherd III schlug, und damit der Dynastie der Sassaniden und dem persischen Reiche ein Ende machte, hat nur noch Ein Dichter mit glühendem Herzen, aber schwacher Hand, in seinem Königsbuche die Kawjani Direfsch, das alte Reichspanner, wieder aufgepflanzt, gleichsam um die alten persischen Helden und den alten Glanz des Reichs in der Welt der Sagen lebendig zu erhalten, da sie in der Geschichte nicht mehr aufleben wollten. *) Die Herrschaft des Islam hat das alte Perserreich nicht nur in seiner äußern Erscheinung, sondern auch in seinem innern Wesen zerstört, denn hier traf er nicht auf eine in sich aufgelöste, auf keine Nationalität sich stützende Herrschaft, wie in Aegypten, sondern auf eine festgegründete Priesterherrschaft, deren Lehren den Menschen bei seinem Eintritt in die Welt empfingen, und ihm durch alle Lebensalter und für jeden Stand seine Pflichten vorschrieben. Diese Priesterherrschaft hatte den furchtbaren Sturm unter Alexander dem Großen überstanden, der, sonst so tolerant, gegen die Magier mit Feuer und Schwert wüthete, und ihre heiligen Bücher zu verbrennen befahl. Aber Alexander war sterblich; er brachte keine neue begeisternde Religion, denn der griechische Polytheismus konnte dem an Einen Gott glaubenden Perser nicht zusagen. Der Islam machte nach den gräulichsten, schonungslosesten Verwüstungen aus einem Theile der Perser Fanatiker für den neuen Glauben; Alles mußte vernichtet werden: Sitten, Religion, Gebräuche, Standesunterschied, und die Umwandlung gelang auch so vollkommen, daß fast drei Jahrhunderte vergingen, ehe auch nur wieder ein Perser persisch schrieb, und daß in den 1200 Jahren der Herrschaft des Islam in die alte einfache Parsisprache so viel Arabisch eindrang, daß es jetzt beinahe ein Drittheil derselben ausmacht.

Wie im Occident das Papstthum die lateinische Sprache zur heiligen Sprache der Priester erheben, und die romanischen Dialekte nur als lingua volgare gelten lassen wollte, eben so bestrebte sich das Khalifat die Koransprache herrschend zu machen, so weit seine Macht reichte; wie aber im Occident die germanischen Völker diesem uniformirenden System widerstrebten, so im Oriente durch ihre Sprache die Perser. Aber nicht durch sie sank das Khalifat, denn sie waren zum Theil fanatische Moslems, als Turan, der alte Erbfeind von Iran, hereinbrach mit seinen Horden, und Bagdad, den Sitz der neuen Religion, zerstörte, wie in grauer Vorzeit Balkh, das alte nordöstliche Feuerland. Seit dieser Zeit herrschen fast ohne Unterbrechung turanische Familien über Iran, wie über ganz Vorderasien, und die jetzige Dynastie der Kadscharen ist desselben Ursprungs. Persien ist tief erniedrigt, doch nicht so tief, daß es nicht seinen fremden Drängern ihre Tyrannei mit tiefem Hasse vergelten sollte; es hat auch in neuern Zeiten ruhmvolle Tage gesehen, Ismael Sophi erhob zum Erstenmal wieder ein persisches Reich, und nahm den alten persischen Königstitel „Schah" an, und Nadir trug ein ächter Nachfolger von Schah Abbas, dem Wiederhersteller des Reichs, die persischen Waffen bis nach Indien hinein. So hat sich aus der endlosen Verwirrung und Zerstörung, welche anfangs das Emporkommen und dann der Sturz des Khalifats durch die Turanier erzeugte, doch seit dreihundert Jahren wieder der Name eines Perserkönigs erhoben, vielleicht die Fahne, um die einst in glücklichern Zeiten das Volk sich wieder sammeln wird.

Nahe am nordwestlichen Feuerland Adserbeidschan hat sich ein neues Skythenvolk hingepflanzt, um Asien vielleicht abermals wie in der Vorzeit 120 Jahre zu beherrschen, neue Diws, *) gefährlicher als die alten, denn nicht wie diese machen sie räuberische Einfälle, die nach und nach die Energie des niedergetretenen Volkes aufrütteln müßten, sondern vertraut mit den Künsten der Herrschaft und des Friedens versprechen sie Ruhe unter ihres

*) Firdusi's Schah Nameh hat so sehr die wenigen andern Geschichtsbücher verdrängt, daß in den kurzen Uebersichten der persischen Geschichte, wie sie z. B. das Leb tewarikh (Mark der Chroniken) enthält, nach Firdusi's Vorgang die Periode der Seleuciden gänzlich in der chronologischen Zeitrechnung fehlt.

*) Diw heißt im Neupersischen ein böser Geist, im Alterthum bezeichnet man damit die im Nordwesten hausenden kriegerischen Fürsten; im Armenischen heißt di, ein Held, ein Halbgott; diese verschiedenen Bedeutungen desselben Worts in verschiedenen Sprachen deuten hinreichend das feindliche Verhältniß beider Völker an.

Kaisers Schutz und Duldung jeden Glaubens, so daß Tausende ihn herbeiwünschen, und der Name der Russen in ganz Vorderasien eben so sehr Achtung als Furcht erweckt. Die Geschichte der Verhältnisse Rußlands mit den Völkern und Staaten Vorderasiens verdiente einen eigenen Geschichtschreiber, denn sie ist trotz mancher einzelnen Mißgriffe der russischen Regierung ein merkwürdiges Beispiel von beharrlichem Streben nach einem vorgesteckten Ziele.

Von dem Mittelmeere bis an den Indus reichte zweimal die Macht der Perser, einmal unter den Kajaniden, wo sie sogar Aegypten eroberten, und zweihundert Jahre in Abhängigkeit erhielten, *) und dann unter den Sassaniden, als die siegreichen Waffen des tapfern und weisen Khosru Anuschirwan Rum (Ostrom) und Turan erzittern machten. Diese Ländermasse ist es auch, deren Schicksal stets mehr oder minder von dem Persiens abhängen wird. Zwar theilen die Sandwüsten von Hochiran das Land in zwei sehr geschiedene Theile, Westiran, oder das jetzige Perserreich, und das Reich der Afghanen im Osten, allein so oft ein kräftiger Herrscher in Persien thronte, wurde dasselbe stets wieder, wie unter Abbas, mit dem Ganzen vereinigt, und wie schon die Sage von Rusthm dem gewaltigen Fürsten von Cabul und Sabul meldet, als Wächter hingestellt gegen die Turanier, deren Einbrüche in Persien es leicht hindern konnte. Aber seit der Zeit, wo in Persien wieder der Name eines Schah erstand, also seit Ismael Sophi, waren die Afghanen nur während der kurzen Periode Abbas und Nadir Schahs unter der Herrschaft Westpersiens, denn nie wollten die Bewohner dieses Gebirgslandes das Joch einer Paschenherrschaft dulden. Der rohe militärische Despotismus und das System die Provinzen auszuplündern, das mit der Herrschaft der türkischen Stämme in ganz Vorderasien begann, und sich immer mehr ausbildete, hat die einst blühenden Länder zu einer solchen Entblößung herabgebracht, daß europäische Herrscher es verschmähen, Provinzen in Besitz zu nehmen, weil die möglichen Einkünfte die Auslagen der Verwaltung nicht decken würden. Diese Erfahrung haben die Engländer in Indien und die Russen in Persien schon mehr als einmal gemacht. Der ganze Länderstrich vom Mittelmeere bis zum Indus, und vom arabischen und persischen Golf bis zum Kaukasus und Oxus ist in der unglücklichen Lage, daß asiatische Herrscher sich um die Beute bekämpfen, und europäische Mächte den Streit zu vermitteln suchen müssen, ohne den geringsten Vortheil daraus zu ziehen.

Im Pendschab des Indus hat der schlaue Randschit Singh Schätze und Länder zusammengeraubt, und ein neues Reich gegründet, das der Sikhs; mit seinem nahe bevorstehenden Tode muß es wieder zerfallen. Randschits Sohn, der eigentliche Thronerbe, ist ein Knabe von 15 bis 16 Jahren, schwach und unwissend, der nicht im Stande ist, die Großen seines Hofs und Landes, die nur unter seines Vaters Geist den unabhängigen Sinn gebeugt, in Unterwürfigkeit zu halten. Ein Adoptivsohn Randschits, Schir Singh, ein Mann von [illegible] Jahren, tapfer und unternehmend, erhebt vielleicht Ansprüche, und wird um so eher im Stande seyn, etwas zu wagen, da er Herr der Provinz Kaschmir ist, deren Einkünfte nebst denen von Sind allein es waren, die das jetzt zerstückelte Afghanenreich zusammenhielten. Doch wird er jedenfalls, auch wenn ihm das Glück noch so sehr lächelt, den von Randschits Herrschaft befreiten Großen Zugeständnisse zu machen sich genöthigt sehen, welche für die Einheit und Kraft des Reichs verderblich seyn werden. Ein anderes Zugeständniß wird er oder die Schwäche des Reichs dem entthronten Herrscher des Afghanenreichs, Schah Schudscha, machen müssen, der sich jetzt mit Kraft rüstet, den Thron seiner Väter wieder einzunehmen. Er hat, zum Theil mit Vorschub Randschit Singhs, ein Heer zusammengebracht, die Emirs von Sind, welche seit seiner Vertreibung vom Throne seiner Ahnen sich von dem Afghanenreiche unabhängig gemacht, gänzlich geschlagen, und sie gezwungen ihn mit Geld zur weitern Fortsetzung seiner Plane zu unterstützen.

Die Familie der Barukzis, welche den Schah Schudscha vom Thron gestoßen, zerfiel bald unter sich, *) und es bildeten sich vier Fürstenthümer: Herat blieb dem Bruder Schudschas, in Peschawer, Candahar und Cabul herrschen Mitglieder der Familie der Barukzis; aber Peschawer zahlt Tribut an die Sikhs, und der Herrscher in Cabul, Dost Mohammed Khan, der einzige der durch Geist sich auszeichnet, und auch Macht zum Widerstande hat, soll, um die Verwirrung voll zu machen, kürzlich gestorben seyn. Ist diese Nachricht wahr, so entsteht vielleicht in kurzem ein neues Afghanenreich, das bei Randschits nahem Tode und den gewissen Unruhen nach demselben schnell zu großer Bedeutung gelangen kann. **) Da aber Schir Singh Kaschmir sich nicht wird entreißen lassen wollen, und die Afghanenländer zu geldarm sind, um die Kosten einer asiatischen Hofhaltung und eines Heeres zu bestreiten, so muß es wohl zwischen den Afghanen und Sikhs zum Kampfe kommen, der bei dem Hasse, welcher die beiden durch Sitte, Religion und Sprache geschiedenen Völker, und dem Rachegefühl, das namentlich die Afghanen gegen die sonst verachteten und jetzt übermächtigen Sikhs beseelt, leicht blutig und hartnäckig werden dürfte, und jedenfalls für die englischen Besitzungen in Ostindien von der größten Bedeutung ist. Manche glauben sogar, daß dieser Kampf die Engländer nöthigen werde, die Länder zwischen dem Setledsch und Indus in Besitz zu nehmen.

Herat, das wegen der Feindschaft zwischen den Barukzis und der alten Herrscherfamilie unter die Oberhoheit Westpersiens gekommen, wird dann wieder zum Afghanenreich zurückkehren, und Kamran, sein Beherrscher, dessen Vater einst mit seinem Bruder Schudscha um den Thron gestritten, wird mit dem siegreichen

*) Auch im östlichen Kleinasien muß ihre Herrschaft Jahrhunderte lang gedauert haben, wie theils die fortdauernden Berührungen mit den Griechen, theils noch erhaltene Denkmäler beweisen, die gleich denen von Persepolis in die Felsenwände eingehauen sind.

*) Siehe Ausland vom v. J. Nr. 295 u. ff.

**) Nach den neuesten Berichten soll Randschit Sing auf die Nachricht von Dost Mohammeds Tode sogleich mit aller Macht gegen Peschawer aufgebrochen seyn, wo seine Befehlshaber schon die Regierung in seinem eigenen Namen einrichteten. Wahrscheinlich fürchtete er den schnellen Fall der Barukzis durch Schah Schudscha nach Dost Mohammeds Tode.

Schudscha unterhandeln müssen. So steht es um Ostpersien, ehemals dem Schilde des Reichs; die Provinz Khorasan, einst das Schwert Persiens genannt, und nur kurze Zeit vor Abbas Mirza's Tode von diesem erobert, wird in den alten Zustand zurück verfallen und von räuberischen Turkomanen durchzogen werden, welche die Einwohner in die schmählichste Gefangenschaft schleppen. Dort wird einst die bittere Noth und das Elend sie aufrütteln zur Gegenwehr gegen die streifenden Horden, und ein neuer glücklicherer Kampf von Iran gegen Turan beginnen. Wie es in den letzten dreißig Jahren in dem persischen Reiche ergangen, ist bekannt. Feth Ali Schah saß beinahe 38 Jahre lang auf dem Thron, aber alle seine Kriege gegen Rußland fielen unglücklich aus, Persien verlor alle seine ältern Eroberungen im Nordwesten, und sank durch die Habsucht des Königs, durch Kriegsunglück und heillose Verwaltung immer tiefer. Feth Ali hat eine Nachkommenschaft hinterlassen, zahlreicher als Artaxerxes Langhand, und ernannte einzelne seiner Söhne zu Gouverneuren von Provinzen; gestützt auf die ihnen dadurch verliehene Macht werden sie jetzt den Kampf um den Thron beginnen, der endloses Unheil über das schon allzu unglückliche Volk bringen muß. Wer die Prätendenten sind, und welche Aussichten sie haben, ist früher schon erwähnt worden. *) (Schluß folgt.)

*) Siehe Ausland v. vorigen J. Nr. 104.

Chronik der Reisen.

Ausflug nach Polen.

1. Reise nach Krakau.

Als wir nach einer Fahrt über Ohlau und Brieg von Gleiwitz aus uns während der Nacht der polnischen Gränze näherten, bemerkte ich am andern Morgen, daß die Gegend immer unbebauter und öder geworden war, und die Dörfer und die Menschen immer mehr ein polnisches Gepräge angenommen hatten. Die Wohnungen sind armselig aus über einander gelegten Balken von den Besitzern selbst erbaut, mit Stroh, seltener und nur bei den Wohlhabendern mit Schindeln gedeckt, und fast sämmtlich ohne Schornstein; doch machen die meist sehr verfallenen Dächer es dem Rauche nicht eben schwer, das Freie zu gewinnen. Unreinlichkeit und Schmutz machte sich bei den Bauern und Juden in Wohnungen, an Körper und Kleidung immer mehr bemerkbar; am unangenehmsten fällt er auf an den Hemden der Mägde, der einzigen Bekleidung ihres Oberkörpers. Einen recht vollständigen Begriff davon bekamen wir zuerst in der Posthalterei des preußischen Gränzdorfes, und noch mehr in dem krakau'schen Judenneste Chrzanow, wo wir Mittag machen sollten. Wir wagten außer ein paar Eiern nichts, weder Butter noch Brod, zu genießen, ja vor dem Salze sogar ekelte sich mein Freund. In dem letzten Orte war eben Markt; schaarenweise strömten die Bauern und Bäuerinnen herbei, wodurch wir Gelegenheit hatten, ihre Nationaltracht recht genau kennen zu lernen. Die Frauen tragen über einem längern, leinenen oder baumwollenen Unterkleide eine kurze, tuchene Kurtka ohne Kragen, gewöhnlich blau mit rothem Vorstoße an den Enden und oft mit Pelz gefüttert, wobei es sich recht drollig ausnimmt, wenn sie barfuß gehen. Sie schmiegt sich an den Oberkörper an, ist um die Hüften etwas gefaltet, meist recht gut gearbeitet, und kleidet in der That sehr gut, zumal wenn vorn, wo sie etwas geöffnet ist, ein weißes Hemde hervorblickt. Auf dem Kopfe tragen sie ein Tuch, welches so gebunden ist, daß der Theil, welcher von der Stirn über den Hinterkopf geht, lose im Winde flattert. Die Aermsten hatten übrigens statt jener hübschen Kurtka nur eine weiße Schürze, oder ein grobes, weißes Tuch wie einen Shawl über die Schultern gehängt. Die Männer haben Hosen von grober Leinwand, eine lange kurtkaartige Weste von blauem Tuch, darüber einen Leinwandkittel mit schmalem, blauem Tuchkragen, der ein rothes Rändchen hat und von einem breiten, ledernen Gurte zusammengehalten wird. *) Ihre Kopfbedeckung ist ein runder Filzhut oder eine rothe Mütze. Ein Schnurrbart darf dem Manne nicht fehlen. Männer und Frauen sind größtentheils gut gewachsen, die erstern besonders eher etwas hager als plump; die Gesichter ohne blühende Röthe, doch gesund, und etwas von der Sonne gebräunt, oft sehr edel und ausdrucksvoll, was mir besonders in Krakau an einigen jungen Bauern auffiel, deren feine Gesichtszüge, verbunden mit dem Ausdrucke eines stillen Ernstes, mich lebhaft an die Landleute der Umgegend Roms erinnerten. Beim Anblick solcher Gesichter, die selbst in dem gemeinen Polen den Keim zu etwas Besserem verrathen, als er jetzt ist, kann man sich eines innigen Bedauerns nicht enthalten über das unglückliche Volk, welches aristokratische Selbstsucht, pfäffische Arglist, jüdische Gewinnsucht und diplomatische Ränke tiefer und immer tiefer in Unwissenheit, Sklaverei und Elend aller Art um die Wette zu stürzen sich bemühten. Recht froh waren wir als wir das häßliche Judennest Chrzanow hinter uns hatten, und uns dem freundlichen Landorte Krzeszowice näherten, welches der vor einigen Jahren verstorbene Graf Wladimir Potocki, **) dessen Wittwe es noch jetzt besitzt, auf alle mögliche Art zu verschönern suchte, wobei er durch die dazu gehörigen Marmorbrüche bedeutend unterstützt wurde. Ein Hauptschmuck des Ortes wird die nach dem Plane des großen Schinkel von Herrn Hofbauer, einem Schüler desselben, erbaute, noch bei weitem nicht vollendete Kirche. In dem stattlichen Wirthshause, ***) das ein Pole aus Krakau inne hat, wurden wir durch ein recht gutes Mittagsmahl für Chrzanow entschädigt.

Die Gegend um Krzeszowice und von da bis Krakau ist sehr anziehend und zum Theil wahrhaft romantisch. Waldbekränzte Berge, einzelne Felspartien, fruchtbare Aecker und bunte Wiesen wechseln auf eine sehr anmuthige Weise mit einander ab, und werden im fernen Süden durch die blauen, himmelanstrebenden Karpathen begränzt. Vorzüglich schön ist der Anblick des in einer Thalebene liegenden Krakau mit seinen vielen Kirchen und Thürmen, und dem hoch über sie alle emporragenden Schlosse. Mit Jubel begrüßten wir die alte ehrwürdige Stadt von der Höhe aus, wo zuerst ihr Anblick sich uns darbot. Der Koszinskoberg, den man um ein Bedeutendes eher erblickt, nimmt sich wohl von keiner Seite so großartig aus, wie von dieser. Wie ein Titane strebt er zum Himmel empor! So schön aber die Aussicht war, so elend war die Straße, zumal da es in den vorigen Tagen auch hier stark geregnet hatte, was uns jedoch den Vortheil gewährte, daß wir vom Postwagen absteigen konnten, um zu Fuß vorauszugehen und die Gegend besser in Augenschein zu nehmen. In den Vorstädten setzten uns die Gärten in Erstaunen, in denen Küchengewächse aller Art in einer Ueppigkeit standen, wie ich sie noch nirgends gefunden zu haben glaube. An den Rogatki (dem Schlage), wo wir die Pässe abgeben mußten, freuten wir uns über einige Beamte, wahrhaft schöne Männerköpfe mit jenem martialischen Blicke, der einen Grundzug der polnischen Physiognomie ausmacht. — Im Hotel d'Hongrie angekommen, machten wir in der Eile ein wenig unsere Toilette, um noch einen Theil der rings um die Stadt führenden Promenade zu sehen. Eine entzückende Aussicht hat man von mehreren Seiten des Schlosses, und, wie wir später sahen, aus den Zimmern desselben. In der Stadt selbst fielen uns zunächst die geraden und breiten Straßen mit ihren vielen schönen, im italienischen Geschmacke erbauten Häusern †) sehr angenehm auf. Doch befremdet dieß weniger, wenn man bedenkt, wie

*) Weiter nach Warschau hin tragen sie sogenannte Woloszka's, ähnlich den auch bei uns getragenen polnischen Röcken, nur daß sie vorn Klappen und keinen hohen steifen Kragen haben.

**) Derselbe, dessen weiter unten beschriebenes, von Thorwaldsen gearbeitetes Denkmal in der Kathedrale zu Krakau sich befindet.

***) Durch die ganze, sehr bedeutende Breite dieses Hauses ist eine Durchfahrt, welche man in Polen bei allen Ställen findet, und die meist so geräumig ist, daß mehrere Wagen darunter halten können.

†) Da in denselben die Fronte der Dächer mit einer Brustwehe umgeben ist, so kann man das Dach selbst von unten nicht sehen, und könnte leicht meinen, in einer Straße von Neapel sich zu befinden. Die vielen Anklänge an Italien, die sich in Architektur u. s. w. in Polen finden, werden leicht durch seine frühe Berührung mit Italien erklärt. Die Morgenröthe ihrer Literatur knüpft sich an die Regierung, und zumal an die Vermählung ihres Königs Sigismund I im Jahre 1540 mit der Prinzessin Bona von Mailand. Durch diese ward italienischer Geschmack und italienische Bildung in Polen heimisch.

ist die allerdings sehr alte Stadt, die schon im Jahre 700 erbaut worden seyn soll, durch Brand heimgesucht worden ist.*) Die Vorstädte, und ganz besonders die Judenstraßen, sehen freilich etwas anders aus.

Am folgenden Tage nahmen wir sogleich unsere Notizen zur Hand, und schickten uns an, in Begleitung eines Führers die Merkwürdigkeiten der Stadt zu sehen. Unter den vielen Kirchen ist die Schloßkirche in jeder, ganz vorzüglich aber in historischer Hinsicht die bedeutendste. Sie enthält die Denkmäler der größten polnischen Könige und Helden, und mahnt bei jedem Schritte an die Größe untergegangener Jahrhunderte. Die Bauart derselben ist altdeutsch, hat jedoch durch den Anbau mehrerer, mit italienischen Kuppeln geschmückter Kapellen besonders von außen ein sehr gemischtes Gepräge erhalten. Einen durchaus bessern Eindruck macht das Innere, welches einfacher und nicht so vielfach verbaut ist, als das Aeußere. Beim Eintritte in die Kirche fällt zunächst das Grabmal des heiligen Stanislaus, des Schutzheiligen von Polen, auf, der am 8 Mai 1079, eifernd gegen die Gottlosigkeit des grausamen und wollüstigen Königs Boleslaw II, mitten in der Kirche des heiligen Michael von diesem mit eigener Hand ermordet ward. Das Grabmal selbst besteht aus einem silbernen, mit zierlich gearbeitetem Laubwerk geschmückten Sarkophage, der auf einem Altare ruht, mit einer stark vergoldeten Kuppel überwölbt und mit einem Gitter umgeben ist. Die übrigen bedeutendern Monumente**) gebe ich an, wie sie dem von der rechten zur linken Seite der Kirche Herumgehenden sich darbieten. In der ersten Kapelle zur Rechten fällt das sinnvolle Denkmal des durch seine Vaterlandsliebe berühmten Bischofs Soltyk von Krakau in die Augen, der, als er sich auf dem außerordentlichen Landtage von 1767 den Forderungen Rußlands widersetzte, gleich mehrern andern Senatoren bei Nacht überfallen und nach Sibirien gebracht wurde. Auf einem hohen Postamente ruht sein mit einem Basrelief, welches seine Fortführung nach Sibirien darstellt, geschmückter Sarkophag, dessen Deckel der Tod auf der einen Seite zuzudrücken sucht; aber der auf der andern Seite stehende, durch die Posaune als solcher bezeichnete Genius des Ruhms ist stärker, lüftet ihn wieder und es erhebt sich aus ihm das Wappen des Bischofs, — ein Adler, hinter dem ein Arm mit einem Schwerte emporragt. Ueber demselben steht er selbst, eine ernste, würdevolle Gestalt. Kann man auch der Ausführung gerade keine hohe, künstlerische Vollendung nachrühmen, so verdient doch die sinnige Erfindung, die überhaupt, wie ich später öfters bemerkte, ein Grundzug der Werke polnischer Künstler ist, volle Anerkennung. Dieselbe Kapelle enthält noch die Denkmäler Kasimir Jagelanczyk's und Jagello's IV, und ein altes Tabernakel mit recht hübschen Gemälden. In einer der folgenden Kapellen findet sich das Denkmal des in Florenz gestorbenen polnischen Malers Stotnicki. Die am Grabe sitzende, trauernde, weibliche Figur soll die eheliche Treue vorstellen, ist aber durch nichts als solche bezeichnet. Es ist übrigens eine gut gearbeitete Figur, besonders hinsichtlich der Gewandung. Das Ganze ist ein Werk des florentinischen Künstlers Scotti, und findet sich noch einmal in der Kirche Sta Croce in Florenz.***) (Fortsetzung folgt.)

Leichtsinn in Führung der Dampfboote in Nordamerika.

Arfwedson erzählt in seiner eben erschienenen Reise in Canada und den Vereinigten Staaten nachstehendes Beispiel von dem Leichtsinn, mit welchem die Amerikaner den Dienst auf den Dampfbooten versehen, und wonach die häufigen Unglücksfälle erklärlich werden, von denen wir bereits einige in diesen Blättern mittheilten. „Als ich, sagt der Verfasser, indem er von seiner Reise durch die Staaten von Alabama und Mississippi spricht, an den Landungsplatz kam, fand ich ein Dampfboot, das nach dem See Pontchartrain abgehen wollte, vorher aber noch eine Ausbesserung eines seiner Rauchfänge zu bestehen hatte, der abgenommen worden war und an dem nun die Schmiede gar eifrig hämmerten. Da ich dieß sah, so glaubte ich natürlich, die Abfahrt stehe noch nicht so nahe bevor, und beschloß deßhalb, die Zeit zu einem Spaziergange am Ufer zu benutzen. Kaum bemerkte der Kapitän, mit dem ich die Fahrt bereits bedungen hatte, meine Absicht, so rief er mir, wahrscheinlich erzürnt darüber, daß ich es gewagt hatte, ohne seine Genehmigung einen Entschluß zu fassen, in einem sehr rauhen Ton zu: „Vortrefflich, also haben wir einen Passagier weniger! Zieht die Bretter zurück, setzt die Räder in Bewegung!“ Ich kehrte natürlich um, und bemühte mich, dem Kapitän begreiflich zu machen, daß da sein Boot noch nicht in Stand gesetzt sey, es ja doch auch nicht abfahren könne. „Wer sagt Euch das? war die Antwort, heutzutage will das Ei klüger seyn als die Henne!“ Kaum war das Sprüchwort aus dem Munde des Kapitäns, so setzte sich das Fahrzeug auch in Bewegung. In einem Nu war der Rauchfang aufgerichtet und an den Seiten mit Ketten befestigt, aber so nachlässig, daß er, so wie das Boot dahinfuhr, rechts und links schwankte. Dampf und Rauch drangen durch die nicht verkitteten Risse und hüllten Verdeck und Kajüte in erstickende Wolken. Sich hierüber beschweren, wäre, bei einem Manne von des Kapitäns Schlage, vergebene Mühe gewesen, und zwar um so mehr, als er sich, da ihm der Kopf mehr vom Trinken als vom Rauch schwer geworden war, auf sein Bett legte, und seinem schwarzen Diener noch in der Thüre zurief: „Wehe dem der mich stört! Sollte es etwa brennen, so könnt ihr mich wecken, aber sonst nicht.“ — Außer mir waren noch zwei Passagiere an Bord, die hierüber lachten und sich die Zeit mit Kartenspielen verkürzten. Diese Leute waren Mitglieder einer in den südlichen und westlichen Staaten errichteten Gesellschaft, die sich ausschließlich mit dem Spiel beschäftigt. An Bord jedes Dampfbootes findet man Mitglieder dieser würdigen Brüderschaft, die den Fremden zu berücken wissen und dann den Gewinn unter sich theilen. Da ich durchaus kein Mittel fand, mich meiner verdrießlichen Lage zu entziehen, so sah ich mich nach einem Winkel um, wo ich, nach meiner ermüdenden Reise, einige Ruhe finden könnte. Eben war ich im Begriff einzuschlummern, als ein Knall, dem einer Kanone gleich, allen Schlaf verscheuchte. Ich eilte auf das Verdeck, wo ich aber zu meinem nicht geringen Erstaunen Alles so ruhig fand, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Den einzigen Menschen, den ich sah, war der Schiffszimmermann, der sich damit beschäftigte, hölzerne Pflöcke zu schnitzen. Als ich ihn um die Ursache des Knalls fragte, war die lakonische Antwort: „Es ist nur einer der Kessel gesprungen.“ In diesem Augenblick ließ sich ein zweiter Knall hören, und gleich darauf ein dritter. Der Zimmermann that gar nicht als ob es ihn etwas anginge, und fuhr in seiner Arbeit fort. Ich frug ihn, ob man den Kapitän nicht aufwecke. „Wozu denn, erwiderte der Zimmermann, geht das Schiff nicht so gut als zuvor? Es ist nicht das Erstemal, daß die Kessel gesprungen sind. Ich habe kaum Zeit, um Pflöcke genug zu machen. Sobald man ein Loch in einem Kessel bemerkt, wird ein Pflock hineingeschlagen, und der thut herrliche Dienste.“

Schon im Jahre 1829 fand der Berggeschworne Kriukow bei oberflächlicher Untersuchung einiger Theile der Krim Marmor vor; dieß mächtige Lager befand sich nahe bei Balaklawa auf der linken Seite des Wegs, der von Sebastopol ausgeht, und bildet dort das ganze Ufer der Bucht. Da er jedoch eine häßliche schwarzbraune Farbe mit weißen Flecken und eine Menge Spalten hatte, so zog er keine Aufmerksamkeit auf sich. Im Jahre 1833 sandte indeß der Generalgouverneur von Bessarabien und Neurußland, Graf Woronzow, abermals Herrn Kriukow, der inzwischen Oberbergmeister geworden war, und sich in Sibirien durch die Auffindung einer Gold- und Silbermine im Altai einen Namen gemacht hatte, nach der Krim, um die mineralischen Schätze dieser Halbinsel zu untersuchen, und Herr Kriukow fand nun hier einen schönen Marmor mit aufgelagertem Porphyr und Breccie. Das erste Lager wurde im Kreise Sympheropol, 27 Werste ostwärts von dieser Kreisstadt, nicht weit von dem Dorfe Kisil-Koba, gefunden. Die Dicke der Masse ist so groß, daß man Stücke von mehreren Arschinen Länge heraushauen kann. Die Farbe geht vom Graulichweißen zum Gelblichweißen, Gelben und Rosenfarbenen, und die Formen von Muschelschalen und Pflanzen sind darin sichtbar. Ein zweites Lager von Marmor wurde beim Dorfe Kokos, 60 Werste fast südlich von Sympheropol, aufgefunden, und Porphyr am linken Ufer der Alma beim Dorfe Bischui, 20 Werste von Sympheropol. Seine Farbe ist gewöhnlich grau mit eingesprengten Krystallen von schwarzer Hornblende.

*) Zöllner in seinen Briefen über Schlesien, Krakau, Wieliczka und die Grafschaft Glatz gibt an, daß Krakau seit 1241 bis 1791, wo er dort war, neun bis zehnmal abgebrannt sey.
**) Es sollen achtzehn polnische Könige und Königinnen hier begraben seyn.
***) Eine Abbildung desselben findet sich in den Monumenti sepolcrali d'Etruria.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 2. 2 Januar 1835.

Mexikanisches Allerlei.

Stiergefechte.

Beschreibungen spanischer und südamerikanischer Stiergefechte existiren zwar schon zur Genüge, ja zum Ueberdruß: doch haben diese Schauspiele in Mexiko manches Charakteristische, dessen kurze Schilderung vielleicht nicht schon ohne alles Interesse bleibt. Sie wurden dort, während der Anwesenheit des Verfassers, in zwei Lokalen gegeben, das eine zwischen dem Salto del Agua und S. Antonio Abad, das andere an der Alameda; beide eigentlich nur provisorische hölzerne Schoppen, mit mäßiger innerer Verzierung; denn das alte sehr glänzende und großartige Amphitheater war vor einigen Jahren bis auf die Ringmauern niedergebrannt. Der Zuschauer-Raum ist auf 3 — 4000 Personen berechnet und in der Regel ziemlich vollständig besetzt; doch scheint es als ob Damen ersten Ranges ihre Anwesenheit nicht mehr so ganz fashionable fänden wie sonst. Der Eintrittspreis ist 4 R. auf der Schattenseite, 2 R. auf der Sonnenseite. Die ziemlich geräumige Arena wird von dem sie rings umgebenden Parterre durch hölzerne Brustwehren gesondert, welche einen schmalen Gang um die untern Sitzplätze bilden; in diesen geräth zuweilen ein wüthender Stier, die erste Brustwehr überspringend, und die vorwitzigen Zuschauer, welche sich hineinbegeben haben, flüchten dann schnell, über die zweite voltigirend; dahin kann der Stier nicht folgen, weil es an Anlaufraum für den Sprung gebricht; er wird dann mit Geschrei, Schlägen und Stößen der Gallerie entlang getrieben, bis durch eine unterdessen geöffnete Thür er wieder auf den Platz gelangt. Jener Gang dient auch als Rettungs-Asyl für die unberittenen Toreadores, denen der Stier etwa allzuheftig zusetzt, und er soll eigentlich für diesen Zweck, wie überhaupt aus Rücksichten der Sicherheitspolizei von Zuschauern rein gehalten werden, was aber nicht immer geschieht. Ueber dem Parterre sind zwei Logenreihen. Der Thür des Bullenstalls gegenüber ist die Staatsloge des Alkalden; darunter Musik und Wache. Den Anfang macht ein Parademarsch sämmtlicher Picadoren und Toreadoren zu Pferde und zu Fuß: sie salutiren vor der Alkaldenloge. Ihr Kostüm ist das Spanische. Einige Hanswürste fehlen nicht, gewöhnlich Männchen und Weibchen, die schon bei diesem Parademarsch durch drollige Lazzis, nachher, während der Stier auf dem Platze ist, durch anscheinend ungeschickten und furchtsamen Verkehr mit ihm, und in den Zwischenakten durch grotesk komische Tänze ungemeinen Jubel erregen. Die der Anstalt gehörigen und von ihren eigenen Picadoren gerittenen Pferde sind größtentheils unansehnlich und häßlich, wiewohl gut eingeübt auf ihren gefährlichen Beruf: zuweilen sieht man aber auch Dilettanten mit ihren eigenen stolzen und schönen Rossen, in reicher Nationaltracht, auf dem Kampfplatze erscheinen. Es ist an einem andern Orte erwähnt, wie junge angesehene Mexikaner auf dem Lande die dazu nöthige Fertigkeit im a la cola-Spiel sich zu erwerben suchen. Nach dem Parademarsch läßt der Alkalde das Signal geben. Dann wird die Stallthür geöffnet, und das erste Schlachtopfer herausgejagt. Hier ist es ein stehender Artikel, daß am Eingange der Barriere einer der Hanswürste sich streckling auf die Erde legt, um dem hereingejagten Stier in dem Augenblick, wo er über ihn wegspringt, eine mit Widerhaken versehene Placke entweder mittelst eines Stockes, oder auch mit seinem in die Höhe gestreckten Fuße, auf dessen Sohle die glatte Seite leicht angeklebt ist, mitten vor die Stirn zu heften — erster Anfang der ihn erwartenden Martern. Gewöhnlich glückt das Experiment, da der Bulle in voller Furie angerennt kömmt, und über den Daliegenden ohne seiner zu achten, hinwegsetzt. Es begibt sich aber auch wohl, daß er vor ihm stutzt, und dann gewöhnlich auch ihn auf die Hörner nimmt, hoch in die Luft schleudert, tödtet oder verwundet. Er rennt dann ein paarmal, brüllend und die Erde aufwühlend, um die Arena, und aus seinen wildern oder schlaffern Gebahren dabei werden von den Zuschauern Schlüsse und Wetten auf seine im Kampfe zu zeigende Bravour oder Feigheit gemacht. Nun beginnt das Spiel der berittenen Picadores, welche, einer nach dem andern, aber auch sich wechselseitig in Nothfällen unterstützend, die Bestie reizen und auf sich ziehen, dann aber mit ihren Lanzen, scharf genug um blutig zu verwunden, zu kurz gespitzt, um tödtend einzudringen, sie von sich und ihren Pferden abzuhalten suchen. Nicht selten ist dazu Armeskraft und Gewandtheit des Picadors nicht ausreichend: dann wird gewöhnlich das Pferd, schwer verwundet, vom Stier übergerannt, bisweilen auch der Reiter beschädigt, oder er entkommt doch nur mit Mühe aus der Gefahr. Einmal sah ich den Picador, statt zu Pferde, auf einem zahmen Ochsen reiten, wodurch natürlich seine Aufgabe, bei Unbehülflichkeit und Schwerfälligkeit dieses Reit-

thiers um so viel schwieriger und gefährlicher wird. Selten vergeht eine Vorstellung ohne starke Beschädigung eines oder mehrerer Pferde; man sieht sie mit aufgeschlitztem Bauche, die Därme zur Erde schleppend, oder mit dem After und der einen Weiche an die tief eingedrungenen Hörner ihres Feindes gespießt, und in dieser Stellung von ihm fortgeschoben, immer aber den Reiter noch darauf, die letzte Lebenskraft durch die Sporen ihnen abpressend. Wenn der Stier bei'm Angriffe der Reiter sich feige zeigt, Reißaus nimmt, sich verfolgen läßt, statt anzugreifen, wird er von der Versammlung ausgepfiffen, und zwar nicht, wie in Spanien, a los perros (Hundehetze), sondern a la cola verurtheilt, d. h. bei'm Schweif gepackt, umgeworfen, um so, ganz unehrenhafter Weise, nicht von Matadors Hand, sondern von gemeinen Schlächtern, unter dem Hohngebrüll des Publikums, abgegurgelt zu werden; unstreitig fährt er dabei am besten, es müßte denn seyn, daß er im ritterlichen Ehrenpunkte kitzlicher als der philosophirende Falstaff wäre! Hat er sich aber gegen die Picadores brav gehalten, so beginnt sein zweites Marterstadium durch die Toreadores zu Fuß, welche ohne alle Vertheidigungswaffe als einen rothen Mantel, womit sie ihn reizen, blenden, oder, von sich abziehend, amüsiren, ihm allerlei mit Widerhaken versehene Hülsen an den Leib befestigen, worin Feuerwerk befindlich, welches sich dann an seinem Leibe entzündet und durch Knall und Schmerz ihn in die äußerste Wuth versetzt. Es geschieht gewöhnlich die Anheftung, mit raffinirter Grausamkeit, den empfindlichsten Theilen des Unterleibs so nahe als möglich; zuweilen verliert sich selbst des fremden und gegen die Sache noch nicht abgehärteten Zuschauers Mitleid im Interesse des Anblicks muthigen Zorns auf der einen, und großer Gewandtheit auf der andern Seite. Diese ist wirklich unglaublich, und ich habe nie einen dieser Fußtoreadors verletzen gesehen. Aber ein erbarmenswürdiger Anblick ist es, wenn bisweilen das edle Thier, über den grimmigen Schmerzen, selbst des Zorns und des Kampfes vergißt, laut brüllend, schäumend, mit roth glühenden Augen, Pein in jeder Muskel dasteht, Götter und Menschen verklagend. Doch die ersten sind taub für den Aermsten, und die letztern antworten nur mit Hurrahjubel, Lazzis und neuer Peinigung. Nach einer halben Stunde pflegt dann der Matador aufzutreten, als erlösender Todesengel, gewöhnlich zu Fuß, zuweilen, was schwieriger und gefährlicher, zu Pferde, in beiden Fällen bloß mit Mantel und kurzem Schwert bewaffnet. Er soll kunstgerecht den Stoß zwischen dem ersten Rückenwirbel und dem Hinterkopf führen, und das Thier augenblicklich zusammenstürzen. Allein dieses Ideal wird selten erreicht; man ist schon zufrieden wenn der erste Stoß, gleichviel wohin, tödtlich ist: sehr häufig gibt es zwei, drei und mehrere; dann freilich entgeht der Matador dem Auspfeifen nicht. Der nach tapferem Kampfe fallende Stier, besonders wenn er, tödtlich getroffen, noch einmal auf seinen Feind losgeht, und in diesem Satze dann regungslos zusammenstürzt, wird allemal unmäßig applaudirt: wenn auf der Erde noch zappelnd, empfängt er gleich den Gnadenstoß, und wird von zwei mit Bändern und Flitterwerk fantastisch aufgeputzten Maulthieren unter Trompetenschall hinausgeschleift. Die Maulthiere gebärden sich dabei zuweilen sehr scheu und unbändig, was dann ein neues Schauspiel gibt. Auf die Bullen-Leiche warten draußen schon die Schlächter sie zur morgenden Verspeisung zu zerstückeln. Das Fleisch wird etwas wohlfeiler verkauft, von wohlhabenden Haushaltungen aber gemieden: in der That ist es nicht appetitlich, und schwerlich gesund. Auf dem Kampfplatze folgt dann der zweite Stier, u. s. w. bis zum Fünften oder Achten: mehr als acht habe ich an einem Tage nicht abmartern gesehen, allein auch nicht weniger als fünf. Das Verfahren ist bei allen ziemlich gleich; die Abwechselungen ergeben sich aus der Thiere verschiedenartigem Charakter, vorkommenden Unglücksfällen oder ertraordinären Possenspielen. Ueber letztere mag hier noch Einiges erwähnt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Lage des Orients.

(Schluß.)

Die Frage, ob die Reformen, wie sie in der Türkei und Aegypten begannen, fortdauern und Wurzel schlagen werden, ist schon vielfach besprochen worden, und die Mehrzahl aller Denkenden neigt sich wohl dahin, dieselbe zu verneinen. Wir wollen hier die Frage nicht abermals erörtern, sondern nur einige Bemerkungen wiederholen, über welche wohl alle einig sind. Daß die bisherigen Reformen bloß oberflächlich sind, und daß nur ein längeres Beharren und zwar im Frieden oder unter unbedeutendern Kriegen ihnen allmählich einen sichern Bestand verleihen könnte, wird nicht leicht Jemand bestreiten. Hierin aber liegt gerade der Fehler des ganzen Systems, man hat so gewaltsame und so durchgreifende Aenderungen, welche noch dazu den bisherigen Halt dieser Staaten, den Islam, an Kraft bedeutend schwächen müssen, nicht freiwillig vorgenommen, sondern gezwungen von der höchsten Noth. Den Fortgang der Militärreform im türkischen Reiche unterbrach gleich von vorn herein der Krieg mit Rußland, und jetzt ist die Verwicklung der Verhältnisse so groß geworden, daß man einer Katastrophe mit jedem Tage entgegensieht. Mehemed Ali kann nur im Kriege, nicht im Frieden gedeihen, hat aber seine Schätze zum Theil in sehr unnützen Kriegen vergeudet. Ob er im nächsten Kampfe mit seinem Lehensherrn glücklich oder unglücklich seyn wird, läßt sich unmöglich mit einigem Schein von Sicherheit voraussagen. Kann er die Araber der Wüste zu thätiger Hülfsleistung bewegen, so wird er vielleicht Schlachten verlieren, aber Syrien bleibt ihm und die Erwerbung von Mesopotamien ist wahrscheinlich.

Das gewisseste und vielleicht bedeutendste Ergebniß von Mehemed Alis Herrschaft, und gewiß die einzige Stütze derselben nach seinem Tode, ist die Erhebung der Araber als Nation. Seltsamerweise verachtet der Türke den Araber, dessen Literatur und Religion er angenommen hat, und dessen Sprache er als die klassische und gelehrte Sprache des Orients betrachtet. So läßt Byron seinen old Giaffir sagen: he is an Arab to my sight, um seine verächtliche Meinung von Jemand auszudrücken. Mehemed Ali, obgleich er nothgedrungen die Araber heben muß, verfährt dennoch als ächter Türke, indem er zu Offizieren fast

nur Türken anstellt. Diese Verachtung wird der Araber früher oder später an dem gehaßten Osmanli rächen, und vielleicht ist Ibrahim dazu bestimmt, in einem solchen Kampfe der Führer dieser Söhne der Wüste zu werden. Es ist die merkwürdigste Erscheinung in der neuern Geschichte des Orients, daß die Nationalität allmählich wieder das Uebergewicht über die Religionsformen gewinnt.

Ein zweiter nicht minder bedeutender Schritt, den der Orient in seiner Entwicklung gethan, ist die Selbstkenntniß zu der er allmählich gelangt, und die Achtung die er vor den Europäern gewonnen hat. Zu dieser letzten Erscheinung haben namentlich Engländer und Russen, zum Theil auch die Franzosen durch ihre ephemere Unternehmung nach Aegypten, ihre langen Kämpfe mit den Engländern in Indien und der Ruhm Napoleons beigetragen. Den Orientalen, die sonst in ihrer reichen, malerischen Tracht hochmüthig herabsahen auf den ärmlich gekleideten Franken, wurde der Glaube an die Ueberlegenheit desselben durch die Ereignisse der letzten fünfzig Jahre allzufühlbar eingeprägt, als daß nicht allmählich die Ueberzeugung in ihnen herrschend geworden seyn sollte, daß sie an Kenntnissen und darum auch an Macht weit hinter den Europäern zurückstehen. Die durch Furcht erzeugte Achtung vor den Franken, den Christen, hat sie auch in ihrem Glauben, wenigstens in dem blinden Hochmuth auf denselben wankend gemacht, und die höhern Klassen sind zum mindesten Indifferentisten geworden. So klagte Khosrn Mirza gegen den Reisenden Burnes: „Bei den Europäern ist Alles auf Geschichte und Erfahrung gegründet, wir Perser haben keine solche Führer. Persien, das vor Mohammed ein großes mächtiges Reich war, ist jetzt in einen Zustand von Erstarrung und Bigotterie versunken, und hat keine Literatur als den Koran."

Die Worte, die man Omar in den Mund legt, als er die Verbrennung der alexandrinischen Bibliothek anbefohlen haben soll, bezeichnen den Geist, der, wenige Glanzpunkte ausgenommen, die Fürsten und Häupter des Islam beseelte. Der Koran, durch eine Menge seiner Lehren und Vorschriften für südliche Länder berechnet, wo z. B. Polygamie fast eine Nothwendigkeit ist, wurde für das Innere Nordafrika's, südwärts vom Atlas, ein Element der Bildung, und gewinnt auch noch jetzt dort immer mehr Boden. Den nördlichen Ländern ward der Islam mit dem Schwerte aufgedrungen, seine Vorschriften widersprechen zum Theil den Sitten und Gewohnheiten, die Religion wird zur Zwangsanstalt, und bildet somit Fanatiker. Hört dieser Fanatismus auf, so ist der Nichtachtung und dem Indifferentismus Thür und Thor geöffnet. So wird in unserer Zeit in Persien der Indifferentismus herrschend, während in Bokhara der Islam sich mehr und mehr der streng hierarchischen Form des Magismus genähert hat, ja darüber hinausgegangen ist*), so daß wenn nicht der Form, doch der Sache nach die Hierarchie weit über dem Staate steht. Der Fanatismus hat sich also mehr und mehr nordwärts gezogen, er war ursprünglich am Euphrat herrschend, dann veranlaßte er die in Afghanistan emporkommenden persischen Fürsten zu ihren Gezas *) gegen Indien, und jetzt hat er seinen Sitz in Bokhara aufgeschlagen. Im Westen dagegen hat nach übereinstimmenden Berichten der Fanatismus bedeutend abgenommen, größtentheils in Folge der mannichfachen politischen und kommerziellen Berührung mit Europäern, und wenn im Osten Sektenhaß zwischen Schiiten und Sunniten Anlaß und Anreiz zu feindseligen Berührungen geben können, so ist dieß bei dem Drang und Noth politischer Zerwürfnisse im Westen nicht mehr zu erwarten.

*) Durch das feindselige Verhältniß von Bokhara gegen Persien sind im Nordosten die persischen Schiiten nicht minder unduldsam, als die Sunniten in Bokhara, und keiner darf an den beiden Orten seinen ketzerischen Glauben bekennen, ohne sich Mißhandlungen auszusetzen. Ismael Sophi führte aus Politik in dem von ihm gebildeten Reiche Ali's Sekte ein, und der Erfolg rechtfertigte seine Erwartungen, denn er trennte dadurch, was seine Absicht war, Persien noch mehr von seinen mohammedanischen Nachbarn.

Wir sehen nun in Vorderasien drei große Hauptmassen: Perser, vom Hindukoh bis nahe an den Tigris, Araber, wozu jetzt auch Aegypten gehört, **) vom Tigris bis ans Mittelmeer, und vom Taurus bis an das Südgestade von Arabien. Endlich Kleinasien vom Taurus bis an den Hellespont. In den beiden ersten hat sich das nationale Interesse emporgerungen, und scheint sich immer mehr ausbilden zu wollen. In Kleinasien, das seit der ersten Eroberung durch die Perser sich nie mehr selbst angehörte, und wo außer den eingewanderten Griechen und Türken nur noch die Armenier von Bedeutung sind, wird sobald noch kein Volksinteresse sich kund geben, und nur Macht und Kunst fremder Herrscher den Ausschlag geben. Um diese Beute mehr als um persische und arabische Provinzen jenseits des Taurus wird früher oder später der Kampf beginnen.

*) Geza heißt im Arabischen ein Kriegszug, man gebraucht diesen Ausdruck aber hauptsächlich nur für die Kriegszüge gegen Ungläubige, um sie zu bekehren.

**) Aegypten gehört erst seit der Eroberung durch die Araber auch der Sprache nach zu diesem Lande. Die früher im Westen als Beduinen herumstreichenden Araber besetzten den schon durch die Tyrannei der Römer und Griechen ziemlich entvölkerten Boden und wurden Ackerbauer, Fellahs. Darum ist jetzt eine Eroberung Syriens von Aegypten aus leichter als in alter Zeit.

Chronik der Reisen.

Ausflug nach Polen.

1. Reise nach Krakau.

(Fortsetzung.)

Die Kapelle der Sigismunde, die schönste und merkwürdigste von allen, konnten wir leider nicht sehen, weil ein anderer Kirchendiener, der den Schlüssel zu derselben hat, jetzt nicht zugegen war. Sie enthält außer den Statuen der Sigismundischen Familie eine Anzahl von kleinen Gemälden, die äußerst schön seyn sollen, und ist besonders auch dadurch bekannt, daß die bedeutend hohe, kupferne Kuppel ganz mit Dukatengold belegt ist, was ihr, wenn die Sonne darauf scheint, einen blendenden Glanz gibt. Um diesen Glanz zu erhöhen, erboten sich vor einigen Jahren die industriösen Juden gegen eine namhafte Summe, die sie zahlen wollten, sie ein wenig zu reinigen und abzuschaben; doch wurde dieß artige Anerbieten abgeschlagen. Dieser Kapelle gegenüber findet sich das schöne Denkmal des Grafen Wladimir Potocki, von Thorwaldsen. Nur mit einem leichten, griechischen Untergewande bekleidet, die Linke am Schwerte, die Rechte an die Hüfte gestemmt, blickt der edle Pole, eine schöne männliche Gestalt, ruhig seitwärts, der Gefahr entgegen. Zu seinen Füßen liegen Helm und

Harnisch, und am Postamente *) steht der Genius mit der verlöschenden Fackel. Das Denkmal Kasimirs des Großen († 1370), des Gesezgebers von Polen, der Bauern **) und Städtebewohner gegen die Anmaßungen des Adels schüzte, Wohlstand und Bildung auf alle mögliche Weise zu fördern suchte, auch die Universität Krakau gründete, ist wie die meisten frühern Denkmäler aus rothem, heimischem Marmor gearbeitet. Er liegt auf dem Sarge, eine ehrwürdige Heldengestalt. Es folgt Johann Alberts († 1501) Denkmal, unter dem und dessen Nachfolger Alexander der Adel zuerst seine so verderbliche Uebermacht begründete. Hinter dem Hochaltare findet sich ein Denkmal des großen polnischen Heldenkönigs Johann Sobieski. Leider ließ der im Felde so große Mann zu Hause sich von seiner Gemahlin, einer ränkesüchtigen Französin, die ihm sein Leben in hohem Grade verbitterte, beherrschen. Ihr Porträt befindet sich hier neben dem seinigen, beide in Basrelief. Darunter ist, an dem Kenotaphium (dem zur Seite zwei Türken sizen, der eine gebunden, der andere sich im Ingrimm den Bart ausraufend), die Schlacht bei Wien in Basrelief dargestellt — das Ganze ohne allen Kunstwerth. Als Erinnerungen an den Sieg bei Wien finden sich auch in der Kirche mehrere den Türken abgenommene Tapeten, welche Darstellungen aus der mosaischen Geschichte enthalten. — Das Denkmal des Stephan Batory läßt uns den gewaltigen Mann noch bestimmt wieder erkennen, der gegen Rußland wie gegen den inländischen Adel sein Ansehen kräftig zu behaupten wußte.

Noch einen geweihten Ort besuchten wir, die Denkmäler im Sonterrain. Dieses war von Stanislaus Poniatowski zum künftigen Begräbnißorte der polnischen Könige bestimmt, aber er selbst ruht nicht darin, dagegen aber sein würdigerer Vetter Poniatowski und Kosciusko!

Das an die Kirche anstoßende, einst mit so großer Pracht geschmückte Schloß steht jezt verödet, und alles seines Schmuckes beraubt durch die Oesterreicher, die es, als Krakau ihnen anheim gefallen war, als Kaserne benuzten. Daß sie alle Zimmer ihrer Möbeln und Gemälde, und selbst größtentheils die Wände des Marmors und Porphyrs, womit sie bekleidet waren, beraubten, möchte man noch mit der Nothwendigkeit, allenfalls auch mit dem Rechte der Eroberung entschuldigen, aber daß sie die großen schönen Fenster fast ganz vermauerten, daß sie die noch zurückgelassenen marmornen Thürpfosten mit einem kalkartigen, äußerst festen Kitt überzogen, den man lange für unablösbar hielt, das deuten die Krakauer als Hohn und können es ihnen nicht vergeben.

Die Marienkirche ist nach der Schloßkirche die bedeutendste. In ihr ließ Kosciusko den 24 März 1794 die Konstitution vom 3 Mai 1791 wieder vorlesen und beschwören. Die Façade ist mit zwei Thürmen geziert, die man, so sagte man mir, von zwei mit einander wetteifernden Künstlern in verschiedenem Geschmacke erbauen ließ — eine barocke Idee, die jedoch in frühern Zeiten nicht sogar selten ist. Im Innern findet sich in der sogenannten deutschen Kapelle außer einem messingenen Denkmal eines alten Krakauers und seiner Gattin ein gutes, mit dem Jahre 1516 bezeichnetes Bild, in welchem ein Priester der Gemeinde die Verwandlung im Abendmahl darzuthun scheint. Die Fenster des Chors mit ihren alten Glasgemälden verdienten allerdings wohl, besonders in historischer Hinsicht, eine genauere Beachtung, wie schon Zöllner I. S. 322 bemerkt. Die Basreliefs und Gemälde des Chors sind nicht von Bedeutung.

Die im italienischen Styl erbaute St. Annenkirche macht von außen durch die Regelmäßigkeit der Bauart einen angenehmen Eindruck; das Innere ist mit Bei- und Schmuckwerk überladen. Sie enthält das Denkmal des Copernicus, von einem krakau'schen Künstler. Auf einem Postamente von schwarzem Marmor steht eine Urania, die mit ihrer Linken die Büste des Copernicus — ein Kopf voll Ausdruck und Würde — krönt; die Rechte hält einen Schild, auf dem der Schild des Sobieski und der Stier des Poniatowski, Sternbilder, denen er den Namen gab, dargestellt sind. Ein mit dem Zeichen des Thierkreises geschmücktes, breites Band hängt, gleich einem Wehrgehenk, über Brust und Schultern. Die Figur selbst ist etwas zu voll und der Kopf ausdruckslos. Zu Seiten der Büste des Copernicus finden sich eine Mondkugel und das Sonnensystem nach seinen Entdeckungen, über ihm eine Sonne mit den Worten der Schrift: Sta sol, ne moveare! Am Postamente ist folgende Inschrift: Sapere auso!

Nicolaus Copernicus,
Patriae, Urbis, Universitatis Decus, Honor, Gloria.

Das Ganze ist, mit Ausnahme des Postamentes, von Bronce, und ein neuer Beleg für die oben gemachte Bemerkung, daß die polnischen Künstler sich, wenn auch nicht immer durch treffliche Ausführung, doch durch sinnige Erfindung auszeichneten. Außerdem gibt es zwar noch manche hübsche freundliche (wie z. B. die Bernhardinerkirche), *) aber keine durch ihren Bau oder ächte Kunstwerke ausgezeichnete Kirche.

Nachmittags fuhren wir in Gesellschaft des Herrn Kaufmann L., an den wir empfohlen waren und der uns äußerst zuvorkommend behandelte, nach dem etwa ¾ Stunden von der Stadt entfernten, südwestlich von ihr gelegenen Kosciuskoberg. Es ist dieß ein auf dem Rücken des Bronislawaberges von den Krakauern ihrem gefeierten Helden und Landsmann aufgeführter, 120 Fuß hoher Schneckenberg, ein Denkmal, worauf die Krakauer stolz sind, und welches in der That sie selbst, wie ihren Helden, ehrt, da sie, ohne Unterschied des Standes, mit fast beispiellosem Eifer daran arbeiteten. Im Innern desselben hat man die darauf bezüglichen Dokumente mit Münzen jener Zeit niedergelegt, damit bei etwaiger Ausgrabung oder Zerstörung später Jahrhunderten der Sinn des großartigen Denkmals der Vaterlandsliebe nicht verborgen bleibe. Weithin ist der ziemlich steil sich erhebende Berg sichtbar, von dessen Gipfel man eine herrliche Aussicht in die Ebene von Krakau und nach den fernen Karpathen genießt.

(Schluß folgt.)

*) Die Basreliefs daran sind nicht von Thorwaldsen.

**) Er hat deßhalb auch den ehrenden Beinamen des Bauernkönigs erhalten. Leider wurde aber auch Polen durch ihn ein Wahlreich.

*) In ihr findet sich der von Zöllner I. S. 333 beschriebene Todtentanz.

Vermischte Nachrichten.

Unter den Bewohnern der Azoren herrscht eine anscheinlich nur diesen Inseln eigene Gewohnheit. Sie wählen nämlich alljährlich in jeder Pfarrei am heiligen Pfingstfeste einen Chef, dem sie den Titel Kaiser beilegen, oder vielmehr eine gewisse Anzahl, die von den übrigen ernannt wird, zieht in der Kirche dieser Ehre wegen das Loos, wo dann der Glückliche von dem Priester mit einer kleinen silbernen Krone gekrönt wird, und zugleich auch ein Scepter erhält — beides, Krone und Scepter, wird vorher feierlich eingeweiht. Sind die Ceremonie und die damit verknüpften kirchlichen Verrichtungen zu Ende, so zieht sich der Imperador, umringt von einer Menge seiner Genossen, die seinen Pfad mit Blumen bestreuen und dafür durch das Schwingen seines geweihten Scepters einen allgemeinen Segen empfangen, zurück. Er begibt sich dann zu einem kleinen offenen steinernen, in jeder Pfarrei eigens zu diesem Zwecke errichteten Gebäude, O teatro do Imperador genannt; hier sizt er in all seinem Staat, umringt von seinen Freunden an einer Tafel, und empfängt die aus Brod, Wein, Geflügel und Fleisch bestehenden Geschenke der Frommen, welche Abends sorgfältig an die Armen vertheilt werden. Hierauf zieht sich der Imperador mit seinen Freunden in seine eigene Wohnung zurück, die vorher gereinigt, weiß gewaschen und mit Guirlanden verziert ward, wo sie sich mit Schmausen, ländlichen Spielen, Singen unter Begleitung der Geige und Tanzen bis in die späte Nacht belustigen. Diese Ceremonie dauert sieben Wochen lang jeden Sonntag, und nichts läßt sich dem Wetteifer vergleichen, den die niedern Klassen, die bei dieser Gelegenheit Mitbewerber sind, an den Tag legen; nicht selten verpfänden oder verkaufen sie ihre ganze Habseligkeit, um Gastfreundschaft üben zu können, indem sie während der Zeit ihrer Herrschaft offenes Haus für die Freunde ihres Cirkels halten. Nach Ablauf der sieben Wochen werden Krone und Scepter auf einer silbernen Platte in der Pfarrkirche bis zur folgenden Feier des Festes wieder hinterlegt.

*

Eine Ader von reichem Silbererz wurde in der Mine Vizcaina, einer der Minen von Real del Monte, nahe bei Pachuco, in der Intendanz Neu-Mexiko, aufgefunden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 3. — 3 Januar 1835.

Eine Zusammenkunft mit dem Kafferhäuptling Islambi.

Der Name des Kafferhäuptlings Islambi, J'Sambi, oder Lhambi (die Rechtschreibung ist noch unbestimmt), kommt fast in jedem Schriftsteller vor, der über die Kapkolonie geschrieben hat. Von mehrern wilden Stämmen als Fürst anerkannt, ein Erbfeind der Kolonisten, ein gefürchteter Krieger in seiner Jugend, ein unerschütterlicher Geist in höhern Jahren, hat er sich an der östlichen Gränze der englischen Besitzungen in Afrika einen Namen gemacht, der alle die Achtung verdient, die man einem entschlossenen Muth und überlegenen Talent auch dann nicht versagt, wenn man sie unter uncivilisirten Menschen findet. Seit dem Ende der Operation des Obristlieutenants Wiltshire gegen diesen Kafferhäuptling, im Jahre 1819, bis zum Ablauf des Jahrs 1824, folgte sich eine fast ununterbrochene Reihe von Gränzüberfällen, Mordthaten, Räubereien und Repressalien, die den Wilden nicht minder lästig fielen als den Kolonisten. Der Kommandant in der Kafferei beschloß daher einen Versuch zu Abstellung dieser Uebel zu wagen, und zwar nicht durch einen oft unternommenen, aber stets fehlgeschlagenen Vernichtungskrieg, sondern durch eine friedliche Unterhandlung mit den Häuptlingen der Gränzbewohner, um diese dahin zu vermögen, den räuberischen Einfällen ihrer Untergebenen zu steuern, und so den Gewaltmaßregeln, die man eine Reihe von Jahren anzuwenden genöthigt gewesen war, endlich einmal ein Ende zu machen. Zu diesem Zweck wurde Islambi eingeladen, die Zeit zu einer freundschaftlichen Unterredung mit dem Kommandanten zu bestimmen, und als dieß geschehen war, wurden die nöthigen Vorbereitungen getroffen.

Eine Eskorte von vier Abtheilungen der in Grahamstown liegenden Truppen erhielt Befehl nach dem großen Fischfluß vorzurücken, wo bald darauf ungefähr 200 bewaffnete Boers oder Bauern zu ihnen stießen. Diese Boers sind so zu sagen die Kosaken des Landes, bei denen die Gränztruppen, besonders wenn es ihnen an Kavallerie fehlt, stets bereitwillige Unterstützung finden. Man kann sich keinen wilderen Anblick denken, als eine Abtheilung solcher für den Militärdienst oder zu Vertilgung reißender Thiere aufgebotenen Boers. Eine kurze Jacke von Tuch, lange lederne Beinkleider und Schuhe oder Sandalen von ungegerbten Fellen, sind ihre gewöhnliche Tracht, wozu noch ein großer, zuweilen mit einer Straußenfeder geschmückter Scheibenhut kömmt. Um die Mitte tragen sie einen breiten Gürtel mit einer ledernen Tasche für Kugeln, und von der linken Schulter hängt eine Art Pulverhorn herab, aus dem zierlich rückwärts gebogenen Horn des Gnu oder der afrikanischen Antilope verfertigt. Sie reiten die kleinen muthigen Pferde der Kolonie, die von ganz unglaublicher Ausdauer sind. Jeder Boer hat einen kleinen berittenen Schwarzen bei sich, der seines Herrn Waffen trägt, nämlich eine Flinte von wahrhaft entsetzlicher Länge und einer so ungeheuern Schwere, daß man kaum begreifen kann, wie der arme kleine Waffenträger im Stande ist, sie nur fortzubringen und noch dabei sein dürres Roß zu lenken, das noch überdieß mit einem Mantel, einer Decke und andern Geräthschaften für des Herrn Bequemlichkeit bepackt ist. Ein solcher Agter Rupter (dieß ist der Name dieser Waffenträger) ist oft das gefangen genommene Kind irgend eines Buschmannes, der sein Leben bei einem Gränzgefecht verlor. Vor dem Feind oder auf der Jagd trägt der Boer sein plumpes Gewehr, mit dem er jedoch nur selten fehlt, selbst. Ob diese Boers wirklich vor dem Feind aushalten, ist oft in Frage gestellt worden, allein für Streifzüge und Eskorten hat man sie stets sehr nützlich und als eine zweckmäßige Zugabe zu den Gränzregimentern der Kolonie gefunden.

Die ganze versammelte Streitmacht begab sich jetzt nach dem Ort der Zusammenkunft, am linken Ufer des Keis-Kamma. Der Keisifluß, oder wie er auch zuweilen genannt wird, der Keis-Kamma, kömmt aus den Büffelgebirgen herab, vereinigt sich ein wenig oberhalb des Forts Wiltshire mit dem Chumiefluß und setzt dann gleich dem großen Fischfluß und fast allen den übrigen kleinen Flüssen, welche der schmelzende Schnee des mächtigen Winterbergs nährt, seinen Lauf nach Süden bis ins Meer fort.

Von dem Zusammenfluß des Keis-Kamma mit dem Chumie an, bildet der Fluß die Gränze der Kolonie, obschon man mehrern freundschaftlich gesinnten Kafferstämmen in neuerer Zeit große Weideplätze am rechten Ufer des Keisi überlassen hat. Zur Zeit dieser Zusammenkunft aber war das ganze Land, von den Ufern des großen Fischflusses bis zu denen des Keisi, ohne Herren, und wurde deßhalb das „neutrale Gebiet" genannt.

Auf diesen schönen Triften weideten damals zahllose Heerden von Gazellen aller Art und die entwurzelten Mimosen zeigten den Weg an, den die Elephanten bei ihren nächtlichen Spaziergängen verfolgt hatten. Die Truppen stiegen über rauhe Abhänge bis zu der Stelle hinab, wo der Keisi seine waldigen und mit steilen Felsen besetzten Ufer verläßt und sich um eine kleine mit üppigem Grün bedeckte Ebene windet, auf der sie ihr Lager aufschlugen.

(Fortsetzung folgt.)

Mexikanisches Allerlei.

Stiergefechte.

(Fortsetzung.)

Bisweilen sieht man gleich bei der Eröffnung des Schauspiels mitten auf der Arena eine aus dünnem Lattenwerk lose zusammengezimmerte grün angestrichene Laube, etwa 30 Fuß im Umfange auf 20 Fuß Höhe. Oben auf ihrem Gipfel sind seidene Bänder, baumwollene Jacken, wollene Mäntel, Strohhüte und andere Ingredienzien der Volkstracht in ziemlicher Menge befestigt: und man merkt gleich, daß es auf eine Prämienkonkurrenz für den Pöbel abgesehen ist. Gewöhnlich in der Mitte des Schauspiels, wenn der dritte oder vierte Stier von den Picadoren entlassen und durch einige von den Toreadoren ihm angeheftete Feuerwerke in die höchste Wuth versetzt wurde, ertönt das Signal zur Plünderung der Laube, und augenblicklich stürzen ein paar hundert Leperos, nackend bis auf kurze braunlederne Beinkleider und den überm Arme hängenden Mantel (sarape) durch die größten Schranken, mit barbarischem Jubelgeschrei auf den Kampfplatz. Der Stier stutzt anfangs vor dem unerwarteten zahlreichen Besuch, fährt aber bald wüthend dazwischen, nimmt einen oder ein Paar Kerls oder Jungens auf die Hörner, und schleudert sie hoch in die Luft: die meisten wissen ihm jedoch geschickt auszuweichen, durch ihre ihm über den Kopf geworfenen Mäntel zur rechten Zeit ihn zu verwirren und zu blenden. Alle stürmen auf die Laube zu, welche bald von einer größern Anzahl erklettert ist, als das lockere Gerüst tragen zu können scheint. Die zuerst Hinaufkommenden schlagen und reißen sich nun, unter einander und mit den Nachdrängenden, um die ausgehängten Preise. Während dem rennt der Stier gewöhnlich mit solcher Gewalt gegen den untern Theil der Laube, daß dieselbe theilweise zusammenbricht: zwanzig Balgende stürzen herunter, und man glaubt sie müßten sämmtlich umkommen durch Sturz oder Stier; aber im Nu sind sie alle wieder auf den Beinen, und balgen sich fort. Dieses von rasendem Tumult, Geschrei und Beifallklatschen resp. des kämpfenden und zuschauenden Publikums begleitete Intermezzo gewährt in der That ein wild lebendiges, höchst pittoreskes Schauspiel. Erheblich beschädigt wird selten Jemand, so gefährlich auch die Sache aussieht. Bisweilen ist statt der Laube bloß ein runder glatter mit Oel oder Seife schlüpfrig gemachter Pfahl aufgerichtet, welchen die Bewerber um die auf der äußersten Spitze flatternden Preise, NB. ganz nackend, mit sehr winzigem Feigenblatt, erklimmen müssen. Was unsere Damen dazu sagen würden, lasse ich dahin gestellt seyn, lobe aber die Bravour der schönen Mexikanerinnen. Der Pfahl ist manchmal von oben bis auf dreiviertel seiner Höhe mit Klimmenden bedeckt; versagen dem obersten die Kräfte, so reißt er gewöhnlich im Herabrutschen alle Nachfolger mit sich fort: sie purzeln dann an der Erde übereinander, schelten und prügeln sich, bis vom anrennenden Stier auseinander gejagt, oder eine neue Kletterei beginnend. Gelang es aber etwa Einem bei solcher allgemeinen Katastrophe fest am glatten Baume zu halten, die herabgleitenden Vordermänner mittelst gehöriger Nachhülfe über sich wegpurzeln zu machen, dann vorwärts zu klimmen, und den Preis zu erobern, so lohnt ihn, außer dem Gewinne noch, ein Donner von geklatschtem und gebrülltem Beifall. Später kömmt es jedoch zwischen ihm und den leer ausgegangenen Kameraden nicht selten zu Messerstichen, und es begibt sich wohl, daß er am nächsten Morgen, eine zur Schau gestellte Leiche, vor dem Palastthore oder an der Acordada *) liegt! — Nach beendigten Intermezzos werden dann der darin figurirende Bulle, und seine dem Tode sonst noch geweihten Brüder in gewöhnlicher Art hingerichtet.

Mit mancherlei drolligen Varietäten erfolgt häufig, nach Beendigung des eigentlichen blutigen Gefechts, der Lustkampf des „embolado," d. h. eines gewöhnlich noch jungen, aber muntern Stiers, dem man die Hörnerspitzen mit leichten glatten Kugeln maskirt hat, um absolute Lebensgefährlichkeit seiner Stöße abzuwenden. Als Gegner schickt man ihm entweder zahlreiche Dilettanten aus der Leperosklasse auf den Platz, ohne alle Angriffs- oder Vertheidigungswaffe außer dem Mantel, oder auch ein Dutzend Esel oder Ziegenböcke, denen man Reiterpuppen in halber Lebensgröße aufgebunden, und diese mit allerlei Feuerwerk gefüllt hat, welches durch daranhängende Lunten successiv entzündet, dem angreifenden Stier um die Ohren knallt, zum großen Entsetzen für ihn wie für die langohrigen oder langbärtigen Träger. Die Kühnheit und Geschicklichkeit der Leperos in solchen Kämpfen ist groß, wird aber auch kategorisch vom Publikum gefordert. Denn wenn Einer das Mißgeschik hat vom Stier auf die Hörner genommen und hoch emporgeschleudert zu werden, so kann er, noch in der Luft schwebend, und ungewiß ob er den Sturz überleben werde, auf unbarmherziges Auspfeifen rechnen. Springt er jedoch, nach dem Falle, rasch wieder auf, und setzt, wenn auch hinkend, den Kampf fort, so wird er dann wieder durch Bravoruf und Beifallklatschen entschädigt. Rasend applaudiren sah ich einen kecken jungen Burschen, der vom Stier lebhaft verfolgt, ihm selbst auf den Rücken sprang, und auf ihm herumgaloppirend, nun seine Kameraden hetzte. Bei weitem ergötzlicher und wirklich von ultrakomischem Effekt sind aber die grotesken Sprünge und Gebärden der Esel und Ziegenböcke, wenn geängstigt durch Stier oder Feuerwerk; ganz besonders ihre verzweiflungsvollen Gesichter, wenn sie von den Hör-

*) Das öffentliche Kriminalgefängniß, neben welchem eine Anstalt, nach Art der pariser Morgue, zur Ausstellung gefundener unbekannter Leichname eingerichtet ward, die man früher auf dem Palastplatze niederzulegen pflegte.

nern des übermächtigen Feindes durch die Luft fliegen! Uebrigens ist bei dieser Posse die Explosion des in den Reiterpuppen verborgenen Feuerwerks nicht ohne Gefahr für die Zuschauer; häufig fliegen die Schwärmer zwischen sie, und ich habe es zweimal erlebt, daß Frauenzimmer, mit versengten Kleidern und Leibern, ohnmächtig hinausgetragen werden mußten.

Die moralisch-politische Seite dieses Volksschauspiels ward schon so vielfach besprochen, daß es überflüssig wäre, nochmals in solche Erörterungen einzugehen. Kurz qualifizirt, möchte ich es ein auf den Tiers-Etat berechnetes Feudal-Institut zur Ausbildung ritterlicher Fertigkeiten nennen, jener Zeitperiode angehörig, wo die Chevalerie ihren eigenthümlichen Kulminationspunkt bereits überschritten hatte, und schon etwas sich zu verpöbeln (encanailliren) begann. Es mag seiner Zeit angemessen gewesen seyn, wenn gleich damals schon als ein Symptom einer sinkenden und einer neuerstehenden sich darstellend. Daß es in die moderne Civilisation noch passe, kann wohl nur von Solchen behauptet werden, welche ihren Gang, ihre unverkennbare Tendenz zur Erhebung geistiger Kräfte und Mittel über die rein physischen gehemmt, wo möglich zurückgedrängt wünschen, und für diesen Zweck alle Mittel willkommen heißen.

Chronik der Reisen.

Ausflug nach Polen.

1. Reise nach Krakau.

(Schluß.)

Am folgenden Morgen fuhren wir nach Wieliczka. Nach Tische wurde uns durch die freundliche Verwendung eines in Krakau ansässigen deutschen Malers die Erlaubniß zu Theil, die Galerie des verstorbenen Grafen Potocki, des Besitzers von Krzesowice, zu sehen. Sie enthält viele schätzbare und einige treffliche Gemälde. Nur wenige derselben führe ich an. Ein schönes Porträt eines jungen Mannes von kriegerischem Anblick, wenn die Erinnerung mich nicht täuscht, eine Kopie des in der Galerie Borghese in Rom befindlichen Cäsare Borgia von Raphael. Mehrere schöne Thierstücke und Landschaften. Im zweiten Zimmer findet sich ein Meisterwerk des trefflichen Giorgione, das vollendetste Stück der ganzen Sammlung. Es ist ein Kniestück, welches den Abschied eines jungen Mannes von seiner Geliebten darstellt. Wehmüthig schmiegt sie sich an ihn, Thränen scheinen eben ihrem Auge entquellen zu wollen; er ist ruhiger und weniger ausdrucksvoll. Das Inkarnat des durch hohe Schönheit ausgezeichneten Mädchens ist an Wahrheit und Zartheit der Schattirung unübertrefflich; eben so schön ist ihr goldnes Haar, und das Tuch, welches dieses zum Theil umschließt. Des jungen Mannes Gesicht ist von der Sonne gebräunt und kontrastirt stark gegen ihren blendenden Teint; aus dem verhältnißmäßig starken Dunkel desselben treten aber bei längerer Betrachtung seine Gesichtszüge immer bestimmter hervor. Wollte man an dem trefflichen Bilde den Kritiker spielen, so könnte man hinzufügen, daß ihre Hand und ihr Unterarm, der im Verhältnisse zu jener wohl etwas zu dick ist, nicht ganz richtig gezeichnet seyn dürften,*) aber das hindert nicht, daß man von den übrigen Bildern des Zimmers immer wieder zu diesem zurückgezogen wird. Im folgenden Saale zog besonders ein Werk, das von dem uns herumführenden Diener als ein Werk irgend eines Schülers des Raphael bezeichnet wurde, meine vollste Aufmerksamkeit auf sich. Während man nämlich nur zu oft bei Gemälden, die mit großer Zuversichtlichkeit für Werke Raphaels ausgegeben werden, zu zweifeln veranlaßt wird, so widerfuhr mir hier das Gegentheil: ich fühlte mich stark versucht, in jenem Bilde ein Werk des Meisters selbst zu erkennen. Der Gegenstand desselben ist folgender: Auf dem Schoße der jugendlich schönen Madonna, die innerlich beseligt herniederblickt, sitzt das Jesuskind und belehrt, mit der Rechten zum Himmel deutend, den kleinen, kindlich frommen Johannes, der die Hände über die Brust gefaltet und aufmerksam emporblickend vor ihm steht. Vortrefflich ist wie Alles in dem kleinen Bilde, so auch der Ausdruck in dem Kopfe des göttlichen Kindes, — kurz, Erfindung sowohl als Ausdruck schien mir des großen Meisters eben so würdig, als die Ausführung, die in die Zeit seines ersten Aufenthaltes in Florenz oder seiner Rückkehr nach Urbino, wo er von der Nachahmung des Pietro sich schon losgerungen hatte, fallen dürfte. Das Inkarnat ist nicht mehr gelblich, sondern mehr bräunlich, das rothe Kleid und das blaugraue Gewand sind oben, ganz wie sonst bei Raphael, mit Goldfäden gestickt; die den Hintergrund bildende Landschaft schien mir durch ihre höchst einfache Erfindung, ihre wenigen sehr leicht belaubten Bäume und ihren bräunlichen Ton ebenfalls den Werken Raphaels aus jener Zeit zu entsprechen. Sollte es vielleicht eine der beiden in Urbino für Guidobaldo da Montefeltro gemalten Madonnen seyn, die man jetzt nicht mehr bestimmt nachzuweisen vermag?*) Möchte bald ein gründlicher Kenner des Raphael das Bild genauer prüfen können, als es mir, zumal bei der Kürze der Zeit, vergönnt war. In demselben Zimmer findet sich ein zweiter Giorgione, der außer mehrern andern Figuren eine halb entblößte, liegende weibliche Gestalt enthält, deren Inkarnat mit äußerster Zartheit behandelt ist. Das Bild hängt etwas hoch, doch schien die Färbung wohl des Giorgione würdig. Ein schöner Bellini. Maria mit dem Kinde, ihr zur Seite die heilige Magdalena, deren Kopf besonders durch die liebliche Fülle des Gesichtes und hohe Schönheit eines Giorgione oder Titian nicht unwürdig schien; auf der andern Seite steht die heilige Elisabeth mit dem kleinen Johannes, den sie auf einem Tische eben ihrer Hand entgleiten läßt, besorgt ihn hütend, daß er nicht falle. Es ist ein Kniestück. Außerdem befanden sich noch mehrere Guercinos und einige schätzbare Gemälde neuerer Maler (z. B. ein gutes Schlachtstück, Napoleon in Aegypten, das Porträt einer sehr schönen polnischen Dame u. s. w.) in der Sammlung. Am andern Morgen früh reiste ich mit einem französisch sprechenden Polen, dessen Gesellschaft ich jedoch sehr gern entbehrt hätte, auf dem unbedeckten Postwäglein nach dem Königreiche Polen.

*) Verzeichnungen ähnlicher Art sind bekanntlich in den Werken venetianischer Künstler nicht so gar selten. — Uebrigens kann man mit Recht auch auf diese Köpfe anwenden, was Vasari (venetian. Ausg. VII. S. 48) von zwei andern Köpfen des Giorgione sagt: Non si può veder in due teste nè migliori macchie di color di carne, nè piu bella tinta di ombre.

*) S. Vasari VII. S. 193 und Rumohr: Italienische Forschungen III. S. 7.

Literarische Notizen.

Am 6 December wurde wieder die erste allgemeine Versammlung der königlich asiatischen Gesellschaft gehalten, in welcher eine Mittheilung von einem Herrn Taylor „über den jetzigen Stand und die künftigen Aussichten der orientalischen Literatur" vorgelesen wurde. Der Verfasser verbreitet sich namentlich weitläufig über die Vortheile und die Wichtigkeit der orientalischen Literatur für England wegen Ostindien und der ausgedehnten Handelsverhältnisse mit dem Osten überhaupt. Er zeigte, wie viel geschehen, und wie viel mehr noch zu thun übrig sey hinsichtlich der Geographie, Statistik und Naturgeschichte der Länder, mit denen England in Verbindung stehe, und erklärte, wenn die Wichtigkeit der königlich asiatischen Gesellschaft vollständig erkannt würde, so würde jeder Seehafen eine Tochtergesellschaft und jedes Komptoir ein Mitglied derselben enthalten.

*

In einer der letzten Sitzungen der geographischen Gesellschaft wurde ein ziemlich langes Memoire von einem Herrn Douglas vorgelesen, der vor einigen Jahren nach den Sandwichinseln ging, um die dortige Flora genau zu untersuchen. Er machte unter Anderem viele Ausflüge nach den dortigen Vulkanen, deren Geräusch, wie er sich ausdrückt, das aller Dampfmaschinen in der Welt zusammengenommen übertreffe.

Reisen und Länderbeschreibungen
der ältern und neuesten Zeit,
eine Sammlung
der interessantesten Werke über Länder- und Staaten-Kunde, Geographie und Statistik.

Mit Karten.

Als Erweiterung des Planes

des **Auslandes.**

Herausgegeben von

Dr. E. Widenmann, Redakteur des Auslandes, und **Dr. H. Hauff**, Redakteur des Morgenblattes.

Mit jedem Tage wird die Verbindung der Völker inniger und erweitert sich über ehemalige Gränzen bis zu den entferntesten Punkten der Erde. Dem Handel, der diese Bande zuerst geknüpft, und der, wenn er den materiellen Interessen diente, zugleich die Entwicklung geistiger Kräfte förderte, kommt jetzt eine allgemein verbreitete Lektüre zu Hülfe, die über den beschränkten Raum unserer Heimath hinaus in das unermeßliche Völkerleben blicken läßt und eine bunte Reihe fremder, überraschender Erscheinungen aus der physischen, wie aus der sittlichen Welt an uns vorüberführt.

Reisebeschreibungen und Schilderungen des Zustandes fremder Länder und Völker, ihres geistigen, politischen und sittlichen Lebens, galten stets nicht bloß für eine interessante und unterhaltende, sondern auch für eine nützliche und lehrreiche Lektüre. Mit dem Kreise unsres Wissens, mit der Erweiterung unsrer Bildung hat sich aber auch die Art der Reisebeschreibungen geändert; der Blick der Reisenden ist heller geworden, und man hat von einem allgemeinern menschlichen Standpunkt die Verhältnisse und Sitten fremder Länder und Völker auffassen gelernt. In dieser Beziehung dürfte daher als Erweiterung des Fachwerkes des **Auslandes** ein neues Magazin der Reisen bei dem in dieser Hinsicht sich immer mehr erweiternden Stoffe und der Oede des jetzigen litterarischen Treibens ein zeitgemäßes Unternehmen seyn, dem es an Erfolg, wenn anders die Leitung dem Zwecke entspricht, nicht fehlen wird. Dem positiven Geiste unsrer Zeit, der die Schale leerer Theorie immer mehr abzustreifen sucht, entspricht eine Sammlung von Schriften, welche dem aufmerksamen Beobachter politischer Verhältnisse ein Bild des inneren Zerwürfnisses auswärtiger Staaten, dem philosophischen Forscher eine Schilderung des geistigen und sittlichen Zustandes fremder Völker darbietet, und so bei dem erstern den Stachel politischen Hasses abstumpft, dem zweiten durch Enthüllung neuer Seiten der menschlichen Geistes-Thätigkeit das Gebiet seiner Untersuchung erweitert.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, ist das Studium der Geographie und Völkerkunde eine eben so gesunde Geistesnahrung, als die Geschichte, mit der sie Hand in Hand gehen. Diese Sammlung von Reisen und Länder-Beschreibungen soll darum keineswegs sich auf außereuropäische Länder beschränken, sondern auch Europa nicht außer Acht lassen; ebensowenig soll sie bloß das Neueste über fremde Welttheile mitzutheilen suchen, sondern auch einzelne ältere Werke bearbeiten oder wiedergeben, die weniger allgemein bekannt sind, und doch in der Geschichte des geographischen Wissens einen bedeutenden Rang einnehmen. Ueber Europa selbst darf freilich nur das Neueste, oder wenn es nicht ganz das Neueste berührt, nur Originalwerke gegeben werden, über die andern Welttheile aber, die uns noch so viele unerforschte Gegenden darbieten, die zum Theil in älterer Zeit genauer, als in den letzten Decennien untersucht wurden, wie dieß namentlich hinsichtlich Afrika's und Amerika's von Portugiesen und Spaniern geschah, wird gewiß auch das Aeltere, das sich nach einer solchen Reihe von Jahren immer noch als das Beste bewährt hat, seine Leser finden.

In demselben Verhältnisse, als man nach und nach die Bewegungen der Menschheit aus immer höherem Standpunkte betrachten gelernt hat, macht die Naturforschung in allen ihren Fächern und auf allen Punkten bedeutende Fortschritte; die Berührungspunkte zwischen Naturgeschichte und Menschengeschichte werden immer häufiger und fruchtbarer, und Naturkenntniß ist ein nothwendiges Element im Ideenkreise des Gebildeten geworden. Unser Unternehmen wird daher, neben dem Material für Geographie, Völker und Staatenkunde, die neuesten Entdeckungen und Berichtigungen, so wie geistreiche Schilderungen aus dem ganzen Umfang der Naturwissenschaften fleißig berücksichtigen. Im Allgemeinen werden die Herausgeber darauf bedacht seyn, keine bedeutende neuere Erscheinung im Fache der Reisen ganz zu übergehen. Wenn sie gleich mit ihren besten Kräften bemüht seyn wollen, den fremden Stoff in der würdigsten Form zu geben, so dürfte doch dem Publikum die Anzeige willkommen seyn, daß verschiedene bedeutende Original-Arbeiten **deutscher** Reisenden bereits in ihren Händen sind.

Der vorliegende, immer reicher werdende Stoff, welchem der enge Rahmen eines Tagblattes nicht mehr genügt, führte auf den Gedanken, dem Plane des, mit vielseitigem Beifall aufgenommenen Auslandes eine passende Erweiterung durch diese Sammlung von Reisen und Länderbeschreibungen zu geben. Je nachdem nun dieser Stoff sich häuft, werden häufiger oder seltener, immer aber nur zwanglose Bändchen ihn zu veröffentlichen bemüht seyn, deren Preis wegen der artistischen Beigaben im Voraus nicht bestimmt werden kann, welcher aber möglichst niedrig gehalten werden soll.

Neben dem allgemeinen Titel der Sammlung, werden dieselben immer auch noch einen speciellen erhalten und unter demselben auch einzeln verkauft werden.

Die ersten zur Veröffentlichung bestimmten und eben in Arbeit befindlichen Werke sind:

1. **Uebersetzungen.** Burnes Reise nach Bokhara, mit einer Karte.
2. **Original-Werke.** a) Irland's gegenwärtiger Zustand.
   b) Algier wie es ist.
   c) Briefe in die Heimath geschrieben während einer Reise über Frankreich, England und Nordamerika nach Mexiko.

Die Redakteure: Dr. **E. Widenmann.** Dr. **H. Hauff.**

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 4. 4 Januar 1835.

Wanderungen eines Naturforschers im indischen Archipelagus.

Holländische Politik in den Molukken.

Unter dem obigen Titel ist vor einiger Zeit ein Werk von Dr. Bennet in London erschienen (Wanderings by Bennet. 1832. 2 vol.) Der Verfasser besuchte in den Jahren 1832—34 in Zwischenräumen, welche ihm seine offizielle Stellung ließ, die englischen Kolonien in Australien, sodann Java und China, sein Hauptaugenmerk war auf Naturgeschichte gerichtet, namentlich auf Zoologie und die Gewohnheiten der Thiere; er gibt aber zugleich Skizzen von dem gegenwärtigen politischen und kommerziellen Zustand dieser Länder, von denen einige ausführlichere Erwähnung verdienen. Er besuchte Batavia im Januar 1833, wo er folgende Bekanntschaft machte: „Ich bemerkte im Billiardsaal unseres Gasthofs einen Javanesen von kleiner Statur, aber stark gebaut, mit einem edeln, intelligenten Gesicht, sein Betragen war frei und ungezwungen, aber keineswegs unangenehm; er war von einem jungen Menschen (seinem Schwager) begleitet. Dieser Mann war der berühmte Chef Santot, oder mit seinem angenommenen und bekannteren Namen, Ali Bassa. Er war einer der Anführer der Rebellen in dem letzten Aufstand der Javanesen unter Diepo Negoro, und sein Uebergang zu den Holländern war eine der Hauptursachen der glücklichen Beendigung des Krieges. Seit dieser Zeit steht er mit dem Rang eines Obersten in holländischen Diensten, hatte ein Kommando von 800 Mann eingeborner Truppen, und war kürzlich nach Padang in Sumatra geschickt worden, wo die Holländer große Anstrengungen machten, sich die Eingebornen zu unterwerfen. Er trug weiße Hosen, eine Weste, einen blauen Ueberrock mit vergoldeten Knöpfen und einen Turban auf javanesische Art; sein Schwager war ganz blau gekleidet. Sein intelligentes Gesicht war sehr auffallend.

„Wie ich schon gesagt habe, war er einer der Anführer der aufgestandenen Javanesen, und hatte alle seine Kräfte aufgeboten, die Unterdrücker seiner Nation zu vertreiben, und dieß war nahe daran zu gelingen, als er einen Lieutenant (jetzt Hauptmann) de l'Eau angriff, der mit einer Besatzung von nur zwanzig Europäern eine kleine Festung im Innern der Insel vertheidigte. Ali Bassa machte einen Angriff mit einer bedeutenden Truppenmasse, verlor dabei fünfzig Mann, und schickte nun eine Botschaft an de l'Eau, daß wenn dieser allein zu ihm herauskommen wolle, er die Bedingungen seiner Ergebung an die Holländer angeben werde. Der holländische Lieutenant hatte den Muth es einzugehen, und fand Ali Bassa auf einer Matte sitzend, auf welche er eingeladen wurde sich auch niederzulassen. Die Konferenz endigte mit dem Ergeben von Ali Bassa unter der Bedingung, daß er nicht enthauptet werde.

„Nachdem er in holländische Dienste getreten war, wurde er mit dem Regiment javanesischer Truppen, das er kommandirte, nach Sumatra geschickt, wurde aber bald dem holländischen Residenten geheimer Korrespondenz mit dem Feinde verdächtig, und von diesem durch List nach Batavia geschickt. Er stand nämlich in einiger Entfernung von Padang mit seinen Truppen, und da ihn die Eingebornen zu der Zeit, da sie die europäischen Truppen überfielen, nicht angriffen, so vermutheten die Holländer in Padang, daß er vorher von dem Plane, die europäischen Truppen zu vernichten, Nachricht gehabt habe. Der Resident wagte nicht ihn direkt anzuklagen, und verlangte von ihm, daß er nach Java zurückkehre, da ihn der Generalgouverneur über einen Plan neue Truppen zur Unterjochung von Sumatra herbeizubringen, zu Rathe ziehen wolle. Unter diesem Vorwand ließ er sich auf dem holländischen Corsaren, Circe, einschiffen, und wurde bei seiner Ankunft in Batavia von dem Residenten und einer Wache von Kavallerie empfangen; der Wagen des Gouverneurs wartete auf ihn, und während er glaubte, daß er zur Audienz fahre, wurde er in das geheime Gefängniß gebracht, und in ein Gewölbe geworfen, wo er mehrere Tage blieb, ohne zu wissen, wessen er angeklagt sey, und ohne daß seine Freunde Erlaubniß hatten ihn zu besuchen. Nachher wurde er befreit, da man dem Generalgouverneur vorgestellt hatte, daß der Resident von Padang getäuscht worden sey. Er soll jetzt wieder nach Sumatra zurückkehren.

„Sein Schwager, der ihn begleitete, wäre beinahe ein Opfer der Disziplin geworden, die er unter seinen Truppen während des Aufstandes erhielt. Er hatte Hahnenkämpfe und jedes andere Spiel im Lager verboten, fand jedoch bei einer Runde, die er im Lager machte, daß sein Schwager und mehrere Offiziere sich gerade damit erlustigten. Er verurtheilte sie sogleich zum

4

Tode, drei wurden auf der Stelle erschossen, und sein Schwager dadurch gerettet, daß ihm die Kugel nur den Turban abriß, und ihn leicht am Kopfe verwundete, worauf er ihm das Leben schenkte. Er ist ein vortrefflicher Reiter; seine Truppen bestehen in Kavallerie und Infanterie, und besonders jene soll ein sehr schönes Korps bilden, sie ist auf mohammedanische Art gebildet, mit Lanzen, Säbeln, Karabinern und Pistolen bewaffnet; das ganze Korps beträgt etwa 5000 Mann. Er ist nicht von einer adeligen Familie, aber er hat sich durch seine Talente zum Range eines javanesischen Prinzen erhoben. In der holländischen Armee hat er den Rang und den Sold eines Obersten. Ich sah einen Theil seiner Infanterie, die schöne Truppen bildet, mit grünem Turban, blauen Uniformen, und Gürteln um den Leib.

Die Erpressungen der Holländer haben eher zu- als abgenommen, troß aller Erfahrung die sie gemacht haben, und wenn das gegenwärtige System fortdauert, so wird Java für sie verloren gehen, und vielleicht das Ganze ihrer Besitzungen im Orient. Gegenwärtig herrscht in Makassar und anderswo große Unzufriedenheit, was ihnen, verbunden mit ihren Kriegen in Sumatra, wo sie mehr Widerstand finden, als sie erwartet hatten, genug zu thun gibt. Als die Nachrichten von dem letzten Bruch mit England ankamen, so erwarteten die Javanesen allgemein, daß die Engländer die Insel wieder nehmen würden, und sie begrüßten die Ankunft des englischen Linienschiffs Curaçao als eine Bestätigung dieser Hoffnung. Die Regierung zitterte damals für Java, und die Erscheinung verschiedener englischer Kriegsschiffe war keineswegs geeignet, ihnen ein größeres Vertrauen einzuflößen. Alle holländischen Schiffe wurden nach Surabaya unter der Bedeckung zweier Kriegsbricks geschickt, so daß bei unserer Ankunft kaum Ein holländisches Schiff auf der Rhede von Batavia lag. Das Gouvernement war beschäftigt zwei Batterien auf dem Ufer des Flusses etwas unterhalb der Stadt zu errichten, und sie mit Kanonen zu versehen, und alle Handelsgeschäfte waren so gut als unterbrochen.

Eine Zusammenkunft mit dem Kafferhäuptling Islambi.

(Fortsetzung.)

Kaum war der Morgen mit all der jenen Gegenden eigenen Pracht angebrochen, als auch schon einige Kaffern über den Fluß setzten und die Nachricht brachten, daß ihr Häuptling seiner Zusage treu auf der Anhöhe unweit des Flusses warte. Die Truppen wurden demnach aufgestellt und erhielten Befehl durch die Furth in der Nähe des Sammelplatzes zu gehen. Die Kavallerie ritt in offenen Kolonnen den Hügel hinan, zu beiden Seiten von einer Patrouille der Boers gedeckt. Die lange Landzunge war breit genug, um diese Marschordnung so lange zu gestatten, bis man den Gipfel der Anhöhe erreicht hatte, wo das Gebüsch den Raum so sehr verengte, daß man nur Eine Abtheilung in der Fronte aufstellen konnte.

Kaum war man aber angelangt, so befand man sich auch schon den Kaffern gegenüber, die sich, 3 bis 4000 an der Zahl, in dichter Masse quer über den offenen Raum in einer Entfernung von etwa 300 Schritt so aufgestellt hatten, daß jede Flanke von dicht mit Buschwerk besetzten Schluchten gedeckt war. Diese Anordnung war augenscheinlich getroffen worden, um sich gegen jede Gewaltthätigkeit der Kolonisten sicher zu stellen; denn im Fall eines Mißverständnisses hätten die Kaffern augenblicklich die Wälder und Schluchten zu beiden Seiten besetzen können, und da die letzten nach dem Flusse führten, so wäre der Rückzug durch die Furth abgeschnitten gewesen.

Daß sich Islambi weder für sicher hielt, noch den Kolonisten traute, war durch die zahlreiche Begleitung, die er mit sich gebracht hatte, hinlänglich erwiesen. Da aber die Kolonisten auch 400 Mann stark anrückten, so konnten die Kaffern sich überzeugen, daß der Kommandant es ebenfalls nicht an der nöthigen Vorsicht ermangeln lasse. Beide Parteien beobachteten sich daher mit argwöhnischen Blicken.

Der Stellung, welche unsere wilden Gegner eingenommen hatten, war indeß doch nicht so ganz zu trauen; es ward also ein Dolmetscher an Islambi abgeschickt, um ihn aufzufordern, seine Leute auf eine ungefähr eine Viertelmeile im Rücken der Kaffern liegende Ebene zu schicken, wozu er sich auch zu unserer nicht geringen Verwunderung augenblicklich bereitwillig finden ließ. Noch mehr überraschte uns aber die Art wie diese Bewegung ausgeführt wurde. Die ganze dichte Menschenmasse zog sich ohne alles Wanken und ohne Verwirrung zurück, und entwickelte dabei eine Taktik, die, obschon von der unsrigen verschieden, dennoch von dem kriegerischen Geist unsrer Gegner zeugte. So wie die Kaffern sich zurückzogen, rückten die Kolonialtruppen so weit nach, bis sie Raum genug fanden sich ganz aufzustellen. Die beiden Eskadrons der *Kavallerie* bildeten eine Linie und die Boers stellten sich rechts und links auf. Im Centrum, wenige Schritte vor der Fronte, wurden unsern schwarzen Gegnern gegenüber zwei leichte Feldstücke aufgepflanzt, eine Vorsicht, die glücklicherweise unnöthig war.

Islambi, von 7 oder 8 seiner Hauptleute begleitet, unter denen sich auch sein Sohn Duschani befand, der nebst Phaonah, Jalusa und andern in den Annalen des Gränzkriegs ausgezeichneten Häuptlingen, im Jahre 1819 den Angriff auf Grahamstown befehligt hatte, kam jetzt vorwärts, und unser Kommandant, von acht abgesessenen Dragonern gefolgt, ging ihm sogleich entgegen. Da Islambi indeß einiges Bedenken wegen der Feuerwaffen der Begleitung des Kommandanten merken ließ, so erhielt diese Befehl sich etwas zurückzuziehen. Nunmehr ward ein Kreis geschlossen, Islambi setzte sich in die Mitte und seine Häuptlinge um ihn herum. Der alte Kafferfürst zeichnete sich weder durch irgend einen Schmuck, noch durch irgend etwas Auffallendes in seiner Persönlichkeit vor seiner Umgebung aus; nur war der untere Theil seines Gesichts ungewöhnlich breit und zeigte die schönsten Zähne die man nur sehen kann. Aus seinen Augen blitzte List und Tücke, und um den Hals trug er, gleichsam um seinen fuchsähnlichen Charakter zu bezeichnen, einen ledernen Riemen, von dem ein Schakalschweif herabhing. Er

war von mittlerer Größe und schon von der Last des Alters gebeugt, doch ließ sein Körperbau noch auf die große Kraft seiner frühern Jahre schließen. Er starb bald nach dieser Zusammenkunft. Als er sich niedersetzte, schlug er seinen Mantel oder Karoß um sich, der aus einem bereits ziemlich abgenützten Leopardenfell bestand. Er war unbewaffnet gleich seinen Begleitern, die sich in nichts vor den gemeinen Kaffern auszeichneten. Die Unterhaltung wurde durch Dolmetscher geführt, die das was der Kommandant sagte, den Kaffern in's Holländische übersetzten, die diese Sprache während ihres Aufenthaltes in der Kolonie gelernt hatten, und von diesen dann ihrem Anführer mitgetheilt. Der Kommandant drang hauptsächlich darauf, daß die Raubzüge der Kaffern gegen die brittischen Emigranten in Zuereveld eingestellt würden, und daß man die Deserteurs ausliefere, die eine Zuflucht im Kafferland suchen würden. Jslambi dagegen forderte, daß man ihm die Benützung des „neutralen Gebiets" überlasse. Interessant war es die gespannte Aufmerksamkeit und die lauernden Gesichter der Begleiter Jslambi's während der Unterhandlung zu betrachten. Als der Kommandant die Frage stellte, warum Habana, einer der angesehenen Häuptlinge, nicht anwesend sey, hielten ihm die Kaffern eine Schutzrede, aus der sich jedoch leicht erkennen ließ, daß er rücksichtlich der aufgestellten Klagepunkte zu stark verwickelt sey, als daß er es rathsam gefunden hätte zu erscheinen.

(Schluß folgt.)

Das Duell zwischen Dreien.

(Eine westindische Kriminalgeschichte.)

Als ich während meines Aufenthalts auf Jamaica eines Tages einen der hohen Gebirgsrücken überstieg, die eine natürliche Gränze vieler der Kirchspiele im Innern des Landes bilden, war ich überrascht auf einem ebenen Raume des Gipfels mehrere große, mit Eisen beschlagene Baumstämme liegen zu sehen, die zu irgend einem großen Gebäude bestimmt zu seyn schienen.

„Erräthst du wohl, fragte ein mich begleitender Freund, zu welchem Zweck diese Stämme hieher gebracht wurden?" — „Ich will es dir sagen, fuhr er fort, nachdem ich meine Ungeschicklichkeit im Rathen bekannt hatte, es sind die Ueberreste eines Galgens, an dem vor einigen Jahren (1820) mehrere unglückliche Neger wegen versuchten Aufstandes hingerichtet wurden."

„Mich dünkt davon gehört zu haben, erwiderte ich, und gleich Andern wunderte ich mich damals über die widersprechenden Angaben in dieser Hinsicht."

Mein Freund erzählte mir jetzt mehrere auf die entdeckte Verschwörung bezügliche Umstände, so wie man sie aus dem Munde der Hingerichteten vernommen hatte. Eine der einleitenden Ceremonien bei ihren geheimen Versammlungen bestand darin, daß sie die Flaschen auf den Tisch setzten, eine mit Branntwein, die andere mit Rum und die dritte mit Gin oder Whisky gefüllt. Die beiden erstern wurden dann in einen Napf zusammengegossen und von den versammelten Verschwornen feierlich ausgetrunken, zum Wahrzeichen des treuen Zusammenhaltens der verschiedenen farbigen Klassen, während man das ungefärbte geistige Getränk der dritten Flasche auf den Boden schüttete, um dadurch die blutdürstigen Gesinnungen gegen die weiße Bevölkerung anzudeuten.

Mein Freund gedachte ferner noch eines seltsamen Vorfalls, dessen er bei der Hinrichtung der Neger Zeuge war, die man, um den übrigen Sklaven ein abschreckendes Beispiel zu geben, auf jenem Platze vornahm, und der er, als Offizier der Miliz, beizuwohnen verpflichtet war. Einer der Verschwörer, der besonders thätig gewesen war, Anhänger für seine Sache zu werben, wurde verurtheilt, erst gehangen und dann geköpft zu werden, weil man den Kopf auf einer langen Stange auf dem Richtplatz aufstecken wollte. Als der Scharfrichter sich anschickte, den letzten Theil des Spruchs zu vollziehen, trat der Bruder des Hingerichteten vor und bat um die Vergünstigung, dem Leichnam den Kopf abschlagen zu dürfen. Die Neger in den Kolonien hegen den Glauben, daß ihre Seelen und ihre Körper nach dem Tode in die Heimath kommen, um dort wieder vereinigt zu werden, und diese Vereinigung wird, wie sie meinen, verhindert, wenn die Trennung des Hauptes von einem andern als einem Blutsfreunde des Verstorbenen vorgenommen würde. Diese seltsame und empörende Forderung wurde wohlbedächtig von der Behörde genehmigt, was den Landsleuten des Hingerichteten zu nicht geringer Zufriedenheit gereichte, und dann das blutige Haupt auf den Pfahl gesteckt. Dort grinste er, zum Schrecken aller Vorübergehenden, mehrere Tage lang herab, und Jedermann war von Herzen froh, als man endlich gerathen fand ihn wegnehmen zu lassen. Ein roher Wagehals, ein irländischer Aufseher, Namens Lacy, kletterte, als er eines Nachts von einem Trinkgelage über den Richtplatz heimkehrte, den Pfahl hinan und steckte dem Haupte seine Tabakspfeife in den Mund. Dieser Schelmstreich, der Einige belustigte, die Neger aber aufs tiefste erbitterte, wurde am andern Tage bald ruchtbar, und so fand man denn, um die aufgebrachten Schwarzen zu beruhigen, gerathen, den Kopf herabnehmen und den Freunden des Hingerichteten übergeben zu lassen.

Einige Monate nach dieser Unterredung mit meinem Freunde geschah es, daß ich, auf einer Reise nach dem nördlichen Theil der Insel, spät am Nachmittag, im Kirchspiel St. ** von einem Gewitter überfallen wurde. Ich war über diesen Aufenthalt aus mehr als einer Ursache sehr verdrießlich. In den Bezirken, in welchen die großen Pflanzungen liegen, auf denen gewöhnlich die Eigenthümer mit ihren Familien wohnen, findet man meist eine eben so achtbare als angenehme Gesellschaft; allein zwischen den Bergen, wo nur kleine ärmliche Pflanzungen unter Aufsehern mit einem kleinen Gehalt zu finden sind, kann man nur auf eine nichts weniger als angenehme Herberge rechnen, worüber man sich weniger wundern wird, wenn man erfährt, daß die meisten dieser Aufseher Menschen sind (oder wenigstens waren), die von ihren Freunden weniger deßhalb nach den Kolonien entfernt wurden, um ihnen ein Auskommen zu verschaffen, sondern vielmehr um sich ihrer zu entledigen. Die Pflanzungen des Kirchspiels St.** wurden ehemals von fünf oder sechs Taugenichtsen dieser Art verwaltet, von deren schwelgerischer, liederlicher Lebensart ich schon oft hatte reden hören. Sie trennten sich das ganze Jahr hindurch nicht, sondern kamen der Reihe nach in ihren Wohnungen zusammen, wo sie acht Tage bei einander blieben, die sie fortwährend in Saus und Braus zubrachten. Es mag seltsam scheinen, aber es ist gewiß, daß man unter den Wendekreisen dem Trunk bis zu einem Grad ungestraft nachhängen kann, der dem Bewohner eines kältern Klima's bald verderblich werden würde.

Es war mir sehr ärgerlich, die Gastfreundschaft eines Menschen solcher Art nachsuchen zu müssen; allein Noth kennt kein Gebot, und so dankte ich dennoch meinem guten Geschick, daß ich mich, gerade als das Ungewitter losbrach, nur noch einen Büchsenschuß weit von einer jener Pflanzungen entfernt befand. Als ich an die Thür klopfte, erkannte ich aus dem lauten Gelächter, das mir von Innen entgegen schallte, daß ich gerade zur Vesperversammlung dieser lockern Brüder gekommen sey. Man nahm mich mit jener offenen Gastfreundschaft auf, die ein Charakterzug der Kolonisten ist, und so war ich bald heimisch in der lustigen Gesellschaft, die außer mir in noch sechs Personen bestand. Fünf von ihnen gehörten dem brüderlichen Bunde der Aufseher an, von denen drei Schotten, einer ein Engländer und einer ein Irländer waren, welcher letztere, wie ich bald erfuhr, jenem Negerhaupt die Tabakspfeife in den Mund gesteckt hatte. Der sechste war ein Fremder, der Schutz gegen das Wetter gesucht und, gleich mir, hier gefunden hatte; ich erinnerte mich ihn einigemal in Kingston gesehen zu haben, und er schien ein achtungswerther, unterrichteter Mann zu seyn. Ich war sehr erfreut in dieser rohen Gesellschaft doch wenigstens Einen gesitteten Mann zu treffen, und, so viel ich bemerken konnte, war die Freude gegenseitig. Die Aufseher waren noch ziemlich

nüchtern, schienen aber entschlossen, sich später um so besser an's Trinken halten zu wollen. Da ich keinen andern Ausweg sah, als die Nacht über auszuhalten, wo ich war, so beschloß ich wenigstens munter zu bleiben, um mit Tagesanbruch diese Höhle der Trunkenheit verlassen zu können. Der andere Fremde schien gleich mir gesinnt zu seyn, und in der That wäre auch das ekelhafte Getränk, das man uns vorsetzte, allein schon hinreichend gewesen, uns vor jeder Ausschweifung zu bewahren. Die Gesellschaft ließ sich indeß durch unsere Enthaltsamkeit keineswegs in ihrer Fröhlichkeit stören; vielmehr mußte eben unsere Gegenwart ihnen als Anlaß zu noch größerer Unmäßigkeit dienen. Bewillkommnungsreden wurden an uns gehalten, die mit Gesängen schlossen, Wetten eingegangen, die nie zur Entscheidung kamen, und Ausforderungen gemacht und angenommen, an die man am folgenden Morgen nicht mehr dachte. Was uns besonders auffiel, war, daß der Branntwein, den sie hinabgossen, statt sie zu betäuben, sie nur immer ausgelassener machte. Nur der Engländer, der sehr passend Bull hieß, machte hievon eine Ausnahme, und schlich sich endlich, da er aller Anstrengung ungeachtet nicht länger aushalten konnte, zu Bette. Es verging einige Zeit, bevor seine Gefährten seine Entfernung bemerkten; als sie sie aber endlich gewahr wurden, brachen sie in die lästerlichsten Schmähungen aus, als ob der Flüchtling das schändlichste Verbrechen begangen hätte, und zuletzt wurde einmüthig beschlossen, ihn aus dem Hause zu werfen. Die ganze Gesellschaft begab sich demnach nach seinem Zimmer, allein Bull hatte die Vorsicht gebraucht sich einzuriegeln, und war besonnen genug gegen alles Schlagen gegen die Thür sowohl, als auch gegen die Schimpfreden und Spöttereien seiner Freunde, mit denen sie ihn zu seiner Schuldigkeit zurückzuführen gedachten, taub zu bleiben. Aehnliche Versuche am Fenster blieben ebenfalls fruchtlos, da die Jalousien fest verschlossen waren. Bei allen diesen Vorgängen war niemand geschäftiger als der Irländer, der bei dieser Gelegenheit den ganzen Scharfsinn seiner Nation in Erfindung von Schabernack aller Art entwickelte. Einer seiner Vorschläge bestand unter andern darin, etwa ein Dutzend Angelhaken an die dazu gehörige Schnur zu binden, den Apparat zwischen den Jalousien durchzupraktiziren, und den Schuldigen gleich einem Fisch von seinem Lager aufzuziehen. Da indeß der Wirth sein Fischergeräth nicht an eine solche Expedition wagen wollte, so hatte der Irländer sogleich ein anderes Mittel bei der Hand, um den Engländer dem Zustand eines Fisches so nahe als möglich zu bringen. Er holte nämlich eine große Spritze herbei, die er aus der schmutzigen Pfütze vor der Thür füllte, die Röhre zwischen den Jalousien durchsteckte, und den ganzen Inhalt auf den Dissidenten entleerte. Die Dosis brauchte nicht repetirt zu werden, denn nach Verlauf von einigen Minuten stürzte John Bull Wuth und Rum schäumend, die Beinkleider umgekehrt am Leibe, und das Hemd wie ein Abwaschlumpen triefend von Unrath, unter gräulichen Flüchen in das Zimmer, in dem wir uns befanden. Sein Erscheinen erregte ein schallendes Gelächter seiner Verfolger, allein es bedurfte nicht mehr als dieß, um John Bulls Wuth auf den höchsten Grad zu steigern. Wie ein Rasender stürzte er auf den Irländer zu, der über seinen Einfall triumphirend das Instrument behend um den Kopf schwang, das ihm so übel mitgespielt hatte, und schlug ihn zu Boden. Dieser Schimpf war zu groß. Pat *) sprang wie ein Löwe auf, und wollte auf seinen Gegner los, allein die übrige Gesellschaft, der ein solcher Auftritt in Gegenwart von Fremden doch etwas zu schimpflich vorkam, hielt beide auseinander, und bestand darauf, daß sie ihren Handel als Gentlemen **) ausmachen sollten. Der Vorschlag ward angenommen, und beide Gegner riefen fast zu gleicher Zeit, daß dieß auf der Stelle geschehen müsse. Nicht wenig bestürzt darüber, daß wir am Ende noch Zeugen eines Mords seyn könnten, versuchten der andere Fremde und ich die streitenden Parteien zu besänftigen, fest überzeugt, daß der ganze Vorfall nach einigen Stunden Schlaf von beiden Seiten vergessen seyn würde. Unsere Vermittlung schien indeß die Katastrophe nur zu beschleunigen, denn der Umstand, daß Fremde Zeugen des ärgerlichen Schauspiels gewesen waren, spornte beide Theile nur noch eifriger sich als Gentlemen zu zeigen.

Die beiden Trunkenen schrien wie wahnsinnig von beleidigter Ehre und Satisfaction, und ich war schon im Begriff meinem Diener einen Wink zu geben, unsere Maulthiere zu satteln, als der Umstand, daß unser Wirth keine Pistolen im Hause hatte, die Sache für's erste beizulegen schien. Die Hoffnung, die mich auf einen Augenblick belebte, schwand indeß bald wieder, als einer der Freunde ausrief, Musketen und in gewisser Entfernung aufgestellte Laternen böten ja ein eben so ehrenvolles Auskunftsmittel, und zu meinem nicht geringen Schrecken fand der Vorschlag allgemeinen Beifall. Die Musketen wurden herbeigeholt und brauchbar gefunden, allein nun stellte sich ein neues Hinderniß in den Weg: es waren nämlich keine Kugeln im Hause und auch keine Form, um welche zu gießen. Schon schöpfte ich neue Hoffnung, wurde aber nochmals bitter getäuscht. „Aber ihr habt doch Blei genug am Schutzbrett vom Mühlkanal," rief einer von der Gesellschaft, „warum nehmt ihr denn nicht gehacktes Blei?" — „Ja, ja! gehacktes Blei!" tönte es im Chorus wieder, und es erfolgte der Befehl Alles herzurichten. Ich ergriff jetzt meinen Hut, und schlüpfte zur Thüre hinaus, fest entschlossen, mich davon zu machen, als der andere Fremde mich einholte.

„Ich bitte Sie, mein Herr," redete er mich an, „überlassen wir diese Wahnsinnigen doch nicht sich selbst, sonst morden sie sich gewiß."

„Aber, mein Gott, wie können wir helfen?" fragte ich, ziemlich verwirrt.

„Das weiß ich selbst noch nicht," erwiderte er, „allein unsere Pflicht erheischt zu bleiben, und unser Möglichstes zu thun um Blutvergießen zu verhüten.

Dieser Aufforderung konnte ich nicht widerstehen, und ließ mich also geduldig in's Haus zurückführen; kaum waren wir aber eingetreten, so wurden wir noch tiefer in den schmutzigen Handel verwickelt. Da wir an den tragikomischen Auftritten des Abends durchaus keinen Antheil genommen hatten, und deßhalb als unparteiisch betrachtet wurden, hatte man uns während unserer Abwesenheit zu Sekundanten gewählt. Ich war eben bereit zu erklären, daß ich mit der ganzen Sache nichts zu schaffen haben wolle, als der andere Fremde, indem er mich verstohlen am Rock zupfte, in unser beider Namen erklärte, daß wir bereit seyen den Vorschlag anzunehmen. Da ich nicht anders glaubte, als er habe ein Mittel gefunden, die unglückliche Katastrophe abzuwenden, so gab ich, wiewohl nicht ohne Widerwillen, meine Zustimmung, und wir wurden nun in ein Seitenzimmer genöthigt, wo wir Pulver, Blei und Musketen fanden, um die Ladung zu besorgen, während ein Neger fortging Laternen zu holen.

„Höre," sagte mein Gefährte zu einem andern Neger, „schaffe doch ein paar Lappen Leinwand herbei, um die Musketen auszuwischen, und dann, setzte er leiser hinzu, röste ein paar Hände voll Kaffeebohnen, und bringe sie her. Hast du verstanden?" — „Ja, Massa," sagte der Neger, „gut verstanden," und rannte fort um zu berichten, daß die beiden Fremden Kaffee trinken wollten, während Massa Buschers sich mit Flinten todt schössen.

„Aber," sagte ich zu meinem Gefährten, „was gedenken Sie nun zu thun?" — „Die beiden Gewehre mit Kaffee zu laden, statt mit Blei, bis die Gerechtigkeit kommt, nach der ich meinen Diener bereits geschickt habe. Unsere Aufgabe ist jetzt, die Formalitäten so sehr als möglich in die Länge zu ziehen."

Als der Neger mit Leinwand und Blei und Kaffee zurückkam, suchten wir so viel Zeit als möglich zu gewinnen, unter dem Vorwande die Gewehre zu reinigen u. s. w., bis endlich die Betheiligten nicht länger warten wollten. Wir begaben uns also nach dem Kampfplatz, einem ungefähr 40 Schritt in's Gevierte haltenden Raum, dicht hinter dem Hause, der von drei Seiten mit einer dicken Mauer von Lehm eingefaßt war. Unterhalb des Hauses stieg ein Feldstück, eine Zubehör des naheliegenden Gebirgsrückens, fast senkrecht empor, und zwischen ihm und dem Hause befand sich ein kleiner Fluß. Da das Loos mich zum Sekundanten des Irländers bestimmt hatte, so stellte ich ihn zunächst des Hauses, während der Engländer an das entgegengesetzte Ende geführt wurde.

(Schluß folgt.)

*) Abkürzung des in Irland sehr gewöhnlichen Taufnamens Patrick.

**) Jeder Weiße, von welchem Stande er auch immer seyn möge, gilt in Jamaica als Gentleman, wenn er nur immer bereit ist, seine Ansprüche mit Pistolen zu unterstützen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 5. 5 Januar 1835.

Abenteuer eines englischen Offiziers in der brasilianischen Marine. *)

2. Mißlungene Flucht.

Das Innere unserer Wohnung entsprach ihrem rohen Aeußern, und nur mit einer Art von Grauen betrat man den weiten düstern Raum, der einem frisch aufgeworfenen Grabe glich. Nicht ein einziges Geräth war zu sehen; kein Fenster, ja nicht einmal eine Oeffnung vorhanden, die dessen Stelle vertreten hätte; oben, unten und auf allen Seiten nichts als feuchte Erde, aus der hie und da ein krummer Ast hervorsah. Die Portugiesen zuckten die Achseln, setzten sich, als die Ochsenkarren abgeladen waren, an dem einen Ende, mitten unter ihrem Gepäck, nieder, und schimpften auf die Behörden, die nicht daran gedacht hätten eine Wohnung bereiten zu lassen, wie sie für einen Christenmenschen gehöre. Die Engländer, welche den andern Theil des Raumes einnahmen, legten sogleich Hand ans Werk, um ihn wohnlicher zu machen. Häute wurden von den Indianern eingetauscht, Weidenzweige und Pfähle abgehauen. Die letztern, in den Boden geschlagen, dienten als Füße und Bettstellen, und die ersten, in Bündel gebunden und mit Häuten bedeckt, vertraten die Stelle der Betten. Auch Stühle wurden aus demselben Material gezimmert, und so gewann unsre Wohnung binnen wenigen Tagen ein ziemlich freundliches Aussehen, um so mehr als wir auch Oeffnungen in die Mauer machten, um dem Tageslicht Eingang zu verschaffen. Für den Magen war ebenfalls gesorgt, denn Rindfleisch war im Ueberfluß vorhanden, und gingen die Vorräthe zu Ende, so jagten einige Gauchos im gestreckten Galopp in die Heerde, um mit dem Laso auf die bekannte Weise den fettesten Stier herauszufangen und zu schlachten.

Um diese Zeit langte eine Abtheilung von 500 Indianern, von einem kriegerischen Häuptling geführt, am Fuße der die Ebene begränzenden Gebirge an, um sich hier einige Tage aufzuhalten. Unter den Gefangenen, die sie gemacht hatten, befand sich auch ein sehr hübsches spanisches Mädchen von 15 Jahren. Als dieses Kind seinen Eltern geraubt wurde, zählte es 11 Jahre, und da die Regierungen der verschiedenen Republiken damals noch nicht mächtig genug waren, um solche Räubereien mit gewaffneter Hand zu rächen, so machte man den feindlichen Indianern Geschenke, um die in ihre Hände gefallenen Christen loszukaufen. Als der Gouverneur von diesem Umstand unterrichtet war, schickte er den Bruder des spanischen Kaufmanns Valdez ab, um wegen der Freilassung des Mädchens zu unterhandeln. Der junge Mensch hatte indeß seine Landsmännin kaum erblickt, als er sich auch schon in sie verliebte. Von seinen Gefühlen überwältigt, erschien ihm der Handel, den er hier um den Gegenstand seiner Neigung anknüpfen sollte, verächtlich, und so beschloß er denn, sie auf eine Art zu entführen, die seinem kühnen Geist und den Regungen seines Herzens mehr zusagte. Nachdem er sich ihr Vertrauen und ihre Geneigtheit durch einige gut angebrachte Geschenke gewonnen hatte, suchte er Zusammenkünfte mit ihr einzuleiten, und um sein Vorhaben besser und sicherer ausführen zu können, gab er vor, er wünsche einige Zeit bei uns zuzubringen, was uns, da er ein recht angenehmer junger Mann war, und wir überdieß keine Ahnung von seinem Vorhaben hatten, nicht unlieb zu vernehmen war.

Die Natur hatte indeß ihr Kleid gewechselt; am Ende des Tages, mit dem diese Erzählung beginnt, war der Boden mit einer dünnen Kruste gefrornen Schnee's bedeckt, aus dessen weißer Fläche die dunkeln indianischen Hütten, welche an unsre Wohnung stießen, um so greller hervortraten. Jenseits derselben dämmerten aus düsterer Ferne die der neuen Ankömmlinge in undeutlichen Umrissen herüber. Zwischen beiden Parteien herrschte, da sie gänzlich unabhängig von einander waren und verschiedenen Stämmen angehörten, ein gutes Vernehmen. Es war ungefähr acht Uhr, und der Mond noch nicht aufgegangen, als ich den um ein Feuer sitzenden, traulich schwatzenden Cirkel verließ, und meinen Poncho um die Schultern geworfen, in der Absicht ausging, die zunächst wohnenden Indianer zu besuchen. Ein Papirocigarito rauchend, schlenderte ich gemächlich auf einem Fußpfad fort, der durch das Gebüsch, rechter Hand an den Tolderias (Hütten) führte, als meine Betrachtungen durch das Anschlagen der Hunde und das mißtönende Jauchzen irgend eines Bacchanals unterbrochen wurden. Ich blickte auf und sah meinen Freund Valdez, als Indianer verkleidet, einen Arm um die Geliebte geschlungen, auf mich zukommen. Da ich mir leicht einbilden konnte, daß der Dritte bei einer solchen Scene überflüssig sey, so wollte ich mich

*) Siehe Ausland vom vor. Jahre Nr. 325.

eben hinter einem Baum verbergen, bis das Pärchen vorüber wäre, als Freund Valdez mich bemerkte und mich beim Namen rief. Wenn schon seine mir unerklärliche Verkleidung mein Erstaunen erregte, so war ich nicht minder befremdet, in seiner Gefährtin jenes junge spanische Mädchen, den Gegenstand der allgemeinen Bewunderung, zu erkennen. Schon stand ich auf dem Punkt meinen Freund zu fragen, wie er so unbesonnen seyn könne, ein Unternehmen zu wagen, auf dessen Entdeckung nichts Geringeres als Mord und Todtschlag zu erwarten stehe, als er mir auch schon zuflüsterte, daß er die Gefahr gar wohl kenne, daß ihn aber keine Gewalt der Erde von seinem kleinen Weibchen trennen solle, der er bei diesen Worten einen herzlichen Kuß auf die frischen Lippen drückte. „Nun wohl," erwiderte ich, „aber was wollen Sie thun? wo wollen Sie mit ihr hin? ihre Flucht wird bald entdeckt seyn, und bei uns ist es unmöglich das Mädchen zu verbergen."

„Ich weiß es," war die Antwort, „und nie habe ich daran gedacht, bei Euch eine Zuflucht zu suchen. Unter dem Vorwand zu fischen, miethete ich das Boot des Franzosen, das an einem Baum befestigt auf dem Creek liegt. Ich bedarf nichts als Ihren Beistand, den Sie mir, wie ich Sie kenne, nicht versagen werden. Eben war ich im Begriff Sie aufzusuchen, als Sie mir so unerwartet begegneten. Fragen Sie mich jetzt um nichts weiter, denn wenn wir noch länger hier stehen, so laufen wir Gefahr erwischt zu werden. Ich wundre mich ohnehin, daß man uns nicht bereits nachgeschickt hat, aber der Verdacht fällt wahrscheinlich auf den Kaziken, der, wie Sie wissen, ganz desperat in mein kleines Weibchen verliebt ist." Alle meine Vorstellungen, daß ein solcher Donquixotstreich von meiner Seite gar leicht meinen Gefährten die Ahndung der Regierung zuziehen könne, entkräftete Valdez durch die Versicherung, daß sein Bruder Einfluß genug über den Gouverneur besitze, um jeden Nachtheil abzuwenden, es blieb mir also nichts übrig, als den dringenden Aufforderungen des Freundes nachzugeben, und nur auf möglichste Beschleunigung der Expedition zu dringen. Es war eine herrliche Nacht, der Mond versilberte das Laub der uns umgebenden Bäume, und die vom Winde leicht bewegten Zweige warfen ihre schaukelnden Schatten auf die glänzende Schneefläche. Während wir so rüstig vorwärts schritten, fragte ich meinen Freund, warum er sich als Indianer verkleidet habe, und erfuhr, daß dieß geschehen sey, um, im Fall er bemerkt werde, den Verdacht auf Tipawhu (so hieß der Kazike) zu lenken.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Zusammenkunft mit dem Kafferhäuptling Islambi.

(Schluß.)

Nachdem die Unterhandlungen über anderthalb Stunden gedauert hatten, denn die Kaffern sind sehr weitläufig in ihren Reden, bat Islambi um Erlaubniß sich zurückziehen zu dürfen, um nun auch die Meinung seiner Räthe zu hören. Er entfernte sich hierauf einige Schritte vom Kreise, wo mehrere alte Männer ihn erwarteten.

Während dieser Zeit baten mehrere unserer Offiziere um die Erlaubniß, die uns gegenüber gelagerten Kaffern besuchen zu dürfen. Als die Offiziere sich ihnen näherten, wurden sie mit dem in der Kolonie üblichen Gruß „Goed morgen, Bass" empfangen, den die Wilden von den Gränzkolonisten, bei denen mehrere von ihnen im Dienst gewesen waren, gelernt hatten. Es machte einen seltsamen Eindruck, sich mitten unter 4000 athletisch gebauten, ganz nackten Männern zu befinden. Die meisten hatten nicht einmal die Sandalen an den Füßen, die sie, wiewohl ebenfalls nur selten, zu tragen pflegen. Diese Gewohnheit barfuß zu gehen, ist Ursache, daß viele ihrer Räubereien entdeckt werden, denn das scharfe Gesicht ihrer hottentottischen Nachbarn weiß die Fußtapfen der Kaffern, an dem Raum zwischen der großen und den übrigen Zehen des Fußes, genau von denen ihrer eigenen Landsleute zu unterscheiden. Die Kaffern hatten bei der gegenwärtigen Zusammenkunft ihren kriegerischen Schmuck nicht angelegt, weil sie nur als Begleitung ihres Häuptlings und nicht in feindseliger Absicht ausgerückt waren. Man sah also die Kranichfedern nicht an ihnen, die sie um die Schläfe zu binden pflegen, wenn sie in die Schlacht gehen, auch führten sie den langen elliptischen Schild nicht bei sich, der sie gegen die Wurfspieße schützt. Nur die sieben Lanzen und den kriegerischen Streitkolben, oder Kirri, hatte jeder bei sich. Die Lanze, von den Kaffern Unkonto genannt, hat eine eiserne zweischneidige, an einem langen, schlanken Schaft befestigte Spitze; zu diesem Schaft wird ein langer Zweig des wilden Olivenbaums, von den an den nördlichen Gränzen der Kolonie wohnenden Stämmen aber immer das leichte Schilfrohr genommen, das auf den Stormbergen und Bamboesbergen und auf den hohen Gebirgen wächst, die den Kraayfluß und den Gariep begränzen. Islambi's Gefolge hatte sogar seine Karoß in den Kraals zurückgelassen, die auch, des schönen Wetters wegen, entbehrlich waren. Die meisten unter ihnen trugen Amulette, die theils in Schakal- oder Löwenzähnen, Klauen von Leoparden oder Panthern, Korallen von verschiedener Form und in Stückchen Holz bestanden, die an Schnüren um den Hals hingen, und die bei ihnen als Schutzmittel gegen Krankheiten, den Blitzstrahl und andere Gefahren gelten. Mehrere hatten auch ihre Waffen mit Ringen von Elfenbein verziert, und hie und da sah man einige, die durch ein 12 bis 13 Zoll langes, unter dem Knie befestigtes Stück von einem Ochsenschweif als Läufer bezeichnet waren.

Indem wir so in den Reihen der Kaffern auf und ab gingen, bemerkten wir mehrere mit ehrenvollen Narben aus frühern Gefechten, auf die sie sich viel zu Gute thaten und die sie, wie sie uns, indem sie mit der Hand gegen die Büffelgebirge deuteten, zu verstehen gaben, in dem Kampfe zwischen Islambi und Gaika bekommen hätten, in welchem ihr Anführer Sieger geblieben war. Die vergoldeten Knöpfe und andere Zierrathen an den Uniformen der Offiziere erregten ihre Verwunderung und Habsucht, doch waren sie keineswegs unwillig, als man sich weigerte, sie ihnen abzuschneiden.

Daß die Kaffern, gleich andern wilden Nationen unver-

schämte Bettler sind, ist wahr, allein die Europäer müssen ihnen eben so vorkommen, da ich noch bei keiner Zusammenkunft gegenwärtig war, wo die Engländer nicht Alles angewendet hätten, um ein Stück von der Kleidung oder den Waffen der Wilden zu bekommen. Während wir so unter ihnen umhergingen, und unsere Bemerkungen über ihre Waffen und Persönlichkeit machten, rief uns die Trompete zu unsern Pferden zurück. Die Kaffern stutzten anfänglich über dieses Signal, da sie aber die Ursache desselben bald einsahen, so nahmen sie den herzlichsten Abschied von uns. Islambi hatte mit Zustimmung seines „Raths der Alten" die Vorschläge unsers Kommandanten angenommen, und sich auch dazu verstanden, am folgenden Morgen einiges den britischen Emigranten geraubte Vieh zurückzugeben. Die Zusammenkunft war somit zur Zufriedenheit beider Theile ausgefallen, und wir bezogen nun unser reizendes Bivouak am Keis-Kamma, um dort die Erfüllung des von Islambi gegebenen Versprechens zu erwarten.

Alterthümer in Kleinasien.

Wir haben im Laufe des vorigen Jahres (s. Nr. 261) bereits einige vorläufige Nachrichten über Herrn Texier mitgetheilt, einen ausgezeichneten Architekten, der auf den Wunsch der beiden Akademien, der Inskriptionen und der schönen Künste, nach Konstantinopel und Kleinasien geschickt wurde. Am ersteren Orte hat er eine Menge Zeichnungen von merkwürdigen Gebäuden aufgenommen, und in Kleinasien hat er Untersuchungen angestellt, die zu ganz unerwarteten Resultaten führten. Seine Nachforschungen über die Stadt Azani haben wir in der obenerwähnten Nummer angeführt. Einiges Weitere über seine Forschungen entnehmen wir dem Journal des Débats, welches in Kürze Nachstehendes mittheilt: Ziemlich glücklich war er in der Bestimmung der Lage von Pessinus, berühmt wegen der besondern Verehrung, die Cybele hier genoß, und der Stadt, welche in der Nähe der Steinbrüche lag, die den phrygischen, uneigentlich Marmor von Synnada — Synnadicum marmor — genannten Marmor lieferten, denn Synnada liegt auf vulkanischem Boden. In diesen Steinbrüchen fand er noch ungeheure, grob überarbeitete Säulen jenes weißen und violetten Marmors, der sich bei den Denkmälern Roms so häufig findet. In einem nicht weit davon entfernten, zwischen Synnada und Ancyra gelegenen äußerst großen und öden Walde hatte er das Glück, die alte Todtenstadt der phrygischen Könige zu entdecken. Zwei der merkwürdigsten dieser mit griechischen und phrygischen Inschriften bedeckten Gräber zeichnete er; die Bildhauerarbeiten, der Styl in dem sie gebaut sind, und die Zierrathen daran, tragen einen ganz eigenthümlichen Charakter, der von allen bekannnten Denkmälern abweicht. Die Inschriften und Zeichnungen wurden sorgfältig kopirt. Von Ancyra kam er nach Galatschik — Galaton Teichos — Stadt der Gallo-Griechen, die voll Inschriften und merkwürdiger Denkmäler ist. Hierauf nahm er seinen Weg nach Amasia, der Vaterstadt Strabo's, und Neu-Cäsarea, der Hauptstadt Cappadociens. Auf dieser Route machte er, zehn Stunden vom Halys, Entdeckungen, die wir hier mit den eigenen Worten seiner Briefe anführen. „Ich fand, sagt er, an den Gränzen Galatiens eine Stadt von größter Wichtigkeit. Stellen Sie sich ein Terrain vor, das sich mehr als drei Quadratlieues weit ausdehnt, und mit schön erhaltenen cyklopischen Denkmälern, mit Citadellen und Palästen bedeckt ist, deren Mauern und Thüren mit Löwenköpfen verziert sind, und Flächen von 10 bis 12 Metres Breite, die gleich unsern Glacis eine Neigung von 55 Grad haben, einen in großem Maßstabe ausgeführten Tempel, dessen Ausschmückung bewundernswerth ist; von beiden Seiten ist er mit Cellen oder Kammern umgeben, deren Wand ein einziger Stein bildet. Seine Einrichtung mit diesen Cellen würde mich auf die Vermuthung bringen, daß ich den Jupiterstempel und die Stadt Tavia vor Augen hätte, wenn die Geographen über die Lage dieser Stadt am Halys nicht vollkommen einig wären. Nach Strabo diente der Tempel als Asyl. Alles dieß muß indeß später besprochen werden. Ich nahm die Karte dieses Landes und die ausführlichen Plane aller dieser Denkmäler auf. Alles dieß, Sie mögen es mir glauben, verschwindet jedoch vor einem andern in den benachbarten Gebirgen befindlichen Monument, einer Ringmauer aus Felsen nämlich, die durch Kunst abgeglättet, mit Bildnereien aus der Zeit der Perser bedeckt und gewiß älter als Herodot sind. Man sieht hier die Zusammenkunft eines Königs von Persien mit einem Könige vorgestellt, den ich für einen von Paphlagonien halten möchte. Diese Scene besteht aus 60 Figuren, deren einige kolossal sind. Der König sitzt auf einem Löwen und ist mit allem asiatischen Pomp umgeben; der andere König ist mit einer Keule bewaffnet, trägt einen Bart und eine kegelförmige, sehr hohe Mütze als Kopfschmuck. Sein ganzes Gefolge, das aus Figuren in gleicher Kleidung besteht, ist folgendermaßen geordnet: ein Korps Soldaten, drei Heerführer, drei Stammhäuptlinge, eine Abtheilung von Speerträgern (Doryphoren, welche die Leibwache der Könige bildeten), vor deren jedem ein Soldat vorangeht; die Seemacht, von zwei Männern dargestellt, die ein Boot tragen; ein Monarch, der ein besiegter König scheint, Speerträger, sämmtlich in lange Gewänder gekleidet und auf dem Rücken eine Art Köcher oder Flügel tragend, endlich der König, der in seinen Händen das Geschenk hält. Dem Perserkönige hingegen folgt ein Krieger seiner Nation, ebenfalls auf einem Löwen, Stammhäuptlinge auf doppelköpfigen Adlern und ein Gefolge von 30 Figuren. Endlich befindet sich auf einer nahe gelegenen Felspartie eine kolossale Königsfigur, die ein nicht zu erklärendes Emblem trägt. Auf einer andern Felsenkrümmung befinden sich andere Figuren, die indeß leichter zu zeichnen als zu beschreiben sind, deren Arme Löwenköpfe und deren Beine Seeungeheuer sind; ihren Kopfputz bilden kegelförmige, ganz mit Zierrathen bedeckte Helme. Der Zustand der Erhaltung, in dem sich dieses bewundernswerthe Monument befindet, läßt nichts zu wünschen übrig. Es wäre verdrießlich, wenn ich etwa aus nothwendiger Rücksicht für meine Gesundheit diese Arbeiten nicht beendigen könnte; Alles was Topographie und Geologie betrifft, wäre durchaus verloren. Von hier aus durchstreifte ich Cappadocien, Cäsarea, Konieh, Isaurien, schleppte mich durch ganz Pisidien, und kam endlich am Meeresgestade, zu Adalia, erschöpft von Strapazen und Krankheiten an." Während seiner Wanderung über den Taurus mitten durch verödete und verbrannte Ebenen, die er einschließt, wurde Herr Texier von der Cholera befallen, mußte sein eigener Arzt seyn, und um ein Nachtlager und Wasser zu finden, täglich fünfzehn Stunden zu Pferd in diesem Zustande zurücklegen. Seine Geldmittel waren erschöpft, und er fiel dem Tode nahe an der Thüre des Pascha's von Adalia nieder, der ihm das beste Haus der Stadt gab, alle Sorgfalt, die sein Zustand erforderte, auf ihn wandte, und jeden Tag ihn besuchte und für ihn sorgte. Von hier begab er sich zur See nach Smyrna, von wo aus er diese vom 25 Oktober 1834 datirten Details schrieb.

Das Duell zwischen Dreien.

(Schluß.)

Als Alles bereit und man übereingekommen war, daß gefeuert werden sollte, wenn ich drei gezählt hätte, so wurde das Signal gegeben, und unmittelbar darauf fielen die Schüsse.

„Es wurden drei Flinten abgefeuert!" rief ich augenblicklich. — „Ja," entgegnete der Sekundant des Engländers, „es schoß jemand dort hinter der Hecke (zunächst des Felsens), und, was seh' ich! — Herr Bull ist getroffen!"

Alle Anwesenden mit Inbegriff des Irländers liefen nach dem Unglücksplatz, als in demselben Augenblicke der Mond aus den Wolken trat, und unser Wirth ausrief: „Ich sehe ihn, ich sehe den Schurken! dort schwingt er sich auf den Felsen. Lacy, wenn du ein braver Kerl bist, so lauf um die Hunde, wir müssen den Halunken haben, und sollten wir ihn bis auf den Gipfel des blauen Berges verfolgen! Binnen weniger als einer Minute stürzte der Irländer aus dem Hause, von einem Paar jener gewaltigen Bluthunde begleitet, die man jetzt auf den meisten Pflanzungen nur noch als Wachhunde hält, und zwei oder drei Pallasche in den Händen. Im Vorübereilen rief er mir noch zu:

„Sorgen Sie für den armen Bull!“ sprang dann über die Mauer und eilte von der ganzen Gesellschaft, den Fremden und mich ausgenommen, gefolgt dem Flüchtling nach. Alles dieß geschah in kürzerer Zeit als man braucht es zu erzählen. Der arme Verwundete stöhnte jämmerlich, wir hoben ihn auf und trugen ihn so sanft als möglich nach dem Hause, in das fast zu gleicher Zeit mit uns, und zu unsrer großen Freude, der Wundarzt des Bezirkes trat. Er hatte eben so wie wir auf einer benachbarten Pflanzung Schutz gegen das Ungewitter gesucht, und war eben als er seine Reise fortsetzen wollte, dem an die Gerichte gesandten Diener begegnet, vor dem er genug erfuhr, um einen Umweg nicht zu scheuen. Er untersuchte ohne Zeitverlust die Wunde, die er sehr gefährlich fand; mehrere viereckige Stücke Blei waren tief in den Rücken und die Weichen gedrungen, woraus deutlich hervorging, daß der Schuß von hinten gefallen war. Es floß nur wenig Blut, was aber der Wundarzt als ein gefährliches Symptom erklärte, und der Puls des Leidenden ging so schwach, daß der Arzt Bedenken trug das Blei herauszuschneiden.

Nach Verlauf von etwa zwanzig Minuten kehrten die Verfolger mit dem Gefangenen zurück, den die Hunde eingeholt, zu Boden geworfen und beinahe erwürgt hatten, ehe man ihn aus ihren Klauen befreien konnte. Er wurde von den Pflanzern und dem Wundarzt als der Driver oder Oberneger einer benachbarten Pflanzung und als ein Mann erkannt, der sich stets durch gutes Betragen und friedliche Gemüthsart ausgezeichnet habe. Wenn dieß in der That der Charakter dieses Menschen war, so mußte ich mir bekennen, nie ein Gesicht gesehen zu haben, das einen solchen Ruf mehr Lügen gestraft hätte. Es trug ganz das Gepräge thierischer Rohheit und Leidenschaftlichkeit, und um den Mund zuckte ein höhnisches Lächeln, das befriedigte Rache auszusprechen schien. Das Haar des Negers war stark mit Grau vermischt, und obgleich von noch kräftigem Aussehen, schien er doch schon über 60 Jahre alt zu seyn. Auf die von den Pflanzern an ihn gerichteten Fragen beobachtete er ein hartnäckiges Schweigen, und nur dem Wundarzt, der mehr Einfluß auf ihn zu üben schien, ertheilte er kurze, mürrische Antworten. Das Eingeständniß seines Verbrechens war ebensowenig aus ihm herauszubringen als der Beweggrund, der ihn dazu veranlaßt hatte, und so brachte man ihn dann in ein anstoßendes Zimmer, wo er bis zu Ankunft der Gerichte von zwei Negern bewacht wurde. Binnen einer Stunde kam der Richter, ein benachbarter achtungswerther Pflanzer, an, und erkundigte sich sogleich genau nach allen Nebenumständen des Verbrechens. Der Fremde und ich waren die Einzigen, welche eine zusammenhängende, verständliche Erzählung von dem ganzen Hergang zu geben vermochten, und unser Zeugniß war von der Art, daß der Irländer von jeder Schuld an dem Morde des Engländers freigesprochen wurde. Mehrere andere Umstände trugen indeß außer den schon erwähnten nicht wenig dazu bei, den Neger zu verdächtigen. Der zuerst von dem Fremden nach der Obrigkeit abgeschickte Diener sagte nämlich aus, daß er auf der Straße einem bewaffneten Neger begegnet sey, der, als er den Zweck seines Ausgangs erfahren, sich eilig in der Richtung nach dem Hause zu aufgemacht habe, und einer der Neger unsers Wirths erzählte, daß ihm, als er die Laternen aus den Wirthschaftsgebäuden geholt habe, der Gefangene, den er sehr gut kenne, in den Weg getreten sey, und ihn sehr angelegentlich über das Duell, welches statt haben werde, ausgeforscht habe; dann sey er nach dem Platz zu gegangen, wo es vor sich gehen sollte. Alle diese zusammentreffenden Umstände setzten es fast außer Zweifel, daß der Neger der Thäter sey, nur blieb die Ursache, die ihn zu diesem Verbrechen bewogen haben konnte, noch immer ein Räthsel. Man führte den Neger zum Verhör, aber es war weiter nichts aus ihm zu bringen als: „Er habe gegen Massa Bull nie etwas Böses im Sinne gehabt.“

Der Morgen traf uns noch mit diesen traurigen Gegenständen beschäftigt, und ich setzte gerade in dem Augenblicke meine Reise fort, als der Verbrecher auf dem entgegengesetzten Wege nach Kingston gebracht wurde. Alles was sich noch auf jene unglückliche Nacht und die Lösung des Räthsels bezieht, läßt sich in wenige Worte zusammenfassen: der unglückliche Bull litt noch mehrere Wochen furchtbare Schmerzen und dann starb er. Der Neger wurde zu Kingston vor die nächsten Assisen gestellt, und obschon er die That nicht eingestand, des sprechenden Beweises wegen zum Tode verurtheilt. Als er sah, daß keine Hoffnung mehr für ihn war, gestand er freiwillig Alles, was er bisher hartnäckig geläugnet hatte. Er war der Bruder jenes Unglücklichen, der, wie im Eingang unserer Erzählung erwähnt wurde, vor mehreren Jahren wegen Meuterei hingerichtet worden war, und mit dessen aufgestecktem Haupt der Irländer sich jene Unwürdigkeit erlaubt hatte. Diesem letztern hatte er von jenem Augenblicke an den unversöhnlichsten Haß geschworen, und mit unermüdlicher Beharrlichkeit immer nur auf eine günstige Gelegenheit gewartet. Mit der Absicht seinem Opfer aufzulauern, wenn es nach Hause zurückkehren werde, hatte er sich an jenem Abend nach der Pflanzung auf den Weg gemacht, als der nach der Obrigkeit gesandte Diener ihm aufstieß, und durch seine Erzählung den Neger auf den Gedanken brachte, seine Rache auf Kosten eines Dritten zu befriedigen. Den Erfolg seines Planes haben wir vernommen: in der Verwirrung und Dunkelheit der Nacht hatte er sich in der Person geirrt, und so mußte ein Unschuldiger für den Uebermuth des Irländers büßen.

Vermischte Nachrichten.

Vor einiger Zeit, erzählt der Courrier de Lyon, arretirte die Gensdarmerie einen Landstreicher ganz eigener Art. Dieser Mann hatte sich in einer der Grotten, welche in den Bänken, aus denen jene steilen längs dem Wege der Etroits, unterhalb von Fontanières, sich erstreckenden Felsabhänge gebildet sind, sich finden, eine unterirdische Wohnung gemacht. Diejenige, welche er sich auswählte, hatte einen sehr schwierigen Zugang. Man mußte eine beinahe senkrechte Höhe von mehreren Fuß erklettern, um hinein zu gelangen, und konnte nur kriechend hineinkommen. In dieser engen und feuchten Behausung hatte er sich angesiedelt, um nie mehr daraus hervorzugehen; er hatte, um sich für jeden seiner Füße einen Platz zu verschaffen, zwei Löcher in den Felsen gegraben; ein Kohlenbecken stand zwischen seinen Beinen, um ihn, wie er es eben bedurfte, zu erwärmen. Vierzig Tage lang, von seiner Ankunft in Lyon an gerechnet bis zu dem Augenblick wo seine Verhaftung, auf die Anzeige von Leuten aus der Nachbarschaft hin, bewirkt ward, blieb er unbeweglich in dieser Lage. Seine Mutter ist eine arme Frau, die sich in einem Lyoner Stadtviertel aufhält, und sich mit der Einsammlung von Queckengras, das sie an die Kräuterhändler und Pharmazeuten der Stadt verkauft, durchbringt. Aus dem Ertrage dieser jämmerlichen Arbeit ernährt sie auch den Sohn. Der Name dieses Mannes, dessen sonderbaren Entschluß man nur einer wahrhaften Monomanie zuschreiben kann, ist Pons; er ward in Havre geboren, ist 28 Jahre alt und scheint Medizin studirt zu haben. Man fand einen der Deputirtenkammer gewidmeten Brief in Versen bei ihm.

•

Die Zahl der Dampfschiffe der größten Art nimmt in fast allen Häfen Großbritanniens außerordentlich schnell zu, und scheint sich bis in das Unendliche ausdehnen zu wollen. Mehrere große Dampfschiffe befinden sich gegenwärtig auf den Werften von Glasgow bis nach Greenock an der Clyde, und rücksichtlich des Baues anderer, besonders für den Viehhandel von Ireland nach England bestimmten, sind Kontrakte abgeschlossen worden. Vor ungefähr zwei Monaten lief ein schönes neues Dampfschiff, der Irishman genannt, und für den Handel zwischen Drogheda und Liverpool bestimmt, von Greenock aus. Dieses Schiff ist so geräumig, daß es 2000 Stück lebendiges Vieh fassen kann, und außerdem noch mit Ställen für Pferde, Schweine u. s. w. versehen. Es erfüllte alle Anforderungen hinsichtlich des Schnellsegelns und der Bequemlichkeit so vollkommen, daß mehrere Schiffe ähnlicher Art bestellt wurden.

•

In der Nähe von Boulogne, in Frankreich, wurde unlängst ein Kohlengebiet entdeckt; eine Entdeckung, die um so größern Werth hat, als derselbe Bezirk reich an Eisenerz ist, und überhaupt die verhältnißmäßig noch sehr geringe Entwicklung des Fabrik- und Manufakturwesens in Frankreich dem Mangel und der Theuerung des Brennmaterials zuzuschreiben ist.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 6. 6 Januar 1835.

Der Salmenfang am Baikal-See. *)

In dem unbedeutenden Dorfe Tschertowkina, eine kleine halbe Stunde von der großen Straße auf dem linken Ufer des Selengastroms nahe an dessen Mündung in den Baikal, steht eine Reihe kleiner hölzerner Buden, welche einen ärmlichen Kaufhof bilden, und mit Waaren angefüllt werden für das Zusammenströmen der Bauern, die sich alle Jahre einen Monat lang hier aufhalten und im Laufe desselben auch die Waaren aufkaufen; denn am Ende Julius oder Anfangs Augusts, wenn die Salmen aus dem Baikal-See die Selenga hinaufgehen um zu laichen, strömt eine Menge Menschen jeden Geschlechts und Alters aus der Umgegend herbei, um sich mit dem Fange dieser Fische zu beschäftigen. Dann ist das ganze Ufer besäet mit Schiffen, Barken und Kähnen jeder Größe, in welchen die Fischer wohnen, da in dem Dorfe selbst an ein Unterkommen nicht zu denken ist. In den Straßen drängt sich die summende Menschenmenge: in hie und da erbauten Strohhütten sieht man patriarchalische Familiengemälde, Geschrei und Weinen der Kinder, Lärmen und Possen werden übertönt von fröhlichen rauhen Gesängen. Plötzlich aber schweigt Alles und kaum hört man ein Geflüster, das dem Gesumme der Bienen gleicht, die sitzenden Gruppen stehen schnell auf und Alles ohne Unterschied des Alters verbeugt sich ehrerbietig und weicht eilfertig zurück. Es erscheint nämlich der Aufseher, der mit einer gewichtigen Amtsmiene und gemessenen Schritten in Begleitung einiger Kosaken einherschreitet. Er blickt alle stolz und verächtlich an, zieht die Braunen zusammen, um sich ein furchtbares Ansehen zu geben, und antwortet nur selten mit einem leichten Kopfnicken auf die allgemeine höfliche Begrüßung. Er ist der Alleinherrscher an diesem Orte, vor ihm kriecht Alles, denn von ihm hängt es ab, Leute vom Fischfang zurückzuweisen, und selbst unter dem plausibeln Vorwand von Lärm und Völlerei zu bestrafen. Endlich hat er seine Inspektion geendigt, entfernt sich, zufrieden mit sich selbst und seinen kurzen Anordnungen, und das ganze Schauspiel zeigt von Neuem Leben und Fröhlichkeit.

Die Fischer erkennen den Zug der Salmen, wenn die Aeschen anfangen in die Netze zu fallen, und eine Menge Möven und Wasserraben sich auf dem Flusse zeigt. Außerdem ist zu bemerken, daß dieser Fisch sich häufig auf den Weg macht, wenn ein feiner Regen, den man unter dem Namen Salmenwetter kennt, einige Tage angedauert hat.

Um diese Zeit vertheilen sich die Fischer an den Orten, wo die Netze ausgeworfen werden sollen, die Selenga bedeckt sich mit Booten, in denen sie von einem Fahrwasser ins andere hinüberfahren, um zu beobachten, wann die Fische kommen. Bei Nacht werden, aus demselben Grunde, auf den Schiffen Laternen angezündet, und der Fluß scheint illuminirt, als würde ein Fest gefeiert. Die Nachricht vom Zuge der Salmen erregt große Freude, diese darf sich aber nicht laut äußern, denn Lärm und Geschrei können die Fische verjagen, welche in Phalangen ziehen, die mit der größten Ordnung eingehalten werden. Jetzt ist Alles voll Thätigkeit und Geschäftigkeit, ohne daß jedoch der ringsherum herrschenden Stille Eintrag geschähe. Einige fahren hinaus, um Netze auszuwerfen, andere kehren bereits zurück mit Nachen, die mit Fischen angefüllt sind, welche nun sogleich an die Kaufleute in Tschertowkina verkauft werden. Weiber und Kinder sind nicht müßig, die letztern beschäftigen sich mit dem Ausnehmen der Fische, die ersten legen sie in Fässer und salzen sie ein.

Um Unordnung bei diesem Fischfang zu verhindern, hat die Regierung zehn Werste von der Mündung der Selenga eine Gränze festgesetzt, unterhalb welcher niemand Fische fangen darf. Außerdem theilen sich die Fischer in Gesellschaften ab, von denen jede drei oder vier Netze von 200 und mehr Saschenen *) Länge auswirft. Solcher Gesellschaften gibt es während des Fanges 100 bis 150. Sie erhalten von dem Aufseher ein Billet, auf welchem außer der Erlaubniß zum Fischfang die Zahl und Größe der Netze bestimmt ist. Die Gesellschaft, welche das erste Billet erhielt, wirft ihre Netze an der Gränze aus, hinter ihr die zweite u. s. w. Mit einem Zuge erhält man gewöhnlich so viel Fische, daß man davon 20 bis 30 Fässer füllen kann, in jedes Faß kommen 13 bis 1500.

Bei einem glücklichen Fange erhält man zu Tschertowkina 6 bis 7000 Fässer; jedes Faß kostet 50 bis 85 Rubel, nimmt man demnach als Mittelpreis 65 Rubel an, so hat der ganze Fang einen Werth von 270 bis 315,000 Rubel.

*) Dieser sibirische Fisch (salmo omul) gleicht einigermaßen dem holländischen Schellfisch.

*) Zu sieben Fuß, als 1000′ lang und darüber.

Diese eingesalzenen und in den Fässern festgedruckten Fische werden nach den entlegensten Gegenden des Gouvernements Irkutsk geführt, und dienen sowohl der mittlern Klasse, als dem gemeinen Volke zur gewöhnlichen Nahrung, namentlich zur Zeit der Fasten, welche von den dortigen Einwohnern strenge beobachtet werden.

Abenteuer eines englischen Offiziers in der brasilianischen Marine.

2. Mißlungene Flucht.

(Fortsetzung.)

„Welches auch der Ausgang dieses nächtlichen Abenteuers sey," fuhr Valdez fort, „auf Tod und Leben bin ich der Ihrige, und glücklich werde ich mich fühlen, wenn mir das Schicksal die Gunst erzeigt, Ihnen meine Erkenntlichkeit durch die That beweisen zu können."

„Ich nehme Sie beim Worte, Freund," fiel ich ein, „denn wahrlich die Zeit ist nicht fern, wo ich die Dienste ansprechen dürfte, die Sie mir jetzt mit so vieler Bereitwilligkeit zusagen. Ich habe dem Kapitän Bynon geschrieben und ihn gebeten, es durch seine Vermittlung bei dem Gouverneur dahin zu bringen, daß mir meiner Gesundheit wegen gestattet werde in die Stadt zu ziehen und man mir dort ein Zimmer im Fort einräume."

„Das freut mich," rief Valdez, „und ich zweifle nicht, daß man ihnen willfahre; aber was weiter?"

„Das wird sich finden," sagte ich, aber kaum waren diese Worte über meine Lippen, so hallte auch schon ein durchdringender Schrei durch die schweigende Nacht. Gleich aufgeschüchterten Rehen stürzten wir in das Gebüsch, denn es war klar, daß man das Mädchen vermißt hatte; nur zu deutlich verkündete uns dieß das rasende Kriegsgeschrei der wuthentbrannten Verfolger. Unsere Fußtapfen leiteten die spürnäsigen Indianer auf unsern Pfad; Flucht war unmöglich, denn die Verfolger saßen uns dicht auf den Fersen. Aufgestachelt durch die drohende Gefahr, sprangen wir aus dem Versteck, in das wir uns mit zurückgehaltenem Athem dicht aneinander gekauert hatten, auf, und eilten geflügelten Schritts der nicht mehr als eine Viertelmeile entfernten Stelle zu, wo das Boot angebunden war; aber ach! auch diese unbedeutende Strecke war für uns Geängstete ein unerreichbares Ziel. Noch fünf Minuten und wir hätten das Boot erreicht; jetzt drangen wir durch das Gebüsch auf eine lichte Stelle vor; eine Kugel pfiff an unsern Ohren vorüber, eine zweite folgte und der arme Valdez stürzte. Bis zum Tode erschrocken stand ich neben ihm, denn ich glaubte, er sey getödtet, da drang ein Trupp Wilder, Tipawhu an ihrer Spitze, auf uns ein.

Dieser Ueberfall rettete unser Leben, denn der Kazike, froh den Gegenstand seiner Neigung wieder in seiner Gewalt zu haben und ihn ungehindert fortführen zu können, war nichts weniger als aufgebracht gegen uns. Nur die Beschuldigung des Häuptlings des andern Stammes, daß das Mädchen mit seiner Bewilligung entwichen sey, hatte ihn hauptsächlich bewogen, uns nachzusetzen, um sich so gegen eine Anklage zu reinigen, die ihn in den Augen seiner Leute herabwürdigte. Jener Häuptling hatte ihn sogar deßhalb zum Kampf herausgefordert, was der Kazike zwar annahm, aber sich nur dann erst stellen wollte, wenn man die Flüchtigen verfolgt habe. Der Kazike, dessen Gunst ich durch manches Geschenk von Tabak und Branntwein gewonnen hatte, war mir gewogen, ich versäumte daher keinen Augenblick ihn von dem Zufall zu unterrichten, der mich in diesen Handel verwickelt hatte und ihn um Schutz für den armen Valdez zu bitten, der mit einem Streifschuß davon gekommen war und bereits wieder auf seinen Füßen stand. Wären wir in die Hände des andern Häuptlings gefallen, so war es bei dessen grausamem, unversöhnlichen Charakter um unser Leben geschehen.

Das arme Mädchen, die all dieses Unheil herbeigeführt hatte, wurde von ihrem siegreichen Verehrer im Triumph davon geführt, und wir beide, Valdez und ich, hatten nun alle Muße einsam und traurig mit von den Dornen blutig gerissenen Händen und Gesichtern und mit zerfetzten Kleidern den Rückweg einzuschlagen. Valdez bejammerte in den herzzerreißendsten Tönen den Verlust der Geliebten, und ich erschöpfte mich in all den Trostgründen, die seine Lage erheischte.

Es war Mitternacht als wir zurückkamen und einige der Gefährten noch wachend fanden, die sich, besorgt über unser Ausbleiben, von uns unterhielten. Man wünschte uns Glück, der wüthenden Bande des andern Häuptlings entgangen zu seyn, der geschworen hatte, wenn die Schuldigen in seine Hände fielen, so sollten sie ihre Verwegenheit bereuen. Zuvörderst wurde ein Pflaster auf Valdez Kopfwunde gelegt, und dann begaben wir uns zur Ruhe, aus der wir durch keinen nächtlichen Besuch, wie wir gefürchtet hatten, gestört wurden.

Am andern Morgen erschien der aufgebrachte Häuptling von Tipawhu begleitet bei uns, um eine Erklärung zu verlangen, und obschon sein Zorn sich ziemlich gelegt hatte, so hielt es doch sehr schwer ihn zufrieden zu stellen. Er schrie und focht gewaltig mit den Händen; Vernunftgründe wären fruchtlos gewesen, und nur das Versprechen von etwas Branntwein und einigen Pferden, das Valdez ihm machte, vermochte ihn zu versöhnen. Kaum war indeß die Ruhe von dieser Seite hergestellt, so erhob sich ein neuer Zwist zwischen ihm und Tipawhu, der ohnehin noch mißmuthig war über den hohen Ton, den sich der Häuptling in der vergangenen Nacht gegen ihn erlaubt hatte. Das Mädchen befand sich in seinem Zelt und da der andere seine Ansprüche auf dasselbe nur gegen ein Lösegeld aufgeben wollte, das Tipawhu nicht zu erschwingen vermochte, so erklärte dieser endlich rund heraus, daß er das Mädchen durchaus nicht fahren lassen werde, worüber sich ein heftiger Streit erhob, bei dem beide nach ihren Waffen griffen.

Bald versammelten sich mehrere der Anhänger der beiden streitenden Parteien, und ein allgemeiner Kampf schien unvermeidlich, da keiner von beiden Theilen weder gütliches Zureden achtete, noch nachgeben wollte. Endlich gelang es doch dem Rath und der Dazwischenkunft des Aeltesten, die empörten Gemüther dahin zu vermögen, ihren Zwist, der ohnehin rein persönlich

war, durch einen Zweikampf zu Pferd und mit Lanzen von wenigstens 22 Fuß Länge auszumachen. Bliebe Tipawhu Sieger, so solle er das Mädchen, das ihm eine so heftige Neigung eingeflößt hatte, behalten, würde er aber überwunden, so habe er den Gegner durch ein Geschenk von jungen Pferden zu entschädigen.

Diese Bedingungen wurden angenommen; die beiden Kampfhelden stiegen zu Pferde und jagten nach dem Mittelpunkt der Ebene, von uns und allen Indianern gefolgt, die sämmtlich Zeugen von dem Ausgang dieses ungewöhnlichen Kampfes seyn wollten. Als wir uns ungefähr auf dem halben Weg zwischen beiden Lagern befanden, ritt Tipawhu ungefähr eine Viertelmeile weit vorwärts, wo seine Leute aufgestellt waren; zu beiden Seiten standen die Greise, Weiber, Kinder und wir selbst. Nachdem beide Theile sich gerüstet hatten, schoß ein junger Indianer einen Pfeil in die Luft, und auf dieses Signal stürzten die beiden Gegner in gestrecktem Galopp auf einander los. Kaum hatten sie sich gegenseitig bis auf 10 Schritt genähert, so warfen sie ihre Lanzen. *) Tipawhu's Speer traf seinen Gegner so kräftig in die Schulter, daß dieser vom Pferde stürzte und weggetragen werden mußte, während er selbst durch eine Biegung des Körpers der auf ihn gerichteten Lanze ausgewichen war, die ihm sonst den Kopf durchbohrt haben würde. Der überwundene Kämpfer war wüthend über seine Niederlage, bekannte sich aber dennoch als besiegt und gab seine Ansprüche auf die Spanierin auf.

Aller Zwist war jetzt beigelegt und der vor Freude trunkene Tipawhu suchte nun das arme Mädchen auf, um die Früchte seines Sieges zu genießen. Er schien sehr befremdet, daß sie bei dem Kampf nicht gegenwärtig gewesen sey, ließ sich jedoch durch ihr Unwohlseyn beschwichtigen und jagte dem Lager zu, um sie in seine Arme zu schließen. Wer malt indeß seine Wuth und sein Erstaunen, als er die Spanierin weder in seinem noch in irgend einem andern Zelte fand. Vom Pferde springend, lief er unter den Indianern herum, die er des Verraths beschuldigte. Inmitten dieses wüthenden Auftritts kam ein kleiner Knabe herbeigelaufen, der dem Kapitän berichtete, er habe das Mädchen mit einem fremden Indianer entfliehen sehen, der der Beschreibung nach kein anderer war als Valdez selbst. Die Flüchtigen hatten den Weg nach del Carmen eingeschlagen, dorthin also machte sich der wüthende Tipawhu auf den Weg, um den Räuber seiner Geliebten zu verfolgen.

(Schluß folgt.)

*) Dieß geschieht auf eine ganz sonderbare Art: man schlägt die Lanzen mit Macht an den Boden, von wo sie zurückspringen, und in der beabsichtigten Richtung fliegen, vorausgesetzt, daß der Mann seines Wurfes mächtig ist.

Die Vereine zur Beförderung des Handels und der Industrie in Neapel.

Dem Ausländer ist das schöne Neapel durch sein mildes Klima, seine herrliche Lage und durch seine beiden Nachbarn, den stets regsamen Vesuv und das wiedererstandene Pompeji, bekannt; die andern Verhältnisse der Stadt und des Staats bleiben dem Auslande unbekannt. Weder über die wissenschaftlichen oder künstlerischen Bestrebungen, noch über die landwirthschaftlichen oder merkantilischen Verhältnisse wird man von Fremden oder Einheimischen belehrt, man findet es nicht der Mühe werth, von Dingen zu reden, die erst im Beginne sind, und zum Theil noch im Argen liegen. Allein gegenwärtig zieht Neapel die Aufmerksamkeit des Auslandes wieder auf sich, da ein junger König auf den Thron gelangt ist: ob er wohl auch den Hoffnungen, die man sich von ihm zum Wohle seines Vaterlandes macht, entsprechen wird? wir zweifeln. Er wird's halt auch beim Alten lassen. Und wie glücklich ließe sich ein Königreich machen, dem solche Quellen zu Gebot stehen, wie dem Königreich Neapel! Es ist wahr, Neapel ist reich, aber was nützt das Gold, das in den Minen verborgen bleibt? Tausende und aber Tausende von Morgen Landes sind öde und leer, über ihrer eigenen Fruchtbarkeit werden sie zu ungesunden Wüsteneien; der Grund und Boden ist mit schweren Lasten belegt, mancher Acker wird nicht bebaut, damit man keine Abgabe zu zahlen hat. Der Handel, beinahe ausschließlich Seehandel, ist mit hohen Zöllen beschwert; in einem Lande, das durchaus Küstenland ist, sind nur wenige Seehäfen, nicht einmal ein Lazareth für die Pestquarantaine. Es haben sich nun mehrere Vereine gebildet, welche den Handel, die Industrie und die Landwirthschaft befördern sollen, allein der Regierung genügt es, den Gesellschaften ihr Placet nicht zu versagen, an Unterstützung oder Förderung aus Staatsmitteln ist nicht zu denken. Das Associationswesen, wie es in England und Frankreich in seiner Blüthe steht, und in Deutschland seit zwei Jahrzehnten bedeutende Fortschritte gemacht hat, ist in Italien, zumal in Neapel, erst im Werden; allein der Nutzen solcher Vereine springt so sehr in die Augen, daß sie nun in der Hoffnung ruhiger Friedenszeiten wie die Pilze entstehen; auf diejenigen, welche gegenwärtig im Plane sind, können wir hier nicht Rücksicht nehmen, weil sie von Seite der Regierung entweder nicht genehmigt, oder in ihren Statuten verändert werden konnten, oder weil sie aus Mangel an Aktionären gar nicht zur Ausführung gebracht werden konnten, was schon bei sechs Vereinen der Fall war; zu diesen projektirten Vereinen gehört die Bank zur Beförderung der Manufakturen, ein Kreditverein, ein Verein für Dampfschifffahrt, einer für Post- und Eilwagen und una compagnia agraria commerciale.

Die Zahl der in dem Königreiche Neapel diesseits der Meerenge wirklich bestehenden Associationen beschränkt sich auf sechzehn, von denen drei in Meta, die übrigen in der Hauptstadt sich befinden. Die Mehrzahl derselben sind Assekuranzgesellschaften, und wie es sich bei einem Küstenlande von selbst versteht, vornehmlich für die Handelsschiffe. Wir führen nun die einzelnen Vereine nach Klassen auf und fügen die nöthigen Bemerkungen bei.

I. Assekuranzgesellschaften.

a. Für Handelsschiffe.

1) Die erste, welche in Stand kam, war società napoletana di assicurazioni. Sie wurde im Jahre 1818 von Costantino Guarracino gegründet mit einem Kapitalwerthe von 110.000 Ducati in 110 Aktien zu 1000 Ducati. (Den Ducato zu zwei Gulden rheinisch.) Wie sehr dieselbe in Achtung steht, bezeugt, daß der Werth der Aktien auf 1150 steht. Dieser Mutter der neapolitanischen Associationen folgte

2) im Jahre 1825 la compagnia dal commercio di Napoli, mit einem Kapital von 100,000 Ducati zu 100 Aktien; ihr Gründer ist Giuseppe Pialti, und der gegenwärtige Director Cristoforo Cafiero. Sie garantirt für jedes Schiff auf Eine Reise nicht mehr denn 8000 Ducati. Ihre Aktien stehen auf 1050.

3) Im Jahre 1826 gründete Paolo Onerato Ercole die compagnia partenopea mit einem Kapital von 100,000 Ducati in 250 Aktien. Der Werth der Aktien zu 400 Ducati steht auf 420. Sie erhielt die Erlaubniß, Agenten in den Provinzen des Königreichs aufzustellen.

4) Die compagnia pe' rischi marittimi gründeten im Jahre 1829 Raffaële Sava und Salvatore Ferraro nur mit einem Kapital von 80,000 Ducati, dessen ungeachtet stehen ihre Aktien von 500 Ducati auf 750. Sie assekurirt nicht nur die Waaren, sondern auch die Schiffe selbst.

5) La società a tontina per le assicurazioni marittime, verbunden mit Prämien, je nach den Verhältnissen der Reisen und der Zeiten, wurde im Jahre 1829 gegründet von Carlo Forquet und Giuseppe Filippi, einem Genueser, mit 75.000 Ducati Kapital in 1250 Aktien zu 60 Ducati. Ihr Werth steht zu 78.

Eine ehrenvolle Ausnahme unter den Provinzialstädten, welche sämmtlich solcher Vereine entbehren, macht Meta. Gegenüber von Neapel an dem andern Ufer des Golfs liegt dieses Städtchen in der Ebene von Sorrento, welche sich eben so sehr durch die Naturschönheiten und Fruchtbarkeit, als durch den Fleiß und die Gewerbsthätigkeit ihrer Bewohner auszeichnet. Meta mit den benachbarten Gemeinden Piano di Sorrento und Vico besitzt gegenwärtig gegen zweihundert größere Schiffe, welche sich beständig auf weiten Reisen befinden; man sieht ihre Schiffe zurückkehren von Odessa, vom Tajo, von der Themse und der Newa, ja auch vom Rio della Plata und vom Delaware, stets nur geleitet von einem einzigen Piloten, während die Genueser, Venezianer, Portugiesen und Franzosen zwei bis drei auf ihren größern Reisen nöthig haben. Diese ihre besondere Geschicklichkeit verdanken die Metenser zum größten Theil ihrer Seeschule, welche von der dortigen Gemeinde und den Confraternitäten unterhalten wird, einer Schule, aus welcher die besten Piloten der neapolitanischen Marine hervorgegangen sind; wie Giovanni Fileti, der Verfasser der hydrographischen Karte des mittelländischen Meeres, die von der neapolitanischen Marine gebraucht wird, und der Gründer des nautischen Seminars zu Palermo; aus der Metenser Familie der Cafieri sind schon mehrere bis zu den höchsten Graden in der königlichen Flotte gelangt. Dieses Meta nun hat in seiner Mitte drei Assekuranzgesellschaften.

6) Compagnia di assicurazioni e cambi marittimi del Piano di Sorrento wurde im Jahre 1825 von Salvatore Cafiero mit einem Kapital von 40,000 Ducati zu 200 Aktien gegründet. Sie garantirt auf jedes Schiff bis 2000 Ducati.

7) Prima compagnia metese di assicurazioni marittime wurde von Nicola Cafiero im Jahre 1827 mit 50,000 Ducati in 100 Aktien errichtet. Im ersten Plan war das Kapital bloß 18,000 Ducati und die Regierung verweigerte ihr Placet.

8) Seconda compagnia metese di assicurazioni e cambi marittimi wurde von Antonio Scarpati im Jahre 1831 mit 47,100 Ducati in 157 Aktien zu 300 Ducati gegründet.

b. Für Gebäude.

Schon zwei solcher Vereine wollten sich in Neapel gründen, ihre Statuten waren auch schon genehmigt; allein sie fanden keine Aktionäre. Es ist auch natürlich, die Häuser Neapels sind sämmtlich von Stein, und die Gefahr eines Brandes ist sehr selten. Wenn auch der Blitz in ein Gebäude schlägt, was bei den schweren Gewittern in den Monaten November und December nicht selten ist, so kann er nichts entzünden, als etwa die Fensterladen, Thüren und Möbel. An das Umsichgreifen eines Brandes ist in Neapel nicht zu denken. Das Theater S. Carlo brannte im Jahre 1815 von innen heraus ab, ohne daß es den nachbarlichen Gebäuden Schaden gebracht hätte.

c. Für verschiedene Gegenstände.

9) Am blühendsten und im solidesten Rufe steht die società di assicurazioni diverse, welche im Jahre 1825 von Costantino Guarracino, dem Gründer des Vereins von Nr. 1, mit einem Kapital von 500,000 Ducati in 1000 Aktien zu 500 Ducati gestiftet wurde. Ihr Hauptzweck ist Lebensversicherung; sie versichert aber auch Gehalte, Besoldungen, Mitgifte und Aehnliches, mit eingeschlossen ist die Versicherung der Gebäude gegen Brand und Erdbeben, und die der Feldfrüchte gegen Hagel und vulkanische Ausbrüche. Ihre Aktien stehen auf 760.

Im Laufe des Jahres 1835 wurden die beiden folgenden gegründet, die somit erst im Beginne sind.

10) Compagnia di assicurazioni generali del Sebeto, welche Carlo Forquet mit 60,000 Ducati errichtete, und

11) compagnia commerciale di assicurazioni, welche Giuseppe Filippi durch Aktien bis zu einem Kapital von 7,528,100 Ducati gründen möchte.

Auffallend, aus dem neapolitanischen Volkscharakter aber erklärbar, ist es, daß der Verein zu einer Sparkasse sich wieder auflösen mußte; eine solche ward im Jahre 1826 von Camillo Cacace, unter dem Namen cassa partenopea di risparmi, mit 100,000 Ducati gegründet: es konnten von 1 Carlino (12 Kreuzer rheinisch) bis 6 Ducati zu drei Prozent eingelegt, und die Interessen zweimal des Jahres zum Kapital geschlagen werden. Dieser Verein war zunächst für das niedere Volk berechnet, allein der Neapolitaner ist nicht zum Sparen geschaffen; hat sich einer einen Carlino oder auch nur ein paar Grane erübrigt, so setzt er sie in die königliche Zahlenlotterie, und der Staat befindet sich wohl dabei. Der obige Verein mußte, obgleich die camera consultiva über seine Statuten ein sehr günstiges Urtheil abgab, nach Verlauf eines Jahres sich wieder auflösen.

(Schluß folgt.)

Herausgabe von d'Orbigny's Reisen in Südamerika.

A. d'Orbigny wurde im Jahre 1826 von der Administration des botanischen Gartens in Paris nach Amerika geschickt, und er ist einer der wenigen Reisenden dieses Etablissements, welche zurückgekehrt sind. Er ging zuerst nach Brasilien, von da nach Buenos-Ayres, und den Parana hinauf bis an die Gränzen von Paraguay, wo er in Corrientes einen andern französischen Reisenden, Parchappe, traf, der ihm seine gesammelten Materialien mittheilte. Er machte einen vergeblichen Versuch in das Land von Francia einzudringen, kehrte nach Buenos-Ayres zurück, und begab sich von da nach Patagonien, das er acht Monate lang durchstreifte. Der Krieg in Montevideo zwang ihn, das Kap Horn zu umschiffen, um nach Chili zu gelangen, von wo aus er der Küste bis Arica in Hochperu folgte, wo er die Cordilleren überstieg, und den berühmten heiligen See Titicaca besuchte, wo er uralte Tempelruinen fand, aus einer Zeit, welche der Epoche der Inkas weit voranging. Der Großmarschall von Bolivia, Santa Cruz, unterstützte ihn hier aufs liberalste mit Transportmitteln, die ihm erlaubten die Provinz Yungas und Santa Cruz de la Sierra zu besuchen, von wo aus er zwei Jahre lang die Urwälder des östlichen Abhanges der Cordilleren durchstreifte, wo er zwei große Provinzen, die von Moxos und von Chiquitos, noch unter dem Administrationssystem der Jesuiten in seiner alten Vollkommenheit fand. Von da besuchte er den südlichen Theil von Bolivia, und durchschritt wieder die Cordilleren, um sich von Peru aus nach Europa einzuschiffen. Man sieht, daß er auf seinem Wege die von H. v. Humboldt betretenen Gegenden vermied, und neue Straßen aufsuchte. Er brachte unglaublich zahlreiche Sammlungen aller Art mit, Karten und Wörterbücher indischer Sprachen, Alterthümer, Zeichnungen, Thiere, Pflanzen und Mineralien, und man begreift mit Mühe, wie er diese Masse von Gegenständen über so unwegsame Länder schleppen konnte. Nach den höchst günstigen Berichten der Akademie läßt sich für Geographie, Ethnographie und Naturgeschichte viel von seinen Arbeiten erwarten, und das Ministerium hat die Kosten der Herausgabe übernommen. Er hat einen ausführlichen Prospektus herausgegeben, der jedoch keinen Mann von Geist verräth, man sieht darin die pomphaften Redensarten einer gewöhnlichen Intelligenz, welche Mühe hat die interessanten Gegenstände, die ihm aufgedrungen worden sind, sich geistig anzueignen, was jedoch die positiven Data, die der Reisende zu geben hat, nicht minder werthvoll macht. Er scheint ein gewissenhafter und sorgfältiger Beobachter zu seyn, und seine Zeichnungen sind von großer Feinheit und Genauigkeit. Das Werk wird aus sieben Bänden gr. 4° bestehen, mit 450 Kupferplatten und 900 Franken kosten. Dieser hohe Preis ist die Folge der Art, wie die Ministerien hier ihre Subskriptionen geben, wodurch es das Interesse der Schriftsteller wird, was ohnehin schon ihre Neigung ist, ihre Werke so viel als möglich auszudehnen, und sie in einem unbequemen und unnöthig theuern Format herauszugeben. Daher kommt es, daß alle französischen Werke dieser Art, wie die Reisen von Freycinet, d'Urville, Bellanger, die der Commission de Morée so unlesbar weitläufig und so unerschwinglich theuer sind, und was man sonst englischen Reisen vorwarf, ist jetzt und hundertfältig von französischen wahr, ohne daß die Wissenschaft, der Leser, oder das wahre Interesse der Schriftsteller dabei etwas gewänne.

Ein englischer Missionär auf Neuseeland ist jetzt damit beschäftigt, mitten unter den Wilden dieser Insel eine Bewahranstalt für die Kinder des jugendlichsten Alters nach der Art einzurichten, wie sie auch bei uns täglich mehr in Aufnahme kommen. Die erhaltenen Resultate haben zu der Ueberzeugung geführt, daß solche Anstalten mehr als jede andere geeignet sind, die vortheilhafteste Wirkung auf die Sitten der Wilden zu üben. Die von Herrn Matthews zu Kaitata gegründete Anstalt hat den erwünschtesten Fortgang, und ist ein abermaliger Beweis, was Menschenliebe im Verein mit Ausdauer vermögen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 7. 7 Januar 1835.

Die Schlacht am Peketonika.

Unsere Zeitungen haben manches aus dem Kriege erzählt, welchen die Sacs- und Fox-Indianer am obern Mississippi unter dem berühmten Schwarzen Falken gegen die dortigen weißen Ansiedler in den Jahren 1831 und 1832 führten. Eine Scene aus diesem Kriege soll hier mitgetheilt werden. Von einem Amerikaner, von einem Augenzeugen und Mitkämpfer abgefaßt, muß sie für uns doppeltes Interesse gewinnen, und wir ändern darum die nüchterne Erzählungsweise, die sich nur selten rednerisch erhebt, nicht ab. Wir lächeln zwar, wenn wir in solchem Tone von Balgereien reden hören, während wir an Napoleons gewaltige Schlachten gewöhnt sind, aber wir wollen uns einige Augenblicke auf den Standpunkt der Amerikaner versetzen, und sie mit aller Theilnahme, die Coopers Schilderungen schon erregt haben, in die wichtige Schlacht begleiten.

Am Nachmittage des 13 Junius 1832 wurden sechs Männer, die in einem Maisfelde nicht weit vom Fort Hamilton *) arbeiteten, von einer indianischen Kriegstruppe überfallen, und vier von ihnen umgebracht; von den beiden Entkommenen eilte der eine den Indianern zuvorlaufend, auf Umwegen nach dem Fort, und brachte die Nachricht dahin. Kapitän Harrison, der dortige Kommandant, sandte sogleich einen Boten an den kommandirenden General, Henry Dodge, der am selben Tage nach einem ermüdenden Streifzuge nach Gratiot's Grove zurückgekommen war und seine berittenen Freiwilligen entlassen hatte. Von Fort Defiance kam um Mitternacht Lieutenant Bracken mit einer Verstärkung von 11 Mann an, und zog mit 17 Mann früh folgenden Morgens nach dem Schauplatz jenes Mordes. Sie begruben die verstümmelten Leichen und erkundeten die Spuren der Indianer und die Richtung ihres Rückzuges. Im Fort waren während dem wieder einige Mann angekommen und der General ward jeden Augenblick erwartet. Dieser hatte am 13ten spät in der Nacht den Boten erhalten und war sogleich nach dem blauen Hügel (von andern der rauhe Berg genannt) aufgebrochen, wo eine Kompagnie stand, deren Pferde noch frisch waren, und kam bis zum 14ten Abends zu Fretwell's Gruben, etwa 11 (engl.) Meilen vom Fort Hamilton.

*) Einige (engl.) Meilen nördlich von der Nordgränze von Illinois, etwa 40 Meilen ostnordöstlich von Galena.

Mit Sonnenaufgang folgenden Tages näherte sich unbemerkt eine Abtheilung Indianer, wohl dieselbe die jenen Mord begangen, dem Fort auf etwa ¾ Meilen, und legte sich an der Straße in Hinterhalt. Der General, der von zwei Leuten begleitet seiner Abtheilung vorangeeilt war, folgte von dem Allmächtigen gelenkt einem näheren Pfade, und umging so den Hinterhalt; einen gewissen Apple, von dem er, wieder auf die Straße gekommen, einige rasche Erkundigungen eingezogen hatte, schossen sie gleich darauf nieder. Während wir uns um den eben angekommenen General drängten, und Nachrichten und Befehle von ihm verlangten, kam Apple's blutiges Pferd zurückgesprengt, und ließ uns des Reiters Schicksal errathen. Alsbald saßen wir auf und galoppirten die Straße hin. Apple's Leichnam fanden wir von einer Menge Kugeln und Speeren durchbohrt. Sogleich ward Befehl ertheilt, alle überflüssige Kleidung und alles Beschwerende abzulegen, und in ausgedehnter Linie vorzurücken. In offener Reihe gingen wir auf ein Eschendickicht los, in welches sich die Feinde rechts und links spähend vor uns zurückgezogen hatten. Bald vereinigten sich die Spuren der Indianer, und zeigten einen einzigen Pfad, auf dem wir, so schnell als die Natur des Bodens erlaubte, folgten. Fast eine halbe Meile weit verfolgten wir sie durch das Dickicht, bis der Wald offen wurde; die Jagd ward nun hitziger.

Die Indianer hatten sich nach einem Bache in der Prairie gewandt, dessen Bette tief und dessen Ufer sumpfig waren. Diesen überschritten sie verschiedene Male, und verursachten uns dadurch viel Aufenthalt. Endlich, nachdem wir drei Meilen weit hinter ihnen hergewesen waren, bekamen wir sie zu Gesicht; sie erstiegen eine Anhöhe, etwa eine halbe Meile vor uns. Der General der der vorderste war, überschritt den Bach mit sechs Mann, und wendete sich zu ihrer Rechten, um sie von einem Walde abzuschneiden; Lieutenant Bracken eilte mit drei Mann nach ihrer Linken. Als die Indianer jene Abtheilung erblickten, wandten sie sich links, gingen über den Bach zurück und auf den Lieutenant los. Ihren Häuptling, der alle Kaltblütigkeit und Ueberlegenheit zeigte, die die Indianer in verzweifelten Lagen beweisen, konnte man deutlich Befehle austheilen sehen. Sie warfen ihre Beute weg, entkleideten sich, und rüsteten sich offenbar zum hartnäckigsten Kampfe. Nicht achtend seines Feuerns rückten sie auf den Lieutenant an, zwangen ihn sich zurückzuziehen,

und gewannen ohne Verlust den östlichen Arm des Peketonika-flüßchens. Während sie dieses überschritten, rückte der Lieutenant wieder vor, und erschoß einen von ihnen, während das Feuer der Indianer wirkungslos blieb. Der General, der durch die Bäche aufgehalten worden, kam nun mit der Hauptabtheilung heran, und wir unterhielten ein lebhaftes Feuer, das aber der Entfernung wegen wirkungslos blieb. Die Indianer zogen sich an dem Flüßchen hinauf, und kamen endlich in eine unter dem Namen Hufeisen bekannte Biegung desselben. Diese Halbinsel, wie man sie nennen kann, ist mit schwerem Holze bedeckt, und hat darunter viel Unterholz; eine Menge Lachen und Sümpfe durchschneiden sie. Hier suchten die Indianer Schutz. Das Flüßchen war tief, die Ufer steil, und so mußten wir einen Umweg machen, ehe wir einen Uebergang bewerkstelligen und zu dem Eingang dieser Halbinsel kommen konnten. Wir besetzten diesen ganz, indem wir unsere beiden Flügel an den Bach lehnten. Schildwachen waren auf den umgebenden Höhen aufgestellt, um die Bewegungen des Feindes zu beobachten. Wir saßen ab und ließen eine starke Wache bei den Pferden. Zwanzig Mann waren wir zu dem Angriff befehligt.

(Schluß folgt.)

Abenteuer eines englischen Offiziers in der brasilianischen Marine.

2. Mißlungene Flucht.

(Schluß.)

Bei dem Tumult, der den ganzen Morgen über herrschte, hatte ich gar nicht Zeit gehabt an Valdez zu denken und ihn folglich auch nicht vermißt. Entschlossen, die Geliebte um jeden Preis aus den Händen der Indianer zu erlösen, hatte er die Anwesenheit derselben beim Kampfe benützt, sich in das Lager geschlichen und den Gegenstand seiner Neigung aufgesucht. Das alte Weib, das man der Spanierin als Wache zurückgelassen hatte, konnte der Neugier dem Kampfe zuzusehen nicht widerstehen, und so war denn das Feld vollkommen rein. Valdez setzte die Geliebte auf eines der im Lager weidenden Pferde und nützte seine Zeit so gut, daß er die Stadt erreichte, ohne eingeholt zu werden. Dort angelangt, setzte er den Gouverneur sogleich von seinem Wagestück in Kenntniß, und als Tipawhu ankam, wußte man ihn durch gütliches Zureden und reiche Geschenke so weit zu bringen, daß er seinen Ansprüchen entsagte. Ob Valdez das hübsche Mädchen später heirathete, weiß ich nicht gewiß; doch kam mir nach einigen Monaten ein Gerücht zu Ohren, daß die Ehe wirklich geschlossen worden sey, was mir auch, da die Eltern des Mädchens reiche und achtungswerthe Leute waren, gegründet zu seyn schien.

Ein oder zwei Tage nach diesem Ereigniß erhielt der Gouverneur Befehl, mir und Beauclere, dem ersten Lieutenant der Maçao zu gestatten, uns in die Stadt zu begeben. Hier erhielten wir ein bequemes Zimmer in dem Fort, in dem sich auch noch ein junger Offizier der Patrioten befand, der einen Fuß verloren hatte, aber bereits auf dem Wege der Besserung war. Der Form wegen hielt ich mich einige Tage im Innern des Forts auf, und genoß dann der Freiheit, hingehen zu können wohin es mir beliebte, ja sogar einen ganzen Tag ausbleiben zu dürfen, wenn ich nur nach Sonnenuntergang wieder zurückkehrte. Ich theilte meine Zeit zwischen Valdez und dessen Bruder, der eine hübsche junge Frau hatte, die recht artig sang und auf der Harfe spielte. Zu derselben Zeit langte auch noch eine englische Brick an, deren Kommandant, ein sehr artiger und geselliger Mann, ebenfalls ein schönes Weib aus Schottlands romantischen Gefilden hatte. In der zierlich geschmückten Kajüte der Brick und bei den Tertulias, welche der Bruder meines Freundes Valdez gab, brachte ich meine glücklichsten Stunden in del Carmen zu.

Nach und nach schwand endlich jede Beschränkung, und ohne daß man mir ein Ehrenwort abgefordert hätte, war ich ganz Herr meiner Zeit und meiner Person. Indeß war ich dennoch, trotz aller dieser Annehmlichkeiten des Lebens, immer nur ein Gefangener, und so war es natürlich daß ich je mehr und mehr mit dem Gedanken vertraut wurde, die günstigen Umstände, welche meine Gefangenschaft begleiteten, zu meiner Befreiung zu benützen. Einer der Offiziere an Bord von Kapitän M—s Schiff war ein alter Bekannter Beauclere's, und ihm in gewisser Hinsicht verpflichtet, und da er sich überdieß als ein gutmüthiger gefälliger Mann zeigte, so kostete es mir nicht viele Ueberredung ihn zur Unterstützung unserer Flucht geneigt zu machen. Der Plan wurde demnach folgendermaßen verabredet: Kapitän M. gab an Bord seines Schiffes eine glänzende Gesellschaft, zu der B. und ich ebenfalls eingeladen werden sollten. Wenn nun am Abend alle Boote verwendet würden, um die Gäste an's Land zu setzen, wollte unser Freund es so einrichten, daß die Pinasse zurückbliebe, um den Kapitän M. abzuholen, der sich gewöhnlich noch bis spät in die Nacht am Ufer aufzuhalten pflegte. Im Laufe des Tages sollte er wo möglich noch Segel in die Pinasse bringen lassen, doch rechneten wir nicht darauf, daß ihm dieß gelingen werde, sondern gedachten vielmehr, uns diese und Alles was wir noch etwa bedürfen würden, von einer Goelette zu verschaffen, die Fluß abwärts vor Anker lag, nur zwei Neger als Wache an Bord hatte und bei der wir anlegen wollten. Die Matrosen, welche mit der Pinasse an's Land gingen, begaben sich stets, mit Ausnahme eines einzigen, in eine Pulqueria, um zu essen und zu trinken und dort auf den Kapitän zu warten. Zuweilen blieb auch niemand in dem Boot, und der Theil der Bucht, wo man zu landen pflegte, war überdieß von jeder Wohnung ziemlich entfernt. Sollte indeß auch wirklich ein Matrose zur Bewachung zurückbleiben, so rechneten wir darauf ihn dahin zu bringen, sich uns anzuschließen. Der zur Ausführung bestimmte Tag war heiter, und als wir an Bord kamen, lächelte uns Mde. Valdez mit so bezaubernder Anmuth entgegen, daß mein Vorsatz, ein so reizendes Weib zu verlassen, mich beinahe gereut hätte.

Nachdem ich einigemal getanzt hatte, entschuldigte ich mich mit Kopfschmerzen, und ging an's Land, um dort einen alten Matrosen zu treffen, der früher unter mir gedient und sich entschlossen hatte uns zu begleiten. Ich gab ihm Geld, um Lebens-

mittel zu kaufen, die ich ihn anwies in einem Graben zu verbergen und dann wieder an Bord zu gehen. Am Abend wenn die Pinasse an's Land geschickt würde, sollte er sich der zu ihrer Bedienung bestimmten Mannschaft anschließen und sich später erbieten, als Wächter in dem Boot zurückzubleiben, während seine Kameraden in's Wirthshaus gingen. Ich begab mich jetzt nach dem Fort und dachte daran uns eine Karte, einen Quadranten und vor Allem einen Kompaß zu verschaffen. Der letztere stand in dem Zimmer des Arztes, zu dem ich freien Zutritt hatte, und da er ebenfalls bei der Gesellschaft an Bord der Korvette war, so setzte ich mich in Besitz des gewünschten Gutes und verbarg es im Hintergebäude, die beiden erstern Gegenstände aber befanden sich im Besitz unsres Stubenkameraden, des jungen Offiziers mit Einem Fuß, der am Abend das Zimmer niemals verließ und überdieß ein so eingefleischter Patriot war, daß es die größte Thorheit gewesen wäre, wenn ich ihn zum Vertrauten meines Geheimnisses hätte machen wollen. Gewalt wünschte ich zu vermeiden, nahm also zu folgender Kriegslist meine Zuflucht. Ich schlug ihm nämlich ein belustigendes Kartenkunststück vor, womit ich ihn sonst öfter unterhalten hatte, machte aber die Bedingung, daß er sich die Hände, in die ich das Kartenspiel legte, von mir müsse auf den Rücken binden lassen. Zu meiner Freude willigte er ein; ich nahm hierauf ein großes Tuch, was ich ihn bat in der Mitte mit den Zähnen festzuhalten, und kaum hatte er dieß gethan, so band ich die beiden Enden lachend, als ob ich einen Scherz vorhätte, hinten zusammen, so daß er nicht sprechen konnte. Seine Blicke verriethen deutlich, wie unbehaglich er sich fühle, allein ich nahm ohne Zeitverlust Karte und Quadranten, brachte meinen Gefesselten in eine bequeme Lage, wünschte ihm dann wohl zu leben und öffnete nun die Thüre, um mich zu entfernen, als zu meinem großen Schrecken der Kapitän Bynon und M. die Treppe heraufstiegen.

Das gilt Dir, dachte ich, suchte mich aber so viel als möglich zu fassen, um nicht durch einen Schein von Ueberraschung die Katastrophe zu beschleunigen. Ich hatte kaum noch so viel Zeit die geraubten Gegenstände an Ort und Stelle zu bringen, und dem Offizier zuzuflüstern, daß er über Alles Aufklärung erhalten solle, als auch die beiden Kapitäns schon in's Zimmer traten. „Was soll denn das heißen, Herr F.?“ sagte Kapitän Bynon zu mir, „unsre Damen sind in Verzweiflung sich von Ihnen verlassen zu sehen. Ich habe mein Wort gegeben, ihnen den Ausreißer wieder zurückzubringen; kann ich es lösen?“ Ich verbiß die spöttische Rede und erklärte, daß es sehr unhöflich von mir seyn würde, ihn Lügen zu strafen, nur bäte ich vorher noch mit einem Glase Liqueur aufwarten zu dürfen. Kapitän M. hatte inzwischen den jungen Offizier gefragt, ob er Zahnweh habe, und als er keine Antwort erhielt, trat er näher, wo er dann nicht wenig erstaunte, den armen Mann in dieser Lage zu erblicken. Ich gab Alles für Scherz aus und entledigte ihn auf der Stelle seiner Fesseln. Der ganze Anschlag war durch Beauclerc's Unvorsichtigkeit verrathen worden, der die alberne Gewohnheit hatte, laut zu denken. Um einige auf unsre Angelegenheit bezügliche Notizen niederzuschreiben, war er in eine Kajüte am Hintertheil des Schiffs gegangen, wo er, was er niederschrieb, laut nachsprach und von dem dicht neben der Kajüte wohnenden Schiffszahlmeister behorcht wurde. Dieser theilte Alles sogleich dem Kapitän M. mit, der vom Kapitän Bynon angegangen wurde, mir das Ehrenwort abzufordern, künftig keinen Versuch der Art mehr zu unternehmen. Ich fügte mich dem Verlangen, und nun wurden uns die bisher genossenen Freiheiten auch ferner bewilligt. Nur Wenige erfuhren den Vorfall; ich schloß mich der Gesellschaft wieder an, wo ein Tanz mit dem reizenden Weibchen meines Freundes Valdez meine üble Laune bald verscheuchte.

Die Vereine zur Beförderung des Handels und der Industrie in Neapel.

(Schluß.)

II. Vereine für Industrie.

Ein Mittelding zwischen den vorigen Vereinen und denen für Industrie bildet

12) die von Andrea Pietrapertosa im Jahre 1827 gegründete banca fruttuaria mit 600,000 Ducati Kapital in 10,000 Aktien zu 60 D., welche nun zu 82 stehen. Ihr erster Zweck ist Beförderung des Handels: es wird dem Gewerbtreibenden, dem Güterbesitzer, dem Manufakturisten Geld geliehen, es werden aber auch Gehalte, Pensionen versichert, Gelder unter den verschiedensten Bedingungen zur Verzinsung angenommen: kurz keine Handelsspekulation ist ausgeschlossen. Dieser Verein erfreut sich einer vorzüglichen Administration und überaus günstiger Verhältnisse. Im Jahre 1832 war sein Gewinn 100,000 Ducati, wovon die eine Hälfte unter die Aktionäre vertheilt, die andere zum Kapital geschlagen wurde.

Schon im Jahre 1827 wurden die Statuten einer compagnia tipografica, die zur Beförderung der neapolitanischen Typographie Luigi Monod gründen wollte, genehmigt. Allein bis jetzt ist der Verein noch nicht konstituirt. Dagegen fand

13) die Weinverbesserungsgesellschaft großen Beifall; im März 1835 gründete Baron Giuseppe Corvaja mit einem Kapital von 68,000 Ducati die compagnia enologica industriale. Allgemein und gerecht ist die Klage der neapolitanischen Weingartenbesitzer, zumal in der Provinz Terra di Lavoro, daß der Preis der Weine beständig sinke, und daß, wenn sie Geld zu ihren Pflanzungen wünschen, entweder keines erhalten, oder in die Hände der Monopolisten fallen müssen, welche die Weine als Pfand nehmen, sie an die Schenkwirthe in der Hauptstadt verkaufen und so den ganzen Gewinn sich aneignen. Eben so klagen die Weintrinker über den verhältnißmäßig hohen Preis, mit welchem sie ihr Getränke in der Stadt bezahlen müssen, das oft verfälscht, noch öfter durch fehlerhafte Bereitung von geringem Werthe ist, obgleich dieselben Länder ihn hervorbringen, welche einst den Cecuber, Massiker, Falerner, Formianer und Pompejaner hervorgebracht hatten. Diesen Uebelständen sucht nun die compagnia enologica abzuhelfen: sie will zugleich den Produzenten und Konsumenten an die Hand geben. In den Statuten wird Folgendes als Zweck des Vereins angegeben: einerseits die Weinbereitung nach den neuesten Methoden zu verbessern, Musterweingärten anzulegen, die zweckmäßigsten Maschinen fertigen, Weingewölbe graben zu lassen; die weniger guten Weine zur Branntwein- und Essigbereitung zu benutzen; andrerseits die Weingartenbesitzer zur Theilnahme an dem Verein dadurch aufzufordern, daß er ihnen mit mäßigem Interesse auf ihr Erzeugniß die nöthigen Geldsummen leiht, sie dem Monopol zu entziehen, und in unmittelbare Verbindung mit den Konsumenten zu setzen sucht; ferner geeignete Plätze in der Hauptstadt zu miethen, wo sie ihre Weine absetzen können, Magazine für den Verkauf der inländischen Weine anzulegen und die Ausfuhr derselben zu befördern. Dieß waren die Versprechungen der neuen Gesellschaft. Und schon wurden im Herbst 1835 ungeheure Weingewölbe in Granatello und Piedigrotta eingerichtet, jene für Luxusweine, diese für gewöhnliche, und der Verkauf wurde begonnen; auch fährt ein Schiff mit einer Ladung Wein auf die Rechnung des Vereins nach Brasilien.

Die Bemühungen dieses Vereins sind um so lobenswerther, je schwieriger der Kampf mit dem Weinmonopolisten für ihn seyn wird; allein nur mit Hülfe der Regierung können seine Zwecke erreicht werden, und es scheint, als wäre dieselbe geneigt, dem weinreichen Neapel, dessen Weinhandel bis jetzt nicht bedeutend war, eine neue Quelle der Ausfuhr zu verschaffen: wenigstens wurde der Zoll für die außer der Markung der Stadt erzeugten Weine zur Einfuhr in dieselbe neuerlich aufgehoben.

Einen allgemeinen Zweck wollen die beiden nachstehenden Vereine verfolgen, indem sie alle Zweige der Industrie umfassen:

14) Società commerciale economica, gegründet von Baldassare Radich.

15) Compagnia sebezia promotrice delle industrie nazionali, gegründet von Marchese Nunziante, Conte di Camaldoli und Commendator Caropreso.

Die erstere kam in Streit einmal mit der zweiten, und dann mit sich selbst, unter ihren eigenen Mitgliedern; in jenem Prozesse unterlag sie, für diesen erwartet sie noch die Entscheidung der Tribunale, kann also noch nicht als konstituirt angesehen werden.

Die zweite will ihr Kapital von einer Million Ducati für jede Verbesserung der Industrie, sey es im Feldbau, oder Manufakturen, oder Handel, verwenden. Sie will ihren Zweck in einer Allgemeinheit verfolgen, die kaum ausführbar ist. Auch Alles, was sich auf Wechsel, Kautionen, Pfänder, Vorausbezahlung von Gehalten bezieht, endlich jede Art von Assekurationen, namentlich vor Erdbeben und Ausbrüchen des Vesuvs soll die Gesellschaft umfassen. Es erweckt freilich große Hoffnungen, wenn man ihre Ankündigung liest von den Weingewölben, Oelmühlen, Destillerien, Zuckerraffinerien, Glashütten, Fabriken aller Art, namentlich Porzellanfabriken, die sie errichten will, von den Krapp- und Repsanlagen, von der Gasbeleuchtung, von den artesischen Brunnen, von Dampfmaschinen u. a. m.; allein wo wäre eine Gesellschaft, die alle diese Unternehmungen ausführen könnte? Sono chiacchiere, sagt der Neapolitaner, und er hat wohl recht, solche Entwürfe ein leeres Geschwätz zu nennen. Das einzige, was der obige Verein bis jetzt gethan hat, ist, daß er mit Commendatore Petrinelli in Unterhandlung ist, der auf die Erfindung einer neuen Methode, mit Dampf zu destilliren, ein Privilegium erhalten hat, um eine große Branntweinbrennerei zu errichten. Auch bat der Verein den König, ihm das große und verlassene Gebäude der Abtei zu Solmona in den Abruzzen unter denselben Bedingungen und zu demselben Zwecke zu überlassen, wie sie Ternaux inne gehabt hatte, um eine Wollenmanufaktur und Leinwandfabrik zu errichten.

16) Società industriale partenopea hat gleichfalls den allgemeinen Zweck der Beförderung aller Zweige der Landwirthschaft, der Schafzucht, des Handels, der Künste und Manufakturen. Carlo Cervati ist ihr Gründer mit 600,000 Ducati in 2000 Aktien, und der Principe d'Ottajano ihr Direktor. Sie wird sich aber zunächst auf Urbarmachung größerer Ländereien durch Austrocknung von Sümpfen beschränken. Sie möchte zuerst die Hand an den Lago di Salpi legen (zwischen dem Fluß Ofanto und dem Gebirge Gargano), welcher zu einem Sumpfe geworden ist, und dessen Ausdünstungen mehr und mehr die dortige Gegend unwohnlich machen. Dann ist ihr Augenmerk gerichtet auf die drei Thäler, die es am meisten bedürfen, nämlich die untern Thäler des Volturno, von Pozzuoli an bis Mondragone, des Garigliano, von Isola di Sora bis zu seinem Ausflusse ins Meer, und des Sele, vom Einflusse des Calore an bis zur Mündung: Riesenunternehmungen, die der leichtgläubige Neapolitaner schon verwirklicht sieht.

Die drei letztgenannten Vereine wurden im März 1833 gegründet, und von der Regierung genehmigt.

So wohlthätig die Zwecke aller dieser Vereine für Industrie, zumal der letztern, erscheinen mögen, so groß sind die Schwierigkeiten, die sich ihnen entgegenstellen. Es ist aus der raschen Aufeinanderfolge der letztern Gesellschaften, welche ihre Aktien bald verschlossen hatten, leicht ersichtlich, daß es in Neapel nicht an Kapitalien zur Gründung, auch nicht an Vertrauen zu den Resultaten der Vereine fehlt; allein es fehlt an den ersten Grundlagen aller Industrie und alles Handels, an Landstraßen, Brücken, Seehäfen. Zwar sind die Chausseen in der Nähe der Hauptstadt auf eine Entfernung von 20 bis 30 Miglien sehr gut, und halten mit den Landstraßen anderer Länder jede Vergleichung aus: auch die beiden Straßen nach Rom, die eine über Mola di Gaëta, die andere über S. Germano sind gut; allein so wie man sich in das Innere des Landes begibt, so fehlt es an Brücken und Fahrstraßen, und man findet bloß Wege für Saumrosse. Um Beispiele anzuführen: von Neapel bis Reggio in Calabrien gibt es keine Fahrstraße, zwar ist eine Postverbindung vorhanden, allein zum Fahren geht sie bloß bis Cosenza, und selbst bis dahin beschwerlich, dann muß man Maulthiere besteigen, und tritt Regenwetter ein, so muß man über die Waldströme mit dem Thiere schwimmen; an Brücken mangelt es von dort an gänzlich. Dasselbe gilt von der Verbindung zwischen Neapel und Bari, Brindisi, Lecce; es heißt auch: an diese Orte geht ja die Post, allein was sind dieß für Wege über die Pässe der Apenninen? oder über den Tavoliere di Puglia? An einer Verbindung durch Fahrstraßen zwischen den Provinzialstädten unter sich fehlt noch weit mehr. Eben so schlimm sieht es mit einer Verbindung der Hauptstadt mit den nördlichen Provinzen der Abruzzen aus: höchst beschwerlich und gefährlich ist die Straße von Sulmona nach Capo di Sangro. Nach Teramo kann man bloß reiten. Oder um ein Beispiel in der Nähe der Hauptstadt anzuführen: etwa dreißig Miglien von dieser entfernt liegt am Fuße des Monte Matese das gewerbsame Städtchen Piedimonte d'Alife mit mehreren bedeutenden Fabriken; der Weg dahin ist, obgleich schmal, doch gut, allein zweimal muß man den Volturno passiren, einen Fluß von 30 bis 40 Fuß Breite, über diesen führt nun an beiden Stellen keine Brücke, sondern in schwerfälligen Fähren werden die Wagen langsam übergesetzt. Man könnte denken, in einem Küstenlande, wie das Königreich Neapel, sind auch solche Landstraßen nicht nothwendig, wenn nur gute Seehäfen vorhanden sind: allein an diesen mangelt es gleichfalls, man kann bloß von zwei reden, in der Hauptstadt und etwa in Castellamare, alle übrigen sind bloß Landungsplätze zu nennen: die ehemals so berühmten Seehäfen von Salerno und Brindisi sind verschlammt, fast unbrauchbar.

Die zweite Schwierigkeit, die jenen Vereinen entgegensteht, ist der Mangel an polytechnischen Kenntnissen unter den Neapolitanern. In den bis jetzt bestehenden Fabriken sind die Maschinen beinahe ohne Ausnahme im Auslande verfertigt worden; die Mechaniker in denselben sind Ausländer; beide Umstände veranlassen den Unternehmern schon bei der Gründung bedeutende Unkosten. Das Interesse für diesen Zweig der Industrie kann auch im Volke nicht groß seyn, denn — man höre! — im ganzen Königreiche Neapel ist nicht ein einziges polytechnisches Institut, nicht eine einzige Gewerbsschule oder nur Handelsschule. Dahin sollten nun vor Allem jene Vereine ihr Augenmerk richten, oder vielmehr die Regierung ihrer Pflicht, die Industrie durch Anlegung solcher Institute zu befördern, genügen. Eben so fehlt es an der Möglichkeit, sich polytechnische oder landwirthschaftliche Kenntnisse aus Schriften zu erwerben: ein wissenschaftliches Journal dafür existirt nicht, noch weniger ein Tagblatt in allgemein verständlicher Sprache. Die compagnia sebezia und die società partenopea haben zwar ein solches versprochen, allein bis jetzt ist noch nichts erschienen. Die politische Zeitung il giornale delle due Sicilie liefert zwar in neuerer Zeit auch Artikel über arti und invenzioni, doch bloß im Allgemeinen, und mehr Raritätsstücke, so daß die Zweckmäßigkeit dieser Artikel nicht einleuchtet.

Aus dem Bisherigen sieht man, wie weit das Königreich Neapel in Beziehung auf Industrie und Handel noch hinter den übrigen Staaten Europa's zurück ist, und welch ein großes Feld der Thätigkeit sowohl den Vereinen, als namentlich der Regierung übrig bleibt.

Die Religionsverfolgungen steigen in Tonkin und Cochinchina bis zu einer schauderhaften Höhe.*) Herr Gazelin wurde nebst einem andern Geistlichen erdrosselt, weil beide die christliche Religion gepredigt hatten, und zwei Neophyten theilten dasselbe Geschick. Herr Jaccard wurde ebenfalls zum Tode verurtheilt und erwartete in Ketten die Vollstreckung des Urtheils. Die übrigen Missionäre sind verjagt und irren trostlos im Lande herum; einige suchen eine schützende Zuflucht in Wäldern, auf Bergen oder in Höhlen. Die Kirchen ihres Glaubens sind zerstört worden, und deren Bekenner werden verfolgt und eingekerkert. Allenthalben sind Schaffotte zu Hinrichtung dieser Unglücklichen errichtet.

*) Siehe Ausland vom vorigen Jahre Nr. 206.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 8. 8 Januar 1835.

Mexikanisches Allerlei.

Kunstfeuerwerke.

Die zur Abendfeier politischer oder kirchlicher Erinnerungen auf irgend einem großen Platze der Hauptstadt häufig abgebrannten Kunstfeuerwerke sind gewöhnlich im größten Styl komponirt, und ich habe sie aus des berühmten Ruggieri Werkstätte nicht großartiger gesehen. Zuweilen bereitet und leitet sie das Artilleriekorps, namentlich allemal dasjenige, womit dieses Korps seine jährliche Feier des Namenstages der h. Barbara beschließt, und wovon schon an einem andern Orte die Rede war. Die meisten aber, und so unwahrscheinlich das klingen mag, die besten und prächtigsten werden von einem Dutzend halb nackender Indianer unter Leitung eines Doktors der Theologie verfertigt und abgebrannt. Diese Indianer haben, in vielfacher Uebung bei den täglichen Kirchenfesten, eine unglaubliche technische Fertigkeit für diesen Gewerbszweig erlangt; und ihr geistlicher Ordner, einer der kenntnißreichsten und liberalsten Priester und Professoren Mexiko's, leitet die Zusammensetzung mit Geschmack und phantasiereicher Beurtheilung der hervorzubringenden malerischen Effekte. Namentlich von Einem dieser Feuerwerke, welches ich am 27 Oktober 1831 abbrennen sah, wird der imposante Eindruck mir stets gegenwärtig bleiben. Bald nach eingetretener Dunkelheit gingen wir, einige Freunde, auf den großen Platz vor der Kathedrale, und fanden vor der Mitte des Nationalpalastes, an dessen Mauer gelehnt, einen sehr übersichtlichen und leidlich bequemen Standpunkt. Es wäre leicht gewesen für ein Fenster der oberen, bei solcher Gelegenheit dem anständigen Publikum vergönnten Palastzimmer Einlaßkarten zu erhalten; wir hatten es aber vorgezogen in des Volkes Mitte das dem Volke gewidmete Schauspiel anzusehn. Bis zum Anfange desselben ergötzten wir uns an langen Reihen, Platz suchend vorüberziehender Frauen und Mädchen, jedes Standes und Charakters, natürlich auch Phrynen nicht ausgeschlossen. Ich will hier bemerken, daß an diesem Abend, zum ersten und einzigenmale während eines zweijährigen Aufenthalts in der Hauptstadt, es mir begegnet ist, auf öffentlicher Straße von einer Nymphe im Interesse ihres Gewerbes angeredet zu werden, was zu Paris und noch gewisser zu London, der gesetzteste und tugendhafteste Abendspaziergänger bei jedem zehnten Schritte erlebt. Ein niedliches höchstens 16jähriges Ding, sehr anständig in schwarzer Seide und der Spitzenmantille gekleidet, drängte bei'm Vorübergehn sich einen Augenblick an mich, und flüsterte: „soy bonita y gordita, y muy a la disposicion de Vmd.“ *) Mit einem „vaya Vmd con dios, Señorita“ **) abgefertigt, zog sie ohne fernere Zudringlichkeit gelassen ihres Weges. – Um 7 Uhr gaben drei Kanonenschüsse das Signal zum Anfange des Feuerwerks. Als Einleitung etwa fünfzig sehr gut steigende Raketen und Leuchtkugeln; dann Feuergarben, Feuersonnen, Feuerfontainen, feuerspeiende Drachen u. dgl., Alles in dicht gedrängten Massen und in großer Mannichfaltigkeit. Demnächst die Vorstellung einer Seeschlacht, worin vier Fregatten Feuer fangen. Die aus leichtem und zündbarem Stoff, etwa in der Hälfte ihrer natürlichen Größe sehr korrekt und nett verfertigten, durch optische Täuschung des Lichts und Rauchs aber in voller Lebensgröße erscheinenden Fahrzeuge waren an hohen Pfählen mit schlaffen Stricken in der Luft schwebend befestigt; durch den Pulverdampf sah sie ganz natürlich aus, wie auf finsterer Meereswoge geschaukelt; eben so natürlich ward die zuerst in Masten und Takelwerk auf- und abflackernde Gluth, dann ihr allmähliches Ergreifen des Rumpfes, mit Detonation der gleichsam von der Hitze successiv erreichten Geschütze dargestellt, und zuletzt die Explosion des Auffliegens wie von der gezündeten Pulverkammer; es war ein herrlicher Anblick, und majestätisch veredelten sich die künstlichen Geschützes- und Explosionsdonner in vielfachem Echo von der Kathedrale wiederkehrend. Sodann folgte ein kolossaler Kronleuchter oder Astralkranz mit mehrern hundert Lampen, aus welchen nach einiger Zeit sich Raketen entwickelten, gleichzeitig emporstiegen, und bei der Verpuffung, den ganzen Himmel über dem Platze mit der Gestalt eines ungeheuern Nopalbaums bedeckten, auf dessen, in dunkelm Feuerregen sich zeichnenden Blättern unzählige hellere Lichtpünktchen flimmerten, gleichsam die Kochenille dieses Nopals. Hierauf ward der Anblick eines Indianerdorfs gewährt, sämmtliche Rohrhütten, anscheinend natürlicher Größe, mit vielen Lampions erleuchtet, aus denen allmählich allerlei Feuerwerk herauszischte, und bald das ganze Dorf entzündete; dieses strahlte eine gute Weile im vielfarbigsten

*) „Ich bin hübsch und fettlich, und ganz zu Ew. Gnaden Diensten.“

**) „Gehe Euer Gnaden mit Gott, schönes Fräulein!“

Feuerglanze, und als der Brand erlosch, trat aus dem darüber schwebenden dunkeln Dampfgewölke ein kolossaler Moktezumakopf, wie ein röthlich aufgehender Mond hervor. Abermals folgte dann ein Koncetto von Feuersonnen, Rädern, Staubbächen, Garben ꝛc. mannichfaltigster Art und Wirkung, die Nacht zum Ultratageslichte erhellend. Zum Beschluß ein Freiheitsbaum 60 Fuß hoch, mit allen Bestandtheilen des merikanischen Staatswappens. Den kolossalen Stamm umwand von oben bis unten eine eben so kolossale Schlange, deren Schuppen aus vielfarbigen Lichtflämmchen bestanden. Auf dem Gipfel des Freiheitsbaums ein Nopalstrauch, und oben darauf der merikanische Adler, beide im Transparentfeuer ihrer eigenthümlichen Farben glühend; ganz zuletzt erhob sich, mit ausgebreiteten Schwingen der luftballonartig präparirte Adler gen Himmel, und schwebte majestätisch über den Platz inmitten eines Bouquets von 300 gleichzeitig aufsteigenden Raketen.

(Schluß folgt.)

Die Schlacht am Peketonika.

(Schluß.)

Als Alle gerüstet, redete uns der General kurz, aber anmuthigend an.

Das Glück habe endlich, sagte er, den lange gesuchten Feind in unsern Bereich gebracht; die Zeit sey nun, das Blut der Nachbarn und Freunde, die sie so grausam gemordet, zu rächen, und die Schmach der Feigheit vom amerikanischen Namen abzuwaschen; des Vaterlandes Blicke seyen auf uns gerichtet, Alles was brave Männer thun oder wagen könnten, erwarte man von uns: der Feind, im Dickicht verborgen, würde den Vortheil des ersten Schusses haben; mancher würde fallen, auch er vielleicht, er sey aber entschlossen zu siegen oder zu sterben. Er sagte, daß Mann gegen Mann sie uns nicht gleich wären. Sein bestimmter Befehl sey, sobald der Feind gefeuert habe, solle ein jeder, der dann noch die Waffen führen könne, rasch und mit lautem Hurrah auf ihn einstürmen.

Der Befehl zum Vorrücken ward gegeben.

Die Aufregung der raschen Verfolgung war nun vorbei, die Aufregungen civilisirter Kriege fehlten uns, da gab es kein Geklirr der Waffen, keinen Lärm strategischer Evolutionen, keine betäubende Kriegsmusik: Alles was den Kampf glänzend macht, fehlte. Wir entbehrten des Vertrauens, das disciplinirte Truppen haben, daß ihre Kameraden sie unterstützen müssen; wir waren Bürgersoldaten, eben vom Hause gekommen, voll von lieben Erinnerungen daran; vor uns ein Feind, den das Gerücht so gewaltig darstellte, und der durch beständige Erfolge in allen bisherigen Gefechten gegen die Weißen ermuthigt war; seine Anzahl war unbekannt; keiner, nicht einmal unser Führer hatte je das Pfeifen einer feindlichen Kugel gehört, oder war einem Feinde in tödtlichem Kampfe begegnet.

Gräbergleiches Schweigen herrschte in unsern vorrückenden Reihen, nur unterbrochen durch die ermuthigende Stimme des Führers. Jedes Auge war auf das Dickicht gerichtet, und wollte das dichte Laub durchblicken und den verborgenen Feind erspähen. Der Aufschub war beklemmend, der Athem stockte fast, Alle fühlten, daß ihr nächster Schritt der in die Ewigkeit seyn könnte.

Endlich wurden wir von diesen schrecklichen Gefühlen erlöst durch eine Salve vom Feinde, der augenblicklich das Geschrei und Stöhnen der Verwundeten folgte. Noch war der Feind unsichtbar, aber unsere Reihen standen fest wie Veteranen. Der Frage des Generals, der auf der Rechten war, wo die Indianer seyen, antwortete man, auf der Linken. Klar wie der Hörnerklang war seine Stimme als er nun rief: „Auf sie, Kameraden!“ Und damit sprang er voran gefolgt von uns unter lautem die Indianer verwirrendem Geschrei. Wir kamen zum Handgemenge. Nach einem verzweifelten Kampfe, aus dem keine Flucht möglich war, wo Pardon weder gegeben noch verlangt wurde, wo dem Kriegsgeschrei der Indianer unser Feldgeschrei antwortete, war die Rotte vernichtet, und keiner entkam, um ihrem Stamme was geschehen zu erzählen. Unsere Trophäen waren 15 Scalps, unser Verlust drei Gefallene und ein schwer Verwundeter.

Die Geschichte unserer Gränzkriege kann nichts diesem Gefechte Gleiches aufstellen: eine Kriegstruppe in kaum zwei Minuten mit so geringem Verluste von unserer Seite völlig vernichtet! — Ihre Position war gut gewählt, am Ufer eines Sumpfes, in der Fronte einen hohen, aber nicht steilen Abhang. Die Stärke dieser Stellung nebst dem Vortheil des ersten Feuers auf uns glich unsere stärkere Anzahl bei weitem aus; und wirklich würde der Kampf Stunden lang fortgedauert haben, hätten wir in der gewöhnlichen Weise gefochten, und die Indianer einzeln von einem Baume zum andern verfolgt. Unsers Führers Ansicht, daß ein Sturmangriff die sicherste Art sey, gegen sie zu fechten, zeigte sich bewährt.

Mehrere Zweikämpfe kamen in dem Gefecht vor. Unser General tödtete ihren Häuptling, er war zu nahe seine Büchse zu gebrauchen und schoß ihn mit der Pistole nieder; Lieutenant Bracken, der sein Gewehr abgefeuert hatte, ward von einem mit einem Speere bewaffneten Krieger angegriffen, und schlug ihn mit dem Kolben nieder; Lerch parirte den Stoß eines Spießes, ließ die Büchse fallen, faßte den Spieß, entwaffnete und tödtete den Indianer.

Die Erzählungen des düstern und blutigen Schlachtgrundes *) reden viel von Indianerkämpfen, von den Siegen eines Boone, Hardin Harrod, Estel, aber sie können nichts, was diesem Kampfe gleichkäme, aufweisen. Unsere hauptsächlich aus eingewanderten Kentuckiern bestehende Abtheilung übertraf hier im „fernen Westen“ bei weitem ihre Vorfahren.

Der Schwarze Falke zog sich nach der Niederlage der Seinigen mit seiner Bande in die Sümpfe und festen Stellungen des Felsenflusses (Rock river) zurück. Sie hatten eine bessere Meinung von den Che-mue-a-man (Amerikanern) bekommen; Man-a-ton (der große Geist) hatte aufgehört auf sie zu lächeln, und am Wiskonsin und bei Bad-Are erhielten sie eine Lehre, welche sie, wir hoffen es, für lange Jahre in Ruhe halten wird.

*) Das ist die Bedeutung des indianischen Wortes Kentucky.

Chronik der Reisen.

Reise des Schiffs Chanticleer in den Jahren 1829, 1830 und 1831, unter dem Befehl des verstorbenen Kapitän Foster. Von Webster, Wundarzt des Schiffs. 2 Bände. London 1834.

Der Chanticleer wurde im Jahre 1827 zu wissenschaftlichen Zwecken ausgerüstet, worunter der hauptsächlichste der war, durch Experimente mit dem Pendel, unter entsprechenden Breiten auf der nördlichen und südlichen Halbkugel, die wahre Gestalt der Erde zu bestimmen. Ein anderer nicht minder wichtiger Gegenstand, den man im Auge hatte, war die Herstellung von Meridianen, oder mit andern Worten, die genaue Bestimmung der Längenunterschiede durch Chronometer zwischen den verschiedenen Orten, welche man besuchte. Kapitän Foster, ein junger, thätiger, wissenschaftlich gebildeter Mann, der schon bei der arctischen Expedition, unter Edward Parry, als Astronom gedient hatte, erhielt den Oberbefehl. Diese Wahl berechtigte Alle, welche sich für den Erfolg dieser Expedition interessirten, zu den schönsten Hoffnungen, die auch, wenn Foster das Ende der Reise erlebt und seine Beobachtungen gehörig hätte sammeln und ordnen können, sicher nicht unerfüllt geblieben seyn würden. Allein unglücklicherweise fiel der arme Kapitän, nachdem er allen Klimaten und Beschwerden getrotzt hatte, bei seiner Rückkehr von Panama zufällig über Bord in den Fluß Chagres.*)

Herr Webster, dessen Tagebuch wir hier vor uns haben, machte die Expedition als Wundarzt des Chanticleer mit, der, nachdem er mit den besten Instrumenten und allem Bedarf versehen worden war, im Monat Mai 1828 von Falmouth auslief. Nachdem die Expedition zu Madeira gelandet und die Länge von Funchal bestimmt hatte, ging sie nach Teneriffa unter Segel, das sie am 21 Mai wieder verließ.

„Am 23 Mai Morgens, sagt Herr Webster, war der Spiegel des Meeres mit sehr kleinen Theilchen einer Substanz bedeckt, die wie Staub oder Spreu von Hanf aussah. Ich ließ etwas davon aufschöpfen, und fand nun nach genauerer Untersuchung, daß sie aus außerordentlich kleinen, zarten, ungefähr den hundertsten Theil eines Zolls langen Würmern bestand. Diese Würmer waren meist von brauner Farbe, liefen an beiden Enden spitz zu und machten zuweilen schwache, gekrümmte Bewegungen. Außer ihnen enthielt das mitausgeschöpfte Wasser einige wenige haarige Kügelchen, ungefähr von der Größe eines Nadelkopfs, die sich öffneten und wieder schlossen, wobei man einen glänzenden Fleck im Mittelpunkt bemerkte. Noch fanden sich einige kleine rothe, an dem einen Ende zweizackige Haarwürmchen, nebst einigen Medusen von chokoladbrauner Farbe und der Größe einer Erbse. Kapitän Flinders gedenkt einer ähnlichen Erscheinung, die ihm auf seiner Reise nach Australien vorkam, und Kapitän Chandler (1766) sagt: „Auf einigen Stellen des Meeres findet man Parzellen einer Substanz von verschiedenartiger Farbe, bald roth, bald gelb, die auf dem Wasserspiegel treibt. Sie sieht fast aus wie Sägespäne, und wird von den Matrosen „Wallfischlaich" genannt." Später, unter 6° nördlicher Breite, bei einer Windstille, war das Meer mit demselben Staube bedeckt, der jedoch, bei vorgenommener Untersuchung, keine Spur von Leben zeigte.

„Wir waren angewiesen zu St. Antonio anzuhalten, um auch diesen Punkt in die Reihenfolge von Meridiandistanzen aufzunehmen. Kapitän Foster war kaum ans Land gestiegen, als ein Negermädchen zwischen den Felsen hervorkam und ihm einen Kürbiß reichte. Wir hatten sie in ihrer Einsamkeit gestört, denn auf diesem Theil der Insel befindet sich keine Niederlassung, und so war sie natürlich über den Zweck unseres Besuchs nicht wenig in Unruhe. Wir machten ihr bald begreiflich, daß Fische und Vegetabilien uns sehr angenehm seyn würden, und kaum hatte sie verstanden, was wir wünschten, so ergriff sie ein an dem einen Ende mit einem Nagel versehenes Rohr, und sprang damit, zu unserer nicht geringen Verwunderung, ins Meer. Hier schwamm sie umher, wobei sie sich mit der einen Hand über dem Wasser erhielt und sich mit der andern ihrer Waffe gegen die Fische bediente. Diese Art zu fischen war uns gänzlich neu, das Mädchen aber wußte sehr gut damit umzugehen, denn binnen zwei oder drei Stunden hatte sie, außer einer Menge kleiner, auch sechs große, schöne, zusammen 19 Pfund wiegende Fische gefangen. Diese ihre Beute brachte sie, nebst zehn Kürbissen, dem Kapitän Foster und bot sie ihm zum Kauf an. Der Kapitän begleitete das Mädchen in ihre Höhle, in deren Nähe sich ein kleines angebautes Stück Feld befand, von dessen Ertrag sie, nebst dem, was der Fischfang ihr einbrachte, lebte. Die Höhle war klein und eng, und glich eher dem Schlupfwinkel eines wilden Thieres, als einer menschlichen Wohnung. Etwas Laub vertrat die Stelle eines Bettes, und einige zerbrochene Kürbisschalen waren das einzige vorhandene Geräth. Wir hielten uns zu kurze Zeit auf, um etwas Näheres über die Ursache ihrer einsamen Lebensweise erforschen zu können, erfuhren jedoch so viel, daß sie die Bewohner der andern Seite der Insel zuweilen besuche.

„Unweit der Insel genossen wir den Anblick eines selten vorkommenden Phänomens. Gegen zehn Uhr Nachts, als das Schiff ungefähr fünf Knoten zurückgelegt hatte, der Himmel heiter war und die Sterne hell schimmerten, wurde unsere Aufmerksamkeit plötzlich durch eine große Menge von Delphinen gefesselt, die unser Schiff umschwärmten und mit der Schnelligkeit eines Pfeils nach allen Richtungen hin- und herschossen. Das Wasser war außerordentlich glänzend und mit einer solchen Masse von leuchtenden Punkten übersäet, daß es ein Meer von Sternen zu seyn schien. Der Kiel unseres Schiffes zog, so wie er das Wasser durchschnitt, einen langen Lichtstreif nach sich. So schön dieser Anblick auch immer war, so bot er uns doch keine neue Erscheinung, und so richtete sich unsere Aufmerksamkeit hauptsächlich auf die Delphine, die wir, wegen des glänzenden Lichts, das sie ausstrahlten, selbst in bedeutender Tiefe unter dem Wasser noch deutlich unterscheiden konnten. Ein glänzender Lichtstreif, dem einer fliegenden Rakete nicht unähnlich, zog sich hie und da auf dem Wasser hin, und zeigte uns einen Delphin, der einen Fisch verfolgte. Ein krachendes Getös ließ sich in verschiedenen Richtungen auf dem Meeresspiegel vernehmen, was, wie wir bald inne wurden, von dem starken Athemholen der Delphine herrührte, die in Verfolgung einer Beute begriffen waren."

Während der langen Windstille, durch welche das Schiff in der Nähe des Aequators aufgehalten wurde, benutzte man die dadurch erlangte Muße zu Beobachtungen verschiedener Art. Die mittlere Temperatur der Luft war 80° und die des Meerwassers an der Oberfläche dieselbe; das Regenwasser hatte eine Temperatur von 76° — 78°. Hier auf diesem unergründlichen Ocean wurde das Senkblei mit dem daran befestigten Thermometer von Sykes und der eisernen Wasserflasche des Dr. Marcet bis in eine Tiefe von 400 Faden hinabgelassen. Auf der Oberfläche fand man die Temperatur des Wassers unverändert auf 80° und in der angegebenen Tiefe auf 44° Fahrenheit. Das in Marcet's Flasche herauf beförderte Wasser zeigte stets eine höhere Temperatur als Sykes Thermometer.

Am 20 Junius erreichte die Expedition Fernando Noronha, wo sie ihre Beobachtungen erneuerte, und am 6 Julius befand sie sich auf der Höhe der Abrolhos-Bank. Hier nahm die Frage, ob Sandbänke oder Felsen eine Verminderung der Temperatur des Wassers in ihrer Nähe hervorbringe, ihre Aufmerksamkeit in Anspruch. Die sorgfältigsten Untersuchungen wurden angestellt, allein aller Mühe ungeachtet konnte man keinen wesentlichen Unterschied entdecken, und schloß deßhalb, daß die Nähe von Sandbrücken innerhalb der Wendekreise nicht durch eine Abnahme in der Temperatur des Wassers angezeigt werde. John Herschels werthvolle Beobachtungen in dieser Hinsicht sind geeignet auf den entgegengesetzten Schluß zu führen.*) Am 15 Julius befand man sich im Angesicht von Cape Frio und lief bald nachher in

*) Siehe Ausland Jahrgang 1831. Nr. 160.

*) Ein Korrespondenzartikel im Athenäum bemerkt hierüber: „Ich habe Sir John Herschels Untersuchungen über die Temperatur des Seewassers, welche die Bemerkung des Dr. Davy und anderer gelehrten Männer, daß nämlich die Temperatur dieses Wassers über Bänken, die mit dem Lande zusammenhängen, abnehme, zu bestätigen scheinen, mit großem Interesse gelesen. Deßhalb war ich nicht wenig überrascht, in der Reise des Chanticleer den Schluß zu finden, „daß innerhalb der Wendekreise die Nähe von Sandbänken keineswegs durch irgend eine Abkühlung des Wassers angekündigt werde." Dieser Schluß scheint in Folge einiger an der Abrolhos-Bank vorgenommener Versuche gemacht worden zu seyn; nun liegt aber diese, aus abgerissenen Korallenriffen bestehende Bank sehr weit vom festen Lande von Brasilien entfernt, und es läßt sich daher erwarten, daß die Strömung des

den prächtigen Hafen von Rio Janeiro ein. Von hier aus kam der Chanticleer nach St. Katharina, wo Herrn Webster bei seinen botanischen Exkursionen der Umstand besonders auffiel, daß jede Pflanze sich ein eigenes mehrere Zoll breites und tiefes Bett von Dammerde gebildet hatte, außerhalb dessen der Boden nackter Fels war. Dieß kam so allgemein vor, daß der Verfasser nicht umhin konnte, diese außerordentliche Erscheinung einer den Pflanzen eigenthümlichen Kraft zuzuschreiben, den Felsen zu zersetzen, indem die faserigen Wurzeln in jede Spalte dringen, und das Gestein durch ihr Wachsthum in die kleinsten Theile gleichsam zersprengen. (Fortsetzung folgt.)

Lage der westindischen Kolonien. *)

Saint Pierre Martinique, den 26 October 1834.

Dank sey es der klugen Verwaltung des Herrn Halgan, die Kolonie ist ruhig. Dennoch macht die Gewalt des Gouverneurs sich nur durch seine moralische Kraft bemerkbar, und diese moralische Kraft beruht auf dem Vertrauen und der von jedermann getheilten Ueberzeugung von der unpartheiischen Gerechtigkeit des Oberhauptes und von seinem kräftigen Willen jeden Versuch, die öffentliche Ordnung zu stören, zu unterdrücken.

Die Lage der englischen Kolonien ist bei weitem nicht so günstig als die der unsrigen. Nur wenige sind, in denen es nicht nach der Veröffentlichung der Emanzipationsbill Unruhen gegeben hätte. Was auf Jamaika vorgegangen seyn mag, wissen wir hier noch nicht, aber rings um uns her ist auf mehreren englischen Inseln, namentlich auf Trinidad und St. Christoph, das Martialgesetz verkündet worden.

Auf den meisten englischen Inseln war man genöthigt, das Militär gegen die Neger ausrücken zu lassen, und die Miliz mobil zu machen; auf allen aber wurden die härtesten Strafen verhängt, so daß die Neger selbst sagen, sie hätten noch nie so viel Peitschenhiebe erhalten, als seit sie frei geworden. Endlich mußte man den Eigenthümern unter dem Namen von Constablern einen Theil der direkten Amtsgewalt wieder einräumen, die ihnen durch die Emanzipationsbill entzogen wurde. Diese Maßregel hat, mehr als jede andere, dahin gewirkt, jene Art von Ruhe wieder zurückzuführen, welche gegenwärtig herrscht, die aber dennoch von Umständen begleitet ist, die keineswegs geeignet sind, ein unbedingtes, noch weniger aber ein allgemeines Vertrauen einzuflößen.

Die Inseln Barbados und Antigua sind die einzigen, auf denen die öffentliche Ruhe keine ernste Störung erlitt; allein diese glückliche Anomalie gründet sich auf Ursachen, die man kennen muß, wenn man sich dagegen bewahren will, falsche Schlüsse aus dieser Erscheinung zu ziehen.

Die Insel Barbados ist das Hauptquartier der Streitkräfte zu Land und Meer, und die Engländer haben bei jeder Gelegenheit und auf allen ihren Besitzungen bewiesen, daß sie ihre Macht zu gebrauchen wissen, wenn es sich darum handelt, dem Gesetze Achtung zu verschaffen. Sie machen sich bei einem Aufstande kein Bedenken daraus, 500 bis 600, ja wohl auch 1000 bis 1200 Neger zu tödten, und die Erinnerung an das, was in dieser Art »unlängst erst auf Jamaika und Barbados geschah, hat sich noch nicht aus dem Gedächtniß verloren. Ueberdieß ist in der Kolonie Barbados die Zahl der Weißen der der Neger fast gleich, und die arbeitende Bevölkerung kann sich ihrer Anzahl wegen nur durch anhaltende Arbeit unter dem Schutze der Grundeigenthümer ihren Unterhalt sichern.

Aehnliche Ursachen bringen auf Antigua dieselben Wirkungen hervor. Antigua ist eine kleine ganz flache Insel ohne Berge und Waldungen; alle Grundstücke eignen sich dort für die Kultur des Zuckerrohrs, mit dem auch alle bebaut sind. Die Eigenthümer, welche gar wohl fühlten, daß die Arbeit von Lehrlingen ihnen unter diesen Umständen nur geringen Nutzen abwerfen würde, zogen es vor, ihre vormaligen Sklaven auf der Stelle in Freiheit zu setzen, wobei sie jedoch auf das Ansehen und den Schutz der englischen Gesetze vertrauten. „Geht,“ sagten sie zu ihren Sklaven, „ihr seyd frei; eure Gärten und Hütten gehören uns, wir geben euch so und so viel Zeit um sie zu räumen.“ Die Neger befanden sich bei dieser Erklärung in großer Verlegenheit, denn sie wußten nicht, wo sie ihr Haupt hinlegen sollten, und hatten keine Mittel ihren Unterhalt zu sichern. Sie erboten sich daher, um Lohn zu arbeiten, allein die ersten Vorschläge dieser Art wurden von den Eigenthümern zurückgewiesen. Durch Mangel gedrückt willigten endlich die an die Scholle gefesselten Neger, da sie nicht die Mittel besaßen, die Insel verlassen zu können, ein, um einen Lohn zu arbeiten, der ihren vormaligen Herren weit geringere Kosten verursachte, als der Unterhalt von Sklaven; denn jetzt nehmen sie nur solche in ihre Dienste, die Kräfte zur Arbeit besitzen, früher aber mußten sie auch die alten, gebrechlichen, die schwangeren Weiber und die Kinder versorgen, die ihnen keinen Vortheil brachten.

Es bleibt jetzt noch zu erwägen, wie lange dieser Stand der Dinge dauern, und welchen Einfluß die ganz verschiedene Lage der übrigen Inseln auf denselben haben wird. Auf den meisten derselben ist der Boden sehr ergiebig, die Bevölkerung aber so gering, daß der Werth der Ländereien dort fast Null ist. Da nun die Noth nicht so dringend ist, daß sie die angeborene Trägheit zu besonderen Anstrengungen reizte, so läßt sich vermuthen, daß der Anbau mit Ablauf der Lehrzeit in's Stocken gerathen dürfte.

Aus Briefen von den englischen Inseln erfahren wir, daß da, wo der Aufstand gegen die Regierung unterdrückt ist, auch die Böswilligkeit der Lehrlinge mit den durch die Bill ihren vormaligen Herren vorbehaltenen Rechten wieder überhand genommen hat. Ungeachtet ihnen durch die Bill wöchentlich 45 Arbeitsstunden vorgeschrieben sind, so leisten die Neger jetzt dennoch kaum in einem Monate so viel, als früher in einer Woche. Sie finden sich wohl zur vorgeschriebenen Stunde mit ihrem Arbeitsgeräthe ein, aber Thätigkeit und guter Wille fehlen, und der Anbau schreitet rückwärts. Wenn man auch annimmt, daß die Ordnung nicht mehr gestört werde, wo wird sich ein Eigenthümer finden, der Lust bezeigte unter solchen Umständen seine Geschäfte fortzusetzen? Jeder wird nur darauf denken, seinen Theil von der durch die Bill bestimmten geringen Geldentschädigung zu beziehen, und dann wird man das Land den Negern überlassen, die bald, wie auf St. Domingo, in einen unproduktiven Zustand versinken werden, der so nahe an Wildheit gränzt.

Ist das der Zweck, den man erreichen wollte, so kann man, ohne eine Irrung besorgen zu müssen, voraussagen, daß er unfehlbar erreicht werden wird. Hat man aber geglaubt, unter der Herrschaft des Gesetzes der Lehrzeit Kolonialreichthümer erhalten zu können, von denen, so wie in Frankreich, ein großer Theil dem Mutterland angehört, so läßt sich mit derselben Zuversicht erklären, daß die Zeit nicht säumen wird, das Thörichte der von der englischen Bill vorgeschriebenen Einrichtungen zu erweisen.

Oceans, indem sie über diese Korallenbänke geht, einen geringern Theil von ihrer Wärme verliert, als sie auf andern mit dem Lande zusammenhängenden Bänken verlieren würde. Thonerde und Lehm sind kalter Natur, es scheint daher, daß das Meerwasser über einen Grund dieser Art schneller abgekühlt wird als über Korallenbänken, wo der lebende Stoff, von dem diese Bänke gebildet werden, vielleicht etwas Wärme ausströmt. Sehr oft hatte ich Gelegenheit innerhalb der Wendekreise und unweit des Aequators eine Erscheinung zu beobachten, die man ebenfalls einer Abnahme der Temperatur der Atmosphäre über Korallenbänken, die vom tiefen Meer umgeben waren, zuschrieb. Segelten wir nämlich im tiefen Wasser mit frischem Wind, so hingen die bis jetzt aufgeschwellten Segel aus Mangel an Wind schlaff herab, sobald wir auf die Bank kamen, und kaum waren wir über dieselbe hinaus und wieder im tiefen Wasser, so blähten sich die Segel wie früher auf. Die Abnahme der Temperatur auf diesen Bänken war ohne Zweifel an der Unterbrechung des regelmäßigen Windstrichs schuld. Ein guter Schwimmer empfindet diesen Unterschied der Temperatur zwischen seichtem und tiefem Wasser sehr wohl. Nur in stürmischem Wetter, bei heftiger Brandung an felsigem Ufer und auf Kiesboden nimmt auch auf seichtem Grund die Temperatur des Meerwassers durch Reibung zu; wenigstens habe ich dieß so gefunden.“

*) Wir theilen dieses in französischen Blättern enthaltene Schreiben hauptsächlich aus dem Grunde mit, weil es die Sache der Sklavenemancipation aus einem andern Gesichtspunkt betrachtet, als der Verfasser des in diesen Blättern Nr. 353 u. f. v. vor. J. mitgetheilten Artikels über diesen Gegenstand.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 9. 9 Januar 1835.

Die Tenasserim-Provinzen.

Die nachstehende Schilderung des Zustandes und der Hülfsquellen dieser Provinzen, die den Engländern unlängst erst von den Birmanen abgetreten wurden, kann nicht nur als Beleg dienen, wie die Engländer in neu erlangten Ländern in Indien zu Werke gehen, sondern diese Erwerbung dürfte überhaupt auch zugleich als der erste Schritt zur Eroberung von Hinterindien zu betrachten seyn, da diese Provinzen zwischen Siam und Birma eingeklemmt liegen. Der Bericht selbst ist von Herrn Maingy, vormaligem Kommissär der britisch-ostindischen Regierung, und lautet im Wesentlichen folgendermaßen:

Die Hauptstation, wo die öffentlichen Gebäude und Anstalten sich befinden, und wo auch die Beamten wohnen, ist Moulmein. Dieser Platz scheint dem Berichterstatter den Vorzug vor Amherst-Town zu verdienen, da er viele Vortheile vor diesem letztern voraus hat. Daß Amherst näher am Meere liegt, ist von geringer Erheblichkeit, da große Schiffe nur mit der höchsten Fluth in den Hafen einlaufen können, und den Eintritt derselben auf hohem Meer abwarten müssen. Neuerlich angestellte Untersuchungen des Flusses Moulmein und Versuche mit großen Schiffen haben erwiesen, daß dieser Fluß an keiner Stelle seines Laufs so gefährlich zu befahren ist, als der Hughley; dabei ist ein guter Kanal vorhanden, in welchem Schiffe, die 16 bis 17 Fuß tief im Wasser gehen, zu allen Zeiten sicher den Fluß hinauf- und hinabgelangen können.

Während der stürmischen Zeit der Südwest-Passatwinde ist kein kleines Fahrzeug im Stande, den Fluß zwischen Moulmein und Amherst zu befahren; wollte man also den Gerichtshof und andere öffentliche Anstalten nach Amherst verlegen, so hieße dieß die Verbindung zwischen den Landeseingebornen und den Behörden während jener Zeit unterbrechen. Moulmein eignet sich ferner auch deßhalb noch vorzüglich zu einer Hauptstation und einem Hauptstapelplatz, weil es dicht an das Schan-Gebiet gränzt, und man mithin den Handel mit den Stämmen desselben, der mit jedem Jahr bedeutender wird, um so besser betreiben kann.

Die Abgabe von Grundstücken, welche gegenwärtig in den Provinzen erhoben wird, beläuft sich auf 25 Prozent vom Gesammtertrag. Die Steuer wird von dem Kommissär jeder Provinz, oder dessen Gehülfen, von jedem Dorf besonders erhoben, und zwar im Einverständniß mit dessen Bewohnern und deren Vorsteher oder Thudschyi. Als Norm für den zu entrichteten Betrag nimmt der Kommissär theils das von jedem Dorfe in frühern Jahren erlegte Steuerquantum an, theils schätzt er auch den Ertrag des bebauten Landes ab, wobei ihm einige Grundstücke, deren Ernte er zu beaufsichtigen pflegt, als Richtschnur dienen. Den ganzen ausgesprochenen Steuerbetrag vertheilen dann die Bewohner nach Maßgabe ihres Eigenthums unter sich, und von der hiernach entworfenen Kontributionsliste wird ein Exemplar dem Kommissär zugestellt, ein zweites aber in dem Gemeindehaus (Zayat), oder einem andern öffentlichen Platz im Dorfe angeschlagen, damit jeder Einzelne die Summe genau wisse, die er zu entrichten hat. Der Thudschyi sammelt hierauf die Steuer von jedem Dorfbewohner ein, und liefert dann den ganzen Betrag an die europäischen Beamten; für seine Mühe erhält er 10 Proz. Die Steuer wird in Geld entrichtet, und die Summe nach dem durchschnittlichen Marktpreis von jedem Jahre und für jeden Artikel bestimmt. Steuernachlässe werden bei Fehljahren und andern Unglücksfällen leicht bewilligt.

Die Steuerquoten wurden nach einem mäßigen Ansatze bestimmt, und bis jetzt war man beim Einsammeln zu keiner Zwangsmaßregel genöthigt. Der Berichterstatter ist der Meinung, daß man durchaus nie einen Versuch machen sollte, die Abgaben zu erhöhen, und daß man am besten thun würde, wenn man die jetzt bestehenden Raten für eine Zeit von 15 bis 20 Jahren, oder auch für immer unverändert beibehielte. Ferner sollte keinem Dorfe jemals, neben den bestehenden, irgend eine neue Steuer aufgelegt werden; außer bei Kultivirung wüst liegender, oder mit Waldung bedeckter Ländereien. Solche Ländereien sollten für die drei ersten Jahre gar keine Abgaben, und für eine gewisse Reihe der folgenden, die nach den von dem Eigenthümer zu Urbarmachung des Landes aufgewendeten Kosten zu bestimmen wäre, nur ein Drittel oder die Hälfte der gewöhnlichen Steuern entrichten. Der Berichterstatter fügt bei, daß er, zur Beförderung des Landbaues in diesen Provinzen, kein wirksameres Mittel kenne, als daß die Regierung ihre Steuerforderungen bestimmt ausspreche und festsetze. Privatlandeigenthum hat in diesem Lande stets, selbst unter birmanischer Herrschaft bestanden; jeder konnte nach Belieben über seine Ländereien verfügen, und man weiß kein Beispiel, daß irgend jemand,

ausgenommen bei Kriminalverbrechen, seines Grundeigenthums beraubt worden wäre. Eine solche Fixirung der Grundsteuer würde den Werth der Grundstücke bedeutend erhöhen und die Eigenthümer zugleich anspornen, ihre Ländereien zu verbessern, eine zweckmäßigere Methode der Bewirthung einzuführen, und werthvollere Produkte anzubauen.

Gegenwärtig kann man kaum den hundertundzwanzigsten Theil des Landes als angebaut betrachten, und kaum vier Menschen auf eine Quadratmeile rechnen. Hr. Maingy glaubt daher, daß es zweckmäßig wäre, Ansiedler aus andern Ländern in diese Provinzen zu ziehen, und daß man die elende und halbverhungerte Bevölkerung der Küste von Koromandel veranlassen sollte, sich hier niederzulassen, wo sie reichlichen Lebensunterhalt finden würde. Der Boden ist so ausnehmend gut, daß sogar bei der nachlässigen breitwürfigen Aussaat die besten Ländereien fünfzig- bis sechzigfachen Samen tragen, und die Talains, in der Provinz Amherst, wo die Einwohner bei ihrem Reißbau die Pflanzen zu versetzen pflegen, erhalten eine mehr als zweihundertfache Ernte. Es gibt Ländereien, welche vollkommen geeignet wären, um Tabak, Baumwolle, Zuckerrohr, Pfeffer und Indigo anzupflanzen. Die Bewohner von Tavoy haben unlängst einen Versuch mit dem Anbau der langhaarigen Baumwolle von Pernambuco gemacht, der den besten Erfolg verspricht.

(Fortsetzung folgt.)

Mexikanisches Allerlei.

Kunstfeuerwerke.

(Schluß.)

Das schöne Schauspiel ward noch majestätischer durch seine herrliche Lokalität. Dieser ungeheure Platz, bedeckt von wenigstens 60,000 Zuschauern, und dazu die ihn umgebenden Massen von Kirchen und Palästen, deren Umrisse sich wunderbar in dem steten Wechsel des Lichts und Schattens zeichneten! Auffallend war aber die außerordentliche Stille und Zahmheit des hier versammelten Volks, sehr abstechend gegen sein bei andern Gelegenheiten oft übermäßig lautes und stürmisches Getreibe. Es scheint jedoch jene Stille begleite jetzt fast alle hiesigen politischen Feste; wenigstens habe ich sie mehrfach und vorzugsweise bei diesen wahrgenommen, im Gegensatz der sehr lärmenden Aeußerungen des Volksjubels bei Kirchenfesten, Stiergefechten u. dgl.; auch lassen sich triftige Gründe dieses Unterschiedes aus dem Volkscharakter wie aus der Tagspolitik entwickeln. Gewiß ist es, daß an dem eben beschriebenen Abend, wo wahrlich an Gegenständen freudiger Ueberraschung und rauschenden Beifalls es nicht gebrach, eine Todtenstille unter'm Volke herrschte; man hörte fast keinen Laut, als etwa den eintönig melancholischen Ausruf der Pulque- und Orangenverkäufer. Gegen das Ende des Schauspiels passirte, von einem Sterbebette nach der Kathedrale zurückkehrend, das Allerheiligste eine Seitenstraße des Platzes. Sobald das Glöcklein aus dieser Straße sich vernehmen ließ, sanken die den Platz bedeckenden Sechzigtausend, wie von Einem elektrischen Schlage getroffen, in die Kniee, und eben beleuchtete ein vielfarbiger Feuerregen malerisch die andächtige kreuzschlagende Gemeinde: es war dieß einer jener Momente, wo die Poesie des Katholizismus auch auf widerstrebende Gemüther ihrer ergreifenden Wirkung nicht verfehlt! dieser ganze Abend gewährte eine reiche Ernte interessanter Beobachtungen über mexikanisches Volks- und selbst Familienleben, die ich größtentheils hier übergehe, als allzuweit abführend vom Gegenstande dieses Aufsatzes. Aber Eins sey noch zu erzählen erlaubt. In meiner Nähe stand eine junge Mutter, mit dem Säugling auf dem Arme, und einem etwa sechsjährigen dicken Jungen an der Hand. Der Knabe, wie er sich auch auf den Fußspitzen ausreckte, konnte in dem Gedränge wenig sehn vom Feuerwerk, und bat die Mutter flehendlich, ihn auf den andern Arm zu nehmen, oder auf ihren Schultern reiten zu lassen. „Piensas que yo quiera servirte de burro?" (meinst du ich will dein Packesel seyn?) sagte sie erst ziemlich barsch abweisend; da antwortete er mit freundlichstem kindischem Schmeichelton: „no de burro, Madrecita mia, sino de bonitito cargadorito!" (nicht mein Packesel, lieb Mütterchen, aber wohl mein niedlich hübsch klein Lastträgerlein!) *) ich weiß nicht, ob sie der feinern Distinktion, oder dem süßen Klange nicht zu widerstehn vermochte; genug sie küßte jetzt den Buben, nahm ihn auf und schwitzte den ganzen Abend beträchtlich unter der Doppellast. Unsere Sprache ist viel zu arm, um den unendlichen Liebes- und Schmeichelzauber der spanischen Diminutiven befriedigend wieder zu geben. So ist jenes „bonitito," Diminutiv von „bonito" (hübsch) eigentlich ganz unübersetzbar; noch mehr aber die im gemeinen Leben häufig vorkommende Steigerung derselben Sprachform gleichsam in's Unendliche, wo der Deutsche schon beim ersten Grade seiner Sprache Gewalt anthun, oder mit Flickwörtern aushelfen muß. Z. B. poquito das erste Diminutiv von poco (wenig) können wir nur dürftig allenfalls durch „kleinwenig" wiedergeben, und chiquito von chico (klein) nur etwa durch Provinzialismen, wie „klimperklein" oder „kleinchen." Der Mexikaner aber kann sein chiquito noch zum chiquitito, und dann, mit bloßer Multiplication der Sylbe „ti" ad libitum fortpotenziren, wie eine homöopathische Dosis; und in jeder Potenzirung liegt nicht nur eine neue Verkleinerung, sondern auch ein neuer Ausdruck des dadurch erregten oder des sie verleihenden Gefühls. Am merkwürdigsten ist mir einmal das Kollektiv-Diminutivum vorgekommen, womit ich einen jungen Ranchero von einer Gruppe hübscher Mädchen, nach freundlichem Gespräch mit jeder Einzelnen, Abschied nehmen hörte: „a dios todas" (lebt wohl Ihr Alle) sagte er zu Pferde steigend; dann sein Pferd in Galopp setzend, „a dios toditas" (Ihr niedlichen Allchen)! endlich noch einmal umwendend und Kußhände zurückwerfend, „a dios toditi-ti-ti-ti-ti-ti-tas!" diese letzte Potenz kollektiver Zärtlichkeit, auch nur mit schwachem Anklange der Wirkung des Originalausdrucks in reinem Deutsch wiederzugeben sey jedem Uebersetzer Trotz geboten!

*) Wenn, wie häufig nach starken Platzregen geschieht, die Straßen überschwemmt sind, machen die indianischen Lastträger (cargadores) ein Gewerbe daraus, zierlichere Fußgänger huckepack zu nehmen, und durch's Wasser zu tragen.

Das oben Gesagte wird hinreichen von der Großartigkeit merikanischer Kunstfeuerwerke einen Begriff zu geben; ich übergehe daher die Details mehrerer anderer gleichfalls gesehener Schauspiele dieser Art. Zu den glänzendsten gehörte eins vom 3 und eins vom 28 Dec. 1831. Jenes war von der Artillerie veranstaltet am Vorabend der h. Barbara, ausgezeichnet durch seltsame Effekte großer Massen vielfarbiger Leuchtkugeln, und die imposante Schlußdekoration einer von Spaniern erstürmten, dann angezündeten und in die Luft fliegenden Mohrenfestung. Dieses ward am Festabend U. L. F. von Guadalupe gegeben, und hatte wieder den vorbelobten Doktor der Theologie mit seinen kupferfarbenen Technikern zum Verfasser und Ordner. Es begann sehr gewöhnlich, fast ärmlich, und so sehr unter der Erwartung einer Gesellschaft von Fremden, mit der ich hingegangen war, daß der größere Theil derselben verdrießlich fortging, noch ehe es halb vollendet war. Ich blieb aber, nicht zweifelnd daß der Doktor dießmal seine ganze Kraft und Wissenschaft für einen glänzenden Finaleffekt aufgespart haben werde. Und so war es auch. Es wurden zum Schlusse sechs in der Republik befindliche Hauptkirchen der Sta Maria de Guadalupe, scheinbar in natürlicher Größe dargestellt, auswärts in blassem Brillantfeuer, im Innern aber, welches in vollkommenster Perspektive mit allen seinen Säulen, Nischen, Standbildern und Altären sichtbar war, vielfach dunkelfarbig beleuchtet, bis zum Hauptaltare im Hintergrunde, über welchem wiederum das Bildniß der heiligen Schutzpatronin, eingefaßt in einem Strahlenkranz reinsten Diamantfeuers das Auge blendete. Das Ganze war von wundersamer Wirkung, und der geschickteste europäische Kunstfeuerwerker hätte sich zu Idee und Ausführung Glück wünschen mögen.

Chronik der Reisen.

Reise des Schiffs Chanticleer in den Jahren 1829, 1830 und 1831, unter dem Befehl des verstorbenen Kapitän Foster. Von Webster, Wundarzt des Schiffs. 2 Bände. London 1834.

(Fortsetzung.)

Zu Monte Video, oder vielmehr auf der Rattnas-Insel im Platastrom wurde das erste Experiment mit dem Pendel gemacht, wo man hinsichtlich des Aufstellens des Apparats nicht geringe Schwierigkeiten zu überwinden hatte. Einen seltsamen Anblick gewährt die Kuppel der Kathedrale zu Montevideo, die mit blauen Tellern und Schüsseln von Staffordshirer Steingut gedeckt ist. Die Idee zu dieser seltsamen Bedachung soll von einem eingebornen Häuptling herrühren, der diese Waare statt der holländischen Ziegel in Vorschlag brachte.

„Das Fuhrwerk, dessen man sich zu Montevideo bedient, ist, sagt der Verfasser, über alle Beschreibung roh gearbeitet, so zwar daß man glaubt, es stamme aus einer längst vergangenen Zeit. Der Boden eines solchen Karrens besteht aus plumpen ungestalten Holzstücken, und eben so plump und ungeformt ist auch die Deichsel. Die Seitenwände des Fuhrwerks werden von unbehobelten Stangen gebildet, die man mit Riemen am Boden des Wagens festbindet, und die eben so dauerhaft und plump gearbeiteten Räder halten ungefähr 8 Fuß im Durchmesser. An ein solches Fuhrwerk werden vier, zuweilen auch sechs, schöne Stiere paarweis gespannt, und zwar nicht mittelst eines Jochs, sondern mit einem auf dem Nacken liegenden Querholz, das so schwer ist, daß sein Gewicht den Kopf des gewaltigen Thiers abwärts drückt. Das Geschirr besteht aus Ochsenleder, und einer ähnlichen Haut bedient man sich auch zuweilen, um den Wagen zu überdecken. Maulthiere und Pferde werden nur zu leichtem Fuhrwerk und zum Lasttragen verwendet, und hiebei geht man so weit, daß man leichteres Gepäck sogar an ihre Schweife befestigt.

„Die Gegend um Montevideo ist gänzlich von Holz entblößt, und die Eingebornen brennen deßhalb in ihren von Backsteinen aufgemauerten Oefen Knochen, Horn und andere Ueberbleibsel von Thieren. Der hauptsächlichste Reichthum dieser Leute besteht in ihren Heerden, die auf den ungeheuern üppigen Weiden reiche Nahrung finden. Das Hornvieh ist sehr schön, und erreicht im Durchschnitt ein Gewicht von 7 bis 8 Centnern. Die Häute dieser Thiere werden von den Gauchos zu den mannichfaltigsten Gegenständen verarbeitet, und der abgezogenen und geschmeidig gemachten Haut von Pferdefüßen bedienen sie sich als Stiefel. Man sagt auch, daß die Haut eines Ochsen als Strafwerkzeug von ihnen verwendet werde, indem sie nämlich den Verbrecher so darin einnähen, daß bloß Kopf und Hals frei bleiben und ihn dann in die Sonne legen. Die frische Haut trocknet hier bald und zieht sich dabei so gewaltsam zusammen, daß der arme Gefangene die grausamsten Qualen leidet, die durch den bei Nacht fallenden Thau nur gemildert werden, um mit Anbruch des folgenden Tages, der gewöhnlich sein letzter ist, mit gesteigerter Heftigkeit wiederzukehren."

Als die Beobachtungen beendet waren, lichtete der Chanticleer am 5 October die Anker, und erreichte am 25sten Staten Eiland. Kapitän Foster hielt sich auf dieser wüsten Insel nur so lange auf, als die Zwecke seiner Reise es erforderten, setzte dann Cap Horn, wohin er später zurückkehren wollte, nur berührend seine Reise nach der Inselgruppe der New South Shetlands fort, und erreichte nach einer sehr stürmischen Fahrt Deception Eiland unter 63° südlicher Breite. Von dieser Insel gibt der Verfasser folgende Nachrichten:

„Man kann sich nicht leicht einen traurigern Anblick denken, als den, welchen Deception Eiland, eine Insel der Shetlandsgruppe, bietet. Die wilden, öden Waldungen von Staten Eiland, die wir eben verlassen hatten, schienen gegen diese Insel ein wünschenswerther Aufenthalt zu seyn. Dort findet man doch, obschon dem geschäftigen Treiben des geselligen Lebens entrückt, wenigstens eine kräftige Vegetation, hier aber ist Alles leb- und freudenlos; ungeheuere Massen von Lava und Asche liegen umher, so daß man sich in die Nähe der Schmiede Vulkans versetzt glaubt. Auch nicht die kleinste Spur von Vegetation erfrischt das von dem Anschauen dieser traurigen Scenerie ermüdete Auge. Statt gewaltiger, malerisch aufeinander gethürmter und über das Meer herabhängender Felsen, sieht man nichts als Hügel von schwarzem Staub und Asche, deren Gipfel mit Schnee bedeckt sind, neben ungeheueren von vulkanischen Stoffen fast verschütteten Eismassen. Statt der herrlichen in farbigem Gefieder prangenden Vögel glücklicherer Gegenden wandelt hier der schwerfällige, stumpfsinnige Pinguin an dem traurigen Gestade, wo er nur selten von Menschen aus seiner trägen Ruhe aufgescheucht wird.

„Wir gewahrten bald, aus was der Hügel gebildet war, auf dem wir uns eben befanden. Der dumpfe Ton, den unser Fußtritt an mehreren Stellen zurückgab, zeigte an, daß wir über einer vom Vulkan ausgehöhlten Schlucht standen, bereit einzustürzen und uns in den Abgrund zu begraben. Das Ufer bildet auf mehreren Punkten große Buchten, die von den Wegen aus den lockern vulkanischen Massen ausgewaschen werden. Hie und da sah man einige Gießbäche, die ihren Lauf jeden Tag änderten, und bald stärker bald schwächer flossen, je nachdem die Kraft der Sonne das Eis und den Schnee schmolz, von dem sie ihren Zufluß erhalten. Was während des Tages schmilzt, friert, sogar im Sommer, oft während der Nacht, denn selbst mitten in dieser Jahreszeit häuft sich hier Eis und Schnee an.

„Auf Deception-Eiland ist ein seltsamer Kampf der Elemente bemerkbar: die dunkle Farbe der Asche bildet einen grellen Kontrast gegen den weißen Schnee, mit dem sie hie und da bedeckt ist; aus dem Hintergrunde der Buchten qualmt heißer Dampf, während das Meerwasser in einiger Entfernung bis zum Gefrierpunkt erkältet ist. Säulen von Rauch und Dampf qualmen aus den mit Schnee bedeckten Gipfeln der Hügel empor, während ungeheuere Eis- und Schneemassen um siedendheiße Quellen her lagern.

„Wir bemerkten während unseres Aufenthalts auf Deception-Eiland keine Spur eines thätigen Kraters, obschon, wie bereits erwähnt, mehrere Gipfel Rauch ausströmten; allein die vielen heißen Quellen scheinen zu beweisen, daß das unterirdische Feuer nur unterdrückt, aber

nicht erloschen ist. Auf unsern Ausflügen hörten wir am Fuße der Hügel oft ein starkes unterirdisches Geräusch, das aber mehr vom Wasser im Innern der Erde herzurühren schien. Die heißen Quellen, welche man auf Deception-Eiland sieht, bieten ein merkwürdiges Phänomen: an vielen Stellen des Ufers, besonders zwischen den niedern und hohen Wassermarken der Ebbe und Fluth steigen, wenn die letztere fällt, mehrere hundert Schritt breite Dampfwolken aus dem Boden auf, und wenn man längs dem Ufer hingeht, wird man ganz von heißen Dämpfen eingehüllt, während man auf der einen Seite Eisberge und auf der andern Seewasser neben sich hat, dessen Temperatur nicht weit vom Gefrierpunkt entfernt ist. Das heiße Wasser sprudelt in die Bucht, und gräbt man den Boden am Ufer auf, so steigt ein starker Schwefelgeruch heraus. Wir fanden die Temperatur dieser heißen Quellen zu 185 Fahr., und in der Nähe einiger Schichten von Steinalaun in der Bucht noch bedeutend höher. In der Nähe dieser Alaunfelsen hat das Wasser dieser Quellen einen leichten, zusammenziehenden Geschmack, während es an andern Stellen, und besonders wenn es durch ein Bett von Asche fließt, sich in nichts von gewöhnlichem heißem Wasser unterscheidet.

„Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß diese Thermalquellen einem verborgenen durch die chemische Wirkung von schwefeliger Erde und Kies erzeugten Feuer ihren Ursprung verdanken. Aus einem der höchsten Berge stieg fortwährend Dampf auf, und als wir ihre Gipfel näher untersuchten, fand sich, daß sie aus schwefelhaltiger Thonerde und etwas Alaun bestanden. Der Dampf bildet eine dichte Wolke über den Gipfel, die ihn gleich einer Nebelkappe umgibt.

„Deception-Eiland ist wegen der lockern Beschaffenheit seines Bodens mannichfaltigen und beständigen Veränderungen ausgesetzt. Die lose an einander hängenden Massen, aus denen die Hügel bestehen, werden durch die Gießbäche, welche das Schmelzen des Schnees und des Eises bildet, leicht losgewaschen und oft in ungeheuern Stücken herabgeschwemmt. Zuweilen schwellen durch heftigen Regen diese Gießbäche noch höher an, und dann führen sie die Asche mit sich fort und setzen sie theils in Schluchten ab, die von ihr oft ganz ausgefüllt werden, oder führen sie an's Gestade des Meeres, wo sie sich zu Bänken aufhäuft.

„Zu diesen Veränderungen auf der Oberfläche der Insel trägt auch der Wind seinen Theil bei, der sehr oft ungeheuere Wolken von Asche aufjagt und nach einer andern Stelle treibt. Gewaltige Säulen von Asche mit Schnee gemischt fegte er von den Gipfeln der Berge in die Ebene herab, und von da auf die Gebirge wieder zurück. Diese heftigen Winde waren keine der kleinsten Unannehmlichkeiten, die wir während unsers Aufenthaltes zu erdulden hatten, und nicht selten waren wir ganz mit schwarzem vulkanischem Sand, oder mit Asche und verschlackter Lava bedeckt. Einige Stücke dieser Schlacken sahen so ganz wie Kohks aus, daß wir glaubten, sie müßten eben so gut brennen als diese. Wir machten einen Versuch, fanden aber bald, daß sie zu einer glasigen Masse verschmolzen; Bimsstein, von dem sich im Verhältnisse viel weniger vorfand, zerschmolz ebenfalls, so wie auch einige Stücke fester Lava, woraus sich erkennen ließ, daß diese keiner so großen Hitze ausgesetzt gewesen seyn mußte, als wir zu glauben geneigt waren.

„Die Temperatur des Seewassers im Bassin war durch die unterirdische Hitze der Insel keineswegs gesteigert worden, denn es hatte auf der Oberfläche gewöhnlich zwischen 32° und 37° F. Eine Nacht während unserer Anwesenheit war die Oberfläche sogar gänzlich zugefroren, und der Umstand, daß dieß mitten im Sommer geschah, kann einen Begriff von dem Klima auf Deception-Eiland geben.

„Die Vegetation ist hier sehr beschränkt; man findet nur etwas Moos und eine Korallenflechte, der ähnlich wie sie auf den höchsten Punkten des Caphorn und des Feuerlandes wächst; das Seegras ist weder ausgezeichnet noch in bedeutender Menge vorhanden. Im Bassin fanden wir nichts als eine Art kleiner, nicht eßbarer Krabben, eine große Menge Seesterne und eine sehr schöne Art Stachelfisch.

„Der Sommer gleicht auf South Shetland einem rauhen November in England, und der Winter ist eine lange traurige Nacht. Während dieser Jahreszeit herrscht eine beständige Finsterniß, durch welche die Sonne nur selten oder nie so weit bringt, daß man sie vollkommen erkennen kann. Schöne Tage sind äußerst selten. Unter einer hohen südlichen Breite gelegen und weithin vom Meere umgeben, ist die Atmosphäre voller Dünste, und Alles ist feucht und dumpfig. Fäulniß scheint unter dem Klima von Deception-Eiland nicht leicht einzutreten, denn als man ein Grab öffnete, das die Aufmerksamkeit eines unserer Offiziere auf sich zog, fand sich der Leichnam, der doch allem Vermuthen nach schon einige Jahre hier beerdigt lag, noch ganz frei von Geruch.*) Wahrscheinlich war es der Körper eines Matrosen, der hier in diesem fernen Winkel der Erde sein Leben beschloß.“

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Ein drolliger Auftritt fand am 19 December v. J. im Coventgarden-Theater statt. Man gab Shakspeare's Othello, worin Vandenhoff den Mohren und Denvil den Jago spielte. In der Scene, wo Cassio betrunken ist und eben Othello eintritt, um ihn von Montano zu trennen, sprang ein langer kräftiger Matrose in vollem Kostüm, mit gewichstem Hute, krauslockigem Haar und einem erschrecklichen schwarzen Schnurrbarte plötzlich auf die Bühne, und streckte, zu Vandenhoffs Schrecken und zur Erlustigung des Publikums, seine Hand mit dem familiären Ausruf aus: „Seyd Ihr es? wie geht's Euch, Bill?“ Verblüffung war auf jedem Gesichte gemalt, bis endlich das schallende Gelächter des ganzen Hauses zwei von Othello's Wachen wieder ins Leben rief, welche die muntere Theerjacke (tar) von der Bühne entfernten. Bald darauf erschien der Matrose wieder im Parterre, und blieb ein ruhiger Zuschauer bei den Leistungen seines Freundes Bill, bis zur Stelle, wo Othello Jago's Bemerkung wiederholt: „Gewiß, man sollte seyn auch, was man scheint.“ Hier fuhr der Matrose wieder in die Höhe und brüllte mit einer Donnerstimme: „Ja, ja, Sir, so sollte es seyn. Ihr könnt es nicht läugnen, alter Hahn!“ Das Schauspielhaus erdröhnte von neuem Gelächter, und ein Polizeidiener holte den „Sohn des Meeres“ vom Parterre weg. Später sah man ihn oben bei den Göttern des Paradieses. Die tragische Stimmung war für den ganzen Abend zerstört.

*

Dr. Abercrombie erzählt folgenden merkwürdigen Fall von Somnambulismus: Ein Mädchen von sieben Jahren, eine Waise, die bei einem Pächter wohnte, der sie zum Viehhüten verwendete, schlief gewöhnlich in einer Kammer, die nur durch eine sehr dünne Wand von einer andern getrennt war, in welcher ein wandernder Violinspieler öfter zu wohnen pflegte. Dieser nicht ungeschickte Mann übte sich oft während der Nacht, und spielte sehr schöne Stücke auf seinem Instrument, die indeß für das Mädchen nichts Anderes als ein sehr lästiger Lärm waren. Nach Verlauf von sechs Monaten, welche das Mädchen bei dem Pächter zugebracht hatte, ward es krank, und nun von einer wohlthätigen Dame in deren Haus aufgenommen, wo man nach seiner Genesung bei Nacht oft die schönste Musik hörte, ohne daß man sich hätte erklären können, wer der unsichtbare Tonkünstler sey. Als man sich endlich die Mühe nahm, dem Schall nachzugehen, fand sich, daß er aus dem Schlafzimmer des Mädchens kam, das im tiefsten Schlafe mit dem Munde die Töne einer Geige nachahmte. Bei fernerer Beobachtung fand sich, daß das Mädchen, nachdem es ungefähr zwei Stunden im Bette gelegen, unruhig ward und vor sich hin zu murmeln anfing. Dann ließ es Töne hören, die ganz dem Stimmen einer Violine glichen, und ging endlich nach einem Vorspiel zu Ausführung von Musikstücken über, die ganz im Ton einer Geige und mit den zartesten Modulationen dieses Instruments durchgeführt wurden. Während dieses Spiels hielt das Mädchen oft inne, wiederholte jene Töne, als ob es die Violine stimme, und fing dann genau bei der Stelle wieder an, wo es aufgehört hatte. Dieser Paroxysmus trat in regelmäßigen Zwischenräumen von einer bis zu vierzehn oder auch zwanzig Nächten ein, und war gewöhnlich von einer Art Fieber begleitet.

*) Dieß dürfte wohl mehr der Beschaffenheit des Bodens als dem Klima zuzuschreiben seyn.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 10. 10 Januar 1835.

Die Ostamerikaner über den Westen, seine Bevölkerung und seine Kolonisation.

(Aus einem Privatschreiben.)

Ich glaube, ich versprach Ihnen früher die Ansichten der östlichen Amerikaner über den großen Westen, seine Bewohner und die Einwanderung dorthin zu schildern.

Unsere Kenntniß von diesen Dingen erlangen wir durch die offiziellen Berichte, durch die oft flüchtigen und oberflächlichen Nachrichten der Reisenden, und durch unsere Handelsverbindungen mit jenen Länderstrecken. Regelmäßig kommen die Handelsleute des Westens zu uns, und kaufen ihre Waaren ein. Diese Leute sind gewöhnlich klug und unterrichtet, aber sie haben ihre Schwächen. Sie sprechen gern zu schmeichelnd und zu großtönend von den Gaben der Vorsehung, der Ueppigkeit der Natur, dem Ertrag von Mais und Waizen, dem Strome der Einwanderung, dem Aufblühen der Industrie, der Höhe der Spekulation, dem Fortschritte der Künste und Unternehmungen, und dem Verbrauch aller Art von Luxuswaaren. So müssen wir der Anhänglichkeit an seine Heimath und dem Bestreben, seine Umgebung mit einem zauberischen Firniß zu bekleiden, große Zugeständnisse machen.

Aber was, fragen Sie, hat Alle das mit der Einwanderung zu thun?

Sehr viel; denn der Strom nach Westen hin bewegt sich schnell oder langsam, je nachdem die Meinungen im Osten von jenen Ländern mehr oder weniger günstig sind. Darum denke ich, ist der Bewohner des Westens so indiskret in seinen großsprecherischen Erzählungen von Auskolb-Wetten, *) Pecan-Schwingen, **) Kartoffelfeldern, wilden Welschhahnen und keinen „Insche". ***) Es würde nicht anders als billig seyn, wenn die Westlichen die guten Leute im Osten, welche einen natürlichen Hang haben, Kind und Kegel aufzupacken, und nach dem Westen zu ziehen, offener behandeln und besser unterrichten wollten. Dann würde man Wenigere sehen, welche nach einem mißvergnügten Aufenthalt von einigen Monaten wieder aufpacken, angebautes Land mit den Gebäuden für den Kongreßpreis weggeben, Vieh für die Hälfte des Werthes verkaufen, und sich zurückwenden nach ihrer östlichen Heimath, um verdrießlich und düster verbesserte Nachrichten über den Westen zu verbreiten, und was für Verbesserungen! Sie erzählen dann vielleicht von den Ricinusbohnen, welche sie als die fürchterlichste Purganz verschreien, oder von den ungezähmten Pferden auf den Prärien, welche ihres Reiters Hals brechen, ehe er ihnen höflich: Ruhig, Männchen! zurufen kann. Sie schwören, daß die Furchen der westlichen Maisfelder immer krumm seyen, daß die Wiesen nie rein gerecht würden, daß man kaum je einen angestrichenen Zaun sähe, und daß die Zeitungen voll seyen von Bekanntmachungen der Steuereinnehmer und Nachfragen nach weggelaufenen Pferden.

Jeder der auf diese Art zurückkommt, schreckt zwanzig andere ab, aufzubrechen, und das ist eine Folge der übertriebenen Schilderungen von dem Reichthum und den Annehmlichkeiten des Westens. Im Westen ist fast jeder Landbesitzer, und jeder wünscht den Werth seines Landes zu erhöhen, indem er die Einwanderung anzieht. Das ist einer der Gründe jener Uebertreibungen; aber es würde klüger seyn, sich in den Gränzen der Wahrheit zu halten, die Einwanderer würden weniger geneigt zu Mißvergnügen seyn, und die Bevölkerung würde sich stätiger und bestimmter vermehren.

Ich rede darum nicht übel vom Westen, insbesondere von Illinois. Die große Fruchtbarkeit des Landes, die Ausdehnung seiner Prärien geben ihm einen Vorzug, den die Auswanderer wohl zu schätzen wissen. Ja, die Nachlässigkeit der Bewohner selbst ist ein Beweis, daß der Unterhalt leicht zu gewinnen ist. Aber die Hülfsquellen des Staates sind noch nicht entwickelt; große Unternehmungen fehlen noch; die werden erst mit der Zunahme der Bevölkerung und der Nacheiferung kommen. In den östlichen Staaten, wo oft der Kalk zu Pulver verarbeitet und mit Dung vermischt wird, um eine Ernte zu gewinnen, ist Unternehmungsgeist und Erfindung angeregt und ausgebildet worden durch das Bedürfniß der Bevölkerung. Nicht so im Westen.

*) In dem Westen ist es Sitte, daß sich die Nachbarn zu vielen ländlichen Geschäften, wie zu Lustbarkeiten vereinigen, so z. B. um die Maiskolben von den sie einhüllenden Blättern zu befreien. Dabei wettet man denn oft, wer am schnellsten das Geschäft verrichten könne, u. dergl. mehr.

**) Eben so kommen die Nachbarn zusammen, um die Pecannüsse (eine vortreffliche Nuß, welche nur in den fruchtbarsten Gegenden des fruchtbaren Mississippithales wächst) abzuschlagen, zu schwingen und dann zu reinigen.

***) Insche nennen viele Deutsche die Indianer nach der im Westen üblichen schlechten Aussprache: Ingens (Indschens) für Indians.

wo die Natur fröhlich schafft, während der Mensch ruht. Einwanderer werden manchmal entmuthigt durch den Mangel jener Genüsse und Bequemlichkeiten, welche dichtere Bevölkerung und größere Industrie gewähren; aber die, welche den Muth haben zu bleiben, und ihr Ziel zu verfolgen, werden reichlich belohnt für ihre eingebildeten oder wirklichen Entbehrungen.

Das Tarifgesetz von 1828 schadete der Einwanderung und dem Aufblühen des Westens sehr. Es hatte den Erfolg die arbeitenden Klassen in Manufakturen und Fabriken zu vereinigen, und sie vom Landbau abzulenken. Wäre dieß thörichte Gesetz von Henry Clay und seinen Genossen nicht durchgeführt worden, so wären große Strecken des Westens, die jetzt unberührt daliegen, angebaut; mancher arme Teufel brauchte nicht seine Existenz in den dunstigen Räumen einer Fabrik zu verleben, monotonem Maschinenwerk seine Gedanken anschmiegend; jetzt könnte er im Westen ein Feld, ein Haus, ein Pferd und einen Sattel haben — Alles sein Eigenthum; selbst wäre er der Mann, unabhängig von dem Willen eines Vorgesetzten.

Ich habe nichts gegen Fabriken und Manufakturen; mögen sie entstehen wenn das Land reif dafür ist, aber wir wollen sie nicht auf künstliche Weise erheben, ehe der Landbau eine größere Basis gewonnen hat, und das Land überall bewohnt ist. Wir haben noch immer 160 Millionen Morgen Landes, das noch unverkauft und unbewohnt ist; das wahre Interesse des Gouvernements ist, die Verwandlung des todten Landes in ein dem Bürger und dem Staate nützliches zu befördern; das Fabrikinteresse muß sich noch gedulden in unserer Republik. So wäre namentlich die Herabsetzung des Preises des öffentlichen Landes eine Maßregel, welche außerordentlich zum schnellen Wachsthum des Westens beitragen würde. Die Bevölkerung würde steigen, wie der Mississippi, wenn der Schnee die Gebirge verläßt. Im Jahre 1832 wurden 1,724,255 Morgen Staatsland im Westen verkauft, und nimmt man nur eine Million als die Durchschnittszahl für 20 Jahre an, so sind 20 Millionen Morgen von 1810 bis 1830 verkauft worden, während nach den Zählungen die Bevölkerung während dessen dort um 1,314,675 Menschen zugenommen hat; daher kann man auf die Person (Mann, Frau oder Kind) 15 Morgen rechnen.

Der Andrang von europäischen Einwanderern trägt nicht wenig dazu bei, den Zug nach Westen zu vermehren. In Holland z. B. wo ich das selbst gesehen habe, sendet ein Handelshaus, welches Schiffe befrachten will, Agenten nach Deutschland, der Schweiz u. s. w. aus, welche mit tausend Feiertagsausdrücken die Familien einladen nach Amerika zu ziehen, dem Lande des Essens und Trinkens und der politischen Freiheit. Sie bringen dann ihre Spinnräder und ihre Wagen, ihre Küchen und Ackergeräthschaften mit. Nach ihrer Landung kaufen sie sich Pferde und laden Weiber und Kinder und Gepäcke, Alles unter einander auf, während sie selbst auf Schusters Rappen oder auch ohne ihn nebenher ziehen. Diese Fremden sind die beste Art von Einwanderern, sie werden nicht leicht mißvergnügt, arbeiten fleißig und vergessen in ihren Anstrengungen die Sehnsucht nach Vergangenem. Sie sahen alle aus wie Philosophen! wie ganz das Gegentheil von so vielen andern Einwanderern, welche alsbald die Köpfe hängen, sich und andern lästig werden, und endlich wie falsches Geld, dahin wo sie ausgegangen sind, umkehren.

Als Nachtrag sey es noch bemerkt, daß in den nächsten vier Jahren durch den Druck, der absichtlich oder unwillkürlich durch die Bank hervorgerufen wird, die Einwanderung nach dem Westen bedeutend steigen wird.

Die Tenasserim-Provinzen.

(Fortsetzung.)

Eine große Anzahl Malayen haben sich von Malacca in die Provinzen gewendet, besonders nach den südlichen Theilen, wo sie den Reißbau nach dem System der Versetzung mit vielem Erfolg betreiben. Bemerkenswerth, sagt der Berichterstatter, ist die Furcht, welche alle Birmanen und Talains vor den Malayen hegen, und die ganz der gleichkommt, welche die Malayen ihrerseits vor den Siamesen haben. Es dürfte daher von politischem Vortheil seyn, den Birmanen und Talains eine bedeutende Anzahl Malayen beizugeben, und das zweckdienlichste Mittel hiezu wäre, den Erkönig von Guedah zu bewegen, daß er aus Malacca nach Tavoy übersiedelte, indem man ihm Land unter vortheilhaften Bedingungen und alle nur mögliche Unterstützung zusicherte.

Die chinesische Bevölkerung hat nicht bedeutend zugenommen, und mit Ausnahme einiger Familien, welche in der Nähe der Stadt Moulmein Gartengewächse anbauen, haben sich sonst keine im Lande niedergelassen. Wegen der strengen Maßregeln der birmanischen und siamesischen Regierungen gelingt es nur wenigen ihrer Unterthanen in diese Provinzen zu entkommen; indeß vergeht doch kaum ein Monat, wo nicht eine oder die andere Familie die Wachsamkeit der Beamten zu Rangun oder der Behörden von Siam und Ligore, im Süden, zu umgehen wüßte. Es läßt sich annehmen, daß die britische Regierung, im Fall einer Revolution im Königreich Ava oder Siam, einen unermeßlichen Zuwachs von Bevölkerung erhalten dürfte, und dieß besonders durch die Rückkehr der meisten von den 40,000 Talains, die früher aus den Tenasserim-Provinzen nach Pegu und Siam auswanderten, wo sie, wie man sagt, jetzt als ein besonderer Völkerstamm unter ihren eigenen Häuptlingen leben.

Der Berichterstatter hält es für gerathen, aus den Talains ein eigenes Korps für den Dienst auszuheben, wozu ihre Lebensart und Lokalkenntniß sie besonders eigneten, denn die Birmanen und Talains sind an physischen Kräften und allen zu einem guten Soldaten erforderlichen Eigenschaften den meisten Sepoys des westlichen Indiens überlegen. Die einfache Lebensweise des Birmanen oder Talain, der mit seinem Dha (Art) im Gürtel sich jeden Augenblick eine Hütte aufzuschlagen versteht, und bei dürrem Laub und Gras seinen Reiß siedet, wäre besonders geeignet, die Räuber im Innern des Landes zu bekämpfen. Sein Dha und ein Bambusrohr voll Reiß wären, wenn er in die Gebirge geschickt würde, sein ganzes Gepäck. Sollte der Versuch ein solches Korps zu errichten von Erfolg seyn, so könnte man binnen wenigen Jahren die Vertheidigung der Provinzen gegen

Einfälle von Außen den Talains überlassen, weil sie sehr darauf sehen, sich in Sprache, Meinungen, Sitten und Gebräuchen von den beiden Nachbarn, den Siamesen und Birmanen, so abgesondert als nur immer möglich zu halten, und ihre alte Unabhängigkeit als eigene Nation zu bewahren.

Herr Maingy empfiehlt die Zulassung von britischen Ansiedlern in den Tenasserimprovinzen, weil die Birmanen und Talains durchaus frei von Kastenvorurtheilen seyen und mithin der europäische Ansiedler keine Belästigung von ihnen zu besorgen habe.

Von dem Handel dieser Provinzen wurden bis jetzt keine Zölle erhoben, und der Berichterstatter ist der Meinung, daß diese Einrichtung noch für eine Reihe von Jahren beibehalten werden sollte. Die Einfuhren nehmen in Moulmein mit jedem Jahre zu, und dieser Ort steht, in Folge der hohen Ankergebühren welche zu Rangun erhoben werden, auf dem Punkt, sich zum Stapelplatz eines bedeutenden Theils des Handels mit dem Königreich Ava zu erheben. Britische Manufakturwaaren werden aus Indien hieher gebracht und dann nicht nur auf kleinen Fahrzeugen, welche nach Rangun und den Häfen von Nieder-Pegu segeln, sondern auch auf der Achse nach Tounghu und sogar in die Hauptstadt von Ava selbst geführt. Seit der Mission des Dr. Richardson, in den Jahren 1829 und 1830, welche Herstellung eines freundlichen Verkehrs mit den Staaten von Laboun und Zemmay bezweckte, wurde Moulmein im Ueberfluß mit sehr schönem Hornvieh versehen, und der Handel mit diesen Staaten, so wie mit den übrigen dem Königreich Ava unterworfenen Schanstämmen, hat mit jedem Jahre zugenommen.

Mone ist der Punkt, wo sich die handeltreibenden Schans aus den verschiedenen birmanischen Staaten, Kyaintoun, Kyaintoung, Legaya, Thibau und sogar aus Kyain-younggyi am großen Cambodschafluß, in den Monaten November und December versammeln, und zu Land in Karawanen über Tounghu und Martaban nach Moulmein gehen, wo sie in 30 bis 35 Tagen in den Monaten Januar, Februar und März ankommen, und dann im April oder Mai wieder nach Hause zurückkehren. Im Jahre 1832 kamen 370 dieser Handelsleute nach Moulmein, welche für 72,615 Rupien an Werth Waaren mitbrachten, und für 73,000 Rupien britische Manufakturwaaren dagegen nahmen. Diese Handelsleute pflegten sonst auch nach Rangun zu gehen, allein seit den letzten zwei Jahren kommen kaum noch ein Dutzend dorthin. Sie beklagen sich sehr über die Erpressungen des Gouverneurs von Tounghu, und es dürfte daher gerathen seyn, ihnen einen geradern Weg nach dem britischen Gebiet zu eröffnen, und sie so der Nothwendigkeit zu entheben, jene Stadt zu besuchen. Dieß könnte geschehen, wenn man den Saluein aufwärts, so nahe als möglich an Mone, etwa unter 19° nördl. Breite einen Posten errichtete, und dann von da nach Moulmein, am östlichen Ufer des Saluein, eine Straße führte. Die Handelsleute würden dann nicht nur den Bedrückungen der Behörden auf dem birmanischen Gebiet, sondern auch den Räubereien der Karian-ni, oder rothen Karians, die einen Theil beider Ufer des Salueins bewohnen, entgehen. Der Hauptzweck, den der Berichterstatter bei dem vorgeschlagenen Posten im Auge hat, ist indeß der, die chinesischen Handelsleute, die jährlich im Januar und Februar von Tali, Thengye-tchiu und Yuan in großen Karawanen von 500 bis 1000 Menschen in die oben erwähnten Schan-Staaten kommen, nach Moulmein zu ziehen. Jener neue Posten würde bald von einigen jener unternehmenden, handeltreibenden Leute besucht werden, die Silber, Kupfer, Seidenzeuge u. dgl. bringen, und außer Opium und englischen Manufakturwaaren auch Vogelnester, Zinn, Baumwolle und andere Produkte der Tenasserimprovinzen entgegen nehmen dürften.

Der Handel mit Bang-Kok ist wegen der Scheelsucht der siamesischen Regierung noch sehr unbedeutend. Nur einige wenige Flüchtlinge der Talains kommen jährlich nach Tavoy und Moulmein, allein weniger um des Handels willen, als vielmehr aus dem politischen Beweggrund, sich Gewißheit über die Fortschritte der britischen Regierung zu verschaffen und Erkundigung über deren Verbindung mit Ava einzuziehen. Binnen einigen Jahren, wenn die Bevölkerung der Provinzen sich erst bis an die Gränzen von Siam ausgedehnt haben wird, dürfte sich ein bedeutender Handel sowohl mit den Siamesen als auch mit den in jenem Königreich wohnenden oder es besuchenden Chinesen entwickeln.

(Schluß folgt.)

Der tiefste Schacht in Grosbritannien.

Der Schacht, der gegenwärtig auf dem Steinkohlengebiet zu Monkwearmouth, unweit Sunderland, bearbeitet wird, hat jetzt eine weit größere Tiefe erreicht als irgend ein Schacht in Großbritannien, oder, wenn man die Tiefe vom Meeresspiegel ausrechnet, als irgend ein Schacht in der ganzen Welt. Pearce's Schacht in Cornwallis war noch vor kurzem der tiefste auf der Insel, da er ungefähr 1470 Fuß senkrecht hinabstieg, wovon 1150 Fuß unterhalb des Meeresspiegels sich befanden. Der Grund von Woolf's Schacht, ebenfalls in Cornwallis, befindet sich ebenfalls 1250 Fuß unter dem Meeresspiegel, allein seine Gesammttiefe ist geringer als die des Pearce-Schachts. Der Grund des Monkwearmouth-Schachtes aber liegt bereits 1500 Fuß unter der Fluthmarke des Meeres, und 1600 Fuß unter der Bodenfläche. Er wurde im Mai 1826 eingeschlagen. Der obere Theil desselben geht durch die Dolomitschicht, welche sich über den südöstlichen Kohlendistrikt von Great Newcastle erstreckt, und welche, nebst einer unter derselben liegenden, sich bis nach Monkwearmouth ausdehnenden Schicht von Sandsteinschiefer hier eine Dicke von 550 Fuß erreicht. Das Wasser brach auf diesem Punkt in der unermeßlichen Quantität von 5000 Gallonen in der Minute ein, und um es in einen oberhalb angelegten Abzugskanal auszupumpen, war eine doppelte Dampfmaschine von 200 Pferdekraft erforderlich. Erst im August 1831 stieß man ungefähr 344 Fuß unter der Oberfläche auf die erste unzweideutige Kohlenschicht von 1½ Zoll Dicke. Als das Wasser, welches das weitere Einschlagen bisher so sehr erschwert hatte, abgeleitet war, arbeitete man fort, allein immer noch wollte keine bedeutende Kohlenschicht zum Vorschein kommen, obschon man über 600 tief hinab, und mithin bereits über die gewöhnliche Tiefe, in welcher Kohlen gefunden werden, hingekommen war. Es war erwiesen, daß die Bergleute sich in einem unbekannten Boden befanden. In einer Tiefe von 1000 Fuß stieß man auf eine neue Wasserader, welche neue Pumpen und weitere Geldauslagen nöthig machte. Die Aussichten wurden für die Eigenthümer immer trüber, um so mehr als viele Bergbauverständige die gemachten Anstrengungen als fruchtlos erklärten. Man setzte indeß die Arbeiten fort, da man die Wahrscheinlichkeit Kohlen zu finden bis auf eine Tiefe von 200 Faden anschlägt, und so erreichte man endlich im Monat October 1834 in einer Tiefe von 1578 Fuß unter der Bodenfläche eine Kohlenschichte von bedeutender Mächtigkeit.

Einige Gelehrte stiegen unlängst, von den Eigenthümern bei ihrem Unternehmen unterstützt, in den Schacht, um barometrische und thermometrische Beobachtungen anzustellen, deren Erfolg von hohem Interesse ist. Ein Barometer stand an der Einfahrt des Schachts (87 Fuß oberhalb der Fluthmarke) auf 30, 518 und der daran befestigte Thermometer (Fahrenheit) auf 55°. Als man in die neuen Werke, 1584 Fuß tief, hinabkam, stand das erstere auf 32, 280, mithin höher als es wahrscheinlich je noch von einem menschlichen Auge gesehen worden war, und der Thermometer auf 58°. Man hatte bereits angefangen vier Stollen einzuschlagen, von denen der längste etwa 22 Schritte lang und beinahe 2 Schritte breit war; die an dessen Ende befindliche Oeffnung, welche die Bergleute eben ausgegraben hatten, um den zu Lüftung der Mine nöthigen Luftzug herzustellen, benutzte man zu folgenden thermometrischen Beobachtungen. Die Temperatur des Luftzugs am Eingang des Stollens war 62° Fahrh.; nahe am Ende desselben 63°, und dicht am Ende, über den Luftzug hinaus 68°. Ein Stück Kohle wurde ausgehauen, und in die gewonnene Höhlung zwei Thermometer gebracht, deren Kugeln man sogleich mit Kohlenstaub bedeckte; beide stiegen auf 71°. Am Ende des Stollens befand sich ein kleiner Wasserpfuhl; die Temperatur dieses Wassers war um 11 Uhr 70°, 3 Stunden später 69½°. Ein Registerthermometer wurde 18 Zoll tief in den Boden und ungefähr 10 Schritt vom Eingang des Stollens eingegraben; seine höchste Temperatur war, 40 Minuten später, 67°. Ein anderer Registerthermometer wurde am Ende des Stollens gleichfalls eingegraben und zeigte nach Verlauf der gleichen Zeit 70°. Später grub man es noch tiefer ein, bedeckte es mit kleinen Kohlenstücken und begoß diese mit Wasser; als man es nach einiger Zeit wieder ausgrub, zeigte es 71½°. Aus dem Wasser, das sich über den Kohlen gesammelt hatte, stiegen Gasblasen empor, die man mit dem Licht anzündete. In dieses Wasser tauchte man die Kugeln von zwei sehr zarten Thermometern, die dann eine stets zwischen 71°, 5 und 72°, 6 wechselnde Temperatur zeigten. In eine Höhlung von 2½ Fuß Tiefe, die man in den Boden eines andern Stollens gebohrt hatte, wurde ein Thermometer gesteckt, und die atmosphärische Luft durch einen dichten Ueberzug von Thonerde abgehalten; nach 48 Stunden stand dieses Thermometer auf 71°.2.

Die obigen Beobachtungen stimmen mit der vorherrschenden und sicher wohl begründeten Meinung überein, daß die Temperatur der Erde zunimmt, je tiefer man unter die Oberfläche derselben bringt; man muß indessen nicht außer Acht lassen, daß sich hinsichtlich der Kohlengruben Ursachen für die erhöhte Temperatur in derselben angeben lassen, die mit der angenommenen Wärme im Innern der Erde in keiner Verbindung stehen. Wer Kohlengruben gesehen hat, dem sind auch die Wirkungen des ungeheuern Drucks der aufliegenden Schichten bekannt. Dieser Druck erzeugt jene Spalten und Risse in den Wänden und Wölbungen der Schachten und Stollen, und jene Hebungen des Bodens, wodurch Luft und Wasser Zutritt erhalten. Diese Umstände wirken, wie man annimmt, theils durch den mechanischen Druck, theils durch chemische Zersetzung auf die Beschaffenheit der Temperatur.

Diese Beobachtungen werden mit Genehmigung der Eigenthümer des Bergwerks fortgesetzt werden, und dürften vielleicht den Vortheil gewähren, daß die noch bestehenden Zweifel hinsichtlich des Vorhandenseyns einer bedeutenden Wärme in großer Tiefe unterhalb der Bodenfläche durch sie gelöst würden.

Vermischte Nachrichten.

In der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris am 22 December v. J. wurde ein Schreiben von Herrn Nikolas Santi in Rimini verlesen, in welchem er die Beschreibung eines Apparats mittheilt, dessen er sich schon seit 10 Jahren bedient, um die Richtung und den Grad der Stärke der Erderschütterungen beurtheilen zu können. „Ich verfertigte, sagt der Berichterstatter, zwei Kugeln von einer weißen, zerreiblichen Substanz, die ich an zwei durch ihren Mittelpunkt gehenden Schnüren so aufhing, daß sie mit den Flächen zweier schwarz übertünchten, in einen rechten Winkel zusammenstoßenden Mauern beinahe in Berührung kamen. Die eine Mauerfläche war gegen Norden, die andere gegen Osten gewendet. Tritt nun eine Erderschütterung ein, so prallt die eine Kugel auf der Mauer, an die sie stieß, zurück, und die andere bewegt sich nach der gegenüberstehenden Mauer. Diese beiden Bewegungen werden nun durch die weißen Punkte, welche die Kugeln bei der Berührung zurückließen, und durch den Bruchtheil eines Zirkels bezeichnet, der sich leicht messen läßt, so daß man hieraus die Richtung der Erschütterung und ihre Kraft bestimmen kann."

*

Von der „Gesellschaft der Freunde" in England sind Untersuchungen hinsichtlich der durchschnittlichen Lebensdauer der Mitglieder dieses Vereins in Vergleich mit der anderer Individuen angestellt worden. Die Resultate fielen, besonders in Chesterfield, sehr günstig für die Quäker aus, und geben den überzeugenden Beweis der Vortheile eines mäßigen Lebens. Die zusammengezählten Lebensjahre von hundert in Chesterfield nach einander erfolgten Sterbefälle, bis zum 11 November v. J., geben eine Summe von 2516 Jahren 8 Monaten, also eine Durchschnittszahl von 25 Jahren 2 Monaten. Von den hundert Gestorbenen hatten zwei ein Alter von 80 Jahren und darüber, zwölf ein Alter von 70 Jahren und darüber erreicht. — Von der Gesellschaft der Quäker in Chesterfield aber ergaben 100 Sterbefälle, ebenfalls bis zum 17 November v. J., eine Gesammtsumme von 4790 Jahren 7 Monaten, mithin eine Durchschnittssumme von 47 Jahren 10 Monaten. Neunzehn Personen von jenen Hundert erreichten ein Alter von 80 Jahren und darüber, und dreißig ein Alter von 70 Jahren und darüber.

*

Zu Southport wurde unlängst eine Flasche aufgefangen, in welcher sich ein Papier mit folgenden Worten befand: „Ueber Bord geworfen von den Passagieren des Paketschiffs South-America, im März 1833, im Golf-Strom, auf der Höhe von Kap Cod, unter 40° 50 der Breite und 68° westlicher Länge. Der Finder wird dringend gebeten, dieß in dem dem Fundort nächsten Zeitungsblatt bekannt zu machen, und dadurch, daß man die Strömungen des Oceans kennen lernt, der Wissenschaft einen Dienst zu erzeigen." — Ein Korrespondent des Athenäums bemerkt hierüber: „Augenscheinlich hat diese Flasche die ganze Breite des atlantischen Oceans, von Amerika bis England, durchschifft, und zu den bereits vorhandenen einen neuen Beweis geliefert, daß die Strömung des Golf-Stroms viel weiter nach Osten reicht, als man gewöhnlich glaubt. Schon längst habe ich mich überzeugt, daß die Seefahrer irren, wenn sie annehmen, daß der Golf-Strom bis ungefähr zu den Azoren alle Kraft verliere. Diesem Irrthum sind ohne Zweifel viele der Schiffbrüche zuzuschreiben, welche jährlich an der westlichen Küste von Irland vorfallen. Wenige Meilen täglich, selbst in der schwächsten Strömung des Oceans, machen einem lange Zeit von widrigen Winden aufgehaltenen Schiffe bei einer Reise von Amerika einen Unterschied von mehrern Längengraden, und Rechnungen, welche nicht nach dem Chronometer geführt werden, sind ungenau, und bringen ein Schiff weit früher durch den Ocean an die europäische Küste, als der Kapitän es erwartete. Es sollte daher in der Schifffahrt als Regel aufgestellt werden, die Strömungen des Golf-Stroms noch als über die bisher bestimmten Gränzen hinausreichend anzunehmen."

*

Herr Lecour, Eigenthümer der Steinkohlenminen von Bouquiès, der im Jahre 1820 die Ausbeutung der Minen des Kantons Aubin begann, und den Grund zu dem umfassenden Etablissement von Decazeville legte, ist im Begriff eine außerordentliche Arbeit, die ihn in ein neues Steinkohlenlager führte, zu vollenden. Innerhalb 48 Tagen durchstach und betäfelte er eine Galerie von 201 Metres bis zum Niveau des Lot, und traf auf eine beinahe horizontale Kohlenschichte, in einer Ausdehnung von mehr als 2000 Metres in der Länge und auf 1800 in der Breite. Diese neuen Reichthümer an Brennmaterialien dürften die Mittel liefern zur Gründung von Glashütten, von Töpfereien, Fayencefabriken und anderer Hüttenwerke, was mit um so mehr Vortheile geschehen kann, als die ersten zu diesen Industriezweigen nothwendigen Materialien sich an diesen Orten vereinigt finden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 11. 11 Januar 1835.

Reisebilder von Marmier.

Man wirft den Franzosen vor, daß sie die Geschichte ihres Landes nicht kennen; vielleicht trifft sie der Vorwurf mit noch größerem Rechte, daß ihnen ihr Land selbst unbekannt ist. Um es vollkommen kennen zu lernen, müßte man es durchreisen, wie z. B. die Deutschen ihr Vaterland.

Wir Franzosen gerathen in Entzücken über die Schönheiten anderer Klimate, und kennen diejenigen nicht, in deren Mitte wir geboren sind. Im Jura, 3 Stunden von Lons le Saulnier, befindet sich ein Ort, der von allen Wißbegierigen besucht zu werden verdient; ich meine die Felsen von Baume. Geht man etwas ab von der Straße, welche nach Champagnole führt, so kommt man uver ein Fruchtfeld und über eine Haide; plötzlich prallt man entsetzt zurück, denn das Auge verliert sich in einen unermeßlichen Abgrund; hier öffnet sich zwischen den Bergen ein Grab, nicht für Menschen, nein, für ganze Städte. Hier befindet sich, nach der Aussage der Geologen, das ehemalige Bette eines Sees, und die senkrechten Felsenwände, welche sich auf allen Seiten gleich Wällen erheben, zeugen noch von der Tiefe desselben. Steigt man auf dem einzig möglichen und ziemlich gefahrvollen Wege in die Tiefe hinab, so findet man Höhlen, die gleichsam in diese Riesenfelsen gehauen sind; Gewölbe, wie von der Hand eines Baumeisters aufgerichtet, und auf dem untersten Grunde ein Thal, das sich gleich dem Bette eines Baches durchschlängelt. Hier wächst nur spärliches Gras, die Sonne bestrahlt nur immer einen Theil, und der Himmel erscheint von unten gesehen nur wie ein langes Band. Gleichwohl hat hier eine Familie ihren Wohnsitz aufgeschlagen, Vieh weidet am Fuße dieser Felsen, von denen sich hie und da einer losreißt und gleich einer Lawine mit donnerndem Getöse in den Abgrund stürzt. Am Rande dieser Felsen steht die Abtei von Baume-les-Messieurs. Die Reste dieses Gebäudes, wenn schon durch Zeit und Revolutionen verstümmelt, gewähren noch jetzt einen schönen Anblick. Die große Kastanienallee, welche sich vor der Façade erhebt, scheint die Vorübergehenden zu fragen, warum sie nicht mehr wie ehemals Gesänge und Gebete hört. Obschon die Kirche viel gelitten hat, findet man dennoch kostbare Monumente in ihr, als steinerne Grabmäler mit interessanten Basreliefs, herrlich gearbeitete Kirchenstühle aus Eichenholz, und einen Hochaltar, der ein wahres Kunstwerk von Schnitzarbeit ist. Hier liegt Watteville begraben, dessen wechselvolles Leben den Stoff zu dem seltsamsten Romane liefern könnte; er war anfangs Soldat, dann Mönch, Mörder, Verführer, Renegat, General eines türkischen Armeekorps und endlich Abt dieses Klosters. Auf einem in die Mauer eingesetzten Steine steht die ihm geltende Inschrift:

Italus et Burgundus in armis,
Gallus in albis, in curia
Rectus presbiter Abbas adest.

Rings um dieses Kloster her hat sich eine Häusergruppe zu einem netten Dorfe gebildet. Nicht weit davon liegt das Thal von Guintigny, Nodier's Lieblingsaufenthalt, ferner das Schloß der schönen und unglücklichen Frau von Lauraguais und das Schloß du Pin, wo man noch mit einer Art frommer Verehrung die Meubel und Tapeten des Zimmers aufbewahrt, in welchem Heinrich IV übernachtete.

Hat man das niedliche Städtchen Lons-le-Saulnier mit seinen Rebenhügeln passirt, so steht man auf der Gränze der getreidereichen Provinz Bresse, deren erstes Dorf Coligny ist. Jeder Bauer desselben kennt die Geschichte der Bartholomäusnacht und zeigt dem Reisenden das Schloß des Admirals.

Zu Bourg findet man die wundervolle Kapelle von Brou, dieses Heiligthum der Liebe, wo der Ritter in Marmor gehauen zwischen seiner Gattin und zwischen seiner Mutter in voller Rüstung schläft, als wolle er beide bewachen, und die junge Frau neben ihm eben den letzten Seufzer der Liebe auszuhauchen scheint. Aus der Arbeit dieser Grabmäler, aus der Grazie dieser Basreliefs spricht der Genius der Künstler des Mittelalters.

Sofort gelangt man zu der bescheidenen Kapelle von Fourvières, die auf dem Gipfel des Berges erbaut ist, auf welchem einst der erste Grund zu der Stadt Lyon gelegt wurde. Es war dieß einst das Forum Veneris, oder nach andern Alterthumsforschern das Forum vetus (Forvicil), von welchem der Namen Fourvières herstammt. Diese Kapelle ist kein Kleinod der Architektur, wie der Tempel von Brou; sie ist vielmehr eine arme, kleine Kirche ohne Säulen, mit einem dunkeln Gewölbe und einem Altar der Jungfrau im Hintergrunde, vor welcher eine ewige Lampe brennt; aber diese Jungfrau thut Wunder; sie ist weit und breit berühmt; sie hilft dem Armen, heilt den Kranken, schützt den Seemann in Gefahren, löscht das Feuer

bei Feuersbrünsten und thut der Verheerung des Hagels Einhalt. Von allen Seiten wird der Berg jeden Tag von einer Menge Pilger jedes Alters erstiegen, welche theils ihren Dank ausdrücken, theils ihre Wünsche darbringen. Die Mauern der Kirche sind mit den Weihgeschenken der Leidenden bedeckt, und häufig bildet das Ruder der Matrosen ein Kreuz mit den Krücken des Verwundeten.

Man gelangt nach Fourvières durch die schmutzigen und engen Straßen des Stadtviertels St. Jean. Auf dem Gipfel angekommen, ruht das Auge auf einem der lachendsten und weitesten Panoramas. Zu den Füßen des Beschauers dehnt sich jener alte amphitheatralische Theil der Stadt aus, der gleichsam mit Bäumen und Weingärten durchwebt ist. Weiter unten liegen die Paläste von Lyon, die herrlichen Straßen und öffentlichen Plätze, welche von der Rhone und der Saone umflossen sind; noch weiter unten dehnen sich die weiten Ebenen der Dauphiné aus, die durch die große Kette der Alpen begränzt sind, in deren Mitte sich der Montblanc erhebt, dessen weithin sichtbare Gipfel mit ewigem Schnee und Eis bedeckt sind.

Die Stadt ist sowohl nach dem äußern Anblick als nach den Einwohnern in zwei wesentlich von einander verschiedene Theile getheilt. Entlang dem Hügel von Fourvières wohnt das arme Volk und die Handwerker; in dem ebenen Theile der Stadt die Vornehmen und die Handelswelt mit ihren reichen Magazinen.

Wendet man sich nach den Quartieren von St. George's und Croix Rousse, so findet man nur ärmliche Schenken und schwarze enge Häuser, wo der Handwerksmann um einen möglichst wohlfeilen Preis, wiewohl immer noch theuer genug, eine Stelle sucht, wo er seinen Webestuhl und sein Bett unterbringe. Die Weiber schleppen sich in Lumpen gehüllt durch die Straßen, während der Mann mit Ergebung und Ausdauer arbeitet. Viele derselben verdienen täglich 6 bis 7 Franken, aber die Mehrzahl bringt es, selbst bei der angestrengtesten Arbeit nicht auf 30 Franken des Monats. Nun denke man sich, was 30 Franken für den Unterhalt einer ganzen Familie in einer Stadt wie Lyon sind.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tenasserim-Provinzen.

(Schluß.)

Der Handel mit Bauholz ist ebenfalls eine bedeutende Hülfsquelle der Provinzen. Hr. Maingy hat, statt die Teckholzwälder der Regierung vorzubehalten, sie seit 1829 dem Publikum freigegeben, und jeder darf nun so viel Teckholz schlagen als ihm beliebt, wenn er der Regierung 15 Proz. vom Werth entrichtet. Diese Verordnung hat den Spekulationsgeist sehr ermuntert, so daß während der letzten drei Jahre nicht weniger als 7309 Tonnen Teckholz ausgeführt, und drei große Schiffe vollendet wurden; einige andere befanden sich noch auf der Werfte. Die Teckholzwälder sind nicht nur längs des obern Theils des Flusses Attran, sondern auch am östlichen Ufer des Saluein von so großer Ausdehnung, daß kein Mangel zu befürchten steht. Außer dem Teckholz findet sich in diesen Waldungen eine Menge anderer Holzarten für den Häuserbau und andere Arbeiten, worunter sich besonders das Thenganholz auszeichnet, das bei den Chinesen und den Eingebornen für jene Theile des Schiffs, die unter dem Wasser gehen, für vorzüglicher gilt als selbst das Teckholz.

Die bis jetzt in den Provinzen eingeführten Kriminalgesetze sind die in den bengalischen Provinzen geltenden, und für die Civilgerichtsbarkeit wurden die birmanischen beibehalten, jedoch mit den nöthigen Abänderungen in jenen Punkten, wo sie gegen das Naturrecht und die Billigkeit verstießen. Bei dem Gerichtshof oder Youm einer jeden Station befindet sich ein birmanischer Rechtsgelehrter, der bei allen vorkommenden Entscheidungsfällen dem Kommissär und seinen Gehülfen die birmanischen Gesetze erklärt. Diese Erklärungen sind auf zwei birmanische Werke gegründet, den Dschamma-that, eine Pali-Uebersetzung der hinduischen Gesetze des Menu und den Zaza-that, eine Sammlung von Rechtsfällen und Verordnungen mehrerer Könige von Ava. Die Bewohner der Provinzen scheinen indeß nur geringe Achtung vor dem Dschamma-that zu haben; auch verstehen ihn nur wenige derselben zu lesen. Es gibt mehrere Ausgaben dieses Werkes, weil die meisten Könige von Ava Verbesserungen und Zusätze vornehmen und beifügen ließen. Es dürfte deßhalb eine schwierige Aufgabe seyn, ein neues Gesetzbuch für die Bewohner der Provinzen auszuarbeiten.

Gerichtskosten sind keine andern gewöhnlich, als eine Abgabe von 10 Proz. vom Werth des abgeurtheilten Rechtsfalls, die der verlierende Theil zu tragen hat, die aber auch, wenn der Verurtheilte zu arm ist, erlassen oder gemildert wird; ferner noch eine Rupie, welche der Beklagte für die Vorladung erlegen muß, und endlich eine halbe Rupie für jede Zeugenvorladung. Diese Sporteln werden jedoch Armen nicht aufgerechnet, und es erhalten diese die Vorladungen unentgeltlich. Rechtsanwälte gibt es nicht, sondern jeder vertheidigt seine Sache selbst in seiner Muttersprache, oder wählt einen Freund, der dieß für ihn thut. Bittschriften können in englischer oder in irgend einer der Landessprachen eingereicht werden; vor Gericht ist die birmanische Sprache die gewöhnliche.

Der Kommissär entscheidet zweimal im Jahre in den verschiedenen Stationen über alle Civilprozesse bis zu einem gewissen Betrag. Seine Gehülfen halten dreimal wöchentlich, oder wenn es nöthig ist auch öfter, Gericht im Youm, wo sie über Civilrechtsfälle und Strafen bis zu folgendem Belauf entschieden: Der Kommissär zu Tavoy urtheilt Fälle ab, die den Betrag von 2000 Rupien nicht übersteigen, und kann Straferkenntnisse bis zu zweijährigem Kerker und 39 Peitschenhieben aussprechen. Die Vollmacht des Gehülfen zu Mergui ist auf Civilprozesse von nicht über 1000 Rupien und Strafen von einjährigem Kerker und 24 Peitschenhieben beschränkt. Die Gewalt des Gehülfen zu Moulmein ist noch eingeschränkter, weil dort der Kommissär selbst seinen Sitz hat, und den Youm gewöhnlich selbst hält. Sein Gehülfe entscheidet demnach nur Fälle bis zum Belauf von 500 Rupien und kann nur auf einjährigen Kerker und 21 Peitschenhiebe erkennen.

Der Berichterstatter sagt, daß er seit dem Jahre 1829, wo der Versuch zuerst von dem Major Burney gemacht wurde, bei allen seinen Entscheidungen großen Vortheil von einer Jury gehabt habe, die aus den Eingebornen gewählt wurde. Die Einwohner sahen den Vortheil dieser Einrichtung bald ein, und bildeten sich viel darauf ein, daß man sie auf diese Weise verwendete; stets schlugen sie auch die Vergütung aus, die ihnen dafür zuerkannt wurde.

Als die Provinzen an die britische Regierung abgetreten wurden, befanden sie sich in der größten Unordnung. denn Mangel an Sicherheit für Leben und Eigenthum hatten die Einwohner aller Pflichten des geselligen Lebens entwöhnt. Die Dörfer, besonders jene, welche an das birmanische Gebiet gränzen, waren verödet und sogar in den Städten war man vor räuberischen Ueberfällen nicht gesichert. Um diesem Zustand der Unsicherheit ein Ende zu machen, war es nöthig, sowohl gegen die Einfälle von Unterthanen fremder Regierungen, als auch gegen die räuberischen Banden im Innern der Provinzen selbst, die kräftigsten Maßregeln zu ergreifen. Die Verbrechen haben sich seitdem auch so sehr vermindert, daß eine bedeutende Verbesserung in dem sittlichen Zustand der Einwohner nicht zu verkennen ist.

Der Plan, den man zur Sicherstellung der Städte und Dörfer verfolgte, war eben so einfach als wirksam. Der Thudschyi oder Vorsteher jedes Dorfs, oder jeder Straße in den Städten, ist zugleich Polizeibeamter. Ein anderer eingeborner Beamter, Goung genannt, steht einem Distrikt vor, der aus einer gewissen Anzahl von Dörfern oder Straßen besteht, und diese Distriktvorsteher werden ihrerseits wieder von dem Oberpolizeibeamten der Regierung, Tsit-ke genannt, beaufsichtigt, der seinen Wohnsitz in der Hauptstation hat. In den drei Städten Moulmein, Tavoy und Mergui hat man während der Nacht eine Anzahl von Wächtern, deren Sold von den Einwohnern bestritten wird. Sobald man einen Verbrecher ergreift, berichtet der Thudschyi an den Goung, der sogleich den Thatbestand aufnimmt, und ihn nebst dem Schuldigen an den Tsit-ke schickt, der seinerseits an den britischen Beamten berichtet, von dem dann das Weitere vorgekehrt wird. Dieses Polizeisystem hat sich als sehr nützlich erwiesen.

Rücksichtlich der Ueberfälle an den Gränzen wurden abhülfliche Verbindungen mit den betreffenden Regierungen angeknüpft. Jede Klage wird an den Häuptling von Martan oder den Wundschyi von Rangun, oder auch an den Gerichtshof von Siam berichtet, die dann gewöhnlich alle Abhülfe leisten, die man von einer so nahen Regierung nur immer erwarten kann. Das schändliche Kriegssystem an den Gränzen, durch das früher diese Provinzen verwüstet wurden, hat jetzt ganz aufgehört, und dieser Umstand neues Vertrauen zu der britischen Regierung eingeflößt.

Als eine Hauptursache vieler kleineren Verbrechen muß der entwürdigende Zustand betrachtet werden, in welchem das andere Geschlecht lebt. Um die Lage der Weiber zu verbessern, führte Hr. Maingy eine eigene Ehekanzlei ein, bei welcher jeder der sich verheirathen will, in Gegenwart des Thudschyi des Dorfs und der Verwandten der Frau, sich über seine Umstände und die Frauen ausweisen muß, die er etwa früher schon geehelicht hat. Diese Einrichtung hat der Vielweiberei bedeutend entgegen gewirkt, und manchem Mädchen ein besseres Loos gesichert. Ehescheidungen werden vor dem Civilgericht verhandelt, und nicht eher bewilligt, als bis beide Parteien dreimal vor dem Gerichtshof erschienen sind, und auf ihrem Verlangen beharren.

Knechtschaft wegen Schulden, die nichts als Sklaverei unter einem andern Namen ist, ist einer der schwärzesten Flecken des birmanischen Reichs, und ein Beweis von der niedern Stufe der Civilisation, auf der seine Bewohner stehen. Um diesem Uebel abzuhelfen, errichtete Hr. Maingy in den Provinzen eine Registratur, in welcher man alle solche Verpflichtungen aufzeichnete, die Arbeit des Sklaven abschätzte, und von dem Betrag der Schuld abschrieb. Diese Maßregeln haben diese schändliche Sklaverei so bedeutend vermindert, daß die Zahl solcher Unglücklichen jetzt kaum den zehnten Theil so groß ist, als früher unter der birmanischen Regierung.

Eine nicht minder ergiebige Quelle der Verbrechen sind der Gebrauch des Opiums und des Spiels; der Berichterstatter räth deßhalb seiner Regierung, die Verordnung zu erlassen, daß fernerhin jeder der eine Opiumbude oder ein Spielhaus unterhalte, ernstlich gestraft werden solle.

Auch die Erziehung läßt Hr. Maingy nicht unbeachtet. Unter der birmanischen Regierung waren die Klöster überfüllt, da viele nur deßhalb in dieselben gingen, um den öffentlichen Arbeiten und den Bedrückungen der Beamten zu entgehen. Unter der jetzigen Verwaltung aber, wo jeder seines Eigenthums sicher ist, stehen sie fast leer, die Priester haben an Achtung verloren, und die Beisteuern zu religiösen Gebäuden fallen sehr spärlich aus. Es läßt sich daher befürchten, daß das kommende Geschlecht ohne alle Erziehung aufwachse (denn in jenen Klöstern ertheilte man doch mindestens Unterricht im Lesen und Schreiben), wenn die Regierung hier nicht abhelfend eingreift. Die vornehmern Birmanen und Talains lassen ihre Kinder gern in der englischen Sprache und andern Zweigen des europäischen Wissens unterweisen, nur müssen sie sicher seyn, daß kein Versuch gegen ihre Religion mit unterlaufe. Hr. Boardman, ein amerikanischer Missionär, hatte zu Tavoy eine Schule errichtet, in der er die Kinder in der englischen Sprache, Rechnen und Schreiben unterrichtete, und die Mädchen im Nähen und Stricken unterweisen ließ. Nach seinem Tode hat seine Gattin die Anstalt fortgeführt. Da man den Religionsunterricht vermeidet, so senden die Eltern sehr gern ihre Kinder hin, und da diese Schule so guten Fortgang hat, so erbittet der Berichterstatter von der Regierung die nöthigen Summen zu Errichtung von ähnlichen Anstalten zu Moulmein und Mergui.

Chronik der Reisen.

Reise des Schiffs Chanticleer in den Jahren 1829, 1830 und 1831, unter dem Befehl des verstorbenen Kapitän Foster. Von Webster, Wundarzt des Schiffs. 2 Bände. London 1834.

(Fortsetzung.)

Als der Chanticleer South Shetland verließ, kehrte er nach dem Kap Horn zurück, und ging den 27 März zu St. Martins Cove vor

Anker. Der Verfasser entwirft ein sehr düsteres Gemälde von den Bewohnern dieser fernen, stürmischen Region — den Feuerländern — die ihr Leben in einer Art von verzweifelter Apathie hinzuschleppen scheinen.

„Die geringste Anstrengung scheint sie zu erschöpfen, und statt selbst etwas zu thun, wendeten sie sich an unsere Leute, und baten sie, Holz zu ihrem Feuer zu fällen. Sie verlangten sogar, man solle ihnen ihre Kanots in's Wasser hinablassen, und schienen überhaupt durchaus nicht die geringste Betriebsamkeit zu besitzen, sondern unfähig und zu schwach zu jeder Arbeit und Anstrengung zu seyn.

„Der Wigwam oder die Hütte eines Feuerländers ist wohl das Elendeste, was man sich in dieser Art vorstellen kann. Der Neger und die verschiedenen Indianerstämme haben ihre mehr oder minder bequemen Wohnungen, sogar der Eskimo hat seine Schneehütte, die ihn gegen das rauhe Klima schützt, unter dem er zu leben bestimmt ist, aber der Feuerländer weiß kein anderes Material zu Erbauung einer Hütte zu finden, die ihn gegen die feuchte, kalte und stürmische Witterung seines Vaterlandes schütze, als einige grüne Baumzweige. Sie ist rund und meist nicht geräumiger, als daß eine Familie von sechs Personen eben Platz findet, die sich in lautloser Apathie um ein Feuer herumhocken, das in der Mitte brennt. Diese elende Wohnung ist auch nicht mit dem kleinsten Geräthe versehen, und der nackte Boden ist ihre Diele. Hier sitzen sie mit einem Robbenfell über den Schultern und zuweilen mit einer um die Mitte des Leibes befestigten Schürze von einem andern Thierfell versehen; allein weder das eine noch die andere scheinen ein unumgänglich nöthiges Kleidungsstück zu seyn, denn man sieht viele nackt. Alle haben vom Rauch entzündete Augen. Der Hund, der treue Gefährte des Menschen unter jedem Klima, lebt in der innigsten Gemeinschaft mit ihnen. Der feuerländische Hund ist ein besser aussehendes Thier, als man nach der Beschaffenheit seines Futters vermuthen sollte. Dieses Thier hat auf den ersten Anblick viele Aehnlichkeit mit einem Fuchs, ist sehr wild und dem Hund der Eskimos nicht unähnlich. Bei einem meiner Besuche in den Hütten der Feuerländer zog ein rothes Handtuch ihre Aufmerksamkeit auf sich. Ich schenkte es dem jüngsten weiblichen Mitgliede der aus fünf Personen bestehenden Familie, und das Mädchen riß es sogleich zu meinem nicht geringen Erstaunen in Streifen, mit denen sie ihre Haare schmückte; einige derselben band es auch um die Handgelenke, nachdem sie mir vorher einige getrocknete Fische als Gegengeschenk gegeben hatte. Wir beschenkten die Uebrigen mit Angelhaken, Messern, Nadeln, Zwirn, Scheeren u. s. w., und ich gab mir alle Mühe, ihnen den Gebrauch der letzteren zu Verfertigung von Kleidungsstücken so nöthigen Gegenstände zu erklären. Die Feuerländer sind gewiß nicht ungelehrig oder für Unterweisung unempfänglich, und so glaubte ich, meine Schülerin werde meine Anleitung, die ich ihr, so gut ich es selbst verstand, gegeben hatte, begriffen haben; allein ich sah bald, daß ich meine Mühe hätte sparen können, denn die Frau stach ganz bedächtig mit der Nadel ein Loch, zog dann den Faden heraus, und steckte ihn mit der Hand durch dasselbe. Aller Gegenvorstellungen ungeachtet blieb sie bei dieser Methode, die ihr die bessere zu seyn schien.

Die Feuerländer zeigten bei unserem Erscheinen die größte Gleichgültigkeit und Theilnahmlosigkeit. Uebrigens schienen sie sanft und gutmüthig zu seyn, und wir bemerkten in ihrem Benehmen weder Spuren von Wildheit, noch von Furcht oder Verzagtheit. Die Töne einer Flöte reizten ihre Aufmerksamkeit kaum; einen Gesang aber versuchten sie sogleich mit ihren Stimmen zu begleiten, die, wie wir bei dieser Gelegenheit bemerken konnten, sanft und wohllautend waren. Als wir einer der Frauen einen Spiegel zeigten, sah sie eine Zeit lang hinein, rieb sich dann das Gesicht damit und legte ihn weg. Die Männer sind außerordentlich träg; der Reichthum einer Familie besteht in einem Hund und ihrem Fischergeräth. Die Feuerländer sind im Ganzen gut gebaut, und von mittlerem, jedoch mehr kleinem Wuchs. Sie haben keine Bärte (nur bei wenigen sahen wir einige kurze Haare auf der Oberlippe), dunkle, glänzende Augen und langes, feines, schwarzes Haar; ihre Zähne sind weiß und regelmäßig. Die Weiber sind kleiner als die Männer, aber stärker, haben zarte Handgelenke, kleine Hände und schön geformte Finger, die sie mit einer Grazie zu gebrauchen wissen, die man bei diesen auf so niederer Stufe stehenden Geschöpfen nicht erwarten sollte. Ihre Kleidung ist einfach, aber nicht anstößig, und ihr Benehmen bescheiden und anständig. Sie sprechen außerordentlich geschwind, und sagten die Worte, die sie von uns auffingen, sehr schnell und meist ziemlich richtig nach. Es herrscht die unsaubere Gewohnheit unter ihnen, sich das Gesicht mit einer Mischung von Ruß und Fett zu beschmieren; auch entstellen sie sich die Beine durch Streifen von weißer Farbe, deren hauptsächlichster Bestandtheil ebenfalls Fett ist. Das Haar wird ebenfalls mit einer Mischung von Fett und rothem Ocker eingesalbt, und es läßt sich hieraus leicht abnehmen, daß der Aufenthalt in ihrer Nähe nichts weniger als angenehm ist. Sie schmücken sich mit Halsbändern von Muscheln, unter denen sich besonders eine kleine rothe Schnecke auszeichnet und dann mit verschiedenen Zierrathen von Knochen, die sie ohne Ordnung auf den Leib hängen. Das einzige Werkzeug der Reinlichkeit, das wir bei ihnen sahen, war ein Theil der noch mit den Zähnen versehenen Kinnlade eines Seefisches, dessen sie sich als Kamm bedienten; die Kinder haben meist starke Bäuche, sind aber sonst gut gebildet. Die Weiber sind auch hier, wie bei den meisten indianischen Völkerschaften, die unterthänigsten Sklavinnen der Männer. Sie rudern das Kanot und fischen, wobei ihnen die Männer in träger Ruhe zuschauen; und verrichten mit Einem Wort alle Arbeiten, die doch eigentlich ihren Herrn und Meistern zukämen. Das erste Kanot, das gleich nach unserer Ankunft zu uns kam, wurde ebenfalls von zwei Weibern gerudert, während die Männer uns müßig angafften.

„Die Feuerländer leben größtentheils vom Fischfang, bei dem sie den Mangel an Angelhaken auf eine sehr sinnreiche Weise zu ersetzen wissen. Sie befestigen nämlich eine kleine Muschel in ihrer Schale an die Schnur, welche der Fisch sogleich verschlingt; die größte Kunst besteht nur darin, ihn nach und nach, ohne daß die Muschel aus dem Magen gezogen wird, auf die Oberfläche des Wassers zu bringen, wo ihn dann die Weiber sehr geschickt zu packen und in's Kanot zu werfen wissen. Muscheln sind ebenfalls eine Speise der Feuerländer, und wenn sie einen großen Seefisch oder Robben fangen, so leben sie eine Zeit lang im Ueberfluß. Beeren machen gleichfalls eines ihrer Nahrungsmittel aus, und zuweilen gelingt es ihnen auch einige Vögel zu fangen, die sie durch Nachahmung ihres Gezwitschers so lange locken, bis sie nahe genug sind, daß der Pfeil sie erreichen kann.

„Die Kanots der Feuerländer bestehen hauptsächlich aus Buchenrinde, die an nicht weit von einander stehende halbzirkelförmige Reife von demselben Holz befestigt werden, und die dem Fahrzeug als Rippen dienen. Dann werden sie inwendig mit Thonerde ausgestrichen, was ein solches Kanot sehr schwer macht, obschon es nicht länger ist als neun Fuß. Der obere Theil wird durch drei Querhölzer zusammengehalten, und die darin sitzenden Personen nehmen gewöhnlich auf dem Boden Platz. Ein Segel wird nie aufgezogen, sondern man bedient sich stets der Ruder. In der Mitte des Kanots brennt gewöhnlich ein kleines Feuer, und zum Ausschöpfen des eindringenden Wassers bedienen sie sich einer aus einer besondern Gattung Seegras mit breiten lederartigen Blättern geflochtenen Schale.

„Die einzigen Waffen, welche wir bei den Feuerländern bemerkten, waren Schlingen, Bogen und Pfeile. Die letzteren sind zierlich geschmückt und mit einer Spitze von Obsidian versehen. Bogen und Pfeile dienen ihnen nur um Vögel zu schießen, denn der Krieg scheint ein ihnen unbekanntes Uebel zu seyn. Getrocknetes Moos vertritt die Stelle des Zunders, den sie durch die Funken zweier an einander geschlagener Kieselsteine entzünden. Eines Nachts ließen wir einige Raketen steigen, wodurch diese armen Leute so in Schrecken gesetzt wurden, daß sie in die Wälder flohen und die ganze Nacht dort blieben. Am andern Tag verließen sie uns, um nie mehr zurückzukehren, weil sie wahrscheinlich glaubten, wir seyen im Besitz böser Geister, die wir nach Belieben auf sie loslassen könnten."

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 12. 12 Januar 1835.

Pferde und Wettrennen in Uralsk.

(Aus einem Privatschreiben in der nordischen Biene.)

Vor einiger Zeit, als von allen Seiten die Leute zusammenströmten zum Herbstfischfang,*) wurde auch ein Wettrennen veranstaltet, nicht nur mit Kähnen, wie sonst häufig, sondern auch mit Pferden: das ist eine nützliche Einrichtung, möge sie lange dauern! Baschkirische, kalmükische und kirgisische Pferde sind die Hauptracen dieses Landes. Turkomanische Argamaks **) und andere theure Pferderacen aus der kleinen Anzahl von Privatgestüten rechne ich nicht hieher: das sind Ausländer. Die Gestüte und Heerden der Kosaken stammen alle von den erstern her, und es gibt hier keine besondere uralische und orenburgische Race, wie am Don die donische. Die baschkirische Race ist durch völlige Vernachlässigung, dadurch daß man nicht die geringste Aufmerksamkeit auf die Wahl vorzüglicher Hengste und Stuten legte, völlig ausgeartet, zum Theil ausgestorben, und sinkt mit jedem Tage mehr. Leider muß man fast dasselbe von der kirgisischen sagen: hier haben sich aber doch im tiefen Innern der Steppe einige gute reine Racen erhalten, und diese werden den baschkirischen vorgezogen. Es ist in der That ein seltsamer Umstand; diese pferdeerzeugenden Völker haben von uralten Zeiten her eine wahre Leidenschaft für ihre Heerden; diese Heerden liefern ihnen Speise, Trank und sogar Kleidung, aber außer dem Abzählen und Bezeichnen derselben thun sie nichts dafür: darin besteht ihre ganze Aufsicht. Erhalten sie ein feuriges, unermüdliches Roß, dann hegen und pflegen sie es, rühmen sich dessen, und prahlen damit, aber von einer künstlichen Verbesserung der Racen lassen sie sich nichts träumen!

Die eigentliche kalmükische Race hat einen dicken Kopf, kleine Ohren und eine Buckelnase, aber auch sie ist beinahe ausgestorben in Orenburg; doch findet sie sich noch hie und da bei den Kalmüken von Stauropol; alle zu den Kosaken von Orenburg und Uralsk gerechneten Kalmüken aber haben baschkirische, kirgisische und Kosakenpferde. Der Ausdruck: ein kalmükisches Pferd bedeutet demnach nichts Anderes als das Pferd eines Kosaken-Kalmüken, seine Race ist dadurch keineswegs bezeichnet. Die eigentlichen Kalmükenpferde muß man bei den Tjumenischen Kalmüken im Gouvernement Astrachan suchen. Jetzt rechnet man im orenburgischen Lande im Allgemeinen etwa eine Million Pferde, von denen 20,000 jährlich verkauft werden, mehr als die Hälfte davon geht über den Ural in die kirgisische Steppe. Die goldene Zeit ist vorüber, wo die Steppe unser Land mit Pferden versorgte, jetzt ist die Sache umgekehrt; dort herrscht Armuth und Dürftigkeit, Krankheiten und innere Kriege entreißen den wilden Steppenbewohnern ihre Heerden und ihr Vermögen: Hungerjahre und Kälte haben, z. B. im Jahre 1827, eine unglaubliche Menge Pferde hingerafft.

Ich will das Beispiel des reichsten Kosaken von Orenburg, des gewesenen Starschinen Issangildi Janmursin anführen: er besaß vor 20 Jahren 12,000 Pferde, wie man sagt, wir wollen aber nur 8000 annehmen; jetzt hat er keine 800 mehr. Wenn jährlich eine so große Menge unserer Pferde, gegen Hämmel, in die Steppen verführt wird, so muß die kirgisische Race an der Gränzlinie so gut wie ausgestorben seyn, und man findet in der That hier keine ächten kirgisischen Pferde mehr. Um diese zu bekommen, muß man tief in die Steppe hineingehen zu den Tschiklinen, Dschegalbailinen, zu den Adaiern; selbst bei Chan Dschanger unter der innern Horde findet man nur noch sehr wenig ächte kirgisische Pferde. Der Mittelpreis für gute baschkirische Pferde ist hier nicht höher als 25 Rubel (etwa 12 fl.) für das Stück. Die Kirgisen- und Kosakenpferde sind ein wenig theurer; freilich geben die Kirgisen manchmal 2, 3, ja 5 Kamele für einen guten Renner, und die Bucharen, welche gute Läufer und Paßgänger besonders schätzen, steigern oft den Preis in's Unglaubliche, doch das sind besondere Fälle, und können nicht in Rechnung kommen. Die hiesigen gewöhnlichen Pferde sind ziemlich munter, in der Arbeit ausdauernd bei schmalem Futter, aber klein und darum schwach. Zum Rennen bereitet man die Pferde vor, indem man sie den Abend zuvor hinausreitet, und gesattelt und angebunden die Nacht draußen stehen läßt, ohne ihnen zu fressen zu geben, die Kirgisen geben überhaupt manchmal vier Stunden lang nach einem Ritt den Pferden weder zu fressen noch zu trinken; hie und da jedoch geben sie ihnen während des Ritts Branntwein zu trinken, reiten dann aber sogleich im Trabe fort. Hafer kennen die Kirgisen nicht, die Kosaken aber und

*) Der Hauptfischfang auf dem Jaik oder Ural findet im Frühjahr und Herbst statt.

**) So nennt man theils in Kaukasien, theils aber auch gegen die asiatische Gränze im Osten die Reitpferde.

auch die Baschkiren geben ihnen manchmal ein wenig Hafer oder Gerste. Wer reich an Stuten ist, gibt wohl auch seinem Lieblingsrenner Stutenmilch, dieß geschieht namentlich in der Steppe.

Wie viel ein hiesiger guter Renner aushält, will ich durch einige Beispiele erläutern, denn die Wege in der Steppe sind nicht genau gemessen, — das einzige Mittel, die Sache genau zu wissen, ist das Wettrennen nach einem bestimmten Ziel, das ist aber eine Neuerung hier, und selbst in Uralsk erst ganz kürzlich eingeführt. Man rechnet, daß ein Kirgise gewöhnlich in einem Tage hundert bis hundertundfünfzig Werste auf Einem Pferde macht, auf zwei oder drei Pferden macht er leicht 200. Mit zwei, mit drei Pferden heißt aber nicht mit unterlegten Pferden, sondern es werden zwei, drei Pferde gesattelt, man setzt sich auf eins, und treibt die andern vor sich her, oder führt sie auch am Zügel, und springt auf eines derselben, wenn das gerade gerittene müde ist, so daß sie der Reihe nach alle wieder ausruhen. Von Orska nach Bokhara rechnet man 1500 Werste und diese legt ein Kaisake mit zwei Pferden in 13 bis 15 Tagen zurück, und sind Wetter und Pferde sehr gut, so kann er den Weg in noch kürzerer Zeit machen. So wird wenigstens behauptet. Als Sultan Mebet Gali an der Mündung des Flusses Kampschla, 80 Werste von der Festung Orska, erschlagen wurde, gelangte diese Nachricht an den Sultan-Regenten nach Ilek an der Mündung des Flusses Karabutan, 250 Werste weit, in 30 Stunden. Zwei Eilboten sprengten fort auf drei Pferden ohne Sättel, barfuß und halb nackt, und hatten demnach wahrscheinlich keine Zeit, ihre Renner besonders auszusuchen.

Jetzt komme ich zu dem Wettrennen, das am 17 (29) September in Gegenwart des Atamans des uralischen Kosakenheers, der Mitglieder der Kriegskanzlei und unter dem Zusammenlauf einer großen Menge von Christen und Nichtchristen statt fand. Auch der Sultan-Regent und andere angesehene Stammeshäupter wohnten dem Feste bei. Die Rennbahn betrug drei gemessene Werste; zuerst wurden 23 Pferde vom eigentlichen uralischen Gestüte losgelassen: eins derselben durchlief die Bahn sechsmal, machte also 18 Werste in 23¹/₄ Minuten. Dann kamen 30 Pferde von kirgisischer Zucht an die Reihe, und eins derselben legte die Bahn siebenmal in 29¹/₂ Minuten zurück.

Ich habe schon bemerkt, daß die hiesigen Kalmüken keine Pferde von anderer Race haben, als die übrigen Kosaken, dennoch tragen sie auf allen Wettrennen, wo sie erscheinen, die Preise davon, so bei zwei Festen, welche der Chan der innern Kirgisenhorde gab, einmal bei seiner Erhebung zur Chanwürde, das zweitemal bei seiner Hochzeit.

Jetzt ist die hiesige Kommandantschaft bemüht, das bis jetzt unbedeutende Gestüt des uralischen Korps zu erweitern. Dieses besitzt Mittel sich die besten Steppenpferde zu verschaffen, und gute Kosakenpferde aus erster Hand, auch Argamaks und Karawairs aus den Steppen, welche mit den hiesigen Racen von Stuten ausgezeichnete Pferde geben. Jetzt zahlt das Korpskommando 250 Rubel für ein Pferd der Gardekosakenschwadron, ein sehr hoher Preis, und doch fehlt es ihr an guten Pferden, weil diese nicht in der nöthigen Menge zu haben sind. Das orenburgische Korps verdankt in dieser Beziehung sehr viel dem Generalmajor Grigoriewitsch Engelhardt, der mit geringen Mitteln ein Gestüt gründete, und in Uralsk kann bei den weit bedeutendern Mitteln noch viel mehr geschehen.

Reisebilder von Marmier.

(Fortsetzung.)

Von Perrache geht das Dampfschiff ab, das die Rhone hinabfährt. Dieser Fluß gewährt weder die wechselnden, romantischen Aussichten des Rheins, noch das düstere Gemälde der Donau am Fuße der böhmischen Gebirge; klar und ruhig zieht er dahin, an Baumgruppen, grünenden Wiesen und friedlichen Hütten vorüber, unter zierlichen Drathbrücken hindurch, welche ihn von Zeit zu Zeit durchschneiden. Sowohl der Archäolog als der Geschichtsforscher findet ernste Stoffe des Studiums in den Monumenten von Vienne, Valence, Orange 2c.

Jenseits Valence bemerkt man auf dem linken Rhoneufer einen steilen, beinahe senkrechten Felsen. Auf dem Gipfel desselben unterscheidet man noch die Reste einer Mauer und eines Walles. Hier hauste der wilde protestantische Ritter des Adrets, der seine katholischen Gefangenen nach der Sage von dem Felsen hinabzuspringen zwang.

Unterhalb Valence nimmt die Natur, die bis hieher lachend und fruchtbar war, einen düsterern und imposantern Anblick an. Das Uferland ist nur noch eine graue unbebaute Haide; große nackte Felsmassen erheben sich; kein Baum, keine Pflanze wächst auf derselben, die Sonnenstrahlen, welche senkrecht auf diese weiten Flächen fallen, geben denselben einen Glanz, von dem das Auge geblendet wird. Die nächsten Umgebungen der Ufer sind jedoch noch immer sehr belebt; eine Menge Schiffe werden durch Pferde stromaufwärts gezogen. Zunächst um die Städte und Dörfer her liegen freundliche Gärten, welche mit der Dürre des angränzenden Landes einen sonderbaren Abstich machen. Besonders majestätisch nimmt sich die Stadt St. Esprit mit ihren weit gesprengten Brücken aus. Endlich erscheint Avignon mit seinen Mauern, seinen grauen Häusern und seinen viereckigen Thürmen und Zinnen. Bis hieher schien der Bewohner des Nordens noch nicht die Gränze seines Landes überschritten zu haben. Die Ufer der Rhone bei Lyon hatten noch ganz denselben Charakter, wie das nördlicher gelegene Land, und der Weg von Lyon nach Avignon ward auf dem Dampfschiffe so rasch zurückgelegt, daß außer dem Wechsel der Temperatur dem Reisenden nichts besonderes auffällt. Avignon bildet das Thor des Südens. Allein die Ueberraschung ist bei dem Anblicke dieser kahlen Felsen, dieser dürren, einzelnen, mit Staub überzogenen Bäume nichts weniger als angenehm. Hier muß man Abschied nehmen von dem reizenden Lande des Elsasses und des Schwarzwaldes, und von dem reichen Thale, in welchem der Rhein fließt. Bei Avignon nimmt das Land eine andere Physiognomie, eine andere Sprache, andere Sitten an. Das Volk spricht seinen provençalischen Dialekt, der mit seinem Reichthum an Selbstlautern so stark an die italienische Sprache erinnert. Die Gesichter haben eine ovale, regelmäßige Form, die Nase ist etwas gebogen, der

Schnitt der Augen schön, die Gesichtsfarbe ein mattes Weiß. Insbesondere sind die Köpfe der Männer von auffallender Schönheit. Im Allgemeinen sind die Weiber auch schön, man muß jedoch den Ausdruck ihrer Züge unter schmutzigen Hauben und verwirrten Haaren suchen. Die Gestikulation macht mit dem beweglichen Ausdrucke des Gesichtes und den eigenthümlichen Wörtern einen wesentlichen Theil der Volkssprache. Häufig geschieht es, daß ein Mensch aus dem Volke nicht spricht, sondern gestikulirt. Die Sprache ist ihm zu langsam; die Bewegung seiner Arme geht rascher von Statten, und gerne nehmen diejenigen, welche ihn umgeben, mit einer Pantomime statt mit einer Rede vorlieb.

Die ersten Menschen, mit welchen man zu Avignon in Berührung kommt, sind die Lastträger. Diese bilden unter der Volksmasse eine eigene Klasse. Halb thätig, halb indolent, schlafen sie im Sommer gleich den Lazzaronis unter freiem Himmel und gewinnen mit leichter Arbeit ihren Unterhalt. Die Natur hat sie mit einer starken kräftigen Konstitution begabt. Ihr Handwerk überträgt sich getreu von einer Generation auf die andere. Von früher Jugend an tragen sie das Reff auf dem Rücken, und erwarten das Einlaufen der Schiffe in dem Hafen, und die mit demselben ankommenden Reisenden. Mit nackten Armen, den Kopf mit einer Mütze bedeckt, um den Leib einen Gürtel, harren sie der Reisenden wenn das Dampfschiff ankommt, stimmen hierauf ihren Bewillkommnungsgesang an und stürzen sich gleich Raubvögeln auf die Beute. Wehe dem Reisenden, der seine Habseligkeiten nicht mit beiden Händen oder mit dem Leibe zu decken vermag. Der eine nimmt ihm seinen Koffer, der andere seine Hutschachtel, der dritte seinen Nachtsack; manche schämen sich nicht, sogar den Stock und die Tabaksdose in Anspruch zu nehmen. Hier hilft kein Widerstreben, das Beste ist, man ergibt sich in sein Schicksal, bezeichnet seinen Gasthof und begibt sich mit größtmöglicher Geduld dahin, wo man sich freilich mittelst einer beträchtlichen Summe loskaufen muß.

Zu Avignon befindet sich nur ein historischer Gasthof, nämlich der des Palais-royal, in welchem Marschall Brune ermordet wurde. Abends sitzt gewöhnlich der Wirth vor seinem Thore, und erzählt den Gästen die nähern Umstände dieser schauderhaften That.

Avignon hat nur enge winklige Straßen. Da, wo die Kaufleute wohnen, sind gewöhnlich Tücher von einem Hause zum andern gespannt, wodurch die Dunkelheit in den Straßen noch vermehrt wird. In manchen Straßen sind die Häuser so enge auf einander gebaut, daß kaum ein Sonnenstrahl durchzudringen vermag. Gleichwohl stößt man auf manches schöne Gebäude; insbesondere ist dieß in der Straße der Fall, in welcher die Kardinäle wohnten. Die alte Brücke, welche man aus unbegreiflichen Gründen in Trümmer fallen läßt, verdient wegen ihres Baus beobachtet zu werden. Die kleine Kapelle, welche so ziemlich in der Mitte der Stadt liegt, hat eine sehr geschmackvolle Vorderseite. Der päpstliche Palast hat mehr das Ansehen einer Citadelle; die großen Säle mit ihren reich verzierten Freskogemälden sind jetzt zu Kasernen eingerichtet, und das große Gemälde, das die Verurtheilung der Johanna von Neapel vorstellte, und die ganze Seite eines solchen Saales einnahm, ist jetzt mit Gyps überzogen, auf dem der Namen des Regiments und die Nummern der Kompagnien stehen.

Auch Aix hat seinen alten Glanz verloren. Handel und Gewerbe liegen darnieder, man sieht nichts als einige Beamte und einige Kaufleute. Die Reichen geben hie und da Abendgesellschaften; die ärmern Einwohner arbeiten bis spät in die Nacht hinein in ihren Werkstätten, oder betteln in den Straßen. Uebrigens hat Aix breite, gerade Straßen, mehrere in gutem Style erbaute Gebäude, schöne Spaziergänge und geräumige, regelmäßige öffentliche Plätze. Die Bibliothek ist eine der reichsten des Königreichs. Die Bäder des Sextus werden von allen Reisenden besucht. Das Wasser fällt in weite, tiefe Becken von Marmor. Der Garten, welcher an diese Bäder stößt, ist ohne allen Reiz; die Bäume entlang der Straße erheben ihre halb verdorrten Zweige traurig gen Himmel. In den Straßen herrscht wenig Leben, denn schon Morgens um 8 Uhr werden die Zelte über die Kaufläden ausgespannt, und Niemand wagt sich mehr den brennenden Sonnenstrahlen auszusetzen.

Der Weg von Aix nach Marseille ist staubig und ermüdend. So weit das Auge reicht dehnt sich ein graues, steinigtes Feld aus. Hie und da zeigt sich ein Haus, dann kommen wieder weite Räume, denen es an aller Vegetation fehlt. Weiterhin zeigen sich einzelne Oliven- und Maulbeerbäume, auch Weinreben, die auf ganz ebenem Felde wachsen; gleichwohl ist der Boden äußerst fruchtbar, und was Menschenhände hier säen, lohnt sich hundertfach bei der Ernte.

Ist man auf einer der letzten Höhen angelangt, so wird man durch den lachenden Anblick der Villas von Marseille überrascht, mit ihren terrassenförmigen Dächern, ihren frisch gemalten Mauern und ihren üppigen Gärten. Im tiefblauen Meere gewahrt man auf einem Felsen das Schloß von If, an das sich so viele alte romantische Erinnerungen knüpfen.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise des Schiffs Chanticleer in den Jahren 1829, 1830 und 1831, unter dem Befehl des verstorbenen Kapitän Foster. Von Webster, Wundarzt des Schiffs. 2 Bände. London 1834.

(Fortsetzung.)

Eremiten-Eiland, das von Einigen von der Expedition untersucht wurde, wird als eine öde von kleinen Felsengebirgen durchschnittene Insel geschildert, zwischen denen sich feuchte, sumpfige, mit Torfmoos und verfaulten vegetabilischen Stoffen bedeckte Niederungen hinzogen. Die Berge waren bis zum Gipfel dicht mit Bäumen und Gesträuch besetzt, und die von allen Seiten der Felsenwände herabströmenden Quellen machten einen Gang in weiter Entfernung vom Ufer eben so beschwerlich als unangenehm.

Der Verfasser theilt einige interessante Bemerkungen über das Klima von Cap Horn mit, und bekämpft die früher ein Jahr 1772 von Dr. Forster (dem Begleiter Cook's) und dann 1825 von der Akademie der Wissenschaften bei Gelegenheit der Reise des Herrn Duperry ausgesprochene Meinung, daß die südliche Halbkugel kälter sey als die nördliche. Unter der nördlichen Parallele 55° (Cap Horn wird unter der südlichen Parallele von 55° angenommen) liegt das baltische Meer, Dänemark, Königsberg, Moskau, Kamtschatka, Tobolsk, Labrador u. s. w., wo der Winter strenge Kälte mit sich führt. Das Klima

von Cap Horn dagegen bringt zu dieser Jahreszeit sündfluthartige Regen und furchtbare Stürme. Als Beweis für seine Behauptung führt Herr Webster an, daß man auf der südlichen Halbkugel unter 53° Papagaien finde, und daß der Feuerländer häufig ganz nackt gehe, während der Canadier, der Eskimo, der Russe, Kamtschadale u. s. w. sich in Pelze hülle. „Thatsache ist," fügt er bei, „daß auf den südlichen Meeren im Durchschnitt eine niedrige Temperatur herrscht; auf Kap Horn bringt die Sonne im Sommer nur wenig Wirkung hervor, und es herrscht da nicht, wie in den nördlichen Gegenden, einige Monate hindurch eine große Hitze, woran meiner Meinung nach die mit der Größe des Landes in keinem Verhältniß stehende gewaltige Ausdehnung des Oceans schuld ist."

Am 24 Mai setzte der Chanticleer seine Fahrt nach dem Vorgebirg der guten Hoffnung fort, und ging am 27 Junius in der Mossel Bay vor Anker. Am 7 Julius lichtete man die Anker, und erreichte am 18ten die Tafelbai. Ueber das Cap ist bereits so viel geschrieben worden, daß wir hier nur einige der interessantesten Bemerkungen des Verfassers ausziehen.

„In der Cap Kolonie," sagt er, „darf man nicht erwarten, Wirthshäuser an der Straße zu finden, dagegen entschädigt aber die Gastfreundschaft der holländischen Pächter, die auf diesem unermeßlichen Landstrich zerstreut leben, hinlänglich für diesen Mangel. Der holländische Kolonist lebt sehr abgeschieden, besitzt zahlreiche Heerden, und ist sonst noch reichlich mit Allem gesegnet, was zu einem guten Leben gehört. Man findet deren, die gleich den Patriarchen des alten Testaments an der Spitze einer Familie von achtzehn oder zwanzig Kindern und eine Menge von Sklaven stehen. Bei Tische sitzt der Familienvater oben an, den Hut auf dem Kopf, in dem gewöhnlich seine Pfeife als Zierde steckt. Vor dem Essen wird ein Gefäß mit Wasser gebracht, in welchem er Gesicht, Hände und Füße wäscht, und dieses Gefäß geht dann die Reihe herum, damit Alle sich reinigen können. Hierauf tritt ein Knabe, gewöhnlich das Kind eines Sklaven, auf, und singt ein langes Tischgebet ab, das von den Anwesenden mit der größten Andacht angehört wird, und nun beginnt die Mahlzeit. Niemals kann man als Gast zu lange bei einem solchen Kolonisten verweilen; spricht man vom Abschied, so wird er mißvergnügt, und schützt man Geschäfte vor, so sagt er: „denke doch jetzt nicht an Geschäfte, verrichte sie ein andermal." Schlägt endlich die Stunde der Trennung, so ist die ganze Familie traurig, und auch die Sklaven werden herbeigerufen, um Zeugen des Abschieds zu seyn. Für alle Gastfreundschaft erwartet man von dem Reisenden keine andere Erkenntlichkeit als eine Prise Schnupftabak für jeden Sklaven, mit dem diese sich sogleich die Zähne abreiben.

„Die Holländer am Kap sind, was Geschäfte betrifft, die langsamsten und saumseligsten Leute, die man sich nur denken kann. Spricht ein Holländer irgendwo ein, um ein Geschäft abzumachen, und man fragt nach seiner Familie, verwickelt ihn in ein Gespräch, und setzt ihm Erfrischungen vor, so geht er höchst vergnügt wieder fort, nennt seinen Wirth einen herrlichen, auch wohl einen recht christlichen Mann, und denkt mit keiner Sylbe an sein Geschäft.

„Auf einem meiner Ausflüge nach dem Innern des Landes entdeckten wir nach einem sehr beschwerlichen Wege endlich in der Ferne ein Haus, das uns als das gesuchte bezeichnet wurde. Als das Fuhrwerk vor der Thüre hielt, kamen die Sklaven herbei, und schienen höchst neugierig, wer ich wohl seyn möchte. Bald darauf erschien auch der Eigenthümer des Hauses nebst einer alten Holländerin, die mich mit freundlichem Lächeln begrüßte, und die, wie ich später erfuhr, seine Schwiegermutter war.

„Ein Bienenschwarm, der sich am Fenster des Wohnzimmers festgesetzt und den Raum zwischen dem Glas und dem Fensterladen eingenommen hatte, zog zunächst meine Aufmerksamkeit auf sich. Auf meine Frage erfuhr ich, daß diese Bienen schon seit mehreren Jahren diesen Platz behaupteten, und so oft man sie auch verjagt habe, doch immer wieder dahin geschwärmt wären. Nachdem meine Furcht, von ihnen gestochen zu werden, beseitigt war, sah ich den Arbeiten dieser kleinen Geschöpfe mit großem Vergnügen zu. Sie sind kleiner als unsere Bienen, scheinen auch nicht so reizbar zu seyn als diese, und arbeiten, wie man mir sagte, das ganze Jahr hindurch. Der Honig, mit dem sie das Haus reichlich versahen, wurde ihnen ungefähr acht Mal im Jahre genommen.

„Bald nach meiner Ankunft ertönte der Ruf zum Mittagessen, und Nachmittags gingen wir in den von hohen Myrtenhecken umgebenen Garten, dessen etwas feuchter Boden mit den mannichfaltigsten und herrlichsten Blumen prangte. Eine aus blühenden Myrten, dicht mit Trauben behängten Reben und den herrlichsten Passionsblumen gebildete Laube gewährte Schutz gegen die brennende Sonne. Allenthalben wurde das Auge von Massen von Rosen und Geranien ergötzt und außerhalb des Gartens befand sich ein Binsenteich, an dessen schwankendem Schilf Finkennester hingen, die dieser Vogel dorthin befestigt, um sich gegen den Angriff der Schlangen zu schützen.

„Als ich mich des Nachts auf meinem Lager ausstreckte, fiel mir, der ich an die auf einem Schiff herrschende Unruhe gewöhnt war, zuerst die tiefe Stille auf, die ringsum herrschte; dann wurde meine Aufmerksamkeit vor dem Gemach angezogen, in dem ich mich befand. Gegen meine kleine Cajüte auf dem Chanticleer gehalten kam es mir sehr geräumig vor. Wände und Fußboden waren aus Kuhdünger gebildet, der noch einen ziemlich starken Geruch verbreitete, so daß, wenn dieß wirklich so gesund seyn sollte als man gewöhnlich glaubt, ich mich an einem für meine Lunge sehr zuträglichen Platz befand. Die braunen Wände boten einen düstern Anblick, der durch eine Einfassung von lichter Farbe noch mehr herausgehoben wurde. Im Fenster stand ein kleiner mit einem weißen befranzten Tuch bedeckter Tisch, und auf demselben ein Gefäß mit Blumen. Das Bett war sehr rein, die Kopfkissen mit Franzen besetzt, und das Leintuch duftete von wohlriechenden Kräutern.

„Um sechs Uhr Morgens brachte mir ein Sklave eine Schale mit Kaffee, der bei den Holländern für eine treffliche Magenstärkung gilt. Um neun Uhr wird gefrühstückt, denn der Kaffee und Alles, was man etwa vorher noch zu sich genommen haben mag, wird für nichts gerechnet. Das Frühstück besteht aus Eiern, Fischen, Rindfleisch, geräucherten Zungen, Wildpret und zum Getränk guten Thee. Hiermit, sollte man glauben, wäre wohl bis zum Abend auszudauern, allein um eilf Uhr kommt schon wieder, was sie ein Tiffin (ein Schlückchen) zu nennen pflegen, wobei wieder etwas aus der Hand gegessen wird. Die eigentliche Mittagsmahlzeit wird um zwei Uhr, und zwar sehr reichlich aufgetragen, und um drei Uhr gibt man Kaffee mit Süßigkeiten herum, die man mit zinnernen Gabeln speist. Um sechs Uhr versammelt man sich zum Thee, und um 9 Uhr beschließt ein gutes warmes Abendessen den Tag. Bei dieser Lebensart ist es wohl kein Wunder, daß die Kolonisten fast alle sehr wohlbeleibt sind und in gewissen Jahren von Gicht und Podagra heimgesucht werden.

„Am folgenden Morgen stand ich bei guter Zeit auf und ging aus um frische Luft zu genießen, kehrte aber bald wieder zurück, um meinen Kaffee zu trinken, den ich auf den Tisch gestellt hatte, um ihn kalt werden zu lassen, war aber bei meinem Eintritt in's Zimmer nicht wenig erstaunt, die Tasse zur Hälfte geleert und im Bett ein frisch gelegtes Ei zu finden. Als ich fortging, hatte ich die Thüre offen gelassen, und diesen Umstand benützten einige Hühner, um sich über mein Frühstück herzumachen, während ein anderes gleichsam zur Entschädigung mir ein Ei auf mein Bett legte."

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

New-Yorker Blättern zufolge war die Zahl der im vergangenen Jahre zu Quebec eingetroffenen Auswanderer folgende: Im Junius 17,737; Julius 23,572; August 28,644; September 29,769; Oktober 30,217; folglich zusammen 160,139.

*

Eine schottische Zeitung enthält Folgendes: Es ist ein merkwürdiger, bisher noch nicht öffentlich bekannt gemachter Umstand, daß man am 25 August, dem Tage, wo der letzte heftige Ausbruch des Vesuvs stattfand, zu Comrie in Perthshire einen Erdstoß verspürte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 13. 13 Januar 1835.

Wanderungen eines Naturforschers im indischen Archipelagus.

Zustand von Singapur.

Der Verfasser besuchte dieses große und interessante Emporium im Jahre 1833, und seine Bemerkungen darüber geben ein lebhaftes Bild von dem neuern Zustand der Insel, über den es bisher sehr an Nachrichten gefehlt hat. Der Handel, welcher diesen vor 15 Jahren wüsten und nur von einigen Fischern und malaischen Seeräubern besuchten Fleck fast wie durch Zauberei zum Mittelpunkt alles Lebens und aller Bewegung im indischen Archipelagus gemacht hat, verdient eine ausführlichere Notiz als die wenigen Bemerkungen des Verfassers, welche keinen hinlänglichen Begriff von der Stellung geben könnte; den diese neue Kolonie in der Welt einnimmt, und kaum eine Ahnung von den Folgen für allgemeine Civilisation erwecken könnte, welche diese Besetzung dieser Stelle durch eine liberale europäische Macht nach sich ziehen muß. Allein die Details, welche Bennet uns über die gegenwärtige Lage der Insel gibt, sind um so dankenswerther, als die meisten Reisenden, welche die Insel berühren, sich begnügen die Stadt zu besuchen.

Sir Stamford Raffles, einer der intelligentesten Diener, welche die ostindische Kompagnie je gehabt hat, faßte nach der Abtretung von Java an Holland den Plan, in den Molukken eine englische Handelsstation zu gründen, welche England einigermaßen für den Verlust ihres Handels in Java entschädigen könnte; er warf seine Augen auf Singapur, eine Insel in der Meerenge von Malacca, zwischen der Halbinsel und Sumatra, doch jener näher gelegen. Er fand sie im Besitz eines der Minister des im Jahre 1810 gestorbenen Sultans von Johora, welcher sich ihrer während der Streitigkeiten über die Nachfolge bemächtigt hatte. Raffles schloß einen Vertrag mit ihm ab, nach welchem die Engländer eine Niederlassung auf der Küste gründen konnten, wobei aber alle Souveränitätsrechte den Malaien blieben, und die Stadt Singapur wurde unter diesen Umständen im Jahre 1819 gegründet. Allein es fanden sich bald zahlreiche Schwierigkeiten, die Insel wurde von zwei illegitimen Söhnen des Sultans angesprochen, von denen der Eine seine Rechte an die Holländer verkaufte, welche ihm dafür ihre Beschützung versprachen, da sie auf die keimende englische Kolonie eifersüchtig waren. Die Engländer nahmen daher seinen Bruder unter ihren Schutz, setzten ihn auf den Thron, und kauften im Jahre 1820 die Insel von ihm für 60,000 spanische Thaler baar und eine Leibrente von 32,000 Thalern, so wie die Erlaubniß, daß er und seine Nachkommen immer das Recht haben sollten, auf der Insel einen Zufluchtsort zu suchen, wenn sie es wünschenswerth fänden. Zu gleicher Zeit wurde mit Holland ein Vertrag abgeschlossen, in welchem die sogenannten Rechte von Holland auf die Insel gegen theure Entschädigungen in Sumatra und Borneo abgekauft wurden. Alle Inseln und das Meer auf 10 englische Meilen im Umkreis der Insel sollten den Engländern gehören. Die Stadt ist an einer kleinen Bai gebaut, auf der Einen Seite liegen die Waarenhäuser, Werfte, Bazars u. s. w., gegenüber die eleganten europäischen Häuser, und weiter hin in der Ebene die malaische Stadt mit der Wohnung des Sultans von Johora; die Häuser sind meistens aus Ziegeln, ausgenommen die der Chinesen, welche größtentheils aus Holz gebaut sind. Die Bai ist Tag und Nacht von Booten belebt, welche Lebensmittel bringen, oder zwischen den Schiffen und der Stadt fahren, und deren zahllose Lichter Nachts einen fantastischen Anblick darbieten; die Besatzung besteht aus 300 Mann indischer Truppen, die Bevölkerung etwa aus 20,000 Menschen, und 800 Galeerensklaven aus Bengalen, welche in den Straßen und öffentlichen Gebäuden arbeiten. Die Bevölkerung nimmt etwa um 1500 Seelen jährlich zu; die Zahl der Chinesen besteht aus 8500, die der Malaien aus 7000, der Rest der Einwohner aus Leuten von allen Theilen von Asien, von Arabien bis zu den Philippinen. Die Stadt und die ganze Insel gelten als sehr gesund, was unbegreiflich scheinen könnte, da die Stadt in der Mitte von Sümpfen in einem tropischen Klima steht, allein die Sümpfe sind alle durch Salzwasser gebildet, welches keine Vegetation erlaubt, die verfaulen könnte, was die Hauptursache der Ungesundheit gewöhnlicher feuchter Plätze in heißen Klimaten ist. Das Land ist überall zur Erzeugung von Zucker, Pfeffer, Baumwolle und Kaffee geeignet, allein die unzweckmäßig hohe Besteurung des urbar gemachten Landes hat bis jetzt die Bevölkerung fast ausschließend in die Stadt und vor den Hafen zusammengedrängt, und der größte Theil der Insel liegt noch brach. Alle Ländereien der Insel nämlich dürfen von Jedem der sich meldet, in Besitz genommen werden, unter der Bedingung, daß er wäh-

rend der ersten 15 Jahre 1 Dollar von jedem englischen Morgen bezahlt, während der zweiten Periode von 15 Jahren 3 Dollars, während der dritten 6 Dollars, und nach dem 45sten Jahre 10 Dollars jährlich. Am Ende jeder Epoche kann die Regierung, wenn sich der Ansiedler weigerte die zunehmende Steuer zu bezahlen, das Land mit allen darauf errichteten Gebäuden an den Fiskus zurückfallen lassen, dennoch kann der Gouverneur von dem Maximum der Steuer bei besondern Umständen nachlassen. Innerhalb der Städte bezahlt jeder Morgen 45 Dollars jährlich. Die Insel enthält etwa 60 Quadratmeilen (von 15 auf den Grad) und würde somit, wenn sie ganz urbar gemacht wäre, nach Abzug eines Drittheils für wüste Plätze, 1,200,000 Dollars Landsteuer bezahlen, ohne die Grundsteuer in den Städten zu berechnen, was eine übertriebene Forderung ist. Die Folge ist natürlich, daß der größte Theil der Insel brach liegt, und die umgebrochenen Theile nur zu Erzeugung der Artikel benutzt werden, welche einen ungewöhnlichen Vortheil darbieten, wie Spezereien und Südfrüchte; allein auch diese Art von Kultur ist sehr gehemmt, indem das Umbrechen des Landes ein bedeutendes Kapital kostet, und die Bäume erst nach einer Reihe von Jahren tragen, während welcher der Pflanzer hohe Steuern bezahlt. Lebensmittel können einen solchen Preis nicht ertragen, daher wird die Stadt fast ganz von der gegenüber liegenden Halbinsel von Malacca versehen, was andererseits ihren Preis natürlich erhöht und dadurch der Schifffahrt schadet. Die Insel hat daher die ostindische Kompagnie wiederholt um Herabsetzung der Steuer gebeten, und man versichert, daß vor wenigen Wochen der Befehl nach Singapur ergangen ist, sie auf die Hälfte herabzusetzen. Diese Maßregel wird hoffentlich dem beklagten Uebel ein Ende machen, und besonders die Chinesen antreiben ihren Fleiß und ihr Kapital auf Landbau zu verwenden. Viele derselben haben bis jetzt Strecken umgebrochen ohne Erlaubniß zu verlangen, oder Steuer zu bezahlen, sie sind zwar dadurch der Gefahr ausgesetzt, die Resultate ihrer Arbeit, und das in ihre Güter gesteckte Kapital an den ersten besten der diese Strecken verlangt, zu verlieren. Doch ist bis jetzt kein ähnliches Beispiel vorgefallen, und die Lokalregierung hat darin große Nachsicht und Weisheit gezeigt, und bei herabgesetzter Steuer werden sich diese illegalen Ansiedler beeilen ihren Besitz durch die gesetzmäßigen Mittel zu sichern. Uebrigens ist die Fruchtbarkeit der Insel so groß, und das Gedeihen der Kolonie trotz dieser Hindernisse so schnell, daß sie seit dem Jahre 1824, d. h. fünf Jahre nach ihrer Errichtung, ihre Kosten schon bezahlt. Ihre Ausgaben waren damals 84,000 Dollars jährlich, und seit dieser Zeit hat Einnahme und Ausgabe gleichen Schritt gehalten.

(Schluß folgt.)

Reisebilder von Marmier.

(Schluß.)

Marseille ist wie die meisten Städte des Südens, als Lyon, Montpellier, Béziers, Carcassonne, Montauban, in zwei Theile getheilt. Die alte Stadt, die sich gegen die Kriege des Mittelalters zu vertheidigen hatte, ist auf der Höhe befestigt, während die neue Stadt den Gesetzen des Handels, dem Genius der Civilisation folgend, sich in den Ebenen, entlang den Ufern des Meeres erstreckt. Die alte Stadt, wenn gleich schlecht gebaut, schmutzig und düster, verdient gleichwohl näher betrachtet zu werden. Hier ließ sich die Kolonie der Phocäer nieder; hier wohnt noch heutzutage die arme müßige Volksklasse, der das Glück weder ein Eigenthum, noch die Erziehung ein Handwerk verliehen hat. Tausende von Familien leben hier von einem Tage auf den andern, ohne irgend eine gesicherte Existenz. Hier gehen die Ueberlieferungen von Diebstahl und Ausschweifungen von einer Generation auf die andere über. Besucht man diese Stadtviertel Morgens, ehe noch die Straßen gereinigt sind, so wird man betroffen von der verpesteten Luft; die halbgeöffneten Thüren gewähren einen schauderhaften Anblick der Unreinlichkeit und des Elendes.

Unendlich erleichtert fühlt man sich, wenn man sich den reichen Magazinen des Quais nähert. Die Straßen Cannebiere, Corso, die Allee, die römische Straße und die Straße St. Ferréol bieten einen imposanten Anblick dar, der einer großen und reichen Stadt würdig ist. Hier zeigt sich der Handel in seiner ganzen Thätigkeit. Die Börse wird mitten auf der Straße, auf den Plätzen, an dem Eingange in die Kaffeehäuser gehalten. Die Blumenhändler haben sich auf dem Corso festgesetzt. In den Alleen findet sich die vornehme Welt ein. Man hat von hier aus eine reizende Aussicht auf die Stadt und auf den Hafen.

Marseille ist beinahe ausschließlich nur Handelsstadt. Die Ankunft und Abfahrt der Schiffe, die Signale der Wachschiffe, die Bewegung des Hafens, die Spekulationen der Börse beschäftigen die ganze Bevölkerung. Der Handel ist hier Alles; alles Uebrige ist Nebensache. Künste und Wissenschaften werden nur nach Laune, oder wenn die Mode es mit sich bringt, gepflegt. Daher ist das Museum höchst ärmlich ausgestattet, die Bibliothek dieser reichen Stadt zählt kaum 50,000 Bände. Die Akademie hält nur noch außerordentlicherweise ihre Sitzungen. Das Athenäum, das unter der Restauration entstand, wird im nächsten Jahre seine öffentlichen Vorlesungen einstellen. In den Gesellschaften einiger reichen Kapitalisten wird von Zeit zu Zeit ein Konzert gehalten. Die Schule der Maler hat nur wenig hervorgebracht; die Musikschule soll erst noch gebildet werden.

Auf dem Wege nach Toulon kommt man durch die Schluchten von Ollioules; diese werden durch zwei parallele Felsenmauern gebildet, zwischen welchen die Straße unter mannichfachen Krümmungen hindurchführt. Der Anblick dieser Schluchten, welchen man den Beinamen der Thermopylen der Provence gegeben hat, ist ernst und imposant. Am andern Morgen besuchten wir den Hafen von Toulon mit seinen Kriegsschiffen und das Arsenal. Mit Staunen geht man durch die weiten Gebäude, wo Alles aufbewahrt wird, was zum Bau und zur Ausrüstung der Schiffe gehört. Die Sailerei, mit ihren Hunderten von Arbeitern, der Waffensaal, der Saal der Modelle, wo man die ganze Marine von der schweren antiken Galeere, bis zum leichten venetianischen

Rachen dargestellt, findet; endlich die Werkstätten in Holz und Metall, wo sich mehrere tausend rüstige Arme regen.

Einen halben Tag brachten wir damit zu, das prächtige Kriegsschiff, den Montebello, der gegenwärtig ausgerüstet wird, zu besehen. Es soll 130 Kanonen und 1100 Mann fassen. Vom Montebello begaben wir uns nach dem Bagno, einem geräumigen, schönen Gebäude, das mit Sorgfalt unterhalten wird. Die Sträflinge sind gut untergebracht, gut behandelt, und durchaus nicht mit Arbeit überladen. Mit den Gefühlen des Mitleidens betraten wir diese Anstalt, aber mit ganz andern verließen wir sie wieder. Die Sträflinge haben in materieller Hinsicht eine viel bessere Existenz, als man gewöhnlich glaubt. Ihre Schlafsäle sind reinlich, groß und lustig. Ihr Elend hat nichts Zurückstoßendes; ihre Nahrung ist gut. Im Krankheitsfalle werden sie in einem trefflich eingerichteten Hospital sehr gut verpflegt. Die Strafen, welche ihnen auferlegt werden, sind weder so häufig noch so strenge als man gewöhnlich glaubt. Ueberdieß haben sie Gelegenheit etwas neben ihren Arbeiten zu verdienen. Wenn man die Säle und Höfe des Bagno durchgeht, so wird man betroffen von dem sorglosen Aussehen und der Heiterkeit, mit welcher sich die Sträflinge unterhalten. Allein für jeden, der die tiefer liegenden Ursachen davon untersucht, wird eben diese Heiterkeit und Sorglosigkeit ein Gegenstand der Trauer, weil sie von der innern Verderbniß dieser Unglücklichen zeugen.

Bis nach Toulon erscheint die Provence als ein Flachland von gelblichem Boden, ohne Wiesen, mit Bäumen die von der Sonne verbrannt sind. Jenseits Toulon zeigt sie sich in ihrem vollen Glanze und Fruchtbarkeit. Rechts und links der nach Hyères führenden Straße wird das Feld grün; es dehnen sich üppige Gärten aus. Die Straße gewinnt einen lachenden und belebten Anblick.

Hyères ist weniger eine Stadt, als vielmehr ein unermeßlicher Garten, wo die Häuser nur mit Mühe durch die dichten Bäume hindurch zu brechen vermögen. Der Orangebaum wächst hier im freien Felde und trägt die größere Zeit des Jahres hindurch Blüthen und Früchte zu gleicher Zeit; auch der Granatbaum und die Palme wachsen im Freien und durchwürzen mit den übrigen südlichen Pflanzen die Luft weithin mit ihrem Balsam.

Ersteigung dreier Vulkane auf den Sandwich-Inseln.

Der Reisende, Herr Douglas, der, wie bereits in Nr. 5 dieser Blätter v. d. J. erwähnt wurde, schon vor einigen Jahren nach den Sandwichinseln gereist war, um die Flora derselben zu studiren, erstieg nach und nach die Gipfel der Vulkane Manna Koah, Kiranea und Manna Roa. Der Bericht über diese Gebirgsreisen, den Herr Douglas in einem Schreiben aus Woahu vom 5 Mai v. J. dem Kapitän Sabine mittheilte, wurde von diesem der geographischen Gesellschaft in London vorgelegt, und lautet folgendermaßen:

„Der Hinaufweg auf den Manna Koah ist anfangs recht artig und bequem, da die ersten vier (englischen) Meilen angebaut sind. Die Höhe, wo diese Region ihr Ende erreicht, liegt ungefähr 1500 Fuß über dem Meeresspiegel. Dann beginnen Waldungen, größtentheils aus Akazien bestehend, die hier eine solche Größe und Dicke erreichen, daß die Eingebornen ihre Kanots aus ihnen verfertigen. Das Niederholz besteht aus dem strauchartigen Farrenkraut, das hier eine Höhe von 4 bis 10 Fuß erreicht, und mit einer Menge anderer Gattungen dieses Krauts untermischt ist. Diese Region steigt bis zu einer Höhe von 8700 Fuß über das Meer empor, und ist, auf labyrinthischen, oft von tiefen Schluchten und Waldströmen durchschnittenen Pfaden, nur mit großer Mühe zu ersteigen. Die Region des Stammholzes schneidet plötzlich, ohne vorherige merkbare Abnahme der Größe oder der Dichtigkeit der Bäume, ab, und eine Grasregion von ungefähr 8000 Fuß, die ihr folgt, ist keineswegs, wie dieß auf den Gebirgen von Europa und Asien der Fall zu seyn pflegt, durch einen Gürtel kryptogamischer Pflanzen mit der darüber liegenden vulkanischen Region verbunden. Eine kleine Gattung vaccinium, einige compositae und eine kleine Alpine, Juncus, waren die letzten Pflanzen, welche mir zu Gesicht kamen; sie wuchsen in einer Höhe von ungefähr 12,000 Fuß. In einer Höhe von 12,700 Fuß erreichte ich eine mehrere Fuß hoch mit Sand, Kies, Schlacken, Steinen und Asche bedeckte Platte, von der eilf Spitzen emporsteigen, welche zur Zeit meiner Anwesenheit sämmtlich ruhig waren. Obschon es Winter war, so sah man doch nur wenig Schnee auf den Gebirgen, und während des Sommers sind sie ganz frei davon.

„Der Krater des Kiranea ist weit niedriger, denn er befindet sich nur in einer Höhe von 5975 Fuß über dem Meeresspiegel, bietet aber eine der außerordentlichsten Erscheinungen in der Natur dar. Er ist keine Spitze oder Erhöhung, sondern eine ungeheure Grube oder Mündung an der östlichen Seite des Mauna Roa, der, wie wir gleich sehen werden, an seinem 14,000 Fuß über der Meeresfläche erhobenen Gipfel ebenfalls ein thätiger Vulkan ist. Dieser Krater des Kiranea (derselbe, der in der Reise der Blonde, bei welcher er von Lord Byron und seinen Offizieren besucht wurde, der Vulkan von Pell genannt wird) ist eine Oeffnung von ungefähr 5 englischen Quadratmeilen und ungefähr 1000 Fuß Tiefe, mit fast senkrechten Wänden, die man jedoch, bis zu einem 50 Fuß über den Boden erhobenen schwarzen Rand des eigentlichen thätigen Kraters, allenfalls hinabklettern kann. Die Aussicht von diesem Punkt aus ist eine der furchtbarsten, welche man in dem weiten Reiche der Natur finden kann: zwei fast beständig in siedender Bewegung befindliche Lava-Seen liegen der eine am südwestlichen, der andere am nördlichen Ende. Der erstere ist etwa 1200 Schritt lang und von eiförmiger Gestalt; der andere, fast zirkelrunde, hält etwa 400 Schritt im Durchmesser. Die Lava in beiden fließt fortwährend von Norden nach Süden, mit einer Geschwindigkeit von 5¼ englischen Meilen in der Stunde, und ihre Massen drehen und wirbeln in allen nur denkbaren Gestalten durch einander, von dem größten Block bis zu einer Art von gesponnenem Glas, so fein wie Menschenhaar, das vom Wind rund um den Krater her geweht wird. Der Ausfluß dieses ununterbrochenen Lavastroms ist wahrscheinlich an der östlichen Küste der Insel, an einer Punahala genannten Stelle, wo schon mehrere Ausbrüche statt hatten. Die Spalten, aus denen die Lava sich ergießt, bieten ebenfalls einen schaudererregenden Anblick. Die am südlichen Ende des kleinen See's bildet einen elliptischen Bogen von 142 Schritt Breite und von 45 Fuß Höhe. Die Gewalt, mit welcher die Lava sich in dieselbe ergießt, wird durch die aufsteigenden Gase dergestalt gehemmt, daß ganze Stücke rückwärts geworfen werden, die sich zu der bereits erwähnten haarähnlichen Form ausspinnen und wie Flachs um den Vulkan herumfliegen. Das gewaltige Getös, welches die ausströmende Lava verursacht, ist schaudererregend.

„In der Nähe dieses merkwürdigen Kraters befindet sich ein anderer kleinerer, aber eben so tiefer, der jedoch lange Zeit hindurch unthätig gewesen zu seyn scheint, weil einige auf dem Boden wachsende Bäume 120 konzentrische Ringe zählen. Der Gipfel des dritten dieser Vulkane, des Mauna Roa nämlich, bildet eine geräumige Fläche, mit einem 24 englische Meilen im Umkreise haltenden Krater, der jedoch schon seit langer Zeit ruhig seyn muß, und einem kleinern thätigen von sechs Meilen im Umfange. Die Tiefe des letztern beläuft sich auf etwa 1250 Fuß, und er scheint hauptsächlich Steine auszuwerfen, mit denen auch die innere Fläche bedeckt ist. Auch er hat tiefe Spalten oder Windlöcher, welche unter einem zischenden Getös Gas und zuweilen auch schwefelige Dämpfe ausströmen."

Der Reisende schließt sein Schreiben mit einem Bericht über ein

unlängst auf Nukyhi gefühltes heftiges Erdbeben, dessen Annäherung er aus Unregelmäßigkeiten, die er an seiner Magnetnadel bemerkte, zu erkennen glaubte. Aehnliche Erscheinungen gingen auch dem Ausbruche eines Vulkans voraus, und hieraus glaubt Herr Douglas auf eine bestehende Verbindung zwischen den magnetischen und elektrischen Kräften schließen zu können.

Chronik der Reisen.

Reise des Schiffs Chanticleer in den Jahren 1829, 1830 und 1831, unter dem Befehl des verstorbenen Kapitän Foster. Von Webster, Wundarzt des Schiffs. 2 Bände. London 1834.

(Schluß.)

Vom Kap segelte der Chanticleer nach St. Helena und von da nach der Insel Ascension, über die der Verfasser Folgendes mittheilt:

„Eine der interessantesten Erscheinungen, welche diese Insel bietet, sind die Rollers, oder mit andern Worten, ein sogenannter Schwall, der, ohne irgend eine bemerkbare Ursache, windwärts an den Ufern der Insel eine Brandung erzeugt. In der Ferne ist Alles ruhig, der Wind bewegt kaum den Spiegel des Meeres und plötzlich rollt eine hohe schwellende Woge gegen die Insel. Anfangs scheint sie sich nur langsam heranzubewegen, aber endlich bricht sie sich an den äußern Riffen, dann steigt der Schwall, Woge folgt auf Woge, bis in die Bucht, wo sich die Masse mit ungeheurer Wuth bricht. Diese Rollers brechen nicht eher los, als bis sie zu einer entsetzlichen Größe angewachsen sind, und dann bieten sie ein fürchterlich schönes Schauspiel. Die über einander gethürmten Wogen rollen gegen die Insel heran, als wollten sie sie überdecken, eine Wassersäule nach der andern erhebt sich, die ganze Masse thürmt sich gleich einer gewaltigen Mauer am Gestade auf und zerberstet endlich mit einem betäubenden Getöse. Die Bucht ist dann ganz mit Schaum bedeckt, die gewaltige Wassermasse benetzt die Ebene, und die Häuser zu George-Town werden von der wüthenden Brandung erschüttert. Die größte Schönheit dieses Schauspiels bilden die fast ununterbrochen sich aufthürmenden auf ihren Gipfeln mit Schaum bekränzten Wassergebirge; denn da der Wind vom Ufer abwärts bläst, so leistet der überhängende Gipfel der Woge Widerstand, und wird gegen den kräuselnden Schwall zurück, von diesem aber wieder vorwärts getrieben, und so gleich einer Feder hin- und herbewegt, während die Sonnenstrahlen alle Farben des Regenbogens auf ihm spielen. Dieser Anblick ist um so überraschender, als, wie schon gesagt, während dieses Tobens des Wassers ringsum die größte Ruhe herrscht. Die fest und gut gebaute Stadt George-Town ist schon einmal, obgleich sie zwanzig Fuß über dem Punkte liegt, welchen die Fluth erreicht, von diesen Rollers weggeschwemmt worden. Während einer solchen Naturerscheinung ist das Landen auf einige Tage unmöglich; im December und April kommt sie am häufigsten vor, doch verbreitet sie auch zu andern Zeiten Schrecken, und stellt sich unter andern auch oft im Julius sehr heftig ein. Diese Rollers kommen zu St. Helena und auf Ascension nicht nur in derselben Jahreszeit vor, sondern sie treffen oft sogar auf beiden Inseln bis auf den Tag zusammen. Der Chanticleer hatte, während er am 17 und 18 Januar zu St. Helena vor Anker lag, einige sehr heftige Erscheinungen dieser Art zu bestehen. Als wir nun später nach Ascension kamen, ließ ich mir das meteorologische Tagebuch meines Freundes, des dortigen Wundarztes Mitchell, zur Einsicht geben, und fand darin bemerkt, daß die Rollers am 15, 16 und 17 Januar so heftig waren, daß kein Schiff landen konnte.

„Man hat die Erscheinung dieser Rollers theils der Ebbe und Fluth, theils der Einwirkung des Mondes zugeschrieben, allein es ist erwiesen, daß beide nichts damit zu schaffen haben. Sie kommt in der ruhigsten Zeit des Jahres vor, wo der Südost-Passatwind oft sehr gelind weht und die ganze Wassermasse nach Einer Richtung treibt; dann gibt sich eine gewisse Neigung zum Zurückstauen oder Rückwärtsfließen einer Wassermasse zu erkennen, aus der sich, allenthalben wo sie auf Widerstand stößt, ein gewaltiger Schwall bildet."

Von Ascension segelte der Chanticleer nach Fernando Noronha und von da nach Maranham und den Amazonenfluß hinauf nach Para. Am 29 Oktober erreichte die Expedition Port of Spain auf der Insel Trinidad, wo der Verfasser des bekannten Asphalt-See's gedenkt, von dem wir in Nr. 121 dieser Blätter vom Jahre 1833 bereits eine ausführliche Schilderung mittheilten. Am 8 December lichtete der Chanticleer die Anker nach La Guayra und kam am 22 desselben Monats nach Porto Bello, über dessen Verfall der Verfasser Folgendes sagt:

„Sobald wir mit Porto Bello und seinen Bewohnern näher bekannt wurden, schwand uns jede Lust, diese Bekanntschaft auf ein andermal wieder zu erneuern. Im Jahre 1831, als wir dort waren, hatte dieser Ort nicht einmal Anspruch auf den Namen eines Dorfes, viel weniger auf den einer Stadt. Er zählte kaum 500 Einwohner, die theils in Erdhütten zusammengedrängt lebten, theils ihren Wohnsitz in den Ruinen einiger der ältern Gebäude in Gemeinschaft mit den Fledermäusen aufgeschlagen hatten. Im ganzen Ort war Alles verfallen, wurmstichig und zerbrochen. Wir sahen die Ruinen einiger ansehnlichen Forts, und fanden auch noch einige schöne schwere Geschützstücke von Erz. Das Kastell und Zollhaus waren schöne Gebäude gewesen; in einigen andern fanden wir noch schöne Treppen und geräumige Zimmer, die man aber nicht mit Sicherheit betreten konnte. Zwischen den Fensterstöcken wuchs Gras, die Wände waren mit Moos bedeckt, und durch die zahllosen Risse in der Decke drang der Regen ein.

„Die große Glocke des Kastells, die einst dessen Bewohner zu Festlichkeiten rief, lag eingerostet da; die herrliche Wage, in der man einst die Schätze der Erde wog, war zerbrochen; die herrlichen Balkone an den Häusern waren herabgestürzt und dienten jetzt zu Brennholz; die schönen Treppen konnte man gar nicht oder nur mit Lebensgefahr besteigen, und alles Holzwerk war verfault oder zerbrochen. In den einst mit Madreporen gepflasterten Straßen hausten Frösche und Kröten, und sogar die Kirchen drohten den Einsturz. Diese Schilderung bezeichnet den bessern Theil der Stadt, der aus etwa 50 Häusern besteht, der übrige ist nichts als eine Anhäufung von elenden Hütten, von denen die meisten am Rande eines Morastes stehen."

Von hier aus wurden mehrere Exkursionen zu geographischen Zwecken unternommen, und auf einer derselben fiel Kapitän Foster, wie bereits erwähnt, über Bord. Man hörte den Fall, und zwei Personen von der Mannschaft stürzten sich sogleich nach, konnten aber, da das reißende Wasser den unglücklichen Kapitän zu schnell fortführte, nichts zu seiner Rettung thun. Mit emporgehobenen Händen sank er unter, um nie mehr empor zu kommen.

Literarische Notizen.

Ein gewisser Constantin Basili, der mehrere Jahre auf der Eskadre des Viceadmirals Ricord sich befand, hat eine Schrift unter dem Titel: Der Archipelagus und Griechenland in den Jahren 1830 und 1831, in russischer Sprache, herausgegeben. Sie ist reich an malerischen Schilderungen, enthält viele bis jetzt unbekannte Thatsachen, und hat sich namentlich zum Zweck gesetzt, das Leben und Wirken des Grafen Capodistrias von seiner vortheilhaften Seite zu zeichnen.

*

Ein Herr Wladimir Broniewski hat eine Geschichte des donischen Heeres nebst Beschreibung des donischen Landes und einer kurzen Reise nach dem Kaukasus in vier kleinen Bänden herausgegeben. Sie enthalten die vollständigste bis jetzt erschienene Darstellung der mannichfachen Umwandlungen, welche das donische Heer seit fünf Jahrhunderten erfahren hat. Der Verfasser hat mit großer Mühe manche bis jetzt unbekannte Materialien gesammelt.

*

Der ehrwürdige Pater Hyazinth, schon vielfach ausgezeichnet durch seine Beiträge zur Kenntniß der ältern asiatischen Geschichte, hat diese abermals bereichert durch eine „historische Uebersicht der Oirat oder Kalmüken von dem 15ten Jahrhundert bis auf die jetzige Zeit." Sie bildet mit Nefediefs Werk: „genaue Nachrichten über die Kalmüken an der Wolga," ein werthvolles Ganze, das auch auf die Verhältnisse Rußlands zu diesen Nomadenvölkern überhaupt ein großes Licht wirft. Pater Hyacinth folgte auch hier nur chinesischen Quellen. Die Ansiedlung der Kalmüken an der Wolga erfolgte im Jahre 1634.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nro. 1.)

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 14. 14 Januar 1835.

Mexikanisches Allerlei.

Theater.

Das Theater in Mexiko gab, während der Jahre 1830—32, Tragödien, Dramen, Lust- und Possenspiele in der Nationalsprache, große italienische Opern, mit vollständigem sehr theuer aus Europa verschriebenem italienischem Personal, und Ballete theils nationaler, theils europäischer Art, mit einheimischen Tänzern besetzt, die nicht nationalen aber durch einen französischen Künstler einstudirt. Alle diese verschiedenartigen Leistungen fanden abwechselnd in demselben Lokale statt. Dieß Schauspielhaus der calle del Coliseo ist in seiner äußern Erscheinung nicht besonders glänzend; die äußern Zugänge sind unbequem, ärmlich und schmutzig, der Saal selbst aber ist geräumig (etwa auf 2500 Personen berechnet), anständig dekorirt, und besonders gut konstruirt in Bezug auf Optik und Akustik. Viel länger als breit, macht er dadurch beim Anblicke keinen angenehmen Eindruck, aber man sieht und hört gleich gut auf allen Plätzen. Der für das Publikum bestimmte Theil enthält ein sehr geräumiges Parterre mit Sperrsitzen, und drei Reihen Logen übereinander. Der größere Theil der ersten und zweiten Logenreihe so wie der Sperrsitze ist abonnirt, obgleich die Einrichtung des Abonnements keineswegs vortheilhaft, und zwar, im direkten Gegensatz der europäischen Einrichtung, für die Abonnenten um so kostspieliger ist, je öfter sie von ihrer Loge oder ihren Sperrsitzen Gebrauch machen. Denn der ziemlich bedeutende Abonnementspreis (bis 200 Piaster monatlich für eine Loge, bis 30 Piaster für einen Sperrsitz) wird eigentlich nur für Sicherheit der Disposition über die abonnirten Plätze gezahlt, indem jedesmal, wenn man hingeht, außerdem noch für jeden wirklich okkupirten Platz ein, wiewohl etwas ermäßigtes Eintrittsgeld gezahlt werden muß. Die Sperrsitze sind nicht gepolstert; man kann aber ein Sitzkissen fordern, welches dann gebracht wird, und wofür man einen Real über gewöhnlichen Eintrittspreis von vier Realen (zusammen also etwa 20 gGr.) bezahlt. Eine höchst unzweckmäßige Einrichtung ist es, daß die an der Kasse gelösten Eintrittskarten nicht an der Thür des Saales abgegeben, sondern während der Vorstellung den bereits sitzenden Inhabern durch herumlaufende Kontrolleurs erst wieder abgefordert werden, was viel Störung und Unbequemlichkeit verursacht. Die Beleuchtung des Hauses läßt viel zu wünschen übrig: an sich nichts weniger als glänzend, wird sie außerdem knickerig und unordentlich gehandhabt: man erlebt nicht selten, daß die Anzündung noch nicht vollendet ist, wenn das Stück angehen soll, oder daß viele Lampen mit Gestank erlöschen, bevor es endigt. Gasbeleuchtung existirte noch nicht, weder für Straßen noch für öffentliche Gebäude: ein Lehrversuch im Kleinen, welchen der unermüdliche Beförderer moderner europäischer Civilisation im vormals spanischen Amerika, Don Vicente Rocafuerte, *) in einem von ihm gemietheten Lokale auf eigene Kosten anstellte, hatte noch keine Nachfolge gefunden. Im Fond des Hauses, der Bühne gegenüber, befindet sich die große Staatsloge des Gouvernements und der Municipalität, sehr geräumig, wenigstens 36 Personen fassend, einfach, doch anständig dekorirt; nah' am Theater, zur Seite, eine Privatloge für den Präsidenten der Republik, und seine dienstthuenden Adjutanten. Das Haus gewährt, wenn an festlichen Tagen oder durch Reiz neuer Stücke vollständig besetzt, einen sehr glänzenden Anblick, besonders durch den reichen Putz der Damen, welche hier, nicht in der zwar individuell kleidsamen, aber in Masse, durch Einförmigkeit der Farbe und Trauerhaftigkeit des Anblicks, ermüdenden Nationaltracht, sondern in vollem bunten Gesellschaftsstaat, nach neuester europäischer Mode, erscheinen. Die ärmliche Erleuchtung empfängt dann ein Lichtsupplement aus ihrem Juwelenschmucke: ich erinnere mich einmal durch Reflexe aus Diadem und Halsband der jungen Gräfin C. geblendet worden zu seyn, wie durch plötzliche im Spiegel zurückgeworfene Sonnenstrahlen. Leider dauert die Freude des prächtigen Anblicks nicht lange; denn bald sind die Göttinnen halbverhüllt in aufsteigende Dampfwolken, und zwar nicht von Weihrauch, sondern von Tabak, und, was das Schlimmste ist, sie selbst helfen tapfer bei Erzeugung dieser Wolken! Solche tabagie-

*) Geborener Columbier, naturalisirter Mexikaner, in den Jahren 1827—29 Gesandter der Republik Mexiko am britischen Hofe, nachher in den ersten Reihen der demokratischen Opposition gegen aristokratische und priesterliche Tendenzen der an's Ruder gelangten Escoceses kämpfend, also politischer Kampfgenosse Santa Anna's. Nicht befriedigt jedoch durch den Gebrauch, welchen dieser von seinem Siege machte, begab er sich zurück in sein ursprüngliches Vaterland, und ist jetzt (1834) Präsident der Republik Ecuador, — unstreitig einer der geist- und kenntnißreichsten Söhne Südamerika's.

artige Gestaltung einer glänzenden Versammlung beleidigt anfangs alle Sinne und alle ästhetischen Gewohnheiten des neuankommenden Europäers. Nicht nur wird Geruch und Atmosphäre am Ende fast unerträglich, sondern es gereicht auch das unausgesetzte Geräusch des Feueranschlagens oder des gegenseitigen Ansteckens mit höflicher Bitte und Danksagung, zur unvermeidlichen Störung jedes ruhigen Genusses der Vorstellung. Zur Zeit der spanischen Herrschaft war es ein herkömmlicher Etiquettenpunkt. nicht zu rauchen, während der Vicekönig offenbar in seiner Loge saß: er pflegte indeß, aus Gefälligkeit gegen das Publikum, während der Zwischenakte, die Vorhänge seiner Loge zu schließen, was dann zum allgemeinen Dampfsignale ward. Die Republik abrogirte natürlich diesen Etiquettenpunkt wie viele andere. Dem zu meiner Zeit fungirenden Vicepräsidenten sagte man nach, daß er einige Neigung habe ihn zu restauriren, und wirklich sah man ihn seine Vorhänge schließen während der Zwischenakte: aber das Publikum nahm keine Notiz davon, und rauchte vorher so gut wie nachher. Doch darf nicht unbemerkt bleiben, daß während der zwei Jahre, von denen hier die Rede ist, die Zahl der im Theater, und überhaupt in großen Gesellschaften, rauchenden Damen ersten Ranges sich schon beträchtlich verringerte, und der Einfluß französischer, englischer, deutscher Mode und Sittenansicht auch in diesem Punkte nicht ausblieb. Die Bühne ist ziemlich geräumig, und von hinreichender Tiefe für größere Ballets und andere scenische Paraden. Dekorationen und Kostüme waren bei der italienischen Oper größtentheils neu, glänzend und geschmackvoll; weniger beim Nationaltheater: eben so die Kräfte und Leistungen des Orchesters bei jener in der Regel ausreichend und gut, bei diesem unter der Mittelmäßigkeit, ja zuweilen unter aller Kritik. Das Publikum zeigt sich im Ganzen gravitätisch, fast untheilnehmend; doch kann es, durch einzelne wahrhaft schöne Effekte der Musik oder Darstellung, durch irgend eine etwa in besonderer Gunst stehende Schauspielerin, Sängerin oder Tänzerin, endlich durch zufällige Aufregungen des Parteigeistes momentan in eine sehr lärmende Begeisterung versetzt werden. Für die Lieblinge auf der Bühne fliegen nicht selten Kränze, Blumen, Sonnets aus den Logen, bisweilen aber auch substantiellere Gunstbezeugungen. Wenigstens sah ich einmal ein augenscheinlich sehr schweres mit Band umwickeltes Packet höchst geräuschvoll zu den Füßen der schönen Donna Maria Lopez niederfallen; sie hob es auf, und knixte zierlich dankbar; ohne allen Zweifel war es reich mit Dublonen gespickt. Zielte der Gönner weniger richtig, so konnte es der neuen Danae unter dem Goldregen schlimmer als der Alten ergehen! Unangenehm war es, zu meiner Zeit, für die nicht abonnirten Theaterfreunde in Mexiko, daß keine Komödienzettel gedruckt und im Publikum ausgegeben, ja die täglichen Vorstellungen nicht einmal durch die Zeitungen, sondern nur durch Anschlagzettel am Schauspielhause und einigen Straßenecken bekannt gemacht wurden. Bei Benefizvorstellungen versehlen aber die Benefiziaten nicht, luxuriös auf farbigem Atlas gedruckte mit goldenen oder silbernen Franzen verzierte Komödienzettel bei allen vermuthlichen Benefaktoren anregend und empfehlend herumzutragen.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen eines Naturforschers im indischen Archipelagus.

Zustand von Singapur.

(Schluß.)

„Ich machte," erzählt Hr. Bennett, „in Begleitung von Dr. Martin einen Ausflug ins Innere der Insel, das nur selten besucht wird, da die Kaufleute der Stadt sich mit ihren Landhäusern begnügen. Wir fuhren zuerst die Bai hinauf und landeten bald in der Mitte einiger malerischen Häuser, umgeben von Palmen und Fruchtbäumen, besonders von Areka- und Kokospalmen. Eines dieser Häuser bestand in einer Gießerei von kleinen Kanonen, ein anderes in einer Manufaktur von raffinirtem Sago. Dieß ist eine chinesische Erfindung, die vor nicht sehr vielen Jahren in Malacca gemacht, und im Jahre 1811 in Singapur eingeführt wurde, wo sie einen beträchtlichen Handelszweig gebildet hat, indem die Nähe von Sumatra, dem Hauptproduktionsort des rohen Sago, diese Fabrikation sehr begünstigt. Der Sago wird in großen Massen roh von da eingeführt, und vor wenigen Tagen kamen 18 sumatresische Schiffe hier an, die mit nichts anderm geladen waren. Das rohe Material wird schmutzig weiß und halbgetrocknet eingeführt, verschiedenemale gewaschen, geseiht, getrocknet, gestampft, gesiebt, über dem Feuer getrocknet, und am Ende in einer blendend weißen, leichtbrüchigen Form dargestellt, in welchem Zustand es in ungeheuren Quantitäten nach Indien und Europa ausgeführt wird. Eine Manufaktur mit 15 chinesischen Arbeitern liefert täglich 9 bis 10 Centner Sago, und die Zahl der Manufakturen ist sehr beträchtlich. — Die ganze Umgegend war in einen Duft von Tuberosen gehüllt, und der Anblick des ganzen Gehölzes eleganter Palmen, durchwoben mit Hibiscus und ähnlichen blühenden Stauden, war äußerst malerisch. Von da durchschnitten wir eine Ebene, die mit hohen Gräsern und üppigen Farrenkräutern bedeckt war, zwischen denen große Bäume aufstiegen, während die sich erhebende Sonne eine Masse von Schmetterlingen und Insekten aufweckte; von Zeit zu Zeit trafen wir auf zierliche chinesische Häuser, umgeben von Pflanzungen, und betraten eines derselben um zu frühstücken; wir hatten Lebensmittel mitgebracht, aber der Chinese wollte auf alle Art seine Gastfreundschaft zeigen und brachte uns vortreffliche Orangen aus seinem Garten, der etwa 200 Pomeranzenbäume enthielt, die der Besitzer vor 10 Jahren nach China gebracht hatte, und die ihm auf dem Markte von Singapur eine reiche Einnahme verschafften; er besaß ausgebreitete Pfeffer- und Gambirpflanzungen Gärten u. s. w., auf die er 15,000 Dollars verwendet hatte.

Im Allgemeinen wählen die Chinesen den Abhang von Hügeln für ihre Pflanzungen, da die niedern Gründe zu feucht sind. Die Pfeffererntе hatte begonnen, und die Pflanzen waren mit Klumpen von Beeren bedeckt, welche gebrochen werden, wenn sie ein lebhaftes Roth angenommen haben. Das langwierige Trocknen der Beeren durch Sonnenhitze ist hier im Allgemeinen durch einen weit kürzern Proceß ersetzt, wobei sie durch Dampf getrocknet werden, ohne von ihrer Güte zu verlieren; 60 Pflanzen

geben einen Centner Pfeffer; sie werden in Reihen mit kleinen Zwischenräumen gezogen und winden sich an Pfählen hinauf wie Traubenreben. Jede Pfefferplantage ist mit einer Pflanzung von Gambir verbunden, ohne welche die Einwohner behaupten, daß jene nicht gedeihen könne. Gambir ist eine Staude, deren Blätter durch Abkochen eine Beize geben, welche zum Kattundruck gebraucht und von den Malaien auch gekaut wird, wie Arekanüsse. Die Art wie Gambirpflanzungen dem Pfeffer nützlich sind, ist diese: wenn die Blätter ausgekocht sind, werden sie in dichten Schichten in einiger Entfernung von den Pfefferstöcken rings um diese ausgebreitet, und halten dadurch den Boden kühl und feucht, während die untersten Lagen ihn zugleich durch ihre Auflösung düngen. Die Gambirsträuche sind 5 bis 7 Fuß hoch mit hängenden Zweigen, sie werden etwa alle sechs Monate ausgeschnitten, die Blätter in das Siedehaus gebracht und in einen chinesischen Kessel aus Rinde mit eisernem Boden geworfen, und während des Kochens oft umgerührt, hierauf herausgenommen, sorgfältig gewaschen, dieses Wasser auch in den Kessel gegossen und die Blätter in die Pfeffergärten gebracht. Der Saft der im Kessel geblieben ist, wird gekocht bis er dick wird, hierauf in Formen gegossen, nach einiger Zeit herausgenommen, zerschnitten und in kleinen Tafeln zum Trocknen an die Sonne gestellt, wo sie hart und dunkelbraun werden. Sie brechen wie Süßholzsaft, mit dem sie im Geschmack Aehnlichkeit haben, obgleich mit einem bittern, aber nicht unangenehmen Nachgeschmack. Früher war dieser Handelszweig weit beträchtlicher, allein er hat abgenommen, seitdem die Holländer, um ihre Pflanzungen in Rhio zu begünstigen, allen fremden Gambir von dem Markte in Java ausschließen. Rhio ist ein Freihafen, der auf der holländischen Insel Bintang in der Nähe von Singapur liegt; er ist im Jahre 1824 von dem holländischen Gouvernement in Indien errichtet worden, um einen Theil des Handels von Singapur an sich zu ziehen. Er steht in commercieller Hinsicht weit unter Singapur, aber als Agrikulturkolonie weit über dieser Insel, indem die Holländer den in Singapur begangenen Fehler einer übermäßigen Landsteuer vermieden haben. Bintang enthält etwa 6000 Gambirplantagen, von denen die größten 80 bis 100,000 Stauden enthalten und die etwa 10 Monate jährlich im Gange sind, indem im December und Januar die Blätter nicht brauchbar sind; etwa 40 Plantagen haben ein gemeinschaftliches Siedhaus, und ihre Produkte sind im schnellen Zunehmen; sie lieferten im Jahre 1829 40,000 Centner, im Jahre 1830 schon 47,000, im Jahre 1831 über 60,000; im Jahre 1832 über 84,000. Die Plantagen versprechen für 1833 noch einen beträchtlichen Zuwachs. Jeder Centner bezahlt 8 Rupien, so daß sich die Einnahme des Gouvernements im letzten Jahre auf 1 Million Gulden belaufen muß. Diese ganze Industrie ist in den Händen der Chinesen, welche die Pflanze und die Manufaktur aus der Insel Lingin, welche früher den geschätztesten Gambir lieferte, brachten. Singapur enthält 150 Pflanzungen, welche 27,000 Centner liefern, die zum Theil nach Borneo gehen.

Eines Morgens besuchte ich einen Chinesen in der Nähe der Stadt, um die Bereitung der Fibern der Ananasblätter zu sehen, aus denen man eine Art von Flachs macht, welcher nach China ausgeführt wird, wo Leinwand daraus fabricirt wird. Der Mann bereitete seine Blätter in unserer Gegenwart, er legte frischgebrochene Ananasblätter (man wählt die ältesten und längsten dazu) auf ein Brett, streifte die Haut mit einem breiten Messer ab, wodurch die langen und zarten Fibern zum Vorschein kamen, welche er mit der Hand oder mit dem Messer leicht von dem Fleisch des Blattes trennte. Die getrocknete und gereinigte Fiber war der von neuseeländischem Flachs nicht unähnlich. Man sollte bei ihrem ersten Anblick nicht glauben, daß sie so fein seyen als sie wirklich sind, aber bei genauerer Betrachtung überzeugt man sich bald, daß jede größere sich in eine unendliche Menge äußerst zarter und doch starker Fibern zerlegen läßt. Man sollte sie in Europa einführen, wo sie so gut als in China ein Material abgeben würde, welches zu einer Menge eleganter Gewebe dienen könnte. Die Handarbeit ist gegenwärtig zu theuer in Singapur, als daß man einen Centner dieser Fibern unter 30 Dollars liefern könnte, allein z. B. in Penang, wo die Ananas ebenfalls wächst und Handarbeit wohlfeil ist, kommt der Centner nicht über 7 Dollars zu stehen.

Das Königreich Siam. *)

Der Flächeninhalt des Königreichs Siam ist bedeutend, denn er enthält nicht weniger als 12.000 geographische Quadratmeilen. Das Land ist größtentheils gebirgig, doch findet man auch herrliche von schönen Flüssen durchschnittene Ebenen. Unter diesen Flüssen ist der Menam (wörtlich: die Mutter der Gewässer) bemerkenswerth, der mit Recht für einen der majestätischen Flüsse Asiens gilt.

Die gegenwärtige Hauptstadt von Siam ist Bankok; sie liegt an den Ufern des Menam und ist ungefähr 2½ englische Meilen breit. Der Palast befindet sich am linken Ufer des Flusses, der hier eine halbe Meile breit ist; Fahrzeuge aller Art durchschneiden ihn nach allen Richtungen, was die Ansicht der Stadt außerordenlich belebt.

Einem englischen Missionär, Hrn. Terulin, zufolge war die Bevölkerung dieser Hauptstadt im Jahre 1828 folgendermaßen zusammengesetzt:

Ansäßige Chinesen	310,000
Abkömmlinge von chinesischen Familien	50,000
Cochinchinesen	1,000
Cambodschaner	2,500
Siamesen	8,000
Peguaner	6,000
Laos (neuer Volksstamm)	7,000
Laos (alte Stämme)	9,000
Birmanen	2,000
Tavoys	3,000
Malayen	3,000
Christen	800

Jeder Chinese, der über die Gränze kommt, muß in dem Augenblicke, wo er den siamesischen Boden betritt, und dann alle drei Monate eine Abgabe von ungefähr 3 Dollars entrichten. Dagegen sind die Bewohner des himmlischen Reichs durch diese Auflage, die mit Einverständniß der Regierung zu Peking erhoben wird, aller der Plackereien und Erpressungen überhoben, denen sonst jeder Ausländer bei seiner Ankunft in Siam ausgesetzt ist.

Vor sechs Jahren, also gerade zu der Zeit wo Hr. Temlin reiste, gab Hr. Crawford, ein nicht minder unermüdeter Beobachter, einen Bericht über seine weitern Reisen heraus, welchem zufolge sich die Ge-

*) Aus dem Tagebuch des Missionärs Gutzlaff.

sammtbevölkerung des Königreichs Siam auf 2,490,000 Seelen belief und aus folgenden Volksstämmen bestand:

Siamesen . . .	1,260,000
Laos	540,000
Peguaner . . .	25,000
Cambodschaner	25,000
Malayen	195,000
Chinesen	440,000
Hindus	5,500
Portugiesen	2,000
Zusammen	2,490,500

Obschon jene Volksstämme, welche die zwischen Indostan und China gelegenen Landstriche bewohnen, sich in Sprache, Religion, Sitten, Gebräuchen und physischem Charakter wesentlich von den Einwohnern der benachbarten Länder unterscheiden, so gleichen sie ihnen doch auch wieder in anderer Hinsicht.

Die Siamesen sind von kleinerem Wuchs, als die Chinesen und Hindus, doch sind sie größer als die Malayen. Herr Crawford und Herr Gutzlaff fanden bei 20 Individuen, wie sie ihnen gerade vorkamen, die mittlere Größe von 5 Fuß 3 Zoll (engl. Maß). Der untere Körper dieser Leute ist sehr gut gebaut, was sonst bei den Bewohnern von Indien der Fall nicht zu seyn pflegt; dagegen haben die letzteren schönere Hände. Die Siamesen sind im Ganzen kräftig gebaut, entbehren aber gänzlich der Grazie und Geschmeidigkeit, durch welche sich ihre westlichen Nachbarn auszeichnen. Die Farbe ihrer Haut ist lichtbraun.

Der Siamese ist ernst und verschlossen, seine Tracht ärmlich und nichts weniger als kleidsam. Sie besteht gewöhnlich in einem Stück Seiden- oder Baumwollenzeug, das um die Hüften drapirt wird, und die Beine unbedeckt läßt. Die Farbe der Kleidung ist braun; weiß bezeichnet die Trauer. Beide Geschlechter tragen weder Turban noch Mütze; nur bei feierlichen Gelegenheiten bedecken sich die Häuptlinge mit einer Art kegelförmigen Hut. Außerordentlich lange Nägel gelten auch bei ihnen, wie bei den Chinesen und anderen indochinesischen Nationen für eine Schönheit und Zierde.

Der Fruchtbarkeit und der natürlichen Hülfsquellen des Landes ungeachtet haben die Siamesen doch bis jetzt nur geringe Fortschritte in der Civilisation gemacht. Besonders sind sie in der Schifffahrt, der Astronomie, Geographie und Arzneikunde noch weit zurück. Dagegen besitzen sie ein großes Talent für Musik, die sie leidenschaftlich lieben. Ihre Sangweisen sind im Ganzen munter, wie die der Irländer und Schottländer, doch herrscht zuweilen eine sanfte Melancholie vor, die auch für ein europäisches Ohr angenehm ist.

Herr Gutzlaff schildert die Regierungsform als despotisch. Die Minister prunken mit leeren Titeln, und die Ehrenbezeugungen, die sie sich vom Volke erweisen lassen, sind, wie der Reisende sagt, eben so ruchlos als lächerlich. Man nennt sie nie anders als die heiligen Herren der Häupter, die heiligen Herren des Lebens oder die Herren des weißen Elephanten. Dieses Thier gehört unter die Schätze des Reichs, und sein Bild prangt in Silber auf krapprothem Grund in der Nationalfahne.

Die Regierung wird von vier Oberbeamten geleitet, die jedes Jahr den Eid der Treue erneuern müssen. Bei dieser Gelegenheit taucht der König sein Schwert in einen bis an den Rand mit Wasser gefüllten großen Krug, den er dann den Beeideten reicht, die gehalten sind in aller Demuth von dem Wasser zu trinken.

Das Joch, unter dem das Volk schmachtet, ist eben so lästig als erniedrigend. Die Gerechtigkeit ist in Siam ein Wort ohne alle Bedeutung, denn auch die schwerste Strafe kann durch Geschenke oder eine Summe Geldes abgekauft werden. Die Torturen und Züchtigungen sind von der grausamsten Art. Als Beleg für diese Behauptung erzählt Herr Gutzlaff folgenden Fall, der sich während seiner Anwesenheit in Bankok ereignete:

„Ungefähr vier Monate vor meiner Ankunft, sagt der Reisende, war eine der Prinzessinnen gestorben. Beinahe um dieselbe Zeit wurde eine junge Frau, die in einiger Entfernung von der Hauptstadt lebte, krank, und kaum genesen, erzählte sie jedem der ihr aufstieß, daß sie selbst die Prinzessin sey, welche man gestorben glaube. Um ihr Vorgeben zu unterstützen, erbot sie sich alle Gegenstände, welche jene Prinzessin besessen habe, genau aufzuzählen, und seltsam genug diese Beschreibung traf in allen Theilen genau zu, obschon das junge Weib die Prinzessin nie gesehen hatte.

„Der Gouverneur der Provinz, in welcher sie lebte, ließ sie vor sich bringen; da er aber in ihren Antworten, die sie mit der größten Zuversicht ertheilte, keinen Widerspruch fand, so schickte er sie nach Siam an den König, der einen der Prinzen mit der Untersuchung beauftragte.

„Sobald das Weib vor diesen gebracht wurde, erklärte sie ihm sogleich, daß sie seine Schwester sey, und als dieser entgegnete, daß ihre Züge durchaus keine Aehnlichkeit mit denen der Prinzessin hätten, so behauptete sie, ein böser Geist habe sie während ihrer Krankheit so sehr entstellt.

„Der König und der Prinz, vor Zorn verblendet, sahen nicht ein, daß das, was sie für Betrug hielten, nichts als Wahnsinn war, und so übergaben sie denn das arme Geschöpf den Bütteln zur Folter.

„Das Instrument, dessen man sich hierzu für den Kopf bedient, besteht aus zwei Stücken Holz, zwischen die man den Kopf klemmt, und sie dann mittelst starker Schrauben so gewaltig anzieht, daß das Blut aus den Augen und Ohren des Gefolterten spritzt.

„Das Folterinstrument für die Hände besteht aus fünf Stacheln, die man bald in die Gelenke, bald wie in Tübet zwischen die Nägel jedes Fingers bohrt.

„Das unglückliche Weib, der man vorher noch 50 Geißelhiebe gegeben hatte, erduldete alle diese Qualen in Gegenwart vieler Tausend Menschen, ohne auch nur einen einzigen Schmerzenslaut auszustoßen. Am folgenden Tage verhörte man sie zum dritten Male; sie blieb bei ihrer Behauptung, und nun wurde sie abermals den Qualen der Folter übergeben, die sie mit derselben Standhaftigkeit erduldete. Das erstaunte Volk rief sie laut als ein übermenschliches Wesen aus. Nach Ende einer jeden Marter wiederholte sie mit sanfter Stimme: „Ich habe es schon gesagt, und ich sage es noch einmal, ich bin die Prinzessin.‘

„Ein unvorhergesehener Umstand vermehrte das Gräßliche der Lage des armen Geschöpfs. Der große Telepoy (Oberpriester) eröffnete dem König, eine in den heiligen Büchern enthaltene Weissagung verkünde: daß das Königreich Siam unter die Herrschaft einer auswärtigen Macht fallen werde, wenn ein Weib aus der Volksklasse aufstehen, und sich für ein Mitglied des regierenden Hauses ausgeben würde. Se. Majestät, wüthend vor Zorn, wollte der Unglücklichen sogleich den Kopf abschlagen lassen, allein der Oberpriester bewog den König, ihr noch 50 Geißelhiebe geben zu lassen, und sie dann auf einem Floß von Bambus auf dem Meere auszusetzen. Der letzte Theil der Strafe wurde jedoch dahin abgeändert, daß man das arme Geschöpf verurtheilte für ihre ganze übrige Lebenszeit Reiß in den königlichen Küchen zu mahlen.“

(Schluß folgt.)

Brodfrucht.

Man findet in Vandiemensland eine sonderbare und bis jetzt nur unvollständig beschriebene Substanz, von den Kolonisten genannt native bread. Sie liegt unter dem Boden ein bis zwei Fuß tief, in Form einer runden Masse, oft von der Größe eines Kopfs, und mit einer dünnen Haut bedeckt wie eine Kartoffel. Wenn man sie zerschneidet, so sieht sie einem festen Schwamm gleich, enthält aber eine bedeutende Quantität von Nahrungssubstanz. Man hat keine Art von Wurzel oder Ausläufern an ihr entdeckt, außer einigen sehr dünnen Fäden, welche sich nach oben richten und in ein kleines Blatt enden, an welchem die Eingebornen den Ort erkennen, wo sie zu graben haben, diese Fäden sind jedoch so dünn, daß man sie bis jetzt immer beim Ausgraben zerrissen hat. Man hat es oft für eine Art von Polypen gehalten, der animalisches Leben besäße, allein es scheint wahrscheinlicher, daß es eine Art von Trüffel ist. Die Art der Fortpflanzung dieser sonderbaren Materie ist völlig unbekannt. (Hobart Town Courier.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 15. 15 Januar 1835.

Wanderungen eines Naturforschers im indischen Archipelagus.

Opiumhandel in China.

Dr. Bennett brachte einige Zeit in Macao und Canton zu, wo ihm die Bekanntschaft des Kapitäns eines Opiumschiffs, der Hercules, das bei Lintin, dem Versammlungsplatz aller chinesischen Schmuggler lag, die Gelegenheit gab, die Art wie der Opiumhandel geführt wird, genauer zu beobachten. Seine Bemerkungen darüber enthalten einige neue Details, sind aber nicht vollständig, so daß es nothwendig ist sie mit den Angaben, welche das Canton-Register enthält, zu verbinden, um ein hinlängliches Bild dieses wichtigen und sonderbaren Handels zu erhalten.

Das Opium kommt aus Indien in runden Ballen oder Kuchen, welche in Kisten gepackt sind, die je 133 Pfd. Opium enthalten. Sobald ein Schiff in Lintin, an der Mündung des Flusses von Canton anlangt, so geht der Kapitän sogleich nach Canton, wo er seine Waare absetzt, und sie sich immer sogleich, und vor der Ablieferung in Silber bezahlen läßt. Der Preis hängt von der Quantität der Einfuhr ab, ist aber im Ganzen sehr gefallen, seitdem die Westküste von Indien in Konkurrenz mit dem Opium von Bengalen getreten ist, und beträgt gegenwärtig etwa 6- bis 900 spanische Thaler per Kiste. Der Kapitän gibt nach Bezahlung dem chinesischen Kaufmann eine Anweisung auf sein Schiff, und das ganze Risiko des Schmuggelns fällt auf diesen. Die Boote, welche das Opium abholen, sind mit der besten Mannschaft besetzt, von vortrefflicher Bauart, bewaffnet, und mit Rudern und Segel versehen, so daß sie durchs Wasser fliegen, und den Booten der chinesischen Douane an Schnelligkeit und Stärke weit überlegen sind. Sobald sie bei dem Schiffe ankommen, werden die Kisten zerschlagen, und die Kuchen zu leichterem Transport in kleine Säcke gepackt und weggebracht. Die Boote der Douane machen zum Schein Jagd auf sie, allein nur so viel als nöthig ist, um die Bezahlung der herkömmlichen Bestechung (Einen Dollar von jeder Kiste) zu sichern, und die Douanenbeamten selbst kommen oft auf die Opiumschiffe, um selbst zu schmuggeln. Jedes Schmugglerboot läßt überdieß, um schneller bedient zu werden, 5 Dollars an Bord des Opiumschiffs. Der Handel ist in den Händen von Kapitalisten, welche nie direkt mit Europäern zu thun haben, um nicht den Verdacht der chinesischen Behörden auf sich zu ziehen, sondern sich chinesischer Sensale bedienen, welche englisch sprechen, oder wenigstens die Art von lingua franca, welche in den Vorstädten von Canton für englisch gilt. Die Kapitalisten selbst, welche sich damit befassen, sind nicht zahlreich, denn da es ein bedeutendes Kapital voraussetzt, und große persönliche Gefahr vorhanden ist, so gibt es nur wenige, welche sich durch den großen Gewinn locken lassen. Das Gesetz über Opium ist nämlich folgendes, nach dem eilften Buch des Kriminalcodex. Opiumhändler werden einen Monat lang mit dem Pranger bestraft, und dann zur Armee auf die Gränze geschickt. Ihre Helfershelfer werden mit 100 Schlägen und dreijährigem Exil gestraft. Wer eine Bude zum Rauchen des Opiums hält, wird erdrosselt, und ihre Nachbarn, so wie die Lokalpolizei exilirt. Beamte, welche Opium kaufen, werden kassirt, erhalten 100 Schläge, und werden mit zweimonatlichem Pilori angesehen, u. s. w.

Die Zeit der größten Thätigkeit des Handels ist die, wenn die Schiffe der östlichen Häfen von Canton abfahren, sie versäumen nie bei den Opiumschiffen in Lintin anzulegen, wobei sie keine Gefahr laufen, indem die Station als außerhalb der chinesischen Gränze liegend angesehen wird, so daß das Laden keine legale Schwierigkeit hat, sondern nur das Landen. Die ganze Schiffsmannschaft nimmt dabei Theil an der Spekulation, wodurch ein größerer Grad von Sicherheit erreicht wird. Allein von dem Augenblick an, wo das Opium an's Land gebracht wird, bis zu dem wo es in Rauch aufgeht, ist der Handel damit aller Art von Gefahr unterworfen, und er erfordert alle Schlauheit, welche Furcht vor Strafe, Hoffnung von Gewinn, und die Leidenschaft eines verbotenen Genusses geben kann, um den unablässigen Verfolgungen des Gesetzes zu entgehen. Die inländischen Douanen, die an den Gränzen aller Provinzen errichtet sind, stellen dem Verkehr mit dem so streng verbotenen Artikel eines der größten Hindernisse entgegen, das natürlich mit der Distanz zunimmt. Es werden aber jährlich zu bestimmten Perioden Geschenke von Canton an den Kaiser geschickt, bestehend aus Orangen und Südfrüchten, und aus Waaren, welche der europäische Handel liefert, wie Uhren, Glaswaaren, Tuch u. s. w. Diese Geschenke werden in kaiserlichen Schiffen geschickt, welche von den Douanen nicht visitirt werden dürfen, und da-

durch dem Schmuggeln von Opium eine Gelegenheit eröffnen, welche nicht vernachlässigt wird, und der Mandarin, welcher die Schiffe kommandirt, wird regelmäßig bestochen, und mehrere hundert Centner auf diese Art jährlich nach Peking geschickt.

Eine große Masse von Opium wird in Ballen von einigen Pfunden, welche in den Aermel der Reisenden geschoben werden, in's Innere geschafft, und ein Ballen reist oft auf diese Art bis an die äußerste Gränze des Reichs, bisweilen wird das Opium in Extrakt verwandelt, in zinnerne Büchsen gepackt, und so verschickt.

Die Edikte des Kaisers und der Lokalbeamten gegen den Gebrauch desselben sind periodisch und unzählig, sie führen alle die verderblichen Wirkungen an, welche diese Leidenschaft auf die physische und moralische Konstitution hat, und endigen mit Ermahnung und Drohung furchtbarer Strafe. Allein in allen Straßen von Canton, und in allen Städten und Dörfern des Reichs finden sich Opiumbuden oder wenigstens Opiumraucher, und wer irgend die Mittel dazu hat, verschafft sich diesen Luxus. Jedoch haben die strengen Verbote des Staats wenigstens die Folge, daß sie theils das Opium so vertheuern, daß nur ein kleiner Theil der Bevölkerung Gebrauch davon machen kann, theils den Genuß desselben dadurch etwas unschädlicher machen, daß er im Geheimen genommen werden muß, so daß man nirgends in China die grobe Ausgelassenheit der Opiumbuden von Singapur und Batavia sieht. Es gibt Provinzen wo die Frauen es rauchen, allein im Allgemeinen ist es auf die Männer beschränkt. Die Art der Bereitung nimmt ihm einen Theil seiner geistigen Eigenschaften, so daß es im Ganzen weit weniger erschlafft als bei den Türken, welche es roh und unbereitet essen.

Die Quantität von Opium, welche im Jahre 1833 in China abgesetzt wurde, belief sich auf etwa 18,000 Kisten, eine Masse, deren Verbrauch unbegreiflich scheint, der es aber doch nicht ist, wenn man genauer berechnet, welche Menge von Opiumrauchern damit versehen werden können. Ein mäßiger Raucher konsumirt jährlich etwa 4—5 Pfd. rohes Opium, wovon Ein Drittheil durch die Bereitung abgeht, es gibt zwar Leute, welche das Doppelte verbrauchen, allein andere rauchen auch weniger. Die 18,000 Kisten enthalten 2,400,000 Pfd. Opium, und setzen daher 4 bis 500,000 Raucher voraus, was bei einer Bevölkerung von 360 Millionen eher unter als über dem ist, was man erwarten sollte, und es ist wahrscheinlich, daß ihre Zahl bei fallendem Preise des Opiums sich in demselben Maße vermehren wird, wie es schon bisher der Fall war. Denn im Jahre 1821, wo der Preis der Kiste 2000 spanische Thaler betrug, wurden nicht mehr als 5000 Kisten eingeführt, seitdem ist der Preis um 300 Prozent gefallen, und die Einfuhr hat um 400 Prozent zugenommen. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Preise noch sehr bedeutend fallen, denn die ostindische Kompagnie erhebt von der ganzen Ausfuhr aus Indien etwas über 100 Prozent Ausfuhrzoll, die zunehmende Opiumkultur in Mittelindien aber, über welche die Kompagnie nur eine sehr mittelbare Kontrolle hat, wird sie bald zwingen die Ausfuhrzölle in Bengalen herabzusetzen, und der chinesische Käufer wird den ganzen Unterschied gewinnen.

Uebrigens ist es nicht unwahrscheinlich, daß die chinesische Regierung bei der nächsten großen Geldverlegenheit, in der sie sich befinden mag, die Einfuhr des Opiums gegen einen hohen Zoll erlauben wird. Schon in der letzten Zeit hat sich der Vicekönig von Canton erlaubt dem Kaiser vorzustellen, welchen großen Schaden China durch die Contrebande mit Opium erleide, wodurch alles baare Geld aus dem Reiche gehe, ohne dem Schatze etwas einzutragen, während alle andern Waaren Zoll und Steuer bezahlen; der Kaiser hat zwar darauf in strengem Tone geantwortet, daß die Moralität und Wohlfahrt seiner Unterthanen nicht für finanzielle Vortheile aufgeopfert werden dürfe; allein es ist doch zu glauben, daß die politische Moral nicht lange gegen die Schwierigkeiten des Budgets Stand halten werde, und das Faktum, daß ein Beamter von dem Range des Vicekönigs es gewagt hat, eine solche Aenderung in den Prinzipien der Regierung vorzuschlagen, beweist an sich, daß diese Idee tiefe Wurzeln in der Administration geschlagen hat.

Mexikanisches Allerlei.

Theater.

(Fortsetzung.)

Was nun die verschiedenen Repertoires betrifft, so war zuvörderst das der Nationalbühne nicht übermäßig reich und glänzend. Klassiker, wie Calderon, Lope, Moreto u. s. w., erschienen nur sehr selten; von ersterem wurde in den zwei Jahren, so viel ich mich erinnere, nur „la vida es sueño" und „la quinta de Paluzzi" aufgeführt; von letzterem „Desden por desden." Was ich von spanischen Originalien sonst erlebt, beschränkte sich auf Sächelchen wie „la emigrada de colegio," ein weinerliches, ziemlich saft- und kraftloses Drama; „Tio y tia," eine Art mittelmäßiger Operette, worin nur die hübsche Stimme und Gestalt einer jungen Debütantin einiges Interesse erregte; „Bianca Capello" ein langweiliges Koncetto sechselliger Worte und Phrasen; „la clemencia de Tito," nämlich nicht die Mozart'sche Oper, sondern eine dasselbe Süjet behandelnde comedia eroica in drei Akten, am Namenstage des Vicepräsidenten als Gelegenheitsstück aufgeführt, worüber die politische Oppositionspartei der Yorkinos sich nicht wenig lustig machte; dann aber viele sehr ergötzliche und gut gespielte Possenspiele der Art, die man sainetes nennt, und woran die spanische Bühne so reich ist. Häufiger fast als Originalien wurden Uebersetzungen gegeben, gute und schlechte, wie es kam. Shakespeares Othello, und Regnard's legataire universel nahmen sich gut aus in ihrer spanischen Verkleidung; hingegen waren Edouard en Ecosse, l'école du bon ton, la coquette corrigée u. a. m., zum Davonlaufen schlecht übersetzt und dargestellt. Das Repertoire der italienischen Oper war, wie leicht zu denken, fast ausschließlich Rossinisch, wenigstens habe ich, mit Ausnahme von Morlachi's Teobaldo und Cimarosa's heimlicher Ehe nichts Anderes und von nichts Anderem gehört. Die italienischen Texte wurden jedesmal mit wörtlich beigefügter spanischer Uebersetzung ausgegeben. Die

Ballets gestalten sich bald als Intermezzos indianischer oder spanischer Abkunft, bald als mehraktige Tanz- und Pantomimikdramen europäischer Art. Letztere waren hier wie eigentlich überall, ziemlich insipid und langweilig, wenn auch den beiden Schwestern Flores eine sehr hübsche Gestalt und anmuthige Haltung, so wie dem Tänzer Lopez viel Muskelkraft und Aplomb nicht abgesprochen werden konnte. Die Intermezzos aber mit ihren indianischen Xaraben, spanischen Boleros und Fandangos haben mich oft ungemein ergötzt. Alle solche Volkstänze behandeln eigentlich nur Ein Thema, die Geschlechtsliebe, von ihrem ersten dolce adagio durch alle Zwischentempos bis zum letzten presto furioso durchgeführt, dann Diminuendo, und dann wieder da capo! Aber wie zahllos sind die nationellen Variationen über dieses selbe Thema; wie verschieden unter einander die Melancholie der indianischen Xaraben, die lüsterne Gravität des spanischen Bolero und Fandango, die pedantische Kourmacherei des französischen Menuet, die gemüthliche Sinnlichkeit des deutschen Länderers, der glühende Wollusttaumel in der chica des Negers, der unflätige Cynismus des chahut in den Sälen der pariser Courtille! Die mexikanischen Theaterxaraben werden zuweilen nur von Einem, aber auch von zwei bis vier Paaren, in langsamer fast trauriger Bewegung, mehr gehend als tanzend, aber mit höchst anmuthigen Wendungen, und dann und wann mit sehr lebhaften Gestikulationsblitzen ausgeführt. Merkwürdig ist dabei das Orchester komponirt, aus vier schwarzbekleideten, auf der Bühne selbst sitzenden Guitarrespielern bestehend, welche die schwermüthige Nationalmelodie dieser Tänze klimpern und mit dem dazu gehörigen monotonen Gesange begleiten. Boleros und Fandango sollen in Spanien noch volksthümlicher und ausdrucksvoller getanzt werden; jedenfalls ist aber schon die hiesige Ausführung in nationaler Grazie und Bedeutung derjenigen überlegen, welche man von deutschen oder französischen Tonkünstlern in Europa zu sehen Gelegenheit hat. Vorzüglich wissen die Mexikanerinnen ihre Kastagnetten mit ganz eigenthümlicher Anmuth und Wirkung dabei zu handhaben.

Sehr ausgezeichnete Subjekte hatte das zahlreiche Personal des Nationaltheaters, zu meiner Zeit, nicht eben aufzuweisen; doch war Palomero befriedigend in einigen Stutzerkrispins und komischen Väterrollen. Von Kuba herübergekommen, wo er mit großem Beifalle gespielt, nebenbei ein Mädchen von guter Familie gegen den Willen der Verwandten geheirathet, und dann sich mit ihr davon gemacht hatte, begegnete ihm bei der nächtlichen Einschiffung das Unglück, daß seine junge Frau ihr Schmuckkästchen in's Meer fallen ließ, und mit den darin befindlichen Juwelen ihr ganzes dermaliges Vermögen verlor. Fast noch mehr als er war Avecillo ein Liebling des Publikums; doch schien mir sein Spiel weniger natürlich. Die übrigen Männer entschiedenes Mittelgut und darunter. Unter den Schauspielerinnen war Donna Molina eine sehr edle Gestalt, mit schöner tragischer Haltung und vortrefflicher Deklamation, aber sie hatte unglücklicherweise den für ihren Ruhm günstigsten Augenblick schon verabsäumt, zum Fache der Mütter überzugehen. Leider erleben wir das auch in Deutschland nur allzu oft. Die Guten denken dann: spielte nicht die Bethmann, noch als Fünfzigerin, naive Mädchenrollen zum Entzücken? thut's die Mars nicht heute noch? sehr wohl, aber

pauci Dis geniti potuere!

Als Gegenstück der Señora Molina war Donna Maria Lopez, ein blutjunges bildschönes Mädchen, und als solche des männlichen Publikums große Freude, aber eine schöne Bildsäule, seelenlos wie diese. Vielleicht entwickelt sich die Seele noch in irgend einem Liebesabenteuer außerhalb der Bretter, und dann kann sie vortrefflich werden. Die italienische Oper besaß allerdings einige Talente ersten Ranges. Sgra. Pellegrini war sehr ausgezeichnet durch vortreffliche Schule und weiten Umfang ihrer klangreichen Sopranstimme; Sgra. Massini-Sirletti eine herrliche Altistin mit unendlich ausdrucksvollem Vortrage, etwa in der Art jener Tibaldi, die vor einigen Jahren in Deutschland so viel Aufsehen erregte. Auch die beiden bassi buffi Finaglia und Galli würden auf der besten europäischen Bühne Beifall verdienen und erwerben. Zum großen Nachtheil, besonders für die mehrstimmigen Sachen, waren die drei Tenore etwas schwächlich; die Chöre aber, größtentheils aus Mexikanern zusammengesetzt, durch Galli sehr gut eingeübt.

(Schluß folgt.)

Das Königreich Siam.

(Schluß.)

Die Wohnungen der reichen Privatleute zu Bankok haben nichts Ausgezeichnetes; sie sind weder bequem noch gut gebaut, und ein Funke wäre hinreichend, um sie bei Hunderten in Asche zu legen. Herr Gutzlaff gibt folgenden Bericht einer Feuersbrunst, deren Opfer er beinahe geworden wäre:

„Ich war eben mit Lesen beschäftigt," sagt er, „als ein außerordentlich starker Geruch in das Zimmer drang, in dem ich mich befand. Ich sprang auf um mich nach der Ursache desselben umzusehen, und erblickte einen bläulichen Rauch, der in dicken Säulen zum Himmel empor wirbelte, und den sonst so hellen Glanz der gefirnißten Kuppeln des Palastes verdunkelte.

„Nach wenig Augenblicken war dieser Rauch glühend roth gefärbt, und die sich im Menam spiegelnde Flamme schien das Wasser des Flusses in Blut verwandelt zu haben. Als ich schärfer nach Osten hinblickte, sah ich eine Gruppe brennender Häuser, die majestätisch den Fluß herabschwammen, in den man sie gestürzt hatte, damit die Flamme sich nicht noch weiter verbreite. Ein glühender, erstickender Dampf wirbelte vor ihnen her, und da sie gerade auf mich zukamen, so fürchtete ich, sie möchten, durch irgend ein Hemmniß aufgehalten, meine Wohnung entzünden. Ich beeilte mich also diese zu verlassen, und nahm einen Mantel um, um mich gegen den glühenden Aschenregen, der die Straßen erfüllte, einigermaßen zu schützen.

„Als ich mich in Sicherheit befand, trieb mich die Neugier bald wieder hinaus, um den fernern Verlauf des Brandes zu beobachten. Ich kehrte um und sah, so zu sagen, ganze Feuerfluthen, die nach allen Richtungen unter den mit furchtbarem Geprassel zusammenstürzenden Bambushäusern wütheten. Diese Fluthen theilten sich gleich einem Lavastrom bald in mehrere Arme, bald vereinigten sie sich wieder, um ihren Lauf mit erneuerter Wuth fortzusetzen."

Von den protestantischen Missionen theilt Herr Gutzlaff sehr interessante Nachrichten mit. Die ersten Versuche der Reformirten, das Evangelium in Siam und China zu verbreiten, wurden von einer unter dem Titel Missionary Society zusammengetretenen englischen Gesellschaft unternommen. Der Zweck dieser im Jahre 1795 er-

richteten Anstalt war, das Christenthum unter den noch dem Götzendienst ergebenen Völkern zu verbreiten. In der Folge glaubte man nicht den Zweck, wohl aber den Namen der Gesellschaft ändern zu müssen, und ertheilte ihr daher die Benennung: London Missionary Society.

„Das Augenmerk der Direktoren war sogleich auf China gerichtet. Weder die Schwierigkeit der Sprache, noch alle die Hindernisse, welche einer Verbindung mit diesem Lande im Wege stehen, konnten die Standhaftigkeit der Missionäre erschüttern. — Im Jahre 1807 verließ Herr Morrison England, um sich in das himmlische Reich zu begeben, wo er siegreich aus allen Schwierigkeiten, die ihm entgegenstanden, hervorging. Drei Jahre nach seiner Ankunft in Macao ließ er die Apostelgeschichte in chinesischer Sprache drucken, und gab seine berühmte Grammatik heraus, um den Europäern das Studium dieser schweren Sprache zu erleichtern. Im Jahre 1811 vollendete er die Uebersetzung des Evangeliums des heiligen Lukas, und im Jahre 1815 gab er einige andere heilige Schriften heraus, von denen er der englischen Bibelgesellschaft mehrere Exemplare zum Geschenk machte, die ihm einen Zuschuß von 500 Pfd. Sterl. bewilligte, um seine für Religion und Wissenschaft so nützlichen Arbeiten zu unterstützen. Gegen Ende des nämlichen Jahres brachte Herr Morrison die Uebersetzung des ganzen neuen Testaments in's Chinesische zu Ende.

„Er ließ für's erste 2000 Exemplare drucken, wobei er eine schwere Strafe zu fürchten hatte, wenn die Regierung hinter sein Unternehmen kam. Ferner veranstaltete er eine Auflage von 5000 Katechismen und 10,000 Abhandlungen, die er später mit Hülfe des Herrn Milne vertheilte. Endlich gab er im September 1815 ein großes chinesisch-englisches Wörterbuch unter die Presse, das noch jetzt bei den Gelehrten für ein bewunderswerthes Werk gilt.

„Herr Milne ließ es seiner Seits ebenfalls nicht an Eifer fehlen; unter Lebensgefahr eröffnete er zu Malacca eine Schule für die Jugend, die zwar anfangs von nur fünf Kindern besucht wurde, später jedoch starken Zuwachs erhielt.

„Im Jahre 1815 wurden die beiden edeln Männer von Herrn Thomson unterstützt, der das Evangelium in's Malayische übersetzte. Alle drei vereinigten sich im Jahre 1816 zu Gründung eines englisch-chinesischen Collegiums, das nächst der Verbreitung des Geschmacks an der europäischen und chinesischen Literatur den Zweck hatte, den Landesbewohnern die Wahrheiten des Christenthums beizubringen. Der Grundstein zu dem Gebäude wurde am 11 November 1818 gelegt, und jetzt tragen fünf zum Christenthum übergetretene Chinesen in demselben ihren Landsleuten die Lehren des Erlösers vor."

„Im Jahre 1822 vertheilte Herr Medhurst mehr als 150,000 religiöse Abhandlungen, und gab ein japanisch-englisches Wörterbuch heraus. Ein anderer Missionär, Herr Milton, übersetzte einen Theil der heiligen Schrift in's Siamesische, und gab ein sehr umfassendes Wörterbuch dieser Sprache heraus. Als Herr Thomson in Singapur, auf der Halbinsel Malacca, ankam, bestand die Bevölkerung aus 2000 Chinesen und 5000 Malayen, oder 5000 Götzendienern. Im Jahre 1850 war schon eine bedeutende Anzahl von ihnen zum Christenthum übergetreten, und mehrere Schulen wurden von den Bewohnern von Singapur und der benachbarten Städte fleißig besucht.

„Die Kunst zu schreiben reicht in Siam bis in's höchste Alter hinauf, allein dennoch hat die Literatur dieses Landes auch nicht ein einziges bedeutendes Buch aufzuweisen. Alle einiger Aufmerksamkeit würdigen Schriften sind von Chinesen verfaßt. Unter diese gehören die Buddhistischen Werke: der Wu-King (die fünf Bücher), die dem Pentateuch Mosis entsprechen; der Sze-Schu (die vier Bücher) von vier Schülern des Confuzius geschrieben und die Lehre und Vorschriften dieses großen Mannes enthaltend. Man könnte den Sze-Schu hinsichtlich der Form mit den vier Evangelisten vergleichen, allein welcher Unterschied dem Wesen nach! wie hohl und bedeutungslos erscheinen der schwülstige Styl und die pretentiöse Moral des chinesischen Philosophen gegen die in ihrer Einfachheit so erhabenen Aussprüche des Erlösers!

Die Siegel, welche der König von Siam den Magistraten übergibt, sind eines der bedeutendsten Abzeichen ihrer Würde. Das, welches Prinzen erhalten, die mit irgend einer Magistratur bekleidet werden, ist von Gold, die der Mandarine und Vicekönige sind von Silber und das Siegel der Magistrate von niederem Range ist von Kupfer oder auch nur von Blei. Kein Richter kann sein Amt öffentlich und authentisch verwalten, wenn er sein Siegel nicht unverletzt vor sich liegen hat. Alvarez de Samedo erzählt in dem zweiten Buch seiner Reise nach Siam hierüber folgendes:

„Der Präsident eines siamesischen Gerichtshofes hatte sich mit einem Befehlshaber der Truppen entzweit, und dieser stahl dem Präsidenten, um sich zu rächen, sein Siegel. Der arme Mann, der nun sein Amt nicht mehr verwalten konnte, wußte, um der ihm drohenden Strafe zu entgehen*), kein anderes Mittel, als sich krank zu stellen.

„Eine Zeit lang hatte man keinen Argwohn einer Täuschung, allein bald kam man der Sache auf den Grund; das Volk brachte seine Klagen vor die Mandarine, und diese berichteten an den Vicekönig der Provinz. Der Präsident bekannte dem Prinzen, sobald er vorgeladen worden war, die Ursache seiner Unthätigkeit, und den Verdacht, den er gegen den Befehlshaber der Truppen, seinen erbittertsten Feind, hegte.

„Der Vicekönig war dem Präsidenten gewogen," was, beiläufig gesagt, in Siam unter Beamten selten der Fall ist, "und ertheilte ihm daher, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen, folgenden Rath: „Geh zu Hause, sagte er, und zünde dein Haus an; sobald nun der Befehlshaber der Truppen, wie seine Pflicht es erheischt, bei dir erscheint, so übergib ihm das Kästchen, in welchem das Siegel zu liegen pflegte, und für das er dir nun stehen muß. Gibt er dir nach beseitigter Gefahr das Kästchen zurück, so öffne es in Gegenwart mehrerer Zeugen, und ganz sicher wirst du dann dein Siegel darin finden. Würde dir der Kommandant das Kästchen leer zustellen, so könntest du ihn zur Verantwortung ziehen, und er wird sich wohl hüten, sich einer Gefahr auszusetzen, die er gar wohl kennt." Alles geschah wie der scharfsinnige Vicekönig es vorausgesagt hatte. Der Präsident zündete sein Haus an, übergab dem herbeieilenden Commandanten das Kästchen, und erhielt es sammt seinem Siegel wieder zurück."

*) Der Beamte, der überwiesen ist, das ihm anvertraute Siegel verloren zu haben, wird schimpflich abgesetzt und zuweilen auch mit dem Tode bestraft.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 16. 16 Januar 1835.

Ayesha das Mädchen von Kars.

(Roman von Morier.)

Diese Erzählung bietet nicht das Interesse dar, wie Zohrab der Geisel,*) denn sie ist nicht so mit dem Geschicke der Staaten und Reiche verflochten, aber dennoch bleibt die Aufmerksamkeit stets gespannt, und die Schilderung asiatischer Sitten und Verhältnisse ist, wie man sie von einem so ausgezeichneten Kenner erwarten kann. Zwar sind, wie in Richardsons Clarissa, dem Helden der Erzählung, dem jungen Lord Osmond, alle edlen Qualitäten auf den Ehrenscheitel gehäuft, des Löwen Muth, des Hirsches Schnelligkeit u. s. w., doch ist diese Sünde verzeihlich, bei der Absicht des Verfassers, europäische Gesinnung und Handelsweise mit asiatischer zu vergleichen. Die Schwachheit, Ayesha, die Heldin des Romans, die in der Türkei erzogen und aufgewachsen ist, und durch ihre Liebenswürdigkeit und Schönheit selbst den Sultan bezwingt, für eine Engländerin zu erklären, was freilich am Ende zur Lösung des Knotens, so wie der Verfasser ihn geschürzt, nothwendig ist, werden deutsche Romanschreiber und Romanleser dem Engländer leicht verzeihen. Doch zur Sache.

An einem schönen Frühlingsmorgen, eine Stunde vor Sonnenaufgang öffneten sich die gastlichen Thore des berühmten Klosters Etschmiadzin, und heraus zog eine kleine Cavalcade, bestehend aus dem Surugi oder Führer, der zwei Packpferde vor sich hertrieb, dem Tatar oder türkischen Kourier, Lord Osmond mit seinem Diener, einem Griechen, Namens Stasso **) und einigen unbedeutenden Reisenden, welche sich dem Zuge angeschlossen hatten. Lord Osmond hatte Griechenland, die Türkei und Persien durchreist, und trug stets orientalische Kleidung, was neben manchen unläugbaren Vortheilen doch den bedeutenden Nachtheil hatte, daß er dadurch des Schutzes der Behörden meist verlustig ging, da man ihn als Türken und nicht als Franken und Engländer betrachtete, um so mehr als er das Türkische völlig geläufig sprach. Die Reisenden zogen vorsichtig durch das nichtsweniger als sichere Land, wo Mustapha der Kourier, der Lord Osmond auf seiner ganzen Reise begleitet hatte, jeden Baum für einen Räuber ansah. Ueber seine Furcht befragt, erwiderte er: „hier gibt es Kurden, Jezidis, Armenier, Lesghier, lauter arge Spitzbuben mit einander. Der Sultan der Türkei und der Schah von Persien sind beide nicht mehr als Koth vor ihren Augen, und wenn sie einen todtschlagen, so sagen sie Bismillah (in Gottes Namen), als schlachteten sie ein Lamm ab." Der Bericht klang nicht sehr tröstlich, und Osmond fragte, ob hier herum der berüchtigte Cara Bey hause. „Cara Bey! Aman, aman" (Erbarmen!) rief Mustapha, faßte dabei den Zipfel seiner Jacke und schüttelte ihn, als wolle er etwas Unreines von sich werfen; „Cara Bey! ach! er ist ein Satan, ein schwarzer Jezidi, ein Teufelsverehrer, ohne Mitleid, ohne Gewissen, kümmert sich weder um Sultan noch Schah, erwischt er einen, so zieht er ihn nackend aus, wenn er ihn nicht todtschlägt; dort wohnt er, — gegen Norden deutend, — in einem Schlosse das wie meine Mütze aussieht."

Das Gleichniß war so übel nicht, als es bedeuten sollte, das Schloß liege auf einem fast senkrechten Kegel, denn eine Tatarenmütze steigt wie ein Cylinder vom Kopfe empor, und endigt an der Spitze mit einem runden gelben Knopf, welcher nach Mustapha's Ansicht gar wohl als Gleichniß dienen konnte. Er fuhr fort: „niemand hat noch das Schloß genommen, niemand kann es nehmen; der Türke hats versucht, der Kisilbasch hat's versucht, der Moskowite hat's versucht, Alles umsonst; da sitzt er wie der schwarze Adler auf seinem Felsen und späht nach Beute umher. Ueber den Savanluberg muß man stets mit dem Bart auf der Schulter reisen, denn hieher sendet er seine Räuber, und ist oft selbst bei ihnen."

Osmond war über diese Schilderung sehr erfreut, und je mehr er von diesem berühmten Räuberhäuptling hörte, desto mehr wünschte er mit ihm bekannt zu werden, da er schon oft gesucht hatte, die Lebensart, die religiösen Gebräuche und die Gesellschaftsverfassung dieses außerordentlichen und geheimnißvollen Volks der Jezidis, worüber er so manche widersprechende Berichte vernommen, näher kennen zu lernen.

„Was wißt Ihr von den Jezidis," sagte er zu Mustapha, „verehren sie wirklich den Teufel?"

„Sie sind ein kurdischer Stamm," erwiderte dieser, „leben größtentheils in den kurdischen Bergen, kleiden sich wie die Kurden und sprechen ihre Sprache. Sagt Ihr Lahnet bischeitan (Fluch über den Satan) zu einem Jezidi, so springt er auf Euch

*) Siehe Ausland v. J. 1832. Nro. 318 ff.
**) Abkürzung von Anastasio.

los, und tödtet Euch wenn er kann. Sie beten nicht zu Allah, wollen mit dem Teufel gute Freunde seyn, und sind bereit für ihn zu fechten. Niemals sprechen sie das Wort Scheitan aus, oder auch nur eines das ihm nahekommt, z. B. statt des Wortes Schat, was in ihrer Sprache einen Fluß bedeutet, sagen sie „ein großes Wasser." Dieß habe ich so auf meinem Weg zwischen Konstantinopel und Persien gehört, wenn ich Depeschen hin und zurückbrachte."

Stasso, der dieß gehört, kam nun mit aller Dienstfertigkeit eines Griechen heran, und sagte zu Osmond: „ich habe einmal einem Mann, der für einen Jezidi galt, einen Streich gespielt, indem ich einen Kreis um ihn beschrieb, und dann „„Lahnet bischeitan"" zu ihm sagte. So wahr ich Eure Augen küsse, Ihr hättet seine Wuth sehen sollen. Er hätte um aller Welt Güter nicht den Kreis überschritten, aber seine Augen sprühten Feuer, er zerraufte sein Haar, und hätte mich in Stücken gerissen, wenn er an mich gekommen wäre. Das weiß ich," sagte Stasso, „was kann ich weiter sagen?"

Unter solchen Gesprächen verkürzten sie sich den langweiligen Weg, der sich durch den öden Landstrich am Fuße des Ararat hinzog, bis sie das elende Dorf Hadschibiramlu an der Gränze von Persien und der Türkei erreichten, wo sie ihr Nachtquartier aufschlugen.

(Fortsetzung folgt.)

Mexikanisches Allerlei.

Theater.

(Schluß.)

Zum Schlusse, und gleichsam zur Kolorirung der vorstehenden Skizze möge hier noch von einigen Schauspielen und Opern, denen ich zu Mexiko beigewohnt, eine kurze Analyse folgen.

Am 22sten April 1830 ward als Nachspiel ein sehr ergötzliches und vortrefflich gespieltes „Sainete" gegeben las varas magicas (die Zauberruthen) betitelt. Eine junge Handwerkersfrau plagt ihren fleißigen Mann um allerlei überflüssige Luxusartikel, und wird dabei von der Mutter unterstützt. Als der Eheherr tapfer widersteht, greift sie zu Krämpfen und Ohnmachten. Der Arzt wird geholt, raisonnirt über die Krankheit in unvergleichlichem Galimathias, schreibt ellenlange Recepte, und geht. Während der Mann ganz betrübt dasitzt, kömmt ein Hausirer mit einem Bündel Zauberruthen; jede hat ihren besondern Gebrauchszettel; Einer lautet „contra deseos irregulares" (gegen unstatthafte Gelüste): dieß leuchtet ihm ein, und er erkundigt sich nun näher nach der Gebrauchsart, ob man die Stirn des Patienten mit den magischen Reisern berühre, oder was sonst? der Kaufmann räth, sie mit einiger Kraft auf den Rücken zu legen, oder auch etwas tiefer. Bald darauf kommt die Frau, frisch und gesund aus der Ohnmacht, ihn abermals um die neue Mantille zu plagen. Er probirt sein Zaubermittel mit dem glücklichsten Effekt; sie fällt ihm zu Füßen und verspricht, als genügsame Handwerksfrau fortan zu leben und zu sterben. Der herbeieilenden belfernden Frau Schwiegermutter widerfährt Gleiches: eben so prügelt er nachher den Arzt, der sein Honorar verlangt, einen alten Hagestolz, der seine Frau verführen, ja selbst den Kaufmann, der die Bezahlung für seinen Besen abholen will, indem er dieß Alles als „unstatthafte Gelüste" qualifizirt. Ein komischer Rundgesang zum Lobe des in der Ruthe verborgenen Zaubers endigt das Stück.

Am 22sten Julius 1831 Desden por desden von Moreto. Dieß ist unsere Donna Diana, aber West's deutsche Bearbeitung in vielen Punkten vom Original verschieden; indessen macht sich in der Ausführung jene fast besser als dieses. Uebrigens ward es nicht übel gespielt; nur war in der Hauptrolle Donna Molina's lobenswerthes Talent noch nicht groß genug, um den Abstand ihres Alters von dem, welches sie vorstellte, vergessen zu machen. Avecillo gab einen sehr braven Don Carlos (bei uns Don Cäsar). Die schöne Rolle des Bolilla (bei uns Perrin) habe ich in Berlin von Beschort viel feiner spielen gesehen. Die hübsche Gesangsscene ward gänzlich verhunzt. Ueber einen im Stücke vorkommenden Ausdruck „la nieve del silencio" gerieth ich in lebhafte Diskussion mit einem geistreichen neben mir sitzenden Mexikaner. Er verdammte diese Metapher als schielend und abgeschmackt; ich vertheidigte sie als durchaus treffend und malerisch; eines Diplomaten gedenkend, mit dem ich kürzlich viel zu thun gehabt, und der in seiner unschmelzbaren Schweigsamkeit mir oft wie ein Schneegletscher erschienen war, an dem hinanzuklettern ich vergebens mich bemühte!

Am 24sten September 1831 produzirte das italienische Theater Rossini's Einaktige Oper l'inganno felice, ich glaube die älteste und erste, welche er in's Publikum gebracht. Sie ist daher auch gleichsam als der Eierstock aller übrigen zu betrachten, und alle Hauptmelodien der späteren Schöpfungen, nebst Koloraturen-Genre und stehenden Recitativ-Intentionen piepen schon wie pickende Küchlein daraus hervor. Heine sagt irgendwo: „Rossini's Verächter mögen sich in Acht nehmen; sie werden in die Hölle kommen, und dort für alle Ewigkeit verdammt seyn, Fugen von Sebastian Bach zu hören!" Das wäre allerdings ein entsetzliches Ewigkeitsloos, und ein vorsichtiger Mann wird sich hüten es zu verdienen. Gesetzt aber der „gran maestro" erhielte nach seinem Tode wirklich die Anstellung als Generaldirektor und erster Komponist der himmlischen Sphären-Musiken und Seraphischen Konzerte; gesetzt ferner es würden dabei von seinen vormals irdischen Verehrern nur die Unbedingten und die Enthusiasten Zutritt erhalten, so könnte man darauf Verzicht leisten, mit Hoffnung eines Zwischenzustandes gleich fern von diesem musikalischen Himmel und jener musikalischen Hölle, — und, wer weiß? ob in solchem Zwischenzustande nicht die Gluck's, Weber's, Mozart's u. s. w., den musikalischen Kommandostab führen? Denn Rossini mag sie leicht als brave Strebende von bachscher Finsterniß zu seinem Lichte betrachten, als solche aber mit einiger mitleidigen Nachsicht sie behandeln, und vorläufig nur in eine Art von Purgatorium sie verweisen wollen! Dergleichen Gedanken verfolgten mich häufig bei der heutigen Vorstellung, und ich läugne nicht, daß ich mich sehr aus dem Himmel nach dem Fegefeuer sehnte! Die Ausführung war

übrigens lobenswerth; etwas jugendlicherer Silberklang bei der Herzogin (Sgra. Pellegrini), und etwas mehr Stärke bei der schönen Tenorstimme des Herzogs (Sgr. Mussati) hätte freilich nicht geschadet. Das Orchester war schwach, aber gut einstudirt; und einige Soli's der Klarinetten und Oboen sogar vortrefflich. Dem Recitativ wurde nur mit dem Pianoforte akkompagnirt. Das Publikum erwies sich theilnehmend und dankbar; besonders erwarben das hübsche Baßduett, und das schöne Terzett von Sopran, Tenor und Baß, stürmischen und wohlverdienten Beifall.

Von sonstigen Rossinischen Opern sah ich in Meriko, unter den vielen die gegeben wurden, nur noch la cenerentola, und Semiramide, beide in ihrer Art nicht übel exekutirt: Mad. Pellegrini war als Aschenbrödel ganz vorzüglich bei Stimme, wurde aber kalt vom Publikum behandelt; dagegen Mad. Baduera in Clorindens Cavatine des zweiten Akts unmäßig beklatscht, obgleich sie der ersteren in allen Punkten weit nachsteht, und dießmal namentlich sang, als hätte sie das Mäulchen voll Reißbrei. Es war unstreitig eine Kabale, und zwar eine quasi politische, von den Yorkinos angezettelt, weniger gegen die Pellegrini, als um einen sie protegirenden Minister zu ärgern. In der Semiramis konnten die drei Hauptrollen — Mad. Pellegrini als Königin, Mad. Massini-Sirletti als Arsaces, Galli als Oberpriester — der schärfsten europäischen Kritik Trotz bieten; und ganz unläugbar enthält diese Oper einige wundervolle Einzelheiten, z. B. das Finale des ersten Akts, und das Duett zwischen Semiramis und Arsaces im zweiten. Doch gingen die Chöre heute weniger präcis, und dem Orchester mißriethen einige Horn-Soli gar erbärmlich. Garderobe und Dekoration waren sehr anständig, die zahlreichen Statisten aber größtentheils hölzerner und ungeschickter als der Elephant auf der Azotea des Palastes. Das Paradiespublikum ergötzte sich an diesem Abend mit allerlei Karnavals-Schlußspäßen. Ganze Hagelschauer von Zuckererbsen flogen in Parterre und Logen. Das Haus war gepfropft voll, die Damen in höchstem Putz, aber verunziert durch die jetzt grassirende Mode ganz kolossaler thurmartiger mit vielfachem Arabeskenwerk verzierter Haarkämme von Schildpatt: ich habe einen gemessen und volle zwei Fuß lang befunden, d. h. beinahe die Hälfte des ganzen Körpermaßes der zierlichen Trägerin! er hat hier an Ort und Stelle 300 Piaster (400 Th. pr. Kour.) gekostet! Dem Vicepräsidenten sollte, wegen frisch eingelaufener guter Armeenachrichten, von den dießmal in Majorität anwesenden Escoseses ein Vivat gerufen werden: er blieb aber aus, und that klüglich; denn es waren immer auch noch genug Yorkinos bei der Hand, um die Ehrenbezeugung zum Scandal zu gestalten.

Cimarosa's melodischen Geist sahen wir in matrimonio segreto Einmal über die Bretter gehen, doch im Ganzen nur mit schwacher Wirkung: Mad. Pellegrini, als Karoline, etwas heiser und quäckig, Mad. Baduera eine sehr schwache Elisette, die Ensembles nicht besonders präcis: hingegen Sirletti als Paulino, und seine Gattin als Tante, lobenswerth; die beiden herrlichen Baßpartien Geronimo's und des Grafen durch Galli und Finaglia mit höchster Meisterschaft ausgeführt. Die Musik dieser Oper ist wohl eine alternde Schöne, doch aber von der Art, die ihren alten Liebhabern noch immer gar glückselige Momente zu bereiten weiß!

Einen ihrer größten Triumphe feierten die merikanischen Italiener mit Morlachi's Teobaldo ed Isolina. Die Oper scheint in Deutschland eine ziemlich kühle Aufnahme gefunden zu haben, was ich kaum begreife, wenigstens viel leichter begreifen würde, wäre es in Italien der Fall gewesen. Denn es ist gewiß eine tiefe Musik, voll starker und wahrer Naturlaute, reich und zart instrumentirt, überall zum Herzen dringend, und weit mehr der deutschen Schule angehörig als der italienischen. Ich möchte behaupten, daß im ersten Akt die große Scene zwischen Tenor und Alt, und das Finale; im zweiten Akt die Introduktion, die große Tenor-Arie mit Chor, das Duett zwischen Sopran und Alt und die wunderliebliche Alt-Kavatine ehrenvoll neben dem Vortrefflichsten bestehen können, was Beethoven und Mozart, Weber und Spohr in gleicher Gattung gedichtet. Die Ausführung war fast tadellos zu nennen, beide Sopranstimmen sehr bei Stimme in den Rollen der Isolina und Clementina; Mad. Massini-Sirletti sich selbst übertreffend in der herrlichen Altpartie des Teobaldo, ihr Gatte sehr brav als Boemondo; Sissa wenigstens korrekt und schulgerecht im Vortrage der zweiten Tenorpartie des Geroldo, wenn auch seine Stimme, dießmal wie immer, etwas schwach und hölzern; endlich der Bassist Finaglia ein ganz ausgezeichneter Ermanno. Die zum Theil sehr schweren Chöre ließen nichts zu wünschen übrig: das von Galli angeführte Orchester leistete, verhältnißmäßig zu seiner numerischen Schwäche, das Mögliche, in einigen Solo-Ritornellen und Begleitungen der Blasinstrumente sogar Vorzügliches. Dekorationen gut, Kostüme wahrhaft prachtvoll, das Haus überfüllt, die Versammlung glänzend, sehr empfänglich und dankbar. Einiges wurde, nach vollem Verdienst, wie rasend applaudirt, mit fünf bis sechs Zwischenräumen immer wieder von neuem beginnend. Man glaubte sich wirklich während der Vorstellung in eine der großen europäischen Hauptstädte versetzt. Ein sehr enthusiasmirter Franzose rief ganz laut — „mais on ne ferait pas mieux à Paris!" welchen, nach seiner Meinung, Superlativ des Lobes jedoch die Merikaner übel nahmen, lachten, achselzuckten und murrten. Sie haben eine ziemliche Meinung von sich, diese Merikaner, und lassen sich nicht leicht mit der Kultur eines Welttheils imponiren, den sie gern „la caduca Europa" nennen! — ob überall mit Unrecht? ist eine Untersuchung, die nicht hieher gehört. Ich habe nachher dieselbe Oper noch mehreremale besucht, und jedesmal mit neuem, ja mit gesteigertem Vergnügen. Nur Einmal störte das Orchester den Genuß, indem es, den ganzen ersten Akt hindurch, um eine Schwebung schleppte oder eilte, was für ein irgend musikalisches Ohr bald zur unerträglichen Marter wird. Wahrscheinlich lag es daran, daß, den merikanischen Orchesterspielern ungewohnt, der italienische Kapellmeister seinen Sitz geändert hatte, und statt wie sonst aus der Mitte, aus der Flanke dirigirte.

Chronik der Reisen.

Texiers Reise in Anatolien.

Der mehrerwähnte Herr Texier (s. Ausland Nr. 5 v. d. J.) hat schon von Angora nachstehendes vom Moniteur mitgetheilte Schreiben an den Minister gesendet.

Angora, 16 Julius 1834.

Herr Minister! Da ich einen Theil meiner Reise in den Norden Anatoliens vollendet habe, so habe ich die Ehre einen Bericht an Sie zu erstatten über die vornehmsten Städte, durch die mich mein Weg führte, und über die Arbeiten, die ich hier zu Stande brachte. Ich reiste am 16 Mai von Konstantinopel ab, und begab mich zur See nach Nikomedien, indem ich die Halbinsel Thynia, wovon ich bereits einen Theil besucht hatte, und die ich bei der Nähe der Hauptstadt in den schönen Tagen des Winters näher untersuchen konnte, auf der Seite liegen ließ. Nikomedien schließt nur wenige Denkmäler des Alterthums in sich; die Mauern sind nur im obern Theile der Stadt, die auf einem ziemlich hohen Hügel steht, erhalten. Ihrer Bauart nach dürften sie nicht über die letzten römischen Kaiser hinaufreichen. Nicht fern vom Meere ist noch eine lange Mauer übrig, auf welche die Abzugskanäle der Stadt zu gehen. Diese Bauten sind mit äußerster Sorgfalt ausgeführt, und verdienen eine nähere Besichtigung; nicht weit von dieser Mauer und in den Feldern bemerkt man mehrere Bögen von Backstein, die zu dem alten Hafendamme gehören. Er ist nach einem ähnlichen Systeme gebaut, wie diejenigen von Bajä und Ostia. Das Meer, das ehemals den Fuß der Mauern bespülte, ist heutzutage ziemlich davon entfernt, so daß man wohl einen Stadttheil auf diesem neuen Terrain gründen könnte. Die Inschriften und Fragmente in Bildhauerarbeit sind wenig zahlreich. Ich bemerkte indessen unter den Fragmenten, die von einem Tempel herzurühren scheinen, einen Fries, auf welchem man die letzten Sylben des Namens Antoninus liest. Die Stadt Nikomedien möchte, wie Rom, einen diesem Kaiser geweihten Tempel gehabt haben. Im Süden der Stadt bemerkt man die Trümmer einer großen Cisterne, die mit Emphase von mehreren Reisenden beschrieben ward; doch bietet dieses Bauwerk, wenn man die bewundernswerthen Cisternen Konstantinopels kennt, wenig Interesse dar. Von Nikomedien begab ich mich nach Sabandscha, dem alten Sophon. Hier sieht man so wenige Spuren des Alterthums, daß man zweifeln könnte, ob man sich auf der Stelle der alten Stadt befinde. Drei Stunden von Sabandscha, am Ausflusse des See's, besteht noch unversehrt ein wichtiges Monument. Es ist eine Brücke von römischer Bauart, die 415 Metres in der Länge hat. Man gelangt auf dieselbe durch ein großes gewölbtes Thor, dessen Pfeiler die Treppen einschließen. Am andern Ende befindet sich eine große Nische oder ein bedecktes, zum Theil sphärisches Heraëdron. Rechts und links sind zwei Arkaden, unter welchen der römische Weg, perpendikulär mit der Achse der Brücke, durchging; denn auf dieser Seite stößt sie unmittelbar an den Fuß eines Berges. Die Brücke hat sieben große Bögen mit voller Wölbung, und auf jeder Seite drei kleinere, unter denen das Wasser nicht hindurchfloß. Die Breite des Stromes machte ein so bedeutendes Werk nicht nothwendig, die Ursache liegt in dem sumpfigen Terrain, über das man hinüber mußte. Von hier aus erreichte ich das Sangarius-Thal, das ich mehrere Stunden durchritt und hie und da auf wenig interessante Monumente stieß. Nur Nicäa ist eine Stadt, die meine ganze Aufmerksamkeit verdiente. Ihre Mauern sind vollständig erhalten; die Thore, wovon zwei aus Marmorblöcken gebaut, sind ein Werk des Kaisers Hadrian; das ganze, äußerst merkwürdige, Vertheidigungssystem der Stadt ist vollkommen erhalten. Strabo erwähnt bei Beschreibung derselben, daß man von einem Stein im Mittelpunkt des Gymnasiums aus die vier Thore erblicken könne, ohne von der Stelle zu gehen. Seine Bemerkung ist genau, und dient zur Wiederauffindung der Stelle des Gymnasiums. Im Westen sieht man noch die Ruinen des alten Theaters, welches Paul Lukas zum Versammlungsorte des Conciliums wählte. Es ist aus ungeheuern grauen Marmorblöcken erbaut, aber ohne Zierrathen. Die beiden Hauptthore sind in Form eines Triumphbogens aufgeführt, und haben auf jeder Seite zwei Reihen Nischen; das Einzelne zeigt einen guten Styl und verräth den griechischen Meisel. Die Gesimse sind ohne Zierrathen. In beiden Friesen sind griechische Inschriften angebracht, die durch die Verheerungen der Zeit weniger litten, als durch die Bosheit der auf einander folgenden Herrscher, welche an den Inschriften die ihre Eifersucht erregenden Namen verwischten, und sie beinahe unentzifferbar machten. Die Mauern sind aus Trümmern von noch ältern Monumenten aufgeführt. Vollkommene Bildhauerarbeiten sind hier als rohe Materialien verwendet. Die Säulen, die Kapitäle sind in bunter Mischung mit Altären und Halbsäulen aufgeschichtet. Diese Bauten datiren sich von den letzten griechischen Kaisern her, welche Sorge trugen ihre Namen einschreiben zu lassen, damit man ihre Meisterwerke bewundere. Man liest auf einem Thurm den Namen „Manuel, der große König, Kaiser durch Christus.“ Die morgenländischen Kaiser nahmen also, wie der Schah von Persien, den Titel „großer König“ an. Auf der Nordseite sind die Mauern insgesammt aus Marmor, und werden durch gleichfalls aus großen Marmorblöcken aufgeführte Thürme vertheidigt. Die Reisenden sahen in diesen Mauern die Reste der ursprünglichen Stadt. Eine Inschrift, die von ihnen nicht bemerkt worden, zeigt hingegen, daß man diese Arbeiten den Kaisern Leo und Konstantin verdankt; eben so möchten sich diese Thürme, weit entfernt die ältesten zu seyn, beinahe als die neuesten ausweisen. Die Vertheidigungswerke der Stadt bestehen in einem Graben (vallum), dessen Erde den Damm (agger) bildete, der mit Mauerwerk verkleidet und durch Thürme vertheidigt ist. Hinter dem Agger ist ein bedeckter Weg, am Fuße einer Brustwehre, die doppelt so hoch ist als der Agger; die Thürme dieser ersten Vertheidigungslinie richten sich in Schachbrettform nach denen der Brustwehr. An den Thoren sieht man noch die Stellen der Fallgatter und die Schließungsmittel. Auf der Brustwehre besteht der zu jedem Thurme führende Rundweg noch beinahe ganz; er ist mit Marmorplatten belegt. Die geheimen Thüren, die von der Brustwehre in die Stadt führten, die Waffenmagazine in den Thürmen, die Schießscharten, die Terrassen, kurz Alles ist erhalten, wie zur Zeit der letzten Belagerung. Ich selbst zeichnete in einem, seit Kurzem in einem Thurme geöffneten Wachzimmer (salle des gardes) die Heiligenfiguren, welche diese Ringmauer zierten und unter deren Schutz wahrscheinlich der Thurm stand. Diese Gemälde zeigen einen trocknen und steifen Pinsel, haben aber doch einen bestimmten Charakter. Ich bin überzeugt, daß die gegenwärtige Kirche der Griechen nicht die Basilika ist, in welcher das Koncilium gehalten ward. Es ist nicht wahr, daß man hier eine Inschrift liest, nach welcher sich deren Gründung aus der Zeit Konstantins herschreibt. Ich schrieb alle auf den Mauern oder in den in Musivarbeit verfertigten Gewölben eingegrabenen Inschriften ab. Es sind biblische Sprüche. Das Alter dieser Kirche dürfte nicht über die Regierung der Paläologen hinaufreichen. Man verwahrt darin einen äußerst kostbaren Gegenstand, nämlich einen Sarkophag aus einem einzigen Stück Spiegelstein, wovon ich im ganzen Orient nur noch in der Sophienkirche ein kleines Stück, und hier in Angora in der griechischen Kirche eine fußbreite Platte sah. In Nicäa macht man wenig Erhebens von diesem schönen Monument. Es war in der Kirche den Stößen aller Vorübergehenden ausgesetzt. Auf meine Bitten ließ der Erzbischof einen Schrank machen, um es dagegen zu schützen. Nicäa ist in Bezug auf Geschichte und Künste zu interessant, als daß ich hievon nur den geringsten Theil vernachlässigen sollte. Auch entwarf ich einen allgemeinen Plan der Stadt, selbst der neueren — armseliger aus Thon aufgeführter und zerstreut unter den Getreidefeldern liegender Häuser. Inmitten dieser niedrigen Wohnungen aber erhebt sich ein köstliches Denkmal der Kalifen.*) Die grüne Moschee (Jeschil Dschami-Si), so benannt von dem Porzellan, womit ihr Minaret geziert ist, ist ein Monument von feinem Geschmack und vortrefflicher Arbeit. Man bemerkt hier die ganze Feinheit der arabischen Skulptur in Verbindung mit dem Reichthum der seltensten Marmorarten. Der Portikus besteht aus vier Vordersäulen in der Fronte und vier auf den Seiten, und wird von einer durchbrochen gearbeiteten Einfriedung geschlossen. Das Thor erhebt sich, wie bei den ägyptischen Tempeln, bis zur Höhe des Astragals. Das Minaret ist mit Feldern von grünem und blauem Porzellan verziert.

(Fortsetzung folgt.)

*) Sollte eigentlich Sultan heißen, wie auch unten bei den Moscheen von Brussa.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 17. 17 Januar 1835.

Notizen, gesammelt auf einer Reise durch die Normandie.

1. Harfleur, Havre.

Der erste und zweite Sonntag des Monats September werden von den arbeitenden Klassen des Volkes von Rouen als eine Art von Familienfest gefeiert. An diesen Tagen versammeln sich die Arbeiter an einem gemeinschaftlichen Orte außerhalb der Stadt, wobei jede Familie ihr Mittagsmahl mit sich bringt. Das Getränke besteht meist aus Apfelmost, der hier in großer Menge erzeugt wird. Ich ging diesen Familien bei ihrer Rückkehr in die Stadt entgegen, und sah nicht einen Betrunkenen unter denselben. Der Vater, die Mutter, die Kinder und Nachbarn führten sich an der Hand; die erstern sprachen von ihren Geschäften, die andern von den Vergnügungen des Tages, alle in anständigem Tone und ohne Lärmen.

Die Zunahme der Bevölkerung schreitet in dem Departement der untern Seine nur langsam vorwärts; sie beträgt nur 1 auf 198, während sie im übrigen Königreiche im Durchschnitt 1 auf 136 ausmacht. Man rechnet hier 1 Todesfall auf 38 Lebende, und im übrigen Königreiche 1 auf 39. Die Heirathen bringen weniger Geburten hervor, als im übrigen Königreiche, und auf 80 eheliche Kinder rechnet man 10 uneheliche im Departement der untern Seine, während im übrigen Königreiche auf 132 eheliche Kinder 10 uneheliche kommen: ferner rechnet man im Königreiche 1 Angeschuldigten auf 360 Individuen, und einen Verurtheilten auf 410 Individuen, während in diesem Departement ein Angeschuldigter auf 254 Individuen, und ein Verurtheilter auf 500 Individuen kommt.

In den untern Klassen der Städte, besonders in den handel- und gewerbetreibenden, herrscht ein allgemeines Mißbehagen, obgleich das Brod in keinem hohen Preise steht, und der Taglohn hinreicht für die Bedürfnisse des Arbeiters. Zu Havre beträgt der Taglohn 3 Franken. In der Umgegend, wo man dem Tagelöhner Most und Suppe reicht, beträgt er 2 Franken.

Der Verfall der physischen Konstitution der arbeitenden Klassen muß daher einem moralischen Uebel zugeschrieben werden, wie dieß schon aus der oben erwähnten Zunahme der Verbrecher und der außerehelichen Geburten erhellt. Obgleich der Volksunterricht in dem Departement der untern Seine allgemeiner verbreitet ist, als im übrigen Frankreich, so bildet er doch nur ein unzulängliches Mittel gegen die Sittenverderbniß. Mehr darf man von den Sparkassen erwarten, deren Einführung bereits gute Früchte getragen hat.

Frankreich hat wenige Provinzen, welche so viele Quellen des Reichthums darbieten. Man findet hier einen stets fruchtbaren Boden, vielfach thätige Gewerbe, und einen fortwährend im Steigen begriffenen Handel. Alles dieß gilt von der Normandie im Allgemeinen, noch mehr von dem Departement der untern Seine, und am meisten von der Stadt Havre und ihrer Umgebung.

Zwei Stunden von hier befindet sich die schöne Zuckerraffinerie des Herrn Leclerc, wegen welcher der Hafen von Harfleur, der ehemals durch Schiffe von allen Nationen besucht ward, wieder neue Bedeutung gewinnt. Ich sah zwei englische Bricks, welche Steinkohlen für diese Raffinerie brachten, die für den innern und äußern Handel allein mehr weißen Zucker erzeugt, als die Raffinerien von Jegouville, Havre und Honfleur zusammen. Eine Dampfmaschine von der Kraft von 44 Pferden, und neue Einrichtungen haben die Erzeugnisse dieser großen Fabrik auf mehr als 10 Millionen Pfund jährlich gebracht.

Um diese Jahrszeit (Septbr.) ist der Hafen von Havre nicht besonders mit Fahrzeugen angefüllt. Ich zählte nicht mehr als 200 Schiffe von verschiedener Größe. Die nordamerikanischen waren die zahlreichsten und schönsten. Voltaire vergleicht die spanischen Schiffe mit geflügelten Schlössern; mit noch mehr Recht kann man die Paketboote aus New-York mit wogenden Pallästen vergleichen. Auf dem Francis de Pania, welchen ich besuchte, sind alle Thüren und Wände aus Citronenholz, mit Mahagoni eingelegt. Die Handgriffe der Thürschlösser sind von Krystall, mit Silber verziert. Dem ganzen Gesellschaftsaale entlang ist ein breiter, bequemer Divan angebracht, der mit violettem Sammt überzogen ist. Auf der ganzen Ueberfahrt, die in der Regel 28—33 Tage dauert, wiewohl sie zuweilen schon in 18 Tagen ausgeführt wird, besteht die Nahrung aus frischen Lebensmitteln. Diese Reise von 1800 Stunden kostet höchstens 600 Fr.; die deutschen Auswanderer fahren noch immer, wiewohl nicht mehr so zahlreich als in frühern Jahren fort, sich nach Amerika zu begeben. Auch diese finden Aufnahme in diesem schönen Paketboote, sie zahlen jedoch von Havre nach New-

York nur 50 Fr., wobei ihnen der Kapitän außer der Lagerstätte noch das Feuer zum Kochen und das Wasser liefern muß. Man schlägt die Kosten für ihre Nahrung zu 30 Fr. an, so daß die ganze Ueberfahrt sie nicht höher als auf 80 Fr. zu stehen kommt.

Bis zum Jahre 1830 ging monatlich nur ein Paketboot von Havre nach Nordamerika und von Nordamerika nach Havre ab; später geschah die Abfahrt alle 14 Tage und seit einiger Zeit fährt jede Woche eines ab, und auch mit Südamerika soll eine ähnliche Verbindung eingerichtet werden.

Die Dampfschiffe tragen sehr viel zur Regelmäßigkeit des Dienstes bei. Ist der Wind zum Ein- oder Auslaufen in den Hafen nicht günstig, so nehmen sie die größern Schiffe an's Schlepptau. Havre zählt gegenwärtig 8 Dampfschiffe; davon sind zwei besonders zum Schlepptaudienste bestimmt; zwei andere versehen den Dienst zwischen Havre und Southampton. Gegenwärtig ist der Preis auf 25 Centimes per Stunde, oder auf 10 Fr. für 40 Stunden festgesetzt. Zwei Dampfschiffe versehen den Dienst zwischen Honfleur und Havre, die zwei letzten endlich zwischen Havre und Rouen. Das eine dieser letztern ist alt, und wird nächstens abgetackelt werden, was bereits geschehen wäre, wenn nicht das Interesse der Eigenthümer das der Reisenden überwöge; das andere ist geräumig und gut, und macht den Weg von Rouen nach Havre in 7 Stunden. Ein neues Dampfschiff ist im Bau begriffen, das diesen Weg in 5 Stunden hinterlegen wird. Der Transport eines Centners Waaren von einer dieser Städte zur andern kostet 40 Centimes. Bei dieser Schnelligkeit und dem niedern Preise ist nicht abzusehen, welche Vortheile sowohl für Reisende als für Waaren durch Anlegung einer Eisenbahn erzielt werden könnten.

In den Monaten April, Mai, Junius und Julius sind die Schiffe in den Becken von Havre dergestalt zusammengedrängt, daß sie dieselben gänzlich bedecken und eine Art von Brücke bilden, so daß man ohne besondere Mittel von einem auf das andere gelangen kann.

Die Stadt und der Hafen werden durch die enge Umwallung erstickt, der wegen der Fortifikationen des Platzes sie umgibt. Wenn auch die Einwohner dadurch sich noch Luft und Licht zu verschaffen wissen, daß sie die Häuser in die Höhe verlängern und Stockwerke auf Stockwerke bauen, so ist dieß mit den Schiffen in dem Hafen gänzlich unthunlich. Hier wäre ein größerer Raum erforderlich, den aber die Militär-Ingenieure verweigern, weil Havre ein zu wichtiger Punkt ist, um nicht unter den Schutz von zwei bis drei festen Wällen und eben so viele Gräben gestellt zu werden. Ein größeres Defensivsystem, das sich von den Höhen von Jegonville und von Sapvic bis zum Kap von Hère ausdehnen würde, könnte allerdings diesem Uebelstande abhelfen, würde aber allzu beträchtliche Kosten verursachen.

Die Nothwendigkeit, der Stadt und dem Hafen eine größere Ausdehnung zu geben, ist so dringend, daß bereits 12 Entwürfe über diesen Gegenstand eingegeben worden sind. Derjenige des Herrn Ladvocat spricht sich für Ausgrabung eines mit Schuppen und Magazinen umgebenen Beckens aus, nebst einem zum Empfange der Waaren bestimmten Hofe, und scheint aus zwei Gründen den Vorzug zu verdienen 1) weil der ganze Bau auf Kosten einer Kompagnie von Kapitalisten und auf ihre Gefahr geschieht, 2) weil er von allen eingereichten Vorschlägen am wenigsten Geld und eit in Anspruch nimmt.

Ayesha das Mädchen von Kars.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen hatte sich ein anderer Führer eingestellt, dessen Anblick den furchtsamen Mustapha mit Mißtrauen erfüllte; er hielt ihn nämlich seinem ganzen Aussehen nach für einen Jezidi. Auf eine von Mustapha erhaltene Warnung betrachtete ihn Osmond näher, und fand in der That etwas Geheimnißvolles in seinem ganzen Wesen. Für einen Asiaten war sein Gesicht ziemlich einnehmend; er hatte eine frische, obgleich von der Sonne stark gebräunte Gesichtsfarbe, sein Körperbau war schlank und zeugte von großer Gewandtheit; seine Blicke verriethen große Vorsicht, er sprach wenig, beobachtete aber Alles was vorging, und seine stets umherfliegenden Augen, obwohl von den Franzen und Troddeln seines kurdischen Kopfschmuckes überschattet, trafen unaufhörlich auf jeden Einzelnen und sein Thun. Der Arpatschai, der am Dorfe vorbeifließt, mußte durchwatet werden, er war angeschwollen, das Wasser schoß pfeilschnell dahin, nichts desto weniger trieb er die Packpferde vor sich her und stürzte sich selbst in den Fluß. Anfangs ging Alles gut, auf einmal aber verschwand der Surugi wie durch eine Fallthür, er war in ein tiefes Loch gerathen, die Wellen rissen ihn fort, und er wäre verloren gewesen, wenn nicht Osmond ihm nachgesprengt wäre und ihn mit eigener Lebensgefahr gerettet hätte. Als er wieder zu sich selbst gekommen war, fiel er Osmond zu Füßen, küßte inbrünstig seine Hände, umarmte seine Kniee, kurz die Bezeugung seiner Dankbarkeit war im höchsten Grade auffallend. Nicht minder war es seine Weigerung, einen andern seine Stelle vertreten zu lassen, und die nachdrückliche Art, mit der er auf augenblicklicher Abreise bestand.

Mustapha war höchst unzufrieden, daß Osmond dem Surugi, der sich Hassan nannte, das Leben gerettet hatte, denn er hielt ihn für nichts Anderes als einen Spion Cara Bey's, und als er gegen Osmonds Gründe und Zurechtweisungen nichts mehr einzuwenden wußte, so schloß er mit dem stets bereiten Auskunftsmittel eines Türken: Bakalum, (wir wollen sehen!) Hassan hatte Mustapha's Argwohn bemerkt, winkte Stasso zu sich, und sagte: „bei Euerm Kopfe! bei der Seele Eures Herrn! Ich, Hassan, ein armer Viehtreiber, ich bin nichts, aber Dank sey Allah, ich kann Eurem Herrn heute einen Dienst erzeigen. Macht, daß der einfältige Osmanli sich nicht einmischt; sollte der Beyzadeh *) Reiter erblicken, so soll er ruhig bleiben. Bei diesem armen Haupte, das er gerettet hat, ich schwöre, daß er unversehrt bleiben soll. Wenn Cara Bey selbst käme, so würde er Selam aleikom (Friede sey mit Euch) sagen, und weiter ziehen.

*) So nennt man in der Türkei vornehme europäische Reisende, das Wort ist halb türkisch, halb persisch, und bedeutet Fürstensohn.

Er soll deßhalb sich nicht zum Widerstand bereiten, kein Pistol ziehen; verhält er sich ruhig, so bürge ich mit meinem Leben dafür, daß er unbelästigt weiter ziehen soll." Stasso berichtete dieß augenblicklich seinem Herrn, der nun wohl sah, daß ein Angriff auf ihn beabsichtigt gewesen sey, und daß sein Führer Theil daran gehabt habe. Er hielt es indeß für's klügste, Hassans Worten zu vertrauen, und das war sein Glück. Bald erschienen bei einer Wendung des Wegs zwei wohl berittene Reiter in kurdischer Tracht und von wildem Ansehen, Hassan ritt sogleich auf sie zu, besprach sich eine Zeit lang mit ihnen, worauf sie wieder umkehrten, während er zu Osmond zurückkehrte, den Zipfel seines Gewands küßte und erklärte, die Leute mit denen er gesprochen, seyen zwei von Cara Bey's Reitern, dieser selbst sey in der Nähe und erfahre jetzt den Vorfall von diesem Morgen; Hassan verpfände sein Haupt, sie würden nicht weiter belästigt werden. Osmond zeigte sich hiemit zufrieden, um jedoch nicht Cara Bey's Großmuth auf eine allzu harte Probe zu stellen, wurde nun die Reise eine Zeit lang im schärfsten Galoppe fortgesetzt, bis sie auf eine Höhe gelangten, wo Osmond der herrlichen Aussicht halber anhielt; hier erblickte er den Ararat in seiner ganzen Größe, während die nebeligen Fluren von Eriwan und das Kloster Etschmiadzin vor den Blicken verschwanden, er erblickte die grünenden Auen von Georgien, die schwellenden Weiden des Abaran, und des Ararats Nebenbuhler, den stolz aufstrebenden Alaghes, in weiter Entfernung endlich die Krümmungen des Arares und seine Verbindung mit dem Arpatschai. Nur ungern gab er den dringenden Aufforderungen seiner Diener nach und setzte die Reise fort; indeß war in der That von Cara Bey kein Angriff mehr zu fürchten, denn dieser gefürchtete Häuptling hatte sich, zufrieden mit dem Bericht seiner Spione, für diesen Tag in dem Dorfe Ekrek niedergelassen, und dachte an nichts, als sich auf Kosten seiner unglücklichen Einwohner lustig zu machen. Dieß war so seine Art, im Lande umherzuziehen, wenn er es irgend ungestraft thun konnte (denn er war mit allen umliegenden Behörden, Türken, Persern und Russen in Feindschaft), und begleitet von seinen Tänzern und Possenreißern ganze Tage und Nächte in Völlerei und Ausschweifung hinzubringen.

Als sie weiter ritten, bemerkte Osmond, daß Hassan fortdauernd nordwärts blicke, und fragte Mustapha, was wohl der Grund seyn möge; „er sieht Cara Bey's Schloß," erwiderte dieser. Neugierig wandte sich Osmond an Hassan selbst, der nach einigen Umschweifen ihm dasselbe in der Ferne zeigte.

„So das ist Cara Bey's Schloß," sagte Osmond. „Liegts in des Schahs Gebiet, oder gehört es dem Sultan?"

„Was weiß ich," war Hassans Antwort, „es ist ein Schloß, es ist Gottes Werk."

„Wie heißt es denn," fragte Osmond.

„Was weiß ich," entgegnete Hassan, „es ist ein Kasr (Schloß)."

„So wahr Gott groß ist," sagte Mustapha, „es heißt Tepeh dive (Teufelsberg.)"

Hier warf der Jezidi einen wilden Blick auf den Moslem, wandte sein Pferd bergabwärts und setzte die Reise fort. Aber Osmond fragte weiter: „sagt mir doch, ist das eine Stadt dort drüben? es scheint ein großer Ort."

„Das ist eine Glaurstadt in Ruinen," entgegnete Mustapha; „sie heißt Anni; boschder; (das ist nichts!)"

„Anni!" rief Osmond mit lebhaftem Interesse; „das ist das berühmte Anni? das müssen wir sehen; können wir nicht hinkommen?"

„Gott verhüte!" rief Mustapha mit Entsetzen. „Was sagt Ihr? das ist das Hauptquartier aller Räuber und Spitzbuben im Lande. Wer da sich hineinwagt, dessen Kopf ist keinen Para werth. Ich gehe nicht hin," sagte er trotzig.

Osmond drang jetzt nicht darauf, da auch die Pferde von dem scharfen Ritte schon allzu ermüdet waren, entschloß sich aber diese Gegend nicht zu verlassen, ohne diese den Europäern fast gänzlich unbekannte Stadt besucht zu haben. Man näherte sich nun Kars, Mustapha peitschte auf die ermatteten Pferde hinein, um bald möglichst anzukommen, denn schon im Geiste genoß er die Freuden des Bades, der Barbierstube, einen tüchtigen Pillau, und die behagliche Faullenzerei in einem Kaffeehause — lauter türkische Vergnügungen vom ersten Rang. Bald zog man in Kars ein, statt aber nach dem Menzil Khaneh, dem öffentlichen Gasthause, zu gehen, wo wenig Bequemlichkeit zu erwarten war, ließ sich Osmond von Mustapha in ein Privathaus führen, und zwar zu einem armenischen Färber, der öfter schon Franken beherbergt hatte. Nachdem sie durch einige Bazars und Besestans gezogen waren, lenkten sie in eine enge Straße ein, deren Häuser ausnehmend hoch, und gleich Schlössern befestigt, und die mit so breiten platten Steinen gepflastert war, daß die Pferde kaum fest auftreten konnten.

Eben wollte Osmond einbeugen in den Thorweg, als er beim Anblick eines Frauenzimmers instinktmäßig die Zügel anzog. Der Schleier war der Dame entfallen, und Osmond erblickte eine so außerordentliche Schönheit, daß er wie versteinert zurückprallte. Sein Pferd that einen Fehltritt, fiel, und warf seinen Reiter an die Staffel des Hauses hin, in welches das Frauenzimmer eben treten wollte. Sie stieß einen Schrei aus, und statt zurückzutreten, wie die meisten türkischen Frauenzimmer an ihrer Stelle gethan hätten, eilte sie zu seinem Beistand herbei. Der Ton ihrer Stimme vollendete seine Bezauberung, und als er langsam sein gefallenes Thier emporgehoben hatte, machte er zum Zeichen seiner Bewunderung eine tiefe Verbeugung, etwas für sie so ungewohntes, daß sie merklich davon betroffen war. Als sie ihn wieder auf dem Pferde sah, entfernte sie sich sogleich, und erst jetzt fühlte er einen heftigen Schmerz im Knie, den ihm der Fall verursacht hatte.

Als er in den Hof des armenischen Färbers eingeritten war, stieg er mit Mühe ab, und klimmte mit Stassos und Mustapha's Hülfe die Treppe hinauf, die zu dem für ihn bestimmten Zimmer führte. Jetzt fühlte er auch zum erstenmal Frost und andere Anzeigen von Fieber, die er in der Aufregung während der Reise nicht beachtet hatte, die sich aber jetzt deutlich genug kund gaben, zum Beweise, daß selbst der Gesundeste und Stärkste nicht leicht einen ganzen Tag mit nassen Kleidern auf

dem Leibe reisen kann, ohne früher oder später die Folgen einer solchen Unvorsichtigkeit zu fühlen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Texiers Reise in Anatolien.

(Fortsetzung.)

Von Nicäa begab ich mich, der mittäglichen Linie des Sees folgend, nach Ghio, dem alten Scius. Alle diese Orte bieten nur eine tiefe Einsamkeit dar. Man reist im Schatten von uralten Bäumen, welche bis an den Rand des Wassers wachsen. Nichts ist malerischer, als dieser schöne, mit Tausenden in unsern Himmelsstrichen unbekannter Vögel bevölkerte See. Als ich über einen steilen Felsen kam, der ehemals die Straße versperrte, fand ich eine auf dem Felsen selbst eingegrabene Inschrift, welche anführt, daß Nero diese Straße von Nicäa nach Apamea, ohne Zweifel Apamea myrlaea, habe anlegen lassen. Die Inschrift ist doppelt: die eine griechisch, die andere lateinisch. Dieser so sehr verwünschte Kaiser unternahm große Arbeiten im ganzen Reiche. Man findet seinen Namen beinahe in allen Städten wieder. Ich brachte einen Tag am westlichen Ende des Sees zu, um die Spuren der von Plinius angefangenen Arbeiten zur Verbindung des Nicäischen Sees mit dem Meere in Augenschein zu nehmen. Durch Anbauung des Bodens ward das Terrain eben, allein ich gewann die Ueberzeugung, daß dieses Projekt wirklich selbst die Kräfte der Römer überstieg. Man müßte inmitten hoher Berge einen drei Stunden langen Kanal anlegen; denn es ist ein Irrthum, wenn die Geographen die Quellen des Ghio-Flusses in den Nicäischen See verlegen; er kommt aus den südlich gelegenen Bergen herab. Scius, eine der ältesten Städte Asiens, da sie nach Strabo (Buch XII, Kap. 4, III, S. 51 Leipziger Ausgabe) ihre Gründung den Gefährten des Herkules verdankt, weist kein vollständiges Denkmal seines alten Glanzes mehr auf. Allein seine Mauern, von denen noch mehrere Theile unversehrt bestehen, sind ein schönes Beispiel der in unregelmäßigen Fugen ausgeführten Bauweise, welche man die pelasgische nennt. Brussa, wie alle großen Städte, die ihre Bevölkerung behielten, verwendete seine alten Monumente, um neue daraus aufzubauen. Es ward von den Kalifen mit mehreren Moscheen verschönert, wovon einige sehr merkwürdig sind; ich eilte jedoch eine wegen der großen Anzahl und Schönheit ihrer Monumente berühmte Stadt zu erreichen, und hielt mich nur ganz kurze Zeit in Brussa auf. Azani, das alte Azania, auf dessen Boden heutzutage mehrere Dörfer stehen, ist erst seit wenigen Jahren bekannt. Es wird von Strabo unter den Städten von Phrygia Epiktetos angeführt; doch hält er sich mit dessen Beschreibung nicht auf. Es scheint, daß es selbst noch vor den Zeiten der griechischen Kaiser verlassen wurde, denn man findet keine Trümmer aus dieser Epoche; sie ist indeß reich an hellenischen Denkmälern. Der Tempel, der sich inmitten so vieler Ruinen erhebt, ist gewiß eines der merkwürdigsten Gebäude Asiens. Die Reinheit seines Styls und die Eleganz seiner Säulen haben in ganz Italien nicht ihresgleichen. Er ist aus weißem Marmor in jonischer Ordnung ausgeführt. Die Seltenheit solcher Monumente gibt ihm noch einen besondern Werth. Es ist ein von Säulen umgebener Tempel und hat vorn deren acht. Die Façade hat zwei Reihen Säulen. Heutzutage ist noch die ganze Face des Postikums und eine ganze Seite mit der Mauer der Cella übrig. Die äußern Säulen sind von jonischer Ordnung; diejenigen aber, welche zwischen den Eckpfeilern stehen, und die Kapitäler der Eckpfeiler sind von einer Art gemischter Ordnung, wovon sich sonst kein Beispiel findet. Der Tempel hat ungefähr 32 Metres in der Länge und 20 in der Breite. Die Seiten-Face war mit fünfzehn Säulen geziert, von denen heutzutage noch zwölf vollkommen erhalten sind. Sie sind kannelirt, und die Basen mit zwei Scotien und mehreren Gesimsen verziert. Der Architrav ist noch an seinem Platz, der Fries aber zerstört. Bei den Nachgrabungen, die ich hier anzustellen im Stande war, da ich bei den Bewohnern des benachbarten Dorfes jede Dienstwilligkeit fand, die ich nur immer zur Erleichterung meiner Arbeiten wünschen konnte, entdeckte ich am Fuße des Monuments mehrere Blöcke. Der Aga von Kutahia hatte mir aus seinem Hause einen Mann beigegeben, der während der ganzen Zeit meines Aufenthalts in Azania bei mir blieb, und den Auftrag hatte, mir alle Mittel zur Erleichterung meiner Operationen zu verschaffen. Man hatte in der Nähe der Ruinen ein Haus eingerichtet, und jeder kam herbei, mir seinerseits bei meinen Arbeiten behülflich zu seyn. Die Mauer der Cella des Tempels bot noch mehrere Inschriften von hohem Interesse. Es sind acht an der Zahl, darunter drei in lateinischer Sprache, auf die bürgerlichen Angelegenheiten bezügliche. Unter den griechischen Inschriften liest man einen Brief des Kaisers Hadrian. Die übrigen beziehen sich auf die großen panhellenischen Feste, an denen die Bewohner Azania's Theil nahmen. In einiger Entfernung vom Tempel befindet sich ein an einen Cirkus angränzendes Marmortheater, dessen Scene noch vollkommen erhalten ist, was man bei Monumenten dieser Art nur selten trifft. Der Fries enthält Bildnereien von großer Vollkommenheit, Jagden wilder Thiere in halber Lebensgröße darstellend. Ein Fluß, der heutzutage nur einen schwachen Bach bildet, durchfließt, unter zwei Marmorbrücken hindurch, die Stadt. Es ist der Rhyndacus, der in geringer Entfernung von der Stadt entspringt. Die Quais, der Weg der Begräbnisse, die Portiken und tausend Bruchstücke vorzüglicher Bildnereien vervollständigen das schönste Ganze einer Stadt, das man nur immer sehen kann. Ich entwarf den allgemeinen Plan der Stadt, zeichnete alle Monumente und kopirte die größtmögliche Anzahl Inschriften. Ich führte diese Arbeiten, Dank den braven Bewohnern von Tschafder, mit Leichtigkeit aus; ja ich ging so weit, den vordern Theil einer Mauer niederzureißen, um ein griechisches Kapitäl herauszunehmen, das ich messen wollte. Etwas Unerhörtes in Asien! Ich besuchte Kadi, an den Quellen des Hermus, im verbrannten Phrygien; die Katakomben des alten Acmonia, Kara-Hissar, das alte Prymnesia; von hier aus schlug ich meinen Weg nach Groß-Phrygien ein, um die Städte in den Wüsten aufzusuchen, wo sich auch Synnada befinden sollte, das von mehreren Reisenden fruchtlos gesucht ward. In dem Gedanken, daß, da sie in der Nähe von Marmorsteinbrüchen lag, die Stadt sich auf einem Kalkboden befinden müsse, vermied ich es, den vulkanischen Boden, aus dem der größere Theil dieser Gegend besteht, zu betreten. Endlich nach zwei Tagen Suchens ruhte ich in einem Dorfe, Namens Eski-Kara-Hissar, wo man mir einige Ruinen gezeigt hatte, aus; ich war in Synnada, in dem von Strabo so trefflich beschriebenen Synnada, angekommen, das eine mit Oelbäumen bepflanzte Ebene beherrscht; wie er sehr gut bemerkt, ist es nicht die Stadt selbst, bei der man jenen schönen Marmor gewinnt, welcher Roms Denkmäler bereicherte, sondern ein nahegelegener Ort. In der That liegt diese Stadt auf einem kleinen Berge und in einem vulkanischen Thale. Die Monumente, welche sie verschönerten, bestehen nicht mehr; aber das Dorf ist mit Bruchstücken von Bildnereien angefüllt, und man findet hier zahlreiche Säulentrümmer jenes schönen weißen, violett geäderten Marmors, der nichts Anderes ist als der Synnadische Marmor. Hier nahm man die Säulen zum Mausoleum Hadrians in Rom, die später zum Bau der St. Paulskirche außer den Mauern dienten. Es existirt in Paris ein schönes Muster dieses Marmors in einer Tafel des ägyptischen Museums. Kaum hatte ich die Frage gestellt, ob in der Umgegend einige Marmorbrüche bestünden, als sich zwanzig Bauern zu meiner Begleitung erboten. Sie befinden sich in einer Entfernung von drei Meilen östlich der Stadt, und stoßen ans Ende der Ebene, die sich von Osten nach Westen hin ausdehnt. Die Steinbrüche kündigen sich von Ferne durch eine Menge schneeweißer und einzig aus Steingries bestehender Hügel an. Sie liegen in einem von Norden nach Süden ziehenden Thale, und man erstaunt über die unermeßliche Menge Marmor, die man daraus zog. Man drang bis in das Herz des Berges ein. Der daraus gewonnene Marmor besteht aus zwei Sorten; die eine ist vollkommen weiß, und die andere weiß und schön blau geädert, eine Art Breccie darstellend. Die Felsen wurden in einer Höhe von mehr als hundert Fuß behauen, um jene großen Platten und Säulen herauszuziehen, deren Schönheit so große Bewunderung erregte. Hätte man, trotz der Inschriften, die ich kopirte, den geringsten Zweifel über die Lage der Stadt, so wären die Steinbrüche zu deren Erkennung hinreichend.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 18. 18 Januar 1835.

Abenteuer eines englischen Offiziers in der brasilianischen Marine. *)

5. Abenteuer in den Pampas.

Einige Zeit nach meinem letzten unglücklichen Versuch zu entfliehen, beschlossen der Gouverneur und die Junta, uns, nebst den portugiesischen oder vielmehr brasilischen Gefangenen, zu Lande nach Tandil zu schicken, eine Reise von nahe an 800 engl. Meilen, **) weil man, um feindlichen Indianerstämmen auszuweichen, große Umwege machen mußte. Der Weg führte noch dazu über die weiten und öden Pampas, die sich zwischen Buenos-Ayres und Chili ausdehnen, und die nur von Indianern oder Truppen von Buenos-Ayres durchzogen werden, wenn es nöthig wird die Wilden anzugreifen. Gegen diese grausame Bestimmung wurde nicht nur allgemein protestirt, sondern sie ward auch später von der argentinischen Regierung als ungerecht und unverantwortlich getadelt.

Die Anstalten zur Reise waren bald getroffen; 20 bewaffnete Gauchos bildeten unsre Eskorte, ein schwacher Schutz gegen die Ueberfälle feindlicher Stämme, aber eine desto nützlichere Begleitung, um die zahlreichen Heerden von Hornvieh und Pferden in Ordnung zu halten, die wir mit uns nahmen. Nur die Offiziere waren beritten und erhielten Packpferde, um den Mundvorrath zu tragen, der arme Matrose aber entbehrte dieser Bequemlichkeit. Schlecht bekleidet mußte er bei der schon eingetretenen rauhen Jahreszeit den beschwerlichen Weg zu Fuße machen, und erhielt durchaus keinen andern Bissen als Rindfleisch zu seiner Nahrung. Wir machten zusammen einen Zug von 110 Mann aus, der von einem spanischen Obristen geführt wurde.

Das Wetter war, als wir uns auf den Weg machten, ungewöhnlich heiter; die Sonne schien für diese Jahreszeit noch immer freundlich genug auf uns herab, und erheiterte die öde Scenerie um uns her. Mehrere Meilen legten wir durch entlaubtes Gebüsch zurück, das an manchen Stellen so dicht stand, daß es den Weg verfinsterte, und als wir den rauhen steinigen Pfad, der sich durch dasselbe hindurchwand, hinter uns hatten, sahen wir nichts vor uns als eine Reihenfolge von Hügeln und Thälern, und ganze Heerden von Guanacos, die auf den mit langem dürrem Gras und Stechginst bedeckten Anhöhen weideten. Nur hie und da bildeten einzelne kleine, von einem der Arme des Flusses Colorado bewässerte, mit üppigem Grün bedeckte Thäler gleichsam eine Oase in dieser Wüste, und kleine Gruppen hoch empor geschossener junger Bäume brachten einige belebende Abwechselung in die eintönige, traurige Landschaft. Der Zug bewegte sich langsam vorwärts, damit die Fußgänger folgen konnten. Unser Weg führte durch mehrere zerstreute Tolderias, in deren Nähe wir gewöhnlich unser Nachtquartier aufschlugen, weil sich hier stets ein Bach und Brennholz im Ueberfluß vorfand. Bei solchen Gelegenheiten thaten wir uns immer etwas zu Gute, denn die Indianer ließen sich stets bereitwillig finden uns gegen etwas Tabak ein Schaf oder einige Hühner zu überlassen.

Je weiter wir vorwärts kamen, um so öder und trauriger wurde die Gegend. Die kleinen Ebenen, mit dürrem Gras bedeckt und im Hintergrund von kahlen Hügelketten begränzt, waren gleichsam die Vorläufer der unermeßlichen Wüste, die wir bald betreten sollten; die Indianerlager wurden immer seltener, und bald hatten wir kein Obdach mehr als die blaue Himmelsdecke, unter der uns das Geheul wilder Thiere in den Schlaf lullte.

Ein kalter Nordostwind mit Hagel vermischt blies uns entgegen, dem bald gewaltige Schneeflocken folgten, als wir eben gegen Ende eines düstern Tages durch einen schmalen Engpaß zogen, der in ein kleines zu beiden Seiten von rauhen fast senkrecht emporsteigenden Felsen eingeschlossenes Thal auslief, das wir zu unserer großen Freude von einem Indianerstamm besetzt fanden. Eine Abtheilung desselben, von Montero geführt, einem mächtigen, ausgezeichneten Kaziken, kehrte eben von einem Raubzug zurück und hatte drei Gefangene: einen jungen Mann, dessen Mutter und ein zweijähriges Kind bei sich. Dem ersten waren die Hände auf den Rücken gebunden und die Halfter seines Pferdes an den Schweif eines andern in der Mitte eines langen Zugs von Pferden befestigt, welcher Weiber, Kinder und Gepäck trug. Die Indianer luden uns mit ihrer gewöhnlichen Gastfreundschaft ein, die Nacht in ihren Toldos oder Wigwams zuzubringen. Bald

*) S. Nro. 5. u. ff. des Auslandes von d. Jahr.

**) Die Entfernung von Buenos-Ayres nach Chili beträgt auf der geraden Straße 500 Meilen.

war Alles abgepackt, ein Ochse geschlachtet und in Portionen für den folgenden Tag ausgehauen, und dann vertheilten wir uns zu zwei oder drei in jede Tolda, wo wir uns um ein prasselndes Feuer setzten und mit den indianischen Mädchen scherzend unser Nachtessen zurichteten. Als dieß vorüber war, bereitete ich mein Lager in einem Winkel der Hütte und ging dann hinaus um zu sehen, was indeß aus den Gefangenen geworden sey. Der junge Krieger war, der Hütte des Kaziken gegenüber, an einen Baum gebunden und sollte, wie ich vernahm, am folgenden Tag getödtet werden. Das Haar hing ihm wild um das Gesicht und der kräftige junge Mann war so in sich zusammengesunken und erstarrt, daß er fast leblos schien. Dieser Anblick erschütterte mich so, daß ich in die Hütte zurückkehrte, um einen Poncho für den Unglücklichen zu holen; es wurde mir aber der Rath gegeben, mich in nichts zu mischen, denn dieß würde den Zorn des Kaziken reizen, der ein grausamer rachsüchtiger Mann sey.

Als ich in die Hütte trat, die mich für die Nacht beherbergen sollte, die letzte in der ganzen Reihe, wäre ich fast über ein kleines Kind gefallen, das mit einer Menge Binden umwickelt in einer von Zweigen geflochtenen Wiege schlief, die kaum groß genug war um das kleine Geschöpf aufzunehmen. Da ich fürchtete, es möchte schreien, wenn ich es an eine andere Stelle brächte, so ließ ich es wo es war, warf noch etwas Holz ins Feuer und kroch dann unter meine warmen Decken.

Von fürchterlichen Träumen geängstigt schlief ich sehr unruhig, und wurde endlich durch das ängstliche Brüllen und Blöcken der nicht weit entfernten Heerde ganz aufgeweckt. Da auch die Pferde durch Schnauben und Stampfen Furcht und Entsetzen ausdrückten, so richtete ich mich, besorgt um meinen Gaul, auf, um zu sehen was es gäbe. Aber welch ein entsetzlicher Anblick trat mir im Innern der Hütte entgegen. Ein weit aufgesperrter Rachen, ein paar funkensprühende, fest auf einen Gegenstand vor ihnen gerichtete Augen waren Alles was ich sah, denn von panischem Schrecken ergriffen, schlüpfte ich unter den Häuten durch, aus denen die Hütten zusammengesetzt sind, und machte mich auf die Flucht. Bald fesselte jedoch ein lauter, durchdringender Schrei, gefolgt von einem fürchterlichen Brüllen, meine Füße unwillkürlich an den Boden, und im nächsten Augenblick sprang ein ungeheurer weiblicher Tiger, seine Beute im Rachen, kaum zehn Schritt vor mir auf. Das allgemeine Wehklagen unterrichtete mich, daß jenes arme Kind, das ich vor dem Einschlafen gesehen hatte, von dem wilden Thier geraubt worden sey, und daß eben dieses Ungeheuer es war, das unsre Pferde und Hornvieh so in Schrecken gesetzt hatte. Die Pferde satteln und zäumen um das Raubthier zu verfolgen, war das Werk eines Augenblicks, und bald jagten Indianer und Gauchos, die erstern mit Lanzen und Kugelschnüren, die andern mit Karabinern bewaffnet, davon. Begierig zu sehen wie das grause Abenteuer enden werde, schwang ich mich auf meinen Gaul und kam, ihm den Zügel lassend, an dem Baum vorüber, an welchem der junge Krieger angebunden war. Der Aermste warf einen so flehenden Blick auf mich, daß ich der Versuchung ihn zu befreien nicht wiederstehen konnte, und da Alles ausgezogen war um den Tiger zu verfolgen, so zog ich meinen Cuchillo aus dem Gürtel, zerschnitt die Bande des jungen Mannes und jagte schnell davon, um jeden Anlaß zu Verdacht zu vermeiden. Da diese Handlung des Mitleids in einem Augenblick vollbracht war, so holte ich die Jäger bald ein, die dem Raubthier dicht auf den Fersen waren. Die Indianer, unter lautem Geschrei einen Kreis bildend, waren voraus; der muthige Vater eilte allen andern voran, und warf seine Lanze mit gewaltiger Kraft, aber nicht mit seiner sonstigen Sicherheit auf den Räuber seines Kindes, so daß er ihn nicht tödtete, sondern ihm nur die Haut ritzte. Der durch diese Verletzung noch wüthender gemachte Tiger ließ jetzt das Kind fallen, öffnete seinen blutrothen dampfenden Rachen, peitschte mit dem gewaltigen Schweif grimmig seinen Weichen und fuhr mit einem so ungeheuern Satz auf den Indianer los, daß das entsetzte Pferd sich rückwärts bäumte. In diesem Augenblick flog aber auch eine solche Wolke von Lanzen und Kugeln auf das Raubthier los, daß es mit den erstern im wörtlichen Verstande gespickt wurde. Alles dieß würde jedoch nicht verhindert haben, daß nicht noch einige Indianer ein Opfer des gereizten Thieres geworden wären, hätten nicht zu gutem Glück die Kugeln aus den Gewehren der Gauchos den Tiger gerade im Aufschwingen getroffen und ihn zu Boden gestreckt.

Zwei Kugeln waren durch den Kopf gedrungen, aber noch immer schlug das Thier heftig um sich, bis ihm endlich die Messer der Indianer vollends den Garaus machten. Das Kind war zu unser aller Freude gänzlich unverletzt, und nur das Geflecht der Wiege nebst den Bandagen, in die es gewickelt war, trugen Spuren von den Klauen des Tigers. Das getödtete Thier wurde auf den Rücken eines Pferdes geworfen, und alle machten sich nun auf den Heimweg, hoch erfreut über den glücklichen Ausgang des nächtlichen Abenteuers. Als man die Flucht des Gefangenen bemerkte, verdrängten Wuth und Rache jedes andere Gefühl; da aber Mutter und Kind ebenfalls entwichen waren, so fiel der Verdacht der Befreiung auf die erstere, und ich war, wie man wohl denken kann, herzlich froh, vor den nachtheiligen Folgen meines Wagstücks gesichert zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Ayesha das Mädchen von Kars.

(Fortsetzung.)

Osmond, durch ein heftiges Fieber und sein verwundetes Knie in Kars zurückgehalten, mußte sich wohl oder übel mit türkischer Gelassenheit seinem Kismet (Schicksal) fügen, und in Kars bleiben, das von einer bigotten Race von Moslems bewohnt, und der Sammelplatz aller möglichen Räuber und Buschklepper, Kurden und Jezidis ist. Die Stelle eines Pascha an diesem entfernten und trübseligen Orte gilt für ein ehrenvolles Exil; der jetzige Pascha war ein Mann von niederem Stande und rohen Sitten, denn er war einst ein Pehliwan (* gewesen.

*) Einer der ums Geld und zum Vergnügen anderer ringt. Sobald indeß einer den andern zu Boden geworfen hat, muß der Kampf aufhören. Die Bedeutung des Worts Pehliwan hat eine klägliche Veränderung erfahren, im Altpersischen bedeutet es einen Helden.

und hieß darum Pehliwan Pascha, denn kein Türke scheut sich seinen frühern Stand kund zu geben, wie hoch er auch später steigen mag. Er besaß eine ungemeine Körperstärke, und sein Hauptvergnügen bestand in den Kämpfen der Pehliwans, die ihn fortwährend umgaben, und mit denen er sich gelegentlich selbst in einen Kampf einließ. Er übte seine Macht als Gouverneur nicht mit ungebührlicher Härte, da er von Natur gutmüthig, schwach und sinnlich war, und Rechtsstreitigkeiten überließ er willig dem Mufti, *) wie sich dieser im Stolz nannte, einem schlauen, bigotten, rachsüchtigen Moslem, der eigentlich die mächtigste Person in der Stadt war.

Die Nachbarschaft von Kurdistan machte die Reise von der Türkei nach Persien sehr unsicher, die Häuptlinge dieses alten Stamms sind wenig besser als Räuberhauptleute, obwohl sie sich, wie z. B. der zu Bajessid, Paschas nennen. In Topra Caleh war ein Bei, der mit Persern und Türken in offenem Kriege lebte; der berüchtigste Räuber aber zur Zeit unserer Erzählung war Cara Bey, der bereits erwähnt wurde. Doch wir kehren zu unsern Reisenden zurück.

Osmond trug ehe ihn das Fieber überwältigte, seinem getreuen Stasso auf, dem Surugi Hassan, der, so zweideutig seine Person auch seyn mochte, doch voll Dankbarkeit für seine Lebensrettung sehr reelle Dienste geleistet hatte, eine hübsche runde Summe auszubezahlen. Stasso, dem seine Erfahrung auf manchen Reisen gelehrt hatte, keine Gelegenheit einen Freund zu erwerben, vorbeigehen zu lassen, so unnütz auch eine solche Freundschaft im Augenblick erscheinen mochte, erfüllte seines Herrn Befehl auf die zuvorkommendste Weise von der Welt. Als er Hassan, der eines solchen Geschenks sich wenig versah, die von Osmond ihm bestimmte Summe aufzählte, glänzten dessen Augen vor Freude, und er konnte nicht Worte finden seine Dankbarkeit genügend auszudrücken. „Wenn jemals Euer Aga während seines Aufenthalts hier Hülfe bedarf, wenn je Unglück über sein Haupt kommen sollte, so mag er nur nach seinem Sklaven senden; verachtet Hassan nicht, weil er ein Surugi ist; glaubt mir, er weiß mehr, als Ihr Euch denkt. Kein Fuchs kriecht aus seinem Lager, kein Schakal kann an seiner Beute nagen, kein Räuber einen Plan machen, ohne daß Hassan es weiß. Vor Allem traut den Leuten von Kars nicht; sie sind böse und habsüchtig, Leute ohne Seele. Vorzüglich hütet Euch vor dem Spitzbuben, dem Mufti, er ist ein Hund ohne Leber, er ist mitleidslos. Euer Aga hat mein Leben gerettet, hier ist mein Hals," sagte er, seinen Kopf vorwärts beugend; „mag er ihn abschlagen; wir sind nicht Thiere, wir sind Menschen." Mannichfach waren noch von Seite Hassans die Betheurungen seiner Dankbarkeit, und obwohl nicht die mindeste Wahrscheinlichkeit vorhanden war, daß seine Dienste je Osmond von Nutzen seyn könnten, so lag doch in seinem ganzen Benehmen so viel Aufrichtigkeit und guter Wille, daß Stasso erkannte, Hassan sey ein Mann, auf dessen Wort sich bauen lasse, und er mochte wenn auch nicht auf dieser, doch vielleicht auf einer künftigen Reise nützliche Dienste leisten.

Inzwischen hatte Osmond eine höchst unruhige Nacht zugebracht, und litt am Morgen heftige Schmerzen in seinem Knie. Bogos, so hieß der Armenier, hatte dem diensteifrigen Stasso vorgeschlagen, eine alte Armenierin, Namens Caterina, die schon manche böse Wunde geheilt habe, kommen zu lassen, und Osmond hatte eingewilligt, zugleich aber auch dem vielgetreuen Stasso geheime Aufträge gegeben, sich nach dem Mädchen zu erkundigen, dessen Anblick tief in sein Herz gedrungen war. Hierauf rief er seinen Tataren Mustapha, und sagte zu ihm: meine Krankheit und meine Verletzung sind ein großes Uebel, aber ich muß mein Kismet, wie Ihr Türken sagt, mit Geduld tragen."

„Bakalum, (wir wollen sehen)," entgegnete Mustapha, dem niemals der Aufenthalt in einer Stadt leid that, wo er ruhig in einem Kaffeehause seine Pfeife rauchen, einen guten Barbier und ein heißes Bad haben konnte; „ich muß zum Pascha gehen."

„Gut," sagte Osmond, „richte ihm meine Empfehlung aus, sage ihm, ich sey krank, todt krank, dann bleibe ich doch vielleicht mit seinen Tschauschen und Tscholadars verschont, die ewig kommen und Bakschisch (Trinkgeld, Geschenke) verlangen."

„Bakalum," sagte Mustapha abermals; „Geschenke sind nichts, überlaßt die Spitzbuben mir; seyd nur wieder wohl auf, und dann ist Alles gut."

„Inschallah, (so Gott will)" sagte Osmond; „mein Fieber wird bald besser seyn, aber mein Knie; ich habe gehört, hier sey eine alte Frau, die sich auf dergleichen Dinge versteht."

„Was weiß ich," entgegnete Mustapha, „ein altes Weib ist oft ein größeres Uebel, als ein zerbrochenes Bein, doch Ihr wißts am besten; braucht indeß doch die Vorsicht, und verbrennt, wenn sie aus dem Zimmer geht, ein Stückchen Papier, und bläst es über jede Schulter."

„Warum?" fragte Osmond.

„Dadurch," erwiderte Mustapha, „vernichtet Ihr die Wirkungen des bösen Auges. Oft bin ich verirrt, und habe alle mögliche Verdrießlichkeiten gehabt, wenn ich einem alten Weib begegnete, Aman! Aman! (Erbarmen!)" sagte er, und schüttelte den Zipfel seiner Jacke, „Gott schütze mich vor einem alten Weibe."

Damit verließ er das Zimmer, zündete eine frische Pfeife an, und ging stolzen Schrittes nach der Wohnung des Pascha's.

Bald darauf führte Bogos die alte Caterina zu Osmond, die durch Auflegung von kühlenden Kräutern und saurer Milch ihm bald einige Linderung verschaffte. Sie erzählte mit aller Geschwätzigkeit ihres Alters, daß sie kürzlich auch seinen Nachbar, Suleiman Aga, von einer ähnlichen Verletzung geheilt habe, und erwähnte bei dieser Gelegenheit seiner Tochter, deren Schönheit und Klugheit weit und breit gerühmt würden. Osmond erkannte bald, daß sie das Mädchen sey, das er bei seiner Ankunft gesehen hatte. Auf diesem Wege erfuhr er über sie Alles was er wissen wollte; der Vater Suleiman Aga, einer der Aeltesten der Stadt, war ein sehr strenggläubiger Moslem, die Mutter, Zabetta, einst eine Griechin, hatte ihren Glauben geändert, als sie Suleiman heirathete, Caterina schilderte sie aber, obgleich sie noch eine schöne Frau sey, als einen wahren Satan.

(Fortsetzung folgt.)

---

oder eigentlicher noch, was unser Heldenbuch mit dem Namen Recken bezeichnet.

*) Der erste Gesetzkundige einer Stadt heißt Mollah, der Titel Mufti gebührt nur dem obersten Richter in Konstantinopel.

Besteigung des Pic Quoirhat in den französischen Pyrenäen durch den Historienmaler Pingret.

Ich befand mich in demjenigen Theile der französischen Pyrenäen, der mit Recht für den unzugänglichsten und mindest bekannten gehalten wird, und beschloß von hier aus den Pic Quoirhat zu besteigen. Es kostete mir Mühe, einen Führer zu finden, da dieser Weg seit 10 Jahren von Niemand besucht worden ist. Nachdem ich endlich einen Führer gefunden hatte und wegen des Lohnes mit ihm übereingekommen war, gesellte er sich noch zwei seiner Kameraden bei, miethete Pferde und kaufte die nöthigen Lebensmittel ein. Am Abend des 11 August um 6 Uhr verließ ich Bagnères de Luchon; am folgenden Morgen wollten wir am Fuße des Berges zusammentreffen. Unterwegs erfuhr ich, daß dort zwei junge Landschaftsmaler aus Toulouse wohnten. Das Thal, welches Bagnères de Luchon vom Quoirhat trennt, ist eines der reizendsten der Pyrenäen.

Der Wechsel und die Abstufung des Grüns, der düstere und melancholische Anblick des Waldes, aus welchem das Rauschen der Wasserfälle Coeur und Tron d'Enfer herüberkommt, der prachtvolle Anblick der Berge, welche am Horizont gleich sonderbar über einander liegenden Wolken erscheinen; alles dieß zusammen macht auf den Reisenden einen schwer zu beschreibenden Eindruck. Die jungen Landschaftsmaler fanden sich hier ein, um sich an diesem Anblick zu begeistern; sie empfingen mich gleich einem alten Bekannten. Ich theilte meine aus der Stadt mitgebrachten Vorräthe mit denselben, wogegen sie mir eines ihrer Betten anboten, das eine besondere Erwähnung verdient, weil die Bewohner dieses Thales keine andere Art von Betten kennen. Dasselbe besteht aus einer Kiste von 6 Fuß Länge und eben so viel Breite, die mit dürrem Farrenkraut angefüllt ist, und auf vier Holzscheltern ruht, welche ihr als Stollen dienen. Auf diesem Lager brachte ich die Nacht in fortwährendem Kampfe mit Insekten aller Art zu, von deren Angriffen mich endlich die Ankunft der Führer rettete. Der Anblick meiner Anstalten bestimmte meine beiden Wirthe, mir zu folgen. Sie nahmen ihre eisenbeschlagenen Stöcke zur Hand, worauf wir Morgens um 4 Uhr die Besteigung des Quoirhat begannen.

Während der ersten zwei Stunden unseres Weges war der Himmel bedeckt. Ein grauer Nebel verhüllte unserem Auge die Gipfel der Berge. Der Abhang ward um so steiler, je weiter wir kamen; auf dem feuchten Boden konnten wir nur mit unsicherem Schritte voranschreiten. Als wir die Region des Nebels erreichten, hieß uns der Führer absteigen.

Der Boden der Pyrenäen besteht aus Erdlagen, die an vielen Stellen unterbrochen sind; bald ist er von Spalten durchfurcht, bald ziehen sich tiefe steile Schluchten durch denselben. Das Schnee- und Regenwasser sammelt sich in diesen Spalten, wodurch eine Menge von Waldbächen und kleine Seen entstehen. Die meisten derselben sind glücklicherweise nicht sehr tief, und konnten daher von uns durchschritten werden.

Jenseits dieser Region wird der Pfad rauh und steinigt, und bald verliert sich allmählich jede Spur von Vegetation. Die Luft wird immer kälter; ein feiner Regen durchdrang unsere Kleider. Vergebens erhob ich das Auge nach dem Orte, wo ich den Gipfel des Quoirhat zu entdecken hoffte; es war nichts zu sehen. Der Nebel war sprüchwörtlich dick zum Schneiden. Der Führer, den ich darüber befragte, gab mir zur Antwort: „Nur noch eine kleine Geduld; unsere Schuhe werden schon weiß (wir gingen über Schnee), die Sonne wird sich bald zeigen.“ Nach Verlauf einer kleinen halben Stunde verdünnte sich der Nebel merklich; wir gewahrten dichte Wolken, welche sich mit auffallender Schnelligkeit über unsere Häupter hinwälzten, und bald sahen wir durch die Risse derselben die strahlenden Gipfel des Quoirhat. Wir wanden uns auf einem steilen Felspfade aufwärts, und tief unter uns erschienen im Abgrunde Waldbäche, Felsentrümmer und Wasserfälle nur noch als eben so viele schwarze oder blaue Flecken.

Bei jedem Schritte sperrten Granitmassen uns den Weg, und ihre Lage nöthigte uns zu mühsamen Anstrengungen sie zu überschreiten. Gleichwohl erreichten wir wohlbehalten den niedersten der beiden Gipfel des Quoirhat, und waren jetzt nur noch um einige hundert Fuß von dem Ziele unserer Reise entfernt. Allein jetzt vermochte unser Blick nicht ohne Schrecken das letzte Hinderniß zu messen, das wir noch zu überwinden hatten; es bestand dieses aus einem cylinderartigen Hügel von einem Umfange von 30 Schritten, den wir nicht ersteigen konnten, und den wir daher zu umgehen suchten. Man stelle sich eine Granitsäule vor, deren Grundfläche gleiche Ausdehnung hat, wie die obere, und an deren schmalem Gesimse es allein möglich war, sich hinzuschleichen, während ringsumher ein Abgrund von 600 Toisen gähnte, überdieß trennte uns ein schmaler und ziemlich langer Kamm von diesem Gesimse, so daß die Kunst eines Seiltänzers dazu gehörte, um über diesen Kamm hinweg zu kommen. Wir sahen uns schweigend an, und erklärten unserem Führer, daß wir entschlossen seyen, nicht weiter zu gehen. Er hatte diese Erklärung erwartet; statt aller Antwort stellte er sich plötzlich mitten auf den gefahrvollen Kamm und hielt mir die Hand hin; ich ergriff sie mechanisch, und in einem Augenblicke schwangen wir uns hinüber an den Fuß der Granitsäule. Jeder der zwei andern Führer that dasselbe mit meinen beiden Gefährten. Bleich von der gefahrvollen Unternehmung langten wir jenseits an. Jetzt mußten wir genau die sonderbaren Stellungen des ältesten Führers nachahmen, um weiter zu kommen, indem wir uns fest an den senkrechten Felsen klammerten, wie an einen Baum, den man erklettern will. An manchen Stellen mußten wir auf Händen und Füßen weiter kriechen. Wir hatten nur noch eine kurze Strecke zurückzulegen, als ein plötzlicher Schrei uns mit Entsetzen erfüllte. Einer der jungen Künstler hatte sich auf ein Felsstück gestützt und sich dabei am Knie verwundet; das Stück hatte sich losgemacht und stürzte in den Abgrund. Mit zunehmender Schnelligkeit sprang es von Fels zu Fels, und langte endlich, eine eigentliche Steinlawine, in dem Abgrunde an. Glücklicherweise war die Verwundung unseres Gefährten nur unbedeutend und bald schloß er sich uns wieder an. Endlich erreichten wir den höchsten Gipfel des Quoirhat, wo uns eine herrliche Aussicht für unsere Mühe entschädigte. Ich verzichte darauf, dieselbe zu beschreiben. Ein solcher Anblick kann wohl gefühlt, nicht aber geschildert werden. Die inmitten eines dunkelblauen Himmels strahlende Sonne beleuchtete die Scene auf eine unermeßliche Ferne. Auf dieser Höhe (9510 Fuß über dem Meeresspiegel nach Charpentier) hatte jede Spur irgend einer Vegetation aufgehört; selbst das waldige Thal des Lys konnten wir nicht mehr unterscheiden, eine unter uns gelegene Wolke verbarg uns den Anblick desselben.

Vermischte Nachrichten.

In einer der jüngsten Sitzungen der Akademie der Wissenschaften zu Paris verlas Herr Arnal eine Denkschrift über die Verwendung des Reißmehls zum Brodbacken. Nachdem er ein Mittel angegeben hatte, um die der Gesundheit nachtheiligen Wirkungen des beim Reißbau unumgänglichen Bewässerns zu vermeiden, welches Mittel darin besteht, das Wasser sehr oft ablaufen zu lassen und es durch frisches zu ersetzen, um so das Faulwerden desselben zu verhüten, zählte er die Vortheile auf, welche das Beimischen des Reißes dem Brode bringe. 1) Herrn Arnal zufolge würde das Beimischen von ⅙ Reiß zu dem Weizenmehl dem Geschmack des Brodes nicht nur nicht nachtheilig seyn, sondern ihn sogar verbessern; 2) würden die nährenden Eigenschaften des Brodes dadurch vermehrt; 3) erhält man durch diese Beimischung ein schwereres und größeres Brod, als von einer gleichen Menge unvermischten Weizenmehls; 4) ist ein Brod nach Herrn Arnals Methode verfertigt weißer, und endlich 5) würde es um den sechsten Theil wohlfeiler zu stehen kommen als Weizenbrod, so daß wenn nur die Hälfte der Bewohner Frankreichs sein System annähme, eine Ersparniß von 390,587,500 Franken erzielt werden würde. Um übrigens wohlfeileren Reiß beziehen zu können, schlägt der Berichterstatter vor in Frankreich selbst Reiß anzubauen und hiezu die großen Moräste und die Ufer mehrerer Flüsse urbar zu machen.

*

Die jetzige Königin von Portugal, die bekanntlich am 4 April 1819 geboren ist, erhielt in der Taufe die Namen: Donna Maria da Gloria, Joanna, Carlotta, Leopoldina da Cruz, Xavier de Paula, Izidora, Michaela, Gabriela, Raphaela, Gonzaga.

*

Vom 1 Januar 1834 bis zum 29 August wurden in England 663,256 Ballen Baumwolle aus Amerika eingeführt. Im Jahre 1833 waren es in demselben Zeitraum 10,424 Ballen weniger.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 19. 19 Januar 1835.

Ayesha das Mädchen von Kars.

(Fortsetzung.)

Einige Wochen vergingen, bis endlich Osmond mit Hülfe Staffo's und Mustapha's auf das flache Dach des Hauses steigen konnte; hieher kam auch die alte Caterina, als sie ihn nicht in seinem Zimmer fand. Die Dächer von Suleiman Aga's und des Armeniers Hause stießen an einander, und waren nur durch eine niedere bloß brusthohe Mauer getrennt, die überdieß noch zum Theil eingefallen war. Caterina hörte die Stimme Ayeschas, so hieß Suleiman Aga's Tochter, welche hinter der Mauer sitzend mit ihrer Sklavin sprach, und rief sie bei Namen. Als sie die wohlbekannte Stimme Caterina's vernahm, stand sie auf und näherte sich dem Dache des Armeniers, wo sie zu ihrem Erstaunen außer Caterina auch den Kranken erblickte, dessen edle Miene und achtungsvolles Benehmen ihr nicht aus dem Gedächtniß entfallen war. Sie war über den Anblick so verblüfft, daß sie einige Augenblicke vergaß den Schleier vorzunehmen, so daß Osmond sie im vollen Glanz ihrer Schönheit erblickte. Sobald sie sich gefaßt, rief sie der alten Caterina unwillig zu: „dieß ist ein Verbrechen;" und entfernte sich. Ihre feinen zarten Züge hatten selbst den Griechen Staffo so betroffen, daß er ausrief: „wir haben auch unsere Schönheiten, geht nach Fanari, geht nach Tino, aber so etwas habe ich nie gesehen; sie ist keine Griechin und keine Türkin, sie muß eine Frankin seyn."

Auf Osmonds Geheiß suchte Staffo Bekanntschaft mit Zabetta, was ihm um so eher gelang, da er sich für einen Bosnier und Moslem ausgab. Bei der ersten Unterredung erfuhr er aber nichts von ihr, als daß sie eine Tiniotin sey, ihren Familiennamen wollte sie aber nicht nennen. Dagegen erfuhr Zabetta von Staffo, wer Osmond sey, und alsbald baute sie, die der öden Langeweile eines türkischen Harems längst überdrüssig war, alle möglichen Plane, um aus ihrer jetzigen Lage zu entkommen, und war deßhalb einer Zusammenkunft mit Osmond gar nicht abgeneigt. Sie hatte in ihrer Jugend unter Europäern gelebt, und sehnte sich wieder zurück; sie kannte vollkommen den Umfang von Ayeschas Reizen; konnte sie es dahin bringen, daß der junge Engländer sich in dieselbe verliebte, so hoffte sie mit seiner Hülfe leicht aus Kars zu entkommen. Um die in strengem Islam aufgezogene Ayescha vorläufig minder ungünstig gegen ungläubige Franken zu stimmen, theilte sie ihr mit, daß sie eigentlich den Franken durch ihre Geburt näher stehe, als sie selbst glaube, das volle Geheimniß aber verschwieg sie ihr noch.

Staffo hatte bald darauf abermals eine Unterredung mit Zabetta, erfuhr jedoch, so sehr auch seine und seines Herrn Neugierde durch die erste Unterredung gespannt war, nichts mehr als was er schon wußte, doch wohnte dießmal Ayescha, obwohl dicht verschleiert, der Unterredung bei, und dieß gab Osmond Hoffnung, daß er auf diese Weise gleichfalls sie sehen könne. Dieß gelang auch nach Wunsch; er sah und sprach Ayescha, deren Bild sich immer tiefer seinen Gedanken eingrub. Endlich gelang es ihm auch, sie zu veranlassen, allein und ohne die Begleitung von Zabetta ihn auf der Terrasse zu sprechen, weil er wohl bemerkt hatte, daß Zabetta ein intrigantes, selbstsüchtiges Weib sey, die sich um das Schicksal ihrer Tochter nicht kümmere. Bei dieser Unterredung machte er eine Entdeckung die ihn nicht wenig in Erstaunen setzte. Ayescha trug ein Halsband von vielen Goldmünzen, wie dieß häufig im Orient Sitte ist, in der Mitte derselben aber befand sich eine Art Medaillon, auf dem ein Wappen eingegraben war, offenbar von englischer Arbeit. Ayescha wußte nichts darüber zu sagen, als daß sie dasselbe seit ihrer Kindheit getragen habe; in Osmond aber stieg die Vermuthung auf, sie sey nicht Suleiman Aga's und Zabetta's Tochter, und Ayescha selbst erinnerte sich jetzt der Worte Zabetta's, sie sey nicht als ein Kind des Islam geboren. Die Stimme des Muezzin, der zum Gebete rief, trennte die Liebenden.

Osmond hatte vor einiger Zeit dem Pascha seine Aufwartung gemacht, und war mit aller Achtung empfangen worden. Am Morgen nach der letzten Unterredung mit Ayescha aber erschienen Beamte des Pascha's im Hause des Armeniers, um Osmond vor den Pascha zu führen; seine Unterredung mit Ayescha war verrathen worden, und wegen des Verbrechens, daß er, ein Ungläubiger, mit einer Gläubigen gesprochen, sollte er sich verantworten. Seine Diener, besser bekannt mit Türken, beschworen ihn, die Sache abzuläugnen, und den Pascha oder seine Diener zu bestechen, allein Osmond, zu stolz hiezu, begab sich ohne weiteres vor des Pascha's Gericht, wo sein Benehmen nicht geeignet war, ihm Freunde zu machen. Vergebens wies er den Ferman der Pforte vor, der allen Behörden befahl, ihn zu unterstützen, der Mufti bemerkte, daß der Name Kars darin fehle,

und so ward der Ferman für ungültig erklärt, und Osmond mit seinen Dienern Staffo und Mustapha ins Gefängniß abgeführt. Er wollte Mustapha als Kourier nach Konstantinopel senden, um sich Hülfe zu verschaffen, dieser aber erklärte mit sehr niedergeschlagener Miene, daß man in der Türkei den Diener mit dem Herrn einzusperren pflege. Der Pascha mit Mufti, Imam und Aga's, worunter auch Suleiman, blieben inzwischen im Gerichte sitzen, und berathschlagten, was mit Osmond anzufangen sey, konnten aber nicht einig werden, und verlegten die Berathung auf den folgenden Tag.

Suleiman hatte einen schweren Strauß mit seiner Frau zu bestehen, und die Trauer seiner Tochter, die er, so weit es sich mit seiner Indolenz vertrug, aufrichtig liebte, stimmte ihn milder. Als daher am folgenden Morgen der Rath wieder zusammengetreten war, und der Pascha, wie den vorigen Tag für Nachsicht, der Mufti und Imam aber für Strenge gestimmt hatten, erhob sich Suleiman, und erklärte, wenn der Ungläubige den Islam ergreifen wolle, so werde er ihm seine Tochter geben, eine Erklärung, die freilich vorläufig der Berathung, wie den Planen, Osmond auf eine gute Art zu plündern, ein Ende machte. Es braucht kaum der Erwähnung, daß Osmond hierauf nicht einging, um sich jedoch für den Augenblick aus der Verlegenheit zu ziehen, und das gutgemeinte Anerbieten Suleiman Aga's nicht schnöde zurückzuweisen, erklärte er, wenn man ihn von der Wahrheit des Islam überzeuge, so wolle er ein Moslem werden, könne er aber beweisen, daß der christliche Glaube der wahre und ächte sey, so sollten sie, seine Gegner, denselben annehmen. Schnell griff der Mufti, welcher den Vortheil erkannte, den der Gefangene dadurch über sich einräumte, den Vorschlag auf und sagte: „der Vorschlag ist gut; wir nehmen ihn an. Er soll beweisen, daß unsere heilige Religion falsch ist, was Allah verhüte, dann wollen wir Christen werden, aber so wahr Allah im Himmel und Mohammed sein Prophet ist, wenn er, obgleich vom Gegentheil überführt, dennoch sich weigert dieser bessern Ueberzeugung zu folgen, dann schwöre ich beim Bart des Propheten, er soll sterben!" „Evalla! (So sey es!)" antworteten die anderen Mitglieder des Raths.

Osmond sollte bald seinen unbesonnenen Entschluß bereuen. Alle möglichen feierlichen Vorbereitungen wurden zu dem Tage der Disputation getroffen, Alles strömte zusammen, und Osmond erschien, empfangen von dem unwilligen Murren der Menge. Doch er begann, führte die ruhmvolle Geschichte der ersten Ausbreitung des Islam vollständiger aus, als wohl irgend einer seiner Zuhörer sie zu geben vermochte, und allmählich erfolgte lautlose Stille und aufmerksames Zuhören; als er aber endlich auf die Verwandtschaft des Christenthums mit dem Islam überging und die Behauptung aufstellte, Alles, was sich im Koran Gutes finde, sey aus der Bibel genommen, alles Andere unächt und falsch, da rief sogleich eine Stimme aus der Menge: „der Koran selbst ist ein Wunder; er läugne es, wenn er kann!" und nun erfolgte der allgemeine Ausbruch. Ein besonders zu dieser Disputation herbeigerufener Heiliger rief: „Kinder, im Namen Allahs, tödtet den Giaur!" und Alles stürzte über Osmond ein; dieser erwehrte sich der ersten, die ihn ergreifen wollten, eilte auf den Mufti los, packte ihn mit der linken Hand an der Brust, zog mit der rechten ein Pistol, das man ihm unvorsichtigerweise gelassen, und rief: „Halt! oder ich schieße." Bei diesem Anblick prallte die Menge zurück, und der Pascha, dem Osmonds ganzes Benehmen ein großes Interesse eingeflößt hatte, rief seiner Wache, und ließ Osmond nebst seinen Dienern wieder in's Gefängniß führen.

Dort angekommen ergoß Mustapha die Schale seines Zorns aus gegen seinen Herrn, dem er schon vorher von seinem rasenden Beginnen, den Türken Vernunft predigen zu wollen, abgerathen hatte: „bin ich denn ein Esel," sagte er, „daß Ihr nicht darauf hört, was ich sage. Sagte ich Euch nicht, diese Leute seyen keine Menschen, sondern Teufel. Was kümmern sie sich um Eure schönen Reden; ehe Ihr sprecht, halten Sie Euch reif für Dschehanum (die Hölle). Glaubt Ihr, sie werden Euch weniger dafür halten, wenn Ihr gesprochen habt? Nein, spräche ein Giaur mit Engelszungen, er wäre doch ein Giaur." Dann nahm er den Zipfel seiner Jacke, schüttelte ihn, gleich wie seinen Kopf, und rief: „Allah! Allah! der Himmel schütze uns vor weiterem Unglück, dießmal sind wir entgangen, seyd Ihr aber noch einmal toll, so seht, ob Ihr zum zweitenmal entkommt."

So schwatzte er fort, während Osmond sein Gefängniß genau in Augenschein nahm; es war mehr ein Stall, als ein Zimmer, ein kleines Gitterfenster führte auf den Hofraum des Pascha, so daß man Jedermann aus und ein gehen sehen konnte, auf der andern Seite war die Thüre durch ein ziemlich schwaches Schloß gesperrt, und es hätte wenig Mühe gekostet, dieselbe zu sprengen, wohin sollten sie aber aller Hülfe entblößt, und allenthalben von Wachen umgeben, fliehen? es blieb nichts übrig als sich für's erste zu gedulden.

(Fortsetzung folgt.)

Abenteuer eines englischen Offiziers in der brasilianischen Marine.

3. Abenteuer in den Pampas.

(Fortsetzung.)

Das allgemeine Gespräch drehte sich jetzt um den Punkt, wie es den Flüchtlingen gelungen seyn mochte zu entkommen; denn obschon man das Land auf Meilen in die Runde durchforschte, so war doch nirgend der Fußtritt eines Menschen im Schnee zu entdecken. Als wir uns indeß anschickten unsre Reise fortzusetzen, kam einer der Männer, welche die Gefangenen verfolgt hatten, herbei und machte den Kaziken darauf aufmerksam, daß noch mehrere Tiger in der vergangenen Nacht in die Tolderia gedrungen seyn müßten, weil sich ihre Fährte in einer von der des getödteten entgegengesetzten Richtung im Schnee erkennen lasse. Auf diese Bemerkung drehte sich ein alter erfahrener Indianer mit emporgehobener Faust auf einem Bein herum und rief aus, jetzt sey ihm das Räthsel gelöst; er habe bemerkt, daß der Gefangene ein Tigerfell mit daran hängenden vollkommenen Klauen um die Hüften getragen, und diese hätte er ganz sicher

abgeschnitten, und sie für sich und die Mutter als Sandalen benützt. Diese Erklärung, die mit der Verschlagenheit und den Sitten der Indianer übereinstimmte, leuchtete Allen vollkommen ein, und man bewunderte die Geistesgegenwart des Flüchtlings, der einen zufälligen Umstand so trefflich zu benutzen verstand.

Bis jetzt hatten wir verhältnißmäßig nur noch geringe Beschwerden erduldet, denn immer fand doch das Auge mindestens noch einen Ruhepunkt, der jene unbegränzte Leere verscheuchte, vor der man sich beim Anblick eines ewigen Einerlei ergriffen fühlt; allein die Tagreise, welche wir jetzt vor uns hatten, führte uns allgemach in die wüsten Einöden der Pampas, wo man meilenweit keine Pflanze, keinen frischen Grashalm erblickt. Unser indianischer Führer, der wegen seiner Geschicklichkeit als solcher berühmt war, richtete sich bei Tag nach der Sonne und der Beschaffenheit des Bodens, und bei Nacht nach den Sternen. Das einzige Gewächs, welches dieser unwirthbare Boden hie und da bietet, ist eine eigene Gattung langes dürres Gras, in das der Strauß seine Eier legt, und einige Bohnenranken oder doch etwas dem Aehnliches. Zuweilen, jedoch nur sehr selten, stieß uns etwas Dorngesträuch auf, dann konnten wir aber sicher seyn Mangel an Wasser zu leiden, und jene, welche versäumt hatten, am letzten Bach oder Pfuhl ihre Hörner und Wasserfäßchen zu füllen, hätten oft gern einen Dollar für einen einzigen Trunk gegeben. Auf einer Strecke von 500 Meilen kam uns auch nicht ein einziger Baum zu Gesicht. Wenn wir an eine Stelle kamen, wo wir Fleisch zubereiten konnten, so geschah dieß immer mit einem Vorrath auf einige Tage; hatten wir aber keinen andern Brennstoff als dürres Gras, so stillten wir unsern Hunger mit Straußeneiern, die bald gekocht sind, wenn man sie mit dem einen Ende in heiße Asche stellt und die Schale des andern zerbricht, um der Luft Zugang zu verschaffen, und das Zerspringen zu verhüten. Der Geschmack dieser Eier ist nichts weniger als vorzüglich, doch auch nicht widerlich; indeß würde ich, obschon ich kein Leckermaul bin, jeder andern Speise den Vorzug gönnen. Ein Straußennest enthält gewöhnlich zwei bis drei Dutzend Eier; zuweilen verfolgten wir auch die Vögel selbst, allein es gehört, besonders wenn sie einen Vorsprung haben, ein sehr schnelles Pferd dazu, wenn man sie einholen will. Ihre Geschwindigkeit wird indeß größtentheils von der Stärke des Windes bedingt, und dann breiten sie den Schweif aus und suchen durch Wedeln mit demselben ihren Lauf zu beschleunigen. Nachdem wir zwölf Tagereisen in dieser Wüste zurückgelegt hatten, wurde die Witterung so veränderlich, daß den einen Tag Hagel mit heftigem Frost sich einstellte, während an dem andern die wolkenlose Sonne so sengende Strahlen auf uns herabsandte, daß wir uns genöthigt sahen den Tag über still zu liegen, und unsere Reise während der Nacht fortzusetzen.

An einem Nachmittag tauchte endlich zu unserer großen Freude eine Gebirgskette am Horizont vor uns auf, und kaum hatten wir uns daran erinnert, daß jetzt, wie uns vorher schon verkündet wurde, unsere Beschwerden zur Hälfte überstanden seyen, als wir auch schon eine Abtheilung Reiter gewahrten, die auf der hügeligen Fläche daher jagten und dann plötzlich auf einer Anhöhe Halt machten, um uns zu beobachten. Unser Führer hatte bald weg, daß die Reiter einem der Regierung von Buenos-Ayres feindlichen Stamme angehörten, den zu umgehen wir einen weiten und beschwerlichen Umweg eingeschlagen hatten. Während der Obrist nebst einigen Gauchos ihnen entgegen ritt, um mit ihnen zu sprechen, machten wir Halt, um dem Feind unsern vertheidigungslosen Zustand zu verbergen. Bald kehrte der Obrist mit der tröstlichen Nachricht zurück, daß die Toldas dieser Indianer weit entfernt seyen, und daß wir deßhalb wohl schwerlich etwas von ihnen zu besorgen hätten. Um sich jedoch so sicher als möglich zu stellen, gab er ihnen einen andern Weg an als den, den wir auf der Stelle einschlugen, und befahl an einem Sumpf Halt zu machen, wo wir die Nacht unter Schneegestöber, und um unsere Gegenwart nicht zu verrathen, ohne Feuer zubrachten. Unsre Besorgniß wegen eines Ueberfalles zeigte sich jedoch grundlos, und so setzten wir denn, ganz erstarrt vor Kälte, mit Tagesanbruch unsern Weg fort. Unsere Leiden waren indeß, mit denen der armen Leute verglichen, welche zu Fuß gehen mußten, nur unbedeutend zu nennen. Die Lage dieser Armen war herzzerreißend. Einige von ihnen wurden seit der Zeit vermißt, als wir das letztemal Halt gemacht hatten; einer oder zwei blieben zurück, als wir uns mit den Indianern aufhielten, andere aber die vor Ermattung nicht weiter konnten, blieben liegen und sind wahrscheinlich verschmachtet; denn in dieser Wüste war auf keine menschliche Hülfe zu rechnen. Fast alle aber hatten die Füße voller Blasen oder furchtbar geschwollen. Wir nahmen zwar manchen Erschöpften hinter uns auf's Pferd, allein die meisten waren bereits so hinfällig, daß sie sich nicht mehr im Sattel halten konnten.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Texiers Reise in Anatolien.

(Schluß.)

Ich entwarf einen topographischen Plan des Landes. Es handelte sich davon, den Theil des Ortes, der den Namen Docimia führte, zu bestimmen, den man auch wirklich in dem Dorfe Seid el Ar, zwei Meilen von den Steinbrüchen, wenn man das Thal nördlich hinanschreitet, wieder findet. Dieses Dorf ist wegen eines sehr großen Felsens merkwürdig, in welchem man Begräbnißkammern anbrachte. Man findet hier mehrere Bruchstücke römischer Bildnereien, hie und da Blöcke rohen Marmors, die den Namen irgend eines Kaisers und unterhalb eine Chiffre tragen, was ich bereits in der Niederlage von Alterthümern zu Ostia bemerkte; eben so liest man auf einem Steine:

IMP. ANTONINI
CCXXI.

Die Buchstaben sind grob gezeichnet.

Ich hatte einige Angaben über zahlreiche, in den nördlichen Bergen Phrygiens liegende Todtenstädte; es ist indeß äußerst schwierig diese Länder zu durchstreifen, da sie völlig verödet sind. Ich nahm Führer und einige Lebensmittel und durchforschte diese Gegend, die gänzlich unbekannt war, ein wenig näher. Ich fand zwei andere, denen von Seid-el-Ar ähnliche Todtenstädte, an Orten, welche die Namen Kirk Hinn und Imbazardsche Hinn führen. Die Türken verstehen unter der Benennung Hinn die Grabkammern. Sie liegen mitten in Wäldern, eine halbe Tagreise von

Bayat (Beudos). Es ist schwer ihre Stelle genauer anzugeben. Man bemerkt eine große Analogie zwischen diesen Gräbern und denen des Thales Norchia in Hetrurien. Einige sind senkrecht, und in mehr als hundert Fuß Höhe in den Felsen gehauen. Alle diese Berge sind, um hier Begräbnißplätze anzubringen, ausgehöhlt. Man zählt deren zu Tausenden. Indem ich immer nördlicher ritt, kam ich an die Sommerwohnung der Bewohner von Khosrew-Pascha-Khan; ich war nun nahe bei dem Thale, wo Obrist Leake ein phrygisches, mit einer Inschrift versehenes Monument entdeckte. Die Bewohner nennen es Jasili kaïa (der geschriebene Stein). Ich durchstreifte dieses ganze einsame Thal, und fand an einem der unzugänglichsten Orte des Waldes zwei andere Monumente im nämlichen Styl, deren eines ganz mit Inschriften in phrygischen Charakteren überdeckt ist. Sie sind in den Felsen eingehauen und tragen Verzierungen in einem eigenthümlichen Styl. Nicht fern davon zeichnete ich ein eben so merkwürdiges Grabmal. Es besteht aus zwei Kammern, jede mit sechs Gräbern, deren Plafond mit Balken und Kästen, und mit einer Façade geschmückt ist, die durch zwei Säulen in griechischer Ordnung, zwei Wandpfeiler und ein mit einem Fronton im ursprünglichen griechischen Styl versehenes Gesimse gestützt ist. Es ist gleichfalls in den Felsen gehauen. Ich wußte nicht, wie ich die unzähligen Gräber jeder Art, die sich an diesen Orten befinden, beschreiben sollte. Alles läßt glauben, daß ich das Thal der Gräber der phrygischen Könige entdeckte. Von hier erreichte ich den Sangarius, und hatte die Absicht, die Stelle von Pessinus aufzusuchen. Ich wußte, daß die Reisenden es vergeblich an den Ufern des großen Flusses, wohin die Geographen es verlegen, aufgesucht hatten. Da aber die Peutingerschen Tafeln anzeigen, daß diese Stadt sich auf der Straße von Nicäa nach Amuria befinde, dessen Lage unbekannt ist, so ist es klar, daß man sie südlicher suchen mußte.

In Serri-Hissar verschaffte ich mir einige Nachweisungen über den Lauf des Flusses, der auf den Karten ziemlich ungenau angezeigt ist, und erfuhr, daß im Osten der Stadt, in einer Entfernung von drei Stunden, beträchtliche Ruinen an einem Orte sich finden, der den Namen Baldassar führe. Nachdem ich über mehrere Hügel gelangt, befand ich mich auf einem Berggrat, der ein weites Thal beherrscht; hier sind die eine beträchtliche Bodenstrecke bedeckenden Ruinen der Stadt; ich erkannte Pessinus. Die Monumente waren wirklich zahlreich und prächtig. In der Akropolis, welche die Stadt beherrscht, unterscheidet man die Reste einer marmornen Ringmauer. Die Trümmer der Portiken bieten noch, inmitten der angehäuften Marmorblöcke, Säulensockel, die aus dem Boden herausstehen. Man erkennt mitten unter den Ruinen eine große Mauer aus weißen Marmorblöcken, vor welchen drei Fragmente kannelirter Säulen noch an ihrem Platze stehen. Es war der Portikus der Ringmauer des großen Tempels; hie und da findet man noch Stücke des Gesimses. Die Stadt lag auf drei Hügeln, am Scheidepunkte zweier Thäler. Die Umgegenden des Tempels sind mit Säulentrümmern von verschiedenen Durchmessern bedeckt. Man bemerkt mehrere noch an ihrem Platze. Da aber die Portiken auf dem Abhange eines Hügels standen, so häufte sich die Erde an; mehrere Säulen sind bis an das Astragal in den Boden vergraben. Der südliche Hügel war mit Häusern besetzt, von denen noch einige Mauern übrig sind. Unterhalb des Tempels bemerkt man eine große marmorne Mauer, die einen kreisförmigen Raum abschließt, was die Stelle einer Basilika anzuzeigen scheint. Nahe dabei steht ein Portikus griechischer Ordnung, und nördlicher, an den Berg gelehnt, befindet sich das Theater, dessen Marmorbänke noch beinahe alle an ihrer Stelle sind; die Scene ist verschwunden. Dem Theater gegenüber, auf der andern Seite des Thales, befindet sich ein Haufen Marmorblöcke und umgestürzter Säulen. Ich habe Grund zu glauben, daß es ein Aeskulaps-Tempel war, denn ich kopirte eine Votivinschrift zu Ehren dieses Gottes. Es wäre schwer, im Einzelnen alle die Monumente zu beschreiben, welche diese Stadt zierten, denn sie ist heutzutage in einem Zustande kläglicher Zerstörung. Seit Jahren ist sie die Steingrube, aus der die Türken den Marmor für die Gräber, die Bäder, die Fontainen und Moscheen zogen. Allein man erkannte vollkommen die Stelle des Tempels und der von den Römern errichteten Portiken. Das ganze Thal wird von einem ziemlich hohen Berge beherrscht. Nach den Alten ist es unmöglich hier nicht den Dindymus zu erkennen. Was den Lauf des Sangarius betriffe, so begreift man vollkommen den Text des Strabo; in der That ist der Fluß drei Meilen davon entfernt, und dann ist es nicht der große Sangarius, sondern einer seiner Hauptarme, den man im Lande wirklich Sakkaria nennt, und welchen die Karten, ich weiß nicht aus welchem Grunde, unter dem Namen „Fluß Irmak“ anführen. Diese Ruinen befinden sich auf der Linie, die Nicäa und Amuria mit einander verbinden würde. Noch ließen sich leicht andere Betrachtungen anstellen, aber ich fand keine Inschrift, worauf man den Namen Pessinus lesen konnte. Ich besuchte das ganze Bassin des Sangarius, und erlangte die Gewißheit, daß der ganzen Länge des Flusses nach, von dem Zusammenflusse des Thymder bis nach Bey-Basar, niemals Städte existirten. Die Beschaffenheit des Bodens zeigt dieß hinlänglich. Auch hatte ich das Glück in Angora anzukommen, noch ehe das berühmte Denkmal Augusts völlig zerstört war; die Unwissenheit legte indeß Hand daran, und in wenigen Jahren wird es vielleicht nicht mehr bestehen. Das Monument von Ancyra, auf dessen Mauern das Leben Augusts eingegraben ist, war kein Prytaneum, wie man sagte, sondern ein von der Stadt dem Andenken dieses Kaisers geweihter Tempel. Es gelang mir, die auf dem Wandpfeiler befindliche griechische Inschrift völlig zu lesen und abzuschreiben; sie hebt alle Zweifel über die Bestimmung des Gebäudes, denn man liest in den ersten Zeilen:

„Dem Gott Augustus und der Göttin Roma.“

Es war der nach seinem Tode errichtete Tempel der Roma und des Augustus. Weiter unten liest man:

Dieß ist das Augusteum.

Eilf Könige, denen Augustus Dienste leistete, sind in dieser Inschrift, welche die ganze Höhe des Pfeilers einnimmt, genannt. Das Augusteum von Angora war ein mit rund herumstehenden Säulen verzierter, ganz aus weißem Marmor mit solcher Sorgfalt gebauter Tempel, daß die Fugen der Steine, selbst nach achtzehn Jahrhunderten, noch unbemerkbar sind. Es stehen heutzutage nur noch die Mauern der Cella, und die Mauer des Pronaos (der Tempelhalle) mit einem bewundernswerthen Thore — Trümmer, die um so mehr Werth haben, als man in Europa nur drei Tempelthore von römischer Architektur kennt, das von Nimes, das des Pantheons und das von Cori. Sie ist mit Kragsteinen und Laubwerk verziert, die fein gearbeitet und ziemlich gut erhalten sind. An der Außenseite des Tempels finden sich griechische Inschriften, wovon ein Theil durch die Häuser verborgen wird; ich schrieb indeß eine hinlängliche Anzahl derselben ab, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß sie nur eine Paraphrase der lateinischen Inschrift sind. Das Innere der Zelle war vor vier Monaten noch vollständig; allein die Kaprice eines Türken ward ihm schädlicher, als achtzehnhundert Jahre; man riß den größten Theil davon nieder, um ein Bad daraus zu machen. Der Tempel war in seinem Innern mit einem in Stein gehauenen Karnieß und mit Marmorguirlanden geschmückt, die Mauern aber waren glatt. Die Fenster, welche heutzutage dem Innern Licht geben, sind nicht das Werk der Römer; sie wurden in den letzten Zeiten des römischen Reichs verfertigt, als man den Tempel in eine Kirche verwandelte; damals riß man auch die Mauer des Postikums nieder. Das ganze Gebäude ist mit einem Friese von schön ausgehauenem Laubwerke geschmückt. Sie befand sich unter dem Portikus; in den Kapitälern der Wandpfeiler bemerkt man Viktorien mit ausgebreiteten Flügeln. Dieses Monument läßt sich in seiner ganzen Bauart den schönsten Gebäuden Roms an die Seite setzen; allein es verdient darum einen noch größern Ruhm, weil es uns auf historische Thatsachen führt, die uns unbekannt geblieben wären. Ueberall, wohin ich kam, fand ich bei den Statthaltern die größte Bereitwilligkeit mich in meinen Arbeiten zu unterstützen. In die verödetsten Orte schickte man mir Lebensmittel und Pferde, und durch ihre Gefälligkeit konnte ich diese Gegenden ziemlich vollständig erforschen. Von Angora bin ich im Begriffe mich nach Gangra, Amasia, der Vaterstadt meines Führers, Cäsarea und nach Caramanien zu begeben. Ich hoffe Zeit zu haben, einen Theil Cappadociens, worüber ich täglich merkwürdige Nachweisungen sammle, zu besuchen. Ich hoffe, Herr Minister, daß die Bemerkungen, welche ich die Ehre habe an Sie zu richten, Ihren Beifall erhalten werden; dieß allein wird mich für die Gefahren, denen ich entgegen gehe, für die Entbehrungen und Strapazen, denen ich ausgesetzt seyn dürfte, entschädigen können.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 20. 20 Januar 1835.

Abenteuer eines englischen Offiziers in der brasilianischen Marine.

3. Abenteuer in den Pampas.

(Schluß.)

Am Morgen nach jener eben erwähnten traurigen Nacht ritt ich nebst einem Gefährten eine verdeckte Anhöhe hinan, wo wir im Sinne hatten, einige Aenderungen mit unserm Anzug vorzunehmen, und Feuer zu einer Cigarre zu schlagen. Da der Boden sehr uneben und mit hohem Gras bedeckt war, so hatten wir den Zug bald aus dem Gesicht verloren; plötzlich hörten wir einige Schüsse, auf die wir indeß nicht achteten, weil wir glaubten die Gauchos feuerten nur die feucht gewordenen Ladungen ihrer Gewehre ab. Wir ritten bald darauf unsern Gefährten nach, als das Stutzen meines Pferdes, das sich in dem Schlamm, durch den wir ritten, vor etwas scheute, mich plötzlich aus meinem Träumen weckte. „Heiliger Gott!“ rief mein Begleiter, „es ist ein Mensch, halb im Sumpf begraben. Sicher saß er hinter einem Reiter und ist herabgefallen.“ Wir zogen den Unglücklichen unverweilt heraus, mußten ihn aber zu unserm Entsetzen in unsern Armen verscheiden sehen. Aus den Wunden, die ein halbes Dutzend Kugeln in seine Brust geschlagen hatte, entströmte mit dem Blut das Leben. Empört über diesen Gräuel stellten wir den Obristen zur Rede, der zwar betroffen schien, aber dennoch auf unsere Vorstellungen ganz kalt erwiderte, daß er aus reiner Menschenliebe so gehandelt habe, um einem bis zum Tode Ermatteten längeres Leiden zu ersparen.

Ehe ich mich von diesen traurigen Erinnerungen abwende, muß ich noch eines Unglücks gedenken, das in der Nacht auf diesen Schreckenstag vorfiel. Da wir nicht nöthig hatten die Pferde gesattelt stehen zu lassen, so genossen wir mindestens den Vortheil, unser Bettgeräth benützen zu können. Während ich mich damit beschäftigte es auf einem getrockneten Fell auszubreiten, kam der arme Neger, der, wie sich der geneigte Leser erinnern wird, einst vom Mast der Duqueza de Guyaz herabstürzte, auf mich zu und bat mich, ihm einen Poncho zu leihen. Ich gab ihm meine wollene Decke und umwickelte mir, da es sehr kalt war, Kopf und Schultern mit Schaffellen. Als ich am Morgen erwachte, fand ich Alles um mich herum festgefroren. Die Sonne stieg heiter empor, aber ihre wärmenden Strahlen weckten den Schläfer neben mir nicht mehr auf, der arme Schwarze war erfroren. Ob man ihm die Decke schon während seines Lebens oder erst nach seinem Tode genommen hatte, weiß ich nicht, genug der arme Schelm lag fast ganz nackt da.

Die wenigen Fußgänger, welche diese jammervolle Reise überlebten, hinkten theils an Stöcken, theils auf Krücken gestützt, mühselig vorwärts, und so erreichten wir endlich am 29sten Tage das Weichbild von Tandil. Dieser Ort ist ungefähr 60 Leguas von Buenos-Ayres, und 50 von der Küste entfernt. Einige Pulperias und die Wohnungen etlicher Handwerker ausgenommen, sind das Fort und die dazu gehörigen Kasernen die einzigen Gebäude, die man hier sieht. Die Festung, deren Werke bloß aus vier Wällen, deren Ecken nach dem Lande zu gehen, und einem trockenen ungefähr 12 Fuß tiefen und 15 Klafter breiten Graben bestehen, wurde errichtet um die Indianer im Schach zu halten; sie liegt in einem Thale, das von kahlen Felsen umgeben und von einem Strome bewässert ist, der sich in mannichfachen Krümmungen durch dasselbe windet. Die Niederungen sind mit üppiger Vegetation bedeckt, nur Brennholz ist selten, und muß aus großer Entfernung zugeführt werden.

Die Bewohner des Hauses, in das ich einquartirt wurde, waren gefällige gutmüthige Leute, fünf an der Zahl; nämlich der Hausherr, seine Freundin, der Ladendiener, ein Gaucho und ein Gehülfe, der die Aufsicht über den Bau einer Pulperia führte. Das Weib, eine sehr hübsche braune Indianerin, sprach das spanische Patois, und der Gehülfe war ein Eingeborner von Santa Cruz auf Teneriffa, der gegen seinen unwissenden Herrn und Meister gehalten immer noch für einen Gelehrten gelten konnte. Wahrhaft belustigend war es diesen beiden Leuten zuzuhören, wenn der Hausherr seinen Unglauben über Alles, was die alte Welt betraf, an den Tag legte, und der Gehülfe den bekannten Baron von Münchhausen im Aufschneiden noch zu übertreffen suchte. Die Ungläubigkeit des erstern brachte den letztern oft so sehr in Harnisch, daß es zu heftigem Streit kam, der einst sogar so weit ausartete, daß beide die Messer gegeneinander zogen, jedoch glücklicherweise noch ohne Blutvergießen auseinander kamen.

Ayesha das Mädchen von Kars.

(Fortsetzung.)

Das Ereigniß hatte die Stadt in ungewöhnliche Bewegung gebracht, und der Pascha, der es nöthigenfalls wohl mit dem Mufti allein aufnahm, wollte die Aufmerksamkeit der Menge ablenken, und ließ öffentlich ausrufen, daß am nächsten Morgen Kampfspiele gefeiert, und dieß mit einem Dscheridgefechte geschlossen werden sollte. Der Pascha war, wie schon erwähnt, ein großer Freund von Ringkämpfen, und hatte mehrere ausgezeichnete Leute dieser Art in seinem Dienste, seine Kamele gehörten zu den schönsten, und seine Pferde, so wie deren Reiter suchten ihres Gleichen in Kurdistan. So betrat er den Kampfplatz stets mit überwiegenden Vortheilen, und sobald es bekannt wurde, daß Pehliwan Pascha ein Dscheridgefecht geben wolle, zogen alsbald die Agas und Häuptlinge der Umgegend auf ihren besten Pferden und begleitet von ihrem Gefolge nach der Stadt, um an dem Feste Theil zu nehmen.

Der Hof vor des Pascha's Wohnung war zu dem Schauspiel hergerichtet; für den Pascha, den Mufti und die Vornehmsten der Stadt war ein Köschk des Pascha's in Bereitschaft gesetzt, und auch für die Frauen waren Sitze angebracht. Bald nach dem Mittagsgebete begannen die Spiele, und zuerst traten die Ringkämpfer auf; der Neger des Pascha's blieb am Ende Sieger über alle. Dann traten die Kamele auf den Kampfplatz; diese sonst so friedlichen Thiere sind zu gewissen Jahreszeiten äußerst wild und kampflustig; sobald zwei Männchen einander gegenüber gestellt werden, greifen sie sich mit der größten Heftigkeit an. Auf einen Wink des Pascha's wurde ein prächtiges Kamel, dessen Mund schäumte, das die Zunge auf eine wunderliche Weise verdrehte, und laute heisere Schreie ausstieß, von zwei Leuten hereingeführt, die es kaum zurückhalten konnten. Es war hübsch aufgeschirrt mit einem Sattel von rothem, grünem und gelbem Tuch, sein Zaum glänzte von eingesetzten Muscheln und seidenen Trobdeln, und an dem obern Theile des Fußes trug es Bänder, die gleichfalls mit Muscheln ausgelegt waren. Dieß schöne Thier schien seine sonst so ruhige Natur völlig verändert zu haben: hoch erhob es Hals und Kopf, sein Auge sprühte Feuer, und im Augenblick, wo es seinen Gegner erblickte, war es fast unmöglich es zurückzuhalten.

Auf das Wort Gitsin, das der Pascha aussprach, wurden beide Thiere gegeneinander losgelassen. Ihr Angriff gleicht dem der Ringkämpfe sehr; ihr Biß ist fürchterlich, da sie aber beide Maulkörbe trugen, so konnten sie keinen Schaden anrichten. Sie machten von ihren langen Hälsen und Beinen den geschicktesten Gebrauch, um einander zu Boden zu werfen, sie drehten und wanden sich, bald wichen sie, bald rückten sie vorwärts mit den sonderbarsten Wendungen, die zwar der Anmuth entbehrten, darum aber doch etwas Malerisches hatten. Die Türken nahmen großen Antheil am Ausgang des Kampfs, kaum fuhren sie zu rauchen fort, so gespannt waren sie, Wetten wurden eingegangen, und ihre eigene ruhige Natur, so ähnlich der des Thiers selbst, ward ungewöhnlich aufgeregt. Endlich erklärte sich der Sieg für des Pascha's Kamel, das seinen Gegner durch eine geschickte Wendung zu Boden geworfen hatte, wo es regungs- und widerstandslos lag, bis es hinaus geschleift wurde unter dem Ruf: Maschallah und Evallahi von Seiten der versammelten Menge.

Eine Zeit lang dauerten noch die Kamelkämpfe fort, gegen Abend aber ward der Platz gereinigt für den Dscheridkampf. Wer ihn je gesehen hat, muß gestehen, daß nicht leicht eine männliche Uebung mehr Muth, Gewandtheit und Reitergeschicklichkeit erfordert, als diese. Eine dichte Schaar von des Pascha's Offizieren und Wachen auf den schönsten Rossen hielt auf der einen, eine entsprechende Anzahl Kurden, Leute aus den Ebenen, Agas aus den Dörfern und dem Gebirge auf der andern Seite, alle in Tuch, Sammt und Seide gekleidet. Endlich erschien auch der Pascha selbst; er hatte seinen schweren Pelzrock abgelegt, und eine leichte seidene wattirte Jacke angezogen, die eng an den Körper sich anschließend seine herkulischen Schultern zeigte. Er warf den ersten Dscherid, und dieß war das Signal zum Kampfe. Ein Reiter von des Pascha's Partei ritt vor, gegen die Kurden im leichten Trabe, schleuderte seinen Dscherid gegen den Vordersten, warf dann sein Pferd herum und floh, behutsam rückwärts schauend, um die Waffe seines verfolgenden Gegners zu vermeiden, sie aufzufangen, oder sich unter seines Pferdes Bauch zu beugen, und wenn der Gegner geworfen hatte, sich wieder hinaufzuschwingen, und denselben nun seinerseits zu verfolgen. So wurden nach und nach alle hineingezogen, und wie das Getümmel sich mehrte, schien auch Kraft und Muth von Pferd und Reiter zu wachsen. Bei den sonst so phlegmatischen Türken war Alles Leben und Bewegung. Der Pascha hielt sich abseits, und mischte sich nicht ins Getümmel, nur hie und da wählte er einen Reiter, der sich durch Kühnheit oder Glück vor den andern auszeichnete, heraus, warf seinen Dscherid nach ihm, und verfehlte selten, seinem Gegner einen tüchtigen Wurf beizubringen.

Unter den Kurden befand sich ein prachtvoll gekleideter Reiter; seine seidene vielfarbige Mütze hing ihm über das Gesicht herunter, und die am Ende befindliche große blaue Trottel bedeckte zur Hälfte seine Züge, die ohnedieß durch einen großen, bis an die Augenwinkel hinaufgedrehten Schnurrbart schon sehr unkenntlich waren. Er ritt ein Pferd, das mit dem des Pascha's an Schönheit wetteifern konnte, und es an Gewandtheit sicher übertraf; es war kohlschwarz, eine seltene Farbe in diesen Gegenden, und nicht sehr geachtet, dieses Pferd aber strafte die gewöhnliche Meinung der Asiaten Lüge, daß diese Farbe Bösartigkeit bedeute, denn es legte eine ungewöhnliche Gelehrigkeit und Folgsamkeit an den Tag. Mit der Schnelligkeit des Blitzes trug es seinen Reiter hinein in's dichteste Gewühl, und eben so schnell wendete es wieder um. Dieser Reiter war von ziemlich hagerer Gestalt, aber voll Kraft und Gewandtheit, und seine Reiterkünste erregten die laute Bewunderung der ganzen Versammlung. Zweimal hatte ihn der Pascha zu seinem Gegner ausersehen, aber jedesmal ohne ihn zu treffen seinen Dscherid nach ihm geworfen.

Als er das zweitemal vor dem Pascha zurückwich, kam er in die Nähe von Osmonds Gefängniß und hielt hier sein Pferd an, um einige seiner Dscherids aufzuheben. Staffo stand hier schon seit einiger Zeit, und hatte des kühnen Reiters Gewandt-

heit bewundert. Seine Züge schienen ihm bekannt, doch konnte er sich nicht besinnen, wo er sie gesehen haben konnte. Endlich als derselbe in seine Nähe kam, erkannte er ihn, und rief laut: Hassan Aga, Hassan Aga, Bak! (siehe!) der Kurde augenscheinlich unzufrieden, daß er erkannt worden war, wollte eben den Dscherid liegen lassen und weiter reiten, als er aufblickte und Stasso erkannte. Auf die Frage, was vorgegangen sey, erwiderte Stasso, er und sein Herr befänden sich hier im Gefängniß, Hassan solle sie wo möglich retten. Der Kurde legte den Finger auf den Mund, und wandte sich alsbald wieder weg ins dichteste Getümmel.

Der Pascha, unwillig darüber, daß er den tapfern Kurden zweimal gefehlt, spornte zum drittenmal sein Roß gegen ihn, aber Hassan schwang sich unter den Bauch seines Pferdes, und des Pascha's Dscherid erklang auf dem großen messingenen Steigbügel Hassans, zum lauten Beweis, daß er zum drittenmal gefehlt. Hassan, augenblicklich wieder im Sattel, spornte jetzt sein Pferd gegen seinen Gegner, der nach den Gesetzen des Spiels sich nun zurückziehen mußte, und warf, ohne, was aus Höflichkeit bisher geschehen war, auf des Pascha's Rang zu achten, seinen nie fehlenden Dscherid dem Pascha so derb zwischen die breiten Schultern, daß er davon zurückprallte, in die Höhe flog, und von dem nacheilenden Hassan wieder aufgefangen wurde, ehe er zur Erde fiel. Eine solche Geschicklichkeit hatten die Türken nie gesehen, und obgleich sie auf Kosten ihres Pascha's sich gezeigt hatte, so rief doch Alles laut aus: Aferin! Aferin! Maschallah (herrlich! herrlich, bei Gott!

Dieser laute Beifall vermehrte noch die Kränkung des Pascha's, er fühlte sich insultirt, fühlte, was ihn noch mehr schmerzte, daß er seinen Meister gefunden hatte, und noch dazu in einem Kurden, welches Volk die Türken zu verachten pflegen. Wüthend wandte er sich sogleich gegen Hassan um, und machte mit seinem über die ihrem Herrn angethane Beleidigung erzürnten Gefolge einen hitzigen Angriff auf die Gegner. Das Spiel ward zum ernstlichen Gefecht, die Rufe zu gegenseitiger Aufmunterung verwandelten sich in Hohn und Schimpfwörter: „kurdische Schweine! Teufelssöhne!“ brüllten die Türken; „langbärtige Esel! Omarsdreck!“ riefen die Kurden. Dscherids flogen dicht wie Hagel, Pferd rannte gegen Pferd, der Pascha munterte seine Leute auf, Hassan sprengte auf seinem wüthenden Thier von einer Stelle des Kampfes zur andern, endlich ward ein Kurde von einem Türken niedergerannt, und schoß im Fallen seinen Gegner todt; jetzt ertönte von beiden Seiten der Ruf: zum Schwert! zum Schwert! und das Turnier endete, wie nicht selten, in einem Kampf auf Tod und Leben.

(Fortsetzung folgt.)

Einiges über Canton. *)

Länger als 4000 Jahre, der chinesischen Chronologie zufolge, wurde Canton „die glänzende Hauptstadt“ genannt, und ungefähr zwölf Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung entrichtete dieser Distrikt den Kaisern von China den ersten Tribut.

Im November des Jahres 1650 wurde Canton von den Tataren erobert und geplündert. Alles ward umgebracht, was ihnen in den Weg kam, und die Zahl der bei der Belagerung und Plünderung umgekommenen Menschen belief sich auf 700,000. Aus den Ruinen erhob sich die neue Stadt, und die Tataren nahmen Besitz von der alten, in der ihre Nachkommen noch jetzt leben.

Der Verfasser schätzt den Umfang der alten und neuen Stadt, außerhalb der Mauern, auf nicht mehr als sechs englische Meilen, da er sie oft in gemäßigtem Schritt binnen zwei Stunden umkreist habe. Die Stadtmauern bestehen theils aus Stein, theils aus Backsteinen, doch haben Zeit und Witterung solche Lücken hineingearbeitet, daß sie einen Feind nicht lange abhalten könnten. Sie steigen fast senkrecht empor und wechseln in der Höhe zwischen 25, 35 und 40, und in der Dicke zwischen 20 und 25 Fuß ab. Eine in Zwischenräumen von einigen Fuß mit Schießscharten versehene Zinne läuft oben auf der Mauer um die ganze Stadt herum. Der Stadtthore sind 16, von diesen führen aber vier aus einem Theile der Stadt in den andern, mithin bleiben nur 12 eigentliche Stadtthore, an deren jedem einige Soldaten stehen, die bei Tage Wache halten und sie bei Nacht schließen. Die Vorstädte sind fast eben so volkreich als die Stadt selbst.

Die Zahl der Straßen beläuft sich auf ungefähr 600, unter denen sich folgende Namen bemerkbar machen: „die Drachenstraße,“ „die fliegende Drachenstraße,“ „der kriegerische Drache,“ „die goldene Blumenstraße“ und andere ähnliche. Einige dieser Straßen sind lang, die meisten aber kurz und winklich; in der Breite wechseln sie von zwei bis zu sechszehn Fuß, und das Pflaster besteht aus breiten Steinen, meist Granit. Der größere Theil der die Stadt Besuchenden kommt auf den Kanälen an, die um und durch dieselbe laufen, und von den Chinesen „Adern“ genannt werden. Mehrere Brücken, worunter einige von Stein, sind über diese Kanäle geschlagen.

Bei den Chinesen ist der Platz linker Hand der Ehrenplatz, und die weiße Farbe ist die Farbe der Trauer. Ihr Kompaß, dessen Nadel bekanntlich nach Süden zeigt, wird „der Wagen“ genannt, und die vier Hauptpunkte auf demselben werden mit folgenden Namen bezeichnet: Yue nan pih, yue se tuny“ (Süd und Nord, West und Ost).

Wenn man durch die Straßen geht, so fällt die große Verschiedenheit der Häuser besonders in die Augen. Man sieht nur wenige ansehnliche Gebäude, und auch diese übertreffen an äußerer Eleganz kaum die Häuser unserer Mittelklassen, und die ärmeren Klassen hausen in so elenden, finstern und unreinlichen Wohnungen, daß man sich wundern muß, wie es möglich ist, daß Menschen hier leben und sogar alt werden können. Die gewöhnlichen Häuser stehen in den Straßen dicht neben einander und haben meist nur Einen Eingang, der durch eine Thür von Bambus geschlossen wird. Man findet nur drei Gemächer in ihnen, zwei zum Schlafen, für jedes Geschlecht ein besonderes, und ein gemeinschaftliches Speisezimmer. Die Miethe für ein solches Haus beträgt vier bis fünf Dollars monatlich. Die Wohnungen wohlhabenderer Leute sind mit einer 12 bis 14 Fuß hohen Mauer umgeben, die gerade vor denselben dicht an der Straße emporsteigt, und solchen Häusern ein sehr trauriges Ansehen gibt. Die Häuser der wenigen reichen und angesehenen Personen in Canton stehen den kaiserlichen Palästen in nichts als dem Raume nach, den sie einnehmen.

*) Aus einee kleinen Schrift, eine Beschreibung von Canton enthaltend, die von einem in dieser Stadt lebenden Engländee, Namens Keating, unlängst heeausgegeben wuede. Das Ganze ist mehr eine Kuriosität, enthält aber einen Anhang von merkwüedigen und werthvollen Notizen über das chinesische Reich. Eine treue Nachzeichnung eines von einem Eingeborenen aufgenommenen Planes von Canton bildet eine interessante Zugabe, und ist hineeichend, um einen Begeiff von der Ausdehnung u. s. w. der Stadt zu geben. Die fremden Factoreien liegen in geeingee Entfeenung von dem südwestlichen Ende der Stadtmauern. Die Flüsse und Kanäle um Canton sind sehe fischreich und stets von Booten aller Art bedeckt, die nach den benachbarten Döefern faheen oder daher kommen. Auf dee Südseite nehmen dem Plane zufolge die Gewässee fast ein Drittel alles sichtbaren Raumes ein. Das flache Land ist mit Reisfeldern und Gärten bedeckt, zwischen denen sich hie und da einige Hügel und kleine Gehölze zu anmuthiger Abwechslung erheben.

Einige Tempel und größere Gebäude ausgenommen haben alle Häuser nur Ein Stockwerk, und die meisten sind auf den Dächern mit Terrassen versehen.

Eine geräumige Halle, Wan Schin Kung genannt, ist in jeder Hauptstadt einer Provinz dem Kaiser geweiht. Die Mauern und alles was zu diesen Hallen gehört, sind mit der Kaiserfarbe, gelb, bemalt und jährlich, drei Tage vor und drei Tage nach dem Geburtstag des Kaisers versammeln sich alle Civil- und Militärbeamten nebst den vornehmsten Einwohnern der Stadt in denselben, um dem Kaiser ihre Verehrung zu bezeugen. An diesem heiligen Orte gibt es keine Sitze, sondern jeder, der ihn besucht, nimmt ein Kissen mit, auf das er sich mit untergeschlagenen Beinen setzt.

Die Polizei ist ziemlich thätig und wachsam; es gibt in Canton Konstabels, Diebsfänger und eine Nachtwache, die sich durch Glocken auszeichnet. Im Winter, wo Feuersgefahr noch mehr zu fürchten ist als Diebe, werden auf den Dächern des Hauses Wachthürme von Bambus errichtet und auf diese Art ein doppeltes Wachsystem organisirt. Schwelgerische Gesellschaften werden nicht selten mit der Peitsche oder dem Bambus auseinander gejagt, und die Gerechtigkeit überhaupt auf sehr summarische Weise gehandhabt; besonders ist dieß bei Vergehen geringerer Art der Fall, wo man oft einen Verbrecher binnen einer Stunde einbringen, abstrafen und wieder in Freiheit setzen sehen kann. Die Form des Verhörs ist sehr einfach: der Verbrecher kniet vor dem Richter, der die Zeugen abhört und das Urtheil spricht, worauf der Schuldige entweder in das Gefängniß zurück oder auf den Richtplatz geführt wird. Eine Freisprechung erfolgt nur selten. Es gibt vier Kerker, welche man Te-yo, wörtlich die „Erdgefängnisse“ nennt. Die Hinrichtungen werden außerhalb der südlichen Thore in der Nähe des Flusses vorgenommen. Kommt der Verbrecher auf dem Richtplatze an, so kniet er nieder, das Gesicht gegen die Halle des Kaisers gewendet, und den Kopf vorwärts gebeugt, und der Nachrichter schlägt ihm das Haupt ab. Hunderte werden hier jährlich hingerichtet.

Alle Bedienstungen im Staate werden mit Gelehrten besetzt und in dieser Hinsicht zu Peking und Canton jährlich strenge öffentliche Prüfungen angestellt. Die jungen Leute auf diese Prüfungen und zu Staatsämtern vorzubereiten, ist das Geschäft der höheren Schulen und der Kollegien.

Die Kinder werden nicht eher in die Schule geschickt, als bis sie 7 oder 8 Jahre alt sind; sie treten dann gewöhnlich auf ein Jahr ein, und müssen für diese Zeit bezahlen, sie mögen nun die Schule besuchen oder nicht. In jeder Schule hängt eine Tafel, auf der der Name des Confuzius geschrieben steht, und unter derselben befindet sich ein Altar, auf dem beständig Kerzen und Weihrauch brennen. Wenn der Schüler am Morgen eintritt, verbeugt er sich zuerst vor der Tafel und dann vor dem Lehrer.

Von den Einwohnern von Canton kann vielleicht nur die Hälfte lesen. Unter den Knaben bleibt vielleicht kaum einer von zehen ganz ohne Unterricht, allein mit den Mädchen ist es der entgegengesetzte Fall, weil keine Schule für sie in Canton besteht.

Einer der größten Tempel von Canton heißt „der Tempel des Ruhms und der kindlichen Pflicht;“ 3500 Acres Land gehören zu diesem Tempel, die man zum Unterhalt seiner Bewohner, ungefähr 200 an der Zahl, verpachtet. Er wurde 250 Jahre nach Christus gebaut, sehr oft ausgebessert, und mit neuen Götzenbildern geziert, von denen es in den zahllosen Gängen wimmelt. Die übrigen Tempel (es sind deren im Ganzen 124) haben ebenfalls eine Masse von Götzenbildern aufzuweisen; ihre äußeren Höfe dienen Vagabunden und Gaunern als Zuflucht, während die inneren Gemächer von jenen armseligen Geschöpfen bewohnt werden, die von der menschlichen Gesellschaft abgesondert, in Unwissenheit und Menschenhaß versunken, ein elendes Daseyn hinschleppen. Man findet auch mehrere Frauenklöster in Canton, die mit großen Kosten unterhalten werden. Buddha ist eines der vornehmsten Götzenbilder, meist von ungeheurer Größe, und einen halbnackten, dicken, wohl gemästeten Kerl darstellend.

Der berühmteste unter den Tempeln ist der des Hinam, der anfänglich ein Privatgarten war und später zu dem dem Buddha geweihten „Tempel der zehntausend Herbste“ erhoben wurde. Dieser sehr angenehme Ort, der von Fremden häufig besucht wird, nimmt einen Raum von ungefähr acht englischen Acres ein; in der großen Halle stehen drei Götzenbilder, welche den vergangenen, den gegenwärtigen und den zukünftigen Buddha vorstellen. Hier halten die Priester täglich um fünf Uhr ihre Vesper. Die Leichname der Priester werden hier verbrannt, und die Asche an einem gewissen Tag im Jahr in einem eigens zu diesem Zweck errichteten Mausoleum beigesetzt; bis dieser Tag kommt, wird die Asche einstweilen in kleinen Krügen aufbewahrt. Gegenwärtig (Mai 1834) befinden sich 175 Priester in diesem Tempel.

Außer diesen 124 Tempeln gibt es in Canton noch eine große Menge von Altären, den Göttern des Landes, des Getreides, des Windes, der Wolken u. s. w. gewidmet. Auch auf diesen werden von allen Klassen, wie in den Tempeln, Opfer von Thieren, Früchten u. s. w. gebracht. Bei feierlichen Gelegenheiten hält man Processionen nach den verschiedenen Tempeln, bei denen man die Götzenbilder geschmückt und mit Musik begleitet, nebst Fahnen und andern Insignien, durch die volkreichsten Straßen trägt. Es gibt in Canton drei verschiedene Glaubensbekenntnisse, den Buddhismus, die Sekte des Tao und die Lehren der Weisen.

Der wohlthätigen Anstalten sind nur wenige und von geringem Umfang, und auch diese entstanden erst in neueren Zeiten. Ein Findelhaus für beiläufig 500 Kinder, ein Spital für arme Alte, kranke oder blinde Leute, und ein anderes für Aussätzige, das ist so ziemlich Alles, was man in dieser Hinsicht in Canton findet. Man machte den Versuch eine Apotheke zu gründen, gab ihn aber bald wieder auf.

Mit Ausnahme der russischen Karawanen, welche die nördlichen Gränzen von China durchziehen, und der portugiesischen und spanischen Schiffe, die Macao besuchen, concentrirt sich der ganze chinesische Handel in Canton. Doch wird bekanntlich auch an den Westgränzen namentlich mit Tübet bedeutender Handel getrieben.

Vermischte Nachrichten.

Das Journal von Odessa enthält folgendes: Nachdem man bei einer Ausgrabung, die man zu Kertsch zum Zwecke eines Straßenbaues der Stadt veranstaltete, von einem Tumulus eine bedeutende Masse Erde weggeschafft hatte, bemerkte man einige Steine. Herr Kareischa, der mit archäologischen Forschungen für das Kabinet Sr. Majestät des Kaisers beauftragt ist, verwandte alsbald einige Arbeiter, und Tags darauf entdeckte man ein Grab von ziemlich gewöhnlicher Bauart, aus enormen Quadersteinen von ungefähr zwei Arschinen Länge, einer in der Breite und einer in der Dicke. Nach Wegnahme des Deckels fand man dessen Inneres ungefähr eine Saschene lang, und anderthalb Arschinen hoch. Herr Kareischa fand eine prächtige schwarze Urne, in etruskischer Art und von bedeutender Dimension darin, die mit erhabenen Rändern geschmückt und an einigen Theilen vergoldet war. Sie stand zu den Füßen des Verstorbenen, auf dessen Kopf eine goldene Krone in künstlich gearbeiteten Lorbeerblättern glänzte; sie wog 36 Solotniks oder etwa 15 Unzen sehr reinen Goldes. Neben einer der Schultern fand man ein rundes, einer Medaille ziemlich ähnliches Goldstück, die auf der einen Seite in erhabener Arbeit eine Frauengestalt, und auf der andern den Merkur in Schäferkleidung zeigte.

•

Mit der französischen Kolonie am Senegal geht es immer schlechter. Der Krieg mit den Trarzas-Mauren dauert fort, das Land wird verheert, und der bedeutende Gummihandel geht allmählich für die Franzosen ganz verloren, denn die Engländer haben die Umstände benutzt, zu Portendick ein Etablissement gegründet, und liefern nun den Mauren Tücher, Lebensmittel und Schießbedarf, wodurch sie den größten Theil des Gummihandels an sich gezogen haben. Der englische Gouverneur von St. Marie, Rendall, hat sich gegen Ende Septembers vorigen Jahres selbst dahin begeben, um mit den Maurenchefs zu unterhandeln, und die Ernte des Jahres 1835 den Engländern zu sichern.

•

In den Schlachthäusern von Paris wurden seit ihrer Eröffnung am 1 September 1818 bis zum 1 December 1834 einschließlich ausgehauen: 1,162,952 Ochsen, 189,652 Kühe, 1,102,142 Kälber, 5,904,206 Schöpse.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 21. 21 Januar 1835.

Einiges über Tscheremissen, Wotjäcken und Tschuwaschen.

Seyd Ihr zur Zeit einer Messe in Nischneinowgorod gewesen? zu dieser Zeit ist die Stadt auf eine wunderliche Art schattirt, und die Verschiedenheit der Kleider, Physiognomien und Sprachen der Völker, die aus verschiedenen Gegenden hier zusammenströmen, macht einen höchst angenehmen Eindruck. Es ist kein Zweifel, daß um diese Zeit das an historischen Erinnerungen so reiche Nischnei sich in seiner ganzen Größe zeigt. Auf einer Anhöhe gelegen, scheint es den Gewässern der Flüsse, von denen es bespült wird, den Befehl zu ertheilen, ihm die kunstreichen Arbeiten Europa's und die kostbaren Gewebe Asiens als Tribut zu bringen.

Am Morgen, sobald der Klang der Glocke auf der Kathedralkirche, wiederholt von den verschiedenen Klängen der übrigen Kirchenglocken, den Gläubigen den Anfang des Gottesdienstes verkündigt, strömt Alles in die Kirchen. Dann beeilen sich die Kaufleute ihre Läden zu öffnen, die sich bald mit Kunden füllen. Hier sieht man den Asiaten, der nachlässig mit der Pfeife im Munde auf einem Waarenballen sitzt; sein Gesicht drückt Sorglosigkeit aus, und in allen seinen Bewegungen herrscht Trägheit: beim Eintritt von Kunden steht er kaum auf, und auf alle an ihn gerichteten Fragen antwortet er abgebrochen. Welcher Kontrast gegen den Europäer! dieser, mehr gebildet, ladet den Vorübergehenden mit Zuvorkommenheit und höflichen Worten ein, in seine Bude zu treten. Er nimmt einen so höflich auf, versteht so geschickt der Eigenliebe zu schmeicheln, daß es rathsam ist hinauszugehen, ehe man kauft. Und in der That, man muß ein großer Philosoph seyn, um der Versuchung zu widerstehen, denn der Blick wird unwillkürlich gelockt durch den feinen und ausgesuchten Geschmack, mit dem die Waaren ausgesetzt sind.

Am Abend erhält die Stadt ein ganz anderes Aussehen, der Handel hört auf, und Alles athmet Lust und Fröhlichkeit. Einige eilen ins Theater, andere auf den Ball, der dritte in den Gasthof zum Schmause oder zum Schauspiel, wo irgend ein fremder Taschenspieler gegen geringen Lohn seine wunderbaren Stücke zeigt.

Wer aber die Stille liebt, der gehe hier fort und betrachte sich die schweigenden Gruppen der Tscheremissen, Wotjäcken und Tschuwaschen, um welche her dichte Rauchwolken wirbeln. Betrachtet diese runden, gelblichen Gesichter, ihre kleinen feurigen Augen, und man bemerkt eine auffallende Aehnlichkeit ihrer Physiognomie mit der Tatarischen, obwohl sie finnischen Stammes sind. Ihre Unreinlichkeit schreckt fast jeden ab, sich mit ihnen näher ins Gespräch einzulassen, um etwas über ihre Religion, ihre Sitten und Gebräuche zu erfahren. Nachstehendes ist ungefähr das Wichtigste.

Diese in den Gouvernements Nischegorod, Kasan und Wjätka zerstreuten Völker hatten einst ihre eigenen Khane und Fürsten, jetzt haben sie sogar keinen Adel mehr. Von Natur träge und sorglos, beschäftigen sie sich nicht gern mit dem Landbau, obgleich man außerhalb ihrer Dörfer oft beträchtliche Getreidehaufen sehen kann. Die Jagd wilder Thiere bildet ihre Lieblingsbeschäftigung. Sanfte Sitten, Dienstfertigkeit und Gastfreundschaft sind die Hauptzüge ihres Charakters. Viele von ihnen sind Christen, einige aber noch Götzendiener, die an gute und böse Götter glauben; die Wohnung des mächtigsten unter den guten Göttern ist ihrer Meinung nach in der Sonne, die des Bösen im Wasser, und darum nennen sie den letztern den Wasserbewohner. Herrscht unter ihnen eine Krankheit, so bringen sie sogleich ein schwarzes Schaf zum Opfer, und zwar an der Mündung des nächsten Flusses oder Baches, um den Zorn des feindlichen Gottes zu versöhnen. Sie sind überzeugt, daß nach dem Tode Belohnungen für gute, Strafe für böse Thaten folgen. Tempel haben diese Völker nicht, sie versammeln sich aber an Orten, die von ihren Opferpriestern bestimmt werden, meist in der Tiefe der Wälder. Sie haben von den Tataren die Gewohnheit entlehnt, den Körper mit Seife zu waschen, und feiern diese Ceremonie einmal im Jahr. An diesem Tage zünden sie sieben Scheiterhaufen in einer Reihe an; vor jedem steht ein Opferpriester mit einem Lamm und andern Opfergaben, die aus Honig, Wachs und kleinem Backwerk bestehen. Der Oberpriester nimmt eine Schüssel mit den Gaben, hebt sie zum Himmel und spricht ein Gebet. Dann nähert er sich zwei Opferpriestern, welche eine Kuh, die noch nicht gekalbt hat, und einen Hengst halten, und begießt diese Thiere siebenmal mit kaltem Wasser. Haben sie beim siebentenmal noch nicht gewiehert, so zieht man daraus den Schluß, daß das Opfer den Göttern nicht angenehm sey. Indeß werden die Lämmer von den übrigen Priestern geschlachtet

und gebraten, der Oberpriester zeelegt sie und theilt je dem Anwesenden ein Stück aus. Dann werden auch die übrigen Opfergaben zu gleichen Theilen vertheilt. Vor der Aussaat und nach der Ernte werden ähnliche Opfer gebracht; dann schmaust Alles und ergötzt sich mit Tanzen und Singen.

Die bei Nomadenvölkern gewöhnliche Sitte, eine Braut den Eltern mit Geld oder Geldeswerth abzukaufen, herrscht auch bei diesen Stämmen. Am Tage der Verlobung sitzt die Braut mit bedecktem Gesichte hinter einem Verschlag, bis die Gäste sich sammeln. Dann zeigt sie sich und geht traurig und langsam dreimal im Zimmer umher unter Begleitung ihrer Gespielinnen, welche Honig, Bier und Brod tragen. Wenn sie den dritten Rundgang vollendet hat, nimmt ihr der Bräutigam den Schleier ab, küßt sie, und tauscht mit ihr die Ringe aus. Von diesem Augenblick an ist sie ihm angetraut, und bewirthet selbst die Gäste. Bald darauf entfernt sie sich abermals hinter den Vorhang, und erscheint aufs Neue in der Kleidung, die nur verheiratheten Frauen zukommt. Die Festlichkeiten dauern drei Tage. Die Neuverehlichten speisen Abends in einem besondern Zimmer, und am andern Morgen erscheint der Vater der Braut in Begleitung einiger Frauen mit der Peitsche in der Hand, um sich nach dem Befinden der jungen Leute zu erkundigen. Antwortet der junge Mann, daß er mit seiner Gefährtin unzufrieden ist, so läßt man noch einige Tage verstreichen, dann aber züchtigt sie der Vater mit dieser Peitsche tüchtig. Die Tschuwaschen sind in solchen Fällen nachsichtiger; sie begnügen sich die Neuverehlichte gehörig auszuspotten.

Beerdigungen finden drei Tage nach dem Tode statt; die Verwandten legen den Verstorbenen in einen Sarg, nachdem sie ihm sein bestes Kleid angezogen, und ihm eine Silbermünze in die Hand gegeben haben, um die Ueberfahrt in jene Welt zu bezahlen. Auch versehen sie ihn mit einigem Hausgeräthe, mit einem Stock, um sich gegen die Hunde zu wehren, und mit einer kleinen Ruthe, um die unreinen Geister abzuhalten. Männer und Frauen begleiten den Todten mit Weinen und Klaggeschrei. Wenn der Sarg ins Grab hinabgelassen wird, zündet jeder Anwesende eine Wachskerze an, wirft eine Handvoll Erde auf den Sarg und spricht: ruhe im Frieden. Der Priester bittet den mächtigsten der Götter um Erbarmen für den Todten. Nach zwei Tagen vereinigt man sich abermals am Grab, wo der Priester sein Gebet wiederholt. Einmal im Jahr wird bei diesen Völkern ein Fest zum Andenken aller Entschlafenen gefeiert.

Ayesha das Mädchen von Kars.

(Fortsetzung.)

Der Lärm und das Getümmel des Kampfs war aufs Höchste gestiegen, als Stasso mit einem Male an die Thüre klopfen hörte; er eilte hin und von außen rief's leise und vorsichtig: „atsch (öffnet) wanr, (brecht durch!) ich bin ein Freund, ich komme von Hassan! Pferde sind in Bereitschaft; brecht die Thüre auf, und Ihr seyd frei!" Gleich einem Zauber wirkten diese Worte auf die drei Gefangenen, und bald wich die Thüre ihren vereinten Anstrengungen. Außen stand ein Mann in kurdischer Kleidung, der sie sogleich ans Ende der kleinen Straße führte, in welche das Gefängniß sich öffnete. Hier standen vier Pferde, auf welche sie sich schwangen, und schnell ohne bemerkt zu werden, aus der Stadt gelangten. Nach einem scharfen Ritt hielten sie an einem der zahlreichen zerstörten armenischen Klöster, wo ihr Führer abstieg, und ihnen bedeutete, daß sie hier Hassans Rückkehr abwarten müßten. Stasso aber glaubte die Zeit besser benützen zu können, und schlug seinem Herrn vor, da man mit so großer Leichtigkeit durch die Straßen gekommen sey, so könne man allenfalls auch zurückkehren, sich nach des Färbers Haus begeben, und dort ihre zurückgelassenen Waffen und andere ihnen höchst nöthige Dinge abholen. Trotz alles Abmahnens von Seite Mustapha's und des Führers machte sich Osmond dennoch mit Stasso auf den Weg, und gelangte sicher in des Armeniers Haus. Während Stasso Waffen und andere Dinge zusammenpackte, bestieg Osmond die Terrasse, und fand dort Ayesha. Er versprach ihr, sobald es möglich sey, sie aus ihrer jetzigen Lage zu befreien, und beschwor sie, Alles zu versuchen, um der wahrscheinlichen Vermuthung, daß sie nicht Suleiman Aga's und Zabetta's Tochter sey, näher auf die Spur zu kommen. Das Getrappel von Pferden störte die Liebenden endlich aus ihrer Träumerei, hie und da knallten Pistolenschüsse; Osmond beugte sich über die Terrasse hinaus, und erkannte in dem einen Reiter den prächtig gekleideten Hassan, den ehemaligen Surugi, welchen einige Reiter des Pascha's hart verfolgten. Es mußte geschieden seyn, Ayesha warf sich ihm lautweinend um den Hals, und drängte ihn dann sanft die Treppe hinab. Osmond warf sich aufs Pferd, und kam bald zwischen des Pascha's Reiter, da er aber wie sie, nämlich als Türke, gekleidet war, so erweckte er keine sonderliche Aufmerksamkeit. Bald erreichten sie das freie Feld, und drei Türken, nicht minder gut beritten, als Hassan, waren nahe daran ihn zu erreichen, und schon schlug einer den Karabiner auf ihn an, als Osmond ihm mit einem kräftigen Streich die Waffe aus der Hand schlug. Der zweite Reiter, der eben mit der Pistole auf Hassan anschlug, sah was seinem Kameraden begegnet war, erkannte in demselben Augenblick Osmond, und feuerte das Pistol auf ihn ab, die Kugel ging indeß durch seinen Turban, ohne den Kopf zu berühren. Dieser Schuß veranlaßte auch den vordersten Reiter umzukehren, und mit geschwungenem Säbel auf Osmond einzudringen, dieser aber überzeugt, daß es, um frei zu seyn, nur noch Einer Anstrengung bedürfe, parirte den Hieb mit großer Geschicklichkeit, und mit noch größerer hieb er seinem Gegner den Zügel durch, so daß er seines Pferdes nicht mehr Meister war.

So seiner Feinde entledigt und erfreut, Stasso unverletzt neben sich zu finden, war nur sein erstes Bestreben, sich Hassan kenntlich zu machen, der so lange er türkisch gekleidete Leute hinter sich sah, im schärfsten Galopp fortritt, ohne auf Stasso's Ruf: „Hassan Aga!" zu achten. Endlich rief Stasso: „Hassan Surugi, halt!" Dieser Ruf machte, daß er plötzlich inne hielt, und zu seiner nicht geringen Freude Osmond erkannte, dem er also abermals sein Leben dankte; als er aber den Schuß durch Osmonds Turban bemerkte, wäre er abgestiegen,

um ihm das Kleid zu küssen, wenn nicht Osmond es verhindert hätte. Es war keine Zeit zu unnöthigem Aufenthalt: ihre abgejagten Rosse konnten durch frische überholt werden, und sie mußten daher bemüht seyn, ehe die Nacht ganz einbrach, Kars so weit wie möglich hinter sich zu bekommen. Bald erreichten sie die Stelle, wo Mustapha und der Führer ihrer harrten, und nun ritten sie vereint durch die Ebene in östlicher Richtung, und erst als die Nacht einbrach, hielt sich Hassan für hinreichend sicher, um seinen Gefährten in ein benachbartes Dorf um Lebensmittel und Pferdefutter zu senden; als dieser zurückgekehrt war, suchten sie eine abgelegene Stelle, wo sie Feuer anmachten, und ihre Lebensmittel verzehrten.

Jetzt erst erhielt Osmond nähere Aufklärung über Hassan und die Ereignisse dieses Tags; von Osmond befragt begann er folgendermaßen: „ich bin nichts; was immer Ihr mir zu seyn befehlen werdet, das bin Ich. Ihr habt mich zuerst als Surugi gesehen, das bin ich aber nicht. Ich bin Cara Bey's erster Offizier, sein Kiaya, sein Stellvertreter, wenn er abwesend ist, — er hat großes Zutrauen zu mir. Manchmal erscheine ich als Surugi, wenn es nöthig ist, Nachrichten einzuziehen, wer des Weges kommt und geht. Ich bin seit Eurer Reise nach Kars, wo man mich nicht als Surugi kennt, nicht mehr dort erschienen, als ich aber die Nachricht von des Pascha's Dscheridpartei erhielt, erbat ich mir von Cara Bey Erlaubniß dort hinzugehen, erstens weil ich das Spiel ungemein liebe, und zweitens, weil einer von des Pascha's Offizieren mich beleidigt hatte, und ich mich an ihm zu rächen wünschte. Ich erhielt Erlaubniß, bestieg mein bestes Roß, eines der schönsten in Kurdistan, sechs meiner eigenen Leute begleiteten mich, und am bestimmten Tage erschienen wir mit andern Aga's des Pascha's Reitern gegenüber. Ich erkannte meinen Feind, und beschloß, ehe die Lustbarkeit dieses Tages zu Ende sey, mich auf die eine oder die andere Weise an ihm zu rächen. Sobald ich" — auf Staffo deutend, — „durch den Boschnak Eure Lage erfuhr, war mein Plan gemacht. Ich beschloß des Pascha's Angriffe auf mich zu erwidern, da dieß, wie ich wohl wußte, einen ernstlichen Kampf herbeiführen würde, während des Lärms und der Verwirrung konntet Ihr leicht entkommen. Ich befahl diesem," — auf seinen Gefährten deutend, „drei von unsern Leuten absitzen zu lassen, um Pferde für Euch zu haben, und Euch aus dem Gefängniß zu befreien; ich wußte, daß er Alles gut ausführen würde, denn er hatte mir vor einigen Jahren denselben Dienst gethan. Kurden und Türken hassen einander gegenseitig, und der geringste Funke kann ihren Haß in lichte Flammen aufblasen. Ich erwiderte des Pascha's Angriff, indem ich mit aller Kraft den Dscherid nach ihm warf; dieß machte ihn zornig, er sammelte seine Leute und griff uns an. Mein Feind fiel zuerst, er erhielt meine Pistolenkugel durch den Kopf, und brüllte, als er im Todesschmerz niedersank, meinen Namen. Ich unterhielt den Kampf so lange wie möglich, in der Hoffnung, daß Ihr während des Lärms und der Aufregung entfliehen könntet. Das Uebrige wißt Ihr, aber ohne Euch wäre ich gefallen, eine Beute der drei Türken, die mich so hitzig verfolgten. Und nun, o Agam, o mein Herr! was kann ich mehr sagen!"

Osmond bezeugte Hassan seine ganze Dankbarkeit und seine Bewunderung über seine Geistesgegenwart und Schlauheit. Selbst Mustapha konnte sich nicht enthalten Maschallah! zu rufen, als er aber vernahm, daß Hassan sie zu Cara Bey führen wolle, und sein Herr darein willigte, fingen seine Zähne an zu klappern, denn Cara Bei war stets das Schreckensgespenst gewesen, das ihn auf allen seinen Reisen von und nach Persien verfolgt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Schreiben über Aegypten vom Monat März 1831; aus Michauds und Poujoulats Briefen über den Orient.

Die gelehrtesten unter unsern neuern Reisenden haben es vielleicht zu sehr außer Acht gelassen, Aegypten so zu schildern, wie es jetzt ist; denn wenn man ihre Berichte liest, wird man versucht zu glauben, das Land habe keine Einwohner mehr. Die Menschheit hat nur dann Interesse für sie, wenn sie auf alten Steinen vorkommt, und soll der Mensch ihre Aufmerksamkeit erregen, so muß er vor 3000 Jahren gelebt haben und nur noch eine Mumie seyn. Mit mir ist es anders: die verflossenen Jahrtausende sollen mich nicht hindern mich mit der jetzt lebenden Generation zu beschäftigen, die dereinst ebenfalls ihren Platz in der Geschichte einnehmen wird. Hätte ich Zeit dazu, so würde ich weder nach Theben noch an die übrigen Orte gehen, wo man die großen Ruinen findet, sondern mich vielmehr einige Monate in einem Dorfe des Delta aufhalten. Die Familien der Fellahs, die Sitten dieses Volkes, wären mir dann nicht mehr fremd, und was ich auf diese Art gelernt hätte, dürfte vielleicht von größerem Interesse seyn, als Alles, was man uns bisher vom Ruhm des Ramses, dem Gott Amunra und den Aegyptiern aus den Zeiten Herodots gesagt hat.

Wir sind gestern vor der Mündung des Kanals von Menuf angekommen, der sein Wasser aus dem Arm von Damiette zieht und den obern Theil des Delta bewässert. Einige Meilen von da hielt unsere Barke an und unser Patron begab sich mit uns in das Dorf Nadir, ein armer Ort, der nichts Merkwürdiges bietet. Als wir im Felde spazieren gingen, sahen wir von Weitem eine Prozession zwischen den Bäumen sich bewegen: man trug einen Todten zur Ruhestätte. Zwei Fahnen, eine schwarze und eine weiße, gingen dem Zuge voraus. Eine Menge von Weibern, welche dem Sarge folgten, hielten einen Zipfel ihrer Kleider in der Hand und wedelten damit in der Luft, indem sie ein Geschrei dabei ausstießen. Der Zug hielt auf einer Anhöhe, auf der sich der Todtenacker des Dorfes befand. Kinder brachten Palmblätter herbei, die sie auf das Grab streuten. Als die Ceremonie vorüber war, traten wir näher, um den Platz zu besichtigen; man sah kaum die Spur von Gräbern, keine Bäume, keine Grabsteine. Die Leichname waren nur mit ein wenig Erde bedeckt, was natürlich epidemische Krankheiten zur Folge hat, denn der Nil, dessen Gewässer bis dorthin austreten, schwemmt die leichte Bedeckung weg und legt die Kadaver bloß. Der Reis, der uns begleitete, sagte uns, daß dieß auf den meisten Todtenäckern zu geschehen pflege, die in der Nähe des Flusses liegen. Bei großen Ueberschwemmungen werden sie oft ganz vom Nil fortgeschwemmt oder bleiben auf den Feldern liegen, wenn der Fluß wieder in seine Ufer zurücktritt. Dieß erklärt uns, warum die alten Aegyptier ihre Todten nicht der Erde übergaben, sondern sie in harten Fels, oder in eigenen von Backsteinen aufgemauerten Grabhügeln beisetzten.

Als wir in das Dorf zurückkamen, zeigte uns der Reis eine verfallende Moschee, die Niemand finden kann, der sie ausbessert, und eine ganz leer stehende Schule. Der Pascha hatte, wie er uns sagte, alle Güter der Moscheen und Wohlthätigkeitsanstalten an sich gezogen, wobei er sich zwar verpflichtete, jährlich eine gewisse Summe zu Erhaltung dieser Gebäude zu entrichten, allein das, was er gibt, reicht nicht immer hin. Handelt es sich um den Miri (Grundsteuer), so erhöht man die Ziffern, ist aber von Gott und der Armuth die Rede, so werden Ersparnisse gemacht.

Während der Reis so mit uns sprach, schallte uns aus einem Kaffeehause der Ton eines Tambourins entgegen. Wir traten ein und fanden nichts als einen ziemlich geräumigen Schupfen mit vier kahlen Wänden und einigen beeternen Stufen für den, der sich setzen wollte. In einem Winkel des Saales brannte eine Lampe oder Kandil, welche kaum die Hälfte des Raumes erhellte, und an der Thüre befand sich ein Orchester, aus einem Mann bestehend, der eine aus Nilschilf verfertigte Schalmei blies, und einem andern, der ein Instrument von gebranntem Thon mit einem Schakalfell überspannt bearbeitete. Neben diesen Musikanten tanzten mehrere junge Weiber mit Kastagnetten in den Händen unter den unzüchtigsten Gebärden und Bewegungen. In diesen Tanz mischte sich eine Art Hanswurst, der den Kopf mit Muscheln behangen hatte, die er nach dem Takt der Musik schüttelte. „So eben werft Ihr Eurem Pascha vor, sagte ich zum Reis, daß er die Moscheen verfallen lasse und die Schulen schließe; da hat er nun allerdings sehr unrecht, aber wie kann er solche Dinge dulden, wie wir hier vor uns sehen?“ — „Dieß hat einen sehr einfachen Grund, war die Antwort, um die Schulen und Moscheen zu unterhalten, müßte der Pascha Geld hergeben, wogegen die Kaffeehäuser ihn bezahlen.“

Unser Führer erzählte uns noch von anderen Kaffeehäusern, dem zu Nadir ähnlich, die man in mehreren Dörfern am Nil findet, und die von den Arabern mit dem allgemeinen Namen Fantasia bezeichnet werden. Die öffentlichen Mädchen, welche diese Häuser besuchen, sind in den Registern des Fiskus eingeschrieben und zahlen eine Abgabe; sie bilden eine Körperschaft und haben ihre besondern Vorschriften; auch bewohnen sie in einigen Orten, wie z. B. in Fuah, ein eigenes Stadtviertel. Die Stadt, wo sie sich in größerer Anzahl beisammen befinden, gewissermaßen das Hauptquartier der Unzucht, ist Mehallet el Kebir, vier Stunden vom Arm von Damiette, unweit von Mansurah und Samanur. Diese Mädchen wählen sich eine Matrone als Oberin, der sie Gehorsam leisten, und die sie in einzelnen Abtheilungen in die Flecken und Dörfer des Delta schickt.

Die Mädchen, welche wir im Kaffeehause zu Nadir sahen, waren im Begriff sich auf die Messe von Tentah zu begeben, einen großen vier bis fünf Stunden von Nadir im Innern des Landes gelegenen Flecken; diese Messe wird immer während der ersten vierzehn Tage des Monats April gehalten. Zu Tentah befindet sich das Grab des Santon Saïd, des Beduinen, der bei den Aegyptiern in hohem Ansehen steht; die Weiber besonders rufen die Asche des heiligen Mannes an, damit er sie vor Unfruchtbarkeit bewahre, und opfern ihm zu diesem Zweck die Schamhaftigkeit ihres Geschlechts, ja sogar die eheliche Treue. Zu Tentah befinden sich, um die Wunder, die man von dem Heiligen erwartet, zu erleichtern, mehrere der heimlichen Zusammenkunft beider Geschlechter gewidmete Gebäude. Die Messe wird von dem großen Scheik von Kairo eröffnet, der in der Moschee das Gebet spricht; der Kaschef der Provinz findet sich persönlich ein, um über Aufrechthaltung der Ordnung zu wachen, weßhalb er, so lange die Messe dauert, mit seinen Leuten unter grünen Zelten kampirt. Die Fremden bleiben außerhalb der Stadt; hier, auf der Ebene, sieht man auf der einen Seite in zwei Reihen von Hütten aus grünen Zweigen, oder unter Zelten alle nur möglichen Waaren zum Verkauf ausgestellt, und auf der andern ist die Fläche mit zierlichen Pavillons und Schilfhütten bedeckt, in denen Buhlerinnen und Almées (Mährchenerzählerinnen) hausen. Diese Messe dauert 14 Tage, nach deren Verlauf eine zweite, gleichsam als Fortsetzung, in einem den Nil abwärts, drei Stunden von Nadir gelegenen Flecken eröffnet wird. In diesem letztern Ort befindet sich ein anderer Santon, Namens Ibrahim-el-Sukdschy, der nicht mindere Verehrung genießt als Santon Saïd der Beduine; man wallfahrtet nach diesem Ort eben so wie nach Tentah, und findet hier denselben Zusammenfluß von Kaufleuten, Buhlerinnen und andächtigen Moslems. Alle diese Wallfahrten und halb religiösen, halb weltlichen Versammlungen haben viele Aehnlichkeit mit gewissen Feierlichkeiten des alten Aegyptens, und man feiert heutzutage das Fest Saïds des Beduinen und Ibrahim-el-Sukdschy's, wie man vor Zeiten das des Serapis zu Canope und der Isis zu Bubaste feierte.

Nadir liegt am östlichen Ufer des Nils. Als wir uns wieder eingeschifft hatten, näherten wir uns dem westlichen; die hier häufig vorkommenden Sandhügel verkünden die Nähe der Wüste, und die Bewohner haben ein weit wilderes Aussehen. Zu Terraneh, das wir Rechts ließen, gingen wir nicht ans Land; dort befindet sich die Niederlage von Natron, das der Pascha aus den Seen von Nitria gewinnt, und das er durch Karawanen nach Alexandria schaffen läßt. Ich bedaure es sehr, daß ich keine Gelegenheit fand, einige Ausflüge in diesen Theil der libyschen Wüste zu machen; sehr gern hätte ich jenen Fluß ohne Wasser, in welchem die Einbildungskraft der Araber versteinerte Schiffe erblickt, und jene Einöde besucht, in der vormals die beiden Macarius hausten. Von Allem, was ich in meinem Leben gelesen habe, hat nichts mir so tiefen Eindruck hinterlassen, als die Geschichte der Väter der Wüste, deren Enthaltsamkeit und Kasteiungen ans Wunderbare gränzen. Die Einsiedler von Scette fasteten alle Tage im ganzen Jahre, und rechneten es sich als ein großes Vergehen an, eine Weintraube gegessen, Wasser getrunken zu haben, so oft sie Durst hatten, und nur eine Stunde lang ohne Arbeit oder Gebet geblieben zu seyn. Unter ihnen ward eine bisher unbekannte Demuth geübt, und die Liebe zur Armuth trieb man auf den höchsten Punkt. Einer dieser Bewohner der Wüste hinterließ bei seinem Tode eine Summe von hundert Thalern, welche einige der Brüder den Armen, andere aber der Kirche zustellen wollten. „Dieser Schatz, entgegnete Macaire, möge den irdischen Resten des Verstorbenen ins Grab nachfolgen und mit dem Besitzer vermodern.“ Ein andermal stellte sich ein junger Mensch aus Alexandria den Brüdern vor, und sprach den Wunsch aus, mit ihnen in der Einsamkeit zu leben; Macarius, an den er sich gewendet hatte, wollte ihn prüfen. „Geh, sagte er zu ihm, auf den nahe gelegenen Kirchhof, wende dich zu den Todten und sage jedem, was man einem Menschen nur immer Schimpfliches sagen kann.“ Der junge Mensch that, wie ihm geboten war, und als er zurückkam, fragte Macarius, was man ihm geantwortet habe. „Nichts.“ — „Nun wohlan, so gehe nochmals hin, mache die Runde um den Kirchhof, und singe das Lob Aller, die dort beerdigt liegen.“ Der Jüngling gehorchte und kam wieder. „Was haben die Todten gesagt?“ — „Nichts.“ — „Nun denn, so merke dir diese Lehre, ahme die Gleichgültigkeit der Todten gegen die Urtheile der Menschen nach, und du wirst für Jesum Christum leben.“

In der Einöde von Scette, in der Legende der heilige Berg genannt, findet man noch vier von koptischen Mönchen bewohnte Klöster, die gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts von dem Reisenden Sonnini besucht wurden. „Ich glaube nicht, sagt er, daß man auf Erden eine abschreckendere Lage finden könnte, als die des Hauptklosters von Nitria. Mitten in der Wüste erbaut, kann man von ferne seine, obschon sehr hohen, Mauern kaum von dem Sande unterscheiden, dessen röthliche Farbe und grause Nacktheit sie haben. Kein gebahnter Weg, keine Spur von einem lebenden Wesen führt zu dem Kloster; es hat nur eine einzige sehr schmale Thüre, die fast niemals geöffnet wird; der Eintritt geschieht über die Mauer, an der man mit Seilen hinausgezogen und hinabgelassen wird. Die Ordensregel der Mönche ist äußerst streng; diejenigen, welche sich derselben widmen wollen, werden in die Kirche geführt, mit einem Bahrtuche bedeckt und Todtengebete über sie gesprochen. Sonst findet keine weitere Aufnahmsceremonie statt. Die Christen des Delta und an den Ufern des Nils pilgern oft nach dem Kloster des heiligen Macarius.“

(Fortsetzung folgt.)

Seit dem Jahre 1816 wurden in London Jahr für Jahr nachstehende Hinrichtungen vorgenommen:

Jahr	Zahl	Jahr	Zahl
1816	18	1826	16
1817	25	1827	17
1818	20	1828	22
1819	26	1829	28
1820	45	1830	6
1821	35	1831	4
1822	25	1832	4
1823	18	1833	5
1824	11	1834 bis zum November keine.	
1825	17		

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 22. 22 Januar 1835.

Ueber die neuere doktrinäre Philosophie in Frankreich.

Von Ed. Collow.

Erster Artikel.

Seitdem durch den Einfluß der französischen Philosophen des vorigen Jahrhunderts die Verstandeskräfte dominirend und die Wissenschaften ein Gemeingut der Massen geworden sind, haben die Franzosen ihre bürgerlichen und kirchlichen Einrichtungen vorzugsweise nur in einer abstrakt philosophischen Richtung auszubilden und ihre Wissenschaften durch Verstandeskombinationen neu zu beleben versucht. Die Geschichte, das Recht, die Religion schöpfen hieraus ihre Lehren, und seitdem die deutsche Aesthetik nach Frankreich verpflanzt worden, sind außer den Wissenschaften auch die Künste jener diktatorischen Gewalt unterworfen. Zwar lassen sich die Erscheinungen des gegenwärtigen französischen Philosophirens nicht so genau und scharf abgränzen, wie die deutschen, in denen gewisse divergirende Grundansichten hervortreten; auch kann man sich nicht verhehlen, daß die Franzosen in unserer Zeit eigentlich gar keine Philosophie besitzen, sondern daß nur vereinzelte philosophische Bestrebungen, ohne Wechselverhältniß und Zusammenhang, den Inhalt ihrer Philosophie ausmachen. Doch wäre es ungerecht zu verkennen, wie gerade in der letzten Zeit die Franzosen manches Tüchtige in einzelnen Zweigen der Philosophie geleistet, überhaupt den Horizont ihrer wissenschaftlichen Grundsätze merklich erweitert und die Bahn besonnener Wissenschaftlichkeit eingeschlagen haben.

Unter den vereinzelten philosophischen Richtungen und Bestrebungen in Frankreich hat sich in unsern Tagen die Schule der sogenannten doktrinären Philosophie mit Nachdruck hervorgethan. Ihre Anhänger bezeichnen in einer ernsten, abgemessenen, bisweilen hochtrabenden Sprache die Aufgabe der Philosophie. Jouffroy, einer ihrer Dolmetscher, behauptet, daß die Philosophie den Vorsitz führe bei den Entscheidungen über die Schicksale der Menschheit, daß sie allein die großen menschlichen Probleme löse, unsere socialen, politischen und kirchlichen Dogmen festsetze, und gleichsam den für jede Zeitepoche nothwendigen Bedarf von Wahrheit und Täuschung ab- und zuwäge. „Wenn im Laufe der Zeit zufolge eines verkehrten Treibens, fährt Jouffroy fort, große, welterschütternde Begebenheiten nahen, so hat allein die Philosophie den Beruf, diese Staatsumwälzungen heraufzubeschwören, indem sie eine Umgestaltung in den Geistern bewerkstelligt, bevor die Erschütterungen im Staatsleben in der Wirklichkeit vor sich gehen, indem sie die Kräfte der Seele gegen einen Punkt hinrichtet, und sich zu diesem Endzweck einiger auserlesener Jünger und Apostel bedient, denen sie die neue Lehre enthüllt und die predigen gehen in der Wüste, sich dem Feuertode, der Gefangenschaft und der Verbannung aussetzend, so lange bis eines Tags die Wahrheit, in die Massen gedrungen, siegreich und strahlend vor aller Augen erscheint, die Irrthümer, welche man fälschlich für Wahrheit gehalten, aufräumt und so lange ihre Herrschaft übt, bis sie selbst ein Irrthum wird."

Hiemit ist nun freilich der Talisman der Revolutionen ein für alle Mal zerschlagen, und es wäre ein völliger Mangel an Kenntniß des doktrinären philosophischen Systems, nach solchen Aufschlüssen noch ferner etwas Räthselhaftes oder Geheimnißvolles in den großen Völkererschütterungen ahnen zu wollen. Das Resultat des Doktrinarismus endigt charakteristisch genug in einer Art von heidnischem Fatalismus und christlicher Ergebung in die Macht der Thatsachen, und bietet so eine bequeme, den jedesmaligen Zeitbedürfnissen anpassende Theorie und ein kräftiges Argument sowohl für den weltverbessernden Enthusiasten wie für den ruhigen Spießbürger dar. Deßhalb begreift sich auch, warum der Philosoph Jouffroy als Deputirter bei den Verhandlungen über das Gesetz gegen die Associationen auf der öffentlichen Rednerbühne vor ganz Europa erklärte, es gäbe Zeiten in der Geschichte, wo diese, wie der einzelne Mensch, in einer unstäten, unendlichen Unruhe der Gedanken hin- und herschwanke, in denen Alles verworren, vielgestaltig, ungewiß, vieldeutig und abgerissenes Stückwerk sey und viele Wege eingeschlagen; aber wenige ausgegangen würden. Das jetzt lebende Geschlecht sey mit seinem Daseyn in solche ängstlich-ungewisse Zeit hineingefallen, und die Philosophie suche das große Geheimniß der socialen Ordnung und des Völkerglücks zu lösen; — ein Umstand, der ihn, den Philosophen Jouffroy, veranlasse, für die Beschränkung der den Menschen angebornen Rechte zu stimmen.

Man sollte glauben, daß eine Philosophie, welche sich das Vorrecht anmaßt, die Bewegungen des politischen Volksbewußtseyns zu leiten und zu bestimmen, — was in unserm politisirens

den und revolutionären neunzehnten Jahrhundert nicht wenig bedeuten will, — sich damit begnüge; aber ihr Ehrgeiz erstreckt sich auf Höheres: Cousin sagt irgendwo:

„Die Philosophie ist der Kultus der Ideen, und zwar der Ideen allein; sie ist die letzte siegreiche Anstrengung des Gedankens über jede äußere Form und jeden fremdartigen Bestandtheil; sie ist die höchste Stufe der Freiheit und der Intelligenz. Die ackerbauende Industrie war schon eine Befreiung aus den Banden der Natur, der Staat eine noch größere Befreiung, die Kunst ein neuer Fortschritt, die Religion ein noch größerer Fortschritt; die Philosophie erst ist die letzte Stufe der Befreiung, der letzte und höchste Fortschritt des Gedankens. Die Philosophie, die spätgeborne Schwester der Religion, schöpft in einem vertrauten, innigen Wechselverhältniß aus ihr mächtige Eingebungen; sie benutzt die heiligen Bilder, die Traditionen und erhabenen Lehren der Religion, verwandelt sie aber zugleich in ihre Substanz, in die ihr eigenthümliche Form; sie zerstört keineswegs den frommen Glauben, sondern sie erklärt und befruchtet ihn; sie erhebt ihn allmählich von dem Halbdunkel der symbolischen Auffassung in das helle Lichtreich der Vernunft und des reinen Gedankens."

An einer andern Stelle sagt Cousin, daß die ganze Philosophie auf drei Ideen beruhe, auf der Idee des Endlichen, des Unendlichen und der gegenseitigen Beziehung dieser zu einander, und daß Gott in seiner Allmacht nichts mehr sey, als das zwischen der Idee des Endlichen, der des Unendlichen und den Beziehungen derselben zu einander sich hin und herbewegende Prinzip. Dabei wird man unwillkürlich an Hegel erinnert, der gleichfalls seine Philosophie zur eigentlichen Seele, zum bewegenden Pulse des Weltalls macht. Das Universum in seiner unendlichen Fülle ist Hegeln nur der ewig zwischen der Einheit, dem Gegensatze mit sich und dem Zurücknehmen desselben sich hin und her bewegende Gott, den seine Philosophie erst zum Bewußtseyn von sich selbst bringt. Die französischen doktrinären Philosophen, insbesondere Cousin, gleichen insofern den Hegelianern, als auch sie das Wesen, die Sache selbst, mit der Form erkannt zu haben meinen, und sich in einen Aberglauben an das Formale verirren. Indeß sind wir weit davon entfernt, behaupten zu wollen, daß die Anhänger der doktrinären philosophischen Schule in Frankreich jene bis zur höchsten Virtuosität gesteigerte Dialektik und das unbestreitbare Verdienst, die ursprünglichsten Gedanken in wissenschaftlicher Harmonie zu ordnen, mit Hegel gemeinschaftlich hätten. Dazu müßten die Untersuchungen der doktrinären Philosophen über Logik, Psychologie und Aesthetik bereits auf den Höhepunkt gediehen seyn, den diese Zweige der Philosophie schon seit Jahren bei uns erreicht haben, und die französischen Philosophen überhaupt mit einem Fleiße und einer Selbstentäußerung arbeiten, wie deren wohl nur der Deutsche fähig ist. In den philosophischen Werken der Franzosen wirken noch Phantasie und Tiefsinn, Spekulation und Willkür mannichfach und oft höchst seltsam in einander, und es wäre sehr zu wünschen, daß das Bedürfniß einer strengen Methode bei ihnen fühlbar würde. Indirekt legen die doktrinären Philosophen selbst Zeugniß ab für diese Beschaffenheit der Sache; man sieht ihnen offenbar das Bestreben an, sich eine neue philosophische Sprache zu schaffen, und mehr innern Schematismus in ihr System zu bringen, welches sonst durchaus verschmäht wurde, und die vorzüglichsten jener Schule, welche Selbstständigkeit errungen, versuchen von hier aus den Doktrinarismus zu stützen. Doch darf dieses Bestreben noch so lange keine bedeutenden Hoffnungen erregen, als die Urheber desselben in dem historischen, wie spekulativen Elemente ihrer Schriften noch oberflächlich und ohne energische Ideenfülle zu Werke gehen. Sie sind keineswegs bemüht, ein neues und tiefes, zu vielfacher Entwicklung anregendes Prinzip in ihrem philosophischen System niederzulegen, sondern aus dem Gesammtresultat der bisherigen philosophischen Systeme Einzeines, nach ihrer Ansicht das Beste und Bleibende — in ihr System aufzunehmen und dieß Vereinzelte dadurch zu einem neuen Ganzen zu erheben.

(Schluß folgt.)

Ayesha das Mädchen von Kars.

(Fortsetzung.)

Die Aufregung, welche die Ereignisse dieses Tags in Kars erregten, ließen Osmond und seine Disputation gänzlich vergessen. Man sprach nur von den Machinationen Cara Bey's, denn da man seinen Vertrauten in Hassan erkannt hatte, so klagte man ihn, und nicht ganz mit Unrecht an, daß er das Unheil angerichtet habe. Erst in später Nacht dachte der Gefangenwärter wieder an Osmond und seine Gefährten, und war natürlich nicht wenig erstaunt, das Nest leer zu finden. Nachdem er seinen ersten Zorn durch allerlei gute türkische Redensarten, als: Allah bela versin (Gott schicke dir ein Unglück); Anna sena, baba sena satim (ich habe deinen Vater und deine Mutter verkauft), Luft gemacht hatte, beschloß er klüglich die böse Nachricht erst am andern Morgen dem Pascha mitzutheilen, wenn dessen Keief (Gemüth) wieder ruhig seyn würde. Als er jedoch am andern Morgen die Meldung machte, erwiderte der Pascha: Pek ayi (ganz gut!) klatschte in die Hände, und als sein erster Tschokodar erschien, sagte er im ruhigsten Tone von der Welt: „gib diesem Manne 100 Streiche auf seine Fußsohlen!" Vergebens schrie der Arme: aman, aman, seine Ahnungen waren nur allzurichtig gewesen, also beugte er sich den Beschlüssen des Schicksals, zog ruhig seine Pantoffeln und Socken aus, legte sich auf den Rücken, steckte die Füße in die Schlinge, und empfing seine hundert Hiebe; dann schlich er sich fort zu seiner Pfeife, besserte die Gefängnißthür aus, und dankte seinem Allah, daß die Sache nicht schlimmer abgelaufen.

Nun rief der Pascha den Mufti und die Aga's zu sich, und theilte ihnen die Nachricht von Osmonds Flucht mit. Der Armenier wurde befragt, und als sich dessen Unschuld ergab, wurde er beordert, Alles was Osmond zurückgelassen, herbeizuschaffen. Bald war dieß geschehen, und wer nur immer konnte, drängte sich herbei, um diese Dinge anzusehen. Zuerst wurde das Felleisen untersucht. Dieses enthielt nun hauptsächlich Osmonds Kleider: Westen, Halstücher, Hemden, Unterhosen, Strümpfe;

die Türken staunten nicht wenig, daß ein Mann so viele Dinge nöthig haben könne, deren Gebrauch ihnen größtentheils unbegreiflich war. Namentlich bewunderten sie eine glänzende Uniformjacke, als aber eine Lederhose zum Vorschein kam, konnte der Weisen Weisester nicht errathen, was dieß seyn solle, denn türkische Hosen gleichen vollkommen dem größten Müllersack. Man besah sie in allen Richtungen, inwendig und auswendig, vorn und hinten, endlich erklärte sie der Mufti für ein Kleidungsstück, und rief einen bärtigen Tschokodar herbei, um sie anzuprobiren. Der Mufti meinte indeß, das Ding sey ein Kopfputz, und somit wurde der Theil, den die Schneider den Sitz nennen, dem Tschokodar über den Turban hereingezogen, während die Beine über des ernsten Mannes Rücken und Schultern in schlangengleichen Falten herabhingen.

„Barikaliah!" (Gott sey gelobt!) rief der Mufti, „ich hab's; das ist wahrscheinlich der Anzug eines englischen Pascha's von zwei Roßschweifen." „Aferin" (vortrefflich) riefen alle Gesetzesjünger, aber der Pascha war ganz anderer Meinung; „das ist," rief er, „wahrscheinlich die Haut eines europäischen Thiers und ein Weinschlauch. Hier," sagte er zu einem Diener, „der Saka (Wasserträger) soll diese Löcher zunähen; statt Weins soll er künftig Wasser halten." Gesagt, gethan, zwei Tage nachher sah man die Hosen auf des Wasserträgers Rücken, später soll aber der Pascha sie wirklich als Weinschlauch verwendet haben.

Eben so wenig als über die Lederhosen konnte man sich über einen Stiefelknecht und ein Paar Stiefelzieher vereinigen, diese letztern wurden endlich für ein Marterinstrument erklärt, und dem Henker übergeben, um sie bei nächster Gelegenheit zu probiren.

Nun kam eine Toilette an die Reihe. Sobald sie die Menge Fläschchen sahen, wässerte jedem schon der Mund. Der eine kostete Eau de Cologne, der andere Lavendelwasser, die man beide für herzstärkende Mittel nahm, das fatalste Gesicht aber schnitt der Pascha, der durch die glänzende Farbe angelockt ein Fläschchen Myrrhenessenz fast ausgetrunken hatte. Der Mufti, sonst so ernst, konnte bei diesen Grimassen das Lachen nicht unterdrücken, die Untergeordneten dachten aber an ihre Fußsohlen, und hielten das Lachen. Inzwischen hatte der Imam eine silbereingelegte Büchse geöffnet, und darin eine Art dicken Brei gefunden, alsbald fuhr er mit dem Zeigefinger hinein, und damit nach dem Munde. Bald hatte er Ursache seine Lüsternheit zu bereuen; er hätte vor Eckel laut aufgebrüllt, wenn er sich hätte bloßgeben wollen, er räusperte, er spuckte, „was ist geschehen?" fragte einer höhnisch. „Seht!" brüllte der Pascha, erfreut einen Unglücksgenossen gefunden zu haben, „seht, der Imam ist krank." Die Art der verschluckten Substanz zeigte sich bald in dem weißen Schaum, der dem Imam vor den Mund trat; jetzt ergriff Schrecken die ganze Versammlung, sie glaubte er sey toll. Der unglückliche Imam stürzte endlich voller Verzweiflung zur Thüre hinaus, und jeder machte Platz, um nicht von ihm angerührt zu werden. Wir brauchen dem Leser kaum zu bemerken, daß er eine große Dosis Neapolitaner Seife geschluckt hatte.

Zahlreich waren die Mißgriffe, so genau auch jeder einzelne Artikel durchgemustert und so reiflich jeder derselben von den Anwesenden erwogen wurde. Eine kleine elfenbeinerne Büchse zog ihre Aufmerksamkeit an sich; sie war so artig gedreht, so nett, daß sie, wie Kinder um ein Spielzeug, sich zankten und jeder sie haben wollte, endlich überließ man sie dem Mufti. Dieser weise Mann hatte bisher auf Kosten anderer gelacht, jetzt sollte die Reihe auch ihn treffen. Nachdem er die Büchse auf alle mögliche Weise gedreht hatte, gelang es ihm endlich zu seiner großen Freude sie zu öffnen, und er sah eine kurze Röhre, umgeben von einer Anzahl ganz kleiner Hölzchen, das mußte des Franken Schreibzeug seyn. Die Flüssigkeit in der Röhre die Dinte, die Hölzchen die Federn; schnell steckte er ein Hölzchen in die Röhre, zog es wieder heraus, und plötzlich entstand eine Flamme. Wer beschreibt den Schrecken des Türken? er warf Alles von sich, als hätte er den Schaitan in Person in der Hand gehabt: „Ai Allah!" rief er mit weit starrenden Augen, und offenem Munde, mit den Händen an den Kißen sich anklammernd, und den ganzen Körper rückwärts gebeugt. Die andern hatten das Feuer gleichfalls gesehen, und traten scheu von der Büchse zurück, nur wenige waren zum Lachen aufgelegt. Endlich zog doch des Mufti komische Stellung die Aufmerksamkeit auf sich, und wer ohne Gefahr es thun konnte, lachte ihn tüchtig aus. Der ernste Soliman, der mehr von den Franken gesehen hatte als die andern, wagte es endlich, wiewohl mit großer Vorsicht, die Büchse aufzuheben, der Pascha aber bat ihn im Namen des Propheten, sie wieder hinzulegen, und befahl Bogos, dem Armenier, die ganze Maschine, Hölzchen und Alles aufzuheben, und auf seine Gefahr in den Fluß zu werfen, indem er bei dem Koran und allen Imams schwor, wenn der Teufel wieder unter ihnen erschiene, so wolle er nicht nur ihn, sondern jeden Armenier und Christen in Kars umbringen lassen.

Jetzt war nur noch das Medizinkästchen zu untersuchen, jeder fürchtete aber, es möchte ein neues Unglück geben. Als jedoch Bogos erklärte, der Franke habe, so oft er Medizin bedurft, immer aus diesem Kästchen etwas zu sich genommen, so wollte augenblicklich jeder Anwesende etwas haben, allein der Mufti, der immer noch einen satanischen Einfluß fürchtete, bat sie davon abzustehen. Indeß fiel ihm ein Auskunftsmittel ein, das sogleich in Vollzug gesetzt wurde. Er ließ so viel Juden als man im Augenblick auffinden konnte, vor den Pascha bescheiden. Einige dieser unglücklichen Auswürflinge lebten in Kars unter der härtesten Tyrannei; und wo ein Unheil über Jemand zu verhängen war, erhielten sie gewiß den ersten Theil. Bald wurde ein halbes Dutzend herbeigebracht und in einer Reihe aufgestellt, die Fläschchen aus der Kiste herausgenommen, und jedem von einer Medizin ad libitum eine gewisse Quantität eingegeben. Dann führte man sie in ein äußeres Zimmer, wo sie traurigen Muths dasaßen, gleich Verurtheilten ihr Schicksal erwartend, und ihren Tyrannen innerlich fluchend. Die Folgen derselben waren so mannichfach, als beweisend für die Kraft der Medizinen: die Türken waren voller Schrecken, die Juden in Eckel versunken. Allah! Allah! riefen die Anwesenden einer nach dem andern, und als die Ceremonie vorüber war, wurden sie alle ernstlich überzeugt, daß der Böse in Person ihre Stadt besucht habe. Die Medizinkiste wurde vorsichtig bei Seite ge-

schoben, und Alles, was direkt oder indirekt sich auf Osmond bezog, mit geziemendem Verdacht behandelt.

Die ganze Geschichte seiner Erscheinung in Kars, und seiner plötzlichen Abreise wurde von dem Pascha und seinen Kollegen als eine wichtige Sache in Erwägung gezogen. Die, welche nicht gerade glaubten, daß er der Teufel sey, waren wenigstens überzeugt, er sey mehr als ein gewöhnlicher Mensch. Die ganze Stadt war durch ihn in Verwirrung gestürzt worden, seine Geschichte war äußerst geheimnißvoll: er nannte sich Osman, *) und doch war er ein Christ. Er war ein Franke, und doch sprach er ihre Sprache, als wäre er ein Türke. Er kam aus dem Norden, und doch war er mit der Geschichte und den Sitten des Ostens bekannter als ihre gelehrtesten Mollahs. Er kam, Niemand wußte wann; er ging, Niemand wußte wie. Daß er mit dem Bösen im Bund stand, war augenscheinlich, denn man hatte ihn ja in Gesellschaft eines seiner berüchtigtsten Verehrer gesehen. Je mehr die Türken jeden einzelnen Umstand erwogen, desto mehr schüttelten sie die Köpfe, und zweifelten, ob Alles mit rechten Dingen zugehe.

(Fortsetzung folgt.)

*) So sprachen die Türken den Namen Osmond aus.

Mineralreichthum von Spanien.

Jedermann hörte wohl von dem Reichthume der spanischen Minen und der unermeßlichen Menge Goldes und Silbers sprechen, welche die Völker des Alterthums aus diesem Lande zogen, das damals ganz allein im Stande war, alle andern mit edlen Metallen zu versehen. Es ist indeß nicht nothwendig, uns nach Beispielen hiefür im Alterthum umzusehen, es liegen uns andere ziemlich nahe. Der gelehrte W. Bowlis behauptet, das Gebiet der Halbinsel sey an Mineralprodukten das reichste; der sächsische Minister in Madrid, Baron Forell, und der französische Chemiker Louis Proust, stimmen mit einander darin überein, daß Spanien, wollte es die Reichthümer seiner Minen untersuchen lassen, bald den Ruf der berühmtesten verdunkeln würde. Alte Actenstücke beweisen zur Genüge, daß die Silberminen von Guadalcanal, Cazalla und ihren Dependenzen, die gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts von zwei Brüdern, deutschen Minenarbeitern, Markus und Christoph Fugger, ausgebeutet wurden, ihnen solche unermeßliche Vortheile brachten, daß sie für sich selbst den Rang einer gefürsteten Familie in Deutschland erlangten, den sie den aus den spanischen Minen gewonnenen Reichthümern verdankten. Viele Schriftsteller, und hauptsächlich die Fremden, sprachen sehr verschieden über den Reichthum der Minen dieses Landes; die einen, indem sie ihn wo möglich übertrieben, die andern, indem sie deren Wichtigkeit herabzusetzen suchten. Es läßt sich aus offiziellen Dokumenten nachweisen, daß die Ausbeutung der berühmten Minen von Guadalcanal sammt denen von Cazalla und Galarosa, deren Entdeckung in das Jahr 1555 fällt, im Jahre 1576 aufhörte, und seitdem ward sie nicht wieder aufgenommen; die Arbeiten, welche noch bestehen, bezeugen, wie unermeßlich sie in einem so kurzen Zeitraume waren, und die Erinnerung daran lebt noch unter den geringen Resten von Bevölkerung, die man an diesen Orten antrifft. Man wird nicht behaupten können, daß in diesen zwei und zwanzig Jahren die Adern erschöpft wurden; die abgelegten Rechnungen, die Berichte der Agenten des königlichen Schatzes, auf dessen Rechnung die Ausbeutung damals bewerkstelligt ward, beweisen, daß die ersten Schmelzungen, die man mit dem Erze dieser Minen am Ende des Jahres 1555 und 1556 vornahm, an Silber einen Ertrag von einem Drittel und Fünftel lieferten, und daß man im Allgemeinen, so weit man die Ader in guter Ordnung und die bearbeiteten Schachte mit Umsicht verfolgte, aus jedem Centner Erz eine Arroba Silber, d. h. das Viertel seines Gewichts, gewann, und im Jahre 1570 gelangte man zu 100 und 163 Mark per Centner Erz. Niemals lieferten die reichsten Minen irgend eines Landes ähnliche Ergebnisse, und wir können nur wiederholen, diese Minen sind nicht erschöpft, da die chemischen Analysen, die in den letzteren Zeiten angestellt wurden, von dem Erz, das man, wie es der Zufall gerade an die Hand gab, in den verschiedenen Theilen der Minen nahm, einen Ertrag von neun Mark Silber auf jeden Centner gewährten. Man kann nicht zu oft wiederholen, Spanien ist an edlen Metallen das reichste Land der Welt, und die unermeßliche Menge Geld, welche es in den letzteren Zeiten als Ertrag seiner Metallausbeutungen erhielt, würde unglaublich seyn, wenn nicht auf authentische Weise der Beweis dafür geliefert werden könnte. Die Berge der Alpujarras und die Sierra von Gador erhielten von 1823 bis 1833 für enorme Massen Blei, die diese Länder auf alle europäischen Plätze warfen, 100 Millionen Franken, und dieß ist wohl der reellste Reichthum Spaniens, da es für dieses Geld nur ein wenig Arbeit gab. Was wird geschehen, wenn einmal die Silberminen mit der Umsicht, womit man heutzutage Arbeiten dieser Art leitet, ausgebeutet werden. Die Silberminen von Cazalla, Galarosa, Constantine und der Umgebung, im Bezirke Rio Tinto, Provinz Sevilla, sollen jetzt einem Franzosen verliehen seyn, der sich sogleich nach Paris begab, um eine Vereinigung von Capitalisten und fähigen Männern, zum Zwecke der Ausbeutung seiner Concession, zu Stande zu bringen. Dieses Unternehmen gehört unter die Zahl derjenigen, auf welche alle Wechselfälle des Kriegs, selbst die weniger vorausgesehenen, nur günstig einwirken können. Wer Silber zu Tage fördern kann, ist der Freundschaft des Siegers stets versichert.

Vermischte Nachrichten.

Das Chinese Repository vom Februar 1834 enthält folgende Nachrichten über den Zustand der chinesischen Finanzen: die Pekinger Staatszeitung vom 9 November 1833 gibt einen ausführlichen Bericht des chinesischen Finanzministers über das Budget. Er erklärt darin, daß die Staatseinkünfte aus den direkten Steuern, dem Salzmonopol und den Douanen sich in gewöhnlichen Jahren auf 40 Millionen Unzen Silber belaufen, während die Ausgaben in gewöhnlicher Zeit 30 Millionen betragen. Wäre daher, fährt er fort, kein Defizit in den Einnahmen, so könnte der Staat mit Leichtigkeit für alle seine Bedürfnisse sorgen; allein in den letzten Jahren hat sich ein sehr bedeutender Ausfall in allen Theilen der Staatseinnahme gezeigt, wodurch sie selbst in Jahren von Ruhe unzulänglich geworden ist, während die Rebellionen, Kriege und Theurungen der letzten Zeit die Schwierigkeit unendlich vermehrt haben. Der doppelte Aufruhr in den mohammedanischen Provinzen im Westen und der der Gebirgsvölker, genannt Miaotse, auf den südwestlichen Gränzen und andere Unglücksfälle haben das chinesische Gouvernement gezwungen zu entlehnen, und die Staatsschuld beläuft sich gegenwärtig auf 30 Millionen Unzen Silber. Im Oktober wurde daher ein Ministerrath gehalten, um über den Zustand der Finanzen einen Beschluß zu fassen, und das Kabinet entschloß sich, dem Kaiser vorzuschlagen, ein Amortissement auf den Verkauf der Diplome der Kandidaten zu öffentlichen Aemtern zu gründen, welcher bis zum fünften Monat des nächsten Jahres dauern sollte. — Dieß ist keine ganz neue Erscheinung in China, und ein Theil der noch lebenden Beamten hat bei einer ähnlichen Finanznoth seine Diplome zur Befähigung zu Staatsämtern erkauft; diese sehen den neuen Verkauf nur ungern, noch mehr aber das Volk, das aus Erfahrung zu wissen scheint, daß sich solche Beamte berechtigt glauben, sich durch Erpressungen wieder bezahlt zu machen.

*

In einigen Theilen Indiens haben die Eingebornen noch ein sehr rohes Verfahren, um das Fortschreiten der Zeit zu bezeichnen. Man läßt nämlich einen dünnen metallenen Becher, in dessen Boden sich eine kleine Oeffnung befindet, in einem Gefäße Wasser schwimmen, und da das Wasser durch die Oeffnung mehr und mehr eindringt, so sinkt der Becher in einer gegebenen Zeit — in 24 Minuten. Ein Diener hat auf das Sinken des Bechers Acht zu geben, und sobald dieß geschieht, schlägt er auf eine Glocke.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 23. 23 Januar 1835.

Eine Revolution in der argentinischen Republik.

In dem Jahre 182., in welchem der noch nicht beendigte Kampf der spanischen Kolonien gegen das Mutterland in Europa die größte Bewunderung erregte, erhitzte sich auch meine Einbildungskraft für die neuen Republiken, und ich reiste nach jenem Eldorado der Freiheit ab. Ich kam nach Buenos-Ayres und fand, daß man hier in der That die größtmögliche Summe von Freiheit genieße. Jedermann wollte Präsident seyn, und jeder war es auch, wenn die Reihe an ihn kam; zuweilen gab es auch gar keinen Präsidenten, und die an solche Zwischenspiele gewöhnte Republik befand sich deßhalb nicht um ein Haar schlechter. Ermüdet von den hochtrabenden Proklamationen, die jeder erließ, den eine der vier Revolutionen, welche sich seit meiner Ankunft Schlag auf Schlag gefolgt waren, zur Macht erhoben hatte, und von einer fünften bedroht, die man für den nächsten Monat angekündigt hatte, beschloß ich, in einer benachbarten Provinz Ruhe zu suchen. Im Entre-Rios, und besonders in seiner Hauptstadt Bajada, glaubte ich zu finden was ich suchte; es war weder zu weit noch zu nahe, nur höchstens 24 Stunden von Buenos-Ayres, und 24 Stunden sind in Amerika so viel als nichts. Vormals lebten die auf unermeßlicher Bodenfläche zerstreuten 10,000 Einwohner dieser Provinz von ihrem Ackerbau und ihrer Viehzucht in ziemlichem Wohlstand; allein jetzt war es anders. Die eine Hälfte des Jahrs erhielten sie sich von Wassermelonen und Orangen und die andere vom Eigenthum des Nächsten, de lo ageno, wie sie selbst sagten. Ihr Nahrungsstand dürfte sich, wie ich zu fürchten Ursache habe, auch jetzt noch nicht bedeutend verbessert haben. Einige kleine Schiffe, welche den Handel zwischen Buenos-Ayres und Corrientes betreiben, gehen zuweilen von Bajada, das am linken Ufer des Parana, Santafé gegenüber liegt, vor Anker, und verzehren einige Piaster im Dorfe; deßhalb gehören die Bajadanos auch zu den Glücklichen der Provinz, die nur selten genöthigt sind das zähe Fleisch des Vogels Strauß zu essen, zu dem ihre minder begüterten Mitbürger auf dem Lande ihre Zuflucht oft genug nehmen müssen.

Kurz vor meiner Abreise erhielt ich von dem mir bekannten Minister des Innern den Auftrag, ein amtliches Schreiben an den Gouverneur von Entre-Rios, Don Geronimo B**, zu übergeben, und schiffte mich dann, mit einem Paß versehen, an Bord einer Goelette ein, die noch an demselben Tage unter Segel ging. Langsam fuhren wir den majestätischen Parana hinauf, und gingen am neunten Tage vor der Hauptstadt von Entre-Rios vor Anker.

Ein halbes Dutzend mit Lumpen bedeckter Kinder und einige Gruppen von Gauchos, ihre Ponchos um sich geschlagen, und behaglich ihre Papiercigarren schmauchend, hatten sich am Ufer versammelt, um uns ausschiffen zu sehen. Gleichgültig ließen sie uns vorüber gehen, und schauten auf das Wasser, während wir das nicht hohe Gestade hinanstiegen, auf welchem Bajada erbaut ist. Die Stunde der Siesta war bereits eingetreten, folglich waren die Straßen wie ausgestorben. Nur einige alte Weiber, welche das Geräusch, das wir machten, an die Fenster gelockt hatte, sahen uns nach und verschwanden wieder, sobald ihre Neugierde befriedigt war. Ganz allein langte ich auf dem großen Platz an, den man in jedem Dorfe des spanischen Amerika's findet, nur von einigen Hunden begleitet, die übler Laune darüber, daß ich sie aus dem Schlafe geweckt, nicht übel Lust hatten, mich in die Beine zu beißen. Hier suchte ich mich zuvörderst zu orientiren: auf der einen Seite erkannte ich den Cabildo an dem ungewöhnlichen Luxus eines auf das Erdgeschoß aufgesetzten Stockwerkes, und an seinem Balkon, der Rednerbühne an patriotischen Festtagen. Gegenüber erhob sich eine kleine Kirche von so ungewöhnlicher Bauart, daß es mir unmöglich seyn würde, eine genaue Beschreibung davon zu geben; an den beiden andern Seiten sah man Häuser und Gärten von Orangen-, Oliven- und indianischen Feigenbäumen beschattet. Ein Gaucho ging vorüber; ich bat ihn mir zu sagen, wo ich den Gouverneur finden könne. Ohne mich anzusehen, deutete er mit dem Kopf nach dem Cabildo und setzte seinen Weg fort; ich folgte der Andeutung.

Ohne Jemand zu begegnen trat ich ins Erdgeschoß, und von da in ein dunkles Zimmer, wo das Tageslicht nur durch die Thür einfiel. Dieser gegenüber stand ein langer Tisch an der Wand, an welchem drei Männer saßen, die sich schweigend damit beschäftigten, geschnittenen Tabak, den sie gemeinschaftlich aus einer blechernen Büchse nahmen, in Papier zu rollen. Auf dem Tische lagen einige Bogen weißes Papier, ein Schreibzeug ohne Federn, Maisbrod, Trümmer von halbverbrauchten Cigarren bunt durcheinander, und ein beschmutzter Brief, welcher letztere die Zusammenkunft veranlaßt hatte. Noch ein zerbrochener Stuhl vollendete die Möblirung des Zimmers. In dem einen

von den Dreien, einem großen hagern Manne, mit knochigem Gesicht, in eine mit rothen Schnüren besetzte und auf allen Näthen mit Seide gestickte Aermelweste gekleidet, die durch einen bedeutenden Zwischenraum von den Beinkleidern getrennt war, erkannte ich, nach einer mir vorher schon gemachten Schilderung, Se. Excellenz Don Geronimo B**, Gouverneur der Provinz; der zweite, mit schlichten Haaren, in einem Reitrock mit schmierigem Kragen, war Se. Excellenz der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und der dritte, eine kleine duckmäuserische Mißgeburt in geistlicher Tracht, mit einem leichten Poncho über den Schultern, der Pater Las Piedras, Exfranziskaner von Buenos-Ayres, Exredacteur oder Direkteur von sieben Journalen und Flüchtling in Bajada, in Folge ich weiß nicht welcher Revolution, an der er Theil genommen hatte. Kurz ich befand mich den sämmtlichen Behörden der Provinz gegenüber.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die neuere doktrinäre Philosophie in Frankreich.

(Schluß.)

Es läßt sich nun zwar nicht in Abrede stellen, daß es gewiß ein wichtiges Werk wäre, alle vereinzelten Ansichten der Philosophie zur gegenseitigen Orientirung und scharfen Uebersicht zu bringen, das Verworrene und Unlautere davon hinwegzuschaffen, überhaupt ihre weitläuftigen Verhandlungen ins Enge zu ziehen, die Gegensätze auf den einfachsten Ausdruck zurückzubringen und auf diesem Wege einen neuen Fortschritt in der Philosophie herbeizuführen. Eine solche Kritik der Philosophie wäre kein äußerliches, zufälliges Thun, sondern eine nothwendige Leistung der Spekulation selbst, welche sich aus ihren isolirten Richtungen darin wieder zusammenfaßt und das Einzelne zu einem neuen Ganzen und zu höhern Combinationen erhebt; es wäre dieß die letzte Rechnung, welche die Philosophie mit sich abschließt, eine Epoche vollendend und damit zu einer andern neuen fortschreitend. Aber die französischen doktrinären Philosophen sind auf diesem Wege, gleich mehrern unsrer Landsleute, in ein schwieriges und gefährliches Fahrwasser verschlagen worden und auf die Klippe des Eklektizismus gerathen. Der Doktrinarismus hat sich so zu einem Juste-milieu zwischen Philosophie und wissenschaftlicher Schöngeisterei gestaltet und seine Organe nehmen bald die Farbe und Sprache einer streng systematischen Methode, bald die eines philosophischen Raisonnements an. Das doktrinäre System in der Philosophie bildet das Gegenstück zu jenem doktrinären Schaukelsystem in der Politik, welches, die Parteien nur nach ihren materiellen Kräften würdigend, bald auf die eine, bald auf die andere sich stützt und jede mystifizirt, in jeder Doktrin eine Wahrheit sucht, und jeder Partei wegen der Wahrheit, die sie vertritt, Beifall schenkt, keiner aber folgt und keine Wahrheit bis in ihre äußerste Consequenz realisirt, sondern jeden Satz durch seinen Gegensatz am Ende neutralisiren will. Die Unpartheilichkeit dieses Systems, wodurch es sich Manchem auf den ersten Blick empfehlen dürfte, ist in der That nur scheinbar; denn das Wahrheitskriterium, von dem der Anhänger desselben in seiner Wahl sich leiten läßt, ist doch nothwendig der einen oder der andern Doktrin entnommen, und so ist es am Ende nur die eine oder die andere Lehre, welche bei dem ganzen Verfahren wieder zum Vorschein kommt, aber nur mangelhaft, außer Zusammenhang und entstellt, so daß das System des Doktrinarismus oder Eklektizismus in der Philosophie sowohl als in der Politik immer das System der Schwäche und der Ohnmacht ist.

Die Doktrinärs behandeln die Philosophie, wie wenn sie stets vor einer mit dem Besten und Ausgesuchtesten besetzten Tafel säßen und ihnen daraus eine Auswahl nach Belieben und Geschmack zu Gebote stände; das ist nun zwar eine leichte und bequeme Sache für den Philosophen, aber dieß Kunststück kann ihm Jeder nachmachen, und das mehr oder weniger glückliche Gelingen desselben hängt nur von dem mehr oder minder scharfen Verstandeskalkül des Künstlers ab. Die Doktrinärs gestehen dieß selbst zu, indem sie trotz dem Versinken in die tiefen Lehren ihrer Vorgänger dennoch immer auf den gewöhnlichen Menschenverstand zurückkommen, und diesen für vernünftiger und tiefer als die größten Denker erklären. Jouffroy sagt in seinen Mélanges philosophiques in dem Artikel, überschrieben De la philosophie et du sens commun, p. 155: „Man kann den Menschen die Befugniß zu urtheilen nicht absprechen, weil eben die ganze Menschheit urtheilt, aber wie kann man die Urtheilsfähigkeit eines Plato, Descartes und Kant abläugnen? auch sie waren Menschen, und was noch mehr sagen will, Menschen von Genie, aber ihre Lehren sind keineswegs die Religion des Volks geworden. Die Religion des Volkes ist älter, als alle und jede Philosophie; die Philosophie hat sie durchaus nicht umgestaltet, sie hat alle philosophischen Systeme überlebt und diese Religion ist der gemeine Menschenverstand (sens commun.)"

Man beurtheilt die philosophischen Lehren in der Regel dadurch, daß man ihr eigentliches Ergebniß daraus ableitet; aber danach sehen wir uns bei den doktrinären Philosophen vergebens um. Jouffroy behauptet zwar, daß seine Philosophie den Stein der Weisen suche, sagt uns aber auch zugleich, daß sie ihn noch nicht gefunden; er gesteht selbst zu, daß es eigentlich keine Philosophie mehr gebe, sondern nur ein Gewirr widerstreitender Systeme, die in sich selbst immer weiter sich zu spalten und in vereinzelte Richtungen auseinander zu fallen Gefahr laufen, und daß ein fester, unangefochtener Besitzstand, welcher einer Wissenschaft erst ihre Existenz, wie den Maßstab ihres Fortschreitens gibt, in der gegenwärtigen Philosophie gar nicht vorhanden sey. In dem obenangeführten Werke p. 153 sagt er: „Es gibt keine Frage von Wichtigkeit, über welche die Philosophie eins mit sich selbst wäre; jeder Satz findet sicherlich irgendwo seinen Gegensatz und keines der größten aufgelösten Probleme der Philosophie konnte seither auf eine dauernde Weise Wurzel fassen, und der Macht der allgemeinen Meinung (des gemeinen Menschenverstandes) widerstehen, welche sie alle besiegt hat." Und weiter p. 170: „Seither hat es in der Philosophie bloß Philosophen gegeben, wie Plato, Descartes, Locke, Kant. Jeder von ihnen hat nach seiner Weise geist- und lichtvolle Ansichten über die intellektuelle

und moralische Welt niedergelegt, aber diese Ansichten erwarten noch eine Wissenschaft, welche sie in sich aufnimmt und ordnet; denn die Philosophie besteht noch nicht."

Es ist richtig, jedes neue System kann am Ende nur den Beweis seiner Nothwendigkeit führen; denn aus der Einsicht in die bisherigen Mängel erwächst ihm die eigene Aufgabe, und es rechtfertigt dadurch seine Existenz, daß es gerade für seine Zeit und im Zusammenhange seiner Bildung als ein nothwendiges sich geltend zu machen weiß. Nichts wäre in der That verdienstlicher, als wenn die doktrinären Philosophen in ihren Untersuchungen das Gesammtresultat des bisherigen Philosophirens aussprächen und es zum eigentlichen Bewußtseyn brächten. Sehen wir uns aber um nach dem, was sie zur Herbeiführung dieses neuen Fortschritts, zur Begründung eines neuen Systems in der Philosophie geleistet, so bleiben ihre Vorarbeiten weit hinter ihren Versprechungen zurück.

Die doktrinäre Philosophie bewegt sich noch immer in dem alten scholastischen und aristotelischen Kreise. Ihre Eintheilungen in Metaphysik, Logik und Moral sind noch die alten. Alle Wissenschaften haben seit 50 Jahren einen bewunderswürdigen Höhepunkt erreicht, seitdem sie diese Methode a priori, welche sie Jahrhunderte lang gefesselt hielt, auf die Seite geschoben und zuerst Beobachtungen und Entdeckungen machten, und dann generalisirten und klassifizirten. Die Philosophie allein, welche sich diese glückliche Umwälzung in den Wissenschaften zuschreibt, verharrt bei ihren alten verderblichen und verknöcherten Irrthümern; sie klassifizirt, bevor sie noch Entdeckungen gemacht; sie behält ihren alten Rahmen bei, den sie sich selbst zubereitet hat, und schiebt ihn nach Gefallen weiter auseinander, ehe sie noch weiß, ob sie ihn werde ausfüllen können.

In der Moral verfährt man entweder bloß berichtend, indem man Meinung an Meinung über das Pflichtprinzip anhäuft, oder billigend und tadelnd, indem man Behauptung gegen Behauptung aufstellt; sie preisen die reine Sittenlehre des Christenthums, stellen aber statt des Prinzips der Freiheit die Sklaverei der Pflicht, und statt des Gesetzes der Liebe den dürren Begriff der Tugend an die Spitze ihres Moralsystems. Denn sie sagen: „Die Metaphysik sucht die geistigen Fähigkeiten im Menschen auf; die Logik leitet diese zum Besitz des Wahren, und die Moral zum Besitz des Guten!"

In der Logik sind die doktrinären Philosophen auch nicht weit gediehen; Condillac und La Romiguière haben immer noch das Meiste und das Neueste unter den französischen Philosophen für diesen Theil der Wissenschaft geleistet. Die Gesetze des Verstandes ausfindig zu machen, daß Jedermann so denken könne, wie Archimedes und Newton, wird den Doktrinärs eben so wenig gelingen, als unsern Aesthetikern es gelingt, uns zu lehren, wie man den Meißel und den Pinsel handhaben muß, um den Apollo von Belvedere und eine Raphaelische Madonna hervorzubringen.

Von der Metaphysik sagt Maine de Brian, den Cousin für den größten Metaphysiker des Jahrhunderts erklärt: die Metaphysik umfaßt die Ontologie und Psychologie. Die Ontologie aber ist die Wissenschaft der Wesen (la science des êtres). Da der Gedanke des Seins (l'idée d'être) der allgemeinste aller Gedanken ist, so muß man mit der Wissenschaft der Wesen anfangen." Man siehet, die Anhänger des Doktrinarismus möchten sich gerne eine eigene Terminologie, eine philosophische Sprache bilden, um das Gewöhnliche in allerlei Ausspinnungen aufgerissener, philosophischer Schlagwörter zu verkleiden. In ihren philosophischen Produkten gaben sich schon einzelne Schattirungen und Uebergänge zu diesem Bemühen zu erkennen, welches um so eitler ist, da scholastische Unverständlichkeit der französischen Sprache unmöglich wird und ihrer Natur geradezu widerspricht. Darum hat auch die doktrinäre Literatur in Frankreich den Eindruck einer unerfreulichen Verwirrung hervorgebracht, und ihre Vertreter haben einen großen Theil des üblen Rufes, in dem sie stehen, selbst verschuldet.

Die doktrinäre Philosophie hat, wie ein großer Theil der unsrigen, sich losgetrennt von Gott, dem Urquell jeder wahren Philosophie, und damit ihren Ursprung vergessen. Die Philosophie, der erste Akt des Nachdenkens, die spätgeborne Tochter der Reflektion, muß stets einen höhern Stützpunkt zur Grundlage nehmen, und auf diesen sich stützend, kann sie beobachten und ihre Beobachtungen generalisiren. Ein Anderes ist es, wenn sie materielle Thatsachen untersucht; eine andere Basis hat Cuvier, wenn er die Naturwissenschaften klassifizirt, oder Alibert, wenn er eine Physiologie der menschlichen Leidenschaften gibt; eine andere aber muß sich Jouffroy wählen, wenn er die socialen und religiösen Dogmen der Menschheit seiner Prüfung unterwirft.

So ist denn der Doktrinarismus eine bloße Fiktion geworden, die nur dazu gemacht zu seyn scheint, um ihren Anhängern Stellen, Titel, Ehren und öffentliche Lehrstühle zu verschaffen, worin am Ende das einzig Reale besteht, welches die Doktrinäre heutzutage besitzen. Die doktrinäre Philosophie hat sonst weder eine bestimmt ausgesprochene Richtung noch feststehende Principien; sie lehrt uns nichts Neues, denn sie weiß selber nicht, was sie will; sie berührt Alles, sie bespricht Alles, ohne es zu ordnen und zu bestimmen; sie stellt alle Fragen auf, unterläßt aber deren Lösung; kurz, sie bietet ein Bild von widerstrebenden Meinungen und entgegengesetzten Träumereien dar, das einem unverdorbenen Gemüthe, welches nach der Erquickung eines reinen, scharfen und gesunden Urtheils schmachtet, nur Widerwillen erregen kann.

Chronik der Reisen.

Schreiben über Aegypten vom Monat März 1831; aus Michauds und Poujoulats Briefen über den Orient.

(Fortsetzung.)

Die Nilschiffahrt ist, besonders in der gegenwärtigen Jahreszeit (März), nicht ohne Gefahr. Oft hatten wir widrige Winde und wurden nicht selten von Stürmen befallen. Der Kamsin hüllte uns zweimal in Sandwolken und nöthigte uns an einem steilen Ufer Schutz zu suchen. Was wir aber noch mehr als den Kamsin fürchteten, waren die Räuber, welche in gewissen Dörfern am Nil wohnen. Alle diese Dörfer waren unsern Schiffern wohl bekannt, die sich auch wohl hüteten, während der Nacht in ihrer Nähe anzulegen, und uns oft ermahnten, auf unserer Hut zu seyn. Die arabischen Räuber lauern den vorüberfahrenden Schiffen auf, überfallen die Reisenden im Schlaf, plündern sie und nehmen ihnen zuweilen auch das Leben. Von den neuern Begebenheiten

dieser Art, die man uns erzählte, ist mir die folgende im Gedächtniß geblieben: Ein Kaufmann von Alexandria begab sich, nachdem er in Kairo einige tausend Piaster gewonnen hatte, mit seinem Geld in seine Vaterstadt zurück, und beging zu Terraneh, wo er ans Land stieg, die Unvorsichtigkeit, von der Summe zu sprechen, die er bei sich führe. Als er sich wieder in sein Schiff begab, war es bereits Nacht geworden; bald darauf hörte man Flintenschüsse und das Jammergeschrei des Kaufmanns von Alexandria, der unter den Händen der Mörder sein Leben aushauchte. Mehemet Ali führt schon seit langer Zeit einen Vertilgungskrieg gegen diese Piraten des Nils; mehrere ihrer Dörfer wurden niedergebrannt, aber dennoch hat man sie noch nicht gänzlich ausrotten können. Ammianus Marcellinus sagt, daß zu seiner Zeit keine Strafe irgend einer Art vermögend gewesen sey, die Aegyptier von ihrem unglücklichen Hange zum Diebstahl zu entwöhnen. Die Zeit hat hierin nichts geändert; Aegypten hat seinen alten Ruhm verloren, der Hang zum Diebstahl und seine Freudenmädchen aber sind ihm geblieben. Uebrigens muß man bekennen, daß es nirgends in der Welt gewandtere Diebe geben kann, als diese Araber auf ihren nächtlichen Raubzügen. Alles, was man von den Gaunern unserer großen europäischen Städte erzählt, ist nichts gegen die Verschlagenheit, mit der ein Fellah zu Werke geht, wenn er sich des Eigenthums eines Andern bemächtigen will. Allen Gefahren trotzt er, alle Hindernisse weiß er zu überwinden; einen ganzen Tag hält er sich, wenn es seyn muß, selbst an den ekelhaftesten Orten verborgen, windet sich wie eine Schlange durch alle Schlupfwinkel und schlüpft wie eine Eidechse durch eine Mauerspalte. Kommt endlich der günstige Augenblick, so ist sein Vorhaben in einer Minute ausgeführt; ein Haus, ein Schiff ist im Augenblick ausgeplündert, und zieht er ab, so kann man darauf rechnen, daß man da, wo er war, auch nicht das Geringste mehr findet. Damit man sie nicht erkenne, und um desto leichter entschlüpfen zu können, pflegen diese Räuber ganz nackt auf ihre Expeditionen auszugehen, und selbst wenn man sie entdeckt, haben sie in einem Augenblick die Wüste erreicht, wo man ihrer so leicht nicht habhaft werden kann.

Während der ersten Tage einer Nilfahrt ist man entzückt von der Scenerie, die sich den Blicken bietet; da aber die Ansicht des Landes stets dieselbe bleibt, da man nichts als diese Dörfer mit ihren Erdhütten, Minarets und Palmbäumen, nichts als Kanäle mit Dämmen, weite Flächen mit reichen Ernten und zerlumpte Fellahs sieht, so wird man dieser Aussicht bald müde. Auch der Lauf des Nils bietet keine Abwechslung, und oft glaubt man sich noch an demselben Ort zu befinden, wenn man auch schon einige Stunden zurückgelegt hat. Binnen zwei Monaten beginnt der Nil zu steigen; dann wird er aus seinen Ufern treten und die Ebenen überschwemmen; die Dörfer und Flecken werden wie kleine Inseln und das Delta wie ein Archipel aussehen. Hierauf tritt der Fluß in seine Ufer zurück, man bebaut das Land und neue Ernten keimen aus der Erde empor.

Die Geschichte sagt uns, die Aegyptier seyen von melancholischer Gemüthsart gewesen und hätten deßhalb der Zerstreuung bedurft. Dieß kommt mir sehr wahrscheinlich vor, denn jene ermüdende Einförmigkeit, die sie stets vor Augen hatten, konnte sie gar wohl zur Traurigkeit geneigt machen. Es kommt mir dieß um so glaublicher vor, als ich mich selbst von Langweile gepeinigt fühle.

Acht Tage sind verflossen, seit wir von Rosette abreisten; wir haben alles Merkwürdige gesehen. Täglich kamen wir durch mehrere Dörfer, die uns nichts Neues boten, als ihre Namen. Je weiter wir vorwärts kommen, um so mehr schwindet mein Verlangen ans Land zu steigen und es zu beschauen. Meine ganze Aufmerksamkeit ist auf unser Kanje gerichtet, und ich muß Ihnen daher noch eine Schilderung von der Art und Weise machen, wie wir auf demselben leben.

Unsere Kajüte, wenn man sie so nennen kann, hält zehn Fuß ins Gevierte; man kann nicht aufrecht darin stehen, und ich bin deßhalb gezwungen stets zu sitzen oder zu liegen. Eine Thüre führt nach dem Vordertheil der Barke und eine andere nach einem kleinen Verschlage, wo unser Gepäck liegt. Zu beiden Seiten unserer Kajüte sind kleine Fenster angebracht, durch die wir die Ufer des Nils wie in einer Zauberlaterne sehen. Wir sind zu drei in dieser Celle; bei mir ist der treue Anton, und als Reisegefährten haben wir einen Kaufmann aus Neufchatel bei uns, einen braven Mann, dessen Waaren, die er in Kairo abzusetzen gedenkt, sich in einer andern Kanje befinden, die mit der unsrigen fährt.

Unsere Schiffer sind junge Männer von 25 bis 30 Jahren, die sehr stark zu seyn scheinen. Ich bemerkte, daß sie auf den Armen und der Brust Charaktere, mit Pulver oder Antimonium eingerieben, tättowirt hatten, ein Gebrauch, den man im Orient allenthalben findet; Männer und Weiber sind wie Waarenballen gezeichnet. Unsere Schiffer sprachen nur Arabisch, und drückten sich so lebhaft aus, daß man, ungeachtet ihrer sonst friedlichen Gemüthsart, hätte glauben sollen, sie wären zornig. Wenn sie ruderten, so stimmten sie einen Gesang an, der ihre Bewegungen zu begleiten schien. Dieser eintönige Gesang hielt sie im Athem, wenn die Stimme sich hob, flog die Barke auf den Wogen dahin, und sank sie, so entfielen die Ruder ihren Händen und die Mannschaft schlief ein; wurde die Kanje dann nicht vom Winde getrieben, so blieb sie unbeweglich. Die Fahrt auf dem Nil ist, wie bereits erwähnt, nicht ohne Gefahr; die hochstehenden Segel sind dem Winde sehr ausgesetzt und das Fahrzeug kann leicht umschlagen, um so mehr, als alle Manövers sehr nachlässig ausgeführt werden. Ich habe sogar von Marineoffizieren sagen hören, daß sie die Fahrt auf dem Nil mehr scheuen, als die auf dem mittelländischen Meer und dem Ocean. Auf alle Vorstellungen, die ich unserem Reis wegen der Art, wie das Fahrzeug geleitet werde, machte, erhielt ich stets die Antwort: „Es ist so Sitte.“ Zuweilen stießen wir auf umgeschlagene Fahrzeuge, und wenn wir nach der Ursache dieses Unfalls fragten, hieß es immer: „Gott hat es so gewollt.“

Unsere Schiffer hielten den Ramadan sehr gewissenhaft; sie rauchten den ganzen Tag nicht, und würden es für eine Sünde gehalten haben, einen Tropfen von dem Wasser des Nils zu trinken. Man muß die Aufmerksamkeit sehen, mit der sie die Stunden und Minuten zählten. Stets sahen sie nach der Sonne, um zu wissen, wie viel es an der Zeit sey; je näher der Abend heranrückt, um so größer wird ihre Ungeduld, denn sie harren mit Verlangen, daß die Nacht ihnen das Zeichen gebe sich ihrem Appetit überlassen zu dürfen. Man darf indeß nicht glauben, daß es alsdann sehr festlich zugehe; ihre Mahlzeit besteht gewöhnlich in etwas Reiß, den man mit ein wenig Salz sieden läßt, und ihren Durst löschen sie mit nichts als dem Wasser des Flusses. Nur der Reis kam alle Abende in unsere Kajüte, um sich einen Schluck Branntwein zu erbitten, den er ohne Vorwissen der Mannschaft trank. Vor Aufgang der Sonne nimmt man eine zweite Mahlzeit zu sich, und dann fängt das Fasten wieder so streng an als am Tage zuvor. Diese Pönitenz hatte auch einen indirekten Einfluß auf uns, denn die vom Fasten ermatteten Schiffer hatten wenig Lust zur Arbeit, und unser Kanje ging nur langsam vorwärts.

Was uns betrifft, so erwarteten wir das Ende des Tages nicht, um zu speisen. Wir hatten zwei Köche, die sich mit unserer Mahlzeit beschäftigten; um 8 Uhr Morgens tranken wir Kaffee mit Büffelmilch, wenn wir deren bekommen konnten. Um 4 Uhr Nachmittags wurde unser Mittagsmahl aufgetragen, das aus Hühnern oder Tauben bestand, von Ibrahim zubereitet, der, bevor er sie an den Spieß steckte, nie unterließ, die religiösen Worte auszusprechen, ohne welche alles Fleisch von den Moslems als unrein betrachtet wird. Zuweilen, wenn uns das Glück wohl wollte, hatten wir auch wohl Schöpsenfleisch, das in Aegypten sehr geschätzt und von den Arabern mit dem Theriak verglichen wird. Unser Koch Ibrahim ist ein Spaßvogel nach der Weise des Landes; er versteht einige Brocken Italienisch, weßhalb wir ihn mit dem Titel eines Dolmetschers beehrten. Wir lehrten ihm auch einige französische Redensarten, die er wie ein Papagay laut hersagte, ohne deren Sinn zu verstehen. Unter andern ließen wir ihn die Worte sagen: „Alle Araber sind Spitzbuben,“ die er nun sehr oft, und meist recht passend, mit allerlei Grimassen begleitet, anbrachte. So oft Araber auf unser Schiff kamen, verfehlte er nie, sie nach der Sitte des Landes zu fragen: „Was macht Euer Kameel, Eure Büffel, Eure Tauben, Eure Hühner und Eure Kinder?“ Dann wendete er sich zu uns und sagte seine eingelernte Lektion: „Alle Araber sind Spitzbuben,“ was uns oft nicht wenig belustigte.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 24. 24. Januar 1835.

Notizen, gesammelt auf einer Reise durch die Normandie.

2. Cherbourg.

Eine Viertelstunde von Cherbourg liegt der Berg du Roule, troz seiner Steilheit, die von Woche zu Woche zunimmt, und an manchen Stellen einer Mauer gleicht, wird der Berg jeden Tag auf der Seite gegen das Meer durch eine große Menge Arbeiter abgegraben. Ein Theil derselben trennt mit Keilen und Brechstangen diejenigen Steinmassen los, welche die Explosion der Minen gesprengt hat, und läßt Felsenblöke von 10,000 Pfund und darüber, an den Fuß des Berges hinabrollen; andere hängen an langen Seilen, und hauen neue Minen in den Fels, oder laden die bereits gegrabenen und steken sie in Brand. Dreimal des Tages, an schon zum Voraus bestimmten Stunden finden diese Explosionen statt, wozu eine auf dem höchsten Punkte aufgestekte rothe Fahne das Zeichen gibt. Dieß ist die erste zum Bau des Dammes unternommene große Arbeit.

An derjenigen Stelle, wo der Abhang des Berges nicht steil genug ist, um die losgebrochenen Steinmassen mit Leichtigkeit bis an den Fuß hinab zu rollen, ist eine Eisenbahn mit doppeltem Geleise angebracht; kurze und starke Karren laden hier die Felsenblöke auf, welche ein mächtiger Krahnen bis hieher gebracht hat, und transportiren sie bis auf den Kay des Handelsbassins, wo andere Krahnen sie auf Schiffe hinüberschaffen, mittelst welcher sie hierauf an der geeigneten Stelle der Bucht versenkt werden. Wie vorsichtig man auch bei allen diesen Arbeiten zu Werke geht, so ist es doch nicht möglich, alle Unglüksfälle dabei zu vermeiden.

Hat die Fluth das Meer so hoch erhoben als der Spiegel des Bassins liegt, so segeln die beladenen Schiffe entweder wenn der Wind günstig ist, unmittelbar nach dem Damme, oder sie werden durch ein ausschließlich zu diesem Dienste bestimmtes Dampfschiff am Schlepptau dahin gezogen. Dort angelangt, werden die Felsenblöke in das Meer versenkt. Der Sorge, denselben eine feste Lage zu geben, wird den Wellen überlassen, die in kurzer Zeit diesen Zwek erfüllen. Nach Verlauf von drei bis vier Wochen erhalten diese Steinmassen einen grünlichen Ueberzug, worauf später das Meergras seine dichten Wurzeln um dieselben schlingt.

Auf der entgegengesetzten Seite, wo die furchtbaren Wogen von Norden und Nordwesten heranstürmen, werden diejenigen Steinmassen versenkt, welche bestimmt sind, diese Wogen zu schwächen und zu brechen. Auf demjenigen Theile des Dammes, den das Meer zur Zeit der Ebbe entblößt, werden seit einigen Jahren Kisten mit behauenen Steinen neben einander gestellt, und auf diesen ein breites Mauerwerk aufgeführt, das sich mit jenen Kisten vermittelst eines metallischen Kittes zu einer kompakten Masse vereinigt. Dieses System hat das Schiksal aller neuern Versuche gehabt, mit jedem Tage wird die Ausführung leichter und besser, und es steht zu hoffen, daß dadurch der Damm eine Widerstandsfähigkeit erhalte, welche den Stürmen und Wogen selbst zur Zeit des Aequinoctiums Troz zu bieten vermag, und daß Unglüksfälle, wie sie sich in den Jahren 1807 und 1808 ereigneten, *) nicht ferner statt finden werden. Diese neue Arbeit wird in östlicher Richtung ausgeführt; sie wird bis auf 500 Toisen vom Fort der Insel Pelée fortgesezt werden, und durch das Feuer eines andern Forts am äußersten Ende des Dammes wird der Durchgang durch diesen Paß jedem feindlichen Geschwader untersagt werden können.

Die Arbeiten des Dammes wurden vor 50 Jahren angefangen, seither mit manchen Unterbrechungen fortgesezt, und werden wahrscheinlich nach verschiedenen Systemen beendigt werden; das erste System mit kegelförmigen Kästen **) ward im Jahre 1788 aufgegeben. Zur Zeit des Konvents und des Direktoriums vergaß man über den politischen Stürmen die des Oceans, und erst unter dem Kaiserreiche wurden die Arbeiten des Dammes wieder aufgenommen. Napoleon verwendete jedes Jahr 700,000 Franken darauf. Unter der Restauration blieben

*) Die Stürme am 18 Februar und am 29 Mai 1807 richteten große Verwüstungen an dem Damme an. Der Sturm am 12ten Februar 1808 trieb die Wellen über die in der Mitte erbaute Batterie Napoleon, und riß die Schulterwehren nieder. Alle Gebäude, welche der Besazung zur Unterkunft dienten, wurden zerstört, und mehr als 400 Menschen kamen dabei ums Leben.

**) Diese Kästen bildeten eiserne abgestuzte Kegel ohne Boden mit einem Durchmesser von 140 Fuß an der Grundfläche, und von 60 Fuß an der Oeffnung; leer wog jeder derselben 20,000 Ctr., und kostete 400,000 Franken; um ihn zu füllen brauchte man 500 Schiffslasten, oder 500,000 Kubiktoisen Steine, welche etwa 160 Millionen Pfund wogen.

die Arbeiten wieder 8 Jahre lang liegen. Erst im Jahre 1823 ward eine Summe von 300,000 Franken auf die Batterie des Centrums verwendet; im Jahre 1827 erhöhte der Minister Hyde de Neufville diese Summe auf die von Napoleon ausgesetzten 700,000 Fr. Im künftigen Jahre wird sie bis auf 1,700,000 Fr. gebracht werden, und diese Summe wird gestatten, die Mauerwerke des Dammes, an denen man gegenwärtig arbeitet, beträchtlich zu fördern.

Nach den Berechnungen des Ingenieurs Cachin wurden bereits mehr als 3,700,000 Kubikmeter Steine in die Bucht von Cherbourg versenkt, und bis zur Vollendung des Dammes müssen noch gegen 2,800,000 Kubikmeter versenkt werden. Bis auf diesen Tag belaufen sich die Ausgaben auf mehr als 31 Millionen, und eine gleiche Summe wird für nöthig erachtet, um das Werk zu vollenden.

Es steht noch in Frage, ob der Hafen von Cherbourg je einen großen Werth in kommerzieller Beziehung erhalten wird. An einem der Enden des Königreichs gelegen, ohne Flüsse und schiffbare Kanäle, die ihn mit dem Innern des Landes in Verbindung setzen, hat er nur Werth für den Krieg. Seine breite, tiefe und sichere Rhede kann mit keiner andern in Frankreich verglichen werden; sie würde für 50 Linienschiffe hinreichen, die nach allen Richtungen und zu jeder Zeit aus derselben auslaufen könnten; ein unermeßlicher Vortheil sowohl für den Angriff als für die Vertheidigung, der aber von seiner Wichtigkeit verliert, nach Maßgabe, als die Interessen der Aufklärung die blinden Leidenschaften verdrängen.

Ich besuchte den militärischen Hafen mit seinen Umgebungen. Dieses Werk Napoleons trägt ganz das Gepräge seines Genie's: hier spricht sich ein Willen aus, der stärker ist, als alle Hindernisse der Natur. Der prächtige Vorhafen ward in den Felsen gehauen. Dicht daneben sind die schönen bedeckten Stapelplätze zum Bau der Schiffe erbaut. Allein diese Arbeit geht hier nicht besser, noch rascher von Statten, als anderwärts. An dem Friedland, einem Schiffe von 120 Kanonen, wird seit 22 Jahren gebaut, und doch ist der Tag, an welchem derselbe in See stechen wird, noch lange entfernt, obwohl er schon drei Kiele und eben so viele Namen abgenützt hat. Zuerst hieß er der Inflexible, welchen Namen er zweimal verlor, das erstemal um der König von Rom, das zweitemal um der Herzog von Bordeaux genannt zu werden. Seit 1830 ist sein Name wieder der Friedland.

Eine Revolution in der argentinischen Republik.

(Fortsetzung.)

Don Geronimo ergriff meinen Paß, den ich offen darreichte, betrachtete einen Augenblick lang das oben anstehende Wappen der Republik, dann den Stempel der Polizei, wendete ihn hierauf um, hielt ihn dann bei zwei Minuten lang in schräger Richtung, und gab ihn endlich seinem Minister mit den Worten: „Lest.“

Der Minister las ziemlich geläufig: Nation, Franzose; Farbe, weiß; Stand, ledig; Alter, 25 Jahre; Augen schwarz.

„Genug,“ rief Don Geronimo, „schwarze Augen, das genügt; die Identität ist klar,“ und mit diesen Worten bot er mir die Cigarre, die er eben bereitet hatte.

Ich nahm sie mit der einen Hand, und reichte ihm mit der andern das Schreiben der Regierung, das ich für ihn mitgebracht hatte. Es ging dieses, gerade so wie mein Paß, in die Hände des Ministers, der es öffnete und mit lauter Stimme vorlas. Es war eine Art Proklamation im ausgesuchtesten diplomatischen Style und in den pomphaftesten spanischen Ausdrücken.

„Que quiere decir eso? Vaya!“ rief Don Geronimo. „Glauben Sie denn, daß ein Christenmensch im Stande ist dieses verfluchte Kauderwelsch zu verstehen? Die Fremden sind's, von denen sie diese patrañas del demonio lernen.“

„Da kommt noch eine Nachschrift,“ sagte der Minister, „wartet: Mein lieber Gouverneur, halten Sie sich bei dieser Vorrede nicht auf; die Regierung will Ihnen nur ganz einfach eröffnen, daß Sie auf Ihren Patriotismus und nöthigenfalls auf Ihren Beistand zählt. Leben Sie noch tausend Jahre.“

„Ah, das läßt sich hören,“ rief Don Geronimo, indem er tief aufathmete, als ob ihm eine schwere Last vom Herzen gefallen wäre.

Es entspann sich jetzt eine Unterhaltung, bei der die allen Glauben übersteigende Nullität des würdigen Gouverneurs ins hellste Licht trat, obschon es ihm nicht an einer gewissen Feinheit fehlte. Er hatte sich zu einer Zeit auf seinem Posten zu behaupten gewußt, wo ein Geschickterer vielleicht gefallen wäre. Die geographische Lage seiner Provinz, zwischen Santafé und Buenos-Ayres, den beiden Herden des Föderalismus und Unitarismus, brachte ihn so zu sagen, fortwährend zwischen Hammer und Amboß. In dieser rathlosen Lage war eine Art Juste-Milieu von eigener Erfindung Don Geronimo's einziges Hülfsmittel. Wenn Buenos-Ayres zwanzig Rekruten von ihm verlangte, schickte er deren sechs, und entschuldigte sich mit dem Mangel an tauglicher Mannschaft in seiner Provinz. Wurde von Santafé, das er mehr fürchtete, eine ähnliche Forderung gestellt, so schickte er zwölf und versprach die übrigen in kürzester Frist zu stellen. Indem er so nach zwei Seiten hin gab, war es ihm gelungen, mit seinen unbequemen Nachbarn ein friedliches Einverständniß zu unterhalten.

Zuerst sprach er von Napoleon, und dann führte ihn der Styl der eben gehörten Proklamation auf die Fremden, welche fortwährend in das Land strömten. Don Geronimo prophezeite aus diesem Zufluß den Untergang der Republik: „Das Land ist gut, sagte er, aber es gehört nicht mehr uns, es gehört den Fremden. (Ich war der einzige zu Bajada.) Diese sind die Heuschrecken, welche das Vaterland aufzehren. Bevor noch die Ketzer unser Vieh und unsre Häute ausführten, galt ein Ochse einen halben Piaster, jetzt kostet er sieben, und wer kann sagen, wie weit dieß noch gehen wird.“

Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten und der Pater Las Piedras stimmten durch Kopfnicken dieser ökonomisch-politischen Bemerkung bei; indeß waren alle drei aber noch von einer andern weit lebhaftern Furcht beseelt. Die Erscheinung des Kometen von 1832 war ihnen bekannt, und eben sowohl,

daß diese den Untergang der Welt nach sich ziehen sollte. Diese Gott weiß wo entstandene Prophezeiung war auch in die Journale von Buenos-Ayres übergegangen, und hatte sich so über die ganze Republik verbreitet, wo sie nicht wenig Angst erregte.

Die Stunde der Siesta war schon längst eingetreten; Don Geronimo, dem die Zunge schwer zu werden anfing, nahm den beschmutzten Brief vom Tische, steckte ihn in die Tasche und stand auf, um sich nach Hause zu begeben. Der Minister des Auswärtigen und der Pater Las Piedras thaten ein Gleiches. Ich hatte bei mir selbst auf eine Einladung gerechnet, fand mich aber getäuscht, und so blieb mir nichts übrig, als mich neben einige Gauchos zu legen, die, in ihre Ponchos gewickelt, unter einem Baum schnarchten. Als die Siesta vorüber war, fand ich nicht ohne Mühe ein kleines Zimmer, mit der Aussicht auf den Platz, für einige Realen wöchentlich.

Bald hatte ich in allen Häusern von Bajada Zutritt, und durfte, der freundschaftlichsten Aufnahme gewiß, in alle Fenster sehen, allenthalben eintreten. Die Art, wie man es anzustellen hat, um in den kleinen Städten der argentinischen Republik Jedermanns Freund zu werden, ist folgende: Man fängt am äußersten Ende einer Straße an, stellt sich vor ein Haus, in dem sich kein Mensch regt, und ruft mit lauter Stimme: „Ave Maria purissima!“ — „Sin pecado concebida! Pase Vmd adelante,“ *) antwortet eine Stimme von Innen; die Thüre öffnet sich und ein menschliches Wesen erscheint auf der Schwelle; man tritt ein, und da die Zeit für diese Leute nicht den geringsten Werth hat, so bleibt man einige Stunden, schwatzt, raucht und genießt, was die Jahrszeit mit sich bringt. Jetzt ist der Anfang gemacht, und nun kann man so oft wiederkommen als man will.

Ich hatte alle Aussichten in diesem friedlichen Dorf der Ruhe zu genießen, allein es stand im Buche des Schicksals geschrieben, daß ich abermals durch eine Revolution vertrieben werden sollte. Vergebens hatte die weise Politik Don Geronimo's die Gewitter beschworen, die sich in der Ferne aufthürmten, sie sollten ausbrechen, und zwar dicht neben ihm.

(Fortsetzung folgt.)

*) Gegrüßt seyst du allerreinste Maria. — Ohne Sünden empfangen. Tretet ein.

Chronik der Reisen.

Schreiben über Aegypten vom Monat März 1831; aus Michauds und Poujoulats Briefen über den Orient.

(Schluß.)

Jetzt habe ich Ihnen von unsern Freuden erzählt, nun müssen Sie aber auch unsere Leiden kennen lernen. In unserer Kajüte hatten wir die sieben Plagen Aegyptens in einem kleinen Auszuge beisammen; alle Insekten, die uns vergangenen Sommer am Hellespont gepeinigt hatten, suchten uns auch auf dem Nil heim. In unserer Kanje war auch nicht Ein Brett, in dem nicht Tausende von Wanzen hausten, die uns Tag und Nacht keine Ruhe ließen. Alles Abwaschen mit Nilwasser wollte nichts helfen, und als ich dem Reis unsere Noth klagte, sagte er: „Sie können sich glücklich schätzen, daß die Fliegen und die Schnaken noch nicht da sind, die sich erst im Monat Junius einstellen; dann kann man weder den Mund aufthun, ohne deren zu verschlucken, noch ein Fleckchen am Leibe aufzeigen, das nicht zerstochen wäre.“ — Was uns jedoch noch lästiger fiel, waren die Ratten und Mäuse. Als wir von Rosette abfuhren, ließ sich nichts von diesem Ungeziefer spüren, bald aber war die ganze Kanje damit angefüllt. Jedesmal, wenn wir anlegten, kletterten ganze Kolonien von Ratten über das Seil in unser Fahrzeug; bei Tage spazierten sie in der Kajüte umher, krochen bei Nacht über uns weg, und wußten unsere Vorräthe besser zu finden als unser Koch Ibrahim. Nachdem sie Alles verschlungen hatten, was sie nur immer erreichen konnten, fingen sie an die Bretter zu benagen. Eines Morgens wurden wir durch ein Angstgeschrei auf der Kanje, die mit uns fuhr, aufgeweckt; wir sprangen auf, um zu sehen, was es gäbe, und erfuhren, daß die Ratten ein großes Loch in den Boden des Fahrzeugs genagt hätten; das Wasser drang bereits in Masse ein, einige Waarenballen waren verdorben, und man hatte alle Mühe, die Kanje so weit herzustellen, daß sie die Reise fortsetzen konnte.

Die Tage kamen uns sehr lang vor, und wir thaten alles Mögliche, um sie abzukürzen. Zuvörderst suchten wir unsere Bücher hervor, um sie vor der Gefräßigkeit unserer lästigen Gäste in Sicherheit zu bringen. Vor Allem vergaßen wir hiebei den Herodot nicht, diesen Vater der Geschichte, der uns bei unsern Ausflügen stets begleitete. Bei ihm erholten wir uns Raths über die Wunder des alten Aegyptens. Zwar macht er den Leser mit seinem Geheimthun und durch seine Bedenklichkeiten zuweilen ungeduldig, oft traut er sich nicht, von vielen Dingen, die er mit eigenen Augen gesehen hat, und folglich recht gut weiß, zu sprechen, und verhehlt uns aus Achtung vor den Göttern die Wahrheit; allein dieser Mängel ungeachtet kann man doch dem, was er berichtet, volles Vertrauen schenken, und mir ist ein Geschichtschreiber, der mehr weiß, als er sagt, lieber, als ein Anderer, der mehr sagt, als er weiß. Ich habe den guten Herodot rücksichtlich der Formation des Delta zu Rathe gezogen, dessen Gestade wir beschifften; diese reiche Provinz war, wie er sagt, zu den Zeiten des Königs Menes nichts als ein unermeßlicher Sumpf. Aegypten ging nicht weiter als bis zum See Möris; das durch Anschwemmungen gebildete Delta war ein Geschenk des Nils. Diese Meinung fand der Vater der Geschichte unter den Aegyptiern verbreitet, und eben diese, auch von den neuern Gelehrten angenommene Meinung erklärt uns das allmähliche Entstehen von Theben, Memphis, Sais und Alexandria. So wie das Land gegen das Meer zu anwuchs, veränderte die Hauptstadt ihre Stellung; das ägyptische Volk, mit seinen Königen, Palästen und Tempeln, ging gleichsam nilabwärts, um von den Provinzen, welche der Fluß in seinem Laufe schuf, Besitz zu nehmen. Es ist fast unmöglich einen erhabenern Begriff von der Wohlthätigkeit des Nils zu geben.

Wir befanden uns nicht weit von den Pyramiden, und mit jedem Augenblick standen wir in der Erwartung sie zu Gesicht zu bekommen. Es war mithin natürlich, daß ich unsere Bücher nur in der Absicht durchblätterte, um zu erfahren, was ältere Reisende hierüber gesagt hatten. Man kann sich kaum einen Begriff von dem machen, was schon Alles über die Pyramiden geschrieben worden ist. Waren sie Tempel, Gräber oder Observatorien? Diese drei Fragen allein haben dicke Bände zur Welt gefördert. Für welche Meinung sollen wir stimmen?

Glauben wir Herodot, so können die Pyramiden keine Tempel gewesen seyn, denn der König Cheops, der das merkwürdigste dieser Riesenwerke erbaute, ließ alle Tempel Aegyptens schließen, und übrigens stehen die Mittel, deren man sich bediente, um die eine der Pyramiden von Giseh zu erbauen, mit den Begriffen von Frömmigkeit keineswegs im Einklange. Herodot erzählt uns nämlich, daß sie das Werk der Tochter des Cheops war, und daß diese Prinzessin, auf den Rath ihres Vaters, zu diesem Zweck von jedem ihrer Liebhaber einige Blöcke Marmor oder Granit begehrt habe. — Waren die Pyramiden Observatorien? Diese Meinung hat nicht mehr Wahrscheinlichkeit für sich als die erste. Es gibt selbst unter den Gelehrten Leute, welche meinen, man baue ein Observatorium, um dem Himmel näher zu rücken, und um den Raum zu vermindern, der uns vom Sternengewölbe trennt. Es handelt sich indeß nur darum, sich über die Dünste zu erheben, welche der Erde entsteigen, und einen klaren Horizont über sich zu haben. In einem Lande, wie Aegypten, wo der Himmel fast immer rein ist, hatte man nicht nöthig, einen hohen Standpunkt zu suchen. Wären nun die Pyra-

miden Observatorien gewesen, so sind sie in so großer Anzahl vorhanden, daß man annehmen müßte, das ganze ägyptische Volk habe sich mit Astronomie beschäftigt, und dieß ist wohl nicht wahrscheinlich. — Jetzt ist noch die Frage hinsichtlich der Gräber übrig, für die ich mich bejahend entscheide, und wofür sich viele Autoritäten anführen lassen. Alles, was ich von meiner engen Kajüte aus thun konnte, war, daß ich die Pyramiden als Wunderwerke anstaunte, die allen Jahrhunderten Trotz geboten hatten; sie sind ein Triumph der menschlichen Eitelkeit, denn man kann wohl den Atlas, den Taurus oder Libanon gleichgültig betrachten, aber beim Anblick dieser von Menschenhänden aufgethürmten Steingebirge schlägt man unwillkürlich in die Hände.

Die Pyramiden interessiren übrigens, wie Aegypten selbst, nicht nur als Wunderwerke, sondern auch durch den geheimnißvollen Schleier, der über ihrer Geschichte liegt. Wenn Aegypten einst gekannt seyn und man aus dem Gebiet der Vermuthungen in das der Thatsachen übertreten wird, dann ist es möglich, daß dieses Land geringeres Interesse erweckt und mehr unser Studium als unsere Neugierde reizt.

Während ich mich diesen Betrachtungen überließ, ertönte um mich her der Ruf: „Die Pyramiden, die Pyramiden!" Ich ging aus der Kajüte und sah in der Ferne die drei Pyramiden von Giseh emportauchen. Unsere Schiffer sagten, wir seyen noch acht Stunden von ihnen entfernt. Sie steigen auf einer ebenen Fläche und unter einem heitern Himmel empor; die Ferne, die uns von ihnen trennte, ließ sie gleichsam durchsichtig erscheinen. Das Gefühl, das sich beim ersten Anblick derselben unserer bemächtigte, ist schwer zu schildern: es war, als ob das alte geheimnißvolle Aegypten seinem Grabe entsteige, und sein Haupt zum Firmament emporstrecke. Man fühlt nicht, wie Clarke sagt, ein Grauen bei diesem Anblick, sondern eine innere Bewegung, wie beim Lesen eines Gesanges der Iliade oder einer schönen Stelle der Propheten. Man fühlte sich von einem religiösen Schauer durchdrungen, der uns in ferne Zeiten entrückt und uns Vertrauen auf die Zukunft einflößt. Jetzt erst begreife ich die Worte Bonaparte's an seine Soldaten: „Dreißig Jahrhunderte blicken von der Höhe der Pyramiden auf Euch herab!" Denn diese Pyramiden sind wahrlich Säulen, der Ewigkeit in den Weg gepflanzt, und könnte die Unsterblichkeit sich personifiziren, könnte sie uns je erscheinen, so würde sie dieß gewiß nicht besser thun können, als von dem Gipfel der Pyramiden.

Zu gleicher Zeit mit den Pyramiden erblickten wir die mit einem röthlichen Dunst umhüllten Gipfel des Mokattam und der libyschen Gebirgskette. Unsere Tagereise nahte ihrem Ziel und rechter Hand sank die Sonne hinab; der düstere Schleier der Nacht breitete sich über das herrliche Schauspiel aus und gönnte uns Raum zu Betrachtungen. Lange konnte ich nicht einschlafen, und Sie können wohl denken, daß ich von den Pyramiden träumte. Als die Sonne am Horizont emporstieg, waren wir schon über die Stelle hinaus, wo der Nil sich in zwei Arme theilt und die man den Kuhkopf nennt. Minarets und herrliche Gebäude tauchten am Horizont empor; Alles deutete auf die Nähe einer großen Stadt. Wir stiegen ans Land, um uns nach Kairo zu begeben, von wo aus Sie mehr von mir hören werden.

Vermischte Nachrichten.

Herr Olmsted, Professor am Yale-College, theilt in dem jüngst erschienenen American Almanac eine interessante Beschreibung der am 13 November 1833 beobachteten Meteore mit. „Die Ausdehnung des ganzen Raumes, den diese Erscheinungen einnahmen, sagt der Berichterstatter, ist noch nicht genau bestimmt, indeß ist so viel gewiß, daß sie vom 61sten Längengrade im atlantischen Ocean bis zum 100sten Längengrade in Centralmexico, und von den nordamerikanischen Seen bis zur südlichen Seite von Jamaica gesehen wurden. Allenthalben in den angegebenen Gränzen stellten sie sich als Feuerwerke im großartigsten Styl dar, welche das ganze Himmelsgewölbe mit Feuerkugeln bedeckten, von denen eine, wie Dr. Smith berichtet, größer erschienen sey, als der aufgehende Vollmond. Einer der merkwürdigsten Umstände war unstreitig der, daß die Meteore sämmtlich von einem und demselben Punkte auszugehen schienen. Dem Zeugnisse der meisten Beobachter zufolge waren sie durchaus von keinem Knall oder irgend einem andern Laut begleitet, auch ist kein Fall berichtet worden, daß irgend eine Substanz auf dem Boden gefunden worden wäre, die sich als, so zu sagen, ein Residuum oder Niederschlag der Meteore hätte erkennen lassen. Die gesammelten und sorgfältig zusammengestellten Beobachtungen ergeben im Durchschnitt eine Höhe von 2250 (engl.) Meilen als die Entfernung der meteorischen Wolke von der Erdoberfläche an. Einige der größern Feuerkugeln müssen Körper von sehr großem Umfange gewesen seyn. War die von Dr. Smith gesehene Feuerkugel 110 Meilen von dem Beobachter entfernt, so mußte sie eine Meile, und war sie nur eine Meile von ihm entfernt, so mußte sie 48 Fuß im Durchmesser halten. Der Umstand, daß der Widerstand der Luft den Lauf der Meteore aufhielt, beweist, daß sie aus sehr leichten Stoffen bestanden." Professor Olmsted hatte die Wiederkehr dieser Erscheinung auf den 13 November 1834 vorausgesagt, und nun blieb er mit mehreren seiner Schüler in der Nacht des genannten Tages auf, um zu sehen, ob die Vorhersagung sich verwirklichen werde. Nach Mitternacht trat die Erscheinung wirklich ein, doch konnten, des hellen Mondscheins wegen, nur die größern und glänzendern Meteore deutlich gesehen werden. Ihre Zahl, obschon kleiner als im vergangenen Jahre, war dennoch größer als sie bei solchen Erscheinungen gewöhnlich zu seyn pflegt. Vier Minuten nach 1 Uhr platzte eine Feuerkugel von ungewöhnlichem Glanze, gleichsam als Signal, und von dieser Zeit an fuhren die Meteore fort in fast gleichförmigen Zwischenräumen zu fallen bis der Tag anbrach. Ihre Richtung war bemerkenswerther als ihre Zahl, und lieferte den unzweideutigsten Beweis von der Identität dieser Erscheinung mit der des vergangenen Jahres. Die Meteore schienen ebenfalls wieder von einem gemeinschaftlichen Punkt auszugehen, und dieser befand sich abermals im Sternbild des Löwen.

*

In der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris am 28 December v. J. verlas Herr Fabré Palaprat einen Bericht über die Heilung einer Sprachlähmung durch Galvanismus. Ein Mann, Namens Roula, 45 Jahre alt, war vor 15 Jahren vom Schlage getroffen und ihm dadurch derjenige Theil des neunten Nervenpaares gelähmt worden, der zur Artikulation der Stimme erforderlich ist. Der Kranke war von mehrern ausgezeichneten Aerzten aufgegeben worden und befand sich seit neun Jahren im Hospital der Unheilbaren, wo er sich an Herrn Palaprat wendete, der aber anfänglich ebenfalls an seiner Heilung verzweifelte, weil Roula kein verständliches Wort hervorzubringen vermochte, obschon er die Vokale ziemlich deutlich hören ließ. Am 27 November begann Herr Palaprat die Behandlung damit, daß er die Nadelpunktirung im Genick, in der Gegend der Gehirnbase, vornahm. Die Nadel wurde mit dem negativen Pol einer starken Voltaischen Säule, mit durch Hülfe eines Chronometers unterbrochenen Strömungen, in Verbindung gesetzt; auf die Zunge des Patienten legte man eine Platinaplatte in mit Salzwasser getränkte Leinwand gewickelt, und setzte diese Platte mit dem positiven Pol der Säule in Verbindung. Der Kranke erhielt nun nach und nach gesteigerte Erschütterungen, welche stark genug waren, um ihn lebhafte Stiche, einen unerträglichen metallischen Geschmack und heftige Zusammenziehungen der Zunge und des Magens empfinden zu lassen. Die Erschütterungen wurden zuletzt bis zu einem Grade gesteigert, daß sie den Magen und die Muskeln desselben, welche beim Erbrechen in Thätigkeit sind, noch stärker zusammenzogen. Jetzt stieß der Kranke einen heftigen Schrei aus, sprang auf und rief ganz deutlich: „Jetzt kann ich sprechen, ich danke Ihnen, Herr Doktor! ich danke Ihnen!" Er konnte nun auf der Stelle Alles nachsprechen, was man ihm vorsagte, nur stürzten ihm die Worte gleichsam aus dem Munde, auch konnte er das j (sch) und das R nicht aussprechen. Nach einer weitern fünfmaligen Behandlung hob sich auch dieß, doch mußte Roula gleichsam von Neuem anfangen sprechen zu lernen, und hat noch immer alle Mühe jenes Herausstürzen der Worte zu vermeiden, wodurch besonders das Ende einer Phrase sehr undeutlich wird. Roula war bei der Sitzung anwesend und sprach mehrere Sätze, doch sah man es ihm an, daß das Sprechen ihm noch schwer fiel.

*

Französischen Blättern zufolge hat der Eigenthümer einer Eisenhütte unweit St. Etienne, Namens le Clerc, eine Methode erfunden, das sogenannte gelinde oder geschmeidige Eisen (fer doux) zu schmelzen. Da dieses Eisen, selbst bei der größtmöglichen Ofenhitze, bisher als unschmelzbar galt, so ist diese Entdeckung für die Kunst von nicht geringem Werth.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 25. 25 Januar 1835.

Handelsstatistik.

Das französische Ministerium des Handels läßt von Zeit zu Zeit Auszüge aus den Berichten der französischen Konsuln unter dem Titel extraits d'avis divers drucken, um den Handel über den Zustand der fremden Märkte, und über die Umstände aufzuklären, welche Einfluß auf die Produktion und Konsumtion aller Theile der Erde haben können. Obgleich diese Bekanntmachung viel zu wünschen übrig läßt, so enthält sie doch eine große Masse offizieller Data, welche man anderswo vergebens suchen würde, und die Zunahme der Handelsverbindungen von Deutschland mit dem Ausland macht die Kenntniß aller dahin gehörigen Fakta dem deutschen Handel nicht minder wichtig, als dem französischen. Wir werden daher künftig regelmäßig daraus entlehnen, was sich nicht ausschließend auf französische Interessen bezieht, und wir glauben den Dank unserer Leser um so mehr dadurch zu verdienen, als die Publikation durchaus nicht in den Buchhandel kommt, sondern nur an die Handelskammern verschickt wird, und daher selbst in Frankreich Niemand als den Mitgliedern derselben zugänglich ist. Wir beginnen mit Nummer 19, welche so eben erscheint.

Dänemark.

Der Handel mit Grönland war immer ein Monopol. Seit der Auflösung der Gesellschaft, welche dieses Monopol besessen hatte, und die im Jahre 1774 aufhörte, wurde der Handel direkt von der dänischen Regierung, vermittelst einer Direktion, die in Kopenhagen ihren Sitz hatte, und welche auch den Handel mit den Faröer besorgte, betrieben. Dieses Monopol hat durch eine Ordonnanz vom 30 April 1834 eine theilweise Aenderung erlitten, indem die Regierung darin dem Hause Van der Pahlen und Kall von Frederikshaven in Jütland die Erlaubniß ertheilt hat, bis zum 1 Januar 1844 auf der Ostküste von Grönland, in einer Länge von 75 geographischen Meilen, Handel zu treiben. Dieser Distrikt begreift die Faktoreien von Holsteenberg, Jukkestoppen u. s. w., und ist sehr günstig gelegen, indem die Küste während neun Monaten des Jahres frei vom Eise ist. Jedoch enthält die Konzession einige Vorbehalte, namentlich den der Jagd auf dem festen Lande, und der Hauptzweck der neuen Handelsgesellschaft ist der Wallfisch- und Seehundsfang auf den Küsten. Sie hat das Recht, die Eingebornen in ihre Dienste zu nehmen, und sie mit europäischen Waaren zu bezahlen, ohne jedoch direkten Handel mit ihnen treiben zu können. Hr. Kall hat sich früher sieben Jahre in Grönland im Dienste der königlichen Gesellschaft aufgehalten, und ist den 12 Junius von Kopenhagen dahin, in dem dazu ausgerüsteten Schiffe, „die zwei Schwestern" abgesegelt, um von dem abgetretenen Distrikt Besitz zu nehmen, Wohnungen und Magazine zu errichten, und die Ausführung der Plane der Gesellschaft zu organisiren.

Die Gesellschaft hat, um ihren Unternehmungen eine größere Ausdehnung zu geben, 300 Aktien, jede zu 1000 Reichsthalern ausgegeben. Der Zweck der dänischen Regierung bei dieser Konzession scheint zu seyn, die völlige Emancipation der Kolonie vorzubereiten, deren Nutzen sie anerkannte, welche sie aber, in demselben Maße als die Fortschritte der Civilisation der Eingebornen es erlauben mögen, von der gegenwärtigen Vormundschaft befreien möchte. Man sagt, daß der jährliche Gewinn der Operation der königlichen grönländischen Gesellschaft sich auf 40 bis 50,000 Rthlr. jährlich belaufen, daß der Handel aber in Händen von Privatpersonen weit vortheilhafter seyn könnte, da eine offizielle Administration dieser Art natürlich immer theurer ist, als Privatunternehmungen.

Norwegen.

Der norwegische Handel hat im Jahre 1833 für die Einfuhr 640,260 Tonnen, und für die Ausfuhr 645,940 Tonnen beschäftigt, wovon auf die Hansestädte, Hannover und Oldenburg in Einfuhr 33,240, in Ausfuhr 22,340 kommen. Der Betrag des Handels war in Einfuhr 23,763,700 Fr., in Ausfuhr 27,137,000 Fr., den Handel mit Schweden einbegriffen. Schifffahrt und Handel sind bedeutend im Zunehmen, im Jahre 1828 betrug die Einfuhr 18,965,000 Fr., die Ausfuhr nur 14,183,000 Fr., und verglichen mit dem Jahre 1832, hatten beide zusammen im Jahre 1833 um 8,000,000 Fr. zugenommen.

Die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel sind Holz (für 10 Millionen Fr.) nach England, Frankreich, Holland und Dänemark, Fische (für 9 Millionen) nach Schweden, Rußland, Deutschland und das mittelländische Meer. Die Stadt Bergen allein hat im Jahre 1833 über 470,000 Fässer Häringe und 300,000 Centner Stockfische versendet, die letztern besonders in den Süden von Europa. Der Handel mit lebenden Hummern ist sehr be-

trächtlich; sie werden in schnellsegelnden Schiffen von 30 Tonnen im Schiffsraum unter dem zweiten Verdeck aufgehäuft, und nach London gebracht, wo eine Gesellschaft diesen Handel im Großen treibt, und bei dem niedern Preise der Hummern in Norwegen (etwa Einen Penny das Stück) großen Gewinn davon zieht. Die ganze Ausfuhr derselben mag jährlich 400,000 Fr. betragen. Baumrinde (für 1,800,000 Fr.) nach England für Gerbereien. Rogen (für 1,600,000 Fr.) besonders nach Frankreich, wo er zum Sardellenfang gebraucht wird, Bergen allein führt 60 bis 70,000 Fässer davon aus. Thran (für 1,300,000 Fr.) nach England und Deutschland. Eisen (für 600,000 Fr.) nach Dänemark. Kobalt und Schmalte (für 150,000 Fr.) nach England, Holland und Frankreich. Dagegen erhält es von Dänemark und der Ostsee Korn, Hanf, Linnen, Segeltuch und Oel, von England und den Hansestädten Kolonialwaaren und Zeuge, von Frankreich Wein, Seide und Salz, von Spanien und Portugal fast nur Salz (nämlich von Spanien 80,000 Tonnen, von Portugal 50,000, von Frankreich 20,000).

Die Ausfuhr von Norwegen nach Frankreich ist im Zunehmen und seine Einfuhr im Abnehmen, und die ganze Schifffahrt zwischen beiden Staaten geschieht in norwegischen Schiffen, da die Wohlfeilheit des Schiffbaus, die Mäßigkeit der Matrosen, und ihre geringe Bezahlung ihre Schifffahrt weit wohlfeiler machen als die französische. Der Verbrauch des norwegischen Holzes, besonders der Rothtanne ist im Zunehmen, und es wäre zu wünschen, daß noch einige norwegische Produkte in größerer Menge in Frankreich eingeführt würden, z. B. Kupfer, welches für falsche Goldwaaren besser ist als das schwedische und russische, und Bergmoos, wovon Bergen allein jährlich 10 bis 16,000 Centner nach Holland und England schickt, wo man denn daraus gezogenen Färbestoff besser zu schätzen versteht als in Frankreich, das im Jahre 1832 nur vier Centner von diesem Produkt eingeführt hat. Der norwegische Handel mit England hat, seitdem dieses seine Zölle auf baltisches Holz so sehr erhöht hat, bedeutend abgenommen, und der mit den Hansestädten seine Stelle ersetzt.

Die Industrie von Norwegen ist sehr in ihrer Kindheit, und besteht fast allein in Distillerien, Sägemühlen, Eisenguß und Tabakfabrikation. Dazu kommen einige Raffinerien, Gerbereien, Papierfabriken, Glasfabriken, Baumwollenspinnereien und Webstühle für grobes Tuch, welche die Bauern in großer Menge bei sich haben, und in Gang setzen. Papier, Glas und Tabak sind fast die einzigen Fabrikate, in denen das Land ganz unabhängig vom Ausland ist, das Salz, das ein so großes Bedürfniß für eine Nation mit großer Fischerei bildet, kommt fast gänzlich vom Ausland. In Wallö bei Tonsberg besteht eine Siederei aus Meersalz, die etwa 40,000 Centner jährlich liefert, welche mit etwa 50 Centner Steinsalz aus Liverpool vermischt werden..

Der Hauptreichthum des Landes nächst den Waldungen und Fischereien besteht in Minen, die Silberbergwerke haben im Jahre 1833 eine Masse von 41,041 Mark Silber (Werth 2,150,000 Fr.) gegeben, und Eine Sprengung hat an Einem Tage im Jahre 1834 einen Ertrag von 2290 Mark geliefert. Die Eisenbergwerke, deren hauptsächlichste die von Barum und von Moß sind, liefern jährlich Gußeisen 8000 Schiffspfund, Stangeneisen 20,000, Platten 1000 und Nägel 200 Schiffspfund. Uebrigens ist der Mangel an Kohlen und der hohe Preis der Handarbeit Ursache, daß eine Menge von Hochöfen aufgegeben worden sind, so wie die Seltenheit der Kapitalien die Anwendung von Maschinen nicht erlaubt, welche allein den allzuhohen Preis des Eisens mindern könnten. Dieses gilt übrigens für weniger gut als das schwedische. Die Kobaltminen von Modum liefern jährlich 2500 bis 3000 Centner, und 200 Centner Arsenik.

Das Prinzip der norwegischen Douane besteht in der Zulassung aller fremden Waaren mit mäßigen Zöllen, außer Spielkarten, geröstetem Kaffee und Kornbranntwein. Die Zölle waren ursprünglich auf 10 Prozent des Werthes der Waaren berechnet, und bei einigen Artikeln niedriger, der Tarif wird aber alle drei Jahre von dem Landtag revidirt, und im Jahre 1833 wurden die Luxusartikel höher tarirt, und bezahlen jetzt 15 bis 30 Prozent. Diese Zölle werden nach dem Gewicht bezahlt, wodurch für den ersten Augenblick bizarre Folgen entstehen, z. B. die Zölle auf feine Tücher betragen nicht über drei Prozent des Werthes, während grobe 50 bezahlen. Der Grund dieser Verschiedenheit liegt darin, daß man vor Allem die Landtücher, welche von grober Qualität sind, beschützen wollte. Die Einfuhrzölle werden in Gold, die Ausfuhrzölle in Papier bezahlt, und da es fast keine Contrebande gibt, so überschreitet der Ertrag der Douanen gewöhnlich den Anschlag bedeutend: so hatte das Budget von 1833 die Douanen auf 5,823,750 Fr. geschätzt, während der wirkliche Ertrag sich auf 7,531,622 Fr. belief. Die norwegische Handelsmarine betrug in demselben Jahre 1270 Schiffe, welche 125,466 Tonnen führen.

Eine Revolution in der argentinischen Republik.

(Fortsetzung.)

Unter seinen Beamten befand sich ein Taugenichts aus Buenos-Ayres, dessen natürliches Element die Unordnung zu seyn schien, und der an allen politischen Unruhen der letztern Zeit Theil genommen hatte. Seine ziemlich einflußreiche Familie entriß ihn wohl zwanzigmal dem Elend, überließ ihn aber seinem Schicksal. Die Polizei, um der Obhut über ihn enthoben zu seyn, bat ihn, bis zu einer neuen Ordnung der Dinge nach Bajada zu ziehen, wo sie ihn dem Gouverneur besonders empfahl.

Aguirre langweilte sich auf diesem für seine Talente zu beschränkten Schauplatz ganz entsetzlich, und suchte nichts als Gelegenheit Böses zu stiften. Ich hatte ihn ein paarmal in Buenos-Ayres gesprochen, und der Zufall, oder vielmehr der kleine Ort, brachte mich, als ich ins Wirthshaus ging um zu speisen, noch am Abend meiner Ankunft mit ihm zusammen. Sobald er mich erblickte, stürzte er auf mich zu, schloß mich in seine Arme und rief: „Gott sey Dank, endlich finde ich doch einen Menschen, mit dem sich ein vernünftiges Wort sprechen läßt! was gibt's Neues in Gran Pueblo?"

„Die Republik," erwiderte ich, von seiner Umarmung noch zur Hälfte des Athems beraubt, „hat eine Schlacht gegen die Brasilianer gewonnen."

„Viva! nicht wahr die Fidalgos sind tüchtig durchgebläut worden? wie stark war die Mannschaft in der Schlacht?"

„Fünfzehnhundert von der einen, und Zweitausend von der andern Seite."

„Der Teufel, da muß es heiß hergegangen seyn; und wie viel Todte?"

„Zehn auf Seite der Fidalgos, und drei Verwundete unter den Truppen des Vaterlandes; die Stadt feierte Feste bei meiner Abreise."

„Ach! das muß herrlich gewesen seyn!"

„Ganz ausgezeichnet; ich kann mich indeß auf nichts mehr besinnen, als auf die Inschriften an dem Altar des Vaterlandes. An der einen Seite stand: „„Sinkt in Vergessenheit, Schlachten von Marengo und Austerlitz; ein einziger Tag der Söhne der Freiheit hat euer Andenken vernichtet."" — Und auf der andern: „„Europa, Du bist stolz auf deine Jahrhunderte der Civilisation, und nennst dich die Königin der Welt; Du aber, Amerika, bist so weit über Europa erhaben, als die ewigen Gipfel der Andes über die niedern Gebirge der Schweiz."" —

Ich wollte mich jetzt zum Essen niedersetzen, allein Aguirre war von diesem Augenblick an nicht mehr von mir wegzubringen; er speiste und frühstückte mit mir, brachte heute einen, morgen ein paar Freunde mit und trieb es so arg, daß meine Rechnung zu einer unabsehbaren Höhe angewachsen wäre, hätte nicht eine neue Unbesonnenheit von seiner Seite mich glücklich von ihm befreit.

Eines Abends war ein Ball, dem Don Geronimo mit seiner noch jungen und ziemlich hübschen Gattin beiwohnte. Der geräumige Saal war ziemlich gefüllt; die Männer hatten sich statt aller Toilette rasirt, obschon es erst mitten in der Woche war, und rauchten Tabak. Die meist jungen und hübschen Damen waren mit französischen Schuhen und reinen Strümpfen versehen, die sie in einem benachbarten Zimmer anzogen und dann in den Ballsaal zurückkehrten. Fenster und Thüren strotzten von nicht Geladenen, die jedoch der Sitte gemäß das Recht genossen zu sehen was vorgehe. Das Orchester bestand aus einem alten Neger, der in einem Winkel unter einem Tisch gekauert, mit wahrhaft afrikanischer Wuth die Saiten einer Guitarre bearbeitete, nach welcher die Damen Cielitos sangen und den Takt mit den Händen dazu schlugen. Mehrere Mennets waren bereits unter beifälligem Gemurmel der Versammlung getanzt worden; ein neues Paar stellte sich an, und schon begann der alte Neger aufzuspielen, als ihm Aguirre, der bis jetzt nicht ein Wort gesprochen hatte, das Instrument wegnahm und mitten in den Saal trat.

„Es lebe die Fröhlichkeit!" rief er laut, „hört ein neues Lied, das den Beifall des Präsidenten der Republik erhielt. Merkt wohl auf!" und nun begann er, freche Blicke auf die Gattin des Gouverneurs gerichtet, ein höchst anstößiges Lied zu singen, das unter andern Umständen vielleicht Beifall gefunden haben würde, das aber an diesem Orte, und der Gattin des Gouverneurs gleichsam dargebracht, ein allgemeines Mißfallen erregte. Nach einem glänzenden Widerstand wurde Aguirre, allein gegen so viele, ergriffen und ins Gefängniß geworfen.

Am andern Morgen frühstückte ich allein. Zwei Tage später machte ich einen Ausflug an die Ufer des Uruguay, und die erste Person, die mich nach meiner Rückkehr besuchte, war Aguirre, der mir jedoch dießmal die Umarmung erließ, und sich mit einer einfachen Erkundigung nach meinem Befinden begnügte.

„Sie müssen mir einen Gefallen erzeigen," sagte er, indem er sich der Länge nach in meine Hängematte legte. „Was thun Sie diesen Morgen?"

„Ich bleibe zu Hause und schreibe Briefe." — „Ich," sagte Aguirre, „bin in diesem Augenblick mit einer Revolution beschäftigt."

„Mit einer Revolution?" rief ich entsetzt.

„Ja, ja, noch diesen Morgen, und wenn Sie just nichts Besseres zu thun wissen, so würden sie mich sehr verbinden, wenn Sie mir ein wenig helfen wollten."

„Aber auf wen haben Sie es denn abgesehen? Don Geronimo ist ja die beste Haut von einem Gouverneur in der ganzen Republik."

„Ich widerspreche Ihnen nicht, aber er ist schon Gott weiß wie lange auf seinem Posten, und denkt gar nicht daran, einem Andern Platz zu machen. Läßt man das so hingehen, so findet ihn der jüngste Tag noch im Amte, und das ist ein nicht zu duldendes Aergerniß, von dem ich diese guten Leute, die durchaus nichts von Repräsentativregierung verstehen, befreien will. Ich will Ihnen jetzt ein Schauspiel aufführen, das in Buenos-Ayres alle sechs Monate mit dem besten Erfolg wiederholt wird. Mein künftiger Gouverneur ist fix und fertig; wollten Sie einer der Unsrigen seyn."

„Das ist unmöglich, ich bin fremd."

„Wenn das ist, so geben Sie mir eine Cigarre, und damit Gott befohlen."

(Fortsetzung folgt.)

Verbalprozesse und Berichte

der durch die königliche Ordonnanz vom 12 December 1833 eingesetzten Commission d'Afrique. Paris, in der königl. Druckerei 1834. 1 Band in 4. von 539 Seiten.

(Dieses Werk ist nicht in den Buchhandel gekommen, sondern vom Ministerium den Mitgliedern der Pairs- und Deputirtenkammer mitgetheilt worden.)

Auf den Bericht des Präsidenten des Ministerrathes ernannte der König am 7 Julius 1833 eine Spezialkommission, welche beauftragt wurde, sich nach Afrika zu begeben, um daselbst alle Thatsachen zu sammeln, die geeignet seyen, die Regierung sowohl über den gegenwärtigen Zustand des Landes, als über die Maßregeln, welche dessen Zukunft erheische, aufzuklären. Diese Kommission langte den 1 September zu Algier an, und stellte sofort die ihr aufgetragenen Nachforschungen an. Sie beschränkte sich nicht darauf die nächsten Umgebungen der Stadt zu besuchen, sie drang bis Belida, am Fuße des Atlas, vor, und ließ sich zur See nach Oran, Arzew und Bona bringen. Zu Mostaganem suchte sie vergeblich zu landen; einige Mitglieder stiegen zu Budschia aus, das eben ein von Toulon gesendetes Korps eingenommen hatte. Nachdem das Ergebniß ihrer Forschungen und Beobachtungen dem Präsidenten des Ministerrathes war eingehändigt worden, wurde die zweite Kommission

durch eine königliche Ordonnanz vom 12 September niedergesetzt. Dieselbe bestand, außer den acht Mitgliedern der ersten Kommission, aus den Herren Herzog Decazes, Pair von Frankreich, dem Generallieutenant Graf Guilleminot, Pair von Frankreich, dem Baron Mounier, Pair von Frankreich, Duchâtel, Staatsrath, Mitglied der Deputirtenkammer, Dumon, Staatsrath, Mitglied der Deputirtenkammer, Passy, Mitglied der Deputirtenkammer, Graf De Sade, Mitglied der Deputirtenkammer, Baude, Mitglied der Deputirtenkammer, Generallieutenant Bernard, Adjutant des Königs, dem Viceadmiral Ducampe de Rosamel und dem Baron Volland, Militärintendant.

Diese neue, aus neunzehn Mitgliedern bestehende Kommission nahm sofort Einsicht von den durch die erstere beigebrachten Dokumenten; sie ließ sich die Protokolle ihrer sämmtlichen Berathungen vorlesen, und vernahm nebstdem alle Franzosen und zu Paris anwesenden Mauren, von denen sie nützliche Nachweisungen zu erhalten hoffen konnte, so wie mehrere Personen, welche den Wunsch geäußert hatten, sie über gewisse Thatsachen zu belehren. Hierauf schritt sie zur Berathung über sämmtliche Fragen, welche durch den Herrn Präsidenten des Ministerrathes der ersten Kommission bei ihrer Abreise nach Afrika waren vorgelegt worden, und nach ihrer vierzigsten Sitzung hat sie nun das Resultat ihrer Berathungen in einem in zwei Theile zerfallenden Berichte niedergelegt.

Der erste Theil enthält die Erörterung der wesentlichsten Punkte: ob es nämlich rathsam sey, Algier zu räumen oder fortwährend besetzt zu halten; wie weit man die Gränzen der Kolonie ausdehnen solle, und nach welchem System die französischen Besitzungen an der Nordküste von Afrika zu verwalten seyen.

Der zweite Theil handelt von der Civilverwaltung, von der Justizpflege und den Finanzen, und enthält die Berathungen über verschiedene besondere der Kommission vorgelegten Fragen.

Die Kommission war, mit einer Majorität von siebzehn Stimmen gegen zwei, der Ansicht, Frankreich müsse seine Besitzungen an der Nordküste von Afrika beibehalten; demnach war sie über diesen Hauptpunkt fast einstimmig; anders verhielt es sich aber in Beziehung auf das zu befolgende Okkupations- und Regierungssystem. Hier boten sich mehrere Ansichten dar. Man kann sich darauf beschränken, die wichtigsten Städte besetzt zu halten. Man kann sich zum Zweck nehmen, die Kolonie durch Eroberungen zu vergrößern, und von nun an versuchen ins Innere vorzudringen und die Provinz Constantine zu erobern. Man kann endlich zwischen beiden Systemen die Mitte halten, und auf diese Art die Vortheile der beiden extremen Ansichten vereinigen. Man würde die Städte, die sich bereits in unsern Händen befinden, besetzt halten, und allmählich bei eintretenden günstigen Verhältnissen die Gränzen des Gebietes zu erweitern suchen.

In Folge einer langen Diskussion ist man dahin übereingekommen, daß sich in dieser Hinsicht kein absolutes System aufstellen lasse, man müsse die vorhandenen Hülfsquellen sparsam benutzen, ohne jedoch günstigen Ereignissen, welche die Zukunft herbeiführen könne, den Weg zu sperren. Die Regierung müsse die Festungen besetzt halten, so wie den Theil des Gebietes, den die Truppen in der Nähe mehrerer dieser Städte leicht vertheidigen können, und das Ansehen und den Einfluß Frankreichs durch alle Kombinationen auszudehnen suchen, welche das Recht der Eroberung, durch welches Frankreich an die Stelle der Regentschaft getreten, und die Grundsätze einer aufgeklärten und menschlichen Politik gutheißen.

Die Kommission ist der Ansicht gewesen:

1) Die Ehre und das Interesse Frankreichs machen es ihm zur Pflicht, seine Besitzungen an der Nordküste von Afrika beizubehalten.

2) Ohne sich der Rechte zu begeben, die Frankreich auf die souveräne Herrschaft über das sämmtliche Gebiet der Regentschaft von Algier zustehen, ist es rathsam, vor der Hand die militärische Okkupation auf die Städte Algier, Bona, Oran, Budschia und auf das in der Umgegend der beiden ersten dieser Städte bestimmte Gebiet zu beschränken.

3) Das Gebiet von Algier ist durch eine Postenlinie zu beschützen, die sich vom Fuße des Atlas, nämlich von Belida oder der Umgegend dieser Stadt bis ans Meer erstrecken muß, auf der einen Seite bis zum Kap Matifou, auf der andern bis Coleah.

4) Das Gebiet vorwärts von Bona soll durch eine Postenlinie beschützt werden, welche von der äußersten Spitze des Sees Fetzara ausgehen und sich über Sidi-Damben hinaus bei der Mündung des Mafrag ans Meer lehnen muß.

5) Als allgemeiner Grundsatz wird aufgestellt, daß die aufzuführenden Festungswerke zunächst bezwecken müssen, die Städte und Posten gegen die Angriffe der Feinde sicher zu stellen, der regelmäßige Festungsbau daher vor der Hand noch zu verschieben ist.

6) Daß sobald die Umstände es erlauben, die in der Regentschaft unterhaltene Heeresmacht reduzirt und auf 21,000 Mann herabgesetzt werden muß, welche auf folgende Weise zu vertheilen sind:

Zur Deckung Algiers und seines Gebietes . . .	12,000 Mann
Zur Deckung Bonas und seines Gebietes	4,000 —
Zur Deckung von Oran	3,000 —
Zur Deckung von Budschia	2,000 —

7) Es ist rathsam, die Eingebornen als Hülfstruppen zu gebrauchen, von den Stämmen Kontingente zu fordern, die nur insofern Sold erhalten, als man sie zum Aktivdienste verwenden würde.

8) Ueber Alles, was in Frankreich durch die gesetzgebende Gewalt erledigt wird, soll in den französischen Besitzungen an der Nordküste von Afrika durch königliche Ordonnanzen, über die vorher der Ministerrath berathen, verfügt werden: es ist demnach ein Gesetz in Vorschlag zu bringen, welches dem Könige die gesetzgebende Gewalt in diesen Besitzungen übertrage.

9) Der Generalgouverneur, als Stellvertreter des Königs, muß sämmtliche Civil- und Militärgewalten in sich vereinigen: diese müssen durch königliche Ordonnanzen, in Folge der Berathungen des Ministerrathes, festgestellt werden, so wie auch die Instruktionen, welche ihm über die allgemeine der Regierung zu gebende Richtung ertheilt werden.

10) Die Befehle des Königs über sämmtliche Verwaltungszweige werden dem Generalgouverneur ausschließlich durch den Staatssekretär, Präsidenten des Ministerrathes, überwiesen: was jedoch das Personal der Justiz- und Finanzbeamten betrifft, so wird der Generalgouverneur in direkter Korrespondenz mit den Ministern beider Departemente stehen.

11) Da sich die Gewalt des Generalgouverneurs über alle Theile der französischen Besitzung erstreckt, so müssen die Kommandanten von Bona, Oran und der übrigen Plätze unter seinem unmittelbaren Befehle stehen und ausschließlich mit ihm korrespondiren.

12) Die Civiladministration wird, unter der obern Leitung des Generalgouverneurs, durch Beamte zu Algier, Bona und Budschia ausgeübt, welche direkt mit ihm korrespondiren.

13) Die Attributionen der Militärkommandanten und Beamten müssen nach den Grundsätzen festgesetzt werden, welche in Frankreich die Civil- und Militärgewalten scheiden: indessen bleibt es dem Generalgouverneur unbenommen, den Militärkommandanten der verschiedenen Theile der Regentschaft nach Gutdünken einen Theil der ihm zustehenden Gewalten zu übertragen.

14) Als erste und wichtigste Pflicht liegt es dem Generalgouverneur ob, die persönliche Sicherheit, die Achtung des Eigenthums und die Religionsfreiheit sicher zu stellen, und Handel und Ackerbau zu beschützen; die Gewalt der Waffen darf er nur gebrauchen, um feindliche Angriffe abzuweisen; eine Expedition, welche zum Zweck hätte, das Gebiet der Kolonie zu erweitern, darf nur auf Befehl des Königs unternommen werden.

15) Indessen muß der Generalgouverneur auf jedem andern Wege den Einfluß der französischen Herrschaft auf die noch nicht eroberten Theile des Landes auszudehnen suchen.

16) Dem Generalgouverneur steht ein Rath zur Seite, bestehend aus dem Kommandanten der Truppen zu Algier, aus dem obersten Verwaltungsbeamten der Provinz Algier, aus einer vom Könige zu bestimmenden Magistratsperson, aus dem Militärintendanten und dem Finanzdirektor.

17) Es soll für die Regierung von Algier ein Spezialbudget aufgestellt werden: dieses Budget soll die Uebersicht der sämmtlichen durch die französischen Kolonien auf der Nordküste von Afrika veranlaßten Ausgaben enthalten.

So lautet der offizielle Text der Beschlüsse der Kommission, wie sie in dem allgemeinen Berichte vom 10 März 1834 ausgesprochen sind.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 26. 26 Januar 1835.

Ayesha das Mädchen von Kars.

(Fortsetzung.)

Osmond und seine Gefährten schliefen in der Nacht nach jenem ermüdenden Tage auf ihrem harten Lager wie auf Flaum, und der nächste Morgen fand sie wieder auf ihren Rossen. Mustapha, der mit Osmond ein wenig zurückblieb, bezeugte in kläglichen Tönen seine Furcht vor Cara Bey, und Osmond selbst fand, daß seine Liebhaberei, Menschen und Sitten in Asien kennen zu lernen, ihn in keine geringe Verlegenheit gestürzt hatte. Stasso ließ sich inzwischen mit Hassan und seinem Kameraden in ein Gespräch darüber ein, wie sie sich gegen Cara Bey zu benehmen hätten. Anfangs waren sie sehr zurückhaltend, endlich aber wurden sie mittheilender. Offenbar fürchteten sie ihren Häuptling sehr, deuteten an, daß nur vollständige Unterwürfigkeit ihn günstig stimmen könne, daß er höchst argwöhnisch und zu Erreichung seiner Zwecke in seinen Mitteln nichtsweniger als skrupulös sey. Hassan gestand, daß er nur zitternd sich ihm nähere, und obwohl er sein Vertrauen in höherm Grad besitze, als irgend Jemand anders, so müsse er doch in Allem, was er sage oder thue, höchst vorsichtig seyn. Er beschrieb ihn als höchst abergläubisch, und sein Vertrauen auf Talismane und Amulets als unbegränzt, seine Arme ächzten unter dem Gewichte der Amulette, von denen jedes irgend ein Ding enthalte, was ihn vor drohender Gefahr schützen könne. Niemals ziehe er aus, ohne seinen Priester, einen ganz bekannten Jezidi, den er fast nicht von der Seite ließ, über den Erfolg der Unternehmung um Rath zu fragen, und brachte seine Zeit zu theils unter den rohesten Vergnügungen, theils unter Vorbereitungen zu neuen Raubzügen. Gegen jeden, der sich tapfer und ergeben zeigte, war er ein freigebiger Herr, und dieß nebst seiner bekannten Geschicklichkeit, sich in schwierigen Lagen zu helfen, fesselte seine Anhänger an seine Person.

Aber die Frage Stasso's, wie Cara Bey wohl seinen Herrn behandeln würde, setzte Hassan in offenbare Verlegenheit, und er half sich endlich mit dem bekannten türkischen Bakalum! (wir wollen sehen.) Dieß war für Stasso genug, um ihn zu der größten Vorsicht aufzumuntern, und namentlich suchte er sich das Bild der ganzen Gegend einzuprägen, um nöthigenfalls sich ohne einen Führer zurecht finden zu können.

Die Reise dauerte den ganzen Tag, und schon war der Mond aufgegangen, als Osmond plötzlich beim Umwenden um die scharfe Ecke eines Defilés eine ungeheure Stadt erblickte. Mauern, Häuser, Thürme und Zinnen erhoben sich vor ihm in massiven Gruppen, und boten seinem erstaunten Blick nicht die kleinen ärmlichen Gebäude einer gewöhnlichen asiatischen Stadt, sondern große scharfgezeichnete Massen. Obwohl aber einige Ecken im vollen Mondlicht erglänzten, lagen doch die Hauptumrisse in tiefem Schatten, und das Ganze hatte ein so düsteres und geheimnißvolles Ansehen, daß es ein Dichter ohne Uebertreibung die Gespensterstadt hätte nennen können. Osmond erkannte, daß das, worauf er so unerwartet gestoßen, die berühmten Ruinen von Anni seyen, bei welchem Namen Mustapha zusammenschauderte. Bald bogen die Reiter, nachdem sie die zerstörte Umwallung hinter sich hatten, in die verödeten Straßen ein. Der Mond schien nicht hell genug, um die ganze Zerstörung zu zeigen, so daß ein Unkundiger die Ruinen leicht für eine blühende Stadt hätte halten können, deren Einwohner plötzlich an der Pest gestorben, oder im Schrecken die Stadt verlassen hatten. Hier herrschte ein furchtbares Schweigen, das alle mit unwillkürlichem Schauder erfüllte. Haus stand an Haus in trauriger Reihe und nicht ein Ton ließ sich hören. Ein prachtvolles Gebäude, gleich einem königlichen Palaste erhob sich mit seinen Mauern und Thürmen, deren großartige Umrisse sich am klaren blauen Himmelsgewölbe zeigten. Die Reisenden ritten den Mauern entlang. Das einzige Geräusch, das die tiefe Stille unterbrach, war der Hufschlag ihrer Rosse, der in den weiten verödeten Höfen in lauten Echos widerhallte. Osmond würde Hassan befragt haben, allein er bemerkte, daß auch dieser gedankenvoll war, und so vorsichtig weiter ritt, als fürchte er jeden Augenblick eine unwillkommene Erscheinung. Er blickte Mustapha an, dieser aber schien die Personifikation der Verzweiflung. Stasso hielt seinen Muth aufrecht, indem er hie und da ein Ti diavolo hören ließ. Endlich erklangen ferne, undeutliche Töne, wie ein Schlag einer kleinen Trommel, begleitet von seltsamem Gekreisch, wie von Schmerz oder Wuth, oder in toller Lustigkeit ausgestoßen, und brachen den Zauber, der bisher jede Zunge gefesselt zu haben schien.

„Was ist das?“ rief Mustapha, indem er den Zügel anhielt, und am ganzen Leibe zitterte.

„Was kann es seyn?" antwortete Osmond, selbst von einem so seltsamen Umstande nicht wenig betroffen; „wenn dieß das Land der Elfen und Feen wäre, so könnte man glauben, dieß die Hauptstadt."

„Hassan Aga!" rief Stasso laut; „sage mir, meine Seele! was ist vorgefallen, was hören wir?"

Hassan horchte aufmerksam auf die Töne, hielt bald sein Pferd an, bald trieb er es wieder vorwärts, und sagte endlich mit nicht sehr ermunternder Stimme und sichtbaren Zeichen von Unruhe: „es ist Cara Bey!"

(Fortsetzung folgt.)

Eine Revolution in der argentinischen Republik.

(Fortsetzung.)

Ich setzte mich, um zu schreiben, und verwünschte alle Republiken von ganz Amerika. Gegen Mittag hörte ich auf dem Platze das Geschrei: Viva la patria! weg mit dem Gouverneur! es lebe die Freiheit! Ich lief ans Fenster und sah Aguirre, einen gewaltigen Säbel in der Hand, an der Spitze von etwa fünfzehn Vagabunden, die ohne Ordnung hinter ihm drein liefen, auf den Cabildo anrücken. Auf dieses Geschrei zeigte sich etwa ein Dutzend Neugieriger, gleich mir, an den Thüren und Fenstern und an den auf den Platz führenden Straßenecken.

Vor dem Cabildo angelangt, ließ Aguirre Halt machen, und gab mit einer Stentorstimme das Signal zu dem abermaligen Ruf: „Nieder mit dem Gouverneur!"

Nach einigen Minuten erschien die lange Figur Don Geronimo's auf dem Balkon. Bei seinem Erscheinen verdoppelte sich das Geschrei; er machte ein Zeichen mit der Hand, daß er sprechen wolle, und verschaffte sich so Gehör. „Was verlangt," hub er an, „das heldenmüthige Volk (el pueblo heroico) von Bajada?" — Viva la patria! schrien die Verschwornen. — „Nun wohl, viva la patria! ist das Alles was Ihr wollt?"

„Nein, nein!" tobten die Empörer, „weg mit dem Gouverneur! wir wollen einen andern Gouverneur!" — „Aber, heldenmüthiges Volk, du bist nur fünfzehn Mann stark, und was würde Europa sagen, wenn ich...!" — „Nieder mit Europa! zum Teufel mit den Fremden! Tod den Ketzern!" Und nun erhob sich ein fürchterlicher Lärm. Geronimo wurde so bleich als seine Hautfarbe es nur immer gestattete, hielt sich indeß dennoch standhaft, und schien nur zu warten, bis die Lungen der Verschwornen einiger Erholung bedürften.

Das Geschrei begann schon schwächer zu werden, als ein kleiner Mulatte, dem die Sache gefallen mochte, vor die Verschwornen trat, und einen Stein nach dem Gouverneur warf, der jedoch den Balkon nicht erreichte, sondern gegen die Mauer flog. Don Geronimo stürzte auf diesen feindseligen Angriff rückwärts ins Innere des Hauses, und kam nicht wieder zum Vorschein. Nach einigen Minuten steckte er endlich den Kopf heraus und nahm nach und nach seinen Posten auf dem Balkon wieder ein. Er war ganz bestürzt.

„Hört auf," rief er mit zitternder Stimme, „mir nach dem Leben zu streben; ich füge mich den Wünschen des Volkes. Habt Ihr ein Oberhaupt, so trete es vor, ich muß mit ihm reden." Stolz trat Aguirre unter den Balkon.

„Laßt uns vernünftig reden, Señor Aguirre," sagte Geronimo, „was habe ich Euch gethan? warum wollt Ihr einen andern an meinen Platz setzen?" — Aguirre, dem es nie an hochtrabenden Worten fehlte, antwortete: „Die Schmach der Tyrannei hat nur zu lange auf diesem unglücklichen Volke gelastet; endlich bricht es seine Ketten. Deine Schandthaten gestatten Dir nicht länger..."

„Genug, genug! wen wollt Ihr zum Gouverneur?" — „Den würdigen Pater Las Piedras, diesen furchtlosen Unterstützer des Volks, diesen tugendhaften Freund der Freiheit." — „Nun gut, ich will ihm sagen, daß er sich dem Volke zeige. Kann ich sicher nach Hause gehen?" — „Du kannst," antwortete Aguirre, „dem Volke ist Gerechtigkeit widerfahren, es dürstet nicht nach deinem Blute." — „Es lebe der Pater Las Piedras! Es leben die Franziskaner!" riefen die Verschwornen, und stürmten mit Aguirre in den Cabildo.

Während dieser ganzen Scene blieben die Fenster und Thüren der Häuser am Platz geschlossen, und nur von Zeit zu Zeit wurden die Köpfe einiger Neugierigen an den Straßenecken sichtbar. Die Verschwornen erschienen bald auf dem Balkon des Cabildo, den Pater Las Piedras in ihrer Mitte, und der gestürzte Gouverneur schlich sich indeß an den Häusern weg in seine Wohnung. Sein Nachfolger wollte eben den Mund öffnen, als Aguirre ihm mit folgenden Worten die Rede abschnitt: „Mir scheint, der Platz ist leer. Folgt mir ihr Andern und Ihr, Pater Las Piedras, wartet einen Augenblick mit Eurer Rede, bis wir unten sind, und Euch antworten können. Dann mögt Ihr haranguiren nach Herzenslust, nur faßt Euch kurz, denn die Zeit ist kostbar."

Mit den Seinigen unter dem Balkon angekommen, rief Aguirre dem neuen Gouverneur zu: „Jetzt macht vorwärts, Pater Las Piedras; macht's kurz und gut!" — „Welch süße Belohnung," hub Las Piedras an, meine theuern Freunde, welch köstlicher Augenblick für das Herz eines alten Kämpfers der Freiheit, wenn er sieht wie ein Volk seine Ketten zerbricht, und Gebrauch von seiner Vernunft macht, um sich zu dem Glück zu erheben, von einem Mann seiner Wahl, das heißt, von seinem zweiten Selbst regiert zu werden. Eines Tages wird von dem eisigen Gipfel der Anden bis zu den silbernen Wogen des la Plata und vom Aequator zu . . . zu . . ." — „Zu was? . . . Vorwärts!" rief Aguirre.

„Vom Aequator zu, sage ich, zu . . ." — „Genug! das Volk begreift. Es lebe der Gouverneur Las Piedras!" brüllte Aguirre, und die ganze Bande stimmte ein.

Um die Wahl des neuen Gouverneurs vollständig zu machen, bedurfte es noch einer Formalität, nämlich einer Proklamation. Auch diese Sorge nahm Aguirre auf sich, und schmiedete ein Meisterstück von Beredsamkeit in seiner uns bereits bekannten Weise zusammen, das er selbst, an der Spitze seiner Bande, an allen Straßenecken von Bajada ablas. Auf seinem Weg zog er Alles an sich, was ihm von Lumpengesindel aufstieß, so daß er

sich, als er wieder vor dem Cabildo anlangte, an der Spitze eines ziemlich ansehnlichen Haufens befand. Die Behörden erfuhren nun zuvörderst eine starke Ausmusterung, und bei dieser Gelegenheit zeigte sich Aguirre größer als die Revolution, die er gemacht hatte, denn er verschmähte jeden Posten; sein Werk genügte ihm. Der Minister des Auswärtigen behielt seine Stelle, weil er die Kasse der Provinz ausgeliefert hatte, in welcher sich 40 Piaster in Papier befanden. Nur der Alkade und sein Lieutenant wurden abgesetzt, und ihre Aemter in andere Hände gelegt. Um endlich diesen großen Tag würdig zu beschließen, kaufte Aguirre für die 40 Piaster bei dem Pulpero am Platz Kerzen und Tafia, um im Cabildo einen Ball zu geben, den er den Ball der freien Männer nannte. Damit die Sache ein feierlicheres Ansehen gewänne, beschloß man Einladungskarten zu schreiben, eine Arbeit, die unsern Aguirre nebst dem Pater Las Piedras einen Theil des Nachmittags beschäftigte.

Der Exfranziskaner, ein eben so schlechtes Subjekt als sein Verbündeter, war der eigentliche Urheber der Revolution, und hatte sich Aguirre's nur bedient, um sich von ihm den Weg zum Posten des Gouverneurs bahnen zu lassen. Las Piedras täuschte sich indeß gewaltig in seiner Rechnung, denn es lag außerhalb seiner Voraussicht, daß sein Verbündeter ihn selbst beherrschen, und ihm die Ausübung seiner Amtsgewalt unmöglich machen würde.

Der Ball der freien Männer wurde mit allem dem Glanz gefeiert, der sich nur immer von der Hauptstadt von Entre-Rios erwarten ließ. Die Geladenen gehorchten der an sie ergangenen Aufforderung, und Aguirre sang seinen ganzen Vorrath von Liedern ab, ohne daß ihm irgend Jemand auch nur ein Wort eingeredet hätte. Don Geronimo benützte indeß das Dunkel der Nacht, setzte sich in ein Kanot, fuhr über den Parana, und ließ seinem Nachfolger das Feld.

Am kommenden Tage war von dem großen Ereigniß nicht eine Spur mehr vorhanden. Bajada genoß der gewohnten Ruhe; nur sah man abwechselnd einen der Verschwornen, mit dem Säbel in der Hand, vor dem Cabildo auf und abgehen, als ob er Wache halte. Die Mitglieder der neuen Regierung waren seit 8 Uhr versammelt; nachdem sie zwei Stunden damit zugebracht hatten, ihren Paraguaythee zu trinken, und von Don Geronimo's Tabak Cigarren zu machen, ward die Diskussion unter dem Vorsitze des Paters Las Piedras eröffnet. Zwei Vorschläge wurden gemacht, zwischen denen die Meinungen sich theilten. Aguirre wollte, man solle um alle Parteien, die sich vielleicht bilden könnten, schon im Voraus zu vereinigen, am Abend einen zweiten Ball der freien Männer geben, und damit so lange fortfahren, bis eine vollkommene Verschmelzung aller etwaigen Faktionen erfolgt sey. Der Minister des Auswärtigen dagegen schlug vor, man solle mit dem im Zeughaus befindlichen halben Dutzend Flinten und einer alten Trommel die Einwohner bewaffnen, und sich auf eine kräftige Vertheidigung gegen jeden möglichen Angriff vorbereiten. Da Las Piedras sah, daß die beiden Redner sich erhitzten, so nahm er das Wort. Nachdem er auf Mäßigung bestanden hatte, um sich die europäischen Mächte zu gewinnen, unternahm er eine Uebersicht der Diskussion, aus der er sich aber bald nicht mehr heraus finden konnte; indeß ließ sich so viel erkennen, daß auch er den Ball für eine sehr zweckmäßige Regierungsmaßregel halte. Die Stunde der Siesta zog ihn sehr gelegen aus der Verwirrung; der hohe Rath ging auseinander, und drei Stunden lang lag Bajada in tiefen Schlaf versenkt.

Als man erwacht war, und einige Cigarren geraucht hatte, ward die Diskussion wieder aufgenommen, ohne daß es jedoch zu einer Entscheidung gekommen wäre. Die Neuigkeit von der Revolution hatte sich inzwischen auf dem Lande verbreitet, und die erfreuten Gauchos strömten von allen Seiten herbei, entschlossen, so viel nur immer thunlich, auf Kosten der Bajadener zu zehren. Das Wirthshaus am Platze füllte sich mit Gästen, die ihre Pferde an die Pfeiler der Galerie anbanden, und das Geklimper von zwei oder drei Guitarren im Innern deutete an, daß die Zahl der Ankommenden mit jeder Minute zunehme. Gruppen von Männern, bis an die Augen in ihre Ponchos gehüllt, bildeten sich auf dem Platz, und aus aller Mund strömte eine ungewöhnliche Menge von carago, und von hijo de una grandissima porra. Im Rathe rückte es indeß nicht vorwärts; die Gauchos, ungeduldig über das Zögern, schrien und lärmten, und Aguirre war genöthigt, von Zeit zu Zeit auf den Balkon zu treten, um sie zu haranguiren. Der Pater Las Piedras hatte den Kopf verloren, und war, von düstern Ahnungen gepeinigt, bleich vor Schrecken.

(Schluß folgt.)

Verbalprozesse und Berichte

der durch die königliche Ordonnanz vom 12 December 1833 eingesetzten Commission d'Afrique.

(Fortsetzung.)

Die ersten Sitzungen vom 22 December 1833 bis zum 25 Januar 1834 bieten wenig Interesse dar. In der Sitzung vom 24 wird Herr Pichon eingeführt und erwidert die ihm vom Präsidenten vorgelegten Fragen folgendermaßen.

„Ich habe mich fünf Monate lang in Algier aufgehalten. Alles, was ich während dieses Zeitraumes vom Lande und von seinen Einwohnern gesehen, hat in mir die feste Ueberzeugung zurückgelassen, daß in Bezug auf die französischen Besitzungen in Afrika das Wort Kolonisation, in dem Sinne, wie es gewöhnlich in Frankreich genommen wird, fälschlich angewendet wird, indem Anpflanzungen in diesem Lande unmöglich sind. Ich bin der Ansicht, daß wir uns einstweilen auf die Besetzung von Algier, Bona und Oran, als der wichtigsten Küstenpunkte, beschränken müssen. Wir können versuchen in einem engen Umkreise in der Nähe dieser Punkte das Land urbar zu machen, aber hüten wir uns wohl, die amerikanischen Ansiedlungen nachahmen zu wollen. Beide Länder sind in Nichts mit einander zu vergleichen, weder in Hinsicht auf die Beschaffenheit des Bodens, noch in Bezug auf die Sitten der Einwohner. Jeder Versuch, sich in größerer Entfernung von den drei oben angeführten Plätzen niederzulassen, würde Frankreich großen Schaden bringen, ohne irgend einen Vortheil für die Einwohner. Gibt es ein untrügliches Mittel, in kurzer Zeit Algier zu verlieren, so ist es das übermäßige Streben, das Gebiet zu erweitern. Wozu hat alle Mühe und alles Geld genutzt, das man seit vier Monaten verschwendet, um dieses Land zu kolonisiren?

„Ich glaube, daß wir gegründete Hoffnung haben können, Afrika durch den Besitz von Algier zu beherrschen, aber so wie die Engländer in Ostindien herrschen, wo sie weislich die Kolonisation untersagt, die

sie würde vertrieben haben, im Fall sie dieselbe gestattet. Seit hundert und fünfzig Jahren, so lange besitzen sie dieses Land, haben sie den Engländern verboten sich anderswo anzukaufen, als in den achtzig an sie abgetretenen Distrikten. Dieses Verfahren hat mit der für die amerikanischen Niederlassungen befolgten Handlungsweise nicht die mindeste Analogie, und doch ist es stets diese Analogie, auf die man sich beruft. Afrika wird von tapfern Nationen bewohnt, die an den Krieg gewöhnt sind, die ihn aus Neigung suchen, und von störriger, unbezähmbarer Gemüthsart sind. In Amerika hatte man bloß einzelne Nomadenvölker zu besiegen, die auf unermeßlichen Gebieten zerstreut lebten; von Natur aus friedsam, flohen oder schmolzen sie vor unsern Waffen und unserer Civilisation zusammen, und fügten sich leicht in den Willen des Siegers. Die Einwohner von Afrika sind Hirtenvölker oder treiben Ackerbau: sie haben den Boden in Besitz, selbst in kleinern Abtheilungen, wie die Kabailen, welche im Gebirge eine Hütte nebst einem kleinen Striche Landes besitzen. Dagegen waren die Eingebornen Amerika's größtentheils Jägervölker, und traten demnach das Land ohne Schwierigkeit ab."

In der Sitzung vom 25 Januar 1834 wird Herr Damremont gehört: „Ich glaube nicht, daß sich die Regierung in die Details der Kolonisation mischen müsse: sie muß sich darauf beschränken Kolonisten zu begünstigen, welche Kapitalien und Gewerbsfleiß mitbringen, und ihre Betriebsamkeit in Schutz zu nehmen, sobald sie auf algierischem Grund und Boden sind. Das Ufer ist zu wenig bevölkert, als daß man bei Anbau des Landes auf die Eingebornen zählen könne, und die benachbarten Stämme werden den Anbau eines Bodens, den sie nicht inne haben, auf keine andere Weise befördern, als indem sie eine gewisse Anzahl Arbeiter verabfolgen lassen. Ist einmal Zutrauen da, so werden sich die Kolonisten auf zweierlei Weise einfinden: entweder die Grundeigenthümer ziehen selbst diese Kolonisten herbei, um sie auf ihren Ländereien anzusiedeln, oder sie treten ihnen unter irgend einer Bedingung einen Theil des Bodens ab, den sie besitzen. Als Beleg meiner Ansicht kann ich der Kommission Nachweisungen vorlegen, die ich zu Marseille gesammelt und die ich als zuverlässig betrachte. Reiche Kaufleute aus der Schweiz, welche in dieser Stadt etablirt sind, haben mir mehrmals wiederholt, daß wenn sie die Gewißheit hätten, daß Frankreich das Land nicht räumen würde, sie Ländereien ankaufen würden zur Ansiedlung ihrer Landsleute, welche gezwungen seyen, die Heimath zu verlassen, da sie zu Hause kein Mittel fänden ihre Existenz zu sichern, und die Algier Amerika vorziehen würden wegen der großen Entfernung des letztern Erdtheils. Ich könnte noch hinzufügen, daß der Handelsstand von Marseille, der im Ganzen sehr besonnen und umsichtig zu Werke geht, und sich selten in gewagte Spekulationen einläßt, einen Theil des Gebietes von Algier und Bona als Eigenthum an sich bringen würde, sobald die Regierung durch irgend einen offiziellen Akt die Gesinnung an den Tag legen würde, das Land zu behalten.

Der Herr Präsident: Welche Truppenmacht würde Ihrer Ansicht nach erforderlich seyn, um Algier und seine Umgebungen innerhalb der von Ihnen bezeichneten Gränzen zu beschützen?

Herr Damremont: Vierzehntausend Mann, denke ich, würden hinreichen, um die Kolonisten sicher zu stellen und die nöthigen travaux d'assainissement zu bewerkstelligen.

In diesen ersten Sitzungen wurden die Debatten häufig unterbrochen durch Nachforschungen über die Mittel, deren man sich bedient, um die französische Herrschaft zu begründen, und die nicht selten tadelnswerth sind, und man hat das Nöthige verfügt, um die Rückkehr solcher Mißbräuche zu verhüten. Auch hierüber verdankt man Herrn Pichon nähere Aufklärung. Von einem Mitgliede befragt, was er von der an dem Stamme El-Ouffia vollzogenen Militärexekution und der Hinrichtung ihres Scheiks wisse, die unter dem Oberkommando des Herzogs von Rovigo stattgefunden, erwiderte Herr Pichon Folgendes:

„Sie erinnern mich da an ein höchst trauriges Ereigniß, das ich trotz aller meiner Bemühungen nicht verhindern konnte. Die Veranlassung zu dieser äußersten Strenge von Seite des Herzogs von Rovigo war diese. Der entlegenste Posten auf unserem linken Flügel ist für Algier das sogenannte viereckige Haus (maison carrée). Unter dem Bereiche der Kanonen dieses Postens hatte sich ein kleiner Stamm Beduinen, oder vielmehr nur ein Theil eines Stammes, El-Ouffia genannt, niedergelassen: die größere Anzahl war im Gebirge geblieben. Den 5 April 1832 erhielt der Herzog von Rovigo Besuch von verschiedenen Arabern, welche ihrem Vorgeben nach von den Stämmen der Wüste waren abgesendet worden, um zwischen ihnen und uns freundschaftliche Verhältnisse anzuknüpfen. Der General nahm sie mit allen Beweisen des Wohlwollens auf, schenkte ihnen rothe Mäntel und ließ einem Jeden 50 Franken auszahlen. Diese Leute ziehen vergnügt von dannen; als sie aber den 6ten des Abends an dem viereckigen Hause anlangen, werden sie von herumirrenden Arabern überfallen, welche sie Feiglinge und Verräther schalten, ihnen Alles abnahmen, was man ihnen geschenkt hatte, und sie nach Algier zurückjagten. Kaum hat der Herzog dieß erfahren, so läßt er, ohne irgend Jemand davon zu benachrichtigen, 800 Mann zu einer Expedition ausrüsten: in der Nacht vom 7ten auf den 8ten brechen die Truppen auf, rücken gegen das viereckige Haus vor und überfallen den Stamm: Alles, was sie finden, wird ohne Barmherzigkeit niedergemetzelt; man bemächtigt sich des Viehes und anderer, dem unglücklichen Stamm angehöriger Beute; Soldaten, welche von diesem Zuge zurückkamen, trugen, so hat man mich versichert, auf der Spitze der Bajonnette Weiberohren mit ihren Ohrgehängen.

„Man hatte achtzehn Gefangene gemacht, unter denen sich auch das Oberhaupt des Stammes befand, der zugleich Marabou war. Er wurde vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurtheilt; sein Gesuch um Revision wurde verworfen; am Tage vor der Hinrichtung, welche den 19 April, zwölf Tage nach der Expedition, stattfand, schickten mehrere benachbarte Stämme Deputirte, welche um Gnade für ihn baten; alle gestohlenen Gegenstände waren zurückgebracht worden. Trotz dieser Bitten und meines inständigen Flehens, zu dem sich das Flehen des Generals Trezel gesellte, trotz der Supplikationen der Krachnas endlich, zu denen sich die Thäter geflüchtet hatten, wurde die Begnadigung des Scheiks verweigert und der Unglückliche hingerichtet. Männer, Weiber, Kinder, Niemand wurde bei dieser Expedition begnadigt.

Ein Mitglied der Kommission fragte Herrn Pichon, ob nicht in Folge des gegen den Stamm von El-Ouffia ausgeführten Angriffs öffentliche Belustigungen zu Algier angestellt worden.

Herr Pichon erwidert hierauf, der Polizeikommissär habe zur Feier dieses Sieges illuminiren lassen.

Ueber dergleichen Ereignisse muß allerdings die Menschheit seufzen, jedoch dürfen hier zwei Umstände nicht unbeachtet bleiben: erstens hat, in Folge der durch die Julinsrevolution herbeigeführten Wirren, die französische Regierung auf die Besitzungen in Afrika nicht immer ein wachsames Augenmerk richten können; ferner hat Frankreich das begangene Unrecht gewissermaßen wieder gut gemacht, indem es dasselbe veröffentlicht, auch hat die Kommission jede Gelegenheit, die sich ihr darbot, ergriffen, um dem Unfuge zu steuern, da wo es noch Zeit war.

So hat auch die Kommission in ihrer Sitzung vom 24 Januar 1834 anerkannt, daß es recht und billig sey, die Eigenthümer der zum öffentlichen Dienste verwendeten Häuser und Grundstücke zu entschädigen; diese Entschädigung müsse auf jedes Eigenthum ausgedehnt werden, und es würde eben so unbillig als unpolitisch seyn, dasselbe vorzugsweise auf die französischen Eigenthümer mit Hintansetzung der Eingebornen in Anwendung zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Man hat in Rußland eine Art schwerer, plumper Barken, Ladias genannt, deren man sich zum Transport der Erzeugnisse des Innern auf den großen Flüssen bedient, und die von allen Fahrzeugen am wenigsten geeignet sind, das offene Meer zu halten. Dennoch hatte ein Einwohner von Archangel, Namens Iwan Paschrin, die Verwegenheit, in einer solchen Ladia, St. Nikolaus genannt, von Kola mit einer Ladung Fische abzusegeln, die er während der Ueberfahrt von diesem kleinen Hafen nach St. Petersburg einsalzte. Er umschiffte das Nordkap und trotzte den Herbststürmen, die ihn in der Nordsee und im baltischen Meer überfielen. Am 27 Oktober v. J. kam er nach einer Fahrt von 72 Tagen, während welcher er zwar starke Beschädigungen am Takelwerk, aber durchaus keine am Rumpf des Fahrzeugs erlitten hatte, glücklich in St. Petersburg an.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 27. 27 Januar 1835.

Eine Revolution in der argentinischen Republik.

(Schluß.)

Eine solche Störung der in Bajada gewohnten Ruhe war zu arg, als daß sie hätte von Dauer seyn können. Mit Einbruch der Nacht ging eine Schaluppe mit Verdeck, von Santafé kommend, am Landungsplatze vor Anker, und setzte 25 Leute mit wahren Galgenphysiognomien, in rothe Ponchos gehüllt und bis an die Zähne bewaffnet, ans Land. Der Offizier der sie befehligte, ließ sie in größter Stille aufstellen und trat an ihre Spitze. Mitten unter ihnen befand sich Don Geronimo in seiner bereits beschriebenen Amtstracht, der er noch einen ungeheuern dreieckigen Hut mit weiß und blauem Federbusch beigefügt hatte, und mit einem langen Säbel in der Hand, dessen Scheide im Gehen an seine Fersen schlug. Die kleine Truppe machte sich im Geschwindschritt auf den Weg, und ließ, als sie auf dem Platz angekommen war, den Ruf erschallen: „Es lebe Santafé! es lebe der rechtmäßige Gouverneur! Tod den Rebellen!"

Auf diesen furchtbaren Ruf verstummten die Guitarren im Wirthshaus urplötzlich, die Gauchos schwangen sich auf ihre Pferde und verschwanden mit der Schnelligkeit des Blitzes, und auf dem ganz verödeten Platze war bald nichts mehr zu hören als das Geräusch der Thüren und Fensterläden, welche eilig geschlossen wurden. Auch im Cabildo regte sich Niemand, nur ein Schatten wurde auf dem Balkon sichtbar, der ruhig zu beobachten schien was vorging.

Die Truppe begab sich vorsichtig in den Cabildo, und trat in das Rathszimmer im Erdgeschoß, wo sie nichts fand als die ausgeleerte blecherne Büchse. Frischen Muth schöpfend stieg sie die Treppe hinan in den ersten Stock, wo der Schatten in gemessenem Schritt auf dem Balkon auf und nieder ging.

„Wer da!" rief der Offizier. — „Aguirre," erwiderte der Schatten. — „Schlagt an!" — „Halt, halt, Herr Offizier, nicht so rasch. Ist das nicht Se. Excellenz Don Geronimo, den ich da die Ehre habe in großem Kostüm in Ihren Reihen zu sehen? ich habe Sie erwartet, Excellenz; Ihr Nachfolger ist ein Tölpel, und hätten Sie sich nur nicht so rasch aus dem Staube gemacht, um da die 25 Krebse zu holen, so würde ich morgen eine Revolution zu Ihren Gunsten gemacht haben. Uebrigens finden Sie die Provinz noch gerade so wie Sie sie verließen; mit Ausnahme einer kleinen Summe, welche zu einem patriotischen Zweck verwendet wurde, und für welche Ihnen der Minister des Auswärtigen alle nur mögliche Sicherheit leisten wird."

„Picaro!" antwortete Don Geronimo, „ein anderer als ich würde Dich in den Kerker werfen und nach drei Tagen erschießen lassen; ich aber schenke Dir das Leben. Morgen gehst du unter guter Bedeckung nach Buenos-Ayres." — „Excellenz, nach Buenos-Ayres! wo denken Sie hin? man wäre dort im Stande die Sache übel zu nehmen, und ich —"

„Hund von einem Porteno! *) willst Du lieber zum Gouverneur Lopez nach Santafé?" sagte der Offizier mit einem fürchterlichen Blick. Du wärst nicht der Erste der dorthin gegangen ist, um nie wieder zu kommen."

„Nun so sey's drum," rief Aguirre. „Reden wir nicht weiter davon; ich gehe wohin Sie wollen. Da ich indeß einen Reisegefährten brauche, so bitte ich, daß man das Gebüsch hinter dem Cabildo durchsuche, dort werden Sie Ihren Nachfolger finden, Don Geronimo, und finden Sie ihn da nicht, so lassen Sie ihn in allen Kaninchenhöhlen suchen, denn der Pater Las Piedras ist von einer Figur, die überall Platz findet, und man würde sehr erfreut seyn, ihn in Buenos-Ayres zu sehen."

Sechs Soldaten wurden abgefertigt, und kamen nach einer halben Stunde mit dem Pater zurück, den sie in einem Loch gefunden hatten, aus dem nur sein Kopf hervorsah. Et tu quoque! hätte ihm Don Geronimo zurufen können, wenn er in der römischen Geschichte bewandert gewesen wäre; da dieß aber der Fall nicht war, so begnügte er sich damit, dem Gefangenen den Rücken zuzukehren.

Die Restauration war so, zwar durch fremde Intervention, aber doch ohne Blutvergießen bewirkt worden, und noch an demselben Abend wurde eine allgemeine Amnestie proklamirt. Geronimo war nicht rachsüchtig, und zudem war es auch nicht das erstemal, daß ihm ein solcher Unfall widerfuhr. Zwei Jahre früher verreiste er auf acht Tage, und als er zurückkam, fand er seine Stelle besetzt. Er begnügte sich also damit, bis auf bessere Zeiten Minister des Auswärtigen des Usurpators zu werden. Dem seinigen ließ Geronimo Gnade wiederfahren, denn er bedurfte seiner beim Lesen der Pässe und andern diplo-

*) Porteno de puerto; so werden die Bewohner der Stadt Buenos-Ayres genannt.

matischen Angelegenheiten. Die Großmuth des Gouverneurs fand allgemeine Bewunderung; nur die Frauen beseufzten heimlich den Ball der freien Männer, um den sie gekommen waren.

Am andern Morgen standen Aguirre und der Pater Las Piedras, von einer Abtheilung Soldaten bewacht, am Gestade und harrten der Einschiffung. Im letzten Augenblicke vor der Abfahrt wendete sich Aguirre zu dem Offizier und sagte: „Ich werde nicht abreisen, ohne vorher Sr. Excellenz dem Herrn Gouverneur meine Erkenntlichkeit bezeugt zu haben. Ich lasse ihn bitten mir die Gnade seiner Gegenwart zu gönnen." — Don Geronimo kam ans Ufer.

„Excellenz," redete Aguirre ihn an, „Sie befanden sich in meiner Gewalt, und nicht ein Haar wurde Ihnen gekrümmt; erinnern Sie sich dessen?"

„Es ist wahr," erwiderte der Gouverneur. — „Ich hätte mich Ihrer Rückkehr widersetzen und sie Ihnen mit Gefahren erkaufen lassen können, allein ich habe es nicht gethan; erinnern Sie sich dessen?" — „Ich gebe es zu."

„Wenn dem nun so ist, so werden Sie einem Menschen eine letzte Gunst nicht versagen, der, wenn er da hinunter kömmt, vielleicht erschossen wird." — „Und worin besteht diese Gunst?"

„Geben Sie mir eine Guitarre mit auf die Reise, Sie können den Betrag auf mich entnehmen, wenn ich in Buenos-Ayres bin."

„Geh zum Teufel!" rief Geronimo; „indeß gebe man ihm die Guitarre, und er gehe und lasse sich anderswo hängen."

Ich schiffte mich nach Buenos-Ayres mit den beiden Gefangenen ein, denen Geronimo vier von seinen getreuesten Beamten mitgab, die er mit vier von den sechs Flinten bewaffnet hatte, welche das Arsenal enthielt. Nach unserer Ankunft wurden beide ins Gefängniß geworfen, wo Aguirre etwa einen Monat zubrachte, und dann Erlaubniß erhielt zu seiner Familie zurückkehren zu dürfen. Der Pater Las Piedras, der nicht so glücklich war, von seinem Kloster reklamirt zu werden, saß ein ganzes Jahr lang im Kerker, während dessen ihm der Prozeß gemacht wurde, und es wäre ihm vielleicht übel ergangen, wenn nicht eine Revolution, der von Bajada ähnlich, seine Freunde ans Ruder gebracht hätte.

Fünf Monate später brachte ein Schiff von Havre die neuesten Zeitungen aus Paris, in denen ungefähr Folgendes zu lesen war: „Privatbriefe aus Buenos-Ayres berichten, daß zu Entre-Rios, einer der blühendsten Provinzen in der Republik, unlängst eine furchtbare Empörung ausgebrochen sey. Die Insurgenten, den Obristen Aguirre und den berühmten Exfranziskaner Las Piedras an ihrer Spitze, bemächtigten sich, des lebhaftesten Widerstandes ungeachtet, der Stadt und Provinz. Man schlug sich, mit heftiger Erbitterung von beiden Seiten, einen Tag und eine Nacht, und verlor eine Menge Leute. Endlich siegte, Dank sey es der Energie des Gouverneurs, Don Geronimo B**, und der Einwohner, die gute Sache, und die Empörer wurden zurückgeschlagen. Obrist Aguirre und sein Genosse, von ihren Anhängern verlassen, wurden auf der Flucht ergriffen und unter Bedeckung nach Buenos-Ayres geschickt, wo ihnen der Prozeß gemacht wird. Der Nationalkongreß traf die kräftigsten Vorkehrungen, damit diese Bewegung sich nicht auch den übrigen Provinzen mittheile."

Ayesha das Mädchen von Kars.

(Fortsetzung.)

Mustapha würde bei diesen Worten vor Schrecken vom Pferde gefallen seyn, wäre er nicht zu einiger Besinnung gebracht worden durch die feste Stimme seines Herrn, der voll Freude, endlich am Ziel angekommen zu seyn, in Hassan drang, daß er ihn seinem gefürchteten Häuptling vorstellen möchte. Nachdem sie noch durch verschiedene Straßen geritten waren, mit denen Hassan ganz gut bekannt schien, hielten sie endlich an einem halbeingestürzten Bogengang, wo Hassan sie aufforderte, seine Rückkehr abzuwarten. Osmond stieg ab, setzte sich auf einen Stein, stützte müde von dem Ritt seinen Kopf in die Hand, und versank in Nachdenken. Der geheimnißvolle Ton den Hassan zuletzt angenommen, und seine sichtliche Unruhe über Cara Bey's Nähe flößten ihm die Besorgniß ein, der Charakter dieses Mannes möchte doch vielleicht anders seyn, als er sich gedacht hatte. Mehreremale flog ihm der Gedanke durch den Kopf, daß er noch jetzt frei seyn könne, wenn er die russische Gränze zu gewinnen suche, die nicht fern seyn konnte, immer aber trat dann Ayesha's Bild vor seine Augen, und er konnte sich nicht entschließen, eine Gegend zu verlassen, wo er hoffen konnte, sie wieder zu sehen. Indeß drückte Stasso, wie Mustapha, seine Besorgniß hinsichtlich Cara Bey's aus, und schon war Osmond im Begriff, ihrem beiderseitigen Drängen nachzugeben, als rasche Hufschläge Hassan's Rückkehr ankündigten. Jetzt blieb nichts übrig, als mit diesem zu gehen, der sie aufforderte sich schnell zu Cara Bey zu begeben. Sie waren noch nicht weit gekommen, als sie schon hie und da Köpfe hinter den Ruinen hervorblicken sahen, und Pferdegruppen bemerkten. Diese Gegenstände mehrten sich, je weiter sie kamen, und es war augenscheinlich, daß ein Raubzug im Werke war. Leute in der malerischen kurdischen Tracht, einige auf der Wache, bis an die Zähne bewaffnet, und die charakterische Lanze dieses Volks schwingend, andere rückwärts gelehnt und schlafend, andere wieder um Feuer hersitzend, erschienen nun in immer größerer Zahl und bezeugten die Nähe des Häuptlings. Endlich erreichten sie den Vorhof eines großen Gebäudes, offenbar einst eine christliche Kirche. Am großen Thorweg, der durch keine Thüre mehr verschlossen war, fand Osmond die ganze Scene fackelhell erleuchtet. Vorn stand der alte Altar, und hinter demselben eine Nische mit ausgezeichneter Bildhauerarbeit. Die hohe Wölbung, unterstützt durch schwere Pfeiler mit grotesken Kapitälern, warf die glänzendste Beleuchtung zurück, und zeigte interessante Skulpturen, während die Mauern, in plumpe Abtheilungen getheilt, mit armenischen Inschriften bedeckt und mit eingehauenen Fensterformen geziert, durch ihre Risse und Sprünge andeuteten, daß die Hand der Zeit auch hier ihre langsame aber sichere Arbeit vollbringe.

Osmond's Auge konnte nicht auf Gegenständen weilen, die

u jeder andern Zeit seine Aufmerksamkeit lebhaft in Anspruch genommen hätten, denn es fiel auf eine Gestalt, die auf ausgebreiteten Teppichen saß, nachlässig zurückgelehnt auf Kissen, die auf den Stufen des Altars selbst lagen. Das Gesicht schien der Sammelplatz aller bösen Leidenschaften, etwas aufgedunsen, aber bleich, und die Stirne marmorweiß, während der untere Theil des Gesichts dunkel und bläulich war. Die Nase war stark gebogen, der Mund niedergezogen und voll, mit zwei derb eingeschnittenen Linien auf beiden Seiten, die Backenknochen breit. Die Augen aber gaben dem Ganzen den Ausdruck eines Teufels; denn das Schiefe im Blick verlieh dem Gesichte einen häßlichen, bösartigen Ausdruck. Und dabei war der Ton seiner Züge ein stehendes Lächeln, das selbst bei dem Anblick verhängter Martern nicht verschwand. Dieß war Cara Bey. Sein Körper war muskulös, und die Breite seiner Schultern, so wie seine hohe Brust zeugten von Stärke.

Alles was ihn umgab, zeigte den Schwelger, reich gekleidete Diener warteten ihm auf, phantastisch gekleidete Tänzer mit fliegenden Bändern und herabhängendem Haar thaten ihr Möglichstes, um durch Verdrehungen und Sprünge seinen Beifall zu erhaschen, während alle Ingredienzien zu einem wilden Gelage ihn umgaben. Sein einziger Gefährte war ein seltsam aussehender Mensch, dessen Aeußeres aber weder den Krieger, noch den Namen von der Feder zeigte. Er war hager und schmächtig: seine hohlen Wangen und seine eingesunkenen Augen zeugten von seiner Enthaltsamkeit, und alle Stärke war scheinbar von ihm gewichen. Seine überhaupt kleinen Züge waren kaum unterscheidbar, weil ein langes Haar ungeschnitten und ungekämmt ihm über das Gesicht herunter hing: der einzige Theil, den er geschoren trug, war sein vorstehendes Kinn. Dieses ohnehin unheimliche Geschöpf wurde es noch mehr durch seine halb blaue, halb schwarze Kleidung, die ihm das Ansehen eines Leichenbitters gab, während von seinem Kopfschmuck eine Menge schwarz seidener Troddeln und Quasten über sein Gesicht herabhingen, und seine schwärzlichen Züge tief beschatteten. Diese Person saß in achtungsvoller Entfernung von Cara Bey, und glich eher einem Automaten, als einem lebendigen Menschen. Er war in der That einer der Priester der Jezidis, zu deren eifrigsten Schülern Cara Bey gehörte, den er nie verließ.

Bis Hassan Osmond gemeldet, nahm Cara Bey keine Notiz von ihm, endlich aber schlug er die Augen auf, beobachtete ihn und seine Begleiter von Kopf bis zu Fuß, und sagte endlich finster: Khusch gelbin (Ihr seyd willkommen). Als Osmond auf die geeignete Weise geantwortet, betrachtete er die ganze Umgebung mit der größten Aufmerksamkeit und erkannte, daß sein Benehmen die größte Umsicht erfordere, und er den Launen eines hochmüthigen Schurken sich fügen müsse.

Nach einer Pause wandte sich Cara Bey an Hassan und fragte: „er ist ein Franke, sagst du?"

„Ja," erwiderte Hassan, „so ist es."

„Wie heißt er?" fragte Cara Bey weiter.

„Osman," antwortete Hassan.

„Osman!" rief Cara Bey: „dann muß er ja aber ein Moslem seyn?"

„Er heißt Osman," wiederholte Hassan.

„Spricht er türkisch?" fragte Cara Bey rasch.

Auf eine bejahende Antwort Hassan's wandte er sich laut zu Osmond: „wie ist das? Ihr seyd ein Franke, und heißt Osman? das kann nicht seyn!"

„Osmond suchte die Verschiedenheit zwischen seinem Namen und dem türkischen Osman zu erklären, that dieß aber in so ächt türkischen Ausdrücken, daß Cara Bey's Verdacht stieg. „Kein Franke spricht so gut türkisch," murmelte Cara Bey vor sich hin, doch laut genug, um gehört zu werden. „Bak" (siehe!) fuhr er zu Hassan gewendet fort, „wenn eine Verrätherei darunter steckt, so zahlt mir dein Kopf dafür. Angnadinme? (Hast du mich verstanden).

Osmond antwortete keck: „wenn Ihr uns für verdächtig haltet, so laßt uns abreisen. Wir suchen Schutz bei Euch. Die Türken haben uns schlecht behandelt, ohne Euren Kiaya hätten sie uns hingerichtet. Wir bitten bloß in unsere Heimath zurückzukehren. Sendet uns zu Euern Nachbarn, den Moskowiten, oder zu Euern andern Nachbarn, den Persern. Wir wollen nicht bei Euch bleiben, wenn Ihr uns für Verräther haltet."

„Zu den Moskowiten?" rief Cara Bey höhnisch; „gut, recht gut, Maschallah! haltet Ihr mich für einen Esel! Wollt Ihr, daß ich einen, der als Spion in meinem Lager war, zu meinen bittersten Feinden schicke? Oder zu den Persern? noch besser. Die bösen Rothmützen! es geht kein Jahr vorüber, ohne daß sie mich und mein Schloß zu vernichten suchen. Vielleicht haben sie Euch bezahlt hieher zu kommen. Cara Bey ist noch nicht so dumm."

„Was kann ich sonst vorschlagen?" sagte Osmond. Stellt mich auf die Probe; ich sage Euch, ich bin kein Moslem, sondern ein Engländer, ich habe Euch um Schutz gebeten; wollt Ihr ihn nicht gewähren, Sen eltiar der. (Ihr seyd der Herr.)"

Cara Bey zog seine Braunen tiefer als gewöhnlich zusammen, schwieg einige Augenblicke, und wandte sich dann zu seinem Orakel, dem Priester: „soll ich ihn prüfen?" der finstere Mann antwortete ohne aufzublicken: „prüfe ihn."

„Gut," sagte Cara Bey, „ich will Euch prüfen; seyd Ihr ein Franke, so müßt Ihr die Sitten der Franken, und folglich auch die der Moskowiten kennen. Am nächsten Morgen will ich ein benachbartes Dorf angreifen, das den Russen gehört, und von ihren Truppen besetzt ist. Seyd Ihr mein Freund, so könnt Ihr mir helfen; seyd Ihr mein Feind, bak! bei diesem Bart schwöre ich's, wolltet Ihr fliehen unter den Thron, oder unter den Großvater des Throns des Königs, oder des Vaters des Königs der Franken, ich finde Euch heraus. Mehr sage ich nicht, aber seyd sicher, daß meine Augen, die Augen Cara Bey's (hier flammten dieselben wilder als gewöhnlich) auf Euch gerichtet sind; ihnen entwischt Ihr nicht, und sie werden Euch richten. Habt Ihr mich verstanden?"

„Ich habe Euch verstanden," versetzte Osmond zuversichtlich, „und willige in die Probe."

„So seys," sagte Cara Bey; „und hier, wenn Ihr ein Franke seyd, trinkt diesen Becher Wein aus."

Osmond ergriff den Becher, und trank ihn aus, worauf Cara

Bey Aferin! (gut gemacht!) rief; er betrachtete das Weintrinken für einen Beweis, daß Jemand ein Christ sey, denn er lachte über die Skrupel der Mohammedaner in dieser Beziehung. Dann forderte er für sich selbst einen Becher Wein, und trank ihn aus, nahm dann einen Protektionston an, daß Osmond vor Entrüstung schauderte, ließ ihn neben sich sitzen, und befahl der Musik und den Tänzern fortzufahren. Sobald Osmond saß, fragte ihn Cara Bey während der rauschenden Musik (denn auch er achtete asiatische Vorurtheile genug, um nicht öffentlich von Frauen zu sprechen) über seine Abenteuer in Kars, namentlich in Bezug auf Suleiman Aga's Tochter. Der Ruf ihrer Reize schien ihm wohl bekannt, und er sprach von ihr mit einer Frechheit, die seine ganze Niederträchtigkeit kund gab. Ein Gefühl von Schauder hob sich in Osmond's Brust, aber er that sich Gewalt an seine Gefühle zu verbergen, in der Hoffnung auf irgend eine Weise eine drohende Gefahr von der Geliebten abwenden zu können, denn die Fragen Cara Bey's deuteten klar an, daß er keine geringern Absichten habe, als Ayescha aus der Stadt zu entführen. Um sich nicht zu verrathen, trank er wiederholt von dem Wein, den man ihm bot, und es gelang ihm Cara Bey's Verdacht in den Schlaf zu lullen.

So kam allmählich Mitternacht herbei, der Häuptling befahl Hassan für Osmond und seine Diener zu sorgen, und namentlich dem erstern für den kommenden Morgen ein gutes Pferd zu verschaffen. Dann entließ er seine Tänzer, Musiker und Diener, befahl Allen, zwei Stunden vor Tagesanbruch in Bereitschaft zu seyn, rollte sich dann in seinen Pelzrock, und schlief auf derselben Stelle, auf der er den Abend zugebracht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise des Kapitäns Dumont d'Urville auf der Astrolabe.

Ein Ausflug in der Insel Celebes.

Als wir die Küste erklettert hatten, welche die andere Seite des Manado beherrscht, befanden wir uns endlich in der fruchtbaren und schönen Hochebene von Tondano. Wir trafen hier unermeßliche Reißfelder, und genossen einer weit gemäßigteren Temperatur, als die der niedriger gelegenen Flächen ist. Diese angenehme Frische der Luft, die man auf einmal in einer gewissen Höhe über dem Meeresspiegel athmet, und deren Genuß man sich öfter in weniger als zwei Stunden verschaffen kann, ist eine der köstlichen Empfindungen, die desjenigen warten, der die Aequatorialgegenden besucht. Bald gelangten wir in das schöne Dorf Tonséa-Lama, wo ich Grabmäler aus Basaltblöcken fand, die mit hieroglyphischen Figuren bedeckt waren; unglücklicherweise aber konnten wir diesen Ort, dem ich gern genauere Aufmerksamkeit geschenkt hätte, nur mit der größten Schnelligkeit durchreisen. Wir passirten hier von Neuem den Manado, der bereits ein beträchtlicher Strom ist, obwohl er kaum aus den Gewässern des Sees von Tondano, die ihm seine Entstehung gaben, heraustritt. Eine halbe Meile von der Straße zeigte man uns einen herrlichen, durch die Gewässer des Manado gebildeten Wasserfall. Der bis hieher ungehemmt dahinfließende Manado findet auf Einmal in seinem Laufe an einem Basaltfelsen eine Schranke, die er am Ende durchbricht. Seine ganze Wassermasse dringt mühsam in diese Oeffnung hinein, und stürzt dann bei ihrem Fall wie eine ungeheure Wassergarbe mit Heftigkeit von einer mehr als achtzig Fuß betragenden Höhe wie in einen von der Natur gegrabenen Abgrund hinab. Die naheliegenden Felsen und die Berge umher ertönen von dem Geräusch, das der Fall dieser unermeßlichen Wassersäule hervorbringt, die ein dumpfes und beständiges Rollen erregt, das ich nicht von dem des Donners zu unterscheiden vermochte, den wir gerade in diesem Augenblick vernahmen und der uns mit einem nahen Ungewitter bedrohte.

Ueber den Rand des Abgrundes geneigt, betrachtete ich mit unaussprechlichem Gefühle des Vergnügens diesen bewundernswürdigen Wasserfall, diese beständige und eintönige Bewegung der Wellen, ihr lärmendes Getöse und ihr verwirrtes Sprudeln in der Tiefe, deren Wände aus geschwärzten, unten nackten, auf ihrem obern Theil aber mit einem grünenden Teppich von zwanzigerlei verschiedenen Farrenkräutern bekleideten Felsen gebildet waren. Herr Merkus machte mich auf einige hübsche Salanganen *) aufmerksam, welche quer über den schäumenden Wellen und in den Erhöhungen und Vertiefungen umher flatterten. Ihr unterhalb atlaßblauer Körper, ihre schillernden beinahe metallblauen Flügel, besonders ihre ungemeine Leichtigkeit und Kleinheit gaben diesen Vögeln viel Aehnlichkeit mit einigen schönen und prachtvollen, diesen Gegenden eigenthümlichen Schmetterlingen.

Von einem der letzten Residenten ward am Rande des Abgrundes ein kleiner Pavillon aus Schilf und dünnen Stäben von Sagobäumen errichtet, der dem Reisenden eine bequeme Stellung bietet, um mit aller Behaglichkeit den Wasserfall betrachten zu können.

Ganz von diesem imposanten und herrlichen Schauspiel eingenommen, schien mir die Zeit mit reißender Schnelligkeit vorüber zu eilen; Herr Merkus machte mich indeß auf das herannahende Ungewitter aufmerksam, und nöthigte mich, auf der Stelle mein Pferd zu besteigen. Wir galoppirten hierauf im schnellsten Laufe an den schönen Kaffeepflanzungen dahin, ritten abermals durch Tonséa-Lama und hatten bald die kurze Strecke bis Tondano zurückgelegt.

Wie man in der Nähe großer europäischer Städte bemerkt, daß sich die Straßen erweitern und Alles ein freundlicheres Ansehen gewinnt, so findet dieß auch bei Tondano statt: die ansehnlicher gewordenen Pflanzungen und Wohnungen kündigen mehr Wohlstand von Seite der Bewohner an. Ein zahlreiches Korps Kapala-Balaks und Hokkums empfing uns außerhalb der Stadt. Wir zogen durch zwei Reihen mit Säbeln und hölzernen Schilden bewaffneter Krieger, betraten dann die Stadt, deren schmucke Reinlichkeit, geräumige und dauerhaft gebaute Häuser und deren Bevölkerung meine Bewunderung erregten, da diese ohne Zweifel durch das Herbeiströmen neugieriger Ankömmlinge aus den umliegenden Dörfern, um die Fremden und den Gouverneur zu sehen, der ihnen eine Art Halbgott auf Erden ist, vermehrt war.

Endlich stiegen wir vor dem Regierungsgebäude ab, das auf einer kleinen Insel in einer angenehmen Lage erbaut, und von zwei Armen des Manado umgeben ist, was es zu einer Art kleiner Festung macht. Dieses, wie alle andern Gebäude des Landes, ist auf ungeheuern Pfählen ganz von Holz aufgeführt, — eine Bauart, vermöge welcher man unterhalb desselben herumgehen kann; es ist übrigens bequem, gut unterhalten und inwendig weiß getüncht. Nachdem uns der Gouverneur installirt hatte, kamen sämmtliche Chefs und die vornehmsten Bewohner Tondano's, um uns die gebührende Achtung zu bezeugen. Einer nach dem andern kam auf uns zu, berührte uns unter einer Verbeugung die Hand, nahm hierauf einen Trunk Arrak und zog sich in gemessenem Ernst zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Die Aufsichtskommission des Museums zu Nantes hat ein sehr seltenes und sehr gut erhaltenes afrikanisches vierfüßiges Thier angekauft, nämlich einen Phatagin (manis tetradactyla L.). Dieses Thier ist von der kleinen Art des langgeschwänzten Schuppenthiers; sein Körper und sein langer Schweif sind mit breiten, harten und scharfen Schuppen bedeckt, die wie Ziegel übereinander liegen. Wenn dieses Thier angegriffen wird, rollt es sich zusammen wie das Stachelschwein, und kehrt allenthalben seine scharfen Schuppen heraus. Es ist in Afrika zu Hause und lebt von nichts als Ameisen.

*) Es ist bekannt, daß unter Salanganen diejenigen Vögel verstanden werden, welche jene von den Chinesen so sehr geschätzten saftreichen Nester bauen, und die im gemeinen Leben mit dem Namen Schwalbennester bezeichnet werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 28. 28 Januar 1835.

Skizzen über das Theater in Russland von nem Entstehen an.

(Theilweise nach russischen Quellen mitgetheilt vom Legationsrathe Liev.)

Nicht in das graue Alterthum reicht die Geschichte der russischen dramatischen Kunst; diese ist eine Blüthe aus andern Ländern in das riesige Reich des Ostens verpflanzt, wo sie weniger vom Volke gepflegt wird, als durch die Gunst der Herrscher. Theatralische Vorstellungen waren in Rußland im Alterthume, selbst im Mittelalter noch unbekannt. Aus Griechenland wanderten die Künste ein, nur nicht die dramatische, denn auch in Byzanz war sie in Verfall gerathen, wo Kaiser und Volk sich an den Tänzen im Hippodromos ergötzten, und Aeschylus und Aristophanes vergessen waren. Unwissend und kriegerisch konnten ohnedem die Russen der damaligen Zeit an dergleichen Vergnügungen keinen Geschmack finden. Batu's eiserner Scepter lastete schwer auf dem unterjochten Rußland und zerriß die Bande, die es früher an Griechenland, die Wiege der Künste und Wissenschaften, gebunden hatte. Glanz und Größe war im Mittelalter aus Rußland geschieden. Allmählich rüttelte es sich aus zweihundertjähriger tatarischer Sklaverei; als es aber zu neuer Kraft erwachte, hatte sich Vieles geändert. Das byzantinische Kaiserreich war gefallen, seine Künste und sein Wissen hatte sich nach dem Westen Europa's geflüchtet. Aufklärung und Entwicklung des bürgerlichen Lebens zog allmählich die Russen zu ihren Nachbarn, den Polen. Von ihnen und den Litthauern wurde viel entnommen, so auch der Beginn des Theaters. Zu jener Zeit besaß Frankreich bereits seinen Corneille, England seinen Shakespeare. Diesen nachahmend führten in Kiew die Studenten der dortigen Universität biblische Dramen in polnischer Sprache auf. Gelehrte Erzbischöfe, die darin einen Nutzen für die Sitten und für die Literatur zu finden glaubten, dichteten für die Schulen dergleichen Dramen in slavischer Sprache. Der Stoff war das Leben und die Thaten der Heiligen, wie dieß auch zur ersten Zeit der dramatischen Kunst im westlichen Europa geschehen war. Von dem heiligen Dimitri existiren noch einige Schauspiele dieser Art, z. B. der reuige Sünder, Esther und Ahasverus, die Geburt Christi, die Auferstehung u. m. dgl. Ihm folgte Theophanus Prokopowitsch, dessen Produkte aber schon mehr aus den alten Schranken heraustraten und freier gestaltet waren. In den Sommerferien und um Weihnachten zogen die kiewschen Studenten mit Puppentheatern in der Ukraine umher, und spielten geistliche und weltliche Stücke, worein aber auch komische Scenen als pikantes Ingrediens gemischt waren. Man nannte diese Vorstellungen: „Polnische Späße,“ und aus ihnen entlehnten die Landleute jener Gegenden ähnliche Lustbarkeiten, die auch jetzt noch bei den litthauischen und kleinrussischen Bauern in der Weihnachtzeit aufgeführt werden. Die Darsteller erscheinen nämlich in Masken aus Birkenrinde, die Haare sind von Flachs, die Zähne aus steifen Federn; zum Schrecken der Zuschauer nimmt man auch wohl eine glühende Kohle in den Mund. Die Personen dieser Komödien sind gewöhnlich: ein Jude, ein Zigeuner und ein Hausmeister, die einen Bauern betrügen wollen; ein russischer Soldat, der den Letztern vertheidigt.

Der Geschmack an dergleichen Lustbarkeiten reichte auch allmählich nach Moskau. Zur Zeit des Czars Alexei Michailowitsch ließen dort die Bojaren durch ihre Dienerschaft komische Scenen aus dem Stegreife aufführen, und auch bei Hofe fanden manchmal solche Darstellungen statt; der genannte Czar war ein Freund der schönen Künste, denen er gern sein Land öffnete. Um Weihnachten, dann während des Karnevals und in den letzten Tagen der Osterwoche führte man Komödien in dem Hause des Bojaren Ilia Danilowitsch Miloslawski, dessen Tochter Maria die Gemahlin des Czars war, auf, weßhalb auch das Haus das Fröhliche genannt wurde. Nach dem Tode der Czarewna wurde der Schauplatz nach dem benachbarten Dorfe Preobraschenskoi verlegt, und unter die Leitung des Gesandtschaftstribunals gestellt, dem der reiche Bojar Artamon Sergiewitsch Matweiew vorstand. Man ließ aus Deutschland „Komödianten, Musikanten und Tänzer“ kommen, und aus Kopenhagen die treffliche Schauspielerin Anna Paulson. Bald nahmen an diesen Darstellungen der Ausländer, mit der bekannten Gelehrigkeit des russischen Volks, auch die Diener des Bojaren Matweiew Theil, und wir finden darüber in dem sogenannten „Kriegswürden-Verzeichnisse“ vom Jahre 1679 folgende Anmerkungen.

„In Preobraschenskoi war Komödia. Die Fremden erlustigten den Czar, wie die Königin Alaferna dem Könige das Haupt abgeschlagen hat, und die Deutschen und das Hofgesinde des Bojaren Matweiew spielten auf der Orgel. In demselben Jahre führte man daselbst eine andere Komödia auf, wie Artaxerxes

befahl, den Haman zu hängen; dabei spielte man auf der Orgel, auf Geigen und andern Instrumenten, auch ward getanzt. Zum Drittenmale wurde der Czar belustigt am letzten Tage des Karnevals. Die Deutschen und das Gesinde des Matweiew spielten auf der Orgel und andern Instrumenten, und machten allerlei schöne Ergötzlichkeiten."

Man begnügte sich nicht mehr mit Schauspielen, sondern man gab auch allegorische Ballete — comme chez nous! — In einem produzirte sich Orpheus, sang zum Ruhme des Czars ein Lied und tanzte dann zwischen zwei Pyramiden, die sich endlich zu bewegen anfingen, und mit Orpheus ein pas de trois hüpften.

Der Czar Fedor Alexeiewitsch war ein großer Freund der Dichtkunst und der Musik, und unter ihm erschienen die ersten slavisch-russischen Drama's. Der vorzüglichste Bühnendichter jener Zeit war der Mönch Simeon Polozki, dessen Stücke noch jetzt in der Bibliothek des heiligen Synods aufbewahrt werden. Die Darsteller waren Studenten der slavisch-griechisch-lateinischen Universität in Moskau.

Das erste, regelmäßige Lustspiel in Rußland war: der Arzt wider Willen, nach Molière, und wurde auf den Privattheater der Czarewna Sophia Alexejewna von ihr selbst und einigen ihrer Hofdamen und Kavaliere aufgeführt. Von der Fürstin kennt man auch ein Drama, das von feuriger Phantasie, aber von noch nicht geläutertem Geschmacke zeugen soll.

Mit der Regierung Peters des Großen, zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts, trat Rußland in die Reihe der civilisirten Staaten. Der Kaiser, der hiezu alle Mittel anwandte, ermunterte auch das Theater, obgleich er selbst nur selten dieses Vergnügen genoß, einmal weil er auf seinen Reisen durch Deutschland und Holland dort die theatralische Kunst noch in ihrer Kindheit gewahrte und die läppischen, mitunter unanständigen Possen ihn nicht amüsirten; dann weil er sie zum Luxus der Aufklärung zählte und Peter'n das Nothwendige und Nützliche mehr am Herzen lag. Unter den Vergnügungen gewährten der Phantasie und dem Geiste des Kaisers die prachtvollen und großen Maskeraden mehr Nahrung, durch die Anschauung der verschiedenen Völker, die bei dieser Vergnügung repräsentirt wurden, durch ihre Kleidungen, Gebräuche und Charaktere. Daß Peter aber auch das wahre Talent des Schauspielers achtete und ehrte, beweist sein öfterer Besuch der Theater bei seinem Aufenthalt in Paris und das Geschenk eines goldenen Degens, den er dort dem Schauspieler Baron überreichen ließ.

Im Jahre 1701 befahl der Kaiser aus Danzig deutsche Schauspieler zu verschreiben, die dann auch, neun Mann stark, unter Anführung eines gewissen Johann Kunst anlangten, und für die in Moskau im Stadttheile Kitaigorod auf dem rothen Platze ein hölzernes Komödienhaus, 130 Fuß lang, 72 breit und 56 Fuß hoch, erbaut wurde. Kunst war für seine Zeit ein recht gescheidter Mann und nicht nur Schauspieler, sondern auch dramatischer Schriftsteller; unter andern wurde von ihm bei Peter's festlichem Einzug in Moskau, nach seinen Siegen über die Schweden, ein Prolog aufgeführt. Am ersten April lud er das moskausche Publikum zu einer absonderlichen, nie gesehenen Komödie ein; der Vorhang rollte auf, und die transparenten Worte: „der erste April, zeigten den Zuschauern, daß sie gefoppt seyen. Der Kaiser, der sich selbst im Theater befand, nahm den derben Spaß keineswegs übel auf, sondern meinte lächelnd: „solches ist Komödianten-Freiheit!" Kunst gab zwölf Knaben, Söhnen niederer russischer Beamten Unterricht in der theatralischen Kunst, und spielte mit seiner Gesellschaft jeden Montag und Donnerstag. An diesen Tagen wurden ausnahmsweise die Thore von Kitaigorod, Bieloigorod und des Kreml's erst um neun Uhr gesperrt, damit die Leute ungehindert ins Theater fahren konnten.

(Fortsetzung folgt.)

Ayesha das Mädchen von Kars.

(Fortsetzung.)

Gegen Morgen sammelte sich die ganze Schaar, aus den umliegenden Ruinen kamen die Reiter zu drei und vier heran, und stellten sich auf dem viereckigen Platze vor der Kirche auf. Alles geschah schweigend. Cara Bey zeigte sich jetzt in der Thätigkeit eben so kräftig und klug, als er in der Ruhe träge und sinnlich war. Als Osmond, von Hassan aufgerufen, zur Stelle kam, war die ganze Truppe, etwa 100 Mann, beisammen. Die Russen, deren Macht sich im Süden des Kaukasus immer weiter ausdehnte, besaßen einen vorgeschobenen Posten, der fast an den Fuß des steilen Hügels stieß, auf dem Cara Bey's Schloß lag, sie hatten wiederholt versucht, ihn zu vertreiben, jedoch ohne Erfolg, und er seinerseits verlor keine Gelegenheit sie zu necken, indem er ihre Posten häufig unversehens überfiel und Gefangene wegschleppte. Auch dießmal hoffte er seine Feinde unvorbereitet zu treffen, da der Posten kürzlich erst von einem andern Detaschement bezogen worden war.

Als der Tag anbrach, erblickte man auf der einen Seite den Tepeh diwe (Teufelsberg), eine bedeutende und anscheinend unersteigliche Felsenhöhe, ohne Bäume und sonstige Vegetation, und gekrönt von Wällen in unregelmäßigen Umrissen. Dieß war das Schloß Cara Bey's. Auf der andern Seite gegen Osten war das Land von kleinen vulkanischen, gleichfalls von aller Vegetation entblößten Hügeln durchschnitten, die allmählich zu Bergen anwuchsen, und sich in die große Gebirgskette des Alaghes verloren. Cara Bey war bald da, bald dort und lenkte den Marsch. Osmond hielt sich beim Nachtrab, und da er bemerkte, daß er streng bewacht werde, so unterließ er es mit Mustapha und Stasso zu sprechen. Nachdem der Zug einen eckigen Vorsprung des vulkanischen Bodens im Rücken hatte, erblickte man einen Abhang, auf dessen entgegengesetzter Seite man die niedrigen Häuser eines Dorfs unterschied. Dieß war der russische Posten und der Punkt, den Cara Bey angreifen wollte. Aber sein Vorhaben, die Russen unvermuthet zu überfallen, mißlang, eine Infanterieabtheilung war, als er durch das von einem kleinen Fluß durchströmte Thal ziehen wollte, aufmarschirt, und empfing seine Leute mit einer Salve. Schon mußte er weichen,

als der russische Offizier, theils aus Bravade, theils wirklich um den abziehenden Feind genauer zu beobachten, mit einigen Unteroffizieren das Quarré verließ, und einen nahen Hügel erstieg. Augenblicklich gab Cara Bey einer Abtheilung Leute den Auftrag, auf einem Umwege sich diesem Hügel zu nähern und den Offizier mit seinen Leuten gefangen zu nehmen. Dann zu Osmond gewandt, sagte er: „nun, Herr Franke, laßt mich sehen, was ihr vermögt, ob Ihr ein ehrlicher Mann seyd oder nicht, geht, meine Augen sind auf Euch gerichtet.“ Osmond blieb nichts übrig, als dieser Aufforderung Folge zu leisten. Die Umgehung gelang; zwar die Unteroffiziere kamen ins Quarré hinein, aber der Offizier ging, sey es aus Stolz oder Verachtung seiner Feinde, ziemlich gemächlich auf das Quarré zurück. Dieses feuerte auf die Reiter, und trieb sie zurück, drei davon wollten aber ihre Beute nicht fahren lassen, sprengten mit verhängten Zügeln auf den russischen Offizier los, und würden ihn niedergehauen haben, wenn nicht Osmond herbeigeeilt wäre, und einen Hieb mit dem Säbel aufgefangen hätte; dann packte er den Offizier am Kragen, und führte ihn halb geschleppt, halb laufend bis vor Cara Bey's Steigbügel; die Truppen waren theils durch das Ungewöhnliche des Vorfalls, theils durch die Furcht ihren Offizier zu treffen, so verblüfft, daß sie troß seines lauten Befehls zu feuern, dieß erst dann thaten, als es zu spät war.

Osmond's That war so plötzlich und mit solcher Geschicklichkeit ausgeführt worden, daß Cara Bey und seine Leute ihren Augen kaum trauen wollten, als er mit dem Offizier daher kam. „Aferin, aferin, Frangi!“ rief's von allen Seiten, Cara Bey selbst war hoch erfreut, lobte seine Tapferkeit, nannte ihn Gardasch (Bruder) und sein ganzes Mißtrauen schien geschwunden. Viele Zeit war mit Lobeserhebungen nicht zu verlieren, denn die Russen hatten sich gefaßt, rückten auf Cara Bey an, und der Rückzug mußte angetreten werden. Man band dem Gefangenen die Hände auf den Rücken, verband ihm die Augen, ein Reiter nahm ihn hinter sich aufs Pferd, und nun ging's so rasch fort, daß seine Soldaten ihn unmöglich mehr einholen konnten. Osmond blieb in seiner Nähe, um ihn gegen die rohe Behandlung der Barbaren zu schützen, die in ihrer Wuth über die mißlungene Unternehmung ihn gern ermordet hätten; aber Osmond hatte Hassan zu seinen Gunsten zu gewinnen gewußt. Gerne hätte Osmond auch mit ihm gesprochen, aber da er wußte, daß er streng bewacht sey, so hielt er an sich.

Der Zug beeilte sich Cara Bey's Schloß zu erreichen, zu welchem zwei Wege hinaufführten, der eine lang und ziemlich bequem, führte zum Haupteingang, der andere, ein geheimer Pfad, war weit kürzer, aber rauh und steil, und wurde nur bei besondern Gelegenheiten eingeschlagen. Als man die Stelle erreichte, wo die beiden Wege sich schieden, wählte Cara Bey eine kleine Abtheilung aus, deren Befehl er selbst übernahm, um den Gefangenen auf dem kürzesten Wege zu führen, während Hassan, dem er insgeheim einige Worte zuflüsterte, mit der Mehrzahl den längern Weg einschlagen sollte. Der Berg wurde bald so steil, daß die Mannschaft absteigen mußte, das Roß des Gefangenen aber zwang man troß aller Hindernisse den steilen Weg hinan, denn man durfte ihm die Binde nicht abnehmen. Osmond betrachtete aufmerksam das Gesicht des Gefangenen, über dessen Wange sich eine Thräne des Verdrusses über seine Unbesonnenheit herabstahl. Nun konnte sich Osmond nicht länger halten, und da er aus mehrern Umständen ihn für einen Mann von guter Erziehung halten mußte, so flüsterte er ihm auf französisch zu, er möchte Muth fassen, es sey noch nicht Alles verloren.

Ein elektrischer Schlag hätte den Gefangenen nicht stärker erschüttern können als diese Worte: „Um des Himmels Willen,“ rief er in sehr gutem Französisch. „wer Ihr auch seyd, sprecht noch einmal und sagt mir wer Ihr seyd.“

Osmond ermahnte ihn zu schweigen, da sie streng bewacht seyen, allein Cara Bey hatte schon die Stimme des Russen vernommen, und fragte sogleich: „was will der Hund?“

Osmond erwiderte: „so Ihr Gnade hofft, erzeigt sie auch Euerm Gefangenen.“

„Gnade, Gnade, freilich,“ rief Cara Bey in wilder Freude; „seht Ihr den Adler dort?“ sagte er, auf eine Felsenspitze deutend, „erzeigt er Gnade? Cara Bey lernt von ihm, wie er Krieg führen soll. Seht das Schloß dort; wir haben keine Lusthäuser für solche Hunde. Wo habt Ihr das Soldatenhandwerk gelernt?“

„In meinem Lande,“ entgegnete Osmond, „führt man Krieg mit Staaten, und nicht mit Einzelnen.“

„Oh!“ rief Cara Bey, „Ihr seyd einer von den tollen Franken, die sich für klüger halten als andere Leute; kommt nur in jene Mauern, und Ihr sollt andere Dinge lernen.“

Mustapha und Stasso folgten Osmond auf dem Fuße, und horchten aufmerksam auf Alles was vorging; der erstere zitterte bei der Aussicht, in dem Schlosse eingemauert zu werden, während der letztere mit möglichster Genauigkeit sich jede Wendung des Wegs, jeden Fels und jeden Stein, namentlich aber die Lage des russischen Postens merkte, in der Hoffnung dieß eines Tages benützen zu können.

Endlich erreichte die ganze Abtheilung den Gipfel des Berges, und hielt nun am Fuße der Schloßmauern. Blickte man auf den Pfad zurück, so ergab sich deutlich, daß nur Jemand, der ganz genau damit bekannt war, den Weg herauf finden, und das kleine Thor entdecken konnte, das durch einen Felsvorsprung verdeckt war. Durch dieses zogen sie ein, und alsbald ward es wieder verschlossen und verriegelt. Cara Bey ließ jetzt dem Gefangenen die Binde abnehmen, und ihn durch einen langen engen Gang in ein ziemlich geräumiges Zimmer führen. Seine erste Regung war, um sich zu blicken, um wo möglich den Mann herauszufinden, der mit ihm gesprochen hatte, aber Osmond war so völlig asiatisch gekleidet, daß Iwanowitsch, so hieß der Russe, keinen Europäer in ihm vermuthen konnte. Er wollte Cara Bey anreden, man ließ ihm jedoch nicht Zeit dazu, denn zwei Kerls ergriffen ihn, legten ihm einen Strick um die Brust und unter den Armen durch, zwängten ihn troß seines Sträubens durch eine Fallthüre, und ließen ihn am Stricke allmählich hinab in eine in den Felsen gehauene Cisterne. Ueber diese unwürdige Behandlung empört, wandte sich Osmond, um dem schändlichen Cara Bey Vorstellungen zu machen, zu seinem Erstaunen aber war dieser fort, und zu seinem noch größern Erstaunen wurde

die Thüre, welche augenscheinlich in die andern Theile des Schlosses führte, von den zwei Kerls, welche den armen Iwanowitsch hinabgestoßen hatten, als sie das Zimmer verließen, geschlossen, und so war er nebst Mustapha und Stasso gleichfalls ein Gefangener.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise des Kapitäns Dumont d'Urville auf der Astrolabe.

Ein Ausflug in der Insel Celebes.

(Schluß.)

Am folgenden Tage, Morgens 7 Uhr, schifften wir uns in kleinen Pirognen ein, die sämmtlich nur aus ausgehöhlten Baumstämmen bestanden; die meinige, ein wenig größer als die andern, war mit einem Terbelet aus Kokosblättern versehen. Diese Pirognen haben einen beinahe platten Boden, was ihnen eine große Schnelligkeit verleiht. Im Vordergrunde des Sees und nahe der Stadt befindet sich eine Stelle, wo das Wasser anfangs nur eine geringe Tiefe besitzt und die eigentlich nur ein mit Cyperaceen und hohen Schilfgewächsen bedeckter Sumpf ist. Hie und da sieht man die glänzenden Glocken eines schönen Convolvulus prangen oder die purpurfarbenen Aehren eines Polygonum. Ist man über diese Stelle weg, so befindet man sich am Eingange eines prachtvollen, ganz freien Bassins, das eine Ausdehnung von nicht weniger als fünf oder sechs Meilen von N. N. W. nach S. S. O. und eine mittlere Breite von zwei Meilen hat. Auf allen Seiten, ausgenommen auf der von Tondano, werden seine scharf gezeichneten und manchmal etwas steilen Ufer von einer regelmäßigen Reihe Berge von hundert bis hundert und fünfzig Toisen Höhe beherrscht; die südlichen sind vulkanisch, und aus einigen steigt sogar fortwährend Rauch auf. Dieser Umstand, verbunden mit der Natur und Beschaffenheit der Berge, die es in solcher Regelmäßigkeit umgeben, scheint anzuzeigen, daß diese große Aushöhlung nur der ausgelöschte Krater einer jener zahlreichen Vulkane ist, die das Gerippe des ganzen nördlichen Theiles von Celebes umgestürzt oder vielmehr gebildet haben. Fünf oder sechs Dorfschaften liegen an den Ufern des Sees zerstreut; seine Oberfläche wird von zahlreichen Fischer-Pirognen durchschifft, denn seine Gewässer nähren Fische in Ueberfluß. Die am zahlreichsten darauf vorkommenden Vögel sind wilde Enten, Sultans-Hühner (poules sultanes), Wasserhühner und vor allen Legionen weißer, schwarzer und grauer Reiher. Im ganzen nördlichen Theile, nahe bei Tondano, hat der See nicht über drei oder vier Faden Tiefe, nimmt aber hierauf stufenweise bis auf eine Meile von den Ufern gegen den Ort hin zu, welchen die Eingebornen mir als die Mutter, den ersten Entstehungsort des Sees, zeigten: eine alte im Lande erhaltene Sage behauptet nämlich, von diesem Punkt aus seyen zum Erstenmal die Gewässer hervorgesprungen; selbst heutzutage noch bemerkt man hier ein gewisses Sprudeln, wie bei Quellen, wo man das Wasser aus dem Innern der Erde sich ergießen sieht. Ich wandte das Sondblei zu mehreren Malen an, und beständig fiel es in einzelnen Stößen von neun bis dreizehn Faden. Der Kapalabalak ergriff eine der Leinen, und hatte die Ausdauer den See in seiner ganzen Länge, wo man dessen unermeßliche Tiefe gerühmt hatte, zu sondiren, und mit einer erstaunlichen Regelmäßigkeit fand man zwölf bis dreizehn Faden, und zwar sehr häufig bis ganz nahe ans Ufer.

Der Gouverneur und Herr Guilbert hatten sich mit uns vereinigt und waren in unsere Pirogue getreten. Der Wind war frisch genug, um kleine, kurze und scharfe Wellen zu erheben, die manchmal unser allzu flüchtiges Fahrzeug umzuwerfen drohten. Dennoch gelangten wir ohne Unfall vor das Dorf Passun, das, obschon in gleicher Art erbaut, wie die andern, doch voll Schmutz und schlechter Häuser ist, und einen jämmerlichern Anblick darbietet als irgend eines derer, die uns zu Gesicht gekommen waren.

Die Eingebornen haben die Gewohnheit ihren Reiß zwischen dicken Balken zu zermalmen, auf welchen sie mehrere runde Löcher der Reihe nach neben einander angebracht haben, so zwar, daß mehrere Personen, eine jede mit einem Stöpsel, auf dem nämlichen Balken arbeiten können. Man zeigte mir einen, dessen beide äußerste Enden mit zwei grob in den Block des Balkens ausgehauenen menschlichen Figuren verziert waren; bei beiden waren die Attribute beider Geschlechter stark ausgedrückt; die Ausführung und der Geschmack dieser Bildhauereien erinnerten mich oft an das, was ich in dieser Art in Neu-Seeland zu beobachten Gelegenheit hatte. Man gab mir indeß die Erklärung, daß man sich dieser Maschine nur bei gewissen feierlichen Gelegenheiten bediene; zu jeder andern Zeit bedient man sich einfach viereckiger und mit Löchern versehener Blöcke.

Als unsere Neugierde zu Passun einmal befriedigt war, hieß unser Magen uns an die Rückkehr denken. Die Herren Sainson und Rumboldt, die es vorzogen zu Lande zurückzukehren, nahmen Palankins; die Herren Merkus, Gaimard und ich bestiegen wieder unsere flüchtige Pirogue. Obwohl uns Wind und Wellen noch einigermaßen zum Besten hatten, kamen wir Nachmittags 2 Uhr wohlbehalten im Regierungsgebäude an.

Am Eingange in den See von Tondano selbst sieht man noch ungeheure Pfähle stehen, die meine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Herr Merkus erzählte mir, diese Pfähle seyen die Ruinen des unlängst über den Gewässern des Sees selbst erbauten Dorfes — eine Lage, welche die Bewohner gewählt hätten, um sich im Fall eines Angriffs leichter vertheidigen zu können; allein unglücklicherweise lehnten sie sich aus Veranlassung einer Truppenaushebung, die der Resident unter ihnen vorzunehmen Befehl hatte, gegen die Autorität der Kompagnie auf. Sie zogen sich auf den See zurück, und man war genöthigt zu ihrer Unterwerfung Kanonen von Manado kommen zu lassen. Seit dieser Zeit war es ihnen verboten ihre Häuser über dem Gewässer aufzuführen; sie nähern sich jedoch dem Gestade so viel nur immer möglich, um seine Vortheile zu genießen, und leichter mit ihrem geliebten See in Verbindung treten zu können. Hiedurch gewinnen diese Wohnungen einen sehr malerischen Anblick; möchten die beiden hölzernen Hörner, welche gewöhnlich an den beiden äußersten Enden des Firsts angebracht sind, wohl an eine chinesische Abkunft erinnern? Wirklich haben sich auch Chinesen zu Manado niedergelassen, die sehr wohl diesen Zierrath im Lande einführen konnten.

Die Stadt Tondano und ihr Gebiet sind in zwei Distrikte getheilt, deren jeder seinen Kapala-Balak hat, und welchen das Gestade als Demarkationslinie dient. Der eine führt den Namen Tondano Tuli Ang und der andere Tondano Tuli Mambot. Ich glaube, Herr Merkus sagte mir, Tondano sey aus zwei Wörtern zusammengesetzt, nämlich ton, Mann oder Mensch, und dano, Wasser; aber ich vergaß, ihn nach der Bedeutung der übrigen zu fragen, oder sie dürfte mir auch aus dem Gedächtnisse entfallen seyn.

Ein Schreiben in der Naval und Military Gazette beklagt sich bitter über die Treulosigkeit der südamerikanischen Regierungen, namentlich Mexico, Columbia, Peru und Brasilien, gegen die englischen Offiziere und Soldaten, welche durch Versprechungen großer pekuniärer Vortheile gelockt in ihren Seedienst traten, und sobald die Unabhängigkeit dieser Staaten gesichert war, nichts erhielten, weder ihren Sold, noch auch die Prisengelder für die von ihnen genommenen Schiffe. Namentlich wird ein Beispiel von Mexico angeführt. Man hatte dem spanischen Kommandanten von St. Juan de Ulloa durch die Vermittlung eines englischen Kaufmannes eine Million Dollars geboten, wenn er sich ergeben wolle. Dieser aber hatte das Ansinnen ausgeschlagen, wahrscheinlich weil er die Lage der mexicanischen Regierung gut genug kannte, um keine Erfüllung dieser Zusage zu erwarten. Die mexicanische Eskadre, bestehend aus einer Fregatte, zwei Bricks und mehreren Schooners, und kommandirt von englischen Offizieren, vertrieb dreimal nach einander die spanische, und nöthigte so durch das Abschneiden der Zufuhr das Schloß zur Uebergabe; die Forderung derer, welche diese Einnahme bewerkstelligten, betragen die geringe Summe von 10,000 Dollars, und auch diese seyen nicht bezahlt worden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 29 und 30. 29 und 30 Januar 1835.

Die Boxerkämpfe in England.

Schon lange haben einige Organe der öffentlichen Meinung in England die Schändlichkeit jener Kämpfe und aller damit verknüpften Umstände ans Licht gezogen, und die Zeit scheint endlich gekommen, wo ein Parlamentsbeschluß die strengsten Strafen gegen alle Theilhaber und Zeugen derselben aussprechen wird. Um die Strenge eines solchen Beschlusses zu begreifen, und gerecht zu finden, muß man sich einiger Maßen mit dem Abgrund von Verderbniß und Verbrechen vertraut machen, welcher dergleichen Kämpfe begleitet. Schon die Rohheit und Brutalität der gewöhnlichen Kämpfe übersteigt allen Glauben, und die englischen Zeitschriften erklären sie für die größte Schmach eines civilisirten Landes. Die Richter sind durch die zahlreichen Tödtungen, die darin vorfallen, bereits zu dem Entschluß gekommen, die strengsten Strafen gegen alle Theilhaber in Anwendung zu bringen. Zu Bury hatte ein athletischer Boxer von 24 Jahren einen alten Mann von 60 Jahren getödtet, der mehrmals seine Absicht erklärt hatte, nachzugeben, von den Umstehenden aber genöthigt worden war, fortzukämpfen, bis er erschlagen wurde. Der Assisenrichter erklärte: „es ist nöthig, ein strenges Beispiel zu geben, um solchen brutalen Scenen ein Ende zu machen. Man muß zu der Ueberzeugung gelangen, daß alle die an solchen verbrecherischen Kämpfen Theil nehmen, als Kämpfer, Sekundanten oder auf andere Weise, gleich schuldig sind u. s. w." Zu Warrington boxten sich zwei Brüder: der welcher den Kampf anordnete, war der Vater von beiden, und einer derselben ward getödtet. Die Frau dieses Getödteten legte Zeugniß für den Mörder ab, und wollte den Kampf als einen ehrlichen Zweikampf betrachtet wissen. Dieß ist aus vielen schaudervollen Beispielen nur eines ausgewählt.

Bei weitem schlimmer sind indeß die Kämpfe, welche in der Nähe von London und andern großen Städten stattfinden. Zwar kommen hier verhältnißmäßig seltener Tödtungen vor, allein die Sache ist darum keineswegs besser, denn hier sind die Kämpfe fest immer nur Mittel zum Zweck, und dieser Zweck ist, alle Zuschauer möglichst auszuplündern. Darum werden hier die Bedingungen des Kampfes von den Kämpfern insgeheim sorgfältig vorher abgeredet, damit keinem ein sonderliches Leid widerfahre, obgleich es sich auch manchmal zutrug, daß der Eine, zu arg mitgenommen durch die Streiche des Gegners, die geheime Uebereinkunft bekannt machen wollte, und dafür noch einen ganz unverabredeten Schlag erhielt, der ihm alles Reden für immer verleidete. Um sich einen Begriff zu machen, zu was diese Kämpfe in der Nähe großer Städte benützt wurden, mag es hinreichen, den Schrecken zu erwähnen, den ganze Orte empfinden, wenn ein solcher Kampf in ihrer Nähe statt finden soll.

In der Nähe von Dartford sollte am 21 Oktober vorigen Jahrs ein Kampf (a stage fight) ausgefochten werden, zwischen einem ehemals transportirten Verbrecher und einem notorischen Dieb. Der Sekundant des einen dieser Schurken war der bekannte Erboxer (Exchampion) Tom Oliver, dessen Sohn an demselben Tag in London wegen Taschendiebstahl bei einem Brande verurtheilt worden war. Es wurde durch Zeugenaussagen gegen ihn bewiesen, daß er, der Vater, ein notorischer smasher *) sey, und widerholt wegen Verausgabung falschen Geldes im Gefängniß gewesen war. Eine ungeheure Menge Taschendiebe **) begab sich auf den Weg nach Dartford, und gab unterwegs eine unglaubliche Menge falsches Geld aus. Als die Bewohner von Gravesend dieses furchtbare Heer mit dem Dampfboot ankommen sahen, ließ sich eine tüchtige Anzahl derselben als Spezialkonstabels einschwören, und tried das lose Gelichter mit Gewalt aus der Stadt. Dieß ist eine Polizei, welche in England die Einwohnerschaft eines Ortes selbst ausüben kann, und es ist das einzige Mittel, sich gegen die Ueberfälle des Gesindels zu sichern, das namentlich der Wirthshäuser auf seinem Wege auf die frechste Weise zu plündern pflegt.

Mit Recht fragt man hier, aber thun denn die Magistrate einem solchen organisirten System keinen Einhalt? leider muß man darauf antworten, theils können sie nicht, theils sind sie zu nachlässig. Die Polizei ist in England, London ausgenommen, bekanntlich in den Händen des Magistrats, und wird wie gewöhnlich ziemlich lässig betrieben. Seit vollends die Polizei in London auf einen bessern, vielfach wirksamern Fuß gesetzt ist, machen die zahlreichen Spitzbuben Londons, — man rechnet zwischen 30 und 50,000, — namentlich die benachbarten Städte zum Schau-

*) So nennt man die ziemlich zahlreiche Klasse der Metallverfälscher.

**) Gewöhnlich Swell mob genannt, weil sie ein großes Gedränge zu veranlassen pflegen, um bei dieser Gelegenheit zu plündern.

besitzt, so müssen die Kommunikationsmittel desto ausgedehnter seyn: sonst steht zu befürchten, daß wenn die Soldaten zu lange ohne Nachricht aus ihrem Vaterlande bleiben, das Heimweh bei ihnen einreiße, und dadurch ein häufiger äußerst kostspieliger Wechsel der Garnison nothwendig würde, dieß gilt besonders von Bona, Oran und Budschia; hingegen macht Algier, in Betracht seiner Kommunikationen und der ewigen dort herrschenden Bewegung, eine Ausnahme. Nach dem Erachten des Ministers erfordert Algier eine Fregatte, vier leichte Fahrzeuge, worunter ein Transportschiff, um im eintretenden Fall einem angegriffenen Punkte Hülfe senden zu können. Zu Oran ein stationirendes Fahrzeug, ein anderes zum Behuf der Kommunikationen und des Transports, und noch ein drittes um die Küsten zu bewachen. Zu Bona dieselbe Station nebst Transportschiff. Zu Budschia bloß ein stationirendes Schiff. Die Kommunikation mit Frankreich darf bloß auf einem Punkte der afrikanischen Küste stattfinden, aber ein jeder der vier so eben bezeichneten Punkte muß sichere und direkte Kommunikationsmittel aus Frankreich haben. Zwischen Algier und Toulon, für eine Garnison von 50,000 Mann, muß eine direkte Verbindung mittelst vier Dampfbooten unterhalten werden. Zwischen Oran und Bona wird eine Seitenkommunikation bestehen, die Dampfboote werden alle acht Tage von Toulon nach Algier abgehen und vice versa, so daß wöchentlich Ein Kourier an beiden Orten anlange. Die Seitenverbindung wird zwei Dampfboote auf jeder Seite erfordern, von denen eines stets zur Verfügung des Generalgouverneurs seyn wird. Diesen Dienst zu versehen, sind demnach acht Dampfboote erforderlich, aber die Seitenschifffahrt kann wegen der heftigen Stürme auf der Nordküste von Afrika nur während 8 Monate im Jahre stattfinden. Diese achtzehn Fahrzeuge, mit Inbegriff der Fregatte, führen 2000 Mann, und kosten, den Mann zu 1000 Franken angeschlagen, mit Inbegriff des Materials, 2,000,000 Franken. Die Ausgaben der Marine für den Dienst unserer Kolonien in Afrika belaufen sich, die unvorhergesehenen Kosten mit eingerechnet, auf jährliche 2,500,000 Franken.

Hierauf nahm die Kommission die Verhandlungen über die Kolonisation wieder auf. „Meine Herren, ruft einer der Mitglieder aus, seit langer Zeit trachtet Rußland danach seine Kolonien zu vermehren. Bereits steht das schwarze Meer unter seinem unmittelbaren Einflusse, und bald wird seine Macht an den Küsten des Mittelmeeres fühlbar werden. England befindet sich beinahe im ausschließlichen und unumschränkten Besitze der wichtigsten Punkte für die Seeschifffahrt. Diese Macht beherrscht alle Meere. Verschiedene deutsche Völkerschaften, Oesterreich, mit Einem Worte alle europäischen Mächte, suchen ihre auswärtigen Besitzungen zu vergrößern und neue zu erwerben. Sollte Frankreich allein seine Macht im Auslande vernachläßigen? Darf es sich der Gelegenheit begeben eine Kolonie zu gründen, die nothwendigerweise einstens zu einem sehr blühenden Zustande gelangen wird? Welche plötzliche Veränderung ist denn in seiner Politik eingetreten? Hätte man vor einigen Jahren zu Frankreich gesagt: „Mittelst eines Kostenaufwandes von einigen Millionen werdet ihr auf der Küste von Afrika mehrere militärische Punkte besetzen, und dabei wird es Euch frei stehen, Eure Macht im Innern des Landes auszubreiten?“ Wer von Ihnen, meine Herren, würde angerathen haben, diese Vortheile abzuweisen, wer hätte Anstand genommen, die nöthigen Summen zu votiren, um dem Lande die neuen Niederlassungen zu verschaffen, die wir heute so leicht erlangen können? Wir besitzen gegenwärtig wichtige Punkte in Afrika, wir müssen sie behaupten, und zwar nicht mit schüchternem, rückschreitendem Zagen, sondern mit vorwärts bringender Energie. Wir müssen voranbringen, unsere Besitzungen erweitern und sie dann zu Kolonien anlegen; auf diese Art werden wir Wurzel fassen im Lande, und die Eingebornen werden die geringe Sorge, die Sie tragen, Ihre Militärokkupation auszudehnen, nicht mehr schimpflichen Beweggründen zuschreiben. In dem gegenwärtigen Zustande der Dinge in Afrika und in den Projekten, die Ihnen in einer vorhergehenden Sitzung vorgelegt worden sind, liegt, meines Erachtens, eine absolute Unmöglichkeit, reelle Vortheile zu erzielen, und die sechs Millionen, welche auf diese Art jährlich ausgegeben werden, wären verloren.“ Der Redner stellt nicht in Abrede, daß die gegenwärtige finanzielle Lage Frankreichs für die Ausgaben, welche die gegenwärtigen Bedürfnisse der Kolonisation erfordern, eben nicht die günstigste sey; indessen wird dieser Mißstand weithin ausgeglichen durch den Gewinn, den man späterhin aus den afrikanischen Kolonien ziehen wird; durch ihr reges Streben ihre Besitzungen jenseits der Meere (maritimes) zu erweitern, geben die Mächte ein Beispiel, welches nicht genug nachgeahmt werden kann. Ein Mitglied hat in Vorschlag gebracht, man solle die Kolonisation in sehr enge Gränzen einschließen und sie fast auf einige militärisch besetzte Punkte beschränken, und der Zeit und den Spekulationen Einzelner die Sorge, dieselbe weiter zu verbreiten, überlassen, ohne sie vorläufig durch eine hinlängliche militärische Macht zu unterstützen. Auf diese Art kann man keine Anpflanzungen anlegen, und die Landbauer würden sich nie dazu verstehen, die von den Truppen geschützten Linien zu überschreiten.

Ein anderes Mitglied stellt eine sehr verschiedene Ansicht auf. „Wir haben Häfen genug am Mittelmeere: Toulon, Marseille und die Häfen von Corsica reichen aus. Kolonien sind für den Wohlstand der Völker keineswegs unentbehrlich; in England sind mehrere Staatsmänner der Meinung, die Kolonien fallen der Metropole zur Last; wenn es thunlich wäre, so würden sie das Land davon befreien.“ Eine Definitiv-Okkupation hält demnach der Redner für nachtheilig; er stimmt für den alleinigen Besitz von Algier, um das Mittelmeer gegen die Seeräuberei sicher zu stellen. Schließlich gibt er der Kommission seine Ueberzeugung zu erkennen, die gegenwärtig durch die afrikanischen Besitzungen veranlaßten Ausgaben seyen zwecklos.

(Schluß folgt.)

Die Volkszahl der Städte Spaniens.

Die Bevölkerung der Städte und Dörfer Spaniens hat gegen frühere Zeiten abgenommen, ein sicherer Beweis, daß auch der Gewerbfleiß und der Wohlstand des Königreichs in gleichem Verhältnisse gesunken sind. Drei Viertheile der Dörfer bestehen nur noch dem Namen nach, und die großen sowohl als auch die Städte zweiten Ranges haben bedeutend verloren. Segovia zählte im Jahre 1525 5000 Familien, jetzt nicht mehr als 2000. Toledo hatte 200,000 Einwohner, jetzt nur 25,000. Malaga ist von 80,000 Bewohnern auf 50,000 herabgesunken, und von den Dörfern, von welchen es vormals umgeben war, sind nur noch 16 übrig. Das Bisthum Salamanca zählte vormals 127 Städte, von denen jetzt nur noch 13 übrig sind, und die einst so ergiebigen Getreidefelder sind längst schon in Weideplätze für Schafheerden umgewandelt worden. Im 17ten Jahrhundert hatte Sevilla eine Bevölkerung von mindestens 500,000 Seelen, von denen 130,000 mit Manufakturarbeiten beschäftigt waren; jetzt zählt diese Stadt nur noch 96,000 Seelen. Merida hat Raum für 40,000 Menschen, wird aber von nur 5000 bewohnt. Medina del Campo könnte 50,000 unterbringen, zählt aber nur 6000 Einwohner, und Valencia, das im Jahre 1600 100,000 Häuser und zwischen 5 bis 600,000 Einwohner hatte, zählt deren jetzt nur noch 150,000. Vor der Eroberung, im Jahre 1487, hatte Granada 70,000 Häuser mit 400,000 Bewohnern, von denen 60,000 waffenfähig waren. Es wurde von Wällen mit 1030 Thürmen und zwei großen Forts geschützt, von denen jedes 40,000 Mann Besatzung fassen konnte. Das Königreich, dessen Hauptstadt es war, hatte nur 30 Leguas in der Breite und 70 in der Länge, allein es zählte 32 Städte ersten und 97 zweiten Ranges und 3 Millionen Einwohner. Die Gesammtbevölkerung desselben beläuft sich gegenwärtig nicht über 850,000 Seelen. Die Stadt Cordova nahm, wie Escolano berichtet, unter den Mauren einen Raum von nahe an 8 Leguas an den Ufern des Guadalquivir ein, und hatte 600 große, 3837 kleine Moscheen oder Kapellen, 4300 Thürme, 900 öffentliche Bäder, 80,455 Läden, 60,300 Paläste und 213,070 Häuser in ihren Mauern. Dieß mag vielleicht übertrieben seyn, denn dann wäre Cordova größer gewesen als London gegenwärtig ist. Indessen stimmen alle Berichte in dem Glanz und der Größe von Cordova überein, und gewiß ist, daß Spanien nach Vertreibung der Mauren bedeutend sank. Im Jahre 1827 betrug die Bevölkerung Spaniens 13,953,959 Seelen und ungefähr 5 Millionen in den Kolonien.

Tragödien und Lustspiele aufführte. Die Bühne war im Winterpalais eingerichtet, wo jeder anständig Gekleidete Zutritt erhielt.

Ungefähr um dieselbe Zeit war ein, oben unbedecktes Amphitheater auf dem Platze errichtet, wo jetzt das sogenannte „große steinerne Theater" steht, und dort führten russische Handwerker an Festtagen extemporirte Volksspiele auf, wofür jedem der Mitspielenden von der Polizei ein halber Rubel bezahlt wurde. Die Aufführung begann bei hellem Tage Nachmittags um 4 Uhr und der Eintritt war frei. Oft machte ein tüchtiger Regen dem Schauspiele ein unerwartetes Ende, so daß Alles, ohne die moralische Nutzanwendung, die gewöhnlich erst am Schluß des Stückes statt fand, nach Hause oder in die sichern Branntweinschenken sich flüchtete.

Lande, der Tanzmeister des Landkadettenkorps, arrangirte in Rußland mit den Kadetten bei Hofe die ersten Ballette, und diese waren es, die eigentlich die Gründung des regelmäßigen russischen Theaters herbeiführten. Der Kadet Sumarokow, ein Verehrer der Werke von Corneille, Voltaire und Racine, ein Bewunderer des Spiels der fremden Schauspieler, unternahm es, russische Trauerspiele in Jamben zu schreiben, wodurch er seine Zeitgenossen entzückte.

Im Jahre 1759 unter der Kaiserin Elisabeth, als Sumarokow schon längst aus dem Theater entlassen war, arrangirten die Kadetten Swistunow, Melissino, Beketow nebst einigen Andern unter sich eine Aufführung von Sumarokow's Chorew, wozu sie den Verfasser einluden. Dieser, erfreut über die ausgezeichneten Talente der jungen Dilettanten, meldete es der Kaiserin, und diese befahl die Wiederholung des Schauspiels in ihrem Palaste. Die kaiserliche Schatzkammer mußte zur würdigen Ausstattung reiche Kostüme und Edelsteine herleihen. Der Kadet Swistunow, der die Damenrolle der Osnelda spielte, wurde von der Kaiserin selbst dazu geschmückt. Die Monarchin und die Zuschauer waren über die Aufführung entzückt; Sumarokow, dadurch aufgemuntert, ließ bald darauf seine Schauspiele: Szinaw, Artiston und Semire folgen, die von den obenerwähnten Dilettanten ebenfalls bei Hofe aufgeführt wurden. Später, nach Errichtung des Nationaltheaters, hörten diese Vorstellungen auf, allein da, wo sich zuerst das russische regelmäßige Drama gezeigt hatte, nämlich im Kadettenkorps, bildeten sich auch mehrere dramatische Schriftsteller, die Rußland zu seinen Besten zählt, z. B. Cheraskow, Oserow, Kriukowskoi, Jefimiew, Kniashnin.

Auch unter der Kaiserin Katharina II fanden im Kadettenkorps noch dramatische Vorstellungen, und zwar französischer Trauerspiele unter Leitung des damals dort anwesenden berühmten Schauspielers Aufresne statt, und wurden jedesmal von der Monarchin besucht, die neben ihrem Stuhle dem greisen Lehrer einen Platz angewiesen hatte. Einst, als der Kadet Shelesnikow den Monolog des Mahomed meisterhaft vortrug, vergaß Aufresne seine Umgebung so, daß er laut ausrief: „très bien! comme un dieu! presque comme moi!"

Als, wie oben angegeben, unter der Kaiserin Elisabeth in Petersburg die russische dramatische Kunst in geläuterter Reinheit aufzutauchen begann, bildete sie sich auch fern von der Hauptstadt durch einen talentvollen Mann. Fedor Grigoriewitsch Wolkow, geboren am 9 Februar 1729, Stiefsohn des Lederfabrikanten Poluschnikow in Jaroslaw, wohlunterrichtet in fremden Sprachen und Musik, kam in Handelsangelegenheiten nach Petersburg, wo er das deutsche Theater besuchte, das ihm so gefiel, daß er mit dem Unternehmer und den Schauspielern Bekanntschaft machte, und sich so Zeichnungen und Plane von der ganzen innern theatralischen Einrichtung verschaffte. Damit kehrte er nach Jaroslaw zurück und beschloß, dort ein Theater zu errichten, wozu er eine Lederniederlage seines Stiefvaters wählte, und zu dessen Geburtstage, unterstützt von seinen Brüdern und einigen Fabrikarbeitern, das Schauspiel „Esther" aufführte. Den Zuschauern, die sich zahlreich eingefunden, gefiel das sehr und Wolkow setzte seine Vorstellungen fort. Nach dem Tode seines Stiefvaters, als er diesen beerbt hatte, erbaute er ein eigenes hölzernes Schauspielhaus, und engagirte für Frauenzimmerrollen zwei junge Seminaristen Narükow und Popow, so wie auch einige junge Kanzleibeamte. Bei seiner Unternehmung erfreute er sich der Unterstützung des Edelmanns Mussin-Puschkin, und obgleich er jetzt Eintrittspreise nahm, war dennoch der Andrang sehr groß. Bald erfuhr die Kaiserin von diesem Theater, und schickte im Jahre 1752 den Senats-Exekutor Daschkow nach Jaroslaw, um die dortigen Schauspieler nach Petersburg zu bringen. Diese waren die drei Brüder Wolkow, die Registratoren Popow und Ikonnikow, der Kaufmann Skotschkow, der Chirurgus Schumski, Michailow, zwei Brüder Jegorow und Narükow. Sie erschienen auf dem Lustschlosse Zarskoie-Selo, und gaben vor der Kaiserin den Chorew von Sumarokow. Narükow, der die Osnelda spielte, wurde von der Kaiserin nach seinem Namen gefragt, und als er diesen nannte, sagte die Monarchin: „Du gleichst dem polnischen Grafen Dmitrewski, und so sollst du fortan heißen!" Das Spiel der Ankömmlinge gefiel, und sie gaben noch vier Vorstellungen, nämlich: Semire, Artiston, Szinaw und Hamlet. Die vorzüglichsten Darsteller: Fedor Wolkow, Narükow-Dmitrewski, Popow und Schumski gab die Kaiserin ins Kadettenkorps, um dort noch in Sprachen und Wissenschaften unterrichtet zu werden; die Andern schickte man mit einer Belohnung in ihre Heimath zurück. Zu den vier Erwählten gab man noch acht Hofsänger, die wegen Verlust ihrer Stimmen für den Gesang unbrauchbar waren, und die als Besoldung jährlich sechszig Rubel und eine Kleidung von Tuch erhielten. Sie standen unter dem Befehle des Oberstallmeisters Peter Sumarokow. Melissino, Osterwald und Swistunow, früher als Kadetten selbst ausübende Theaterdilettanten, die jetzt Korpsoffiziere waren, gaben der ganzen Gesellschaft Unterricht in der Deklamation. Diese Truppe gab im Jahre 1754 bei den Festen zur Geburt des nachmaligen Kaisers einige Vorstellungen bei Hofe, und zu dieser Zeit wurden auch die ersten Schauspielerinnen, deren Rollen bis jetzt Männer gespielt hatten, engagirt. Es waren dieß Mitglieder aus dem, vom Balletmeister Lande gestifteten Tanzkorps, nämlich die Damen: Sorin, dann Maria und Olga Ananjin, zwei Töchter eines Offiziers, Dem. Puschkin, und die damals berühmte Tänzerin Awdotja.

Ein Ukas vom 30 August 1756 bestimmte endlich die Errich-

tung eines russischen Nationaltheaters, und ernannte Alexander Petrowisch Sumarokow, den Dichter, zum Direktor, zum ersten Hofschauspieler aber den obenerwähnten Wolkow. Das übrige Personal bestand aus: Narikow genannt Dmitrewski, Popow, Schumski, Szetschkarew und den Damen: Puschkin (später an Dmitrewski verheirathet), und den Schwestern Ananjin (später die Frauen von Grigori Wolkow und Schumski). Die Regierung bestimmte für die Unterhaltung des Theaters 5000 Rubel jährlich. Das Repertoire bestand aus Sumarokow's Trauer- und Lustspielen, und aus Uebersetzungen moliereschcr Stücke, z. B. Tartüffe, die gelehrten Frauen u. m. dergl.

Im Jahre 1755 erschien in Rußland die erste russische Oper: Cephalus und Procris, Text von Sumarokow, die Musik vom Hofkapellmeister Araja. Dieser Letztere erhielt dafür von der Kaiserin einen kostbaren Zobelpelz und fünfzig Imperialen. Die Hauptpartien wurden gesungen von Elisabeth Bielogradski, der Tochter eines Lautenspielers und von leibeigenen Sängern des Grafen Rasumofski: Gawrila Marzenkowitsch, Nicolai Klutarew, Stepan Roshewski und Stepan Jewstafiew.

Mit Erlaubniß der Kaiserin Elisabeth wurde im Jahre 1759 auch in Moskau ein Theater errichtet, bei dem sich Trajepolski mit seiner Frau Puschkin und Demoiselle Michailow auszeichneten. Als nach zwei Jahren diese Bühne geschlossen wurde, erhielten Trojepolski und seine Frau, so wie die Michailow ein Engagement in Petersburg. In den letzten Regierungsjahren Elisabeth's wurde der Direktor Sumarokow mit 2000 Rubeln pensionirt, dem Theateretat noch 3000 Rubel hinzugefügt, und das Theater dem Oberhofmarschall untergeordnet. Der Zutritt des Publikums für Geld hörte auf, und die Plätze wurden gratis an die verschiedenen Rangklassen vertheilt.

Als im Jahre 1762 bei der Krönung der Kaiserin Katharina II das Theater mit nach Moskau ging, um dort den Hof zu unterhalten, erlitt es durch den Tod Fedor Wolkow's einen schmerzlichen Verlust. Auch sein Bruder Grigori verließ die Bühne und trat in Civildienste. Fedor Wolkow war ausgezeichnet in Heldenrollen, die er mit tiefem Gefühl und ergreifender Wahrheit darstellte. Dazu begünstigte ihn eine ausdrucksvolle, schöne Gesichtsbildung und ein volltönendes Organ. Auch war er Dichter, und seine unvollendete Ode auf Peter den Großen zeugt von großem Talent. Als Katharina II zur Regierung kam, erhob sie ihn in den Adelsstand, und schenkte ihm 700 Bauern, allein dennoch entsagte er nicht der Kunst, der ihn bald darauf der Tod entriß.

(Fortsetzung folgt.)

Oeffentliche Bibliotheken in Spanien.

Unter dieser Ueberschrift enthält das Westminster Review folgenden, diesem Blatte von einem Spanier mitgetheilten Artikel:

„Die Gründung öffentlicher Bibliotheken in Spanien geht in eine sehr frühe Zeit zurück, und wahrscheinlich verdankt Europa diesem Lande das erste Beispiel solcher Institute. Eingeschlossen in dasselbe Gebiet, lebte die spanische Nation so zu sagen von Angesicht zu Angesicht, oder vermischte sich vielmehr ohne Unterlaß, mit einer andern leidenschaftlich für die Wissenschaften und Künste eingenommenen Nation, und konnte nicht umhin schon frühzeitig jene Keime in sich aufzunehmen, die einige Jahrhunderte später so ruhmvolle Früchte trugen. Es war ihr um so schwerer, dem arabischen Einflüsse sich zu entziehen, als, mit Ausnahme des religiösen Glaubens, Alles, Geographie, Klima, Sitten, Frieden und Krieg, beide Völker aufforderte, sich gegenseitig aufs innigste zu nähern, und überdieß beide von Natur aus mit gleichen künstlerischen Fähigkeiten ausgerüstet waren. Wenn man die Hindernisse betrachtet, welche die religiöse Unduldsamkeit und die Rohheit der damaligen Zeiten der Entwicklung ihres Genie's entgegensetzten, so muß man nothwendigerweise zur Erklärung ihrer wissenschaftlichen Ueberlegenheit über alle andern europäischen Völker, zur Zeit des Wiedererstehens der Wissenschaften, diesen Einfluß gelten lassen. Hundert und sechzig Jahre nach der Hedschra, oder der Flucht Mohammeds, gelang es Abderrahman, zubenannt Al-Adaghel oder der Usurpator, dem einzigen noch übrig gebliebenen Sprößling der unglücklichen Familie der Ommiaden, die Verfolgungen der Abassiden zu vereiteln, einige Berber-Stämme an sich zu ziehen und mit ihnen den Kalifen eine ihrer schönsten Provinzen zu entreißen. Seine Eroberungen gingen an seinen Sohn Haschim über, und begriffen einen Theil Frankreichs und, nimmt man einige Punkte des Küstenlandes und einige hie und da von den Nachfolgern des Pelayo gerettete feste Burgen aus, das ganze Spanien. Das neue Reich bestand unter den auf einander folgenden Regierungen Hakems I, Abderrahmans II, Mohammeds I, Al-Mondher's, Abd-al-Aziz und Abderrahmans III, die sämmtlich in die Fußstapfen ihres Ahnherrn traten, 279 Jahre hindurch beinahe unversehrt. Diese Fürsten erklärten sich, um in Allem mit den Abbassiden zu wetteifern, zu Beschützern der Wissenschaften, und was Harun-Arraschid und sein Wessier Khaled-ben-Barmek in Asien gethan hatten, thaten Haschim und sein erster Minister, der berühmte Hazid, in Spanien, und erwarben sich nicht minder unbestreitbare Rechte auf den nämlichen Ruhm. Keiner aber trug zur Beförderung der Literatur mit so viel Eifer und Erfolg bei, als Al-Hakem, der um das Jahr 976 der christlichen Zeitrechnung in Cordova regierte. Ibn-al-Abar von Valencia, der um das Jahr 600 der Hedschra schrieb, spricht in seiner Lebensbeschreibung ausgezeichneter Männer, betitelt Ergänzungebuch zum Buch der Gegenwart, in folgenden Worten von Al-Hakem: „Dieser Fürst war ein leidenschaftlicher Freund der Wissenschaften. So lange sein Vater Abderrahman lebte, verwandte er seine ganze Zeit darauf, die gelehrtesten Männer Cordova's in seinem Palaste zu versammeln, unterhielt sich mit ihnen über Literatur, besprach schwierige Gegenstände der Geschichte, beurtheilte mit Unpartheilichkeit neu erschienene Werke, und spendete Belohnungen an diejenigen, die sich in der Dichtkunst, den mathematischen Wissenschaften und der Arzneikunde auszeichneten. Seine Gelehrsamkeit war so ausgebreitet, daß sie jeden besondern Gegenstand und alles allgemeine Wissen umfaßte, und es gab kein noch so schwieriges und abstraktes Buch, das er nicht mit kostbaren Bemerkungen und gelehrten Kommentaren geschmückt aus den Händen gelegt hätte. Nach dem Tode seines Vaters waren ihm die Regierungssorgen kein Hinderniß für die Pflege der Wissenschaften, deren Studium er unermüdlich fortsetzte. Noch heute besitzen wir einige seiner Gedichte. Besondere Freude machte es ihm, seltene Bücher über Kunst oder Wissenschaft zu sammeln, und Sammlungen dichterischer und aller Arten geographischer und historischer Werke zu bilden. Er sparte weder Sorgfalt noch Geld, um sich alle neuen Bücher zu verschaffen, die in den vornehmsten Städten Afrika's, Aegyptens oder Syriens erschienen. In Aegypten war der berühmte Abu Ishak Mohammed ben Al-Kasim Al-Kerbani sein Lieferant; in Syrien Abu Omar Mohammed ben Yakub Al-Kendi, und in Bagdad Mohammed ben Tarhim. Dem Zeugnisse Ibn-Al-Abars fügt Ibn-Hayan bei: „Dieser Monarch bewahrte den Geschmack für die Wissenschaften, und während seiner 15jährigen Regierung ward er von seinen Unterthanen stets verehrt und geliebt.“ Unter den ausgezeichneteren Männern seiner Zeit nennt man Mohammed ben Yussuff, von Guadalaxara, der eine Geschichte von Spanien und Afrika, das Leben der Könige und ihre Kriege, eine Beschreibung mehrerer Städte in Versen (z. B. von Tahart, Tunis, Sedschelmessa und Nacor) schrieb und ihm dedicirte; Mohammed-ben-Yahya-al-Kalfati, von Cordova, der ein Gedicht über die Blumen, mehrere Cassiden

oder Oden zur Ehre des Monarchen, und ein Buch über den Ursprung der afrikanischen Stämme verfaßte; Schapur, der Perser, Verfasser mehrerer Abhandlungen über Mathematik und Astronomie; Ahmed ben Abd Al-Malik ben Haschim und Ahmed ben Said-Al-Hamdâni, die sich beide mit Arbeiten über die Geschichte Spaniens beschäftigten. Der Privatsekretär des Kalifen war ein junger Sklave Namens Lubna, der neben der Kenntniß der Grammatik, Arithmetik, Astronomie und anderer Wissenschaften das Talent besaß, angenehme Gedichte abzufassen, und, was zu seinem Glück noch mehr beitrug, die Gabe hatte, mit seltener Eleganz die verschiedenen Arten arabischer Schrift zu schreiben. Das Nämliche that Fatima, die Tochter des Bedienten Al-Khablari, welcher der Fürst das Amt aufgetragen hatte, Bücher für die königliche Bibliothek abzuschreiben. Ayescha, Tochter Ahmed-ben-Mohammed-ben-Kadin's, von Cordova, ward für die vollendetste Frau ihres Jahrhunderts gehalten, und, der Aussage Ibn-Havans nach, „war sie schön wie der Mond, der aufgeht, leicht und anmuthsvoll wie eine Aloe, die sich vor dem Südwinde beugt." Ihr Gang „glich dem einer Antilope, die den Jäger ihre Leichtigkeit bewundern läßt und deren Flucht die gierige Hoffnung täuscht." Wenn sie studirte „unter dem göttlichen Einflusse ihrer Gedanken, so hatte sie die sanften und schönen Augen der Gazelle, die von einem Hügel herab den Sand der Wüste betrachtet." Sie war „ein Brunnen der Wissenschaft, ein Berg der Weisheit, ein Ocean der Einsicht." Die Gelehrten ihrer Zeit fielen vor ihren Gedichten auf die Kniee; sie schrieb mehrere Cassiden zu Ehren der regierenden Familie und legte eine prächtige Sammlung Abhandlungen über alle Wissenschaften an. Mariam, entsprossen von Abu-Yakub Al-Faisoli, von Telves, lehrte Dichtkunst und Musik mit größtem Erfolge zu Sevilla, und mehrere Mädchen aus ihrer Schule bildeten später die Freude und Zierde vornehmer und selbst königlicher Harems.

Die Bibliothek dieses Fürsten, genannt die Bibliothek von Merwan, des Palastes wegen in dem sie zu Cordova aufgestellt war, enthielt mehr als 60,000 Bände. Man wandte die größte Sorgfalt darauf und hielt sie in bester Ordnung; die Bücher wurden nach den Materien und Gegenständen gesondert, und jedes Gemach, selbst jede Etage, war mit schönen Inschriften verziert, welche die Zahl der Bücher und die Wissenschaft anzeigten, auf die sich jedes bezog. Der aus 44 Foliobänden bestehende Katalog enthielt die Titel der Werke, die Namen der Verfasser, ihren Wohnort, ihr Geburts- und Todesjahr. Er kaufte um schweres Gold Alles, was er an guten Werken entdecken konnte, und war der Erste, der eine öffentliche Bibliothek gründete. Unter der Menge Kollegien und Akademien, die er stiftete, verdient das von Cordova, aus dem so viele berühmte Gelehrte hervorgingen, einer besondern Erwähnung. Eben so schreiben sich auch die öffentlichen Bibliotheken in Spanien von der Regierung Al-Hakems her. Malaga, Granada, Sevilla, Cadiz, Almeria und mehrere andere Städte wetteiferten bald in Betreff der Zahl und Pracht ihrer Bibliotheken, Kollegien und Akademien mit einander. Es gab mehr als siebenzig in verschiedenen Provinzen, die für die Bedürfnisse des Studiums und wissenschaftlicher Arbeiten geöffnet waren. Im Escurial findet sich noch jetzt ein Buch Abu-Bekr-Mohammed-ben-Kheir-ben-Khalifa's, das dieser Schriftsteller, ein geborner Andalusier, im Jahre 1511 unter dem Titel: Literarischer Anzeiger, herausgab. Er enthält die Beschreibung der Bibliotheken, die zu seiner Zeit in Spanien existirten, und gibt einen ausführlichen Bericht über die Zahl der Werke, welche diese Bibliotheken enthielten.

Für das Andenken der christlichen Fürsten, die um eben diese Zeit in Spanien regierten, bewahrte uns die Geschichte keine so ehrenvollen Zeugnisse; doch findet dieß keine Anwendung auf Alphons X, einen aufgeklärten Fürsten, der nicht allein die Gelehrten und Dichter beschützte, sondern selbst einen Theil seiner Muße der Verfassung ziemlich merkwürdiger Werke widmete. Guter Administrator, ausgezeichneter Dichter und Mathematiker, geschickter Gesetzgeber, war dieser Fürst in Wirklichkeit für die Zeit, in der er lebte, ein außerordentlicher Mann. Seine Werke bezaubern uns durch die Einheit einer tiefen und zarten Philosophie neben der einfachen und aufrichtigen Schreibart jener Zeit; allein die Eigenschaft, die wir am meisten an ihm bewundern, ist seine vollkommene Kenntniß des menschlichen Herzens — eine Eigenschaft, die um so größere Bewunderung verdient, je schwieriger ihm deren Erwerbung in der Isolirung eines königlichen Lebens wurde. Seine Schriften zeigen, daß er sich der Alchymie und Schwarzkunst widmete. In seinem Buche libro del Tesoro erklärt er, daß er Gold zu machen verstehe, und seinem Geheimniß den Vortheil verdanke, seine Reichthümer beträchtlich zu vermehren. Will man ihm Glauben schenken, so war ein Aegyptier, den er aus Alexandria kommen ließ, in dieser Kunst sein Lehrer:

La piedra que llaman filosofal
Sabia facer, y me le enseno:
Fizimos juntos, despues solo yo,
Con que, muchas veces, crecio mi caudal. *)

(Fortsetzung folgt.)

Verbalprozesse und Berichte

der durch die königliche Ordonnanz vom 12 December 1833 eingesetzten Commission d'Afrique.

(Fortsetzung.)

Der Gesundheitszustand der Kolonie hat gleichfalls die Kommission in den ersten Sitzungen beschäftigt. Herr Meurice, Pflanzer und Eigenthümer, hat erklärt, bis jetzt hätten die deutschen Handwerker dem Klima nicht widerstehen können, sey es in Folge ihrer Unmäßigkeit oder irgend einer andern Ursache; stets hat sie der Tod dezimirt. Herr Damremont ist nicht der Meinung, daß die Krankheiten, welche unter der Garnison von Bona in den Jahren 1832 und 1833 so große Verwüstungen angerichtet, lediglich dem Einflusse des Klima's zugeschrieben werden müssen. In dem Kampfe zwischen den Türken und den Einwohnern wurde beinahe die ganze Stadt zerstört, und als sie die Franzosen in Besitz nahmen, fanden sie nicht hinlängliches Obdach, um sich gegen die Witterung zu schützen. Dem Soldaten wurden feuchte Wohnstätten angewiesen, und es fehlte an Zeit, um die Stadt zu reinigen, und aus den Brunnen und Cisternen die Leichen fortzuschaffen, welche die Türken hineingestürzt hatten. Eine geringe Truppenzahl reichte hin, um diese Position zu decken; es würde eine weise Vorsorge gewesen seyn, wenn man anfangs nur zwei Bataillone hingeschickt hätte; diese hätten die Mittel vorbereiten können, andere aufzunehmen und ihnen gesunde Wohnorte zu verschaffen. Die schlechte Einrichtung und Unzulänglichkeit der Hospitäler, die Demoralisation der Truppen, haben besonders zu diesen Krankheiten beigetragen, die man dieses Jahr zu verhüten Mittel finden wird, in Folge der gemachten Erfahrungen und der verbesserten Lage der Soldaten. Die veranstalteten Untersuchungen, so wie die Arbeiten des Geniewesens und des Generalstabs lassen hoffen, daß das Assainissement der Ebene um Bona ohne große Arbeiten und selbst ohne besonders bedeutenden Kostenaufwand ausgeführt werden kann; es ist übrigens dieses Assainissement unumgänglich nothwendig.

Vom 27 Januar an wurden die Sitzungen sehr lebhaft; die Kommission beschäftigt sich besonders mit der Kolonisation: die Debatten werden nicht mehr so häufig unterbrochen wie früher. In einer sehr energischen Rede wirft einer der Anwesenden einen Blick auf den politischen Zustand Europa's, aus dem er Folgerungen in Rücksicht auf Algier zieht. Im Innern Frankreichs ist Alles geeignet, uns zu beruhigen: nur der Finanzzustand kann uns gegründete Besorgnisse einflößen. Im Augenblick, wo es uns unmöglich ist Ausgabe und Einnahme ins Gleichgewicht zu bringen, wo selbst nicht einmal abzusehen ist, wann wir dazu gelangen werden, ist es da an der Zeit, uns auf so ungeheure außerordentliche Ausgaben einzulassen? Hüten wir uns, daß nicht ein jährliches Defizit das unzweifelbarste Resultat werde, welches wir aus der so sehr gepriesenen Kolonie beziehen. Glücklicherweise sind wir im Frieden mit dem Auslande: nichts zeigt an, daß er Gefahr laufe gestört zu werden. Kann aber dieser Zustand noch lange währen? Die beiden Prinzipien, welche Europa in zwei feindliche Lager theilen, werden früh oder spät einen

---

*) Den Stein der Weisen verstand er zu machen und lehrte es mich; wir machten ihn zusammen, dann ich allein, und oft wuchs dadurch mein Reichthum.

Krieg herbeiführen, der unfehlbar allgemein werden muß. Wollen wir dann unsere Eroberung in Afrika behaupten, so würden uns dadurch 40 Millionen und 40.000 Mann Truppen entzogen werden, wir würden dann wohl gezwungen seyn, sie aufzugeben, und wir würden es nur auf die für uns nachtheiligste und vielleicht sogar schimpflichste Art thun können. Haben wir unsere thörichte Expedition nach Aegypten vergessen? Damals gerieth Frankreich an den Rand des Verderbens, indem es sich seines besten Feldherrn und seines besten Heeres begeben hatte. Zwar sind die Umstände nicht ganz dieselben, indessen bieten sie eine frappante Analogie dar. Es ist offenbar, daß der Plan zu einer beschränkten Kolonisation, so wie er Ihnen vorgelegt worden, einen größern Aufwand an Geld und Menschen erheischen wird, als sich der Verfasser des Plans in seinen Berechnungen schmeichelt: gesetzt aber auch, er sey wirklich so vortheilhaft, als er geschildert wird, so bleibt er unausführbar. Die mögliche Veränderung des Ministeriums, der Ehrgeiz oder auch die Habsucht eines Gouverneurs, der Lokaleinfluß und die gemeinschaftlichen Bestrebungen der interessirten Parteien werden es zuletzt dahin bringen, daß die Kolonisation die ihr gesetzten Dämme überfluthe. In der That scheint in diesem Projekt die Kolonisation lediglich als ein Uebel betrachtet zu werden, und es beschäftigt sich bloß mit den Mitteln, dasselbe so viel thunlich in Schranken zu halten. Auch der Sprechende betrachtet sie aus diesem Gesichtspunkte, und glaubt auf geraderem Wege zum Ziele zu gelangen, indem er sich ihr gänzlich widersetzt. Er ist demnach der Ansicht, man müsse sich damit begnügen Algier militärisch besetzt zu halten, und der Okkupation und Kolonisation gänzlich entsagen. Es wird ein Leichtes seyn, sich in dieser Stadt zu behaupten und mit den Einwohnern in Frieden zu leben, sobald man sie überzeugt, daß Frankreich die Idee aufgibt, ihnen den Boden selbst entreißen zu wollen.

Ein anderes Mitglied bekämpft diese Gründe mit Nachdruck. Sein Vortrag läßt sich im Wesentlichen auf Folgendes zurückführen. „Den Ansichten des vorigen Redners zufolge böte die Fortbestehung unserer Oberherrschaft zu Algier weder politische, noch kommerzielle, noch militärische Vortheile dar, oder diese wären doch höchst unbedeutend, und stünden mit den Opfern, die sie erheischen, in keinem Verhältnisse. Ich bin einer ganz entgegengesetzten Meinung. Die Expedition von Algier hatte verschiedene Zwecke. Erstens wollte man die Seeräuberei zernichten, und dieß ist völlig gelungen. Man kann bereits die kommerziellen Vortheile ermessen, welche Frankreich der nunmehr gefahrlosen Schifffahrt auf dem Mittelmeere gewährt. Im Jahre 1825, ein Jahr vor dem Anfange der Blokade, luden unsere Schiffe, welche dieses Meer befuhren, 1,323,179 Tonnen; im Jahre 1832 ist die Zahl derselben auf 1,796,885 gestiegen. Freilich muß dabei die allgemeine Verbreitung des Handels in Anschlag gebracht werden, die sich aber sowohl auf dem Ocean als auf dem Mittelmeer äußert; der Fortschritt der kommerziellen Betriebsamkeit müßte eigentlich auf dem Ocean fühlbarer seyn; in dieses Meer münden unsere größten Flüsse, durch welche unsere reichsten Provinzen ihre Waaren absetzen und die Hauptstadt ihren Tauschhandel betreibt. Auf dem Ocean betrug aber die ausgeführte Tonnenlast im Jahre 1825 4,370,542 und 5,021,284 im Jahre 1832. Demnach wuchs die Tonnenlast auf dem Ocean bloß im Verhältniß wie 1000 zu 1149, während sie auf dem Mittelmeer im Verhältniß wie 1000 zu 1357 zunahm, und ohne Zweifel hängt dieser Vortheil mit der Zerstörung der Seeräuberei zusammen. Wahrscheinlich ziehen Spanien, Italien und die übrigen ans Mittelmeer gränzenden Länder einen weit größern Nutzen aus der Sicherheit, die wir auf diesem Meere hergestellt; in dieser Beziehung hätten sie mehr zu gewinnen als wir; ihre Schiffe wurden viel häufiger durch die Barbaresken beunruhigt als die unsrigen, indeß wirkt der blühende Zustand, den sie uns verdanken, auf unsere Küsten zurück. Im Jahre 1833 werden, nach den über die ersten Vierteljahre gesammelten Aktenstücken zu schließen, die oben bezeichneten Vortheile noch weit einleuchtender seyn. Ich müßte mich sehr täuschen, oder diese Folgen der Eroberung von Algier scheinen mir nicht geeignet, uns von Seite der Mächte, denen so mannichfaltiger Nutzen aus der jetzigen Sicherheit des Mittelmeeres erwächst, die Mißhelligkeiten zuzuziehen, die man so sehr zu befürchten scheint. Die zunehmenden Entwicklungen ihrer Handelsverbindungen, sey es unter sich oder mit uns, werden für sie ein Grund mehr seyn, die Aufrechthaltung des Friedens zu wünschen. Spanien, Italien, Rußland, Oesterreich werden mit günstigem Auge eine neue civilisirte Macht sich auf der Nordküste von Afrika festsetzen sehen, unsere Interessen sind eine neue Garantie der übrigen in Bezug auf die Beschiffung des Mittelmeeres; demnach kann unsere Oberherrschaft zu Algier eine jener Fragen bilden, die man in der Diplomatie questions séparées nennt, und die schon allein dadurch, daß man in Bezug auf sie einig ist, während alles Uebrige strittig bleibt, allmählich eine völlige Ausgleichung und Verständigung herbeiführen. Ich läugne nicht, daß der Besitz von Algier uns nur insofern wahre militärische Vortheile gewähren kann, als die Kolonisation nicht auf der Vertreibung oder Ausrottung der Eingebornen beruhen wird; wir würden uns in einem fortwährenden Kriegszustande befinden, der nothwendigerweise Kräfte verzehren würde, welche anderswo unentbehrlich seyn können, und dieß ist für mich der entscheidende Grund, der mich bestimmt, meine Zustimmung bloß einem auf den Friedenszustand berechneten Kolonisationssysteme zu geben. Wie dem aber auch übrigens seyn möge, so gewährt uns der alleinige Besitz von Oran militärische Vortheile, welche uns für die Opfer, die er uns gekostet, reichlich entschädigen.

Spaniens Gesinnungen gegen uns, so fährt der Redner fort, waren stets beunruhigend, so oft wir auf unserer Nord- oder Rheingränze bedroht wurden; nach der Julinsrevolution hatte diese Macht uns gegenüber eine gänzlich feindliche Stellung angenommen. Oran mit seiner Rhede von Mers-el-Kebir ist ein trefflich gelegener Punkt, um Spanien auf seiner mittäglichen Gränze zu beunruhigen, und auf dieser Seite einen Theil der Streitkräfte zu beschäftigen, welche diese Macht an der Pyrenäengränze gegen uns verwenden könnte. Sind wir dagegen mit Spanien in Frieden, so würden wir mittelst Kriegsfahrzeugen oder Korsaren, welche nach Umständen entweder in die Rhede von Mers-el-Kebir oder in die Rhede von Carthagena einlaufen könnten, unsern Feinden den Weg aus dem Ocean in den übrigen Theil des Mittelmeeres versperren. Gewiß wird der Besitz von Oran nicht zu theuer erkauft scheinen, wenn man die Garantien erwägt, die es uns gegen Spanien gewährt, im Fall wir mit dieser Macht Krieg führen, und gegen unsere gemeinschaftlichen Feinde, wenn sie mit uns verbündet ist. Schließlich können wir nicht wohl unsere äußere Politik erörtern, ohne auf unsere innere Lage zurückzukommen: von der zwischen der Regierung und der Nation bestehenden Eintracht hängt unser Einfluß im Auslande ab. Die mittäglichen Populationen Frankreichs sind diejenigen, bei denen die Julinsrevolution die wenigsten Anhänger gefunden, wo die Restauration die tiefsten Wurzeln geschlagen. Welche Wirkung würde es auf sie hervorbringen, wenn die jetzige Regierung ein Land aufgäbe, welches das von uns gestürzte Gouvernement erobert? Die politische Meinung von Marseille, dieser Metropole unserer Küsten am Mittelmeere, übt einen großen Einfluß auf den Süden aus, und von der in dieser Stadt herrschenden friedlichen Stimmung hängt die Ruhe mehrerer Departements ab. Marseille's politische Aufregung hat sich gelegt, seitdem der Handel seine Spekulationen und Hoffnungen auf die Küste von Afrika gerichtet. Nicht ungestraft würde man einem Lande, das bis jetzt der Regierung noch wenig geneigt ist, zumuthen, einer Zukunft und Interessen zu entsagen, deren Wichtigkeit sie überschätzen. Die Räumung von Algier würde die Regierung in den Augen der Einwohner des Südens aufs tiefste herabsetzen, und vielleicht selbst in den Augen der Seemacht und des Landheeres. Abgesehen von allen übrigen Rücksichten, so würde, meines Erachtens, diese einzige hinreichen, um für die Beibehaltung unserer Kolonien an der Nordküste Afrika's den Ausschlag zu geben!

In der Sitzung vom 28 Januar 1834 erhalten wir folgende Nachweisungen, welche mitgetheilt zu werden verdienen. Der Herr Präsident des Ministerrathes gibt dem Marineminister das Wort. Die Kommission wünscht von ihm die nöthige Auskunft über die Kommunikationsmittel der Besitzungen in Afrika unter sich und mit der Metropole zu erhalten, wie auch über den Kostenaufwand, den diese Kommunikationen sowohl als der Besitz selbst dem Ministerium des Seewesens verursachen würde. Der Minister ist der Ansicht, daß, welches System man auch befolge, es unumgänglich nothwendig sey, häufige Kommunikationen zwischen den von französischen Truppen besetzten Punkten zu unterhalten. Wird das beschränkende System angenommen, begnügt man sich damit, die Städte besetzt zu halten, die man bereits an der Nordküste von Afrika

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 31. 31 Januar 1835.

Ayesha das Mädchen von Kars.

(Fortsetzung.)

Die Jezidis*) oder Teufelsverehrer, wie man sie häufig nennt, sind eine der zahlreichen Sekten, welche in Mesopotamien unter den Moslems sich bildeten, und namentlich unter dem alten Volke der Kurden ausbreiteten. Ihre Lehre ist eine Mischung von Manichäismus, Mohammedanismus und der Religion der alten Perser. Sie wird durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt, indem lesen und schreiben bei ihnen nicht gestattet ist. Die Moslems betrachten sie als Verfluchte; ihr Name ist gleichbedeutend mit Gotteslästerer, Barbaren und Blutmenschen. Die allgemeine Meinung ist, es sey der Grundsatz der Jezidis, sich der Freundschaft des Teufels zu versichern, und seine Sache mit dem Schwert zu vertheidigen. Darum sprechen sie die Worte Schaitan und Lahnet (Fluch), und Alles was denselben ähnlich lautet, nicht aus, und brauchen lieber alle möglichen Umschreibungen. Der böse Geist hat keinen bestimmten Namen in ihrer Sprache, sondern sie bezeichnen ihn als Scheikh Mazen, oder den großen Häuptling. Sie erkennen die Propheten und Heiligen der Christen an, und achten die in ihrem Gebiete liegenden Klöster. Sie glauben, daß solche Heilige mehr oder minder ausgezeichnete Personen waren, je nachdem es dem Teufel gefiel, sie hervorzuheben. Mit Einem Worte, sie glauben, Gott ertheile seine Befehle dem Teufel, der sie auszuführen habe. Bei Sonnenaufgang fallen sie auf die Kniee, nachdem sie ihre Fußkleidung ausgezogen, und verehren sie, indem sie mit der Stirne den Boden berühren; dieß geschieht aber ganz insgeheim. Sie fasten und beten nicht, sondern behaupten, der Scheikh Jezid habe hinreichend gebüßt für alles bis ans Ende der Welt, und deßhalb in seinen Offenbarungen darüber eine bestimmte Versicherung erhalten; darum sey es ihnen auch verboten, schreiben und lesen zu lernen. Nichtsdestoweniger bezahlen alle Stammeshäupter und alle größern Dörfer einen mohammedanischen Schreiber, um ihnen die Briefe zu lesen, welche sie von Türken und Persern in Amtssachen erhalten. Ihre eigenen Angelegenheiten werden stets mündlich abgemacht, und von Leuten ihrer eigenen Sekte die Botschaften ausgerichtet.

Sie haben nur ein religiöses Fest, nämlich am 10 August, wo sie sich zahlreich in der Nähe von Scheikh Ade versammeln. Dann kommen die Jezidis aus den entferntesten Orten. Das Fest dauert den ganzen Tag und die folgende Nacht; während des Zugs nach jenem Orte nehmen sie aber keinen Anstand zu rauben und zu plündern. Verheirathete Frauen gehen in großer Anzahl in die benachbarten Dörfer, und in dieser Nacht sollen sie, nachdem gehörig gegessen und getrunken wurde, die Lichter auslöschen, und dann wird bis zum Morgen nichts mehr gesprochen. Sie essen alles ohne Unterschied, Lattich und Kürbisse ausgenommen, und backen nur Gerstenbrod. Sie bedienen sich abwechselnd derselben Betheuerungsformeln, wie Türken, Christen und Juden, ihr großer Eid aber ist: „bei der Fahne Jezids!"

Als Haupt ihrer Religion erkennen sie den Scheikh des Stammes, dem die Bewahrung des Grabes Ade's, des Wiederherstellers ihrer Sekte, anvertraut ist. Dieses Grab liegt in dem Gebiete des Gouverneurs von Amadiah. Das Haupt dieses Stamms muß stets aus den Nachkommen Jezid's erwählt werden. Die Achtung, welche ihm seine Anhänger zollen, ist so groß, daß sie sich glücklich fühlen, wenn sie eines seiner alten Hemden als Grabtuch erhalten können; einige Zeloten geben bis 40 Piaster für eine solche Reliquie, ein Fetzen genügt, wenn sie sich kein ganzes Hemd verschaffen können. Wenn der Scheikh eine besondere Gunst ertheilen will, so übersendet er ein altes Hemd als Geschenk. Die Jezidis bringen ihm insgeheim einen Theil ihres Raubes, um ihn für die Gastfreundschaft zu entschädigen, welche er gegen die Individuen seiner Sekte ausübt.

Das Haupt der Jezidis hält stets einen sogenannten Kotschek bei sich, ohne dessen Rath er nichts zu thun wagt. Dieser Mann gilt als das Orakel des Häuptlings, weil er das Vor-

*) Man ist gewöhnlich der Meinung, der Name Jezidi komme von einem Sektenhäuptling, Namens Jezid, dem erklärten Feinde der Familie Ali, her, es ist aber nicht ganz unwahrscheinlich, daß der Name Jezidi von dem alten persischen Wort Ized oder Jezd, Gott, herkomme. Sie sollen, wie auch oben bemerkt, der Sonne und dem Feuer Verehrung bezeugen, und somit ist es nicht unwahrscheinlich, daß sich die alte Feuerlehre zum Theil in diesen Bergen behauptete, aber völlig entartete, und wie z. B in Deutschland die Wodansverehrung allmählich zur Satansverehrung wurde, so kann es auch dort ergangen seyn, daher der Zorn, wenn man dem Satan flucht. In Persien wurde die Benennung des höchsten Wesens, Ized oder Jezdan, völlig durch das arabische Allah ersetzt, so daß Ized nur noch der Name des falschen Gottes, und endlich des bösen Geistes seyn konnte. A. d. R.

recht genießen soll, unmittelbar vom Teufel Mittheilungen zu erhalten. Ist irgend ein Jezidi im Zweifel, ob er eine wichtige Sache unternehmen soll oder nicht, so sucht er den Rath des Kotschek nach, der auf folgende Art ertheilt wird. Der Kotschek legt sich der Länge nach auf den Boden, deckt sich zu, und schläft oder gibt vor zu schlafen, worauf er mittheilt, was ihm geoffenbart wurde. Manchmal nimmt er sich gute Zeit zur Ueberlegung. Folgendes Beispiel mag hinreichen, den Einfluß dieser Leute zu zeigen. Vor vielen Jahren trugen die Frauen der Jezidis, gleich denen der Araber, zur Ersparung von Seife, dunkelblaue mit Indigo gefärbte Hemden. Eines Morgens erschien ganz unerwartet der Kotschek vor dem Scheikh, und erklärte, es sey ihm in der vergangenen Nacht geoffenbart worden, blau sey eine unglückliche von dem Teufel verabscheute Farbe. Alsbald wurden zu den verschiedenen Stämmen Befehle gesendet, daß blau künftig eine verbotene Farbe sey, daß alle blauen Kleider vernichtet, und künftig weiße getragen werden müsse. Dieser Befehl wurde mit solcher Genauigkeit befolgt, daß noch heutzutage ein Jezidi, der bei einem Christen oder Türken wohnt, und auf dem Bett eine blaue Decke findet, lieber in seinen eigenen weißen Kleidern schläft und vor Kälte umkommt, als sich der blauen Decke bedient.

Die Jezidis gelten als einer der grausamsten und blutgierigsten Stämme in Asien, denn sie sollen alle ihre Gefangenen ermorden, zugleich sind sie aber feige genug, je nachdem es ihr Interesse fordert, sich gleich den Drusen für Moslems, Christen oder Juden auszugeben. Sie geben sich den Anschein, als achteten sie die Bücher Mosis, die Psalmen, das Evangelium und den Koran sehr hoch, und wenn man sie überführt, daß sie Jezidis sind, so versichern sie dennoch hoch und theuer, daß sie es nicht sind, und schwören für einige Zeit ihren Glauben ab.

Diese kurze Skizze mag hinreichen, dem Leser einen Begriff zu geben, in welche Hände Osmond gefallen war.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen über das Theater in Russland von seinem Entstehen an.

(Fortsetzung.)

Der talentvollste Künstler nach Wolkow war Narúkow-Dmitrewski. Im Jahre 1765 schickte ihn die Kaiserin nach Frankreich und England, um dort die Meister seiner Kunst zu studiren. In Paris schloß er mit dem berühmten Lecain genaue Freundschaft, und reiste mit ihm nach London, wo sie ein unzertrennliches Kleeblatt mit Garrick bildeten, der ihnen, obwohl schon krank und leidend, dennoch Proben seines eminenten Talents ablegte. In einer ihrer abendlichen Zusammenkünfte zeigte ihnen Garrick einige seiner mimischen Kunststücke, so z. B. das bekannte Lachen auf einer Seite des Gesichts, indeß die andere Hälfte weint. Plötzlich erblaßt Dmitrewski, den ganzen Körper befällt ein konvulsivisches Zittern, und leblos sinkt er auf seinen Stuhl. Alle erschrecken, eilen ihm zu Hülfe, da belehrt sie ein lautes Gelächter des vermeinten Kranken, daß auch er ihnen ein ähnliches Pröbchen wie Garrick zum Besten gegeben. Bei seiner Rückkehr nach Paris wagte er dort Aehnliches, wie in neuester Zeit der deutsche Schauspieler Jerrmann, nämlich Dmitrewski, der Russe, trat auf der damaligen Bühne der Herzogin von Villeroi in dem französischen Drama Alzire, als Zamor, neben Lecain, der den Gusman spielte, mit rauschendem Beifalle auf. Bald darauf gab er in der Zaire den Orosman und Lecain den Chatillon. Nach Petersburg zurückgekehrt, erschien er zum Erstenmale wieder als Esinaw auf der Bühne und entzückte das Publikum durch sein, jetzt in der Fremde völlig ausgebildetes Talent. Nach dieser Darstellung ließ die Kaiserin ihn in ihre Loge rufen, und bezeugte ihm vor den Augen aller Zuschauer ihre Zufriedenheit. Von nun an war er der ruhmstrahlende Glanzpunkt des russischen Nationaltheaters. Er riß als Schauspieler das Publikum zur Bewunderung hin, gab jungen Darstellern unverdrossen Unterricht in ihrer Kunst, übertrug ausländische dramatische Meisterwerke in das Russische, half dramatischen Schriftstellern mit Rath und That, und genoß der allgemeinen Achtung als Künstler und Mensch. Die Akademie der Wissenschaften nahm ihn feierlich unter ihre Mitglieder auf, und übertrug ihm eine Geschichte des russischen Theaters zu schreiben. Eine Lobrede auf Sumarokow, die er in einer Sitzung der Akademie vorlas, machte damals großes Aufsehen. Nachdem er 38 Jahre gedient hatte, wurde er 1786 mit 2000 Rubeln pensionirt, blieb aber dann acht Jahre lang Direktor der neugestifteten Theaterschule, und trat bisweilen noch auf dem Hoftheater in der Eremitage auf. Auf Verlangen des Kaisers Paul spielte er im Jahre 1797 noch einmal auf dem Hoftheater den Dimitri Esamoswanez*) und erhielt dafür von dem freigebigen Monarchen eine goldene, sehr reich mit Brillanten besetzte Dose. Zum Letztenmale betrat er die Bühne am 30 August 1812 in einem nationalen Drama „die allgemeine Bewaffnung," das sich auf die Invasion des französischen Eroberers bezog. Dmitrewski spielte darin die Rolle eines verabschiedeten Unteroffiziers, der seine goldenen und silbernen, in frühern Kriegen für Tapferkeit erhaltenen Medaillen, seine einzige Habe, freudig dem bedrängten Vaterlande zum Opfer bringt. Sein Spiel in dieser Rolle enthusiasmirte das Publikum auf das Höchste. Er selbst war bis zu Thränen gerührt, und als er am Schlusse des Stückes dem geliebten Kaiser ein „Lebehoch!" ausbrachte, stimmte das ganze Haus in den Ruf ein. Später, im Jahre 1817, wollte er noch einmal zum Besten der Familie seines berühmten Schülers Jakowlew auftreten, allein eine plötzliche Krankheit hinderte ihn daran. Sein Gedächtniß, seine rege Phantasie und seine Heiterkeit verließen ihn bis zu seinem Tode nicht. Er starb sanft am 27 Oktober 1821 zu Petersburg, in dem hohen Alter von 85 Jahren. Seinen Grabhügel schmückte die Akademie der Wissenschaften mit einem Denkmale. In tragischen und komischen Rollen war Dmitrewski gleich vorzüglich. Als Schriftsteller lieferte er mehrere Originaldichtungen, und eine Menge dramatischer Uebersetzungen aus dem Deutschen, Französischen, Englischen und Italienischen.

*) Der Usurpator.

In den ersten Jahren der Regierung Katharina's II waren die Vergnügungen am Hofe auf jeden Tag der Woche bestimmt. Sonntag: Ball bei Hofe. Montag: französisches Lustspiel. Dienstag: Ruhe. Mittwoch: russisches Lustspiel. Donnerstag: französische Oper oder Tragödie. Freitag: Maskerade bei Hofe. Sonnabend: Ruhe. Auch führten die Kavaliere und Damen bisweilen bei Hofe russische und französische Stücke auf. Im Karneval 1765 befand sich der Hof in Moskau und dort gab man das Trauerspiel Semire, ein Lustspiel nach Moliere und ein Ballet. Die Semire gab die Gräfin Bruce, die andern Rollen des Trauerspiels: die Grafen Orlow und Schuwalow, der Major Roszlawlew und die Gemahlin des Oberschenks Narüschkin. Im Lustspiele brillirten der Stallmeister Narüschkin und der Fürst Gagarin, und im Ballette: eine Tochter des Oberhofmarschalls Grafen Sievers, die Gräfin Stroganow, die Gemahlin des Ober-Jägermeisters Narüschkin und der Kammerherr Graf Butturlin. Auch im Palaste des Ober-Kammerherrn Grafen Scheremetew befand sich ein Theater, auf welchem Kunstliebhaber französische Stücke vor der Kaiserin aufführten, unter welchen sich der Graf Scheremetew selbst, nebst seinen beiden Töchtern, dann drei Gräfinnen Tschernütschew, Fürst Bieloselski, Graf Stroganow, Fürst Schtscherbatow und der preußische Gesandte, Graf Solms, auszeichneten. Später dichtete Katharina selbst, so wie mehrere hohe Personen ihrer nächsten Umgebung, französische Lustspiele, die in der Eremitage von dem östreichischen Gesandten Graf Cobenzl, dem französischen Minister Segür, dem preußischen Gesandten Graf Solms, dem Grafen Stroganow u. a. m. aufgeführt wurden.

In den achtziger Jahren standen die Petersburger Theater unter folgenden Intendanten, nämlich das russische Theater unter dem Generalmajor Ssoimonow, das französische unter dem Kammerherrn Diwow, das italienische und das Ballet unter dem Fürsten Golizün. Bald sah aber die Kaiserin die Wahrheit des derben Sprüchworts: „Viel Köche verderben den Brei!" ein, und ernannte einen Direktor für das Ganze, nämlich zuerst Chrapowizki und dann den Fürsten Jussupow. Diesem folgte unter dem Kaiser Paul der Ober-Kammerherr Narüschkin.

Wir haben einen Gagen-Etat der Mitglieder des russischen Nationaltheaters vom Jahre 1767 vor uns, nach welchem das Einkommen der Schauspieler nicht unbedeutend für jene Zeit war. Dmitrewski erhielt jährlich 860 Silberrubel (ungefähr eben so viel preußische Thaler), Popow, der erste Liebhaber im Lustspiel, 806 Silberrubel. Dieser letztgenannte zeichnete sich auch als Schriftsteller aus; es existirt eine russische Uebersetzung von Tasso's befreitem Jerusalem von ihm, und mehrere treffliche Lustspiele, die damals auf der Bühne viel Glück machten. Die Anzahl der Schauspieler betrug zwölf, die der Schauspielerinnen sieben. Unter den letztern war die erste im Trauerspiele Madam Trojepolski, mit 700 Rubel, und im Lustspiele Madam Dmitrewski, mit 600 jährlichem Gehalt. Auf Sittlichkeit beim Theater wurde damals streng gesehen, und die drei unverheiratheten Schauspielerinnen standen unter der scharfen Aufsicht einer alten Deutschen. Die Kaiserin übergab Dmitrewski drei Knaben und drei Mädchen, für deren Unterhalt jedem 100 Rubel angewiesen waren, zur theatralischen Erziehung.

Unter dem fortdauernden Schutz der Kaiserin, die den Hof- und Volksbelustigungen, bei welchen sich Pracht und Geschmack vereinten, nicht abhold war, erhielt das russische Theater einen erhöhten Etat und somit neuen Glanz. Dmitrewski war unermüdlich in der Bildung der Eleven, und in der Bereicherung des Repertoirs, indem er viele Opern und Lustspiele aus dem Deutschen, Französischen und Italienischen übersetzte. Knlaschin schrieb Trauerspiele, Wisin Lustspiele, von denen viele noch jetzt das russische Publikum erfreuen. Bis zum Jahre 1783 befand sich das Theater, zu dem die Beamten freien Zutritt hatten, noch immer im kaiserlichen Palaste; im gedachten Jahre wurde das große steinerne Theater dem Publikum gegen einen mäßigen Eintrittspreis eröffnet und große, prachtvolle Stücke von der Kaiserin Katharina in russischer Sprache selbst gedichtet, auf demselben gegeben. Größtentheils war der Stoff dieser Dramen aus der vaterländischen Geschichte und aus Mährchen entlehnt, wie z. B. Oleg's Regierung, Rurik, Iwan Zarewitsch u. a. m. Im Jahre 1785 trat die jetzt noch blühende Theaterschule ins Leben, aus welcher große Talente hervorgingen.

(Schluß folgt.)

Verbalprozesse und Berichte

der durch die königliche Ordonnanz vom 12 December 1833 eingesetzten Commission d'Afrique.

(Schluß.)

Endlich erfaßt ein Mitglied abermals die militärische Seite der Frage, aber aus andern Gründen. Die politische Frage, die sich an den Besitz von Algier knüpft, scheint ihm weit wichtiger als mehrern andern Rednern. Er weiß recht gut, daß man durch das Ausdehnen der Streitkräfte eine Macht schwächt, anstatt sie zu vermehren, indeß geschieht dieses dann doch nur, wenn man das Maß allzu sehr überschreitet, denn die Geschichte lehrt uns, daß es einer großen Nation stets Nutzen bringt, auswärts Stützpunkte zu besitzen. „Um in dem Becken des Mittelmeeres zu bleiben, welches meiner Ansicht nach in Kurzem der Schauplatz großer Ereignisse seyn wird, glauben Sie, daß Malta und Korfu für England nicht von der größten Wichtigkeit seyen, und daß sich diese Macht entschließen würde, sie aufzugeben, obgleich sie ihr bei weitem mehr kosten als sie eintragen? Es sind wichtige Begebenheiten im Anzuge: der Sturz einer großen Macht ist nahe, mehrere Prätendenten werden sich in die Trümmer theilen; es wäre nicht unmöglich, daß Frankreich im Osten des Mittelmeeres irgend einen Theil des türkischen Reichs erbe, wenn dieses wirklich fallen sollte. Auch Spanien, bei den Wechselfällen des Glücks, unter welchen es nach seiner Wiedergeburt ringt, wird sich vielleicht gezwungen sehen Schutz und Beistand durch einige Opfer zu erkaufen. Warum sollten die balearischen Inseln nicht der Preis einer neuen Hülfsleistung oder die Zahlung für eine ältere Schuld werden? Und wenn wir nun einmal im Besitze einer Insel in der Nähe von Konstantinopel wären, oder die balearischen Inseln und das sämmtliche afrikanische Littoral inne hätten, wer würde uns dann Gleichheit, vielleicht sogar Ueberlegenheit an Macht, selbst bei mindern Streitkräften, auf dem Mittelmeere streitig machen? Ueberall würden unsere Flotten in einer Entfernung von wenigen Stunden befreundete Häfen und Arsenale finden; in dieser Lage würde eine Niederlage zur See nicht sehr wahrscheinlich und im schlimmsten Fall weniger verderblich werden. Ich glaube, daß man Algier nicht behalten darf, ohne unsern Einfluß im Innern des Landes zu befestigen; wir müssen bleiben, meine Herren, aber zugleich uns eine Entschädigung zusichern.

Man kann wohl eine Hoffnung erkaufen und selbst ein wenig hoch eskomptiren, aber keine fruchtlosen Opfer bringen, und diese werden die unausbleibliche Folge der Okkupation von Algier seyn, wenn man sich auf das Littoral beschränkte."

Vom Februar 1834 an beschäftigte sich die Kommission mit einzelnen, allerdings sehr interessanten Thatsachen, die sich jedoch hier nicht ausführen lassen. Die Kommission entscheidet, es seyen 5000 Mann erforderlich, um Oran zu besetzen; 300.000 Franken werden ausgeworfen für die im Jahre 1834 zu Budschia auszuführenden Arbeiten jeder Art; 500.000 für die zu Bona; die Kommission spricht die Ansicht aus, mit einer Majorität von 11 Stimmen gegen 16, daß die zur Besetzung von Algier erforderliche Macht, mit Einschluß der Posten am Atlas, auf 12.000 Mann von allen Waffengattungen zu bringen sey. In ihrer Sitzung vom 12 Februar wird der Kommission ein höchst merkwürdiger Bericht über Civiladministration der Regentschaft vorgetragen. Sie ist der Meinung, es solle den Beamten untersagt seyn, Grundeigenthum anzukaufen. Kein Beamter darf, weder durch sich selbst, noch durch Vermittlung eines Dritten, Handel treiben, bei Strafe der Absetzung. Die Kommission leitet die Aufmerksamkeit der Regierung auf die Ränke, die möglichenfalls könnten angewendet werden, um diese Verfügungen zu umgehen. In der Sitzung des 26 März wurde gemeldet, daß eine Nationalgarde zu Algier, 600 Mann stark, bestehe. Es hat sich eines Tages getroffen, daß die ganze Garnison von Algier ausrücken mußte; die Nationalgarde wurde zusammenberufen; 400 Mann stellten sich ein und besetzten die Posten. Ein Mitglied macht den ziemlich seltsamen Vorschlag, die Nationalgarde von Algier solle sich mit dem Titel: Garde Urbaine (Stadtwehre) begnügen. Sein Antrag wird durch die Kommission angenommen.

Obige kurze Analyse reicht hin, um die Wichtigkeit des durch die französische Regierung bekannt gemachten Werkes darzuthun.

Miscellen aus indischen Journalen.

Die nachstehende im Sumachur Durpun enthaltene und von 2575 Reiots-Familien unterzeichnete Bittschrift gibt einen Begriff von der Lage, in welche diese armen Leute durch reiche Eigenthümer zum Theil versetzt wurden: „Mehrere von uns, heißt es, erhielten von dem frühern Eigenthümer dieser Faktoreien Vorschüsse auf Indigo. Für dieses empfangene Geld lieferten wir die Indigopflanze getreulich ab, und haben so von Jahr zu Jahr unsere Rechnungen berichtigt. Hierauf kaufte ein anderer Herr diese Faktoreien, der sich stets auf das Rechtlichste benahm, und wir litten keinen Mangel. Jetzt sind die Faktoreien von einem dritten Herrn gekauft worden. Bei Abschluß des Kaufs war keiner von uns auch nur einen Heller schuldig, und dennoch erklärte der Käufer, daß wir, den Büchern zufolge, im Rückstande wären. Er ließ uns vor sich fordern und sagte: „Ihr Vagabunden, seyd noch so und so viel an Vorschüssen schuldig, die euch von den vorigen Eigenthümern geleistet wurden." Erwiderte nun ein Reiot, daß er seine Schuld getilgt habe, so wurde er auf zwei oder drei Tage eingesperrt; forderte er Wasser, um seinen Durst zu löschen, so sagte man ihm, er solle nur seinen Urin trinken, und verlangte er etwas zu essen, so reichte man ihm unausgehülsten Reiß. Gerieth durch solche Behandlung das Leben in Gefahr, so war der Reiot genöthigt Alles zu bewilligen, was man von ihm begehrte, und mußte einen Schuldschein auf Stempelpapier unterschreiben. Nachdem dieser Stand der Dinge vom Ugruhun bis Maugh fortgedauert hatte, um welche Zeit wir unsere Ländereien mit dem Indigo bebauten, dessen wir bedurften, um Ehre und Leben zu retten, bearbeiteten wir auch noch mit großer Anstrengung die Felder für unsern Reiß. Als jedoch die Zeit herbeikam diesen auszusäen, wurden wir gezwungen Indigo zu pflanzen, und zwar einige auf 4, andere auf 8, ja sogar auf 12 Bigahs mehr als die angeblichen Vorschüsse betrugen. Wenn einer der Reiots sich so ungerechtem Ansinnen widersetzte, so wurden Büttel ausgeschickt, um ihn auf die Faktorei zu führen. Dort angekommen, ward Befehl ertheilt ihm die Hunde zu zeigen und ihm ein Papier zur Unterschrift vorzulegen. War dieß geschehen, so trat der Amlah zu ihm und sagte, wofern er nicht eine Buße von 10 Rupien für den Sahib, 4 Rupien für ihn und 2 Rupien für die Büttel erlege, so würde man ihn von den Hunden zerreißen lassen. Um sein Leben zu retten, verkaufte nun der unglückliche Mann Alles, was er hatte, denn that er das nicht, so mußte er so lange die Kühe hüten, bis die Schuld getilgt war. Wenn der Indigo aufging, den wir gesäet hatten, und unsere Kühe, Kälber, Ziegen oder Geflügel zufällig auf die Felder kamen, so wurden wir für jedes Stück mit einer bestimmten Geldstrafe belegt, und mußten diese Strafe, von der Aussaat an bis zum letzten Schnitt, sechs- oder siebenmal bezahlen. Unfähig, diese Bedrückungen länger zu ertragen, setzten wir von Dorf zu Dorf unsere Beschwerden auf und legten sie dem Magistrat vor, der zwar Befehle erließ, durch welche mehreren derselben abgeholfen wurde, allein da alle Reiots in diesem Bezirk unserem Beispiel folgten, so sahen wir bald, daß es den Magistraten an Zeit gebrach unsere Sache zu erledigen. Wir bitten deßhalb den Generalgouverneur, Herrn Forbes, Magistrat von Burdwan, auf 1 oder 2 Monate in den Distrikt zu senden, um sich von unsern Leiden zu überzeugen und uns von der auf uns lastenden Bürde zu befreien, denn außerdem müßten wir unfehlbar erliegen."

Der Hurkaru erzählt nachstehenden, die obigen Angaben bestätigenden Vorfall: „Ein schauderhafter Mord wurde unlängst in der Nähe von Pubna an einem achtbaren Reiot begangen, und zwar von den Dienern eines Eigenthümers, welche den armen Mann zwingen wollten, die zu seinem Unterhalt bestimmten Getreidefelder mit Indigo zu bebauen. Er wurde noch athmend auf die Station gebracht und bot einen herzzerreißenden Anblick. Die Unmenschen hatten den Armen mit Knotenstöcken furchtbar geschlagen und ihm mit einem Säbel die Hirnschale durchhauen. Alle Mittel zu Erhaltung des Unglücklichen wurden aufgeboten, aber vergebens; er starb in Gegenwart der Magistratsperson, unfähig eine Aussage zu machen."

*

Ein kleines Schiff, nach dem Könige von Taheiti Kaliopapa genannt, hat nach Sidney in Neusüdwales 55 Tonnen Zucker gebracht, der aus Zuckerrohr bereitet war, das man auf jener Insel gebaut hatte. Dieser Zucker soll sehr schön und dem von Mauritius ähnlich seyn, nur minder grobkörnig als dieser.

*

Die Armee des Schah Schudschah soll durch den fortwährenden Zufluß von Mißvergnügten und Abenteurern zu einer bedeutenden Stärke angewachsen seyn. Die Sirdars von Sind wurden gezwungen sich der ihnen gemachten Bedingung einer jährlichen Zahlung von 6 Laks Rupien zu unterwerfen. Der Schah soll auf Kandahar vorgerückt seyn.

Vermischte Nachrichten.

An der Bucht von Bridlington, in der Grafschaft York, hat die Gewalt der Fluth am 31 August und 1 September vorigen Jahres einen beträchtlichen Theil des Dammes zwischen der See und dem nördlichen Abhange, der nicht nach den Regeln gebaut war, hinweggespült. Da man seit jener Zeit nichts that, um eine Wiederholung zu vermeiden, so wurde in der Nacht vom 21 December durch die Wuth der Wellen an dem Abhange (cliff) selbst ein bedeutendes Stück Land weggerissen, weßhalb jetzt zwei hübsche Häuser abgebrochen werden müssen, und werden nicht wirksame Maßregeln ergriffen, so ist zu befürchten, daß die Reihe schöner Häuser hinter der Promenade gleichfalls abgebrochen werden muß, damit sie nicht vom Wasser zerstört werden.

*

Tagelöhner, welche in einer Sandgrube an der Straße nach Chateaudun arbeiten, fanden unlängst eine Versteinerung, die ein Theil von dem Stamm eines Palmbaumes gewesen zu seyn scheint. Sie ist 3½ Fuß hoch, hält am untern Ende 1½ Fuß im Umfange und wird nach oben zu dünner; wenn man daran schlägt, gibt sie einen Glockenton von sich. Dieses Lignit ist besonders seiner Dimensionen wegen merkwürdig, denn man hat bereits in der nämlichen Sandgrube ähnliche Gegenstände, Thierknochen, und was das Seltsamste ist, Fluß- und Seemuscheln unter einander gemischt gefunden. Dieses merkwürdige Stück ist auf dem Museum niedergelegt worden, wo es ohne Zweifel die Aufmerksamkeit der Geologen auf sich ziehen wird.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 32. 1 Februar 1835.

Skizzen über das Theater in Russland von seinem Entstehen an.

(Schluß.)

Außer Dmitrewski glänzten zu Ende des 18 Jahrhunderts auf der Petersburger Bühne folgende berühmte Darsteller: Krutizki, Plawiltschikow, Tschernikow, Shandunow, Worobiew, die Bachmanow, vor allen aber Alexei Jakowlew, der mit den ersten dramatischen Künstlern aller Länder dreist hätte in die Schranken treten können. Jakowlew war der Sohn eines Kaufmanns und im Jahre 1773 geboren. In frühster Jugend verlor er seinen Vater und kam mit seinem geringen Vermögen unter die Vormundschaft seines Schwagers, des Kaufmanns Schapotschnikow, der ihn in seinem dreizehnten Jahre, bis wohin er in der Schule mit vielem Fleiße Deutsch, Französisch, Mathematik und Zeichnen gelernt hatte, in seinem Galanterieladen zum Ladendiener machte. Dazu schien er aber nicht geboren, denn zu seines Vormunds großem Aerger kümmerte er sich wenig um die Kunden und las dafür lieber Schauspiele, aus welchen er ganze Scenen auswendig lernte, und vor der Thüre des Ladens zur Belustigung der Nachbarn deklamirte. Als er nun endlich auch zum Erstenmal ins Theater kam, lebte er nur für dieß, und begann ein Trauerspiel in Versen zu schreiben, was Anlaß zu einem Streit zwischen ihm und seinem prosaischen Vormunde gab, von dem er sich sein kleines Kapital von 1800 Rubeln auszahlen ließ, und einen kleinen eigenen Kupferstichladen neben der Börse etablirte. Dort las er und schrieb Verse nach der alten Manier. Ein Literaturfreund Perepetschin lernte Jakowlew und seine Beschäftigung kennen, und nahm ihn in sein Haus, wo er nach Herzenslust dichtete und deklamirte. Hier machte er auch die Bekanntschaft von Dmitrewski, der angezogen von dem Talent und Geist des Jünglings, so wie von seinem vortheilhaften Aeußern und seinem schönklingenden Organ sich zu seinem Protektor aufwarf und ihn bewog im Jahre 1791 das Theater in drei Probevorstellungen zu betreten. Seine dritte Rolle war der Held Ssinaw, worin er entzückte und zum Hofschauspieler ernannt wurde. Von nun an wurden ihm im Trauer- und Lustspiel die ersten Helden und Liebhaber übertragen, und große Triumphe feierte er als: Roshlaw, Shinaw, Fingal, Dimitri Donskoi, Possarshki, Hamlet, Tancred und Othello, erreichte aber den höchsten Punkt seines Ruhms, als in den Jahren 1803 bis 1809 Oserow's vaterländische Schauspiele Epoche machten. Jakowlew war von der Natur freigebig mit Allem ausgestattet, was der tragische Künstler bedarf. Hätte er Gelegenheit gehabt, noch ausländische große Muster zu sehen, würde er bei seinen Anlagen vielleicht alle diese überragt haben. Sein feuriges Gefühl, seine ungestüme Leidenschaftlichkeit, der er auf dem Theater sich ungezügelt hingab, untergrub seine schwächliche Gesundheit. Schon krank betrat er am 4 Okt. 1817 zum Letztenmale die Bühne und starb am 3 Nov. desselben Jahres. Schon lag er einem Todten gleich da, als er sich plötzlich rasch aufrichtete, mit voller Stimme die Worte ausrief: „Ihr Völker wisset: groß ist Rußlands Gott!" und dann todt zurücksank. Einige literarische Erzeugnisse sind von ihm bekannt geworden, unter welchen sich besonders ein Trauerspiel in einem Akt: „der verzweifelnde Liebhaber," und ein größeres Gedicht: „Triumph des Glaubens," auszeichneten. Gleich geschätzt wie als Künstler, war er auch als Mensch: fest in der Freundschaft, treu seinem gegebenen Worte, liebte er enthusiastisch sein Vaterland und that Gutes wo er nur konnte, indem er reichliche Almosen an die Armen austheilte und oft sein Letztes hingab, um Waisen erziehen zu lassen, und Schulden halber Verhaftete aus dem Gefängniß loszukaufen.

Bei dem Tode der Kaiserin Katharina bestand das, unter ihr eigentlich erst ins Leben getretene russische Nationaltheater bereits aus 21 Schauspielern und 22 Schauspielerinnen, von denen 24 männliche und weibliche Mitglieder auch zugleich der Oper angehörten.

Auch das französische Theater war unter der Kaiserin Katharina eines der glänzendsten seiner Zeit. Im Trauerspiele zeichneten sich aus: die Hrn. Aufresne und Floridor, und die Damen Lesage und Hus; im Lustspiele: die Hrn. Bourdais, Dorseville, Delpie und Fastier, und die Damen Michelin, Dobcourt und du Foi. Lecain und die Clairon, die im Begriff waren, nach Petersburg zu gehen, erhielten von ihrer Regierung nicht die Erlaubniß dazu.

In der italienischen Oper glänzten die Namen: Todi, Davia, Joletti, Marchesi, Rencini und Mandini.

Ein deutsches Theater war in Petersburg, wo der fünfte Theil der Bewohner Deutsche sind, ein Bedürfniß. Die erste gute deutsche Gesellschaft brachte im Jahre 1785 der damalige,

schon oben erwähnte Theaterdirektor Melissino zusammen, indem er vorzügliche Künstler: Opitz, Kantner, Fiala, Kronstein, die Schauspielerin Teller u. a. m. verschrieb. Wegen der großen Kosten wurde das Theater aber 1791 wieder entlassen. Im Jahre 1794 kam eine Gesellschaft deutscher Schauspieler unter Direktion einer Madame Tilly nach Petersburg, und aus dieser Truppe hat sich das noch jetzt bestehende deutsche Theater gebildet. Im Jahre 1800, als Kotzebue Direktor war, zeichneten sich die Damen Müller und Löwe, und die Herrn Lindenstein und Aresto vortheilhaft aus. Das jetzige deutsche Hoftheater kann mit keiner andern größern Bühne in Deutschland rivalisiren, da es sehr mittelmäßig ist, trotz dem, daß die Mitglieder enorm bezahlt sind. Ganz vereinzelt steht Dem. Bauer, jetzt auf einer Kunstreise durch Deutschland begriffen, da. Sie ist gleich ausgezeichnet im Drama, wie im Lustspiel.

Das französische Theater, der Sammelplatz der höhern Stände, zählt jetzt zu seinen vorzüglichsten Mitgliedern die Herrn Paul, Geniés, Garrot-Michaud, Vernet, und die Damen Bourbier, Sonnet-Leblanc, Olivier.

Was das jetzige russische Nationaltheater betrifft, so glänzen darauf die Herrn Karatigin und Brenskoi, und Madame Karatigin im Trauerspiele. Das Spiel dieser drei ist das der französischen Tragiker; hoher Pathos im Vortrage und in den Gesten, dabei aber von tief ergreifender Wahrheit. Das Fach des Erstern sind die kräftigen Heldenrollen. Brenskoi ähnelt in seinen Darstellungen dem verstorbenen Meister Ludwig Devrient, dessen Fach er auch spielt. Madame Karatigin spielt die hochtragischen Liebhaberinnen. Ich habe dieß Ehepaar in den beiden Hauptpartien des ins Russische übersetzten „Paria" von Beer, dann als Carl Moor und Amalia und Brenskoi als Franz gesehen, und habe die Meisterschaft dieser drei großen Künstler bewundert. In dem vaterländischen Drama Dimitri Donskoi von Oserow, ist Karatigin in Rede und Spiel erhaben und erschütternd. Das Repertoire des Trauer- und Schauspiels ist stark durch Uebersetzungen Schiller'scher Stücke bereichert. Eine Bearbeitung von Holtei's Lenore unter dem Titel „Ludmilla," macht viel Glück. Außer des verstorbenen Oserow's vaterländischen geschichtlichen Dramen wird jetzt Baron von Rosen mit einigen ähnlichen Produkten auf der Bühne erscheinen. Rosen, ein Esthländer, hat sowohl in deutscher als auch russischer Sprache viele wackere Dichtungen geschrieben, und ein vortreffliches Drama, zu dem Iwan der Grausame den Stoff lieferte, in neuster Zeit auf die Bühne gebracht.

Das Lustspielrepertoire hat der Fürst Schachowskoi sehr bereichert. Ein großes Talent für diesen Zweig der dramatischen Literatur ist mit dem in Persien ermordeten russischen Gesandten Gribojedow untergegangen. Sein „Gore ot uma," von Both (wenn ich nicht irre) unter dem Titel „Unglück durch Verstand," recht gut ins Deutsche übersetzt, worin das Leben und Treiben in den russischen Salons treffend und witzig geschildert wird, erhält sich bei den öftern Aufführungen fortwährend in der Gunst des Publikums. Uebersetzungen deutscher und französischer Lustspiele sind häufig. So sah ich in russischer Sprache Kotzebue's Rehbock, der aus dem Deutschen ins Französische, und dann erst, wie der Zettel meldete, ins Russische übertragen worden war. Etwas höchst Originelles sind die aus dem Volksleben entnommenen Possen, worin eine stehende komische Person, wie auch bei andern Völkern vorkommt. Es ist dieß nämlich Filatka, ein dummer Bauerbursche, dem als stereotype Personen zur Seite stehen: Miroschka, ein anderer Bursche, Nebenbuhler des Filatka, eine alte Swatka, d. h. Freiwerberin des Letztern, und der Müller Gavrilitsch, Miroschka's Freiwerber. Die Handlung besteht höchst einfach darin, daß Filatka mit Hülfe seiner Alten um ein reiches Mädchen freit, von seinem Nebenbuhler und dessen Helfershelfer aber geprellt wird und ohne Braut nach Hause geht. Diese Intrigue wiederholt sich mit wenigen Abänderungen in allen Possen dieser Art, wird aber durch Nationaltänze und Gesänge ausgefüllt. Der Darsteller des Filatka ist Herr Worotnikow, über dessen Erscheinung selbst der Fremde, der die Sprache nicht versteht, herzlich lachen muß. Bei seinem jedesmaligen Auftreten ist das Haus gedrängt voll, und jubelnd empfängt das Publikum seinen Liebling. Oft wird noch ein kleines Intermezzo: „der Festtag auf der Insel," gegeben, das nur aus einer Scene besteht, in welcher ein deutscher Schustermeister, ansässig in Petersburg, sich auf einer von den vielen herrlichen Lustinseln einen frohen Tag macht, und dort einem ebenfalls anwesenden russischen Flottenoffizier seine Fata des Tages erzählt. Nun muß man einschalten, daß die deutschen Handwerker, so lange sie auch in Petersburg leben, das Russische für den Russen höchst komisch accentuiren und viele deutsche Worte einzumischen pflegen, denen sie nur eine russische Endsylbe anhängen, z. B. Butterbrodki, Fensterladki. Ein solches Subjekt ist nun dieser Schustermeister, und Worotnikow, der ihn spielt, in seiner trockenen Manier wirklich klassisch. Die Zuschauer, größtentheils russische Kaufleute und Bürger, wollen sich dann aber auch über den komischen „Niemez" — Deutschen — vor Lachen ausschütten; oft wird Ein Wort da capo verlangt, man wiederholt im Parterre laut die Reden Worotnikow's, und der Fremde hat durch dieses halbe Mitspielen des Publikums einen doppelten Genuß.

In dem russischen Ballet herrscht eine unglaubliche Pracht. Wir führen nur als Beispiel an, daß, als das auch in Berlin bekannte chinesische Ballet: „Kiaking" in Petersburg in Scene gesetzt wurde, der Kaiser alle ächten, kostbaren Stoffe, die er nicht lange vorher vom Schah von Persien zum Geschenk erhalten hatte, dem Theater übergab, um daraus die chinesischen Kostüme anzufertigen. Diese Stoffe waren ein kaiserliches Geschenk an einen Kaiser, und man kann sich also von dem Werthe ungefähr einen Begriff machen.

Wir erwähnen noch der Vollständigkeit wegen, daß sich im Jahre 1767 in Petersburg, in dem Hause des Kaufmanns Rey in der Galeerenstraße auch ein englisches Theater etablirte, auf dem Herr Brookes nebst Gattin, und die Damen Rey und Cook als die vorzüglichsten Mitglieder genannt wurden. Wie lange es Bestand hatte, ist uns unbekannt, da wir etwas Näheres in den vorliegenden Theaternachrichten nicht auffinden.

Ayesha das Mädchen von Kars.

(Fortsetzung.)

Cara Bey verdiente vollkommen den Ruf eines blutgierigen Jezidi; er wurde vom Großherrn geduldet, weil jeder für einen wahren Gläubigen gilt, der die Fundamentallehre des Islam ausspricht: er ist nur Ein Gott, und Mohammed ist sein Prophet. Dieß that Cara Bey, wenn er in Gesellschaft von Moslems war, ohne Skrupel, eben so wenig Skrupel machte es ihm aber auch Moslems zu tödten, so oft er es ungestraft thun konnte, und damit erwarb er sich, nach den Grundsätzen seines Glaubens, sogar noch ein Verdienst in den Augen seines großen Scheikhs, d. h. des Teufels. Man erzählt Cara Bey sey früher Henker im Dienste des Pascha's von Amadiah gewesen, und bei seiner Seite in großer Verehrung gestanden wegen der großen Anzahl Türkenköpfe, die er schon abgeschlagen hatte. Das Geheimniß seiner Macht und seiner Sicherheit lag aber in dem Schutze des Kapudan Pascha, dem er jährlich bedeutende Summen bezahlte. So trotzte er dem Pascha von Kars und den andern türkischen Behörden in der Nähe, und fuhr keck fort, der Schrecken der Reisenden und Karawanen, so wie des umliegenden Landes zu seyn.

Sein Schloß war eins der Gebäude, die man häufig in Armenien sieht; es stand auf der Spitze eines einzeln stehenden Hügels, augenscheinlich aus demselben Zeitalter und von derselben Bauart, wie Anni; die Türken hatten es bei ihren ersten Einbrüchen von Osten her als eine Gränzveste besetzt. Auf den äußern Mauern standen in Zwischenräumen viereckige Thürme mit Zacken. Das Gebäude bestand aus einem Hof mit massiven Thoren, welche in eine untere und eine obere Zimmerreihe führten; die untere diente als Ställe und Wohnungen für seine Leute, in der obern wohnte er selbst. Auf einem abgesonderten Felsen, der durch eine schmale hölzerne Brücke mit dem Hauptgebäude verbunden war, stand ein viereckiges Fort, in welchem Osmond und der junge Russe gefangen saßen. Das Ganze war durch seine Lage stark genug gegen jeden Angriff von Seite asiatischer Truppen, gegen Artillerie hätte es sich indeß nicht halten können.

Cara Bey's Entschluß Osmond gefangen zu halten, machte Hassan großen Kummer, und obgleich er nicht wagte, sich darüber zu äußern, so war doch sein Benehmen so mürrisch und unzufrieden, daß ihn Cara Bey endlich selbst darüber zur Rede stellte. Durch seine Fragen gedrängt, erklärte Hassan den Grund seines Mißvergnügens, was den auf seine unumschränkte Herrschaft eifersüchtigen Cara Bey so in Wuth brachte, daß er befahl dem armen Hassan eine ungezählte Bastonnade zu geben. Dieser erduldete sie ohne einen Schmerzenslaut von sich zu geben, und wurde endlich in einem Zustand völliger Bewußtlosigkeit weggetragen. Wahrscheinlich hätte Cara Bey jetzt seine ganze Rache auf Osmond fallen lassen, wenn ihm nicht eingefallen wäre, daß er jetzt, wo er für geraume Zeit, wenn nicht für immer, der Dienste Hassans beraubt war, Osmonds bedurfte, um seinen Anschlag auf die Entführung Ayeschas auszuführen, denn Niemand kannte die Gelegenheit des Hauses, wo Suleiman Aga wohnte, so gut wie dieser. Bald überzeugte er sich jedoch, daß Osmond dazu seine Hände nicht bieten würde, und so war er genöthigt, sich abermals an Hassan zu wenden, dessen Zustand indeß bedauernswerth war. Mit heuchlerischer Miene erkundigte er sich nach seinem Befinden, und befahl endlich einer seiner Sklavinnen, Namens Mariam, die gewöhnlich die Dienste einer Köchin versah, zu rufen; diese, mit Behandlung von Wunden vertraut, und von Jugend auf Hassans Freundin, da sie aus demselben Dorfe mit ihm war, that ihr Möglichstes, konnte jedoch die brennende Fieberhitze, an der Hassan litt, und welche seine Wunde verschlimmerte, nicht heben. Rache erfüllte dessen Herz gegen Cara Bey, und durch Mariam von einem Anschlag gegen Osmonds und seiner Gefährten Leben in Kenntniß gesetzt, faßte er seinen Entschluß. Als Cara Bey wieder kam, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, und ihn über sein Unternehmen gegen Kars zu fragen, erklärte Hassan, mit seinen Füßen gehe es zwar besser, allein sein Fieber sey so heftig, daß er fürchte, er müsse demselben unterliegen; seine einzige Hoffnung beruhe darauf, daß Osmond, der, wie alle Franken, sich auf die Heilkunst verstehe, ihm vielleicht ein Mittel geben könne. Cara Bey gestattete eine Zusammenkunft, und da er nichts Arges dachte, auch Osmonds Anblick vermeiden wollte, so gab er bloß einem seiner Leute den Auftrag Osmond zu rufen, und bei der Unterredung gegenwärtig zu seyn. Osmond kam, und erschrack über Hassans Aussehen; als dieser ihm seine Füße zeigte, errieth er die ganze Wahrheit, und schauderte innerlich über die Barbarei des schändlichen Cara Bey zusammen!

Osmond fühlte Hassans Puls, und zuckte die Achseln: „tschok tschey!" (es ist schlimm!) sagte er traurig: „hätte ich nicht alle meine Sachen in Kars verloren, so könnte ich Euch wohl ein Mittel geben; doch halt," fuhr er fort, „ich führte für einen Nothfall immer einige Pulver in der Tasche mit." Nach einigem Suchen fand er noch zwei von den bekannten Fieberpulvern, und Hassan dankte dem Himmel, obwohl er jedem andern als Osmond unter die Nase gelacht haben würde, wenn er ihn versichert hätte, ein so kleines Ding werde ihn von seinem Fieber befreien.

Osmond bemerkte indeß, daß Hassan ihm gern etwas ohne Zeugen gesagt hätte, und ersann schnell einen Vorwand, den Diener, der im Zimmer geblieben war, auf einige Zeit los zu werden. „Bruder," sagte er zu ihm, „hole mir geschwind ein wenig heißes Wasser, sieh daß es recht siedet, hörst du?"

Der Diener eilte fort, und schnell ergriff Hassan Osmonds Hand und sagte lebhaft: „mein theurer Herr! Ihr habt mein Leben zweimal gerettet, und so Gott will, rettet Ihr's zum Drittenmal. Aber hört! jetzt will ich das Eure retten. Cara Bey ist ein Mörder, ein Teufel; am Tage seiner Rückkehr von Kars wird man Euch und Euren Gefährten eine große Schüssel mit Pillau bringen, — eßt nichts davon, es ist vergiftet, hört Ihr? aber sucht nach, auf dem Boden werdet Ihr einen Schlüssel finden, der das hintere Thor aufschließt, aus welchem Ihr aus Eurem Gefängniß den Berg hinab gelangen könnt. Flieht dann sogleich; Ihr werdet die ganze Nacht vor Euch haben, denn der Schurke, der auf die Wirkungen des Gifts rechnet, wird vor

dem andern Morgen, wo er Euch todt zu finden hofft, nicht nach Euch sehen. Er hat es sonst schon so gemacht, das Ungeheuer; ich kenne ihn. Gott sey Dank; daß ich's Euch sagen konnte!“ Mit diesen Worten sank der arme Bursche zurück, so daß er fast in Osmonds Armen in Ohnmacht gesunken wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Oeffentliche Bibliotheken in Spanien.

(Fortsetzung.)

Ein Jahrhundert später fand Spanien seinen Alphons wieder in dem Infanten Don Manuel, Enkel Ferdinands des Heiligen, und Verfasser eines moralischen und politischen Werkes, betitelt: El conde Lucanor. Dieses Buch empfiehlt sich durch eine gewisse praktische Philosophie, eine zarte Empfindsamkeit, deren Natürlichkeit und Naivetät den Reiz erhöht, und durch einen Styl, der troz seiner alterthümlichen Einfachheit nicht ohne Grazie und Eleganz ist. Nachdem er seine schönsten Jahre dem Dienste seines Landes gewidmet, beträchtliche Siege über die Mauren davon getragen, und sein ganzes Leben hindurch die Stüze eines Thrones gewesen, dem er vermöge seiner Geburt so nahe stand, starb dieser Prinz und nahm das Bedauern aller Spanier mit ins Grab. Außer dem von uns angeführten Werke besizt man von ihm noch: 1) La Cronica de España; 2) el libro de los sabios; 3) el libro del Caballero; 4) el libro del Escudero und mehrere andere. Unter den Grafen von Barcellona und den Königen von Navarra und Aragonien gab es mehrere, die zu dieser Wiederbelebung des Geistes der Wissenschaften, die in der Provence und Italien ihren Anfang nahm und sich in alle übrigen Theile Europa's verbreitete, beitrugen. Spanien verdankt ihnen seine ältesten Universitäten, Lerida, Tarragona u. s. w. Peter der Ritterliche ließ die berühmtesten Dichter und Troubadours an seinen Hof kommen, und verfaßte in Limousinischem Patois mehrere Gedichte, die sich bis auf unsere Zeit erhielten. Auch Jakob der Eroberer, eben so gefürchtet von den Mauren als angebetet von seinen Unterthanen, machte Verse; unter seiner Regierung glänzten mehrere Dichter von Ruf, z. B. Mosen Tordi, Mosen Jayme, Fibrer, Raymond de Montanes u. s. w. Diese vereinzelten Anstrengungen aber waren nicht im Stande, die wissenschaftliche Entwicklung hervorzubringen, wofür eine ritterliche Nation, die ihren Ruhm in den Glanz ihrer Waffen und die Reize eines feingebildeten Geistes sezte, schon von Natur vorbereitet war. Erst im dreizehnten Jahrhundert hatte in Folge zweier gleich wichtiger und unvorhergesehener Ereignisse, der Erfindung der Buchdruckerkunst und des Anfangs der Einheit Spaniens, diese Umbildung statt. Man weiß, daß lezteres Ereigniß durch die Königin Isabelle zur Vollendung gedieh, die, nachdem sie die Herrschaft der castilischen Krone über ganz Spanien begründet, Schulen errichtete, die Fortschritte der Aufklärung beförderte, den Adel sich zu unterrichten nöthigte, die Gelehrten beschüzte, sie oft zu den höchsten Würden erhob und mit Reichthum überhäufte. Sie bewilligte den Kaufleuten und fremden Buchdruckern, die sich in Spanien niederlassen wollten, Privilegien; die Wissenschaft und Literatur, die bis dahin von einigen intoleranten und abergläubischen Mönchen nur schwach gepflegt worden, fanden sich im Bereich Aller, und wurden bald Gemeingut der höhern Klassen.

Wirft man die Augen auf den der ersten Ausgabe des Romancero general, der im Anfange der Regierung Karls V zu Sevilla erschien, vorgedruckten Katalog, so wird man unter den Namen der Dichter, die ihn verfaßten, die berühmten Namen des Admirals von Castilien, des nahen Verwandten Königs Ferdinand, der Herzoge von Alba, von Albuquerque, von Medina Sidonia, der Marquisinnen von Villena, Velez, Villa-Franca, der Grafen von Benavente, Coruña, Castro, Feria, Haro, Paredes de Rivadeo finden. Die Sorgfamkeit und Pflege Isabellens erstreckte sich bis auf die Archive und Bibliotheken. Sie errichtete eine öffentliche Bibliothek in Salamanca. Sie erließ den Befehl, daß alle Klöster und Kathedralen ihre Archive und Bücher in Ordnung bringen, und sie Jedem, der sich Raths darin erholen wollte, zur Verfügung stellen sollten. Dennoch findet sich unter dieser großen Anzahl im Interesse der Wissenschaften ergriffener Maßregeln keine, die den besondern Zweck gehabt hätte, eine Anstalt zu gründen, um die literarischen Erzeugnisse zu sammeln und sie gegen die Verheerungen der Zeit zu sichern. Die des Escurials ist ohne Zweifel die erste dieser Art, die Spanien kannte. Nachdem Philipp II dieses prächtige Gebäude vollendet hatte, ließ er von den Mönchen, die es bewohnen sollten, eine Bibliothek sammeln; die innerhalb zweier Jahre gebildete Sammlung war schon ziemlich beträchtlich, und dem riesenhaften Gebäude, zu dessen Zierde sie beitragen sollte, angemessen. Philipp III, sein Nachfolger, sparte für die Erwerbung dessen, was die Halbinsel an wissenschaftlichen Schäzen besaß, und für deren Versezung in den Escurial, weder Mühe noch Kosten. Bereits hatte diese Bibliothek die berühmten Bücher Muley Zeidan's, Kaisers von Marocco, erhalten. Im Jahre 1611 bemächtigte sich eine an den Küsten der Berberei kreuzende spanische Flotte zweier maurischen Schiffe, die unter andern Muley Zeidan gehörenden Gegenständen eine Sammlung von dreitausend Bänden bei sich führten, welche dieser Fürst aus Asien kommen ließ. Der Verlust dieser Bücher war für Muley Zeidan so schmerzlich, daß er sich erbot, sie um den Preis von 70,000 Golddukaten auszulösen; der König von Spanien verlangte, daß er außerdem allen in seinen Staaten in Sklaverei zurückgehaltenen Christen die Freiheit gäbe; Muley Zeidan willigte ein. Zum Glück für Spanien nöthigte den Kaiser ein Bürgerkrieg sich mit andern Sorgen zu beschäftigen, und dieser Handel kam nicht zur Ausführung. Die Feuersbrunst von 1671 verzehrte einen Theil der Reichthümer, welche die Bibliothek des Escurial besaß; dessen ungeachtet rettete man noch genug, daß sie stets eine der reichsten und besonders eine der kostbarsten blieb, die existiren.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

In dem von dem bekannten ungarischen Reisenden, Alexander Csoma de Körös, übersezten tübetanischen Werk, Stahhgyur, findet sich, daß Schakya (Buddha) von einem Mädchen, welches sich mit ihm zu verehelichen gedenkt, folgende Eigenschaften verlangt: „Kein gewöhnliches Weib genügt meinem Geschmack und meinen Gewohnheiten; keines kann mir entsprechen, das tadelhaft in seinem Betragen ist, schlechte Eigenschaften besizt oder nicht die Wahrheit spricht. Nur jenes allein wird mir gefallen und passend für mich seyn, das mein Gemüth ergözt, keusch, jung, schön von Gestalt, von untadeliger Familie und Abkunft ist. Nur ein Weib, welches jung, wohlgestaltet und zierlich, doch nicht eitel auf ihre Schönheit ist, das ihren Bruder, ihre Schwester und Mutter innig liebt; dessen Freude es ist Almosen zu geben, das die rechte Art und Weise versteht den Priestern und Braminen Geschenke zu geben, das ohne Anmaßung, Stolz, Leidenschaft, Verstellung, Neid und Falschheit ist, und einen offenen Charakter besizt, das stets mit seinem Gatten sich begnügt und immer unterwürfig und keusch war, das beständig und nicht wankelmüthig, nicht stolz und hochmüthig, sondern voll Demuth wie eine Sklavin ist, das nicht thöricht eingenommen für die eiteln Genüsse des Gehörs, des Geruchs, des Geschmacks und auch dem Wein nicht ergeben ist, das keine Begierden kennt, sondern sich mit dem begnügt, was es besizt, das aufrichtig ist und nie vom rechten Wege weicht, nicht verschwenderisch, sondern bescheiden in seinem Anzuge, weder tadel- noch klatschsüchtig, sondern unermüdlich in Ausübung seiner moralischen Pflichten, und Festlichkeiten nicht zu sehr ergeben ist, das seinen Körper, seine Sprache und sein Gemüth rein und unbefleckt hält, das weder träg noch einfältig, weder dumm noch stolz ist, sondern einen gesunden Verstand besizt, und Alles mit gehöriger Ueberlegung thut, das Schwiegervater und Schwiegermutter gleiche Achtung wie dem geistigen Lehrer beweist, das seine Dienstboten, sowohl männliche als weibliche, stets mild behandelt, das in allen Gebräuchen und Ceremonien, welche in den Schastras beschrieben sind, so wohl erfahren ist, als irgend eine Buhlerin, das zulezt schlafen geht und zuerst wieder aufsteht, das Alles mit Sanftmuth thut und ohne Leidenschaft, gleich einer Mutter: — Nur ein solches Weib, wenn sich eines findet, Vater, gib mir zum Weibe.“

*

Die Zahl der am 20 November 1833 in England, Schottland und Ireland bestehenden Sparbanken betrug 484. Die Zunahme der Einlagen von November 1832/33 betrug 1,405,464 Pfd.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr, Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 33. 2 Februar 1835.

Handelsstatistik.

Nach offiziellen französischen Quellen.

Neapel, a) Provinzen des Festlands.

Vor zwanzig Jahren betrug die ganze Summe der neapolitanischen Schifffahrt nicht über 18,000 Tonnen, während sie im jetzigen Augenblick 120,000 Tonnen überschreitet. Genua und Frankreich theilten damals unter sich das Monopol der Aus- und Einfuhr des Königreichs, während gegenwärtig drei Fünftheile derselben neapolitanischen Schiffen zufallen, und diese sich mehr und mehr der Küstenschifffahrt im mittelländischen Meere bemächtigen. Noch vor zehn Jahren wagte sich die neapolitanische Flagge selten jenseits Corfu gegen Osten, und Barcellona gegen Westen, aber gegenwärtig weht sie in Smyrna, Konstantinopel, Odessa, den englischen Häfen, auf den Küsten von Afrika und Brasilien. Calabrien und die Abruzzen liefern im Ueberfluß und zu niedrigen Preisen Bauholz für Kauffahrteischiffe; der Hanf ist wohlfeiler in Neapel, als bei irgend einer andern Seemacht, der Taglohn ist niedrig, und ein Schiff von 200 Tonnen kostet nicht über 7000 Ducaten (31,000 Fr.), daher sind auch die Schiffswerften von Castellamare, Procida und Meta in beständiger Thätigkeit. Der neapolitanische Matrose ist mäßig, er engagirt sich, anstatt auf feste Bezahlung, auf einen Theil des Gewinns, und begnügt sich mit wenigem. Wenn man zu allen diesen Vortheilen noch die Begünstigung der neapolitanischen Schiffe im Douanentarif, die Niedrigkeit des Tonnengelds, das sie bezahlen, und die Prämien hinzunimmt, welche Neapel für entfernte Expeditionen gibt, so begreift man die schnelle Zunahme dieser Marine, und ihre niedrige Fracht, wodurch sie fremde Konkurrenz nach und nach unmöglich macht.

Die Bevölkerung der Provinzen auf dem Festland, welche im Jahre 1735 nur drei Millionen betrug, erhob sich im Anfang des Jahres 1833 auf 5,822,303 Seelen. Die Oberfläche des Landes beläuft sich auf 8,560,000 Hektaren, wovon nur 4,900,000 angebaut sind oder als Weiden benutzt werden, 900,000 bestehen aus Waldungen, der Rest liegt brach, oder besteht aus Seen, Sümpfen u. s. w. In den Provinzen Capitanata, Basilicata und Otranto hat die Malaria über 900,000 Hektaren unbrauchbar gemacht.

Der Ackerbau ist im Ganzen sehr zurück, außer in der Umgegend von Neapel und Reggio; der Getreidebau hat sehr abgenommen, im Verhältniß zu der Bevölkerung, die Produktion beläuft sich jährlich auf 15 bis 16 Millionen Hektoliter, von denen eine Million ausgeführt, und ein Theil in Vorrathspeichern für schlechte Ernten aufbewahrt wird. Die Kultur des Mais ist die einzige, welche seit einigen Jahren Fortschritte macht. Die Rebe wird nachlässig behandelt, und der Wein schlecht fabricirt, obgleich der Vesuv, Capri, Puzzuoli, Procida und Ostcalabrien gute Gewächse liefern könnten. Der Reißbau hat abgenommen, seitdem er in einem Umkreis von 2½ Stunden von bewohnten Orten verboten ist. Der Oelbau war unter der französischen Herrschaft fast ganz abgekommen, ist aber seitdem wieder aufgenommen worden, und hat große Summen abgeworfen. Das Oel ist zwar schlecht bereitet, und wird nur für Fabriken ausgeführt, allein die Quantität beträgt jährlich 6—800,000 Hektoliter (400,000 Salmi), von denen ein Drittheil ausgeführt wird. Die Maulbeerbaumpflanzungen dehnen sich täglich aus; vor der französischen Herrschaft betrug die Seideproduktion 2600 bis 3200 Centner, im Jahre 1820 schon 4600, und gegenwärtig 6500 Centner. Die Baumwollenkultur, welche schon vor 1790 in Tarent eingeführt war, hatte sich unter den Franzosen so vermehrt, daß sie bis zum Jahre 1815 jährlich 30,000 Ballen zum Preise von 200 Ducati per Ballen (26,400,000 Fr. im Ganzen) nach Frankreich ausführten. Hierauf folgte eine Epoche, wo sie von der amerikanischen Baumwolle fast gänzlich verdrängt wurde. Die Kultur ist aber seit einiger Zeit wieder aufgeblüht, und liefert jetzt den neapolitanischen Fabriken jährlich 20,000 Ballen. Orangen und Citronen sind ein großer Handelsartikel, besonders für Calabrien, so wie Süßholz, dessen Ausfuhr sich auf 7000 Cantaren (12,400 Centner) beläuft; der beste Saft wird in Corigliano, Salazzi und Cassano fabricirt, welche jährlich 5000 Centner nach Genua, Marseille und London schicken, während der in den Abruzzen fabricirte, von schlechterer Qualität, nach Deutschland geht. Neapel verschickt jährlich 25 Schiffsladungen von Feigen und Rosinen, und 5000 Centner Galläpfel, aus den Abruzzen und der Capitanata. Früher wurde Hanf in Menge ausgeführt, noch im Jahre 1823 mehr als 12,000 Centner, allein die Zunahme der Schifffahrt und Industrie hat verursacht, daß er aller im Lande verbraucht wird. Der Hanf von Casal ist lang und stark, und würde vortrefflich für die Marine

taugen, wenn er besser bereitet wäre. Die Manna aus Calabrien und dem Monte Gargano war früher ein bedeutender Handelsartikel, ist aber seitdem sehr gesunken, fängt jedoch an sich wieder zu heben. Seit einigen Jahren wird Krapp gebaut, und Neapel hat im Jahre 1833 für 200,000 Fr. nach Rouen geschickt. Die vegetabilische Seide, welche wild wächst, ist bis jetzt vernachlässigt worden, allein die Aufmerksamkeit, welche diese Materie in neuester Zeit auf sich gezogen hat, wird es bald zu einem ansehnlichen Handelsartikel machen.

(Schluß folgt.)

Ayesha das Mädchen von Kars.

(Fortsetzung.)

Zu aller und namentlich zu Cara Bey's großem Erstaunen schaffte die erhaltene Medizin Hassan bald Erleichterung, das Fieber schwand allmählich, und nach einigen Tagen war er wenigstens im Stande sich zu Pferde zu halten. Nun betrieb Cara Bey seine Unternehmung gegen Kars, und da er Osmond nicht traute, so beschloß er Stasso mitzunehmen. Osmonds Gefühle lassen sich leichter denken, als schildern; er zog einen kleinen Dolch, wie ihn Asiaten häufig tragen, übergab ihn Stasso und trug ihm auf, denselben Ayesha zu geben: „sage ihr, er komme von Osmond; sie wird dich verstehen." Stasso mußte wohl oder übel Cara Bey's Unternehmen begünstigen, denn beim geringsten Anschein von Verrätherei wäre er, so wie sein Herr, verloren gewesen. Durch seine Bekanntschaft in des Armeniers Bogos Hause verschaffte er Cara Bey Eingang, und die Entführung nicht nur Ayesha's, sondern auch Zabetta's, wurde glücklich bewerkstelligt. Indessen konnte dieß doch nicht so unbemerkt vorübergehen; man hinterbrachte dem Pascha, daß sich verdächtige Kurdengesichter in der Stadt befänden, und Schüsse wurden noch in den Straßen der Stadt abgefeuert, um die Wachen am Thore aufmerksam zu machen. Zwar wurden diese durch Cara Bey's Leute überwältigt, und das Thor gewaltsam geöffnet, allein die Zögerung, welche dieß veranlaßte, gab einigen Reitern des Pascha's Zeit heranzukommen, und ein Kampf erfolgte in dem engen dunkeln Thorweze, so daß die Angreifer und die Angegriffenen kaum zu unterscheiden waren. Stasso ergriff einen günstigen Augenblick, übergab Ayesha Osmonds Dolch, und flüsterte ihr zu: „Osmond Aga sendet Euch dieß; er sagt, Ihr würdet ihn zu gebrauchen wissen. Ihr seyd in Cara Bey's Gewalt, mehr kann ich nicht sagen." In der Seele des erstaunten Mädchens trat schnell an die Stelle der Furcht um ihr Leben der Schrecken vor dem Ungeheuer, dessen Namen sie gehört hatte, und sie stieß das kläglichste Geschrei aus, vergebens hoffend, daß des Pascha's Truppen siegreich seyn und sie retten würden, denn nun kam Cara Bey's Rückhalt heran, und die Türken ließen ihm nothgedrungen freie Bahn. Mehrere von des Pascha's Leuten waren getödtet, einige der Räuber schwer verwundet, und Cara Bey selbst hatte einen Hieb in den Arm erhalten, den er jedoch, im Augenblick nur auf den Rückzug bedacht, nicht achtete.

Ayesha und Zabetta waren einer Wache übergeben worden, welche sie schweigend und mit aller der den Frauen, die ihres Häuptlings Eigenthum waren, zukommenden Achtung führte. Ayesha hatte Stasso in der Dunkelheit nicht erkannt, aber die Nennung von Osmonds Namen und die Art des Geschenks regten die widersprechendsten Gedanken in ihr auf, und vergebens suchte sie den Faden des Geheimnisses, von dem sie umgeben war, aufzufinden. Die Ahnung, daß Osmond ihr nahe seyn müsse, und auf die eine oder andere Art über ihre Sicherheit wache, erfüllte sie auf einige Augenblicke mit Entzücken; als sie aber bedachte, in wessen Hand sie gefallen war, sank ihr Muth gänzlich, und die schrecklichsten Befürchtungen bemächtigten sich ihrer Seele. Anders war es mit Zabetta; als sie ihrer anfänglichen Furcht um ihr Leben entledigt war, als sie sich losgebunden fühlte von den Gegenständen ihrer Abneigung, nämlich ihrem Gemahl und seiner traurigen öden Stadt, da begann sie zu glauben, daß ihre Hoffnung auf Emancipation endlich realisirt werden würde; und als sie erfuhr, in wessen Hände sie gefallen sey, war sie weit entfernt ihr hartes Schicksal zu beklagen, sondern wünschte sich Glück einen so guten Tausch gemacht zu haben. Ihr intriganter, unruhiger Charakter taugte weit mehr in das unruhige Treiben eines Räuberschlosses, als in die friedlichen einschläfernden Mauern eines türkischen Harems. Cara Bey's Ruf hatte in ihren Augen viele Reize. Die wilden Lustbarkeiten, in denen er dem Gerüchte nach sich stets gefiel, klangen ihrem Ohre angenehm. In dem einförmigen Leben als Suleimans Frau hatte sie nie den Ton der Freude vernommen, Alles trug hier das Gepräge der Kasteiung; statt die Kniee zu beugen, hätte sie gerne getanzt, statt des Schweigens und Gebets hätte sie lebhaftes Gespräch, Intriguen, den Lärm der Instrumente und die Stimmen der Sänger gewünscht. Der Tausch war also ganz zu ihren Gunsten, und außerdem fühlte sie ihre Wichtigkeit durch den Besitz einer Tochter, deren Reize ihr stets einen überwiegenden Einfluß sichern konnten. Auch ihre eigene Schönheit war, wie sie sich schmeichelte, nicht zu verachten; sie war in einem Alter und von einer Art, die dem Geschmack des Mannes, mit dem sie bekannt werden sollte, mehr zusagen mußte, als die kleine zarte Gestalt ihrer Tochter. Solche tröstliche Betrachtungen hielten ihren Muth aufrecht, und sie setzte ihren Weg fort, voll Hoffnung auf künftige Genüsse, und voll Plane künftiger Größe.

Cara Bey beachtete indeß die Frauen wenig, und schenkte alle Aufmerksamkeit seinen Truppen, bis diese in einem Dorfe anlangten, wo er nichts mehr zu fürchten hatte. Ayesha stieg in einem solchen Zustande von Angegriffenheit vom Pferde, daß sie einer wandelnden Leiche glich. Zabetta dagegen war voller Leben, lange hatte sie sich nicht so munter und aufgeregt gefühlt, und als Cara Bey endlich erschien, empfing sie ihn lächelnd und so freudig, daß Cara Bey in der That der Meinung war, nie noch ein Weib so nach seinem Sinne gefunden zu haben. Anfangs nahm er sie für Suleiman Aga's Tochter selbst, Zabetta hielt es aber für nöthig, ihn hierüber eines andern zu belehren. Er warf seine Augen auf die unglückliche Ayesha, deren eingesunkene Augen und bleiche Wangen ihn in Erstaunen setzten, daß er nicht begriff, wie ihre Schönheit jemals so gepriesen werden konnte. Er wandte sich ab von ihr, um sich

allein mit der ihn weit ansprechendern Mutter zu beschäftigen. Zabetta bemühte sich ihm zu gefallen. Als er von seiner Wunde sprach, nahm sie sich sogleich derselben an, und verschaffte ihm durch ihre Sorgfalt in kurzer Zeit bedeutende Erleichterung. Ihre Mühe war nicht verloren. Cara Bey war von ihr ganz bezaubert, und beachtete die Tochter gar nicht, wofür Ayesha in inbrünstigem Gebet dem Himmel dankte.

(Fortsetzung folgt.)

Oeffentliche Bibliotheken in Spanien.

(Fortsetzung.)

Die Bibliothek des Escurial wird in drei Abtheilungen getheilt, die untere, die obere und die Manuskripte; die untere füllt drei Säle an, deren größter 197 Fuß in der Länge und 52 Fuß in der Breite hat. Das Holz der Fächer ist von seltener Art und trefflicher Arbeit; man zählt 80,000 Bände darin, worunter ungefähr 700 spanische, griechische oder lateinische Manuskripte. Mehrere davon gehen bis ins achte oder siebente Jahrhundert hinauf; man sieht hier ein Exemplar des berühmten Werkes: la Historia del Conde Ferra Gonzalez, einer Geschichte Spaniens vom Einfall der Gothen bis zum Jahre 967; es ist dieß eines der ältesten Denkmale der spanischen Literatur, die Abschrift jedoch, von der die Rede ist, schreibt sich nur aus dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts her. Dieser Theil der Bibliothek ist reich an alten Chroniken. Der Mangel eines gedruckten Katalogs macht, daß viele wichtige Werke der Aufmerksamkeit derer entgehen, welche die Bibliothek besuchen. Die obere Abtheilung entspricht der unteren beinahe in allem Einzelnen. Gewöhnlich zeigt man den Fremden nur einige alte, wegen ihrer bemalten Buchstaben merkwürdige Bibelmanuskripte. „Wenn man aber die Ehre hat ein Spanier zu seyn, und besonders wenn man im Geruche der Rechtgläubigkeit steht, zwei Bedingungen, die bei mir zusammentrafen“ — sagt der Verfasser dieses Artikels, den wir von nun an in erster Person selbst sprechen lassen wollen — „so zeigen die Bibliothekare einige andere Schätze, die, wie sie meinen, Alles übertreffen, was die Welt an kostbaren und seltenen Büchern besitzt. Ich war nicht wenig erstaunt, einen der Mönche, indem er mir ein Zeichen gab ihm zu folgen, einen ausdrucksvollen Blick auf mich richten zu sehen; er ließ mich in eine Art Kapelle treten, die an die Bibliothek stößt; hier zog er einen Vorhang auf, und ich bekam ein Buch zu sehen, das unter Glas war; er zog dasselbe aus seinem Fache, küßte es achtungsvoll und bot es dann mir an, um meinerseits das Nämliche zu thun; zu gleicher Zeit unterrichtete er mich, daß Verfasser und Schreiber dieses Buches niemand Geringeres sey, als der heilige Augustin selbst. Nach aufmerksamer Untersuchung konnte ich nicht umhin zu bemerken, der heilige Augustin müsse sehr viel Geschick im Kopiren gehabt haben; es enthält eine Abhandlung de Baptismo parvulorum (über die Kindertaufe). Außerdem zeigte mir der Mönch noch acht andere verschiedenen Heiligen zugeschriebene Bücher. Das eine ist ein Werk von Chrysostomus; ein anderes führt den Titel el Codice aureo (das goldene Gesetzbuch) und enthält die vier Evangelien, von Kaiser Konrad und seinem Sohne Heinrich II mit goldnen Buchstaben von bewunderswürdiger Schönheit und Zierlichkeit geschrieben. Die Königin Marie, Schwester Karls V und Tante Philipps II, soll damit ihrem Neffen, nachdem sie erfahren, er suche Bücher für die Bibliothek des Escurial, ein Geschenk gemacht haben. Da ich nicht dahin gekommen war, um bloß Bücher von Heiligen zu sehen, so bat ich meinen ehrenwerthen Cicerone mich in den Saal der Manuskripte zu führen. Dieser Saal ist geräumig, und die Gestelle sind hier von eben so hoher Schönheit. Der Mönch, dessen Obhut diese Abtheilung anvertraut war, zeigte sich sehr gefällig gegen mich, da er mir aber nicht alle Fragen, die ich an ihn richtete, beantworten konnte, so forderte er mich auf die Schlüssel zu nehmen, und auf Gerathewohl diese oder jene Werke zu öffnen, die zu untersuchen ich gerade wünschen möchte. Ich beeilte mich mir diese werthvolle Einladung zu Nutzen zu machen, und blätterte nun arabische Manuskripte durch. Das erste, das mir in die Augen fiel, war ein prachtvolles Exemplar der sieben Moallakahs,*) mit dem Kommentar Abu Abd-Allah Mohammed al-Ansari's von Cordova. Es ist ein kleiner Folioband, ungefähr 200 Seiten stark, mit sehr kleinen Charakteren geschrieben und in Europa gänzlich unbekannt. Ibn Al-Khatib und Al-Khobái, zwei spanische Biographen, sind in dessen Lob einstimmig, und stellen den Kommentar weit über alle diejenigen, welche aus den Federn der Orientalen über das nämliche Werk flossen. Auch sah ich einen Kommentar von Abu'l Kásim Mohammed ben Omar az Zamakhschari, über das Gedicht *Schanfars*; es existirt kein zweites Exemplar davon in Europa. Ein anderes Werk, unter dem Titel: *Die Freuden der Unterhaltung und die Gesellschaft unter Brüdern*, von dem Perser Omar ben Abd-Allah al-Kâzé, enthält hundert Novellen, die eben so viele Gemälde der Sitten und Gebräuche des Orients sind, und ferner eine große Anzahl Fabeln, Gesänge, Lebensregeln und Sprüchwörter; das Werk des Molla Ahmed ben Mohammed Arabschah, von Damaskus, unter dem Titel: *Frucht der Fürsten und Freuden feingebildeter Menschen*,**) umfaßt verschiedene Dichtungen in gebundener und ungebundener Rede von seltener Eleganz der Schreibart, in die er einige scharfsinnige Allegorien verwob, z. B. die Erzählung *des Kampfes zwischen Abu'l-Abal und dem Könige der Elephanten, die Gedanken eines einsamen Löwen und die Aussprüche eines reisenden Kameels*. Beide letztere Werke, so wie noch einige andere des nämlichen Saales, gehörten einem Könige von Grenada, dessen Wappen sie noch tragen. Auch fand ich hier ein Buch, das mir einzig in seiner Art schien, und das vielleicht in der ganzen arabischen Literatur nicht seines Gleichen hat. Es führt den Titel: *Geist und Neuheit, Gespräche zwischen den Meistern der verschiedenen Künste des Lebens*; sein Verfasser ist Mohammed ben Mohammed ben Ali al-Balisi, er verfaßte es im Jahre 1345. Casiri nennt dieses Werk in seiner Biblioteca escurialense eine Komödie. Ohne mich mit der Untersuchung aufzuhalten, welcher Gattung es angehört, worauf, wie mir scheint, wenig ankommt, muß ich bekennen, daß es meine lebhafteste Aufmerksamkeit erregte. Fünfzig Redner, jeder von besonderer Profession, ein Grammatiker, ein Koch, ein Gesetzkundiger, ein Sänger, ein Musikant, ein Metzger, ein Pastetenbäcker, ein Traiteur, ein Bäcker, ein Geldwechsler, ein Steuereinnehmer, ein Parfümeur, ein Geflügelhändler, ein Trödler, ein Abschreiber, ein Hirt, ein Matrose, ein Goldschmied, ein Zimmermann, ein Ingenieur, ein Wirth, ein Schneider, ein Weihrauch-Verkäufer u. s. w. schleudern gegenseitig Scherze über ihre Profession auf einander, und unterhalten die verflochtenste und geistreichste Unterhaltung, die man sich denken kann. Die Uebersetzung eines solchen Werkes ist um so schwieriger, als die Wörterbücher hinsichtlich dessen, was Künste und mechanische Gewerke bei den Arabern anbelangt, nicht sehr vollständig sind; allein welch schätzbares Licht würde dadurch auf die Gewohnheiten und Sitten dieses Volkes — historische Schwierigkeiten, über die es so wenige Urkunden gibt — geworfen? Von zwei andern Manuskripten, die mir beide sehr wichtig schienen, führt das eine den Titel: *Bemerkungen eines vornehmen Verfassers*, und das andere: *Abhandlung über die Personen und Eigenschaften der Bewohner Spaniens*; ersteres verdankt man der Feder Schabab-ed-Din Abu'l-Abis Ahmed ben Fadhl-Allah al-Omari's; der Verfasser des andern ist Ali ben Abdarrahman ben Hazil, von Grenada. Diese beiden Werke erwähnen des Pulvers, aus der Zeit seiner Entdeckung, und der Nationen, die sich dessen zuerst im Kriege bedienten. Sie schreiben seine Erfindung den Chinesen zu, von welchen aus es bei den Persern, und von diesen, ihrer Ansicht zufolge, bei den Arabern in Gebrauch kam, die sich bei der Belagerung Mekka's durch Hadschaz, im Jahre 691 unserer Zeitrechnung, zum Erstenmal desselben bedienten.

Ich wüßte nicht wo endigen, wollte ich alle die schätzbaren Werke nennen, die ich unter den Händen hatte. Außer den Dichtern, deren Namen allgemein den Orientalisten bekannt sind, z. B. Al-Motenabbi,

---

*) Die sieben noch vorhandenen Preisgedichte aus der vormohammedanischen Zeit.

**) Dieses Werk ist seit einiger Zeit von Professor Freitag in Bonn herausgegeben worden.

Al-Busiri, Abu'l-Olá, Al-Tográi, Amru'l Kais, Caab ben Zoheir, Abu Nawas, Ibn Mâlik, gibt es noch eine große Anzahl, die Spanien angehören und die man mit voller Zuversicht neben ihre berühmteren Rivalen stellen kann; dahin gehören Abu Zeid Abderrahman Al-Jagadeni von Cordova, der den Zuschauer des Jahrhunderts schrieb; Schemseddin Abu Abdallah Mohammed ben Dschâbir, Verfasser eines Gedichts unter dem Titel: Kuriositäten zum Gebrauche der Blinden und der Sehenden; Dhiaeddin Abu Mohammed Abd-Allah Al-Khazâradschi, Ismil ben Mohammed ben Omâr Al Cordobi, und Abu Mohammed Abd-al Madschid ben Abdum, der in seinem Gedichte: der Polarstern des Jahrhunderts, die Abenteuer, die Kriege und das Privatleben eines Fürsten aus dem Hause Beni'l Aftas, der zu Badajoz regierte, beschreibt. Vielleicht könnte man unter diesen Manuskripten irgend ein Hauptwerk in jedem Zweige menschlichen Wissens finden. Man wendet, bloß dem Anschein nach zu urtheilen, ziemlich viel Sorgfalt auf sie; doch vermochte sie die Schönheit des Einbandes nicht gegen die Milben zu sichern. Die Bibliotheksvorsteher gaben mir die Versicherung, daß seit 1807, d. h. seit Don Francisco Antonio Coerda sich mit der Sammlung von Materiallen für seine Geschichte der Herrschaft der Araber in Spanien beschäftigte, Niemand weiter davon Gebrauch gemacht habe. Der Katalog enthält nur 1651 Manuskripte; man sagte mir, es existirten viele halbzerfressene oder aus andern Ursachen unvollständige, die man in die Schränke verwies. Dieß nun wäre Alles, was von einer Literatur übrig blieb, die reicher war als selbst die der Griechen, von der Literatur eines Volkes, das einen Zeitraum von acht Jahrhunderten hindurch das civilisirteste der Welt war. Jedermann kennt den Namen jenes Ximenes von Cisneros, der auf den öffentlichen Plätzen Grenada's 80,000 Bände, weil er sie für Korans hielt, verbrennen ließ; die Inquisition und die Vertreibung der Mauren thaten das Uebrige. Dennoch bewahrte Spanien, troß dieser vielfachen Unfälle, einige kostbare Ueberreste, die aber unglücklicherweise, da die gegenwärtige Literatur sie gänzlich vernachlässigt, in der Bibliothek des Escurial verschimmeln; die Mönche, denen die Regierung von jeher volle Gewalt über diese Anstalt ließ, öffnen sie nur selten für die Gelehrten; übrigens widmet sich in Spanien Niemand der arabischen Literatur. Zwar ist für den Unterricht darin ein Professor angestellt, allein dieser Professor ist ein unwissender Jesuit, der niemals einen Zögling bilden wird. Wir wollen hoffen, die Verwaltung der Bibliothek werde unter der neuen Regierung eine bessere Gestalt gewinnen; die Reichthümer, die sie in ihrem Schoße birgt, sollen nach Madrid gebracht und hier den fruchtbaren Studien der gelehrten Orientalisten gewidmet werden, die nicht ermangeln dürften, eines Tages, wenn ihre Arbeiten einmal keine Hindernisse und Plackereien mehr zu fürchten haben, herbei zu kommen und sie zu benützen.

(Schluß folgt.)

Vermisckte Nachrichten.

Der niedrige Preis des Weizens in England hat bei den Pächtern abermals den Entschluß erzeugt, den Arbeitslohn herabzusetzen. Dieser Entschluß wurde ziemlich allgemein ausgeführt, und Mißvergnügen war die natürliche Folge. Große Versammlungen von Arbeitern wurden in mehreren Distrikten gehalten, ohne daß jedoch bisher Gewaltthaten ausgeübt worden wären; obwohl aber bei Tage nichts Böses verübt ward, so zeigten jedoch die zahlreichen Brandstiftungen bei Nacht nur allzu deutlich die Gesinnung des ärmern Landvolks. Die Furcht vor dem neuen Armengesetz, nach welchem man in einigen Fällen mit anscheinend großer Strenge verfuhr, trug gleichfalls dazu bei, die Arbeiter zu erbittern, die ohnehin in der Meinung befangen sind, daß weder die „Welt, noch der Welt Gesetze" ihnen freundlich gesinnt sind. Es scheint, sie hegen immer noch den verderblichen Irrthum, der so viel Eigenthum zerstörte, die Mittel zu ihrer Beschäftigung verminderte, und so viele von ihnen aufs Schaffot brachte, daß sie am Ende die Pächter zu einem höhern Arbeitslohn zwingen werden, wann sie die Erzeugnisse des Ackerbaues durch Feuer zerstören. Von allen Zügen moralischer Verschlechterung, die durch den Druck der Zeiten und schlechte Armengesetze bei dem englischen Landvolke erzeugt wurde, ist diese die beklagenswertheste, weil sie mit so viel augenfälliger Rachsucht verknüpft und in einem so teuflischen Geiste von Bosheit ausgeführt wird. Das Schlimmste ist, daß bis jetzt alle Gegenmittel fehlgeschlagen haben. Ehe aber nicht der Taglöhner auf fortdauernde Beschäftigung nach dem Marktpreis der Arbeit zählen kann, so lange er noch von einer Arbeit zur andern getrieben wird, heute auf dem Felde, morgen in einer Kiesgrube arbeitet, so lange wird auch das Land nie gegen solche Versuche sicher seyn. Der Pauperism der Taglöhner auf dem Lande kommt daher, daß sie auf einen zu kleinen Raum beschränkt sind, um stets vortheilhafte Beschäftigung zu finden.*) Diese Noth wächst bei der rasch anwachsenden Bevölkerung. Das einzige Mittel ist deßhalb Kolonisirung im In- und Auslande, und da die letztere nie umfassend genug werden kann, so muß das Land zu seiner Rettung sich an erstere halten.**) (Aus dem Agrikulturbericht im Decemberheft des New Monthly Review.)

*

Bekanntlich braucht man an der Gränze von Frankreich namentlich die Hunde zum Schmuggeln; diese Erfindung wurde zuerst in der Nähe von Valenciennes angewendet, und verbreitete sich schnell. Die Hunde tragen gewöhnlich 20 bis 25 Pfund, und man rechnet, daß von 60 bis 70 Hunden nur einer getödtet wird. Die dazu abgerichteten Hunde führt man in ganzen Meuten nach Belgien, gibt ihnen während mehrerer Stunden nichts zu fressen, schlägt sie dann, beladet und läßt sie mit Eintritt der Nacht los. Nun laufen die Thiere alsbald nach dem Hause ihres Herrn, das man gewöhnlich zwei bis drei Stunden von der Gränze wählt; dort werden sie gut behandelt und reichlich gefüttert. Auch die Felder leiden Schaden, denn diese großen und starken Hunde rennen mitten hindurch. Die Regierung bewilligt, um dieser Art von Schmuggelei ein Ende zu machen, drei Franken für den Kopf jedes erlegten Hundes; dieß scheint aber sehr ungenügend, obgleich man in den Jahren 1820 bis 1830 40,000 Hunde getödtet und die Regierung demnach 120,000 Franken bezahlt hat.

*

Die Tafel eines Braminen von derjenigen Sekte, welcher jedwede Art von Thieren zu essen streng verboten ist, wird mit Reißbrei, eingemachten oder eingesalzenen Vegetabilien und einer Art gewürzten Brodes besetzt. Der Brei der Braminen besteht meist aus nichts Anderem als warmer Buttermilch, welche mit Mehl verdickt und mit Gewürz bestreut wird. Ein anderes Lieblingsgericht sind Erbsen, welche mit Salz und Turmerick (eine Wurzel von gelber Farbe) gekocht und mit geschmolzener Butter gegessen werden. Statt der Teller und zum Bedecken des Tisches bedienen sich die Braminen der Baumblätter, da sie von nichts Anderem essen mögen. Zum Kochen sind verzinnte eiserne oder kupferne Gefäße im Gebrauch. Wenn die Speisen bereitet sind, so werden sie in besondere Portionen abgetheilt, welche in Schüsseln von mannichfaltiger Größe, Gestalt und Tiefe aufgetragen und auf dem grün bedeckten Tisch nach einer gewissen Ordnung aufgestellt werden. In der Mitte erhebt sich stets ein Gericht einfach abgesottener Reiß, und bei einem Festmahl kommen noch zwei andere mit weißem und gelbem Reiß hinzu, der gesalzen und gewürzt ist. Dann kommt süßer Reiß, der mit Tschatna und gedämpften Gemüsen verschiedener Art gegessen wird. Die Braminen und viele andere Hindus essen keine Zwiebeln. Der Nachtisch besteht aus mit Zucker eingesottenen Mangos (eine der Gurke ähnliche Frucht), Ingber und Citronen, aus dem Saft verschiedener Früchte und zuweilen auch aus etwas Obst.

*

Vor einer Committee des Oberhauses hat ein Pflasterer von London angegeben, daß eine macadamisirte Straße jährlich zwei Ueberzüge von drei Zoll Dicke erfordert. Der erste Ueberzug kostet $7\frac{1}{2}$ Sch. das Yard; zwei Ueberzüge zu $1\frac{3}{4}$ Sch. per Yard macht in 10 Jahren 1 Pfd. 15 Sch. Das Reinigen $\frac{5}{6}$ Sch. per Yard, also in 10 Jahren $8\frac{1}{3}$ Sch.; zusammen also in 10 Jahren 2 Pfd. $10\frac{5}{6}$ Sch. per Yard.

*) Nach dem alten Armengesetz mußte jedes Kirchspiel seine Armen unterhalten, darum nahmen fremde Kirchspiele keine Leute auf, die von ihrer Arbeit leben mußten, und so stieg an einzelnen Orten die Zahl der unbeschäftigten Armen und die Armentare ans Unglaubliche.

**) Dieß läuft auf die Gemeinheitstheilungen hinaus, gegen welche die reichern Einwohner sich stets gesperrt haben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

# Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 34. 3 Februar 1835.

Feldzug
der argentinischen Republik gegen die Pampa-Indianer.

(Aus einer Reisebeschreibung.)

Es ist in diesen Blättern schon vielfach von den Pampa-Indianern die Rede gewesen, und in der Erzählung „die Gauchos" (s. Ausl. Nr. 150 ff. v. vorigen Jahre) sind die Einfälle derselben auf eine malerische und durchaus richtige Weise geschildert. So stürmisch und unwiderstehlich ihr Angriff in freiem Felde ist, so leicht lassen sie sich, wenn ihnen hinter einem Graben oder einer starken Hecke, die ihre Pferde nicht überspringen können, muthiger Widerstand geleistet wird, abschrecken. Der Zustand von innerer Auflösung und Schwäche der Centralregierung, in welchem sich die argentinische Republik fortwährend befindet, läßt indeß jenen wilden Söhnen der Wüste ziemlich freies Spiel, und die fortdauernde Gefahr, in welcher sich die einzeln wohnenden Gauchos in Folge der unaufhörlichen Streifzüge der „Indios" befinden, scheint allmählich eine Aenderung in ihrer bisherigen Lebensart herbeizuführen. Denn zu Alchiras in der Provinz San Luis haben sich die Einwohner zu 20 bis 30 Familien vereinigt, und das Dorf mit einem vier Fuß hohen Erdwall umgeben, auf dem einige alte in Tromblonform ausgeweitete Gewehre auf einem drehbaren Gestelle aufgepflanzt sind. Die Noth muß die Zahl solcher Dörfer, die man ein Fort nennt, allmählich vermehren.

In den Jahren 1831 und 1832 wurden namentlich die Provinzen Cordova und San Luis kläglich von den Indianern mitgenommen, und ein gemeinsamer Zug wurde verabredet. Im Februar des Jahres 1833 zogen 500 Mann der Provinz Cordova aus nach dem Berge Morro, der mit Felsen umgürtet und von zahlreichen Höhlen durchbohrt sich zuckerhutförmig emporhebt: es ist der lezte Gipfel der Sierra de Cordova auf der Südseite. Die Gauchos erzählen wunderbare Geschichten von diesem Berg, der stets bei Erscheinung der Indier, oder auch nur eines Fremden, in Zorn gerathe. Eine Stunde von da lag ein Dorf, das die Indianer geplündert und ausgemordet hatten. Zwei andere Berge, die von Rosario genannt, und etwas weiter im Innern gelegen, zogen gleichfalls die Aufmerksamkeit der Wilden auf sich; hier lagen einige Gauchoswohnungen, deren Einwohner im Gebüsch verborgen den Feind mit einem Gewehrfeuer empfingen. Dieser aber zündete die Bäume in der Nähe der Wohnungen an, und zwang die Unglücklichen sich zu ergeben; alle wurden ermordet. Die Truppen von Cordova zogen eilig heran, auch 500 Mann aus der Provinz San Luis, diese wartete man aber nicht ab, indem, wie man behauptet, die Cordovesen die Ehre des Siegs allein für sich behalten wollten. In einer schönen, mit kleinen Bäumen besäeten Ebene in der Nähe des Berges Morro trafen die Cordovesen unter Reynafé auf die Indianer, nach einem hartnäckigen Kampfe blieben 80 der erstern auf dem Platze und die übrigen flohen in Unordnung. Dadurch stieg die Keckheit der Sieger, und der Schrecken den sie verbreiteten, war so groß, daß die Gebeine der Gefallenen zwei Monate lang unbeerdigt liegen blieben; vielleicht fanden sich auch in dem ganzen Raume zwischen diesen beiden Sierra's nicht Menschen genug, um ihnen diesen traurigen Dienst zu erzeigen. Die 500 Puntanos (Einwohner der Provinz San Luis) fanden keine Gelegenheit zum Kampfe, hielten aber fortdauernd das Feld. Als die Indianer sich der Stadt San Luis näherten, brachte man daselbst mit großer Mühe 40 Gewehre zusammen, verbot aber unter Todesstrafe Feuer zu geben, wenn die siegreiche Truppe nicht angreife. Glücklicherweise zog die „Indiada" vorüber, und führte unter den Augen der Einwohner ihre reiche Beute fort. Der Vorstand der Junta, — denn die Provinz San Luis ist zu verarmt, um einen Gouverneur zu bezahlen, — hat später einigen Reisenden versichert, daß diese Provinz allein über 30,000 Pferde, 60,000 Schafe, und eine große Menge Ochsen und Maulthiere verloren habe; ungefähr 400 Personen kamen bei diesem schrecklichen Einfalle um. Seit langer Zeit hatte das Land nicht so viel gelitten. Zur Zeit der Spanier waren die Einfälle selten, und seit dem Unabhängigkeitskriege hatten die einzelnen Provinzen starke Armeen unterhalten, allein eben daraus entsprangen Bürgerkriege, und zahlreiche Kämpfe zwischen den Provinzen verheerten das Land.

Die Noth vereinigte indeß die am meisten mitgenommenen Provinzen zu einem Zuge gegen die Indianer. Man bildete drei Armeekorps; *) das bedeutendste zog von Buenos-Ayres aus unter den Befehlen des Generals Rosas, des vollendetsten Gaucho's

*) Siehe Ausland Jahrgang 1833. Nro. 290 u. 291. „Der Feldzug von Buenos-Ayres an den Rio Colorado."

in der Republik. Niemand zähmte ein Potro, Niemand fing einen Tiger mit dem Lasso besser als er. Unglücklicherweise kann man nicht vergessen, daß er zu einer Zeit der Bürgerkriege und der Reaktion Gouverneur war, und es sogar dahin brachte, daß ihm außerordentliche Machtvollkommenheit ertheilt wurde. Rosas rückte gegen Süden vor, in unerforschte, oder zum mindesten unbewohnte Gegenden, mit einem schönen Korps ergebener Soldaten und einem Stamme befreundeter Indianer, die in ihrem bizarren Kostüme nach Buenos-Ayres gekommen waren, um mit der Regierung zu unterhandeln. Man schickte zahlreiche Bulletins über die Operationen des Feldzugs nach der Hauptstadt, nebst meteorologischen und astronomischen Beobachtungen von einem Deutschen. Dieser aber, von den Chefs übel angesehen und unwillig darüber, so ziemlich als ein überflüssiges Wesen angesehen zu werden, kehrte allein, nur von zwei Peones *) begleitet, nach Buenos-Ayres zurück, zum großen Erstaunen der Truppen, die sich nicht hätten einfallen lassen, daß ein Europäer, ein Gelehrter, der nichts weniger als ein Gaucho war, auf diese Art seinen Weg wieder finden könnte; man hatte im Lager auch von dem Nutzen seiner Arbeiten nichts verstanden. Der Feind zog sich indeß immer zurück, und die Armee rückte nach; man entdeckte schiffbare Ströme, und gründete hierauf die Hoffnung, dereinst Niederlassungen zu bilden; einige kleine Gefechte fanden statt, und man nahm den Indianern viel zusammengebrochenes Silbergeschirr (chafalonia) ab.

Inzwischen sandte die schöne, große, aber in sich so zerrissene Provinz Cordova, das Centrum der Republik und aller Revolutionen, gleichfalls ein Truppenkorps ab, unter Oberst Reynafé, demselben, der bei dem Berge Morro eine Schlappe erlitten hatte. Er stieß am Rio Quarto auf das Hülfsregiment der Anden, alte Soldaten aus den Kriegen von Peru, welche die Regierung von Buenos-Ayres für diesen Fall dem General Quiroga lieh, der zu krank war, um den Zug persönlich zu leiten, zu dessen Generalissimus er ernannt worden war. Der Chef dieses Hülfsregiments war Ruiz d'Obro, ein geborener Spanier, der auf einer Fregatte, die aus Mangel an Lebensmitteln sich hatte ergeben müssen, an der Küste von Peru gefangen genommen worden war. Er hatte in einigen Städten der an die Anden stoßenden Provinzen Liebhabertheater errichtet, selbst gespielt, und sich seitdem damit abgegeben, seine Offiziere tanzen zu lehren. Quiroga überhäufte ihn mit Reichthümern, und vertraute ihm sein berühmtes Hülfsregiment, aber seine Prachtliebe und der bizarre Einfall zu einem solchen Krieg einen Wagen in die Pampa mitzuführen, mißfielen dem strengen General, der ihm darüber Vorwürfe machte. Indeß war es Ruiz, der unterstützt von den Cordovesen die größten Vortheile davon trug über dieselben Indianer, die bei Morro gesiegt hatten, und von dem berühmten Kaziken Yanquetruz befehligt waren. Alle in diesem Kampfe verwundete Soldaten versicherten, sie hätten nie mit größerer Erbitterung fechten sehen. Auf Kanonenschußweite ließen die Indianer ihre Pferde zurück, welche durch die aus vier kleinen Geschützen bestehende Artillerie allzu erschreckt waren: dreimal stürzten sie sich unter Wuthgeschrei mit der Lanze in der Faust bis zu den Kanonieren heran, warfen sich platt auf den Boden und suchten den Infanteristen die Beine abzuhauen. Die Wilden wurden völlig geschlagen, und so heftig verfolgt, daß sie sich genöthigt sahen, ihre Schlachtpferde zu verzehren und zu Fuße zu fliehen. Die befreiten Gefangenen erzählten vom Jammer des Kaziken beim Anblick der Leichen seiner beiden Söhne. Er zerraufte seinen langen Bart, wie König Rodrich warf er einen traurigen Blick auf seine erschlagenen oder zerstreuten Krieger, und stieß die Worte aus: „man hat mir beide Arme abgehauen!“

(Schluß folgt.)

*) Eine Art Postillon.

Handelsstatistik.

Neapel, a) Provinzen des Festlands.

(Schluß.)

Industrie. Bis zur Zeit der französischen Herrschaft war der Ackerbau die einzige Landesindustrie gewesen; sie führten einige Fabriken ein, die jedoch lange nicht gedeihen konnten, allein seit 1817 haben sie mit Hülfe von Prohibitivtarifen solche Fortschritte gemacht, daß die Einfuhr von Manufakturen höchstens die Hälfte von der frühern beträgt.

Seidenzeuge. Die beträchtlichste Fabrik derselben ist die königliche von San Cencio in der Nähe von Caserta, sie ist die älteste, und war lange die einzige des Landes. Seitdem die Regierung keinen Zuschuß mehr bezahlt, hat der Gewinn der Fabrik (?) sich immer vermindert, und seit 1833 wirft sie kaum ihre Kosten mehr ab. Sie enthält 100 Webstühle und beschäftigt 800 Arbeiter, welche jährlich 2000 bis 2400 Stücke fabriciren, allein sie kann nur mit Hülfe eines Zolls von 20½ Fr. per Pfund mit den Fabrikanten von Lyon konkurriren. Einige Muster, welche nach London geschickt wurden, verführten beim ersten Anblick durch den Schein von Solidität, allein man überzeugte sich bald, daß weder die Weberei noch die Farben gut sind. Eine Menge kleinerer Fabriken in Neapel, Caserta und Calabrien beschäftigen zusammen 500 Webstühle.

Baumwollenzeuge. Etwa 6000 Webstühle in La Cava, Castellamare, Nocera, Scafati, Aldifretti und Ponte della Fratta bei Salerno liefern gegenwärtig fast alle weiße Zeuge, welche früher aus England und der Schweiz eingeführt wurden.

Tuchfabrikation. Acht oder neun Fabriken in Neapel, Isola de Sora, Carnello und Arpino liefern jährlich 6000 Stück halbfeiner Tücher, welche durch Hülfe eines Zolls von 100 Proz. des Werthes die französischen gleicher Klasse verdrängt haben. Die Fabriken von Tarent, Panela und einige minder bedeutende liefern jährlich 60—80,000 Stücke groben Tuchs. Alle Versuche feines Tuch zu fabriciren, sind mißlungen. Die Flanelle, die seit einigen Jahren verfertigt werden, sind wohlfeil, aber von schlechter Qualität; bis jetzt werden weder Kasimir noch Merinos verfertigt.

Leinwand. Diese Fabrikation bildet die älteste Industrie des Landes, und hat besonders in La Cava eine große Ausdeh-

nung gewonnen; alle grobe und Tischleinwand die im Lande verbraucht wird, ist einheimisches Produkt, und die Einfuhr beschränkt sich auf die feineren Sorten, Battiste aus Frankreich, der Schweiz und Schlesien, allein auch diese Einfuhr nimmt jährlich ab. Das Segeltuch von Neapel ist überaus geschätzt.

Spinnerei. Seidenspinnerei hat große Fortschritte gemacht und mehrere Spinnereien in Portici, Caserta und la Barra, die durch französische Aufseher geleitet werden, liefern vortreffliche Qualitäten. Sie benützen besonders die Seide von Reggio, die stark und schwer ist, und etwa zwei Drittheile des Produkts, das sich im Ganzen auf 2000 neapolitanische Centner (65,000 Kilogr.) beläuft, wurden ausgeführt, hauptsächlich nach Amerika. Die Baumwollenspinnereien sind dagegen sehr zurück, es sind ihrer sehr beträchtliche in Scafati, Aldifreddi, Piedimonte d'Alife, La Cava u. s. w. errichtet worden, die meistens von Schweizern geleitet und mit französischen Maschinen versehen sind. Sie bedienen sich der einheimischen Baumwolle, welche weiß und glänzend, aber kurz ist. Sie spinnen nicht höher als Nr. 40, die höhern Nummern kommen aus England.

Handschuhe. Neapel fabricirt nicht nur für seine eigene Konsumtion, sondern sein Ueberfluß von Häuten, und der niedere Preis der Handarbeit (etwa 4 bis 5 Sous für das Nähen eines Paars) erlaubt ihm jährlich 50,000 Dutzend zum Preis von 2 Ducaten (8 bis 9 Fr.) das Dutzend auszuführen. Sie sind in Qualität den mittelguten von Grenoble ähnlich. Im Jahre 1823 wurden fremde Handschuhe mit einem Zoll von drei Ducaten per Dutzend, und die Ausfuhr von Lämmerhäuten mit einem Zoll von 10 Ducaten per Cantar (49½ Fr. pr. 100 Kilogramme) belegt, und seit dieser Zeit vorzüglich haben sich die Handschuhfabriken vermehrt.

Glas. Zwei Glashütten, deren älteste im Jahre 1816 von einem Franzosen gestiftet wurde, liefern 300,000 Flaschen, welche für die Konsumtion hinlänglich sind. Sie verdanken ihr Gedeihen einem Zoll von 6 Ducati per Centner, der alle fremde Konkurrenz ausschließt. Eben so sichert ein Zoll von 14 Ducati eine Manufaktur von Fensterscheiben, welche ums Jahr 1822 in der Nähe von Neapel angelegt worden ist, den nationalen Markt. Sie producirt für etwa 300,000 Fr. jährlich, und ihr Glas ist weit schlechter als das deutsche und französische. Man hat umsonst versucht Spiegelfabriken zu errichten.

Eisen. Neapel hat eben so umsonst versucht sich von dem Tribut, den es an die Engländer für Eisen bezahlt, zu befreien, und alle Erhöhungen des Einfuhrzolls haben nicht das Gedeihen der einheimischen Gießereien bewirken können, da sie an Mangel des Minerals leiden, das man daher genöthigt ist, in mehreren Schiffsladungen jährlich aus Elba zu bringen. Die wichtigste der neapolitanischen Eisengießereien, die von Kardinale in Calabrien, gibt Produkte, welche den englischen sehr nachstehen.

(Dieß ist ein gutes Beispiel von der neapolitanischen Douaneuweisheit, sie haben kein Mineral, aber in ihrem Abscheu vor fremder Einfuhr von dem was ihnen fehlt, bringen sie weither das rohe Erz, um das Vergnügen zu haben, mit theurem Holz theures und schlechtes Eisen daraus zu gießen; das heißt man Beförderung der Nationalindustrie; das ganze neapolitanische System ist eine Karrikatur des französischen, und der Erfolg ist, daß überall die vortheilhafte Anwendung der Kapitalien auf Ackerbau mit der unvortheilhaften auf Fabriken vertauscht worden ist. Das Land liegt brach, aber Neapel hat die Satisfaktion schlechte Zeuge zu weben, schlechtes Eisen, schlechte Hüte, schlechtes Glas zu produciren, und es im Innern des Landes theuer zu verkaufen.)

Auf gleiche Art sind mit Hülfe der Tarife Papierfabriken, Druckereien, Nadelfabriken, Manufakturen chemischer Produkte errichtet worden, welche theure und mittelmäßige Produkte liefern. Im Ganzen beschäftigt die Industrie 150,000 Arbeiter.

Handel. Der ganze Betrag desselben ist ungewiß, man kann nur von dem Hafen von Neapel mit einiger Genauigkeit sprechen; seine Ausfuhr beträgt etwa 51 Millionen Fr. jährlich, worunter Oel für 14 bis 15 Millionen, Getreide für 12 bis 13 Millionen, Seide für 8 bis 9 Millionen, Früchte, Salz, u. s. w.; der Handel mit England ist seit dem Tarif von 1825 von 18 Millionen Fr. auf 12 gesunken. Die französische Einfuhr betrug früher 20 Millionen, ist aber auf 7 bis 8 Millionen gefallen, die Ausfuhr beträgt noch 18 Millionen. Die französische Einfuhr hat sehr gelitten durch die Konkurrenz preußischer und belgischer Tücher, deutscher Eisenwaaren und schweizer Baumwollenwaaren. Der Handel mit Oestreich wäre durch ein kürzlich östreichischen Schiffen auferlegtes doppeltes Tonnengeld gänzlich vernichtet worden, wenn er nicht durch Contrebande geführt würde; schon lange werden zwei Drittheile der östreichischen Einfuhr (etwa 4 Millionen Fr. jährlich) eingeschmuggelt, und so lange diese neue Auflage währt, wird sie ganz den Schleichhändlern in die Hände fallen. Sie besteht in deutscher Leinwand, schweizer Baumwollenwaaren, Eisenwaaren, Stahl und Kolonialwaaren.

Bericht der königlichen Gesellschaft

für nordische Alterthümer zu Kopenhagen für das Jahr 1834.

Die allgemeine jährliche Versammlung für das eben genannte Jahr fand am 30 Januar statt, und nachdem der Präsident, Professor Schlegel, Senior der Universität, seinen Stuhl eingenommen hatte, verlas er einen übersichtlichen Rückblick auf die Wirksamkeit der Gesellschaft seit seinem Amtsantritt im Jahre 1831, und eine allgemeine Schilderung ihres gegenwärtigen Zustandes.

Während jener ganzen Zeit hatte die Gesellschaft fortwährend den Zweck verfolgt, welchem sie vorzugsweise ihre Arbeiten widmet, nämlich die Herausgabe isländischer oder altnordischer Mannskripte, und auf ihre Kosten zehn neue Bände herausgegeben. Die Gesammtzahl der bis jetzt unter ihren Auspizien erschienenen Bände ist folgende: Fornmanna Sögur Vol. I — VIII und XI; Oldnordiske Sagaer Vol. I — VIII und XI; Scripta Historica Islandorum Vol. I — V; an historischen Sagas von Begebenheiten außerhalb Islands enthaltend: Die Geschichte der norwegischen Könige von Olaf Tryggwasen bis zu Sverre, und von den dänischen Königen (Knytlinga) von Harald Blauzahn bis zu Canut VI, oder die Periode von der Mitte des 10ten bis zu Anfang des 13ten Jahrhunderts, in isländischer, dänischer und lateinischer Sprache. Islendinga Sögur Vol. I, II, enthält historische Sagas, Ereignisse in Island selbst betreffend: Are Frodes Schedae, Landnamabok (ein weitläufiger Bericht über Islands erste Kolonisation), und Heidarvigas-, Ljosvetningas-, Svarfdaelas-, Vallnaljots-, Vemundar of Vigas-Skutu, und Vigas-Glums Sagas, in isländischer Sprache. Faereyinga Saga, oder die Geschichte der Bewohner der Farder, in isländischer und dänischer Sprache und im Faroe-

Dialekt, nebst einer Karte der Inseln. Fornaldar Sögur Nordrlanda Vol. I — III, und Nordiske Fortids Sagaer Vol. I — III, sind eine vollständige Ausgabe der mythisch-historischen Sagas, welche Begebenheiten im Norden aus der Zeit vor der Kolonisation Islands, oder vor der Aera authentischer Geschichte, in isländischer und dänischer Sprache enthalten. Krakumal, sive Epicedium Ragnaris Lodbroci, oder Ode von den Heldenthaten und dem Tode des dänischen Königs Ragnar Lodbrok in England, in isländischer, dänischer, lateinischer und französischer Sprache.

Der Präsident ging hierauf zu der Erklärung über, daß der Erfolg der von Kapitän Graah auf Befehl der Regierung unternommenen Reise zur Entdeckung der Ostküste von Grönland, und wo möglich zu Bestimmung der Lage der alten europäischen Kolonie Eystribygdh (Ost-Bygd) und des Bisthums von Gardar, das dort vor mehreren Jahrhunderten blühte, die Gesellschaft bestimmt habe, alle ihr zu Gebote stehenden Mittel dieser Forschung zuzuwenden. Sie sey deßhalb entschlossen, sich eine genaue und umfassende Uebersicht aller jener Ruinen, welche sich noch aus den Zeiten der vormaligen europäischen Kolonisten in Grönland, und zwar besonders von den in dem Bezirk von Julianens-Hoffnung und längs der an die Davisstraße gränzenden Küste befindlichen, zu verschaffen und bei den wichtigsten sogar Nachgrabungen anstellen zu lassen. Der Bezirk von Julianens-Hoffnung hat, als der Hauptsitz der Ruinen, besondere Aufmerksamkeit erregt, und da von diesem Landestheil keine besondere Karte vorhanden ist, welche zu dem beabsichtigten Zweck groß genug wäre, so hat Kapitän Graah es unternommen, an Ort und Stelle eine neue nach eigenen Messungen zu entwerfen, welche, auf Kosten der Gesellschaft herausgegeben, für fernere Untersuchungen als Grundlage dienen wird.

Hinsichtlich dieser Nachforschungen wurde eine Korrespondenz mit Männern angeknüpft, welche eine amtliche Stellung in den verschiedenen Theilen von Grönland behaupten, und ihnen sowohl die geeigneten Anweisungen ertheilt, als auch eine Geldsumme zu Bestreitung von Kosten für Reisen, Ausgrabungen u. s. w. übermacht. Kapitän Graah hatte schon vor Ergreifung dieser Maßregeln der Gesellschaft einen Bericht über die von ihm unter den Ruinen der Kirche zu Kokortek angestellten Untersuchungen mitgetheilt, und von Dr. Pingel, der ebenfalls Grönland besucht hatte, erhielt sie einige Bemerkungen über andere Ruinen an der Westküste, von denen man bisher nur noch geringe Kenntniß hatte. Noch früher erhielt das Museum der nordischen Alterthümer, ebenfalls von Kapitän Graah, einen Stein mit einer runischen Inschrift, welche, wie sich ergibt, aus dem zwölften Jahrhundert stammt; dieser Stein wurde auf der Insel Kingiktorsoak (72° 55′ n. Br.) gefunden, ungefähr vier geographische Meilen nördlich von der bis jetzt am weitesten nach Norden gelegenen Niederlassung Upernivik. Später schickte Herr Mathiesen, Inspektor der Kolonie Julianens-Hoffnung, einen andern Stein ein, den man zu Igalliko (60° 51′ n. Br.) gefunden hatte, nebst einem dritten, mit einer isländischen Inschrift in römischen Buchstaben, welcher zu Ikigeit, einem im südlichsten Theil der Westküste, unter 66° n. Br., gelegenen Ort, entdeckt worden war.

Seit dem Empfange dieser Alterthümer hat, auf Veranstaltung der Gesellschaft, Herr A. W. Esmann, Missionär in Julianens-Hoffnung, im Jahre 1832 eine Nachgrabung in den Ruinen der Kirche zu Igalliko, wo einer der erwähnten Steine gefunden wurde, veranstaltet, und, als Resultat derselben, der Gesellschaft eine Menge von architektonischen Zierrathen und metallenen Fragmenten, worunter einige von Glockenspeise, nebst einem Plan von den Ruinen und eine Beschreibung derselben übersendet.

Herr Wahl, der sich gegenwärtig auf einer botanischen Reise in Grönland befindet, theilte ebenfalls Mehreres über verschiedene Ruinen von europäischen Bauwerken mit, welche sich im südlichen Theil des Landes befinden und bis jetzt noch unbekannt waren. Major Fasting, Gouverneur von Nordgrönland, überschickte einige eskimo'sche Alterthümer, welche auf der Insel Disco und Kapitän Graah andere, die an der Ostküste gefunden worden waren. Diese Untersuchungen wurden auch im Jahre 1833 fortgesetzt, und die Gesellschaft erhielt hinsichtlich derselben folgende Mittheilungen: Herr Jacob Arde, Inspektor der Kolonie Nennortelik, berichtete über einen von ihm unternommenen antiquarischen Ausflug durch den Bezirk Tessermiut, und überschickte zugleich eine Karte, in welcher die Lage der verschiedenen Ruinen angegeben war. Hr. O. Kielsen sendete das Tagebuch über eine von ihm unternommene Reise durch den Bezirk Tunnudliorbik und bis nach Sermelik; der Inspektor der Kolonie Friederichs-Hoffnung, Herr Engholm, schickte eine Beschreibung der Ruinen im Bezirk von Arksut nebst zwei erläuternden Karten, und der Inspektor von Fiskernäs, Herr J. N. Möller, eine kurzgefaßte Beschreibung einiger Ruinen des Bezirks Aglomersat.

(Schluß folgt.)

Oeffentliche Bibliotheken in Spanien.

(Schluß.)

Die Madrider öffentliche Bibliothek verdankt ihre Gründung Philipp V; sie schreibt sich somit aus dem Jahre 1712 her. Sie enthält ungefähr 200,000 Bände, wovon wenigstens ein Viertel, als libros prohibidos, den Blicken des Publikums stets verborgen bleibt. So nennt man nämlich jedes Buch, gleichviel welchen Gegenstand es behandelt, das irgend eine beleidigende Stelle gegen die Regierung oder den Klerus enthält. Man zählt hier zweitausend Originalwerke über die Geschichte, die Literatur und die Alterthümer des Landes. Darunter gehören die Gedichte von l'Arcipreste de Hita, einem der ältesten spanischen Dichter; das berühmte Werk Alphons Lesage's, la Trésorerie; die Aeneide, in Versen übersetzt von dem Marquis von Villena, die erste Uebersetzung des Virgil, die man in Europa veranstaltete; die Rimado de Palacio, Reime des Palastes, von Fernan Perez de Ayala; endlich eine zahlreiche Sammlung von Dichtern aus dem fünfzehnten Jahrhundert, und Chroniken aus der nämlichen Epoche. Wir dürfen nicht vergessen, ungefähr 500 arabische Manuskripte zu erwähnen, die, wie Alles zeigt, Uebersetzungen griechischer Manuskripte sind. Das Medaillenkabinet, das mit dieser Anstalt verbunden ist, enthält 150,000 Stücke. Obschon die Bibliothek einige zum Ankauf fremder Bücher bestimmte Renten besitzt, so kauft man doch seit langer Zeit nichts mehr; aus diesem Grunde besitzt auch die Bibliothek von allen seit Anfang dieses Jahrhunderts herausgekommenen fremden Werken nur diejenigen, welche durch gelehrte Gesellschaften oder die Verfasser selbst eingesendet wurden. Von der Bibliothek des Königs spricht man, wie man vor Columbus von der neuen Welt sprach; sie befindet sich im Innern des Palastes, und nur mit Mühe erhält im Laufe eines Jahrhunderts ein einzelner Gelehrter Zutritt; man kennt daher darüber nur das, was eine alte Tradition hievon sagt, und deren Wiederholung von keinem großen Werthe ist. Die Bibliothek der Jesuiten befindet sich innerhalb der Mauern ihres Kollegiums; sie enthält viele Bücher, allein es ist nichts Seltenes darunter. Bei der Vertreibung der Jesuiten aus Spanien, unter der Regierung Karls III, ward sie mit der Nationalbibliothek verbunden. Nach der Restauration erhielten sie solche wieder in Besitz. Die Cortes erklärten diese Maßregel späterhin für ungültig; sie ward aber in beiden Epochen ihren ersten Eigenthümern wieder zurückgegeben. Ein Dekret Karls IV verordnete, daß sie täglich dem Publikum geöffnet werde. Außerdem gibt es in Madrid mehrere wissenschaftliche Korporationen, deren Bibliotheken man frei besuchen kann; die der königlichen Akademie der Geschichte besitzt eine bedeutende Anzahl kostbarer Manuskripte, Vermächtnisse verschiedener Mitglieder der Gesellschaft; erwähnenswerth sind ferner noch die der Akademie der schönen Künste, und einige Privatbibliotheken, die Bibliotheken der Herzoge von Infantado, Osuna und Medina Celi, in welche mittelst Billets der Zutritt gestattet ist. Valencia, Burgos, Malaga, Tarragona, Santiago haben öffentliche Bibliotheken. In jedem Provinzialhauptorte sind die Bibliotheken der Bisthümer oder Kathedralen eben so viele mehr oder minder reiche Sammlungen. Die Bibliothek von Toledo steht in Nichts der Madrider nahe. Die indischen Archive zu Sevilla, die der Krone von Aragonien zu Barcellona, die der Simancas, von Navarra, und mehrere andere, sind gleichfalls achtungswerthe Anstalten. Spanien entbehrt bloß des Geschmacks für die Literatur, und in dieser Beziehung scheint es mir, sein ehemaliger Ruhm sey mit den Garcilazo, den Lope, den Vega, den Cervantes und den Calderon für immer zu Grabe getragen worden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 35. 4 Februar 1835.

Ayesha das Mädchen von Kars.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Morgen wurde die Reise fortgesetzt nach Cara Bey's Schloß. Auf dem Weg erkannte Zabetta ihren alten Bekannten Stasso, und beide wechselten Blicke, die von Cara Bey nicht unbemerkt blieben. Darum mußte Stasso alsogleich nach der Ankunft im Schlosse wieder ins Gefängniß zu seinem Herrn wandern, und beider Tod war um so fester beschlossen. Im Schlosse wurde zur Feier des glücklichen Zugs ein Fest veranstaltet, und am Tage, ehe dasselbe gefeiert wurde, brachte der Gefängnißwärter den Gefangenen so schmale Kost, daß sie zur Stillung ihres Hungers in keiner Weise hinreichte, setzte jedoch begütigend hinzu, morgen als am Tage des Festes würden sie dagegen um so reichlichere Kost erhalten. Osmond erkannte die teuflische Bosheit Cara Bey's, der sie den Tag vorher aushungern wollte, damit sie über die vergiftete Speise des folgenden Tags desto gieriger herfallen möchten. Er hatte schon am ersten Tage zum Theil mit Vergünstigung des mildgesinnten Gefangenwärters Mahmud, eines alten Türken, sich oft und lange mit dem in der Cisterne gefangen sitzenden Iwanowitsch unterredet, und berieth jetzt mit diesem die Mittel zur Flucht. Hassan und dessen Freundin Mariam hielten Wort. Als am andern Abend der Gefangenwärter eine volle Schüssel Pillau brachte, und zugleich auf Befehl seines Herrn gestattete, daß Iwanowitsch aus seiner Cisterne heraufgewunden werde und an dem Mahle Theil nehme, rührte von Osmond gewarnt keiner die Schüssel an; sie ward vielmehr auf den Boden ausgeleert, und glücklich fand sich der Schlüssel, der das hintere Thor öffnete. Stasso, der den Weg sich am besten gemerkt hatte, machte sich nun mit Iwanowitsch eilig auf, um die nur wenige Stunden entfernte Abtheilung russischer Infanterie herbeizuholen, während Osmond mit Mustapha zurückblieb. Schrecklich waren ihm diese wenigen Stunden, er glaubte mehreremale Ayescha's Geschrei zu hören, das aus dem tollen Jubel des Gelags herausschallte. Endlich nach fünf peinlichen Stunden hörte er Männertritte, er eilte an die Thüre und Iwanowitsch, athemlos und erschöpft von der Anstrengung, fiel in seine Arme. Der treue Stasso umarmte seine Kniee, und alle weinten wie Kinder. In einem Augenblick war jetzt das Zimmer angefüllt mit Soldaten, — europäischen Soldaten, — bewaffnet vom Kopf bis zu Fuß. „Nun nieder mit der Thüre!“ rief Osmond, und alsbald rannte man gegen dieselbe, um sie einzusprengen.

Dieß war die erste Andeutung, welche die Schloßbewohner von den Vorgängen im Gefängniß erhielten. Cara Bey hatte inzwischen so übermäßig getrunken, daß die ganze Brutalität seines Wesens sich in ihrem vollen Umfang zeigte. Gewöhnt an übermäßiges Trinken war er jedoch niemals so berauscht, daß er nicht immer in Sachen, die sein Interesse in Anspruch nahmen, die nöthigen Befehle hätte ertheilen können. Vergebens hatte er sich unter den Frauen, die am Fenster des Harems erscheinen, um dem in einem tiefer liegenden Saale gefeierten Gelage zuzusehen, Ayescha mit den Augen gesucht; und obwohl Zabetta hauptsächlich seine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hatte, so fühlte er sich doch durch das hartnäckige Zurückziehen ihrer Tochter pikirt. Mitten unter dem Singen und Tanzen stürzte er in die Haremsgemächer, wo er Ayescha wie gewöhnlich in einer Ecke sitzen und durch ein Fenster in die umgebende Nachtlandschaft blicken sah. Er verlangte mit rohem Tone, sie solle an den Lustbarkeiten Theil nehmen, wollte sie fortzerren, und riß ihr bei dieser Gelegenheit den Schleier ab; ihre ganze Schönheit zeigte sich ihm mit all ihren Reizen, und vielleicht wäre er in seiner Gewaltthätigkeit weiter gegangen, wenn nicht in diesem Augenblick einer seiner Diener voll Schrecken herein in die Haremszimmer gestürzt wäre, um ihm zu berichten, daß man ein heftiges Gepolter an der Gefängnißthüre höre. Aufgeregt durch den Wein, und nur halb seiner Besinnung Meister, zog Cara Bey ein Pistol aus dem Gürtel, und feuerte es auf den Boten ab, brach dann in ein teuflisches Gelächter aus, und rief: „Ha! das Gift wirkt! Sie wollen mich noch schrecken, ehe sie sterben!“

Bei diesen Worten stieß Ayescha einen Schrei des Entsetzens aus, während das Ungeheuer sie ruhig betrachtete, als freue er sich seiner List, mit der er sich eines Nebenbuhlers entledigte. Ayescha stürzte zu seinen Füßen, flehte ihn um Gnade an für Osmond, ihr Geschrei lockte den ganzen Harem herbei, der seinen Abscheu gegen den Mörder in Verwünschungen Luft machte. Dieß erregte immer mehr den Zorn und die Wuth Cara Bey's, schon streckte er die Hand aus, um Ayescha zu ergreifen, die in höchster Noth und Verzweiflung Osmonds Dolch gezogen hatte, als plötzlich die Haremsthüre krachend einbrach, und Osmond

den Säbel in der Faust hereinstürzte. Kaum erkannte er Ayescha's Lage, als er mit Donnerstimme Cara Bey zurief: „Halt, Elender! ich bin hier!" Dieser durch Osmonds unerwartetes Erscheinen ganz aus der Fassung gebracht, feuerte mit zitternder Hand sein zweites Pistol auf ihn ab, jedoch ohne ihn zu treffen. Im nächsten Augenblick hatte ihn Osmond mit einem Faustschlage zu Boden gestreckt, und die russischen Soldaten bemächtigten sich rasch und mit geringem Widerstand des ganzen Schlosses.

Wer aber beschreibt die Scene des Entzückens, die jetzt zwischen den beiden Liebenden statt fand! Aus der Tiefe einer fast hoffnungslosen Verzweiflung plötzlich erhoben zum Gipfel der Freude! Ayescha blickte ihren Befreier an wie ein übernatürliches Wesen; fast wäre sie vor ihm auf die Kniee gesunken, so innig war ihre Dankbarkeit für die Rettung aus den Händen des Elenden, der sie gefangen hielt.

(Fortsetzung folgt.)

Feldzug
der argentinischen Republik gegen die Pampa-Indianer.

(Schluß.)

Das dritte Korps wurde von Mendoza aus unter den Befehlen von Don Felix Aldado ausgesandt, demselben, der sich während der Bürgerkriege so grausam gezeigt hatte, und von einer Lanze durchbohrt auf einem magern Pferde im raschen Trabe unter dem Hohngeschrei des erbitterten Volks durch die Straßen von Cordova geführt worden war; er war anfangs Mönch und Kaplan in der Armee San Martins gewesen, dann Offizier und endlich Oberst geworden. Es gab in diesem Feldzug wenig für ihn zu fechten. Die Indianer forschten alle seine Bewegungen aus, folgten ihm Schritt vor Schritt, und in einer sehr dunkeln Nacht überfielen sie seinen Vortrab, der auf einer Insel ruhig eingeschlafen war. Sie schwammen über den Fluß, hieben mehr als 60 Soldaten nieder und verschwanden. So sehr man sich auch Mühe gab, dieß unglückliche Ereigniß zu verbergen, so verbreitete sich die Nachricht doch augenblicklich, und setzte die Bewohner des Landes in Schrecken, denn jetzt war den Indianern wieder der Weg geöffnet.

Das bedeutendste Resultat dieses Feldzugs bestand darin, daß man viele Heerden dem Feinde wieder abnahm, die Indianer, welche die Mittelprovinzen am meisten verheert hatten, durch Schrecken im Zaum hielt, und hauptsächlich die Gefangenen befreite. Man schickte sie alle mit einander nebst den gefangen genommenen Indianerinnen nach Mendoza. Alte Soldaten, die man wegen ihrer wilden Gesichter und langen Lanzen für Kosaken hätte halten können, begleiteten diese Züge. Die ganze Bevölkerung strömte von nah und fern herbei, um unter diesen rescatados, welche das erlittene Elend fast unkenntlich gemacht hatte, Verwandte und Freunde aufzusuchen. Weinend vor Freude umarmte man die Wiedergefundenen, aber der schmerzlichen Scenen waren nicht wenige, wenn ein Gaucho, der von den äußersten Gränzen der Provinz hergekommen war, diese eingefallenen, farblosen Gestalten eine nach der andern betrachtet hatte, und endlich seine letzte Hoffnung verschwinden sah. Um Jedermann zu trösten, theilte Quiroga die gefangenen Indianerinnen unter die Anwesenden aus; sie wurden Mägde in den Häusern und beschäftigten sich da, wie in den Toldos, *) mit dem Verfertigen der Ponchos. Bei den meisten Indianerstämmen besteht keine Art von Freiheit für sie; sie sind die unterthänigen Sklavinnen des Mannes, und scheinen sich auch nicht sehr in die Wüste zurückzusehnen. Die Indianer wurden zur Wiedervergeltung niedergehauen, man erzählt aber in dieser Beziehung eine scheußliche Thatsache: die Wilden haben die abscheuliche Gewohnheit, aus der künstlich gedrehten Haut der Weißen Zäume und Zierrathen für ihre Pferde zu machen. Einer der Generale der Provinz Cuyo glaubte gleichfalls sein Pferd mit einer ähnlichen Trophäe von cuero de Indio schmücken zu müssen.

Die drei Divisionen sollten immer südwärts marschirend auf einander treffen, und dann vereint über die Indianer herfallen. Dieser Plan wurde aber nicht ausgeführt. Die im Junius zu Cordova ausgebrochene Revolution nöthigte Reynafé, mit seinen schon durch Desertion etwas geschwächten Truppen zurückzukehren. Ruiz blieb allein noch eine Zeit lang mit einer schwachen Abtheilung, und führte dann seine Truppen nach San Luis zurück. Auch Rosas wurde durch Unruhen, die für seine Partei gefährlich werden konnten, nach Buenos-Ayres zurückgerufen; er hatte vorausgesehen, daß man in seiner Abwesenheit eine Bewegung versuchen würde. Aldado wich gegen Mendoza zurück; allenthalben schien man einen blutigern und allgemeinern Bürgerkrieg als je vorher, und eine Coalition der Indianer zu erwarten.

Der Chaco, eine große Wüste, die sich vom Rio Bermejo (der schöne Fluß) bis in die Umgegend von Santafé erstreckt, ist seit der Vertreibung der Spanier wieder das Eigenthum von Indianern geworden; diese sind aber geschworene Feinde der Pampa-Indianer. Aber um diese Zeit hielten sie Santafé eng blokirt; der Weg zu Lande war abgeschnitten, und die Regierungsdepeschen wurden auf dem Parana bis in das Dorf Rosario gesendet. Während des Kriegs, welchen die Santafesinos, die Piraten der Republik, wie ihre Nachbarn sie nennen, auf eine so glänzende Weise gegen Buenos-Ayres und Cordova führten, hatte sich der Gouverneur Lopez dieser Indianer bedient, sie waren aber nach getheilter Beute wieder Feinde geworden, und die Indianer entführten die Einwohner in geringer Entfernung von der Stadt.

Die kostspieligen Truppenaushebungen, die furchtbare Vorbereitung, die am Ende dennoch fehlschlug, kann sehr unglückliche Folgen haben; sie hat allen diesen Republiken ihre partielle Schwäche und die halbe Unmöglichkeit eines dauernden Bündnisses gezeigt. Die Indianer werden nicht ermangeln, dieselbe Entdeckung zu machen; sie kennen die Hülfsquellen der Provinzen, und greifen an, wenn es ihnen genehm ist; jeder Marsch

*) So heißen die Zelte der Indianer, die aus zusammengenähten Pferdehäuten gemacht sind; jede Familie bewohnt den ihrigen, und es steht Todesstrafe darauf, wenn einer sich heimlich in den Toldo des Nachbars stiehlt.

der Armeen wird aber im Voraus erspäht, und sie wissen nicht, wo sie den Feind finden sollen.

Bricht ein Bürgerkrieg im Rücken der Armee aus, so fangen die Soldaten, ohnehin eines Feldzugs ohne Vortheil und ohne Ruhm müde, zu desertiren an; an Disciplin und Ordnung ist nicht mehr zu denken, sie plündern auf dem Wege, und verzehren die wenigen noch in der Ebene übrig gebliebenen Ochsen, wodurch sie den ohnehin schon hinreichend unglücklichen Einwohnern den letzten Stoß geben. Zwischen den Städten findet keine Kommunikation, also auch kein Handel mehr statt. Zu Cordova wußte man einen Monat lang nichts von Buenos-Ayres; die Straße von San Luis war von den umherziehenden Räubern unsicher gemacht. Das war für die Provinzen von San Luis und Cordova das Resultat des großen Feldzugs von 1833, der das Land für immer von den Barbarenhorden befreien sollte, welche in den Einöden der Pampas hausen. Auch dießmal war, wie gewöhnlich, ein nützlicher Plan klug und großartig entworfen, aber kleinlicher Haß und elender Ehrgeiz machten die Ausführung scheitern.

Chronik der Reisen.

Bougainville's Reise um die Welt in den Jahren 1824 bis 1826.

Als Sohn des ersten und berühmtesten französischen Weltumseglers hatte Hr. v. Bougainville schon beim Beginne seiner Laufbahn an einer der wichtigsten Expeditionen der französischen Marine, der des Kapitäns Baudin, Theil genommen. Manche der Gegenden, die er aufs neue wieder besuchte, waren ihm bereits bekannt; ein Umstand, der auf die Wahl, welche Hr. v. Clermont-Tonnerre — damaliger Marineminister und ehemaliger Zögling der polytechnischen Schule, wie Hr. v. Bougainville — in seinem alten Kameraden traf, seinen Einfluß äußern mußte. Als Beistand erhielt Hr. v. Bougainville vom Minister einen der ausgezeichnetsten Marineoffiziere, den Fregattenkapitän du Camper, der auf der Thetis bereits mehrere Fahrten in verschiedene Meere gemacht hatte.

Diese in den Jahren 1824, 1825 und 1826 im Interesse und zum Schutze des Handels unternommene Reise der Thetis beabsichtigte speziell keine Entdeckungen und wissenschaftlichen Untersuchungen; sie verdient aber wegen ihrer Resultate in dem doppelten Felde der Hydrographie und Naturgeschichte nichts desto weniger alles Lob. Die Thetis, eine Fregatte von 24 Kanonen, unter den Befehlen des Barons Bougainville, und die Korvette Espérance, unter denen du Camper's, gingen zu verschiedenen Zeitpunkten in den ersten Monaten des Jahres 1824 von der Rhede von Brest aus unter Segel. Die Korvette richtete ihre Fahrt zuerst nach den brasilischen Küsten, und am 2ten März segelte auch die Thetis ab, um sich direkt nach Bourbon zu begeben, wo beide Fahrzeuge zusammentreffen sollten.

Nach einem Monate Aufenthalt auf der Insel Bourbon nahm die Schiffsabtheilung ihren Weg nach Pondichery, durch den Archipel der gefährlichen Inseln, nach dem Kanal Adumatis, der Insel Ceylon und der Küste von Coromandel. Sie kam am 29 Junius in Pondichery an, segelte am 30 Julius wieder ab, durchschiffte den Meerbusen von Bengalen, erreichte die äußerste mittägliche Gränze von Groß-Nicobar, und nahm mit Genauigkeit die Lage einer bedeutenden Anzahl Punkte der Meerenge von Malacca auf. Nach einem kurzen Besuche in der Stadt dieses Namens, welche die Engländer in der Absicht Holland entrissen, sie völlig zu Grunde zu richten, warfen die Fregatten vor Singapur Anker, einer kaum ins Leben getretenen Niederlassung, auf die jedoch bereits, und in noch höherem Grade, alle Handelsvortheile der verfallenen Stadt übergegangen sind.

Am 5 Sept. setzten die französischen Fregatten ihre Fahrt wieder fort, und hatten am folgenden Tage Piedra-Branca (weißer Fels) umschifft, das gleichsam als eine Schwelle an dem äußersten östlichen Ende von Malacca und am Anfange des chinesischen Meeres liegt; hier kamen sie wieder in die Regionen des südwestlichen Passatwindes, der sie mit reißender Schnelligkeit bis nach Pulo Sapata, einer kleinen unbewohnten Insel führte, wo die nach den Philippinen segelnden Fahrzeuge gewöhnlich anlegen. Von Windstille und widrigen Winden zurückgehalten, kamen sie erst am 17 Sept. in die Bucht von Manilla, auf der Rhede von Cavite.

Obwohl dieser Ankerplatz einer der besten des chinesischen Meeres ist, und man sich alle Mühe gibt, ihn noch vor dem Umspringen des Passatwindes, dem Zeitpunkte der Orkane oder Ty-Foongs zu erreichen, so gewährt er doch den Schiffen keinen hinlänglichen Schutz vor dem Ungestüm desselben; die Korvette Espérance liefert einen traurigen Beleg hiezu.

Mitten in einem heftigen Sturme, der die Felder verwüstete und den größten Theil der Schiffe die vor Anker lagen, an die Küste schleuderte, hatte die Korvette Espérance zwei ihrer untern Maste und alle ihre Boote verloren, während durch ein unbegreifliches Glück die Fregatte Thetis, die nur in sehr geringer Entfernung von ihrem Geleitschiff geankert hatte, durch den Orkan nur unbedeutend litt.

Da man die Espérance nicht schnell genug wieder in segelfertigen Stand setzen konnte, so bezeichnete ihr Hr. v. Bougainville die Bucht von Turana, an der cochinchinesischen Küste, als Vereinigungspunkt.

Am 12 December 1824 ging daher die Thetis aus der Bucht von Manilla allein unter Segel. Die widerwärtige Verzögerung, welche hier der Expedition widerfuhr, versetzte sie in die Unmöglichkeit, der Untersuchung mehrerer interessanter Inselgruppen des chinesischen Meeres in der Folge die erforderliche Zeit zu widmen, und gestattete ihr nicht, Canton während ihres Aufenthalts in Macao zu besuchen, einer Stadt, die nur die traurigen Trümmer zeigt, von dem ehemaligen Glanze der Portugiesen, welche von ihren unermeßlichen Besitzungen in Asien, außer der Niederlassung von Goa, bloß dieses ärmliche Comptoir behielten, wo sie in gänzlicher Abhängigkeit von den Chinesen leben.

Die Offiziere der Expedition ermangelten nicht, die Grotte des Camoens zu besuchen; mehr als Ein Name war hier neben dem La Peyrousens und so vieler andern auf den Wänden einer Art Nische eingeschrieben, wo, wie man behauptet, dieser berühmte Dichter seine Lusiade schrieb.

Die Thetis verließ Macao am 8 Januar 1825, und richtete ihre Fahrt nach der Insel Hainan, wo sie mehrere Positionen, die Herr Kergarion während seiner im Jahre 1818 unternommenen Reise als zweifelhaft betrachtete, rekognoszirte und aufnahm.

Am 11ten signalisirte man Cochinchina, und am Morgen des folgenden Tages legte die Fregatte in der Bucht von Turana an, wo sich auch die Korvette Espérance wieder mit ihr vereinigte. Die Nacht zu Cochinchina wäre eine der merkwürdigsten Episoden dieser Reise gewesen, hätte nicht die unerwartete Abreise der HH. Chaigneau und Vannier, des französischen Residenten am Hofe von Hué, der Mission Bougainville's ein Hinderniß in den Weg gelegt, der sich, wie man sagt, als Abgesandter des Königs von Frankreich zum Kaiser hätte begeben sollen. Dennoch war die Gegenwart einer französischen Schiffsabtheilung in einem Hafen Cochinchina's für die Interessen des französischen Handels nicht ohne Nutzen, und der feierliche Empfang, den der Kaiser dem Kommandanten der Expedition veranstalten ließ, zeigte hinlänglich den ganzen Werth, den er auf die Aufrechthaltung des guten Einverständnisses mit Frankreich legte.

Unter den zahllosen Inseln des chinesischen Meeres befindet sich der kleine, in drei Gruppen getheilte Archipel der Anambas, die noch nie näher untersucht wurden. Auf den bessern Karten fand man kaum die Umrisse derselben, und die Furcht, welche die als Seeräuber verschrienen Bewohner einflößten, hielt die Handelsschiffe stets von ihren Küsten entfernt. Die Lage dieser Inseln in geringer Entfernung vom Anfange der Meerenge von Malacca und auf dem Wege nach den Gewässern der Sunda-Inseln verschafft ihnen indeß eine gewisse geographische

Wichtigkeit, und Hr. v. Bougainville glaubte der Schifffahrtskunde einen Dienst zu leisten, wenn er einige Tage dem Besuche derselben widmete.

Bei der raschen Rekognoszirung, die er vom 3ten auf den 4ten März unternahm, und die gewissermaßen als Entdeckung gelten kann, da vor ihm Niemand in diese Menge von Kanälen eingedrungen war, untersuchten die Boote der beiden Schiffe mit ziemlicher Genauigkeit mehrere der interessantesten Punkte dieser Inseln, und namentlich ein weites und prachtvolles Bassin, dem der Chef der Expedition den Namen Clermont-Tonnerre beilegte. Als sie die Anambas verließen, nahmen die Fregatten ihren Weg nach der Meerenge von Gaspart, auf der Insel Java, und warfen hier am 20 März 1825 in der Rhede von Surabaya Anker, wo den Offizieren vom Obrist Bonelle, einem Franzosen, der in Indien in holländischen Diensten stand, der ausgezeichnetste Empfang zu Theil ward. Wir besuchten mit ihm den Gipfel eines Vulkans, Namens Bromo, so wie den Sultan von Madura in seinem Palaste von Bancalen. Dieser Fürst, der unermeßliche Reichthümer besitzt, entwickelte bei dieser Gelegenheit den ganzen asiatischen Luxus, und kam einige Tage später mit zahlreichem Gefolge auf mehrern mit Früchten und Erfrischungen beladenen Schiffen selbst an Bord der Thetis, wo ihm Hr. v. Bougainville seinerseits Geschenke machte, wofür der Sultan durch das Gegengeschenk eines prachtvollen Kris seine Erkenntlichkeit an den Tag legen zu müssen glaubte.

(Schluß folgt.)

Bericht der königlichen Gesellschaft
für nordische Alterthümer zu Kopenhagen für das Jahr 1834.

(Schluß.)

Die Gesellschaft hatte ferner den Beschluß gefaßt, auf ihre Kosten ein Werk über die historischen Monumente Grönlands herauszugeben, und eine vollständige und korrekte Ausgabe aller vorhandenen alten Schriften über physische Geographie, alte Geschichte, politische Einrichtungen und Lage des Landes, ganze Sagas, Auszüge aus alten historischen und geographischen Werken, Annalen, Gesetzbücher, Chroniken u. s. w. enthaltend, zu besorgen. Die Vorbereitungen zu diesem Unternehmen, wovon ein Prospektus bereits ausgegeben wurde, sind schon ziemlich weit gediehen, da es aber ziemlich stark werden wird (ungefähr 150 Bogen), so wird noch einige Zeit verlaufen, bevor es die Presse verläßt.

Mit den Grönland betreffenden Berichten stehen jene Sagen von der Entdeckung von Amerika durch die alten Skandinavier und von ihren Reisen dahin, im zehnten und den folgenden Jahrhunderten, in genauer Verbindung, und um nun diese bisher nicht so sehr, als sie es verdienten, beachteten Berichte auch Lesern außerhalb Skandinavien zugänglich zu machen, hat die Gesellschaft beschlossen, alle hierüber vorhandenen Dokumente vollständig im isländischen Urtext mit angehängter lateinischer Uebersetzung herauszugeben. Das Manuskript zu diesem Werk ist fertig und der Druck hat bereits begonnen.

Das archäologische Comité hat berichtet, daß dem Museum der nordischen Alterthümer, statt seines bisherigen beschränkten Lokals, von Sr. Maj. dem König, eine Reihe von Zimmern im Palast Christiansborg eingeräumt worden sey, wo nun das Museum jeden Donnerstag dem Publikum offen steht. Die Sammlung hat sich seit den letzten drei Jahren bedeutend vermehrt. Im Jahre 1831 erhielt sie einen Zuwachs von 146, im Jahre 1832 von 400 und 1833 von 270 Artikeln, unter denen besonders folgende erwähnt zu werden verdienen: Ein sehr schönes goldenes Halsband, an welchem mehrere Münzen byzantinischer Kaiser aus dem 5ten und 6ten Jahrhundert (55 Dukaten an Gewicht) hängen; eine Sammlung von Ringen für Hals und Arme, nebst mehreren seltenen Brakteaten mit runischen und andern Inschriften, wahrscheinlich aus dem 5ten Jahrhundert (120 Dukaten an Gewicht), und welche sämmtlich auf der Insel Fyen gefunden wurden; eine Sammlung von Urnen und andern Alterthümern aus der nordischen Heidenzeit, im Sommer vorigen Jahres aus mehreren Hügeln auf der Insel Bornholm ausgegraben. (Unter diesen Urnen befindet sich eine von einer bisher noch nicht vorgekommenen Gestalt; sie ist nämlich oben geschlossen und hat ihre Oeffnung an der Seite.) Ferner ein Schachspiel, dessen Figuren aus Wallroßzähnen geschnitten sind und das vor ungefähr hundert Jahren im nördlichen Island in der Erde gefunden wurde, und endlich ein Stein mit Runenschrift, wahrscheinlich aus dem 12ten Jahrhundert, den man in dem alten Bischofssitz Kirkebo, auf den Farbern, ausgegraben hatte.

Die Gesellschaft hat auch noch von Herrn Donald Gregory zu Edinburgh Nachricht von einer sehr schönen Schnalle mit zwei runischen Inschriften erhalten, welche unlängst zu Largs in Schottland gefunden wurde. Professor Steenblock schickte eine Beschreibung mehrerer in Sibirien aus Hügeln ausgegrabener Alterthümer, die sich jetzt im Museum zu Christiania befinden. Von Herrn W. A. Drummond Hay, britischem Generalkonsul in Marocco, erhielt die Gesellschaft Bericht über zwei zu Tanger aufgefundene, von Steinen erbaute Gräber, welche man für gothische Alterthümer hält. Herr Thomas Webb, Sekretär der historischen Gesellschaft von Rhode-Island, schickte eine Mittheilung über einige amerikanische Alterthümer, besonders einige Hügel und Ruinen von Befestigungen betreffend, welche große Aehnlichkeit mit den im nördlichen Europa aufgefundenen haben, und eine Beschreibung von Figuren und Buchstaben, welche zu Bristol im Staat Massachusetts und zu Staticook in Connecticut in einige Felsen gehauen sind. Endlich schickte noch Herr T. A. Kiär zu St. Thomas acht Stück karaibische Alterthümer von verschiedenen Steinarten ein, den auf den virginischen Inseln gefundenen altnordischen Ecksteinen ähnlich, nebst einer Pfeilspitze von Feuerstein aus Nordamerika.

Der Präsident sprach hierauf von den Vortheilen, welche der Gesellschaft hinsichtlich antiquarischer und historischer Forschungen durch ihre archäologischen Abhandlungen eröffnet seyen, von denen während der verflossenen drei Jahre zwei Bände unter dem Titel: Nordisk Tidsskrift for Oldkyndighed, erschienen sind. Diese Bände enthalten antiquarische Mittheilungen aus verschiedenen Gegenden Dänemarks, Schwedens, Norwegens, Großbritanniens und Irelands, den Farbern, Island und Grönland. Ferner findet man in denselben den Anfang zu einer systematischen Uebersicht der nordischen heidnischen Alterthümer, durch Kupferstiche erläutert. Der nächst diesen folgende Band wird nebst andern Gegenständen auch eine kurze Untersuchung über die ältesten isländischen und norwegischen Nachrichten über Island von Herrn N. M. Petersen enthalten.

Endlich wurde noch einer Gabe von 160 Abschriften von Snorre Sturlesons Heimskringla, oder Sagas von den Königen von Norwegen gedacht, welche der Gesellschaft aus Schweden zugekommen war, und welche man zur Vertheilung unter jene Bewohner von Island bestimmte, welche sich zu unterrichten wünschen, denen es aber an den nöthigen Hülfsmitteln hiezu fehlt. Diese Vertheilung, welche den Beamten auf der Insel übertragen wird, ist ganz der Absicht des Gebers entsprechend, der dadurch die den Isländern so eigene Liebe zu dem Studium der Geschichte ihres Landes zu befördern wünscht.

Vermischte Nachrichten.

Die Zahl der Häuser, die zehn Pfund und darüber zahlen, beträgt in England 418,116, in Wales 9644, in Schottland 55,586. Dieß gilt jedoch nur von den Flecken (boroughs). Die respektive Zahl der Wähler beträgt 274,649, 11,309 und 31,332. Auffallend ist, daß die Zahl der Stadtwähler in England und Schottland kleiner, in Wales aber größer ist, als die Zahl der Häuser, welche über 10 Pfund zahlen. Die Zahl der Wähler in den englischen Grafschaften, welche vor der Wahl von 1832 eingeschrieben wurden, beträgt 344,864, also 70,000 mehr als die Wählerzahl in den Städten. Die Gesammtzahl der Wähler in England, Wales und Schottland beträgt 720,784, und es kommt bei der Grafschaftsbevölkerung Ein Wähler auf 25 Seelen, bei der Städtebevölkerung Ein Wähler auf 18, und von der ganzen männlichen Bevölkerung über 20 Jahren 1 Wähler auf 5½.

*

Dem American Almanac zufolge beläuft sich die Zahl der Mäßigkeitsgesellschaften in den Vereinigten Staaten auf mehr als siebentausend mit ungefähr 1,250,000 Mitgliedern. Ueberdieß befahren jetzt mehr als 1000 amerikanische Schiffe den Ocean, an deren Bord kein geistiges Getränk zu finden ist.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 36. 5 Februar 1835.

Handelsstatistik.

Nach offiziellen französischen Quellen.

Neapel, b) Sicilien.

Schifffahrt. Etwa ein Viertheil der im Handel mit Sicilien angewendeten Schiffe gehört der Insel selbst; die Hälfte besteht aus englischen Schiffen, der Rest aus östreichischen, französischen und amerikanischen. Der Küstenhandel und der mit Neapel ist ausschließlich in Händen der einheimischen Schiffe. Vor 40 Jahren bestand die sicilische Marine aus einigen kleinen Fahrzeugen von 40 bis 50 Tonnen, die sich nur selten bis an die Küsten von Italien wagten. Gegenwärtig zählt sie eine bedeutende Anzahl von Schiffen aller Größe, und ihre Flagge zeigt sich auf allen Meeren von Europa und Amerika. Die Schiffe, welche auf den Werften von Palermo gebaut werden, lassen sich mit denen der ersten seefahrenden Nationen vergleichen, was theils dem langen Aufenthalt der Engländer auf der Insel, theils der Sorgfalt zuzuschreiben ist, mit der die neapolitanische Regierung diesen Industriezweig auf alle Art befördert.

Ackerbau. Die Insel besteht aus einer Oberfläche von 2,481,623 Hektaren, und ihr vulkanischer Boden ist von allbekannter Fruchtbarkeit. Im Jahre 1814 bestand die Bevölkerung aus 1,800,000 Seelen, worunter 40,000 Adelige, 54,000 Geistliche, 500,000 Bürger und 1,200,000 Ackerbauern. Es gibt nur Eine große Straße, die von Trapani über Palermo nach Messina führt, daher müssen die Waaren auf Eseln und Maulthieren transportirt werden.

Getreidebau. Die Insel bringt etwa 2,400,000 Salme Getreide hervor. Der Ertrag ist im Durchschnitt achtfältig. Vor dem Kontinentalkrieg führte sie jährlich 300,000 Salma (jede von 2½ Hektoliter) nach Italien und Frankreich aus, seit drei Jahren hat die Ausfuhr 88,000 S. nicht überstiegen, die jährlich nach Neapel gehen. Man kann einen Theil dieser Abnahme der Vermehrung der Bevölkerung zuschreiben, allein größtentheils fällt er dem Verfall des Ackerbaues zur Last.

Wein. Alle sicilischen Weine sind schlecht bereitet, mit Ausnahme der des englischen Etablissements von Mersala, welche mit dem Madeira rivalisiren, und seit einigen Jahren einen beträchtlichen Ausfuhrzweig nach England und Amerika bilden, wo sie sehr gesucht sind. Das Gedeihen dieses Etablissements hat die Bildung ähnlicher in Syrakus, Mazzara, Castellamare, Mascali und Palermo hervorgerufen. Die ganze Ausfuhr beläuft sich auf 43,000 Tonnen (Botte), die 400,000 Unzen (4,000,000 Fr.) werth sind.

Der Oelbaum wächst im Ueberfluß in allen Theilen der Insel, und das jährliche Produkt an Oel beträgt 200,000 Cantaren (16 Mill. Kilogr.), allein die sicilischen Oele sind mit Ausnahme der von Cefalu, Tusa und Termini mittelmäßig, und ihre schlechte Bereitung ist die Ursache, daß die Ausfuhr nur unbedeutend ist: sie beträgt nicht über 12,000 Cantaren.

Die Südfrüchte, als Orangen, Citronen, Mandeln, Pistazien, Feigen u. dgl., bilden einen beträchtlichen Handelszweig. Messina und Palermo führen jährlich mehr als 300,000 Kisten Orangen und Citronen nach Frankreich, England, Amerika und Oestreich aus, und Syrakus und Messina schicken jährlich 12,000 Fässer Citronensaft nach Triest.

Der größte Theil der Manna, welche in Europa und Amerika verbraucht wird, kommt aus der Gegend von Palermo, Cinisi und Capari, Palermo allein versendet jährlich 4000 Kisten davon.

Der Sumac ist ebenfalls fast ausschließliches Produkt von Sicilien; die Ausführung desselben, welche sich ehemals nicht über 5000 Cantaren erhob, beträgt gegenwärtig 86,000. Die besten Qualitäten sind die von Alcano, Carini, Cinisi, Favarotto, Parco und Termini. Die Blätter werden im Julius und August gesammelt, eine zweite Ernte im September liefert ein schlechtes Produkt, das nur allzu oft zur Verfälschung des bessern dient.

Die Baumwolle, welche von den Saracenen in Sicilien eingeführt wurde, wird vor Allem in Catania und Syrakus gebaut, sie wird im März gesäet, und im Oktober und November geerntet, der Samen wird alle drei Jahre aus Malta erneuert. Die Produktion beträgt jedoch nicht über 6 bis 8000 Cantaren, die theils auf der Insel, theils in Neapel und in England verarbeitet werden. Der Boden und das Klima erlauben dieser Kultur eine große Ausdehnung zu geben. Die besten Arten derselben, die in Biancavilla und Altavilla gezogen werden, sind der kurzen Baumwolle von Louisiana zu vergleichen.

Der Seidenbau war durch die langen Continentalkriege fast vernichtet worden, hebt sich aber seit einigen Jahren wieder.

Die Ausfuhr, welche vor 1793 sich auf 1600 Ballen (zu 300 Pf.) erhoben hatte, beträgt nur 300 Ballen jährlich. Der Maulbeerbaum, der früher fast in allen Theilen der Insel, besonders in der Gegend von Palermo gezogen wurde, findet sich gegenwärtig nur in der Gegend von Messina, Palli und Catania. Die sicilianische Seide ist gut, aber nur mittelmäßig zubereitet und gesponnen, daher sie nur zu gewissen Zeugen angewendet werden kann. Sie geht nach Amerika, England und Frankreich.

Bergwerke. Der mineralische Reichthum von Sicilien besteht vor Allem in Schwefel, dessen Ausfuhr eine ungemeine Ausdehnung gewonnen hat, seitdem man ihn in England und Frankreich zu Fabrikation von künstlicher Soda anwendet. Er findet sich besonders in dem südlichen Theile der Insel, im Jahre 1833 erhob sich seine Ausfuhr auf 500,000 Cantaren, zu einem Werth von 7 Mill. Fr. Der Preis hat sich seit 20 Jahren verdreifacht.

In der Nähe von Castro Giovanni finden sich große Lager von Steinsalz, und die Salzseen von Agosta und Trapani liefern eine ungeheure Masse von Seesalz, das etwa Einen Franken per 500 Pf. kostet. Es werden davon 350,000 Cantaren nach Konstantinopel, Malta und Venedig verschifft.

Industrie. Vor etwa 60 Jahren bestand die ganze sicilische Industrie in einigen Seidemanufakturen, allein seitdem hat sich eine große Anzahl von Fabriken in allen Theilen der Insel erhoben.

Seide. Diese Fabrikation nimmt noch immer den ersten Rang ein, und ihr Hauptsitz ist in Catania, wo sie 1200 Webstühle beschäftigt. Ihre Produkte stehen den Lyonern in Dauer des Gewebes und der Farben nach, allein ihr niedriger Preis macht sie gesucht. Neapel führt etwa 150 bis 180 Ctr. davon bei sich ein; Palermo und Messina besitzen einige Fabriken, die aber unbedeutend sind. Das Gesammtprodukt von Seidenzeugen im Jahre 1832 wird auf 300 Centner berechnet. Etwa 1000 Stücke Zeug und 800 an Bändern gehen nach Malta und Triest.

Baumwolle. Die Höhe der Zölle hat mehrere Baumwollenfabriken hervorgerufen, namentlich in Palermo, Catania und Messina, sie verbrauchen jährlich etwa 8000 Centner Faden, der aus England eingeführt wird. Ein Franzose baut in diesem Augenblick eine große Spinnerei in Palermo nach englischem Fuße.

Tücher. Sicilien besitzt noch keine Tuchfabriken, und zieht aus Neapel fast seinen ganzen Bedarf; man verfertigt auf der Insel nur einen groben Zeug aus einheimischer Wolle, die mit der Hand gesponnen wird, und woraus die Fischermäntel, genannt Abraglo, bestehen. Ein Franzose beschäftigt sich gegenwärtig mit der Errichtung einer Tuchfabrik in Palermo, wozu er auf fünf Jahre die Erlaubniß zollfrei gesponnene Wolle einführen zu dürfen erhalten hat. Sicilien besitzt eine Menge von Schafen, sie sind aber sehr klein und von schlechter Race, und ihre Wolle zugleich grob und spärlich. Jedes Stück liefert nicht über 2½ Pf. und sie wird zu 37 Fr. per Centner verkauft.

Außer diesen wenigen und mittelmäßigen Manufakturen besitzt Sicilien noch einige Hut-, Handschuh- und Packtuchfabriken, welche für das Bedürfniß des Landes hinreichen. Allein das traurige Prohibitivsystem, das in Neapel schon so schädlich gewirkt hat, ist in Sicilien ein noch weit größeres Hinderniß der Entwicklung der Nationalkräfte. Anstatt Straßen zu bauen, welche den Ackerbau des Innern der Insel befördern würden, begnügt sich die Regierung durch Prohibitivzölle höchst mittelmäßige Fabriken hervorzurufen, welche die Kapitalien der Insel an sich ziehen, und schlechte und theure Waaren liefern. Die Folge ist ein ungeheurer Schleichhandel, der den regelmäßigen wenigstens ums Sechsfache übersteigt, eine allgemeine Verarmung, Barbarei und Unzufriedenheit. Sicilien könnte der erste ackerbauende Staat von Europa seyn, wie er es unter den Römern und Saracenen war. Seide, Südfrüchte, Baumwolle, Zucker, Wein und Oel könnten die Elemente eines Handels von unberechenbarer Wichtigkeit seyn, wenn Transportmittel existirten, wenn durch mäßige Zölle die Einfuhr fremder Waaren zum Austausch befördert würde, und die Regierung einen Theil der Gesetze über Landeigenthum modifiziren wollte. Allein man zieht vor es den Interessen der neapolitanischen Industrie aufzuopfern, welche zwar selbst noch sehr zurück, allein dennoch der sicilischen überlegen ist, und ihr daher ein Mittel von Ausfuhr darbietet.

Ayesha das Mädchen von Kars.

(Fortsetzung.)

Osmond überließ den Russen, als den eigentlichen Eroberern, das Schloß und zog mit einer Abtheilung derselben, welche den gefangenen Cara Bey eskortirte, nebst Ayesha und Zabetta ins russische Lager, wo er, sobald der Oberbefehlshaber seinen Namen und Stand erfahren hatte, mit der größten Auszeichnung behandelt wurde. Cara Bey sollte feierlich in Gegenwart des ganzen Heeres und eines großen Zulaufs von Menschen hingerichtet werden, sein Urtheil war schon gesprochen, als er noch um die Gnade bat, Zabetta sprechen zu dürfen. Man hielt dieß für eine sehr unverfängliche Forderung und gestand sie zu.

Zabetta fand ihn allein in der Ecke seines kleinen Zeltes sitzen, an Händen und Füßen gefesselt, ein wahres Bild gefallener Bosheit. Sobald sie erschien, heiterte sich sein Gesicht auf, und er war möglichst bemüht, sich ihr in einem günstigen Lichte zu zeigen.

„Ihr seyd willkommen," sagte er; „Ihr, Maschallah, seyd eine von denen, die nicht bloß reden. Ihr seyd eine Frau, wie es wenige in der Welt gibt. Ihr kommt zu einem gefallenen Manne, der Euch nichts zum Lohne geben kann. Möge der Himmel Euch belohnen!"

„Was sind das für Worte, Cara Bey?" rief Zabetta; „möget Ihr lange leben! Dieß Unglück wird vorübergehen. Was wollt Ihr von mir?"

„Was sagt Ihr? Ihr wünscht mir langes Leben? Vielleicht, wenn Ihr mir helfen wollt, verdammt aber ihr mich auch, dann muß ich sterben, so gewiß die Sonne heute Abend untergeht."

„Euch helfen?" rief Zabetta erstaunt; „was kann ein armes schwaches Weib wie ich thun?"

„Ihr könnt viel thun," erwiderte der schlaue Cara Bey. „Ihr habt Gewalt über Eure Tochter. Sie hat Gewalt über den Franken Osmond. Er kann mein Leben von den moskowitischen Hunden erbitten; habt Ihr mich verstanden?"

Zabetta war unschlüssig, was sie antworten solle, denn mit Cara Bey's Fall waren auch alle Plane gefallen, welche sie in Verbindung mit ihm gehegt haben mochte, und sie scheute sich, noch weiter darein verwickelt zu werden; doch der listige Cara Bey errieth ihre Gedanken und sagte: „Seyd Ihr thöricht genug, alle Vortheile die Ihr in der Hand habt, und die Euch über alle Frauen Asiens erheben würden, so leichtsinnig wegzuwerfen. Man bietet Euch Reichthum, Ehren und Macht, und Ihr geht, setzt Euch auf einen Misthaufen und wendet allem dem den Rücken zu?"

„Was sagt Ihr?" fragte Zabetta plötzlich angeregt; „ich verstehe Euch nicht."

„Ihr würdet mich leicht verstehen," erwiderte Cara Bey, „wenn ich, einmal in Konstantinopel angekommen, zu Euch käme und sagte: Zabetta Kadun, hier ist der Kislar Aga des Sultans, der Euch seine Aufwartung macht; er kommt, um von Seite Sr. Hoheit Euch die Füße zu küssen; er ladet Euch und Eure schöne Tochter ins Serail ein; Ihr werdet seine Herrin seyn, Eure Worte sind Gesetz, die Schätze des Reichs stehen Euch offen. Die Mutter der Favoritsultanin steht nur dem Sultan nach. Dann würdet Ihr mich verstehen, wie Ihr mich jetzt versteht. Ist es nicht so? Sprecht!"

„Ich verstehe," sagte Zabetta, „aber das sind leere Worte. Wer sichert mir dieß Glück, diese Gewalt, diese Reichthümer?"

„Wer?" entgegnete Cara Bey. „Gewiß nicht der Engländer, in dessen Händen Ihr gefallen seyd, sondern ich. Rettet mich vom Tode, und ich will Euch alles dieß zusichern. Ich habe mehr Freunde am kaiserlichen Thron, als Ihr wissen könnt. Ich habe einen direkten Weg zum Ohre des Kaisers, und wenn ein schönes Mädchen im Spiel ist, so kommt Alles, was ich Euch verspreche, immer von selbst."

„Was soll ich, was kann ich thun?" versetzte Zabetta, geblendet durch diese Aussichten und stets bereit, bei einer Intrigue die Hände mit im Spiele zu haben.

„Hört!" sagte Cara Bey; „Ihr müßt machen, daß Ayescha den Franken bittet. Er ist ein guter, ehrlicher Mann, das ist nicht zu läugnen; er allein hat mich und mein Schloß in die Hände der russischen Hunde gebracht. Sie können ihm meine Freilassung nicht abschlagen, wenn er darauf besteht."

„Gesetzt nun, sie thuns," entgegnete Zabetta; „wie wollt Ihr je nach Konstantinopel kommen, entblößt von Allem und ausgestoßen, wie Ihr seyd?"

„Das überlaßt mir. Im ganzen Lande ist kein Weg und kein Schlupfwinkel, den ich nicht kenne. Begleitet nur den Franken, gebt Euch das Ansehen, volles Vertrauen auf ihn zu setzen. Macht ihn zum Sklaven Eurer Tochter, und Alles wird gut gehen. Und sie," fuhr Cara Bey fort, einen Ring mit dem Namen Osman vom Finger ziehend, den er gleich nach seiner Rückkehr von Kars Ayescha'n entrissen hatte, „gebt Ihr diesen Ring zurück. Sagt Ihr, es sey das letzte Geschenk eines Sterbenden. Dieß wird Ihr Herz erweichen. Diesem und Euern Bitten kann sie nicht widerstehen. Sagt, wollt Ihr mir helfen?"

Zabetta saß eine Zeit lang schweigend. Sie erkannte wie glänzend die Aussichten seyen, die Cara Bey ihr vorhielt, verglichen mit denen, welche Osmond ihr bieten konnte. Sie ließ sich überreden, und sagte endlich: „Ich will thun was ich kann. Ich bin nur ein Weib. Doch will ich's versuchen. Osmond, weiß ich, ist ein guter Mann, auf Ayescha kann ich mich verlassen, aber wir sind in den Händen hartherziger Menschen."

„Ihr versprecht also es zu versuchen!" sagte Cara Bey. „So geht denn und seyd des Erfolgs sicher."

„Möge der Himmel Euch beschützen!" rief Zabetta, nahm Abschied und ging gedankenvoll nach Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Oeffentliche Arbeiten in Aegypten.

Der Moniteur egyptien enthält hierüber folgende Mittheilungen: „Die Arbeiten an den Nilbarren werden mit beispielloser Thätigkeit fortgesetzt. Mehr als zwölftausend Arbeiter sind auf seinen beiden Armen von Damiette und Rosette in Regimenter eingetheilt und kasernirt, und ihre Zahl nimmt immer zu. Bereits ward eine unermeßliche Menge Bodens weggeführt, und unablässig häufen sich die Materialien. Neulich ließ Herr von Cerisy-Bey, auf Begehren der bei den Barren angestellten Ingenieure, im Arsenale hundert Sandräumer bauen, die ihnen zugesendet und auf der Stelle in Thätigkeit gesetzt wurden. So kommt unter unsern Augen und in einem Lande, das seit dem grauesten Alterthum die Spuren so großartiger Werke an sich trägt, eine der kolossalsten Unternehmungen zu Stande, an die je die menschliche Betriebsamkeit ihre Hand legte. Was jedoch dieses neuere Werk hauptsächlich auszeichnen wird, ist seine hohe Nützlichkeit. Aegyptens Wohlfahrt hat nun fortan, wenn, wie Alles hoffen läßt, ein vollständiges Gelingen die Anstrengungen krönt, durch die man des Flusses Herr zu werden und seine Ueberschwemmungen zu regeln sucht, so zu sagen keine Gränzen mehr. Der Pascha, der nichts verabsäumen will, was zur Sicherung der Vollendung seines Werkes dienen kann, ließ so eben auf die schmeichelhafteste Weise an Herrn Brunel, den Erbauer des Tunnels unter der Themse, schreiben, um ihn zu vermögen, wenigstens auf einen oder zwei Monate an die Gestade des Nils zu kommen, und ihm mit seinem Rath und seiner Erfahrung beizustehen. Herr Brunel wird, wie wir nicht zweifeln, durch eine von so hoher Hand und von einem solchen Fürsten an ihn ergangene Einladung sich bewegen lassen. Se. Hoheit wird solchergestalt seinen Ruhm gegen alle möglichen Wechselfälle, die etwa gegen seinen festen Willen ankämpfen möchten, sicher stellen. Die geschickten Ingenieure, die sich an den Barren befinden, werden sich, wenn ihre Arbeiten durch die Gegenwart und den Rath eines so berühmten Mitbruders so zu sagen sanktionirt seyn werden, von neuem Eifer beseelt fühlen. Mehemed Ali erkennt gern an, daß er dem Marschall Marmont die erste Idee verdankt, an Herrn Brunel schreiben und ihn einladen zu lassen, zu ihm zu kommen, oder ihm wenigstens einen Mann seiner Wahl zu senden, der sein ganzes Vertrauen genösse, und ihn so viel als möglich ersetzen könnte. Die Barrenarbeiten werden eine würdige Vervollständigung durch die Eisenbahn erhalten, die von Kairo nach Suez angelegt werden wird. Ein leichter Transportweg wird hiedurch für Europa bis ins Herz von Indien über das rothe Meer geöffnet. Herr Galloway, der neulich wegen seiner ausgezeichneten Dienste von Sr. Hoheit zum Range eines Beys erhoben wurde, ist seit einiger Zeit nach England abgereist, um hier sämmtliche zum Bau der in Rede stehenden Straße erforderliche Materialien zu sammeln. Ihrerseits faßte eine englische Kompagnie den Plan, durch Syrien einen andern Weg nach Indien zu öffnen. Es handelt sich nämlich von der Vereinigung des Orontes mit dem Euphrat mittelst eines Kanals, der etwas oberhalb Antiochien beginnen, und sich nach Belles, durch Aleppo, in einer Ausdehnung von 67 Meilen erstrecken würde. Der Plan zu diesem Kanal ward vor einigen Jahren von Herrn Chesney, Kapitän im königlichen Artillerie-

korps Sr. britischen Majestät gezeichnet, der, nachdem er den Euphrat von Bassora bis Bir durchschiffe halte, die vollkommene Schiffbarkeit dieses Flusses in dem größten Theil seiner Ausdehnung, und die Leichtigkeit erkannte die schwachen Hindernisse, auf die man an einigen Punkten stoßen könnte, zu überwinden. Ehe indeß die englische Kompagnie zur definitiven Ausführung des in Frage stehenden Kanals schritt, beschloß sie für den Augenblick einen ersten Schifffahrtsversuch auf dem Euphrat mittelst zweier eiserner Dampfbööte zu machen, deren einzelne Bestandtheile nach Bir transportirt werden sollen, wo man, falls man keine günstigere Stelle hiefür findet, ein Bassin zu graben beabsichtigt. Um zu einem so schönen Vorhaben aufzumuntern, votirte das Parlament 20,000 Pfd. St., und man zweifelt nicht, daß ihm bald viele sehr beträchtliche Privatsubskriptionen zu Theil werden dürften."

Chronik der Reisen.

Bougainville's Reise um die Welt in den Jahren 1824 bis 1826.

(Schluß.)

Während dieser Rast machte sich am Ende doch der schlimme Einfluß des Klima's troz aller dagegen genommenen Vorsichtsmaßregeln bei der Schiffmannschaft bemerklich, in Folge dessen gab Hr. v. Bougainville Befehl zur Abfahrt, und am 29 April 1825 waren die Fregatten außerhalb der Meerenge von Madura. Am 10 Mai geriethen sie in die von den Inseln Lombock und Sumbawa gebildete Meerenge. Hr. v. Bougainville ließ den Ankergrund von Peejow, der bis dahin wenig besucht worden, jedoch der beste unter allen denen ist, die man in der Meerenge triffe, mit Sorgfalt rekognosziren. Wieder in den indischen Ozean gelangt, suchte er Neu-Holland zu umsegeln, und nahm am 19 Junius das Südwest-Kap von Van Diemensland in Augenschein. Seine Absicht war, in Hobarts-Town, einer bereits froh aufblühenden Stadt zu landen, die auf einem Punkte erbaut, wo noch vor nicht gar langer Zeit einige Horden Wilder kaum die nöthige Nahrung fanden, um ihr armseliges Daseyn zu fristen, heftige Windstöße nöthigten ihn aber diesen Plan aufzugeben und sich vom Winde nach Port Jackson treiben zu lassen, wo die Division am 29 Junius ankerte. Am 1 Julius lag sie vor der Stadt Sydney, Hauptstadt der englischen Niederlassungen in Neu-Süd-Wales, vor Anker. Es war dieß das Zweitemal, daß Hr. v. Bougainville diese Niederlassungen besuchte.

Begünstigt durch die Mitwirkung der aufgeklärtesten Einwohner, die er meist schon auf seiner ersten Reise kennen gelernt hatte, und die den größten Eifer an den Tag legten, ihm als Führer zu dienen, durchstreifte er die interessantesten Theile dieses neuen Landes; er besuchte die aufkeimenden und eines Tages vielleicht zu hohem Geschick berufenen Städte, und vermochte sich vielleicht bei der hohen Bewunderung für den schöpferischen Geist einer rivalen Nation, die, was das Kolonisationswesen anbelangt, ohne Widerspruch die erste ist in der Welt, eines Gefühls der Eifersucht nicht zu erwehren.

Von Regent-Ville aus gingen die Fregattenkommandanten und mehrere Offiziere ab, um die berühmten, den Engländern so lange Zeit unzugänglichen blauen Berge zu ersteigen. Das Hauptziel dieser Reise war das Tafelland, der Kulminationspunkt der Berge, von wo dem Auge eine Aussicht ohne Gränzen sich öffnet; ein unermeßlicher Rahmen, der in einem und demselben Gemälde die schlagendsten Kontraste, wie die mannichfaltigsten Landschaften vereinigt. Aus einem Punkte hervor, wo der Berg durch eine Naturerschütterung heftig zerrissen scheint, stürzt sich ein Wasserfall, dessen senkrechte Höhe mehr als 1500 englische Fuß beträgt. Hr. de la Touanne, Lieutenant der Thetis, der große Gewandtheit im Kreidezeichnen besaß, machte eine Zeichnung dieses Wasserfalls, der bis dahin nur sehr wenigen Personen bekannt war, und dem der Generalgouverneur, Sir Th. Brisbane, den Namen Bougainville beilegte.

Dieses Andenken wird indeß nicht das einzige seyn, das sich an die Expedition der Thetis und Espérance knüpft. Die Küsten von Botany-Bai, die man die Wiege von Neu-Süd-Wales nennen könnte, weil diese Bucht den ersten Gedanken der Niederlassung eingab. Dieser durch die ersten Schritte, die Cook auf diesem Kontinent machte, und die lezten Fußtapfen des unglücklichen La Peyrouse doppelt berühmte Ort, wird für immer durch das Denkmal geheiligt seyn, das Bougainville den Manen des gefeierten Seefahrers errichtete; es liegt auf der nämlichen Stelle, die noch heute den Namen French Garden führt. Der Gouverneur trat sie durch einen authentischen Akt an Frankreich ab, und die feierliche Grundsteinlegung ward von ihm selbst und den Kommandanten und Stabsoffizieren der französischen Schiffe, in Gegenwart der genannten Offiziere, vorgenommen. Einige Zeit nach Erfüllung dieser frommen Pflicht ging die Expedition wieder unter Segel, und steuerte Neu-Seeland nördlich umschiffend, direkt gegen der Küste von Chili. Am 23 Nov. 1825 warf die Division zu Valparaiso nach einer 55tägigen Ueberfahrt Anker, während welcher sie 2500 Lieues beinahe in gerader Linie zurückgelegt halte.

Große Thätigkeit herrschte in diesem Hafen, da die Regierung eine Expedition gegen Chiloe ausrüstete, das nebst dem von dem tapfern Rodil vertheidigten Fort von Callao noch die einzigen Punkte in diesem Meere waren, die der Krone Spanien einigen Stützpunkt gewährten: beide wurden ihr indeß bald entrissen. In Chili traf Hr. v. Bougainville mit Lord Byron, dem Enkel des berühmten Commodore dieses Namens, Befehlshaber der Fregatte Blonde, zusammen. Er kam von den Sandwich-Inseln, wo er nach Bestattung der sterblichen Ueberreste Tamehameha's II und der Königin seiner Gemahlin, die in England gestorben waren, dem Andenken Cooks ein Denkmal errichtet hatte.

Sonderbarer Zufall, der auch die Abkömmlinge der Weltumsegler, die einst auf ihren Fahrten sich begegneten, zusammenführte, und zwar in einem Augenblicke, wo sie kurz zuvor den Manen jener beiden gefeierten Männer, deren Leben ein so trauriges Ende genommen, einen gerechten Tribut der Huldigung dargebracht hatten.

Am 7 Jan. 1826 verließen die Thetis und Espérance Valparaiso; und am 2 Februar war das Kap Horn umsegelt, und wenige Tage später Hr. v. Bougainville bereit, in die Bucht der Maluinen-Inseln, wo sein Vater im Jahre 1765 auf eigene Kosten eine Niederlassung gegründet halte, einzulaufen, als ein dichter Nebel ihn nöthigte, auf seinen Plan zu verzichten. Es ist bekannt, daß diese von den Spaniern die sie verließen, in Anspruch genommenen, hierauf von Fischern verschiedener Nationen bewohnten Inseln, jezt (1834) auf Befehl der englischen Regierung troz der Vorstellungen und Bitten der argentinischen Republik in Besitz genommen sind.

Während der Fahrt von den Maluinen nach Rio-Janeiro wurden beide Schiffe durch einen heftigen Windstoß getrennt, ankerten aber drei Tage später am 2 März 1826 neben einander auf der Rhede von Rio, von wo die Expedition ihren Rückweg nach Frankreich antrat. Am 20 Mai umsegelten sie die Azoren, und am 24 Junius 1826 liefen sie, nach einer Abwesenheit von 28 Monaten und nach Zurücklegung von beinahe 20,000 Landstunden, in die Rhede von Brest wieder ein, brachten reiche naturhistorische Sammlungen mit, die im Chardin des Plantes deponirt wurden, und hatten die Positionen einer bedeutenden Anzahl wichtiger Punkte des indischen und chinesischen Meeres genauer bestimmt.

Ein französischer Landwirth, Namens Billot, im Bezirk Poligny, hat, wie das United Service Journal berichtet, eine Maschine erfunden, welche in jeder Minute 2000 Kugeln, jede von 16 Loth, oder 120,000 in der Stunde, und zwar ohne die geringste Unterbrechung abschießt. Die Wirksamkeit dieser furchtbaren Maschine kann nach Belieben gehemmt und wieder in Thätigkeit gesezt werden, und man kann diese Kugeln aus ihren verschiedenen Mündungen nicht nur auf Gegenstände von verschiedener Entfernung, sondern auch alle auf Einen Punkt richten. Die Maschine reicht zwar nicht weiter als ungefähr 110 Schritt, indeß versichert der Erfinder, sie noch so weit zu verbessern, daß sie die Kugeln bis auf 450 Schritt trage, und zwar mit nicht bedeutend geringerer Geschwindigkeit, als man durch Schießpulver erreiche. In diesem Fall werde er aber genöthigt seyn, ihr Gewicht von 80 bis 810 Pfund zu erhöhen. Als treibende Kraft wirken weder Luft, noch Federn, noch Brennmaterial; der Name des Erfinders steht bei den französischen Mechanikern in Achtung, denn Herr Billot erfand bereits zwei neue Hebemaschinen, welche in der Sammlung der Gesellschaft für Aufmunterung der Künste und Wissenschaften zu Paris aufgestellt sind.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 37. 6 Februar 1835.

Bilder aus Paris.

Eine Sitzung im Taubstummen-Institut.

Der Eintretende wird von zwei oder drei jungen Taubstummen empfangen, und die Stiege hinauf in den Saal, wo die Uebungen statt haben, geführt. In einer Art Vorzimmer befindet sich ein Magazin von Waaren, besonders Drechslerarbeit in Elfenbein und Wurzelhölzern, die von den Eleven des Instituts gefertigt, und hier zum Verkaufe ausgestellt sind. Jedem Besuchenden wird außerdem ein kleines Büchelchen für den Preis von 1 Fr. zum Kauf angeboten. In diesem Büchelchen findet er die Bildnisse des Abbé des l'Epée, des Stifters des Taubstummen-Instituts, welcher im Jahre 1789 in einem Alter von 77 Jahren gestorben ist; des Abbé Sicard, des Nachfolgers des Abbé de l'Epée, gestorben im Jahre 1822, in einem Alter von 80 Jahren; des taubstummen Marsieu, eines Schülers von Sicard, endlich des taubstummen Clerc, gleichfalls Schüler von Sicard und dermalen Vorsteher des Taubstummen-Instituts in Nordamerika; er findet in diesem Büchelchen ferner die Anleitung, sich den Taubstummen verständlich zu machen, und durch Zeichen mit ihnen zu sprechen, so wie mehrere Antworten auf Fragen, welche von Personen aus dem besuchenden Publikum an die taubstummen Eleven gerichtet worden sind.

Eines Tages fragte eine junge Dame den taubstummen Clerc, ob die Taubstummen sich unglücklich fänden? Seine alsbald gegebene Antwort war folgende: „wer nichts besessen hat, hat nichts verloren, und wer nichts verloren hat, hat nichts zu bedauern." Der Taubstumme hat nie gehört, noch gesprochen, er hat also weder das Gehör noch die Sprache verloren, und kann daher weder die eine noch die andere schmerzlich vermissen. Uebrigens ist es für sie ein großer Trost, das Gehör durch die Schrift und die Sprache durch Zeichen ersetzen zu können.

Diese Antwort ist zu logisch schulgerecht und von zu abstrakter Philosophie, als daß man an deren freies ungekünsteltes Entstehen in der Betrachtung eines gewöhnlichen Taubstummen glauben könnte. Allein es war Clerc, welcher diese Erwiderung gab, und selbst die Uebungen, die vor meinen Augen statt gehabt, überzeugten mich, daß bei Stellung der Fragen und deren Beantwortung keine Unterschleife geschehen. Bekannt ist die schöne und rührende Erklärung der Dankbarkeit, durch einen Taubstummen gegeben: die Dankbarkeit ist die Erinnerung des Herzens.

Was mich bei vielen Dingen in Paris, die fern und nah hoch gepriesen sind, unangenehm anwandelte, war auch hier vorhanden. Ich meine den theatralischen Charakter, das Schauspielmäßige, womit alle öffentlichen Handlungen begleitet sind. Es ist dieß nicht ein Vorwurf für das Institut und seine würdigen Lehrer, welche letztere, im Gegentheil, in ihre schöne und menschenfreundliche Berufsthätigkeit eine prunklose Einfachheit und den Ernst eines tiefen philosophischen Studiums bringen; von ihnen hätte ich im Gegentheil etwas mehr Lebhaftigkeit, etwas mehr Bewegung, mehr Farbe der Darstellung gewünscht, das Interesse dieser letzteren würde um ein Bedeutendes erhöht worden seyn. Mein Vorwurf trifft vielmehr das Publikum selbst, welches die Uebungen der Eleven des Taubstummen-Instituts besucht, ganz so wie es in irgend ein Theater, in den Cirque Olympique, zu den Künstlern des Boulevard du Temple oder in eine Marionettenvorstellung geht, mit all seinen Angewöhnungen, lächerlichen Vorurtheilen, mit all seiner Anmaßung und weinerlichen Gutmüthigkeit. Es lacht oder weint, — es jubelt oder seufzt, und läßt die Taschentücher die Thränenströme auffassen, wie es zu thun gewöhnt ist in dem Theater de la Gaité, das im wunderlichen Widerspruch mit seinem Namen die gräßlichst-schauerlichen Stücke zum Besten gibt. Antwortet ein Eleve richtig, durch Zeichen oder Schrift, auf die an ihn gestellte Frage, so klatscht das Volk und schreit Bravo, daß die Wände davon einstürzen möchten, als ob der arme Unglückliche auch nur einen leisen Ton davon vernehmen könnte. Wenn während der Uebungen die zum Empfang des Publikums an dem Eingange des Saales aufgestellten jüngern Eleven mit ihren eisenbenagelten Schuhen die Treppen auf- und absteigen, unbewußt des Geräusches, welches ihr Auftreten verursacht, und das sie nie geahnt haben, so zischt das Volk, als ob das Gehör der Gehenden von dem Mißfallen der Einfältigen mehr betroffen würde als von dem Lärm der Nägelschuhe.

Die Uebungen durchlaufen alle Stufen, von der schwächsten bis zur stärksten, von der ersten Verständigung durch Zeichen mit der Hand und auf der Tafel, bis zu philosophischen Definitionen in fertiger Schrift und dem vollständigen Nachahmen der Sprache. Bewunderungswürdig ist die Festigkeit, die Gewandtheit, die

Klarheit und die Schnelligkeit, mit welcher der Taubstumme dem Publikum erklärt, was durch ein ihm vorgezeigtes Gemälde, eine Zeichnung oder ein Bild vorgestellt wird. Diese Uebungen ergötzen das Publikum um so mehr, als sie, in ihrer plastischen Natur, jeder Intelligenz zugänglich, und sehr häufig von komischem Charakter sind.

Der dermalige Direktor des Instituts, Paulmier, unterhält sich mit den weiter vorgerückten Eleven, wie mit Personen, die der Sprache und des Gehöres völlig theilhaft sind, nur sind seine Töne leise gesprochen, weil nicht der Laut derselben, sondern die Gestalt des Mundes und die hiedurch dem Taubstummen gegebene Vorstellung des Wortes entscheidet. Wo das Gesicht nicht ausreicht, muß das Gefühl helfen. Häufig, wenn der Taubstumme während einiger Zeit die Mundbewegungen seines Lehrers beobachtet und dennoch nicht verstanden hatte, was dieser ihm gesagt, nimmt Paulmier den Eleven bei der Hand, und wiederholt das Gesagte, indem er in die hohle Hand spricht. Sogleich gibt der Eleve die erwartete Antwort.

Aber schmerzlich rührend und wehmüthig ist der Eindruck, welchen die Sprachnachahmung der Taubstummen gewährt. Man fragt sich, ob diese Vervollkommnung, die eine eng gesteckte Gränze nie überschreiten kann, eine Wohlthat für die Unglücklichen, ob sie nicht vielmehr eine Vergrößerung ihres Elendes ist, indem sie ihnen eine Ahnung gibt von dem, was ihnen ewig verschlossen bleiben muß, ein täuschendes, trügerisches Bild, dessen Wirklichkeit sie nie erreichen können. Der Taubstumme sieht die Sprache nur, er hört sie aber nicht, er kann wohl Worte bilden, aber nicht sprechen; er kann wohl den Körper der Sprache erzeugen, aber es fehlt die Seele, die Belebung der Rede, die Betonung. Da der Taubstumme die Töne seiner Wortbildungen nicht vernimmt, so ist weder Gefühl noch Gedanke, weder Nachdruck noch Milde in seinen Wortlauten abgespiegelt, und die Rede, welche er von den Lippen abstößt, ist ohne Halt und ohne Anstand, ohne Gewicht und ohne Selbstständigkeit; sie steigt oder sinkt, nicht nach dem Werthe des Satzes und dem Grade des Affektes, sondern nach dem Zufalle des augenblicklichen Athemschöpfens, und das Wort bewegt sich ein leichter Körper in der atmosphärischen Luft, der, unstät umher getrieben, eine Zeit lang nach allen Richtungen geht und wie ermattet sinkt und sinkt. Dabei ist es, als ob die Brust der also Redenden von einer großen Last gepreßt, nur mit vieler Anstrengung die Sprachtöne hervorbringen könnte, welche darum auch oft einem schmerzlichen Gewimmer ähnlicher sind, als einer gewöhnlichen Rede. Es ist unbeschreiblich, welchen peinlichen und ängstlichen Eindruck diese Uebungen auf das Gemüth der Zuhörer hervorbringen. Glücklicherweise ist dieser Eindruck nur einseitig und die Antwort von Eleve gewährt hier den besten Trost: der Taubstumme, welcher nichts besessen hat, empfindet das, was ihm abgeht, nicht als Verlust, und da er sich nicht sprechen hört, so kann er nicht urtheilen von der armseligen Gebrechlichkeit seiner Sprachschöpfung, die ihm vielmehr als ein großer und bewunderungswürdiger Sieg menschlicher Kunst und Wissenschaft über die Härte der Natur erscheint.

Paulmier eröffnete die Sitzung durch einen kurzen Bericht über den Zustand der Taubstummen überhaupt in Frankreich. Dieser Bericht war nicht sehr tröstlich. Es geht daraus hervor, daß von den Taubstummen, die auf der ganzen Oberfläche Frankreichs verbreitet sind, ungefähr 7000 an der Zahl, nur ein sehr geringer Theil den Trost und die geistige Wiedergeburt der Erziehung und der Schule empfangen, und daß unter dieser Minderzahl nur diejenigen die segenreiche Wohlthat der Stiftung von Abbé de l'Epée genießen, welche in dem Institut zu Paris aufgenommen sind. Ihre Anzahl ist bestimmt und verhältnißmäßig gering.

In dieser Beziehung entspricht die Wirklichkeit der Wohlthat dem Rufe nicht. Es verhält sich damit in gewisser Hinsicht wie mit der Invalidenanstalt, welche einen Theil der französischen Invaliden über alle Maßen vortrefflich verpflegt und behandelt, während die Mehrzahl ohne Schutz und Obdach ist.

Nur ist der große Unterschied nicht zu übersehen, daß die Stiftung des Abbé de l'Epée aus reiner Menschenliebe hervorgegangen ist, während die Erbauung des Invalidenhotels durch Ludwig XIV, wie alle Kunstwerke und Anlagen dieses Königs, vor Allem ein Werk des Glanzes und der Schau war.

Ayesha das Mädchen von Kars.

(Fortsetzung.)

Die Sache ging, wie Cara Bey gewünscht und vorausgesehen hatte, Osmond bewog, doch nicht ohne Mühe den russischen General ihm das Leben zu schenken. Schon war nämlich Alles zur Hinrichtung angeordnet, die Truppen rückten aus, und der General selbst war im Begriff, sich mit seinem Stabe an den Ort der Hinrichtung zu begeben. Nachdem Osmond alle seine Gründe vorgebracht, antwortete derselbe nach einigem Zaudern: „Sie haben genug gesagt, um meinen Entschluß zu erschüttern, und meine Achtung für Ihren Charakter zu erhöhen, aber bedenken Sie meine Lage. Ich bin hier Generalgouverneur dieses großen Landes, das der Kaiser meiner Verwaltung anvertraut hat, mit der Gewalt über Leben und Tod. Die zahlreichen, verschiedenartigen Stämme, die ich zu beherrschen und im Zaume zu halten habe, beobachten meine Handlungen, wie der Fuchs den Löwen. Wild, wie die Winde des Himmels, in schwer zugänglichen Gebirgen lebend, voll List und Schlauheit, werden sie, wenn sie die geringste Schwäche in meinem Benehmen merken, stets bereit zum Aufstand seyn; verzeiht man ihr Vergehen nur einmal, so betrachten sie Nachsicht als ihr Recht, und fahren in ihrem gesetzlosen Kriegsleben fort, als hätten sie keine Vergeltung zu befürchten."

Osmond konnte ihm nicht Unrecht geben, meinte aber, wenn er jetzt, wo das Uebergewicht so sehr auf seiner Seite sey, Gnade erzeige, so könne ihm dieß sicherlich keinen Nachtheil bringen, sondern müsse am Ende seine moralische Gewalt eher vermehren, als wenn des Henkers Schwert stets gezückt wäre. Der alte General rieb sich bei dieser, auf asiatische Halbbarbaren gewiß schlecht genug berechneten Lehre die Augen, und sagte endlich nach einigem Bedenken: „aber etwas muß doch geschehen, wir

können die versammelte Menge nicht so ohne alles Schauspiel abziehen lassen." Dieß gab Osmond zu, und die nöthige Verabredung ward getroffen, jedoch geheim gehalten.

Die Sonne war etwa seit einer Stunde über die Gipfel der Berge, die das Thal umgeben, emporgestiegen, als Alles zur Hinrichtung des Verbrechers in Bereitschaft war. Die Truppen waren mit gedämpften Trommeln und allen den militärischen Förmlichkeiten, die bei Hinrichtungen gewöhnlich sind, in einem Halbkreis aufgezogen; ihr Aufmarsch, die Artillerie auf den Flanken, die zahlreichen Fahnen boten ein imposantes Schauspiel dar, und gaben einen Begriff von Rußlands Macht, dessen Krieger hier im fremden Lande so fern vom Sitze ihrer Herrschaft in langen Reihen sich entfalteten. Hinter der Truppenlinie sah man eine Masse Eingeborener, welche das Schauspiel mit ansehen wollten: einige saßen in Gruppen auf dem ansteigenden Boden, andere blickten neugierig durch die Reihen der Truppen, und drängten sich gegen die zur Hinrichtung bestimmte Stelle. Hier sah man Georgier, Tscherkessen, Imeretier, Osseten, Tusker und Lesghier. Der Georgier, erkennbar durch sein enges Kleid und seinen Dolch am Schenkel; der Tscherkesse durch seinen Stahlhelm, seinen Ringelpanzer und sein gerades Schwert; der Imeretier durch seine rothe Kappe mit Hundsohren, seine vielen Ketten und seinen gleich einem Regenschirm bedeckten Säbel; der Ossete durch sein Hemd und seinen haarigen Japuntschi oder Mantel; der Tuske durch sein ärmliches vagabundenmäßiges Aussehen und seinen Speer, ein Zeichen, daß ihm die Verpflichtung obliegt, das Blut eines Verwandten zu rächen, und der Lesghier ausgezeichnet durch seinen wilden und trotzigen Blick. Außer diesen waren Armenier, einige Juden, Leute aus Carabagh mit ihren großen Mützen aus Schaffell, Türken und Perser da. Diese Versammlung war schon seit einiger Zeit in Erwartung, und die Sonne stand schon ziemlich hoch am Himmel, als endlich der Obergeneral erschien, umgeben von seinem Stab und begleitet von Osmond, dessen asiatische Kleidung die Augen der Menge besonders anzog. Die ganze Linie salutirte, und nun wurden, nachdem alle Vorbereitungen zu Ende waren, sechs Grenadiere, gute Schützen, ausgewählt, um die Sentenz zu vollstrecken. Eine in den Boden gestoßene Hellebarde bezeichnete den Ort, wo der Verbrecher knieen sollte, und ein hölzerner Sarg stand unter der Wache zweier Korporale daneben. Endlich ward eine Kanone abgefeuert, und der Gefangene erschien unter Begleitung von Soldaten, bleich und mit eingefallenen Wangen. Doch ging er aufrecht, blickte ruhig um sich, und sein ganzes Benehmen schien zu sagen: „ich werde nicht sterben."

Eine Todtenstille erfolgte; nichts vernahm man, als den Schlag der gedämpften Trommeln. Als er die Hellebarde erreicht hatte, der kommandirende Offizier ihn niederknieen hieß, und ihm die Binde um die Augen legte, als das Kommandowort: schlagt an! ertönte, da verließ den Elenden der letzte Hoffnungsstrahl, und er stieß einen Schrei der Verzweiflung aus. Das Kommando: fertig! wurde gegeben, jetzt aber rief der Obergeneral laut und entscheidend: setzt ab! und Cara Bey stürzte bei diesen Worten besinnungslos nieder.

Der Eindruck dieser Scene war fast so groß, als wenn der Verbrecher wirklich erschossen worden wäre. Nach einer Pause, als Cara Bey einigermaßen zur Besinnung gekommen war, trat der Obergeneral begleitet von Osmond und seinem ganzen Stabe zu ihm, erklärte ihm, daß er durch Osmonds Fürsprache begnadigt sey, aber daß er zum Merkzeichen gebrandmarkt werden solle. Ein Schmied trat hervor um die Sentenz zu vollstrecken, und drückte ein kleines glühend gemachtes Hufeisen auf seine Stirne, während er von zwei Soldaten mit Gewalt niedergehalten wurde. Er stieß einen Schrei aus, vergaß aber bald den Schmerz, als ihm die Fesseln abgenommen wurden, und konnte sich selbst, als er die Umstehenden überblickte, eines satanischen Lächelns geheimer Freude nicht enthalten. Osmond trat zu ihm und sagte: „Ihr seyd jetzt frei; geht und büßt Eure Verbrechen. Seyd von nun an unstät und flüchtig auf Erden!"

Ein höhnisches Lächeln flog über Cara Bey's Züge, als er im Begriff zu gehen sich noch einmal umwandte, und dann wie ein verwundeter Wolf langsam sich fortschlich, auf ein nahes Engthal zuging und in dessen Tiefe verschwand.

Als die versammelte Menge diesen Ausgang sah, ließ sich anfangs ein Murren der getäuschten Erwartung, und dann ein Schrei der Verwünschung gegen den abziehenden Verbrecher hören. Jedermann war erstaunt über die ihm erzeigte Gnade, so bald es aber kund wurde, daß er jetzt vogelfrei sey, so schworen alle, die einen Groll gegen ihn hegten, er solle nicht lange seiner Freiheit sich erfreuen, und ehe sie duldeten, daß er im Lande hause, dessen Schrecken er so lange gewesen war, würden sie Jagd auf ihn machen, wie auf ein wildes Thier. Inzwischen kehrte jeder nach Hause, voll Staunen über die Scene, deren Zeuge er gewesen war.

(Fortsetzung folgt.)

Malthus.

(Nekrolog.)

Malthus, der am 29 December v. J. zu Bath starb, hatte eben sein 70stes Jahr angetreten, war aber noch im vollen Besitz seiner geistigen Fähigkeiten, weßhalb sein Tod seinen Freunden um so unerwarteter kam. Ungefähr drei Wochen vor demselben verließ er London, um seinen Schwiegervater in Bath zu besuchen; munter und anscheinend gesund, gedachte er die Weihnachtsfeiertage im Kreise seiner Kinder und anderer Mitglieder seiner Familie, die dort mit ihm zusammentreffen sollten, fröhlich zuzubringen, allein die Vorsehung hatte es anders beschlossen; die Zusammenkunft fand zwar statt, aber die Freude wich. Malthus wurde bald nach seiner Ankunft unwohl, und nach wenigen Tagen schon brachte ihn eine Krankheit des Herzens ins Grab. Er hinterläßt eine Wittwe nebst Sohn und Tochter, beide bereits erwachsen.

Ueber seinen Charakter als Schriftsteller, als welcher er sich am meisten auszeichnete, soll hier nur wenig gesagt werden; sein vorzüglichstes Werk ist längst schon den Gebildeten aller Nationen bekannt, und das Urtheil gelehrter Männer über dasselbe ist so ausgefallen, daß es auch seine wärmsten Freunde und Verehrer befriedigt. Nur eine oder zwei Bemerkungen mögen hier Platz finden, und diese hauptsächlich zu dem Zweck, um seine literarischen Ansprüche auf eine geeignete Basis zu stellen, und um ein helleres Licht auf die Motive und Absichten zu werfen, mit denen er seine Arbeiten unternahm. Daß die Studien des verewigten Malthus hauptsächlich auf politische Oekonomie und besonders auf Erörterung gewisser spitzfindiger und streitiger Punkte der Wissenschaft gerichtet waren, bei denen die unvermeidliche Zweideutigkeit der Sprache die natürliche Dunkelheit des Gegenstandes und die Schwierigkeit zu einem klaren

Resultat zu gelangen, noch bedeutend vermehrt hatte, war eine Folge der Geschäfte seiner mehrjährigen amtlichen Stellung bei dem ostindischen Kollegium. In dem genannten Felde wird Malthus stets vor seinen Mitbewerbern ausgezeichnet bleiben, und man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß seine „Theorie der Rente“ und sein Werk über die „politische Oekonomie“ allein schon hinreichen, ihm die erste Stelle in dieser Sphäre anzuweisen. Nicht durch seinen Erfolg in diesem Fach allein, in welchem er mit Vielen die Palme theilt, hat er indeß seinen Ruf begründet, sondern durch seinen „Versuch über die Bevölkerung.“ In diesem Werke steht er als der ausschließliche Erforscher und Erläuterer eines Zweigs der Wissenschaft da, an dessen Kultivirung man bis dahin noch in keinem Lande gedacht hatte, der aber durch seine Bemühungen bald alle die seinem hohen Werthe entsprechende Würdigung erhielt. Ob Malthus wirklich der Entdecker des Prinzips der Bevölkerung war, auf dem sein „Versuch“ beruht, wäre um so mehr eine nutzlose Untersuchung, als er selbst nie irgend einen Anspruch auf einen solchen Titel erhob. Gewiß ist, daß mehrere zerstreute Notizen über diesen Gegenstand in andern Werken, besonders in Townsends Reisen in Spanien gefunden worden, was Malthus selbst auch ohne Rückhalt bekannte; allein der praktische Gebrauch, die volle Entwicklung und Anwendung jenes Prinzips gehören ganz allein ihm an. Er legte dem Publikum seine Ansichten zuerst in einem einfachen Oktavbande vor, welcher hauptsächlich zum Zweck hatte, Condorcets und Godwins Theorie über die menschliche Vollkommenheit zu widerlegen. Je mehr er indeß über den Gegenstand nachdachte, um so mehr überzeugte er sich auch von dessen Werth und von der Nothwendigkeit einer umfassendern Bearbeitung. Um dem Werk jede mögliche Vollkommenheit zu geben, bereiste der Verfasser im Jahre 1800 jedes Land, das englischen Reisenden damals zugänglich war, besuchte alle Städte und Dörfer, wo irgend etwas Bemerkenswerthes für seinen Zweck zu finden war, und untersuchte jedes öffentliche und Privatdokument, aus welchem sich irgend ein Nutzen für seine Arbeiten ziehen ließ. Diese Früchte seiner Bemühungen ordnete und bearbeitete er nach seiner Rückkehr auf das sorgfältigste, fügte sie der bereits erschienenen Schrift bei und gab das Ganze dann in einem Quartband heraus. Bemerkenswerth ist es, daß er sein System dem Publikum so vollständig und vollkommen, und in allen seinen Folgerungen so richtig durchgeführt vor Augen legte, daß es später, weder von ihm selbst noch von Andern, wenig oder gar nicht geändert wurde. Das Werk selbst erlebte in England mehrere Auflagen, und ist in die Sprachen fast aller civilisirten Länder übersetzt worden.

Die sehr von einander abweichenden Urtheile, welche über diesen „Versuch“ gefällt wurden, sind nicht minder bekannt als die Verleumdungen, welche sich gegen dessen Verfasser erhoben. Fühllosigkeit, Härte, ja sogar Grausamkeit wurden dem humansten und gerechtesten der Menschen häufig vorgeworfen, ja man ging sogar so weit, gegen ein Werk, dessen reine Tendenz es war sowohl die materielle als auch die geistige und sittliche Lage der Armen zu verbessern, die Beschuldigung auszusprechen, es habe den Zweck den Dürftigen herabzuwürdigen. Diese Verleumdungen wurden indeß dadurch entkräftet, daß die aufgeklärtesten Männer aller civilisirten Länder die Prinzipien und Schlüsse jenes Werkes annahmen und billigten, während jene, die sich dagegen erhoben, mit wenigen Ausnahmen, es entweder gar nicht gelesen oder doch ganz falsch verstanden hatten. Der größte Triumph für den Verfasser blieb indeß der, daß sein System von der Regierung und Gesetzgebung als Prinzip angenommen wurde, und es läßt sich erwarten, daß wenn erst die Nebel des Vorurtheils und der Leidenschaft, von denen der Gegenstand noch immer umhüllt ist, völlig zerstreut sind, Jedermann das rein Menschliche des Systems eben so klar als seine Richtigkeit erkennen wird.

Man hat seit dem Tode des Verfassers oft gesagt, daß die Ansicht, die er selbst von dem System der Bevölkerung gehabt habe, eine düstere gewesen sey. Die Bemerkung ist richtig, aber etwas lieblos, denn der Fehler lag in der Stellung des Verewigten, nicht in seinem Gemüth. Man muß bedenken, daß er vor dreißig Jahren, als der Versuch über die Bevölkerung herauskam, es mit einem großen praktischen und stets wachsenden Uebel in der menschlichen Gesellschaft zu thun hatte, dessen Quellen und die Heilmittel dagegen nur von wenigen Personen jener Zeit erkannt wurden; daß damals hinsichtlich des Heirathens und der Ansässigmachung unter der armen Klasse die größte Unvorsichtigkeit herrschend war; daß endlich Sparsamkeit und Mäßigkeit, als die für jene Menschen unerläßlichsten Tugenden, von ihnen durchaus nicht geachtet wurden, während das Benehmen und die Grundsätze Jener, welche über sie gesetzt waren, weit entfernt diesen Mängeln abzuhelfen, vielmehr dazu dienten, sie nur noch mehr zu befördern. Unter diesen Umständen und bei dem Eindruck, die sie auf sein Gemüth machten, darf man sich wohl nicht wundern, daß Malthus, als er das große Naturgesetz hinsichtlich der Bevölkerung ins Auge faßte und erläuterte, er vor Allem nöthig fand, das Verbrechen und das Elend, welche die unmittelbaren Folgen jeder willkürlichen Uebertretung seyn würden, in ihrer ganzen Unförmlichkeit hinstellte, und daß er selbst die Sache hauptsächlich aus diesem Gesichtspunkt betrachtete. Daß dieses Naturgesetz auch seine lichte Seite hat, ist wahr, und jedes wohlwollende, fromme Gemüth wird gern bei dieser verweilen; indeß muß man nie vergessen, daß die Arbeiten des Verfassers zuvörderst gegen den ganz unhaltbaren und schriftwidrigen Lehrsatz von der „menschlichen Vollkommenheit“ gerichtet waren, und daß er selbst die ganz schriftgemäßen und evangelischen Tugenden: Sparsamkeit, Mäßigkeit und Keuschheit, allenthalben anempfahl. Zudem läßt sich auch keineswegs behaupten, daß die düstern Ansichten des Verewigten grundlos gewesen seyen, denn aller Warnungen des „Versuchs über die Bevölkerung“ ungeachtet hat das in diesem Werk behandelte Uebel jetzt eine so furchtbare Höhe erreicht, daß es fast unheilbar geworden ist, und würde vielleicht noch verderblichere Folgen herbeigeführt haben, wenn jenes Werk und die weisen und heilsamen Verordnungen, zu denen es Veranlassung gab, nicht ins Leben getreten wären.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

In der Academie royale zu Metz wurde kürzlich ein Memoire über ein seltsames Mittel gegen die Wanzen vorgelesen. Dieses durch einen Zufall entdeckte Mittel besteht in der Anziehungskraft, welche das Pfefferkraut (passe-rage, lepidium rudersle) auf diese häßlichen Insekten ausübt. Man hatte solche Pflanzen in getrocknetem Zustande in einem Zimmer niedergelegt, aus welchem kein Mittel diese Thiere hatte vertreiben können; alsbald sammelten sich die Wanzen schaarenweise um die Stängel und Blätter der Pflanzen, und nach kurzer Zeit waren sie todt oder in einem solchen Zustande von Erstarrung, daß man sie leicht zusammenkehren und ins Feuer werfen konnte. Ein Hauptmann Munier bemerkte, man habe schon dasselbe bei den Blättern der grünen Erbse beobachtet.

*

Martin bemerkt in seinem schon öfter erwähnten Werk über die britischen Kolonien, daß zu Cape Breton Ueberreste von großen Thieren gefunden wurden, die wahrscheinlich vormals in der Nachbarschaft des Bras d'Or umherschweiften. Ungeheure Knochen, Schenkelbeinen ähnlich, von sechs Fuß Länge, sah man auf dem Boden des Sees liegen. Im Bett des Wagamatok fand man, bald nach der Niederlassung an diesem Fluß, einen höchst merkwürdigen Schädel. Einer der Zähne desselben wurde nach Sidney gebracht; er glich so ziemlich dem Backenzahn eines Menschen, maß jedoch acht Zoll. Ob er aber der Länge oder der Quere nach in der Kinnlade gesteckt habe, konnte von denen, die den Schädel nicht gesehen hatten, von dem er genommen war, nicht unterschieden werden. Die Dicke des Zahns, von der Wurzel bis zur Krone, betrug vier Zoll und die Breite quer durch die letztere ungefähr eben so viel. Die Krone hatte zehn Erhöhungen, fünf auf jeder Seite. Unter den Indianern geht eine Sage, daß einst ein riesenmäßiges Thier auf der Riviere Barrasoi von Aspy Bay, in der Nähe des Kap Nord, seinen Kopf aus dem Wasser gestreckt und sie so erschreckt habe, daß eine lange Zeit verging, bevor irgend einer sich wieder hinein wagte.

*

Durch die letzte Eroberung Algiers von den Franzosen ward ein bei den Gebäuden dieser Stadt gebrauchter Kitt bekannt. Er besteht aus zwei Theilen Asche, drei Theilen Thon und einem Theil Sand. Wird diese von den Mauren „Fabbi“ genannte Komposition noch mit Oel gemischt, so widersteht sie den schädlichen Einwirkungen des Wetters besser als selbst der Marmor.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 38. 7 Februar 1835.

Die Falklands-Inseln.

(Aus dem Tagebuche eines englischen Marine-Offiziers.)

Die Gegend um Port Louis, somit der nördliche Theil von Ost-Falkland, ist mäßig hoch gelegen, und nicht so bergig als der nördliche Theil von West-Falkland, und manche Inseln in der Nähe von Port Egmont. Die Oberfläche des Bodens ist von torfartiger Beschaffenheit, aber großer Aufbesserung fähig und leicht anzubauen. Die Weiden in ihrem natürlichen Zustande sind bis auf die Gipfel der Berge hinauf gut, und eignen sich vorzüglich für Schafe. Treffliches Wasser ist im Ueberflusse vorhanden. Port Louis ist ein sehr guter Hafen für Schiffe von mittlerer Größe; diese können ankern etwa 1½ Meilen von dem Dorfe, wo sie 5 bis 5½ Faden Tiefe haben. Aber auch Fregatten und selbst Linienschiffe fanden einen trefflichen Ankerplatz, seitwärts von der Insel Gort, etwa 1¼ Meile vom Eingang in den Hafen und 4½ Meilen von der kleinen Niederlassung, wo die See eine Tiefe von 8 bis 9 Faden hat. Hier sowohl, als in dem Hafen ist der Grund schlammig, weßhalb die Anker hier sehr gut halten. Der Hafen liegt mit Berkeley-Sound in gleicher Höhe, und etwa 4 Stunden davon. Das Dorf stößt mit einem Ende an einen kleinen Damm, mit dem andern an den Hafen. Der Damm hat einen Umfang von ¾ Meilen, das Wasser innerhalb demselben hat eine Tiefe von 1 bis 1½ Faden. Der Eingang ist zwar sehr schmal, aber kleinere Schiffe können doch bei gutem Wind und zur Zeit der Fluth denselben passiren. Obgleich sich auf der Insel kaum Holz findet, so ist sie doch reichlich mit Torf versehen, dessen die Einwohner sich bedienen, und der ein recht gutes Feuerungsmittel seyn soll. Eben so findet man auch Steine in großer Menge, die mit leichter Mühe gebrochen werden könnten.

Das Klima ist gemäßigt, und nach der Aussage der Einwohner sehr gesund. Die Falklands-Inseln sind weder zu großer Hitze, noch zu großer Kälte ausgesetzt. Während der vier Tage, welche wir hier zubrachten, war das Thermometer nie über 62°, oder unter 56° F. (13⅓ u. 10⅔ R.), obgleich wir uns mitten im Sommer befanden. Die Einwohner sagen aus, daß sie hier im Winter eben so wenig durch Kälte leiden, und daß der Schnee selten länger als einen Tag liegen bleibe. Die vorherrschenden Winde kommen aus Südwest und aus Nordwest, und sind oft sehr heftig; auf erstern folgt gutes, auf letztern nebliges Wetter.

Vieh ist das Haupterzeugniß dieser Insel (Ost-Falkland). Es gibt eine unzählige Menge desselben, das im Zustande der Natur hier lebt, und das Rindfleisch, wenn schon mager, ist außerordentlich zart. Die Franzosen und Spanier, welche seit 40 bis 50 Jahren hier angesiedelt sind, jagen sowohl Vieh als Pferde, die sich seither noch vermehrt haben. Im gegenwärtigen Augenblicke befinden sich gegen 5000 Stück wildes Vieh auf der Insel. Die Gauchos, welche dieß am besten zu beurtheilen wissen, sagen aus, die Insel habe Weiden für mehr als 10,000 Stücke; die Pferde sind nicht so zahlreich, nach den Angaben der Einwohner mag sich ihre Zahl auf 500 Stück belaufen: sie sind gleichfalls ziemlich klein.

Die Gauchos jagen sowohl das Vieh als die Pferde mit ihren Kugelriemen, und bringen sie hierauf in einen weiten, eingezäunten Hof, etwa 9 Meilen von dem Dorfe, wo sie dieselben allmählich zähmen. In diesem Hofe befinden sich gewöhnlich 300 bis 400 Stück, die zum Schlachten aufgezogen werden. Bei ihren Jagden bedienen sie sich der Pferde aus Buenos-Ayres, weil sie die Pferde der Insel zur Jagd mit dem Kugelriemen nicht für stark genug halten. Zu allen Geschäften des Ackerbaues sind jedoch die letztern vollkommen tauglich. Kaninchen gibt es in unermeßlicher Menge, auch sind sie viel größer, als diejenigen in Europa; eben so wimmelt es von wilden Seevögeln aller Art, und viele derselben, besonders die wilden Gänse, eignen sich trefflich zum Essen. Wilde Enten und Schnepfen sind gleichfalls in großer Zahl vorhanden. Aschen-Salz ist eines der Hauptprodukte; es findet sich in so großer Menge, daß, wofern Ansiedler genug die Insel bewohnten, die Ausfuhr desselben ein wichtiger Artikel bilden würde. Auch an Seekälbern ist die Insel reich, deren Häute sich ebenfalls zur Ausfuhr eignen würden. Obschon die Insel von Holz entblößt ist, so ist es doch außer allem Zweifel, daß die schottische Fichte und andere Bäume hier gedeihen würden. Die Einwohner geben an, daß Kartoffeln, Rüben, Kohl, Salat und alle Arten von Gewächsen recht gut fortkommen. An geschützten Stellen dürften auch Stachelbeeren und Johannisbeeren gedeihen. An Fischen ist großer Ueberfluß; besonders groß sind die Barben, welche von den Einwohnern eingesalzen und aufbewahrt werden.

Da die britische Regierung ihre Flagge hier aufgepflanzt hat, so dürften eine gewisse Anzahl arbeitsamer Ansiedler ihr gutes Auskommen auf dieser Insel finden. Sie könnten ohne große Kosten mit den Transportschiffen hieher gesendet werden, welche dem im stillen Meere stationirten Geschwader Proviant zuführen, und häufig an diesen Inseln Halt machen. Das Hauptaugenmerk solcher Einwanderer müßte darauf gerichtet seyn, alle Gattungen von Vieh und Pferden mit sich zu nehmen; Häute würden einen guten Absatz finden, eben so auch Rindfleisch. Insbesondere würden amerikanische Schiffe bald diese Artikel suchen, und Mehl dagegen austauschen.

(Schluß folgt.)

Ayesha das Mädchen von Kars.

(Fortsetzung.)

Osmond zog, von dem Obergeneral mit Ehrenbezeugungen überhäuft und mit einer Eskorte wohl versehen, von Zabetta und Ayesha begleitet über das Gebirge nach dem Hafen Poti am schwarzen Meer, oder Cara Dengis, wie die Türken es nennen. Nach einer mühseligen Ueberfahrt, wo nur Osmonds Entschlossenheit und Geschick das Schiff, das eben auf einem Riff aufstoßen wollte, noch mit Mühe rettete, gelangten sie endlich an einem schönen Morgen an die nördliche Einfahrt des Bosporus. Man konnte von hier aus in einem Blicke den größten Theil von Konstantinopel, die berühmte Serailspitze, die Einfahrt in den Hafen oder das goldene Horn, die Vorstädte Pera und Galata auf der einen Seite, auf der andern die Stadt Scutari mit dem Berge Burgurlu im Hintergrunde überblicken, während die Oeffnung des Propontis oder Marmorameeres, mit Schiffen jeder Art und Größe angefüllt, einen höchst malerischen Kontrast bildete mit der Konformation der Küsten.

Osmond konnte sich nicht satt sehen an diesem herrlichen Anblick, und so ungeduldig er auch war, seine geliebte Ayesha an einen sichern Ort zu bringen, so konnte er sich doch nicht enthalten, sie an seinem Entzücken Theil nehmen zu lassen und aufs Verdeck einzuladen. Osmond betrachtete alle Regungen ihres Gemüths mit einem Interesse, wie der Naturforscher die Entwicklung der Knospe zur offenen Blume; alle ihre Bemerkungen waren so richtig, alle ihre Ausrufungen so voll ächten Gefühls, daß, je mehr er sie sah und hörte, seine Ueberzeugung wuchs, sie sey nicht immer unter Türken gewesen, und nicht das Kind türkischer Eltern.

Als sie ihre Augen vom Verdeck des Schiffs umherwarfen, hörten sie plötzlich von verschiedenen Batterien und unter anderm auch von dem kleinen, sogenannten Leandersthurm im Kanal des Bosporus Kanonen abfeuern, und bald entdeckten sie die Ursache, denn eine Reihe prächtiger Barken stieß von dem kaiserlichen Palaste von Beschiktasch ab, und schoß mit der Schnelligkeit des Schwertfisches über den Kanal hinüber nach Scutari. Der Sultan wollte seine Mittagsandacht in einer Moschee verrichten, die sein Vorgänger in jener Vorstadt erbaut hatte. Die Schönheit der Barke mit den bemalten und darüber vergoldeten Vordertheilen, die ausgezeichnete Reinlichkeit und Geschicklichkeit der zahlreichen Ruderer, und die Achtung gebietende Gestalt des Sultans selbst unter einem Thronhimmel von Goldstoff, waren die Hauptgegenstände, die ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Dem ersten Boote folgten mehrere andere kaum minder glänzende Boote, jedoch ohne Thronhimmel; sie enthielten auch weniger Ruderer, waren aber in ihrem Bau fast zierlicher als die kaiserliche Barke. Der ganze Zug hatte etwas ungemein Imponirendes, und machte zudem noch auf Ayesha den angenehmen Eindruck der Neuheit. Zabetta aber wurde wie närrisch vor Entzücken. Alle ihre Erwartungen von den Wundern Konstantinopels waren vollständig verwirklicht, und sie dachte nur noch an den Augenblick, wo ihre Träume von Größe gleichfalls verwirklicht werden würden.

Die Barken des Sultans hatten kaum zu Scutari gelandet, als Osmond eine ähnliche, deren Ruderer gleichfalls die kleine Bostandschimütze und das weiße Musselinhemd trugen, von der Serailspitze abstoßen, und gerade auf die Saike, welche Osmond und seine Begleiter trug, zurudern sah. Wem Konstantinopel bekannt war, der erkannte sogleich, daß das ein Boot des Bostandschi Baschi, des gefürchteten Polizeibeamten des Bosporus war, und freute sich, ein so schönes Boot ganz in der Nähe zu sehen. Wie groß war aber das Erstaunen, als dasselbe hart ans Schiff heran kam. Jetzt trat Furcht an die Stelle der Neugierde, ein so gefährlicher Besuch beunruhigte alle, und Jeder fürchtete, er möchte ihm gelten. Staffo und Mustapha traten zu ihrem Herrn, und zu ihrem Schrecken erkannten sie in einem der auf dem Boot befindlichen Leute — Cara Bey. Er trug die reichgestickte Tracht eines Tschauschen des Kapudan Pascha, mit einem Brokatturban und einem langen Messer im Gürtel. Der Bostandschi Baschi saß am Ehrenplatz, und Cara Bey war augenscheinlich sein untergeordneter Beamter, denn auf seinen Befehl kam er auch an Bord der Saike, und fragte nach Osmond, Mustapha und Staffo. Trotz alles Widerspruches mußten sie das Boot des Bostandschi Baschi besteigen, wo Osmond diesen, einen finstern, unbeugsamen Türken anredete, der auf einem mit Kissen wohlversehenen Teppich saß. Nachdem die gewöhnlichen höflichen Redensarten gewechselt waren, sagte er in türkischer Sprachweise zu ihm: „mein Aga, möget Ihr viele Jahre leben! was ist aber dieß? wir sind redliche Männer; ich bin ein Engländer, und mein Land ist, Allah sey Dank! in Frieden mit den Osmanlis. Ihr seyd ein rechtschaffener Mann, bei der Gnade Gottes! aber wo habt Ihr diesen Menschen — er meinte Cara Bey — gefunden? Das ist ein schlechter Mann, geht nicht ein auf seine Lügen. Er ist ein dinsiz, ein Mensch ohne Religion, ein Jezidi. Es ist eine Schande für Eure Regierung, solche Leute aufzunehmen."

Das Boot war indeß schon abgestoßen und fuhr rasch gegen die Stadt zu, als der Bostandschi Baschi mit großer Ruhe entgegnete: „Was kann ich thun, mein Freund! ich handle auf Befehl meiner Obern; was Recht ist, ist Recht, und was Unrecht ist, ist Unrecht. Ist Betrug vorhanden, so wird er entdeckt werden; ist keiner da, so ist ja Niemand ein Leids geschehen. Seyd ruhig, mein Freund; dieß ist Konstantinopel, hier werden die Angelegenheiten nicht im Winkel verhandelt. Die Esel sterben hier

nicht am Wasser, ohne daß man es weiß. *) Inschallah (so Gott will) Alles wird gut gehen."

Osmond war, als er sich umblickte, erstaunt Cara Bey nicht in des Bostandschi Baschi's Boot zu finden. Der schlaue Bösewicht hatte durch den höhern Beamten Osmond festnehmen lassen, und blieb auf der Saike, um die Theilnehmerin seiner Intriguen, die schändliche Zabetta, und die jetzt unglückliche Ayesha unter seine Obhut zu nehmen. „Nun, Zabetta," sagte er in möglichst leisem Tone, „öffnet Eure Augen, alle unsere künftigen Aussichten hängen von Eurem heutigen Benehmen ab. Der Kapudan Pascha ist mein Beschützer. Ich habe ihm meine Geschichte erzählt, und er hat mich in seine Dienste genommen, ich bin einer seiner Tschauschen. Ich habe ihm die Reize Eurer Tochter beschrieben, er ist entzückt, gerade so eine Person braucht er, um sie dem Padischah darzubringen, und dann ist Euer Glück gemacht. Aber wir müssen den Franken los werden, geschehe was da will, auf ehrliche oder unehrliche Weise, er muß fort. Aber Vorsicht ist nöthig, seine Nation ist allmächtig hier."

Zabetta war ganz außer sich; nie gewohnt mit so großen Namen in Verhältniß zu stehen, schwindelte ihr völlig der Kopf: „sagt mir nur, was ich thun soll!"

„Wir gehen jetzt vor das Tribunal des Großveziers; Ihr werdet manche Dinge sehen; laßt Euch nicht erschrecken. Vor Allem haltet Eure Tochter ruhig. Ihr werdet eine angeblich von Euch kommende Bittschrift vorlesen hören, worin ihr Euch über den Franken beklagt, daß er durch List Euch genöthigt habe, Eure Heimath zu verlassen. Werdet Ihr aufgerufen, so beschwört Alles kecklich. Ich habe Zeugen, die Eure Aussage bestätigen. Oeffnet Eure Augen und Ohren, und seyd aufmerksam auf Alles was vorgeht. Ihr müßt mir in meinen Aussagen nicht widersprechen, oder der Pascha wird mir niemals verzeihen. Unsere Sache kann nicht fehlen, wenn er sich einmengt, denn wer wagt, seinen Wünschen sich zu widersetzen? Siegen wir, dann mögen wir einhergehen aufgerichteten Haupts und mit einer Blume unter unserem Ohr."

Der Bostandschi Baschi stieg am Landungsplatze zunächst dem Serail aus, übergab Osmond und seine Diener einigen Bewaffneten, und schlug den Weg nach dem kaiserlichen Thore, oder wie man in Europa sagt, der hohen Pforte ein. Cara Bey landete mit den Frauen am Fischmarkt, und ging eben dahin. Die Hauptstraße nach dem Palaste war gedrängt voll von Leuten, welche den Zug des Großveziers erwarteten, der in großer Feierlichkeit nach dem öffentlichen Divan ging, der, Freitags ausgenommen, täglich in dem Palaste stattfand, um sowohl Staatsgeschäfte abzumachen, als auch Rechtssachen jeder Art anzuhören und zu entscheiden.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieß bezieht sich auf einen bekannten Betrug in der Türkei, wo häufig Thiere vor dem Verkauf mit Wasser aufgebläht werden, um fett zu erscheinen.

Chronik der Reisen.

Bericht über eine Reise von Khatmandu, Hauptstadt von Nepal, nach Tazedo in Tübet. Von einem kaschmir-tübetanischen Dolmetscher, der die Kaufleute auf diesem Wege begleitete.

Der nachstehende Bericht wurde von einem ungefähr vierzigjährigen Mann in die Feder diktirt, der zwanzig Jahre seines Lebens fortwährend damit zugebracht hatte, diesen Weg zu bereisen. Ein Theil dieser Straße ist bereits ziemlich bekannt, und zwar aus dem Tagebuche der Kapuziner, die sich unter der Leitung des Pater Cassiano im Jahre 1751 von Bengalen über Khatmandu nach H'lassa begaben; dann durch den von Kirkpatrick erstatteten Bericht, und endlich durch eine genaue Beschreibung des Wegs, der aus der Provinz Szu-tschuan nach Nialma, einer Gränzstadt zwischen Tübet und Nepal, führt. Dieser letztere Wegweiser befindet sich in der von dem Pater Hyacinth Bitschurin aus dem Chinesischen ins Russische übersetzten „Beschreibung von Tübet." Diese Berichte stimmen im Wesentlichen ziemlich genau mit dem nachfolgenden überein.

„Das Ziel der ersten Tagereise ist Sankhu in dem großen Thale von Nepal. Am dritten Tage setzt der Reisende über den Atscha-tunga, einen Fluß von ungefähr 40 Fuß Breite und 7 Fuß Tiefe, der von Norden nach Osten fließt. Mittelst einer großen, von vier Männern geruderten Pirogue, die von der Regierung von Nepal eigens zu diesem Zweck unterhalten wird, gelangt man über den Fluß. Am vierten Tage kommt man auf einem gebirgigen, hie und da mit Wohnungen besetzten Weg nach Parabasi, wo sehr viele Braminen leben. In diesem Dorf befindet sich die große Kugelgießerei der Regierung der Gorkhas, auch gibt es hier sehr viele Eisenarbeiter. Zu Tschurku, der fünften Station, findet man einen mit Steinen ausgemauerten Wasserbehälter von ungefähr zehn Quadratschritt Oberfläche und 4 bis 5 Fuß Tiefe. Sein Wasser soll so heiß seyn, daß man Fleisch darin sieden kann; es riecht stark nach Schwefel, und gilt, als Bad gebraucht, für sehr heilsam gegen Hautkrankheiten.

„Die achte Tagereise, eben so wie die früheren, ein ermüdendes Einerlei von Anhöhen und Abhängen, bringt den Reisenden nach Duhm. Während dieses Tages gelangt man zu einem Fluß, der die Gränze zwischen Nepal und Tübet bildet. Auf dem Ufer, auf der Seite von Nepal, hat man eine steinerne Säule errichtet, auf welcher in Nagari-Schrift geschrieben steht: „Hier beginnt das Gebiet von Bhodh oder Tübet." Von diesem Fluß, über den man auf einer plumpen Fähre setzt, rechnet man sieben Cos bis nach Duhm, ein aus etwa 150 Strohhütten bestehendes und von Tübetanern bewohntes Dorf. Hier findet sich das Zavtah genannte Holz, aus welchem die kleinen runden Tassen verfertigt werden, aus denen die Bewohner von Tübet ihren Thee trinken.

„Einen halben Cos von Duhm kommt der Reisende an einen entsetzenerregenden Ort. Es ist dieß ein Abgrund von 40 Fuß Breite, über den man auf Brettern von einem halben Fuß Breite gelangt, welche auf eisernen Bolzen liegen, die man horizontal in den steilen Felsen eingeschlagen hat. Diese Passage wird „die eiserne Straße des Lama" genannt.

„Kutti, die zehnte Station, ist eine ziemlich bedeutende Stadt, wo man Alles, was man bedarf, im Ueberfluß haben kann. Der größte Theil ihrer Bevölkerung besteht aus Tübetanern, doch wohnen auch viele Kaschmirer und Newarier nebst einigen Chinesen daselbst, welche der Handel hier festhält. Alles trägt wollene Kleidung und spricht Tübetanisch. Der physischen Geographie und der Mundart des größten Theils seiner Bewohner nach, ist Kutti die Gränze von Tübet. Die Regierung von H'lassa hat 500 Fußsoldaten und Bogenschützen nach Kutti gelegt. Die von Nepal kommenden Reisenden müssen ihre Pässe dem Militärkommandanten der Stadt übergeben, der sie zurückbehält, und ihnen dann, wenn er mit ihrer Aufführung zufrieden ist, neue ausstellt, welche an den Gouverneur von Tingri abgeliefert werden müssen.

„Ehe man die zwölfte Station erreicht, kommt man an einen Berg, Pelum-thung-la genannt. Man braucht fünf Cos, um ihn zu ersteigen, und eben so lang, um an seinen jenseitigen Fuß zu gelangen. Auf dem Gipfel dieses Gebirgs schmilzt der Schnee niemals, und der heftige Wind, der hier weht, ist zum Sprüchwort geworden. Die Grunz-

ochsen, Maulthiere und Schafe sind die einzigen Thiere, welche den Pelum-thung-la übersteigen können, nur muß man die Vorsicht anwenden, vor ihnen her Asche zu streuen, damit sie nicht ausgleiten. Man braucht einen guten Tag, um über diesen Berg zu kommen; der Reisende langt spät in der Nacht an der andern Seite desselben an, wo er Halt macht.

„Jenseits des Pelum-thung-la breitet sich eine schöne grüne mit Blumen geschmückte Fläche in einer Länge von 2 Cos aus, auf der man ganze Heerden von Thieren sieht, welche den Maulthieren gleichen; dieß sind wilde Esel, die auf dieser Ebene weiden.

„Die dreizehnte Station ist Tingri, eine bedeutende tübetanische Stadt. Hier fängt eine Postenlinie für die Reise von H'lassa nach China an, die von Pferden bedient wird. Der Winter ist zu Tingri außerordentlich streng. Die gewöhnliche Nahrung der Einwohner besteht in einer Mischung von Sattn, Gerste, Butter und Thee, woraus kleine Klößchen gemacht werden, von denen man viermal des Tags ißt und Thee dazu trinkt. Die Reisenden können in Tingri kleine Pferde, Maulthiere und Kameele miethen.

„Tschegar, eine Stadt von ungefähr 9000 Häusern und von Tübetanern bewohnt, ist die vierzehnte Station, wo es viele Lamas gibt. Die Stadt ist an einem Hügel amphitheatralisch empor gebaut, der für heilig gehalten wird. Man erzählt sich, daß in diesem Hügel eine Goldgrube sey, zu welcher ein Thor von demselben Metall führe, das von den Lamas sorgfältig gehütet werde. Der Gouverneur von H'lassa hält tausend Soldaten zu Tschegar.

„Sakya, die zwanzigste Station, ist eine große am Fuße eines Berges gelegene Stadt. Die Häuser werden hier mit Kohle geschwärzt und die Einwohner kleiden sich in schwarze Wollenzeuge. Die Häuptlinge von Sakya sind zwei Lamas von derselben Abstammung, wie die kaiserliche Familie in China. Es gibt hier ein ungeheures Gebäude, Ukan (Haus der Todten) genannt; dieß ist ein großer Begräbnißplatz, an welchen der Aberglaube allerhand fürchterliche Sagen knüpft. Am Ende jedes Jahres wird ein Verzeichniß der Sterbefälle nach H'lassa geschickt; bei diesem Anlaß feiert man auch ein großes Fest und einen Gottesdienst für die Seelen der Verstorbenen. Es gibt zwei Klassen von Lamas; die eine, Kumbamba genannt, lebt im Cölibat, und die andere wird durch den Namen Tumzan bezeichnet. *) Die großen Lamas von Sakya, welche der zweiten Klasse angehören, gehen jedes Jahr einmal nach dem zwölf Tagereisen entfernten H'lassa. Dort werden sie von dem Civilgouverneur mit großer Achtung empfangen, gehen dann in den Häusern umher, um Kranke zu heilen und andere gute Werke zu verrichten.

„Am zweiundzwanzigsten Tage kommt der Reisende, nachdem er durch einen vierzig Schritt breiten Fluß gegangen ist, wo ihm das Wasser bis an den Gürtel reicht, auf eine ebene, gut angebaute und 6 Cos lange Fläche, an deren Ende er Natan erreicht, eine bedeutende Stadt mit 500,000 Einwohnern, welche größtentheils der Kaste der Lamas angehören. Die Stadt ist mit Mauern umgeben und hat zwei Thore; eines gegen Osten, das tübetanische genannt, und das andere gegen Westen, mit dem Namen Tharku bezeichnet. Einen Cos von Natan liegt Terschu l'hunbu, die besondere Residenz des großen Lama, der über diesen Theil von Tübet herrscht. Es gibt eine Menge Gambus oder Klöster in der Stadt, auch haben mehrere Kaschmirer, Newars und Chinesen Häuser daselbst. Der Bazar bleibt von Tagesanbruch bis Abends offen und wird auf ein mit einer Glocke gegebenes Zeichen geschlossen. Einen Cos weiter kommt der Reisende nach Dighartschi, einer sehr großen Stadt, welche sich von Norden nach Süden ausdehnt. Hier fängt eine neue Mundart an, Tschanghi genannt. Dreitausend tübetanische und zweitausend chinesische Soldaten liegen in dieser Stadt. Wollen die Reisenden weiter gehen, so können sie in Dighartschi frische Saumthiere bekommen.

(Schluß folgt.)

*) Näheres über die Lamas findet sich in dem Artikel: „Bruchstücke aus einer Reise in Sibirien" in Nr. 217 u. f. des Auslandes vom Jahre 1832.

Malthus.

(Schluß.)

Nicht minder ausgezeichnet war der Charakter des Verewigten im geselligen und häuslichen Leben. Obschon in stetem Verkehr mit der Welt und mit den wichtigsten Arbeiten beschäftigt, war er doch stets wohlwollend, genügsam und friedliebend. Sein Leben war die reinste Philosophie, erhöht durch religiösen Glauben und gemildert durch christliche Liebe. Sein Benehmen war so gütig und gefällig, seine Wünsche so bescheiden und seine Herrschaft über seine Leidenschaften so vollkommen, daß selbst Leute, die ihn seit 50 Jahren kannten, ihn nur selten übler Laune, nie zornig, und eben so wenig weder übermüthig, noch zu sehr niedergeschlagen gesehen haben. Seine Geduld und Nachsicht waren nicht minder ausgezeichnet, nie erlaubte er sich, weder über Gegenwärtige noch Abwesende, eine harte oder lieblose Aeußerung, und obschon nicht leicht ein Schriftsteller mehr getadelt und verleumdet wurde als er, so hörte man ihn doch nie sich über solche Schmähungen beklagen, und noch weniger wurden sie von ihm erwidert.

Der ausgezeichnetste und zugleich einflußreichste Zug in seinem Charakter war seine Wahrheitsliebe; sie gab ihm den Muth alte eingewurzelte und volksthümliche Vorurtheile zu bekämpfen, und war die Mutter der andern Tugenden, welche sein Privatleben auszeichneten: seiner Gerechtigkeitsliebe, Vorsicht, Mäßigung und Einfachheit, um derentwillen er von seiner Familie und seinen Untergebenen geliebt und geachtet wurde.

Seine Unterhaltung drehte sich natürlich vorzugsweise um die wichtigen Gegenstände, denen er seine Studien widmete. Hier äußerte er sich stets ernst, gemessen und mit Nachdruck, und setzte seine Meinung so klar und faßlich aus einander, daß sich leicht erkennen ließ, sie sey die Frucht langen Nachdenkens und reifer Ueberlegung. Dabei war er stets munter, gesprächig und ließ sich gern zu den Beschäftigungen junger Leute herab, um ihre literarische Ausbildung und ihre Studien zu fördern. Von seinen Kollegen zu Haileybury wird sein Verlust noch lange schmerzlich empfunden werden, denn Niemand hatte mehr Gelegenheit von seinem Werth und dem Einfluß seines Geistes sich zu überzeugen. Seine Höflichkeit und Gefälligkeit gegen Jeden machten ihn nicht minder schätzbar als sein gesundes Urtheil und sein versöhnlicher Geist im Rath des Kollegiums. In der Politik war er ein fester, beharrlicher und entschiedener Whig, der wärmste Anwalt heilsamer Verbesserung und Reform, zugleich aber der treueste Anhänger an die Institutionen des Landes, und der größte Feind aller nutzlosen Versuche und Neuerungen.

Malthus war ein Geistlicher der englischen Kirche, und hielt während des größten Theils seines Lebens regelmäßig, abwechselnd mit den andern, den Gottesdienst in der Kapelle des ostindischen Kollegiums zu Haileybury. Seine Predigten waren darauf berechnet, einen starken Eindruck auf die Gemüther junger Leute zu machen; übrigens prunkte er mit seiner Religiosität eben so wenig als mit seinen übrigen Vorzügen.

In der letzten Periode seines Lebens mußten seine Mäßigung und sein Charakter eine besondere Prüfung bestehen, indem die Regierung bei der Verbesserung der Armengesetze die Prinzipien seines Werkes zum Grunde legte, und so die Aufmerksamkeit des Publikums in einem sehr hohen Grade auf ihn lenkte. Die Folge davon war, daß sich von allen Seiten eine neue Fluth von Schmähungen und Verleumdungen gegen ihn ergoß, welche sich bis jetzt noch nicht erschöpft hat, und obschon er bei der ganzen Sache in nichts zu Rathe gezogen wurde, so legte man dennoch, ohne alle Rücksicht, ihm allein alles Mangelhafte zur Last, das sich in der Ausführung zeigte. Wären die vorigen Minister länger im Amte geblieben, so läßt sich nicht zweifeln, daß ihm oder den Seinen nicht irgend ein gediegener Beweis der Achtung und Aufmunterung zu Theil geworden wäre, um ihm ihre Erkenntlichkeit für die Unterstützung zu bezeugen, die er so lange und so beharrlich den Grundsätzen geleistet hatte, auf welchen ihre Verwaltung beruhte. Malthus ließ indeß auch nicht die leiseste Unzufriedenheit laut werden; mit seinem gewöhnlichen Gleichmuthe ertrug er die Vernachlässigung der einen und die Schmähungen der andern Partei, und welches auch seine Gefühle und Befürchtungen bei dem letzten Ministerwechsel hinsichtlich des Landes gewesen seyn mögen, so ist doch so viel gewiß, daß er nie irgend eine persönliche Rücksicht laut werden ließ.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 39. 8 Februar 1835.

Ayesha das Mädchen von Kars.

(Fortsetzung.)

Bald begann der Zug. Vor dem Großwessier ging der Tschausch Baschi mit einer Anzahl Tschauschen und untergeordneten Beamten, die ihre Amtsstäbe in der Hand trugen, und von den Hauptwürdenträgern des Reichs begleitet waren, die von ihren zahlreichen und reich gekleideten Dienern umgeben, den Zug zu einer ungeheuren Masse anschwellten. Das Ganze ist begleitet von der aus Albanesen bestehenden Wache des Großwessiers und am Schlusse kam eine Schaar von mehr als 400 Reitern, die sich langsam ihren Weg bahnten durch die dicht gedrängte Menge der Einwohner, die stets bereit sind zu tausend Ausrufungen, um Glück für den Großwessier vom Himmel zu erflehen. An Divanstagen gehen nämlich drei zu diesem Geschäfte besonders beorderte Beamte eine Stunde vor Sonnenaufgang zu dem Thore des Serai oder Palastes, um hier vor Ankunft der Minister gewisse Gebete zu verrichten; erscheinen diese endlich, so begrüßen sie solche mit lauter Stimme, indem sie einen nach dem andern, wie sie kommen und vorüberziehen, bei Namen nennen. Die Paschas legen, nach der Etikette, beim Anblick des Palastes ihre Gravität bei Seite, sprengen 30 oder 40 Schritte vom Eingang ihre Pferde in vollen Galopp und stellen sich dann in gehöriger Ordnung auf der rechten Seite des ersten Hofs auf, wo sie die Erscheinung des Großwessiers abwarten. Die Janitscharen und Spahis stellen sich im zweiten Hofe unter den Galerien, die erstern rechts, die andern links auf. Alles steigt im zweiten Hof vom Pferde, aber das Thor des Divans wird nicht geöffnet, als bis der Großwessier kommt, und ein Gebet gesprochen worden ist für die Seelen der verstorbenen Sultane und die des jetzt regierenden Herrschers.

Der Großwessier, ein ehrwürdiger, alter Mann mit einem schneeweißen Barte, die weiße kegelförmige Amtsmütze auf dem Kopfe, in einem Mantel von Goldstoff mit kostbaren Zobelpelzen besetzt, erschien zu bestimmter Zeit, und grüßte im Vorüberziehen da und dort das Volk, indem er mit Anstand die Hand auf die Brust legte, und sie dann links und rechts gegen das Volk ausstreckte.

Osmonds Aufmerksamkeit wurde durch die Scene so gefesselt, daß er seine fatale Lage beinahe vergaß. Als das der Eröffnung des Divans vorangehende Ceremoniell vorüber war, und alle großen Würdenträger ihre bestimmten Plätze eingenommen hatten, begaben sich diejenigen, welche Geschäfte abzumachen hatten, in den großen Saal, wo der Rath abgehalten wurde. Die Großbeamten und die Kasileskers,*) die obersten Gesetzesbeamten, traten, um ihre Achtung zu bezeigen, nur als Begleiter des Großwessiers ein, und warfen sich dann alle vor ihm auf den Boden. Wenn er, der erste Minister, sitzt, nehmen die zwei ersten Gesetzeskundigen die Stelle zu seiner Linken ein, was bei den Türken der Ehrenplatz ist, der Kasilesker für Europa zuerst, dann der für Asien. Hierauf kommen der Defterdar**) oder Großschatzmeister des Reichs, und der Chasnadar Aga mit ihren Unterbeamten. Die Wessiere, deren sechs sind, und bloß den Titel Wessier führen, sind Gesetzeskundige, welche dem Divan beiwohnen, geben aber nur dann ihre Meinung ab, wenn der Großwessier sie auffordert; ist irgend ein Beglerbey oder Provinzgouverneur da, so weist ihnen der Großwessier gewöhnlich einen Platz nach den Wessiers an. Dem dießmaligen Divan wohnte der Mufti von Kars bei, der einen großen Ruf als Gesetzeskundiger genoß, und einen Sitz gleich nach den Würdenträgern erhielt. Die Geschäfte des Tags begannen mit Finanzangelegenheiten. Der Tschausch Baschi erhielt zuerst Befehl an die Schatzkammer zu gehen, das Siegel, das stets daran hängt, abzunehmen, und es dem Großwessier selbst zu übergeben, der sich vergewissert, daß es seit der letzten Inspektion nicht berührt wurde. Dann wird die starke Thüre geöffnet, entweder um Geld hineinzulegen oder so viel herauszunehmen, als nöthig ist zur Bezahlung der Truppen oder zu sonstigen Zwecken, worauf der Großwessier sein Siegel aus dem Busen zieht, und es demselben Beamten übergibt, der die Thüre wieder verschließt, und das Siegel darauf drückt. Auf die Finanzangelegenheiten folgten die des Kriegs; alle Einzelnheiten, die auf die Armee Bezug hatten, wurden erwogen. Forderungen fremder Gesandten wurden besprochen, und die darauf zu ertheilenden Antworten angeordnet. Alle von der Pforte ausgehenden

*) Heeresrichter, von dem arabischen Kadi (persisch oder türkisch Kasi ausgesprochen), Richter, und dem persischen Worte leschker, das Heer: manchmal nennt man sie auch kasiasker, von dem arabischen asker, das Heer.

**) Eigentlich wörtlich: der die Bücher führt; Chasnadar ist Schatzmeister.

Befehle, kaiserlichen Firmans, Pässe, Patente für ausschließliche Privilegien wurden dann vorgebracht und entschieden. Der Reis-Effendi erhielt aus den Händen des Großwessiers alle nöthigen Depeschen; betrafen sie gewöhnliche Geschäfte, so erhielten sie nur das Siegel des Kanzlers; waren sie aber geheim und vertraulich, so drückte der Großwessier unten mit eigener Hand das Siegel des Sultans darauf, wozu eine besondere Dinte genommen wurde.

Osmond wartete geduldig auf den Augenblick, wo seine Sache vorgenommen werden würde, und verließ sich auf die Nähe des englischen Gesandten, seines natürlichen Beschützers, und des Gesandtschaftsekretärs Wortley, der sein spezieller Freund war. Mustapha und Stasso, besser mit den Betrügereien und Schlechtigkeiten türkischer Gerichtshöfe bekannt, sahen die Sache keineswegs in so günstigem Lichte, und waren der Verzweiflung nahe. Als endlich Osmonds Sache vorkam, trat ein kleiner schäbig gekleideter Türke auf, und klagte ihn an, er habe durch List und Trug Zabetta Kadun und ihre Tochter aus Kars hinausgelockt, und nach Konstantinopel geführt, um sie als Sklavinnen zu verkaufen. Diese unerwartete Anklage verblüffte Osmond völlig, er berief sich darauf er sey ein Engländer; dieß wollte man ihm nicht glauben, er behauptete, Zabetta sey keine Mohammedanerin, sondern eine Griechin, *) aber Zabetta trat vor, und schwor, sie sey eine Mohammedanerin, und Osmond wisse dieß wohl. Der Kadilesker war in Verlegenheit, und berieth sich mehreremale mit seinen Kollegen; endlich wandte er sich an den Großwessier, der den Mufti zu Rathe zu ziehen befahl, und ein Billet mit kurzer Angabe des Falles wurde, wie in solchen Fällen gewöhnlich, an ihn abgesendet. Die Schwierigkeit bestand darin, ob, da der Angeklagte ein Franke sey, die ganze Strenge des Gesetzes über Entführung mohammedanischer Frauen gegen ihn angewendet werden könne, da der Gesandte seiner Nation seine Freilassung verlangen würde. Dieß war der Punkt, den Cara Bey und sein Beschützer, der Kapudan Pascha, zu vermeiden suchten, weil Osmond unfehlbar reklamirt worden wäre. Zu seinem Unglück aber gab der Mufti von Kars, der seinen alten Groll gegen Osmond noch nicht vergessen hatte, den nöthigen Aufschluß über die Sache, den er nicht ermangelte, mit seinem eigenen Commentar zu begleiten. Das Zeugniß des Mufti entschied; es schien daraus hervorzugehen, daß Osmond nicht nur das, was man ihn beschuldigte, sondern noch Schlimmeres sich habe zu Schulden kommen lassen. Osmond nebst Mustapha und Stasso wurde den Tschauschen übergeben. Während der Verhandlung jedoch hatte einer der Tschauschen, ein achtungswerther Mann, Mustapha als einen alten Bekannten erkannt, und da er wußte, daß er zur englischen Gesandtschaft gehöre, **) so sagte er dieß dem Kasilesker, der aus Furcht vor Verantwortung augenblicklich seine Freilassung befahl. Osmond wurde indeß gewaltsam fortgestoßen und mit Insolenz behandelt. Die Tschauschen des Wessiers übergaben ihn einer andern Menschenklasse, die in ihrer Insolenz recht eigentlich eine Methode zu haben schien. Man führte ihn und seine Diener durch verschiedene Zimmer des Palastes, als der Tschausch, Mustapha's Bekannter, sie anhielt, und ihnen ankündigte, daß Mustapha auf Befehl des Großwessiers freigelassen werden solle. Es gelang Osmond noch, diesen zu beauftragen, daß er Wortley von Allem in Kenntniß setze; er selbst wurde trotz alles Protestirens weiter geführt. Unter denen, die ihn fortführten, befand sich einer, der in einen Mantel eingehüllt offenbar nicht bemerkt werden wollte, jedoch als der kleine Aufenthalt eintrat, die andern, die ihn als ihren Befehlshaber zu betrachten schienen, bedeutete gegen Osmond keine Nachsicht zu zeigen. Dieser wurde nun unverweilt ans Meer geführt, und dort nebst Stasso gezwungen, ein wohlbemanntes Boot zu besteigen, das ihrer wartete. Als dieß geschehen war, wurde schnell vom Ufer abgestoßen, der geheimnißvolle Mann, der sich so sorgsam verborgen gehalten hatte, schlug nun am Ufer stehen bleibend, den Mantel aus einander, und Osmond erkannte — den ewigen Cara Bey.

(Fortsetzung folgt.)

*) Sein Verbrechen sollte nämlich darin bestehen, daß er mohammedanische Unterthanen des Sultans als Sklaven verkaufen wollte.

**) Er hatte früher bei derselben Dienste gethan, und dort hatte ihn Osmond in seine Dienste genommen.

Die Falklands-Inseln.

(Schluß.)

Große Vortheile dürften in kommerzieller Hinsicht für eine regelmäßige Ansiedlung auf dieser Insel erzielt werden, wenn ihr ein unternehmender Seeoffizier als Gouverneur vorgesetzt würde. Es ist bekannt, daß englische Schiffe, welche aus Neu-Südwales, und den Freistaaten von Chili, Peru und Westcolumbia in die Heimath zurückkehren, häufig genöthigt sind, wegen frischen Wassers und Proviant in Häfen der brasilianischen Küste anzuhalten. Ohne Zweifel würden sie vorziehen, in Port-Louis anzulegen, da dieser Punkt auf ihrem Wege liegt, und sie somit keinen Umweg nach irgend einem benachbarten brasilianischen Hafen zu machen hätten. Außer diesen Handelsvortheilen dürfte der Besitz der Falklands-Inseln für den Fall eines Seekriegs, besonders gegen Frankreich oder Amerika, große Wichtigkeit haben, weil von hier aus der Eingang in das stille Meer beherrscht wird.

Damit Port Egmont gleichfalls ein guter Hafen werde, sollte vor Allem einiges Vieh und Pferde nach der westlichen Falklands-Insel gebracht werden, damit künftige Ansiedler dieselben vermehrt anträfen. Gegenwärtig wohnen hier nicht mehr als 18 Personen, nämlich ein Irländer, dem die britische Flagge anvertraut ist; ein Engländer, ein Franzose, ein Deutscher, einer von Teneriffa, neun Gauchos von Buenos-Ayres, drei Weiber und ein Kind.

Ueber das Schicksal dieser Ansiedler berichtet ein Offizier der südamerikanischen Station in einem Briefe vom Februar Folgendes:

Da Kapitän Seymour vom Challenger die Niederlassung kennen zu lernen wünschte, so nahm er und Lieutenant Smith nebst noch zwei Begleitern ihre Vogelflinten, und landeten etwas unter-

halb dem Orte, in der Absicht, die ganze Bucht zu recognosziren. Nachdem sie sich der Niederlassung auf etwa eine Meile genähert hatten, sahen sie einen Fremdling auf sich zukommen, der sich für einen Engländer Namens H. Channon ausgab, und sie in Kenntniß setzte, er sey von den Gauchos abgesendet, um zu forschen, wer sie seyen, und ob ihr Schiff ein Wallfischfänger, der Fleisch bedürfe, oder ein Kriegsschiff sey. Am 26 August des Jahres 1833 hätten sie die Hrn. Brisbane, Dickson, Simon, den Franzosen und noch zwei andere Personen ermordet, ihr Eigenthum geplündert, und Alles zerstört. Er zeigte hierauf nach der Gartenmauer und den Trümmern des Gouvernementshauses, hinter welchen sie sich neben ihren gesattelten Pferden verborgen hielten. Zwei Gauchos, welche nicht an dem Morde Antheil genommen hatten, seyen von ihnen zurückbehalten, und mit dem Tode bedroht worden, wofern er nicht zurückkehre. Er versicherte zugleich, einer derselben habe sich erboten, zu uns überzugehen, und wo möglich alle Pferde mitzubringen, wofern Kapitän Seymour ihm Gnade angedeihen lassen wolle, was ihm bewilligt wurde. Da die Gesellschaft nicht hinlänglich bewaffnet war, so hielt Kapitän Seymour es für klug, umzukehren. Nach Einbruch der Dunkelheit ward Smith mit einer Abtheilung Seesoldaten und zwei Boten abgesendet, mit dem Auftrage, die Gauchos gefangen zu nehmen, wofern sie sich noch hinter den Häusern befänden, und bei Channon eine Flasche mit einem Crucifix und einem Blatt Papier zurückzulassen, für den Fall, daß die Luna hier anlegen würde. Lieutenant Smith traf alle nöthigen Vorsichtsmaßregeln, und ließ sechs Mann zur Bewachung der Boote zurück; sofort rückte er mit dem Reste seiner Mannschaft still und vorsichtig vor, und durchsuchte die Ruinen der Häuser, ohne eine Spur der Mörder zu finden. Indessen erfuhr Lieutenant Smith von den zwei unschuldigen Gauchos, welchen es gelungen war, zu entwischen, daß Antonio Riveiro, der Anführer der Mörder, und noch ein anderer, denen die ganze Sache verdächtig vorgekommen sey, seine Bewegungen belauscht hätten, indem sie sich im Grase verborgen hielten. Lieutenant Smith setzte sofort seinen Marsch fort, und am vierten Tage brachte er zwei Pferde ein; mehr konnte er nicht auftreiben, da die Mörder äußerst wachsam und dergestalt mißtrauisch waren, daß einer von ihnen, der den Verdacht der übrigen erregte, ein Opfer desselben wurde. Am 6ten Tage ward Lieutenant Smith und vier Seekadetten und 13 Seesoldaten abgesendet, die Mörder aufzusuchen. Er war 96 Stunden abwesend, während welcher Zeit er mehr als 100 Meilen zurücklegte. Da es in den letzten Tagen unausgesetzt regnete, so waren die Bäche, welche sie im Hinwege durchwatet hatten, bei ihrer Rückkehr sehr angeschwollen. Bei Hinterlegung derselben büßten mehrere seiner Leute beinahe das Leben ein, und mit jedem Schritte sanken sie bis zum Knie in den sumpfigen Boden. Am Abende des zweiten Tages kamen sie auf die Spur der Bösewichter, und sahen sie außerhalb der Schußweite auf ihren Pferden vorüberjagen.

Kapitän Seymour stellte das zerstörte Haus wieder in brauchbaren Stand her, und Lieutenant Smith ließ die Viehgerippe und andern Unrath wegräumen, richtete den mit Unkraut überfüllten Garten wieder ein, und suchte mit Hülfe der zwei erbeuteten Pferde einiges Vieh einzufangen; es gelang ihm, sich zweier Kühe zu bemächtigen, welche täglich zwei Gallonen Milch gaben. Später war er so glücklich, noch 14 weitere Stücke einzufangen, darunter 5 oder 6 mit Kälbern. Die kleine Kolonie vermehrte sich in der Folge noch um 8 Mann.

Aus einem aus Rio-Janeiro datirten Briefe vom letzten Mai geht hervor, daß nach und nach 6 von den 7 Mördern gefangen und dorthin gesendet wurden. Lieutenant Smith, dessen Mannschaft es einige Zeit an Unterhalt fehlte, sah diesem durch die Ankunft des Rapid abgeholfen, der ihn mit allem Nöthigen versah.

Chronik der Reisen.

Bericht über eine Reise von Khatmandu, Hauptstadt von Nepal, nach Tazedo in Tübet. Von einem kaschmir-tübetanischen Dolmetscher, der die Kaufleute auf diesem Wege begleitete.

(Schluß.)

„Zwei- bis dreihundert Schritte östlich von dieser Stadt kommt man an den Tschur Erkn, einen Fluß, der von Norden nach Süden geht, 500 Schritt breit und sehr tief ist. Auf einer eisernen Brücke mit dreizehn Bögen, welche vor vielen Jahren von einem Lama gebaut wurde, und Sambatschur (Brücke des Ostens) genannt wird, gelangt man über den Fluß. Von dieser Brücke aus nach Pina, der vierundzwanzigsten Station und der ersten von Dighartschi aus, kommt man durch eine bebaute Ebene, dann an einen andern Fluß, über den man auf einer Brücke gelangt und sich von dieser weg sogleich in der Stadt Pina befindet, die am Fuße eines nicht hohen Berges liegt, auf dessen Gipfel eine kleine Abtheilung tübetanischer und chinesischer Soldaten ihren Posten haben. Die folgende Tagereise führt durch ein gut angebautes Land, wo man Weizen, Gerste und Erbsen findet. Zu Kyangzhe, der Stadt, wo man Halt macht, wird alle Tage, mitten in der Stadt, von Morgens bis Mittags, ein Markt gehalten, wo man alle Ein- und Verkäufe schließt, weil es nicht Sitte ist irgend etwas in Läden auszustellen. Es werden hier verschiedene Arten Wollenzeuge verfertigt, und die Färber sind, besonders im Rosafärben, sehr geschickt.

„Die siebenundzwanzigste Station ist Lagantsche, ein Dorf von ungefähr 200 Häusern, die von Tübetanern und einigen Chinesen bewohnt sind. Südlich von diesem Dorfe befindet sich ein großer See oder vielmehr Binnenmeer, Yamzo genannt, mit drei felsigen Inseln, auf welchen Hirten mit zahlreichen Heerden von Grunzochsen wohnen. Das sehr salzige und bittere Wasser ist außerordentlich fischreich, weßhalb auch viele Fischer sich auf jenen Inseln aufhalten, welche ihre Kähne von Leder verfertigen. Jenseits Lagantsche kommt der Reisende durch eine unbebaute Ebene, welche bis zur nächsten Station fortläuft und von Hirschen und wilden Eseln wimmelt. Man verfolgt den See Yamzo bis nach Paiteh, einem kleinen Weiler, wo indeß der Reisende an Lebensmitteln findet, was er bedarf. Hier untersucht ein Polizeibeamter das Gepäck und die Pässe.

„Während der ersten Hälfte der neunundzwanzigsten Tagereise kommt man durch eine Ebene, und dann an den Fuß eines Berges, Khambala genannt, den man in 1½ Cos ersteigt und auf seinem Gipfel eine Quelle mit trefflichem Wasser antrifft. Nach einem Wege von drei Cos abwärts befindet man sich in dem Dorfe Khamba, das aus ungefähr hundert von Tübetanern bewohnten Häusern besteht. Es liegen zwei chinesische Soldaten hier, um den königlichen Dak zu beaufsichtigen.

„Während der folgenden Tagereise gelangt man auf einer eisernen Brücke, oder einer Fähre, über den Yeko-tschango, einen großen, tobenden, fast einen Cos breiten Fluß, und die beiden nächstfolgenden Tage führen durch ein Land, wo es Früchte aller Art im Ueberfluß gibt. Vom Gebirg Latschain Latschun aus, während der vierunddreißigsten Tagereise, kommt man durch eine sandige Ebene. Zu Mitang, einer mit

chinesischen Läden angefüllten Stadt, wo der Reisende zubereitete Speisen haben kann, wird Halt gemacht.

„Die sechsunddreißigste Station ist die Stadt H'lassa. Auf dem Wege dahin sieht man den Berg Pu=ta=la, auf welchem sich das Kloster des großen Lama erhebt. Es liegt auf der Spitze des Bergs und bietet einen prachtvollen Anblick, denn die Dächer sind vergoldet und die Säulen versilbert. Die Halden des Bergs sind bebaut und bewohnt. H'lassa (Lassa) ist eine schöne mit einer steinernen Mauer umgebene Stadt. Der Gouverneur wohnt in der Mitte des Klosters, und die im Range gleich nach ihm kommenden vier Beamten in den vier Ecken desselben. Diese fünf Personen, nebst noch zwei andern, Taschin genannt, deren Amt ist, Recht zu sprechen, bilden den Staatsrath. Geringe Vergehen werden damit bestraft, daß man den Schuldigen mitten in der Stadt 5 Tage lang die Kangue tragen läßt und ihm dann die Peitsche gibt. Mörder werden enthauptet, und schwere politische Verbrechen dem Kaiser von China zur Entscheidung vorgelegt. Die Stadt H'lassa hat fünf Thore, genannt: Nepali, Sitinghi, Ladakhi, Didjvani und das chinesische Thor, welche, besonders das letztere, streng bewacht werden. Um dieses, das nach China führt, passiren zu dürfen, muß der Reisende einen ganzen Tag mit Bittgesuchen und Geschenken verlieren. Die Kälte ist zu H'lassa im Winter sehr streng, die Hitze des Sommers aber durch den beständig wehenden Wind gemäßigt. Die Einwohner sind meist Tübetaner und Chinesen. Einen Cos jenseits H'lassa kommt man an den Tschanga, einen Fluß von ungefähr hundert Schritt Breite. Man setzt in Kähnen von Holz und Leder hinüber; die erstern sind für die Thiere, die andern für die Menschen bestimmt.

„Auf der Reise nach Tschu=ba=du (Tschobando), der dreiundvierzigsten Station, und der sechsten von H'lassa aus, kommt man an die Ufer des Kungdschu, über den eine eiserne Brücke mit 25 Bogen führt, und wo der Reisende 25 Pices Zoll entrichten muß. Das Wasser dieses Flusses ist schwarz wie Kohle, aber sehr gut, und man schreibt ihm Heilkräfte gegen den Kropf zu. Tschu=ba=du ist eine Stadt mittlerer Größe. Man verkauft hier die den Pferdeschweifen ähnlichen Schwänze der Grunzochsen um 2 Pices das Stück; der Ghi (Schmelzbutter) ist auch sehr wohlfeil. Ungeachtet des niedrigen Preises aller Lebensbedürfnisse wird dennoch sehr viel gestohlen, und die Diebe sind außerordentlich gewandt und verwegen. Der größte Theil der Häuser in dieser Stadt ist von Holz und mit Steinen gedeckt.

„Die sechs noch übrigen Tagereisen bis nach Tazedo führen durch ein schönes ebenes Land, reichlich bebaut mit Getreide, Früchten und Küchengewächsen aller Art. Auch hier gibt es viele Diebe, die sich, um ihre Gaunerstreiche auszuführen, in allerhand Gestalten, ja sogar in Hunde u. s. w. verkleiden."

Die Reise unseres Berichterstatters hat in Tazedo ihr Ziel erreicht. Tazedo ist eine bedeutende Stadt an den Gränzen von Butan, oder Tübet, und China. Sie wird von Khataiern (chinesischen Moslems), Tübetanern und Chinesen bewohnt, welche weiß von Haut und von hohem Wuchse sind.

Man erstaunt über die Menge von Klöstern, welche der Reisende auf seinem Wege antraf. Uebrigens ist sehr zu bedauern, daß er keine genauere Beschreibung von den eisernen und andern Brücken, über welche er kam, und von ihrer Bauart gibt, denn, obschon er sich des Ausdrucks Bogen bedient, so lassen sich doch einige Zweifel gegen den richtigen Gebrauch desselben erheben.

Miscellen aus indischen Journalen.

Die Delhi Gazette enthält nach Privatschreiben aus Ludianah vom 6 Mai über Schah Schudscha und Randschit Sing nachstehende Nachrichten, die eine baldige Entscheidung der Angelegenheiten Afghanistans erwarten lassen:

„Schah Schudscha ist über Candahar hinaus vorgerückt und sein Erfolg nicht länger zu bezweifeln. Randschit Sings Gesundheit ist höchst schwankend, und sein Leben, wenn auch nicht in unmittelbarer Gefahr, hängt an einem schwachen Faden. Ich sprach diesen Morgen einen seiner Sirdars, der mir sagte, Randschit sey von einem großen Theil seiner Truppen verlassen, weil er nach dem Vorbilde von Lord Bentink Einschränkungen zu machen gesucht habe. Alle diese Leute reihten sich unter die Fahnen Schah Schudscha's, den Randschit, obgleich er sich für seinen Freund ausgibt, im Grunde haßt. Er sollte sich vorsehen, denn während seine Popularität stark im Sinken begriffen ist, steigt die Schah Schudscha's mit jedem Tage. Die meisten Einwohner von Kaschmir haben dieses Land verlassen, so daß diese sonst so fruchtbare Provinz jetzt nur noch 40,000 Rupien jährlich einträgt. Eine große Anzahl dieser Emigranten ist hieher gekommen, und in Folge dessen erheben sich ganze Straßen mit überraschender Schnelligkeit."

Spätere Briefe theilen die schon bekannte Nachricht mit, daß Randschit Sing, wahrscheinlich eifersüchtig auf Schah Schudscha's Fortschritte, Peschawer besetzen ließ, und noch sieben Bataillone dahin absandte, allein Dost Mohammed Khan machte kräftige Anstalten sich den Truppen von Lahur zu widersetzen. Er kann jedoch bei der Uneinigkeit der ganzen Familie der Barekzies schwerlich viel ausrichten, da ihn Schah Schudscha von der andern Seite bedrängt, und der große Stamm der Duranis sich an diesen Letztern fast insgesammt angeschlossen haben soll. Man sprach von einer Schlacht, die sich zu seinem Vortheil entschieden habe.

Den neuesten Nachrichten aus Calcutta vom 4 September zufolge soll jedoch Schah Schudscha total geschlagen worden seyn. Die Duranis, welche bereits auf seine Seite getreten waren, seyen, von Dost Mohammed gewonnen, wie es scheint, in der Schlacht von ihm abgefallen, so daß alle Tapferkeit einiger Hindustani=Bataillone, welche von einem Hrn. Campbell kommandirt wurden, nichts fruchtete.

*

Verkäufe von Kindern in Oberindien. Zweihundert wurden kürzlich nach Oude, fünfzig nach Lucknow, und in Dschalon und andern Theilen Bundelkunds innerhalb der letzten wenigen Monate Tausende verkauft, und Hunderte von ihren vor Hunger sterbenden Eltern gegessen! Mehrere Klagen liefen unlängst gegen zwei eingeborne, in dieser Station wohnende geachtete Männer ein, weil sie eine Anzahl gestohlener Kinder in ihren Zenanahs hätten, natürlich nicht von ihnen, sondern von den Sklavenhändlern gestohlen, die einen regelmäßigen Handel in Menschenfleisch führen, und vorgeben, daß die Kinder ihre Eltern verloren, oder von ihnen verlassen worden seyen. Alle Versuche, die man machte, die Kinder wieder zu bekommen, zeigten sich bis jetzt fruchtlos. Zur Zeit einer Hungersnoth müssen wir es von Seite der wohlhabenderen Klassen als eine Handlung der Menschlichkeit betrachten, wenn sie Kinder kaufen; denn fürs Erste setzt das Kaufgeld die Eltern in den Stand, sich eine beträchtliche Zeit hindurch gemächlich zu ernähren und die für den Wiederbeginn ihrer Arbeiten erforderlichen Kräfte, die sie durch die vorangegangenen Entbehrungen verloren hatten, wieder zu sammeln. Zweitens sichert es dem gekauften Kinde eine behagliche Freistätte, und es ist wahrscheinlich das Mittel, es vom Hungertode, oder, was schrecklicher ist, vor dem Kannibalismus seiner Eltern zu retten.

*

Nachrichten aus Madras zufolge sind die Abscheulichkeiten, welche der Exradschah von Curg beging, ein Gegenstand gerichtlicher Untersuchung geworden. Die allgemeine Meinung, daß der abgesetzte Fürst vor kurzer Zeit erst alle seine Verwandten ermorden ließ, wurde nach längerem Suchen durch das Auffinden der Leichen bestätigt. Aehnliche Handlungen bedrohen den Fürsten von Dschodpur, Mann Sing, gleichfalls mit Entthronung. Die Delhi Gazette sagt von ihm: „Man kann ihn wohl den kopflosesten, schändlichsten und nichtswürdigsten von allen den Fürsten nennen, die in ihrer Mißherrschaft nur durch ihre Allianz mit der britischen Regierung aufrecht erhalten werden. Die von der Rachsucht oder Furcht Mann Sings veranlaßten Mordthaten und die Gewaltthätigkeiten, welche verübt wurden, um seine und seines Guru's (Priesters) Lüste zu befriedigen, umfassen eine solche Liste von Verbrechen, als nur selten ein Häuptling von Wilden beging. Nur die Gewißheit der Hülfe von Seite der britischen Regierung konnte ihm eine solche Verachtung des Unwillens seiner Unterthanen beibringen."

*

Der Hurkaru zeigt an, daß am 11 April 1834 um 5½ Uhr in der Nähe von Punah ein solcher Hagel gefallen sey, daß alle Dächer zerstört oder bedeutend beschädigt wurden. Man fand unter Anderem ein Hagelkorn von einem Kubikfuß im Umfang, und ein anderes das 11 Unzen wog.

München, in der Literarisch=Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 40. 9 Februar 1835.

Studium des Buddhismus.

Das russische Gouvernement schickt von Zeit zu Zeit Reisende zu den verschiedenen mongolischen und tartarischen Horden, welche seine Oberherrschaft anerkennen, um sich in der Kenntniß ihrer Sprachen zu vervollkommnen. Einer derselben, Joseph Kowalewski, ein geborener Pole, befindet sich gegenwärtig bei den Buräten, um den Buddhismus, der ihre Religion ist, zu studiren. Die Wahl des Stammes ist sonderbar genug, denn diese armen und nomadischen Stämme haben keine gelehrten Schulen, und ihre Lamas sind genöthigt in tübetanischen Klöstern eine Kenntniß ihrer Religion zu suchen, die meistens sehr unvollständig ist und sich selten über die Kenntniß des Ceremoniels, der Gebetsformeln und der moralischen Vorschriften erhebt. Allein wie das seyn mag, Kowalewski ist bei den Buräten, und das Journal „le Polonais" gibt einen Brief von ihm, der nicht ohne Interesse, obgleich etwas rhetorisch und auf Effekt berechnet ist.

„Ich habe den Sommer an dem Ufer des Temnik zugebracht, und ich wünschte, Sie könnten mich in meiner Jurte, ohne Dach, Fenster und Thüre sehen, in der ich dem armen Nomton nachgefolgt bin. Er liegt ganz in der Nähe in einem Weidengebüsch begraben. Er war ein großer Kenner der mongolischen und tübetanischen Sprache, und besaß eine außerordentliche Körperstärke, hatte poetisches Talent und ein vortreffliches Herz. Er ist nie im Wettlauf oder im Ringen überwunden worden, die Steppen tönten wieder von seinem Gesang, und seine Freunde erheiterten sich an seiner Fröhlichkeit, und wunderten sich über seinen unbegreiflichen Appetit. Bei einem Hochzeitfest verschlang er einen halben Ochsen, den er mit Avaka (Milchbranntwein) und geschmolzenem Fett hinunterschwemmte. (Man muß gestehen, daß Rußland sonderbare Leute ausschickt, um den Buddhismus, die unsinnlichste aller Lehren, zu studiren.)

„Ich lebe hier in der Mitte der Buräten, die immer bereit sind mich in meinen literarischen Arbeiten zu unterstützen, lese und spreche mit ihnen, studire, und bringe meine Mußestunden theils in den Tempeln zur Zeit des Gottesdienstes, theils in benachbarten Zelten zu, wo ich immer dieselbe Gastfreundschaft finde. Bisweilen lade ich meinerseits meine Nachbarn ein, und gebe ihnen ein Stück Brod, eine Hammelskeule oder eine Schale Thee.

„Der Tag neigte sich, und die letzten Strahlen der Sonne vergoldeten nur noch die Spitze der Jurte, wo ich den Abend mit den jungen Buräten, welche des Abschreibens der heiligen Bücher satt waren, zubringen wollte. Meine Dose ging von Hand zu Hand, und ein alter Mann erzählte uns die Geschichte von Ardschi Burdschi, einem indischen Fürsten, als wir unsere Hunde bellen hörten, und die halbnackten Kinder hinausliefen, den Fremden zu empfangen. Der wollene Vorhang, der statt der Thüre dient, hob sich, und ein hagerer Mann von hoher Statur in einem rothen Gewande und mit einer gelben Mütze bedeckt, trat herein. Ein langer schwarzer Schnurrbart stach grell von einem weißen Barte ab, der ihm bis auf die Brust reichte. Die Hausfrau der Jurte beeilte sich, eine Matraze mit einer gelben Leinwand überzogen, aus einer Kiste zu nehmen, und sie neben dem Hausaltare auszubreiten; der Fremde setzte sich auf den Ehrenplatz, alle Anwesenden standen auf, hielten ihre Hände vor das Gesicht, neigten sich wiederholt mit der Stirne auf die Erde, und näherten sich dem Lama, um seinen Segen zu empfangen. Nachdem diese Ceremonie vorbei war, heiterte sich die Stirne des Fremden auf, und ein freundliches Lächeln belebte seine Züge. Das Feuer in der Mitte der Jurte wurde wieder angefacht, und Thee wurde von Neuem an alle Anwesenden vertheilt. Jeder trank eine Schale, der Lama wusch die seinige, trocknete sie, und steckte sie in die Falten seines Gewandes über der Brust. Das Gespräch wurde lebhaft und fiel endlich auf meine Studien. „„Ich wundere und freue mich,"" sagte der Lama, „„einen Fremden zu sehen, der so weit hergekommen ist, um unter uns armen Leuten ein unbequemes Leben zu führen, damit er Gelegenheit habe, unsere Sprache, Sitten, Geschichte und Religion kennen zu lernen. Ich habe ihrer viele gesehen, welche wie ein Blitz das Land durchziehen, und dann das Recht zu haben glauben, über unsern Glauben und unsere Einfalt zu spotten. (Schmeichelhaft für die russischen Reisenden!) Ich habe mich um ihnen zu entgehen, in die Wildniß zurückgezogen, allein Du verachtest uns nicht, und suchst die Lehren des göttlichen Buddha ernstlich zu ergründen. Ich war von Freude durchdrungen, als ich hörte, daß Du unsere Bücher sammelst, und gerne Dich darüber unterhältst. Verzeihe einem von der Welt abgeschlossenen Lama, daß er sich selbst Dir vorstellt, aber ich liebe die Menschen, welche meinen Glauben erforschen wollen. Allein

Du wirst Dich überzeugt haben, daß Du in deinem Studium auf große Schwierigkeiten stoßen wirst. Die alte Sprache, in die unsere Bücher übersetzt worden sind, ist nicht jedem verständlich. Du wirst eher die zahllosen Legenden verstehen, als die dogmatischen Werke. Ich selbst bin oft genöthigt meine Zweifel andern Lamas vorzulegen, und bin oft in meiner Hoffnung getäuscht worden.""

„Ich hatte in meiner Hand eine Biographie von Mibya Dgoga, und las auf Verlangen des Lama eine buddhistische Prophezeihung daraus, welche die Corruption der Lamas und den Fall der Religion voraussagte. Während ich las, seufzte der alte Einsiedler, indem er Ojo! Ojo! wiederholte. Endlich sagte er: „„O Buddha! o ewige Weisheit! Seit 2000 Jahren hat der Prophet den Fall der Menschheit vorausgesagt, aber wir wollen nicht sehen. Man hat mich als einen Träumer angesehen, und ich habe mich in die Einsamkeit zurückgezogen, um meinen Betrachtungen nachzuhängen. Vergib mir, wenn ich es wage, Dich einzuladen, mich in dem Thal Charausu zu besuchen, wo ich dann von meiner Religion zu sprechen wünsche. Du wirst dort nur eine armselige Nahrung finden, allein das Wort eines Ehrenmannes ist himmlischer Honig, ist das heilige Wasser, das Leib und Seele nährt.""

„Hierauf grüßte uns Doisam Dorbschi, hing seinen Rosenkranz um seinen Hals, stieg zu Pferde, und kehrte nach Charausu zurück, wo ich ihn besuchen will. Sein Besuch ist eine um so größere Ehre, als er nie sein Thal verläßt, und Niemand ihn dort zu stören wagt."

Ayesha das Mädchen von Kars.

(Fortsetzung.)

Cara Be hatte die Fahrt Osmonds ausgekundschaftet, und war von Rachedurst getrieben möglichst schnell bald zu Fuß, bald zu Pferde gereist, und da er das Land genau kannte, einige Tage vor Osmond eingetroffen. Ohne Verzug begab er sich zu dem Kapudan Pascha, und bald gelang es seiner Schlauheit, denselben für sich zu gewinnen, denn sein Einfluß beim Sultan war im Abnehmen, und er suchte eine gute Gelegenheit diesen wieder zu erringen. Als daher Cara Bey ihm die Reize Ayesha's beschrieb, und die Möglichkeit in Aussicht stellte, sie als Geschenk dem Sultan darzubringen, war der Kapudan Pascha voll Freude, und beschloß zu dem Ende kein Mittel unversucht zu lassen. Die Art und Weise sich Osmonds zu entledigen, wurde nun berathen, und der Umstand, daß dieser türkische Kleidung trug und das Türkische fertig sprach, zu seinem Verderben benützt.

Osmond war indeß auf eines der schönen langen Boote gebracht worden, die man besch tschiftehs nennt, und die zu längern Fahrten längs der Küste gebraucht werden. Seine Stimmung läßt sich denken, das geheimnißvolle Benehmen seiner Wache ließ ihn fürchten, es sey auf sein Leben abgesehen; auf alle Fragen erhielt er nichts als ein Bakalum! (wir wollen sehen!) oder ne bilirim? (was weiß ich?) zur Antwort. Die Gewißheit, die er jetzt von Zabetta's Niederträchtigkeit und ihrem Einverständniß mit Cara Bey hatte, und der Gedanke Ayesha in den Händen dieser beiden Elenden zu wissen, brachte ihn fast zur Verzweiflung. Endlich entdeckte er in der Ferne ein Schiff, das vor Gallipoli lag und zur Abfahrt bereit war, und erfuhr, es sey nach Rhodus bestimmt. Osmond ersah den Augenblick, und sagte zu dem Steuermann leise: „ich gebe Euch 500 Piaster, wenn Ihr einen Brief für mich bei der britischen Gesandtschaft abgeben wollt." Der ernste Mann wiederholte sein Bakalum, aber mit einem so bezeichnenden Blicke, daß Osmond wohl sah, er willige ein, und nun alsbald ein kurzes Billet an seinen Freund Wortley schrieb, und ihn von seiner und Ayesha's Lage in Kenntniß setzte, auch die Vermuthung hinzufügte, Ayesha sey keine Türkin, sondern eine geborene Engländerin. Er steckte dem Steuermann sein Billet zu, und bald darauf wurde er dem Kapitän des größern Schiffs übergeben, das alsbald die Anker lichtete und nach Rhodus unter Segel ging.

Mustapha war indeß schnell nach dem britischen Gesandtschaftshotel geeilt, und aus seiner konfusen Erzählung brachte Wortley denn doch nach und nach so viel heraus, daß er die Lage seines Freundes deutlich genug erkannte. Auch der Steuermann wollte seine 500 Piaster verdienen, und übergab den Brief, welcher vollends allen Zweifel löste. Wortley säumte nicht, den Gesandten selbst sogleich von der Sache in Kenntniß zu setzen, und wurde von diesem mit den nöthigen Schritten bei dem Reis-Effendi beauftragt. Dieser schüttelte zwar sehr den Kopf, namentlich, als er hörte, daß es sich von Frauen handelte, versprach indeß doch die Sache zu untersuchen, und Alles zu thun, um Osmonds möglichst baldige Freilassung zu bewerkstelligen. Hiemit mußte sich Wortley fürs erste begnügen.

Inzwischen hatte Cara Bey für Zabetta und Ayesha, die so plötzlich von der Höhe ihres Glücks in einen Abgrund geschleudert worden war, aus welchem sie keinen Ausweg sah, ein kleines Haus gemiethet auf der Sailerbahn, die von Galata nach dem Arsenal und dem Palaste des Kapudan Pascha führt. Den obern Stock bewohnten die Frauen, Cara Bey nahm Besitz von den untern Zimmern, und ergriff jede mögliche Vorsichtsmaßregel keinem Manne Zutritt zu dem Hause zu gestatten, so eifersüchtig war er auf den Besitz eines Schatzes, der ihn seiner Meinung nach zu Reichthum und Macht führen sollte; nur eine ihm ganz ergebene Frau hatte er als Dienerin angenommen. Sobald wie möglich hatte er Zabetta benachrichtigt, daß der Kapudan Pascha vor Begierde brenne die Reize zu sehen, die ihn wieder in der Gunst seines Herrn festsetzen sollten, dabei mußte er ihr aber die fatale Entdeckung machen, daß er genöthigt gewesen sey, Ayesha für seine Sklavin auszugeben. Hierüber erhob sich ein heftiger Streit, den Zabetta mit dem ganzen Ungestüm ihres Wesens führte, denn sie wollte eines bestimmten Vortheils bei der Sache sicher seyn. Nur die klare Ueberzeugung, wie nöthig beide einander seyen, machte für jetzt dem bittern Hader ein Ende, und nun eröffnete ihr Cara Bey, daß der Kapudan Pascha in dieser Nacht noch tebtil, d. h. verhüllt ins Haus kommen werde. Zabetta suchte Ayesha auf diesen Besuch vorzubereiten, fand diese aber nichts weniger als geneigt, um so we-

niger da sie fühlte, Zabetta könne unmöglich ihre Mutter seyn, denn eine Mutter würde sie nicht den Händen eines Ungeheuers wie Cara Bey überliefert haben. Bitten, Drohungen, Zorn, Alles war umsonst. Abends erschien der Kapudan, gekleidet als Galiondschi, oder Matrose, nämlich in einer Jacke, weißen Beinkleidern, rothen Schuhen, nackten Beinen und einem kleinen Turban; überdieß trug er den in den Barbareskenstaaten gewöhnlichen weißen Mantel. Ayesha weigerte sich aufs äußerste, hinabzukommen, wo sich der Kapudan Pascha befand, und als Cara Bey sie mit Gewalt hinabziehen wollte, stieß sie ein lautes Geschrei aus, welches den Kapudan Pascha herbeirief: „Was gibts?" sagte er in zornigem Tone zu Cara Bey, der im Ringen mit Ayesha ihr den Schleier abgerissen hatte. Eben so erstaunt über ihre Schönheit, als über ihren Widerstand, kam ihm der Gedanke, daß sie einst eine große Macht über den Sultan ausüben, und diese zum Schaden derer anwenden könnte, von denen sie jetzt roh behandelt würde; darum trat er zu ihr, und sagte mit möglichst sanfter Stimme: „Korkma, guzem (fürchte dich nicht, mein Auge!) Niemand soll dir ein Leid zufügen. Wir sind nicht gekommen, dein Mißfallen zu erregen, wir sind deine Freunde, und wünschen dein Glück. Inschallah! in kurzer Zeit wird jede Freude deiner warten."

„Wenn Ihr ein Mensch seyd," rief Ayesha im Tone heftigen Unwillens, indem sie ihren Schleier über das Gesicht zog. „Wenn Ihr ein Mensch seyd, so bitte ich Euch, mich vor diesem Ungeheuer" — auf Cara Bey deutend — „zu schützen. Wir sind türkische Frauen, wir sind Kinder des wahren Glaubens und nicht Satansverehrer, die kein Gesetz anerkennen. Ist nicht das Harem heilig in Konstantinopel? Sollen wir behandelt werden wie Ungläubige und schlechte Frauen in der Hauptstadt des Sultans und unter den Augen eines seiner Minister? Schämt Ihr Euch nicht in ein Harem zu dringen, und ein schwaches unbeschütztes Weib anzufallen?"

„Wie ist das, Cara Bey?" rief der Pascha; „Ihr sagtet mir, diese Frauen seyen Eure Sklavinnen. Sprich, wie ist das?"

„Seine Sklavinnen!" rief Ayesha erröthend vor Zorn und mit flammenden Augen. „Wir seine Sklavinnen! bei dem Haupte des Sultans! bei Allem was heilig ist, dieser Mann spricht falsch; wir sind mohammedanische Frauen, und gehören einem würdigen Manne. Aus seinem Hause hat dieß Ungeheuer uns durch eine schändliche List gestohlen, und ohne die Tapferkeit und Klugheit eines Franken, eines Engländers, dem er vielleicht bereits durch seine falschen Anklagen den Tod brachte, wären wir noch bis auf diesen Tag seine Gefangenen. Fragt ihn, wie er hergekommen ist, er soll das Brandmal auf seiner Stirne zeigen. Ihr kennt ihn nicht, Ihr seyd entehrt durch seine Dienste, und mehr noch durch seine Bekanntschaft."

Der ernste Türke, der nur an demüthig unterwürfige Weiber gewöhnt war, wurde ganz verblüfft, und säumte nicht, seine Verlegenheit und Beschämung an Cara Bey auszulassen; vorerst aber trat er zu Ayesha, und sagte: „Korkma, Kizem, (fürchte dich nicht, meine Tochter!) Alles wird gut gehen, Inschallah." Dann verließ er das Zimmer, befahl Cara Bey ihm zu folgen, und sagte: „so lieb dir dein Kopf ist, Mensch, komme dem Mädchen nicht mehr nahe; sie ist unser." Der in seinen Erwartungen getäuschte Schurke ballte in unmächtiger Wuth die Faust, und folgte dem Kapudan Pascha, ohne ein Wort hervorzubringen, und so blieb die kummervolle Ayesha abermals allein. Weinend sank sie in die Knie, und betete um Schutz und Hülfe.

Der Kapudan Pascha sicherte, als er das Haus verließ, Zabetta seinen Schutz zu, empfahl ihr die größte Sorgfalt für ihre Tochter, erklärte, es solle ihr an nichts fehlen und übergab ihr eine schwere Börse. Dann befahl er Cara Bey, ihm zu folgen, und begab sich, da die Nacht weit vorgerückt war, in seinen Palast zurück.

Ayesha und Zabetta konnten nicht schlafen, die erste aus banger Furcht vor der Zukunft, die zweite in ungeduldiger Erwartung künftigen Glückes. Als der Tag kaum angebrochen war, pochte es an die Thüre, und als diese geöffnet wurde, traten fünf Männer herein, nämlich ein Tschausch des Großwessiers, ein Khodscha oder Schreiber, Wortley, der Dragoman der englischen Gesandtschaft und unser alter Bekannter Mustapha. Der Reis-Effendi hatte fortwährend gezögert und behauptet, Osmond sey kein Engländer, sondern ein Türke, da nun aber dem Gesandten nach Empfange von Osmonds Schreiben kein Zweifel blieb, so mußten, um auch des Reis-Effendi Zweifel zu lösen, die bei der Sache betheiligten Frauen vernommen werden. Zabetta war in großer Angst und ihr ganzes Benehmen verrieth die lebhafteste Unruhe. Wortley's Person schien ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Auch Ayesha blieb regungslos und starrte Wortley an, sey es, daß sie vermuthete, er sey Osmonds Freund, oder aus einem andern Grunde, sie schien nur allein mit ihm beschäftigt und gegen alles Andere achtlos. Nun begann das Verhör, und mit Ayesha's und Mustapha's Nachhülfe brachte man, jedoch nicht ohne Mühe, aus Zabetta eine ziemlich vollständige Erzählung der bisherigen Vorfälle heraus. Ueber ihren Schwur, daß Osmond sie als Sklavin nach Konstantinopel geführt habe, beobachtete sie trotz aller Fragen ein verstocktes Schweigen, bei Wortley's Frage aber, ob Ayesha wirklich ihre Tochter sey, wurde sie heftig erschüttert, bejahte aber endlich die Frage, worauf Wortley, da er sah, daß auf diesem Wege nichts weiter aus ihr herauszubringen sey, das Verhör aufhob.

Zabetta und Ayesha blieben ihren Gedanken überlassen. Etwas Ungewöhnliches hatte Zabetta's Gemüth ergriffen, und schien ihre Zunge gelähmt zu haben: mürrisch und niedergeschlagen saß sie in einer Ecke des Zimmers, und nur hie und da hob ein tiefer Seufzer ihre Brust: wer sie kannte, hätte geglaubt, ein unsichtbarer Zauber habe sie plötzlich betroffen. Ayesha dagegen war ihrer Furcht in Betreff Cara Bey's und seines Beschützers, des Kapudan Pascha, größtentheils enthoben, denn die Erscheinung der Personen, die sie eben gesehen, und namentlich Wortley's, zeigten ihr zur Genüge, daß Osmond der Bosheit seiner Feinde nicht gänzlich dahin gegeben sey. „Mutter," sagte sie endlich, „saht Ihr je etwas so Reizendes als den jungen Franken?" Zabetta antwortete nicht.

„Sein Haar," fuhr sie fort, „hatte die Farbe des meinigen, und dann hatte er so ausdrucksvolle Augen!"

„Schweig," rief Zabetta ärgerlich, „bist Du toll? Was hast

Du nach einem Manne zu sehen? was gehen Dich seine Augen an?"

Zabetta schwieg wieder, offenbar durch Ayesha's Bemerkungen in Verlegenheit gesetzt, während letztere, auf die Wortley's Anblick einen ihr unerklärlichen Eindruck gemacht, in der Freude ihres Herzens jetzt gerne gesprochen, und sich von ihm und Osmond unterhalten hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Sittenschilderung aus Corsica.

Ganz Corsica hallte von den blutigen Scenen wider, welche die Gemeinde Gavignano verheerten. Eine alte Feindschaft theilte sie in zwei Parteien, unter dem Namen der Matteis und der Giampietris; die erstern bewohnen das Dorf Poggio, die andern das Dorf Borgo. Diese Feindschaft, lange Zeit unterdrückt durch die Gegenwart zweier ehrwürdiger Männer, des Terenzio Giampietri und des alten Mattei, brach nach dem Tode des erstern in ihrem vollen Ungestüm los.

Am 26 Mai 1835 begannen die Thätlichkeiten, und der Tod eines der Mattei gab hiezu das Zeichen. Von beiden Seiten griff man zu den Waffen, fürchterliche Drohungen wurden ausgestoßen. Jede Partei erkannte sogleich ihre Freunde und ihre Feinde. Allenthalben, wo man auf einander stieß, floß Blut; die blühendste Jugend fiel unter dem mörderischen Stahl. Barchetta, Casa Mozza, Vallerastico, Pastoricciea und Gavignano waren der Schauplatz des Mordes. Die Kühnsten standen sich im Felde gegenüber; in den Dörfern sah man nur unglückliche Greise, verzweifelnde Wittwen, und Waisen, die dazu bestimmt waren, ihre Väter zu rächen, oder zu fallen, wie sie. Der Aufstand drohte allgemein zu werden. Die ältesten Leute versicherten, nie eine Feindschaft erlebt zu haben, die einen so furchtbaren und blutigen Charakter gezeigt habe, als Ein Wort des Friedens wie mit einem Zauberschlage die heftigen Gemüther beschwichtigte.

Der General Lallemand, obgleich erst seit sehr kurzer Zeit zum Militärkommandanten von Corsica ernannt, hörte die Erzählung der blutigen Scenen nicht mit Gleichgültigkeit an, und beschloß einen Versuch zur Beilegung derselben zu machen. Weder die allgemeine Meinung, daß eine Aussöhnung unmöglich sey, noch zwei Mordthaten, begangen während man unterhandelte, noch die Schwierigkeit der Sprache, vermochten ihn von seinem rühmlichen Vorhaben abzubringen. Um dieses letztere Hinderniß zu beseitigen, ersuchte er den Advokaten Figarelli, in seinem Namen an die Häupter beider Parteien zu schreiben, von diesen alle Notizen über den Ursprung der Feindschaft einzuziehen, und die Bedingungen mit denselben zu verabreden, unter denen es möglich wäre, den Frieden auf dauerhafte Weise herzustellen. Nachdem beide Parteien den Bitten des Generals nachzugeben sich geneigt erklärt hatten, reiste er am 17 Oktober nach Gavignano ab. Drei allgemein geachtete Männer, den General Franceschetti, den Professor Paoli und den Advokaten Figarelli, sendete er dahin voraus; diesen gelang es, die Gemüther friedlich zu stimmen, den Ort der Zusammenkunft festzusetzen, und die Betheiligten dahin zu bringen, daß sie erklärten, sie seyen bereit, sich den Friedensbedingungen des Generals zu unterwerfen.

Am Sonntage traf General Lallemand zu Gavignano ein; er stieg bei dem Pfarrer der Gemeinde ab, der keiner der beiden Parteien angehörte. Von hier aus besuchte er den alten Mattei, ehemals das Haupt der Partei dieses Namens, der, vom Alter gebeugt, zu Bette lag. Sofort begab er sich zu dem jungen Pasquatini, von der Partei Giampietri, der schwer verwundet zu Casa Mozza lag. Allenthalben erhielt er die Versicherung, daß man aufrichtig den Frieden wünsche, und sich unbeschränkt seinen weisen Bedingungen und seinem unparteiischen Urtheile unterwerfe. Nach diesen zwei Besuchen begab er sich in die Kirche, dem zur Zusammenkunft bestimmten Orte, welche zwischen beiden feindlichen Dörfern liegt. Außer den beiden obenerwähnten Kranken und den durch die Justiz verfolgten Flüchtigen fanden sich sämmtliche Einwohner der beiden Dörfer und überdieß eine Menge Bewohner der benachbarten Kantone ein. Hier ward ein Vertrag unterzeichnet, den beide Parteien in seinem vollen Umfange zu halten beschworen. Wir geben die einzelnen Artikel dieses Vertrages im Auszuge:

1) Kein Einwohner von Gavignano oder sonst ein in diesem Streit verwickeltes Individuum soll sich auf dem Gebiet der genannten Gemeinde bewaffnet zeigen. Dieses Verbot soll nur durch den General Lallemand aufgehoben werden können, wenn er es dereinst für zweckdienlich erachtet. Die Häupter beider Parteien verpflichten sich durch ihr Ehrenwort, über die genaue Erfüllung dieses Artikels zu wachen.

2) Alle Individuen, welche die Justiz wegen des Streites von Gavignano verfolgt, stellen sich innerhalb 14 Tagen vor dem Gericht. Die Häupter beider Parteien sind für die Erfüllung dieses Artikels verantwortlich.

3) Dem Gericht wird sein freier Lauf in dieser Sache gelassen. Beide Parteien machen sich anheischig, weder das Loos der Angeklagten zu erschweren, noch etwas zu thun, was sie dem Gericht zu entziehen vermöchte.

4) Wofern es für nöthig erachtet wird, so willigen die Häupter der Parteien in eine von dem General Lallemand nach Zeit und Ort zu bestimmende Verbannung.

5) Alle in die Feindschaft verwickelten Individuen machen sich solidarisch mit Ehre, Leib und Leben für die genaue Vollziehung dieses Vertrages verbindlich.

Nachdem dieser Vertrag feierlich beschworen war, ward in der Kirche zu Gavignano ein Te Deum gesungen, worauf General Lallemand in einer rührenden Rede die Einwohner des Kantons zum Frieden und zur Ruhe ermahnte, und hierauf unter dem Jubel der Zuhörer die Kirche verließ. Die ausgesöhnten Feinde reichten sich die Hände, Alt und Jung fiel sich in die Arme, und ein fröhliches Mahl beschloß den denkwürdigen Tag, worauf General Lallemand die Gemeinde Gavignano unter den heißen Segenswünschen des ganzen Kantons verließ.

Miscellen aus indischen Journalen.

Die Mohammedaner eines Stammes, Namens Borah, der seinen Wohnsitz in verschiedenen Theilen Hindustans aufschlug, sind nicht nur große Handelsleute in Handelsstädten, sondern auch die vornehmsten reisenden Kaufleute in Guzerat und den westlichen Theilen Indiens; sie gehen, ungefähr wie die Juden in Europa, mit Kistchen verschiedener Waaren herum. Die Engländer in Bombay betrachten sie als eine Art muselmännischer Juden. Herr Hunter sagt, daß sie ihrer Sekte die unterscheidende Benennung Ismallieh geben, und ihren Namen von einem der Anhänger des Propheten, Ismail genannt, herleiten, der in dem gleich auf Mohammed folgenden Zeitalter lebte; der Hauptsitz des Stammes ist in Behrampur, wo ihr Mollah oder Priester wohnt. Er ist das Oberhaupt in allen kirchlichen Angelegenheiten und hat die Schlüssel des Paradieses; denn es ist ein festgesetzter Glaubensartikel, daß Niemand die Regionen der Seligkeit betreten kann, ohne einen Geleitsbrief vom hohen Priester, der ein hübsches Geschenk für jeden erhält, den er unterzeichnet. Auch übt er eine weltliche Gerichtsbarkeit über seinen allenthalben zerstreuten Stamm aus.

*

Ein Schreiben aus Ludianah vom 1 Mai enthält die Nachricht, daß der Setledsch jetzt frei ist, und daß im Laufe des Aprils eine Flotte von Booten mit einer Ladung Waaren an Bord nach Mittenkot absegelte. Dieser Ort liegt am Zusammenflusse des Gharra mit dem Indus. Unter dem Schutze Randschit Sings soll Mittenkot bestimmt seyn, Schikarpur zu ersetzen und ein sehr wichtiger Markt zu werden.

*

Der Calcutta Courier zeigt den Tod des Lamas von Butan oder vielmehr die Wiedergeburt dieser geheimnißvollen Person an. Bei solchen Gelegenheiten ist es die Gewohnheit, einen neuen Ueberzug von gutem Golde über das Dach des Tempels oder Palastes zu machen, und es wurden Anstalten getroffen, die nöthige Menge dieses kostbaren Metalls herbeizuschaffen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 41. 10 Februar 1835.

Nauskopie.

Das Ausland hat schon vor einigen Jahren *) einer Wissenschaft erwähnt, die darin bestehen soll, die Ankunft eines oder mehrerer Schiffe mehrere Tage, ehe sie in den Gesichtskreis kommen, vorher zu sagen. Ein gewisser Bottineau auf Isle de France (Mauritius) soll der Erfinder dieser Wissenschaft seyn, und sie schon in den 70ger und 80ger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit großem Erfolge geübt haben. Merkwürdig ist, daß Dumont d'Urville, der in seiner Reise auf der Astrolabe neuerdings wieder Nachricht gibt von dieser Wissenschaft, oder vielmehr dieser Kunst, sie als eine Art second sight (zweites Gesicht) darstellt, und daß der Nauskope, den er fand, ebenfalls wieder auf der nun englisch gewordenen Isle de France sich befindet. Herrn d'Urville's Angaben hierüber sind folgende:

„Auf Isle de France erhielt ich den Besuch des Herrn Faillafé, eines wegen seiner angeblichen Eigenschaft, die Annäherung der Schiffe in den Wolken zu lesen, und ihre Ankunft im Hafen um mehrere Tage voraus zu sagen, wohl bekannten Mannes. Ich war erfreut ihn zu sehen, und brachte ihn bald auf das Kapitel seiner unter dem Namen Nauskopie bekannten Eigenschaft. Da ich ihm meine Zweifel darüber ausdrückte, so erklärte er mir ganz ernsthaft und mit augenscheinlicher Ueberzeugung, daß mehrere Personen diese Eigenschaft besessen hätten, obwohl die Fälle selten seyen; jetzt aber sey er der einzige auf der Insel, bei welchem sie so entwickelt und ausgebildet sey. Er besitzt diese Eigenschaft schon seit 30 Jahren, und bemerkt Schiffe auf eine Entfernung von 2, 3, ja 500 Meilen, je nach den Umständen, obwohl 60, 80 oder 100 Meilen die Entfernungen sind, bei denen sich dieß Phänomen am deutlichsten zeigt.

„Das Bild der Schiffe reflektirt sich am Firmament unter der Form einer braunen, dunkeln Wolke mit schwachen Conturen und in einer dem Horizont parallelen Richtung. Es nimmt einen, zwei, drei und oft mehr Grade ein, je nachdem das Schiff näher oder ferner ist, und an einigen Besonderheiten der Configuration erkennt man die Klasse zu der das Schiff gehört, sein Segelwerk und seine Richtung. Bei 45° ist das Bild am klarsten, und nimmt an Bestimmtheit ab, je nachdem es steigt oder fällt, d. h. je nachdem es sich nähert oder entfernt; sobald das Schiff am Horizont sichtbar ist, verschwindet das Bild ganz.

„Sonderbarer Weise genießt Faillafé, dessen angebliche Wissenschaft das Gelächter der Fremden erregt, zu Mauritius den Ruf eines ganz redlichen Mannes, und Niemand bestreitet seine Wahrhaftigkeit und die Richtigkeit seiner Vorhersagungen, indeß schenkt man seinem nauskopischen Talent nur geringe Aufmerksamkeit, als wäre es die natürlichste Sache von der Welt.

„Herr Faillafé, Schiffsfähndrich in den ersten Jahren der französischen Republik, hat den Zopf, das Kostüm und das Benehmen aus der Zeit des Konvents beibehalten. General Decaen gab ihm die Stelle eines Signaldirektors, weßhalb er eine Pension von 1800 Fr. von der französischen Regierung erhält; er ist ferner Inspektor des Kanals von Bathurst, welche Stelle ihm 25 Piaster monatlich einbringt. Mit diesem mäßigen Einkommen erzieht er eine sehr zahlreiche Familie. Er genießt nichts als Reiß, Hülsenfrüchte, Brod und Wasser. Nie trinkt er Wein oder geistige Getränke, und stets weigerte er sich, auf dem Schiffe mein Gast zu seyn. Er versichert, nur eine sehr kleine Anzahl ächter Nauskopen getroffen zu haben, da nur eine geringe Zahl besonders organisirter Personen dieses Talent besäßen, indeß verbindet er damit durchaus keine mystische oder kabbalistische Idee."

Wie leicht zu erachten, war der ungläubige Franzose ein starker Zweifler, und konnte in den kleinen Wolken, die ihm Hr. Faillafé bei seinen wiederholten Besuchen zeigte, durchaus nichts Besonderes erkennen. Es befanden sich indeß auf der Insel noch eine Nauskopin, Mde. Dufailly, Schülerin Bontinats,*) des großen Nauskopen vor Faillafé, und eine Demoiselle Ribourdin, die jedoch durch ein anderes Organ als das des Gesichtes sah. Dieser Umstand veranlaßte Hrn. Dumont d'Urville vollends, das Ganze unter die Wunder des Magnetismus einzureihen, von deren Wahrheit er nicht sonderlich überzeugt scheint.

*) Siehe Ausland J. 1833 Nro. 188.

*) Wahrscheinlich der oben genannte Bottineau.

Ayesha das Mädchen von Kars.

(Fortsetzung.)

Als Ayesha noch so sinnend und träumend da saß, und durchs Fenster blickte, sah sie mit einem Mal ihren Vater in Beglei-

tung des Mufti auf das Haus zukommen. Zabetta, durch den Gedanken, jetzt auch noch nach Kars zurückkehren zu müssen, aufs heftigste erzürnt, wollte ihm lange nicht einmal die Thüre öffnen, und empfing ihn endlich mit einem Strom von Scheltworten und Verwünschungen. Der betagte, indolente Suleiman Aga zeigte aber dießmal eine Festigkeit, die sie nicht erwartete, und da sie den vollen Umfang der Gewalt, die ein türkischer Ehemann über seine Frau hat, gar wohl kannte, so mußte sie mit Wuth im Herzen ihm wieder freundliche Worte geben. Suleiman Aga blieb lange, rauchte seine Pfeife in süßester Ruhe, und brachte die boshafte Zabetta, die schon einen Plan seiner los zu werden, in Bereitschaft hatte, fast zur Verzweiflung; nach dem Rufe des Muezzins aber verließ er endlich das Haus um in einer der großen Moscheen seine Andacht zu verrichten. Zabetta nahm nun alsbald ihren Schleier, und eilte nach des Kapudan Pascha's Palaste, um Cara Bey aufzusuchen, dem sie nicht nur ihr Verhör, sondern auch die Absicht Suleiman Aga's, ihn gerichtlich wegen seines Unternehmens gegen Kars zu verfolgen, zu seiner nicht geringen Bestürzung mittheilte. Sie beschlossen, daß Cara Bey ein Mittel ausfindig machen solle, sich Suleiman Aga's ohne Verzug zu entledigen.

Inzwischen hatte der Kapudan Pascha den Sultan gesprochen und dessen ganze Neugierde erregt, auch ihm die Nothwendigkeit strengen Geheimnisses vorgestellt, da in Ayesha's Geschichte noch manches dunkel sey, das, wenn es aufgehellt werde, vielleicht seinen Wünschen hinderlich seyn könnte. Er verschwieg seinem kaiserlichen Herrn ihre frühern Lebensumstände nicht, eben so wenig ihr Verhältniß zu Osmond und dessen Fortschaffung, woraus er die Nothwendigkeit ableitete, den Schritten des englischen Botschafters, um Osmond seine Freiheit zu verschaffen, jedes Hinderniß in den Weg zu werfen, um so mehr da es sich nur um eine Verzögerung handle, an der am Ende wenig liege. Er schlug vor, der Sultan solle Ayesha insgeheim sehen, ehe er den Kislar Aga hinsende, um sie in die Gemächer des kaiserlichen Harems zu führen, und war am Ende nicht wenig erfreut, als nicht nur alle seine Vorschläge angenommen, sondern er auch wegen seines Eifers für die Vergnügungen seines Herrn ungemein gelobt wurde.

Zu Hause angelangt wurde er jedoch zu seinem großen Verdrusse von Cara Bey in Kenntniß gesetzt, daß Suleiman Aga angelangt sey; wollte, wie alle Anzeichen ergaben, Ayesha von Osmond nicht lassen, und stellte sie sich unter ihres Vaters Schutz, so durfte selbst der Sultan ihr Harem nicht betreten. Um diesem vorzubeugen schrieb er schnell einige Zeilen, und gab sie Cara Bey zur Besorgung an seinen Kiaya.

Der Mond war aufgegangen und warf seine milden Strahlen auf die düstern Cypressengänge des nahen Kirchhofs, Stille begann zu herrschen in der großen Stadt, und Ayesha hatte sich ans offene Fenster gestellt, um die Rückkehr ihres Vaters abzuwarten, während Zabetta, die sich schon den ganzen Tag über Unwohlseyn beklagt hatte, auf dem Sopha ausgestreckt lag, und ihren mannichfachen Planen nachhing. Ayesha sah langsam einen Mann sich nähern, den sie bald für ihren Vater erkannte, aber eben als er auf das Haus zuging, sprangen fünf oder sechs Menschen auf ihn los, packten ihn und rissen ihn mit sich fort. „Mein Vater! mein Vater!“ schrie Ayesha, „wo führt ihr ihn hin?“ Diese Worte riefen Zabetta'n ans Fenster, weit entfernt aber einiges Mitgefühl zu zeigen, tadelte sie Ayesha in heftigen Worten und schloß das Fenster, damit ihr Geschrei weniger gehört werde. Einen Versuch Ayesha's, ihrem Vater nachzueilen, verhinderte sie gleichfalls. Alles dieß verschloß Ayesha's Herz mehr und mehr gegen Zabetta, sie sah nur allzuwohl, daß diese nur ihre eigenen Plane verfolge, unbekümmert um ihrer Tochter Glück. Sie fühlte sich jetzt ganz verlassen; ihr Vater war so eben unter ihren Augen gefangen fortgeführt worden, und ihr Geliebter vielleicht bereits als ein Opfer Cara Bey's gefallen; ohne die stete Unterwerfung unter die Beschlüsse des Schicksals, an die sie von Jugend auf gewöhnt war, hätte sie unter der Last ihres Unglücks erliegen müssen.

Zabetta, welche durch das eben vorgefallene Ereigniß aus dem Schlummer aufgerüttelt worden war, hatte sich auf das Sopha geworfen, und klagte über ein heftiges Kopfweh und andere Krankheitssymptome. Als beide sich eben zur Nachtruhe begeben wollten, was bei Türken sehr frühe geschieht, wurde laut und stark an die Thüre gepocht, auf Befragen erklärte der Kapudan Pascha, daß er es sey, der Einlaß begehre, und Zabetta öffnete ihm. Ayesha wollte sich entfernen, um so mehr, als sie glaubte, der Begleiter des Kapudan Pascha sey der gehaßte Cara Bey, Zabetta aber nöthigte sie zu bleiben, und so befand sie sich den Besuchern gegenüber.

Der Begleiter des Kapudan Pascha war von mittlerer Statur, etwa 25 Jahre alt, mit einem tiefschwarzen und buschigen Barte, und gewölbten Braunen über glänzenden, ausdrucksvollen Augen; sein Gesicht war bleich, aber der Ausdruck desselben streng. In seinem ganzen Benehmen lag viel Würde, und jeder Blick, jede Miene zeigte die Gewohnheit des Befehlens. Er setzte sich ohne Umstände nieder, während der Kapudan Pascha ihm eine unbegränzte Unterwürfigkeit zeigte. Ayesha hielt sich, dicht verschleiert, möglichst im Hintergrunde des Zimmers, während Zabetta sich dienstfertig vordrängte. Der Fremde indeß beachtete sie nicht, sondern hielt seine Augen fest auf Ayesha gerichtet, und redete sie endlich an: „Fürchte Dich nicht, wir sind nicht gekommen, dich zu beleidigen; warum bleibst du so ferne?“

„Ich bin ein mohammedanisches Mädchen,“ sagte Ayesha furchtlos; „dieß ist ein Harem, und wenn Ihr Gläubige seyd, so müßt Ihr wissen, daß Ihr sündigt, indem Ihr hieher kommt. Wir bedürfen Eurer nicht, und wünschen, daß Ihr geht.“

Ayesha's klangvolle Stimme drang zum Herzen, und reizte zugleich, unter dem dichten Schleier hervor, die Einbildungskraft unwiderstehlich.

„Wie kamt Ihr hieher, allein und unbeschützt,“ fragte der Fremde.

„Ach, wir sind fremd in dieser Stadt und unglücklich,“ erwiderte Ayesha. „Wenn Ihr Menschen seyd, so sollte das schon Euch abhalten, uns zu beleidigen; geht.“

„Was ist Euer Unglück?“ fuhr der Fremde fort;“ Unglück kann abgewendet werden durch die Hand des Mächtigen.“

„Wenn Ihr Macht habt,“ rief Ayesha plötzlich voll Hoff-

nung, „so möge Allah seinen Segen auf Euch herabgießen, wenn Ihr uns schützen wollt. Diesen Abend wurde mein Vater, unsere einzige Stütze, uns entrissen. Gebt ihn uns zurück, und wir werden stets Eure Sklaven seyn."

„Was ist das?" fragte der Fremde den Kapudan Pascha." „Hat das Mädchen einen Vater?"

Dieser durch die unerwartete Frage in Verlegenheit gesetzt, stotterte heraus: „ich weiß von nichts; wir müssen dieß untersuchen." Der Fremde war indeß mit Ayesha zu sehr beschäftigt, um auf diese Antwort zu achten, und schien nur bedacht, die Unterredung zu verlängern, denn jedes Wort, das Ayesha sprach, machte ihn nur immer gieriger mehr zu hören. Sie aber wollte das ihrer Ansicht nach unziemliche Gespräch abbrechen, stand auf um das Zimmer zu verlassen, und sagte: „es ist eine Schande, daß Ihr hier bleibt; wüßte der Sultan diese unwürdige Behandlung, er würde uns schützen. Was ist das für eine Regierung, wenn ein Harem nicht mehr sicher ist.

„Bleibt!" rief der Fremde, „ich befehle es!"

„Ihr befehlt mir!" rief Ayesha mit Unwillen; „wer seyd Ihr denn, daß Ihr mir befehlen wollt?"

„Ich kann Euch befehlen," entgegnete der Fremde; „ich bin der Sultan!"

Bei diesen Worten blieb Ayesha in stummem Erstaunen stehen, während Zabetta vor Furcht an allen Gliedern zitterte, — eine Todtenstille erfolgte.

„Ayesha, fürchte dich nicht," sagte der Sultan; „wir haben von deinen Vorzügen gehört, und sind gekommen, um mit eigenen Augen uns der Wahrheit zu vergewissern. Kapudan Pascha, du magst dich entfernen. Wir verlangen das Vorrecht, das kein anderer Mann in unserm Reiche fordern kann."

Der Kapudan Pascha warf sich vor dem Sultan nieder, und verließ das Zimmer, worauf Ayesha mit der vollendetsten Anmuth und der lieblichsten Bescheidenheit ihren Schleier abzog, und dem entzückten Monarchen die Reize zeigte, verführerisch genug um sein Herz zu unterwerfen.

„Zu wenig hat man von dir gerühmt," sagte der Sultan mit unverminderter Bewunderung sie anschauend. „Du bist unser; bei Allah! zu wenig hat man von dir gerühmt. Hiedurch wirst du die Meine." Mit diesen Worten zog er einen kostbaren Ring vom Finger, und sagte, indem er ihn ihr darbot: „nimm dieß als das Zeichen der Liebe deines Kaisers."

Ayesha kniete alsbald nieder, und sagte mit einer Demuth und doch zugleich mit einer Festigkeit, welche die Energie ihres Charakters zeigte: „mein Kaiser und Herr betrübe nicht seine ergebene Sklavin, indem er ihr befiehlt, was sie nicht thun kann. Sie bittet, ihrem Vater zurückgegeben zu werden, und in der Abgeschiedenheit von der Welt und ihren Gefahren leben zu dürfen, für welche sie allein gemacht ist. Sie ist seiner Beachtung unwürdig, Größe ist nicht ihr Wunsch. Oh! lasset sie in ihrer Unbedeutenheit; sie verlangt nichts mehr."

Diese Anrede, welche das Entzücken und die Bewunderung des Sultans nur noch vermehrte, nahm er auf als Worte ohne Bedeutung, die aus einem durch seine Gegenwart erschreckten Herzen flossen. Zabetta aber, die ihre Tochter besser kannte, hätte gern vor Wuth gestampft, wenn sie es gewagt hätte; vergebens drückte sie durch Zeichen und Gebärden ihren Unwillen aus, alles dieß blieb von Ayesha unbemerkt. Der Sultan wandte sich jetzt und verließ das Zimmer, wobei er Zabetta'n eine Goldbörse in die Hände drückte. Als er mit dem Kapudan Pascha das Haus verlassen hatte, umarmte Zabetta in der Fülle ihrer Freude, daß nun ihre glänzendsten Hoffnungen verwirklicht werden sollten, ihre Tochter, diese aber erklärte ihre Abneigung gegen jedes Bündniß als mit dem, dem sie Treue gelobt, so entschieden, daß Zabetta sehr beunruhigt wurde. Zugleich kehrten auch die Mahnungen ihrer beginnenden Krankheit, welche nur vor der durch die Anwesenheit des Sultans verursachten Aufregung niedergehalten worden waren, mit solcher Stärke zurück, daß sie erschöpft niedersank, und von Ayesha auf ihr Bett gebracht wurde, von welchem sie sich nicht mehr erheben sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Gaza.

(Aus der Correspondence d'Orient, von Michaud und Poujoulat.)

Am 16 April (1831), um 6 Uhr Abends, verließ ich die Ruinen von Ascalon, und kam, das Dorf Machdal zur Linken lassend, durch einen elenden Flecken, Namens Erbia, der an den Sandhügeln liegt, welche die Ebene von Askalon von der Mittagsseite begränzen. Ich befand mich auf dem Wege nach Gaza, und eine Stunde von Machdal kam ich in ein Dorf, Barbara genannt. Eine Stunde später erblickte ich links, ein wenig von der Straße abgelegen, das Dorf Der-Esner, und drei Viertelstunden weiter das Dorf Anun, dessen Hütten aus Erde bestehen. Ich bemerke alle Ortschaften auf dieser Straße nur deßhalb so genau, weil sie von nur wenigen Reisenden betreten wurden. Je näher man Gaza kommt, um so weiter werden die Ebenen; sie bieten einen so einförmigen Anblick dar als das offene Meer. Vorüberziehende Karawanen, beduinische Reiter, den Pflug ziehende Kameele, weidende Heerden von Ziegen und Kühen, und Sand- oder Staubwolken, die vom Süd- oder Westwind aufgejagt werden, dieß sind die einzigen Gegenstände, welche einiges Leben in diese Einöde bringen. Die Ebene ist, so weit das Auge reicht, kahl, und nur um die Dörfer herum sieht man Bäume, welche gleich bewaldeten Eilanden auf dem Meer aussehen.

Unweit des Dorfes Beth-Arun, ungefähr zwei Stunden von Gaza, sahen wir den Sohn des Mutsellim dieser Stadt, von einem zahlreichen Gefolge begleitet, vorüberziehen, der eben im Begriff stand, dem Pascha von Acre, bei Gelegenheit des Beiramfestes, drei schöne schwarze Pferde zu überbringen. Diese drei Renner wurden jeder von einem Araber am Zaum geführt. Um Beth-Arun sah ich Heerden von schwarzen und weißen Schafen, deren Schönheit mich überraschte. Die Hirten trugen eine Glocke bei sich, ob um wilde Thiere zu verjagen oder um die Heerde zusammen zu halten, weiß ich nicht zu sagen. Den arabischen weit einfachern und leichtern Pflug als der unsrige habe ich genau betrachtet; der unsrige scheint nur gemacht, um unfruchtbares Land aufzuwühlen, während der für einen üppigen Boden bestimmte arabische von einem Esel gezogen werden könnte. Zu Beth-Arun wurden wir von der Nacht überrascht; von hier aus wendet sich der Weg nach Gaza gegen Südwest, und hier beginnt auch der Olivenwald, der bis zur Stadt fortläuft. Dieser Wald erinnerte mich an den, welchen wir von Pyräus nach Athen gesehen hatten, nur schienen dort die Bäume nicht so dicht beisammen zu stehen. Um 10 Uhr Nachts kamen wir nach Gaza; in der Stadt herrschte Todtenstille; sie schien unter dem schwarzen Mantel der Nacht eingeschlummert zu seyn. Außer einigen neben den Kapellen der Santons *) aufgehängten kleinen Lampen von buntem Glas brannte kein Licht in den finstern

*) Eine Art türkischer Mönche.

Straßen, und mitten in dieser schweigsamen Dunkelheit verbreiteten die von dem Nachtwind in Bewegung gesetzten Blätter der Palmen von Gaza ein harmonisches Rauschen, das einer aufgeregten Einbildungskraft leicht wie ein schwermüthiges Schlummerlied, der schlafenden Stadt gesungen, vorkommen konnte.

Ich verwendete drei Tage dazu, um Gaza genau kennen zu lernen, bin also wohl im Stande Ihnen einen anschaulichen Begriff von dieser Stadt zu geben. Gaza, im Arabischen fast wie Razzah ausgesprochen, die alte Hauptstadt der Philister, die vornehmste Stadt des Stammes Simeon, im Alterthum wegen ihrer großen Reichthümer, Belagerungen und Schlachten berühmt, ist zwischen Syrien und Aegypten gelegen, und behauptet, auch heutzutage noch, eine gewisse Bedeutenheit, die sie dem ununterbrochenen Durchzuge von Karawanen verdankt. Aus der Vergangenheit hat Gaza kein Denkmal, keine Ruine aufzuzeigen; das alte Gaza ist ganz von der Erde verschwunden, und hat einer Menge mit hohen Palmen untermischter und von keiner Mauer umschlossenen Häuser Platz gemacht. Vor Allem machte ich, von dem ersten Kiatib, bei dem ich wohnte, meinem Drageman Damiani, meinem Kawas Ibrahim und den vornehmsten Griechen der Stadt begleitet, dem Gouverneur meine Aufwartung. Massud Ilmadi (dieß ist der Name der Mutsellim) ließ mich auf dem Diwan neben sich sitzen und behandelte mich mit der ausgezeichnetsten moslemitischen Höflichkeit. Dieser Mann, von dem mir die Christen die gehässigste Schilderung entworfen hatten, benahm sich gegen mich mit ganz vorzüglicher Güte und Freundschaft. Schon mehrmals hatte ich Gelegenheit zu bemerken, daß ein Pascha, ein Mutsellim oder Aga sich stets von zwei Seiten zeigt, nämlich als Moslem und als Mann in Amt und Würden. Der Moslem ist fast immer sanft, höflich und gutmüthig, während der Mann in Amt und Würden die rauhe, tyrannische Seite herauskehrt. Diese Bemerkung ließe sich vielleicht nicht bloß auf den Orient, sondern auch auf andere Länder anwenden.

Der Mutsellim sprach zuerst von Bonaparte, die stehende Unterhaltung in diesem Lande, denn noch nie ist ein Name aus dem Occident unter den asiatischen Völkerschaften so allgemein verbreitet gewesen, als der dieses Mannes. Massud Ilmadi erinnerte sich mit inniger Freude daran, daß er den fränkischen Helden auf seinem Zuge durch Gaza gesehen habe. „Sie hätten ihn gewiß noch gern zum Sultan? sagte der Mutsellim, denn Frankreich muß ihn lieben, weil er es zu dem Range der ersten Nationen erhoben hat.“ Nachdem er noch oft wiederholt hatte, daß Bonaparte ein großer Sultan sey (Bunabarté Sultan Kebir), überhäufte er mich mit Fragen über die Juliusrevolution, von der er, wie er sagte, keinen Begriff habe. „Ich auch nicht, Excellenz, war meine Antwort; um Revolutionen zu begreifen, müßte man wissen, warum die Stürme zuweilen rasen, warum das Meer tobt, oder Gebirge von vulkanischem Feuer zerrissen werden. Gott will nicht haben, daß die menschliche Gesellschaft in Frieden leben und sterben soll; es ist dieß eine Strafe, die man hinnehmen muß wie Krankheit und Unglück.“ — Der Mutsellim verdoppelte seine Höflichkeit gegen mich, und machte mir das Kompliment, daß ich, obschon noch jung, dennoch die Weisheit eines Greises besäße. Gern hätte er sich noch in ein Gespräch über Algier und Karl X eingelassen, allein ich war der Fragen hierüber in diesem Lande so müde geworden, daß ich auf alle nur mögliche Weise auszuweichen suchte. Im Laufe unserer Unterhaltung, der einige und zwanzig Araber zuhörten, wurden zwei Fellahs aus dem Dorfe Dschora unweit Ascalon eingeführt, die einen Rechtshandel mit einander hatten. Es handelte sich um ein Kameel, das der eine dem andern verkauft hatte; der Verkäufer, unzufrieden mit dem Handel, wollte sein Thier wieder haben und das Geld zurückgeben. Der Käufer weigerte sich dessen, und beide Theile hatten volle Freiheit ihre Sache vorzubringen. Die Entscheidung des Mutsellim lautete: „Ein einmal geschlossener Kauf kann nicht rückgängig gemacht werden,“ und hierauf wurde der, der das Kameel wieder haben wollte, von der Wache zur Thüre hinausgeworfen.

Das Seraia ist ein Gebäude mit mehreren Höfen, vielen Gemächern und Terrassen, von denen man eine weite Aussicht hat; allein es beginnt bereits zu verfallen und der Mutsellim wendet nichts zu seiner Erhaltung auf. Man könnte alle Ausgabebudgets der Mutsellims des Reichs durchsehen, ohne auch nur auf einen einzigen Piaster zu stoßen, der auf Ausbesserung von Bauwerken verwendet worden wäre. Die türkischen Statthalter betrachten sich auf den verschiedenen Posten, die ihnen die Gunst ertheilt, als Reisende; der Palast, den sie bewohnen, ist für sie ein Khan, in dem sie sich einige Tage aufhalten, und keiner denkt daran, eine Wohnung, die im nächsten Augenblick schon nicht mehr die seinige seyn kann, durch Einfügung auch nur eines einzigen Steines zu stützen.

Der Gouverneur gab mir drei Mann von seiner Wache mit, die mich in der ganzen Stadt herumführen sollten. Um mich desto mehr zu ehren und um den Absichten ihres Herrn um so besser zu entsprechen, verwalteten diese Leute eine so strenge Polizei um mich her, daß ich anfangs nicht wenig erschrak, denn sie prügelten auf die armen Fellahs, die mir aus Neugier nachliefen, so unbarmherzig los, daß in meiner Nähe bald Alles wie ausgestorben war. Ich bemerkte bei dieser Gelegenheit, daß der arabische Soldat den Fellah aufs tiefste verachtet, und ihn für nichts mehr als ein zweifüßiges Kameel ansieht.

Gaza, zum Paschalik von Acre gehörig, bietet dem Reisenden nichts Merkwürdiges dar. Die Christen deuten die Stelle an, auf welcher der Tempel gestanden haben soll, unter dem sich Samson nebst 3000 Philistern begrub. Man zeigt auch noch den Platz, auf dem das Schloß stand, welches Bonaparte schleifen ließ, nachdem er sich der Stadt bemächtigt hatte. Als mich ein altes arabisches Weib auf den Ruinen des Kala erblickte, verfluchte sie meinen fränkischen Anzug, und fragte meinen Dolmetscher, ob ich einer der Franken sey, die ihr bei Gelegenheit des Durchzugs Bonaparte's drei Söhne erschlagen hätten. Gaza hat fünfzehn Moscheen, von denen die schönste vormals eine Kirche war; die Thüre dieser Moschee wurde uns geöffnet. Es ist ein großes von einer doppelten Säulenreihe gestütztes und mit einer weißen, dem Marmor gleichenden Steinart gepflastertes Gebäude, das der alten Kirche von Bethlehem ziemlich gleicht. Die Moslemin haben an die alte griechische Basilika noch Gebäude für die Imams und die Schulen angefügt, welche alle Symmetrie dieses Baudenkmals zerstören. Die Christen zu Gaza behaupten, daß dieser Tempel ein Werk der Frömmigkeit der heiligen Helena sey, allein der unterrichtete Reisende weiß, was er von solchen frommen Sagen zu halten hat. Die Mutter Konstantins kann unmöglich so lange gelebt haben, um alle die christlichen Kirchen zu vollenden, die man ihr nur allein in Palästina zuschreibt.

Weder zu Smyrna noch zu Konstantinopel habe ich einen größern und schönern Khan gesehen als der in Gaza ist. Auch an Bazars fehlt es nicht, allein man sieht auf ihnen weder Pracht noch Reichthum. Seife, Leinwand von Kairo, Tuch, Weizen, Gerste, Reiß, Datteln und Oliven, das sind so ziemlich alle Handelsartikel, die man hier findet. Der Reiß kommt aus Damiette und die Seidenwaaren aus Damaskus; allein dieser Handel wirft der Bevölkerung nicht viel ab, denn nirgends habe ich so viele Bettler gesehen als in Gaza. Unter eilf- bis zwölftausend Einwohnern zählt die Stadt nicht mehr als 200 Christen, welche sämmtlich dem griechischen Glaubensbekenntniß zugethan sind. Juden, Armenier und Katholiken findet man hier nicht; die Väter vom heiligen Lande haben Gaza schon längst verlassen, und man konnte mir nicht einmal angeben, wo vormals ihr Kloster gestanden hatte.

Keine Stadt in Palästina hatte mir noch eine so große Mannichfaltigkeit von Kleidertrachten geboten, als ich auf dem Bazar von Gaza beisammen sah. Christen, Osmanlis, Araber, Fellahs, Beduinen, und von diesen mehrere Stämme, Aegyptier und Barbaresken bewohnen oder durchreisen die Stadt, und alle diese Völkerschaften unterscheiden sich theils durch die Form ihres Turbans, theils durch andere Eigenthümlichkeiten in ihrer Kleidung. Die moslemitische Bevölkerung von Gaza theilt sich in zwei Sekten, nämlich in die von Dschaffei und die von Hanephi; beide haben ihren Mufti, die Gläubigen der Sekte Dschaffei aber sind die zahlreichern. Die Stadt ist in fünf Quartiere, oder vielmehr in fünf sehr von einander verschiedene Dörfer getheilt. Folgendes sind ihre Namen: 1) Razzah-aret-Zetun; 2) Aret-Sedschieh; 3) Aret-Fellain; 4) Aret-Teuphen; 5) Aret-il-Darazi. Fast alle Häuser haben Gärten mit Hecken von indischen Feigenbäumen wie mit einer grünen Mauer umgeben. Ich sah mehrere so schöne moslemitische Gräber, als man sie nur immer in Scutari sehen kann. Man zeigte mir auch die Paläste einiger verabschiedeten Wessiers, die hier, bis zur letzten Reise in die Ewigkeit, ihr Absteigequartier genommen hatten.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 42. 11 Februar 1835.

Mexikanisches Allerlei.

Oeffentliche Spaziergänge.

Einen bedeutenden und sehr regelmäßig geordneten Theil des öffentlichen Lebens der Mexikaner bilden ihre Spaziergänge, Fahrten und Ritte. Uebrigens existiren diese auch nicht anders als öffentlich, für den Zweck zu sehen und gesehen zu werden, unter irgend einer herkömmlich bestimmten Geselligkeitsform. Allein, zu einer ungewöhnlichen Stunde, an menschenleeren Orten, bloß um Bewegung, freier Luft, oder Freude an der Natur willen zu spazieren, sey es zu Fuß, zu Pferde, oder zu Wagen, fällt keinem Mexikaner ein; sie fanden es anfangs sonderbar und lächerlich, wenn sie die Fremden es thun sahen; haben zwar daran allmählich sich gewöhnt, sind aber noch weit von Nachahmung entfernt. Wo man sie außer den gewöhnlichen öffentlichen Stunden und Plätzen zuweilen dem Anscheine nach spazierend trifft, kann man Zehn gegen Eins wetten, daß irgend ein Rendezvous oder sonst ein Geschäft dabei zum Grunde liegt. Hingegen sind sie desto eifriger und pünktlicher im Besuch ihrer Alameda, ihrer Paseos, ihrer Portalen und anderer Spaziergangs-Sammelpunkte, besonders an solchen Tagen, deren festlicher Charakter ihnen das beliebte Sehen und Gesehenwerden recht vielseitig verbürgt. Doch findet man auch an gemeinen Wochentagen, und selbst bei schlechtem Wetter, solche Orte niemals ganz menschenleer.

Die Alameda ist ein öffentlicher Garten, am westlichen Ende der Stadt, unfern des paséo Bucareli und der Vorstadt St. Cosme, mit einer niedrigen Mauer umzogen, mit sechs verschließbaren Thoren versehen, im altspanischen Geschmacke angelegt, etwa 20 Morgen groß; sein Inneres enthält viele kleine schattige Alleen für Fußgänger, deren Bequemlichkeit durch breite Quadertrottoirs auch in sofern berücksichtigt ist, als selbst in der nassen Jahreszeit wenigstens eigentlicher Schmutz vermieden wird. An der innern Seite der äußern Mauer umgibt den ganzen Garten eine Allee für Fahrende und Reitende; sie ist breit genug für zwei Wagenreihen zum Auf- und Abfahren, in deren Mitte dann noch Raum für die Reiter bleibt; doch kommen diese oft sehr ins Gedränge, besonders wenn zuweilen die Ordnung der Wagenreihen nicht ganz streng polizeimäßig gehalten und gehandhabt wird. Außerhalb dieser Allee aber in dem für die Fußgänger bestimmten innern Raum des Gartens darf kein Pferd, geschweige ein Wagen sich sehen lassen. Es fehlt da nicht an Bänken und Sitzplätzen, besonders in der Nähe einiger Springbrunnen, deren plätschernder Strahl Kühlung gewährt, und von der Sonne beschienen, besonders an festlichen Tagen, wenn alle ihre Fächer- und Vexirröhren angelassen sind, auch einen gar hübschen Anblick. Verschiedene Reviere und Blumenbeete sind gut gehalten, und Rosenfestons zwischen den großen arboles del Perú, besonders wenn diese auch ihrerseits mit ihren eigenthümlichen blaßröthlichen Blüthentrauben bedeckt sind, erhöhen durch Duft und Augenweide den Reiz des Ganzen. Nachts werden die Thore geschlossen.

Paséo de las Vigas nennt man eine breite Fahr- und Reit-Allee, mit zwei Seitenalleen für Fußgänger und Reiter; ausgehend von der Südsüdostseite der Stadt, unfern S. Antonio Abad; er führt, dem Kanal entlang, der die Verbindung mit dem See von Chalco bildet, nach dem hübschen Landhause las Vigas, mit angenehmer Aussicht über diesen Kanal und seine ganze Umgegend. Von dort aus führen andere Alleen, Rechts nach dem Kloster de la Piedad, Links, den Kanal passirend, um die sogenannten schwimmenden Gärten (chimpanzas) herum, nach dem Veracruzthore oder der garrita del Peñol. Er hieß vor der Revolution Paséo de Revillagigedo, von dem Vicekönige gleiches Namens, welcher ihn angelegt. Zur regelmäßigen Nachmittagspromenade der schönen Welt wird er herkömmlich nur zwischen Ostern und Pfingsten gebraucht, ist dann aber glänzend und zahlreich besetzt. Der Anblick des pittoresken Gewimmels wird hier noch lebendiger durch den zur Seite befindlichen Kanal, bedeckt von unzähligen Kähnen der mit ihren Gemüsen, Früchten und Blumen zu Markte kommenden, oder mit dem gelösten, gewöhnlich schon vertrunkenen Gelde in heiterster Stimmung heimkehrenden Indianerfamilien; auch sieht man häufig elegantere, den Anwohnern des Kanals gehörige Gondeln, in denen vornehmere Gesellschaft zu einer Wasser-Lustfahrt sich vereinigt hat, und singend, jubelnd, Guitarre spielend, Grüße und Scherze mit dem Publikum der Alleen tauschend dahingleitet; ja das Fahrzeug ist zuweilen breit, und immer das Wasser zahm genug, um einen Tarabetanz an Bord zu gestatten.

Während des bei weitem größten Theils des Jahrs bildet aber der Paséo Bucareli den Sammelplatz des Promenade-Publikums der Hauptstadt. Derselbe beginnt etwas unterhalb der

Alameda, und besteht, wie der von Bigas aus drei Alleen neben einander, aber breiter, mit zwei geräumigen Rundplätzen, auf welchen Bassins stehen und Springbrunnen. Er ist eine gute Viertelstunde lang, und endigt eigentlich bei der nach dem Schlosse Chapoltepec führenden Barriere (garrita de Chapoltepec), welche passirend man den von Westen nach Osten laufenden Zweig des großen, die Hauptstadt mit Trinkwasser versorgenden Aquäducts rechtwinklich schneidet; er wird aber dann noch durch eine in gerader Linie nach dem Kloster de la Piedad führende, einfache, an beiden Seiten mit Wassergräben eingefaßte Allee verlängert. Außerdem laufen, links und rechts, einige Seitenalleen von ihm aus, deren eine nach der Citadelle führt. Von den erwähnten Fontainen ist die Eine ganz neuen Ursprungs: sie ward erst nach Beendigung der Revolution begonnen, am 16 Sept. 1830 aber, zur Anniversarfeyer des „grito de Dolores" *) zum Erstenmale enthüllt und losgelassen. Die Mexikaner bildeten sich nicht wenig ein auf dieses Prachtstück ihrer republikanischen Architektur, und in einem darauf bezüglichen Sonett ward ganz ernsthaft versichert:

„Ya vos excedemos, o Griegos y Romanos!" **)

In der That macht sich das Spiel der Wasserkünste im Sonnenstrahl ganz hübsch: aber die Architektur und Skulptur ist sehr mittelmäßig gedacht und ausgeführt, ein fast karrikaturartiges Quodlibet geschmacklos und überladen zusammengewürfelter mythologisch-allegorischer lebensgroßer Figuren, Sphinxe, Löwen und Adler, Götter, Göttinnen und Nymphen, mit allerlei vergoldeten Attributen von Köchern, Spiegeln, Kronen, Sceptern, Ketten u. dergl. Einige nackte Nymphen finden sich nicht eben in der anständigsten Position, köpflings herabgestürzt, die Beine in der Luft! und wirklich behauptete man, der Klerus habe der Regierung, im Interesse der öffentlichen Sittsamkeit, Vorstellungen dagegen gemacht. Die Wasser springen aus kleinen Metallröhrchen im Munde aller vorbenannten Gestalten: es sieht aus, als ob die Sphinxe, Löwen und Nymphen ihre Cigarren rauchten! Das Ganze ist ein abenteuerlicher, fast an die aus Goethe's italienischer Reise bekannten prinzlich-palagonischen Monstrositäten und Absurditäten erinnernder Anblick.

(Fortsetzung folgt.)

Ayesha das Mädchen von Kars.

(Fortsetzung.)

Wortley hatte am Morgen nicht sobald Zabetta's Haus verlassen, als er sich voll Freude und ganz stolz auf den Erfolg seiner Nachforschungen mit dem Dragoman, Signor Trompetta, aufs neue zu dem Reis-Effendi begab, der ihn mit gewohnter Höflichkeit empfing. Wortley kürzte das Ceremoniell möglichst ab, und befahl dem Dragoman die ganze Geschichte ausführlich zu erzählen, was dieser dann auch in seinem besten Türkisch that. Die Erzählung, welche von Seite des Reis-Effendi mit vielen Pek ayi (sehr gut!) tschok! tschok! (viel! viel!) und Atschaib (wunderbar!) begleitet wurde, schloß mit den Worten: „Das Resultat ist, daß Osmond Aga ein britischer Unterthan und kein Moslem ist, daß er zwei Frauen aus der Sklaverei rettete, und nicht sie zu Sklavinnen machte, daß er demnach von dem Großwessier ungerecht verurtheilt wurde, und für die erlittene Gefangenschaft jede Schadloshaltung von der türkischen Regierung anzusprechen berechtigt ist." Der Reis-Effendi besann sich einen Augenblick, nahm dann die Pfeife aus dem Munde, und sagte: „Wenn Eure Unterthanen sich kleiden wie die unsrigen, so daß man sie nicht von einander unterscheiden kann, ist es unser Fehler, wenn Mißgriffe statt finden? Wenn ein Pferd das Fell und die Hörner eines Büffels anzieht, wessen Fehler ist es, als der seinige, wenn es ins Schlachthaus getrieben wird, statt daß man es frei laufen läßt? Ihr verlangt zu viel."

Wortley, der die türkische Redeweise sowohl von Amts wegen als zur Belustigung studirt hatte, beauftragte den Dragoman, Se. Excellenz aufzufordern, auf eine bereits zugerichtete und zum Essen fertige Schüssel kein kaltes Wasser zu gießen, sondern in die alsbaldige Ausstellung eines Befehls zur Freilassung Osmonds zu willigen. Der Reis-Effendi lächelte über des jungen Unterhändlers Versuch mit orientalischen Redeformen, und sagte: yek ayi, dostem, (sehr gut, mein Freund!) möget Ihr viele Jahre leben, und bald ein eltschi bey (Großbotschafter) werden! Möge Euer Bart wachsen so reichlich als Euer Witz!"

Nachdem der Minister das verlangte Zugeständniß gemacht, glaubte er, man werde nun die Sache beruhen lassen. Wortley erklärte aber es sey nicht genug, den Unschuldigen zu retten, sondern man müsse auch den Schuldigen bestrafen. „Wir hören, sagte er, sich durch den Dragoman an den Reis-Effendi wendend, „daß die Ursache alles unserem Freund und Landsmann zugestoßenen Unheils ein Mann ist, der jeder Nation zur Schande gereichen würde, ein gebrandmarkter Verbrecher und ein Teufelsverehrer. Dieses Ungeheuer ist jetzt in Konstantinopel, sein Name ist Cara Bey, und er befindet sich im Dienste des Kapudan Pascha."

Bei diesen Worten strich der Türke seinen Bart, und machte eine sehr ernste Miene. Nach einigem Besinnen wandte er sich an Signor Trompetta und sagte: Tertschiman Bey (Herr Dragoman), kann einer von Einem Schaf zwei Häute abziehen? Olmaz (das ist unmöglich!)"

„Was meinen E. E.?" fragte der Dragoman.

„Habt Ihr nicht den Großwessier geringer gemacht als den Staub?" sagte der Reis-Effendi mit mehr Lebhaftigkeit als er bisher gezeigt hatte, „und wollt Ihr nun auch unsern Herrn den Kapudan Pascha angreifen? Welchen Beweis habt Ihr, daß Cara Bey Euren Landsmann beeinträchtigte? Wir müssen die Sache von Neuem untersuchen, und können unsere Unterthanen nicht ungehört verdammen. Es ist nicht recht, einen Esel immer auf einer Seite zu schlagen!"

Wortley fühlte, daß er nicht im Stande sey, einen Beweis gegen Cara Bey zu führen, ließ die Sache fallen, und nahm seinen Abschied mit dem unter Türken nicht ungewöhnlichen Sprüchwort: Gott gebe, daß keiner seiner treuen Diener in die

*) So nennt man hier den die Revolution im Jahre 1810 beginnenden Aufstand des Pfarrers Hidalgo zu Dolares im Staate Guanaxuato.

**) „Schon sind wir Euch voran, Ihr Griechen und Ihr Römer!"

Hände von Mollahs oder Kadis falle! Diese Worte im Munde eines so jungen Mannes belustigten den Reis-Effendi ungemein, und sie schieden in sehr heiterer Stimmung von einander.

Wortley begab sich in den Gesandtschaftspalast zurück, schrieb alsbald an Osmond, wobei er nicht vergaß Ayesha's und der Gerüchte zu gedenken, mit denen sich die Stadt hinsichtlich ihrer und des Sultans trage, und schickte hierauf Mustapha mit diesem Briefe und dem inzwischen erhaltenen Befehl zur Freilassung ab. Als dieß Geschäft abgemacht war, wurde ihm ein griechischer Papas oder Priester gemeldet, der ihn ohne Verzug zu sprechen verlange.

„Was steht zu Euren Diensten;" fragte Wortley, dem das Neugriechische geläufig war, den Eintretenden.

„Effendi," sagte der Priester; „mögt Ihr viele Jahre leben! Ich komme von einer kranken und sterbenden Frau, welche Euch noch zu sehen verlangt, ehe sie diese Welt verläßt. Sie sagte, es betreffe eine Sache von großer Wichtigkeit, und bittet Euch, so wahr Ihr ein treuer Diener Christi seyd, ihr Verlangen ohne Zögerung zu erfüllen."

„Wißt Ihr, wer sie ist?" fragte Wortley über diese Botschaft erstaunt und unschlüssig, ob er dem Begehren ohne Rücksprache mit dem Gesandten entsprechen sollte.

„Es ist meine Schwester, Effendi," sagte der Priester; „durch einen wunderbaren Zufall habe ich sie aufgefunden. Wir vermißten sie seit mehreren Jahren aus unserer Familie, sie hatte ihren Glauben verläugnet, und war Mohammedanerin geworden. Die Schrecken des Gewissens überfielen sie auf dem Todtenbette, sie sandte nach einem Geistlichen ihrer Kirche, entschlossen im Glauben ihres Volks zu sterben. Ein glücklicher Zufall führte mich zu ihr und ich fand in der sterbenden, reuigen Zabetta unsere lange verlorene Schwester. Eilt, Herr, ehe der Tod ihre Augen schließt, denn ihre Brust scheint mit einem wichtigen Geheimniß beladen."

Als Wortley n amen Zabetta hörte, hoffte er augenblicklich, sie werde ihm etwas auf Osmond Bezügliches mitzutheilen haben, und zögerte darum keinen Augenblick mehr den Priester zu begleiten.

Während der Nacht nach des Sultans Besuche hatte sich Zabetta's Krankheit mehr und mehr entwickelt, eine alte von der Dienerin herbeigerufene Jüdin war zwar ein schlechter Arzt, hatte aber genug gesehen, um Zabetta's Krankheit augenblicklich für das zu erkennen, was sie war, nämlich die — Pest. Bei dieser Ankündigung stieß die noch ganz mit weltlichen Dingen beschäftigte Zabetta einen Schrei der Verzweiflung aus, und sank in Ohnmacht. Ayesha pflegte sie, achtlos der Gefahr, und als das durch die Schrecken der mohammedanischen wie der christlichen Hölle gefolterte Gemüth nach einem griechischen Priester begehrte, suchte Ayesha selbst einen auf, und der Zufall führte ihr Zabetta's Bruder, den Priester Micheli in die Hände, den Zabetta gleich bei dem Eintritt erkannte. Ayesha entfernte sich, um beide allein zu lassen, wie groß war aber nicht ihr Erstaunen, als der Priester nach kurzer Zeit hastig aus dem Zimmer stürzte, und das Haus verließ. Bald kehrte er zurück mit einem Franken, in welchem Ayesha Wortley erkannte.

Micheli hatte alles Nöthige mitgebracht, um seiner unglücklichen Schwester die letzten Sakramente zu ertheilen, was er in Wortley's Anwesenheit that, der ohne auf die Gefahr der Ansteckung zu achten, der ganzen Scene stumm vor Schrecken zusah. Da lag sie ausgestreckt, fast leblos, der ganze Körper mit Geschwüren überdeckt, das Auge eingesunken, den Mund ausgetrocknet von dem brennenden Fieber, nur der Blick, obwohl gebrochen, zeugte noch von deutlichem Bewußtseyn. Als sie die Sakramente empfangen hatte, bedeutete sie ihren Bruder das Zimmer zu verlassen, winkte dann Wortley heran, und hieß ihn niederknieen. Als er dieß gethan, richtete sie sich zu seinem Erstaunen noch einmal auf, stützte den Kopf auf die Hand, und begann zu sprechen. Nur mit Mühe brachte sie anfangs einige unverständliche Worte hervor, aber allmählich wurde sie belebter, ihr gesunkenes Auge flammte noch einmal auf, und eine leichte hektische Röthe flog über ihre eingefallenen Wangen. Offenbar hatte sie etwas zu sagen, was zur Beruhigung ihres Gemüths nothwendig war. Sie hielt inne, und blickte Wortley ins Gesicht, als bäte sie ihn um Verzeihung und Mitleiden. Sie sprach einige Worte, die seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen; sie reichte ihm das Medaillon, das wiederholt Osmonds Neugierde erweckt hatte; sie wollte ihm noch mehr sagen, aber ihre letzten Worte waren unverständlich, ihre Kräfte waren erschöpft, Wortley sah sie sterben, ihre Glieder streckten sich aus, sie stieß einen langen kläglichen Schmerzenston aus, und lag als eine Leiche vor seinen Augen.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Gaza.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die auffallendsten Merkwürdigkeiten, welche mir in Gaza aufstießen, waren zwei Greise, einer von 120, der andere von 150 Jahren. Der erste nannte sich Ibrahim-ode (Ibrahim der Wiedererstandene), so zubenannt, weil er sich einst von einer tödtlichen Krankheit wieder erholt hatte, und der andere Isseim-Mukrak. Da ich den Wunsch äußerte, diese beiden Greise zu sprechen, so bewilligten sie mir eine Zusammenkunft am Fuße einer Sykomore in einem Garten. Hier setzten wir uns auf eine Matte und schwatzten von 4 Uhr Nachmittags bis nach Sonnenuntergang. Noch nie hatte ich Männer von solchem Alter gesehen; ich betrachtete sie mit einer Art heiliger Scheu, und lauschte auf jedes Wort, das sie mir sagten.

Sie gingen zwar auf Stöcke gestützt, schienen jedoch noch nicht sehr geschwächt durch die Last der Jahre; ihr Haar aber hatten sie bis auf die geringste Spur verloren. Nach einigen Allgemeinheiten über Moslemin und Franken lenkte sich das Gespräch auf Gaza; die Greise sagten mir, daß die Stadt vor Alters eine Ausdehnung von 4 Stunden gehabt und sich gegen Osten bis zu dem oben erwähnten Dorf Der-Esner, gegen Westen aber bis nach Der-Balla, einem großen, zwei Stunden von Gaza und eine Viertelstunde vom Meer gelegenen Dorf erstreckt habe. Gegen Osten kann sich indeß die Stadt, trotz der Versicherung der beiden Alten, unmöglich so weit ausgedehnt haben, denn von Gaza bis nach Der-Esner sieht man auch nicht Eine Ruine, nicht Eine Spur von einem Gebäude. So viel ist jedoch gewiß, daß sie dem Meer vormals näher lag als jetzt; Strabo gibt sie ungefähr 7 Stadien vom Meer entfernt an, jetzt liegt sie zwei Stunden von demselben. Als ich mich von den

beiden Greisen trennte, baten sie mich ihre Namen in mein Tagebuch zu schreiben, was ich in ihrer Gegenwart that, und sie dabei ersuchte, die Bekanntschaft mit mir den Erinnerungen ihres langen Lebens beizugesellen.

Meine Ankunft in Gaza bildete in dieser Stadt ein Ereigniß, und ich weiß nicht wie es kam, daß ein armer Pilger für eine wichtige Person des Occidents gelten konnte. Man glaubte, daß ich den Auftrag habe, den politischen Zustand des Landes zu untersuchen und meiner Nation den Weg zur Eroberung zu bahnen. Ein Deputirter kam mir zu verkünden, daß mich der Kadi in seinem Mukumat oder Palast erwarte, wo er mir interessante Mittheilungen zu machen habe. Der Kadi ließ mir zugleich den Wunsch ausdrücken, daß ich meinen Kawas Ibrahim nicht mitbringen möchte, da er ohne irgend einen moslemitischen Zeugen nur mit mir und meinem Dolmetscher, dem jungen Damiani, verkehren wolle. Ich wurde durch Seitenstraßen auf eine so geheimnißvolle Weise bei dem Kadi eingeführt, als ob es sich um eine Verschwörung handle. Ich fand ihn auf einem Divan sitzend, seinen vier Jahre alten Sohn neben sich; als ich eintrat stand er auf, ging mir entgegen und redete mich mit den Worten an: „Ich war schon sehr traurig Sie nicht kommen zu sehen, aber Ihre Gegenwart richtet mich wieder auf.“ Bald stellte sich ein sehr vertrauter Ton zwischen uns her, der mir schon zum Voraus andeutete, von welcher Art seine Eröffnungen seyn würden. Saled-Ali (dieß ist der Name des Kadi's), zu Jerusalem geboren, ist ein Mann von 40 Jahren. Sein schöner Kopf mit schwarzem Bart nimmt sich in dem weißen Turban sehr gut aus; ein sanfter, edler Ausdruck belebt seine Züge, und wegen seiner feierlichen Haltung sollte man ihn eher für einen Imam halten. Er hat Herz und Seele eines Moslems und den Geist eines Stoikers; seine Rede ist ernst, geistreich, einnehmend, und entwickelt zuweilen hohe Ansichten; in Europa erzogen und gebildet, wäre Saïed-Ali gewiß ein ausgezeichneter Mann geworden. Seine Offenherzigkeit und sein gewissenhaftes, uneigennütziges Benehmen setzen ihn zu dem Mutsellim, einen Mann von unersättlicher Habgier, in ein sehr gespanntes Verhältniß.

„Beyzade Francani, sagte der Kadi zu mir, Massud-Ilmadi (der Mutsellim) lastet auf Gaza wie ein schwerer Hammer; er beschäftigt sich nur mit dem Volk, um Geld von ihm zu erpressen. Unser Gouverneur ist wie der Sand der Wüste, der stets Durst hat; die Schätze des Landes fließen in seine Kisten wie die Flüsse ins Meer, und die Einwohner seufzen und leiden. Nicht zufrieden sie mit Abgaben zu erdrücken, gibt er ihre Ernten auch noch der Raubgier der Beduinen preis; diese arabischen Räuber entziehen dem Lande Gaza jährlich für mehr als 10,000 Beutel, und der Mutsellim thut nicht das Geringste, um diese Räubereien zu hindern. Als Abu-Nabut dieses Land verwaltete, waren die Beduinen schüchterner und die Ernten gesicherter; durch strenge Züchtigungen und Beharrlichkeit gelang es ihm endlich, diese Räubereien zu unterdrücken. Abu-Nabut ließ einst einem Beduinen einen Finger abhauen, weil er aus einem Garten eine Zwiebel entwendet hatte; einen andern verurtheilte er zum Verlust der Hand, weil er dem Kameel eines Fellah den Kopf abgeschlagen hatte. Jetzt aber sind die Beduinen die Herren; mehr als 16,000 dieser Araber streifen in den benachbarten Wüsten umher; gegen diese Feinde sollte Abdallah Pascha Truppen schicken und nicht gegen die Fellahs von Nablus. Die Unzufriedenheit unseres Volks hat den höchsten Punkt erreicht, und Alles seufzt nach einer Aenderung. Man sagt sich ins Ohr, daß Mehemed Ali seine Macht mit nächstem bis über unsere Gegenden ausdehnen werde; auch sagt man, daß Ihre Nation, nachdem sie Algier erobert, sich auch Syriens zu bemächtigen gedenke. O Beyzade Francani! von welcher Seite auch die Eroberung kommen möge, sie wird hier eine gute Aufnahme finden, denn der Zustand, in dem wir uns befinden, könnte nicht lange mehr dauern, und käme die Eroberung nicht, so würde sich das Volk, so schwach es auch ist, gegen seinen Bedrücker, den Mutsellim empören. Die Kleinen kennen, wenn man sie aufs äußerste treibt, weder Maß noch Ziel; die Katze kratzt in ihrer Verzweiflung dem Tiger die Augen aus. Uebrigens will Gott selbst nicht, daß das Reich der Ungerechtigkeit ewig dauere, denn es steht geschrieben: wehe dem Mächtigen, der die Nahrung des Volkes verschlingt, denn es findet sich immer ein Knochen darin, an dem er erstickt.“

Dieß war es ungefähr, was der Kadi von Gaza mir vertraute, und ich muß bekennen, daß ich eben so sehr von der Kühnheit seiner Mittheilungen, als von dem Gemälde überrascht wurde, das er mir von der Lage der Bewohner Palästina's entwarf. „Was denken sie von unserem Lande?“ fragte Saled. — „Wie Sie, glaube ich, war meine Antwort, daß sich etwas vorbereitet, und daß andere Herren des Landes kommen werden, allein nicht aus Westen. Wahrscheinlich werden es arabische Segel seyn, die ihnen die Eroberung zuführen; wird diese aber auch eine Befreiung für Sie seyn? Wenn der Sieger seine Hand aufthut, wird Gutes oder Böses aus ihr über das Land sich verbreiten. Allenthalben höre ich, daß Aegypten unter seinem Pascha sehr unglücklich ist; ich sehe in Gaza eine Menge ägyptischer Flüchtlinge, die sich glücklich schätzen, nicht mehr auf Mehemed Ali's Gebiet wohnen zu dürfen. Kündigt dieß alles nicht an, daß der neuen Herrschaft auch neues Elend folgen werde? Mehemed Ali wünscht Syrien zu besitzen, nicht um Sklaven zu befreien, sondern um seine Hülfsquellen zu erweitern; das entvölkerte, ausgesaugte Aegypten genügt den Bedürfnissen seines Herrn nicht mehr; er bedarf andere Länder, andere Menschen, und so wird Syrien seine Beute werden. Jedenfalls darf man indeß zweifeln, daß es Mehemed Ali in Syrien so leicht gemacht werde als in Aegypten, wo man das Volk gleich wehrlosen Lämmern zur Schlachtbank führt. Im Lande Hebron, Jerusalem, Galiläa und Libanon findet er zwanzig kriegerische Völkerschaften, die sich in ihren Gebirgen verschanzen und die einen endlosen Krieg einer ewigen Bedrückung vorziehen. Mithin dürften sie vielleicht den Fuchs gegen den Wolf, den Sperber gegen den Geier vertauschen, und wie ich auch die nächste Zukunft Syriens betrachten mag, so sehe ich nichts als die Gräuel des Despotismus oder Krieg.“

„Trauriges Geschick meines Landes! rief Saled Ali aus, wie würde ich Gott danken, wäre ich reich genug, fern von hier im Lande der Franken leben zu können, wo die Menschen, wie man sagt, unter keinem Druck seufzen! Da Alles, was aus dem Orient kömmt, Knechtschaft und Tyrannei ist, so sagen Sie Frankreich, daß es Mitleid mit uns habe und uns unter seine mächtigen Flügel nehme.“ — Bei diesen Worten war der Kadi heftig bewegt, und als wir uns trennten, lag tiefer Kummer auf seinem Gesicht. Nie werde ich den Kadi von Gaza vergessen; Saled Ali ist keiner von denen, die der Pforte gefallen und ihr nützliche Dienste leisten können; über kurz oder lang wird Verbannung sein Loos seyn.

Ich habe schon erwähnt, daß die Hauptmoschee von Gaza das einzige christliche Baudenkmal sey, das der Stadt aus dem Mittelalter noch übrig blieb. Der Antiquar findet mithin in Gaza keine Ausbeute, denn Alles ist modern und moslemitischen Ursprungs. Die Stadt ist mit Palmbäumen, indischen Feigenbäumen und Sykomoren umgeben; in den Hainen, welche sie bilden, findet man Springbrunnen, Kapellen der Santons, Moscheen und Karawanserais. In Gaza erschien mir Alles ägyptisch: Sitten, Trachten, Produkte und Farbe des Bodens; es kam mir vor, als müßte ich, wenn ich auf eine Terrasse stieg, in der Ferne Kairo oder Alexandria entdecken. Man hat ein Vorgefühl von Aegypten, denn man findet hier seine weiten, einförmigen Ebenen.

Ich kann diesen Brief nicht besser schließen, als wenn ich Ihnen noch ein paar Worte von dem christlichen Kiatib sage, bei dem ich in Gaza die Gastfreundschaft genoß. Er nennt sich Konstantin Jassein und ist ein Mann von 35 bis 40 Jahren, der sein Leben zwischen seinen Geschäften und dem Gebet theilt. Nie noch habe ich ein ernsteres, besonneneres Gesicht gesehen als das des guten Kiatib, dessen ganzer Zeitvertreib darin besteht, Korallen seines Rosenkranzes durch die Finger laufen zu lassen, oder seinen langen, schönen, schwarzen Bart zu streichen. Wir kauften den beiden Kindern unseres Wirthes ein Dutzend ägyptische Fulaehs *), die der junge Damiani in die Ecke eines Divans verbarg, damit man das Geschenk erst nach unserer Abreise finden möge. Mein Dolmetscher beobachtete als Sohn des Konsuls diese kleinen arabischen Höflichkeiten auf das sorgfältigste, denn die Sitte des Landes erheischt, daß man ein Geschenk nicht zu eigenen Händen und so lange man noch anwesend ist übergebe, damit der Wirth nicht anders könne als es annehmen.

*) Zeug zu Schnupftüchern oder Shawls.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 43. 12 Februar 1835.

Ayesha das Mädchen von Kars.

(Schluß.)

Osmond war nach Rhodus gebracht worden, hatte sich aber durch seine Geldmittel, die er glücklicherweise mit sich führte, sowohl auf der ziemlich lange dauernden Ueberfahrt als nachher, bei den bestechlichen Türken, seine Lage möglichst erleichtert, auch so viel an ihm war, die Lage seiner Mitgefangenen zu erleichtern gesucht. Allein sein Geld schmolz, und er sah den Augenblick herannahen, wo er und sein getreuer Stasso die selbstgemiethete Wohnung verlassen, die Kerker der Gefangenen bewohnen, ihre Arbeit theilen, und sich mit ihrer Kost begnügen mußte, als eines Morgens mehrere Abgeordnete des Gouverneurs sich ihm mit allen Zeichen der Achtung näherten, und ihm seine Freiheit ankündigten. Der Gouverneur erklärte sich ermächtigt, ihm jeden Ersatz, den er verlangen würde zu leisten, und Geld, Kleider und ein Schiff wurde zu seiner Verfügung gestellt. Das Schiff jedoch war ein östreichisches und nach Triest bestimmt, aber Osmond wollte nach Konstantinopel, um seine geliebte Ayesha zu sehen, der Gouverneur erklärte ihm indeß geradezu, dieß dürfe er nicht zugeben, und sollte Osmond versuchen, auf Umwegen nach Konstantinopel zu kommen, so würde er wo man ihn fände, ergriffen werden, und jede Strafe zu gewärtigen haben, der ein Nebenbuhler des Sultans sich aussetze.

Diese Erklärung in Verbindung mit Wortley's Schreiben zeigte ihm klar, daß jede Hoffnung, Ayesha wiederzusehen, für ihn verloren sey. Dieß brach seinen Muth, und statt seiner sonstigen Munterkeit wurde er jetzt düster und trübsinnig.

Am Tage vor der Einschiffung beschloß er das Arsenal noch einmal zu besuchen, und von den Gefangenen, seinen ehemaligen Unglücksgefährten, Abschied zu nehmen. Begleitet von Stasso und einigen türkischen Beamten ging er hin, vertheilte unter mehrere derselben Geld, und erntete dafür ihre Segenswünsche. Während mehrere derselben sich um ihn drängten, hob sich plötzlich ein Arm mit einem kurzen Dolche bewaffnet, und niederfiel auf des achtlosen Osmonds Brust ein Stoß, der ihn beinahe niedergeworfen hätte. Er war indeß nicht verwundet, eine dicke Brieftasche, die er stets auf der Brust trug, hatte den Stoß aufgefangen. Stasso faßte rasch den Arm des Mörders, den er nach einem heftigen Kampf zu Boden warf; dadurch fiel ihm der Turban vom Kopf, und auf der Stirne erschien der eingebrannte Pferdehuf: es war Cara Bey. Dießmal war Osmond nicht geneigt, ihm das Leben zu erbitten, und Stasso, der in Cara Bey recht eigentlich seinen und seines Herrn bösen Geist sah, würde auch ernstlich widersprochen haben.

Als am andern Morgen Osmond auf dem östreichischen Schiffe den Hafen verließ, erhielt er noch eine Probe von zarter türkischer Artigkeit; er sah einige Leute eine der großen Kanonen am Fuße des hohen Thurms laden, und dann einen Mann, dessen Arme auf den Rücken zusammengeschnürt waren, vor der Mündung aufstellen. Mit Hülfe eines Fernrohrs entdeckte er bald den Zweck des Ganzen; der Gefangene war Cara Bey, den jetzt aller Muth verlassen hatte, und der das kläglichste Geschrei ausstieß. Eben als das Schiff den Hafen verließ, wurde die Kanone abgefeuert, und des Mörders zerschmetterte und zerfetzte Glieder fielen platschend da und dort in die See nieder. In einer andern Stimmung würde Osmond vielleicht über die für eine halbbarbarische Nation so charakteristische Hinrichtungsart gelacht haben, jetzt aber flößte sie ihm ein unbeschreibliches Gefühl von Traurigkeit ein, da er daran dachte, daß er seine geliebte Ayesha unter diesem Volke zurücklassen müsse, dem sie, wie er überzeugt war, durch die Geburt nicht angehörte. Stasso dagegen war voll Leben und Fröhlichkeit. Er stand, als die Zurüstungen zur Execution gemacht wurden, neben seinem Herrn, ängstlich gespannt, ob es denn auch wirklich in menschlicher Gewalt stehe, diesen Mann zu tödten, den er für den Teufel in Person hielt. Als die Explosion endlich statt fand, rief er voll Freude aus: „Gott sey gedankt! ich glaubte wirklich, es sey der Teufel selbst!"

Die Ueberfahrt war glücklich; sobald Osmond in Triest die Quarantaine bestanden hatte, nahm er Postpferde, und eilte nach Calais; hier fand er englische Zeitungen vor, in denen die Nachricht stand, daß nach so eben aus Konstantinopel eingetroffenen Nachrichten ein junger englischer Edelmann als ein Opfer türkischer Eifersucht gefallen sey. Er konnte nicht zweifeln, daß er die fragliche Person sey, und eilte nun um so mehr nach England, da er nicht anders glauben konnte, als daß seine Eltern gleichfalls auf diese Weise berichtet worden seyen. Aus einem zweiten Artikel in einem französischen Blatte ersah er, daß sich der Sultan seiner Ayesha bemächtigt haben müsse, er beschleunigte

seine Reise, theils um seine Eltern durch seine Rückkehr zu beruhigen, theils um in ihrer Gesellschaft wo möglich Ayesha zu vergessen, die so lange den ersten Platz in seinem Herzen eingenommen hatte.

Er traf Abends in Dover ein, angegafft vom Volke, da er größtentheils sein türkisches Kostüm beibehalten hatte, indem er sich nicht Zeit nahm seinen europäischen Anzug zu erneuern. Kurz vor Mitternacht kam er vor dem Hotel seines Vaters an, aber außer einigen alten Domestiken fand er Niemand, denn es war Ende Septembers, wo London vom Adel fast völlig verlassen ist. Osmond nahm sich kaum Zeit, nach dem Befinden seines Vaters und seiner Mutter zu fragen, und warf sich dann sogleich wieder in den Wagen. Als er jedoch die Straße hinauffuhr, erinnerte er sich, daß Sir Ed. Wortley, der Vater seines in Konstantinopel befindlichen Freundes, das Eckhaus bewohne, ließ halten, und fragte ob Sir Edward zu Hause sey; auf die bejahende Antwort fragte er weiter, ob von dem jungen Wortley aus Konstantinopel Nachrichten angelangt seyen, und erhielt den Bescheid, Hr. Wortley sey selbst aus Konstantinopel angelangt. Osmond ließ sich sogleich ins Besuchzimmer hinaufweisen, das Lady Wortley so eben verlassen haben mußte, denn mehrere weibliche Arbeiten lagen umher; nach einigem Warten trat er in eine offene Thüre, die in ein anstoßendes Zimmer führte, und sah hier ein Frauenzimmer vor einem ihm zugekehrten Spiegel sitzen, den Kopf in die rechte Hand gestützt. Auf das Geräusch, das er machte, blickte sie empor, stand plötzlich auf, zitternd am ganzen Körper, denn sie hatte sein Bild im Spiegel erblickt, stieß einen langen Schrei aus, und fiel besinnungslos zu Boden: im nächsten Augenblick lag Osmond zu den Füßen seiner geliebten Ayesha.

Osmonds Erstaunen, sie, die er längst in den Mauern des Serails eingeschlossen wähnte, hier zu finden, war gränzenlos. Ayesha's Geschrei hatte Lady Wortley und eine Menge Domestiken herbeigezogen, die nicht wenig erstaunt waren, einen Mann von so seltsamem Aeußern vor Ayesha knieen, und diese besinnungslos auf dem Boden liegen zu sehen. Als jedoch der junge Wortley eintrat, Osmond erkannte, und ihn umarmte, klärte sich plötzlich Alles auf. Ayesha war indeß kaum erwacht, als sie abermals bei Osmonds Anblick in Ohnmacht sank, und zu Bette gebracht werden mußte. Jetzt gewann der junge Wortley Zeit, auch Osmond die Sache zu erklären.

Sir Ed. Wortley hatte sich in früher Jugend mit klassischer Literatur abgegeben, so daß sie bei ihm zur wahren Leidenschaft wurde, und sein innigster Wunsch war Athen zu besuchen. Er hatte jung geheirathet, und nach Geburt eines Sohnes sich dahin auf die Reise gemacht. Kurz nach seiner Ankunft daselbst beschenkte ihn Lady Wortley mit einer Tochter, und das schönste griechische Mädchen, das man auffinden konnte, wurde ihr zur Amme bestellt. Die Tochter war Ayesha, und das griechische Mädchen Zabetta. Als das Kind ein Jahr alt war, und die Eltern eben wieder nach England zurückkehren wollten, verschwand eines Abends Amme und Kind, und keine Nachforschung konnte sie mehr ausfindig machen. Zabetta hatte sich mit einem jungen Türken Namens Suleiman davon gemacht, und das Kind mitgenommen. Lange dauerte es, ehe Lady Wortley sich von diesem Schlage erholte. Sir Ed. Wortley verbot, den Verlust des Kindes zu erwähnen, auch der junge Wortley erhielt nur erst später eine unsichere Nachricht, daß er einst eine Schwester gehabt habe: kurz man hatte gesucht, die ganze Geschichte in Vergessenheit zu begraben. Kurze Zeit vor Osmonds Rückkehr hielt einst ein Wagen vor Sir Edwards Hause, aus dem der junge Wortley und eine phantastisch gekleidete Person ausstiegen. Wer schildert aber das Entzücken der Eltern, als der Sohn seine Begleiterin ihnen als die längst verloren geglaubte Tochter vorstellte.

Zabetta hatte, als sie den jungen Wortley berief, ihm von Reue zerknirscht Alles mitgetheilt, und dieser alsbald seine Schwester noch in der Nacht in das Gesandtschaftshotel geführt. Der Gesandte hatte ihm den Rath ertheilt, augenblicklich ein schnell segelndes Boot zu miethen, und sich ohne Verzug auf eines der englischen Schiffe vor Tenedos zu begeben; denn ehe er nicht dort angelangt wäre, sey die Sicherheit seiner Schwester nicht zu verbürgen. „Wir gingen," fuhr der junge Wortley fort, „bald darauf mit dem Schiffe nach Malta, und erreichten England ohne den mindesten Unfall. Das einzige, was unserm Glücke Eintrag that, war die Sorge um dich, doch da ich Mustapha kurz vorher nach Rhodus abgefertigt hatte, so konnte ich an deiner baldigen Befreiung nicht zweifeln.

„Und du und Ayesha entgingen der Pest?" fragte Osmond in lebhafter Bewegung.

„Wundervoll genug," entgegnete Wortley; „denn einem Schreiben von Signor Trompetta zufolge, das ich erst vor einigen Tagen erhielt, scheint Alles, was dem Unglückshause sich näherte, der Krankheit zum Opfer gefallen zu seyn. Dieser Brief enthält Alles, was nach unserer Abreise vorfiel, und wirft auch einiges Licht auf das Schicksal Cara Bey's; er lautet folgendermaßen.

Werther Herr!

„Ich habe die Ehre Sie zu benachrichtigen, daß den Tag nach Ihrer Abreise Se. Excellenz der Kislar Agassi oder Oberster der schwarzen Eunuchen sich in Auftrag Sr. Majestät des Kaisers in feierlichem Zuge nach dem Hause der Zabetta Kadun begab, um deren vermeintliche Tochter, Ihre liebenswürdige Schwester, abzuholen, damit sie die Favoritsultanin werde. Sie können sich das Erstaunen und den Schrecken dieses Beamten vorstellen, als er statt einer jungen und blühenden Braut nichts als Tod und Verwesung fand. Zabetta lag todt in ihrem Bette, und ihre Dienstmagd in den letzten Zügen neben ihr. Der Kislar Aga entfernte sich sogleich voll Entsetzen von diesem Schauspiel, um seinem kaiserlichen Herrn zu berichten, was er gesehen. Da Niemand sich im Hause befand, der hätte sagen können, wohin die vermeintliche Tochter gegangen war, so wurde nichts entdeckt, obgleich die Nachforschung sehr thätig betrieben wurde. Die ganze Begebenheit machte großes Aufsehen zu Konstantinopel, es ist aber jetzt glücklicherweise, wenigstens was Ihre Schwester betrifft, ganz stille davon, obwohl sie des Sultans Zorn gegen den Kapudan Pascha erweckte, der völlig in Ungnade fiel, und vielleicht seine Stelle, wo nicht gar seinen Kopf verliert.

Ich freue mich, Sie benachrichtigen zu können, daß die Sache hinsichtlich Cara Bey's auf eine günstige Art beigelegt wurde.

In Folge der Schritte des russischen Botschafters, der sich über die seinem kaiserlichen Herrn zugefügte Beleidigung beklagte, indem man einen so großen Verbrecher ungestraft als den anerkannten Beamten eines der hohen Würdenträger des Reichs umhergehen lasse, so wie in Folge unserer Vorstellungen, erhielt besagter Cara Befehl, Konstantinopel zu verlassen, und wurde zur Zwangsarbeit in das Arsenal zu Rhodus geschickt. In diesem Falle können wir uns über Mangel an Aufrichtigkeit von Seite des Reis-Effendi nicht beklagen, aber leider vernahm ich, daß Mustapha Tatar einige Zeit zu Guzel Hissar aufgehalten wurde, und zwar, wie ich fürchte, auf Befehl der Regierung. Jetzt aber, da das Zurückhalten desselben keinen Zweck mehr haben kann, wird man ihn weiter reisen lassen, und ich hoffe die Briefe, deren Ueberbringer er ist, werden Lord Osmonds Freilassung alsbald bewirkt haben.

Ich habe die Ehre u. s. w.

Antonio Trompetta.

P. S. Wir hören, daß der griechische Priester, Zabetta's Bruder, an der Pest gestorben ist; diese böse Krankheit breitet sich täglich weiter aus."

Sobald es nur thunlich war, wurden die festlichen Anstalten zur Verheirathung Osmonds mit Ayesha getroffen, bei welcher Gelegenheit eine Reihe von Festen gegeben wurde. Einer der Haupttänzer, der von dem glücklichen Bräutigam besonders beauftragt war, die Braut zum Tanze zu führen, war ein hübscher junger Russe, Niemand anders als unser alter Bekannter Iwanowitsch, welcher der Gesandtschaft in England beigegeben worden war, und noch eben zu rechter Zeit kam, um Zeuge von dem Glücke seines Freundes zu seyn.

Mexikanisches Allerlei.

Oeffentliche Spaziergänge.

(Fortsetzung.)

Täglich nun, zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags, nach abgehaltener Siesta, begibt sich ein mehr oder weniger zahlreiches Publikum, nach Verschiedenheit der Jahreszeit, entweder auf den Paseo de las Vigas, oder in die Alameda und auf den Paseo Bucareli: beide letztere, so nahe aneinander gränzend und beinahe zusammenhängend, werden immer gleichzeitig benutzt. Die Frauenzimmer der höhern und Mittelstände erscheinen in halber Toilette, ohne Ausnahme zu Wagen, in eigener Equipage oder Miethkutschen; die Männer größtentheils zu Pferde, zu Wagen fast nur Alte oder Kränkliche; zu Fuß etwa einige Fremde, und der unberittene Theil des Volks. Die Vielheit der Equipagen und Reitpferde macht, besonders an Festtagen, einen glänzenden, und von Allem was man in Europa, mit Ausnahme Spaniens und Portugals, von gleicher Gattung sieht, total verschiedenen Eindruck; 2 bis 300 Wagen, 6 bis 800 Reiter sind nicht selten in diesen Räumen zusammengedrängt, theils in rascherer oder langsamerer Bewegung, theils in großen Halbcirkeln an den Springbrunnen des P. Bucareli aufgestellt, die Vorüberziehenden mit größerer Muße zu mustern. Die einheimischen Kutschen sind in der Form wenig von den Staatskarossen verschieden, die man vor anderthalb hundert Jahren in Europa gebrauchte, und wenigstens die eigenen, reich genug verziert; sie werden sämmtlich von zwei Maulthieren gezogen, und der Kutscher fährt aus dem Sattel. Nur der Staatswagen des Vicepräsidenten, in welchem er zuweilen an hohen Festtagen erscheint, ist mit Vieren bespannt, drei große Lakaien in Scharlach mit Gold hintenauf. Das Geschirr der Maulthiere ist alterthümlich, aber oft sehr reich beschlagen und plattirt: kurios sehen ihre ledernen, zuweilen silberbebuckelten Haarbeutel aus, in denen man ihre garstigen Eselsschweife zusammengerollt verbirgt. Die Thiere selbst sind größtentheils von der edlen Durango- und Sonora-Zucht, und sehr schön in ihrer Art. Einzeln zwischen diesen Nationalequipagen sieht man dann auch wohl mit Pferden bespannte europäische Landaus, Kabriolets oder Gigs, als Eigenthum reicher Fremden, doch im Ganzen nur selten. Einmal entstand gewaltiger Rumor durch plötzliche Erscheinung eines bis dahin zu Mexiko unerhörten Gefährts in Gestalt eines pariser Omnibus: ein Spekulant hatte es nach diesem Muster in Nordamerika bauen lassen, hoffte den Gebrauch hier einzuführen und dabei zu gewinnen. Ein Cirkel eleganter Damen und Herren war darin zu dieser ersten Probefahrt vereinigt, und triumphirend ritt Don Vincente R. nebenher, glückseliger Apostel dieses, wie jedes anderen landsmännischen Fortschrittes auf moderner Civilisation. Doch wollte für dießmal die Sache noch nicht recht Wurzel fassen. Daß man viele schöne und edle Reitpferde hier beisammen sieht, ist wohl zu erwarten, und es macht sich hübsch, wenn sie so in Massen vor den Damen paradiren, ihre Sprünge und Künste machen. Die meisten sind nach Landesart gesattelt und gezäumt; mannichfach verzierte Hauptgestelle mit der Stange ohne Trense, und nur Einem Zügel, welcher in eine geflochtene Geißel ausläuft; der ungeheure altspanische Sattel, hinten und vorn hoch, mit sehr massiven an der Fußspitze durch ein Leder oder Fell beinahe geschlossenen Steigbügeln; armas de agua *) rechts und links am Sattelknopfe bis beinahe zur Erde herabhängend; über der Kruppe das sogenannte Cortes-Schild mit seinen klirrenden Metallfranzen; der Schweif in eine Wulst aufgewunden und mit farbigen Bändern verziert; bisweilen auch die Mähne gekräuselt oder eingeflochten; um den Hals ein feiner bunter Strickhalfter, drei- oder vierfach geschlungen mit herabhängender Troddel. Alles Metallwerk an diesem Pferdezeuge ist häufig von massivem Silber, und überdem sind noch Sattel, Cortesschild und armas de agua nicht selten mit reicher Stickerei versehen. Die Reiter größtentheils auch in der kleidsamen Nationaltracht; kolossale silberne Sporen mit spitzen thalergroßen eisernen Rädern und klirrenden silbernen Kettchen; Schuhe oder kurze Schnürstiefel; botas, d. h. breite Stücke fein gepreßten Leders um die Beine vom Knöchel bis zum Knie gewunden, und mit bunten darüber gebundenen Bändern befestigt; weite gestickte oder betreßte Pantalons von Sammet oder Leder, vom

*) Langes und etwa ½ Elle breites Leder oder Pelzwerk, zum Schutz der Schenkel und Beine des Reiters gegen heftigen Platzregen.

Knie abwärts offen, mit mehreren Reihen silberner Knöpfe in ihrer ganzen Länge besetzt; um den Leib eine bunte seidene Schärpe; eine kurze tuchene, sammtene oder baumwollene, häufig reichgestickte Jacke; über eine Schulter die manga geworfen, ein kurzer farbiger, gewöhnlich hellblauer Mantel mit Stickerei und goldenen oder silbernen Franzen; ein buntes seidenes Tuch nachlässig um den Hals geknotet; auf dem Kopfe der feine, niedrige, breiträndrige, gelbliche Hut mit goldenem oder silbernem Bande und Troddel. So ein Reiter mit seinem Pferde kann seine 3—4000 Piaster unter Brüdern werth seyn, all seine persönlichen Eigenschaften ungerechnet. Die Fremden haben sich theilweise der Landessitte angeschlossen, und, wenn auch übrigens ein europäisches Reitkostüm beibehaltend, viele den merikanischen Sattel, und fast alle den vortrefflichen merikanischen Hut adoptirt: doch sieht man auch nicht wenige, besonders Engländer, der vaterländischen Tracht, Sattelung und Zäumung vollständig treu geblieben, und in der Tracht fanden sie auch schon unter den Merikanern einige Nachfolger, die hingegen zum glatten englischen Sattel und doppelten Gezäume auf keine Weise sich bekehren wollen. Frauenzimmer, selbst Fremde, sieht man bei diesen Promenaden selten zu Pferde; und in der That wäre auch hier für sie das Gedränge und Gewühl zu gefährlich. Die landesthümliche Reitart der Merikanerinnen ist quer auf dem spanischen Sattel zu sitzen, den Ehemann, Bruder, Freund oder Reitknecht auf der Kruppe ihres Pferdes hinter sich. Doch hatten Einige schon die englische Damen-Reiterei sich angeignet, und machten, sorgfältig unterrichtet von galanten jungen Britten, ihre Sache ganz leidlich.

(Schluß folgt.)

Handelsgeschichte der Baumwolle.

In einer der jüngsten Sitzungen der Gesellschaft für Künste und Gewerbe in London hielt Herr Aikin über diesen Gegenstand einen Vortrag, aus dem wir folgendes entnehmen.

„Baumwolle wurde in neuern Zeiten zu Anfang des 14ten Jahrhunderts von den Genuesern und Venetianern in England und den Niederlanden eingeführt; zu was man sie aber, außer Licht- und Lampendocht verwandte, ist nicht bekannt. Im Jahre 1430 wurden in Flandern Barchente verfertigt, welche wahrscheinlich eine Nachahmung des italienischen Sammets seyn sollten. Im Jahre 1534 trieben mehrere Schiffe von Bristol und London Handel nach der Levante, und brachten unter andern Artikeln auch Baumwolle mit zurück. Es läßt sich mithin annehmen, daß zu jener Zeit bereits einige Baumwollenmanufaktur in England bestand, eine Voraussetzung, welche durch die Angabe in Leland's Reisebeschreibung, unter der Regierung Heinrichs VIII, daß zu Bolton le Moors in Lancashire und in den umliegenden Dörfern Baumwolle verarbeitet wurde, und ferner durch eine im Jahre 1552, unter Eduard VI erlassene Parlamentsakte Bestand erhält, in welcher von Baumwollenwaaren von Manchester, Lancashire und Cheshire die Rede ist.

Als Herr Aikins auf die neuesten Zeiten kam, gedachte er der Erfindung der Spinnjenny im Jahre 1767. Diese Maschine spinnt mehrere Faden zu gleicher Zeit, und lieferte natürlich mehr Gespinnst als man bisher durch Handspinnerei erhalten hatte. Bald machte man die Bemerkung, daß es, um von der Maschine gutes Gespinnst zu erhalten, vor Allem nöthig sey, eine verbesserte Methode zu erfinden, die Baumwolle zu krempeln. Dieß wurde zuerst von Hrn. Hargreaves versucht, dessen Verfahren von Herrn Peel bedeutend verbessert, und durch die Krempelmaschine des Herrn Arkwright zur Vervollkommnung gebracht.

Aegyptische Baumwolle ward im Jahre 1823 zuerst eingeführt; sie ist lang, fest, seidenartig, und seitdem durch Einführung von Samen von den Südseeinseln bedeutend verbessert worden. Die Frage nach roher Baumwolle auf den britischen Märkten hat nach und nach immer mehr zugenommen; nachstehend folgt eine Uebersicht der Baumwolleneinfuhr im vergangenen Jahr:

Die obern Provinzen und Neu-Orleans .	262,885,000	Pfund
Südsee-Inseln	8,500,000	—
Brasilien	26,540,000	—
Surate und Bengalen	11,570,000	—
Westindien	1,610,000	—
Aegypten	1,540,000	—
Zusammen	307,645,000	—

Vergleicht man diese Zahl mit der der Einfuhr von 1831, so ergibt sich für das letzte Jahr eine Vermehrung im Verhältnisse von 303 zu 288, allein die von allen oben erwähnten Ländern zugeführte Quantität hat sich, mit Ausnahme der Vereinigten Staaten, vermindert. Im Jahre 1832 betrug die Gesammtmasse der in Großbritannien gesponnenen Baumwolle 277,260,000 Pfund, wovon ungefähr der neunte Theil, oder 30,325,000 Pfund, an Abfall und beim Spinnen verloren ging, mithin blieben 246,935,000 Pfund Garn. Von dieser Quantität waren 222,596,000 Pfund in England gesponnen und wurden folgendermaßen vertheilt: als Garn ausgeführt 71,662,000 Pfd.; Strickgarn 1,041,000 Pfd.; Manufakturwaaren 61,251,000 Pfd., oder zusammen ungefähr 134 Millionen Pfund. Hiezu kommen noch 12 Millionen Pfund an Kerzendochten und vermischten Waaren, wovon ebenfalls ein Theil ausgeführt wurde; ferner Versorgung des inländischen Markts und vorhandene Vorräthe 70,941,000 Pfd.; nach Schottland und Ireland gesendet 5,700,000 Pfd., folglich zusammen 88,641,000 Pfd.

Es werden demnach von der ganzen in England verarbeiteten Masse Baumwolle ungefähr 62 Prozent ausgeführt, und von diesen 35 Przt. als Garn und Strickgarn, und 28 Pczt. als Kattun u. s. w. Der Angabe Mac Cullochs zufolge betrüge der Werth der gesammten Baumwollenmanufaktur aller Art in Großbritannien gegenwärtig 34 Millionen Pfd. St.; zieht man hievon 7 Millionen für Ankauf des rohen Materials und 21 Millionen für Arbeitslohn für 900,000 Arbeiter ab, so bleiben für Aufsichtskosten, Kohlen, Maschineriematerial und Gewinn noch 6 Millionen Pfd. St. Das in Gebäuden und Maschinen steckende Kapital wird auf 20 Millionen Pfd. St. angeschlagen.

Man theilt die Bevölkerung Großbritanniens in folgende Klassen ab:

Arten der Beschäftigung.	Zahl der 1821	Familien 1831	Personen 1831
Landbautreibende Eigenthümer . .	250,000	250,000	1,500,000
Landbau-Arbeiter	728,956	800,000	4,800,000
Minenarbeiter	110,000	120,000	600,000
Müller, Bäcker, Metzger . . .	160,000	180,000	900,000
Künstler, Baumeister u. s. w. . .	200,000	250,000	650,000
Manufakturisten	540,000	400,000	2,400,000
Schneider, Schuhmacher, Hutmacher	150,000	180,000	1,080,000
Krämer	340,239	359,005	2,100,000
Seeleute und Soldaten	329,500	277,017	851,900
Geistliche, Juristen und Mediziner	80,300	99,900	450,000
Arbeitunfähige Arme	100,000	110,000	110,000
Eigenthümer und Leibrentenbesitzer	192,888	516,478	1,110,598
Gesammtsumme	2,911,583	3,305,504	16,537,398

Aus dieser Tabelle geht hervor, daß die ackerbautreibenden und in den Minen arbeitenden Klassen sieben Siebzehntel der ganzen Bevölkerung ausmachen; die manufakturirende Klasse fünf Siebzehntel, die handeltreibende zwei Siebzehntel; die übrigen zusammen drei Siebzehntel.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 44. 13 Februar 1835.

Herculanum.

(Mit einer doppelten Beilage.)

Von der Stadt Neapel führt, südöstlich am Golf hin, eine Fahrstraße nach Castellamare und Salerno. Sechs Miglien lang (1½ geographische Meilen) reiht sich, vom Thore der Stadt an gerechnet, an derselben beinahe ein Gebäude an das andere, nur hie und da gewähren Gärten eine freundliche Durchsicht links hin an dem thronenden Vesuv, welcher an seinem Fuße mit Weinreben bepflanzt ist, rechts hin auf die Fläche des Meers, aus welcher die sphinxartige Insel Capri auftaucht. Es liegen an dieser belebten Straße vier Orte; zunächst an Neapel die Gemeinde San Giovanni a Teduccio, deren Bewohner zum größeren Theile aus Facchini (Knechte) der Handelshäuser Neapels bestehen; darauf folgt Portici mit seinen schönen Landhäusern und Gärten, wo der neapolitanische Adel den angenehmsten Monat des Jahrs, den Oktober, als Villeggiaturmonat zubringt; unmittelbar an dieses reiht sich Resina, das mit den Häusern neben dem Palazzo reale in Portici beginnt, und den Schluß bis zur sechsten Miglie bildet der gewerbsame Marktflecken Torre del Greco. Ist man an die Kirche von Resina gelangt, in der Nähe des vierten Miglienſteines, so ahnt der Fremde wohl nicht, daß sein Wagen über das Theater des alten Herculanums hinweggerollt ist. Es gibt wohl keinen größern Kontrast, als von dem bunten, vielbewegten Leben des regsamen Resina hinabzusteigen in die unterirdischen Räume dieser alten, durchgewühlten Stadt: oben auf der Straße die beständige Thätigkeit, der Lärmen des Volks, die reine Luft, der klare Himmel, und unten die stille Todtenkammer einer begrabenen Stadt, die dunkeln, bergwerksartigen Gänge, welche die Kunst der Neuern zum großen Fund mühsam gebildet hat, kein Licht, als der Schein der Fackeln, eine dumpfe, feuchte Luft. Es ist wohl nicht überflüssig, eine Beschreibung des gegenwärtigen Bestands der aufgefundenen Stadt zu geben, derselben eine kurze Geschichte der Nachgrabungen voranzuschicken, und der Gegenstände im Allgemeinen zu erwähnen, welche gefunden worden sind; und zwar deßhalb nicht überflüssig, weil so häufig und auch von wissenschaftlich gebildeten Männern, Herculanum und Pompeji immer in eine und dieselbe Kategorie gesetzt werden.

Die beiden Städte theilen mit einander bloß die Zeit ihrer gemeinschaftlichen Verschüttung, nämlich den 23 November des Jahrs 79 nach Christi Geburt. Herculanum lag am westlichen Fuße des Vesuvs, Pompeji am südlichen Fuße, acht Miglien von Herculanum, im Thale des Sarno auf der Straße nach Salerno. Pompeji wurde bei dem Ausbruche des Vesuvs im Jahre 79, welcher der Geschichte nach der erste des Berges war, durch eine feuchte Masse von Asche, welche aus dem Krater des Bergs ausgeworfen, als Wolke südlich getrieben wurde, nach und nach zugedeckt; auf Herculanum aber ergoß sich bei demselben Ausbruche vom Berge herab eine Menge heißen Wassers, welches Schlamm, Asche, Geröll, Steine mit sich fortschwemmte, und die Gebäude Herculanums nach und nach von innen erfüllte, darum brachen die Decken derselben nicht zusammen, weil die innen aufgehäufte Masse auch einem spätern Druck von oben Widerstand leistete, während in Pompeji unter der Last der Aschenmasse die Decken der Häuser zusammenstürzten. Pompeji blieb von späteren Ausbrüchen des Vesuvs verschont, und kein Lavastrom berührte die Stadt: im Laufe der Zeiten wurde die Ebene, unter der Pompeji verborgen lag, zu Pflanzungen aller Art benutzt, und noch jetzt ist der noch nicht ausgegrabene Theil der Stadt mit Getreidefeldern und Reben bedeckt; bei Herculanum aber verhält es sich anders: sechs Lavaströme können gezeigt werden, die nach und nach über Herculanum sich herabgossen, und mit ihrer steinernen Rinde die schon verschüttete Stadt noch tiefer begruben. Auf diese hin wurden die neueren Städte Resina und ein Theil von Portici erbaut, und durch Verwitterung wurde auch diese Lavakruste des Anbaus fähig. Um auf die Gebäude Pompeji's zu stoßen, hat man bloß 20 bis 25 Fuß verhärtete Aschenmasse (lapilli genannt) aufzugraben, während man um Herculanum zu finden, 50 bis 60 Fuß theils durch Lava, theils durch eine weniger harte Masse graben muß. Darum sind die Ausgrabungen in Pompeji aufgedeckt, frei unter dem Himmel; in Herculanum sind es Nachgrabungen, ein unterirdisches Durchwühlen; was entdeckt wurde, ist völlig unter der Erde, und Vieles der Sicherheit wegen wieder ausgefüllt.

Es ist durchaus unrichtig, wenn man, wie gewöhnlich geschieht, behauptet, daß den Geschichtschreibern Neapels die Lage Herculanums vor den angestellten Nachgrabungen völlig unbekannt gewesen sey. Auf einer Landkarte von Ambrogio Leone vom Jahre 1513 liest man bei Portici die Worte oppi duer -

culaneum, und in mehreren geschichtlichen Werken des siebzehnten Jahrhunderts findet man angeführt, daß in der Gegend von Resina alte Denkmäler gefunden wurden. So wurden zwei Statuen, Collimozzi genannt, schon im siebzehnten Jahrhundert im Vico de Mare (siehe Tafel II) in einem Brunnen entdeckt, die später bei einer Fontana in Resina (s. Tafel II Nr. 4) aufgestellt wurden, und nun in dem Museo Borbonico in Neapel aufbewahrt werden.

Im Anfang des vorigen Jahrhunderts begannen die Nachgrabungen. Der Prinz von Elbeuf, Immanuel von Lothringen, kaufte i. J. 1709 ein Landhaus bei Granatello (s. Tafel II Nr. 5) am Ufer des Meers. Er wollte seine Villa mit Marmorplatten ausschmücken, und erfuhr bei einer Anfrage darnach, daß in den Brunnen jener Gegend viel Marmor, auch Statuen u. a. m. zu finden seyen. Einer dieser Brunnen wurde ihm in Resina bezeichnet, er ließ graben, fand, was er wünschte, denn der Brunnen traf auf das Theater des alten Herculanums (s. Tafel I Nr. 1). Die Nachgrabungen wurden von ihm fortgesetzt, und gingen in der Richtung des Forums und der Basilica; dieselben dauerten bis zum Jahre 1717, in welchem Immanuel sein Landhaus wieder verkaufte und Neapel verließ. Die Nachgrabungen unterblieben.

Erst im Jahre 1738, nachdem Karl III schon seit vier Jahren den Thron Neapels bestiegen hatte, wurden auf dessen Befehl unter der Leitung des Architekten Rocco Alcubier die Nachgrabungen mit großem Eifer wieder begonnen: jener Brunnen blieb der Einfahrtsort, und nun erst entdeckte man eine Inschrift,*) durch welche man das Gebäude als das Theater Herculanums erkannte. Karl III wollte in eigener Person die unterirdischen Gänge besuchen, deßhalb grub man einen weit bequemeren Eingang in der Nähe jenes Brunnens; es ist derselbe, durch den man noch heutzutage in das Theater gelangt. Auch wurde auf Befehl des Königs ein perpendiculärer Schacht hinabgegraben, von dessen oberem Theile aus — baloone genannt — man unmittelbar auf einige Sitze des Theaters und eine Treppe in demselben sehen kann. Der König ließ die aufgefundenen Kunstschätze in das königliche Landhaus in Portici (Tafel II Nr. 2) bringen; die Malereien der Wände wurden mit großer Kunst abgenommen, die accademia ercolanese wurde im Jahre 1755 gegründet, und weil der Römer Bayardi von 1744 an in acht Jahren in seinen Untersuchungen zu keinem Resultat gelangte, die systematische Anlegung der Gruben einem Schweizer, Namens Karl Weber, anvertraut, und von der accademia ercolanese die Erklärung und Beleuchtung sämmtlicher Kunstschätze im Jahre 1760 begonnen; bis jetzt sind elf Foliobände erschienen. Nach Karls Tode wurden die Nachgrabungen immer lauer betrieben, bis durch die politischen Verhältnisse gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts dieselben völlig eingestellt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Inschrift heißt:
Ap. Claudio. C. F. Pulchro
Cos. Imp.
Herculanenses. post. Mort.

Mexikanisches Allerlei.

Oeffentliche Spaziergänge.

(Schluß.)

Frägt man nun nach dem Zwecke dieser geselligen Wanderungen, so ist und bleibt Sehen und Gesehenwerden, wie schon bemerkt, die Hauptsache. Die Damen lassen sich ein paarmal auf- und abfahren, werden von Bekannten gegrüßt und grüßen wieder, mit gar anmuthigem Fächer- und Fingerspiel. Für Eingeweihte steckt hierin, wie in orientalischen Blumensträußen, ein ganzes Wörterbuch höflicher und Liebesphrasen: einige dieser Fingergrüße haben Aehnlichkeit mit dem magnetischen Sprützen, wirken auch wohl gleichartig in Nähe und Ferne, dem Anscheine nach sogar auf die Pferde, wenn auch nur durch den Leiter des Sporns; denn von allen wohlgezogenen Reitern werden solche Grüße mit zierlichen Kourbetten beantwortet, und die bäumenden Rosse sind zuweilen nahe daran, ihre Vorderbeine in den Kutschenschlag zu stecken. Aussteigen und sich die Füße vertreten sieht man die eingeborenen Damen nur selten. Sind sie aber die Alleen einigemal auf- und niedergefahren, so lassen sie wohl eine halbe Stunde halten, und plaudern mit den um ihren Wagen sich zu Pferde schaarenden, auch wohl absteigenden und auf den Kutschentritt sich stellenden männlichen Freunden und Bekannten. Mit eintretender Dunkelheit, beim ersten Schlage der Abendbetglocke, d. h. nach Verschiedenheit der Jahreszeit zwischen 6—½7 Uhr, ist Alles vorbei, und jeder fährt oder reitet nach Hause, viele auch schon früher. Die Alameda wird dann geschlossen, und bis zur Morgendämmerung darf auch in den Straßen der Stadt nicht mehr geritten werden, wenigstens nicht ohne speziellen Erlaubnißschein des Gouverneurs, der jedoch bekannten und sichern Leuten nicht verweigert wird. Ohne denselben aber riskirt man von der ersten Patrouille angehalten, beim Versuch zu entfliehen etwa mit dem Lasso eingefangen, und nach der Wache geschleppt zu werden. Es ist das eine dem Europäer auffallende, hier aber gegen allerlei berittenes Räubergesindel nicht durchaus unzweckmäßige Polizei-Sicherheitsmaßregel.

Die polizeiliche Ordnung auf den öffentlichen Promenaden wird im Ganzen gut gehandhabt. Schon von 3 Uhr an sind die Baugefangenen unter Aufsicht ihrer Wache beschäftigt den Staub der Alleen durch Begießen aus den nahen Bassins und Gräben zu dämpfen. Halb 5 Uhr erscheint ein Piket Dragoner oder berittener Gensdarmen auf dem Platze, sich in alle Alleen vertheilend, überall auf Ruhe, gesetzliches Benehmen, Enthaltung von den zum Reiten und Fahren verbotenen Partien, und Beobachtung der für die Kutschenreihen bestimmten Ordnung sehend. Letzteres ist ihre wesentlichste Aufgabe: sie wird gewöhnlich gut gelöst, und die flache Klinge nicht gespart gegen dumme oder widerspenstige Kutscher. Das ist aber auch höchst nöthig, wenn nicht täglich ein Unglück geschehen soll; und nur zu oft passirt dennoch dergleichen. Am 28 Dec. 1851 wurde ein junger Deutscher von der Deichsel eines aus der Reihe biegenden Wagens gepackt und vom Pferde gerissen; mit dem Kopf auf einen Stein gefallen, blieb er regungslos liegen, aus Mund und Ohren

blutend. Die Gräfin H., deren Wagen zunächst folgte, ließ augenblicklich halten, und menschenfreundlich, unbekümmert um Toilette und Sitzkissen, den Blutenden zu sich in den Wagen heben: sie brachte ihn dann persönlich nach Hause, und übergab ihn in die Pflege der Seinigen. Er starb aber, aller ärztlichen Bemühung ungeachtet, noch am selbigen Abend.

Innerhalb der Stadt wird, sowohl in den Mittags- als späten Abendstunden häufig unter den Säulengängen spaziert, welche theils den Palastplatz umgeben (portales de los mercaderes und portales del ayuntamiento), theils einigen Hauptstraßen entlang sich ziehen. Zuweilen ist hier sogar ein arges, und zwar ächt republikanisches Gedränge, schöne und unschöne, elegante und schmutzige, sehr nüchterne und sehr besoffene Welt in buntester Mischung durcheinander. Die Thürschwellen der anstoßenden Wohnhäuser sind dann gewöhnlich von sitzendem und liegendem Volke so versperrt, daß man Mühe hat hineinzukommen. Vornehmere Damen, besonders wenn ohne männlichen Begleiter, befinden sich hier eigentlich nicht recht an ihrem Platze, am wenigsten Abends unter den sehr schlecht erleuchteten portales de los mercaderes, obwohl diese eigentlich für vorzugsweise fashionable gelten. Auch trifft man hier die Frauen oft tapadas, und sie würden es sehr übel nehmen, wenn man sie dann erkennen und begrüßen wollte. An den portales del ayuntamiento machen sich viele jeden Abend angezündete Kienfeuer indianischer tragbarer Gartenküchen sehr niedlich; daneben sind kleine Tischchen recht reinlich gedeckt, an denen das Bereitete von den Gästen unter freiem Himmel lustig verzehrt wird.

Das ambulante Kaffeehausleben ist in Mexiko weniger als in europäischen Hauptstädten bedeutend, weniger anziehend, mindestens für den Fremden, welcher besseres kennt. Es haben zwar die alten Stammlokale, wie la gran Sociedad u. a. m., in neuester Zeit sich sehr gebessert, und die von den ersten nach Mexiko gekommenen Europäern auf sie verfaßten Schmähschriften paßten schon zu meiner Zeit nicht mehr; auch sind viele neue hinzugekommen. Doch ist nirgends eigentlich einer ihrer wesentlichen Bestandtheile über der Mittelmäßigkeit, und man empfindet das um so unangenehmer, je großstädtischer im Aeußeen ihr Anspruch ward. Am anständigsten macht sich die durch Subscription des Handelsstandes und anderer angesehenen Einwohner unterhaltene Art von Börsenhalle (lonja), wo außer den mexikanischen Zeitungen und Journalen auch einige englische und französische zu finden sind, auch viele Fremde, Morgens zu einer oft interessanten Konversation, Abends zur Partie Billard oder Ecarté sich einstellen; Alles in reinlichen gut eingerichteten und erleuchteten Sälen und Zimmern, auch die Erfrischungen wenigstens nicht schlechter als anderswo. Die jährliche Subscription für das Eintrittsrecht betrug 40 Piaster (10 Friedrichsd'or). Uebrigens steht doch auch dieses Institut tief unter den gleichartigen Europa's und Nordamerika's.

Der Handel des chinesischen Reichs. *)

Die Annalen der Chinesen belehren uns, daß dieses Volk nicht zu allen Zeiten eine entschiedene Abneigung gegen allen Verkehr mit Ausländern an den Tag legte, denn es wird in denselben mehrerer Umstände gedacht, welche beweisen, daß man nicht nur ihre Anwesenheit auf dem Gebiete des chinesischen Reichs duldete, sondern daß ihnen die Regierung sogar entgegen kam und Gesandtschaften an sie schickte, um Handelsverbindungen anzuknüpfen. So findet man unter andern in der chinesischen Geschichte, daß gewisse Insulaner 2000 Jahre vor der gewöhnlichen Zeitrechnung ein Geschenk an gestickten Kleidern überbracht haben, und daß 500 Jahre später, von Osten her, ein Volk mit kurzgeschnittenen Haaren und tätowirten Körpern nach China gekommen sey, welches Kästchen von Fischhaut, spitzige Schwerter und Schilde zum Geschenk überbrachte. Tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung, unter der Dynastie der Tschan, unterhielt China Verbindungen mit acht barbarischen Nationen von Tin-Tschu oder Indien. Zweihundert Jahre vor Christus, unter der Dynastie der Han, kamen Leute aus verschiedenen Ländern nach China, in deren Heimath es kostbare Waaren gab, und welche theils zehn Tage, theils fünf Monate lang unterwegs gewesen waren. Einhundert und zwanzig Jahre vor Christus schickte der Kaiser Gesandte an mehrere handeltreibende Nationen, und diese Gesandten brachten schöne Perlen, gelbes Gold und andere kostbare Artikel mit zurück. Um das Jahr 176 nach unserer Zeitrechnung kamen Bewohner von Tin-Tschu (Indien), Ta-Tsin (Aegypten oder Arabien) und andere Ausländer mit Geschenken nach Canton, um Handelsverbindungen mit den Chinesen anzuknüpfen. Im Jahre 600 n. Chr., unter der Dynastie der Suy, wurden Gesandte an die benachbarten Nationen geschickt. Aehnliche Thatsachen finden sich in der Geschichte der Chinesen bis zur Zeit der Ankunft der Europäer.

Im dreizehnten Jahrhundert verbreiteten die Reisen Marco Polo's, im Norden von China, einige Kenntniß von diesem Reiche in Europa, und weckten die Aufmerksamkeit der Gelehrten und Kaufleute, allein erst zwei Jahrhunderte später, nachdem die Entdeckung des Vorgebirgs der guten Hoffnung einen neuen Weg nach Indien eröffnet hatte, wurden die chinesischen Häfen regelmäßig von europäischen Nationen besucht. Im Jahre 1516 schickte Alphons Albuquerque, Generalcapitän von Malacca, ein Schiff nach China ab. Dieses Schiff erreichte die Mündung des Flusses Canton, und machte so treffliche Geschäfte mit den Küstenbewohnern, daß die portugiesische Regierung in Indien im nächsten Jahre eine Flotte von acht Schiffen abschickte. Andere europäische Nationen folgten bald diesem Beispiele, und die Engländer besonders wurden gefährliche Nebenbuhler für die Portugiesen. Die erste Expedition der Engländer im Jahre 1596 ging ganz in einem Schiffbruch unter; um das Jahr 1634 wiederholten sie den Versuch, und im Jahre 1678 wurde zu Amoy ein Komptoir der ostindischen Kompagnie errichtet. Im Jahre 1680 aus ihren Niederlassungen vertrieben, kehrten sie bald wieder zurück, bis endlich Canton und Macao die beiden einzigen den Europäern eröffneten Märkte wurden. Seit dieser Zeit haben, längere oder kürzere Unterbrechungen abgerechnet, die Verbindungen mit China sich immer mehr erweitert. Die Portugiesen sind noch immer in Macao ansässig und haben das Vorrecht, nach eigenen Gesetzen und unter eigenen Behörden zu leben, obschon die chinesische Regierung durch ihre Beamten über die Stadt herrscht. Ueberdieß bezahlen die Portugiesen eine Art jährlichen Pachts für ihre Niederlassung, und erkennen an, daß Macao den Chinesen gehöre. Dieser jährliche Tribut ist jetzt auf 500 chinesische Unzen reinen Silbers (18,7 Kilogramme im Gewicht und ungefähr 4156 Franken an Werth) festgesetzt. Diese Summe wird jährlich an die erste Magistratsperson des Bezirks Heang-Schan entrichtet, die einen vom Schatzmeister, oder Pu-tsching-se, von Canton unterzeichneten Empfangsschein beizubringen hat. *)

Die Abneigung der chinesischen Regierung gegen die europäischen Nationen hat ihren Grund in verschiedenen Ursachen, unter denen wohl das habsüchtige und ungestüme Benehmen der ersten Kaufleute, welche

*) Aus der gegenwärtig zu London unter der Presse befindlichen „Allgemeinen Geschichte der englischen Kolonien."

*) Die Chinesen haben keine andere Münze als Geldstücke von stark legirtem Kupfer, welche mit einem Loch versehen sind, um sie an Schnüre anreihen zu können. Diese Geldstücke werden Li genannt und sind der tausendste Theil einer Unze reinen Silbers; sechs Li machen gerade fünf Centimes französischen Geldes. Starke Zahlungen werden in Silberbarren nach Unzen (37,4 Grammes) geleistet. Gold hat in China keinen Münzwerth.

sich das Handelsmonopol gegenseitig streitig machten, die hauptsächlichste seyn dürfte. Obschon die Zeit die Strenge der chinesischen Regierung durchaus nicht gemildert hat, so scheint sie doch die Vortheile der zwischen ihren Unterthanen und den Ausländern bestehenden Handelsverbindungen recht gut einzusehen. Der Verkehr mit China ist einer der wichtigsten Zweige des englischen Handels; jetzt wo die Privilegien der ostindischen Kompagnie aufgehört haben, werden wahrscheinlich auch andere handeltreibende Völker ihr Augenmerk auf China richten, und die Gelegenheit, ihren Verkehr mit diesem Reich unter günstigen Umständen anzuknüpfen, nicht ungenützt vorübergehen lassen. Der englische Handel nach China war bisher der bedeutendste; der französische ist kaum des Namens werth; der der Portugiesen ist dem Erlöschen nahe, und die Spanier schicken von Manilla aus nur einige kleine Schiffe nach Canton. Die Russen betreiben ihren Handel über Kiachta, und wenn auch unüberwindliche natürliche Hemmnisse bis jetzt eine Ausdehnung desselben verhinderten, die für die Engländer beunruhigend werden könnte, so haben sie vor diesen doch den unberechenbaren Vortheil voraus, daß sie bei der chinesischen Regierung in größerer Gunst stehen. Durch einen am 14 Junius 1728 mit China abgeschlossenen Vertrag genießen die Russen das Vorrecht, einen Gesandten nach Peking schicken zu dürfen, der auf Kosten der chinesischen Regierung unterhalten wird, und haben ferner eine Kirche ihres Kultus erbaut, zu der ebenfalls die Regierung beigesteuert hat. In Folge des nämlichen Vertrags errichteten sie ferner noch ein russisches Kollegium in Peking, in welchem sich gegenwärtig zehn Personen mit dem Studium der chinesischen Sprache beschäftigen. Unter den bei dieser russischen Mission Angestellten befindet sich Hr. Fuß, der die Wissenschaft mit mehreren magnetischen Beobachtungen bereicherte, und auf Ansuchen des Hrn. v. Humboldt wurde im Lokale der Mission ein meteorologisches Observatorium errichtet. *)

Während des chinesischen Jahres 1829 auf 1830 kamen 31 spanische, 22 portugiesische, 4 französische, 7 dänische, 1 preußisches und 5 Schiffe von den Sandwichsinseln in China an. Im Jahre 1830 auf 1831 langten 22 spanische, 15 portugiesische, 6 französische, 1 dänisches und 1 sardinisches Schiff an. Der Tonnengehalt und die Ladung dieser Schiffe sind nicht bekannt, jedoch hat man alle Ursache zu vermuthen, daß sie unbedeutend waren. Die Engländer üben seit langer Zeit eine Art von Monopol, und der ganze Handel von China ruht gewissermaßen in ihren Händen.

Rücksichtlich der Handelsverbindungen China's mit dem Auslande, muß man den von der Regierung bewilligten und den Schmuggelhandel unterscheiden. Die dem Handel gesetzlich eröffneten Häfen waren, zu verschiedenen Zeiten, Canton, Macao, Timpih, Ningpoh, Tschusan und Amoy; allein seit der Eroberung von China durch die Mantschu sind Canton und Macao die einzigen Häfen, wo Europäer geduldet werden. Man sagt zwar, daß Tschusan und Amoy noch immer von den Spaniern besucht würden, allein dieses Gerücht erscheint schon deßhalb als ungegründet, weil gewisse örtliche und nautische Umstände auf jeden Handel nach diesen Häfen verderblich einwirken würden. Kiachta ist, wie bereits erwähnt, der Stapelplatz für den chinesischen Handel mit Rußland. Macao war reich und mächtig, so lange die Portugiesen noch dort herrschten, jetzt wird es nur noch von den Schiffen, die nach Canton gehen, oder von daher zurückkommen, und von jenen Europäern besucht, die, nachdem sie ihre Geschäfte beendigt haben, einige Zeit auf dem Lande zubringen wollen, bevor sie ihre Reise fortsetzen.

Der Schmuggelhandel wird an allen Küsten betrieben. Schiffe, welche aus den indischen Häfen entlaufen, kommen auf die Höhe dieser Gestade und fahren an der Küste hin; gelingt es ihnen auf irgend einem Punkt einen Handel anzuknüpfen, so wird die Ladung gelöscht und erneuert, ehe die Regierung noch Zeit hat den Verkehr zu unterbrechen. Oft fahren solchen Schiffen auch Dschonken bis auf das hohe Meer entgegen, und folgen ihnen bis zu jener mit der Küste parallel laufenden Inselkette, wo denn die Geschäfte mit aller Gemächlichkeit abgemacht werden. Unweit Whampoa liegt eine Insel, auf welcher dieser Verkehr ganz offenkundig betrieben wird, und deren Bewohner kein anderes Geschäft haben, als den fremden Schiffen die Ladung zuzuführen. Die Nachsicht der Mandarine in dieser Hinsicht ist bekannt, und man braucht sich daher nur mit ihnen zu verständigen.

Der auswärtige Handel wird von Schiffen, welche gerade aus Europa und aus den indischen Häfen kommen, und auch von chinesischen Dschonken betrieben. Ein bedeutender Verkehr findet ferner noch mittelst dieser Dschonken längs den Küsten von Cochinchina bis nach Singapur und dem indischen Archipel statt. Aus den dem englischen Parlamente gemachten Vorlagen stellt sich die Zahl der den Europäern bekannten Dschonken folgendermaßen heraus: 20 machen die Fahrt nach Japan; 13 nach Borneo; 6 nach der malayischen Halbinsel; 13 nach Manilla; 10 nach Sumatra; 20 nach Cochinchina; 4 nach den Sulu-Inseln; 8 nach Singapur; 9 nach Cambodscha; 2 nach den Celebes; 1 nach Rhio; 20 nach Tonkin; 7 nach Java und 89 nach Siam. Außerdem gibt es noch eine Menge kleinerer Fahrzeuge, welche der Insel Hainan gehören, von denen 50 nach Siam, ungefähr 43 nach Cochinchina und die übrigen nach Tonkin und Singapur Handel treiben. Die nach Siam, Borneo, Java u. s. w. ausgewanderten Chinesen besitzen ebenfalls Dschonken, um mit dem Vaterlande in Verbindung bleiben zu können, und man weiß, daß deren 81 für ihren Handel mit Siam verwendet werden. Der Tonnengehalt dieser Dschonken wechselt zwischen 120 und 900 Tonnen, auch gibt es einige von 1000; die meisten fassen jedoch nicht mehr als 300 Tonnen. Der gesammte Tonnengehalt dieser ganzen Handelsmarine wird auf 80,000 Tonnen geschätzt, wovon 70,000 auf die chinesischen, 10,000 aber auf die Fahrzeuge der Insel Hainan kommen. Außerdem betreibt noch eine bedeutende Anzahl von Dschonken den Küstenhandel, die, wenn sie nicht mit auswärtigerm Verkehr beschäftigt sind, Zufuhren nach dem südöstlichen Theile des Reichs besorgen. Im Jahre 1831 sah man im Flusse Canton 80 Dschonken von Amoy; 150 von Tschung-tschu-fu in der Provinz Fuhkien; 300 von Hiaun-tschau-fu und von Tschaau-tschau-fu; 300, welche den Handel zwischen Keangnun und Fuhkien betrieben, und 16 von Canton selbst. Das Schiffsvolk auf diesen großen Fahrzeugen beläuft sich auf 150 bis 200, zuweilen sogar bis auf 300 Mann. Sie sind übrigens schlecht gebaut und nicht geeignet den Gefahren auf hoher See Trotz zu bieten; deßhalb gehen auch jährlich sehr viele unter.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Siehe den Artikel: „Astronomischer Thurm zu Peking" in Nr. 79 dieser Blätter vom Jahre 1832.

Vermischte Nachrichten.

Die Nachrichten aus Jamaica lauten fortwährend ungünstig. Nicht weniger als drei Versuche wurden gemacht, die Stadt Savanna-las-Mar in Brand zu stecken, und die Neger scheinen ziemlich allgemein entschlossen, so wenig als möglich zu arbeiten. Der Geist des passiven Widerstandes greift auf eine beunruhigende Weise um sich. Einige Pflanzer auf Trinidad, welche die Fruchtbarkeit des dortigen Bodens in den Stand setzt höhern Arbeitslohn zu zahlen, haben freie Neger von Antigua gemiethet, um bedeutend höhern Lohn, als man auf der letztern Insel zahlt und zahlen kann. Ein Gleiches geschah auf Demerari, wo man freie Neger aus Caraccas nahm. So geschieht zum Theil schon jetzt, was, wie man glaubte, erst am Ende der Lehrzeit eintreten würde, man fürchtet indeß, dieß Benehmen werde bei den Lehrlingen Unzufriedenheit nicht nur gegen die freien Neger, sondern auch gegen die Pflanzer erwecken.

*

Der Herzog von Devonshire ist im Besitze des von Heinrich VIII getragenen Rosenkranzes. Auf den vier Seiten eines jeden Knöpfchens befinden sich vier Kreise, innerhalb deren Gruppen, jede aus verschiedenen Kapiteln in der Bibel genommen, eingegraben sind. Nichts gleicht der vollendeten Schönheit der Arbeit. Jede Figur ist, trotz der äußersten Kleinheit ihrer Gestalt, vollkommen, und das Ganze ist nach der Zeichnung des großen Meisters Holbein, der Heinrich VIII eben auf solche Knöpfchen malte. Auf sehr verständige Weise ist der Rosenkranz gegen Verletzung sicher gestellt, da er in einer gläsernen Glocke aufgehängt ist.

*

Ein amerikanisches Blatt führt das kleine mexicanische Wort noilazomahnizteopixcatatzin an, welches einen Landpfarrer bedeutet.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

(Beilage: Plan von Resina und Herculanum.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 45. 14 Februar 1835.

Die Ureinwohner von Bengalen.

(Aus der Vorrede zu dem bengalisch-englischen Wörterbuch von Ram Comul Sen.)

Der Ausdruck Bengal kommt von dem ursprünglichen Sanskritnamen Banga, dem die Moslems ihr gewöhnliches el anhängten und es Bangal oder Bangala nannten, das dann die Europäer irrthümlich Bengalen schrieben. Nach der Volksansicht hieß alles Land im Osten des Ganges Banga, nach den Puranas aber nur das Land nördlich vom Ganges. Abulfadhl sagt: im Norden und Süden von Bengalen sind Berge, Nepal und die Nilghiri, gegen Osten die See (Brahmaputra) und im Westen Behar. Demzufolge bezeichnete man das gesammte Niederland des östlichen Theils der Halbinsel mit diesem Namen, und manche behaupten, das Land Bengalen sey erst neuern Ursprungs und aus Alluvialboden gebildet. Dieß letztere ist nun zwar allerdings der Fall, denn beim Bohren von Brunnen stößt man erst in einer Tiefe von 180′ auf festes Gestein, und schon in einer Tiefe von 20′ bis 30′ findet man uralte Boote, Ruder, Baumstämme u. dgl. Auch deuten manche Dorfnamen darauf hin, wie Sal Sagar, die trockene See, Dschakradwipa, die runde, Nawadwipa, die neue Insel. Allein wenn einige so weit gehen wollen, zu behaupten, das Land sey erst nach dem Einfall der Mohammedaner bevölkert worden, so ist dieß offenbar falsch, indem sich zum Theil schon aus dem Mahabharata und Ramayana die Bevölkerung des Landes nachweisen läßt, und sich anderer Seits in der Nähe von Malda Ruinen einer uralten Stadt finden, welche ehemals die Hauptstadt von Gour, wie Bengalen auch genannt wird, gewesen seyn soll.

Indeß ward das Land von den Muselmännern nach der Eroberung als Dudschak, d. h. als eine höllische Region bezeichnet, und wenn irgend einer der Großen ein schweres Verbrechen beging, und man ihn seines hohen Ranges wegen nicht enthaupten wollte, ihn aber doch entfernen mußte, so wurde er nach Bengalen verbannt, man rechnete also darauf, daß dieses tiefliegende, ungesunde Land die Sache so sicher abmachen würde, als des Henkers Schwert. Damals dehnten sich die Dschongeln und Wälder in weiter Strecke, namentlich am Meeresufer aus.

Merkwürdig ist indeß vor Allem die Andeutung, welche Ram Comul Sen über das Vorschreiten des braminischen Stammes gegen Osten, und die allmähliche Verdrängung der Aboriginer gibt. Seine Worte hierüber sind folgende: „in der 990sten Saca, d. h. i. J. Christi 1068, lud König Adisura fünf Braminen, oder vielmehr Braminenfamilien aus Canudsch ein. Vor deren Ansiedlung waren 700 Braminenfamilien im Lande, welche Radscha Ballal Sen, der Enkel, vielleicht aber auch ein späterer Nachkomme Adisura's von den fünf neuen Familien getrennt hielt, und sie Saptasati, *) d. i. die 700 nannte. Die Abkömmlinge von diesen finden sich noch jetzt fast in jeder Stadt und jedem Dorf, und heißen Saptasati, während die Abkömmlinge der fünf Braminen in fünf Klassen: Sandilya, Bradwaja, Vatsya, Sawarna und Kasyapa zerfielen, und sich auf ungefähr 500,000 Menschen vermehrten.

„Ballal Sen stammte aus der Familie des berühmten Dhi Sen, Königs von Bengalen, der nach Delhi zog, und zum Kaiser von Hindustan ausgerufen wurde. Seine Nachkommen saßen auf dem Throne von Delhi etwa 137 Jahre. Daraus geht hervor, daß Gour oder Bengalen einige Zeit ein unabhängiges Reich war, und daß in sehr alten Zeiten Hindus darin wohnten. Ich nehme indeß keinen Anstand zu behaupten, daß die jetzigen Bengalis nicht von den Ureinwohnern abstammen, sondern daß gewisse Kschatriyas und Vaisyas, **) deren Abkömmlinge die jetzige Hindubevölkerung bilden, aus den Provinzen von Oberindostan kamen und sich in Gour niederließen. Die Aboriginer waren ein rohes, wildes Geschlecht, und lebten in Wäldern; als aber die Zahl der Einwanderer aus den obern Provinzen sich mehrte, verschwanden sie allmählich. Man glaubt, daß sie in den Ländern östlich und westlich von Bengalen eine Zuflucht suchten; einige gingen über den Brahmaputra, und ließen sich in den dortigen Ländern nieder; wahrscheinlich gehören die Lurka-Coles, Dhanga's u. s. w., in deren Sprache eine große Menge Bengaliwörter sich finden, vielleicht auch die Mugs diesem Stamme an. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Kasten der Bagdi, Buliya, Tschandala, Poda, Mutschi, Cawara, Hari und andere entartete Stämme in Bengalen von den Aboriginern abstammen, zu denen vielleicht auch die Miletschas, diese niedrige Klasse von Moslems gehört. Vielleicht mehrte sich diese Klasse durch eine Mischung

*) Supta, sieben, das persische Heft und das griechische Hepta; Sati persisch Sad, hundert.

**) Kasten der Krieger und Landbauer.

von Moslems mit den Ureinwohnern, denn da die Moslems erst vor 630 Jahren nach Bengalen kamen, so ist ohne Ausnahme einer solchen Vermischung das Anwachsen der moslemitischen Bevölkerung schwer zu erklären."

Ram Comul Sen macht diese Bemerkungen als eine Einleitung über die Bestandtheile der Bengalisprache, sind sie aber richtig, so läßt sich ein Schluß wenigstens gegen das hohe Alterthum des Braminenstammes in Indien mit ziemlicher Sicherheit daraus ableiten. *)

Herculanum.

(Fortsetzung.)

Wenn man den beiliegenden Plan der wiedergefundenen Stadttheile des alten Herculanums mit den Beschreibungen vergleicht, welche die alten Geschichtschreiber von dem Glanze und der Ausdehnung der Stadt geben, so ist bei dem ersten Blicke ersichtlich, daß bis jetzt nur ein ganz kleiner Theil derselben untersucht worden ist; namentlich ist derjenige Theil der Stadt, der mit seinen Nebengebäuden die reichste Ausbeute versprechen dürfte, das Forum, nur auf einer Seite durchwühlt worden. Die Schwierigkeiten, die sich den weitern Untersuchungen desselben entgegenstellen, werden sich nachher herausheben.

Wir beginnen die Aufzählung der aufgefundenen Gebäude mit dem Theater, als dem ersten Denkmale, auf das man gestoßen ist.

Die Bühne des Theaters ist nach genauen neueren Messungen 29 par. Fuß über der Oberfläche des Meers; von der Bühne bis zu den höchsten Theilen des Gebäudes sind es 61 par. Fuß und die perpendiculäre Tiefe von dem obern Eingange bis zur Bühne ist 84 par. Fuß; die Fahrstraße durch Resina ist aber noch 19 par. Fuß höher als der Eingang, folglich liegt die Bühne unter der Fahrstraße in einer Tiefe von 103 par. Fuß. Winckelmann ist im Irrthum, wenn er behauptet, daß die Sitze des Theaters gegen das Meer hin gerichtet waren. Die in der beiliegenden Karte angegebene Zeichnung gründet sich auf Untersuchungen mit der Magnetnadel; denn anders läßt sich die Lage dieser unterirdischen Gebäude nicht bestimmen. Es scheint, daß die Lage des Theaters, das mit den übrigen Straßen nicht in gerader Linie läuft, durch das nordwestlich von demselben gelegene Thal bedingt wurde. Es ist durchaus unmöglich, in diesen dunkeln Gängen, Höhlen und Schluchten ohne einen Führer sich zurechtzufinden. Der Canonicus Jorio hat sich allerdings viele Mühe gegeben, durch einen guida per osservare il teatro die Umsicht in demselben zu erleichtern, allein dessen ungeachtet ist und bleibt es ein unterirdisches Labyrinth, denn die Gänge wurden in den verschiedensten Richtungen, anfangs ohne Plan, gegraben; und was das Umhergehen gefährlich macht, sie sind auch in verschiedenen Höhelagen, der eine unter dem andern, um zu den verschiedenen Stockwerken des Gebäudes zu gelangen. Zudem kommt, daß wenigstens in den Sommermonaten die feuchte Luft so unangenehm auf die Lunge wirkt, daß man sich bald wieder an das Tageslicht sehnt. Weil, wie aus Tafel II ersichtlich ist, über dem Theater neue Gebäude in Resina stehen, und die Straße hinführt, so mußte bei den Nachgrabungen darauf Bedacht genommen werden, daß man überall im Theater große Massen, gleichsam als pilasterähnliche Träger der obern Erdmasse und der Häuser stehen ließ, und es konnte sonach bloß ein kleiner Theil der vulkanischen Masse, welche das Theater zudeckte, ausgegraben werden.

Ermuthigt durch die Entdeckung des Theaters und überzeugt dadurch von der Existenz des alten Herculanums in dieser Lage, verdoppelte man die Anstrengungen, und grub Gänge in verschiedenen Richtungen, um in das Innere der Stadt zu gelangen. Das Forum war das erste, auf welches man stieß und von welchem der Theil gegen das Meer hin durchsucht wurde. Seine Ausdehnung landeinwärts erstreckt sich bestimmt bis an die Fontana bei Collimozzi Tafel II Nr. 1. Seine Pracht mußte die des Forums von Pompeji noch übersteigen, wie man aus dem Porticus, der dasselbe umgab, und aus dem Reichthum der aufgefundenen Kunstschätze schließen darf; allein unglücklicherweise ist der größte Theil dieses Platzes mit den Gebäuden, und vor Allem mit der Kirche Resina's überbaut; zudem kommt, daß die Tiefe der darauf liegenden vulkanischen Masse weit größer ist, als bei den mehr gegen das Meer hin gelegenen Theilen der Stadt. Deßhalb wurde nicht weiter untersucht, als auf der Tafel 1 angegeben ist.

In der Richtung der Straße, welche vom Theater zum Forum führt und die 30 par. Fuß breit ist, wurde weiter fortgegraben, und man gelangte auf der linken Seite an ein großes, regelmäßiges Gebäude, dem man den Namen Basilica gab; es war im Innern mit einer Säulenhalle umgeben, und in den Nischen zwischen den Pilastern an der Wand fanden sich Statuen von Bronze und Marmor.

Der Basilika gegenüber auf der sechsten Seite der Straße stieß man auf zwei kleine Tempel (curie genannt), in welchem sich Opfergeräthe und Statuen vorfanden. Außer diesen wurden noch drei andere Tempel entdeckt, einer in der Nähe des Theaters, zwei jenseits des Forums, bei welchen auch Spuren von Gräbern gefunden wurden.

Die Nachgrabungen nahmen, weil sich beim Forum die genannten Schwierigkeiten erhoben, ihre Richtung mehr gegen das Meer hin, wo sich regelmäßige Straßen mit anstoßenden Privathäusern vorfanden. Sowohl diese, als die Straßen gleichen denen von Pompeji; die Wohnungen sind klein, eng und niedrig, die Straßen mit Trottoirs versehen und mit Lava gepflastert. Unter den Privatwohnungen zeichnete sich besonders eine Cantine aus, in welcher sehr große Gefäße, dolia, aus gebrannter Erde gefunden wurden.

Allein bei diesen zeigte sich vor Allem das falsche System der Nachgrabungen. Kaum war eine Wohnung ausgegraben und untersucht, so wurde sie mit dem Schutte und den Steinen der nächsten Wohnung wieder ausgefüllt; man nahm sich nicht die Mühe, den Schutt ans Tageslicht heraufzuschaffen, theils aus Trägheit, theils aus übertriebener Furcht, die obere Erd-

---

*) Siehe, was Burnouf darüber sagt: Ausland 1834. Nro. 232 f.

masse möchte herabstürzen. Der Zweck war bloß, die Stadt zu durchwühlen, ob sich nicht tragbare Kunstschätze vorfänden, keineswegs aber, das mit großer Mühe Ausgegrabene frei und zugänglich zu machen. Daher kommt es nun, daß diese Theile der Stadt, die Tempel, das Forum, die Basilika alle wieder ausgefüllt und unzugänglich sind: nur das Theater ist diesem Schicksale entgangen, und das einzige Gebäude, das vom alten Herculanum jetzt noch zu sehen ist.

Völlig abgesondert von diesen Nachgrabungen, jenseits des Thales, das in der Tafel I angegeben ist, stieß man durch Zufall auf ein prachtvolles Gebäude, das gemäß der Ausbeute an antiken Kunstschätzen wohl das reichste war, das sich bis jetzt in Herculanum und Pompeji vorfand, auch das einzige, in welchem sich Papyrusrollen der Alten befanden. Als im Jahre 1750 ein Privatmann einen Brunnen zu seinem Gebrauch in der Massaria di Cerere (Tafel II) grub, stieß man auf antike Wohnungen. Diese Nachricht genügte dem Könige Karl III, um sogleich Hand ans Werk legen zu lassen, und je größer die gefundenen Schätze waren, mit um so mehr Genauigkeit ließ er nachforschen. Die Tiefe war 70 bis 80 par. Fuß unter der Erdoberfläche, und die Leitung des Ganzen war dem obengenannten Schweizer, Karl Weber, anvertraut. Das Gebäude erhielt den Namen casa di campagna, Landhaus, weil dasselbe seiner ganzen Anlage nach als eine Villa eines Freundes der Philosophie sich darstellte. Man stieß zuerst auf den Garten, der mit einer Mauer umgeben war, an die sich eine Säulenhalle reihte; in der Mitte desselben fand sich ein Wasserbehälter, der auch zum Baden hat benutzt werden können, in einer Länge von 210 par. Fuß und in einer Breite von 22 par. Fuß. Im Garten fanden sich viele Statuen von Marmor und Bronze; an denselben stieß das in edlem Styl erbaute Haus mit seinen Gemächern, deren Fußboden aus Mosaik von den schönsten Farben gearbeitet war; jenseits des Hauses war wieder ein Garten mit einer Fontaine und mit Bildsäulen, kurz man erhielt hier zum Erstenmal das Bild eines alten Landhauses mit aller Pracht und Herrlichkeit. Was aber der merkwürdigste Fund in diesem Gebäude bleibt, das sind die Papyrusrollen, die sich zum größten Theil in einem Zimmer des Hauptgebäudes vorfanden. Auf andere stieß man im innern Porticus in Kästchen. Sie sind, wie bekannt, in einem so verkohlten Zustande, daß sie nur mit der größten Kunst und unendlicher Geduld abgewickelt und lesbar gemacht werden. Die Zeit ihres Auffindens fiel vom Oktober 1752 bis August 1754. Von den Statuen, die in diesem Landhaus aufgefunden wurden, ist die berühmteste die des Aristides. Auch dieser Theil der Ausgrabungen ist völlig ausgefüllt und unzugänglich, und über dem Landhaus jenes epicureischen Philosophen gedeihen Gartenpflanzungen mit dem reichlichsten Ertrage.

(Schluß folgt.)

Der Handel des chinesischen Reichs.

(Fortsetzung.)

Der Chinahandel in Indien gibt zu sehr vielen Privatunternehmungen Anlaß, die man von dem großen, regelmäßigen Handel der ostindischen Kompagnie wohl unterscheiden muß. Das nachstehende Verzeichniß gibt eine Uebersicht von diesem Privathandel:

Jahre.	Tonnen.	Jahre.	Tonnen.	Jahre.	Tonnen.
1813	10,888	1819	15,875	1825	21,748
1814	14,689	1820	11,967	1826	26,444
1815	11,806	1821	21,875	1827	28,249
1816	20,172	1822	18,011	1828	28,282
1817	27,008	1823	15,459	1829	— —
1818	21,511	1824	20,074	1830	26,427

Die drei Mittelpunkte der englischen Besitzungen in Indien sind die Präsidentschaften Calcutta, Madras und Bombay. Die Register der ostindischen Kompagnie von den Jahren 1808 bis 1830 haben hinsichtlich des Handels jener drei Präsidentschaften mit China folgendes nach Tonnen verzeichnete Resultat ergeben:

Jahre.	Calcutta.	Madras.	Bombay.
1808	8,598	2,888	24,991
1809	6,685	1,200	18,954
1810	8,606	3,695	12,027
1811	7,468	80	17,789
1812	3,148	6,555	13,692
1813	15,195	5,789	10,578
1814	13,298	788	10,811
1815	13,068	4,800	17,070
1816	18,519	4,674	18,082
1817	17,762	3,400	17,510
1818	18,188	2,767	20,850
1819	10,141	2,558	16,845
1820	18,380	5,375	8,476
1821	14,385	2,532	20,016
1822	12,314	4,107	19,862
1823	10,768	8,654	18,419
1824	14,952	4,084	18,854
1825	8,715	5,912	17,385
1826	21,724	667	28,788
1827	17,079	6,128	27,690
1828	11,544	4,576	25,751
1829	5,575	4,449	25,709
1830	10,112	8,174	28,693

Dieß macht in einem Zeitraum von 23 Jahren 788,201 Tonnen. Die Rückfracht von Canton nach den oben genannten drei Häfen stimmt nicht genau mit der nach den chinesischen Häfen gebrachten Ladung überein, weil mehrere Schiffe, nachdem sie ihre Ladung eingenommen haben, gerade nach Europa unter Segel gehen, andere dagegen direkt aus Europa kommen und auf dem Rückwege in indischen Häfen anlegen, um dort entweder einen Theil ihrer Ladung abzusetzen, oder dieselbe ganz zu löschen. Eine Uebersicht der von Canton nach den drei Präsidentschaften Indiens abgehenden Ladungen dürfte daher nicht unnütz seyn.

Jahre.	Tonnen.	Jahre.	Tonnen.	Jahre.	Tonnen.
1808	20,905	1816	10,178	1824	20,074
1809	21,021	1817	27,008	1825	21,748
1810	13,042	1818	21,511	1826	26,444
1811	11,818	1819	15,875	1827	28,249
1812	18,278	1820	14,987	1828	28,282
1813	10,868	1821	21,875	1829	25,908
1814	14,659	1822	18,011	1830	27,988
1815	11,904	1823	15,459		

Die Gesammtsumme dieser Schiffsladungen beläuft sich auf 455,868 Tonnen.

Der Tonnengehalt der seit dem Jahre 1793 bis 1831 jährlich aus China nach England gekommenen Schiffe stellt sich folgendermaßen heraus:

Jahre.	Tonnen.	Jahre.	Tonnen.	Jahre.	Tonnen.
1793	17,488	1806	11,058	1829	18,451
1794	20,984	1807	21,797	1830	28,622
1795	4,858	1808	18,880	1831	28,885

Jahre.	Tonnen.	Jahre.	Tonnen.	Jahre.	Tonnen.
1796	14,354	1809	17,272	1822	26,015
1797	37,682	1810	18,984	1823	28,257
1798	12,751	1811	23,324	1824	26,970
1799	12,330	1812	27,227	1825	27,894
1800	27,407	1813	24,666	1826	33,969
1801	24,531	1814	24,890	1827	29,833
1802	23,994	1815	33,075	1828	27,904
1803	22,279	1816	28,952	1829	29,111
1804	24,191	1817	20,000	1830	27,879
1805	19,100	1818	21,240	1831	27,940

Gesammtsumme 1,028,051 Tonnen in 39 Jahren.

Die Dschonken, welche die Küstenfahrt zwischen der Küste und den Inseln in der Gegend von Macao besorgen, bringen Zucker, Knochen und Nußschalen, die man als Dünger verwendet, und nehmen Opium entgegen. Der bedeutendste Handelsartikel von Schang-hae und Ning-po ist Baumwolle. Ueber die Ausdehnung dieses Handels fehlt es jedoch an genaueren Nachrichten. Die Dschonken, welche den Handel zwischen China und dem indischen Archipel beschreiben, setzen einen Werth von ungefähr 200,000 bis 300,000 chinesischen Unzen reinen Silbers um.

Ueber den Handel, welchen andere Dschonken betreiben, besonders über den mit Singapur, Siam und Cochinchina, bestehen genauere Nachweisungen.

Singapur ist eine in der Nähe der äußersten südlichen Spitze der Halbinsel Malacca gelegene Insel, welche in ihrer größten Länge 9 bis 10 und in ihrer größten Breite 5 Stunden hält. Einige Ueberreste alter Gebäude scheinen zu beweisen, daß die Holländer oder Portugiesen hier vormals Niederlassungen hatten. Die Bevölkerung der Insel, die ehedem bedeutend gewesen seyn muß, bestand im Jahre 1810 nur noch aus 150 Malayen, theils Fischern, theils Piraten. Seit 1818, wo die Engländer sich daselbst niederließen, hat die Volkszahl so bedeutend zugenommen, daß man im Jahre 1832 20,917 Einwohner zählte, unter denen sich jedoch nur 119 Europäer befanden. Die Anzahl der Chinesen wird auf 9000 angegeben. Außer denen, welche auf der Insel wohnen, kommen jährlich, zur Zeit zwischen den beiden Passatwinden, bei 5000 auf Handelsfahrzeugen dorthin. Da die Malayen ein träges Volk sind, so befinden sich alle Reichthümer in den Händen ihrer betriebsameren Nebenbuhler. Nachstehende Uebersicht, welche den Werth der Ein- und Ausfuhr nach Pfd. St. angibt, ist geeignet einen Begriff von dem Handel von Singapur zu geben.

Jahre.	Einfuhr.	Ausfuhr.	Summe.
1824	1,255,509	1,590,268	2,845,777
1825	1,323,917	1,228,786	2,552,703
1826	1,561,978	1,188,306	2,750,284
1827	1,288,599	1,587,201	2,875,800
1828	1,961,120	1,804,660	2,765,780
1829	2,121,559	1,876,250	3,997,809
1830	1,875,330	1,626,654	3,501,984
1831	1,780,994	1,565,157	3,346,151

Nach China haben die Kaufleute von Singapur ihren bedeutendsten Absatz. Die Verbindung wird durch Dschonken unterhalten, welche im Durchschnitt 400 Tonnen laden und mindestens 100 Mann Schiffsvolk haben. Sie fahren im Januar mit dem stärksten Passatwinde ab und erreichen Singapur in 20, 30 oder 40 Tagen. Diese Fahrten werden bis zu den Monaten März und April fortgesetzt, und von den Kaufleuten von Canton, Soakah, Amoy, Ningpo, Seang-hae und andern Orten unternommen, die ihre Waaren je nach den verschiedenen Märkten wählen, welche sie zu berühren gedenken. Nach dem Innern von China führen sie verschiedene Konsumtionsartikel, und besonders edle Metalle. Gegen Ende Mai's, im Junius und Julius treten sie die Rückreise an. Der Werth der Ein- und Ausfuhr zwischen Singapur und China betrug im Jahre 1830: Einfuhr 2,857,505 spanische Thaler; Ausfuhr 899,505, und im Jahre 1831: Einfuhr 2,455,959; Ausfuhr 735,412.

Siam liefert den Chinesen Zucker, Beche de Mer, Vogelnester, Indigo, Baumwolle, Elfenbein u. s. w. Jährlich kommen ungefähr 80 Dschonken an, jede von 290 bis 300 Tonnen, die unter der Aufsicht eines Supercargo und eines Schiffsmeisters stehen. Der Supercargo hat über die Bestimmung des Fahrzeugs zu verfügen, die Ladung zu verkaufen und eine andere einzuhandeln. Der Handel zwischen Cochinchina und China ist nicht so bedeutend als der zwischen China und Siam.

Penang, eine andere Insel in der Nähe der Halbinsel Malacca, wird ebenfalls von den Chinesen besucht. Im Jahre 1829 beliefen sich ihre Ausfuhren dahin auf 218,440 spanische Thaler. Der bedeutendste Reichthum des Festlandes der Halbinsel selbst bestehe in ihren Zinngruben, die fast sämmtlich von den Chinesen ausgebeutet werden.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der Plan zu dem so wünschenswerthen Unternehmen, eine Eisenbahn durch den Isthmus von Panama zu führen, von dem auch in diesen Blättern bereits öfter die Rede war, ist unlängst von der Regierung von Grenada, zu deren Gebiet der Isthmus gehört, wieder aufgenommen worden, und in England soll bereits ein Agent angekommen seyn, der den Auftrag hat, auf die durch das Dekret der Republik vom 27 Mai 1834 festgestellten Bedingungen Kontrahenten zu sammeln. Jenem Dekret zufolge soll, je nach dem Gutbefinden der Kontrahenten, entweder eine gewöhnliche Kunststraße oder eine Eisenbahn angelegt werden. Die bedeutendsten unter den den Spekulanten zugesicherten Vortheilen bestehen in einer Bewilligung von 20,000 Fanegades (24,000 Acres) unbebautes Land auf dem Isthmus, und dem freien Eigenthum des Ertrags der Straße auf einen Zeitraum von nicht unter 10 und nicht über 50 Jahren. Die Staatszölle, von denen ein Verzeichniß dem Dekret angehängt ist, sollen indeß ebenfalls mit der Eröffnung der Straße ins Leben treten. Auf dem abzutretenden unbebauten Lande können sich Ausländer ansiedeln, welche für einen Zeitraum von 20 Jahren von Abgaben, Militärdienst u. s. w. befreit sind. Sollten sich im Auslande keine Theilnehmer finden, so wird Santander, der Präsident von Neu-Grenada, wie es heißt, das Unternehmen auf Kosten des Staats wagen, und er glaubt, daß eine Summe von 350,000 Pfd. St. zu Ausführung desselben hinreichen werde. Beabsichtigt man eine Eisenbahn, so läßt sich leicht berechnen, daß man in einem Lande, wo Handarbeiter so selten sind, und wo man Eisenwerk, Maschinerie und Mechaniker aus England oder andern europäischen Staaten kommen lassen muß, mit diesem Gelde durchaus nicht ausreichen kann. Die Entfernung vom atlantischen bis zum stillen Ocean ist zwar nicht bedeutend, denn von Panama bis nach Porto Bello sind nur 37 Meilen, allein dieser schmale Isthmus ist mit einer fast ununterbrochenen und so hohen Gebirgskette bedeckt, daß man diese als ein unübersteigliches Hinderniß des früher vorgeschlagenen Unternehmens betrachtete, die Gewässer beider Meere durch einen Kanal zu verbinden. Wird die Straße gehörig angelegt und ausgeführt, so läßt sich gar nicht an den außerordentlichen Vortheilen zweifeln, welche den Seefahrern aus dem Umstande erwachsen, daß sie künftig bei ihren Fahrten nach allen Gegenden des großen südlichen Oceans eines Wegs von 2000 Meilen um das Kap Horn enthoben sind. So sehr die Ausführung eines so nützlichen Unternehmens zu wünschen wäre, so läßt sich leider nur zu sehr fürchten, daß die gegenwärtige Lage der Staaten von Südamerika keineswegs geeignet ist, einen glücklichen Erfolg hoffen zu lassen.

*

Die englische Rhederei ist wieder in Aufnahme. In den Hafen von London liefen ein im Jahre

1832	5167 Schiffe	mit 626,026	Tonnen
1833	5565 —	— 669,835	—
1834	5721 —	— 730,554	—

Die fremden Schiffe, welche in demselben Zeitraum einliefen, stiegen von 150,394 auf 212,514 Tonnen.

*

Ein englisches Blatt erzählt, ein spekulirender Yankee habe auf die Nachricht, daß die Cholera Neuorleans bedrohe, ein Schiff mit Särgen beladen, das aber zum nicht geringen Erstaunen des Geschäftsträgers noch vor der Cholera eintraf.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nro. 2.)

so oft erquickt hatten, stieg dann
uderte dem Schiffe zu, wo ich
kannten Offizieren aufgenommen
e fand ich diesen in einer Unter-
iffen, der den Faktor, Einkäufer
tellte, und von allen Mitgliedern
ieß, gehänselt und zum Ziel des
r an Bord gekommen, um von
chied zu nehmen, und dieser, die
Getränken kennend, war eben im
ese in vollem Maße zu spenden.
ampagner, Burgunder, sicilianis
ebst trefflichem Liqueur von Zara
ist, tausenderlei mit geschwätziger
zu merken, daß ihm der Wirth
n diesem, bald von jenem Fluidum
i merkte er es, als ihm das Be-
langen war, und seine vorher so
hwer zu werden begann. Ich
von Konstantinopel entführen
t. So eben kamen die letzten
urde der bereits auf unsichern
ebracht, wo er mit gewaltigen
Abschied zu nehmen versuchte.
dermaßen den Hals zugeschnürt,
htig war, sondern nur bisweilen
ehr den Magen legte und dann
er sagen wollte: „Der da oben
nten es uns ungefähr denken.
hm nun ein Tau um den Leib
hinabgelassen, das ihn nach dem
starrte er mit gläsernen Augen
ein Haupt, und wir sahen aus
splatze, vom Schmerz des Ab-
die Glieder den Dienst versagten,

mmando, die Anker zu lichten.
gannen einen Marsch, nach dessen
linde die Anker aufwanden. End-
gann die Arbeit, bei dem steifen

Jahre.	Tonnen.	Jahre.
1796	11,354	1809
1797	57,682	1810
1798	12,731	1811
1799	12,340	1812
1800	27,407	1813
1801	24,551	1814
1802	25,994	1815
1803	21,279	1816
1804	24,191	1817
1805	19,100	1818

Gesammtsumme 1,025,0

Die Dschonken, welche die Ki
Inseln in der Gegend von Maca
und Nußschalen, die man als Dü
entgegen. Der bedeutendste Hande
ist Baumwolle. Ueber die Ausdeh
genaueren Nachrichten. Die Dsch
China und dem indischen Archipel
ungefähr 200,000 bis 300,000 ch

Ueber den Handel, welchen a
über den mit Singapur, Siam un
weisungen.

Singapur ist eine in der Näh
Halbinsel Malacca gelegene Insel,
10 und in ihrer größten Breite 5 E
ter Gebäude scheinen zu beweisen,
hier vormals Niederlassungen hatte
ehedem bedeutend gewesen seyn mu
aus 150 Malayen, theils Fischern,
Engländer sich daselbst niederließen,
genommen, daß man im Jahre 18
denen sich jedoch nur 119 Europäer
sen wird auf 9000 angegeben. Au
nen, kommen jährlich, zur Zeit zw
5000 auf Handelsfahrzeugen dorthin,
sind, so befinden sich alle Reichthüm
ren Nebenbuhler. Nachstehende Ueb
und Ausfuhr nach Pfd. St. angibt,
Handel von Singapur zu geben.

Jahre.	Einfuhr.
1824	1,455,509
1825	1,325,917
1826	1,361,978
1827	1,488,599
1828	1,961,120
1829	2,121,559
1830	1,875,550
1831	1,780,994

Nach China haben die Kaufleute
Absatz. Die Verbindung wird durch
Durchschnitt 400 Tonnen laden und
haben. Sie fahren im Januar mit
erreichen Singapur in 20, 30 oder
bis zu den Monaten März und April
ten von Canton, Soatah, Amoy, Ni
ten unternommen, die ihre Waaren
wählen, welche sie zu berühren gedenk
führen sie verschiedene Konsumtionsart
Gegen Ende Mai's, im Junius und
Der Werth der Ein- und Ausfuhr zw
im Jahre 1830: Einfuhr 2,857,505
und im Jahre 1831: Einfuhr 2,455,

Siam liefert den Chinesen Zucke
Indigo, Baumwolle, Elfenbein u.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 46. 15 Februar 1835.

Fahrt von Konstantinopel nach Napoli di Romania.

(Gemacht im Anfange des Jahres 1834 am Bord des russisch-kaiserlichen Kriegslugger: „Schiroka,“ vom Legationsrath Tietz.)

Als ich am 11 Januar 1834 gegen Mittag von einer Exkursion nach Scutari in einem Kaik nach Pera zurückkehrte, sah ich den kaiserlich-russischen Lugger Schiroka mit allen Segeln an seinen drei Masten, mit schwachem Nordostwinde aus dem Bosporus herabschwimmen und bei Tophana Anker werfen. Nun wußte ich, daß meine Stunde bald schlagen würde, wenn auch nicht aus dem Leben, so doch aus dem reizenden Byzanz zu scheiden, denn das genannte Schiff war dasselbe, das mir durch die Güte des russischen Geschäftsträgers, Herrn Baron Rückmann, zu meiner Reise nach dem Archipel bestimmt worden. In Pera angelangt, erfuhr ich zu meiner großen Freude, daß wohl noch 24, vielleicht auch 48 Stunden verfließen dürften, bis die Depeschen für Nauplia fertig seyn würden, und ich genoß diese Frist mit vollen Zügen, indem ich noch einmal Konstantinopel nach allen Richtungen durchstreifte.

Mein russischer Paß in italiänischer Sprache war ausgefertigt, mit der stereotypen Formel: „in uno tempo ove si sentono pochi accidenti di peste,“ die sich stets gleich bleibt, mögen auch in Konstantinopel drei oder dreitausend Menschen an der Pest täglich sterben, da doch in den Quarantainen der europäischen Staaten nicht darauf geachtet wird, sondern der von Konstantinopel kommende Reisende seine Quarantaine in der einmal bestimmten Frist aushalten muß. Am Montage den 13 Januar 1834, dem Neujahrstage nach russischer und griechischer Rechnung, wurde mir mitgetheilt, daß nach Mittag der Lugger die Anker lichten würde, und so begab ich mich dann meine alte, gewohnte Bergstraße, die von Pera nach dem Hafen führt, hinab, in Begleitung eines türkischen, der Gesandtschaft zugetheilten, militärischen Dieners, wie ich sie in meinen „Skizzen aus Konstantinopel“ beschrieben habe, zu dem Landungs- oder für mich dießmal: Einschiffungsplatze, kaufte noch allerlei Kleinigkeiten in den Krambuden, nahm einige Orangen aus der Hand meines türkischen Begleiters, die er mir mit einem Neujahrswunsche in russischer Sprache überreichte, schob ihm als Dank dafür ein Geldstück in die Hand, warf noch einen Scheideblick auf die herrliche Fontaine am Hafen, die ich so oft bewundert, auf die einladenden, buntgemalten Kaffeehäuser, die mich so oft erquickt hatten, stieg dann in das wankende Boot und ruderte dem Schiffe zu, wo ich freundlich von den mir schon bekannten Offizieren aufgenommen wurde. In des Kapitäns Kajüte fand ich diesen in einer Unterhaltung mit einem Peroten begriffen, der den Faktor, Einkäufer u. s. w. bei der Gesandtschaft vorstellte, und von allen Mitgliedern derselben, wo es sich nur thun ließ, gehänselt und zum Ziel des Witzes gemacht wurde. Er war an Bord gekommen, um von Kapitän Mettline rührenden Abschied zu nehmen, und dieser, die Liebe des Peroten zu geistigen Getränken kennend, war eben im Begriff, ihm zu guter Letzt diese in vollem Maße zu spenden. Eine komplette Batterie von Champagner, Burgunder, sicilianischen und griechischen Weinen, nebst trefflichem Liqueur von Zara stand auf dem Tische, und der Gast, tausenderlei mit geschwätziger Zunge erzählend, schien es kaum zu merken, daß ihm der Wirth ein Glas nach dem andern, bald von diesem, bald von jenem Fluidum auf- und einnöthigte. Erst dann merkte er es, als ihm das Bemerken überhaupt so ziemlich vergangen war, und seine vorher so leichte Zunge allmählich sehr schwer zu werden begann. Ich glaube, wir hätten ihn ruhig von Konstantinopel entführen können, ohne daß er es gewußt. So eben kamen die letzten Papiere an Bord, und nun wurde der bereits auf unsichern Füßen Stehende aufs Verdeck gebracht, wo er mit gewaltigen Thränenströmen von uns allen Abschied zu nehmen versuchte. Die Wehmuth hatte ihm aber dermaßen den Hals zugeschnürt, daß er keines Wortes mehr mächtig war, sondern nur bisweilen die Hand aufs Herz, oder vielmehr den Magen legte und dann auf den Himmel zeigte, als ob er sagen wollte: „Der da oben weiß, was ich fühle!“ Wir konnten es uns ungefähr denken. Zu mehrerer Sicherheit ward ihm nun ein Tau um den Leib geschlungen und er in das Boot hinabgelassen, das ihn nach dem Lande zurückbrachte. Noch lange starrte er mit gläsernen Augen zu uns herauf, dann neigte er sein Haupt, und wir sahen aus der Ferne, wie er am Landungsplatze, vom Schmerz des Abschiedes so angegriffen, daß ihm die Glieder den Dienst versagten, aus dem Boote gehoben wurde.

Unterdeß erschallte das Kommando, die Anker zu lichten. Trommelschläger und Pfeifer begannen einen Marsch, nach dessen Takte die Soldaten an der Winde die Anker aufwanden. Endlich war's geschehen, allein nun begann die Arbeit, bei dem steifen

Nordostwinde um das Vorgebirge des Serails herum in das Marmora-Meer zu kommen. Wir lagen näher an dem Ufer von Tophana, wo die Strömung aus dem Bosporus in den Hafen hinein sehr stark ist, und uns daher sehr konträr war. Unsere größere Schaluppe mit 12 Rudern besetzt, nahm uns daher ins Schlepptau und bugsirte uns quer über den Hafen nach dem Serail. Das Meer ist hier so tief, daß wir uns bis auf wenige Schritte der Mauer und dem davor laufenden Wege nähern konnten, der mit Geschütz und Wachen besetzt ist. Nach beinahe zweistündiger Arbeit hatten wir die Spitze des Serails erreicht. Unterdeß war die hier so kurze Dämmerung eingetreten. Noch einen Scheideblick warf ich auf das unermeßliche Häusermeer, auf die hervorragenden kühnen Kuppeln und schlanken Minarets. Die Muezzin's riefen die Gläubigen zum Abendgebet, die zauberhafte Erleuchtung des noch fortdauernden Ramasan's flammte auf. Der Wind blies in die beigesetzten Segel, und in Nacht und Feuer versank das wunderherrliche Gemälde.

Der Nordwestwind, der gleichmäßig anhielt, versprach uns eine günstige Fahrt. Der Abend hatte eine solche Kühle, wenn man aus Höflichkeit gegen den Süden nicht Kälte sagen will, mitgebracht, daß ich mich in das Zimmer der Offiziere hinabverfügte, die ich alle behaglich bei ihren langen Pfeifen fand, bis auf einen, der jetzt gerade die, von 6 zu 6, oder auch von 4 zu 4 Stunden wechselnde Wache auf dem Verdeck hatte. Es war heute der russische Neujahrstag, und unser 14jähriger Artilleriejunker, der schon seit vier Jahren auf verschiedenen, in den südlichen Gewässern stationirten Schiffen im Dienst gestanden, und seit einem Jahre zu der Besatzung unsers Luggers gehörte, war eben im Begriff, statt des Thees, den man jeden Abend um 6 Uhr trank, einen feinen Punsch zur Feier des Tages zu brauen. Der Erfolg lehrte, daß das Bürschchen in dergleichen Künsten des Friedens auch nicht unerfahren war. Seine Bekanntschaft mit dem Kriege bewies auf seiner Brust die Medaille, die er sich schon als Kind im türkischen Feldzuge durch eine, wie mir Augenzeugen erzählten, unglaubliche Keckheit erworben hatte. Aus dem kann etwas Tüchtiges werden! Der Punsch erheiterte; man griff nach Flöte, Guitarre und Geige, und unter Direktion unsers Schiffsarztes, Dell' Agata, eines jungen Italiäners, der die Violine mit Meisterschaft spielte, begann ein kleines Konzert. Italiäner und Russen, also zwei musikalische Nationen, waren die Ausführenden, und daher der Genuß ein angenehm musikalischer. Die Bewohner der großen Offiziersksajüte waren drei Lieutenants, der Arzt, der Junker, dann ein Oestreicher, der von den Offizieren auf ihre Kosten als Lehrer für die französische und italiänische Sprache engagirt war, und ein italiänischer Lootse aus Konstantinopel, der, wenn auch nur der Form wegen, diese Reise mitmachte, und dafür bis zu seiner Rückkehr nach Stambul, außer freier Ration, täglich die nicht unbedeutende Gage von anderthalb preußischen Thalern erhielt. Auch ich hatte mich in diese Kajüte einlogirt, und da mir die kleinen Schlafstätten, die rings umher in den Wänden angebracht sind, zu beängstigend erschienen, hatte man mir in dem Versammlungszimmer den Sopha als bequemes Nachtlager eingeräumt. Für die Dauer der Reise war ich vom Kapitän, der eine eigene sehr elegant eingerichtete Kajüte bewohnte, eingeladen, sein Tischgast zu seyn, und ich darf die Stunden, die ich in der Gesellschaft dieses trefflichen Mannes zubrachte, zu den glücklichsten Erinnerungspunkten meiner vielfachen Reisen zählen.

Es war spät geworden, als ich das Zimmer meines Wirthes verließ, und mich in die Offizierkajüte begab. Hier waren bereits die Lichter verloschen, bis auf die Nachtlaterne, die sich von der Decke herab schwankend hin- und herwiegte, das Konzert war verstummt, der Punsch und mit ihm die Trinker verschwunden. Der Soldat, der mir auf dem Schiffe zur Bedienung gegeben war, ein Litthauer, auch der deutschen Sprache mächtig, wartete noch auf mich, in steifer, militärischer Stellung, um mir beim Auskleiden behülflich zu seyn. Schlafen konnte und wollte ich nicht, beides aber, wie der Augenschein lehrte, mein Dienstfertiger, und so entließ ich ihn, warf meinen langhaarigen türkischen Mantel um, und begab mich aufs Verdeck. Die Hälfte der aus 30 Mann bestehenden Schiffsequipage war auf der Wache; am Steuerrad standen die beiden, auf diesen Posten gehörenden Soldaten, ihren Blick fest auf den vor ihnen in einem Häuschen liegenden Kompaß, der von einer Lampe beleuchtet war, gerichtet. Todtenstille herrschte, trotz der Wachsamkeit der Mannschaft, auf dem ganzen Schiffe. Unfern vom Steuer lehnte der Kapitän in seinen Mantel gehüllt, am Bord, bald auf den Kompaß, bald auf die Segel schauend, in die der Wind sich steif eingelegt hatte. Dem Kapitän auf dem Verdeck Rede abzugewinnen, hielt schwer, denn da oben war er ganz der strenge, einsylbige Kommandeur des Schiffs. Die Nacht war dunkel, wie immer im Süden, wenn der Mond nicht leuchtet; nur die Milliarden Sterne warfen ihr bleiches Licht auf das dumpfrauschende Meer. Das Land war schon den Blicken entschwunden, auch wenn die Nacht nicht die Aussicht beschränkt hätte. Der Wind strich kalt über die kurzen Wellen; ich zog die Kappe des Mantels über den Kopf, beugte mich über Bord und gab den Gedanken Raum. Wo das Schiff die Wogen durchschnitt, glänzte und flimmerte das Meer, wie von Lichtfunken übersäet; es war das phosphorische Leuchten, das auf der Ost- und Nordsee nicht bemerkt wird, im mittelländischen und andern südlichen Meeren aber vorkommt. Ob es phosphorische Bestandtheile des Salzwassers, oder kleine Insekten und Wasserthierchen sind, die diesen Glanz hervorbringen, ist unentschieden. Der folgende Tag sollte uns, wenn der Wind so anhielt, in die Dardanellen bringen; wir machten jetzt in der Stunde 7 bis 8 Seemeilen, also ungefähr zwei deutsche, auch wohl noch darüber. Da gab es dann morgen für den neugierigen Reisenden manches Interessante an dem europäischen und asiatischen Ufer zu schauen, und ein stärkender Schlaf war für den aufgeregten Körper und Geist nothwendig. Der Hahn im Hühnerkorbe am Vordertheile des Schiffs unterbrach mit seinem mitternächtlichen Krähen subordinationswidrig die lautlose Stille, und mahnte mich, die Lagerstätte zu suchen.

(Fortsetzung folgt.)

Herculanum.

(Schluß.)

Während der Herrschaft Murats über Neapel geschah sehr viel für die Ausgrabungen in Pompeji; allein Herculanum wurde nicht berührt. Als der bourbonische Ferdinand den Thron seines Vaters wieder bestiegen hatte, war Anderes zu thun, als nach alten Mauern zu graben. Im Jahre 1827 wurde dem Direktor des Museo borbonico und Oberaufseher der Ausgrabungen, Cavaliere Arditi die Anzeige gemacht, daß in der Massaria Bisogno (Tafel II Nr. 4) ein bedeutendes Einsinken der Erdoberfläche statt gefunden habe, und daß man auf alte Gebäude gestoßen sey; man nahm Einsicht, forderte ein Gutachten von der Accademia ercolanese, berichtete dem König Franz I und dieser befahl, jenes Grundstück anzukaufen. Dieses geschah; allein bis auf den heutigen Tag sind die Nachgrabungen nicht weit gediehen.

Wir dürfen nun auch nicht verkennen, welche Schwierigkeiten sich fernern Nachgrabungen entgegenstellen. Vorerst erfordern sie einen sehr bedeutenden Kostenaufwand. Denn um mit aller Freiheit graben zu können, müssen nothwendig die Ländereien, unter welchen die Stadt verborgen liegt, von der Regierung angekauft werden. Die Grundstücke aber in der Nähe des Vesuvs stehen wegen ihrer ungemeinen Fruchtbarkeit schon an und für sich in sehr hohem Werthe, will nun gar die Regierung sie zu solchen Zwecken ankaufen, so fordern die Besitzer ganz übermäßige Preise. Dieß gilt nun vorzüglich auch von den Gebäuden, unter welchen wohl der größte Theil der alten Stadt, zumal das Forum, begraben liegt; die Eigenthümer haben das Recht zu fordern, daß man ihre Häuser durch Untergraben nicht der Gefahr des Untersinkens aussetze; soll deßhalb gegraben werden, so müssen die Häuser erkauft werden. Jene Gefahr ist aber nicht so groß, als die Eigenthümer vorgeben, denn die Gebäude über dem Theater stehen sicher und unbeschädigt, und obgleich die Erdmasse über dem Theater durch das beständige Fahren auf der Straße stets erschüttert wird, so ist doch bei der großen Tiefe der Nachgrabungen niemals ein Unglück geschehen und auch keines zu fürchten. Ganz unthunlich aber ist das Ausgraben des Forums, weil wegen der Kirche Resina's auch noch religiöse Interessen mit ins Spiel kommen; man darf die christlichen Heiligen nicht der Gefahr aussetzen, daß sie zu den heidnischen Göttern hinabsinken. Der Kostenaufwand wird aber vermehrt durch die Tiefe, in welcher die Stadt liegt; ist vorerst die obere Lavakruste durchgraben, so stößt man zwar hie und da auf leicht zu bearbeitende Erdmassen, die nicht verhärtet sind, allein mitunter kommt man auf Tuffsteine und auf harte, steinartige Massen, die mit den Mauern der Gebäude gleichsam eine Masse bilden und das Nachgraben erschweren. Wüßte man den Plan, nach dem die Stadt erbaut war, so wäre vieles erleichtert: allein so mancher Gang, durch den man auf ein Gebäude zu stoßen glaubte, ist mit vieler Mühe umsonst gegraben worden, und wurde mit dem Schutte anderer Gänge wieder ausgefüllt. Diese Schwierigkeiten alle würden sich in einem rein monarchischen Staate auf einmal heben, wenn der König selbst ein Interesse für das Alterthum hätte: Karl III scheute keinen Aufwand.

Ein zweiter Grund, daß die Nachgrabungen völlig eingestellt wurden, liegt in dem Auffinden Pompeji's, das nach Herculanum seit 1748 sich eröffnete. Sobald man nun vom Jahre 1760 an die Leichtigkeit einsah, mit der sich Pompeji ausgraben ließ, und diese Arbeit mit der herculaneischen verglich, so fing man an, Herculanum ruhen zu lassen, und je mehr in Pompeji sich Kunstschätze vorfanden, desto mehr wurde Herculanum hintangesetzt. In Jenem ließ sich derselbe Zweck mit geringerem Aufwand an Geld, Zeit und Kraft, und noch dazu vollkommener erreichen, weil Pompeji aufgedeckt und zugänglich blieb. Wenn dieß nach einem Jahrhundert völlig aufgedeckt ist — denn ein solcher Zeitraum wird erfordert, falls die Ausgrabungen künftig nicht eifriger betrieben werden, als es vom Jahre 1760 an geschehen ist — dann kommt vielleicht die Reihe wieder an Herculanum.

Zu der ersten Tafel bemerken wir noch, daß die Ringchen mit den Punkten in der Mitte die Brunnen bezeichnen, vermittelst welcher die Tiefe der verschiedenen Lavaströme über dem alten Boden erforscht werden konnte; auch fand sich durch diese Messungen, daß das gegenwärtige Ufer das Meer an dieser Stelle weiter zurückgedrängt hat, und daß der Hafen vom alten Resina völlig ausgefüllt ist.

Wir fügen noch eine allgemeine Uebersicht der Kunstgegenstände bei, welche in Herculanum aufgefunden wurden, und nun in dem königlichen Museo borbonico zu Neapel sich befinden, wohin sie aus dem Palazzo reale in Portici gebracht worden sind.

In der Galerie der antiken Gemälde sind nur wenige aus Herculanum, allein Theseus und Telephus, die im Jahre 1739 ausgegraben wurden, waren wohl die ersten Gemälde der Alten, die den Augen der Neueren zu Gesicht kamen.

Die größte Zahl der Gegenstände, welche die Galerie der Statuen und Büsten aus Bronze bilden, wurde in Herculanum gefunden, und der bedeutendere Theil der Meisterwerke der Kunst; nur in dem prachtvollen Landhause fand man mehr als 80 Statuen und Büsten aus Bronze, sie sind meistens gut erhalten, und wo man einen Defekt fand, hat die Kunst der Neueren nachgeholfen. Die Gelehrten der Accademia ercolanese haben aus der Aehnlichkeit der Köpfe mit den Köpfen aus Münzen ihre Schlüsse gemacht, und den Statuen und Büsten Namen gegeben. So sieht man eine Reiterstatue Alexanders, einen August, eine Livia, einen C. Cäsar, einen Plato, sogar den Philosophen Archytas aus Tarent. Allein wie es mit solchen Konjekturen geht, was der eine Archäolog mit Gründen beweist, wird von einem andern aus eben so vielen Gründen bestritten. An Faunen, Silenen, Amorinen fehlt es nicht in dieser Sammlung.

Eben so reich war in Herculanum die Ausbeute an Statuen und Büsten von Marmor. Die Accademia ercolanese ist in der Beschreibung dieser Fundgruben noch nicht so weit vorgerückt; allein der Ordner des Museo borbonico hat ihr in so weit vorgegriffen, als die Meisten derselben schon ihre Namen erhalten haben. Am merkwürdigsten sind wohl die neun Bildsäulen von eben so vielen Mitgliedern der Familie des M. Nonius Balbus, darunter sind zwei Reiterstatuen, von mehr als natürlicher Größe, welche nach der antiken Inschrift den M. Nonius Bal-

dus und seinen Sohn darstellen; sämmtliche neun wurden in der Basilika gefunden. Das Theater lieferte acht Bildsäulen von Konsuln, die Casa di Campagna die schon oben erwähnte Bildsäule des Aristides, die Büsten von Homer, von Plato, von Sylla, u. a. m. Ueberhaupt läßt sich in dieser Galerie nicht mehr zählen, wie viele Statuen und Büsten von Herculanum herrühren.

Unter der Sammlung der Glaswaaren befanden sich schon im Jahre 1752 aus Herculanum nach der Angabe Bayardis 536 ganze Stücke, von den verschiedensten Formen, und zu dem verschiedensten Gebrauch. Beiläufig bemerken wir, daß sich jetzt die Zahl der Glaswaaren, welche aus den verschiedenen königlichen Ausgrabungen ans Tageslicht kamen, auf beinahe 3000 beläuft.

Am merkwürdigsten sind wohl die Gegenstände, welche in dem sogenannten Gabinetto degli oggetti preziosi sich befinden. Man traut seinen Augen nicht, und findet es unglaublich, wie solche Dinge noch haben erhalten werden können. Sie befinden sich beinahe sämmtlich in einem verkohlten Zustande, sehen schwarz und braun aus, allein ihre Gestalt ist so wenig verändert, daß man sie beim ersten Anblicke als solche erkennt, wie sie bezeichnet werden. Diese wunderbar erhaltenen Gegenstände aber sind: Bohnen, Birnen, Datteln, Kastanien, Johannisbrod, Mandeln, Pfirsichkerne; ferner Brod, Reiß, Eier, Vogelnetze, Faden, Leinwand, Schuhsohlen, und Stücke von einem Schwamme.

Zwei andere Glaskasten dieses Kabinets enthalten verschiedene Gegenstände aus Gold oder in Gold gefaßt, als Ringe, Halsketten, Tassen u. a. m.; auch eine lange vergoldete Nadel, welche zum Haargeflechte der Weiber diente, gerade von derselben Gestalt, wie noch jetzt die Neapolitanerinnen des niedern Standes sie gebrauchen. Auffallend ist, daß man wenig Gegenstände von Silber fand; doch stieß man in einigen Privathäusern auf silberne Eßlöffel.

Die Galerie der kleinen Bronzen, deren Zahl sich über 14,000 Stücke beläuft, erhielt aus Herculanum an Küchengeräthschaften, an Candelabern, Lampen, Waffen, Feldgeräthschaften, Gewichten eine so große Menge, daß bis jetzt bloß die Klasse der Candelaber von der Accademia ercolanese beschrieben ist.

Am Schlusse fügen wir noch die Bemerkung bei, daß in Herculanum nur wenige Menschengerippe ausgegraben wurden, woraus man den Schluß zieht, daß die Bewohner sich vor der völligen Verschüttung der Stadt noch haben retten können.

Chronik der Reisen.

Panorama von König Georgs-Sund u. s. w., von Lieutenant R. Dale. London 1834.

Da sich bereits in Nr. 295 u. f. dieser Blätter vom Jahre 1832 eine umfassende geographisch-ethnographische Schilderung dieses merkwürdigen Landes befindet, so entheben wir dem vorliegenden Werke nur noch folgende Einzelnheiten:

„Die Eingebornen, sagt der Verfasser, zeigten bei unserem Verkehr mit ihnen viele Lebhaftigkeit, und es war belustigend zu sehen, mit welcher Gewandtheit sie einer Frage auszuweichen wußten, wenn sie eben nicht Lust hatten zu antworten, während sie Alles, was in ihren Kram taugte, auf der Stelle faßten und begriffen. Alle ohne Ausnahme zeigten sich thätig, geschickt und scharfsinnig, und einige sogar in einem hohen Grade. Ihre Leidenschaften äußern sich heftig und ungezähmt, und da sie keine Obrigkeiten haben, welche ihnen eine Strafe auflegen könnten, so hält höchstens die Furcht vor Rache sie von Verbrechen zurück. Sie sind sehr abergläubisch und gedenken des Todes nie ohne Zittern. Der widernatürliche Gebrauch beim Tod eines Verwandten, dem Schatten des Verblichenen ein Menschenopfer zu bringen, gleichviel von welchem Alter oder Geschlecht, und entweder von dem eigenen oder einem benachbarten Stamme, läßt sich gleichfalls nur aus ihrem Aberglauben erklären. Dem Leichnam wird ein ovales Grab von Osten nach Westen aufgeworfen, der Körper dann mit gebogenen Knieen, das Haupt gegen Osten, hineingelegt, und mit der auf der Nordseite des Grabes in Form eines Halbmondes aufgeworfenen Erde bedeckt. Als Mokarri, der Bruder eines Häuptlings, beerdigt wurde, legte man seinen Mantel und grüne Zweige mit in das Grab, zündete dann ein Feuer auf dem aufgeworfenen Hügel an und die Leidtragenden stimmten einen Trauergesang an, während dessen sie sich mit Stöcken schlugen, die sie dann ins Feuer warfen und erschreckt davon liefen, als würden sie von Jemand verfolgt. Der Womera oder Wurfstock ward in das obere und die Lanzen in das untere Ende des Grabhügels gesteckt; von dem erstern brach man den Knopf und von den andern die Spitzen ab, zum Zeichen, daß sie jetzt nicht mehr gebraucht würden. Bei dem Tod eines Verwandten oder Freundes zerreißen sie sich unter lautem Geschrei das Gesicht mit den Nägeln und benetzen mit dem strömenden Blut ihre Haare.

„Obschon die Bewohner von König Georgs-Sund ihren Weibern sehr zugethan zu seyn scheinen, so haben diese sich doch nichts weniger als einer guten Behandlung zu erfreuen, denn sie müssen die schwersten Arbeiten verrichten, Nahrungsmittel suchen und bereiten, Lanzen verfertigen, Hütten bauen, und erhalten bei der geringsten Veranlassung noch obendrein Schläge. Außer dem Mantel von Kängurufell tragen die Weiber noch zwei Taschen, eine zu Aufbewahrung von Wurzeln oder anderer Speise, und in der zweiten ein Kind, während ein schon größeres auf ihren Schultern sitzt. Die Kinder werden verlobt sobald sie auf die Welt kommen, und in einem Alter von 13 Jahren, oft auch noch früher, verheirathet. Obschon die Weiber der mindest zahlreiche Theil der Bevölkerung zu seyn scheinen, so ist die Vielweiberei dennoch Sitte, weßhalb auch die Frauen Gegenstand eifriger Bewerbung sind. Oft finden auch Entführungen oder Entweichungen statt; gewöhnlich versöhnt man sich wieder, wo nicht, so bekommt das Weib eine tüchtige Tracht Schläge, oder wird mit einer Lanze in den Schenkel verwundet. So lange die Frauen jung sind, sehen sie nicht übel aus, nur pflegen sie sich nach Landessitte durch Bemalen mit Farben zu entstellen.

„Von den Bäumen, welche sich im Lande finden, ist der Mahogany (eine Art Eucalyptus) der bedeutendste, und dürfte, wenn er erst mehr bekannt wird, sich bald zu einem Ausfuhrartikel erheben. Unermeßliche Wälder von diesen Bäumen dehnen sich auf hundert Meilen weit, bis an die Berge hinter der Westküste, aus. Ihr Holz eignet sich trefflich für den Schiffbau, und kam uns gut zu Ausbesserung des unsrigen zu Statten.“

Dem Werk ist ein Bildniß des mörderischen Häuptlings Yagan, am Schwanenfluß, der unlängst erschossen wurde, beigefügt. Es ist ein wildes Gesicht, und zwar von langer Form, während die der übrigen Eingebornen rund sind. Der Schädel wurde nach London geschickt, wo man, nach phrenologischer Untersuchung, die Organe aller wilden Gelüste und Leidenschaften an ihm gefunden haben will.

Ein Schreiben aus Jamaica vom 29 Oktober in den Times bestätigt das, was der auf Seite 32 dieser Blätter v. d. J. aus französischen Blättern mitgetheilte Brief über die Lage der westindischen Kolonien sagt, vollkommen. „Von unserer politischen Lage, heißt es unter Anderem, läßt sich nichts Günstiges berichten, außer daß wir noch am Leben sind; indeß herrscht bei Weißen und Schwarzen großer Mißmuth. Die Einrichtung besonderer Magistrate hat sich als ganz unhaltbar erwiesen. Die schwarze Bevölkerung thut, was ihr gefällt; arbeitet oder nicht, oder wie es ihr beliebt, und keine Macht ist da, die sie in Ordnung hielte. Vor ungefähr einem Monat legten die Neger von Belvedere, im Angesicht der Magistrate und Polizei, die sie außerordentlich herauszufordern schienen, Feuer an ein Magazin, und der Gouverneur selbst scheint in Verlegenheit darüber zu seyn, wie er sich benehmen soll.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 47. 16 Februar 1835.

Bemerkungen über das obere Rhonethal.

(Nach Rev.)

Die erste nur aus drei roh behauenen Fichtenstämmen bestehende Brücke über die Rhone ist 250 Klafter von der Stelle entfernt, wo sich der Fluß schäumend aus einer Eishöhle herausstürzt. Er hat hier 50′ Breite und $4^{1}/_{2}$ Tiefe, bildet also bereits eine bedeutende Wassermasse, die mit einem betäubenden Geräusch aus der etwa 50′ hohen Eishöhle herausstürzt. Vor nicht gar langer Zeit sprang die Rhone mitten am Fuße des Gletschers hervor, jetzt weiter rechts, und der jetzige Eisbogen ist also neu, bietet aber, obwohl er seine Form jedes Jahr und oft mehr als einmal im Laufe eines Sommers ändert, stets ein ungeheures Chaos wunderlich auf einander geschichteter Eisblöcke dar.

Indeß strömt das Wasser hier keineswegs hell hervor, sondern bald mehr, bald weniger trübe. Der Grund davon liegt wohl darin, daß das Wasser der Gletscher mehr durch das Schmelzen im Innern und in der Nähe des Bodens durch die Wärme der Erde, als durch das Schmelzen der obern Schichten erzeugt wird; das Eis zerbröckelt auf seinem mächtigen Zuge die Felsen, die es trifft, und beim Schmelzen wird somit das Wasser mit diesen zerriebenen Feistheilchen gesättigt. Das Schmelzen des Eises im Innern dauert auch, wie schon de Saussure bemerkt, im Winter fort, und so rücken nach und nach die Eisschichten herab. Jedes neue Eislager nimmt etwas vom Boden mit, und so sind auf denselben die Jahre unverkennbar gezeichnet. Würde durch eine Erschütterung ein Gletscher plötzlich vom Gipfel bis in die Tiefe gespalten, so könnte man in deutlichen Zügen sein Alter darauf lesen, und vielleicht das Jahrhundert berechnen, in welchem der Block, der jetzt am Fuße angelangt ist, um sich in Wasser aufzulösen, allmählich vom Gipfel herabsank.

Das Vorrücken und Zurückweichen der Gletscher hängt natürlich von mannichfachen Umständen ab. Der Rhonegletscher reichte früher um 200 Klafter weiter vorwärts als jetzt. Der Beweis hievon liegt in den Schuttdämmen (moraines), von denen drei gleich Circumvallationslinien den Gletscher umgeben. Der erstere in einer Entfernung von 110, der zweite von 160, der dritte von 200 Klaftern. Der letzte, den großen darauf wachsenden Bäumen nach zu schließen, sehr alt, ist ohne Vergleich bedeutender als die beiden andern, woraus man schließen muß, daß der Gletscher, ehe er diesen Schuttdamm absetzte, eine lange Reihe von Jahren hindurch vorgerückt sey, und daß der Gletscher seitdem mehrmals wieder vor- und zurücktrat. Seit drei Jahren ist er wieder um etwa 25 Fuß vorgerückt. Der verflossene Sommer hat indeß hierin abermals eine Aenderung veranlaßt. Der Gletscher hat nicht nur auf mehrern Seiten eine bedeutende Verminderung erlitten, sondern es haben sich auch Spalten von einer unglaublichen Tiefe und Weite gezeigt, welche selbst den kühnsten Jägern das Fortkommen unmöglich machen. Der Schnee, der den Gletscher bedeckte und diese Spalten ausfüllte, ist fast auf allen Punkten gänzlich geschmolzen. Nach einem furchtbaren Orkan endlich erfolgte in den letzten Tagen Augusts eine Ueberschwemmung in Oberwallis, die seit zwei Jahrhunderten ohne Beispiel ist, und ungeheuern Schaden anrichtete.

In Folge des Zurückweichens der Gletschermasse muß sich nun ein vierter Schuttdamm gebildet haben, der so lange sichtbar seyn wird, bis der Gletscher wieder anwachsend seine alte Ausdehnung erhält. Man hat häufig das Vorrücken der Gletscher zu bestimmen gesucht; Herr Hennin schlug es nach eigenen Beobachtungen auf 14 Fuß jährlich, Ebel auf 12 bis 25 Fuß an. Aber es läßt sich eine Regel, welche überdieß auch von dem Zurückweichen der Gletscher gelten müßte, durchaus nicht aufstellen, weil nicht nur die größere oder geringere Menge des fallenden Schnees, sondern auch der stärkere oder schwächere Abhang hierauf bedeutend einwirken. Daß die Gletscher immer in sieben Jahren abwechselnd vorrücken oder zurückweichen, ist eine unter den Führern sehr gangbare Meinung, die sich indeß durchaus auf keine sichere Grundlage stützt. Die Furcht, welche man oft äußern hört, daß die Gletscher fort und fort wüchsen, ist grundlos; sie rücken fast alle in einem Querthal herab, und durchschneiden die Längenthäler in rechten Winkeln; das Schlimmste also, was geschehen könnte, wäre die Versperrung dieser Thäler, wie denn auch wirklich jetzt der Rhonegletscher das Gerenthal sperrt. Sobald sie aber so weit herabrücken, erreichen sie eine Temperatur, gegen welche sie sich niemals behaupten. Eine andere Gefahr jedoch bedroht das Gerenthal.

Dieses Thal ist ziemlich breit, und man nennt es darum häufig eine Ebene: es bildet ein längliches zwischen hohen Bergen

eingeschlossenes Viereck, ähnlich dem Thale von Kaschmir. Wie dieses schöne Thal, in dem der Dschellum fließt, lange ein ungeheurer See war, bis endlich der Druck des Wassers am Fuße des Berges Baramulah sich einen Durchgang öffnete, so war vermuthlich auch das Gerenthal einst ein See, der sich einen Durchgang öffnete am Fuße der Mayenwand, da wo die Rhone die Ebene verläßt, und in ihrem ersten Katarakte hinabstürzt. Der Strom, der beim Austritt aus dem Eisgewölbe 50' Breite hatte, hat hier nicht einmal 12, und stürzt wie durch eine Rinne hinab, um auf einen Augenblick unter einer ewigen Schneedecke zu verschwinden. Durch diesen schmalen Ausgang verlief sich das Wasser des ehemaligen Sees, die Spuren des Durchbruchs lassen sich noch am Boden erkennen, und bei genauer Betrachtung geräth man auf die Vermuthung, daß das Thal einst wieder in einen See verwandelt werden könnte.

Hart an dem Sturze hängt ein mächtiger, nach und nach vom Berge herabgerutschter Fels, so daß man glauben sollte, ein Mensch könne ihn vollends in die enge Schlucht hinabstürzen. Dieser Sturz muß unfehlbar früh oder spät erfolgen: starke Regengüsse, eine Lawine, ein Sturm können dieß bewirken, und dann stürzt diesem einen ungeheuern Block eine Menge kleinerer Felsen nach, die das Thal bis auf eine gewisse Höhe schließen werden. Sobald aber dieser Damm das Wasser im Thale staut, muß der Fuß des Gletschers schmelzen, und da dieser Fuß die Masse des Gletschers stützt, so wird ein großer Theil desselben in den künftigen See stürzen und den ganzen Anblick des Landes ändern.

Fahrt von Konstantinopel nach Napoli di Romania.

(Fortsetzung.)

Wie der Ruf des Muezzin vom Minaret herab die Gläubigen am Morgen zum Gebet erweckt, so weckte mich am folgenden Morgen das Geklapper der Tassen zum Thee oder Kaffee nach Belieben, je nachdem ich mich zu dieser oder jener Wohlschmeckerseite bekannte. Frisches, weißes Brod und Sahne hatte gestern noch Konstantinopel gespendet und man konnte also frühstücken, als ob man sich am Lande in einer Maierei befände. Wer das Glück hat, von der Seekrankheit verschont zu bleiben, wie ich, gewinnt dafür noch die Annehmlichkeit eines horrenden Appetits. Bei der höchst einfachen und ärmlichen Diät griechischer Schiffer, die mit zwei getrockneten Oliven und einer Salatstaude für den ganzen Tag befriedigt sind, und dasselbe auch von einem deutschen, seefahrenden Magen verlangen, ist sothaner Appetit freilich eher eine Unannehmlichkeit und die Seekrankheit, die das Essen verleidet, beinahe willkommen. Daß ich auf dem russischen Schiffe an irgend etwas Mangel gelitten, wäre eine Lüge. Beim Erwachen Thee oder Kaffee. Um 11 Uhr ein déjeûner à la fourchette, um 1 Uhr das Diner aus Suppe, vier Schüsseln und Desert bestehend, nebst Kaffee und Liqueur. Um halb 6 Uhr die dampfende Theemaschine, um 8 Uhr endlich das Souper von drei Schüsseln. Dann allenfalls noch ein Glas Punsch, wenn man an dem feurigen sicilianischen Wein, der den ganzen Tag zum beliebigen Gebrauch auf dem Tische steht, noch nicht genug haben sollte. Ich möchte, als medizinische Curiosität den Magen sehen, der so nicht befriedigt wäre. Das Stopfen der langen Pfeifen verstehen die russischen Diener eben so gut, wie die türkischen Tschimbuktschi's; was fehlt also da noch zum bequemen Leben? Höchstens, daß man nach der bestehenden Schiffsdisciplin seinen Tabak nicht auf dem Verdeck, sondern nur in der Kajüte rauchen darf. Wem das nicht behagt, der mag auf englischen Kriegsschiffen reisen, wo der Artikel des Rauchens umgekehrt lautet, nämlich auf dem Verdeck, nicht aber in der Kajüte. Daß man übrigens auf dem Verdeck und bei Tische in anständiger Kleidung erscheinen muß, erfordert der Anstand. Auf der griechischen Kriegsbrick Nelson, auf der ich später eine Fahrt nach Italien machte, gingen freilich Kapitän und Offiziere oft barfüßig, die Passagiere im Schlafrock, Unterhosen und Pantoffeln. Andere Länder, andere Sitten! darüber ist nicht zu streiten.

Eine Seereise bleibt doch etwas gar Gutes. Man speist, trinkt, schläft, wacht, liest, schreibt, kurz, thut Alles, was man in seinem Zimmer thun kann, und kommt dabei rasch vorwärts, was im Zimmer selten zu geschehen pflegt. Und das Alles durch Wind oder durch Dampf!

Der Wind — war es nun Güte von ihm, uns rasch zu befördern, oder Schadenfreude, um uns recht bald in Hellas fühlen zu lassen, was wir an der Türkei verloren — hatte uns die Nacht hindurch wacker vorwärts gebracht. An der Insel Marmora waren wir vorbei und befanden uns bereits am Eingange der Dardanellen, gegenüber von dem auf der europäischen Küste liegenden Gallipoli, einer bedeutenden Stadt, die sich mit ihren spitzen Minarets auf einem Hügel am Ufer dahin dehnt. Es ist dieses dieselbe Stelle, auf der einst das bald nach seiner Entstehung durch ein Erdbeben zerstörte Lysimachia stand, berühmt wegen der Heramilia, der Vertheidigungsmauer, die sich von hier aus in einer Ausdehnung von sechs Meilen quer durch den Chersones hinzog. Auf dem asiatischen Ufer, das einen freundlichern und schöneren Anblick darbietet, liegt mitten in grünen Gärten und niedern Gesträuch der kleine Ort Tschardag, und etwas weiter hinunter das bekannte Lampsacus, einst eine große Stadt, die noch zu den Römerzeiten Tempel und prachtvolle Gebäude aufzuweisen hatte, von denen in dem jetzigen unbedeutenden Orte freilich keine Spuren mehr vorhanden sind. Berühmt oder berüchtigt ist Lampsacus noch wegen der Verehrung, die im Alterthum hier der Venus meretrix liederlichen Andenkens gezollt wurde; daß die Religionsübungen gerade nicht zu den decentesten gehörten, kann man sich denken. Jetzt herrscht hier Bacchus, der ächte Kumpan jener Göttin, da ein trefflicher, dem Portwein ähnlicher Rebensaft in der Umgegend in Menge wächst, und dem frommen Moslim das Gebot seines Propheten manchmal wohl recht drückend machen mag. Daß in der europäischen und asiatischen Türkei jene famose Göttin doch noch zwei privilegirte, großartige Asyle hat, mag wenig bekannt seyn. Unweit Schumla, am Fuße des Balkan liegt ein Dorf, Mobara, wohin alle liederlichen Schönheiten aus Rumelien, wenn man sie in flagranti ertappt, gebracht und dort auf Kosten der Regierung unterhalten werden. Männliche Bewohner dürfen sich in dem Dorfe

nicht ansiedeln. Führt einen Reisenden sein Schicksal nun durch diesen Ort, so darf er sich aus der en parade aufmarschierten weiblichen Besatzung seine Wirthin wählen, bei der er sich von den Strapazen der Reise erholen kann, so lange er dazu Lust hat. Da diese Heerstraße nach dem Willen der schönen Kinder der Sünde nicht genugsam belebt ist, so freuen sie sich sehr über die häufigen Besuche der Garnison von Schumla, die Modara als Erholungsort von dem strengen militärischen Dienst zu betrachten pflegt.

Ferner liegt mehrere Tagereisen östlich von Smyrna das Dorf Martavan, dessen Bewohner einer höchst seltenen und seltsamen Religionssekte, nämlich der der Ansariee angehören. Gelangt ein Reisender in das Dorf, so halten es die Männer für Pflicht, ihre schönen Weiber oder Töchter dem Fremden zur feurigsten Verehrung anzubieten, was denn auch die Proselyten mit großem Danke annehmen sollen. Beide Seltsamkeiten klingen etwas fabelhaft, sind aber durchaus wahr, und ich hörte in Konstantinopel und Smyrna davon wie von einer sehr bekannten Sache sprechen.

Je weiter wir in die Dardanellen hineinsegelten, desto mehr verengerte sich die Meerstraße, namentlich da, wo auf der europäischen Küste die Ruinen von Sestos, denn auch die Trümmer sind jetzt verschwunden, gestanden haben. Von hier beginnen nun auf beiden Ufern die Batterien bis zu den Schlössern Kilid Bahr auf der europäischen, und Bogaz Hissar auf der asiatischen Seite, wo die engste Stelle des Kanals, etwa eine Viertel deutsche Meile breit, seyn möchte, und wohin auch, den glaubwürdigsten Vermuthungen zufolge, der Schauplatz der Liebes- und Schwimmabenteuer Hero's und Leander's zu verlegen wäre. Es ist dieselbe Stelle, die Lord Byron, ohne daß ihm auf dem andern Ufer eine liebende Hero winkte, durchschwamm, was übrigens jeder gute Schwimmer gefahrlos wagen kann. Neben dem europäischen Schlosse zeigte man mir einen Erdhügel, den man, sey's mit Recht oder Unrecht, das Grab der Hekuba nennt.

So wie jetzt die Befestigungen der Küsten verstärkt sind, vermuthlich durch fremde geschickte Ingenieuroffiziere, so sollte es doch einem Schiffe schwer halten, das Kreuzfeuer auszuhalten und die Durchfahrt zu erzwingen. So viel ich an dem asiatischen Schlosse bemerken konnte, so stehen drei Batterien, mit schwerem Geschütz sehr zahlreich bespickt, in drei Stockwerken übereinander, von denen die unterste beinahe parallel mit der Wasserfläche liegt, und diese also sehr bequem (für sich selbst), für die feindlichen Schiffe aber gewaltig unbequem bestreichen dürfte. In dieser Festung, die auch den Namen Tschana-Kalessi, Töpferfestung, wegen der hier befindlichen großen Töpferwaarenfabrik führt, residirt der Pascha der Dardanellen, bei dem alle Schiffe, die aus dem Archipel ins Marmorameer hinaufgehen wollen, einen Erlaubnißfirman lösen müssen. Für die Kriegsschiffe fremder Nationen muß ein solcher erst aus Konstantinopel geholt werden, weßhalb diese dann auch Tage lang hier vor Anker zu liegen pflegen. Der Ort ist zugleich der Sitz aller europäischen Konsuln, deren Flaggen, wie dieß im Orient der Gebrauch ist, von den Zinnen ihrer Wohnungen sich im Winde entfalteten.

Beide Ufer der Dardanellen sind sehr anmuthig, vorzüglich das Asiatische. Hier senkt sich das Idagebirge allmählich bis zum Meere hinab. Auf den Gipfeln rauschen dunkle Waldungen, indeß am Fuß der Berge die Weinrebe lustig grünt.

Außer einigen Batterien, südlich von den Schlössern, machen am Ausgange des Kanals das Schloß Sed Bahr auf dem europäischen Kap Greco, und Kum-Kalessi bei dem asiatischen Kap Jenischehr den Schluß der Befestigungen aus, alle auf das beste bereit, andringenden feindlichen Schiffen ernste und treffende Bemerkungen entgegen zu brummen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gebirgsstämme von Bhagelpur.*)

Den wilden Stämmen, welche die Gebirgszüge zwischen Radschmahl und Bhagelpur bewohnen, kann man keine Intelligenz zugestehen, denn sie denken durchaus an nichts als an ihre täglichen Beschäftigungen, Essen und Trinken. Die übrige Welt ist ihnen eben so unbekannt als sie selbst dieser. Da sie keinen Handel oder sonstigen Verkehr treiben, so gibt es Viele unter ihnen, welche kaum einige Meilen über das Dorf hinausgekommen sind, und wir sprachen Mehrere, denen die etliche Meilen entfernten Dörfer eben so unbekannt waren als uns selbst. Sie zeigten durchaus keine Neugier, und wir wurden daher nur selten mit Fragen belästigt; doch geriethen Alle in nicht geringes Erstaunen über meine Taschenuhr und ein Brennglas, das ich eben bei mir hatte. Als ich ihnen die Wirkungen des letztern zeigte, waren sie nicht wenig erschrocken, und riefen: „Das ist Gott!“

Aller meiner Fragen nach ihrer Abstammung ungeachtet konnte ich doch keine genügende Auskunft erhalten. Sie scheinen indeß allgemein zu glauben, daß sie die Urbewohner von Indien seyen, oder vielmehr, daß die die Ebenen bewohnenden Völker von einem Zweige ihrer Familie abstammen, welche stets auf den Bergen wohnte. Sie besitzen durchaus keine historischen Erinnerungen irgend einer Art, und ich glaube nicht, daß sich auch nur ein Einziger unter ihnen befindet, der mit irgend einem Ereigniß bekannt ist, welches über die Zeit seines Großvaters hinaufreicht. Traditionen haben sie eben so wenig, die ausgenommen, daß sie von einem Bian entsprungen seyen. Von alten Gedichten oder kleinen Dichtungen irgend einer Art war gleichfalls keine Spur zu entdecken, wohl aber besitzen sie eine Menge sinnloser Erzählungen, welche jedoch, so weit ich erforschen konnte, keine historischen Notizen enthalten.

Von Befestigungen ist keine Spur vorhanden; es läßt sich daher vermuthen, daß sie deren niemals hatten, und daß ihre Berge und Dschongeln ihnen Schutz genug gegen feindliche Ueberfälle gewährten. Ihre Sprache ist einfach, schön und regelmäßig in allen Beugungen der Zeit- und Nennwörter, hat aber eine Menge Kehllaute, von denen einige sehr schwer auszusprechen sind. Sie scheint durchaus keine Aehnlichkeit mit einer der östlichen oder westlichen Sprachen zu haben, jene ausgenommen, daß mehrere hindu'sche Worte in dieselbe aufgenommen sind, welche jedoch eigenthümlichen Beugungen unterworfen werden. Geschrieben wird diese Sprache durchaus nicht, deßhalb hat man auch keine Worte, um Buchstaben, Bücher und Schreibgeräthe zu bezeichnen. Die Zeit berechnen diese Leute bloß nach den Jahreszeiten und dem Mondwechsel, für welch letzteren sie die hindu'schen Monatsnamen angenommen haben. Von einer Wocheneintheilung oder von Eintheilung des Tages nach Stunden haben sie keinen Begriff, doch besitzen sie ein Wort, welches Mittag, und ein anderes, welches unserem „drei Uhr,“ sowohl Morgens als Abends, entspricht. Vielweiberei ist zwar erlaubt, doch ist sie, wie man mir versicherte, wegen Armuth des Volks und der häufigen Streitigkeiten und Eifersuchten, zu denen sie Anlaß gibt,

---

*) In dem zu Calcutta erscheinenden Christian Obser r mitgetheilt von dem Missionär Herrn Les'le.

nicht häufig zu finden. Ich sah indessen einen Mann, welcher drei Weiber hatte, und hörte von einem andern, der deren vierzehn haben sollte.

Das Laster der Trunkenheit ausgenommen, kann man dieses Volk sittlich nennen; in jenem Laster aber schweifen sie über alle Gebühr aus. Sie bereiten zwei Arten berauschender Getränke, das eine aus der Frucht des M'hanwa-Baumes und das andere aus einem Samen, Gehun-dschunaira genannt. Das letztere Getränk ist das gewöhnliche, und wird Tuddi genannt. Männer, Weiber, Kinder, und sogar Säuglinge trinken es ohne Unterschied. Man kann diese Leute indeß nicht gewöhnliche Trunkenbolde nennen, weil sie nur zu bestimmten Zeiten trinken. Jedes Dorf setzt hiezu einen Tag fest, auf welchen jede Familie ihr Getränk bereitet und die Bewohner eines benachbarten Dorfes einladet. Diese thun ihrerseits zu einer andern Zeit das Nämliche, und so wechseln die Einladungen für jedes Dorf vier- bis fünfmal im Jahre. Sobald Alle beisammen sind beginnt das Gelag, und man kann sich nicht leicht einen ekelhaftern Anblick denken. In jedem Haus wird getrunken, und da man den Mund nicht an den Rand des Gefäßes bringt, sondern dieses mehrere Zoll von demselben entfernt hält, und sich so das Getränk eingießt, was auch zuweilen einer dem andern thut, so werden Gesichter, Brust und Kleider eben so durchnäßt als die Gurgel.

Sobald das Getränk seine Wirkung äußert, gehen die Männer im Dorf umher, singen, trommeln und schlagen die Cymbeln, so gut es die Trunkenheit gestattet. Die Weiber sitzen vor den Thüren der Hütten, wanken hin und her und summen eine Art Gesang, und die Kinder sind sämmtlich in einem besondern Haus versammelt, wo sie dem Beispiel der Eltern nach Kräften folgen. Oft kommt es bei solchen Gelagen zu Zank und Streit, und da Niemand in der Verfassung ist, Recht und Unrecht unterscheiden zu können, so schlägt die ganze Masse ohne Unterschied rechts und links auf einander los. Ein solches Trinkfest dauert gewöhnlich einen Tag und eine Nacht, oft auch noch länger.

Der Handel des chinesischen Reichs.

(Schluß.)

Wir kommen jetzt zu dem Handel China's mit den englischen Besitzungen in Indien und mit Europa. Der Privathandel zwischen China und Indien setzt ziemlich bedeutende Summen in Umlauf. Eine Uebersicht von 16 Jahren, von 1815 bis 1829, gibt den Betrag der Ein- und Ausfuhr mit einer Summe von 515,741,801 Dollars (den Dollar zu 5 Franken) an, was im Durchschnitt 10,755,862 Dollars auf das Jahr ausmacht.

Der bedeutendste Handelsartikel, der aus Indien nach China kömmt, ist Opium; von China nach Indien gehen mehrere verbotene, oder mit einem unmäßigen Ausgangszoll belegte Artikel, und diese werden meist hinausgeschwärzt. Im Jahre 1850 wurden 46,854,555 Pfund Baumwolle, 10,194 Pekuls *) Metalle, 15,916 Pekuls Gewürz und Pfeffer, 8994 Pekuls Rohr, 2906 Pekuls Droguerlewaaren, 11,100 Pekuls Sandelholz und andere feine Hölzer, 17,701 Pekuls Opium, 6166 Stück Wollenzeuge; Baumwollenzeuge im Werth von 16,956 Dollars, 267 Pekuls gesponnene Baumwolle, Edelsteine für 111,469 Dollars, zusammen ein Werth von 17,447,642 Dollars in China eingeführt.

Aus China ward in demselben Jahre ausgeführt: 889,067 Pfund rohe Seide, 925,200 Stück Nanking, 145,464 Pekuls Zucker, 2,748,535 Pfd. Thee, Zimmtblüthen 11,585 Pekuls, Droguerlewaaren für 46,436 Dollars, Seidenwaaren für 465,195 Dollars, edle Metalle für 4,648,370 Dollars. Gesammtbetrag der Ausfuhr 9,976,841 Dollars.

Die ostindische Kompagnie führt ebenfalls die oben angegebenen Artikel ein, nur findet hinsichtlich der Quantität ein Unterschied zwischen ihren Versendungen und denen von Privatpersonen statt. So geben ihre bedeutenden Kapitalien und ihr Einfluß der Kompagnie die Mittel, zwei Drittel der gesammten Opiumprodukte an sich zu ziehen. In Bengalen wird nur solchen Personen gestattet Opium zu bereiten, welche von der Regierung Vorschüsse erhalten, oder sich verpflichtet haben, ihr Erzeugniß an sie abzuliefern. Ueberdieß sichert der Umstand, daß die Kompagnie es sich zur Regel gemacht hat, nur ganz reines Opium zu verkaufen, ihr auf den chinesischen Märkten stets den Vorzug, denn der Handelsmann zu Canton kauft unbedenklich, wenn er nur das Zeichen der Kompagnie auf der Kiste sieht.

Es gibt drei Gattungen von Opium: das von Patna, das von Benares und das von Malwa. Die Chinesen verbrauchen diesen Artikel wie man bei uns Wein und Branntwein genießt. Mit den nachstehenden Zahlen bezeichnen sie die gegenseitige Feinheit der verschiedenen Sorten. Das Opium von Patna und Benares wird mit den Zahlen 45 bis 50 bezeichnet; Mittelsorte 48. Das von Malwa mit 70 bis 75; Mittelsorte 72½, und das türkische Opium mit 53 bis 57; Mittelsorte 55.

Die Gesetze, welche das Opium verbieten, sind sehr streng; die kaiserlichen Edikte bezeichnen es als ein Gift, und haben darin allerdings nicht unrecht, denn die nachtheiligen Wirkungen, welche sein anhaltender Gebrauch auf den menschlichen Organismus äußert, sind bekannt genug. Dessen ungeachtet wird das Opium dennoch bis an die äußersten Gränzen des Reichs, ja sogar bis in die Ringmauern des kaiserlichen Palastes eingeschwärzt. Die untergeordneten Behörden sind mit den Europäern im Einverständniß, und nehmen, um ihre Amtsehre zu bewahren, das Jahr über einige Kisten weg und lassen den Matrosen, die damit betroffen werden, die Köpfe abschlagen.

Während der fünfzehn Jahre von 1816 bis 1850 einschließlich, wurden 121,014 Kisten Opium im Werth von 125,280,655 Dollars nach China geschickt. Dieser Handel nimmt auf eine übermäßige Weise zu: Im Jahre 1795 wurden 1070, und im Jahre 1829 7445 Kisten ausgeführt. Die Gesammtausfuhr dieses Artikels, während der letzten 50 Jahre, belief sich auf 162,273 Kisten, was, den Werth einer Kiste zu 1200 Dollars angeschlagen, eine Summe von nahe an 200 Millionen Dollars ausmacht. Während der letzten Jahre werden jährlich für beinahe drei Millionen Opium abgesetzt.

Der direkte Handel Englands mit China besteht hauptsächlich in Ausfuhren aus diesem Lande nach den vereinigten Königreichen. Um die Uebersicht zu erleichtern, wollen wir hier die Ausfuhrartikel in vier Klassen abtheilen, nämlich in Thee, Seide, Nankings und vermischte Artikel, wonach sich von 1795 bis 1851 einschließlich die folgenden durchschnittlichen Zahlen herausstellen.

Jahre.	Thee. Pfund.	Seide. Pfund.	Nanking. Stück.	Vermischte Artikel. Span. Thal.
1795 bis 1802	25,255,879	109,502	181,218	251,162
1803 bis 1812	27,497,995	72,115	557,005	17,448
1815 bis 1822	27,879,052	172,221	591,544	53,521
1825 bis 1851	51,552,227	549,559	452,558	84,767

Aus dieser Uebersicht erhellt, daß an Thee allein nahe an 52 Millionen Pfund nach England gebracht wurden, was, das Pfund zu zwei Schilling gerechnet, eine Summe von 5,200,000 Pfd. St. ausmacht. Der Thee ist von allen Handelsartikeln derjenige, welcher den sichersten Vortheil bietet, denn sein Verbrauch nimmt mit jedem Tage zu. Europa verbraucht jährlich 41,638,000 Pfund, wovon 25 Millionen auf England, 5 Millionen auf Rußland, 2 Millionen auf Holland, eine halbe Million auf Frankreich, 150,000 Pfund auf Dänemark, 5500 auf Neapel, 5500 auf Deutschland und die österreichischen Staaten, und 1000 Pfund auf Italien kommen. Die Vereinigten Staaten von Amerika verbrauchen jährlich 8 Millionen Pfund.

Die Ausfuhren von England nach China bestehen hauptsächlich in Wollen- und Baumwollenzeugen und in Metallen. Während der letzten Jahre war Canton stets mit englischen Waaren überführt; man ist daher genöthigt neue Verbindungen mit den nördlichen Häfen und mit Corea zu eröffnen, allein alle diese Versuche scheitern an der Wachsamkeit der Regierung.

*) Der Pekul hält 100 chinesische Pfund zu 16 Unzen, und ist gleich 60 Kilogrammen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 48. 17 Februar 1835.

Die Gefahren der englischen Herrschaft in Indien.

Das Mißvergnügen, welches in der englisch-ostindischen Armee durch die Verminderung der Feldzulagen für gewisse Garnisonen erzeugt wurde, ist noch keineswegs im Abnehmen, die Abneigung der Offiziere gegen diejenigen Garnisonen, in welchen diese Feldzulagen (Batta) auf die Hälfte herabgesetzt wurden, dauert fort, und diese Gesinnung erhält täglich neue Nahrung, indem fortwährend Gerüchte von neuen Einschränkungen im Umlauf sind. Wie gegründet oder ungegründet indeß diese Befürchtungen und die mannichfachen Klagen der Sepoy-Offiziere seyn mögen, *) immer bleibt es wahr, daß unter denselben Unzufriedenheit herrscht, und daß es höchst unklug ist, diese Unzufriedenheit anwachsen und zur allgemeinen Stimmung des Heers werden zu lassen, das als die einzige Stütze der Regierung in einem Lande zu betrachten ist, dessen Ordnung nur durch die Furcht vor der Macht und dem entschlossenen Verfahren der Engländer erhalten wird. Diese verhehlen sich auch keineswegs, daß es im Lande noch eine Menge Leute von Reichthum, Ansehen und Einfluß gibt, welche nur die Furcht abhält, die von den Engländern mit Gewalt aufrecht erhaltene Ruhe und Ordnung zu stören.

Der Geist der Sparsamkeit, — in so seltsamen, gezwungenen Verhältnissen nicht immer ein guter Geist, weil häufig die Rechnung ohne den Wirth gemacht wird, — hat einigen Beamten der Kompagnie den Gedanken eingegeben, einzelne Garnisonen zu Verminderung der Kosten einzuziehen und mit größern zu vereinigen, ja es soll sogar im Werke seyn, die Armeen der drei Präsidentschaften nach und nach in große Massen zusammenzuziehen. Ein solcher Plan hat mehrere wesentliche Nachtheile. Bekanntlich steht von dem den Engländern unterworfenen Lande nur ein sehr kleiner Theil unter direkter englischer Verwaltung, und es bleibt den mediatisirten indischen Fürsten und ihren Großen noch sehr viel Einfluß, den sie, wie man weiß, nicht aufs Beste verwenden. In allen indischen Kriegen seit den letzten fünfzig Jahren bestand die Hauptschwierigkeit darin, den Feind zum Stehen zu bringen, und diese Bemerkung gilt mit zehnfachem Gewicht von bürgerlichen Kriegen; daher war das bisher befolgte Verfahren, Truppenabtheilungen an möglichst vielen militärisch und politisch wichtigen Punkten zu unterhalten, um jeden sich ergebenden Widerstand im Keime zu unterdrücken, den Umständen und Verhältnissen völlig angemessen. Bei einem entgegengesetzten Verfahren hätte oft ein wahres Nichts zu einem furchtbaren Feinde emporwachsen und irgend ein obskurer Verräther ganz Indien erschüttern können. Ohne indeß anzunehmen, daß ein Indier schnell zu Macht und Ansehen emporkommen, und der englischen Macht gefährlich werden könne, muß schon eine andere Erwägung dahin führen, bei dem System zahlreicher Garnisonen zu beharren. Die Tyrannei und Raubsucht der eingebornen Fürsten, denen die Kompagnie ihre Länder garantirte, kennt häufig keine Gränzen, und wurde früher nur dadurch in Schranken gehalten, daß sie das Land in Aufstand zu bringen fürchteten; dieser Furcht sind sie jetzt entledigt durch den Schutz der Engländer. Ziehen diese nun aus mehreren militärisch wichtigen Punkten ihre Truppen zurück, so werden dadurch die unzufriedenen, durch die Tyrannei der indischen Fürsten zur Verzweiflung gebrachten Unterthanen zum Aufstand und zur Bildung von Räuberbanden veranlaßt, die Engländer müssen wiederum mit Gewalt einschreiten, und der Kostenaufwand dieser Kriegszüge beträgt dann weit mehr, als wenn man die zahlreichen Garnisonen belassen hätte.

Die größte Gefahr für die Engländer liegt indeß gerade in der Vereinigung größerer Truppenmassen in Standlagern, weil hier die Schwäche der europäischen Truppen im Vergleich mit den Sepoys täglich vor Augen liegt, und die Möglichkeit, daß eine gut organisirte Verschwörung der letztern gelingen könne, auch dem Beschränktesten klar wird. Wo ein großer Preis zu erringen ist, da wird, wenn die Wahrscheinlichkeit eines Erfolgs wächst, auch die Zahl der Abenteurer wachsen, die das Ziel zu erreichen suchen, mag der Weg dahin auch noch so schmutzig und blutig seyn. Alle Verschwörungen, welche in den letzten dreißig Jahren gegen die englische Oberherrschaft statt fanden, begannen unter großen Massen, wie zu Travancur, Heiderabad und zuletzt noch zu Bangalur. Der Aufstand von Vellur, wo nur zwei Sepoyregimenter stehen, bildet von dieser Regel keine Ausnahme, sondern enthält vielmehr für alle diejenigen, welche die Lehren der Erfahrung nicht überhören, eine sehr ernste Mahnung gegen die

*) Die Naval and Military Gazette, aus welcher das Nachfolgende größtentheils entnommen ist, verspricht in einigen spätern Aufsätzen, diese Klagen, welche auf die innern Verhältnisse des angloindischen Heers bedeutendes Licht werfen müssen, näher zu beleuchten.

Bildung großer Massen. Der jetzige Einfluß des Fürsten von Melsur (Mysore) und die bedeutenden Geldmittel, welche den Verschwornen zu Gebot standen, waren Umstände, die der Verschwörung ungemein förderlich waren. Wären die Regimenter Sepoykavallerie, welche damals zu Arcot standen, und zum Mindesten eben so viel Antheil, als die englischen Dragoner, an der Unterdrückung des Aufstands hatten, gleichfalls in Vellur gelegen, so würde der Plan der Verschwörer aller Wahrscheinlichkeit nach auch sie umfaßt haben, und dann wäre eine Truppenmacht, welche zur Unterdrückung des furchtbaren Aufstands das Meiste beitrug, auf der Seite der Rebellen gestanden, und hätte den Brand weiter verbreitet.

Es ergibt sich hieraus, daß viele Engländer der Meinung sind, daß gerade diese Macht, welche sie selbst in den Sepoyregimentern geschaffen, ihnen möglicherweise dereinst noch zum Verderben gereichen könne.

Fahrt von Konstantinopel nach Napoli di Romania.

(Fortsetzung.)

Es war Nachmittag, als wir den Ausgang der Dardanellen erreichten, und uns dicht unter Kum-Kalessi, das am Ausflusse des Skamander auf einer Sandbank liegt (worauf auch die Benennung Kum-Kalessi, Sandschloß, hindeutet), hielten, um unsere Fahrt mehr östlich zwischen Tenedos und der asiatischen Küste zu dirigiren, die von allen Schiffen passirt wird, da weiter westlich zwischen den Inseln Tenedos und Lemnos das Meer von Untiefen, Klippen und Sandbänken wimmelt. Kapitän Mettline stand mit mir auf dem Verdeck, und zeigte mir an der Küste die Richtung, wo ungefähr anderthalb Meilen vom Strande entfernt jetzt das Dorf Bunarbaschi liegt, einst aber Troja lag. Mag das, was ich bei einem spätern Besuch an dieser Küste sah, hier in einigen Zeilen Platz finden.

Bekanntlich hat man in neuerer Zeit sogar die Existenz von Troja bestritten, da gar keine Ruinen mehr vorhanden sind, um Zeugniß zu geben von der einst so berühmten Stadt. Doch manches Neuere ist spurlos verschwunden, von dem man mit Bestimmtheit weiß, daß es da gewesen. Zeit und Menschenhände vertilgen schneller, als sie hervorbringen. Den Homer in der Hand und in eigener Person an Ort und Stelle des Gedichts, so taucht der ganze Schauplatz jenes Kampfes deutlich dem Beschauenden auf, und beweist, mit welcher topographischen Genauigkeit die Ilias geschrieben ist, ob mit historischer, ist freilich schwerer zu beweisen. Die trojanische Ebene zieht sich von der Seeküste zwischen den Vorgebirgen Rhäteum und Sigeum, das jetzige Kap Jenischehr, in einer Breite von ungefähr einer deutschen Meile, und in einer Länge von anderthalb Meilen bis zu dem Dorfe Bunarbaschi, wo Troja gelegen haben muß, hin. Zwischen jenen Vorgebirgen waren die Schiffe der Griechen für die ganze Dauer des Kampfes auf das Land gezogen, und unter ihrem Schutze mögen die Kämpfer bivouaquirt haben. Da die Fahrzeuge vermuthlich nicht sehr groß waren, so ließ sich dieß leicht bewerkstelligen. Ich sah bei dem griechischen Fischerdorfe Rivatos, zwischen Selivria und Konstantinopel am Marmora-Meer ebenfalls diese Manier angewandt, und der Anblick jener Fahrzeuge in ihrer antiken vorn und hinten hochgebogenen Form, wie wir die alte Rostra abgebildet sehen, gaben mir schon damals, mit meinem Reisegefährten in einem Gespräch über den trojanischen Kampf begriffen, ein deutliches Bild des Griechenlagers vor Troja. Außerdem wird sich der Leser erinnern, daß Homer genau beschreibt, wie zunächst an der See die Schiffe des Agamemnon, dann weiter entfernt die des Achilles und Ajax standen. Daß man übrigens ziemlich weit gegen Troja hinauf die Fahrzeuge aufs Trockne gebracht hatte, beweist die Angabe Homers, daß zwischen den Schiffen und dem Meere auf dem Strande das Heer sich versammelte und die Myrmidonen sich hier in Kampfesspielen übten, die Heerführer aber zwischen den Schiffen selbst ihren Rath hielten. Ich bin kein gelehrter Antiquar, und fühle mich daher auch zu dergleichen Forschungen nicht berechtigt. Das Werk des Grafen Radczinsky über die Ebene von Troja, das ich längere Zeit vor meiner Reise las, gab mir ein treues Bild dessen, was ich später sah, und hätte mir, wenn ich es an Ort und Stelle zur Hand gehabt, gewiß von belehrendem Nutzen seyn können. Der Simois und Skamander, die nach ihrer Vereinigung nur den letzten Namen beibehalten (bei den Türken jetzt Menderé genannt), zeigen im Sommer, wie auch der größte Theil der griechischen Flüsse, nur ein trocknes Strombette. Im Frühjahr, als ich sie sah, hatte der Regen sie mit Wasser angefüllt, obgleich es schwer gehalten und viel Kunst erfordert hätte, darin zu ertrinken. Die Kampfebene ist jetzt größtentheils in fruchtbare Aecker umgeschaffen. An einem andern unbedeutenden Bache, ich glaube man nennt ihn Gulusui, liegen einige Mauertrümmer, die man für das Grab des Ajax ausgibt. Das Dorf Bunarbaschi liegt am Fuße eines sich sanft erhebenden Hügels, der gegen Süden sich steil und felsig gegen den vorüberrauschenden Simois absenkt, und so eine natürliche, schwer zu erobernde Befestigung Troja's ausmachte. Auf der andern Seite trotzten starke Mauern dem Andrang der Griechen. Daß die Belagerung zehn Jahre dauerte, will uns jetzt freilich etwas sonderbar scheinen. Ich glaube, wäre das damalige Troja ein Antwerpen gewesen, die Griechen lägen noch bis zu dieser Stunde davor. Oben auf der Fläche des Hügels mag Pergamus, die „vom Sturm umbrauste Burg" des Priamus gestanden haben. Jetzt wuchert dort Unkraut und zwerghaftes Gebüsch zwischen umherliegenden Feldsteinen. Von hier oben hat man eine umfassende Aussicht über die ganze Ebene, die sich jetzt als eine gut bebaute und reich grünende dem Auge darstellt. Den von Chandler beschriebenen, hier vorgefundenen Marmorblock, auf dem sich die berühmte Sigeische Inschrift, das älteste schriftliche Denkmal befand, und der vor etwa zwanzig Jahren noch als Sitzbank vor einem Hause in Bunarbaschi gedient haben soll, habe ich vergebens gesucht. Schon in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts versuchte es der damalige französische Gesandte, Choiseul Gouffier, dieß Denkmal an sich zu bringen, aber vergebens. Wo es jetzt hingekommen seyn mag, ist mir unbekannt, doch dürfte die Vermuthung die sicherste seyn, daß irgend ein antiquitätengieriger Engländer, etwa Lord Elgin,

es hinüber auf seine Nebelinsel entführt hat. Zwischen dem Dorfe und Kap Jenischehr liegt der Grabhügel des Antilochus, unfern davon zwei kleinere, von welchen der eine die Asche des Peneleus, der andere die des Achilles und Patroklus umschließt oder umschließen soll. Choiseul ließ das letzte Grab öffnen und fand darin Metallstücke, von denen man nicht weiß was sie vorgestellt haben, und eine ebenfalls zerbrochene metallene Urne, an welcher Ueberreste einer geschmackvollen erhabenen Arbeit zu erkennen waren. Das ist übrigens Alles, was die trojanische Ebene dem Beschauer zeigt.

Das neue Ilium, Alexandria Troas, bei den Türken Eski-Stambul, von Lysimachus auf Befehl Alexander des Großen erbaut, liegt unfern des Meeres auf der äußerst fruchtbaren Küste, umgeben von einem kleinen Walde von Zwergeichen. Gegenüber taucht Tenedos aus den Wellen empor, nördlich schweift der Blick über die berühmte Ebene. Reisende, die vor 30 bis 40 Jahren diese Gegend besuchten, wollen noch viele Trümmer einstiger Größe hier gefunden haben, jetzt ist wenig mehr davon übrig. Eine Grundlage mit einigen zerbrochenen Säulenstücken hält man für einen Dianentempel; die Türken nennen diese Trümmer Kislarserai. Beide Namen deuten also auf einen Keuschheitsaufenthalt hin, da Kislar bekanntlich einen Eunuchen bedeutet. Ueberbleibsel eines Theaters sind in den Bänken, dem Porticus und dem Fußboden noch ziemlich erhalten. Eben so bezeichnen Mauertrümmer die frühere Befestigung der Stadt. Auf einem östlich gelegenen Hügel zeigen sich bedeutende Ruinen, die von einigen Forschern für ein Gymnasion, von andern für Bäder gehalten werden. Diese Ueberbleibsel bestehen größtentheils aus immer mehr zerbröckelndem Granit, denn Alles was von Marmor sich in diesen Gegenden vorfand, wurde nach den Dardanellenschlössern geschafft, und dort von den Türken in Geschützkugeln umgearbeitet, wovon einige zwei Fuß im Durchmesser haben und also Zeugniß von dem ungeheuren Kaliber der Mörser geben. Einige wohlerhaltene Säulen wurden nach Konstantinopel gebracht und schmücken dort die Moscheen Solimans und Selims, noch das beste Mittel, um diese Denkmale vor vandalischer Zerstörung zu bewahren.

Es möge hier noch bemerkt werden, daß byzantinische Schriftsteller anführen, Kaiser Konstantin hätte, ehe er Byzanz zu seiner Residenz erwählte, die Idee gehabt, eine Hauptstadt in der Ebene zwischen dem alten und neuen Troja zu erbauen, von der schon Thürme und Mauern emporstiegen, und von den auf dem Meere vorbei Schiffenden gesehen worden wären.

(Fortsetzung folgt.)

Musik und Tanz

der Eingebornen auf den Tonga-Inseln. *)

Herrn Mariner, einem englischen Reisenden, zufolge, der lange unter den Bewohnern dieser Inseln lebte, lieben diese den Tanz und besonders die Musik leidenschaftlich. Die Fango-Fango-Spieler werden allenthalben mit der größten Achtung aufgenommen; die Häuptlinge bewirthen sie in ihren Zelten, lassen sie bei sich wohnen und gewähren ihnen Schutz in jeder Gefahr.

„Ich besuchte die Tonga-Inseln mehreremal, sagt der Reisende, und stets mit neuem Vergnügen. Das erstemal aber geschah es fürwahr sehr unfreiwillig. Ich befand mich zu Rio; seit zwei Monaten brannte ich vor Ungeduld nach Calcutta zurückzukehren, und zum größten Unglück wollte kein englisches Schiff Anstalten zur Abfahrt machen. Aergerlich über diese Verzögerung, schiffte ich mich auf einer kleinen mit Erdäpfeln befrachteten Sloop ein, statt auf die Ankunft irgend einer hochbordigen Fregatte oder Brick zu warten, auf der ich die Ueberfahrt mit aller Sicherheit hätte zurücklegen können. Die Fahrt auf diesem elenden alterthümlichen, sehr gebrechlichen, obschon hie und da geflickten Fahrzeug, erfuhr mancherlei Hindernisse, und um das Elend voll zu machen, erhob sich auch noch am fünfzehnten Tage nach unserer Abfahrt ein so entsetzlicher Sturm, daß der Kapitän, der gar wohl wußte, daß sein ziemlich angefaultes Fahrzeug der Wuth der Elemente nicht trotzen könne, sich entschloß, an der Insel Tufua, der größten des tongaotischen Archipels, vor Anker zu gehen.

„Diese wüste Insel, gegen die die Natur bei Spendung ihrer Gaben sehr karg gewesen zu seyn scheint, bietet dem Seefahrer einen Anblick des Entsetzens. Nur von den muthigsten Wallfischfängern wird sie besucht, und auch diese wagen sich seit einigen Jahren nicht mehr an ihre Küsten, die von ferne schon eine grauenerregende Aussicht öffnen. Das ab- und zufließende Meer bricht sich in gewaltigen Wogen an den Felsen, deren zackige Spitzen allenthalben emporragen, und wenn der Wind, was hier oft der Fall ist, stark weht, so hallt das donnerähnliche Getöse dieser Brandung in hundertfachem Echo wider, während die von den schäumenden Wogen umtobten Riffe von schwarzer Lava einen unheimlichen Eindruck auf das Gemüth des Reisenden machen.

„Und dennoch hatte das Schicksal diesen verwünschten Ort zum Aufenthalt für mich bestimmt. Der Kapitän wendete seine ganze Zeit darauf seinen Erdäpfelvorrath noch zu vermehren, und ich fühlte mich bald von Langweile heimgesucht. Da ich übrigens von der Seekrankheit noch etwas unwohl war, so benutzte ich diesen Umstand, um einige Stunden am Lande zuzubringen. Mit meinem Album, einem Mantel und einer Flinte versehen, und von meinem Hunde begleitet, lenkte ich meine Schritte nach einem kleinen aus etwa einem halben Dutzend Häusern bestehenden Dorfe, die zu meinem nicht geringen Erstaunen sehr gut gebaut waren, und deren Aeußeres auf Reinlichkeit schließen ließ. Noch angenehmer wurde ich aber überrascht, als ich die Einwohner unter sich ein sehr reines Englisch sprechen hörte. Alle bezeugten die größte Freude einen Landsmann in mir zu sehen (denn sie waren sämmtlich Engländer), und nahmen mich mit einer Herzlichkeit auf, die mir nichts zu wünschen übrig ließ.

„Nach drei Tagen, die ich mit Ausflügen in die Gebirge und mit Aufnehmen von Landschaften hingebracht hatte, dachte ich endlich, freilich etwas spät, daran, wieder an Bord zurückzukehren. Als ich indeß an das Gestade kam, sah ich eben noch die Spitzen der Maste am Horizont verschwinden. Da ich glaubte das Schiff sey nur auf Entdeckungen ausgelaufen, so wartete ich geduldig Tage und Wochen lang, allein es verlief eine nach der andern, ohne daß das Schiff zurückgekommen wäre, und niemals sah ich es wieder."

So war unser Reisender nun gezwungen, nebst einem Matrosen der Sloop, der eine Stunde nach ihm gleichfalls ans Land gestiegen war, auf der Insel zurückzubleiben. Seine Lage war, wie man leicht denken kann, nicht die angenehmste: der Winter nahte heran, und er hatte nichts, als was er auf dem Leibe trug. Geduldig fügte er sich jedoch in sein herbes Schicksal, und machte nun nähere Bekanntschaft mit den Gefährten, an die ihn die Vorsehung gleichsam gewiesen hatte. Das Oberhaupt dieser braven Insulaner, oder der Gouverneur, wie ihn die übrigen nannten, war ein Schotte und hieß Glaß; seine drei übrigen Kameraden aber hatten auf dem Kap bei der Marineartillerie gedient. Sie wohnten beisammen, und brachten ihre Zeit damit hin, Robben und andere thrangebende Thiere zu fangen, die sie dann an die Schiffe verkauften, welche der Sturm von Zeit zu Zeit bis zu ihnen verschlug. Sie waren brave rechtliche Leute, wiewohl nicht von dem besten Aussehen, weil man sie, ihrer Beschäftigung wegen, stets mit Thran und Blut bedeckt sah.

In ihrer derben freimüthigen Sprache machten sie Herrn Mariner

*) Die Tonga-Inseln gehören dem Freundschaftsarchipel an.

bald mit ihren erlebten Abenteuern bekannt. Glaß war verheirathet und Vater einer zahlreichen Familie. Einer der Kolonisten, Namens White, besaß ebenfalls eine Gattin, zu der er auf seltsame Weise gekommen war. Er befand sich nämlich auf einem indischen Schiffe, wo seine jetzige Gattin, als er ihre Bekanntschaft machte, Kammerfrau bei einer Dame von hohem Range war, die ebenfalls auf dem Schiffe war. Die Zofe, eine niedliche Portugiesin, gefiel unserem White und er ihr, allein mitten in dieser sich entspinnenden Liebe verfinsterte sich der Himmel, ein Ungewitter brach los und warf das Schiff an die Felsen. White rettete die, die er schon als seine Gattin betrachtete, aus den Fluthen, erreichte die Insel Musoe, und überlebte nebst der Geliebten die ganze übrige Mannschaft, die den Tod im Meere fand.

„Auf der Insel, fährt der Reisende fort, gibt es eine Menge wilder Katzen, auf Bergen und Gebirgshöhlen viele Ziegen. Die Gebirge, mit denen der größte Theil der Insel Tufua bedeckt ist, steigen fast alle senkrecht empor. Der Boden besteht aus einer lockern, für den Anbau sehr geeigneten Erde. Das Innere der Insel ist von einer Menge sehr gerade laufender und tiefer Kanäle durchschnitten, von denen die auf der Ebene befindlichen ihren Ausfluß ins Meer haben. Sehr wahrscheinlich wurden sie von einer Ueberschwemmung ausgewaschen, deren Zeit sich schwer bestimmen läßt, die jedoch nach der Sündfluth eingetreten seyn muß, weil Tufua in Folge eines unterseeischen vulkanischen Ausbruchs entstanden zu seyn scheint.

„Die Tongioten sind im Ganzen von höherem Wuchse als die Europäer, und ihre Glieder so muskulös, als ob sie ihr ganzes Leben unter den schwersten Arbeiten hinbrächten; die Farbe ihrer Haut ist lichter als die der Amerikaner. Der Charakter der Tongioten scheint aus einer unerschöpflichen Fröhlichkeit und aus Eifersucht zusammengesetzt zu seyn.

„Die Bewohner der Inseln Musoe, Talau und Vavau haben mehrere Arten Gesänge; die einen langsam und ernst, die andern munter und lebhaft, und endlich haben sie noch eine Art, die aus einigen sehr kurzen musikalischen Passagen und einer Wiederholung der drei ersten Noten besteht. Folgende sind die Benennungen, mit denen sie bezeichnet werden:

„Lau-Follah. Mit diesem Gesange begleitet man gewöhnlich den gleichnamigen Tanz. Die Tänzer stellen sich einander in zwei Reihen gegenüber, tanzen dann gegen einander vor, indem sie die Hände über den Kopf erheben und stark auf die Schenkel zurückfallen lassen, um den Takt zu geben.

„Lave. Dieser Gesang unterscheidet sich von dem vorigen dadurch, daß nach ihm nicht getanzt wird, sondern daß man die Hände nur nach dem Takt bald erhebt, bald sinken läßt.

„Langi-mi-stu-buggi. Man unterscheidet vier Gattungen Langis, deren Kadenz bald langsamer, bald schneller ist.

„Hea. Dieser Gesang wird bei dem gleichnamigen sehr raschen Tanz gesungen, und besteht größtentheils in Läufen, die nur von einer Sopranstimme ausgeführt werden können.

„Der Hiva wird nicht zum Tanz gesungen; auch nennen die Tongioten den Gesang der Europäer Hiva.

„Ula. Dieser Gesang begleitet ebenfalls den gleichnamigen Tanz, zu dem einige und dreißig Personen gehören, und der, seiner langen Dauer wegen, da er nie vor drei Viertelstunden endet, und wegen der Sprünge und heftigen Bewegungen, welche die Tänzer machen müssen, sehr anstrengend ist.

„Der Fukka Nuhuh endlich will so viel sagen, als die von dem Volk Nuhah erfundene Singweise.

„Die meisten dieser Gesänge der Tongioten sind beschreibender Art, und theilen sich in zwei Klassen: Die eine, Bolotu genannt, beschreibt die Blumen, Berge, Wälder u. s. w., und die andere, Papalangi genannt, spricht von vergangenen Ereignissen und von Dingen, welche dem Gesichtskreis des Dichters verborgen sind, und wobei er dann sehr oft alle Gränzen der Wahrscheinlichkeit überschreitet. So beschrieb unter Anderem ein Vavainote in einem Fukka-Papalangi eine entfernte Gegend als mit den wunderlichsten Farben prangend, sagte, daß es dort Schweine mit Hörnern bewaffnet gebe, und daß er, als er eben habe in ein Haus eintreten wollen, auf einen ungeheuern Ballen von Wolle gestoßen sey. Plötzlich habe dieser Ballen einen Satz gemacht, und nun hätte der Dichter erkannt, daß es eine nach der letzten Mode des Landes gekleidete Dame gewesen sey.

„Ein anderer Gesang beschreibt die merkwürdigsten Ereignisse bei dem Besuch des Kapitäns Cook; ein dritter spricht von dem Aufenthalt des Admirals Entrecasteaux zu Talown, und ein vierter schildert die berühmte Schlacht während der Revolution auf den Tonga-Inseln u. s. w. Diese halbhistorischen Gedichte berichten die Thatsachen ziemlich genau, doch läßt sich leicht erkennen, daß der Dichter durch das Mikroskop sah, weil die unbedeutendsten Vorfälle und Dinge bis ins Unendliche gesteigert werden.

„Die Tau-alo sind Barcarolen, welche die Tongioten stets zu singen pflegen, wenn sie sich auf dem Meer befinden, wo sie den Takt mit ihren Ruderschlägen geben. Die nachstehende Barcarole spricht die Klage dreier Einwohner von Tonga aus, welche das seiner herrlichen Lage und seiner Wollmanufakturen wegen berühmte Vavau verlassen, um nach den Inseln Tufua und Kao zu gehen, wo man nichts als schlechte Matten verfertigt, welche zu Segeln und Teppichen verwendet werden. Sie lautet ungefähr wie folgt:

„Ach um die Reise zu beginnen,
Verlassen wir Mounga-lafa und Talau!
Wie gern blieb' ich, denn wer könnte wünschen,
Vavau mit seinen Inseln zu verlassen?
Von dir zu scheiden Lien und Van-aea;
Und von den Quellen Maccapapa's,
Von Mattaloco und den Myrtenhainen,
Von dem Gestade Mofue's und von Totawi's Grotte?
Nicht mehr werd' ich weilen auf den Höhen,
Nicht mehr zu meinen Füßen sehn die Kanots!
Ablegen muß ich nun das rothe Tuch von Hafuluhau,
Mich in die rauhe Matte von Tofua und von Kao kleiden!

„Außer diesen Gesängen haben die Tongioten noch andere, deren Melodie sich sehr der europäischen Gesangsweise nähert. Ihre berühmtesten Dichter, unter denen der vorzüglichste Tengeh heißt, ziehen sich in die romantische Einsamkeit von Vavau zurück, wo sie ihre Gedanken ordnen, und nicht eher wieder in die Muas (Dörfer) zurückkommen, als bis sie ihr Gedicht vollkommen auswendig wissen.

„Der Ula wird in den Hiva und Langi abgetheilt. Der Hiva ähnelt dem Recitatif, und dient nicht als Begleitung beim Tanz, sondern nur als Einleitung zum Langi, welchen man als Begleitung zu verschiedenartigen Tänzen vorträgt. Der Langi fällt stets unmittelbar nach dem Hiva ein, doch wird dieser nach Belieben auch öfter wiederholt; allein so wie der Hiva aufhören und der Langi beginnen soll, wird der erstere mit einem Ueberschlagen des Tones geschlossen.

„Die vorzüglichsten Instrumente der Tongioten sind Trommeln von Holz und eine eigene Art von Flöte, Fango-Fango genannt, die nicht mit dem Munde, sondern mit dem rechten Nasenloche geblasen wird, während der Spielende das andere mit dem Daumen der linken Hand zuhält."

Vermischte Nachrichten.

Eigenthümlich ist in Südamerika die Art, wie man die Condors erlegt. Man steckt einen kleinen Raum mit Pallisaden ab, die man stark in den Boden einschlägt, und legt ein frisch geschlachtetes Thier hinein. Bald kommen die Condors, die ihre Nahrung auf meilenweit riechen, heran, und sobald sie fressen, gehen die Bauern mit Knitteln bewaffnet, und den ganzen Körper durch Leder wohl geschützt, hinein, und fangen an auf die Vögel loszuschlagen. Der Vogel kann nicht auffliegen, ohne einen Anlauf von 40 bis 50 Schritten, den der beschränkte Raum nicht gestattet, und so werden sie todtgeschlagen, doch nicht ohne heftigen Widerstand zu leisten und den Angreifern oft schwere Wunden beizubringen.

*

Nach dem Australian hat Major Mitchell einen Weg über den Bergrücken zwischen Sidney und Bathurst gebahnt; der Weg ist jetzt für Fußgänger und Wagen sicher, und bietet eine Verbindung dar, deren Mangel man früher sehr empfunden hatte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 49. 18 Februar 1835.

Drei Tage auf dem Orinoco, und eine Reise über die Llanos von Cumana.

Meine Verhältnisse veranlaßten mich im Jahre 1823 zu einer Reise nach Neuspanien. Die Handlungen roher Gewalt, welche ich überall erblickte, und die Menschheit in ihrer tiefsten Entwürdigung, wie sie mir allenthalben entgegentrat, zu schildern, ist nicht meine Absicht. Daß die Spanier für viele Generationen strenge Zuchtmeister, grausame und harte Bedrücker waren, werden wohl nur wenige unter ihnen selbst läugnen, allein alles Elend, das sie seit so langer Zeit über die unter ihrer Herrschaft stehenden Völker verhängten, ist ihnen zehnfach vergolten worden; der Groll und der so viele Menschenalter hindurch genährte Haß brach mit einer Wuth aus, die ihre Opfer nur zu oft ohne allen Unterschied würgte. Diese Grausamkeiten wurden nicht sowohl durch die geduldigen wiewohl verschmitzten Indianer, als vielmehr von den gemischten, von Europäern und Eingebornen und von Eingebornen und Schwarzen abstammenden Racen, den Zambos und Mestizen, verübt, in denen die heftigsten Leidenschaften sich entwickelten, und die während jener stürmischen Zeit, wo der Stärkere Gesetze gab, ein unbegränztes Feld für ihre blutdürstige Grausamkeit fanden. Der Uebergang von einem gesellschaftlichen Zustand zu einem andern glich in seinen Wirkungen dem Einbruch eines Gebirgsees über ein friedliches Thal, der Alles was schön und angenehm ist mit sich fortreißt, und den Boden mit zerstückten und beschmutzten Trümmern bedeckt. Daß eine neue und bessere Ordnung der Dinge aus diesen Ruinen erstehe, kann Niemand aufrichtiger wünschen als ich, allein dieses Ziel liegt selbst jetzt noch fern, da die Elemente der gesellschaftlichen Ordnung so gänzlich aufgelöst sind, daß, so wie der Sturm sich legt, nur Zerstörung sichtbar ist; und leider wird eine langjährige Anarchie und Verwirrung einen der schönsten Theile der Erde zerstören und entvölkern.

Bei meiner Ankunft zu Vera Cruz erlitt ich einen heftigen Anfall vom gelben Fieber. Sobald ich nur einigermaßen wieder hergestellt war, verließ ich diese verpesteten Gestade, und begab mich auf die Hochebenen, welche von dem nördlichen, den Mittelpunkt von Merito durchschneidenden Ausläufer der Cordilleren gebildet werden. In diesen entzückenden Gegenden, wo die Bodenerzeugnisse aller Klimate und Jahrszeiten in meinem Bereiche lagen, brachte ich mehrere Monate zu, und nachdem meine Gesundheit hinlänglich gekräftigt war, bereitete ich mich zu einer Reise nach den entfernten Missionen am Orinoco und seinen Beiflüssen vor.

Aus dem Hochland herabsteigend kam ich abermals an die sumpfigen Ufer des caraibischen Meeres, und landete, nach einer Menge von Fährlichkeiten zu Wasser und zu Lande, in einem mit Tabak und Mais beladenen kleinen Schiffe im December 1824 zu Cumana. Es schien schon meine Bestimmung zu seyn, von Krankheit geplagt zu werden, denn während der Ueberfahrt wurde ich von einem Wechselfieber befallen, dessen Anfälle, obwohl nicht heftig, aber doch zu sehr ungelegener Zeit kamen, und mich ziemlich schwächten. Da der Orinoco dafür bekannt ist, Fieber zu erzeugen, so wünschte ich natürlich noch vor Antritt meiner Reise auf diesem Fluß von meinem Uebel befreit zu seyn, und deßhalb verzögerte sich mein Aufenthalt zu Cumana länger als es anfänglich meine Absicht war. Erst Anfangs März fühlte ich mich stark genug um aufbrechen zu können, obschon die Fieberanfälle, wiewohl in langen Zwischenräumen, wiederkehrten. Ich hoffte indeß von der Reise selbst meine völlige Wiederherstellung, und gedachte den Orinoco gegen den Anfang der Regenzeit zu erreichen, was meine Fahrt außerordentlich fördern und zugleich der Gesundheit zuträglicher machen mußte, als während einer früheren Jahreszeit.

Nachdem alle Vorbereitungen getroffen waren, machte ich mich, von meinen beiden Zambos, einem indianischen Führer und acht Maulthieren, welche Gepäck und Wasser trugen, begleitet, am 8ten März auf den Weg. Am ersten Tag kamen wir über die Gebirgskette, welche uns von den Llanos von Cumana trennte. Man kann sich nicht leicht einen imposanteren Anblick denken als den dieser ungeheuren Savannen, auf denen sich in einer Ausdehnung von 300 Meilen auch nicht ein einziger Hügel erhebt, der hoch genug wäre, um dem über diese braune unfruchtbare Wüste schweifenden Auge des Wanderers einen Ruhepunkt zu bieten. Während dieser ersten Tagreise wurde die Einförmigkeit noch hie und da durch einen Palmbaum unterbrochen, der gewöhnlich eine kleine bereits versiegte Quelle bezeichnete, und durch Heerden von Hornvieh, welche gelegentlich nach den minder ausgedorrten Gränzen der Wildniß vorüberzogen. Wir befanden uns gerade in der Mitte der trocknen Jahrszeit, die

Vegetation war gänzlich unterbrochen und die Ueberreste der Pflanzen, welche noch vor wenigen Wochen den Boden bedeckten, hatten sich bereits in Staub verwandelt. Ein eigentlicher Wind wehte nicht, doch strichen fortwährend kleine Luftzüge über die ausgedorrte Fläche, und regten niedere Staubwolken auf, welche uns höchst beschwerlich fielen. Die Luftspiegelung gaukelte uns allerhand Erscheinungen vor, doch war mein Führer zu erfahren, um irgend eine Täuschung bei mir aufkommen zu lassen. Die Hitze war drückend, denn die brennenden Sonnenstrahlen dieser heißen Zone prallen, von keiner Wolke gemildert, von dem dürren aller Feuchtigkeit beraubten Boden zurück. Bald verschwanden auch die einzelnen Palmbäume, welche wir bis jetzt hie und da noch getroffen hatten, und wir zogen nun über einen von allen lebenden Wesen entblößten Landstrich. Die jedes Ruhepunkts ermangelnde Aussicht, welche wir vor uns hatten, ermüdete uns noch mehr, und der Horizont selbst schien uns zum Besten zu haben, denn so weit wir auch wanderten, immer lag er in derselben Ferne vor uns, und nur aus unserer Ermattung konnten wir abnehmen, daß wir vorwärts kamen. Am Nachmittag des dritten Tages tauchte ein zirkelrunder Palmenhain in der Ferne vor uns auf, ein Anblick der neues Leben in unsre Adern goß, und Menschen und Thiere zu rascherem Schritt beflügelte. Leider hatte uns indeß die Luftspiegelung abermals getäuscht, da sie uns die Bäume in geringerer Entfernung zeigte als sie wirklich waren, denn erst nach einem ermüdenden Marsche von vier Stunden kamen wir in ihre Nähe.

(Fortsetzung folgt.)

Fahrt von Konstantinopel nach Napoli di Romania.

(Fortsetzung.)

Die Wache auf unserm Lugger meldete, daß in der Bucht am Kap Jenischehr ein russisches Kriegsschiff vor Anker liege. Der Kapitän erkannte durch das Fernrohr eine russische Kriegsbrick. Es mußte eine von den beiden seyn, die in Nauplia stationirt liegen, entweder der Ajar oder der Paris, da sich außer ihnen und unserm Lugger damals kein kaiserliches Kriegsschiff außerhalb der Dardanellen befand. Wir nahmen unsre Richtung darauf zu und hatten es in einer Viertelstunde erreicht. Es war der Ajar von 24 Kanonen, der hier geankert, weil der konträre Wind und die Strömung ihm nicht erlaubte in die Dardanellen einzulaufen, dann auch, weil der Pascha aus Tschana-Kalessi einen Tartaren über Gallipoli und Selivria nach Konstantinopel abgefertigt hatte, um den Firman für das Schiff, die Schlösser zu passiren, von dort zu holen. Auf den Fall, daß die Brick Depeschen für die Gesandtschaft bei der Pforte hatte, wollte unser Kapitän tauschen, mit jenen Papieren wieder umkehren, indeß unsre Depeschen und ich auf dem Ajar nach Nauplia zurücksegeln könnten. Außer der Besorgung ihrer Depeschen hatte aber die Brick den Auftrag, den Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg, den Onkel des Königs von Griechenland, der eine Lustreise über Smyrna, zu Lande über Brussa durch Kleinasien nach Konstantinopel gemacht hatte, mit seiner Begleitung von dort nach Griechenland zurückzuführen, und so konnte also aus dem Tausch der beiden Schiffe nichts werden, was mir übrigens sehr lieb war, da ich bereits bei den Offizieren unsers Luggers heimisch geworden. Prinz Eduard, der in Konstantinopel die Nachricht von der Anwesenheit des Ajar bei den Dardanellen erhielt, schiffte sich dorthin auf einem italiänischen Kauffahrer ein, und ersparte so der Brick die mühsame Fahrt. Unser Rendezvous mit diesem Schiffe fand am 14 Januar statt, und schon am Donnerstag Abends 11 Uhr, am 16 Januar langten wir nach sehr glücklicher Fahrt im Hafen von Nauplia an, gerade vor dem Eintritt sehr ungünstigen Wetters. Am 16 Januar ging die Brick mit dem Prinzen von den Dardanellen unter Segel, und traf erst vierzehn Tage später, nach sehr stürmischer Fahrt, bei welcher auch das Schiff bedeutend litt, und deßwegen später nach der Insel Poros, wo sich russische Magazine und eine Werfte befinden, zur Ausbesserung ging, in Nauplia ein.

Nach einer Stunde, in welcher Zeit auf unsern beiden Schiffen wechselseitige Besuche gemacht waren, nahmen wir Abschied, und segelten mit einbrechender Dunkelheit in den Kanal von Tenedos ein. Wir hielten uns nahe an der Insel, und so viel es das Sternenlicht zu sehen erlaubte, zeigte sich uns die gleichnamige Hauptstadt der Insel auf der nordöstlichen Spitze derselben, am Fuße des hohen Vorgebirges. Den Ruf der Schönheit sollen wie im Alterthume auch jetzt noch die Bewohnerinnen behaupten. Auch hier thront neben Venus ihr Kumpan Bacchus. Die ganze Insel ist mit Reben bedeckt, die einen dem rothen Burgunder ähnlichen Wein liefern.

Mytilene, das alte Lesbos, blieb auf unserer Fahrt östlich liegen. Morpheus Arme hatten mich so fest auf meine Lagerstätte niedergedrückt, daß ich in dieser Nacht aus unserer Kajüte keinen Ausflug die Treppe hinauf auf das Verdeck machte, und also den alten Wohnsitz der Sappho nicht mit eigenen Augen sah. Ein poetisches Gemüth, so fern es mit der Seekrankheit verschont geblieben, hätte sich beim Anblick des Eilandes allerlei erklecklichen Phantasien hingegeben. Ich, der prosaische Schläfer, hörte und sah nichts. Nicht einmal der hier geborene Seeräuber Khair Eddin Barbarossa, der mit scharfem Schwert Tunis eroberte und die Venetianer aus Morea jagte, stieg in meinen Träumen empor, obgleich dieser Rothbart doch auch keine unberühmte Person und ganz zum Helden eines Bassfeschen dreibändigen Schauer-Roman-Helden geboren war. Mag hier noch die Bemerkung stehen, daß Mytilene die erste Insel des Archipels war, die in den Besitz der Türken durch die Eroberung Solimans I kam, weßhalb auch jetzt noch auf ihr reine türkische Lebensweise und Sitte, unvermischt mit der griechischen, sich erhalten hat. —

Der folgende Tag zeigte uns die erste, zum jetzigen Königreiche Griechenland gehörende Insel: Skyros, links in sehr weiter Ferne aber die türkische: Psara, deren Bewohner für ihre Anstrengungen im Befreiungskampfe wohl die Unabhängigkeit von der Türkei verdient hätten, wenn dieß anders ein Lohn gewesen wäre, woran wir uns aber zu zweifeln erlauben, da nach sichern Nachrichten bekanntlich in neuester Zeit bereits 9000 Griechen aus ihrem Vaterlande nach der Türkei ausgewandert sind. Am

Mittage befanden wir uns auf der Höhe des langgestreckten Negropont, zwischen dieser Insel und Andros, in das mit einer Menge Eilande besäete Meer hineinsegelnd. Man irrt, wenn man glaubt, daß die Inselgruppen des Archipels einen heitern, grünen, erfreulichen Anblick darbieten. Kein angebautes Ufer, keine lachende Flur, kein freundliches Dorf, keine wehenden Baumeskronen erquicken das von der weiten Wasserfläche ermüdete Auge. Wie fabelhafte Riesenungeheuer starren die grauen Felsen aus dem Meere, nichts weniger als einladend empor.

Am heutigen Nachmittage zeigten sich in der Nähe des Schiffes die Delphine in großer Menge, ein Anzeichen, daß ein Sturm im Anzuge sey. Dicht unter der Oberfläche, dem Auge sichtbar, durchschnitten sie pfeilschnell die jetzt noch niedrigen Wellen des Meeres, von Zeit zu Zeit in gewaltigen Bogensätzen sich zwei bis drei Fuß aus dem Wasser erhebend. Seine Gestalt, besonders der Kopf ähnelt dem des Wallfisches, seine Länge beträgt drei bis vier Ellen, auch wohl mehr. Das mittelländische Meer wird von ganzen Horden dieser Fische belebt, doch ist ihr Haupt- und Lieblingsaufenthalt der Bosporus, wo sie ungestört ihr Wesen treiben, da der Türke ihnen eine Art Heiligkeit und damit zugleich Unverletzlichkeit beigelegt hat. Ihr Erscheinen deutet, wie gesagt, auf nahenden Sturm, und es ist deßwegen noch bemerkenswerth, daß sie stets in der Richtung hinschwimmen, von wo das Wetter zu kommen pflegt. Dießmal schien es ein Nordwest-Sturm werden zu wollen.

Gegen Abend steuerten wir durch die Inseln Makronisi und Zea, und bekamen das Kap Colon, das alte Sunium mit seinen Ruinen des Minerventempels zu Gesicht. Hinter diesem Vorgebirge in nördlicher Richtung liegt Athen. Links vor uns lag die kleine Insel St. Giorgio, der Hauptschlupfwinkel der griechischen Piraten, die sich auch noch während der jetzigen Regierung hin und wieder zu zeigen pflegen. Auf den freilich schwer zu vermuthenden Fall, daß diese guten Leute etwa unsre Bekanntschaft zu machen wünschten, waren zu ihrem geziemenden Empfange bereits die gehörigen Anstalten getroffen. Nachdem das Feuer auf dem Herd und in unsern sehr thätigen Pfeifen verlöscht war, wurde die ganze Mannschaft auf das Verdeck kommandirt, und dann zwei Mann unter der Leitung unsers Artillerie-Junkers in die neben der Offizierskajüte befindliche, mit eisernen Thüren versehene Pulverkammer geschickt, nachdem sie sich die eisenbeschlagenen Stiefeln ausgezogen hatten, um Patronen anzufertigen. Die Hülse der Patronen bestand aus kleinen Säcken von Pferdehaarzeug; diese feste Umhüllung hindert übrigens nicht die Entzündung, da die Geschütze der russischen Marine nicht mit der brennenden Lunte, sondern durch einen Zündapparat, wie bei den Percussionsgewehren, abgefeuert werden. Die Kugeln liegen auf dem Verdeck, überall wo es der Raum gestattet, in symmetrischer Ordnung zum schnellen Gebrauch hingereiht.

Da gegen Abend der kalte Wind immer mehr und mehr den Charakter eines Sturms anzunehmen schien, begaben wir uns außer dem wachthabenden Offizier in die Kajüte, um uns an warmem Thee zu erquicken. Das Schiff hatte bereits seine stark schaukelnden Bewegungen begonnen. Unser Junker stand am Tisch und war mit der Bereitung des Thees beschäftigt; ein tüchtiger Wellenstoß warf den kleinen Krieger nebst Theekanne und Tassen über einen zwischen seine Füße hüpfenden Stuhl zu Boden, wofür er von den Offizieren tüchtig ausgelacht wurde. Nachdem das wässerige Deficit ergänzt und getrunken war, begaben wir uns aufs Deck, wo der letzte Strahl des Tages das mir neue interessante Schauspiel beleuchtete.

Die See tobte und schäumte; die Wellen trugen wie einen Spielball unser Schiff bald hoch auf ihrem Rücken, bald drängten sie sich thürmend rings umher. Der Himmel war mit schweren, grauen Wolken bedeckt, die vom Sturm gepeitscht, einen Wettlauf mit unserm Lugger zu machen schienen. Trotz dem Lärm, der rings um uns in der Natur tobte, herrschte wie immer auf dem Schiffe dieselbe Ruhe und Stille, durch die nur manchmal vom Hinterdeck her das Kommandowort des Kapitäns erschallte, das von dem Lieutenant und zuletzt durch das Signal des Kommandopfeifchens vom Unteroffizier wiederholt wurde, worauf sich dann theilweise die Mannschaft bald auf diesen, bald auf jenen Mast in Bewegung setzte. Der größte Theil der Segel war eingerefft, das Rad am Steuer durch leicht zu lösende Taue befestigt, um den beiden Steuerleuten ihr Geschäft zu erleichtern und zu sichern. Daß das Meer hier zwischen den Inseln mit Klippen angefüllt und ein Sturm also keine gefahrlose Partie ist, wußte ich. Fragen meiner Wißbegierde, oder besser gesagt: Aengstlichkeit an den Kapitän gerichtet, blieben größtentheils unbeantwortet. „Gehen Sie in die Kajüte! hier oben geniren Sie und werden genirt!" war die einzige derb-höfliche Rede, die ich von ihm vernahm. Das that ich aber nicht, sondern bekämpfte meine Aengstlichkeit und schlich aufs Vorderdeck, wo ich eingehüllt in den Mantel mir ein Plätzchen aussuchte, von dem ich das Schauspiel, das mir vermuthlich seltner geboten werden dürfte, als mancher deutschen Residenz die Oper: Robert der Teufel, bequem ansehen wollte. Das Schiff, seinen Bugspriet bald wie einen drohenden Finger nach den Wolken gerichtet, bald wieder, als wolle es mit diesem sich in den Abgrund bohren, gebärdete sich wie ein bockendes Pferd. Doch unser Kapitän war ein wackerer Reiter, der mit einigen Worten unser hüpfendes Beförderungsmittel zu lenken wußte. So lange der wehende West-Nord-West anhielt, war schwer möglich in den Busen von Nauplia hineinzukommen, da wir dort in der engbeschränkten See zu wenig Platz gehabt hätten, um gegen den ganz konträren Sturm zu laviren. Es wurde daher beschlossen, uns auf der hohen See zu halten. Die Kenntniß unsers Kommandeurs mit den hier zerstreuten Inselgruppen war geeignet, auch den Furchtsamen zu beruhigen.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise des Major Felix von Kairo nach dem Berg Sinai, vorgelesen in einer der jüngsten Sitzungen der geographischen Gesellschaft zu London.

Diese Reise nahm eine Zeit von 16 Tagen in Anspruch, und wir mußten den Arabern, welche uns begleiteten, für die erforderlichen Kameele 60 Thaler bezahlen. Drei Stämme vom Towara, oder Berg Tor, sprechen das ausschließliche Vorrecht an, die Reisenden begleiten

und ihnen Kameele stellen zu dürfen, es ist deßhalb nöthig mit sämmtlichen dreien in Unterhandlung zu treten und von jedem eine gleiche Anzahl zu miethen.

Der erste Theil der Reise führte uns durch die bekannte Wüste zwischen Kairo und Suez, welche früher so unsicher war, daß nur große Karawanen sie zu durchziehen wagten; jetzt, unter der strengen und kräftigen Regierung Mehemed Ali's, können auch die kleinsten Reisegesellschaften ohne alle Gefahr ihren Weg durch dieselbe verfolgen. Nach Verlauf von drei Tagen hatten wir die Wüste hinter uns, und schlugen nun unsere Zelte am Gestade außerhalb der Thore von Suez, ungefähr vier Meilen vom Anfange des Golfs, auf, der hier drei Meilen breit und so seicht ist, daß man ihn durchwaten kann. Die Stadt Suez geht wegen der Seichtigkeit ihres Hafens immer mehr ihrem Verfall entgegen. Ich badete hier, und fand das Wasser warm und so salzig, daß es nebst der Sonnenhitze die Haut sehr austrocknete. Suez ist mit Mauern umgeben und eine sehr öde Stadt; nicht Ein Garten, nicht ein einziger grüner Platz verschönert die Umgebung. Sie zählt jetzt ungefähr 5000 Einwohner, welche unter einem Bei stehen, der das einzige erträgliche Haus bewohnt. Der Bazar ist klein, doch herrscht viel Leben und Regsamkeit auf ihm. Alles ist theuer, auch fehlt es an Trinkwasser, das auf Kameelen aus einer Entfernung von drei Meilen herbeigeschafft werden muß und von den Einwohnern süß genannt wird, obschon es ziemlich salzig schmeckt. Der Repräsentant der britischen Nation in Suez ist ein Kophte, ein sehr höflicher, zuvorkommender Mann, der einen kleinen Handel mit indischen Artikeln treibt.

Von Suez setzten wir in einem Boot über den Golf; unsere Begleitung und Gepäck aber ging zu Lande nach den Ayun Musa oder Quellen des Moses, welche den Eingang in die Wüste des peträischen Arabiens bilden, und die wir zum Sammelplatz bestimmt hatten. Hier wachsen die letzten Palmbäume, und selbst die Kameele scheinen es zu wissen, daß es von hier aus in die Wüste geht, denn sie sind nur mit Schlägen vorwärts zu bringen. Der Quellen sind sechs oder sieben, sämmtlich von Brackwasser. Die erste Station in der Wüste wird Maraza genannt, und zwar nach einem Spiel dieses Namens, welches die Araber mit Steinen zu spielen pflegen. Der Weg läuft fast mit dem Gestade parallel, doch verbergen niedere Sandhügel das Meer dem Blick des Reisenden, und man hat mithin nach allen Seiten eine traurige Aussicht. Der Boden ist mit Steinen bedeckt und nirgends eine Spur von Vegetation sichtbar. Am folgenden Tage wurde die Scenerie etwas abwechselnder; wir betraten ein tief durchfurchtes Land, das von einer Reihenfolge enger, kahler Thäler durchschnitten war, und der Weg wurde oft so steil, daß wir uns genöthigt sahen abzusteigen. Wady Suddur, Marah (deren Wasser noch immer bitter und abführend sind), Wady Garandal und Hannam-el-Faraone sind die Stationen, wo hier Halt gemacht wird. Bei der letztern befinden sich Mineralquellen von hoher Temperatur, welche bei den Arabern in hohem Ansehen stehen; sie waschen sich und ihre Kameele mit deren Wasser, weil sie glauben, daß dieß ein Mittel gegen alle Krankheiten sey. Diese Quellen liegen unweit einer Bucht des Meeres, und sind stark salz-, eisen- und schwefelhaltig. Die hinsichtlich ihrer bestehende Tradition gleicht, obschon durch viele Nebenumstände entstellt, in der Hauptsache dennoch dem, was das zweite Buch Mosis darüber sagt.

Jenseits Hannam-el-Faraone entfernt sich der Weg mehr von der See und geht verhältnißmäßig höher. Er verliert mithin vieles von dem bisherigen Charakter einer Wüste, krümmt sich aber fortwährend und ist sehr schwierig. Die anstoßenden Gebirge sind sehr hoch, und die Inschriften an denselben, welche man für Ueberbleibsel aus den Zeiten der israelitischen Wanderung hält, werden so häufig, daß einige der Thäler Wady Mokatteb oder „beschriebene Thäler“ genannt werden. Diese Inschriften sind oft abgeschrieben, aber bis jetzt noch nicht entziffert worden. Man hält die Buchstaben für hebräische.

Die Stationen auf diesem Theil des Weges sind: Wady Husseyte, Wady Taverih, Bir Margha und Wady Faran, welch letzteres ein arabisches Dorf ist, wo einige unserer Führer Freunde hatten, und wo wir Brod, Milch und herrliches Wasser im Ueberflusse fanden. Am folgenden Tage hatten wir einen beschwerlichen Weg zu überwinden, doch gelangten wir zu dem Kloster, in welches wir jedoch nur durch ein Fenster eingelassen wurden, mit strenger Ausschließung unserer arabischen Begleitung. Die Mönche, welche hier an diesem dem Juden, Christen und Moslem gleich heiligen Ort hausen, sind genöthigt, sich durch freiwillige Gaben von Mundvorräthen Ruhe von ihren Nachbarn zu erkaufen. Diese Lebensmittel werden in Kairo eingehandelt und ihnen von Zeit zu Zeit unter Bedeckung zugeführt. Diese Ausgabe verschlingt einen großen Theil ihrer Einkünfte, die sie von jenen Beisteuern der katholischen Kirche beziehen, die ihnen durch die Beschlüsse mehrerer Päpste angewiesen wurden, und die noch immer beträchtlich genug sind. Der Patriarch des Ordens hat, um das Geschäft der Einnahme und Ausgabe zu besorgen, seinen beständigen Sitz zu Kairo, und das Thor des Klosters öffnet sich nur, wenn er unter starker Bedeckung einen seiner seltenen Besuche abstattet.

Am folgenden Tage gelangten wir auf den Berg Sinai. Das Kloster auf dem Berge wurde von Justinian gegründet, der ihm die ganze Halbinsel Sinai schenkte. Als Mohammed seine Religion mit Feuer und Schwert im Osten ausbreitete, soll er dieses Kloster aus Dankbarkeit für eine ihm zu sehr gelegene Zeit gespendete Zufuhr an Wasser und Mundvorrath verschont, und ihm, wie die Mönche behaupten, einen von Ali geschriebenen Ferman ausgefertigt haben, der die Schenkung Justinians bestätigte; da Mohammed nicht schreiben konnte, so begoß er seine Hand mit Dinte, und drückte sie, statt der Unterschrift, unter den Ferman, der später nach Konstantinopel geschickt wurde, wo Sultan Selim alle Reliquien des Propheten sammelte und den Mönchen einen gleichlautenden Ferman sandte, der sich jetzt in Kairo befinden soll. Die Mönche werden, wie es scheint, von den Arabern sehr übel behandelt. Die Gärten des Klosters sind geräumig und gut angebaut; Weinstöcke werden an Spalieren gezogen und schattige Gänge aus ihnen gebildet. Die Aepfel und Birnen sind so vorzüglich, daß man sie nach Kairo sendet; außerdem findet man noch Melonen, Aprikosen, Granatäpfel, Mandeln, Maulbeeren, Orangen und Citronen in Menge.

Es befindet sich auch eine griechische Kirche auf dem Berge, die mit goldenen Brustbildern von Heiligen reich verziert ist. Der Fußboden ist von Mosaik und die Hände nebst dem Schädel der heiligen Katharina, der die Kirche gewidmet ist, werden sorgfältig aufbewahrt. Der interessanteste Gegenstand aber ist die Stelle, an welche die Sage den brennenden Busch versetzt hat, über den sich jetzt eine kleine Kapelle erhebt. Dieser Busch wird Seneh genannt, was so viel heißt als ein „Dornenstrauch,“ und mag der von den Arabern Lens genannten Akazienart angehören, die sich in der Wüste häufig findet. Das Wort Sinai ist wahrscheinlich von Seneh abgeleitet. Auf die Vollziehung des Befehls des Herrn, der zu Moses sprach: „Ziehe deine Schuhe von deinen Füßen, denn der Boden, auf dem du stehest, ist ein heiliger Boden,“ wird noch jetzt von den Mönchen streng gehalten, und wir mußten uns bequemen, die Kapelle baarfuß zu betreten. Horeb und Sinai sind ein und derselbe Berg, deßhalb werden sie auch in der heiligen Schrift oft verwechselt. Ueber die Höhle, in der der Prophet Elias 40 Tage lang zubrachte, während welcher er von den Raben gefüttert wurde, ist ebenfalls eine Kapelle gebaut, in der zuweilen Messe gelesen wird.

(Schluß folgt.)

Ein englischer Botaniker, Dr. Graves, macht nachstehende seltsame Bemerkung: „Nichts ist sonderbarer, als die unerklärliche Weise, wie Pflanzen unter gewissen Umständen aufkeimen. Nach dem großen Brande von London im Jahre 1666 war in kurzer Zeit die ganze Oberfläche der verheerten Stadt mit Sisymbrium irio in so wuchernder Menge überdeckt, daß man berechnete, das ganze übrige Europa besitze nicht so viele von diesen Pflanzen. Wo irgend eine Salzquelle, fern vom Meere, hervorbricht, gibt es alsbald in der ganzen Nachbarschaft Salzpflanzen in Menge, obgleich vorher keine da wuchsen. Werden Seen ausgetrocknet, so entsteht eine neue Art von Vegetation. Als auf der dänischen Insel Seeland einige Seen trocken gelegt wurden, bemerkte Wilny, daß alsbald Carex cyperoides hervorkam, obgleich diese Spezies sonst nicht in Dänemark, sondern nur im Norden von Deutschland vorkommt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 50. 19 Februar 1835.

Fahrt von Konstantinopel nach Napoli di Romania.

(Schluß.)

Die Suppe blieb an diesem Abende beim Nachtessen aus, da es unter so beweglichen Umständen schwer gewesen wäre, einen Löffel davon in den Mund zu bringen. Wir begnügten uns daher mit compakter Speise, und was den Wein betraf, so versuchten wir es dennoch, was auch glücklich gelang, ihn an Ort und Stelle zu befördern. Der Kapitän, so mürrisch er auf dem Verdeck gewesen, so lustig war er bei Tisch, und assecurirte mir, als ich einige Bedenklichkeiten hinsichts des Sturms äußerte, unter lautem Lachen mein Leben. Was wollte ich also mehr und was konnte mich abhalten, mit freilich sehr unsichern Tritten, aber nicht vom Wein, sondern zum Erstenmale in meinem Leben vom Wasser, mein Lager und darauf die Ruhe zu suchen? Das Schiff hatte eine stark schaukelnde Bewegung von einer Seite zur andern angenommen, mein Sopha stand in der Kajüte nicht der Länge nach, sondern in der Quere, so daß ich bald mit dem Kopfe tief unten lag und die Füße emporstreckte, dann wieder der umgekehrte Fall eintrat. Hiezu kam noch, daß über meinem Lager an der Wand eine Violine hing, die gleich einem Perpendikel mit schrillendem Tone hin und herschwankte, einen Pendant dazu bildete die von der Decke der Kajüte herabhängende brennende Laterne. Diese an und für sich geringfügigen Dinge machten, mit ihrer sich regelmäßig wiederholenden Monotonie, obgleich ich sonst nicht schwachnervig bin, einen so unangenehmen Eindruck auf meine Magennerven, daß ich mich genöthigt sah, auf Händen und Füßen die schwankende Treppe nach dem Verdeck hinaufzukriechen, und über Bord gelehnt, dem zürnenden Neptun ein kurzes, aber reichhaltiges Versöhnungsopfer zu bringen. Das dadurch bewirkte Deficit in meinem Magen und der kalte Nachtsturm hatten mich beruhigt und mir neue Lust zum Schlafe gegeben, den ich auch troß dem Schaukeln des Schiffes, des Sopha's, der Violine und der Laterne bald fand.

Der folgende Morgen zog sonnenklar herauf, der Sturm hatte sich gelegt, nur das Meer wogte noch, als grolle es, von dem ungalanten Sturm aus seiner Nachtruhe gebracht zu seyn. Dem Anscheine nach hatten wir bald eine Windstille zu erwarten, denn das Fähnchen von leichten Federn, das am Bord aufgesteckt war, um daraus die Richtung des Windes zu erkennen, bewegte sich nur noch schwach, und hing bald darauf schlaff herab. Die lezten Athemzüge des Boreas wurden daher noch in Anspruch genommen, um uns bei dem rechts liegenden Hydra vorbei in den Busen von Nauplia zu bringen, was denn auch bei Viertelwind gelang. Gegen Mittag waren wir Spezzia, welche Insel wir ebenfalls rechts liegen ließen, vorbei, und in der Ferne zeigten sich die auf den Felsen bei Nauplia liegenden Festungswerke von Itschkale und Palamides. Wie in Deutschland im Mai schien hier am 16 Januar die Sonne warm auf uns herab; kein Lüftchen regte sich mehr, die Segel hingen schlaff und windleer an den Masten und unser Schiff lag still auf der glatten Wasserfläche. Wir wußten, daß diese Ruhe bis nach Sonnenuntergang dauern würde, wo sich gewöhnlich Landwind zu erheben pflegt, der, wenn auch größtentheils konträr, dennoch zum Laviren zu benutzen war, und uns so in den Hafen bringen könnte. Links vor uns lag auf einer Halbinsel Astros, ein unbedeutender Ort, mit einigen Stücken Mauerwerk umgeben, die noch von den Befestigungen der Venetianer übrig geblieben sind. Astros liegt auf einer von den wenigen Stellen in der Umgegend Nauplia's, wo sich, selbst bei der geringen Bearbeitung des Bodens, eine üppige Vegetation zeigt, und einige Oel- und Pomeranzenbäume Schatten spenden. Bei meinem Aufenthalt in Nauplia habe ich öfters kleine Spazierfahrten zu Wasser dorthin mitgemacht, wo das Auge, ermüdet von den grauen, kahlen Felsen Nauplia's, sich am frischen Grün erquicken kann. Gegenüber am rechten Ufer des Golfs sahen wir Port Tulon, das man von Nauplia in anderthalb Stunden zu Pferde erreicht. Die Regentschaft wollte griechischen Auswanderern aus der Türkei diesen Ort, wo jezt nur zwei oder drei Hütten stehen, zur Niederlassung und Gründung einer Stadt anweisen, und sie dabei thatkräftig unterstüzen. Bis jezt ist es aber bei dem Wollen geblieben, und von der That noch nichts offenkundig geworden. Das Meer bildet hier einen vortrefflichen Hafen, der durch das bergige Ufer und einige kleine davorliegende unbewohnte Inseln, die nur eine schmale Einfahrt gestatten, Schuz gegen alle Stürme gewährt. Zwischen den Bergen zieht sich bis zum Ufer herab ein kleines, von mehrern Bächen bewässertes Thal, das mit Oliven-, Pomeranzen-, Maulbeer- und Mandelbäumen reichlich besezt ist, und so einen großen, anmuthigen Garten bildet, der zu Ausflügen von den Nauplianern benuzt wird, denen es wohlthut, statt ihrer ver-

pesteten Morastluft, manchmal eine bessere und gesündere zu athmen. An der Spitze des Golfs zeigt sich Argos, als ob es mit seiner hohen, aber jetzt sehr verfallenen Acropolis dicht am Meere läge. Allein das Auge ist getäuscht. Eine beinahe zwei Stunden lange, sumpfige Ebene trennt es von der See.

Der Nachmittag verstrich und wir waren nicht von der Stelle gekommen. Das Meer war spiegelglatt, kein Lüftchen regte sich. Der Golf ist besonders für den, der erst den Bosporus verlassen, nicht so reizend, daß er stundenlang die Blicke fesseln könnte, und so waren mir die Kajüte und ihre Bewohner lieber, als der Anblick der grauen Berge rings umher. Der Abend dunkelte herauf und wir erfuhren an unserm Whisttische, daß ein schwacher Wind sich endlich erhoben und benutzt werde, um das Ziel unsrer Reise zu erreichen. Der Thee erschien und das Souper, aber noch immer nicht Nauplia. Man ging um 10 Uhr zu Bette und ich zu Sopha, aber noch immer nicht in Nauplia, das wie eine Kokette nun schon fast 12 Stunden mit uns geliebäugelt hatte, aber uns nicht in ihre Nähe kommen lassen wollte, um in unsern Augen so lange für schön zu gelten, bis wir sie recht nahe angeschaut hätten. Noch hatte ich meine Pfeife nicht ausgehen lassen, als ich über mir auf dem Verdeck ein lebendigeres Hin- und Herrennen und Kommandoworte vernahm. Die Ankerkette klirrte und polterte und der Anker faßte Grund. Der bis jetzt auf dem Verdeck die Wache haltende Offizier kehrte von seiner Pflicht erlöst in die Kajüte zurück und meldete fröhlich, daß wir im Hafen von Nauplia Anker geworfen. Eine so rasch und glücklich zurückgelegte Reise mußte wieder Anlaß zu einer Festlichkeit geben. Wir erhoben uns vom Lager; der Junker, der mit dem Schlaf Brüderschaft gemacht zu haben schien, wurde mit scherzhafter Gewalt bei den Beinen aus der Umarmung seines Bruders gezogen und beordert, irgend etwas Nasses zum Begrüßen von Nauplia anzuschaffen. Sehr vernünftig meinte er, daß man mit dem Wasserkochen zu einem etwanigen Punsch dem armen Koche nicht den Schlaf verkürzen möchte, und holte darum aus der Vorrathskammer ein Paar Flaschen Champagner. Bisquit war dazu nicht vorhanden, man stopfte also Pfeifen, rauchte und trank. Die Offiziere machten Plane, wie sie den Aufenthalt in Griechenland zu ergiebigen Jagdpartien benutzen könnten. Unser Doktor, ein ausgezeichnet gebildeter, junger Mann, deklamirte Verse aus der Odyssee in der Ursprache und war außer sich vor Entzücken, jetzt endlich den klassischen Boden des hochherrlichen Hellas mit selbsteigenen Füßen betreten zu dürfen, — NB. er war noch nie in Griechenland gewesen. Drei Wochen später hatte sich sein Entzücken verloren, er deklamirte nicht mehr und zählte sehr emsig die Stunden bis zur Rückkehr des Luggers nach Konstantinopel. Als die Flaschen leer waren und sich Alles wieder zur Ruhe begeben, bestieg ich das Verdeck. Die Nacht beschränkte die Aussicht. Nauplia lag, ein dunkler Steinhaufe, ungefähr fünfhundert Schritte von unserm Schiffe. Hoch oben auf dem Palamides flackerte ein Lichtschein aus dem von den beiden dort oben garnisonirenden Offizieren bewohnten Pavillon. Es schlug in der Stadt Mitternacht. Von den Mauern und den Festungswerken herab erscholl deutscher Wachtruf. Das „Werda?" klang rein münchnerisch und erinnerte mich an ein ähnliches, mich betreffendes, in Bayerns Hauptstadt. Eines Abends kehrte ich nämlich dort aus dem Theater zurück, wo ich Urban als Hamlet gesehen hatte. Noch ganz von der herrlichen Dichtung erfüllt, rief mir auf dem „alten Hofe" die Schildwache ein „Werda?" entgegen. In der Zerstreuung antwortete ich mit dem Shakespearischen Marcellus: „Freunde des Königs von Dänemark!" das war dem Musketier aus dem bayrischen Walde zu arg, er glaubte, ich wolle ihn verspotten, und es brauchte geraume Zeit, ehe wir uns verständigten und dann als gute Freunde schieden.

Drei Tage auf dem Orinoco,
und eine Reise über die Llanos von Cumana.

(Fortsetzung.)

Hier begegnete mir ein Zufall, welcher höchst nachtheilig für mich ausschlagen konnte. Fast wahnsinnig vor Durst und von einem unerträglichen Jucken auf der Haut gepeinigt, welches durch den aufgeregten Staub erzeugt wurde, rannte ich voraus in den Palmenhain, bahnte mir einen Weg durch das Gestrüpp und stand bald vor einem schlammigen Pfuhl, in den ich mich, ohne zu überlegen ob es zu wagen sey oder nicht, nachdem ich entkleidet war, stürzte. Ich sank bis an die Brust in eine Mischung von Schlamm und Wasser, und wünschte mir schon zu dieser Erquickung Glück, welche indeß, beiläufig gesagt, so groß nicht war, da das Wasser fast die nämliche Temperatur hatte als die Atmosphäre, als ich plötzlich einen schmerzhaften Schlag am Knie empfand, als ob ich von einer Musketenkugel getroffen würde. Ich blickte erschrocken auf, weil ich glaubte irgend einen Maronneger im Gebüsch zu erblicken, doch hatte ich keinen Knall gehört, und wurde überhaupt nichts Verdächtiges gewahr. In diesem Augenblick empfand ich einen neuen so heftigen Schlag längs des einen Schenkels, daß ich mich nur mit Mühe auf den Füßen erhalten und meine Gefährten herbeirufen konnte. Ich suchte aus dem Wasser zu kommen, erhielt aber den ganzen Körper so viele und heftige Schläge, daß ich fast meiner Sinne beraubt wurde, und mich zugleich von irgend einem Thier festgehalten fühlte. Schon glaubte ich die Beute eines Alligators geworden zu seyn, als ich plötzlich eine ungeheure bleifarbene Schlange unter dem Wasser erblickte, die mich mit ihrem scheußlichen Körper umringelte. Mit Todesangst rief ich noch lauter um Hülfe; mein Indianer kam eilig herbei, und als er meine Lage begriffen hatte, warf er mir ein Seil von einer Agave zu, das ich kaum noch zu fassen vermochte, so kraftlos war ich bereits. Die beiden Zambos hatten sich indeß auch eingefunden, und alle drei zogen mich glücklich, wiewohl in einem höchst leidenden und gänzlich erschöpften Zustand, aufs Trockne. Lange Zeit lag ich fast ganz bewußtlos da, und nur erst spät in der Nacht vermochte ich aufzustehen, wankte aber wie ein Kind hin und her! Als ich fähig war genauere Untersuchung anzustellen, fand sich, daß ich unvorsichtiger Weise in einem Teich gebadet hatte, der von sogenannten elektrischen oder Zitteraalen bewohnt war, deren es in den Pfuhlen und Flüssen der Llanos und an ihren

Gränzen sehr viele gibt. Diese Fische, welche hier 5 bis 6 Fuß lang werden, sind den Pferden und Maulthieren, die durch diese Gewässer gehen müssen, höchst gefährlich, denn die Stöße, welche sie versetzen, sind so heftig, daß ich, hätte mich der mit welchem ich in Berührung kam, noch mehr umschlungen, wahrscheinlich untergesunken und ertrunken wäre.

Am folgenden Morgen hatte ich einen heftigen Fieberanfall, wahrscheinlich durch mein unvorsichtiges Bad herbeigeführt, wodurch wir zwei Tage lang aufgehalten wurden, weil ich mich nicht auf dem Maulthier halten konnte, und mich auch, nachdem der Anfall vorüber war, noch immer so schwach fühlte, daß ich den ganzen noch übrigen Theil der Reise reitend zurücklegen mußte. Wir trafen jetzt von Zeit zu Zeit auf caraibische Missionen, welche an verschiedenen Stellen der Llanos liegen, und zuweilen auch auf die Facienda irgend eines großen Heerdenbesitzers, welche stets am Ufer irgend eines kleinen, wiewohl in der Jahreszeit, in welcher wir damals lebten, fast ganz ausgetrockneten Beiflusses des Rio Pao, oder auch an irgend einer sumpfigen Quelle gelegen ist. Allenthalben fanden wir die gastlichste Aufnahme, und die guten Leute thaten was sie vermochten, um mich zu erquicken. Die Landschaft verlor jetzt etwas von ihrer bisherigen Eintönigkeit; ein Gegenstand vor uns, der einer grünen Anhöhe glich, verkündete, daß wir jetzt auf dem Wege zu den Hügeln uns befänden, welche den Rio Pao begränzen, und sich bis zum Orinoco ausdehnen. Als wir diese Gegend betraten, glaubte ich mich im Paradies zu befinden, so sehr hatte mich die Reise durch die Llanos an Geist und Körper erschöpft. Nachdem wir glücklich über den Pao gekommen waren, in welchem es von Krokodilen wimmelte, erreichten wir endlich den mächtigen Orinoco, der wie ein Meeresarm vor uns lag. Nach kurzem Verzug nahm uns ein den Fluß hinabfahrendes nach Angostura bestimmtes Boot auf, das mit Landesprodukten der höhern Gegenden beladen war, und brachte uns nach der kleinen am südlichen Ufer des Flusses gelegenen Stadt Muitaca. Hier mußte ich meiner zerrütteten Gesundheit wegen abermals einige Zeit liegen bleiben. Der Ort hat eine ziemlich gesunde Lage, und der Aufenthalt war mir hauptsächlich deßhalb nicht unangenehm, weil ohnehin noch einige Wochen an der Zeit fehlten, zu welcher die Schifffahrt auf dem Flusse völlig frei zu werden pflegt. Ich verweilte bis Mitte April, und vertrieb mir die Zeit mit Ausflügen in die Sierras der unermeßlichen Landzunge, welche nordwärts durch die Beugung des Flusses gebildet wird.

Nachdem ich mein Fieber wenigstens zum Theil glücklich überwunden hatte, schiffte ich mich auf einem großen Boote ein, welches bestimmt war, den zerstreuten Ansiedlungen am obern Theil des Orinoco's und seinen Beiflüssen europäische Manufakturwaaren zuzuführen. Dieß war gerade was ich wünschte, denn der Patron des Fahrzeugs mußte seiner Ladung wegen fast bei allen Dörfern anlegen. Die Ufer des Flusses wurden durch umherschweifende Rotten von Menschen unsicher gemacht, welche ihrer Verbrechen halber die menschliche Gesellschaft meiden mußten. Mit den Hauptbanden dieser Art schien der Patron unsers Fahrzeugs sehr vertraut zu seyn, was mich auf die Vermuthung brachte, daß er selbst ein Mitglied dieser Horden gewesen seyn müsse. Es war ein Neger von wahrhaft riesenhaftem Körperbau, und die kräftigste, muskulöseste Gestalt, die ich noch je gesehen hatte. Die tiefen Narben der leicht bedeckten Brust erhöhten den Eindruck, den die stolze Haltung dieses Mannes machte, und die entschlossene Miene sprach deutlich aus, daß er weder vor Gefahren noch vor Thaten der verzweifeltsten Art zurückzubeben gewohnt sey.

(Fortsetzung folgt.)

Die grossen Manöver der Oesterreicher im Spätjahre 1834 in der Umgegend von Verona.

(Bericht eines französischen Offiziers, der diesem Manöver beiwohnte.)

Das österreichische Heer in Italien ist das bestgeübte und mobilste aller derjenigen, welche das Kaiserreich gegenwärtig aufgestellt hat. Diesen Vorzug verdankt es der Thätigkeit und dem Eifer seines Obergenerals, des Grafen Radetzky, der es seit vier Jahren befehligt. Troß der zahlreichen Hindernisse, welche das Althergebrachte, in Oesterreich hartnäckiger als sonst irgendwo, ihm in den Weg stellte, gelang es ihm, am Ende jedes Jahres die unter seinen Befehlen stehenden Truppen in Instruktionslagern zu vereinigen, und einige bisher den kaiserlichen Truppen noch fremde Grundsäße der Taktik bei denselben einzuführen. Anfänglich wurden die in Brigaden und Divisionen zusammengezogenen Truppen aller Waffen nach dem neuen Reglementsentwurf für die Linienbewegungen exerzirt, ehe sie zu den Feldmanövern übergingen, die nach einem ausgedehnten Plane entworfen waren; dieser Plan ist den Operationen angepaßt, deren Schauplatz Italien in den frühern Kriegen war. Solche Truppenkonzentrirungen und große Märsche konnten nicht statthaben, ohne in den Provinzen Reklamationen zu veranlassen. Um diese möglichst zu vermeiden, wurde das Terrain zu den Manövern abwechslungsweise in der Lombardey und in dem Gouvernement von Venedig ausgewählt, damit diese Last nicht von einer Provinz zwei Jahre nach einander getragen werden mußte. Während der Märsche und der Konzentrirung der Armeekorps erhält der Soldat weder eine Soldzulage, noch sonst einen Zusatz an Lebensmitteln. Die Offiziere erhalten eine schwache Marschzulage, welche den Einwohnern eingehändigt wird, bei welchen sie einquartirt werden.

Bei den Manövern, welche in Divisionen und Armeekorps ausgeführt werden, beschränkt man sich ganz auf die genaue Nachahmung der Kriegsoperationen, wobei den Generalen und unter ihnen stehenden Stabsoffizieren die Plazirung ihrer Truppen in den bezeichneten Stellungen überlassen bleibt. Diese Methode eignet sich vorzüglich, den Soldaten an Strapazen und die Schwierigkeiten des Marsches querfeldein zu gewöhnen, den Ueberblick und das Augenmaß der Offiziere zu bilden, denselben eine genaue Kenntniß der Stellungen zu verschaffen, sie an schnelle Benutzung natürlicher Vertheidigungsmittel zu gewöhnen, an denen insbesondere das Manöverfeld dieses Jahres zwischen der Etsch und dem Mincio überaus reich ist. Vielleicht waren zuweilen die strategischen Operationen etwas zu sehr ausgedehnt, so daß die Kolonnen in zu großen Zwischenräumen von einander agirten, wodurch es beinahe unmöglich ward, die Genauigkeit derselben zu beurtheilen.

Der allgemeine Operationsbefehl, dem eine lithographirte Karte des Terrains vorwärts Verona von der Etsch bis zum Mincio beilag, war zum Voraus durch den Generalstab entworfen und an die Generale und Obristen vertheilt worden. Auszüge aus dem Plane und dem Operationsbefehle befanden sich in den Händen der Bataillonskommandanten und der mit Führung der Kolonnen beauftragten Offiziere.

Die den Manövern des Spätjahres 1834 zu Grunde gelegte Supposition war folgende: Ein feindliches Heer forcirt den Uebergang über den Ticino und rückt auf Mailand, das geräumt wird; Verona ist der Sammelplatz der sich zurückziehenden Truppen, so wie derjenigen, welche aus dem Innern von Oesterreich herankommen. Die Ankunft dieser Verstärkungen gestattet die Ergreifung der Offensive; es wird rasch aus Verona debouchirt und der Feind über den Mincio zurückgedrängt, nachdem er allmählich aus den Stellungen vertrieben worden ist, welche er

auf dem linken Ufer dieses Flusses bezogen hatte. — In Folge dieser Supposition brach das Korps des Generals Walmoden von Mailand auf und traf nach sechs Tagen am Mincio ein. Das bei Brescia vereinigte Korps des Generals Geppert zog sich gegen Verona zurück, wo am 6 Oktober ein Gefecht stattfand, in Folge dessen dieses Korps die Stadt besetzte. Am 7 Oktober langte das Korps des Fürsten von Wenzheim zu Verona an, das der Annahme nach aus Tyrol kam, vereinigte sich hier mit dem General Geppert und ergriff unter dem Namen der Ostarmee am 8 Oktober die Offensive gegen den General Walmoden, der sich auf die Höhen von Sona und Somma-Campagna zurückzog. Am 9 Oktober umging die Ostarmee diese Stellung, indem sie sich links zog, und warf den General Walmoden gegen Montevento zurück, wo am 10 eine Hauptschlacht stattfand, in Folge deren Walmoden am 11 bei Mozambano auf drei Schiffbrücken über den Mincio zurückging.

Das Treffen am 8 Oktober zeichnete sich durch die Leichtigkeit aus, mit welcher die Truppen der Ostarmee aus Verona debouchirten; in weniger als 20 Minuten standen sie in Schlachtordnung auf dem Glacis des großen Brückenkopfs, der nach dem Tracé des Carnot'schen Systems dort erbaut ist. Die acht geschleiften Bastionen des alten Umfangs waren als Endwerk wieder aufgebaut; eine delaschirte Escarpe umschließt sie; sie besteht aus einer starken Mauer, die auf der innern Seite gewölbt und crenelirt ist. Durch vierzehn Poternen, die unter den Flanken jeder Bastion durchlaufen, rückten die Infanteriekolonnen aus der Stadt. Die Artillerie und die Reiterei debouchirten rasch aus den drei Thoren des Umfangs, die ausschließlich für sie geöffnet waren.

Ein Grenadier vom Regiment Kaiser wählte diesen Tag, um seinem Leben ein Ende zu machen, welche That einen traurigen Kontrast bildete mit dem militärischen Pompe der Umgebung. Der Grenadier erschoß sich am Fuße einer für den Herzog von Modena errichteten Tribüne.

An diesen fünf Manövertagen hatten die Truppen große Märsche zu machen, und blieben mehr als 15 Stunden täglich unter den Waffen; sie ertrugen diese Strapazen troy der überaus großen Hitze und dem in dieser Gegend herrschenden Wassermangel mit großer Ausdauer und Geduld. Es dürfte schwer seyn, eine bessere zum Marsche vorbereitete Infanterie zu finden. Die Gangart der Kolonnen ist lebhaft, die Formationen geschehen rasch; die Schnelligkeit wird nicht mehr der Genauigkeit aufgeopfert. Diese Vorzüge, welche man nicht in allen kaiserlichen Heeren findet, verdankt man dem General Radetzky, dessen für sein Alter erstaunenswerthe Thätigkeit die unter seinen Befehlen stehenden Truppen beständig in Athem zu erhalten weiß, und in stetem Kampfe mit den schwerfälligen Gewohnheiten des alten Systems der österreichischen Taktik begriffen ist.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise des Major Felix von Kairo nach dem Berg Sinai, vorgelesen in einer der jüngsten Sitzungen der geographischen Gesellschaft zu London.

(Schluß.)

Die Gestalt des Berges kann sich seit Moses Zeiten nicht bedeutend geändert haben, denn obschon die Werke des Menschen vergehen, und auch die Oberfläche der Erde manchem Wechsel unterworfen ist, so bleibt doch die Wüste und das Granitgebirg durch alle Zeiten dasselbe, was es von Anbeginn war. Als wir den Berg verließen, und unsern Weg in nördlicher Richtung fortsetzten, kamen wir nach Sarabeit-el-Khadam. Dieß ist ein steiles Sandsteingebirge, welches mitten in einer düeren Wüste steht, wo auch nicht eine Spur von einer Straße oder einem alten Gebäude, ja nicht einmal eine Quelle zu finden ist, denn die nächstgelegene, Naßby genannt, ist zwölf Meilen entfernt. Dennoch aber stand dieses unscheinbare Gebirge, aus einer oder der andern Ursache, bei den mächtigen Pharaonen Aegyptens in hohem Ansehen, und man findet hier fast von einem jeden jener Herrscher Tafeln oder Denksteine aufgerichtet.

Der Hinaufweg auf den Gipfel des Berges ist schwierig, noch mehr aber das Herabsteigen. Die erwähnten Tafeln sind von Sandstein, 5 bis 8 Fuß hoch und sehr verwittert. Der größere Theil derselben ist von einer Mauer umgeben, welche nur noch zum Theil steht, andere jener Tafeln aber stehen außerhalb der Ringmauer an Erdhügel gelehnt. Innerhalb der Mauer sieht man auch einige kleine Kapellen. Die Tafeln, welche auf allen Seiten mit Hieroglyphen bedeckt sind, wurden unläugbar von mehreren Königen, und zwar wahrscheinlich zur Erinnerung an irgend ein Ereigniß errichtet. Der mit einer Mauer eingefaßte Raum hat allerdings das Ansehen eines Begräbnißplatzes, allein die Tafeln sind keine Grabsteine, denn sie haben auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit jenen, welche man auf Gräbern oder bei Mumiensärgen gefunden hat. Eben so wenig scheinen sie zum Gedächtnisse irgend eines Sieges oder eines Nationalereignisses, sondern vielmehr nur zur Erinnerung an einen Privatvorfall aus dem Leben des Stifters selbst errichtet zu seyn, weil sie den Denksteinen und Tafeln, welche man längs des Nils findet, durchaus nicht gleichen.

Auf diese Weise sieht man hier auf dem kleinsten Raum Denksteine von fast jedem Könige, dessen großartige Werke über ganz Aegypten zerstreut sind. Osortisin I, der älteste der ägyptischen Monarchen, von dessen Bauten noch Ruinen vorhanden sind, hat hier eine Tafel, und so gelang es uns aus den noch gut erhaltenen, bis zum letzten Ramses herab, für jeden Herrscher einen Denkstein herauszufinden.

Die Frage, was die mächtigen ägyptischen Monarchen veranlassen konnte, an diesem öden entlegenen Ort Gedächtnißtafeln zu setzen, läßt sich vielleicht beantworten, wenn man sich erinnert, daß auch bei den alten Aegyptiern die Wallfahrten eine heilige Pflicht waren. Nun kann man ferner vermuthen, daß Sarabeit-el-Khadam, der 90 Meilen von Ayun Musa entfernt liegt, damals ein heiliger Berg war, nach welchem sie zu pilgern pflegten, und vielleicht ist dieß gerade der Ort, nach welchem Moses die Israeliten führen wollte, und wozu er sich die Erlaubniß Pharao's erbat.

Diese Bitte scheint den König keineswegs überrascht zu haben, da der Gebrauch, Opfer in der Wüste zu bringen, auch ihm nicht fremd war. In jenen Tagen konnte also die Straße von Memphis nach dem rothen Meer keine Wüste seyn, und auf jeden Fall wollte Moses wo möglich unaufgehalten über das rothe Meer kommen, weßhalb er auch so dringend um die Erlaubniß bat, nach einem Ort ziehen zu dürfen, der aller Wahrscheinlichkeit nach, auch für die Aegyptier ein Gegenstand der Verehrung war.

Es gelang uns nicht irgend eine Sage zu erforschen, welche erklärt hätte, warum dieser Berg für geheiligt geachtet wurde. Vielleicht war er dem Hor oder Horus geweiht, da auch der in der Nähe gelegene Berg Horeb augenscheinlich nach diesem Gott seinen Namen erhielt; gegenwärtig ist jedoch keine Spur zu ermitteln, daß er einst einer Gottheit gewidmet war. Die Araber sagen, sein jetziger Name Sarabeit bedeute: „der schwarze Sklave.“ War er wirklich ein Wallfahrtsort, so genossen jedenfalls nur Könige des Vorrechts, hier ihres Namens Gedächtniß stiften zu dürfen, denn von Privatpersonen finden sich keine Tafeln vor.

Das Arrondissements-Comite von Cahors (Departement du Lot) hat den Beschluß gefaßt, die Volkssprache des Landes, einen provençalischen Dialekt, in den Schulen durchaus zu verbieten; weder die Lehrer mit den Schülern, noch die Schüler unter einander sollen sich desselben bedienen. Die Considérans sind zum Theil fast komisch; der Gebrauch des patois übe einen höchst nachtheiligen (funeste) Einfluß auf die Aussprache des französischen und seine Reinheit aus; die politische und administrative Einheit des Königreichs verlange gebieterisch Einheit der Sprache in allen Theilen desselben; die südlichen Dialekte, so achtungswerth sie als Erbtheil der Väter seyen, hätten sich nicht zum Range geschriebener Sprachen erhoben, keine Grammatik gebildet, keine Orthographie feststellen können, sie hätten kein bemerkenswerthes Werk hervorgebracht, und ihre fortdauernde Anwendung werde von guten Köpfen (bons esprits) als eine der Hauptursachen der literarischen Superiorität des Nordens von Frankreich über den Süden angesehen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 51. 20 Februar 1835.

Autobiographie von Amir Khan.

(Erster Artikel.)

Als Lord William Bentink im Jahre 1832 in der Stadt Adschmir in Hochindien eine Art von Reichstag hielt, zu dem er alle eingebornen Fürsten der nördlichen Provinzen einlud, erschien unter den ersten der bekannte afghanische Freibeuter, Amir Khan, der in den Kriegen der Maratten eine große Rolle gespielt, und am Ende ein Fürstenthum erworben hatte, das ihm etwa 1 Million Thaler einbringt. Er war einer der größten Plagegeister von Indien gewesen, das in jener Zeit so reich an Leuten dieser Art war, welche den Zerfall der Herrschaft des Moguls und die innern Kämpfe der marattischen Fürsten benutzten, ihr Schwert an alle Parteien zu verkaufen, welche ihnen Geld und die Erlaubniß zu plündern geben wollten. Amir Khan war ein Mann, wie sie sich in solchen Zeiten bilden, von großer persönlicher Tapferkeit, von unbegränzter Habsucht, von rücksichtsloser Grausamkeit und von einem Geist von Verrätherei, der selbst unter den Maratten jener Epoche Erstaunen erregte. Er hatte sich an Holkar, einen Fürsten von ähnlichem Geist und damals von großer Macht, angeschlossen, ohne sich jedoch abhalten zu lassen, den Krieg, wenn es ihm gelegen war, auf eigene Rechnung zu führen, und er fand Mittel nach dem gänzlichen Sturz der Macht der Maratten im Jahre 1817 sich im Friedensschluß die Erhaltung seiner Besitzungen und einige andere Vortheile zu sichern, seit welcher Zeit er sich abwechselnd in einer oder der andern Stadt seines Gebietes aufhält und mit Bauunternehmungen beschäftigt. Er kam auf den Fürstentag von Adschmir nicht wie die Fürsten von Radschputana, begleitet von Elephanten und dem ganzen Adel ihrer Staaten, sondern mit einigen Reitern und im einfachsten Aufzug. Er hatte eine Audienz bei dem Generalgouverneur, die sich weit über die gewöhnliche Dauer solcher Ceremonialbesuche ausdehnte, und wo er eine Menge Anekdoten seines frühern Lebens mit großer Energie und Lebhaftigkeit erzählte. Er bemerkte mit Vergnügen das Interesse, das seine Erzählungen erregten, und erwähnte, daß er ein Buch über sein Leben diktirt habe, das er dem Generalgouverneur schicken würde, was auch geschah. Dieser ließ es durch seinen persischen Sekretär T. Prinsep übersetzen, und es erschien im Jahre 1832 in Calcutta unter dem Titel Memoirs of Mohammed Ameer Khan 8°. 507. Es war eine verrätherische Galanterie der Engländer, denn nie war eine Biographie besser berechnet, ihren Helden in den Augen der Welt herabzusetzen als diese; nicht als ob Amir Khan im Sinne gehabt hätte, sich in einem verächtlichen Licht darzustellen, oder sein Sekretär, Busawun Lal, ihn unter der Hand verrathen hätte, sondern im Gegentheil, der Verfasser und der Schreiber haben den besten Willen, Amir Khan als den größten und vollendetsten Helden der neuern Zeit zu zeichnen, und sie erlauben sich in Prosa und Versen ungemessene Lobsprüche, und von Zeit zu Zeit Abweichungen von der pedantischen Genauigkeit der Erzählung, um ihren Zweck zu erreichen. Allein ihr moralisches Gefühl steht so tief, daß sie nicht zu ahnen scheinen, daß gerade die Verhandlungen, auf welche sie den größten Ruhm bauen wollen, den größten Eindruck von Abscheu in dem europäischen Leser hervorbringen müssen. Alles was die Engländer über die Nothwendigkeit, in der sie sich gesehen hätten, sich der Suprematie von ganz Indien zu bemächtigen, geschrieben haben, ist weit weniger überzeugend, als dieses unerwartete und unverdächtige Zeugniß eines ihrer bittersten Feinde. Er entwirft ein Gemälde von dem Zustand der indischen Höfe im Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts, von den Motiven der Fürsten, und der Handlungsweise ihrer Generale, von der Habsucht, Grausamkeit und Verrätherei fast aller handelnden Personen, und von dem gränzenlosen Elend des Volkes, welches die Leichtigkeit erklärt, mit welcher die Engländer sich zu politischen Schiedsrichtern der ganzen Halbinsel aufwarfen und ihre Ansprüche durchsetzten. Die englische Administration mit ihrer geordneten Haushaltung, und ihre Armee, mit ihrer strengen Disciplin, erscheinen als wahre Engel des Heils in Vergleichung mit den zügellosen Banden der Condottieris, welche Indien durchzogen, plündernd, sengend und brennend, ohne Unterschied zwischen Freund und Feind. Die Maratten hatten im ersten Augenblick ihrer Erscheinung einen nationalen Zweck, sie wollten die indische Race von der bigotten Herrschaft der Mohammedaner befreien, und so lange dieses Gefühl unter ihnen vorherrschte, waren sie siegreich, und schienen bestimmt eine neue Epoche in der Geschichte von Indien zu gründen. Man kann nicht ohne ein lebhaftes Interesse die Kämpfe von Sewaje und seinen unmittelbaren Nachfolgern gegen die überwiegende Macht, die Bigotterie und Verdorbenheit des Hofs der Moguls sehen, man

findet darin bei aller Härte ihres Charakters ein junges und hoffnungsreiches Gefühl einer neuen kommenden Zeit, und einen nationalen Enthusiasmus, dem man seinen Beifall nicht versagen kann. Allein nachdem sie sich im Glück und im Luxus entnervt und alle Laster ihrer Feinde geerbt, nachdem sie sich in eine Menge von Staaten gespalten hatten, welche sich unter einander bekriegten, und Hofintriguen die Rolle der Tapferkeit eingenommen hatten, mußte man alle Hoffnung aufgeben, daß ihre Herrschaft je zu etwas Gutem führen könnte, und das Einschreiten der Engländer wird sich vor den Augen der Nachwelt vollkommen gerechtfertigt finden. Zur Feststellung eines Urtheils darüber ist das vorliegende Buch von Amir Khan vielleicht das beste Hülfsmittel, und es wird immer ein Dokument von hoher Wichtigkeit für diese verhängnißvolle Zeit von Indien bleiben. Die Biographie ist im Ganzen eine getreue Darstellung der Thaten und Schicksale von Amir Khan, obgleich sie natürlich oft seinen Einfluß übertreibt und ihn als die Hauptperson in Verhandlungen darstellt, wo er nur eine Nebenrolle spielte, allein dieß ist nicht mehr als ein optischer Irrthum, der bei Autobiographien fast unvermeidlich ist. Einige unangenehme Ereignisse sind übergangen, allein nie ist eine Niederlage die er erlitten, für einen Sieg ausgegeben, obgleich natürlich der Fehler immer am Zufall oder an andern lag. Das Auffallendste darin ist der gänzliche Mangel an politischem Geist, den es in Amir Khan zeigt, man sieht darin wohl den Ehrgeiz, sich zum Herrn von Hochindien zu machen, allein alle Ideen von wahrer Politik, alle Berechnungen der Mittel und Wege, eine bleibende Herrschaft zu gründen, schienen ihm völlig fremd zu seyn. Er steht darin weit unter verschiedenen seiner Zeitgenossen und Landsleuten, z. B. Tippo Saheb in seinen Briefen, der marattische Minister Nana Farnevis, und die Minister des Radschah von Nepal, zeigen in den Staatspapieren die von ihnen übrig sind, Eigenschaften von Staatsmännern und von großen Administratoren, von denen Amir Khan keinen Begriff zu haben scheint. Er glaubt, daß Alles damit geschehen sey, seinen unmittelbaren Feind durch List oder Gewalt zu besiegen, das Land zu brandschatzen, und durch Beute eine große Truppenmasse an sich zu ziehen.

(Schluß folgt.)

Drei Tage auf dem Orinoco, und eine Reise über die Llanos von Cumana.

(Fortsetzung.)

Dieser besorglichen Aussichten ungeachtet schiffte ich mich dennoch unbekümmert ein, denn ich hatte schon oft die Erfahrung gemacht, daß selbst die sonst gesetzlosesten Menschen freiwillig übernommene Pflichten getreulich erfüllten, besonders wenn man ihnen mit offenem Vertrauen entgegen gekommen war. Das Schiffsvolk bestand aus acht Mann von verschiedenen Farben und Racen, alle aber kräftige, entschlossen aussehende Bursche, passende Gefährten für ihren Anführer. Zu diesen kamen noch meine beiden Zambos, denn der Indianer war in der Stadt zurückgeblieben, wo er mehrere Leute seines Stammes getroffen hatte.

Wir fuhren am 20 April ab, in der Voraussetzung, daß die Regenzeit sich einstellen würde, bevor wir noch eine der gefährlichen Stellen des Flusses erreichten. Es war eben gegen Ende der trockenen Jahreszeit, und der Strom befand sich auf seinem niedrigsten Wasserstande. Nichts setzte uns mehr in Erstaunen als die zahllose Menge von Krokodilen, welche wir täglich zu Gesicht bekamen, und die sich am Ufer in der Sonne wärmten. Ein eigener Umstand ist der, daß diese Ungeheuer, wenn sie einmal Menschenfleisch gefressen haben, noch wilder werden und weit hitziger auf diese Nahrung ausgehen, als dieß sonst der Fall ist. Sobald der Fluß aus seinen Ufern tritt, und einen Theil der Straßen der an denselben liegenden Städte und Dörfer überschwemmt, werden gewöhnlich mehrere Einwohner eine Beute der größten und raubgierigsten Krokodile.

Vierzehn Tage lang hatten wir bereits unsre Fahrt stromaufwärts fortgesetzt, ohne daß uns auch nur der geringste Unfall begegnet wäre. An mehreren Punkten auf beiden Ufern hatten wir bereits angelegt, und waren sogar zwei- oder dreimal mit genauer Noth einer Plünderung entgangen, als wir am 10ten Mai unser Fahrzeug an einen kleinen Granitfelsen befestigten, der ungefähr 400 Schritt vom nördlichen Ufer, von der Oberfläche des Wassers senkrecht in die Höhe stieg. Wir wählten diese Stelle um den Schaguars fern zu bleiben, die uns, wenn wir am Ufer oder unsern von demselben beilegten, jede Nacht nicht wenig beunruhigten. Die Atmosphäre hatte nach und nach ihre blaue Farbe angenommen, leichte Regenschauer fielen von Zeit zu Zeit, der Donner ließ sich täglich hören, kurz Alles zeigte an, daß die Regenzeit ihren Anfang nehme. Auch der Fluß begann allgemach ihren Einfluß zu fühlen, denn sein Wasserstand stieg allmählich höher, da ohne Zweifel höher hinauf, seiner Quelle zu, ein stärkerer Regen gefallen war. Wir hatten uns in geringer Entfernung unterhalb seiner Vereinigung mit dem Rio Capanaparo vor Anker gelegt; dieser war stärker angeschwollen, und sein Wasser stand eben im Begriff an manchen Stellen aus seinen Ufern zu treten. Die Scenerie war hier ungemein schön; gegen Süden stiegen hohe Berge empor, und der ganze zwischen ihnen und dem Fluß liegende Raum war von einem Blättermeer bedeckt, an dem sich die guten Wirkungen des Regens bereits zu zeigen begannen. Der Winkel, welchen die beiden Flüsse gegen Norden bildeten, war mit ungeheuren Granitblöcken übersäet, zwischen denen einige große Zamangbäume und Palmen emporwuchsen, welche sich an einen nicht weit entfernten dichten Wald anschlossen, und ungefähr eine Meile weiter stürzte der schäumende Fluß mit dem Getöse eines fernen Donners über eine niedre Felsenbank. Ganze Züge von Flamingos, Löffelgänsen und Fischreihern, nebst einigen gelbgefiederten Manakis, durchzogen die Luft, um einen Ruheplatz für die Nacht zu suchen. Jeden Abend waren wir von Myriaden stechender Insekten gepeinigt worden, welche, sobald die Erde von einem Regenschauer eingefeuchtet wurde, in zahllosen Schwärmen emporstiegen, und jeder Versuch dieser Plage sich zu erwehren, blieb fruchtlos. Da diese Pein in dem niedern, mit der Erde oder dem Wasser in

unmittelbarer Berührung stehenden Theil der Luft am häufigsten war, so pflegten wir unsere Schlafstellen so hoch als nur immer möglich anzubringen. Zu diesem Zweck hatte ich mir eine Hängematte von Leder verfertigen lassen, welche ich gewöhnlich an die Aeste eines Baumes oder an zwei lange Stangen befestigte. Nachdem an Bord Alles in Ordnung gebracht war, schwamm ich nebst dem größten Theil des Schiffsvolks ans Ufer, um Brennholz zu sammeln. Während dieser Arbeit, welche einige Zeit dauerte, ging ich so weit umher als die Beschaffenheit des Bodens es gestatten wollte. Bevor wir an Bord zurückkehrten, erklimmte ich noch einen der Felsen, um eine freiere Aussicht zu genießen. Als ich seinen etwa 30 Fuß hohen Gipfel erreicht hatte, fand ich, daß ich, wenn ich mich nur ein wenig streckte, die Aeste eines herrlichen Zamangbaumes erreichen konnte, dessen runder Wipfel und federnähnliche, wie Silber glänzende Blätter die Bewunderung der ganzen Mannschaft erregten. Nach etwas größerer Anstrengung gelang es mir, einen starken Ast zu erfassen und mit dessen Hülfe den dichter belaubten Theil des Baumes zu erreichen. Von hier aus rief ich meinen Zambos zu, an Bord zu schwimmen und meine Hängematte zu holen, die ich auf dem Baume befestigen wollte. Während sie meinen Befehl ausführten, wählte ich zwei gabelförmige Aeste aus, und erquickte mich schon im Voraus an dem Gedanken eine ruhige Nacht zu genießen. Als die Hängematte befestigt war, schickte ich meine Leute zurück, um an Bord zu schlafen, und schärfte ihnen nur noch ein, sich am folgenden Morgen einzustellen, um mir beim Herabsteigen behülflich zu seyn. Wir hatten einen sauren Tag gehabt, und da ich freiwillig alle Arbeit mit meinen Gefährten theilte, so fühlte ich mich ziemlich ermüdet. Das ferne Geräusch des Wasserfalls, das Summen der unter mir schwärmenden Myriaden von Insekten, der Flügelschlag der Züge von Vögeln, welche den Fluß verließen, und das Heulen der Schaguars und Affen, das aus weiter Ferne zu mir herüber tönte, bildete so zu sagen eine Art von geräuschvoller Stille, bei der es sich so herrlich einschläft. Die Augen müssen mir auch in der That sehr bald zugefallen seyn, denn ich kann mich erinnern, jenes Geräusch nicht allzu lang vernommen zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Die grossen Manöver der Oesterreicher
im Spätjahre 1834 in der Umgegend von Verona.
(Schluß.)

Die Manöver bei Verona hatten eine Menge Fremder und Offiziere aller Nationen herbeigezogen, unter denen sich Russen, Sardinier, Engländer, Dänen, Hannoveraner, Bayern, Würtemberger und Badener befanden. Auch Franzosen erschienen mit der dreifarbigen Kokarde. Alle wurden von den österreichischen Offizieren mit gleicher Zuvorkommenheit und Artigkeit empfangen. Sämmtliche fremde Offiziere wurden täglich zur Tafel des Generals Radetzky gezogen, der die Honneurs mit der offensten Kameradschaftlichkeit machte. Das Mahl war einfach, aber reichlich, und ohne irgend eine Art von Etikette. Jeder unterhielt sich mit wem er wollte. „So ging es nicht her an der Tafel des Feldmarschalls Laudon," sagte mir ein alter Generallieutenant, der neben mir saß, „wir schwätzen dem Obergeneral gegenüber," und seufzend fügte er hinzu: „Alles hat sich seither verändert; unsere Armee ist nicht mehr zu erkennen!"

Die fremden Offiziere erhielten Reitpferde und Ordonnanzen, eine Aufmerksamkeit, welche von allen Anwesenden nicht genug gewürdigt werden konnte. So viele verschiedene Uniformen machten einen eigenen Kontrast mit der einfachen Kleidung des österreichischen Generalstabes, in dessen Gefolge sich die fremden Offiziere befanden. Am glänzendsten und eigentlich mit Stickerrien überladen erschienen einige englische Lords, welche die Uniform der Milizen ihrer Grafschaft trugen, und auf Husarenpferden mit ungarischen Sätteln ritten.

Am 12. Oktober war Rasttag, dessen die Truppen sehr bedurften; sie benutzten denselben, um sich zur militärischen Messe und der Generalrevue vorzubereiten, welche am 13 zwischen Valeggio und Villafranca in Gegenwart der Erzherzogin Marie Louise und des Herzogs von Modena abgehalten wurden. Morgens um 10 Uhr standen die Truppen auf einem weiten Rasenplatze in 13 Kolonnen bereit, welche ihre Spitzen nach Einem Centralpunkte kehrten, woselbst ein Hochaltar aufgerichtet war. Die Reiterei bildete die mittlere Kolonne in Schwadronen. Sowohl rechts als links von derselben stand die Infanterie je in 6 Zugskolonnen auf halben Abstand; die Artillerie bildete den äußern Rand der krummen Linie, von welcher die Infanteriekolonnen die Halbmesser machten.

Die auf diesem Punkte vereinigten Truppen bestanden aus 66 Bataillonen, 24 Schwadronen und 25 Batterien; letztere waren 8 Kavallerie-Batterien mit Dreipfündern, 10 Sechspfünder-Batterien, 2 Zwölfpfünder-Batterien und 5 Raketen-Batterien, im Ganzen 108 Feuerschlünde und 30 Raketen-Lafferen.

Der Zahl nach bestanden diese Truppen aus

45.000 Mann Infanterie.
1.400 Mann Artillerie.
1.000 Mann Train.
2.600 Mann Reiterei.
2.200 Trainpferden.

Nach abgehaltenem Gottesdienste begann das Defiliren. Dieses geschah im Geschwindschritt. Der alte schwerfällige Paradeschritt ist gänzlich abgeschafft. Die Offiziere marschiren auf dem rechten Flügel ihres Zuges oder ihrer Sektion, wo sie die Richtung weit besser übersehen können, als wenn sie vor der Fronte marschiren.

Die österreichische Infanterie defilirt viel schöner als die französische; ihr Marsch ist freier, die Richtung wird besser beobachtet, und der Soldat bewegt sich leichter, weil mit geöffneten Gliedern defilirt wird.

Die Infanterieregimenter sind trefflich exerzirt, mit Allem, was der Soldat bedarf, hinreichend versehen; die Mannschaft ist groß, Aussehen und Haltung degagirt, einfach und ernst, ihr Marsch frei und lebhaft.

Die bei Verona anwesende Reiterei bestand aus Dragonern, Chevauxlegers und Husaren, die Instruktion derselben ist vollkommen; jeder Einzelne ist ein gewandter Reiter und Voltigierer. Offiziere und Mannschaft sind trefflich beritten. Die gesammte Reiterei hat gerade Säbel; nur die Husaren führen krumme Säbel.

Bei den nächtlichen Schießübungen der Tyroler Schützen ist ein Licht, das 250 Schritte vom Stande des Schützen entfernt ist, das Ziel; es wird mit gezogenen Büchsen und Pistolenschlössern aufgelegt geschossen; unter sieben Schüssen trifft wenigstens einer.

Das Avancement, früher so äußerst langsam in dem österreichischen Heere, nahm vom Jahre 1830 an einen auffallenden Umschwung, so daß im Allgemeinen die Offiziere jünger sind als in dem französischen Heere. Die meisten Hauptleute sind 50 bis 55 Jahre alt; die Obristen 48 bis 50. Generale von 70 Jahren sind nicht selten. Nur wenige Generallieutenants sind unter 60 Jahre alt. Etwa 12 Generalmajore sollen 40 Jahre alt seyn. Diese sind die jüngsten. Alle aber sind gesund und voll Thätigkeit.

Die Raketen-Batterien sind seit mehreren Jahren bei den Oesterreichern eingeführt; mit einem Apparate, der einem Meßtische gleicht und eben so portativ ist, können vierpfündige Granaten bis auf 1000 und 1500 Schritte geworfen werden. Auf eine Entfernung von 800 Schritten sollen $\frac{1}{3}$ der Schüsse in eine Fronte treffen, die gleich derjenigen einer Infanteriedivision ist.

Das vom General Radetzky ins Leben gerufene System der Taktik hat die Formation der Staffeln und der schachbrettförmigen Ordnung bei den Oesterreichern eingeführt. Sein Hauptzweck scheint dahin zu gehen, die Anwendung von Kolonnen in größerer Tiefe vorzuschreiben, und denselben in der Brigade eine Formation zu geben, welche stets dieselbe bleiben kann, und zugleich die schnellste Deployirung in allen Richtungen gestattet.

Uebrigens hat das System des Generals Radetzky bei den österreichischen Generalen vielfachen Widerspruch gefunden, und vor Allem hat sich die Reiterei dagegen erklärt. Der Versuch, welcher im verflossenen Oktober unter dem General Mazzuchelli im Lager bei Brünn in Gegenwart des Kaisers vorgenommen wurde, soll zu keinem entscheidenden Resultate geführt haben.

Chronik der Reisen.

Handelsreise ins Innere von Afrika.

Herr Hume, Handelsmann zu Grahams-Town (Vorgebirge der guten Hoffnung), kehrte, wie die Zeitung dieser Stadt vom 25 Mai 1833 berichtet, nach einer Abwesenheit von zwei Jahren von einer Reise nach dem Innern des Landes zurück. Man hatte immer viel von den Gefahren gesprochen, welche man von Seite des Häuptlings Mosolekatsi zu fürchten habe; die Herren Hume und Mallon kamen jedoch mit zwei Wagen und sieben mit Flinten bewaffneten Begleitern glücklich durch sein Gebiet, und reisten noch eine bedeutende Strecke weit über den entlegensten Punkt hinaus, bis zu welchem Europäer damals noch vorgedrungen waren. Von Leuten, welchen es bloß darum zu thun ist, Elfenbein oder andere Gegenstände einzutauschen, welche ihnen Gewinn genug versprechen, um die Kosten eines mehrmonatlichen Transports zu Lande zu vergüten, kann man freilich keinen geographischen Bericht verlangen, da die Reisenden indeß die Entfernungen und die von ihnen eingehaltene Richtung aufschrieben, so ist ein kurzer Bericht über ihren Weg gewiß nicht ohne Interesse.

Die Herren Hume und Mallon reisten im Monat Junius von Lattaku oder Kuruman ab, und nachdem sie bis über den Punkt hinausgekommen waren, wo Herr Whitle den Lampupo erreichte, der sich in die Delagoa-Bai ergießt, hielten sie sich gegen Westen, indem sie neun Tage lang am Nacongo, einem Beiflusse des Lampupo, aufwärts reisten. Nach einem Wege von acht Tagen, gegen Norden, kamen sie zu den Bu-Kaß, einem Stamm der Betschuanas; zwei Tagereisen weiter nach Norden fanden sie die Ba-Mangatos, einen Stamm von demselben Volke, der ein Gebirgsland bewohnt, große Heerden von Hornvieh und Schafen besitzt und Getreide baut. Hier warf ein am 25 December Mittags aufgehängtes Blei einen Schatten, der gegen den Rand hin fast unbemerkbar war, woraus die Reisenden schlossen, daß sie sich unter dem Wendekreis des Steinbocks befänden.

Nachdem sie ihre volle Ladung Elfenbein zusammengebracht hatten, kehrten sie um, schlugen aber eine andere Richtung ein. Sechzehn Tage lang verfolgten sie fast die nämliche, gegen Süden bis zum Flusse Wolf, welch: Herr Moffat bereits bereist hatte; acht andere Tagereisen gegen Süden führten sie auf das Gebiet des Häuptlings Sobiquac, den auch Herr Whitele besuchte, und kamen dann nach zwölf Tagen nach Kuruman zurück.

Die Sitten und Gebräuche der Stämme, welche stark genug sind, um Mosolekatsi Widerstand zu leisten, oder die diesem Häuptlinge zu fern sind, um sie unter seine Botmäßigkeit bringen zu können, gleichen, so weit sich dieß beurtheilen läßt, denen der übrigen Betschuanas. Das Land ist im Ganzen genommen flach, mit Waldungen und schönen Weiden bedeckt, hat aber Mangel an Wasser. Giraffen sieht man hier in Heerden von mehr als hundert Stück beisammen, und da die Reisenden wegen ihres Unterhalts auf ihre Jagdbeute beschränkt waren, so machte das Fleisch dieser großen Thiere ihre Hauptnahrung aus; das Fleisch vom Elephanten und Rhinozeros wurde ebenfalls von ihnen gegessen.

Bei den Mangatos sahen die Reisenden verschiedene Baumwollenzeuge, welche aus den portugiesischen Niederlassungen von Mozambique oder der Delagoa-Bai kamen. Diese Afrikaner versicherten, daß sie vormals durch Vermittlung der Maloquins einen bedeutenden Elfenbeinhandel mit der Ostküste getrieben hätten; die Maloquins schafften die Waare bis ans Meer. Die Reisenden überzeugten sich, daß die Griquas sich durchaus nicht vor Mosolekatsi fürchteten, und daß dieser Häuptling sammt seinem ganzen Volk eine solche Scheu vor Feuergewehren hat, daß er schwerlich irgend einen Feind anzugreifen wagt, von dem er weiß, daß dieser mit solchen Waffen versehen ist.

Vermischte Nachrichten.

Die Franzosen geben sich seit einiger Zeit viele Mühe, in Algier die Cochenille anzupflanzen. Folgendes ist annäherungsweise eine Uebersicht der Einnahmen und Ausgaben, welche aus einer Pflanzung von 8000 Cactus hervorgehen.

Einnahmen.

Ein Cactus soll im Durchschnitt auf die Ernte drei Viertelunzen Cochenille oder anderthalb Unzen in den zwei oder drei Sommerernten geben. Hienach werden 8000 Cactus 12,000 Unzen oder 750 Pfund abwerfen. Das Pfund zu 10 Fr. gerechnet, gibt dieß	7500 Fr.
Wenn die Cochenillepflanzung ganz bedeckt ist, so könnten die Wintterernten eben so viel oder doch beinahe so viel abwerfen. Hat man aber keine Decken genommen, so werden sie nicht über ein Achtel betragen	1000 —
Gesammteinnahmen	8500 —

Ausgaben.

Man bedarf ungefähr drei Hektaren bewässerungsfähiges Land für eine Pflanzung von 8000 Cactus: Bodenzins	1000 —
Ein Direktor (falls, wie es wohl seyn könnte, der Eigenthümer dessen Verrichtungen nicht selbst übernimmt)	2400 —
Ein Gärtnermeister	850 —
Drei Beduinen oder andere Handarbeiter, jeden zu 500 .	1500 —
Sonstige und unvorgesehene Kosten	1000 —
Zusammen	6750 —

Es ergibt sich somit ein Unterschied von 1750 Franken zu Gunsten der Einnahmen.

Die Einnahmen sind auf das Minimum, die Ausgaben auf das Maximum gestellt. Jeder Eigenthümer, der auf einem ihm zugehörigen Terrain die Pflanzung selbst leitet, wird dadurch eine Ersparung von 2400 Fr. bewirken, welche, zu den obigen 1750 geschlagen, den Nutzen auf 4150 Fr. erhöhen.

*

Herr Macqueen, ein Einwohner von Glasgow, der eine Reise nach Cuba gemacht hat, sagt in einem Schreiben an die Redaktion des Glasgow Courier, daß diese große Insel immer bedeutender werde. „Im Jahre 1830, heißt es in diesem Schreiben, betrug die Ausfuhr an Zucker von Cuba 1,600,000 Centner, und in den Jahren 1828 und 1829 wurden 170,000 Sklaven eingeführt. Porto-Rico macht ebenfalls große Fortschritte. St. Thomas ist der Stapelplatz eines bedeutenden Handels mit Sklaven, die aus Afrika dorthin gebracht und dann nach Porto-Rico und Cuba geführt werden. Man sieht sehr oft ein Dutzend Negerschiffe zu gleicher Zeit im Hafen von St. Thomas vor Anker liegen, die zur Abfahrt nach Afrika bereit sind, und oft noch die Ankunft englischer Schiffe von Liverpool und Glasgow abwarten, um ihre Ladungen an englischen Waaren vollständig zu machen.

*

Das indische Wort Tschudgartschid (Wahrsager) scheint, wie das Asiatic Journal sagt, von den kanarischen Worten Tschudgar (Ort, wo man die Leichen verbrennt) und Tschid (unterrichtet oder vorbereitet) abzustammen. Diese Worte bezeichnen die Beschäftigung dieser Leute, die nämlich auf den Begräbnißplätzen umherschleichen, um gewisse Menschenknochen zu sammeln, mit denen sie, wie man glaubt, Zaubereien treiben. Die Benennung, unter welcher diese Leute im Dekkan und andern Theilen Hindustans allgemeiner bekannt sind, ist indeß Garodi (Gaukler), durch welchen Namen der Vischanesvarasastra die Kaste bezeichnet. Diese Leute werden vom Volk nur mit Entsetzen betrachtet, und die Furcht, ihnen zu mißfallen, macht, daß man ihnen ohne Anstand das Almosen gibt, das sie begehren. Dieß ist jedoch nicht ihr einziges Unterhaltsmittel, denn sie stehlen auch Kinder, und treiben außerdem noch einen abscheulichen Handel mit Flechsen aus Weiberbrüsten gezogen, mit Handgelenken und Fußknöcheln von Frauen, welche als die kräftigsten Amulette gegen allerhand Uebel gelten, und damit sie um so wirksamer seyen, müssen sie von einem Weibe kommen, das [illegible] entbunden wurde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 52. 21 Februar 1835.

Drei Tage auf dem Orinoco, und eine Reise über die Llanos von Cumana.

(Fortsetzung.)

Als ich am andern Morgen erwachte, war ich sehr erstaunt, den Tag schon ziemlich vorgerückt zu finden, denn ich hatte mir vorgenommen recht früh aufzustehen. Die Sonne war, der umwölkten Atmosphäre halber, nicht sichtbar, allein aus der Natur des Lichts konnte ich erkennen, daß der Vormittag bereits zur Hälfte verstrichen sey. Es mußte in der Nacht heftig geregnet haben, denn ich war bis auf die Haut durchnäßt, und meine lederne Schlafstelle hatte sich durch das eingesogene Wasser bedeutend erweitert, so daß ich in einem tiefen und schlüpfrigen Sack lag. Ein starker Frost durchschüttelte mich, und ich machte deßhalb Anstalt mich aus meiner keineswegs angenehmen Lage herauszuarbeiten. Dieß war kein leichtes Unternehmen, und es nahm meine Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch, daß ich mir nicht einmal die Zeit nahm umherzuschauen; als dieß aber endlich geschah, Himmel! welch ein seltsamer, furchtbarer und niederschlagender Anblick stellte sich meinen Augen dar. Das Vorgebirg, auf dem ich meine Schlafstelle aufgeschlagen hatte, war, so weit das Auge reichte, bis an den dunkeln Wald hinüber, eine einzige ununterbrochene Wasserfläche. Die Wasserfälle waren verschwunden, der einzelnstehende Felsen, an welchem unser Boot lag, war so wie das Fahrzeug selbst, unsichtbar geworden. Im ersten Augenblick beschuldigte ich meine Gefährten der schwärzesten Verrätherei, bei ruhiger Ueberlegung aber kam ich bald von meinem Irrthum zurück. Der Fluß war wahrscheinlich während der Nacht, als Alles schlief, schnell gestiegen, das Ankertau hatte sich los gerissen, und das Fahrzeug war stromabwärts getrieben worden, wo die Mannschaft beim Erwachen vielleicht nicht minder über ihre veränderte Stellung erstaunt war als ich selbst. Diese Ansicht wurde, je mehr sie sich bei mir entwickelte, immer tröstlicher, denn ich fühlte mich überzeugt, daß man den Weg zurück machen, und binnen wenigen Stunden wieder auf der Stelle erscheinen werde, wo man mich zurückgelassen hatte, bedachte aber dabei nicht, daß die Ueberschwemmung alle Landmarken bedeckt hatte, an denen man den Platz erkennen konnte, wo ich mich befand. Nachdem ich mich durch die Hoffnung auf baldige Erlösung getröstet hatte, machte ich Anstalt mein Gefängniß näher zu untersuchen. Es war geräumig genug, denn der Baum hatte eine so ansehnliche Größe, daß ein Kavallerieregiment unter seinem breiten Dach Schutz gefunden haben würde; doch bot er leider nichts Eßbares.

Wie bereits erwähnt, erwachte ich mit einem starken Frost und war deßhalb bemüht dieses unbehagliche Gefühl dadurch zu verscheuchen, daß ich so schnell als möglich von einem Theil des Baumes auf den andern kletterte. Auf dieser Wanderung kam ich an eine Stelle wo die Zweige weiter von einander standen als an andern Stellen des Baums, und indem ich meine Schritte dorthin lenkte, hörte ich plötzlich ein lautes Zischen. Ich wendete mich dem Geräusch zu, und fand mich ungefähr einen Fuß weit von einem ausgewachsenen Leguan entfernt, dessen feurige Augen, aufrechtstehender Kamm und aufgerissener Mund mich so erschreckten, daß ich beinahe hinabgefallen wäre. Schon als Kind hatte ich eine ganz eigene Furcht vor dem Eidechsengeschlecht, ich eilte daher so schnell als möglich rückwärts, um aus dem Bereich meines gefürchteten Nachbars zu kommen. Ich wußte wohl, daß es ein ganz unschädliches Thier sey, dennoch aber floh ich es wie eine giftige Schlange, und mußte noch zu meinem größten Entsetzen bemerken, daß der von mir beunruhigte Leguan einen Gefährten von gleicher Größe bei sich hatte. Mit einer Furcht, die ich nicht zu bewältigen vermochte, bewachte ich die Bewegungen der beiden Thiere und als ich sie, mit ihren ungeheuren Schweifen wedelnd, umherkriechen sah, zog ich mich wie ein Igel zusammen, um ja in keine Berührung mit ihnen zu kommen. Um mein Mißgeschick auf den höchsten Punkt zu steigern, bekam ich auch noch einen Fieberanfall mit fürchterlichem Kopfweh und Schmerzen in allen Gliedern, der mich so durchschüttelte, daß ich mich nicht mehr auf den Füßen halten konnte, sondern mit Mühe und Noth bis zu einem gabelförmigen Ast fortschleppen mußte, wo ich mich, den Kopf auf die Knie gestützt, allen Schrecken meiner Lage überließ. Die Hoffnungen, mit welchen ich mich getröstet hatte, schwanden immer mehr, und als ich um mich blickte und die weite Wasserfläche übersah, welche, wie ich wohl wußte, so manches Krokodil barg, überfiel mich eine Verzweiflung, welche all den Muth erstickte, der mich glücklich durch manche Gefahr geführt hatte. Die seltsame Lage, in welcher ich mich erblickte, erhob mich anfänglich mehr als sie mich niederdrückte,

jetzt aber, vom Fieber ergriffen, versank ich in den tiefsten Kleinmuth.

(Fortsetzung folgt.)

Autobiographie von Amir Khan.

(Schluß.)

Um einen deutlichen Begriff von dem Manne und der Zeit, in der er lebte, zu geben, ist es nothwendig eines der zahllosen Abenteuer mitzutheilen, die er bestanden und erzählt hat. Wir wählen folgende Anekdote, und lassen sie ihn in seinen eigenen Worten beschreiben. Amir Khan befand sich im Jahre 1808 im Gebiete des radschputischen Staates Dschoudpur, wo er sich wechselsweise an zwei streitende Partien verkaufte. Er war in Unterhandlungen mit einem der Fürsten, Namens Siwaje Sing, von dem er vier Millionen Rupien für seine Hülfe verlangte; sie hatten sich Freundschaft geschworen, und der Radschpute hatte sich mit 2000 Mann in der Nähe des Lagers von Amir auch gelagert. „Allein," erzählt Amir Khan, „sein Herz war nicht rein vom Rost der Feindschaft, und er säete die Saat der Verrätherei, indem er vier Mörder miethete, deren jedem er 100 Goldmohur (160 Louisd'or) gab, und das Lehen eines Dorfes versprach, damit sie Amir ermordeten. Sie kamen in sein Lager, unter dem Vorwand Dienst zu suchen, allein ein getreuer Diener, den Amir als Spion im Lager der Radschputen hatte, entdeckte den Plan, und schrieb seinem Herrn alle Umstände der Verschwörung. In derselben Nacht ging der Amir mit einem Dolch bewaffnet, und von einigen Dienern begleitet, in das Zelt wo die Mörder lagen und verhüllte sein Gesicht mit einem Tuch, um nicht erkannt zu werden. Er weckte die Mörder, setzte sich nieder und fragte sie nach ihren Planen. Sie antworteten, sie suchen Dienst und haben keinen andern Plan. Der Amir sagte: Ihr seyd nicht darum gekommen, sondern den Amir zu ermorden, warum verbergt Ihr euch vor mir? Siwaje Sing hat mir denselben Auftrag gegeben, und mir von Euch gesprochen, ich kenne Eure wahren Namen, Ihr heißt so und so, und auch ich habe 100 Goldmohur und den Befehl erhalten, mich mit Euch zu verständigen, darum komme ich so im Geheimen. Sie hörten ihn schweigend an, und da er sah, daß sie noch weitere Beweise erwarteten, so schlug er ihnen vor, sich mit ihnen an einen einsamen Platz außerhalb des Lagers zu begeben, wo er ihnen seine Plane mittheilen werde. Beim Herausgehen aus dem Zelte gab der Amir seinen Dienern, die außen gewartet hatten, ein Zeichen, ihm zu folgen, und beruhigte die Verschworenen durch die Versicherung, daß es seine Gefährten seyen. Er führte sie an den Platz, hieß sie niedersitzen, und fragte jeden um seinen Plan. Jeder erzählte nun was er anzufangen gedenke, der Eine wollte das Zelt des Amir aufschlitzen, und ihn im Schlaf ermorden; der Andere wollte sich unter seine persönlichen Diener aufnehmen lassen und so seine Gelegenheit abwarten u. s. w. Amir verlangte nun Licht, riß sein Tuch ab, und sagte: ich bin der Mann den Ihr sucht, was wollt ihr thun? Allein die göttliche Vorsehung beschützt die Großen, und ihre Gegenwart flößt Ehrfurcht ein; die Mörder fielen zitternd auf ihre Kniee und baten um Gnade, und Amir schickte einen derselben an Siwaje Sing zurück, damit dieser den Verlauf erfahre, und warf die andern in Fesseln.

„Amir Khan bedachte nun, daß er aller Verbindlichkeit gegen Siwaje los sey, um so mehr als dieser das versprochene Geld nicht bezahlte, und glaubte, daß er seine eigenen Plane gegen ihn nun ausführen dürfe. Er ließ ihn daher durch zwei seiner Großen zu sich einladen, um von ihm Abschied zu nehmen, und der Radschpute kam in die Falle wie ein Hirsch der ins Garn fällt. Amir hatte sein Staatszelt aufrichten lassen. Die Zeltstöcke waren auf der Vorderseite wie gewöhnlich an Pflöcke befestigt, aber die auf der Hinterseite wurden jedes von einem Mann mit der Hand gehalten, und der ganze Raum zwischen dem Zelt und der Einfassung von Leinwand war mit Artillerie und Truppen gefüllt. Der radschputische Prinz kam in vollem Vertrauen mit 1—2000 Mann Kavallerie, welche sich vor dem Zelt aufstellten, er selbst wurde von zwei Großen des Amir eingeführt, welche ihn aber sogleich verließen, unter dem Vorwand zu sehen, ob die Geschenke bereit seyen. Sie begaben sich zum Amir ihm zu berichten, daß Alles bereit sey, er gab das Zeichen mit einer Pfeife, die hintern Zeltstöcke wurden fallen gelassen, und das Zelt stürzte auf alle welche darin waren nieder; in demselben Augenblick öffneten die Batterien ein Kartätschenfeuer auf die nun sichtbaren Truppen des Radschputen, die Brigaden des Amir, welche er in andern Theilen des Lagers bereit gehalten hatte, hieben nieder was übrig war. Er hatte, um allen Verdacht zu entfernen, seit mehreren Tagen seine Truppen in Panzerhemden exercirt, so daß die Vorbereitungen kein Aufsehen erregten. Sobald das Werk der Zerstörung hier vollendet war, stieg der Amir zu Pferde und ritt in die Stadt Nagor, bemächtigte sich ihrer, fand eine unermeßliche Beute, und rührte die Trommel des Siegs."

Diese gräuliche That wurde den 11 April 1808 begangen. Das Zelt welches niedergeworfen wurde, enthielt mehrere der Offiziere von Amir, und die Tänzerinnen, welche darin versammelt waren, um dem radschputischen Fürsten allen Verdacht zu benehmen. Allein Amir nahm es nicht so genau, wenn es sich darum handelte sich seiner Feinde zu entledigen. Man begreift leicht, daß Oberindien, das seit vielen Jahren von Freibeutern dieser Art mit Armeen von 40—50,000 Mann Kavallerie durchzogen und geplündert worden war, die Engländer mit offenen Armen empfing, und ihre Herrschaft, welche den kleinern Staaten Frieden unter einander auflegt, als eine Wohlthat ansah. Allein die Erinnerung der schlimmen Zeiten wird natürlich von Jahr zu Jahr schwächer, und die Last, welche auf der gegenwärtigen Zeit ruht, erscheint schwerer zu ertragen, als ein Zustand, dessen Härte nur noch unvollkommen in dem Gedächtniß lebt, so daß die Ruhe, welche für jedes einheimische Gouvernement eine Quelle von Sicherheit und Popularität wäre, für eine fremde Regierung natürlich ein Element von Ungewißheit werden muß, und es wird die äußerste Sorge der Kompagnie erfordern, diese in der Natur der Sache liegende Gefahr zu überwinden.

Chronik der Reisen.

Ausflug nach Polen.

2. Reise nach und von Warschau.

Sonntag früh nach 10 Uhr ging die Post ab, auf der ich einen Platz bis Opoczno gedungen, um von dort aus mich westlich nach Tomaszow zu wenden. Da ich der polnischen Sprache nicht mächtig bin, so freute ich mich sehr, daß der Kondukteur, ein großer stattlicher Mann, einige Worte deutsch, der andere mitreisende Pole aber geläufig französisch sprach. Es kümmerte mich trotz des unbedeckten Wagens jetzt wenig, daß es zu regnen anfing, hatte ich doch einen Schirm bei mir und war doch für den Geist durch Unterhaltung gesorgt, aus der ich Manches über die Eigenthümlichkeit des Landes und Volkes zu lernen hoffte. Auch sollten wir ja von der Gränze aus einen bedeckten Wagen bekommen; doch ward meine Freude hierüber bedeutend niedergeschlagen durch die Bemerkung des Kondukteurs, daß wir hier 3 bis 4 Stunden liegen bleiben würden. Die Straße von Krakau nach Warschau ist, da der Bau einer Chaussee durch die Revolution unterbrochen wurde, größtentheils sehr schlecht, und wir hatten daher stets 6 oder 7 Pferde. Dennoch brachten auch diese das eine Mal in der Nacht den schweren Wagen nur mit Mühe weiter; an einem Berge stockte es endlich ganz und gar. Der Postillon, ein junger Kerl, hieb unbarmherzig auf die armen Thiere, die wahrscheinlich schon den ganzen Tag über hatten arbeiten müssen, und fluchte und weinte abwechselnd vor Wuth. Es half nicht. Drei Stationen vor Opoczno fand ich einen frühern Geschäftsfreund meines Bruders, der mir anbot, mit ihm nach Przedborz und von da am folgenden Tage nach Tomaszow zu fahren. Gern gab ich die Post auf, zumal da ich hoffen konnte, so noch eher nach Tomaszow zu kommen. Auf dem leichten einspännigen Wäglein eines Juden fuhr ich am folgenden Tage schneller als mit der Post von Przedborz ab, und war bei Zeiten in Tomaszow, wo ich meinen lange entbehrten Bruder fand. Tomaszow ist gleichsam eine Oase in einer Sandwüste, ein recht freundliches Städtchen an der Wolborka, die sich später in die Piliça ergießt. Ein großer Teich, durch den die Wolbroka hindurchfließt und an dem ein Theil der Häuser sich hinzieht, trägt viel zur Verschönerung des Städtchens bei, das größtentheils von deutschen Fabrikanten und nächstdem von Juden bewohnt wird. Durch die Revolution und den in Folge derselben erhöhten Eingangszoll nach Rußland haben diese deutschen thätigen Kolonisten sehr viel eingebüßt; schon zehren sie von dem früher Erworbenen, und tritt nicht bald eine Aenderung ein, so müssen sie am Ende fast alle zu Grunde gehen. Etwas über dem Städtchen ragt aus den umgebenden Bäumen des Gartens das Schloß hervor. Der Garten hat recht hübsche Anlagen, liegt aber jetzt ziemlich wüst, da das ganze Gut konfiszirt ist. Sein früherer Besitzer, Graf Antoni Ostrowski, Kommandant der Nationalgarde während der Revolution, lebt als Verbannter in Frankreich. Eine halbe Stunde von Tomaszow fließt an dem Dorfe Brzostowka die Piliça vorbei, und gleich neben dieser entspringt ein bedeutender, durch eine wunderbare Klarheit des Wassers sich auszeichnender, offenbar wohl mineralischer Quell, der lange neben der Piliça, jedoch um einige Fuß höher, dahin fließt und sich später wohl in sie ergießen mag. Besonders schön nimmt sich das helle Blaugrün der in der Tiefe wachsenden Pflanzen aus.

Die Kürze der mir zu dieser Reise vergönnten Zeit drängte mich schon am folgenden Tage zur Abreise nach Warschau, wohin mein Bruder und seine Gattin mich begleiteten. Die Straße nach Warschau geht durch eine große, mehr von Getreidefeldern als von Wald eingenommene Ebene,*) die sich jedoch mit der Krakauer Gegend an Fruchtbarkeit nicht vergleichen läßt. Eine Menge Kreuze am Wege zeigten uns, daß hier die katholische Religion in vollem Sinne des Worts Landesreligion ist. Da diese Straße die Hauptstraße von Warschau nach Breslau und Czenstochau ist, so ist sie ziemlich belebt. Sehr oft begegnet man Zügen von Pilgern und Pilgerinnen, die oft wohl gekleidet und schon zu den vornehmern Klassen gehörend zu Fuß nach Czenstochau wandern oder von dort zurückkehren. In frommer Stille und kaum unter einander ein Gespräch sich erlaubend und zum Theil sehr ermattet von der weiten Reise, zogen sie an uns vorüber, bisweilen ein mit Blumen geschmücktes und eingesegnetes Crucifix oder Bild als theures Andenken an den geweihten Ort nach Hause tragend.

Donnerstag den 15 August kamen wir nach Warschau, am Jahrestage des schrecklichen Tages, an dem hier vor zwei Jahren der unselige Fanatismus wahnwitziger Brauseköpfe unsägliches Unglück über ihr Vaterland herbeiführte und den Namen der polnischen Revolution in den Augen von ganz Europa schändete. Kaum angekommen, gingen wir ins neue Theater,*) wo eine gute Oper gegeben wurde. Obgleich kein Wort verstehend, erfreute ich mich doch an dem Wohlklange, den die als rauh verschrieene Sprache im Munde der Sängerinnen gewann.**)

Den ersten und zweiten Tag meiner Anwesenheit in Warschau hatten wir ziemlich ungünstiges Wetter. Wir konnten daher wenig sehen, zumal da ein Theil unserer Zeit noch durch einige Besuche und durch Besorgung des Paßwesens weggenommen wurde. Auf dem Rathhause im Paßbureau fand ich eine ziemliche Anzahl vornehmer Polen, wahrscheinlich Offiziere der polnischen Armee, die in Folge der Amnestie in ihr Vaterland zurückgekehrt waren und sich nun hier meldeten. Ich erstaunte über die kräftigen Gestalten und edlen, wahrhaft schönen Gesichter, unter denen ein lang aufgeschossener Engländer mit seinem ausdruckslosen Gesicht sich recht sonderbar ausnahm. Sie wurden gut behandelt. Nur einer derselben, ein schöner, etwa zwanzigjähriger Jüngling mit einem Stelzfuße, wurde, als ich, um meinen Paß abzuholen, das Zweitemal dort war, von einem Beamten etwas härter angelassen.

Einen großen Genuß gewährt in Warschau dem Fremden schon das bloße Herumgehen auf den meist geraden und breiten, mit einer Unzahl herrlicher Paläste geschmückten Straßen. Es ist eine ächte Königsstadt! Auch schien sie mir noch belebt genug, wiewohl diejenigen, welche sie früher sahen, behaupten, sie sey in dieser Hinsicht kaum mehr wieder zu erkennen. Sehr schöne Spaziergänge innerhalb der Stadt bildet der große zu dem so schönen Krasinski'schen Palais gehörige, und der wohl noch zweimal so große herrliche Garten beim sächsischen Palais, oder dem Schlosse, wo Konstantin residirte. Ganz in der Nähe des letztern ist die schöne, nach dem Vorbilde des römischen Pantheon erbaute deutsch-protestantische Kirche. Als wir in der letztern waren, bot sich uns eine sehr merkwürdige Erscheinung dar. Eine schon ziemlich alte, ärmlich gekleidete Frau trat herein, warf sich gleich vor uns nieder, küßte den Boden, breitete dann knieend ihre Arme gegen den Prediger aus, seufzte tief und schlug ihre Brust zu wiederholtenmalen in einem Grade von Zerknirschung, wie ich ihn noch nie gesehen. Ohne ein Wort zu sagen, ohne uns im Vorbeigehen einen Blick zuzuwenden, entfernte sie sich dann sogleich wieder. Es war wohl eine von irgend einer Schuld gedrückte katholische Polin, die übrigens von den Worten des Predigers gar nichts zu verstehen und nur durch Zufall gerade in diese Kirche sich verirrt zu haben schien. — In das Innere der Paläste selbst einzudringen, hält natürlich jetzt, wo noch so viel Mißtrauen herrscht, schwer; auch lohnt es sich jetzt weniger als sonst, da ein so großer Theil der Kunstsammlungen und sonstigen Merkwürdigkeiten nach Rußland ausgeführt worden ist. Wir begnügten uns also, auch durch die Kürze der uns vergönnten Zeit hiezu genöthigt, mit dem äußern Anblick. Auf dem Platze vor dem Schlosse wird die Aufmerksamkeit noch fixirt durch das auf einer hohen Säule stehende Standbild Sigismunds III. †) In der Linken das Kreuz, in der Rechten das Schwert, blickt er nieder als Vertheidiger des Katholicismus. Vor dem Palast der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften befindet sich auf einer niedrigen Basis die von Thorwaldsen modellirte,

---

*) Ganz Polen besteht bekanntlich, mit Ausnahme des Südens, wo Vorberge der Karpathen sich hinein erstrecken, und des Gebirgszuges, der zwischen der Piliça und Weichsel sich von Süden heraufzieht, aus einer einzigen großen Ebene. Daher soll das Land auch den Namen haben: Polska, von Pole, d. i. Ebene, gerade wie Pommern von seiner Lage am Meere (Pomorzanie: Meeranwohner) und Kroatien, besser Chrobatien, von den Bergen seinen Namen hat. S. Maltebrun und Chodzko S. 13.

*) Dieses herrliche, dem Rathhause gegenüber auf einem freien Platz erbaute Gebäude ist jetzt eine der schönsten Zierden der Stadt. Der durch die Revolution unterbrochene Bau desselben wurde erst nach derselben beendigt. Früher war jener Platz durch schlechte Hütten verbaut und entstellt.

**) Dieser Wohlklang scheint im Polnischen mir vorzugsweise aus der harmonischen Abwechslung scharfer und weicher Konsonanten hervorzugehen. Zu dem letztern gehört besonders das dem französischen i consonne entsprechende Ż. Kraft und Milde erscheint so gepaart.

***) Dieses Niederwerfen an und für sich ist in Polen nichts so seltenes; ich hatte es schon in Krakau gesehen.

†) Nach Maltebruns Gemälde von Polen ward es im Jahre 1643 errichtet.

von Joh. Gregoire in Warschau gegossene Statue des Kopernikus. Er ist sitzend dargestellt, und hält in der Linken das Weltsystem, mit der Rechten einen Zirkel, als wolle er mit demselben die Entfernungen der Planeten-Bahnen messen — ein wohl nicht ganz passendes Symbol. Das Ganze ist in großartigem Styl gearbeitet, doch behagt die sitzende Stellung *) den Warschauern nicht, und allerdings scheint es der Würde des Gegenstandes nicht angemessen, uns diesen Heroen der erhabensten Wissenschaft gleichsam im Schlafrock an seinem Pulte mit seinen Instrumenten beschäftigt vorgeführt zu sehen. Weit lieber wohl sähen wir ihn stehend, in tiefe Betrachtungen versenkt, hinausschauend in die unendliche Ferne, während die Rechte vielleicht an eine gebrochene Säule sich lehnend noch das Instrument hält, mit dem er eben Beobachtungen anstellte.

(Schluß folgt.)

Neueste Ausgrabungen in Pompeji.

Gegen Ende des vergangenen Jahres entdeckte man die Straße, welche vom Tempel der Fortuna nach dem Isisthore führt, und von welcher die Stadt fast zur Hälfte durchschnitten wird. An einer Kreuzstraße, welche auf der einen Seite nach den Theatern und auf der andern nach den Stadtmauern geht, fand man einen Altar der Schutzgottheit des Orts, unter der Gestalt einer Schlange dargestellt. Vorn und an den Seiten dieses Altars sieht man Gemälde, welche Priester vorstellen, damit beschäftigt, Opfer und Libationen zu bringen. Unweit dieser Kreuzstraße führt eine kleine winklige Gasse nach der andern Kreuzstraße des Tempels des Augustus.

Im Oktober fand man bei einer Nachgrabung in zwei Läden in der Fortunastraße mehrere interessante Gegenstände, unter andern eine Wage von Bronze mit ihrer Schale und einem Gewicht von der Gestalt einer kleinen Birne; ferner eine Opferschale mit Henkeln, dann eine Menge zu dünnen Plättchen zusammengedrückten Eisendraths, eine Hacke und mehrere walzenförmige Gegenstände aus durchbohrten Knochen, wahrscheinlich zu Frauenzimmerarbeiten oder zum Rechnen bestimmt.

Später entdeckte man ein Haus, hinter jenem gelegen, in welchem man das große Mosaik gefunden hatte. Dieses Haus bestand aus einem Vorgemach, mehreren sehr einfach ausgeschmückten Schlafzimmern und einem Saal mit schönen Ornamenten aus Stuck. Man fand hier eine sehr schön gearbeitete Muschel von Bronze, eine irdene noch ganz von Rauch geschwärzte Lampe, ein Frauenzimmerohrgehäng von Elfenbein, zwei Gefäße mit Farbe, und endlich eine hölzerne Kiste mit Eisen ausgefüttert und von Außen mit Zierrathen versehen, welche mit eingeschlagenen Bronzenägeln ausgeführt sind.

Neuern Nachrichten von diesem Jahre zufolge fand man in dem Hause der Ariadne ein vorzüglich schönes Sacrarium. Die Nische für das Bildniß der Schutzgottheit befindet sich an der Rückseite und an den Seiten Gemälde, die Leda und eine Priesterin vorstellend, welche, in Begleitung eines kleinen Mädchens, das die heiligen Geräthe trägt, Opfer bringen. Diese Gemälde sind mit schönen gelben Ornamenten auf rothem Grund umgeben.

In dem Hause des Dädalus wurden die Mauern eines Gartens ausgegraben, welche mit herrlichen Landschaftsgemälden bedeckt sind, von denen die erste einen wahrscheinlich dem Apollo geweihten Tempel zeigt, denn die Statue dieses Gottes steht am Eingang. Auf der einen Seite sieht man einen Teich, auf welchem wilde Enten schwimmen, und auf der andern einen Fluß nebst einigen Kähnen. Die zweite Landschaft ist ein herrliches sicilianisches Seestück. Polyphem steht am Gestade; Galathea sitzt mitten in den Wogen auf einem Delphin und scheint dem Gesang der Cyklopen zuzuhören.

Ein wilder Thierkampf in einem Amphitheater ist in größtem Styl ausgeführt. Ein majestätischer Stier flieht vor einem Löwen, der ihn verfolgt; ein schnellerer Tiger hat ihn jedoch bereits in den Weichen gefaßt. Ein muthiger Bestiarius trifft indeß einen wilden Bären mit seiner Lanze auf die Schnauze, daß das Blut fließt. Etwas weiter weg liegt ein Bär, dem die Lanze noch im Leibe steckt, zu den Füßen dessen der ihn erlegte, und ein anderer Bär befindet sich auf der Flucht. Die Felder zwischen der Landschaft und dem letztern Gemälde sind mit Helmen, Trommeln und zwei kleinen Palmbäumen ausgefüllt. Der obere Rand der Mauer läuft in zierlich gearbeitete Karnieße von Stuck aus, die mit verschiedenen Farben bemalt sind, was eine herrliche Wirkung macht.

*) Wie sitzende Statuen beim Volke in Ungunst sind, habe ich auch an der sitzenden Statue des Dante in Santa Croce in Florenz erfahren. Mag dadurch auch namentlich der so würdigen Gestalt des Kopernikus Unrecht geschehen, so kann doch, meine ich, die Bemerkung, daß die Stimme des Volkes im Süden wie im Norden gegen sitzende Statuen seiner Heroen ist, dem bildenden Künstler nicht gleichgültig seyn. Der tiefere dem Volke unbewußte Grund davon ist wohl, daß eine stehende Gestalt freier, selbstständiger, unabhängiger von der Außenwelt, und mithin würdevoller erscheint als eine sitzende. Ort der Aufstellung, Alter der Personen und ähnliche Umstände scheinen hiebei auch nicht gleichgültig. So wird z. B. eine sitzende Figur auf einem freien Platze uns schon weniger zusagen als an der Wand eines Gebäudes. Dagegen haben die sitzenden Porträtfiguren der Päpste in der Peterskirche zu Rom nichts Auffallendes; denn einerseits rechtfertigt das hohe Alter derselben diese Art der Darstellung, und andererseits gehört der Stuhl Petri fast wesentlich zum Begriffe ihrer Würde.

Miscellen aus indischen Journalen.

In einem im Asiatic Journal enthaltenen Auszuge aus einem Schreiben des Sekretärs des Delhi College an das Generalcomité des öffentlichen Unterrichts heißt es unter Anderem: „Wohlunterrichtete sind der Meinung, daß jetzt bei uns die arabische Sprache nicht mehr so allgemein oder so gründlich studirt werde, als dieß vor mehreren Jahren der Fall war. Die Kadis und Muftis, so wie auch die Beweisführer stehen nicht mehr in dem Ansehen, welches noch vor einigen Jahren das Studium des Arabischen und des Sanskrit zu einem sichern Mittel machte Reichthum und Würden zu erwerben. Eine genugsame Kenntniß der persischen Sprache wird jetzt von einsichtsvollen Eingebornen als ein eben so sicherer Weg betrachtet, um zu einem einträglichen Posten zu gelangen, als selbst das erfolgreichste Streben, sich jene schwierigen Sprachen eigen zu machen, welche man bereits als zu nichts dienlich anzusehen beginnt, als zu Erwerbung einer nutzlosen und uneinträglichen Berühmtheit unter einigen wenigen Gelehrten. Sogar bigotte Pundits und orthodoxe Molla's halten es nicht länger für ketzerisch, die veralteten Grundsätze ihrer Vorfahren als nutzlos zu verwerfen, und ihre Söhne in die englische Schule zu schicken; auch sind Beispiele von gebildeten Erwachsenen, welche sich der neuen Literatur mit der Ueberzeugung zuwenden, daß sie das einzige Mittel sey, sich europäische Bildung zu erwerben, nichts weniger als selten. Daher verläßt jetzt der größere Theil der Madersa-Studenten das Kollegium, wenn sie den Kursus in der persischen Sprache vollendet haben; von jenen, welche das Arabische anfangen wollen, geben die meisten ab, wenn sie den Kafia oder Sureh Mollah gelesen haben, und nicht vier oder fünf von Hundert widmen sich den höhern Zweigen des orientalischen Wissens. Die Lust, Englisch zu lernen, gewinnt in Delhi immer größere Ausdehnung, und als Beweis, wie sehr der Geschmack an der neuen Literatur zunimmt, möge der Umstand dienen, daß nicht weniger als 50 Abschriften einer englischen Grammatik in persischer Sprache, welche mir durch die Schulbüchergesellschaft in Calcutta geschickt wurden, in einem einzigen Tage vergriffen waren."

*

Die Regierung in Bombay hat sich genöthigt gesehen, mehrere in Aemtern stehende Braminen wegen erwiesener Bestechlichkeit zu entlassen. Die immer zahlreicher werdenden Beweise der Unzuverlässigkeit, welche die in Aemtern befindlichen Braminen geben, haben auch die wärmsten Vertheidiger des Systems, Eingeborne mehr und mehr in die Verwaltung zu ziehen, stutzig gemacht. Die Sache ist von größerer Bedeutung, als sie auf den ersten Anblick scheint, denn die Unzuverlässigkeit der Braminen muß die Folge haben, die Verwaltung mehr und mehr in die Hände der Indobritens oder Eurasier zu bringen.

Druckfehler.

In Nro. 47 des Auslandes, über den Theeverbrauch in den verschiedenen Staaten, S. 188 Sp. 2, Zeile 9 v. u. ist 5.500,000, statt 5.500 zu lesen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 53. 22 Februar 1835.

Handelsstatistik.

Nach offiziellen französischen Quellen.

Carolina. a) Südcarolina.

Die Ereignisse, welche im Jahre 1832 die Aufmerksamkeit von Europa auf die beiden Carolina's gezogen haben, lassen hoffen, daß man die folgenden Data über ihre Kultur- und Handelsinteressen und Hülfsmittel nicht ungern sehen wird.

Das Territorium von Südcarolina theilt sich von Natur in drei Zonen ab: das Tiefland, das Hügelland und das Hochland. Das Tiefland enthält die besten Ländereien für Reiß und Baumwolle; sie erstrecken sich 50 bis 40 englische Meilen ins Innere, und liegen besonders an den Flußufern hin, wo die Leichtigkeit der Bewässerung und des Ableitens des Wassers ihnen immer reiche Ernten sichert. Der Morgen (arpent) liefert 2 bis 3 Fässer Reiß oder 2 bis 300 Ballen Baumwolle. Etwa 40 englische Meilen von der Küste verändert sich die Natur des Bodens, erhebt sich nach und nach bis auf etwa 100 Fuß über der Meeresfläche, und ist von Morästen und Teichen durchschnitten. Ehemals wurde auch hier Reiß gebaut, allein die Schwierigkeit die Felder in der Zeit der Trockenheit zu bewässern und das Wasser zur Zeit der Regen abzuleiten, hat gemacht, daß diese Kultur nach und nach aufgegeben und mit der von Baumwolle und türkischem Korn ersetzt wird. Diese Zone bietet alle Extreme von Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit dar, sie bringt in der Nähe der Flüsse Reiß, Baumwolle und Getreide im Ueberfluß hervor, und wenn der Werth dieser Produkte fallen sollte, so kann sie Tabak und Indigo liefern. Gegen die Gebirge zu, wo die Wasserfälle beginnen, wird sie unfruchtbar. Das Hochland ist der bevölkertste Theil des Staats, es hat eine Breite von etwa 100 Meilen, und ist von den blauen Bergen begränzt. Bis auf eine absolute Höhe von 5—600 Fuß wird Baumwolle gebaut, aber im Gebirge selbst ist die Temperatur zu kalt, und der Sommer zu kurz, und man baut Getreide; dieß ist der einzige gesunde Theil des Staates: je tiefer man herabsteigt, um so ungesunder wird das Klima, und in dem Tieflande herrschen Fieber während sechs Monaten des Jahres.

Baumwolle. Die Inseln und die Meeresufer bringen die beste Baumwolle, genannt lange Wolle, hervor: diese Art gedeiht nur in einer von Salztheilen durchdrungenen Luft, und entartet sobald sie ins Innere verpflanzt wird. Die Ländereien des Innern liefern die kurze Wolle. Die Ausfuhr dieses Artikels betrug im Jahre 1832 eine Summe von 51 Millionen Franken, sie steigt oft noch weit höher, wie in den Jahren 1822 und 1825, wo sie 36 bis 40 Millionen betrug. Die Kultur sowohl der Baumwolle als des Reißes (welcher der nächst bedeutendste Artikel ist, und eine Ausfuhr von 8 bis 9 Mill. liefert) ist übrigens sehr mangelhaft. Man säet und erntet auf einem Felde, bis es erschöpft ist, ohne es je durch Dünger zu erneuern. Man verläßt sich auf die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens, und wenn er nicht mehr tragen will, so verkauft man ihn um niedern Preis und wandert in eine Gegend aus, die noch nicht umgebrochen ist, obgleich das Land Alles darbietet, was zur Hervorbringung reicher Ernten nöthig ist. Denn Carolina besitzt Weiden, welche denen keines Landes nachstehen, und könnte Vieh aller Art, nicht nur für den eigenen Verbrauch, sondern für die Ausfuhr nach Meriko und den Antillen ernähren; allein die Indolenz der Bewohner macht es den westlichen Staaten tributbar, welche jährlich zahllose Heerden nach Georgien und Carolina treiben, für welche sie in baarem Geld bezahlt werden. Allein in Carolina sind alle andern Kulturen von dem Bau der Baumwollenstaude verdrängt worden, Tabak, Hanf und Getreide werden größten Theils aus Maryland und Virginien eingeführt; Indigo wurde früher in Menge ausgeführt, allein auch er hat der Baumwolle Raum gemacht, jedoch die ungeheuren Baumwollenpflanzungen von Alabama, Arkansas und andern neuern Staaten müssen nothwendig den Preis dieser Waare in wenigen Jahren heruntersetzen, und dann wird Carolina darauf denken müssen, eine vielfältigere Kultur einzuführen, und Seide, Zucker und Orangen, welche gegenwärtig nur eine sehr kleine Stelle einnehmen, werden dann in größerer Menge gebaut werden.

Die Bevölkerung von Südcarolina beläuft sich auf ungefähr 600,000 Seelen, von denen etwa die Hälfte aus Sklaven, und freien Mulatten und Negern besteht. Allein die Klasse der freien Farbigen nimmt täglich ab, und begreift gegenwärtig nur noch 6000 Seelen, und ein Gesetz der Lokalgesetzgebung hat im Jahre 1830 die Emancipirung der Sklaven und die Einwanderung freier Neger verboten.

Der Hafen von Charleston ist das Entrepot von Carolina: er hat vier englische Meilen im Durchmesser, und bietet überall

tiefen und sichern Ankergrund, die Stadt selbst hat 40,000 Einwohner. Allein troß ihrer bewunderungswürdigen Lage hat ihr New-York einen Theil ihres Handels entzogen, und ihre Ausfuhr, die im Jahre 1825 sich auf 58 Mill. Fr. belief, war im Jahre 1831 auf 28 Millionen gefallen. Der Grund davon liegt theils in der größeren Masse von Kapitalien in New-York, und der daraus hervorgehenden größeren Leichtigkeit des schnellen Verkaufs der Schiffsladungen, theils in dem höheren Preise der Handarbeit in Charleston, wodurch die Schiffsreparationen dort beträchtlich höher zu stehen kommen, als in New-York. Dennoch hat sich der Handel von Charleston in den letzten drei Jahren wieder gehoben, und seine Ausfuhr kann nach den neuesten Nachrichten im Jahre 1834 nicht unter 40 Mill. Fr. betragen haben. Es sind in diesem Jahre mehrere neue Schiffswerfte nach den besten amerikanischen und englischen Modellen, und eine große Menge neuer Magazine erbaut worden, und der ganze Verkehr des Staats war in lebhaftem Zunehmen, bis die Furcht eines Kriegs mit Frankreich die Thätigkeit wieder gelähmt hat.

b) Nordcarolina.

Die Kultur und Handelsverhältnisse sind denen von Südcarolina sehr ähnlich. Der Boden theilt sich ebenfalls in drei Zonen: Alluvialland, Hügelland und Gebirgsland. Die erste bringt Baumwolle hervor, die zweite Baumwolle und Mais, die dritte Getreide; dasselbe System von Ackerbau lähmt auch hier alle Fortschritte, und die Bevölkerung nimmt jährlich durch Auswanderung nach den neuen westlichen Staaten ab, so daß sie gegenwärtig nicht über 550,000 Seelen beträgt, deren Hälfte etwa aus Weißen, die andere aus Negern und Mulatten besteht. Doch ist die Zahl der freien Farbigen weit bedeutender, als in Südcarolina, und erhebt sich auf 16,000. In den Niederungen fällt alle Feldarbeit auf den Sklaven, im Hochland, wo die weiße Bevölkerung größer ist, nimmt auch diese Theil daran.

Nordcarolina besitzt beträchtliche Eisenminen und einige Goldbergwerke, welche seit einigen Jahren bearbeitet werden, deren Ertrag aber selten die Kosten übersteigt. Seitdem man in Georgia weit reichere Goldminen entdeckt hat, haben sich die Spekulanten dahin gezogen, und die besten Bergleute mit sich genommen, so daß in der allerneuesten Zeit der größte Theil der Minen wieder aufgegeben ist.

Die Ausfuhr des Staats besteht in Baumwolle, Terebinthen, Pech und Bauholz, allein bei der großen Ausdehnung von Seeküsten besitzt er doch keinen guten Hafen, so daß der größte Theil des Handels theils durch virginische, theils durch südcarolinische Häfen geht, was es sehr schwer macht die genaue Summe der Ein- und Ausfuhr zu berechnen. Der einzige Hafen von einiger Bedeutung ist der von Wilmington, welcher Schiffe von 250 Tonnen aufnimmt, und einen nicht unbedeutenden Handel mit den Antillen führt; die direkte Ausfuhr zur See betrug im Jahre 1822 über 3 Mill. Fr., ist aber seitdem auf 2,096,000 Fr. gefallen.

Drei Tage auf dem Orinoco,

und eine Reise über die Llanos von Cunama.

(Fortsetzung.)

Die Leguans schienen meine Hülfslosigkeit zu bemerken, denn sie kamen immer näher und näher, bliesen ihre Kröpfe auf und zischten, als ob sie mich angreifen wollten. Der Metallglanz ihrer Leiber, ihre feurigen Augen und ihre emporgesträubten Kämme erschienen meiner krankhaften Einbildungskraft als das Scheußlichste, was man in der Welt sehen könne. Da ich ganz bewegungslos saß, so stieg die Keckheit meiner Gegner immer höher; sie sprangen von einem Ast auf den andern und befanden sich endlich kaum noch einen halben Schritt von mir entfernt. Dieß brachte mich aufs äußerste, und so schlug ich denn, mit fast convulsivischer Anstrengung, den nächsten mit der Faust derb auf den Kopf. Diese Demonstration genügte für den Augenblick, denn sie verscheuchte die Zudringlichen und war für mich zugleich deßhalb von großem Nutzen, weil sie mich von der Macht überzeugte, welche ich über diese Thiere besaß. Die Schnelligkeit, mit welcher diese großen Thiere auf dem Baum umhersprangen, beschäftigte meine Aufmerksamkeit; die gemachte Anstrengung brachte mich wieder zu mir selbst und verscheuchte die Fühllosigkeit, die sich meiner bereits bemeistert hatte, so weit, daß ich wieder Betrachtungen über meine Lage anstellen konnte. Diese kann indeß nicht trauriger gedacht werden; das Fieber war gewichen und hatte mich abgemattet und hungrig zurückgelassen. Mehrere Stunden waren indeß verstrichen; ängstlich blickte ich umher, in der eiteln Hoffnung, das rückkehrende Boot irgendwo zu entdecken. Ich klimmte noch höher empor; kein menschliches Wesen war zu erblicken, und wären auch Boote auf- oder abwärts gefahren, so hätte doch nicht leicht ein anderes als das meine von Nutzen für mich seyn können. Die bewohnten Stellen befanden sich hauptsächlich am jenseitigen Ufer, und bei der ungeheuren Breite des Stroms war keine Hoffnung, daß man mich unter meinem Blätterdach sehen oder hören werde. Meine letzte Hoffnung beruhte demnach auf der Rückkehr meiner Leute, wiewohl es auch dabei noch immer zweifelhaft blieb, ob sie meinen Aufenthalt finden würden. Die Stelle, wo der Rio-Capanaparo mit dem Orinoco zusammenfließt, war ihr einziges Wahrzeichen, aber auch dieses war sehr unkenntlich geworden, weil bei den aus ihren Ufern getretenen Flüssen die eigentliche Strömung sich nur sehr schwer finden ließ. Der Abend brach bereits herein, heftige Regenschauer von gewaltigen Donnerschlägen begleitet, stürzten herab, ich gab also alle Hoffnung einer Erlösung für den heutigen Tag auf, und suchte nur den nagenden Hunger dadurch zu beschwichtigen, daß ich Blätter und junge Zweige des Zamang kaute.

Seit die Leguans meine Stärke gefühlt hatten, hielten sie sich in bescheidener Ferne und beschränkten sich auf die andere Seite des Baumes. Mein Grauen vor diesen Thieren hatte sich gemildert, und der beständige Anblick mich gewissermaßen vertraut mit ihnen gemacht. Vögel aller Art zogen über mich weg, lange Reihen von Affen schwangen sich von Baum zu Baum und Schaguars machten Jagd auf Krokodile. Ein solcher

Anblick, unter günstigen Umständen, hätte mich vielleicht entzückt, allein jetzt war ich so fühllos, daß diese Naturseenen nicht den geringsten Eindruck auf mich machten.

So wie der Abend hereinbrach, verschwanden alle jene Thiere, und andere traten an ihre Stelle. Ungeheure Fledermäuse schwirrten um mich her, und unzählige leuchtende Insekten erhellten den dunkeln Wald. Moskitos, Zancudos und Eintagsfliegen summten unter mir, und das Heulen größerer Thiere hallte schauerlich durch die Dämmerung. Vor den Angriffen der letztern schützte mich indeß meine hohe Stellung, und da die Schatten immer länger wurden, so traf ich meine Anstalten, um die Nacht so gut als möglich hinzubringen. Zuvörderst schnitt ich mit meinem großen Taschenmesser, das ich glücklicherweise bei mir hatte, mehrere starke Zweige ab, mit denen ich meine Hängematte auseinanderspreizte, um zu verhindern, daß sie sich nicht über mir zusammen schließe. Ich fühlte wenig Neigung zum Schlaf, doch legte ich mich nieder, um meinen durch die unbequemen Stellungen, in denen ich den ganzen Tag zugebracht hatte, ermüdeten Gliedern einige Ruhe zu gönnen. Ich war ganz durchnäßt, da sich aber dem nicht abhelfen ließ, so wickelte ich mich in den Mantel und vertraute mich meiner Hängematte an.

Unter düstern Betrachtungen schlief ich endlich doch ein, und erwachte erst mit grauendem Morgen, wo ich von dem Rütteln aufgeweckt wurde, das die Leguans verursachten, die ein Frühstück von Blättern einnahmen und Insekten dazu fingen. Abermals vergebens sah ich mich nach Erlösung um und versank dann in tiefen [illegible], denn ein dichter Nebel beschränkte meine Aussicht so sehr, daß selbst die nächsten Bäume nicht deutlich zu sehen waren. Nebel zu dieser Jahreszeit pflegten, wie mir wohl bekannt war, in diesem Lande oft lange anzuhalten, und so war jede Hoffnung geschwunden; denn wenn auch meine Gefährten mich suchten, so war es doch unmöglich, daß ich sie oder sie mich finden konnten. Gern hätte ich gerufen, wäre ich nicht zum Voraus von der Fruchtlosigkeit einer solchen Anstrengung überzeugt gewesen. Was vermag eine einzelne menschliche Stimme in einer Einöde und gegen das Rauschen des gewaltigen Orinoco? sie wird zum Lispeln eines Kindes im Sturm, zu dem letzten Seufzer eines Sterbenden in tobender Brandung.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlangenfresser in Aegypten.

Die Herren Michaud und Poujoulat machen in ihren Briefen aus dem Orient, aus denen wir in diesen Blättern bereits Auszüge mittheilten, wiederholt auf die Aehnlichkeit aufmerksam, welche zwischen den Sitten des alten und neuen Aegyptens herrscht. So fanden sie unter andern auch in der Nähe von Rosette Repräsentanten der Psilli oder Ophiogenes, jener Schlangenfresser nämlich, deren die alten Schriftsteller häufig gedenken. Der einzige Unterschied, welcher zwischen den heutigen und den Schlangenfressern des Alterthums besteht, ist, daß jene sich einen mohammedanischen Heiligen statt einer ägyptischen Gottheit als Schutzpatron gewählt haben.

„Alljährlich, im Monat Julius, heißt es in den Briefen unserer Reisenden, feiern diese Leute das Fest des Santon Sabi, des Schutzpatrons der Schlangenfresser. Sabi's größtes Wunder ist, daß er mehrere Schlangen an einander knüpfte, um ein Bündel Holz mit ihnen zusammenzubinden. Die Psilli begleiten den Umgang, der zu seinem Gedächtniß gehalten wird, mit ungeheuern Schlangen in den Händen, die sie mit ihren scharfen Zähnen in Gegenwart des erstaunten Volks in Stücken reißen. Ich fragte Herrn Camps über diesen Gegenstand, und er sagte mir, daß dieser Gebrauch nach und nach in Abnahme komme, und daß bei der letzten Prozession einer der Psilli, wiewohl einer der minder geschickten, von der Schlange gebissen worden. *) Wir vermutheten indeß, daß der, dem ein solcher Unfall widerfahren war, nicht vollkommen in die Mysterien der Sekte eingeweiht seyn müsse. Ich wünschte einige dieser Psilli zu sehen, und erhielt von einem der berühmtesten derselben das Versprechen eines Besuchs, und daß er zugleich einige große Schlangen mitbringen werde. In dem Augenblick aber, wo ich ihn erwartete, ließ er mir sagen, daß der Wali (Chef der Polizei) ihm verboten habe zu kommen. Die Psilli hegen allgemein die Meinung, daß die Europäer nicht an ihre Kunst glauben, und sie nur sehen wollen, um sich lustig über sie zu machen, worin sich der große Schlangenbeschwörer von Rosette hinsichtlich meiner irrte: denn ich bin allerdings überzeugt, daß es in Aegypten zu jeder Zeit eine Menschenklasse gegeben hat, welche das Geheimniß besitzt, die Wildheit der Schlangen zu zähmen, und ihnen das Gift zu nehmen. Die Aerzte des Pascha's haben in dieser Hinsicht außerordentliche Vorgänge mit angesehen. Während sie in Oberägypten und an den Küsten des rothen Meeres reisten, trafen sie allenthalben die von den Alten erwähnten Ophiogenes. Dort sieht man in jeder Stadt und jedem Dorfe mit Körben in den Händen Leute, die sich erbieten, die Schlangen aus den Häusern zu vertreiben, und zu gleicher Zeit Amulette und Gegengifte gegen den Biß der Vipern und Skorpione feil bieten. Man wird freilich einwenden, daß da viel Betrug und Quacksalberei mit unterlaufen möge, allein Quacksalberei ist gerade ein Anzeichen vom Vorhandenseyn ächter Wissenschaft, denn wenn keine Arzneikunde bestände, so hätten wir auch keine Marktschreier."

Chronik der Reisen.

Ausflug nach Polen.

1. Reise nach und von Warschau.

(Schluß.)

Das in der Kapuzinerkirche befindliche Denkmal des Joh. Sobieski besteht aus einem Sarkophage, auf welchem ein Kissen mit Krone und Scepter ruht. Darüber befindet sich die treffliche aus weißem Marmor gearbeitete Büste des ritterlichen Helden — ein herrlicher Kriegerkopf. — Die übrigen Kirchen, unter denen sich die Krönungs- oder Johanneskirche wohl durch vielfachen Schmuck, keine aber durch bedeutende Kunstdenkmäler auszeichnet, übergehe ich hier ganz. In einer derselben sah ich die Findelkinder männlichen und weiblichen Geschlechts an der Messe Antheil nehmen. Ich sah kein einziges gesundes Gesicht unter ihnen. Während ein Geistlicher auf der Kanzel predigte, saßen die für einen Kanzelvortrag schon ihres geringen Alters halber meistens noch ganz unreifen Kinder sämmtlich auf orientalische Weise auf dem bloßen Boden still und stumm. Möchte eine Einrichtung recht bald abgeschafft werden, die auf Körper und Geist nur gleich nachtheilig wirken kann! Ich sah später das eine der beiden Findelhäuser selbst, als wir nach dem botanischen Garten fuhren. Neben der Thüre ist eine Nische mit einer beweglichen Maschinerie, in welche die Mütter, welche ihr Kind aussetzen wollen, dasselbe bei Nacht hineinlegen. Werden sie erhascht, so müssen sie dann 3, 4 bis 5 Kinder zugleich stillen; doch erhalten sie nie ihr eigenes Kind zur Stillung, damit sie nicht darüber die andern vernachlässigen. Wie sollen da die Kinder gedeihen, zumal wenn die Mütter selbst schwach sind? Sollte auch an dieser, jedoch von glaubwürdigen

---

*) Plinius sagt in seinem Bericht über die Ophiogenes, daß ihre Beschwörungen zuweilen fehlschlügen, und daß Viele ein Opfer ihrer Verwegenheit geworden seyen.

Männern herrührenden Notiz etwas übertrieben seyn, so sollte doch die in ihr sich zeigende öffentliche Meinung die Regierung zu einer erhöhten Aufmerksamkeit auf die Findelhäuser anregen. — Im Süden stößt an die Stadt das Lustschloß Constantins, Belvedere, an welches, nur durch einen Abhang und eine Straße getrennt, unmittelbar das zwar kleine, aber einzig schöne Lazienka gränzt. Das letztere liegt in einem schönen Parke auf einer kleinen Insel, und nimmt sich besonders von der kleinen, über den einen Arm des Teiches führenden Sobieski-Brücke, der es die Façade zukehrt, ganz allerliebst aus. Gleich neben dem Schlosse ist, durch einen Graben von ihm getrennt, ein kleines antikes Theater in den Teich hineingebaut. In das Schloß selber war der Zutritt eben so wenig als in das Belvedere gestattet, und auch das Aeußere desselben, so wie den Park, konnten wir, durch das Regenwetter gehindert, nicht genügend in Augenschein nehmen, aber ich erkannte, daß Warschau um seine so schönen Spaziergänge in und bei der Stadt von vielen andern Hauptstädten beneidet werden könnte. — Weiter von der Stadt liegt Bielany, und das zum Theil durch gefangene Türken erbaute Lustschloß des Sobieski, Willanow, wo derselbe auch im Jahre 1696 voll Kummer über die besonders von seiner launischen und ränkesüchtigen Gemahlin theils veranlaßten, theils begünstigten Familien- und Rechtsstreitigkeiten starb. Jetzt gehört das Schloß einem Grafen Potocki und enthält eine nicht unbedeutende Gemäldegallerie, die wir leider, weil der Graf eben anwesend war und Gesellschaft bei sich hatte, nicht in genauen Augenschein nehmen konnten.

Sonntag früh fuhren wir über die 265 Toisen lange Brücke hinüber nach Praga, das eben so wohl durch geschichtliche Erinnerungen als durch den bloßen Anblick einen eigenen sehr traurigen Eindruck macht. Einst blühend und prächtig, konnte es sich seit der Einnahme durch Suwarow nie wieder ganz erheben. Auch im letzten Kriege hat es wieder sehr bedeutend gelitten. Allerdings haben sich manche Häuser schnell genug wieder aus dem Schutte erhoben, allein der Abstand ist nur desto ärger, und das durch den Anblick der vielen gänzlich verödeten Brandstätten erregte schmerzliche Gefühl wird dadurch nicht gelindert. Die Reste der starken weit hinausreichenden Fortifikationen sahen wir bei der Rückkehr. Die Ebene von Praga bis zu den hinter Grochow sich ausbreitenden Waldungen ist öde und sumpfig; zur Rechten der Straße soll sie noch sumpfiger werden, und wurde deßhalb in der Schlacht vom 25 Februar 1831 den beiden auserlesenen russischen Kavallerieregimentern so verderblich. An der Straße links (gegen Norden) steht ein dem Kaiser Alexander errichtetes Denkmal, ein Obelisk, und etwas weiter hinaus ein einzeln stehendes Wirthshaus. Kaum tausend Schritte weit von diesem liegt das berühmte Erlenhölzchen, in welchem in jenen schrecklichen Tagen so viel Blut geflossen ist. Ich beschloß hinüber zu gehen, um so mehr, da der Besitzer des Hauses sagte, es fänden sich in demselben noch gar manche Ueberreste jener blutigen Tage, und ließ mich durch die von ihm angedeutete Unmöglichkeit, jetzt hinüber zu kommen, nicht abschrecken. Bald aber kam ich an einen breiten Graben, und sank, da ich in dem morastigen Boden nicht ausholen konnte, beim Hinübersetzen bis an die Hälfte des Körpers ins Wasser. Bald zeigten sich noch mehr Gräben, über die ich jedoch, selbst den letzten breitesten nicht ausgenommen, glücklich hinüberkam, da über diesen ein Baumstämmchen gelegt war. Jetzt war ich an dem merkwürdigen Orte, konnte aber, da das Wäldchen wegen der vorhergehenden Regentage fast ganz unter Wasser stand, keine zehn Schritte weit vordringen, und vermochte kaum zu begreifen, wie ein so sumpfiger Ort bei nicht ganz trocknem Wetter eine glückliche Position darbieten könne, zumal da er von dem am Saume des gegenüberliegenden Waldes aufgestellten und durch ihn gedeckten Geschütz nach allen Seiten hin bestrichen werden konnte. War es aber für die Polen wirklich unmöglich, in jenen Wald selbst einzudringen, so war freilich dieses Erlengebüsch für sie in der öden Ebene immer noch der einzige Stützpunkt, während die Russen durch jene Waldungen auf das Beste gedeckt waren.

Von Grochow und Praga zurückgekehrt, sahen wir noch die neue an der Weichsel im Norden der Stadt angelegte noch nicht vollendete Citadelle, ein furchtbares, aber wohl wirksames Mittel, die ganz von ihr beherrschte Stadt künftig im Zaume zu halten. Früher waren hier schöne Gartenanlagen.

Am folgenden Morgen fuhren wir, Warschau verlassend, zum Wolaer Schlage hinaus. Die Bäume der dort hinaus führenden Allee waren in ihrer Verstümmlung noch jetzt sprechende Zeugen des schrecklichen Kugelregens, der bei der Einnahme Warschau's sie traf. Die Befestigungen sind bis auf wenige Reste demolirt.

Wir nahmen einen von dem Hinwege etwas abweichenden Rückweg nach Tomaszow, von wo aus ich sehr bald allein nach dem ersehnten Vaterlande zurückkehrte. In Wieruszow erhielt ich durch einen alten Beamten, der meinen Kutscher kannte, und sich ohne Rückhalt mit einer ans Unglaubliche gränzenden Unbefangenheit über das an ihren Gränzen befolgte System von Pascherei äußerte, einen Begriff von dem Treiben an der Gränze.

An der über das Gränzflüßchen Prosna führenden Brücke stand ein Kosak Wache, und streckte mit freundlich bittender Miene und mit den Worten: „Trink, Trinp,“ mir die Hand entgegen. Ein sauberer Posten! dachte ich und reichte ihm lachend einige polnische Groschen. Wie froh war ich, mich wieder auf preußischem Grund und Boden zu finden, der in der That sogleich hinter der Gränze unverkennbar eine bessere Pflege und eben dadurch auch die bessere Lage der ihn Bebauenden beurkundet.

Vermischte Nachrichten.

Zu Port Nessock hat man, wie eine schottische Zeitung berichtet, einen großen Salzwasserteich für Seefische in den Felsen gehauen, welcher 30 Fuß Tiefe und 160 im Umfange hält, und durch einen jener Spalten, welche man an steilen Küsten häufig findet, mit dem Meer in Verbindung steht. An demselben steht ein artiges gothisches Häuschen zur Bequemlichkeit des Fischers, und der Felsen ist ringsherum mit einer massiven, 300 Fuß im Umfange haltenden Mauer umgeben. Von der innern oder hintern Thüre des Häuschens führt eine Wendeltreppe nach dem Landungsplatze, der aus einem vorragenden, flachen Steine besteht, von welchem aus man den ganzen eingeschlossenen Teich übersehen kann. So wie die Fluth vorüber ist, liegt dieser Stein ganz trocken, und dann sieht der Fremde zu seiner nicht geringen Ueberraschung wohl hundert Mäuler zugleich sich öffnen, um ihn zu begrüßen. So wie der Fischer die Schwelle überschreitet, wird der Teich von den herumplätschernden Fischen bewegt, von denen viele so zahm sind, daß sie ihm das Futter aus der Hand nehmen. Ein ungeheurer Stockfisch, der auf den Namen „Tom“ hört, gilt für den Patriarchen des Teichs; er brachte seine Jugend in offener See zu und war der erste Gefangene des Teichs. Jetzt ist er wegen Alters oder Krankheit gänzlich erblindet. Es gewährt ein eben so seltsames als merkwürdiges Schauspiel, zu sehen, wie das große Thier sich im Wasser aufrichtet, den Kopf auf den flachen Stein legt, sich streicheln läßt, und so aus der Hand des Fischers das Futter nimmt, das er im Wasser nicht mehr finden könnte. Die meisten der in diesem Teiche lebenden Fische sind Stockfische, doch findet man auch Kabliaus, Platteisen und andere Arten.

Herr Payen zu Paris hat ein eigenes Verfahren erfunden und in Ausübung gebracht, wodurch Pferde, die durch Alter oder sonstige Gebrechen untauglich geworden sind, binnen 24 Stunden getödtet, zerlegt und in chemische Produkte verwandelt werden, ohne daß die geringste unangenehme oder der Gesundheit nachtheilige Ausdünstung stattfände. Kaum stürzt ein Pferd von einem Keulenschlage auf die Stirn getroffen zu Boden, so wird es aufgeschnitten; das Blut läuft auf dem mit Steinplatten gepflasterten Boden in ein Faß, die Haut wird abgezogen, das Thier zerstückt, die Eingeweide ausgeleert und der darin enthaltene Mist mit Kohlenpulver desinfizirt und zu Dünger verwendet. Eine ungeheure Kufe nimmt die zerstückten Theile von 25 Pferden auf, und ein Dampfstrom kocht dieses Fleisch, diese Flechsen und Knochen 24 Stunden lang. Das Fett, welches hiebei obenaufschwimmt, wird abgeschöpft und an die Seifensieder verkauft, die Gallerte aber setzt sich zu Boden. Die durch das Sieden gereinigten Knochen werden zerstoßen, in gußeiserne Behälter geworfen und bis zum Rothglühen erhitzt, kalzinirt und zu Pulver zerrieben. Dieses Pulver ist die zum Reinigen des Zuckers und Syrups so nützliche Knochenkohle. Das gekochte Fleisch und der übrige Abfall wird auf Oefen getrocknet und zum Bereiten von Berlinerblau verwendet. Die Hufe werden geschnitten und gepreßt, und zu Kämmen und andern Gegenständen verarbeitet.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 54. 23 Februar 1835.

Das Innere des Hofes von Oude.

(Aus einem Privatschreiben.)

Lucknow, den 30 Mai. Fremde, welche Lucknow auf einige Tage besuchen, am Hofe unter allem Pomp vorgestellt werden, nur von den Logen aus sehen, glauben sich in einen der bezauberten Paläste von Tausend und Einer Nacht versetzt. Die zahllosen Elephanten des Königs und der Großen mit ihren silbernen Houdahs und Sammtdecken, die pittoresken Uniformen der Garden, die Reihe der aufeinanderfolgenden Paläste und Gärten, verbunden mit der Pracht der Natur in diesem Garten von Indien, machen einen unbeschreiblichen Eindruck. Wer aber durch einen längern Aufenthalt im Stande ist hinter die Coulissen zu sehen, findet bald, wie viel Elend und bittere Armuth hinter der Scene liegt. Vor einigen Tagen verschworen sich die Stallknechte des Königs mehrere Hundert an Zahl, und gingen in Masse in den Palast ihren zweijährigen rückständigen Sold zu fordern. Der General der Garde, Radschah Darschun Sing, der hörte, daß der König im Palast belagert sey, schickte zwei Kompagnien Garde, um ihn zu debloiren. Die Stallknechte wurden eingesperrt, und gaben sich mit achtmonatlichem Solde zufrieden. Nach einigen Tagen fragte der König den Radschah, ob er sie bezahlt habe, gerieth in großen Zorn, als er hörte, was geschehen sey, und befahl, daß sie sogleich noch sechs Monate Sold erhalten sollten. Der Radschah fragte Se. Majestät, ob er das Geld aus dem Schatz erheben solle, aber der König antwortete, daß er kein Geld habe, daß Alles durch schlechte Haushaltung verschleudert sey, daß er sich an Ruschen uddolah (den ersten Minister) wenden müsse, und ihm für die Ausführung des Befehls hafte. Darschun Sing begab sich zum Minister, den der Befehl des Königs in große Verlegenheit setzte, denn er fühlte sich bei seiner zunehmenden Unpopularität nicht in der Lage sich der Ausführung zu widersetzen, allein es war kein Geld in der Kasse; er schickte daher jedem Generalpächter fünf Soldaten in Garnison, mit dem Befehl für jeden derselben täglich fünf Rupien zu bezahlen, so lange sie nicht Vorschüsse leisteten, unter andern zu Hussein Khan, Generalpächter der Provinz Binswara, von dem 40,000 Rupien, welche rückständig waren, verlangt wurden; sein Agent bezahlte 17,000, und bleibt in seinem Palaste gefangen, bis er den Rest bezahlt haben wird. Uebrigens steht dieser, so wie mehrere andere Generalpächter im Verdacht, daß sie große Summen, welche der Staatskasse gehören, in Banken im englischen Gebiete niederlegen, um sich bei dem bevorstehenden Zerfall des gegenwärtigen Systems, und wahrscheinlich der Dynastie ein warmes Bett zu sichern, und dieses System geht so weit, daß man vor einigen Tagen entdeckte, daß Khodsia Begum, die Favoritkönigin, 140,000 Rupien in Gold heimlich aus der Stadt schaffen und nach Cawnpur schicken wollte. Die Kisten wurden von den Douanen vor der Stadt angehalten und dem König geschickt, der sich mit der Bemerkung begnügte, daß er niemand mehr trauen könne, wenn sie ihn verrathe. Die Begum war früher die Frau eines armen Mannes in Cawnpur, der König bewog sie ihren Mann zu verlassen; allein sie ist nicht von ihm geschieden, unterhält eine beständige Korrespondenz mit ihm, und hat ihm, seit sie in Oude ist, jährlich über 100,000 Rupien geschickt, womit sie einen bedeutenden Distrikt im englischen Gebiet gekauft hat, jedoch unter dem Namen eines Dritten. Das ganze Land ist im elendesten Zustande, die großen Landbesitzer sind in Waffen gegen die Generalpächter, welche ihrerseits mit Truppen und Artillerie die befestigten Häuser des Adels belagern. Das System kann nicht dauern, der König ist ein schwacher und unwissender Mann, auf dessen Dispositionen man sich nie zwei Tage verlassen kann. Das Volk verlangt die Abschaffung des Systems der Generalpächter, und die Zurückrufung des früheren Ministers Ali Mhendi, die Engländer drohen dem König mit Absetzung, und niemand kann voraussehen, was in wenigen Monaten geschehen wird.

Da es wahrscheinlich ist, daß Ali Mhendi wieder aufs neue eine große Rolle in Ober-Indien spielen wird, so kann ich nicht unterlassen Ihnen einige Details über diesen merkwürdigen Mann zu geben. Sein Vater war ein persischer Edelmann, der sein Glück in fremden Kriegsdiensten suchte, und so nach Lucknow kam, wo der damalige Wessier Saadet Ali bald den ungemeinen Geist seines Sohns bemerkte, und ihm sein Vertrauen schenkte. Als er sich im Jahre 1803 genöthigt sah in einem Vertrag mit Lord Wellesley einen Theil der schönsten Provinzen von Oude abzutreten, widersetzte sich Ali Mhendi mit aller Macht der Unterzeichnung, und setzte Alles in Bewegung, was sie verhindern oder verzögern konnte. Dieses Betragen zog ihm das Mißfallen der englischen Unterhändler zu, welche damals einen un-

beschränkten Einfluß über den Hof von Oude ausübten, und Ali Mhendi wurde als Gouverneur einer Provinz in ein ehrenvolles Exil geschickt. Diese Ungnade schlug ihn nicht nieder, und sein energischer Geist wußte aus dem, was der Ruin aller seiner Aussichten schien, eine Basis für seine künftige Macht zu machen. Er wußte durch seine unermüdete Thätigkeit und durch die strenge Gerechtigkeit, die er handhabte, die Finanzen der Provinz in eine solche Ordnung zu bringen, daß sie nicht nur für die Staatskasse eine Quelle reicher Einkünfte wurde, sondern auch ihm große und rechtlich gewonnene Reichthümer verschaffte, was bei dem damaligen System von Generalpachtungen möglich war. Unter der gegenwärtigen Verwaltung trägt die Provinz ihre eigene Administrationskosten nicht. Seine Laufbahn war sehr wechselnd; er war mehreremale erster Minister von Oude, und jede seiner Administrations-Epochen war durch die Wiederherstellung der Finanzen, der öffentlichen Ruhe und des Privatwohlstands bezeichnet, so viel dieser in einem so gänzlich zerrütteten Lande möglich ist. Aber die Schwäche des gegenwärtigen Königs, und seine ungemessene Verschwendung werfen ihn immer wieder in die Hände von Schmeichlern und Intriganten, deren erste Sorge ist Ali Mhendi zu entfernen. Er zieht sich dann gewöhnlich nach Cawnpur oder in eine der andern Städte von Hochbengalen zurück, wo er sich dem Studium der Medizin nach dem persischen Systeme widmet. Er lebt persönlich mit der größten Einfachheit, und seit dem Tode seiner einzigen Frau scheinen alle Bande zerbrochen zu seyn, die ihn an die Welt fesselten. Er hat sich nie wieder verheirathet, nie das Frauengemach wieder betreten, und Alles ist dort geblieben, wie sie es bei ihrem Tode gelassen hat. Er hat kein Kind, und der Erbe seines unermeßlichen Reichthums ist sein Großneffe. Seine Manieren sind von der vollkommenen Eleganz, die man fast nur in den großen Familien mohammedanischer Höfe findet. Als er z. B. seinen Großneffen verheirathete, gab er in Fattahgur den Engländern der Stadt und der umliegenden Stationen ein großes Fest in europäischem Styl, wozu er ein prachtvolles Haus gekauft hatte. Während des Essens brach eine Schnur von Perlen großen Werthes, die er um den Hals trug, und die Perlen rollten auf dem Teppich hin, ohne daß er es zu bemerken schien, oder daß einer der Diener wagte sie aufzulesen, so lange die Gesellschaft beisammen war, damit nicht, wie er nachher äußerte, das Vergnügen seiner Gäste durch eine so unbedeutende Ursache gestört werde. Er ist jetzt ein alter Mann mit einer hohen tiefgefurchten Stirne und durchdringenden Augen, deren ernster Blick durch ein wohlwollendes Lächeln des Mundes gemildert wird. Seine Konversation hat die besondere Annehmlichkeit, welche jedermann, der viel mit Personen hohen Ranges umgegangen ist, an ihnen bemerkt haben muß, und die ich geneigt bin, der beständigen Unsicherheit zuzuschreiben, in der sie leben, die ihre ganze Existenz zu einer Art von Würfelspiel macht, und sie gewöhnt hat der Gegenwart mit leichtem Sinn zu genießen, und die Zukunft dem Zufall anheimzustellen. Ali Mhendi ist ein Mann, dessen großer und lebhafter Geist ihn in jedem Lande erheben müßte, aber in einem mohammedanischen Staate ist seine Freiheit von Vorurtheilen, seine unersättliche Begierde nach Kenntnissen, und sein weiter, unbefangener Blick eine ganz eigene Erscheinung."

Drei Tage auf dem Orinoco,
und eine Reise über die Llanos von Cumana.

(Fortsetzung.)

Die Nacht war, wie meine Kleider zeigten, trocken gewesen, allein der Nebel durchnäßte mich aufs neue. Ein zweiter Fieberanfall durchschüttelte mich, und nun schwand mir jedes Vertrauen, jede Hoffnung. Das Fieber hielt gewöhnlich zwei Stunden an, die mir dießmal zu einer Ewigkeit wurden. Als der Frost und die Schmerzen allmählich nachließen, wurde meine Aufmerksamkeit durch das ziemlich nahe Geheul eines Schaguars geweckt. Ich blickte nach der Stelle, von der es zu mir tönte, allein der Nebel war so dicht geworden, daß ich nicht weit über die Stelle hinaussehen konnte, wo ich mich befand. In diesem Augenblick scheuchte mich ein plötzliches Geräusch und ein gewaltiges Krachen in den äußern Zweigen des Baumes auf; ich eilte aus meiner Hängematte zu kommen und ergriff einen Ast, den ich am vergangenen Abend abgeschnitten hatte. Indem ich mich umsah, erblickte ich einen großen Schaguar, der gewaltige Anstrengungen machte auf den Baum zu kommen, der aber seinen Anlauf zu kurz genommen hatte, und mit der Last seines Körpers Ast auf Ast zerbrach und wenigstens 50 Fuß tief ins Wasser hinabstürzte, wo er, wie ich hoffte, eine Beute der Krokodile ward, denn nach langem Plätschern und Heulen wurde es endlich still.

Der Hunger machte mich jetzt, nach vierzigstündigem Fasten, fast wahnsinnig. Das Fleisch des Leguan, das nächst dem des Armadills am Orinoco für einen Leckerbissen gilt, hatte mich wegen meines Abscheus vor diesen Thieren stets angewidert; jetzt aber hätte der allmächtige Hunger mich vermocht, selbst diese ekelhaften Kreaturen zu essen. Mein früherer Angriff und das Geräusch, welches der Schaguar machte, hatte sie indeß in den Wipfel des Baumes verscheucht, und so mußte ich warten, bis sie sich wieder in meinen Bereich wagten.

Der Nebel begann indeß sich zu zerstreuen; ein Luftzug von unten vertrieb ihn von dem Spiegel des Stromes, und die Wasserfläche lag nun wieder vor meinen Blicken ausgebreitet. Indem ich auf den Felsen sah, den mein Unstern mich verleitet hatte zu ersteigen, ward ich gewahr, daß ein großer Schaguar auf ihm lag; ob derselbe, der mich so in Schrecken gesetzt, konnte ich natürlich nicht bestimmen. Wie dem indeß auch seyn mochte, so ließ sich doch so viel erkennen, daß er mit sich zu Rathe ging, wie er mich oder die Leguans am besten erreichen könne. Auf den Bauch ausgestreckt lag er auf dem höchsten Punkte des granen Felsens, ungefähr 6 Fuß von den nächsten Zweigen und vielleicht 10 bis 12 Fuß vom Stamme entfernt, ein Raum, den er wohl zu erschwingen im Stande war. Die senkrechte Höhe der wogenden Zweige über ihm, und die Ungewißheit, sich fest an ihnen halten zu können, schienen ihn zu einem Versuch auf den Stamm zu bestimmen. Da der Vortheil der Stellung auf mein Seite war, so hatte ich wenig Furcht vor dem Ausgang.

und indem ich mir Glück wünschte, meinen Feind entdeckt zu haben, bevor er mir näher auf den Leib kam, kletterte ich, so schnell als meine steifen Glieder es gestatteten, tiefer hinab, um mich ihm entgegenzustellen, ehe es ihm gelungen wäre die Aeste zu erreichen, wo dann freilich der Kampf nicht lange unentschieden geblieben wäre. Mit einem tüchtigen Ast in der rechten und dem Messer in der linken Hand nahm ich meine Stellung, da wo der Stamm sich zum Erstenmal in eine Gabel theilte und erwartete den Angriff. Der Schaguar hielt mich unverwandt im Auge; er war so tief unter mir, daß wenn es ihm auch gelang sich unten an dem Stamm anzuklammern, ich doch immer einen großen Vortheil vor ihm voraus hatte, weil er nur langsam an der glatten Rinde emporklimmen konnte. Den ganzen Körper zusammenziehend, wagte er den Sprung, und hing in einem Augenblick 10 Fuß unterhalb der Stelle, wo ich mich befand. Die Hinterfüße an sich ziehend und die Klauen fest in den Stamm schlagend, setzte er die Vorderfüße vorsichtig vorwärts und begann mir immer näher zu rücken. Meine Absicht war, ihn, ehe ich mich zur Wehre setzte, so nahe als möglich kommen zu lassen. Ich hatte geglaubt, daß es mir leicht werden würde ihn hinabzustürzen als ich aber sah, wie fest er sich hielt, wurde mir klar, daß dieß nicht so leicht seyn werde, als ich gedacht hatte. Schritt vor Schritt stieg er knurrend aufwärts; sein heißer Athem dampfte mir ins Gesicht, während seine feurigen, smaragdgrünen Augen mich zum Kampfe heraus zu fordern schienen. Die Lage, in der ich mich befand, ließ keinen Raum zu Betrachtungen, doch konnte ich, fest auf meine sichere Stellung bauend, mich nicht enthalten, das herrliche, schön gebaute Thier zu bewundern. Schon konnte ich seine Vorderpfoten fast mit der Hand erreichen, und es war hohe Zeit, Anstalten zur Vertheidigung zu machen. Mein Messer in eine breite Gabel des Baums legend, holte ich mit meinem Prügel weit aus und traf den Schaguar mit voller Kraft auf die Schnauze. Ein tief gehaltenes Knurren antwortete mir, doch hielt er sich fest und setzte seinen Weg vorsichtig fort. Er schien durch diesen Empfang keineswegs entmuthigt, sondern nahm langsam eine andere Richtung, um mir auszuweichen, und dieß gewährte ihm den Vortheil, daß er seinen Kopf hinter einem vorragenden Ast barg, wodurch er mich verhinderte, meine leichte Waffe da gegen ihn zu gebrauchen, wo ich mir allein einigen Erfolg von ihr versprechen konnte. Ich bemühte mich nun ihn dadurch, daß ich ihm das Ende meines Prügels in den Rachen stieß, zum Rückweg zu nöthigen, und dieß hielt ihn auch wirklich eine Zeit lang auf und schien ihm große Schmerzen zu verursachen. Der Schaguar wurde indeß nur immer wüthender, und, den Körper fast zu einem Ring zusammenziehend, schickte er sich an, durch einen gewaltigen Ruck einen Ast zu umklammern, was mich, wenn es ihm gelang, unfehlbar zu seinem Opfer machen mußte. Da ich meinen Prügel unzulänglich fand, ergriff ich das Messer und ließ mich auf ein Knie nieder, um es ihm wo möglich ins Auge zu stoßen. Meine Lage war höchst kritisch, denn ging mein Stoß fehl, so war ich offenbar verloren. Die riesige Vorderpfote des Thiers kam in diesem Augenblick mit meinem Knie in Berührung, rasch beugte ich mich vorwärts und bohrte ihm das Messer ins Auge. Der Schaguar stieß ein Schmerzgeheul aus und suchte mich zu fassen, that mir jedoch keinen weitern Schaden, als daß er mich leicht am Arm ritzte. Die beigebrachte Wunde schien, außer daß sie ihn zur Hälfte des Gesichts beraubte, durchaus nicht tödtlich zu seyn. Er zog sich etwas zurück, und schon hoffte ich, daß er seinen Angriff aufgeben werde. Er änderte indeß nur seinen Weg und wand sich rund um den Stamm, ehe er einen weitern Versuch machte höher zu steigen. Mein Messer aus der Hand legend, griff ich abermals zu meinem Prügel und stieß ihm denselben mit ganzer Kraft in das verwundete Auge. Dieß war von einigem Erfolg, denn er zog sich, tiefe Spuren seiner Klauen in der Rinde des Baumes zurücklassend, etwas zurück. Es trat jetzt eine Pause von einigen Minuten ein, während welcher ich den vor Schmerz und Wuth brüllenden Schaguar fest im Auge behielt. Plötzlich krallte er sich aber mit den Hinterfüßen fest in den Stamm und nahm einen gewaltigen Anlauf, um einen vorragenden Ast zu erfassen; ein neuer kräftiger Schlag, den ich ihm auf die Schnauze beibrachte, entschied indeß den Kampf, und mein Gegner stürzte in das Wasser hinab, wo er von mehrern Krokodilen in Empfang genommen wurde, die ihn auf der Stelle verzehrten.

(Schluß folgt.)

Geschichte eines Freigelassenen auf Jamaica.

Unter den mancherlei interessanten Geschichten, die durch das zu Gunsten der Sklaven in den britisch-westindischen Kolonien erlassene Emancipationsgesetz bekannt geworden sind, zeichnet sich die nachstehende besonders aus, weil sie, nebst manchen neuen Zügen, eine anziehende Schilderung der Sitten im Innern Afrika's enthält. Der Held derselben kam sehr jung nach Jamaica, wo er durch Geschicklichkeit, Rechtschaffenheit und gutes Benehmen das Zutrauen seines Herrn so sehr gewann, daß dieser ihm die Führung seiner Bücher übertrug. Der nachstehende Abriß seines Lebens ist von ihm selbst aufgesetzt und lautet folgendermaßen:

„Mein Name ist Abu Bekir Jabiel. In Timbuktu geboren und in Dschenneh erzogen, wurde ich im Lande Gaunah, wo sich viele Lehrer für die Jugend befinden, mit dem Koran bekannt. Die Namen der verschiedenen Meister im Lande, genannt Gaunah, sind: Abudanlaki, ein Sohn Ali Aga's; Mohammed Wadiwahu; Mohammed Ali Mustapha; Abrahima, Sohn von Yosepha, ein Eingeborner, und Ibrahima, Sohn Abu Hassans von Fortatoru.*) Alle diese Meister befinden sich in Einer Schule unter der Leitung Abdullahi's des Oberlehrers, Sohn von Ali Aga Mahamado Jassosere.

„Der Name meines Vaters ist Thara Mousa, Scheriff, was so viel sagen will, als die königliche oder adelige Familie. Die Namen der Brüder meines Vaters sind: Aberiza, Abdriman, Mohammed und Abu Bekir. Ihr Vater, mein Großvater, lebte im Lande Timbuktu und Dschenneh; einige sagen er sey der Sohn Ibrahims, des Gründers meines Geschlechts im Lande Dschenneh gewesen. Nach dem Tode meines Großvaters brachen Uneinigkeiten zwischen den Söhnen und der übrigen Familie aus, und Alle zerstreuten sich in verschiedenen Gegenden von Sudan. Aberiza ging nach dem Lande Marsina, wo er für eine kurze Zeit seinen Wohnsitz aufschlug; dann ging er über den Fluß, und ließ sich in Dschenneh nieder, wo er eine Tochter von Maraulhaide Abu Bekir heirathete. Abdriman begab sich in das Land Cong und heirathete die Tochter Tamar Ali's. Mohammed zog in das Land Gaunah und Abu Bekir blieb mit dem Rest der noch unverheiratheten Familie im Lande

*) Const Futa Tora.

Timbuktu. Mein Vater machte wiederholt Reisen in die Länder Cassina und Burnu, wo er sich verehelichte und dann mit meiner Mutter nach Timbuktu zurückkam.

„Nach Verlauf von zwei Jahren wurde bei meinem Vater die Erinnerung an seine Brüder aufs neue lebendig, und es schmerzte ihn tief, sich von ihnen getrennt zu haben. Er forderte demnach seine Diener auf sich reisefertig zu machen und mit ihm auszuziehen, denn er wollte sehen wo die beiden wären und wie es ihnen ginge. Die Diener gehorchten und folgten dem Vater nach Dschenneh, von da nach Cong und dann nach Gaunah, wo man sich aufhielt. Hier sammelten die Diener Gold für ihren Herrn, denn von der Wildniß und den Felsen abwärts, nach dem Flusse zu, ist das Land reich an Gold. Sie zerstießen das Gestein zu Staub, thaten diesen in ein Gefäß mit Wasser, wo das Gold auf den Boden fiel, der Staub aber oben aufschwamm; dann nahmen sie das Gold heraus, reinigten es und richteten es zum Gebrauche zu.

„Die Münze, deren man sich im Lande bedient, besteht aus einer Muschel, Dschagago genannt, und aus etwas Gold und Silber; sonst pflegt man gewöhnlich Waare gegen Waare, je nach den verschiedenen Preisen, zu vertauschen. Im Lande Gaunah sammelte mein Vater eine große Menge Gold und Silber, wovon er einen Theil seinem Schwiegervater schickte; auch meinem Großvater Ali Aga Mahomaba, im Lande Burnu und Cassina, sendete er Pferde, Maulthiere und reiche Seidenzeuge aus Aegypten zum Geschenk. Später wurde mein Vater von dem bösen Fieber befallen, das ihm den Tod im Lande Gaunah brachte, wo er begraben liegt. Zu dieser Zeit war ich noch ein Kind und wußte von nichts; von ältern Verwandten erfuhr ich erst später alle Umstände von dem Tode meines heimgegangenen Vaters. Meine Oheime kehrten nach dessen Tod jeder in seine Heimath zurück, und nur mein Oheim Mohammed blieb in Gaunah, wo er wohnte.

„Ungefähr fünf Jahre nach dem Tode meines Vaters erhielt ich von meinem Lehrer die Erlaubniß, in das Land Gaunah zu reisen, um das Grab meines Vaters zu besuchen, wohin mich der Lehrer, unter dem Beistande Gottes, wie er sagte, begleiten wollte. Er ordnete Alles an, was wir zur Reise bedurften, und nahm mehrere seiner ältern Schüler mit, um uns Gesellschaft zu leisten. Wir machten uns auf den Weg und kamen unter vielen Mühseligkeiten nach Cong; von da begaben wir uns nach Gaunah, wo wir zwei Jahre blieben, denn wir betrachteten das Land als eine Heimath, weil wir vieles Eigenthum daselbst hatten.

„Nach Verlauf dieser zwei Jahre nahm sich mein Meister vor nach Agi zu reisen; zu dem Ende zog er bei mehreren Leuten, die in diesem Lande gewesen waren, Erkundigungen ein, und erfuhr, daß Mohammed Cassina und Adama Amira, dessen Bruder, auch in dieses Land reisen wollten. Mein Lehrer machte sich auf den Weg, und ließ uns, bis zu seiner Rückkehr, unter der Obhut meines Oheims Mohammed in Gaunah. Mittlerweile erfuhren wir, daß Abdengara, der König von Bantuko, den König von Banda Ara, Issoa, im Gefecht erschlagen habe, und nun auch im Begriff stehe, den Häuptling eines benachbarten Bezirks, Namens Cudjoe, zu überfallen. Abdengara schickte eine Gesandtschaft an Cudjoe, und ließ ihm sagen, wenn er ihm so viel Gold als Lösegeld geben wolle, als er verlange, so werde er ihn verschonen. Cudjoe schickte eine große Menge Gold, Abdengara aber nahm es nicht an, und sagte dem Boten, wenn sein Herr ihm nicht 200 Stück Gold sende, so würde er ihm und allen seinen Leuten die Köpfe abschlagen lassen.

„Als der Bote zu seinem Herrn zurückkam und seinen Auftrag ausgerichtet hatte, nahm Cudjoe sein Gold zurück und schickte eine Gesandtschaft an den König von Gaunah, um ihm den Vorfall zu berichten. Kaum hatte Abdengara dieß erfahren, so wurde er zornig, sammelte sein Heer und führte es gegen Cudjoe. Der König von Gaunah war nicht sobald von diesem Benehmen Abdengara's in Kenntniß gesetzt, als auch er seine Leute sammelte und dem Feinde bis in das Land Bolo entgegenrückte, wo er ihm ein Treffen lieferte, das von Mittag bis in die Nacht dauerte. Beide Parteien bezogen hierauf ihre Lager, rückten nach Verlauf von sieben Tagen abermals gegen einander aus und schlugen sich in der Stadt Anveco, wo von beiden Seiten viele Menschen das Leben verloren, Abdengara aber endlich die Stadt behauptete, weil sein Heer stärker war als das des Königs von Gaunah. Mehrere Leute des Letztern flüchteten nach Cong, wo sie mich gefangen nahmen und ausplünderten.

„Als sie mir Alles geraubt hatten, beluden sie mich mit schwerem Gepäck und führten mich in das Land Bantuko; von da wurde ich in die Stadt Cumasy gebracht, wo der König von Schanti herrschte, dessen Name Aschal ist; von hier aus ging es nach Agimaga, dem Lande der Fantis, und endlich schleppten sie mich, stets zu Fuß und schwer beladen, in die Stadt Dego am Meer. Hier wurde ich an einen Schiffskapitän verkauft, der mich einem seiner Matrosen übergab. Bald darauf stieß das Boot vom Lande ab und ich kam an Bord des Schiffs, auf dem ich drei Monate in See zubrachte, bis ich endlich nach Jamaica kam, wo ich in Sklaverei blieb bis auf den heutigen Tag.

„Daß ich die Bitterkeit des Sklavenstandes dulden mußte ist die Schuld derer, die mich hieher brachten, aber Preis sey Gott in der Höhe, der es in seiner Macht hat das Geschick des Menschen zu lenken, wie es ihm gut dünkt, und niemand besitzt die Macht, die Last abzuwerfen, die er ihm auflegt. Der Herr sagt, nichts soll uns treffen als was er uns zuschickt; er ist unser Vater, und Alle, die an ihn glauben und ihm vertrauen, wird er führen und leiten.

„Die Religion meiner Väter ist die der Moslems; alle meine Verwandten sind beschnitten und fünfmal des Tages verrichten sie ihr Gebet. Sie fasten im Monat Ramadana, geben Almosen wie es das Gesetz vorschreibt, und sind mit vier Frauen verheirathet, eine fünfte aber ist ihnen ein Gräuel. Sie streiten für ihren Glauben, und die, so es vermögen, pilgern nach Radschaz (Hedschaz?) Sie essen nur das Fleisch der Thiere, die sie selbst getödtet haben, und trinken weder Wein noch Branntwein, da sie es für eine Sünde halten dieß zu thun. Sie haben keine Gemeinschaft mit Götzendienern, oder solchen, die den Namen des Herrn entheiligen, sich gegen ihre Eltern vergehen, Mordthaten begehen, falsches Zeugniß geben, oder des Nächsten Gut begehren, oder stolz und ruhmsüchtig sind; denn alle diese Laster sind eine Entweihung der Religion. Auf die Erziehung ihrer Kinder wenden sie alle Sorgfalt und wachen über ihr Betragen. Aller dieser Vortheile habe ich seit meiner Knechtschaft entbehrt; ich bin um Vieles schlechter geworden, und bitte Gott den Allmächtigen täglich, mich auf den Pfad der Rechtschaffenheit zu leiten, denn er allein kennt meine geheimsten Gedanken, und weiß, was ich bedarf.

„Kingston auf Jamaica, den 29 August 1834."

Vermischte Nachrichten.

Im obern Theil des Gebiets des Orinoco (Südamerika), zwischen der dritten und vierten nördlichen Parallele (der Breite), findet sich, wie Maltebrun berichtet, die seltsame Erscheinung der schwarzen Gewässer. Das Wasser des Atabaco, des Temi, des Tuamani und des Guainia ist von kaffeebrauner Farbe. Unter dem Schatten der Palmbäume wird dieses Wasser ganz schwarz; in durchsichtige Gefäße gegossen zeigt es aber eine goldgelbe Farbe. Diese Gewässer zeichnen sich dadurch aus, daß man in ihnen weder Fische noch Krokodile findet, daß sie kühler sind, und daß es an ihren Ufern weniger Moskitos gibt; auch ist die Luft in diesen Gegenden gesünder. Ihre Farbe rührt wahrscheinlich von einer Auflösung von Kohlenwasserstoff her, der aus der Zersetzung der Pflanzenmassen entsteht, welche den Boden bedeckten, den diese Flüsse durchströmen.

Ein Chemiker, Namens Maugham, zu London hat ein Verfahren gezeigt, ein Stück Fleisch ohne Feuer zu braten. Er bedient sich hiezu eines viereckigen Apparats von Zinn, der mit einer in der Mitte befindlichen Schublade versehen ist; ober- und unterhalb derselben sind Räume für den Feuerstoff angebracht, der aus nichts Anderem als mit Wasser benetztem Kalk besteht. Sobald Fleisch und Kalk an den ihnen bestimmten Plätzen sich befinden, wurde der Apparat geschlossen, und die Hitze, die sich jetzt entwickele, reicht hin, das Fleisch binnen 15 Minuten zuzubereiten. Als man es herausnahm, sah es mehr gesotten als gebraten aus, war aber von vortrefflichem Geschmack.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

② a s A u s l a n d.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 55. 24 Februar 1835.

Das englische Oberhaus, seine Lage und seine Zukunft.

(Nach dem Edinburgh Review.)

Das englische Oberhaus hat drei besondere Funktionen, erstens ist es ein Gerichtshof, zweitens ein Zweig der Legislatur, und drittens soll es dem Könige in Führung der Reichsgeschäfte Rath ertheilen.

Wenn es sich von Kriminalprozessen handelt, mögen diese nun auf eine vom Unterhause gestellte Klage oder wegen Privatverbrechen vorgenommen werden, nehmen die Lords gewöhnlich Antheil an den Verhandlungen und geben einzeln ihre Stimmen ab. In Civilstreitigkeiten aber ist die Richtergewalt des Oberhauses längst der That nach in die Hände des Lordkanzlers und anderer gesetzkundigen Lords *) übergegangen; zweifelhafte Ansprüche auf die Pairie bilden hievon so ziemlich die einzige Ausnahme, in allen andern Fällen ist das Urtheil der Lords, obgleich der Form nach das des ganzen Hauses, doch der Sache nach immer nur das Urtheil des Lordkanzlers und der übrigen gesetzkundigen Lords. Ein Auskunftsmittel, auf das man vor einigen Jahren verfiel, zeigt auf eine schlagende Weise, daß sich die Lords selbst für die Ausübung ihrer richterlichen Funktionen für unfähig halten. Unter Lord Eldon war die Masse der unerledigten Appellationen so sehr angewachsen, daß die Verzögerung des Urtheilsspruchs einer Rechtsverweigerung gleichkam. Um dieser Beschwerde abzuhelfen, welche man allgemein fühlte, und über die man sich laut beklagte, verfiel man auf ein Auskunftsmittel, das zwar dem beabsichtigten Zwecke zum Theil entsprach, zugleich aber es auch dem Beschränktesten klar machte, daß die Lords, als Körperschaft betrachtet, unfähig seyen, verwickelte Rechtsfragen zu entscheiden. Man kam überein, daß das Haus an gewissen Tagen sich um 10 Uhr Morgens versammeln, und bis 4 Uhr versammelt bleiben sollte, um Appellationen zu hören. Nun ist die Anwesenheit von drei Mitgliedern nöthig, um Geschäfte abzumachen, da man sich aber nicht darauf verlassen konnte, daß Zufall oder ein Gefühl der Pflicht stets drei Mitglieder herbeiführen würden, so wurde ein besonderes Zwangsmittel für nöthig erachtet. Ob dann die anwesenden Lords die Sache anhörten oder verstanden, kam nicht in Betracht; nichts war erforderlich als stets drei Mitglieder anwesend zu haben. Zu dem Ende machte sich jeder Lord anheischig, während einer Session Einmal einen ganzen Morgen anwesend zu seyn: das Loos bestimmte den Tag, an welchem er kommen, oder einen Stellvertreter finden mußte. So sicherte man sich die nöthige Anzahl von Mitgliedern; da aber außer dem Kanzler niemand mehr als einmal anwesend war, so hörten die übrigen Lords, bei Fällen wo die Verhandlungen mehrere Tage dauerten, bald den Anfang, bald das Ende einer Rede, und wenn endlich der Kanzler aufstand und das Urtheil fällte, so wußten die andern anwesenden Lords, ohne deren Gegenwart und Mitwirkung gar kein Urtheil gesprochen werden konnte, von der streitigen Sache so wenig als der Wollsack des Lordkanzlers.

Manchmal ereignete es sich, daß der Kanzler andere Geschäfte hatte, und irgend einen Gesetzkundigen, der nicht Mitglied des Hauses war, an seiner Statt schickte. Der bescheidene Stellvertreter nahm seinen Sitz hinter dem Trio, welches nach der Fiktion des Gesetzes die Richter des Rechtsstreits waren, und während sie sich mit Zeitungen und Briefschreiben unterhielten, hörte er die Advokaten an, und wenn diese geendet hatten, fragte einer von den Dreien ihn, als den Beistand des Hauses, um seine Meinung. Auf diese Einladung erst, und nicht früher, theilte er Ihren Herrlichkeiten seine Ansicht mit, und schlug das Urtheil vor, das sie seiner Meinung nach fällen sollten. Ein Antrag wurde zu dem Ende von einem der Drei gemacht, die Frage mit geziemender Gravität vom Wollsack aus gestellt, und der Antrag ging ohne Widerspruch durch. Es hätte aber auch anders gehen können. Einer der Lords, welcher vermuthlich diesem unangenehmen Possenspiel keinen ganzen Morgen aufopfern wollte, drohte denen, die den Plan entwarfen, wenn man ihn zwinge zu erscheinen, so werde er gegen den anwesenden Rechtsgelehrten stimmen, der kein Recht habe, ihm zu widersprechen; da es ihm an Witz nicht fehlte, so hätte er leicht einen andern Pair zu seiner Meinung bekehren können, und ein wahrscheinlich falsches Urtheil erhalten, das aber sicherlich ein Endurtheil gewesen wäre.

*) Law Lords; so nennt man die wegen ausgezeichneter juridischer Kenntnisse und Erfahrung von den Ministern zu Pairs ernannten Männer; auch sind der jeweilige und die ehemaligen Lordkanzler darunter begriffen.

Als ein Zweig der Legislatur, ist die Zustimmung des Oberhauses zu jeder Parlamentsakte nöthig, und es läßt sich nicht läugnen, daß hier in mancherlei Beziehungen seine Dienste von großem Werthe sind. Lokal- und Privatbills, welche von Unterhausmitgliedern, um ihren Konstituenten zu gefallen, eingebracht werden und oft ohne Untersuchung, manchmal mit Hülfe von Kabalen, durchgehen, werden im Oberhaus gewiß streng untersucht, und wenn sie im Grundsatz ungerecht oder im Detail schädlich sind, gewiß verbessert oder verworfen, wenn überhaupt diejenigen, welche darunter leiden würden, ihre Stimme erheben. Am meisten Lob verdient gewiß das Oberhaus wegen seiner aufmerksamen und gewissenhaften Beobachtung von Privatrechten. Geschieht irgend jemand Unrecht, so hat er es sicherlich seiner eigenen Nachlässigkeit zuzuschreiben, denn in der Committee, wo die einzelnen Theile einer Bill zur Berathung kommen, werden alle Betheiligten ruhig und besonnen angehört, und Jedem läßt man Recht widerfahren, so weit dieß irgend möglich ist. Aber nicht bei Privatbills allein, auch bei Staatsangelegenheiten wird mit gleicher Sorgfalt und Vorsicht verfahren. Manche Bills, die vom Unterhaus herüberkommen, sind oft von vorn herein schlecht entworfen, mit unzusammenhängenden und widersprechenden Amendements überladen, nicht absichtlich, sondern wegen parteiischer, unvollständiger Ansicht der Sache; diese erfahren im Oberhause eine genaue Revision, werden von ihren Schlacken gereinigt, und kommen aus der Diskussion in einer verständlichern, praktischern Form hervor. Nichts zeigt klarer, als dieß Verfahren beider Parlamentshäuser, die Richtigkeit der allenthalben gemachten Erfahrung, daß zwei aus verschiedenen Elementen bestehende, und von verschiedenen Ansichten ausgehende berathende Versammlungen besser sind, als eine einzige. Die Gesetzgebung geht langsamer und mit größerer Schwierigkeit, aber jede Maßregel wird reichlich erwogen und berathen, ehe sie Gesetzeskraft erhält.

In vielen Beziehungen sind die Lords für die Erfüllung ihrer legislativen Pflichten sehr gut geeignet; sie sind im Allgemeinen gebildete Männer, zum Theil durch Talente und Kenntnisse höchst ausgezeichnet. Viele sind in politischen Geschäften, die meisten in der Administration des Landes geübt und erfahren. Ihre Debatten, so unvollständig diese auch mitgetheilt werden, zeigen ihre genaue Kenntniß von den ihnen vorgelegten Gegenständen. Bei allen diesen unläugbaren Verdiensten aber ist es dennoch sehr die Frage, ob das Oberhaus in seiner jetzigen Verfassung nicht einen sehr wesentlichen Nachtheil verbirgt. Die Gesellschaft ist in einem immerwährenden Fortschritte begriffen, zum Guten oder zum Bösen, und wer weit dahinten bleibt, taugt nicht zum Leiter ihrer Bewegungen. Durch Erziehung und Gewohnheit, durch die Art ihrer Beschäftigung und ihren beschränkten Verkehr mit dem thätigern Theile der Gesellschaft, ist aber ein großer Theil der Lords stets weit hinter der Zeit zurück, in der sie leben. Wie viele Uebel lagen Jahre lang offen vor jedermanns Augen, ehe die Lords dahin gebracht werden konnten, ihre Existenz anzuerkennen? wie viele Jahre verstrichen auch dann noch, ehe sie vermocht werden konnten, die in ihrer Macht liegenden Abhülfsmittel anzuwenden? Sie mögen manchmal unbesonnene Neuerungen verhindert haben; öfter aber veranlaßten sie durch Zögerung weit größere Aenderungen, oder warteten mit der Abhülfe so lange, bis das Mittel nicht mehr die gewünschte Wirkung that. Hartnäckig vertheidigten sie jeden einzelnen verfaulten Flecken, bis der Strom der Reform alle mit einander auf einmal niederriß. Sie widersetzten sich der katholischen Emancipation, bis die Agitatoren es dahin gebracht hatten, daß fast ganz Irland feindlich gegenüber stand. Sie wollten den Sklavenhandel nicht abschaffen, bis die Ausdehnung der Zuckerplantagen durch die Einführung neuer Neger aus Afrika die Kolonien an den Rand des Verderbens gebracht hatte. Als sie die veralteten Ansprüche der Krone auf einige Feudaleinkünfte durch eine Akte für immer aufhoben, weigerten sie sich, dasselbe in Bezug auf die Kirche zu thun, und als sie endlich nachgaben, schoben sie eine unselige Klausel ein, die viele Pfarrer veranlaßte, sich in einen unnützen und unpopulären Krieg mit ihren Pfarrkindern einzulassen. Ganz kürzlich noch verwarfen sie eine Anordnung in Betreff des irischen Zehnten, wodurch sie die irische Geistlichkeit in die Alternative versetzten, entweder Hungers zu sterben, oder den Zehntenkrieg aufs neue zu beginnen.

(Fortsetzung folgt.)

Drei Tage auf dem Orinoco,

und eine Reise über die Llanos von Cunama.

(Schluß.)

Jetzt erst hatte ich Zeit frei um mich zu blicken. Der Nebel hing noch immer in dichten Massen am Horizont und verdüsterte das Tageslicht; er hatte sich bei 600 Fuß über den Wasserspiegel erhoben, über dem er gleich einem wogenden Meere hing. Ich sah mich nach meinen bisherigen Gefährten, den Leguanen um, sie waren aber während meines Kampfes mit dem Schagnar verschwunden. So seltsam es auch klingen mag, so ist es doch wahr, daß ich ihre Gesellschaft vermißte und mich nun um so verlassener fühlte. Der Hunger stellte sich jetzt mit verdoppelter Stärke ein, denn die nichts weniger als nahrhafte Speise von Blättern und Zweigen hatte ihn keineswegs beschwichtigt. Hätte ich es wagen können herabzusteigen, so wäre es mir ein Leichtes gewesen, eine Schildkröte zu erlegen, von denen es unter mir wimmelte, allein ein solches Unternehmen war mit Lebensgefahr verbunden; und wäre ich auch, von Zweig zu Zweig mich schwingend, glücklich am Fuße des Stammes angekommen, so wäre es mir bei meiner Schwäche unmöglich gewesen, den Baum, auf dem allein Sicherheit für mich war, wieder zu erklettern.

Ungeachtet der Aussicht auf ein nahes Ende, hing ich doch immer noch an dem elenden Leben; ich schnitt daher einen langen Zweig ab, an dessen Spitze ich ein Tuch als Flagge befestigte, um vorüberfahrenden Booten ein Signal geben zu können. Ein heftiger Regen, der das Tuch so einweichte, daß es bewegungslos herabhing, machte auch diese Mühe fruchtlos. Indeß brachte meine Flagge mir doch den Vortheil, daß sie die Geier verscheuchte, die sich oft auf meinen Baum setzten und mir durch ihr abscheuliches Geschrei höchst beschwerlich fielen.

Der Tag war bereits im Abnehmen; heftige Anfälle von Hunger, mit tödtlicher Uebelkeit abwechselnd, peinigten mich furchtbar, und vergebens blickte ich auf dem ganzen Baum umher, um irgend etwas zu erspähen, das sich essen ließe, sollte es auch noch so widerwärtig seyn. Als die Nacht hereinbrach, machte mich die Dunkelheit noch kleinmüthiger, und so fand mich die dritte Nacht meiner Gefangenschaft abermals in meiner Hängematte ausgestreckt. Der Schlaf floh mich, langsam krochen die Stunden dahin, heftige Schmerzen wütheten in meinen Gliedern, und verworrene, wunderliche Bilder gaukelten vor meiner Phantasie. Der erste Strahl des Tageslichts glänzte aber kaum am Horizont, als ich einen Schall zu vernehmen glaubte, der von allen, welche ich bisher gehört hatte, bei weitem verschieden war. Ich hielt ihn für den Knall eines Schießgewehrs; bald ließen sich andere ähnliche hören, und nun blieb kein Zweifel, daß ich richtig vermuthet hatte. Daß meine Gefährten mich aufsuchen sollten, glaubte ich nicht, weil der Schall vom jenseitigen Ufer kam, ich hielt das Ganze also für Feindseligkeiten der Dorfbewohner. Ein verwirrter, betäubter Schlaf schloß meine Augenlieder, und als ich erwachte, stand die Sonne bereits über den Bäumen. Ich kroch aus meiner Hängematte, war aber so schwach, daß ich mich nur mit Mühe an den Zweigen halten konnte. Der Hunger war gemäßigt, hatte sich aber in ein Gefühl gänzlicher Schwäche verwandelt. Ich erreichte endlich die Stelle, wo ich mir am Tag zuvor einen Sitz bereitet hatte, und ließ mich hier in einem Zustand äußerster Verzweiflung nieder. Wie lange ich in diesem lebendigtodten Hinbrüten zubrachte, weiß ich nicht, allein plötzlich wurde ich durch einen Flintenschuß aufgeschreckt. In welcher Gestalt mir auch menschliche Wesen entgegentreten mochten, sie waren mir willkommen. Ich stand auf und antwortete durch einen Ruf, der jedoch kein Echo fand. Ein zweiter Schuß, aber weiter weg, ließ sich hören, und meine schwache Hoffnung schwand abermals. Jetzt aber knallte ein dritter nicht weit von mir, und um den Felsen herum kam ein Kanot, in welchem ich zu meiner unaussprechlichen Freude meine treuen Zambos und den Patron des Schiffes erkannte. Sie schauten emsig um sich und schossen abermals eine Flinte ab. Ich war so sehr ergriffen, daß ich sogar unterließ sie anzurufen, als sie sich fast hundert Schritte schon wieder von mir entfernt hatten; endlich kam ich aber doch wieder zu mir selbst, und stieß mit aller Kraft einen Schrei aus, der bald durch ein lautes, freudiges Halloh beantwortet wurde. Das Kanot war augenblicklich gewendet, und nach mancher Anstrengung befand ich mich endlich an Bord, meinen braven Kameraden die Hand schüttelnd, in deren Augen Freudenthränen glänzten.

Sie hatten mich eben so unfreiwillig verlassen als ich zurückgeblieben war; denn das Boot war abwärts in einen Palmenwald getrieben worden, wo es sich so bedeutend beschädigte, daß man den ganzen folgenden Tag brauchte um es auszubessern. Ihre Rückkehr wurde möglichst beschleunigt, allein widrige Winde und das steigende Wasser hatten sie aufgehalten. Der Nebel am zweiten Tag war ein neues Hinderniß; sobald er sich aber verzog, machten meine Zambos und der Kapitän sich auf, mich zu suchen.

Man bot mir Leguanfleisch an, als das beste was man hatte, allein die Erinnerung an die beiden Thiere dieser Art, welche auf dem Zamangbaum meine Gesellschafter gewesen waren, machte, daß ich es ausschlug und mich mit getrocknetem Rindfleisch begnügte. Nach einigen Stunden legten wir am Boote bei, wo man mich mit herzlicher Freude willkommen hieß.

Die ausgestandenen Leiden hatten mich so entkräftet, daß ich mich außer Stand fühlte die Reise weiter fortzusetzen. Als wir daher am folgenden Tage nach Carichana kamen, ging ich ans Land, um hier die Rückkehr des Bootes zu erwarten. Viele Tage schwebte ich in Lebensgefahr, wurde aber mit Hülfe eines einheimischen Arztes wieder hergestellt; doch ging es mit meiner Genesung so langsam, daß ich erst nach sechs Wochen mich im Stande fühlte meine Reise wieder anzutreten.

Statistische Notizen über Frankreich. *)

Oberfläche. Frankreichs größte Länge beträgt 215 Stunden, seine größte Breite 205 Stunden; der Umfang seiner Land- und Seegränzen 1000 Stunden; sein Flächeninhalt 51 Millionen Quadrathektaren. Große und zahlreiche Wälder decken einen Theil des Landes. Zusammen rechnet man ihre Ausdehnung auf 15 Millionen Morgen (6,521,000 Hektare).

Wälder. Die größten Wälder liegen im Osten und Süden, wie z. B. die von St. Germain, Villers Cotterets, Fontainebleau, Orleans, Ardennen, Morvau, Jura, Cevennen, Pyrenäen, Berry, Ile de France, Champagne, Vivarais, Burgund, Elsaß, Dauphiné und die Provence sind, was das Holz anbelangt, die reichsten Provinzen Frankreichs; keine jedoch erreicht in dieser Beziehung Lothringen. Von sämmtlichen Wäldern Frankreichs gehören 1,122,800 Hektaren dem Staate; 1,898,700 Hektaren den Gemeinden und öffentlichen Instituten; 65,900 H. der Krone; 192,570 H. den Prinzen; 5,215,500 H. Privaten. In den Wäldern findet man 57 Holzarten, welche eine Höhe von 50 bis 40 Fuß erreichen. Nur 7 Holzarten dienen zur Marine und zu Zimmerwerk. Der jährliche Ertrag alles Holzes in Frankreich wird auf 110 Millionen Franken geschätzt.

Mineralwasser. An Mineralwassern aller Art hat Frankreich Ueberfluß. Man zählt im Ganzen 140 Quellen. Es gibt wenige Provinzen, die deren nicht mehrere besitzen. Sie zerfallen in warme und kalte. Die Wärme der erstern steigt von 12 bis 60 und 70° R.

Minen. Gold, Silber, Quecksilber und Platina hat die Natur Frankreich versagt; dagegen ist es hinreichend mit Kupfer, Blei, Eisen und Steinkohlen versehen. Besonders ist das Eisen häufig anzutreffen. Zuweilen ist es nur mit einer leichten Erdrinde überzogen, wie in den Provinzen Berry, Nivernais, Quercy, Languedoc, Champagne; bald findet man das Metall etwas tiefer, wie im Elsaß, in den Vogesen, der Franche Comté und Lothringen; bald erscheint es im Urgebirge und wird nur nach mühevoller Arbeit gewonnen, wie in den Alpen, Pyrenäen, dem Vivarais und der Dauphiné. Gegenwärtig zählt man 520 Minen in Frankreich; sie nehmen 1518 Quadratstunden ein und beschäftigen 50,000 Arbeiter.

Volkszahl. Das Verhältniß der Bevölkerung zur Grundfläche wechselt bei allen Autoren. Hecker gibt 916 Einwohner auf die Quadratstunde an; Pomelles 905; Lavoisier 917. Der Unterschied dieser so ziemlich gleichzeitig gemachten Angaben rührt davon her, daß von verschiedenen Grundlagen ausgegangen wurde. Nach Hecker hatte Frankreich (ohne Corsica) 26,951 Quadratstunden, je 26 auf 1 Grad und 24,676,000 Einwohner. Pomelles rechnet 24,650,000 Einwohner auf 26,970 Quadratstunden. Der Ausschuß der konstituirenden Versammlung gab Frankreich 26,565,000 Einwohner. Die neuern Autoren stim-

*) Aus dem 1835 erschienenen Werk: Statistique de France par Benoiston de Chateauneuf.

men eben so wenig überein. Maltebrun gibt dem Königreiche 26,344 Quadratstunden; das Dictionnaire de géographie 27,440 Q. St.; Perrots statistischer und geographischer Atlas 26,198 Q. St. und Mentelle 27,000 Q. St.

Herr von Chateauneuf, der die neue Vermessung des Königreichs, welche in Folge der Herausgabe der neuen Karte von Frankreich vorgenommen wurde, zu Rathe zog, gibt folgende Resultate: Frankreichs Ausdehnung beträgt mit Einschluß Corsica's 54,009,770 Hektaren oder 27,846 Quadratstunden, die Einwohnerzahl 32,565,000 Individuen. Ohne Corsica beträgt der Flächeninhalt 53,029,260 Hektaren und die Einwohnerzahl 32,367,600 Individuen.

In der nördlichen Region, welche 8 ältere Provinzen (25 Departements) und 6946 Q. St. umfaßt, kamen im Jahre 1785 etwa 1195 Individuen auf die Quadratstunde; jezt 1596. In der Centralregion, welche 17 Provinzen (55 Departements) und 11,542 Q. St. umfaßt, rechnete man (1785) 908 Individuen auf die Q. St.; jezt kommen 1127 darauf. In der südlichen Region, welche 7 Provinzen (27 Departements) und 8444 Q. St. umfaßt, kamen (1785) 721 Individuen auf die Q. St., und jezt (1835) 977. Demnach haben ein halbes Jahrhundert und eine große Revolution an der ungleichen Seelenzahl dieser 3 Regionen beinahe nichts geändert.

Nach der lezten im Jahre 1831 vorgenommenen Zählung ergaben sich folgende Resultate:

Zahl der Männer	16,956,500
Zahl der Frauen	16,624,400

Nämlich Unverheirathete männlichen Geschlechts . .	8,864,200
Verheirathete Männer	6,046,900
Wittwer	722,400
Soldaten unter den Fahnen	305,000
Mädchen	9,068,100
Frauen	6,054,400
Wittwen	1,501,900

Gewöhnlich nimmt man an, daß ⅓ der ganzen Seelenzahl in Städten und die 2 andern Drittel auf dem Lande wohnen; demnach bewohnen 10 bis 11 Millionen Individuen etwa 2,450,000 Häuser in Städten, und 21 Millionen Individuen wohnen in 3,982,450 Häusern auf Dörfern. Auf 1 Haus in der Stadt kommen 4½ Bewohner, und auf 1 Haus auf dem Lande 5⅔ Bewohner.

Im Jahre 1775 war die Mittelzahl der jährlichen Geburten 940,900; die Mittelzahl der Gestorbenen 820,600; die Mittelzahl der Heirathen 210,800, wobei die Seelenzahl des Königreichs zu 23,500,000 angenommen ward, so daß also auf 25 Seelen 1 Geborenes, auf 29 Seelen 1 Gestorbenes, auf 111 Seelen 1 Heirath und auf 1 Heirath 4 Kinder gerechnet wurden.

Nimmt man die Mittelzahl aus 15 Jahren (von 1816 bis 1831), so ist die Zahl der Geburten 961,226, und zwar 495,555 Knaben und 465,671 Mädchen; die Mittelzahl der Todesfälle 779,551, und zwar 393,306 männliche und 386,245 weibliche; die Mittelzahl der Heirathen 236,709. Folglich kommt 1 Geburt auf 32 Individuen; 1 Todesfall auf 39,8 Individuen; 1 Heirath auf 131 Individuen und 4,07 Kinder auf 1 Heirath. Hieraus folgt, daß die Zahl der Geburten kleiner ist als ehemals, gleichwohl nimmt die Seelenzahl im Allgemeinen zu. Dieß erklärt sich daraus, daß heutzutage weniger Kinder sterben als ehemals. Man zeugt heutzutage weniger Kinder, aber man erhält sie besser.

In Frankreich werden 17 Knaben auf 16 Mädchen geboren. Bei den natürlichen Kindern ist das Verhältniß der Knaben zu den Mädchen wie 25 zu 22. Der Grund dieser beiden Thatsachen ist noch nicht aufgefunden.

Im Jahre 1789 hatte das Maximum der Geburten in Flandern statt, wo man 1439 Geburten auf 1000 Todesfälle zählte. Das Minimum zeigte sich in der Bretagne, wo 918 Geburten auf 1000 Todesfälle kamen. Heutzutage zeigt sich das Maximum der Geburten in der Provinz Lyonnais (Loire), nämlich 1 Geburt auf 25,61 Individuen; und das Minimum in der Normandie (Calvados), wo 1 Geburt auf 45 Individuen gezählt wird.

Das Maximum der Todesfälle zeigt sich in der Bretagne (Finistère) nämlich 1 auf 27 Individuen; und das Maximum in der Gascogne (Oberpyrenäen) nämlich 1 auf 59 Individuen.

Da die neuesten Zählungen für ganz Frankreich 10 Geburten auf 8 Todesfälle geben, so scheint sich die Seelenzahl jährlich um ¹⁄₁₅₀ zu vermehren. Vor der Revolution war die Mittelzahl des Alters 28 Jahre; heutzutage ist sie 32 Jahre.

Ackerbau. Etwas weniger als die Hälfte des Bodens von Frankreich besteht in angebautem Lande. Die Weinberge machen ¹⁄₂₅; die Wiesen ⅛; die Wälder ⅐; die Haiden ⅐. Es gibt Gegenden, wo der Ertrag auf den Morgen 8 Sester beträgt; sie sind jedoch selten. Gutes Ackerland gibt 4 bis 5 Sester; der größere Theil nur 2 bis 3. (5 Hektoliter auf den Hektar.) Das Maximum des Ertrags findet sich im Departement des Nordens; das Minimum in der Dordogne.

Unterrichtete Landwirthe schäzen den jährlichen Ertrag des Getreides auf 150 Millionen Hektoliter, oder in Geld, den Hektoliter zu 18 Fr. 60 Cent., auf 2,775,000,000 Fr. Zieht man hievon dasjenige ab, was die Saat, Brauereien, Brennereien, die Nahrung des Viehs und was verloren geht, so bleibt für die Nahrung jedes Individuums nur noch 664 Pfund jährlich. Fällt daher die Ernte schlecht aus, so muß Frankreich Getreide vom Auslande kaufen. So erklärt es sich, daß Frankreich, ein wesentlich ackerbautreibendes Land, dennoch seit 1828 für 240 Millionen Früchte vom Auslande erkauft, und nur für 28 Millionen dahin verkauft hat.

Die Gränze des Weinbaues wird im Westen durch die Loire bei Paimboeuf, im Osten durch die Ardennen bei Mezières gebildet. In dieser Region zählt man mehr als 250 verschiedene Gattungen. Der Weinbau nimmt 5½ Million Morgen oder 2,700,000 Hektare in Anspruch, und wirft einen Ertrag von mehr als 600 Millionen Franken ab.

Der mittlere Ertrag eines Apfelbaumes der Normandie beträgt 50 Boisseaux (Simri, Pariser Maß). Vier tragbare Bäume liefern das Getränke für einen Mann auf 2 Jahre. Etwa 400,000 Hektare sind zum Anbau von Kastanien verwendet. Man hat berechnet, daß jeder Kastanienbaum täglich eine Familie ernährt, welche außerdem 20 Pfund Brod brauchen würde.

Der Stand der Hausthiere ist nach Herrn von Chateauneuf folgender: 2,500,000 Pferde, darunter 1,227,700 Stuten; 4,915,000 Ochsen und Stiere; 4 Millionen Kühe; 855,000 Kälber; 2,400,000 Esel; 4 Millionen Schweine; 31 Millionen Schafe; 800,000 Merino's; 4 Millionen Bastarde; 50 Millionen Geflügel.

Der Ertrag der Minen ist folgender: 3294 Centner Blei; 4401 Centner Bleiglätte; 2740 Centner Kupfer; 822 Centner Antimonium; 4328 Centner Braunstein; Eisen 1,926,000 Centner; Silber 18 Centner; Steinkohlen 15 Millionen Centner; Alaun 24,118 Centner; Steinöl 851 Centner; Erdpech 5747 Centner; Vitriol 25,941 Centner; Steinsalz 390,000 Centner.

(Schluß folgt.)

Nach dem Hampshire Telegraph ist ein Unternehmen im Werke, den Amazonenstrom seiner ganzen Länge nach zu beschiffen. Zwei Engländer, Lieutenant Smythe und Steuermann Fred. Lowe, welche auf dem Samarang dienten, blieben, als dieser nach England absegelte, in Callao zurück, und boten nach erlassener Aufforderung der Regierung ihre Dienste an, um sich auf einem der obern Arme des Amazonenstroms einzuschiffen, und denselben seiner ganzen Länge nach zu befahren. Der Zweck ist, sich zu vergewissern, ob man Waaren den Strom hinauf bis innerhalb zwölf Tagereisen von Lima bringen kann, wodurch ein neuer Handelsweg für Europa mit Peru eröffnet würde, ohne daß die gefahrvolle und zeitraubende Fahrt um das Kap Horn nöthig wäre. Die peruanische Regierung hat alle in ihrer Gewalt stehende Unterstüzung, so wie auch eine Eskorte von Soldaten unter dem Befehl eines einsichtsvollen peruanischen Ingenieuroffiziers versprochen. Kommodore Mason, Befehlshaber des Samarang, gab diesen Offizieren deßhalb Erlaubniß zu bleiben, und die bekannte Geschicklichkeit, Energie und Ausdauer von L. Smythe, der mit Kapitän Beechey in der Blossom *) die Entdeckungsreise längs der Nordwestküste des südamerikanischen Kontinents machte, lassen hoffen, daß dieß nüzliche, aber gewagte Unternehmen gelingen wird.

*) Siehe Ausland Jahrgang 1831. Nr. 94. ff.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Ankündigung von Schillers sämmtlichen Werken in zwölf Octav-Bänden.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 56. 25 Februar 1835.

Nachrichten von der Expedition nach dem Westen der Vereinigten Staaten.

Es ist bekannt, daß die Regierung der Vereinigten Staaten ein kleines berittenes Korps errichtet hat, das erste in ihrem stehenden Heere, welches bestimmt ist, die westlichsten Ansiedlungen und den Handel mit den Indianern und Westmerikanern zu schützen. Das Korps ging in verschiedenen Abtheilungen im vergangenen Frühjahr (1834) nach seiner Bestimmung ab, und wir sind jezt im Stande einige nähere Nachrichten von ihm zu geben. Es sind nämlich Briefe von Oberst Kearney, der einen Theil des Dragonerregimentes befehligt, eingelaufen, unter dem Datum des 29 Julius von Camp Smith, westlich vom Fort Gibson gegen den obern Arkansas hin.

General Leavenworth war vom Fort Gibson vorgerückt, um zwei temporäre Militärposten zu etabliren. Mitte Julius waren die Dragoner unter Oberst Dodge (demselben, der im Gefechte am Pekatonika kommandirte) *) noch weiter nach Westen aufgebrochen, um die etwa 100 Meilen entfernten Pawnee-Indianer aufzusuchen. Sie wollten mehrere amerikanische Bürger, die die Indianer zu Gefangenen gemacht, befreien, und überhaupt versuchen, freundschaftliche Verbindungen mit ihnen anzuknüpfen und ihren Einfällen und Plünderungen ein Ende zu machen. Oberst Dodge hatte dazu 260 Mann mitgenommen, eine Macht, die man für völlig hinreichend für alle beabsichtigten Zwecke hielt.

Den Sommer über herrschten viele Krankheiten dort herum, und von den Offizieren starben General Leavenworth und Lieutenant M'Clure; außerdem mehrere Gemeine. Pferde scheinen keine umgekommen zu seyn.

Schon seit einigen Jahren hat man militärische Streifzüge in jene Gegenden gemacht, immer indessen bisher mit Fußvolk; aber es ward nothwendig Reiterei hinzusenden, um größere, schneller sich bewegende und den Indianern gefährlichere Truppenmassen bei der Hand und beständig zum Gebrauch bereit zu haben.

Die kriegerischen und mächtigen Stämme der Pawnees und Camanchees sind in beständiger Feindseligkeit gegen die Gränzansiedlungen, und machen häufige und verheerende Streifzüge gegen die weißen Ansiedler sowohl, als die aus Georgien und Alabama ausgewanderten (Creeks, Cherokees und Chactaws) Indianer. Auch diese leztern ist die Regierung durch Vertrag verbunden zu schützen, und wenn dieß nicht auf eine wirksame Weise geschieht, so wird das schon so lange thätige Streben der Regierung, alle Indianerstämme, die noch östlich des Mississippi wohnen, nach Westen zu schaffen, große Hindernisse, vielleicht ein gänzliches Fehlschlagen erleiden.

Dieser Plan der Uebersiedlung der östlichen Indianer, welcher für das Bestehen derselben vom größten Gewichte ist, kann unmöglich mit Erfolg ausgeführt werden, ohne die Hülfe einer hinlänglichen bewaffneten Macht, welche den nothwendigen Schutz gewähren muß. Dieser Schutz, die Einrichtung zweier neuer Militärposten, die Befreiung der gefangenen amerikanischen Bürger, die Sicherstellung der Handelsstraße nach Santa Fé, und der Einfluß einer so starken bewaffneten Macht auf die feindseligen Indianer, so daß sie die Thorheit einsehen müßten, sich mit den Vereinigten Staaten in Zwistigkeit einzulassen: das waren die Hauptzwecke der Expedition für diesen Sommer, Zwecke wahrer Menschlichkeit; sie sollte den Gefährdeten schützen, und den gedankenlos umherschweifenden Bewohner der Wildniß von der Macht der Weißen überzeugen, und Kampf und Blutvergießen dadurch verhindern.

Die herrschende Ungesundheit konnte keine Hemmung für die nothwendigen Operationen seyn; übrigens traf sie die Ansiedler dort und die stationirten Truppen fast noch mehr, als die Truppen im Felde; es war nie so schlimm da, wie diesen Sommer.

Wenn die Dragoner aus den Ländern der Pawnees zurückgekehrt seyn werden, sollen sie in drei Abtheilungen die Gegenden zwischen den Gränzstationen durchziehen, immer bereit, Einfälle der Indianer zurückzuweisen und zu bestrafen. Es ist allgemein anerkannt, daß ein ähnliches Verfahren den Krieg mit dem schwarzen Falken verhindert haben würde, um so mehr muß also jezt so gehandelt werden. Diese Expedition der Dragoner ist sicher das beste Mittel, Frieden zu handhaben, Leben und Eigenthum im fernen Westen zu schützen, und die Einwanderung dorthin zu ermuthigen.

Spätern, jedoch unverbürgten Nachrichten zufolge ist ein bedeutendes Gefecht vorgefallen, in welchem die Dragoner siegten

*) Siehe Ausland Nro. 7 u. 8 v. d. J.

und viele Beute gewännen. Die Indianer ließen sich übrigens nicht leicht in einen offenen Kampf ein, schadeten dagegen unendlich dadurch, daß sie in der Nacht die weidenden Pferde in Verwirrung brachten und wegtrieben, daß sie das Wild und insbesondere die Büffel alle verjagten, und endlich Nachzügler und vereinzelte Trupps niedermachten. Ueber 150 Pferde sollen die Dragoner auf diese Art verloren haben.

Das englische Oberhaus, seine Lage und seine Zukunft.

(Fortsetzung.)

Es ist interessant, die Rolle zu übersehen, welche das Oberhaus in den verschiedenen Epochen der englischen Geschichte gespielt hat. In alten Zeiten zeichneten sich die Barone Englands ehrenvoll aus durch die Dienste, die sie der öffentlichen Freiheit leisteten. In den Kämpfen gegen die königliche Macht standen sie gewöhnlich auf der Seite des Volks; sie waren es hauptsächlich, die dem König Johann die magna charta abzwangen; unter seinem leichtsinnigen, wankelmüthigen Sohne unterhielten sie eine fortdauernde und im Ganzen nicht unglückliche Opposition gegen die auswärtigen Günstlinge, welche seine Zuneigung oft arg mißbrauchten; von seinem gewandten und herrschsüchtigen Enkel erhielten sie eine Bestätigung der Freibriefe, welche dem Volke in allen seinen spätern Freiheitskämpfen als Wegweiser dienten. Bis zur Vertilgung des alten Adels in den Kriegen der weißen und rothen Rose nahmen sie an allen politischen Revolutionen des Staats den bedeutendsten Antheil, und als die Räthe des Königs bei der Verwaltung des Landes besaßen sie einen überwiegenden Einfluß. Während der unglücklichen Regierung Heinrichs VI wurde wiederholt im Parlamente zugestanden, daß im Fall die königliche Machtvollkommenheit durch die Minderjährigkeit oder Unfähigkeit des Königs suspendirt würde, es die Pflicht und das Recht des Oberhauses sey, die königliche Gewalt zu übernehmen, und für die Regierung des Landes Sorge zu tragen.

Obwohl aber die englischen Barone sich vor dem französischen Adel auszeichneten durch die Unterstützung, welche ein Theil von ihnen der Freiheit gewährte, so muß man darum doch nicht glauben, daß ihre Sinnesart von der ihrer Standesgenossen auf dem Kontinent so gar verschieden war. Man darf nur die Annalen der Regierung Stephans durchblättern, um daraus zu ersehen, welcher Ausschweifungen sie fähig waren. Aber sie besaßen minder ausgedehnte Hoheitsrechte und weniger eigenthümliche Macht, darum mußten sie in ihren Kämpfen gegen die Krone sich den Beistand des Volks zu sichern suchen. Die französischen Adeligen fielen, einer nach dem andern, ununterstützt von ihren Standesgenossen und unbedauert von ihren Landsleuten, die sie verachteten und unterdrückten. Der englische Adel, der weniger auf seine eigene Stärke vertraute, war mehr geneigt sich mit dem Volke zu verbinden, und dieses auf seine Seite zu ziehen, indem er sich für dessen Sache erklärte. Der Mangel an Macht flößte ihm Mäßigung und Berücksichtigung Anderer ein. War er glücklich, so mißbrauchte er die errungenen Vortheile nicht, verfuhr aber, selbst in den Planen des wildesten Ehrgeizes, mit so viel Berücksichtigung der Volksmeinung, daß der Besiegte nach seiner Niederlage als Märtyrer der öffentlichen Freiheit beklagt wurde. So wurden zu Ehren des Grafen von Leicester nach seinem Falle Balladen gedichtet, und Thomas von Lancaster, obwohl ein weit zweideutigerer Charakter, wurde als Heiliger verehrt und lange Zeit geschahen Wunder an seinem Grabe.

Unter den Tudors trat ein neuer Adel ins Leben. Die Günstlinge und Diener der Krone, die der Freigebigkeit der letztern Alles verdankten, waren stets bereit ihren Befehlen zu gehorchen, und wenn nicht Religionseifer oder ihre gegenseitige Eifersucht sie abhielten, waren sie so unterwürfig, als der geringste Unterthan. Gegen das Ende der Regierung Elisabeths erhob sich das Unterhaus zu dauernder Wichtigkeit, und in dem denkwürdigen Bürgerkriege, der darauf folgte, ergriffen zwar auch einige vom hohen Adel die Volkssache, der Kampf wurde aber hauptsächlich vom Unterhause geführt. Die Undankbarkeit Karls II und die Bigotterie Jakobs entfremdeten viele adelige Familien dem Hause der Stuarts, und einige Zeit nach der Revolution lag die Hauptstärke der Whigpartei im Oberhause. Die anglikanische Kirche ergriff zu ihrer Selbstvertheidigung Partei gegen Jakob, die Geistlichkeit verfiel aber, sobald sie sich gegen augenblickliche Gefahr sicher sah, bald wieder in ihre alte Toryneigung und ihren Haß gegen Presbyterianer und andere Dissenter. Geschreckt durch ihre Erinnerungen an die Republik und voll Stolz auf die Consequenz ihrer Grundsäze, wurde sie zum bittern Feinde der durch die Revolution herbeigeführten Aenderung, und zog den unwissendern und vorurtheilsvollern Theil des Landadels nach sich. Es erforderte alles Gewicht der großen Lords, so wie der Handels- und Geldinteressen, um dieser Verbindung Widerstand zu leisten. Die Grundsätze der Freiheit waren hinlänglich bekannt, um eine willkürliche Regierung unmöglich zu machen, aber unter den mittlern Klassen der Gesellschaft nicht hinlänglich verbreitet, um die Minister in den Stand zu setzen, ihre Regierung bloß auf das Vertrauen in die Stärke und den gesunden Sinn der öffentlichen Meinung zu gründen. Es wurde nöthig gefunden, den Wahlkörper durch Bestechungen für die Freunde der Freiheit und des Protestantismus zu gewinnen, und Bestechung ward auf diese Weise die Hülfsmacht der politischen Freiheit. Der Erfolg war die Aufrechthaltung der protestantischen Thronfolge unter einer Oligarchie, die aus großen Lords und schachernden Staatsmännern bestand.

Die Thronbesteigung Georgs III eröffnete ein neues Schauspiel. Man beschloß, den König aus der sogenannten aristokratischen Knechtschaft zu befreien, wozu Landadel und Geistlichkeit aus Haß gegen ihre alten Feinde bereitwillig die Hände boten, sobald sie die Tendenz des Hofs bemerkten. Der Plan wurde mit Schlauheit entworfen und mit Beharrlichkeit durchgeführt. Eifersüchteleien und Spaltungen im Ministerium wurden benutzt, um die einen von ihren alten Verbindungen zu trennen, die andern zu verführen. Man gewann die einen, entließ die an-

dern, und setzte neue Leute an ihre Stelle. Wiederholte Veränderungen und Abfälle zerstörten alles Zutrauen, es war die für die Staatsmänner schimpflichste, für das Land nachtheiligste Periode. Der Hof errang endlich einen unrühmlichen Sieg, dem ein unheilvoller Krieg folgte. In den politischen Kämpfen, die nach demselben eintraten, waren beide Parteien abwechselnd glücklich, aber der Hof, der seinen Plan mit Klugheit und Standhaftigkeit verfolgte, triumphirte endlich. Von 1784 bis 1792 widerstand er der mächtigsten Verbindung von Reichthum und Talent, die sich je gegen ihn vereinigt hatten.

In dieser Lage der Dinge kam die französische Revolution wie ein Gewittersturm, der die Furchtsamen schreckte und die Atmosphäre reinigte. Die wahren oder heuchlerischen Alarmisten drängten sich um den Hof, der die Unterstützung, die er dadurch erhielt, reichlich mit Pairswürden belohnte: die Folge war eine gänzliche Veränderung im Charakter des Oberhauses. Es besteht nicht länger aus einer kleinen Anzahl Personen, meist mit großem Vermögen, die sich entweder aus Neigung dem Hofe, oder aus alten Familienerinnerungen dem Volke anschließen, sondern aus einer großen Menge Neuadliger, ohne größeres Vermögen als andere Landedelleute, Leute, die vom Hofe und vom Volke wenig zu erwarten haben, und darum von beiden unabhängig sind. Das Volk hat keinen direkten Einfluß über sie, und die Krone kann ihre Zahl nicht vermehren, ohne sich der Gefahr auszusetzen, für die Zukunft vielleicht die Opposition gegen ihre Maßregeln zu verstärken.

Wenn die Lords, von Fürst und Volk gleich unabhängig, noch das politische Gewicht hätten, wie in den frühern Perioden der englischen Geschichte, so wären sie die Herrn des Staats. Zwar ihr Rang, ihre Stellung in der Gesellschaft, ihre Kenntnisse, Verdienste und Erfahrung sichern ihnen einen bedeutenden Einfluß, allein der Nerv ihrer Macht ist dahin. Die alten Barone besaßen einen großen Theil der Bodenfläche Englands, und alle die darauf lebten, waren aus Neigung oder Furcht ihnen gehorsam. Das Landeigenthum der jetzigen Pairs, etwa zehn oder zwölf ausgenommen, ist verhältnißmäßig klein, und noch dazu häufig mit Schulden überbürdet. Dieß ist noch nicht Alles. Sonst bestand der Hauptreichthum im Landbesitz, jetzt überwiegt der bewegliche Reichthum bei weitem, und von diesem besitzen die Lords nur einen sehr schwachen Theil. Die Abnahme des Reichthums in den Händen der Lords läßt sich nicht aufhalten. Ihre Stellung in der Gesellschaft hindert sie, ihr Vermögen durch Industrie zu vermehren, und so müssen sich mit jeder kommenden Generation ihre Hülfsmittel mindern. Bei den Ersparungen im Staatshaushalte bleiben die jüngern Söhne den Familien zur Last. Die Zeit ist vorüber, wo ein Vater einem seiner jüngern Söhne eine Annuität hinterließ, die fortdauern sollte, bis der ältere Brüder ihm eine entsprechende Stelle oder Pension von der Regierung ausgewirkt haben würde. Den nachgeborenen Söhnen bleiben wenige Aussichten übrig. Die Kirche, ihre reichste Ernte, steht auf dem Punkte reformirt zu werden. Armee und Marine sind ehrenvolle Beschäftigungen, bieten jedoch denen, die in einem gewissen Luxus erzogen sind, nur ein sehr dürftiges Auskommen dar. Diplomatische Stellen erzeugen sehr luxuriöse Gewohnheiten, und das unglückliche Opfer muß endlich von einer elenden Pension leben, wenn er je eine erhält. Die Advokatur steht freilich allen offen, aber nur wenige Söhne des Adels haben sich darin besonders ausgezeichnet. Mehrere Versuche sind fehlgeschlagen, theils weil viele Personen an dem Fleiße und der Thätigkeit von Leuten zweifelten, die in vornehme Gesellschaften kommen, theils weil es wirklich den jungen Männern an Geduld und Ausdauer fehlte, in einer Arbeit die sich oft Jahre lang nicht belohnte. Das ganze Auskunftsmittel für junge Adelige bleibt oft eine Geldheirath mit einer Kaufmannstochter, deren Eltern geneigt sind, ihr Geld gegen einen vornehmen Titel für ihre Tochter auszutauschen.

(Schluß folgt.)

Der Ex-Dey von Algier.

Berichte aus Alexandria melden den Tod Hussein Paschas, des Ex-Dey von Algier, sagen aber nicht, ob sein Tod vor oder nach seiner Wallfahrt nach Mekka erfolgte. Eine solche Pilgerschaft gehört bekanntlich unter die Pflichten eines guten Muselmanns, und auch Hussein wollte sie erfüllen, denn er war sehr religiös.

Hussein Pascha war dem Ansehen nach (denn in der Türkei werden keine Geburts- und Seelenregister geführt) 75 Jahre alt. Er gelangte in einem Alter von 57 Jahren zum Throne und verlor ihn im siebenzigsten; während der 13 Jahre seiner Regierung verließ er die Kasauba nur einmal, und zwar um nie mehr dahin zurückzukehren.

Sein Sturz überraschte ihn nur wenig, denn er war, nebst dem Ende der türkischen Herrschaft in Algier, durch eine alte Prophezeiung vorhergesagt worden, die man einem Santon (Mönche) zuschreibt, der bei seinem Leben im Geruch der Heiligkeit stand. „Rothe Männer,“ hatte der Mönch gesagt, „würden jenseit der Meere herkommen, und diesen Beschluß des Schicksals vollziehen.“ Der Dey ergab sich auch sogleich in sein Geschick, als er die ersten Berichte von dem Ausschiffen der Franzosen zu Sidi-Ferrusch erhielt. „Sie bilden eine rothe Linie,“ schrieb ihm der Aga Generalissimus; „sie halten sich geschlossen, daher auch ihre langsamen Bewegungen. Sie besitzen nicht die Schnelligkeit deiner gläubigen Krieger. Es wird uns wenig Mühe kosten sie zu bezwingen und dir gefangen vorzuführen, wenn sie es nicht etwa vorziehen, ihre Kühnheit in den Wogen des großen Meeres zu büßen.“

Der Dey theilte indeß diese Hoffnungen nicht; er schien im Gegentheil entmuthigt, und that nichts um den nahenden Sturm zu beschwören. Die oben erwähnte Weissagung wurde dem kommandirenden General der Expedition, wenige Tage nach seinem Einzug in die Kasauba, wiederholt, jedoch mit einer kleinen Zugabe, welche später ihre Bestättigung erhielt. Diese Zugabe sagte, daß die Vertreibung des Königs von Frankreich der des Dey bald folgen werde.

Die Rekrutirung der algierischen Miliz geschah bekanntlich in Asien, besonders zu Smyrna, und man ging dabei, hinsichtlich der Moralität, nichts weniger als mit strenger Auswahl zu Werke. Unter den Rekruten, welche man der Regentschaft zuschickte, befand sich daher stets eine bedeutende Zahl von Verbrechern, welche durch die Anwerbung aller Strafe ledig wurden, und denen sich die glänzendsten Aussichten eröffneten. Hussein gehörte nicht zu dieser verworfenen Klasse; er stammte von rechtlichen Eltern, und hatte sogar einige Erziehung genossen.

In Algier rückte er schnell vorwärts. Er war Minister, als, ohne alle Intrigue von seiner Seite, die gewöhnlich sehr launenhafte Wahl der Miliz auf ihn fiel. Noch im niedern Rang hatte er seine Frau geheirathet, und ließ sie Theil an seiner Erhebung nehmen, ohne die vom Koran bewilligte und überdieß als ein dem Thron anklebendes Vorrecht betrachtete Vielweiberei in Ausübung zu bringen. Hussein hatte zwei Töchter aus dieser Ehe, von denen er die älteste mit dem Aga, der zweiten Person im Reich, verheirathete, demselben der den Krieg gegen Frankreich leitete; ein gewöhnlicher Mensch in jeder Hin-

sicht, der aber seinem Schwiegervater treu ergeben blieb, und ihm ins Exil folgte.

Nach dieser Heirath blieb ihm noch eine Tochter zu versorgen übrig, und er beschloß die zu treffende Wahl eines Gatten dem Zufall zu überlassen. Er blickte einst von der Kasauba herab über seine Hauptstadt und auf das Meer hin, als er einen Fischer gewahrte, den das Glück durch reichen Fang zu begünstigen schien. Diesen ließ er holen und trug ihm seine Tochter an. Der, wie man sich leicht denken kann, sehr überraschte arme Teufel antwortete nach türkischer Sitte: „Inschallah“ (wenn es Gott gefällt). Die Heirath wurde auf der Stelle verkündigt, und der Fischer noch an demselben Tage zum Marineminister erhoben, einen Posten, den er noch im Augenblick der Kapitulation behauptete.

Hussein war nicht blutdürstig, und man wirft ihm nur Eine Grausamkeit vor, nämlich den Tod des vorletzten Aga's, eines Mannes von hohem Verdienst, der allgemein bedauert wurde. Ein Konsul einer fremden Macht zu Algier hat behauptet, daß sich der Privatschatz des Dey, der ihm durch die Kapitulation gesichert wurde, sich auf 80 Millionen in Baarem, und auf 24 Millionen in Edelsteinen und Schmuck belaufen habe. Die letztere Schätzung müßte man wenigstens um die Hälfte herabsetzen, wenn man das Uebrige als richtig annehmen wollte. Neuere Nachrichten aus Alexandria behaupten, Hussein sey von seiner Gattin, die sich in ein vormaliges Oberhaupt der Mameluken verliebt hatte, vergiftet worden.

Statistische Notizen über Frankreich.

(Schluß.)

Ein- und Ausfuhr. Frankreich verkauft ans Ausland die Produkte seines Bodens und seiner Industrie, welche ihm über sein Bedürfniß bleiben. Zieht man das Mittel aus 5 Jahren (1827 bis 1832), so beläuft sich die Ausfuhr auf 620 Millionen. Im Jahre 1787 betrug sie nur 543 Millionen. Dagegen kauft Frankreich diejenigen rohen oder schon verarbeiteten Stoffe ein, die es zu seinem Ackerbau und zu seinen Fabriken braucht. Diese Einkäufe, in welchen seine Einfuhr besteht, betragen, nach einer Durchschnittsrechnung aus 5 Jahren, 606 Millionen. (Im Jahre 1787 betrugen sie 611 Millionen.) Frankreichs Handel im Allgemeinen hat daher eine Bewegung von 1200 Millionen. Sein spezieller Handel, der sich nur auf seinen eigenen Verbrauch und auf den Ueberschuß seiner Produkte bezieht, den es nach dem Auslande verkauft, ist nicht so beträchtlich; er beläuft sich nur auf 947 Millionen, wovon 461 auf die Einfuhr und 486 auf die Ausfuhr kommen.

Die verschiedenen Gegenstände nebst ihrem Betrage, aus welchen der Handel Frankreichs besteht, sind folgende: Vieh: 1.482.000 Fr. Einfuhr, 80.000 Fr. Ausfuhr; Getreide: 51,881.000 Fr. Einfuhr, 5,947,000 Fr. Ausfuhr. Animalische Stoffe: (rohe Häute, Haare) 121,287,000 Franken Einfuhr, 66,442,000 Fr. Ausfuhr. Vegetabilien: (Citronen, Orangen u. s. w.) 94,869,000 Fr. Einfuhr, 28,871,000 Fr. Ausfuhr. Mineralische Stoffe: 40,735,000 Fr. Einfuhr, 8,456,000 Fr. Ausfuhr. Erzeugnisse der Industrie: (gesalzenes Fleisch u. s. w.) 15,117,000 Fr. Einfuhr, 17,571,000 Fr. Ausfuhr. Seilwerk, Bauholz: 64,801,000 Fr. Einfuhr, 90,921,000 Fr. Ausfuhr. Verarbeitete Baumwolle: 5,635,000 Fr. Einfuhr, 53,109,000 Fr. Ausfuhr. Seidenwaaren: 14,213,000 Fr. Einfuhr, 122,928,000 Fr. Ausfuhr. Kolonialwaaren: 101,561,000 Fr. Einfuhr, 25,669,000 Fr. Ausfuhr. Rohes Gold: 9 Millionen Fr. Einfuhr, 16,975,000 Fr. Ausfuhr. Rohes Silber: 54,650,000 Fr. Einfuhr, 7,545,000 Fr. Ausfuhr. Herr von Chateauneuf bemerkt jedoch, daß diese letztern Angaben sehr veränderlich seyen. So war 1830 die Ausfuhr des rohen Goldes 22 Millionen, im Jahre 1831 8 Millionen und im Jahre 1832 nur 3 Millionen. Im Jahre 1831 ward für 4 Millionen rohes Silber und im Jahre 1832 für 25 Millionen eingeführt. Im Jahre 1831 stieg die Einfuhr dieses Metalls auf 45 Millionen, im Jahre 1832 betrug sie nur 11 Millionen.

Aus dem hier Mitgetheilten geht hervor, daß Frankreich vom Auslande mehr Getreide, Vieh, Metalle, rohe Stoffe bezieht als ausführt, daß es dagegen mehr verarbeitete Produkte an dasselbe verkauft als einführt.

Das Erzeugniß der Minen beträgt des Jahres im Durchschnitt 80 Millionen in Geld und 1,600,000 Centner dem Gewichte nach; hiezu kommen noch durch die Einfuhr 759,000 Centner. Dieß macht im Ganzen 2,300,000 Centner mineralischer Stoffe, welche eine Summe von 114 Millionen abwerfen und jährlich 1240 Hüttenwerke beschäftigen.

Bewegung des Handels. Frankreichs äußerer Handel beschäftigt jährlich 60,000 Menschen und 8000 Schiffe, von denen jedoch nur 5000 ihm angehören. Frankreichs Handel mit Asien beträgt 20 Millionen; mit Afrika 22 Millionen; mit Südamerika 41 Millionen; mit Nordamerika 215 Millionen; mit Europa 764 Millionen; mit den Kolonien 103 Millionen. Afrika und Asien senden nach Frankreich rohe Stoffe für 24 Millionen und erhalten deren nur für 7. Frankreich führt dahin für 11 Millionen Gegenstände seiner Industrie aus, und bezieht nichts von daher. Der Austausch jeder Art der neuen Welt mit Frankreich beträgt 260 Millionen. Europa verkauft an Frankreich für 306 Millionen roher Stoffe, und erkauft nur für 178 Millionen. Dagegen kauft Frankreich von Europa für 62 Millionen verarbeiteter Stoffe, und verkauft für 218 Millionen an dasselbe.

Eine Vergleichung der Budgets in den Jahren 1785 und 1835 ergibt folgendes Resultat.

Jahr 1785. Oeffentliche Schuld: 234,500,000 Fr. Pensionen: 28 Millionen; Dotationen: 52,950,000 Fr. Administration, Ministerien: (darunter das des Kriegs mit 108,200,000 Fr.) 251,772,000 Fr. Gehalte der Angestellten: 4 Millionen. Steuereinzugskosten: 58 Millionen. Unvorhergesehene Ausgaben: 878,000 Fr. Gesammtsumme: 610 Millionen.

Im Jahre 1835 erhebt sich die Gesammtsumme auf eine Milliarde. Das Budget von 1785 betrug bei einer Bevölkerung von 25 Millionen Einwohnern auf den Kopf 24 Livres 8 Sous. Im Jahre 1835 kommt bei 32 Millionen Seelen auf den Kopf 31 Franken 25 Centimen.

Literarische Notizen.

Im verflossenen Herbste wurden an die königliche Gesellschaft der Literatur in London einige Zeichnungen von einem Herrn Bonomi in Syrien eingesendet, welche Tafeln mit hieroglyphischer und Keilschrift darstelle, die nebst mehrern neuern Inschriften auf dem Felsen von Eikelb (dem alten Lykos) nahe bei Beirut neben einander gefunden wurden.*) Die bisher bekannten Denkmäler dieser Art wurden in die Zeit von Cyrus und seinen unmittelbaren Vorgängern gesetzt. Ein H. Cullimore aber entdeckte den Namen Ramses II auf den hieroglyphischen Tafeln, bestritt sonach die Richtigkeit dieser von Grotefend, Champollion und anderen vertheidigten Ansicht, und behauptete, sie seyen so alt als die Tafel von Abydos, die von demselben Ramses II herrührt. Durch seine historischen und chronologischen Belege für diese Meinung bestimmte er die Epoche der Künste und Wissenschaften in Aegypten, welche während der 23 Regierungen von Osirtesen I um den Anfang des 18ten Jahrh. vor Chr. bis Ramses II sich in blühendem Zustande befanden. Die parallele Epoche in dem persischen Alterthum findet Hr. Cullimore im Zeitalter Dschemschids, des großen Beförderers der Kultur, das nach dem von Dschemschid selbst herrührenden Kalender berechnet gleichfalls ums Jahr 1800 v. Chr. fällt. Demnach wäre das Emporkommen der Wissenschaften und Künste in Aegypten und Persien gleichzeitig, und eben so auch ihre Dauer, die sich bis ins 11te Jahrhundert v. Ch. verlängert. Dieß leitete er ab aus der Identität der ägyptischen und persepolitanischen Kalender, indem der erstere um die Zeit des Sturzes der Dynastie Dschemschids in Persien eingeführt worden sey, vielleicht durch die erobernden Heere der Aegyptier.

*

Nach dem Litterary Advertiser erschienen in England im J. 1834 nur 1270 neue Bücher, Zeitschriften und Pamphlete nicht mit eingerechnet.

*) Ein Abguß der merkwürdigsten dieser Tafeln ist seitdem gleichfalls nach England gelangt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 57. 26 Februar 1835.

Reisebilder von Marmier.

Die Pyrenäen.

Es gibt Eindrücke, welche die Feder nicht wiederzugeben vermag. Das Bild, das sich in uns gestaltet, verliert beim Uebertragen in der Sprache. So ging es mir, als ich mich zum Erstenmal mitten in den Pyrenäen befand. Aus der Ferne hatte ich diese Berge von Toulouse, von Narbonne, gleich Wolken vor mir gesehen.

Jenseits St. Gaudens angelangt, erhoben sie sich plötzlich groß und majestätisch vor mir, anfangs gleich riesenhaften Hügeln, weiter zurück gleich den Gliedern einer zusammenhängenden Kette. Oft wähnt man, die Straße sey förmlich durch dieselbe gesperrt, dann öffnet sich die Schlucht, und die Straße windet sich durch ein tiefes Thal; wendet man den Blick rückwärts, so glaubt man in das Becken eines Flusses eingeschlossen zu seyn; plötzlich erweitert sich dieses wieder, und eben dieser rasche Wechsel ist es, der die Reise durch die Pyrenäen so höchst anziehend macht. Bald sieht man Berge, welche pyramidenartig gen Himmel streben; dann wieder kugelförmige Kuppen oder mauerartige Felsen, bald dichte Tannenwälder, bald grüne Flächen, die sich bis zu den Wäldern hinaufziehen; so daß das Auge nicht müde wird, diese lachenden, fruchtbaren Thäler zu betrachten. Die Felder werfen jedes Jahr einen dreifachen Ertrag ab. Obstbäume wachsen hier neben der Birke, die Eiche neben dem Kirschbaum. Die Rebe schlingt sich um den Baumstamm, und verziert die Hütten mit ihren Früchten.

In einiger Entfernung von dem Dorfe Cierp gewahrt man rechter Hand das reizende Thal Marie, das sich in dem Thale von Aure verliert. Linker Hand läßt man die Garonne und folgt dem Laufe des Piquet, eines ungestümen Waldbaches. Cierp ist ein schönes Dorf, das rechts und links der Straße erbaut ist. Die Natur ist hier herrlich, aber die Unreinlichkeit der Einwohner bildet einen traurigen Gegensatz mit ihr.

Weiterhin verengt sich das Thal, die Straße erhebt sich, die Berge verlieren ihr schönes Grün, und ihre nackten Wände zeigen hie und da die Spuren von Waldströmen, welche von denselben herabstürzen. Von Zeit zu Zeit sieht man einen Wasserfall, oder die Spitze eines Thurmes, der in Trümmer zerfällt. Christliche Gemeinden hatten denselben zur Zeit der Verfolgung mitten in dieser wilden Einsamkeit erbaut, und später nach errungener Freiheit wieder verlassen. Als vor etwa 25 Jahren auf Napoleons Befehl eine allgemeine Volkszählung unternommen wurde, fand man in diesen Bergen einzelne Stämme, Abkömmlinge der Albigenser, die beinahe nichts von der Revolution im Jahre 1789 wußten, und sich noch, gleich ihren Voreltern, für verfolgt und proscribirt hielten.

Weiterhin betritt man abermals flaches Land, das sich nach allen Richtungen ausdehnt. Man hat die Gletscher vor sich, deren weiße Häupter sich in den Wolken verlieren. Am Fuße der Berge dehnen sich lachende Dörfer aus. Das Thal ist mit Blumen und Bäumen bedeckt, und durch mehrere Bäche benetzt; so gelangt man endlich nach Bagnères de Luchon, das von Bergen wie mit einem Walle umgeben ist.

Bagnères hat nur eine große Straße, die sich gegen das Badehaus zu verlängert, eine schöne Allee, die zugleich zu Spaziergängen dient, und einige niedliche Wohnungen für Fremde. Wir trafen zu Ende Septembers hier ein, um welche Zeit gewöhnlich das lebhaftere Treiben aufhört. Die Badegäste sind in ihre Heimath zurückgekehrt, die Kaufleute brechen ihre Boutiken ab; die Gesellschaftszimmer werden geschlossen, die Gastwirthe ruhen aus; gleichwohl gibt es noch eine Menge Lastträger, Führer, Pferdevermiether und Kommissionäre hier, welche den armen Reisenden in dieser verspäteten Jahreszeit als eine unverhoffte Beute anfallen.

Bagnères hat selbst in den schönsten Sommertagen nur eine untergeordnete Wichtigkeit. Nach Ablauf der Badezeit ist es eine todte Stadt an der äußersten Gränze, die von niemand mehr besucht wird, und nur noch von dem Gewinn des verflossenen, so wie von der Hoffnung des kommenden Sommers lebt. Wir langten am Tage eines Marktes hier an. Die Landleute der Umgegend finden sich auf demselben ein, und selbst der Katalonier und der Arragonier bleiben nicht aus. Diese Mischung der Trachten, Gebräuche und Dialekte, die ernsten und doch lebendigen Physiognomien des Spaniers, die hohen Gestalten und der starke Gliederbau dieser Gebirgsbewohner waren ein neues und interessantes Schauspiel für uns.

Zwei Ausflüge werden gewöhnlich von den hier anwesenden Fremden gemacht: der eine nach dem See von Oo und dem dortigen großen Wasserfalle; der andere in das Thal des Lis,

also genannt wegen der vielen Wasserlilien, welche an seinem Ufer wachsen. Der Weg dahin führt durch herrliche Buchenwälder; tief unten hört man die Wellen des Piquet schäumen, welcher alle von den Bergen abstürzenden Gewässer aufnimmt. Zur Rechten gewahrt man die zerstreut umherliegenden Hütten der Hirten; es sind dieß kleine aus rohen Steinen aufgebaute und mit Schieferplatten gedeckte Häuser, in denen sich eine Scheune, ein Stall für das Vieh und ein kleiner Raum für die Menschen befindet. Hier wohnen die Hirten den Sommer über, während das Vieh in der Umgegend weidet. Den Winter aber ziehen sie sich in ihre Dörfer zurück. Ihre Gebräuche sind höchst einfach, ihre Lebensweise äusserst mäßig. Sie nähren sich nur von dem selbst bereiteten Käse und von gedörrtem Ziegenfleische. In den langen Winterabenden vereinigen sie sich in einer großen gemeinschaftlichen Scheune zur Arbeit und zum Gespräche. Ihr Schutzpatron ist der heilige Aventin, von dem sie zahlreiche Wunder in unerschütterlichem Glauben erzählen. In allen Dörfern findet man Schulen, und in dieser Beziehung sind sie gegen die Kantone des ebenen Landes voran. In diesen Schulen versehen wandernde Lehrer, die sich auf einen Winter vermiethen, den Dienst.

Das Thal des Lis ist durch eine Felsenwand begränzt, über welche der oben erwähnte Wasserfall herabstürzt und dabei vier Absätze bildet.

(Fortsetzung folgt.)

Das englische Oberhaus, seine Lage und seine Zukunft.

(Schluß.)

In Bezug auf diesen Zustand des Oberhauses wurde schon vor mehreren Jahren dem Herzog von Wellington, damals erstem Lord der Schatzkammer, der Vorschlag gemacht, auf die alte Sitte zurückzukommen und lebenslängliche Pairs zu ernennen. Der Vorschlag fand nicht die Beachtung, die er verdiente, denn sicher wäre es von großem Vortheil, Männer von Erfahrung in Staatsangelegenheiten und Geschäftssachen dem Oberhause einzuverleiben, ohne dessen schon übergroße Zahl dauernd zu vermehren, und Leute hineinzubringen, deren Vermögen nicht hinreicht, die Würde und Unabhängigkeit der Pairie in ihrer Familie aufrecht zu erhalten. Die Lage von ausgezeichneten Personen, denen man jetzt manchmal die Pairie beinahe aufnöthigt, ist zu beklagen. So starb vor wenigen Jahren noch im blühenden Alter ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter, den man auch ins Oberhaus gezwungen hatte, und ließ einen Sohn zurück, der völlig auf die Freigebigkeit der Krone angewiesen war. Manche andere hatten keine andere Erbschaft zu hoffen, als Sinekuren, die ihr Vater zu vergeben hatte, die jetzt aber abgeschafft sind. So sind auch manche Diplomaten zur Pairie erhoben worden, welche diese Würde wohl verdienten, sie aber ihren Nachkommen als eine Last zurückließen.

Der Haupteinwurf gegen lebenslängliche Pairien bestand darin, daß es den Ministern, wenn sie nicht mehr wie jetzt durch die heilsame Furcht vor einer dauernden Vermehrung der Pairie zurückgehalten seyen, sehr leicht seyn würde, sich eine Majorität im Oberhause zu sichern. Aber in dem Maße, als das politische Gewicht des Oberhauses sich mindert, schwindet dieser Einwurf. Man kann keinen Grund mehr haben, sich eine Majorität zu schaffen, wo keine Macht mehr dadurch zu erringen ist. Die politische Macht der Lords war aber seit langer Zeit im Abnehmen, und neuere Ereignisse haben ihre Schwäche im klarsten Lichte gezeigt. Die Hauptmacht im Staate ist allmählich auf das Unterhaus übergegangen, und so lange die Regierung von den jährlichen Verwilligungen desselben abhängt, muß sie ihm auch bleiben. Seit das Haus Hannover auf den Thron gelangte, beruhte der Einfluß der Lords hauptsächlich auf den Unterhausmitgliedern, über deren Wahl sie vermöge des Besitzes von Wahlflecken verfügten. Diese Quelle von Macht und Ansehen ist versiegt; als Eigenthümer haben die Pairs noch Einfluß, aber die Tage, wo sie Unterhausmitglieder ernennen konnten, sind vorüber. Sie können wohl noch ein Ministerium hemmen und quälen, aber, wenn es das Zutrauen des Königs und die Unterstützung des Unterhauses besitzt, nicht mehr stürzen. Dieß hat die Erfahrung der letzten Jahre klar bewiesen.

Es ist wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die Lords das verlorene politische Gewicht wieder erringen. Die alte Feudalaristokratie war mächtig, weil sie einen ungeheuren Reichthum besaß, weil sie populären Grundsätzen folgte, und in ihren Kämpfen mit der Krone die Unterstützung der Demokratie hatte. Nach der Thronbesteigung des Hauses Hannover hatten die Whiglords ein Uebergewicht theils durch ihren großen persönlichen Aufwand, theils durch die bedeutenden Hülfsmittel, welche ihnen eine in Reichthum und Handel stets fortschreitende Nation in die Hände gab. Die jetzigen Lords sind mit wenigen Ausnahmen zu arm und zu heruntergekommen, um viel eigenes Geld auszugeben, und das Unterhaus sowohl als das Volk sind zu wachsam, um die frühere Verschwendung des Staatseinkommens zu dulden. Popularität zu gewinnen, ist auch nicht die Sache der jetzigen Lords, und allzu viele scheinen sogar die populären Grundsätze ihrer Vorfahren abgeschworen zu haben. Ihre Erziehung und ihre ersten Eindrücke erhielten sie meist während der Schrecken der französischen Revolution, und theilten so die Befürchtungen und den Haß, der die Aristokratie Europa's viele Jahre hindurch erfüllte, und den Gefühlen und Neigungen der Whiglords in den Jahren 1698 und 1715 so widerstrebt; sie sympathisiren nicht mit dem Volke, und das Volk hat weder Sympathie noch Achtung für sie. Die Vorurtheile des alten französischen Adels, den der englische sonst zu verspotten pflegte, sind unglücklicherweise in den Gemüthern der Mehrzahl fest gewurzelt. Ist eine Maßregel populär, so wird sie mit Abneigung betrachtet; zweckt sie dahin ab, irgend eine Freiheit der Unterthanen zu beschränken, so wird sie mit lebhaftem Beifall aufgenommen. Arbeitet eine Maßregel dahin, allgemeine Kenntnisse zu verbreiten, so wird sie mit Verachtung angesehen, und mit Bitterkeit bekämpft. Was die Genüsse der untern Klassen vermehrt, erscheint als ein an ihnen selbst begangener Raub. Es ist ihnen zuwider, daß Straßen mit Gas beleuchtet, daß die Kommunika-

tionen durch Eisenbahnen beschleunigt, oder die Postwagen so bequem wie Privatwagen gemacht worden. Eine so unbedeutende Sache, als die Legalisirung des Verkaufs von Wildpret mußte ihnen abgerungen werden. Etwas Ausschließliches *) zu haben, ist ihr Vergnügen; Almacks **) mögen hingehen, jeder hat ein Recht sich seine Gesellschaft zu wählen, aber sie sollen andere nicht um die Vortheile beneiden, welche Natur und Kunst allen zugänglich gemacht haben.

Niemand, der die unter den höhern Klassen nur allzu vorherrschenden Gesinnungen kennt, wird diese Schilderung für übertrieben halten. Allerdings gibt es Ausnahmen, allein die Mehrzahl, und leider die Mehrzahl der jungen Mitglieder ist in diesen Gesinnungen befangen, und schlimm wenn die Jugend, welche sonst für freiere Ideen sich so leicht begeistert, sich auf die Seite selbstischer Interessen und veralteter Vorurtheile schlägt. Die Folgen für die öffentliche Freiheit könnten schlimm seyn, wäre nicht die Demokratie bereits zu mächtig und einsichtsvoll, um solche Gegner zu fürchten.

Ohne großes Vermögen, ohne Neigung zur Versöhnung, wie soll die Aristokratie den verlorenen Boden wieder gewinnen? Die Kirche, sonst ihr bester Alliirter, ist selbst in Noth. Ein glühender Religionseifer ist wach geworden, der allen Staatskirchen abhold ist. Der Puritanismus des 17ten Jahrhunderts ist wieder ins Leben getreten, ohne daß eine vorherrschende Sekte geneigt oder im Stande wäre, sich in den Sattel der Kirche zu schwingen.

Der jetzige Zustand des Oberhauses, seine verhältnißmäßige politische Schwäche hebt jede Veranlassung auf, eine allzu große Anzahl lebenslänglicher Pairs zu ernennen. Die einzige Veranlassung für ein Ministerium wäre die, daß eine Majorität im Oberhaus jede Bill aus Gehässigkeit oder unbesieglichem Vorurtheil verwürfe, und kein anderes Mittel übrig bliebe als diese eigensinnige Majorität durch einen neuen Pairsschub zu brechen. So wird aber im Gefühl seiner jetzigen Schwäche kein Oberhaus verfahren. Ansehen und Achtung können die Lords hauptsächlich nur dadurch erwerben, daß sie gewaltthätige, unpraktische und unreife Bills, die im Unterhause durch Parteigeschrei und Täuschung durchgesetzt wurden, frei von politischer Leidenschaft und Aufregung verbessern, und durch ruhige, besonnene und gerechte Pflichterfüllung imponiren; dieß ist aber nur möglich, wenn das Oberhaus nach und nach einen bedeutenden Zuwachs an erfahrenen und verdienten Männern erhält. Man bedarf z. B. eines tüchtigen Richters, um die dem Oberhause vorgelegten Rechtsstreitigkeiten abzumachen; ein Gesandter kehrt zurück, und kann im Parlamente nützlich seyn; ein General oder Admiral erhält einen Sieg, hat aber nicht Vermögen genug eine erbliche Pairie zu behaupten; ein Mitglied des Unterhauses ist grau geworden im Dienste des Landes, und kann die anstrengende Arbeit der Unterhaussitzungen nicht mehr ertragen; wenn diese Männer lebenslängliche Sitze im Oberhaus erhalten, so wird der Staat nicht mit Pensionen auf drei Generationen hinaus überbürdet, und man erschafft nicht eine Race von vornehmen Armen, welche mit der Zeit den Adel in Verachtung bringen müssen. Selbst die jetzigen Erbpairs gewinnen dabei, denn die Wichtigkeit und Würde ihrer Familien würde steigen, indem das Oberhaus einen höhern Glanz erhielte durch Männer, welche für die dem Vaterlande geleisteten Dienste dem Hause einverleibt würden. Macht muß sich entweder auf Vermögen oder Geschicklichkeit und Talente gründen. Man kann die Pairs nicht alle reich machen, aber man kann Männer von Talent und Geschicklichkeit zu dieser Würde erheben, und eine Versammlung, welche die geachtetsten Namen enthält, muß sich Ansehen erwerben durch den Einfluß, den sie auf die öffentliche Meinung ausübt.

*) Exclusive, so nennt man auch in der That die vornehme Gesellschaft.

**) Abonnirte Bälle, in denen nur Personen der höhern Gesellschaft Zutritt haben.

Eine Scene aus dem Leben Canova's. *)

Der berühmte Bildhauer Canova begann seine Studien in Rom in dem Hause Volpatti's als Kupferstecher. Als ein blöder, linkischer junger Mensch fühlte er sich beim ersten Eintritt zu seinem künftigen Meister nicht wenig beklommen, und seine Scheu wurde durch das Benehmen des eben beschäftigten Volpatti um nichts vermindert. „Warte nur, sagte er, ich will gleich mit dir sprechen." Canova betrachtete indeß die mannichfachen Gegenstände, welche das Zimmer enthielt, von denen ihm jedoch ein junges Mädchen, das dem Künstler eben saß, bei weitem der interessanteste war. Das Mädchen saß indeß nicht, wie hier, dem allgemein angenommenen Ausdruck zufolge, eben gesagt wurde, sondern es stand vielmehr, mit dem einen Fuß vorwärts schreitend und den Kopf zur Hälfte herumgewendet; die Maske und der zerbrochene Stab in ihrer Hand bezeichneten die Jungfrau als „Thalia," und wirklich eigneten der schalkhafte Zug in dem offenen freundlichen Gesicht und die kindliche Fröhlichkeit in ihrem ganzen Wesen sie vollkommen zu dem Ideal der heitern Muse. Eine Stunde lang stand sie unverrückt in dieser Stellung und beobachtete indeß mit heimlicher Schadenfreude den blöden Jünger. Während ihres ganzen glücklichen Lebens hatte sie vielleicht noch nie so lange ruhig auf Einer Stelle gestanden, endlich aber verließ sie die Geduld, sie warf Maske und Stab von sich, fiel zu nicht geringer Verwunderung des schüchternen Canova dem alten Künstler um den Hals und sagte: „Heute nicht mehr, lieber Vater, ich bin es herzlich müde Thalia zu seyn, und willst du durchaus fortarbeiten, so magst du mich nur als eine schlafende Nymphe malen." Volpatti warf seinen Pinsel weg und erwiderte: „Du bist ein eigensinniges Mädchen, doch wenn du wirklich müde bist, so geh nur und ruhe aus; — aber warte noch einen Augenblick, ich hätte gern, daß das Haar noch vollendet würde, ehe du es anders ordnest. Rufe Raphael."

Das Mädchen öffnete eine Thüre, durch welche Canova ein halbes Dutzend junger Menschen vor ihren Staffeleien sitzen sah und rief: „Raphael Morghen!" Der Gerufene trat ein; an seinem Aeußern zeigte sich nichts Auffallendes, einen schelmischen Blick ausgenommen, den er der Tochter seines Meisters zuwarf. Er setzte sich vor das Gemälde und fuhr fort an dem goldenen Haar zu arbeiten, während sich Volpatti zu dem neuen Ankömmling wendete, als ob er jetzt erst seine Anwesenheit bemerkte und mit ihm über seine Studien sprach. Volpatti durchschaute bald das Talent Canova's und nahm ihn in sein Haus, wo er mit Raphael, dessen Lehrjahre bereits zu Ende waren, in freundschaftlichem Einverständnisse lebte, obschon die beiden jungen Leute einander gänzlich unähnlich waren; denn Raphael, seiner männlichen Schönheit sich bewußt, benahm sich eben so frei und angenehm, als Canova scheu und linkisch war. Nur der Meister wußte ihn zu schätzen, und oft wenn er die höhnischen Blicke der Mitschüler bemerkte und ihm dann eine neue

*) Aus den so eben in London herausgekommenen Sketches of Corfu, historical and domestic; its scenery and natural productions interspersed with legends and traditions.

Schönheit in den Arbeiten Canova's auffiel, sagte er: „Kümmere dich um nichts, das hier wird leben, wenn die Andern längst vergessen sind.“ Volpatti schenkte seinen Schülern im Ganzen wenig Aufmerksamkeit, höchstens widmete er ihnen zwei bis drei Stunden des Tages. Canova und Raphael aber waren seine Lieblinge und durften stets um ihn seyn. Ihnen war die seltene Gunst gestattet, zuweilen das schöne Gesicht seiner Tochter Dominica zu zeichnen oder zu modelliren, und wirklich ließ Raphael sich einst verlauten, daß nur dieß ihn bewege, so viele Zeit auf seine Studien zu wenden.

Die beiden jungen Leute konnten unmöglich lange in der Gesellschaft des reizenden Mädchens leben, ohne ein anderes Gefühl als bloße kalte Bewunderung für sie zu empfinden; sie wurden Nebenbuhler in der Liebe und in dem Streben nach Ruhm. Raphael flüsterte dem Mädchen süße Worte in das Ohr, Canova aber, bei dem das Gefühl der Ehre und Rechtlichkeit vorherrschte, wendete sich an den Vater. Volpatti selbst war unentschieden; er liebte Canova seines sanften anspruchslosen Benehmens wegen, allein er fühlte gar wohl, daß Morghens Persönlichkeit mehr geeignet sey, das Herz eines Mädchens zu gewinnen. „Bewerbt Euch um ihre Liebe, sagte er endlich, Ihr habt beide gleiche Ansprüche und gleiche Liebe zu meinem Kinde. Ich schlage Euch einen Wettstreit vor: Dominica soll Euch sitzen, malt beide ihr Bild, und wem dieß am besten gelingt, der hat bei seiner Bewerbung um ihre Gunst meine Einwilligung.“

Die beiden Jünglinge waren mit dieser Entscheidung zufrieden; Canova setzte ein bescheidenes Vertrauen in seine Kräfte und Raphael hatte seine besondern Gründe des Erfolgs sicher zu seyn. Dominica ihrerseits faßte ihren Entschluß; sie wollte als eine Tochter Erisichthons gemalt seyn, die, um ihres Vaters Armuth zu lindern, mehrere Gestalten annahm, damit er sie zu wiederhollenmalen verkaufen könne. Zuerst ward sie als junge Sklavin verkauft, und kaum war das Geld erlegt, so verwandelte sie sich in eine weiße Taube und flog davon. Es lag ein Muthwille in dieser Aufgabe, der Dominica's Charakter ganz angemessen war. Der Kontrast zwischen ihrem schalkhaften Gesicht, die Behaglichkeit Erisichthons und die Begierde des Käufers gaben Stoff zu einem recht artigen Gemälde, den Raphael, von Hoffnung belebt, wohl zu nützen gedachte.

Gegen Canova war Dominica indeß nicht so willfährig; sie wußte nicht, welche Gestalt sie wählen sollte. Heute wollte sie als Proserpina, morgen als Hebe gemalt seyn, und als endlich der Vater darauf bestand, daß sie den beiden Bewerbern freies Spiel und gleiche Zeit gönnen müsse, änderte sie ihre Züge so oft, indem sie bald lustig, bald traurig aussah, bald die Augen schloß und dann wieder die Lippen einkniff, daß der arme Canova in Verzweiflung seinen Pinsel wegwarf und erklärte, es sey ihm unmöglich, dieses dem Proteus ähnliche Gesicht zu malen. Versuche es bei Nacht, flüsterte ihm endlich die Hoffnung zu, und Canova gehorchte der Eingebung. Er blieb Nachts ganz allein auf, rief sich die Züge des himmlischen Gesichts, das er so oft betrachtet hatte, ins Gedächtniß, zeichnete, löschte wieder aus und zeichnete, stets mit sich selbst unzufrieden, immer aufs neue, bis sein Werk dem Original immer näher und näher kam. — Dominica wünschte sich indeß Glück zu dem guten Erfolg ihrer Kriegslist, und der gute Volpatti, der eine geheime Neigung für Canova hegte, schüttelte den Kopf und sagte: „So geht's nicht, Antonio, du mußt's noch einmal probiren.“

An dem bestimmten Tage wurden die beiden Gemälde dem öffentlichen Urtheil ausgestellt; sie hingen neben einander, durch einen dicken Vorhang verdeckt, bis die Kenner von Rom versammelt wären. Endlich füllte sich der Saal; Canova, Volpatti und Raphael standen beisammen, der letztere mit dem Ausdruck voller Zuversicht auf seinem Gesicht, die ihm die Geringschätzung gegen seinen Nebenbuhler einflößte, Canova aber mit einer Angst, die Begierde nach Ruhm allein wohl nie in ihm erregt hätte. Endlich wurde der Vorhang weggezogen; auf der einen Seite erschien Erisichthons Tochter kostbar gekleidet, wie sie ihrem Käufer die Hand reicht, und zugleich, ihres Entkommens gewiß, einen spöttischen Blick auf ihn wirft. Auf der andern stellte sich Dominica dem Beschauer im einfachen weißen Kleide dar, eine Blumenguirlande in der Hand. Der Liebhaber hatte einen Theil seiner eigenen Herzensreinheit auf das Werk seiner Hand übertragen; das Bild schlug die Augen mit einem unnachahmlichen Ausdruck von Bescheidenheit zu Boden, die ihm die Gunst aller Anwesenden gewann. Volpatti drückte Canova's Hand an sein Herz und rief: „Du hast ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen, du allein!“ Die ganze Versammlung stimmte dem Vater bei, und ein alter Künstler gab der Sache dadurch den Ausschlag, daß er sagte: „Morghen hat die Tochter Volpatti's als Sklavin gezeichnet, Antonio aber hat sie zur Göttin erhoben.“

Man ging nach Hause; als aber der Vater seiner Tochter Canova als ihren künftigen Gatten vorstellte, erbleichten des Mädchens Wangen und ihre Augen füllten sich mit Thränen, die das Herz ihres Liebhabers im Innersten verwundeten. Dominica wurde indeß bald ruhiger, und von dieser Zeit an ließ sie keine Abneigung mehr gegen Canova blicken, weil sie den Vater liebte und ehrte und ihm zu gehorchen entschlossen war. Nur ein einziges Mal gab sie den Gefühlen ihres verwundeten Herzens nach. Es war am Vorabend ihrer Vermählung; sie saß in der Verandah hinter dem Hause, Raphael über sie geneigt, denn er hatte sie so herzlich um diese letzte Zusammenkunft gebeten, daß sie seiner Bitte nicht zu widerstehen vermochte. „Wenn der, dem du geopfert wirst, Dominica, sagte Raphael, nur kein solcher Bauernlümmel wäre, so würde ich mich weniger grämen.“ — „Ach, erwiderte Dominica, und wenn du dich auch minder hart über ihn äußertest, so bliebe doch immer noch genug an ihm zu tadeln. Der Vater sagt, er sey geschickt; ich wollte, er wäre es weniger und gliche mehr dir, Raphael. Er kann nicht ohne Stottern mit mir sprechen, und wenn er mich verliebt anblickt, so kommt er mir vor wie eine Katze, die nach zweitägigem Fasten nach einer jungen Maus schielt.“ — „Du bist zu nachgiebig, Dominica; warum sagst du ihm nicht rund heraus, daß er ein Tölpel ist, den du nicht ausstehen kannst?“ — „Nein, Morghen; es ist meines Vaters Wille, und der, für den ich allein lebe, soll nie durch sein Kind gekränkt werden. Ich will ihm gehorchen; nie soll Antonio erfahren, wie ich von ihm denke, und bin ich mit ihm verbunden, so will ich thun, was ich vermag, um ihm zu gefallen. Ach warum hat er doch weniger Gefälliges in seinem Betragen als der Bäckergesell, der sich dort über die niedere Mauer lehnt und der meinem Mädchen den Hof macht. Es heißt, Canova sey ein Bauer aus Bassano, ach, warum ist er es nicht geblieben!“ — „Ach ja wohl, wäre er es nur geblieben,“ antwortete der vermeinte Bäckergesell, indem er sich umdrehte, seinen herabgekrämpten Hut abnahm und Canova's Züge sehen ließ, „dann hätte er sich die bittere Kränkung erspart, von der sich verspotten zu hören, die ihm theurer ist als sein Leben. Und dennoch, Dominica, habe ich keinen Groll auf dich, denn es ist gut, daß ich erfuhr, wie du denkst, so lange es noch Zeit war. Gib mir deine Hand, zum Zeichen, daß ich dir vergebe. Seyd glücklich, fuhr er fort, indem er beider Hände zusammenfügte, aller Groll ist vorüber, lebt wohl.“

„Morghen, sagte das staunende Mädchen, indem sie dem Davoneilenden nachsah, hättest du wohl auch so gehandelt?“ Doch dieß war noch nicht Alles; um der Tochter die Vorwürfe des Vaters zu ersparen, ging Antonio sogleich zu dem alten Mann, und nahm alle Schuld der Trennung auf sich. Er habe seinen Plan geändert, gab er vor, er wolle Bildhauer werden, und die Bildhauerkunst erheische das ernsteste Studium. Ein Weib würde ihn nur hindern, und deßhalb wolle er niemals heirathen, sondern sich ganz der Kunst weihen. Seine Werke sollten seine Kinder seyn und seinen Namen auf die Nachwelt bringen.

Volpatti machte ernstliche Einwendungen, denn er wußte Canova's Werth zu schätzen. „Ich weiß deine Gedanken, sagte er, du wähnst meine Tochter könne dich nicht leiden; aber glaube mir, es ist mädchenhafte Schüchternheit, welche die Zeit überwinden wird.“ Die Versuchung war stark, aber Canova wankte nicht. So trennte man sich endlich; von Volpatti's Seite nicht ohne Verdruß, denn er liebte den jungen Mann herzlich. Nach der Vermählung entdeckte Raphael seinem Schwiegervater den wahren Verlauf der Sache; jetzt war es zu spät sein Kind zu schelten, daher begnügte er sich zu sagen: „Dominica, du weißt nicht, welch ein edles Herz du verschmäht hast! Hättest du ihn gehört, wie er zu mir sagte: „Meister, wenn Ihr mich liebt, wenn Euch meine Dienste etwas werth sind, so beweist es mir dadurch, daß Ihr den Wunsch meines Herzens erfüllt und Eure Tochter und Raphael glücklich macht!“ Hättest du das gehört, wahrlich du hättest ihn nicht von dir gelassen.“

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 58. 27 Februar 1835.

Handelsstatistik.

Nach offiziellen französischen Quellen.

Louisiana am Ende von 1833.

Die Hauptkultur von Louisiana bestand lange Zeit in Indigo, allein die Unsicherheit des Ertrags wegen der Unbeständigkeit des Wetters, und die wiederholten Verheerungen der Felder durch die Heuschrecken haben den Bau desselben sehr vermindert. Nachher wendete man sich vorzüglich auf Fabrikation des Zuckers, welche anfangs großen Gewinn abwarf, allein die Konkurrenz verminderte ihn bald, und die unaufhörliche Veränderung der Atmosphäre, welche von der allzu raschen Abholzung des Landes herkam, hatte schon eine große Menge Pflanzer entmuthigt, als die Herabsetzung des Zolls auf fremden Zucker die Kultur desselben in Louisiana vollends fast vernichtete, und die Pflanzer auf den Baumwollenbau verwies, der früher nur in gewissen Distrikten, namentlich Opelousa, Attakapa und Natchitoches betrieben wurde, aber seit dieser Zeit die hauptsächlichste und fast ausschließende Beschäftigung der Landbesitzer geworden ist. Auch ihr droht jedoch eine neue Revolution durch die unmäßige Ausdehnung, die sie in den neuen Staaten am Mississippi und Ohio gewonnen hat. Daneben wird Reiß und Mais gebaut, jedoch nur so viel als für Sklaven und Vieh nothwendig ist.

Die Industrie von Louisiana steht auf der untersten Stufe, wie nothwendig in allen Sklavenstaaten, wo die Handarbeit der Weißen theuer, und die der Neger nicht zur Fabrikation anwendbar ist. Dennoch erhebt sich eine halbe Stunde von Neu-Orleans eine kolossale Raffinerie, welche durch große Kapitalien genährt die kleinen Etablissements in der Umgegend erstickt hat, und dem Bedürfnisse des Staates ziemlich Genüge leistet. In einer der Vorstädte der Stadt, neben einer Baumwollenpresse und in der Nähe des Waldes erhebt sich gegenwärtig eine Papierfabrik, welche aus der Baumwolle, die in der Presse hängen bleibt, aus den Fibern des Latanenbaums, der sich im Ueberfluß am Mississippi findet, aus dem Baummoos, das gewöhnlich spanischer Bart genannt wird, und aus alten Segeln ein, wie man sagt, vortreffliches Papier macht.

(Dieß ist wahrscheinlich das Papier, dessen sich die Amerikaner zu ihren Karten bedienen, und dessen Einführung in Europa überaus wünschenswerth ist. Es ist ein bräunliches halbdurchsichtiges, dünnes Papier, das fast unzerreißbar ist, und das Falten besser erträgt, als irgend eine andere Papiersorte, was für Karten und Plane, welche Büchern beigegeben werden, und daher vielfältig gebrochen werden müssen, so wichtig ist.)

Die Kanalarbeiten werden in Louisiana mit großer Thätigkeit betrieben, man hat im Laufe des Jahres einen Kanal vollendet, welcher eine Kommunikation zwischen dem Mississippi und der Bai von Barataria öffnet; andere sind angefangen um den Mississippi und die Fourche zu verbinden, und in weniger als sechs Stunden Waaren nach Neu-Orleans zu transportiren, welche bisher einen vieltägigen und beschwerlichen Transport erforderten. Andere angefangene Kanäle sind bestimmt Kommunikationen zwischen Neu-Orleans und den merikanischen Häfen zu errichten, und besonders den Red-River von seinen schwimmenden Inseln zu befreien, eine Unternehmung, die sowohl mehr als alle andere zu der Leichtigkeit, Schnelligkeit und Wohlfeilheit des Verkehrs mit Meriko beitragen wird, als am Ende einen großen Einfluß auf den Lieblingsplan der westlichen Staaten, die Abreißung der reichen Provinz Teras von Meriko haben muß. Der Red-River hat seine Quelle 54 Meilen von Santafé in Neu-Meriko, und wirft sich nach einem Laufe von 500 Meilen in den Mississippi etwa 80 Meilen nördlich von Neu-Orleans. Er dient auf eine weite Strecke hin zur Gränze zwischen Louisiana und Meriko, und die ungeheuren Savannen, welche Louisiana an seinen Ufern besitzt, eignen sich vortrefflich zur Baumwollenkultur. Die Etablissements, welche sich schon an seinen Ufern gebildet haben, erwarten nur die Hinwegräumung der Hindernisse der Schifffahrt um eine große Ausdehnung zu nehmen. Die hauptsächlichsten derselben sind Alerandria und Natchitoches, bis wohin gegenwärtig die Dampfboote hinaufgehen. Wenn der Fluß oberhalb frei seyn wird, so wird Natchitoches als Zwischenstation und Emporium des Handels zwischen dem Innern von Meriko und dem der Vereinigten Staaten einen hohen Grad von Wichtigkeit erreichen.

Die Finanzen des Staats von Louisiana sind in sehr guter Ordnung, im Jahre 1833 betrugen die Einkünfte 482,000 Fr., die Ausgaben 394,000 Fr. Es ist schwer, seinen Handel genau zu berechnen, da die Douanen die Mittheilung der Register verweigern. Man schätzt die Ausfuhr von 1834 auf 30,200,000 Dollars. Sie besteht aus folgenden Artikeln: Baumwolle, 450,000

Ballen; Zucker, 70,000 Fässer; Tabak, 10,000 Kisten; Melassen u. s. w.: ein großer Theil dieser Produkte ist jedoch nicht im Staate selbst erzeugt, sondern kommt den Missisippi herab. Eben so wenig läßt sich die Einfuhr genau angeben, allein man kann doch allgemeine Data liefern, welche nicht ohne Interesse für den fremden Handel sind.

Die Einfuhr besteht beinahe ausschließend in englischen, deutschen und französischen Produkten, allein die Engländer haben durch die Ausdehnung ihrer Verbindungen, und besonders die große Sorfalt, mit welcher sie ihre Ladungen den Bedürfnissen und dem Geschmack des Landes anpassen, einen bedeutenden Vortheil über die beiden andern Nationen, und namentlich die französische Industrie behauptet ihren natürlichen Rang dabei nicht, weil weder Fabrikanten noch Expeditoren Sorge tragen, sich hinlänglich nach den Lokalumständen zu richten.

So schicken z. B. die Franzosen immer schwarzes, dichtes und warmes Tuch nach Neu-Orleans, während die Engländer leichte und wohlfeile Tücher von gutem Aussehen, aber wenig Haltbarkeit senden, welche von den Bewohnern vorgezogen werden, weil die Moden wechseln, ehe das Tuch vertragen ist. Die wollenen Decken, welche aus Frankreich geschickt werden, sind von einer Qualität die zwei Piaster kostet, während die englischen schlechter, aber wohlfeiler sind, daher sie von den Indianern bei weitem vorgezogen werden. Eben so ist es mit den Baumwollenwaaren. Die Engländer spekuliren vor Allem auf das Bedürfniß der zahlreichen und ärmern Masse der Bevölkerung, während die französischen Kaufleute nur Luxusartikel einführen. Deutschland fabricirt Leinwand nach dem Geschmack der Bewohner von Louisiana und Meriko, und hat dadurch die Leinwand der Bretagne gänzlich verdrängt. Ein anderer Grund der Superiorität der Engländer besteht in ihrem System von Handelsverbindungen; sie suchen immer Handelshäuser in fremden Ländern zu errichten, welche Theilhabern an den Handelshäusern des Mutterstaats übertragen werden, daraus entspringt eine Einheit der Interessen, eine Stätigkeit der Verbindung und eine Genauigkeit der Korrespondenz, von der die zufälligen Handelsverbindungen der französischen Speditoren weit entfernt sind, so wie eine intime Kenntniß der Verhältnisse und Bedürfnisse des Landes, welche nichts dem Zufall überläßt, der in den französischen Expeditionen herrscht. Zugleich haben die englischen Associés in den fremden Häusern Vollmachten, welche man einem gewöhnlichen Korrespondenten nicht geben könnte, und die ihnen erlauben im Großen zu spekuliren und jede Gelegenheit zu benutzen.

Louisiana besitzt keine andere Industrie als Ackerbau und die Handwerke, welche zum Haus- und Schiffbau gehören, daher bezieht es aus New-York den größten Theil seiner Bedürfnisse ganz fabricirt, wie Schuhe, Kleider und Meubeln. Die Handarbeit in Neu-Orleans ist so theuer, daß es wohlfeiler ist, beschädigte Artikel durch neue zu ersetzen, als sie ausbessern zu lassen. Tennessee, Kentucky und Ohio liefern dem Staate Mehl, Getreide und Eisen. Diese Produkte kommen nur vom Ende Novembers bis zum Julius an, wo man oft 1000 bis 1500 Barken an den Dämmen liegen sieht, welche die Stadt beschützen. Während der übrigen Monate ist die Stadt eine Wüste wegen der Ungesundheit des Klima's, und aller Verkehr hört auf.

Reisebilder von Marmier.

Die Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Nach diesen beiden Ausflügen beabsichtigten wir noch einen größern auszuführen, nämlich über die höchsten Berge nach Venasque, der ersten aragonischen Stadt. In dieser Absicht brachen wir Morgens um 5 Uhr, unserer vier, den Führer mit gerechnet, auf. Unmittelbar jenseits Bagnères beginnt ein schlüpfriger, steiniger Fußweg mitten durch Wald bergan zu führen. Wir kamen an den Trümmern eines alten, gegen die Einfälle der Saracenen erbauten Thurmes vorbei, der ehemals von Templern bewohnt wurde. Uns gegenüber erhob sich die unermeßliche Felsenpyramide: Pic du Port de Venasque genannt, und hinter uns lag Bagnères mit seinem herrlichen Thale, wie in einen bläulichen Nebel gehüllt.

Nach einem fortgesetzten Bergansteigen von $2^1/_2$ Stunden erreichten wir das französische Hospitium; so nennt man ein Haus, das die Stadt Bagneres an Privatpersonen unter der Bedingung verleiht, daß dieselben für Reisende stets Wohnung und Unterhalt bereit halten müssen. Diese Bedingungen erfüllen sie denn auch getreulich mittelst einiger Strohsäcke, die in einer armseligen Dachstube liegen, und mittelst etwas Brod und Käse, die man sehr theuer bezahlen muß. Während des Winters wird hier auf eine sonderbare Art verfahren: die Miethsleute verlassen dieses Haus, das mitten unter Schnee und Eismassen nicht mehr bewohnbar ist, aber jede Woche tragen sie einige Vorräthe hinauf und legen Holz auf den Herd. Die Reisenden treten ein, wärmen sich, nehmen von den Vorräthen, was ihnen beliebt, und legen so viel Geld auf den Tisch, als sie für die Unterkunft, für Holz und Nahrung schuldig zu seyn glauben. Seit Menschengedenken soll noch nie gegen diesen Gebrauch verstoßen worden seyn.

Auf dem Hospitium angelangt, glaubten wir schon sehr hoch gestiegen zu seyn, wir hatten jedoch noch nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt. Nach einem kurzen Frühstücke setzten wir uns wieder in Marsch, und zwar über einen nackten felsigen Boden auf einem engen, jeden Augenblick unterbrochenen Wege. Ich bewunderte bei dieser Gelegenheit die Kraft und Intelligenz der kleinen Pferde, deren man sich hier zu Lande zum Erklimmen der Berge bedient. Das geübte Auge der Hirten könnte nicht mit mehr Sicherheit die Linie aufsuchen, der man folgen muß, oder mit mehr Geschicklichkeit einen unsichern Boden vermeiden.

Der Weg den wir verfolgten, ward immer schwieriger, und machte immer mehr Windungen. Die Höhen, welche wir am Morgen erstiegen hatten, dehnten sich hinter uns gleich einem ebenen Lande aus. Der Pic, dessen Spitze wir noch vor einigen Stunden kaum mit dem Blicke messen konnten, erschien uns jetzt nur noch als ein gewöhnlicher Felsen. Der Adler kreiste

unter uns, die Wolken zogen um einige Fuß höher. Jeden Augenblick mußten wir Halt machen, die Pferde ausschnaufen lassen, und sofort die zerrissenen Seiten des Berges auf ungebahnten Pfaden hinaufklimmen. Bis jetzt hatten die senkrechten Sonnenstrahlen eine kaum erträgliche Hitze verbreitet; als wir aber bei den großen blauen Seen, welche beinahe auf dem Gipfel des Berges liegen, angelangt waren, wehte ein so kalter Wind, daß wir unsere Mäntel umnehmen mußten. Von hier aus hatten wir nur noch eine schwierige Stelle, die jedoch nur kurz war. Der Port de Venasque lag vor uns; das eiserne Kreuz, das Frankreich von Spanien scheidet, zeigte sich oberhalb auf dem Felsen; und als wir auch diesen Punkt erreicht hatten, machten wir überrascht Halt: zu unsern Füßen dehnte sich eine enge steile Schlucht aus, durch die ein Waldstrom brauste, gegenüber erhob sich ein Berg ohne Bäume, ohne Grün, dessen Seiten hie und da mit einer gelblichten Erde, und dessen Gipfel mit Schnee und Eis bedeckt war. Dieß ist der Maladetta, der, nebst dem Mont Perdu, der höchste Punkt der Pyrenäen ist. Hier lebt der wilde Steinbock und die Gemse. Am Fuße dieser seltenen Tannen wühlt sich der braune Bär seine Höhle. In diesen Felsenspalten baut sich der Königsadler sein Nest, und der Lämmergeyer stürzt sich von hier auf seinen Raub in die Thäler hinab. Die Schmetterlinge, welche man etwas weiter unten findet, sind von überraschender Farbenpracht.

Auch der Geologe findet reiche Ausbeute; weißen, grauen, und rothen Marmor, letztern in zwölf verschiedenen Gattungen, grünen Marmor, eisenhaltige Steine, Silber und Bleierze trifft er in Menge an.

Vom Port de Venasque an geht man auf einem sehr schlechten Pfade fortwährend bergab. Uebereinander liegende Steinmassen, umgestürzte Baumstämme erschweren den Marsch ungemein. Links von diesem Pfade stürzt der Berg senkrecht ab, und unten im Abgrunde rauscht der Waldstrom. Einige Arbeiter wären hinreichend, diesen Pfad in wenigen Tagen um vieles sicherer zu machen. Dieß geschieht jedoch nicht. Jedes Jahr kommen hier während des Winters, zuweilen sogar während des Sommers mehrere Menschen ums Leben.

Die Geistlichkeit hat weit umher den Boden geweiht, und gewissermaßen für die Unglücklichen, welche hier den Tod finden, einen Kirchhof daraus gemacht; gleichwohl fällt es den Kataloniern, welche die benachbarten Dörfer bewohnen, nicht ein, diesen Pfad auch nur einigermaßen auszubessern. Die Stadt Venasque hat zwar seit langer Zeit um Ermächtigung nachgesucht, einen Theil ihrer Wälder zu verkaufen, und den Erlös zur Herstellung dieses Weges zu verwenden; allein die spanische Regierung hat bis jetzt hierzu ihre Einwilligung noch nicht ertheilt. Betrachtet man diese Sache von einem höhern Gesichtspunkte, so ist klar, daß die nächste Verbindung zwischen Frankreich und Spanien über den Maladetta geleitet werden könnte; jedenfalls wäre diese Straße viel kürzer, als diejenige über Bayonne.

Am Fuße dieses Berges gewahrten wir das erste spanische Haus: es ist dieß das von der Stadt Venasque für die Reisenden erbaute Hospiz. Hatten wir Ursache, mit dem Hospiz von Bagnères nur wenig zufrieden zu seyn, so ist zu bemerken, daß jenes ein wahrer Palast gegen dieses ist. Wir traten in einen Umfang von übereinander gehäuften Steinen; in der Mitte erhob sich eine leichte Scheidewand; auf der einen Seite war der Raum für die Lastthiere, auf der andern für die Reisenden; in Manneshöhe erhebt sich das Dach, und einige Oeffnungen in demselben dienen als Fenster und als Rauchfang. In der Mitte brennt ein Feuer, und um dasselbe her sitzen auf Bänken die unreinlichen Bewohner des Hauses. Wir beeilten uns, die verpestete Luft dieser wahrhaft lappländischen Hütte zu verlassen, und unser Mahl in freier Luft einzunehmen. Zum Glück hatten wir noch einige Vorräthe bei uns. Man brachte uns Wasser in demselben Gefäß, in welchem das Fleisch gesotten wird.

Der Weg ward von hier aus immer rauher und gefahrvoller, die Natur immer wilder. Die Berge haben das Aussehen, als wären sie durch einen vulkanischen Ausbruch zerrissen; Wasserfälle stürzen über den Weg; außer einigen niedern Gebüschen zeigt sich keine Spur von Vegetation, keine menschliche Wohnung, nichts, was von irgend einer Art von Kultur zeugt. Von allen Seiten nichts als die großartigen Schrecken der Natur: Felsenhörner, die ununterbrochen aneinander hängen: enge Schluchten, durch die der Weg führte, und tobende Waldströme, die zu überschreiten oder zu durchwaten sind.

Erst gegen Abend, als wir uns der Stadt Venasque näherten, gewahrten wir einige umschlossene Wiesenstellen, und einige Hirten, welche Maulthiere hüteten. Weiter hin erhebt sich ein Fort, das, nach seiner Anlage zu urtheilen, eine Kompagnie guter Artillerie nicht lange aufzuhalten im Stande wäre. Endlich erreichten wir Venasque, eine finstere, schmutzige, enge Stadt. Man sieht in derselben weder Kaufläden, noch Wirthsschilde und Glasscheiben an den Fenstern, und noch viel weniger Brunnen oder öffentliche Monumente. Nachts werden keine Laternen angezündet, indem die Einwohner mit Harzfakeln in den Straßen umherziehen. Das Volk sieht elend und zerlumpt aus; die Weiber sind kaum angekleidet, abgesehen jedoch von ihren Lumpen und nackten Füßen, sieht man Gesichter von hinreißender Schönheit.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise von Dagana nach St. Louis am Senegal.

(Von Abbé Baradère, ehemaligem apostolischem Präfekten des Senegal.)

Fahrt auf dem Flusse. — Der Gottesacker von St. Louis.

Bei der brennenden Hitze der Sonnenstrahlen hat der Aufenthalt in Dagana für einen Europäer nichts besonders Anziehendes, ich suchte daher so schnell als möglich nach den Handelsplätzen der Neger zu gelangen, deren einer sich in einer Entfernung von zwei oder drei Stunden flußaufwärts befindet. Eben waren die Mauren mit ihren Waaren aus der Wüste angekommen; der Anblick dieses langen Zuges mit Gummi, Greisen, Frauen und Kindern beladener Kamele, die in bunter Mischung unter Ochsen- und Schafheerden einherwogte, gewährte uns ein neues überraschendes Schauspiel. Wieder angelangt auf den Stellen, die sie bereits kannten, legte sich jedes Kamel auf den nämlichen Platz nieder, wo es ein Jahr zuvor seiner Bürde entledigt worden. In wenigen Augenblicken war diese öde Gegend in ein großes Dorf verwandelt, wo

jede Familie ihr Zelt aufgeschlagen hatte, und man hätte glauben sollen, die Karawane habe dieß Land nie verlassen.

Ich hatte die Absicht Gaëta zu besuchen, wo man noch die Asche zweier Negerdörfer sah, deren Bewohner nach einem maurischen Ueberfalle sich lieber mit ihren Hütten verbrennen, als in Sklaverei schleppen ließen. Die Karawane, die eine große Masse Gummi mit sich führte, erlaubte mir nicht weiter zu gehen; alle Boote waren für ihren Transport in Anspruch genommen. Ich entschloß mich daher, wieder flußabwärts zu segeln, um St. Louis zu gewinnen; allein Kerberin, der mich an Bord genommen, konnte mich nicht mehr zurückführen, denn seinem Schiffe war ein anderer Handelsplatz als Station angewiesen, und ich sah mich genöthigt meine Fahrt auf einer Schaluppe zu machen, die ziemlich schnell den Fluß hinabfuhr, uns jedoch allem Ungemach des Klima's ausgesetzt ließ. Bei einem Negerdorfe, wo man Ziegelsteine verfertigte, wurden wir durch schreckliches Geschrei aufgehalten: es war eine Abtheilung Mauren, die sich in der Umgegend gezeigt hatte; während Frauen und Kinder ein Klaggeschrei erhoben, liefen die Männer von allen Seiten zusammen, um ihre Flinten und Sagajen zu holen. Diese Neger standen unter französischem Schutze; die Mannschaft meiner Schaluppe griff daher zu den Waffen, um ihnen Beistand zu leisten. Ich selbst blieb mit meinem einzigen Bedienten auf dem Fahrzeuge, und brachte es, um einem Ueberfalle zu entgehen, mitten in den Fluß, von wo aus ich den Erfolg des Treffens beobachten konnte, ohne mich der Gefahr ausgesetzt zu sehen, von den Kugeln der Kämpfenden erreicht zu werden. Sey es indeß, daß es die Mauren für klug erachtet hatten, sich zurückzuziehen, oder daß es von Seite der Neger nur ein falscher Lärm gewesen, unsere Mannschaft fand keinen Feind und kehrte nach fruchtlosem Durchstreifen des Gehölzes unverrichteter Dinge zurück. Während ich die Existenz dieser armen Neger beklagte, die neben solchen Nachbarn sich nicht Einen ruhigen Tag versprechen können, bemerkte ich in etwas weiterer Entfernung Ochsenhüter, die mit unglaublichen Anstrengungen ihre Heerden vor sich her trieben. Es handelte sich bei ihnen darum, der Gegenwart des Königs von Dagana zu entgehen, dessen Gebrauch es ist, sich auf seinen Reisen zur Stunde des Mittagsessens — eine Zeit, die eben nicht gerade unabänderlich bestimmt ist, und sich somit oft wiederholen kann — aus den Heerden, denen er begegnet, das beste Stück auszulesen. In diesem Augenblick fuhr auch schon der Brack den Fluß herab, und wie man sah, fühlten sich seine Unterthanen nicht sehr geneigt, seiner Tafel die Honneurs zu machen. Die nutzlose Jagd unserer Matrosen verhinderte sie für eine gehörige Quantität Lebensmittel zu sorgen, und doch waren ihre Kräfte erschöpft. Noth indeß macht erfinderisch: die Schaluppe, auf der wir uns befanden, hatte früher zum Transporte von Hirse gedient, sie waren daher nicht mit Unrecht der Meinung, daß zwischen den Brettern und der Einfassung sich noch Körner dieser Frucht finden würden. Wirklich fanden sie sich, allein dergestalt schwarz und verdorben, daß sie uns anekelten; doch dieß hinderte sie nicht, ganze Hände voll davon zu sammeln, und diese Körnermasse, nach vorhergehender Anfeuchtung im Flusse, mit eben so viel Vergnügen zu verzehren, als wäre sie von der vorzüglichsten Qualität gewesen. Nach diesem frugalen Mahle ergriffen unsere Neger, die während der Nacht in St. Louis anzulangen wünschten, ihre Ruder und ließen unter Begünstigung der Strömung das Fahrzeug mit einer Schnelligkeit dahin fliegen, wie ich bis jetzt kein Beispiel gesehen hatte; sie ermunterten sich mit Gesängen, wozu das Ruder den Takt schlug und wobei der Reisende sich angenehm zerstreut fühlte. Man macht den Negern den Vorwurf der Trägheit; in diesem wie in mehreren andern Umständen lernte ich nie Weiße kennen, die den Muth und die Ausdauer dieser Matrosen zu zeigen fähig gewesen wären.

Die Schnelligkeit meiner Reise gestattete mir eine nähere Untersuchung des Landes nicht; auch machte ich an Bord nur wenige Beobachtungen. Ich erinnere mich bloß einer in Afrika häufigen Reise-Episode. Gegen Abend nämlich zog eine von dem Winde aus der Wüste getriebene Heuschreckenwolke über unsern Häuptern dahin. Sie war so dicht, daß die Sonne verdunkelt wurde, und die Insekten zu Tausenden wie Schneeflocken auf uns herunterfielen. Lassen sie sich herab, so verschlingen sie in Einem Augenblick alles Laub der Bäume, und dienen selbst wieder Affen und Vögeln zur Speise. Diejenigen, die in unsere Barke fielen, wurden uns sehr lästig; denn da wir weder Vögel noch Affen waren, verspürten wir keinen sonderlichen Appetit nach ihnen. Dennoch sah ich einen Neger einen kleinen Sack voll davon sammeln. Auf meine Frage, was er mit dieser sonderbaren Ernte beginnen wolle, antwortete er mir, er reiße ihnen die Flügel ab, er stoße sie dann in einem Mörser und lasse sie wie Couscous *) für ihn, seine Frau und Kinder kochen, einen Schmaus, den ich ihnen von Herzen gönnte.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der Auxiliaire Breton enthält nachstehende Bemerkungen über das französische Seewesen, woraus hervorgeht, daß die Liberalität der Franzosen der englischen Matrosenpresse in Nichts nachsteht: Jeder achtzehnjährige junge Mann, der sich anderthalb Jahre mit dem Küstenhandel beschäftigte, oder zwei entfernte Seereisen machte, oder zwei Jahre mit der einheimischen Küstenfischerei zubrachte, wird als zu seiner Bezirksklasse gehörig einregistrirt, jeder Andere, wessen Alters er immer seyn mag, der sich in den Dienst eines Kaufmanns verdingt, oder in einem Fischerboote arbeitet, wird gleichfalls, sobald er die erforderliche Zeit auf entfernten Seereisen zugebracht, in das Marineregister eingetragen. Selbst wenn er in den Reihen der Armee diente, so bedingt dieß dennoch für ihn keinen Anspruch auf Befreiung; von der Stunde seiner Einregistrirung an ist er verpflichtet, nach geschehener Aufforderung, sich an Bord eines königlichen Schiffes zu stellen, und diese Verpflichtung dauert bis in sein fünfzigstes Jahr fort. Sind für den Dienst Matrosen erforderlich, so gibt der Marine-Präfekt dem dienstthuenden Chef jedes Bezirks von der Zahl der Leute, die er in Bereitschaft zu halten hat, Kenntniß. Letzterer fordert dann die Marine-Syndiks auf, ihm zwei- oder dreimal so viele Matrosen zu schicken als erforderlich sind, und aus dieser Ueberzahl wählt er solche aus, die er für die Tauglichsten hält. Keiner darf Befreiung ansprechen; selbst nicht einmal diejenigen, von deren Arbeit der Lebensunterhalt einer ganzen Familie abhängt, noch auch diejenigen, die eben erst von einem königlichen Schiffe kommen, oder von denen bereits zwei oder drei Brüder im Dienste verwendet werden. Hier gilt kein anderes Gesetz als der Wille oder die Laune des Marinekommissärs; zeigt ein Mann die geringste Widerspenstigkeit oder Unzufriedenheit, so wird er entweder unter Eskorte an den Platz abgeführt, wo man seiner bedarf, oder ins Gefängniß gesetzt. Kein russischer Leibeigener kann schmachvoller behandelt werden. Der Matrose erhält als Marschgeld und für den Transport seiner Effekten per Lieue 2½ Sous, und sobald er den Hafen seiner Bestimmung erreicht, wird er eingeschifft. Hier versieht man ihn, seine Uniform eingeschlossen, mit denjenigen Gegenständen, die der Kapitän vorzuschreiben für gut findet, und deren Werth ihm nachher von dem Betrage seiner Löhnung abgezogen wird. Sobald man seiner Dienste nicht länger mehr bedarf, sendet man ihn sogleich nach Hause. Reicht seine Löhnung zur Bestreitung seiner Ausrüstungs- oder Kleidungskosten nicht hin, so erpreßt man das Fehlende von seinem ersten Verdienste bei einem Kaufmann. Wird eine frische Aushebung befohlen, so fordert man ihn aufs neue zum Dienste des Königs auf, und sendet ihn ohne Gnade an Bord. Wir kennen Beispiele, wo auf solche Weise Matrosen zu drei verschiedenen Malen abgerufen wurden, und welche in einem Zeitraume von zwanzig Jahren nicht mehr als zwölf Monate zu Hause zubrachten.

*

Ein französisches Blatt berichtet über die Entdeckung eines unterirdischen Flusses, der unweit des rechten Ufers des Flusses seinen Lauf hat, der das Dorf Selongey in der Gegend von Dijon durchströmt. Diese Entdeckung wurde von den Arbeitern gemacht, die einen Theil eines Kalkfelsens abbrachen; die unterirdische Strömung läuft mit dem Bett des Flusses parallel, und hat eine Tiefe von 6 bis 7 Fuß. Das Wasser ist klar und angenehm zu trinken.

---

*) Eine eßbare Wurzel in Form einer Steckrübe, deren Fleisch die Festigkeit einer gesottenen Kastanie hat, nur nicht so spröde ist. Sie ist eine bei den Negern sehr beliebte Speise.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 59. 28 Februar 1835.

Mexikanisches Allerlei.

Pferderennen.

Die mexikanischen Pferderennen sind, wenigstens in ihrer bestehenden Form, lediglich englischen Ursprungs. Zahlreiche, seit 1824 als Diplomatiker, Bergbau-Unternehmer, Kaufleute, Reisende oder Neugierige hier angelangte Britten haben, wie sie überall und in jeder Beziehung pflegen, auch diese vaterländische Liebhaberei mit herübergebracht, und für dieselbe, theils in der Qualität der hiesigen Pferde, theils in Geschicklichkeit der hiesigen Reiter, noch mehr aber in der leidenschaftlichen Neigung des Mexikaners zu Hazardspielen aller Art, günstigen Boden gefunden. Noch während meiner Anwesenheit wurden die glänzendsten Wettrennen von Engländern entreprenirt und geleitet; es hatten aber auch schon mexikanische Gesellschaften für denselben Zweck sich gebildet, und auch einige Franzosen thaten deßgleichen, wiewohl in verjüngtem Maßstabe. Was ich davon selbst erlebt, war etwa Folgendes:

Am 11 Mai 1830 englisches Rennen auf der Ebene zwischen Guadalupe und der Hauptstadt. Neun Engländer, vier Mexikaner und ein Columbier hatten 23 Pferde dazu gestellt, lauter Eingeborne, jedes seinen spanischen Namen führend, sämmtlich sehr kräftige und gewandte, größten Theils auch schöne Thiere. Die Länge der zu durchlaufenden Bahn variirte für die einzelnen Paarläufe zwischen 200 und 400 Varas; *) über 500 habe ich sie hier niemals gesehen: das erscheint allerdings sehr wenig gegen die in Europa üblichen Distanzen; aber in der dünnen Luft dieser Hochebene würden wenige Pferdelungen einen längern ganz gestreckten Lauf ertragen; hingegen laufen selbst ganz gemeine hiesige Pferde, ohne sonderliche Ermüdung, im Sobrepaso, Trott oder kurzen Galopp auf Reisen täglich sieben bis zehn Zeitstunden lang, und Tagreisen von 15 bis 20 unserer preußischen Postmeilen werden ganz bequem mit ihnen zurückgelegt. Das Rennen geschah, abwechselnd paarweise und in größern Massen gegen einander, auf einer ebenen Bahn ohne Hindernisse, mit Barrieren eingefaßt und durch Wache von Zuschauern oder sonstigen Störungen rein gehalten. Die reitenden Jockei's — nur ausnahmsweise ritten einige Eigenthümer persönlich — waren zierlich und leicht in baumwollene oder seidene Jacken und Pantalons von der Farbe ihrer Herrn gekleidet, gelb und blau, weiß und blau, roth und schwarz, gestreift u. s. w. Die Meisten ritten ohne Sattel auf den nackten Pferden. Das Gewicht ward notirt und parifizirt durch Sattel und Zeug, durch Ablegung der Stiefel, durch Steine oder Bleistücke u. dergl. Die leichteste Pferdeslast betrug dießmal 127, die schwerste 147 Pfd. Direktoren und Kampfrichter leiteten das Ganze, und entschieden über Preiswürdigkeit des einzelnen Laufs. Am Ziele waren Gerüste und Sitzplätze mit schattiger Ueberdachung für Damen und distinguirte Zuschauer angebracht, auch Restaurationsbuden für vielfache leibliche Nothdurft. Die meisten Damen blieben jedoch in ihren Wagen sitzen, so wie die berittenen Männer zu Pferde. An den Barrieren drängte sich beträchtliches Gewimmel zu Fuß und zu Roß; etwa 500 berittene Zuschauer, zum Theil auf sehr edlen schönen Pferden, und im reichen nationellen Reiterkostüm. Alles nahm mehr oder weniger an den Wetten Theil, und es wurden darin und in den Preisen etwa 14,000 Piaster umgesetzt. Unter den Siegern zeichnete sich ein sehr schöner und feuriger Schimmel aus, eines jungen Columbiers Eigenthum, und von ihm Carabobo getauft nach seines Bolivar's glorreichster Feldschlacht. Auch ward ein schöner Fuchshengst sehr applaudirt der, nachdem er seinen Reiter abgeworfen, allein und fast der Erste am Ziele ankam. Das Vergnügen der Zuschauer — Geldinteresse der Wettenden bei Seite — schien im Ganzen nur mäßig und lang ausgesponnen; doch mochte man, eine halbe Stunde lang, der Totalität des reich belebten und staffirten Bildes sich freuen. Unerträglich waren Sonnenbrand und Staub; die Momente des eigentlichen Laufs flogen bei der Kürze der Bahn blitzschnell vorüber. Neun Zehntel der Zeit aber vergingen in langweiligen Vorbereitungen, Expektorationen und Disputen; — tout comme chez nous!

Ein zweites ganz ähnliches Wettrennen — nur daß dießmal die Anordnung von den Mexikanern ausgegangen war, diese auch die Mehrzahl der konkurrirenden Pferde-Eigenthümer bildeten, einige Engländer aber zu Kampfrichtern sich erbeten hatten — fand auf demselben Lokale statt am 21 November 1830: ein drittes, englisch-amerikanisches am 12 April 1831, wobei die Summe der Wetten auf 20,000 Piaster stieg, und die Gewinner

*) Die kastilianische Vara ist = 375,9 franz. Linien, also um 27⅔ p. c. kürzer als die berliner Elle.

am nächsten Sonntage einen glänzenden Ball gaben. Ein viertes endlich, am 3 Februar 1832, hatte mehr noch als alle vorhergegangenen, zahlreiche Zuschauer aller Stände herbeigezogen. Es waren über 200 Kutschen mit Damen gegenwärtig, gegen tausend Reiter, und viele tausend Fußgänger; viele elegante Pavillons, Balkons, Galerien und Erfrischungszelte, zur Bequemlichkeit des Publikums, in der Nähe des Zieles aufgeschlagen. 22 Pferde liefen um den Preis, welcher dießmal auf 500 Piaster für den Sieger jedes Laufs bestimmt und die Rennbahn bis auf 500 Varas verlängert worden war. Die Nebenwetten beliefen sich aber ungleich höher als die eigentlichen Preise.

Kleinere Rennen, mit weniger Vorbereitung und Apparat, wo zwei oder mehrere Besitzer guter Pferde deren Schnelligkeit an einem bestimmten Tage und für bestimmten Wettpreis gegen einander zu erproben übereingekommen waren, sah man sehr häufig, bald auf Wiesen und Weiden, bald in den Nebenalleen des Paseo Bucareli. Auch dabei pflegten sich Personen, die vorher darum gewußt, oder zufällig in der Gegend Spazierende, als Zuschauer zu gruppiren, und wettend an der Sache Theil zu nehmen. Ein Fall dieser Art schien mir merkwürdig wegen eines sich dabei ergebenden Triumphs des englischen Trainirsystems. Zwei Pferde liefen gegen einander, ein schöner stolzer morecillo (Schwarzschimmel), welcher schon zweimal kurz vorher in ähnlichem Rennen den Preis gewonnen hatte, und ein kleiner unansehnlicher bayo (Falber), den weder äußere Erscheinung noch vorherige Erprobung empfahl, der aber eben drei Wochen lang bei dem Ersten der hiesigen britischen Pferdekenner Mr. B. in training gewesen war. Die meisten Wetten begünstigten den Schwarzschimmel; aber siehe! er ward vom Falben, wenn auch nur um eine halbe Pferdslänge, geschlagen. Die Engländer betreiben hier das Trainiren sehr eifrig mit allen vaterländischen Chikanen und Pointillen; man begegnet fast täglich ihren darin begriffenen, zur progressiven Uebung ausgeführten Pferden. Die Mexikaner lachten und spotteten anfangs darüber; sie haben aber seitdem von der Nützlichkeit, ja Unentbehrlichkeit der Sache sich überzeugt, insofern es nämlich darauf ankommt das Pferd für einen bestimmten Wettlaufstag über alle seine Gliederkraft und Gewandtheit dispositionsfähig zu machen.

(Schluß folgt.)

Reisebilder von Marmier.

Die Pyrenäen.

(Schluß.)

Venasque zählt 1700 Einwohner, hat aber kein einziges Wirthshaus. Wir hatten Empfehlungen an den Gouverneur, der uns zwar sehr freundschaftlich aufnahm, dessen Wohnung aber nicht geräumig genug war, um uns zur Unterkunft zu dienen. Wir hofften diese bei einem Maulthierhändler zu finden, der das Amt eines Postdirektors versieht, und zuweilen auch das eines Wirthes übernimmt; allein er ließ im gegenwärtigen Augenblicke sein Haus ausbessern, daher lagen seine Gastzimmer voll Schutt. Glücklicherweise empfahl uns der Gouverneur dem Postdirektor so dringend, daß dieser uns zu einem seiner Freunde führte, wo wir drei ziemlich reinliche Betten, ein mittelmäßiges Abendessen und guten Wein von Saragossa fanden. Am andern Morgen lud uns der Postdirektor zu einer Tasse Chokolade ein. Wir traten in seinen Saal, der mit dem Stammbaum der Familie geschmückt war, denn er sowohl als der Kaufmann, bei welchem wir einige Cigarren einkauften, waren von Adel.

In Venasque trifft man wenig Handel und Ackerbau an, etwa 30 Familien haben ihr anständiges Auskommen; die übrigen sind Taglöhner oder Bettler. Gleichwohl zählt diese arme Stadt 7 Priester, 2 Pfarrer und 5 Stiftsherrn. Jeder Pfarrer erhält 3 Garben von 30 und die 31te gehört der Kirche. Während des Frühstücks beklagte sich der Postdirektor bitterlich über diese Abgaben. „Die Regierung," sagte er, „nimmt mir ein Drittel meines Einkommens, und die Geistlichkeit der Stadt, die Bettelmönche, der Ablaß, nehmen mir das zweite Drittel.

Mit der innigen Freude eines katholischen Spaniers zeigte er uns die Kirche mit ihren Stickereien aus Lyon, und den goldenen und silbernen Gefäßen der Sacristey. Sofort führte er uns in eine kleine Kapelle, in welcher sich eine Bildsäule von gediegenem Silber befand.

„Sie sehen hier," so wendete er sich zu uns, „den heiligen Martial, den Schutzpatron unserer Stadt, der unser volles Vertrauen besitzt, denn er erhört uns, so oft wir uns an ihn wenden. Noch nie haben wir vergeblich um Regen oder gutes Wetter zu ihm gefleht."

Von hier aus wünschten wir die Schule zu besuchen; für die Mädchen gibt es keine. Man findet es hinreichend, wenn sie ihren Rosenkranz zu handhaben verstehen; diejenigen, welche durchaus lesen und schreiben lernen wollen, werden 20 Stunden weit nach Barbastro gesendet. In einem elenden, kleinen Zimmer trafen wir etwa 20 Knaben auf Bänken an; ein Mann saß vor denselben, dieß war die Schule von Venasque. Doch ist der gegenseitige Unterricht hier eingeführt, was immerhin als ein Fortschritt angesehen werden darf. Alle Kinder haben dieselben Bücher; ein Buchstabierbuch, den historischen Katechismus des Abbé Fleury, die Erzählungen des Abbé Sabatier, und ein spanisches Werk, das den Titel führt: auserwählte Uebungsstücke; letzteres ist eine sonderbare Mischung der dunkeln und abergläubischen Ideen, welche zur Zeit noch in Spanien herrschen: Lehrsätze und Gebete, religiöse Betrachtungen und ascetische Abhandlungen, und zum Schlusse eine Ode gegen Napoleon; die Titel, Tiger, schauderhafter Korse, Tyrann, Behemoth sind ihm in jeder Strophe beigelegt; den Schluß macht eine Lobpreisung Englands.

Der Lehrer, mit welchem wir uns einige Zeit unterhielten, scheint ein unterrichteter Mann zu seyn. Er verstand ziemlich gut italiänisch und sprach lateinisch geläufig. Kurz vorher hatten wir uns mit einem dicken Priester unterhalten, der lange nicht so viel wußte. Nachdem wir die Schule verlassen hatten, fragten wir den Postdirektor, wie hoch sich das Einkommen des Schulmeisters wohl belaufe? etwa auf 500 Franken, war die Antwort; allein während der Vacanzen und in der freien Zeit der Klassen

treibt er ein einträglicheres Gewerbe, nämlich das eines Hufschmieds.

Wir reisten erst spät am Morgen ab, in der Hoffnung, vor Einbruch der Nacht Bossos in Katalonien zu erreichen. Allein um 2 Uhr Nachmittags hatten wir erst das Hospiz von Venasque erreicht, und wir brauchten noch mehr als 3 Stunden, um den ungeheuern Berg zu ersteigen, der sich dem Maladetta gegenüber erhebt. Selten nehmen Reisende diese Richtung, weil häufig jede Spur eines Weges sich verliert. Wir stiegen ab und führten unsere Pferde am Zügel. Der Boden, über den wir hinschritten, war ungleich, und änderte sich jeden Augenblick; bald war es ein vom Thau noch nasser Grasplatz, bald bestand er aus Schichten von grauem Marmor, bald aus Steinhaufen, die das Ansehen in Trümmer gefallener Häuser hatten. Zuweilen sanken wir tief in weichen, schlammigen Boden, oder ein vorspringender Felsen sperrte uns den Weg. Der Maladetta schien sich vor uns zu senken, die kalte Luft seiner Gletscher bis zu uns herüber zu wehen. Endlich erreichten wir den Gipfel des Picada, und unser Auge weilte mit Staunen auf acht großen Bergketten, die gleich eben so vielen Stockwerken hintereinander aufgerichtet erschienen, und ihre zackigen Felsenhörner gleich den Wogen eines vom Sturme gepeitschten Meeres zum Himmel erhoben.

Von hier an ging es bergab, allein der mühsamste Theil unseres Weges stand uns noch bevor; er führte entlang dem Bette eines erst seit wenigen Tagen ausgetrockneten Waldstromes, das mit Felsentrümmern und Baumstämmen angefüllt war. In dem Walde von Pomero überfiel uns die Nacht. Der Mond schien nicht, und die dichten Tannenzweige raubten uns selbst die Helle der Sterne. Je weiter wir vorschritten, desto dichter ward der Wald, desto dunkler die Nacht. Plötzlich erklärte unser Führer, er habe sich verirrt. Er rieth uns, den Pferden die Zügel auf den Hals zu legen und uns ihrem Instinkte zu überlassen. Vom gegenüber liegenden Berge stürzte die Garonne in das Thal; wir hörten sie brausen und sahen hie und da mitten durch die Zweige der Bäume ihre schäumenden Fluthen. Ein einziger Austritt unserer Pferde mußte uns dem Abgrunde zuführen. Nach Verlauf einer Stunde erreichten wir das Ende des Waldes, und bald darauf die Hütte eines Hirten. Hier erkauften wir eine Laterne, bei deren schwachem Scheine wir längs der Garonne unsern Weg bis zu dem katalonischen Dorfe Las Bordes fortsetzten, wo wir, von dem Wirthe gastfreundlich aufgenommen, bald die ausgestandenen Mühseligkeiten vergaßen.

Am andern Morgen setzten wir unsere Reise durch das Aran Thal fort. Es ist dieß eines der schönsten und reichsten Thäler, welche man in diesen Bergen findet.

Bossos, wo wir nach Verlauf von einer Stunde ankamen, ist zwar kleiner als Venasque, aber ungleich freundlicher und hübscher; aber auch hier herrscht in den Wohnungen großer Schmutz. Die Häuser sind mit Spinnengeweben angefüllt. Die Kinder laufen in Lumpen gehüllt herum; der ganze Schmuck der Weiber besteht in bleiernen Ohrgehängen, bleiernen Ringen und Halsketten von Glas. Nur die Kirche ist prachtvoll; zu ihrem Dienste sind nicht weniger als zehn Geistliche angestellt. Das Volk bettelt ohne Scheu. In jeder Straße, an jeder Thüre stößt man auf Gruppen junger Mädchen, Weiber und Kinder, welche um Almosen bitten. Auf dem Felde verlassen die Landleute ihre Arbeit, und betteln die Reisenden auf der Straße mit kläglicher Stimme an. Gibt man ihnen etwas, so kommen immer neue nach; gibt man ihnen nichts, so schimpfen sie und werfen auch wohl Steine nach dem Reisenden.

Endlich überstiegen wir den Portillon, der uns von Frankreich trennte. Nachdem wir zwei schmutzige Städte von Arragonien und Katalonien gesehen hatten, erreichten wir das reizende Thal von Bagnères wieder.

Zwei Tage später hatten wir Gelegenheit, die Pyrenäen noch von einer andern Seite kennen zu lernen. Folgt man der Straße von Saint-Gaudens nach Bagnères de Bigorre, so zieht man der großen Bergkette entlang, welche in östlicher Richtung hinstreicht, und sich bald der Straße nähert, bald in blauen Nebel zurücktritt.

Bagnères de Bigorre ist der Hauptort aller der kleinen Bäder, welche man in den Pyrenäen antrifft, als Cauterets, St. Sauveur, Bareges etc. Man findet hier sehr schöne Bäder, treffliche Gasthäuser, reiche Kaufläden, und eine zahlreiche Bevölkerung. Nicht weit davon liegt das lachende Campaner-Thal, am Adour.

Außer den höchst eleganten Bädern und dem pyrenäischen Museum, einer reichen mineralogischen Sammlung, verdient nur noch die Marmorsammlung des Herrn Geruzet Erwähnung, in welcher man alle Marmorgattungen der unermeßlichen Steinbrüche der Pyrenäen verarbeitet oder im rohen Zustande antrifft.

Chronik der Reisen.

Reise von Dagana nach St. Louis am Senegal.

Fahrt auf dem Flusse. — Der Gottesacker von St. Louis.

(Schluß.)

Nach zehntägiger Abwesenheit traf ich endlich wieder in St. Louis ein. Von meinem Zimmer aus hörte ich sehr oft das fürchterliche Geheul der Hyänen, Tiger, Schakale und anderer wilden Thiere, die sich um die Leichname unserer auf der andern Seite des Flusses beerdigten Soldaten stritten. Als ich in der Nacht meiner Ankunft sehr nahe an dem Orte vorüber kam, hörte ich es deutlicher: die Erde schien zu erbeben. Tags darauf bat ich einige Freunde mich zu begleiten. Ich wollte die Spuren ihrer Wildheit mit eigenen Augen schauen. Welch schreckliches Schauspiel! alle Gräber waren geöffnet und der ganze Gottesacker bis zu bedeutenden Tiefen unterwühlt; die sechs Fuß hohe Mauerumzäunung war nicht im Stande, diese Räuber abzuhalten. Mit ganzen Leichnamen auf ihrem Rücken waren sie darüber weggesprungen, und da und dort lagen Leinwandfetzen, die zu ihrer Einhüllung gedient hatten, blutgetränkt umher. Eine ganze Stunde lang verfolgten wir ihre Spuren, die uns zu einem ungeheuren Affenbrodbaum *) führten, unter dessen Wurzeln wir eine beträchtliche Höhle bemerkten, vor welcher viele Menschenknochen herumlagen. Wir waren bewaffnet; allein wer wollte es auf sich nehmen das Ungeheuer aus dieser so grausenerregenden Mörder-

*) Dieser ungeheure Baum soll ein Alter von mehreren tausend Jahren erreichen und manchmal einen Umfang von 90 Fuß haben; seine Frucht, das sogenannte Affenbrod, schmeckt säuerlich.

grube hervorzutreiben, in die es sich zurückgezogen hatte? Indessen beschlossen wir die Manen unserer Brüder zu beruhigen; wir pflogen Rath, und kamen überein Gras und trocknes Holz zu hauen, um die Höhle einzuräuchern. Allein da es sich nun darum handelte, das Holz an die Oeffnung zu bringen und anzuzünden, so weigerte sich jedermann. Man war im Begriff das Loos zu ziehen, als Herr Boissard, Ingenieur-Geograph der Kolonie, der später den Hyänen selbst zur Beute werden sollte, versicherte, daß uns das Thier, würde es durch den Rauch aus seinem Schlupfwinkel hervorgetrieben, troz unserer Waffen in Stücke reißen würde. Man fand, er könnte Recht haben, und so ließen wir es inmitten seiner Knochen, Hirnschädel, zerriebenen und abgenagten Armen, den zerstreuten Zeugen seiner Gefräßigkeit, in Frieden.

Der Gedanke, auf solche Weise die Grabstätte meiner Landsleute entweiht und ihre sterblichen Reste Bestien zur Nahrung dienen zu sehen, betrübte mich aufs tiefste. Ich kaufte daher eine sehr große Kiste, die die Form einer Bahre hatte, mit einem Deckel und sechs Zoll langen eisernen Nägeln versehen war. Dieser Deckel, mittelst Gewinden an der Kiste befestigt, sollte gegen die Mauer des Gottesackers aufgerichtet werden, und in demselben Augenblick, wo er sich eines Fezen Fleisches, an dem eine geheime Feder angebracht war, bemächtigen wollte, auf das Thier herabfallen. Die Wirkung dieser Falle schien mir unfehlbar; ich ließ sie auf den Gottesacker bringen, und verbarg sie mit Hülfe des armen Boissard und meines Negers zur Hälfte unter Laubwerk, in der vollen Ueberzeugung, sie würde hier aufgefunden werden. Schon machte ich mir Rechnung, am folgenden Tage einen Tiger in dem Sarge angespießt zu finden, und kaum konnte ich das Ende der Nacht erwarten. Noch vor Tagesanbruch sezte ich mit Boissard in einem Boote, dessen wir uns ohne weiteres bemächtigten, über den Fluß. Doch ein Schrecken, dessen Ursache wir selbst uns nicht anzugeben vermochten, ergriff uns, da wir dem Gottesacker nahe kamen; nur langsam und mit gespannten Gewehren näherten wir uns den Mauern. Plözlich und unvermuthet stürzt eine Tigerkaze, durch unsere Schritte in Schrecken gesezt, aus dem Gottesacker hervor und gewinnt das Weite. Keiner von uns dachte daran, auf sie anzulegen; sie verfolgte in Frieden ihren Weg. Der Tag begann zu grauen; wir erwarteten ihn, lachend ein wenig über unsern Muth beim Anblick der Kaze, und priesen uns glücklich über den Entschluß, den wir so weislich an der Höhle des Affenbrodbaumes gefaßt hatten. Endlich betraten wir den Gottesacker, die Kiste ist geschlossen. Kein Zweifel mehr, eine Hyäne, wo nicht gar eine Tigerkaze ist gefangen! Sachte nähern wir uns; vielleicht ist das Thier nicht verwundet. Wie theuer könnten wir in diesem Fall den Fallstrick bezahlen müssen, in den es gefallen ist! Zu größerer Sicherheit schießen wir ein Gewehr auf die Kiste ab; nichts rühre sich; nun erheben wir den Deckel ein wenig, dann noch mehr, endlich ganz. Da er offen stand, bemerkten wir die zerbrochenen Nägel, und schlossen aus dem nur von der Stelle gerückten Fleisch, daß sich das Thier bei dem Anrühren desselben bedeutend verlezt habe. Wir brachten die Kiste wieder in Ordnung, in der Absicht neue Nägel daran anzubringen; allein unglücklicherweise machte uns das Boot, das wir zu St. Louis genommen, so viele Ungelegenheiten, daß wir auf diesen Plan verzichteten. Die Fluth fiel, und da wir in der Leitung eines Bootes und im Rudern mehr Kühnheit als Erfahrung besaßen, so wurden wir troz unsern Anstrengungen beinahe bis ins Meer getrieben, und erst an der Spize der Berberküste hielten wir an, wo wir glücklicherweise landeten. Von Hunger und Ermattung übermannt, führten uns die Laptas von Saint Louis zurück, und ich verzichtete für immer auf die Jagd nach wilden Thieren und auf die Schifffahrt auf einem Boote, dessen Steuermann ich selbst seyn mußte.

Vermischte Nachrichten.

Kürzlich trug sich in Sicilien eines der außerordentlichsten Naturereignisse zu. In der Nacht des 16 Decembers verbreitete ein schrecklicher Orkan, wie man seit Menschengedenken sich keines ähnlichen erinnern konnte, in der Stadt Marsala, so wie in der ganzen Umgegend Schrecken und Bestürzung. Nichts fehlte dabei: Regen, Wind, Donner und Hagel, dessen Stoß eine solche Kraft hatte, daß wenige Fenster und Dächer von der Zerstörung, die er anrichtete, verschont bleiben konnten. Das Meer war im aufgeregtesten Zustande, und mehr als Ein Schiff war der größten Gefahr ausgesezt. Tags darauf konnte man über die Verheerungen urtheilen, die das Land erlitten hatte; die Bäume waren entwurzelt, die Erde mit todten Vögeln bedeckt; eine große Anzahl mehr oder weniger verwundeter Thiere zeugten von der Wuth des Gewitters. Die Bewohner der Stadt hatten aber, sobald es Tag ward, ein noch viel sonderbareres Schauspiel, das sie erst jezt die Größe der Gefahr erkennen ließ, der sie beinahe wie durch ein Wunder entgangen waren. Die Dächer und Straßen waren nicht mit Schlossen, wie sie sich gewöhnlich in der Atmosphäre bilden, sondern mit einer unermeßlichen Menge Aërolithen bedeckt, welche die Dicke einer gemeinen Nuß, eine zugerundete Form und eine erstaunliche Härte besaßen. Marsala war diesem Steinregen mehr als eine Stunde lang ausgesezt, und wahrscheinlich würde, wenn das Phänomen noch eine Stunde länger gedauert hätte, diese große und volkreiche Stadt von Grund aus zerstört und unter ihren eigenen Schutt begraben worden seyn. Die Chemiker des Landes haben eine reichliche Ernte dieser Aërolithen unter den Händen und beschäftigen sich mit deren Analysirung.

*

In Folge alter und eingewurzelter Vorurtheile geriethen die Mitglieder des französischen Adels, welche Handel trieben, in Mißachtung, und wurden von ihren Standesgenossen nicht mehr als ihres Gleichen anerkannt; zwei Gewerbszweige jedoch waren von dieser Proskription ausgenommen: Schmieden und Glashütten. Kein Edelmann, der Glaser oder Schmied war, vergab sich etwas; dieß ist der Grund, warum man in den alten mit Kupferstichen versehenen Büchern über die Kunst der Glasblaserei die ihre Flaschen blasenden Glaser mit dem Degen zur Seite darstellt. Dieses Vorrecht, das die französischen Gesezbücher aufhoben, blieb so zu sagen in Praxi bestehen: die Glasblaser unterrichten nur ihre Kinder oder Söhne von Glasblasern in ihrem Gewerbe; ihre Familien verheirathen sich nur unter einander selbst, und das Geheimniß ihres Standes bleibt auf die nämlichen Familien beschränkt, wo es sich von Vater auf Sohn fortpflanzt. Vor einiger Zeit wollte Herr Dorlodot, Glasermeister in Anzin, in eigener Machtvollkommenheit und für die Bedürfnisse seiner Glashütte, einen Glasblaser anstellen, der nicht von reinem Blute war; alsbald widersezten sich sämmtliche Glasblaser von Geblüt, und erklärten, sie würden nicht in Gesellschaft des Eindringlings blasen. Eben so würde ein Heirathsvorschlag eines Bürgerlichen mit einer Rohan oder Ségur angesehen worden seyn. Der Eigenthümer wollte von seinem Rechte Gebrauch machen und seine Ernennung aufrecht erhalten; es gab eine Emeute. Man parlamentirt nun, und ist der Meinung, es werde eine Unterhandlung stattfinden, aus der jedoch die Ehre der Glasblaser rein und unbefleckt hervorgehen dürfte.

*

Nachstehendes ist der von englischen Blättern mitgetheilte offizielle Bericht über die Schnelligkeit des Dampfschiffes Enterprise: Der Enterprise verließ England am 16 August und erreichte Calcutta am 17 December 1825; er hatte folglich von England bis in den Diamond-Harbour 113 Tage gebraucht, von denen er 105 beständig unterwegs zubrachte. Er wendete bei dieser Fahrt Segel und Dampf an. Der größte Weg, den er binnen 24 Stunden mit Segeln zurücklegte, betrug 211 englische Meilen, der geringste 39; die größte Strecke mit Dampf und Segeln 225 Meilen und die geringste 80. Die stärkste Hize im Maschinenraum während der Reise war 105° F.; die Luft hatte zur nämlichen Zeit eine Temperatur von 84½ Grad. Die ganze Reise betrug 13,700 Meilen, während welcher 580 Chaldrons (1 Chaldron = 2000 Pfund) in 64 Tagen verbraucht wurden, an den übrigen Tagen zog man die Segel auf. Die Maschine hatte 120 Pferdekraft; die Schnelligkeit betrug bei ruhigem Wetter acht Knoten in der Stunde. Der Log (ein schiffförmiges, mit Blei beschwertes Holz an einer langen Leine, die von fünf zu fünf Faden bezeichnet ist, die sich leicht von einer Spindel abrollt, und das vom Hintertheil des Schiffs ins Wasser geworfen wird, um die Länge des Wegs in einer gegebenen Zeit zu messen) zeigte neune.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 60. 1 März 1835.

Das nordöstliche Spanien.

(Mit einer Karte.)

Etwa in der Mitte der vom Kap Creus bis zum Kap Finisterre lang hin sich erstreckenden Pyrenäen werden die Bergspitzen niederer, aber das Gebirge gewinnt an Ausdehnung, was es an Höhe verliert, und die Thalbildung wird verworrener, so daß sich Thäler und Höhenzüge in mannichfachster Richtung durchkreuzen. Hier hauste seit uralten Zeiten das Volk der Basken, welches die Römer im Zeitraum ihrer höchsten Macht wohl noch mit Waffengewalt zum äußern Gehorsam bringen, aber nicht mehr auch geistig unterjochen konnten. So erhielt sich in dem rauhen Gebirgslande die alte Sprache, welche an allen andern Orten der römischen wich. In der stürmischen Zeit, welche der Völkerwanderung voranging und nachfolgte, bewahrte das Volk seine alte einfache rohe Freiheit, und auch im Mittelalter bildete sich hier ein besonders von dem übrigen Spanien gänzlich unabhängiges Fürstenthum; als die Basken endlich aus freien Stücken beschlossen, sich der Krone Spanien anzuschließen, geschah es bekanntlich unter dem Vorbehalte ihrer alten Freiheiten. Diese sind ungemein ausgedehnt, und machen die baskischen Provinzen fast zu einem unabhängigen Lande. Man kann ihre Stellung nicht besser bezeichnen, als wenn man sie mit der eines Fürsten im Mittelalter vergleicht, welcher einem Höhern nichts als die Heeresfolge schuldig war. Dieser alten Freiheit und ihren Gesetzen, welche dem Landbesitz vorzugsweise günstig sind, verdankten diese Provinzen einen im übrigen Spanien unbekannten allgemeinen Wohlstand, welcher sie oft zum Ziel der Habsucht des Hofs machte, und nur durch manche schwere Geldopfer, zum Theil in Bestechungen verwendet, behaupteten sie ihre alte Freiheit, und das Vorrecht der Selbstverwaltung und Selbstbesteurung.

Als aber im Jahre 1820 die in französischen Centralisationsideen befangene liberale Partei an das Ruder des Staats gelangte, und die Gewinnung oder Bestechung einzelner Personen oder auch die Aufopferung verhältnißmäßig unbedeutender Geldsummen nicht mehr ausreichte, als der erste Schritt gegen ihre alten Vorrechte darin bestand, daß man die Zolllinie, welche sonst an der baskisch-spanischen Gränze war, nun an die baskisch-französische verlegen wollte, um ganz Spanien Einer Besteurungsart zu unterwerfen, und dadurch allmählich den rathlos zerrütteten Finanzen aufzuhelfen, da begann der Widerstand mit gewaffneter Hand. Als durch den Feldzug der französischen Armee Ferdinand wieder in den Besitz seiner Machtvollkommenheit eingesetzt wurde, hütete sich die Regierung wohl, gegen diese Provinzen, welche durch ihren fortgesetzten Widerstand die Verlegenheiten der Cortesregierung so sehr vermehrt hatten, irgend etwas zu thun, und so wurde mehr und mehr eine freiere Regierungsform von den Bewohnern der baskischen Provinzen als ihren Interessen und Vorrechten feindlich angesehen.

Alles ruhte bis zu Ferdinands Tode, als aber dieser endlich erfolgte, und es jedem Klarsehenden einleuchtete, daß die neue Regierung sich mehr oder minder der liberalen Partei zuneigen müsse, erklärten sich die baskischen Provinzen mit Ausnahme der meisten durch die Provinzialvorrechte bei weitem nicht so wie das Landvolk begünstigten Städte sogleich für Don Carlos, und der Bürgerkrieg begann.

Was bei dieser ganzen Angelegenheit am meisten auffällt, und die bisherigen Minister der Königin Regentin bezeichnet, ist der Umstand, daß es keinem einfiel, mit den baskischen Provinzen über ihre Vorrechte zu unterhandeln. Es leben in den baskischen Provinzen viele, welche die Unverträglichkeit ihrer Vorrechte mit einer strengen geordneten Staatsverwaltung gar wohl einsehen, und sogar der Meinung sind, daß ihre bisher genossene Zollfreiheit ihnen weniger Vortheil bringe, als der freie Handel mit dem ganzen übrigen Spanien thun könnte, aber in der Regierung ist kein Sinn für eine solche vertragsmäßige Ausgleichung. Alle, welche bisher am Ruder waren, Afrancesados und Liberale, sind von der hochmüthigen Verachtung angesteckt, womit ihre Vorbilder, die französischen Liberalen, Provinzialrechte und Eigenthümlichkeiten zu betrachten gewohnt sind, — ein Fehler, welcher allenthalben verderblich ist, aber nirgends mehr als in Spanien, wo die Geschichte eine so scharfe Unterscheidung unter den Provinzen herbeigeführt hat. Durch einen Zusammenfluß von Umständen ist die aus dem Mittelalter vererbte Städtefreiheit nach blutigem Kampfe zuerst in Castilien untergegangen, und dieses hat dann seinerseits wiederum dazu beigetragen, die alten Provinzialrechte in den andern Provinzen, namentlich in Catalonien und Arragonien zu unterdrücken, wodurch, in Verbindung mit dem alten Herkommen, Castilien zur

Hauptprovinz Spaniens und zur Tonangeberin wurde, dafür aber auch den Haß der meisten andern Provinzen zuzog, namentlich auch Navarra's, nach dessen Freiheit es oft die Hand ausstreckte. So stehen sich die Provinzen in ihren Neigungen zum Theil feindselig gegenüber, und die ganze Anlage von Madrid in physischer und moralischer Beziehung ist so ungeschickt, daß es sich nie zu einer herrschenden Hauptstadt erheben konnte, welche die Provinzialeigenthümlichkeiten in sich aufgenommen und gewissermaßen absorbirt hätte. *)

(Fortsetzung folgt.)

Merikanisches Allerlei.

Pferderennen.

(Schluß.)

Vielleicht sind einige allgemeinere Bemerkungen über die merikanische Pferdezucht hier am rechten Orte. Es ist bekannt, daß dieses edle Thier in Meriko nicht einheimisch war, sondern zum Erstenmale in Cortes Gefolge daselbst gesehen wurde. Die Spanier verdankten einen großen Theil ihrer ersten beinahe fabelhaften Siege über die ungeheure Mehrzahl der Eingebornen dem panischen Schrecken, welchen sein und des zusammengewachsen scheinenden Reiters Anblick in den indianischen Reihen verbreitete. Dieser Eindruck ist noch heute nicht gänzlich verwischt. Sehr selten wird man ganz reine Indianer freiwillig des Pferdes sich bedienen sehen; sie machen in der Regel ihre Reisen zu Fuß, im kleinen Trabe laufend, wie zu Moktezuma's Zeit. Einen ähnlichen Widerwillen, ja zuweilen eine kindische Furcht, bemerkt man noch immer bei ihnen gegen große Hunde europäischer Abkunft, und diese wiederum erweisen sich gegen sie vorzugsweise bösartig. Es ist als hätten beide Theile, traditionell und resp. instinktartig, ein Gedächtniß der Zeit bewahrt, wo der Spanier den Indianer unter seines Rosses Hufen zermalmte, oder durch seine Hunde ihn fangen und zerfleischen ließ! So erznationell ist aber dieß Gedächtniß, daß jede Vermischung mit fremdem Blute es völlig auszulöschen scheint; denn die kecksten Pferdebändiger wie die besten Pferdewärter findet man jetzt unter den Mestizen und Zambos. Je mehr nun übrigens Cortes seinen Pferden verdankt hatte, desto eifriger war er darauf bedacht, ihre Zucht im eroberten Lande einheimisch zu machen, und wir sehen ihn bitter bei seinem Kaiser sich beklagen, als einst ein auf seine Erfolge neidischer Gouverneur westindischer Inseln die Ausfuhr der Zuchtstuten nach Meriko verboten hatte. **) Aus Westindien mußten diese aber bezogen werden: unmittelbar aus dem Mutterlande war die Reise zu lang, der Transport zu schwierig und kostbar. Später sind jedoch, ausnahmsweise, allerdings auch einzelne edle andalusische oder Berberhengste direkt aus Spanien gekommen, und wie es scheint, vorzüglich nach Neu-Gallizien (dem heutigen Staate Guadalaxara und Jalisco) gelangt, wo das edle arabische Blut in Figur und Temperament der dort gezogenen Pferde am reinsten bis auf den heutigen Tag sich bewahrt hat. Die große Mehrzahl der merikanischen Pferde stammt aber von westindischen Ahnen, welche ihrerseits, als sie im dritten oder vierten Decennium des 16ten Jahrhunderts von den Inseln ausgeführt wurden, schon in der 5ten bis 10ten Generation von dem andalusischen oder maurischen Urstamme sich entfernt befanden. Das merikanische Pferd ist, in der Regel und mit seltnen Ausnahmen, nicht groß, doch wohl proportionirt, feurig und thätig, fein von Knochen, sehr elastisch von Sehnen und Muskeln. Es trägt den Schweif in der Freiheit stolz und hoch: derselbe wird auch niemals gestutzt, wohl aber, nach einer recht geschmacklosen Landessitte, möglichst niedergehalten, theils durch Aufbinden und phantastische Verzierung mit allerlei Bänderwerk, theils durch die schweren ledernen, mit Metall und Franzen behangenen, bis zur Schwanzwurzel reichenden Kruppendecken, welche man Cortesschilder nennt. Von außerordentlicher Güte und Stärke sind die Hufe, so daß sie fast nie des Beschlags bedürfen, oder doch nur periodisch, etwa während der Regenzeit oder langer Reisen über sehr steinigten Boden. Die gewöhnlichsten Farben sind Falbe (bayos), Goldbraune (retintos), Rothfüchse (colorados), Schecken (pintos), Blauschimmel (tordillos), Hechtschimmel (frayleseos), Schwarzschimmel (moritos oder morecillos), Rothschimmel (rocillos): seltener findet man Rappen (prietos), Goldfüchse (alazanes) und Weißgeborne (blancos). Eine den meisten eigenthümliche oder doch leicht beizubringende Gangart ist der vorzüglich auf Reisen unschätzbare „sobrepaso," eine Bewegung, wobei die Vorder- und Hinterfüße parallel fortschreiten, und zwar jene in hohem und weitem Auswerfen, diese beinahe auf der Erde schleifend. Sie legen damit ³/₄ bis 1¹/₂ deutsche Meilen in der Stunde zurück, halten es lange aus, und für den Reiter ist ein sanfteres und bequemeres Fortkommen gar nicht denkbar. Alle Pferde werden in den großen Wald- und Weidegehegen der Landgüter wild erzeugt und aufgezogen; bis zum vierten oder fünften Jahre berührt sie keines Menschen Hand, dann fängt man sie ein mit dem Lasso, wirft sie nieder, blendet sie mit übergeworfenem Mantel, sattelt, zäumt und besteigt sie gleich in der ersten Ueberraschung, und mittelst einer Parforce-Dressur, wovon man in Europa gar keinen Begriff hat, durch Peitsche, Sporen mit spitzen Rädern vom Durchmesser eines großen Thalers, und die furchtbare Hebelkraft der merikanischen Stangen, die man ausschließlich und ohne Trense gebraucht, werden sie binnen wenigen Stunden in leidlichen Gehorsam gezwungen, und dann gleich in regelmäßigen Gebrauch genommen. Die meisten gewöhnen sich schnell an ihren Herrn, laufen ihm nach, kennen seine Stimme und folgen ihr: sie sind, mit Ausnahmen, nicht bösartig, aber feurig genug, um keinem lateinischen Reiter zu frommen, dabei ziemlich scheu, und desperat elastischer Seitensätze fähig, bei unbekannten oder einmal als gefährlich erprobten Gegenständen. Ein in europäischer Art angelegt gewesenes Gestüt des Grafen Regla zu Meriko war zu meiner Zeit größtentheils wieder eingegangen. Er hatte mit ungeheueren Kosten englische Vollbluthengste kommen lassen, aber wenig Freude davon gehabt:

*) Siehe hierüber Cook's Skizzen aus Spanien. Artikel Madrid S. 153.

**) Fernando Cortes Berichte an Kaiser Karl V. u. s. w. S. 492—494.

sie waren zu schwer gewesen für die Landesstuten, und diese, von ihnen belegt, starben fast alle beim Fohlen. Uebrigens bedient sich der Merikaner seiner Pferde nur zum Reiten, und auch dazu nur der Hengste und Wallachen: Stuten verbleiben ausschließlich zur Zucht. Angespannt werden nur Maulthiere und Ochsen. Doch begann diese Regel durch eigenes Fuhrwerk einiger angesehenen Fremden und durch die nordamerikanischen Diligencenunternehmer bereits Ausnahmen zu erleiden, welche sich schnell vervielfältigen dürften. Zu Hause hält man die Pferde hart; sie bekommen keine Streue, und fressen bloß des Nachts. Mit Tagesanbruch werden sie aus dem Stalle gezogen, gereinigt, gebadet, dann an den Pfosten des den Hof umgebenden Portikus aufgebunden, gewöhnlich auch gleich gesattelt und zur augenblicklichen Disposition bereit gehalten. Mit Sonnenuntergang tränkt man sie, und bindet sie wieder an die reichlich mit Futter versehene Stallkrippe, nach zwölfstündigem völligen Fasten. Ihre Nahrung besteht auf der Hochebene aus reiner Gerste, in den Thälern aus Mais, kein Heu; zuweilen etwas zacate (die Spitzen des Maisstrohs); als Frühlingskur frische Gräser, oder auch ein paar Wochen Weidegang. Auf Reisen bekamen sie gleichfalls, so lange die Tagreise dauert, nicht das mindeste zum Fressen; höchstens läßt man sie saufen, wenn um Mittagszeit, aber nicht früher, Wasser in der Nähe ist. Im Nachtquartiere angekommen, werden sie erst bis zur völligen Abkühlung herumgeführt, dann abgesattelt und in den offenen Hof (corral) des Wirthshauses gejagt, wo sie die ganze Nacht hindurch sich abwechselnd wälzen, und an dem in die Krippen der Seitenschoppen ihnen aufgeschütteten Futter satt fressen. Kein europäisches Pferd kommt in Reisetugenden dem merikanischen gleich, dessen sanfte Bewegung, Ausdauer, Genügsamkeit, Geschicklichkeit, Besonnenheit und Sicherheit auf halsbrechenden Pfaden und Stegen nicht genug gepriesen werden kann. Zugleich läßt es sich zu allen Kunststücken der Paradereiterei mit großer Gelehrigkeit abrichten. Ganz vorzüglich sind auch die merikanischen Kurschmiede. In sorgfältiger Behandlung des Hufes stehen sie wenigstens auf einer Linie mit den besten europäischen, und in der Kurmethode vieler gefährlichen Krankheiten ungleich höher. Ich habe sie Pferde vom bösartigsten Rotz in einem Stadio völlig herstellen gesehen, wo man in Europa das Thier unbedingt zum Abdecker kondemnirt haben würde; ich sah sie sogar — jedoch ohne radikale Heilung zu versprechen — eine totale Hornklust mit solchem Glücke palliativisch behandeln, daß eine gewisse mäßige Dienstfähigkeit des Thiers noch anderthalb Jahre dabei fortdauerte. Mit großem Geschicke wissen sie auch die gefährlichen Verhitzungen zu heilen, denen die merikanischen Pferde beim plötzlichen Uebergang aus tierra fria in tierra caliente, und vom Gersten- zum Maisfutter so leicht unterliegen. Die Pferdepreise sind natürlich sehr verschieden, und es ist hier wie überall viel Liebhaberei und Willkür dabei: ich habe Eins mit 10, und ein Anderes mit 1500 Piaster bezahlen gesehen. Doch kann man in der Hauptstadt, 150 bis 200 Piaster durchschnittlich auf das Stück verwendend, mit sehr hübschen tüchtigen und brauchbaren Pferdchen seinen Stall bevölkern.

Chronik der Reisen.

Reisen zu näherer Kenntniß von Kleinasien, unternommen von Karl Terier.*)

Karl Terier aus Versailles war mehr als irgend jemand zu einem solchen Unternehmen geeignet. Als ausgezeichneter Architekt hatte er seine Kunst schon zu Erläuterung von Nationalalterthümern benutzt, und zweien seiner Denkschriften hatten die Akademien der Inschriften und der schönen Künste bereits den Preis zuerkannt. Nicht minder hatten einige Reisen in verschiedenen Theilen Europa's ihn auf eine größere derartige Unternehmung vorbereitet, und ihm zugleich die nöthige Uebung im Entziffern alter Inschriften verschafft. Mit diesen Kenntnissen verbindet Herr Terier ein außerordentliches Talent für Sprachen, das er besonders dem Griechischen aus verschiedenen Zeitaltern zuwendete, zu welchem Ende er durch zwei Jahre die neugriechischen und paläographischen Vorlesungen des Herrn Hase besuchte. Auch in der Chemie und Geologie ist er nicht unbewandert. Die Instruktionen, welche er bei seiner Abreise von den verschiedenen gelehrten Körperschaften erhielt, waren deßhalb auch so mannichfaltig, daß er an Herrn Dureau de la Malle von Konstantinopel aus schrieb: „Ich zweifle, ob ein Reisender jemals so viele Aufträge erhalten hat als ich, denn ich habe deren beinahe für jeden Buchstaben des Alphabets: Archäologie, Architektur, Bibliographie, Cranologie, Ethnographie, Geologie u. s. w., wie soll ich damit fertig werden?"

Als Sohn und Bruder ausgezeichneter Aerzte wird Herr Terier sich auch physiologischen Forschungen zuwenden. Die beiden Akademien der Inschriften und der schönen Künste hatten ihn den Ministern des Innern und des öffentlichen Unterrichts ganz besonders empfohlen, und so erhielt er denn von der Regierung den Auftrag Kleinasien zu bereisen, und seine Aufmerksamkeit besonders auf die Untersuchung der Bibliothek des Serails zu richten. Herr Hase setzte ihm eine sehr ausführliche Anweisung über die Punkte auf, denen er seine Forschung vorzugsweise zuzuwenden habe, und so reiste er denn im Monat Mai 1833 ab, obschon der ihm von der Regierung ausgesetzte sehr mäßige Gehalt von 4000 Franken**) erst mit dem Jahre 1834 flüssig wurde. Bis zum Anfange des genannten Jahres machte er also die Reise auf seine Kosten, und begab sich zuvörderst nach Konstantinopel, das er erst im Monat Mai des vergangenen Jahres verließ, um nach Kleinasien zu gehen.

Ein bedeutender Theil seiner Instruktionen bezog sich auf diese Hauptstadt, deren Erforschung bisher so schwierig gewesen war, und die noch so viele verborgene Schätze enthält. Herr Terier wurde zwar von dem französischen Gesandten gehörig unterstützt, allein seine Talente erwarben ihm noch mehr Freunde und Beschützer, durch welche er Begünstigungen erhielt, die kein Gesandter ihm hätte verschaffen können.

Seine an seine Brüder, Herrn Dureau de la Malle und de Bret gerichteten Briefe sind, so wie sie einliefen, in den Akademien der Inschriften und der schönen Künste vorgelesen worden. Andere mit Planen und Zeichnungen begleitete Berichte wurden an den Minister des öffentlichen Unterrichts, Herrn Guizot, gerichtet, die nachstehenden Auszüge aber sind dem vertrauten Briefwechsel des Reisenden mit Herrn Dureau de la Malle entnommen, der nicht nur die merkwürdigsten Umstände enthält, sondern in denen der Verfasser sich auch über die empfangenen Eindrücke frei und ohne Rückhalt ausspricht, was in einem gleichsam amtlichen Bericht an den Minister nicht immer thunlich war, und wodurch natürlich manche Schilderungen das frische Kolorit verlieren, das sie im vertraulichen Tone des Freundes zum Freunde auszeichnet.

Die geologischen und architektonischen Kenntnisse des Verfassers verschafften ihm einen mächtigen Gönner, der ihm Zutritt zu der berühmten Bibliothek des Serails verschaffte, in welche bis jetzt nur Herr Sebastiani durch besondere Bewilligung des Sultans Selim gekommen war. Dieser Gönner war der Seraskier Pascha, für den er den Plan zu einer Militärschule entworfen hatte. Zu gleicher Zeit entdeckte er in der Nähe von

*) Der vom Moniteur mitgetheilte Bericht des Reisenden an den Minister des öffentlichen Unterrichts über den ganzen ersten Theil seiner Reise bis nach Angora befindet sich in Nr. 16, 17 und 18 dieser Blätter v. d. J.

**) 3000 Franken sind ihm vom Minister des öffentlichen Unterrichts und 1000 von dem des Innern bewilligt.

Konstantinopel ein Steinkohlengebiet und eine zu Backsteinen sehr taugliche Erde, deren Festigkeit ein trefflicher Ersatz für die schlechten Steine bieten dürfte, die man bis jetzt zu den Bauten in dieser Hauptstadt verwenden mußte. „Ich sah gestern, schrieb Herr Texier unterm 10 Januar v. J. an Herrn Ducean, den Seraskier, mit dem ich wie gewöhnlich von seiner Militärschule sprach; jetzt hat er die fixe Idee auf seinem Thurm eine Uhr haben zu wollen. Er bat mich, ihm eine von Paris kommen zu lassen, sagte aber kein Wort wegen der Bezahlung. Will Herr Guizot ihm eine schicken, so können wir bei dieser Gelegenheit vielleicht einige alte Waffen für das Museum von ihm erhalten.

„Ich habe Herrn Guizot gebeten mir hier einen Kredit zu eröffnen, um alte Waffen und Flinten aufkaufen und nach Paris senden zu können, die man seit der Reform des Kostüms in Konstantinopel und der Levante im Ueberfluß findet. Der gegenwärtige hiezu sehr günstige Augenblick dürfte vielleicht nie wiederkehren; ich habe indeß noch keine Antwort erhalten."

Unter den Aufträgen, welche der Reisende von der Regierung erhalten hatte, befand sich auch der, mehrere ihm angegebene Bücher zu kaufen. Unterm 26 Januar schrieb er hierüber an seinen Freund: „Ich hoffte Ihnen in diesem Schreiben bestimmte Nachricht wegen des Manuskripts von Ibn Khaldun geben zu können, das ich bei einem Türken gefunden habe, allein ich konnte den Dolmetscher nicht bewegen mich zu begleiten. Um es Ihnen schnell schicken zu können, werde ich wohl gezwungen seyn, es aus meinem Beutel zu bezahlen, denn der Kriegsminister, der an den Gesandten geschrieben hat, verlangt erst zu wissen, was es wohl kosten dürfte, wenn man es abschreiben lasse. Nun habe ich mich zwar an mehrere Kopisten gewendet, allein hinsichtlich ihres Talentes sehr verschieden lautende Antworten erhalten. Einer will 100 Piaster für den Tag, der andere 50, und wenn ich frage, wie viele Tage sie wohl brauchen würden, um das Manuskript abzuschreiben, so ist die Antwort: „Es wird fertig werden wenn es Gott gefällt," und das ist nun freilich eine Bestimmung, die sich nicht mit unsern gewürzkrämerischen Berechnungen verträgt.

„Zwei andere höchst wichtige Manuskripte brachten mich mit einem Buchhändler und einem Schullehrer in Verbindung. Ich ging dieser Tage mit einem englischen Orientalisten zu einem Buchhändler, der das berühmte Manuskript Fondueli Tarich besitzt. Wir kommen hin und finden den Buchhändler auf seinem Diwan liegend und im Koran lesend. Ich bitte ihn mich das Buch sehen zu lassen. „Jetzt nicht, war die Antwort, kommt in einer Stunde wieder." Ich bestehe auf meinem Verlangen; umsonst. „Ihr könnt mir 10,000 Piaster bieten, fuhr der Unerschütterliche fort, und ich verkaufe es Euch jetzt nicht. „Wir machten also wider Willen einen Spaziergang, kamen nach einer Stunde wieder, und nun zeigte uns der Mann Gottes seinen ganzen Laden.

„Das andere Manuskript ist der Täuffel al Kubar, die Beschreibung des weißen (mittelländischen) Meeres. Es enthält historische Schilderungen von der Eroberung von Tunis, und befand sich im Besitz eines Vorstehers des Medresseh,*) vulgo Schulmeisters, zu dem ich wohl sechs- bis achtmal gehen mußte, bevor ich es zu sehen bekam. Bald fand er es nicht, bald war er beschäftigt, und dennoch mußte ich mit ihm rauchen und plaudern, ohne daß er mir wegen des Manuskripts Rede und Antwort gegeben hätte. Endlich bekam ich es und werde es Ihnen nun nebst zwei andern Werken schicken."

In einem andern Schreiben theilt der Reisende ein anderes Beispiel von türkischer Langsamkeit mit; es betrifft das goldene Thor, oder den Triumphbogen Justinians: „Die Lage des Monuments innerhalb der Ringmauern der sieben Thürme ist selbst jetzt noch ein Hinderniß für den, der es mit Bequemlichkeit studiren will. Vormals wurden die Staatsgefangenen hier verwahrt, die Urtheilssprüche des Sultans vollzogen und die Schätze aufbewahrt. Jetzt ist diese Feste leer und verfallen, und dennoch ist nicht leicht Einlaß zu erhalten, und das kommt daher, weil man, da bei den Türken Alles langsam geht, seit zehn Jahren noch nicht daran gedacht hat, das Verbot aufzuheben.

„Zum Schluß noch eine Anekdote. Die auf europäische Weise gekleideten türkischen Soldaten trugen diesen Sommer Pantalons von weißer Leinwand, die man ihnen auch während des Winters ließ. Da nun eine strenge Kälte eintrat, beklagten sich die Soldaten über diese leichte Bekleidung, und um ihren gerechten Beschwerden Abhülfe zu leisten, befahl der Seraskier, die Pantalons blau zu färben."

Der Brief vom 2 Februar, aus den „Sieben Thürmen" geschrieben, ist vom höchsten archäologischen Interesse. Diese berühmte, jetzt fast ganz leer stehende Feste war durch eine Mauer mit dem alten Schlosse der Blaquernes, dem Sommerpalast der griechischen Kaiser, verbunden, deren Ruinen noch aus jener Zeit sind. „Die Mauern, welche diese beiden Festen mit einander verbinden, sagt Herr Texier, sind nach einer so langen Vernachlässigung noch in ziemlich gutem Zustande. Noch besser als in Rom läßt sich hier das Vertheidigungssystem der Alten studiren, denn an diesen Befestigungen mangelt nichts. Der Zugang wird durch einen breiten Graben geschützt, hinter welchem sich ein aus der Erde desselben aufgeworfener Agger (Wall) erhebt. Der Wall selbst wird von einer mit halbrunden Thürmen versehenen Mauer flankirt, hinter welcher sich der Rundenweg befindet. Endlich kommt noch die große mit Zimmern und gedeckten Gängen versehene Mauer, welche das ganze Vertheidigungssystem beherrscht und von hohen viereckigen Thürmen flankirt ist, welche mit denen des Walls ins Kreuz gerichtet sind. Diese Thürme haben in alten Zeiten viel gelitten, und wurden von mehreren Kaisern wieder hergestellt, deren Namen oben an denselben nebst einem Lobe ihrer christlichen Tugenden eingegraben stehen. Man liest da die Namen Michael, Basil, Konstantin Porphyrogenetes, Manuel Komnenes, Johann Paläologus u. s. w.

„In den von Konstantin gebauten Mauern der Propontis sind die von diesem Kaiser unternommenen Bauten sehr leicht zu unterscheiden. Sie bestehen aus großen Blöcken eines schönen vulkanischen Steins und aus asiatischem Kalkstein. Seine Nachfolger bauten mit Füllsteinen, nämlich mit eingefügten Schichten von Backsteinen, wie man in den römischen Mauern sieht. Zur Zeit Leo's des Isauriers von einem furchtbaren Erdbeben umgestürzt, wurden diese Mauern von Andronikus dem Aeltern wieder aufgeführt. Unter seiner Regierung legte man jene Unzahl von Marmor- und Granitsäulen als Grundsteine unter Mauern und Thürme, so daß die Mauern von Konstantinopel auf Pfählen oder liegenden Baumstämmen zu ruhen scheinen."

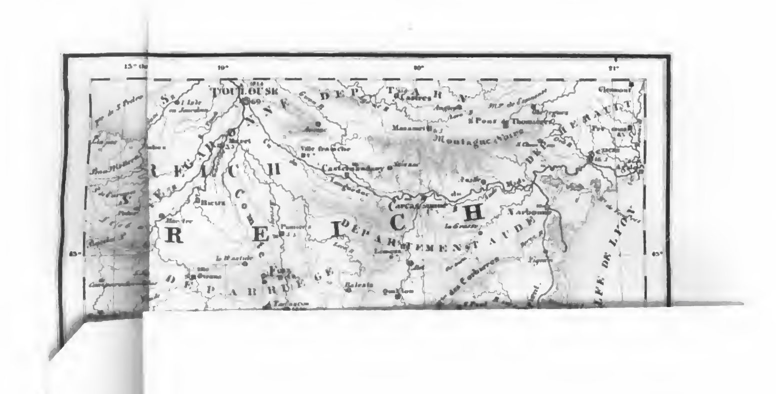
(Schluß folgt.)

Nachstehendes ist nach offiziellen Angaben *) die Bevölkerung der russischen Gouvernementsstädte: Petersburg 445,135; Moskau 333,260; Kasan 50,244; Riga 49,867; Kiew 37,760; Wilna 35,657; Saratow 33,641; Charkow 32,846; Astrachan 30,770; Shitomir 26,428; Kaluga 26,118; Woronesh 24,520; Cherson 24,508; Orel 23,737; Jaroslawl 22,785; Kischinew 21,785; Nischnei Nowgorod 21,687; Tula 20,535; Tambow 20,147; Kursk 20,050; Twer 20,020. Tiflis 19,170; Archangel 18,827; Perm 18,666; Rjäsan 17,635; Tobolsk 17,658; Mohilew am Dniepr 15,842; Rewal 15,618; Kamieniez 15,599; Pensa 14,944; Witebsk 14,524; Irkutsk 13,522; Nowotscherkask 13,387; Minsk 13,225; Simbirsk 13,168; Mitau 12,662; Wologda 12,369; Kostroma 12,149. Jekaterinoslawl 11,648; Omsk 11,428; Eriwan 11,284; Smolensk 10,639; Tomsk 10,577; Poltawa 9248; Bialystok 9217; Pskow 8876; Nowgorod 8634; Petrosawodsk 8556; Wladimir 7,510; Ufa 6956; Wjätka 6683; Tschernigow 6673; Simpheropol 6010; Jeniseisk 5162; Stavropol 5015; Grodno 4749. Die bevölkertsten unter den übrigen Städten sind: Odessa 55,000; Schlüsselburg 25,345; Nikolajew 20,468; Elez 16,464; Achtyr 15,852; Koslow 15,577; Wolchow 15,594; Akjerman 13,689; Kolomna 13,048.

*) Im russischen Ministerium erschien eine Schrift, betitelt: obosrjenie sostojania gorodow rossiiskoi imperii w 1833 — m gody (Uebersicht des Zustands der russischen Städte im Jahre 1833), worin nach den offiziellen Berichten der Lokalbehörden die Zahl der Einwohner beiderlei Geschlechts, die Zahl der Kaufleute, Kirchen, Häuser, Unterrichtsanstalten, Fabriken, Hüttenwerke (mit Angabe der Arbeiterzahl), Kaufläden, Speisehäuser und Branntweinschenken verzeichnet ist.

*) Eine Art Kollegium.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Karte des nordöstlichen Spaniens.)



Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Karte des nordöstlichen Spaniens.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 61. 2 März 1835.

Der Jahrmarkt von Hurdwar.

An der äußersten Gränze der Ebenen von Hindostan, an der Stelle, wo der Ganges die letzte Gebirgskette des Himalaja durchbricht, liegt die Stadt Hurdwar, an dem klaren und schönen, aber noch ziemlich seichten Strom. Sie ist ein heiliger Ort, und die zahllose Menge der Pilger, welche jährlich dort zusammenströmen, gibt Veranlassung zu einem großen Jahrmarkt.*) Die Stadt liegt hinter einer Terrasse, welche sich am Ufer hin erstreckt, und nimmt einen Platz ein, der nur unvollkommen von dem naheliegenden Wald befreit ist, und das dichte Gehölz der Terrasse erstreckt sich in die westliche Vorstadt, wo die grünen Baumalleen sich zwischen gewölbten Thorwegen und Säulenreihen hinstrecken. Die Schlucht, welche in das Thal des Dhoon führt, bietet Gesichtspunkte von der unvergleichlichsten Schönheit dar, während die hohen Massen von Gebirgen, welche sich im Hintergrunde erheben, der Scene eine wilde Erhabenheit geben; der zauberische Anblick wirkt wohl mit zu dem Entzücken, mit dem der indische Pilger den ersten Anblick des Ganges bei seinem Durchbrechen der Alpen bewillkommt. Der Ruf: Mohadeo Bol! Ram! Ram! erfüllt die Luft, während die Schaaren der Ankömmlinge sich der Stadt nähern. Die Wege sind meilenweit mit Reisenden angefüllt, Reich und Arm, von jedem Alter und Geschlecht, drängt sich zu dem Karneval, zum Theil aus Frömmigkeit, zum Theil durch weltliche Rücksichten angezogen.

In früherer Zeit brachte dieser Zusammenfluß von Menschen blutige Streitigkeiten hervor. Die verschiedenen Sekten bekämpften sich mit Wuth, und auf jeden Wortstreit folgten Schläge und Blutvergießen. Die Erzählungen der wenigen Europäer, welche den Wallfahrtort besuchten, ehe die Provinz der englischen Regierung gehörte, lauten für den heutigen Besucher fast wie Fabeln. Damals tyrannisirten geheiligte Bettler und Männer, welche Schaaren bewaffneter Diener bei sich hatten, die minder mächtigen Pilger, während Diebe öffentlich diejenigen plünderten, welche nicht im Stande waren sich zu vertheidigen. Gegenwärtig geht Alles friedlich und auf eine Art zu, die den Beamten die größte Ehre macht, welche Ordnung unter dieser Menge feindlicher Elemente zu erhalten haben.

*) Nach Burnes findet indeß das große Fest nur alle 12 Jahre statt.

Die Stadt Hurdwar kann nicht den zehnten Theil der versammelten Menge aufnehmen, allein Orientalen entbehren leicht eines Daches, die Reichen bringen Zelte mit sich, und die Armen begnügen sich mit dem Schutz, den ein Baum gewährt. Die ganze Umgegend bildet ein ungeheures Lager, wo sich Araber Perser, Tartaren, Singalesen mit den Bewohnern aller Provinzen von Indien vermischen, während man etwas entfernt von dem Lärm dieser Versammlung von Babel Europäer und ihre Frauen sieht, welche in diesem Aufruhr so ruhig und bequem sitzen, als der Staub, die Mustitos und der unbeschreibliche Lärmen zulassen.

Der interessanteste Theil der Messe von Hurdwar besteht in dem Thiermarkt, der bei Europäern und Eingebornen für den besten in Indien gilt. Man findet hier die trefflichsten Pferde aus Arabien, Persien, Cutsch und Kattiwar, und neben ihnen die weniger bewunderten, aber ungleich nützlichern Racen von Caschemir, Cabul und den Gebirgen von Tübet; die gigantischen Formen der Elephanten erheben sich auf allen Seiten aus der verworrenen Menge, und der Unterschied unter ihnen ist eben so groß als unter Pferden, und die charakteristischen Zeichen der verschiedenen Racen eben so bekannt und beachtet: ihre Zähne müssen vollkommen seyn, und ein kleiner Haarzopf am Ende des Schwanzes gilt für eine große Schönheit. Der Contrast zwischen einem Packelephanten, und einem für Prinzen und Könige bestimmten mit Schabracken und Goldstickerei bedeckten, ist eben so groß als zwischen einem Schlachtpferd und einem Karrengaul. Die Maratten und Radschputen zeichnen sich besonders durch die Kunst aus, Staatselephanten zu ziehen, und die allgemeine Pflege die ihnen gewidmet wird, gibt ihnen ein Gefühl von Stolz, das sie durch ein sicheres Tragen des Kopfes, und eine gewisse Arroganz in ihrem Schritte zeigen. Noch größer ist jedoch die Verschiedenheit unter den Kamelen, und man kann in Hurdwar diese in allen ihren Gradationen von dem elenden Lastthier bis zu dem wohlerzogenen, windschnellen Laufkamel sehen, das 100 englische Meilen trabt, ohne auszuruhen, und das nur die erfahrensten Reiter besteigen können. Man findet Heerden von Büffeln, Schafen und Kühen zum Verkauf ausgesetzt, vermischt mit den wunderschönen persischen Hunden und Katzen, deren Eleganz sie zu großen Lieblingen im ganzen Orient machte. Affen werden in zahlloser Menge auf den Markt gebracht, eben so Bären,

Leoparden und Schaguars, die zur Antilopenjagd abgerichtet sind, Hirsche aller Art, von dem Nilgau an bis zu dem kleinen Reh, das man auf seine Hand stellen kann, und das selbst in Indien seine Gefangenschaft so selten überlebt; selbst der tübetanische Yak findet sich bisweilen, obgleich er die Hitze der Ebenen nicht leicht erträgt.

Der kostbarste Theil der Handelsartikel besteht in Edelsteinen aller Art, welche von Juwelieren aus dem ganzen Orient gebracht werden; hierauf kommen Caschemir- und tübetanische Shawls, endlich europäische Waaren von Stücken Tuch an bis auf die Bijouterie des Palaisroyal. Silberne und Tombak-Uhren, Brillen in Silber gefaßt, kleine Spiegel, Rasier- und Federmesser, Scheeren, wohlfeiles Papier, Fieberrinde, kölnisches Wasser, Tuch, Seide und Baumwollenzeuge, welche in Form und Farbe sich zu Turbanen und Gewanden schicken, und englische Lesebücher sind sehr gesucht. Im Allgemeinen aber wird der Handel mit Indien sehr unzweckmäßig geführt, die europäischen Handelshäuser geben sich keine Mühe, die Bedürfnisse der Eingebornen zu studieren, sie schicken Ladungen aus, welche nur für eine ganz europäische Bevölkerung berechnet sind, und wenig enthalten, dessen Nutzen, Werth oder Preis die Indier beurtheilen könnten: der Markt ist überführt, die Waaren werden in Auktionen verschleudert, und werden oft von den eingebornen Handelsleuten im Innern der Provinzen weit unter dem Fabrikpreis verkauft. So schickte ein Handelshaus in Glasgow vor einigen Jahren eine Ladung von 26,000 Filzhüten nach Calcutta, wo nur die wenigen Europäer, die nicht in der Armee sind, Hüte tragen, und da der jährliche Verbrauch von ganz Indien nicht über 2—3000 geht, so kann man sich denken, wie sich diese Ueberschwemmung von Hüten bezahlt haben mag. Ein Haus in Liverpool schickte eine Schiffsladung irländischer Butter nach Madras, wo die Fässer leer ankamen, weil sie unter den Tropen ihr Fett ausgeschwitzt hatten. Ein londoner Haus schickte Tausende von gedruckten Tischüberzügen, da aber die Eingebornen keine Tische haben, so paradirten die Ueberzüge auf den Schultern der ärmern Klassen in Form von Shawls. In allen Metallwaaren sollte man indische Muster aufs genaueste nachahmen, da es keinem Hindu einfällt, sich eines Gefäßes von neuer Form zu bedienen. Ueberhaupt aber sollten alle für den indischen Markt bestimmte Waaren in mäßige Partien verpackt, und größtentheils an der Küste gelandet und ins Innere geschickt werden, wo sie bessere Käufer finden würden, als in den Präsidentschaften.

Die Buden der Verkäufer in Hurdwar sind weit entfernt von der Eleganz und Bequemlichkeit einer europäischen Waarenausstellung. Jeder Händler verläßt sich auf die Stärke seiner Lungen und die Geläufigkeit seiner Zunge bei seinen Empfehlungen. Es braucht große Vorsicht um nicht betrogen zu werden, und der Verkäufer fängt immer damit an, einen unverschämten Preis zu fodern, den er nach und nach herunter setzt. Besonders im Kauf von Pferden muß man ein guter Kenner seyn, denn man versteht in Indien alle Künste des Pferdehandels wenigstens so gut als in Europa. Eine stätige Bestie, welche niemand als ein Bewohner der Pampas reiten könnte, wird mit Opium medicinirt, bis sie sich für einige Tage geberdet wie ein Lamm, und eine elende Mähre mit stimulirenden Gewürzen gefüttert, bis sie sich bäumt. Ein gutes Kamel kostet 8 Pfd. St., ein gewöhnlicher Elephant 50 — 60 Pfd., allein die Preise der bessern sind eben so verschieden als die der Pferde.

(Schluß folgt.)

Das nordöstliche Spanien.

(Fortsetzung.)

Seit anderthalb Jahren dauert nun der Kampf gegen die baskischen Provinzen, und noch läßt sich kein Ende desselben absehen; wie viel davon der Ungeschicklichkeit und Lauigkeit, vielleicht der Verrätherei auf Seite der Christinos, wie viel auf der andern Seite der Tapferkeit der Basken und den Talenten Zumalacarregui's zuzuscheiden seyn mag, das läßt sich troß der zahllosen offiziellen und unoffiziellen Nachrichten noch keineswegs entscheiden, gewiß ist nur, daß in den eigentlich baskischen Provinzen, nämlich Biscaya, Alava und Guipuzcoa die Basken, oder Karlisten wenn man will, mit Ausnahme weniger Städte Meister sind, daß jedoch im bei weitem größten Theile von Navarra die spanischen Truppen oder die Christinos sich behaupten; daß ferner der Aufstand in Castilien, einem größtentheils offenen Lande, obgleich dort vielleicht die größere Zahl der Sache des Don Carlos geneigter ist, keinen rechten Bestand gewinnen will, und endlich, daß jeder Versuch der Basken oder vielmehr ihrer Anführer, dem Aufstand in Castilien die Hand zu reichen, bisher gescheitert ist; eben so wenig konnte eine dauernde Schilderhebung der Karlisten in Aragonien und Catalonien erreicht werden.

Ziehen wir aus diesen einfachen Thatsachen einen Schluß, so lautet er folgendermaßen. Die eigentlich baskischen Provinzen vertheidigen mit aller ihnen eigenen Hartnäckigkeit ihre alten Vorrechte, welche wir nicht kürzer und besser zu schildern vermögen, als mit den Worten des obenerwähnten Cook: „Die drei Provinzen Alava, Guipuzcoa und Biscaya bilden ein nur dem Namen nach der spanischen Krone unterworfenes Land, sie sind indeß durch ihre Gesetze und innern Einrichtungen so frei und unabhängig, als irgend ein Schweizerkanton. Sie zahlen keine direkten Steuern, sondern geben jährlich eine bestimmte, von ihnen selbst erhobene Summe. Ihr Truppenkontingent wird, wenn man seiner bedarf, abgesondert gestellt, in der Art des ungrischen Aufgebots. Jede Stelle in der Verwaltung ist der Wahl des Volks unterworfen. Die allgemeine vollziehende Gewalt ist einem Beamten übertragen, welcher durch die Distriktsabgeordneten gewählt und Deputado genannt wird, in seiner Stellung dem Landammann einiger Schweizerkantone ähnlich. Es gibt keine Zollhäuser, und kein Derecho de puertas oder Octroi, so wie keine Beschränkung des Handels, diejenigen Artikel ausgenommen, welche für die ganze Monarchie verboten sind, und zur See oder an der Küste weggenommen werden können. Der Ebro, der zum Theil die Gränze von Altcastilien bildet, scheidet den Sitz des strengsten Gehorsams einer reinen Monarchie von einem republikanischen Gebiete, wo 50,000 Menschen bewaffnet sind, um sich jeden Augenblick zu erheben, und

die Truppen ihres Souveräns zu bekämpfen, wenn von den Castilianern der geringste Begriff auf ihre Vorrechte (fueros) gemacht würde." Die Vorrechte der Provinz Navarra sind im Vergleich mit denen der baskischen Provinzen sehr geschmälert. *) Wie nun bereits in Navarra das Interesse des Kampfs für das alte Vorrecht bei weitem geringer ist, als im eigentlichen Baskenlande, so hört diese Veranlassung zum Aufstande jenseits des Ebro in Castilien und jenseits des Rio Aragon in Aragonien völlig auf. Der Carlismus hat demnach für sich selbst nicht die Kraft sich zum Herrn des größern Theils von Spanien zu machen. Wie die Verhältnisse im neuern Europa sich gestaltet haben, so besitzt jede auch eine unpopuläre Regierung der Hülfsmittel, um einen bewaffneten Aufstand niederzuschlagen, so viele, daß nur die größte Kopflosigkeit und Feigheit derer, die sich im Besitze der Macht befinden, dem Kronprätendenten den Weg nach der Hauptstadt öffnen könnte. In ihren Bergen werden die Basken sich behaupten, und man wird sich auf die eine oder die andere Weise mit ihnen vergleichen müssen, aber es scheint die baskischen Truppen selbst haben eine Abneigung ihren Führern außerhalb ihrer eigenen Gränzen zu folgen. Wie lange der unentschiedene Zustand noch dauern wird, hängt, wie allenthalben wo kein ausgezeichneter Charakter das Ganze leitet, vom Zufall ab, daß aber ein Dichterling, wie Martinez de la Rosa, und ein Intrigant, wie Toreno, die Leute nicht sind, um das Staatsschiff im Sturme zu lenken, daß ihnen zum Trotz und unter ihren Augen die Plane zu einer umfassenderen Revolution geschmiedet werden, dieß geht aus allen Umständen deutlich hervor, und ohne einen Deus ex machina, wie in der französischen Revolution Napoleon gewesen, werden allmählich die Provinzen sich genöthigt sehen, ihre Angelegenheiten selbst zu ordnen, ohne sich viel um die Centralregierung zu kümmern, welche mit der Königin-Regentin ein Spielball der Parteien werden muß. Bei der Kraft und Bedeutung, welche in Spanien das provinzielle Leben erhalten hat, ist es keineswegs zu erwarten, daß es irgend gelingen werde, wie in Frankreich, alle politische Lebensthätigkeit in der Hauptstadt zu vereinen.

Wo indeß alle Elemente der gesellschaftlichen Verfassung in einer solchen Auflösung begriffen sind, wo die Revolution, wie nicht zu läugnen, schon in vollem Zuge ist, da erhält jedes Element der Ordnung einen zweifachen Werth und Bedeutung, und dieses Element der Ordnung ist das Heer, wo mitten unter Scenen des Ungehorsams und der politischen Verführung doch noch die Gewohnheit der Unterordnung unter den Befehl eines Vorgesetzten vorherrscht. Dieses Heer aber ist in Spanien allen Nachrichten zufolge der liberalen Partei zugethan. Cook in seinem vortrefflichen Werk sagt und beweist dieß ausdrücklich, namentlich von dem Offizierkorps der Artillerie und Marine. Bei der großen Gewalt, welche unter den jetzigen Umständen nothwendig den Befehlshabern der Provinzen überlassen werden muß, kann es somit kaum fehlen, daß bei der immer zunehmenden Schwäche der Centralregierung Provinzialrevolutionen vorfallen, welche die Centralregierung aus Noth gutheißen wird, so daß das Bedürfniß der Ruhe und Ordnung wahrscheinlich in den meisten Provinzen ein kräftiges Militärregiment erzeugt.

*) Cook sagt hierüber: „das Königreich Navarra wird noch immer nach seinen besondern Gesetzen und eigener Verfassung regiert, und genießt einiger Handelsfreiheit, die Regierung von Castilien hat sich indeß unglücklicherweise des Tabakshandels bemächtigt, und betreibt ihn hier auf die gewöhnliche Weise, wie er überhaupt der Fluch von Spanien ist. Das Land ist demnach mit Spionen und Angebern angefüllt, und jeden Tag hört man Klagen über veratorische Untersuchungen." Demnach ist von einer Selbstverwaltung und Besteurung wie in Biscaya nicht mehr die Rede.

Wäre die Idee der Einheit des Reichs in Spanien nicht schon zu lebendig, so könnten sich leicht abgesonderte Reiche neben einander erheben, im Norden Castilien und Leon, im Süden Andalusien, im Osten Catalonien und Aragonien, und im Nordosten die baskischen Provinzen. Dieß ist indeß, wie gesagt, bei der einmal herrschend gewordenen Ansicht von der Einheit des spanischen Staats in keiner Weise zu erwarten, wohl aber daß Don Carlos geraume Zeit und in Zwischenräumen auch ohne Krieg im Nordosten sich behauptet und ein ephemeres Königreich Navarra stiftet, dessen Hauptstütze das durch Sitte und Sprache von dem übrigen Spanien getrennte Baskenvolk wäre.

Dieser Stamm, welcher wie eine Insel aus der Zeiten Fluth emportaucht und die Ueberschwemmung des römischen Reichs überdauerte, ist der einzig bedeutende Ueberrest des uralten Volks der Iberer, dessen Wanderung aus Asien herüber man aus einigen Andeutungen in der dunkeln vorhistorischen Zeit verfolgen kann, dessen Wohnsitze aber seit der geschichtlichen Periode stets im Nordwesten Frankreichs und im Nordosten Spaniens waren, und nur allmählich immer mehr zusammengedrängt wurden. Der jetzige Kampf in Spanien hat die Forschung über dieses Volk aufs neue rege gemacht, und wir schließen deßhalb einen Auszug dessen hier an, was Monglave, ein geborener Baske, beständiger Sekretär des historischen Instituts, hierüber bekannt gemacht hat.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reisen zu näherer Kenntniß von Kleinasien, unternommen von Karl Texier.

(Schluß.)

Da der Reisende alle Denkmäler des Alterthums, deren er in seinen Briefen gedenkt, stets mit Zeichnungen oder wenigstens mit Umrissen erläutert, so hat er auch die Obelisken von Konstantinopel abgezeichnet, auf deren einem, von Theodosius aufgerichtet, er die Orgel mit Blasebalg abgebildet fand, welche man für eine arabische Erfindung hielt, und die erst unter Karl dem Großen im Occident eingeführt wurde.

Unterm 9 Mai schrieb der Reisende: „Endlich habe ich die berühmte Kirche der heiligen Irene gesehen. Es ist dieß eine besondere Gunst, denn in neuerer Zeit hat sie niemand betreten als Murawieff an der Spitze seiner Russen. Ich erlangte durch Vermittlung eines türkischen Offiziers von der Garde Einlaß. Diese zu den Zeiten Konstantins erbaute Kirche war vormals ganz mit Mosaiken geziert, die jetzt größtentheils verschwunden sind. Im Hintergrunde der Kuppel erhebt sich eine Estrade von Backsteinen, auf welcher wahrscheinlich das Kapitel Platz nahm. Die Anlage dieser Kirche ist imposant, und man muß nur bedauern, daß sie ihre ganze Ausschmückung verloren hat. Ringsherum ist eine hölzerne Tribüne angebracht, auf welcher die Trophäen der Moslemin seit der Eroberung von Konstantinopel und mehrere alte Waffen aufgestellt sind. Viele alte, aber gänzlich aus einander genommene Kriegs-

maschinen werden im Arsenal aufbewahrt, welche wohl eine genaue Beschreibung verdienten; eine Arbeit, die ich mir auf meine Rückkehr aus Asien aufbehalte. Was mich aber besonders überraschte, war ein Medaillon, ein kolossales Basrelief, ein Medusenhaupt vorstellend, welches von den Türken das Porträt Konstantins genannt wird. Es ist eine Skulptur in griechischem Styl von höchster Vortrefflichkeit. Die Haare sind ganz vorzüglich gearbeitet, die Augensterne aber gemalt; doch läßt sich vermuthen, daß dieß eine türkische Zuthat ist. Man sieht in diesem Arsenal die Waffen der Soldaten Mohammeds II und seine Standarte. Die Helme sind meist mit Gold damascirt und man sieht arabische Buchstaben auf ihnen. Das Pferdegeschirr, die Schilde und dieses ganze Rüstzeug sind vom höchsten Interesse.

„Wissen Sie auch, heißt es noch in diesem Brief, der im Augenblick seiner Abreise nach Asien geschrieben war, daß ich so eben eine recht verdrießliche Neuigkeit höre? Die Türken sind nämlich damit beschäftigt den Tempel von Angora abzutragen, um ein Bad daraus zu machen. Dieß ist gerade eines der Bauwerke, welche ich ganz besonders zu studiren willens war. Ich schreibe an Herrn Hase, um ihm zu sagen, wie ärgerlich mir es ist, nicht geraden Weges nach Angora gehen zu können. Zuerst muß ich Bithynien bereisen, einen Theil von Phrygia Epiktetos, das heißt Azani, besuchen, eine herrliche und vollkommene Stadt, dann will ich Karahissar mit seinen medischen und persischen Alterthümern und Synnada mit seinem Marmor sehen, der so fein wie Alabaster ist. Von da aus werde ich den Sangarius hinauffahren, um Pessinus zu suchen, und dann in den ersten Tagen des Julius nach Angora kommen."

Am 16 Mai verließ Herr Texier Konstantinopel, um zur See nach Nikomedien zu gehen. Da der Bericht an den Minister im Wesentlichen Alles enthält, was der Reisende auf seinem Wege bis Angora bemerkenswerth fand, so tragen wir aus seinem Briefwechsel hier nur noch einige einzelne Bemerkungen nach.

Man bemerkt, daß der Reisende in seinem Bericht da, wo er von den Gräbern der phrygischen Könige spricht, den Namen des Midas zu nennen vermeidet, der durch eine von ihm unzertrennliche Tradition lächerlich geworden ist, obschon mehrere phrygische Könige ihn trugen. Für diese Zurückhaltung hält sich Herr Texier durch einen Brief an Herrn de Bret schadlos, der am 6 Julius im Grabe des Midas selbst geschrieben ward. „Da bin ich nun, sagt der Reisende, im Grabe des großen Königs Midas einquartiert und eingerichtet. Meine Gebeine strecken sich aus, wo die seinigen sich ausstreckten, und es ist mir als verlängerten sich meine Ohren, doch werden sie wohl niemals zu so vollkommener Entwicklung gelangen als die des Königs. Wer hätte sich je träumen lassen, daß dieser merkwürdige Ort einst mein Wohnplatz werden würde? Aber es läßt sich gar nicht zweifeln, denn der Name steht in der Landessprache über der Thüre: Midai eusebei anactei (dem frommen Fürsten Midas). Sein Andenken beklagend, hielt ich am Fuße seines Grabes mein Frühstück, das aus Zwieback, einem Huhn, einem Schöpsenschlegel, Feigen und frischem Käse bestand. Sie werden fragen, ob diese Speisen mir in dieser Einöde vom Himmel fallen, und hierauf antworte ich Ihnen, daß ein wohlthätiger Bauer mir Hühner und Lammviertel ziemlich weit her zuführt, und daß mein Tatar im Grabe irgend eines Höflings seine Küche aufgeschlagen hat und dort siedet und bratet, denn diese Leute sind geborne Köche, was ihr Nomadenleben mit sich bringt. Der Kessel spielt in der Politik der Türken eine bedeutende Rolle, denn durch ihn gab sich bei den Janitscharen Zufriedenheit oder Mißvergnügen kund."

Der Reisende war so glücklich, das berühmte Denkmal Augusts noch unzerstört anzutreffen. Als dieser Kaiser starb, legte er sein Testament nebst drei andern gleichfalls versiegelten Schriften in die Hände der Vestalinnen nieder. Die eine, sagt Suetonius, enthielt die Anordnung seines Begräbnisses, die zweite ein Verzeichniß seiner Thaten, die man auf eherne an seinem Grabe befestigte Tafeln schreiben sollte, und die dritte allgemeine Bemerkungen hinsichtlich der Verwaltung des Reichs. Die ehernen Tafeln, auf welche das zweite jener wichtigen Dokumente eingegraben wurde, sind schon seit vielen Jahrhunderten verloren gegangen. Chishull sagt hierüber in seinen Antiquitates asiaticae: „Bronze war stets eine Lockspeise für die Raubgier, und deßhalb findet man nichts von diesem Metall mehr an den alten Denkmälern. Marmor hat sich dagegen besser erhalten, und so ist denn auch jener Abriß von dem Leben des Augustus auf uns gekommen, den die Bewohner von Ancyra, dem heutigen Angora, auf die Mauern des dem Kaiser errichteten Tempels eingraben ließen." Das Alterthum machte überhaupt, wie bekannt, häufigen Gebrauch von Erz und Marmor, um Denkwürdigkeiten darauf zu graben, und deßhalb ist auch das Studium dieser Lapidargeschichte für den Alterthumsforscher ein Gegenstand von höchster Wichtigkeit.

Eines der wichtigsten Dokumente ist ohne Zweifel jener von ihm selbst aufgesetzte Lebensabriß des Kaisers Augustus, der den Vestalinnen mit so großen Feierlichkeiten übergeben wurde. Bis zum Jahre 1554 wußte man nichts davon als jene Stelle im Sueton; zu jener Zeit aber ließen Auger Gisler von Boetbec und Anton Wranz, Gesandte des Kaisers bei der ottomanischen Pforte, eine sehr inkorrekte Abschrift von dieser Inschrift fertigen. Eine richtigere erhielt man in der Folge durch Daniel Cosson und noch später durch Tournefort. Der Letztere sagt in dieser Hinsicht: „Die Steine sind mit kupfernen Klammern zusammengefügt, wie man noch aus den Löchern erkennen kann, in denen sie saßen. Die Hauptmauern haben 50 bis 55 Fuß Höhe, die Façade aber ist gänzlich zerstört und nichts mehr übrig als die Thüre, durch welche man vom Vorsaal in das Innere des Gebäudes trat. Diese viereckige Thüre hat 24 Fuß Höhe und 9 Fuß 2 Zoll Breite, und die Pfosten, welche jede aus einem einzigen Stück bestehen, sind 2 Fuß 3 Zoll dick. Neben dieser ganz mit Verzierungen bedeckten Thüre grub man das Leben Augusts in trefflichem Latein mit schöner Schrift ein. Die Inschrift nimmt zur Rechten und zur Linken der Thüre drei Kolumnen ein, allein außer den ausgelöschten Buchstaben ist auch die ganze Mauer voller großer Löcher, als ob Kanonenkugeln eingeschlagen hätten, und diese Löcher, welche die Bauern gemacht haben, um die Klammern herauszunehmen, haben mehr als die Hälfte der Inschrift vertilgt."

Herr Texier wird wahrscheinlich der letzte Reisende seyn, der diesen merkwürdigen Ueberrest des Alterthums vor seiner gänzlichen Zerstörung sah. Die nächsten Briefe des Reisenden enthalten Bemerkungen über eine Reise von Angora bis über Cäsarea hinaus und von da nach Adalia in Pamphilien, ein Weg, den vor ihm noch kein europäischer Reisender gemacht hat.

Vermischte Nachrichten.

Der Bericht über die Einnahmen und Ausgaben von Van-Diemensland für 1855 auf 1854, gibt den Rum als die bedeutendste Einnahmsquelle an, denn dieser einzige Artikel brachte die Summe von mehr als 46.000 Pfd. St. ein. Die Gesammteinnahme belief sich auf 85.505 Pfd. und die Ausgaben auf 83.727 Pfd.; mithin ergab sich ein Ueberschuß von 1778 Pfd. Außer diesen bedeutenden Summen kamen noch in Berechnung: 6.645 Pfd. für Verkäufe von Ländereien, und weitere 9301 Pfd. fielen den Einkünften an Unterstützungen für weibliche, und an Darlehen für männliche Emigranten zur Last. Die zu letzterem Zweck verwendete Summe belief sich auf 4.220 Pfd., wovon nur 20 Pfd. zurückbezahlt wurden.

*

Die See wurde noch nie so hoch gegen den Bell-Rock (bei Edinburgh) getrieben, als während der letzten Stürme. Der monatliche Bericht der Leuchtthurmwächter für den Februar gibt an, daß am 17 Januar die Fluth 116 Fuß hoch stieg, und über das Gebäude ging; am 18 und 19 stieg sie 110 Fuß hoch. Bemerkenswerth ist, daß schon zwei Tage vor Eintritt des stärksten Sturmes die See hohl ging. Mehrere große Felsenstücke, von den Thurmwächtern Travellers (Reisende) genannt, wurden aus der Tiefe auf den Felsen geworfen. Eines derselben maß 8 Fuß 6 Zoll in der Länge, 2 Fuß 6 Zoll in der Breite, und 1 Fuß in der Dicke. Die Thurmwächter schlagen diese Travellers, wenn es nur irgend möglich ist, mit großen Hämmern in Stücke, damit sie von den Wogen nicht auf die Eisenbahn oder den Landungsplatz getrieben werden.

*

Ein nordamerikanisches Journal, der New-York Courier and Inquirer, enthielt in einer seiner neulich erschienenen Nummer nahe an zwölftausend Ankündigungen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 62. 3 März 1835.

Das nordöstliche Spanien.

Die Basken.

Die Cantabrer (so wurden die Einwohner baskischer Länder von den Römern genannt, welchen Namen man aus zwei Worten der Landessprache, Khanta-ber, d. h. Sänger ohne Gleichen, herleitet, während der heutige Name Baske von dem Worte basac-hos, Bascos, d. h. Wilder, Bergbewohner herkommt) nannten sich selbst nie anders als die Escualdunac, von den Worten Escu. Hand, alde, geschickt, dunac, habend, also Männer mit geschickten Händen. — Ihr Gebiet, das in seinem jetzigen Umfange sich um die beiden Abdachungen der Pyrenäen herumreiht, begreift sieben Provinzen, von denen vier in Spanien und drei in Frankreich liegen. Die vier spanischen Provinzen sind Ober-Navarra, Biscaya, Guipuzcoa und Alava; die drei französischen: Nieder-Navarra, Soule und Labourd; die drei letzten bilden die Arrondissements von Manleon und Bayonne. Hievon gränzt Ober-Navarra im Norden an die Pyrenäen, östlich an Aragon, südlich an Altcastilien, westlich an die andern spanisch-baskischen Provinzen, und ist 20 Stunden lang und 24 breit. Biscaya gränzt nördlich an das Meer, östlich an Asturien, südlich an Alt-Castilien und Alava, westlich an Guipuzcoa, und ist 11 Stunden lang und eben so breit. Guipuzcoa gränzt östlich an Labourd und Nieder-Navarra, nördlich an das Meer, westlich an Biscaya, südlich an Navarra und ist noch kleiner. Alava, das nördlich vom Ebro liegt, hat nur 8 Stunden Länge und 7 Stunden Breite. Diesseits der Pyrenäen wird im Westen Nieder-Navarra durch das Gebirge von Ober-Navarra geschieden, gränzt östlich an Béarn, südlich an Soule, nördlich an Labourd, und hat 8 Stunden Länge und 5 Breite. Soule längs des Suzon, zwischen Nieder-Navarra und Béarn ist kaum 5 Stunden lang und 3 breit. Labourd endlich, östlich am Golf von Gascogne, westlich an Nieder-Navarra, nördlich am Adour, südlich an den Pyrenäen und der Bidassoa, ist noch kleiner.

Ein bekannter Schriftsteller, Herr von Jouy, sieht in den Basken der beiden Pyrenäen-Abdachungen phönizische Abkömmlinge, welche bereits vor 5000 Jahren in diese Gebirge kamen, um deren Minen zu bearbeiten. Man findet deren Spuren, sagt er, in den Aushöhlungen, wo man Nachforschungen angestellt hat. Wir verwerfen nicht nur nicht diese Meinung, sondern versuchen vielmehr, ihr eine noch größere Ausdehnung zu geben. Man versetze einen Basken mitten nach Palästina, und man wird erstaunen, ihn mit seiner Sprache alle Namen von Menschen, Gegenden, Flüssen, Bergen, Städten und Ebenen, die sich seinem Blicke darbieten, erklären zu hören. *) Dieselbe Etymologie entdeckt uns eine baskische Kolonie im Norden von Afrika, während eine andere desselben Volkes, von dem nur noch Trümmer übrig sind, uns bis an die äußerste Westspitze von Europa durch das mittelländische Meer, den Archipel und die spanische Halbinsel führt. Hier sind alle Ortsbezeichnungen offenbar baskisch, von Cadix bis Ferrol, von Lissabon bis Pampeluna. Es genügt ein geographisches Wörterbuch mit einem baskischen zu vergleichen, um sich davon zu überzeugen, ein unbestreitbarer Beweis, daß die Landstriche zwischen dem mittelländischen Meere, dem Ocean und den Pyrenäen zu gleicher Zeit oder nach und nach von diesem Volke in Besitz genommen worden sind. Man weiß, daß dasselbe später und schwieriger als die übrigen Nationen der Halbinsel von den Römern bezwungen wurde; überdieß war das römische Joch für dasselbe sehr leicht. Den Siegern gegenüber behielten die Cantabrer ihre Sprache, ihre Sitten und ihre Gerechtigkeitspflege. Als die Gothen, die Alanen, die Sueven, die Vandalen aus dem Norden, die Mauren und alle jene afrikanischen Horden in dem alten Bätica zusammenstießen, entkamen die Basken diesen Massen, indem sie sich um den Fuß der Pyrenäen zusammen drängten, und auf dem Gipfel unzugänglicher Felsen unerreichbare Schlupfwinkel suchten. Dort bewahrten sie streng ihre Sprache, ihre Sitten und ihre Gesetze. Menschen und Institutionen entkamen den eingedrungenen Barbaren, und ihrem stürmischen Siegeslauf. Als der Strom vorüber gezogen war, dachte der Cantabrer an nichts weniger als an eine Rückkehr in die von ihm verlassenen Landstriche. Er setzte sich in dem Erdwinkel fest, der ihm eine Zuflucht geboten, aber die Namen, die er in den andern Landstrichen ausgetheilt, erhielten sich selbst als er sie nicht mehr bewohnte, und blieben gewissermaßen unsterbliche Zeugen seiner ehemaligen Macht. Diese in Spanien so häufigen Namen, die man noch auf der nörd-

*) Wir wollen mit H. Mouglave über die phönizische Abstammung nicht streiten; bei der stets mißlichen Anführung einzelner Worte hat er aber schon den Fehler begangen, daß gar nicht alle Worte semitisch, d. h. also auch nicht phönizisch sind.

lichen Abdachung der Pyrenäen findet, verschwinden in dem Maße, in welchem man sich von ihnen entfernt. Dreißig Stunden nördlich von diesem Gebirge trifft man auf sie nicht mehr. Dort herrscht die gascognische Sprache zugleich mit dem Bearnesischen, das mit ihm gemeinschaftlichen Ursprung hat. Nicht vier baskische Namen träfe man in dem übrigen Theile von Frankreich.

Seit dem neunten Jahrhundert hatten Biscaya, Alava und Guipuzcoa bald getrennte, bald gemeinschaftliche besondere Herrscher. Navarra ward von Ludwig von Aquitanien, dem Sohne Karls des Großen, im Jahre 806 den Mauren abgenommen, und die christlichen Basken, welche übrigens dieselben waren, die Karls des Großen Nachhut bei Ronceval vernichteten, wählten sich ihre eigenen Könige. Fünfhundert Jahre lang herrschte das Haus Bigorre; die Herrschaft kam alsdann in die Hände verschiedener Dynastien, und 1494 in die der Albert. Ferdinand der Katholische benutzte die Exkommunikation, die Papst Julius II gegen Johann III, den ersten Fürsten dieses Hauses, aussprach, und entriß ihm den spanischen Theil seiner Staaten oder Ober-Navarra. Dem Hause Alberts blieb nur der französische Theil oder Nieder-Navarra. Der erste Theil blieb bei Spanien, und der zweite war Alles, was Jeanne d'Albert durch ihre Heirath mit Anton, dem Vater Heinrichs IV, dem Hause Bourbon zubrachte. Ludwig XIII, Sohn des Bearners, vereinigte 1620 Nieder-Navarra mit Frankreich. Labourd erstreckte sich früher bis nach St. Sebastian in Guipuzcoa, und als diese letzte Provinz sich dem Könige von Spanien anheimgab, wollten diese ihren neuen Staaten mehr natürliche Gränzen geben und usurpirten Alles, bis an die Bidassoa. Darum schlossen sich Labourd und Soule an Guyenne an, und zinsten den Herzogen dieses Landes. Bekanntlich warf sich eine Prinzessin dieses Hauses, verstoßen von Ludwig dem Kinde von Frankreich, im Jahre 1152 in die Arme Heinrichs, Herzogs der Normandie, der bei dem Tode seines Vaters König von England wurde. Guyenne kam an England, ward von Philipp dem Schönen wieder erobert, von Eduard II aber wiederum abgerissen, bis es 1453 sich auf immer mit Frankreich vereinigte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Jahrmarkt von Hurdwar.

(Schluß.)

Das Wasser des Ganges gilt am Ende jeden zwölften Jahres für besonders heilig, und der Zusammenfluß der Pilger zu diesen Epochen ist noch weit größer als in gewöhnlichen Jahren. Die Astronomen der Tempel berechnen den Augenblick, wo das Bad vorzüglich wohlthätig ist, und die Masse der Gläubigen stürzt sich bei dem ersten Laut der braminischen Muschel ins Wasser. Bei der Enge der Haupttreppe, die zum Ganges führte, war dieser plötzliche Andrang mit großer Gefahr, und oft mit dem Tode vieler Menschen begleitet, und ein furchtbares Gedränge dieser Art, in welchem eine große Menge erstickt wurde, bewog die englische Regierung dem Uebel abzuhelfen; eine breite Treppe wurde errichtet, und das nächste Jahr, als die rückkehrenden Pilger die Sorgfalt sahen, mit der man für ihre Bequemlichkeit und Sicherheit gesorgt hatte, mischten sie Segenswünsche unter ihre Zurufe an Mahadeo. Die Lebhaftigkeit, mit der die Hindus ihre Dankbarkeit ausdrücken, und ihr fast enthusiastisches Anerkennen aller Sorge, die man für ihr Wohlseyn zeigt, scheinen unvereinbar mit der Apathie, die sie bei andern Gelegenheiten darlegen. Die Vorurtheile der Kasten und die Lehre der Prädestination, welche sie gleichgültig gegen physische Leiden machen, sind die Ursachen dieser Verschiedenheit, und ihre Wirkung ist so lebhaft, daß es schwer ist sich vorzustellen, daß derselbe Mensch so verschiedene Gefühle ausdrücken könne, und zu einer Zeit so viele Kälte und Starrheit, und zu einer andern eine so lebhafte Rührung zeigen könne. In Hurdwar werden alle Elemente von Energie, welche in dem Charakter der Eingebornen liegen, hervorgerufen, Pilgrime und Kaufleute treiben sich auf eine Art um, die ein Europäer Mühe hat zu begreifen. Alle zahlreichen Versammlungen in Indien sind von einem Lärmen begleitet, der allen Glauben übersteigt, allein in Hurdwar ist das Geschrei und die Dissonanz der Leute so, daß jede Beschreibung eines gewöhnlichen Geräusches nicht den kleinsten Begriff von diesem unmäßigen Toben geben kann. Das Läuten von Glocken, der Lärm von Kanonen, und das Geschrei einer europäischen Menge sind nichts in Vergleichung mit den wilden und unbegreiflichen Lauten, die sich in Hurdwar vermischen. Das Geschrei und Trommeln der Fakirs hört nicht einen Moment auf, die entsetzlichsten Laute der entsetzlichsten aller Trompeten mengen sich mit denen der braminischen Muschel, der langen Trommel, und des durchschneidenden Gong, die Thiere aller Art, erschreckt von der Verwirrung um sie her, wiehern, blöken, heulen, grunzen und brüllen mit ungewöhnlicher Heftigkeit, und dieser Tumult dauert fort Tag und Nacht, ohne die mindeste Unterbrechung.

Die einzige Ceremonie beim Baden der Pilger besteht in ihrem Eintauchen in den Ganges, und in der Bezahlung des Tributs, den die dienstthuenden Braminen eifrig einsammeln. Wer sich ein gutes Loos in dieser und der nächsten Welt sichern will, ist verhältnißmäßig freigebig gegen diese privilegirten Bettler, welche die auffallendste Figur in der Scene machen. Je schmutziger, ekelhafter, unanständiger ihr Ansehen ist, und je mehr sie sich aller menschlichen Würde entledigt haben, um so größer ist die Verehrung welche sie einflößen. Sie begeben sich in ganzen Schaaren nach Hurdwar, wo sie die Veranda's, Galerien und Dächer der Hauptgebäude und Gerüste von Bambus im Ganges errichtet einnehmen, und von da aus die Andachtsübungen der Badenden leiten, welche freilich gewöhnlich in nichts als Freudengeschrei über ihre Ankunft und das Ziel ihrer Reise und Beschwerden bestehen. Nach den neusten Nachrichten aus Indien ist der Jahrmarkt von Hurdwar im Abnehmen, und viele der Braminen, welche früher zu den dortigen Tempeln gehörten, sind in die Dienste der Europäer getreten. Einige schreiben diese Abnahme des religiösen Enthusiasmus der besonders durch den Fall der Festung von Bhurtpur befestigten Ueberzeugung der Hindus zu, daß es unmöglich sey, den Europäern zu widerstehen, und daß sie früher oder später ganz Indien zu ihrem Glauben bekehren werden; und dieser Glaube hat gewiß einen

namhaften Einfluß auf ein abergläubisches Volk. Allein bei der allgemeinen in Indien erscheinenden und zunehmenden Gleichgültigkeit gegen sonst hoch verehrte Feste daef man die Bemühungen der Missionäee nicht ganz vergessen. Seit dem Anfang der englischen Herrschaft in Indien haben diese eifrigen Prediger keine große Versammlung von Volk vorübergehen lassen, ohne sich an die Treppen der Flüsse, oder die Thore der Tempel zu stellen, um den Vorbeigehenden Schriften auszutheilen, und denen die hören wollen, die Bibel zu erklären, und bei allem anscheinenden Mangel an Eefolg ist doch nicht zu glauben, daß diese Bemühungen gar keine Wiekung auf die Erschütterung des Volksaberglaubens gehabt haben. Hauptmann Skinner erzählt, daß besonders die Sikhs großen Eifer gezeigt hätten, die von den Missionären in Hurdwar ertheilten Bücher zu erhalten. „Ich stand," erzählt er, „in dee Nähe eines derselben, und war erstaunt über den Gead von Aufmerksamkeit, den seine Hörer für die wenigen Worte zeigten, die er ihnen sagen konnte. Ein Mann von mittlerem Alter, begleitet von seiner Familie, trat zu mir mit seinem Buch in der Hand, wiederholte mir die Worte die der Missionär ihm gesagt hatte, und fragte mich, ob es wahr sey? Ich sagte ihm Ja! und er antwortete: so will ich das Buch zu Hause meiner Familie voelesen."

Die neue Treppe, die zum Ganges fühet, ist breit und schön, sie besteht aus 60 Stufen, die etwa 100 Fuß breit sind, und ist Tag und Nacht mit einer Menge von Betenden bedeckt, welche beim Auf- und Niedersteigen Wah! Wah! rufen, indem sie die jetzige Bequemlichkeit mit dem frühern Zustande vergleichen. Sie ist zu jeder Jahreszeit von Pilgrimen besucht; allein ihre Zahl ist nicht zu vergleichen mit der Menge, welche sich am Jahrmarkt durch die Ebene und den Gebirgspaß deängt.

Ein Waldbrand in Amerika.

In Amerika, diesem unermeßlichen Lande, wo Alles in größerem Maßstabe erscheint, hat auch das Wort „Waldbrand" eine weit furchtbarere Bedeutung als bei uns. Hr. J. Audubon, der amerikanische Ornitholog, von dem wir bereits die Schilderung eines Orkans in Amerika in diesen Blättern mittheilten, gibt in seiner unlängst erschienenen Ornithological Biographie eine Beschreibung eines solchen Waldbrandes, ganz so wie er sie aus dem Munde eines Holzhauers erhielt, der dieses furchtbare Ereigniß selbst erlebt hatte.

„Vor ungefähr 25 Jahren," hub der Holzhauer an, „wurden bei uns fast alle Lärchenbäume durch Raupen zerstört, welche die Blätter abfraßen. Nun müßt Ihr wissen, daß, obschon andere Bäume nicht absterben wenn sie ihre Blätter verlieren, dieß bei Nadelhölzern doch stets der Fall ist. Einige Jahre nach diesem Absterben der Lärchenbäume, überfielen die Raupen auch die Pechtannen, Fichten und andere Nadelbäume so heftig, daß sie, ehe ein halbes Dutzend Jahre ins Land ging, umstürzten und der ganze Landstrich mit gefallenem Holze bedeckt war. Ihr könnt leicht denken, daß das, wenn es einigermaßen getrocknet war, nicht nur ein herrliches Brennholz gab, sondern auch eine reichliche Nahrung für die verheerenden Flammen wurde, welche zufällig oder vielleicht absichtlich entzündet, später im Lande wütheten, bald unterdrückt, bald neu ausbrechend, Jahre lang anhielten, und an vielen Orten alle Straßenverbindung unterbrachen.

„Ihr habt da traurige Erinnerungen bei mir, meinem Weib und meiner ältesten Tochter aufgeregt, Herr, die zur Zeit des großen Brandes mit mir aus der Heimath flüchten mußten; ich will indeß, so schwer es mir auch fällt, um Euch gefällig zu seyn, eine Beschreibung jener Drangsale versuchen. Wir schliefen eines Nachts gesund und fest in der Hütte, welche wohl hundert Meilen von unsrer jetzigen gelegen war, als wir gegen zwei Uhr Morgens durch das Schnauben der Pferde und das Brüllen des Hornviehs aufgeweckt wurden, das im Walde umherlief. Ich nahm meine Flinte von der Wand, und ging vor die Thüre umzusehen was denn Ursache an dem Lärm sey, als ich auf einmal alle Bäume im ganzen Wald, so weit ich nur sehen konnte, im Feuerglanz erblickte. Meine Pferde jagten laut schnaubend herbei, und die Rinder sprangen mit hoch aufgehobenen Schweifen hinter ihnen drein. Als ich hinter das Haus ging, hörte ich ganz deutlich das Knistern des brennenden Buschholzes, und sah die Flammen in einer ausgedehnten Breite gegen uns vordringen. Ich lief ins Haus, rief meinem Weibe zu, sich und das Kind so schnell als möglich anzukleiden, und unsern geringen Geldvorrath einzustecken, während ich eilig die zwei besten Pferde sattelte.

„Als dieß geschehen war, stiegen wir auf um dem Feuer zu entfliehen. Mein Weib, die eine treffliche Reiterin ist, hielt sich dicht neben mir, und meine Tochter, damals noch ein kleines Kind, hatte ich im Arm. Als wir so rasch vorwärts ritten, blickte ich rückwärts und sah, daß die Flamme bereits unser Haus umgab. Zufällig hatte ich ein Horn umgehängt, in das ich stieß, um dem etwa noch lebenden Theil meiner Heerde und meinen Hunden ein Zeichen zu geben, uns zu folgen. Die Rinder kamen nach einer Weile hinter uns drein, allein kaum war eine Stunde verflossen, so rannten sie wie rasend durch den Wald, und ich bekam keins mehr zu sehen. Die sonst sehr folgsamen Hunde aber jagten trotz alles Zurufens dem Wild nach, das heerdenweise an uns vorübersprang, um dem nacheilenden Tod zu entfliehen.

„Wir hörten auf unserm Weg die Hörner unsrer Nachbarn, woraus wir schlossen, daß diese sich in demselben Gedrängniß befänden wie wir. Entschlossen Alles aufzubieten, um das Leben zu retten, fiel mir in diesem Augenblick ein großer, einige Meilen entfernter See ein, der die Flammen vielleicht aufhalten könne, und indem ich meinem Weibe zurief, ihr Pferd anzutreiben, schlugen wir den nächsten Weg über umgefallene Bäume und Haufen von Reisholz ein, welche dem furchtbaren Feuer, das in einer breiten Fronte hinter uns her eilte, im Wege lagen.

„Allgemach begannen wir schon die Hitze zu spüren, als wir zu unserm größten Schrecken zugleich bemerkten, daß unsre Pferde jeden Augenblick zusammenzusinken drohten. Ein ganz eigener Wind strich über unsre Köpfe hin, und die leuchtende Atmosphäre überstrahlte das anbrechende Tageslicht. Ich fühlte mich von einer leichten Ermattung ergriffen, und mein Weib sah bleich aus. Die Hitze hatte dem Kinde eine solche Röthe in das Gesicht getrieben, daß wir, wenn es einen von uns ansah, den Kopf noch mehr verloren. Zehn Meilen sind auf einem schnellen Pferde bald zurückgelegt, aber dennoch waren wir, als wir endlich ganz erschöpft und mit Schweiß bedeckt den See erreichten, fast dem Tode nahe. Die Hitze und der Rauch wurden unerträglich, und ganze Wogen von Feuer schlugen auf eine ganz unglaubliche Weise über uns weg. Wir gingen um den See herum bis zur Windseite, wo wir unsre Pferde liegen ließen, die wir nie mehr zu sehen bekamen, und legten uns dann mitten unter das Schilf am Ufer ins Wasser, jeden Augenblick in der Furcht, entweder zu ertrinken oder zu verbrennen. Das Wasser that uns indeß recht gut, denn es erfrischte uns, und hielt uns kühl.

„Die Flammen zogen prasselnd immer weiter durch die Wälder. So was, Herr, möchte ich nie mehr sehen; um uns und über uns nichts als Flammen und Rauch. Am Körper war es uns wohl kühl, aber unsre Köpfe glühten, und das Kind schrie, daß uns das Herz hätte brechen mögen.

„Der Tag rückte indeß immer weiter vor, und wir wurden hungrig. Manches wilde Thier stürzte in den See oder schwamm an uns vorüber, und obschon bis zum Tode erschöpft, gelang es mir doch ein Stachelschwein zu schießen, von dessen Fleisch wir aßen. Die Nacht ging vorüber, ich kann Euch selbst nicht sagen wie; dampfende Gluth bedeckte den Boden, und die Bäume standen theils gleich Feuersäulen, theils stürzten sie zusammen. Der erstickende Rauch zog über uns hin, und die glimmende Asche fiel dicht auf uns herab.

„Gegen Morgen nahm der Rauch etwas ab, obschon die Hitze nicht nachließ, und zuweilen wehte uns eine erquickende Luft an. Als der Tag anbrach war es still um uns her, aber ein dichter Qualm von unerträglichem Geruch erfüllte die Luft. Da uns von dem langen Aufenthalt im Wasser jetzt ein wahrer Fieberfrost schüttelte, so gingen wir heraus und wärmten uns bei einem brennenden Stamme. Was aus uns werden sollte, wußten wir selbst nicht. Mein Weib drückte

das Kind an die Brust, und weinte bitterlich, allein Gott hatte uns ja glücklich durch die gräßlichste Gefahr geholfen, und da die Flammen sich gelegt hatten, so dachte ich es wäre undankbar gegen ihn, und unmännlich jetzt noch zu verzweifeln. Der Hunger war jetzt unser größter Peiniger, doch dem ließ sich abhelfen. Mehrere Stücke Wild schauten mit dem Kopf aus dem Wasser, ich schoß also eins derselben, röstete das Fleisch an der Gluth, und als wir es gegessen hatten, fühlten wir uns wunderbar gestärkt.

„Von den Flammen sahen wir jetzt nichts mehr, allein der Boden glühte noch an mehrern Stellen, und es war gefährlich unter den glimmenden Bäumen umher zu gehen. Nachdem wir eine Weile gerastet, und mit uns zu Rathe gegangen waren, machten wir uns auf den Weg. Mit dem Kind auf den Armen ging ich über den heißen Boden voraus, und nach zwei mühevollen Tagen und Nächten erreichten wir endlich die Wälder von „hartem Holz,“ welche vom Feuer verschont geblieben waren. Bald darauf kamen wir zu einer Hütte, wo wir gastliche Aufnahme fanden, und seit jener Zeit, Herr, habe ich mühsam mich als Holzhauer durchgebracht, doch sind wir, Gott sey Dank, gesund und zufrieden.“

Die pittoreske Industrie zu Paris.

Die pittoreske Industrie charakterisirt die Epoche, nicht weil sie ein Erzeugniß, sondern weil sie der Reflex derselben ist; sie existirte zu allen Zeiten; dem Pariser Boden fehlte es nie an diesem Rasen. Ehemals sah man Rekrutenwerber, Wahrsager, Magnetiseurs, Flugblattschreiber, die ihre Epigramme unter dem Mantel verkauften, Winkelredner u. dgl. Heutzutage hat sich dieß Alles geändert.

Wir haben die buntscheckigen Verkäufer der Papiere Weynen; die zweirädrigen Kommoditäten zu zwei Sous, welche vom Kaiser Vespasian ihren Namen entlehnt haben; die Pythia's vom Marché des Innocens, welche für die Köchinnen jenes Stadtviertels die Treffer der Lotterie erträumen; die von den Behörden aufgestellten Birnenauskratzer, welche die verbrecherischen Bilder von den Mauern und Wänden zu vertilgen bestimmt sind.

Außer diesen und einer Menge anderer kann man in Paris keinen Schritt thun, ohne auf eine besondere Gattung von Kleinhandel zu stoßen. Westen zu 1½ Franken, unvergängliche Bleistifte, exercirende Maikäfer, geographische Wörterbücher von Vosgien, Sicherheitsketten, gefundene Brillen, Schnüre zu Stöcken und Stöcke zu Schnüren. Dieser Handel hat eine eigene Art von Industrie ins Leben gerufen: den Anzünder der Kunden (allumeur de chalands), wie er in der Kunstsprache genannt wird.

Der Anzünder der Kunden ist eine der hervorstechendsten Figuren des 19ten Jahrhunderts. Sein Amt besteht darin, sich zu stellen, als ob er die ausgelegte Waare mit Aufmerksamkeit untersuche. Nähert sich ein Kunde, so wirft der Anzünder einige schmeichelhafte Worte hin, kauft einen Gegenstand, ohne um den Preis zu handeln, und schätzt sich glücklich, so wohlfeil eingekauft zu haben. Der Anzünder ist gewöhnlich ein Mann von respektablem Aussehen, halbdick, mit tüchtigen Hemdkrägen, einem langhaarigen Seidenhut und langem Ueberrock. Lange vorher, ehe diese Industrie zu den öffentlichen Plätzen herabstieg, war sie in der Sphäre der höchsten Gesellschaft bekannt. Voraussichtige Mütter hatten sie erfunden, indem sie ihren Töchtern einen harmlosen und ergebenen Vetter, eine Art Lockvogel, beigesellten, der dazu diente, die Mannbarkeit der jungen Damen bemerkbar zu machen. Keine der vielfachen Komödien, welche in der Welt gespielt werden, kann dieses Vertrauten entbehren.

Eine andere nicht minder pittoreske Industrie, welche die Aufmerksamkeit des Spaziergängers und des Fremden aus der Provinz in hohem Grade in Anspruch nimmt, ist die Vertheilung von Ankündigungen. Die Ankündigung ist heutzutage dasjenige Beförderungsmittel, ohne welches in der Handelswelt nichts ausgerichtet wird. Sie wird an die Mauern angeschlagen, auf besondern Wagen in den Straßen umhergefahren, auf die Kleider des wandernden Zettelträgers geklebt, und füllt die vierte Seite der meisten Journale. In neuerer Zeit sieht man an jeder Straßenecke roth gekleidete Männer stehen, welche dem Vorübergehenden den unerbittlichen Arm vorhalten und ihn nöthigen, Ankündigungen wasserdichter Hüte, landwirthschaftlicher Zeitschriften und herrlicher Mittagessen zu 17 Sous zu nehmen. In den kleinern Theatern sind besondere Leute aufgestellt, welche darüber wachen, daß die Gastronomen, welche das Paradies besetzt haben, die Reste der von ihnen verzehrten Aepfel nicht auf das Parterre herabwerfen.

Zu denjenigen Industrien, welche dem Publikum eine Art von Hinterhalt legen und den Kunden förmlich am Rock nehmen, gehört der pittoreske Fleckenreiniger.

Der Fleckenreiniger treibt sich meist auf den Boulevards umher. Um die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu ziehen, lockt er seine Kunden gewöhnlich durch das Schauspiel einiger abgerichteten Vögel herbei, welche sich todt stellen oder regungslos auf den Rücken legen. Sobald sich ein Kreis um ihn gebildet hat, durchläuft er denselben mit dem Blicke eines Falken, geht auf die ehrlichste und treuherzigste Physiognomie zu, faßt sie mit einer Hand am Kleide und seift mit der andern Hand irgend eine fleckenlose Stelle desselben ein.

Während der Patient, erstaunt über diesen raschen Angriff, sich der unerwarteten Wohlthat zu entziehen sucht, hält ihn der Fleckenreiniger mit starker Hand fest, und richtet zugleich an das Publikum folgende Rede:

„Sehen Sie her, meine Herren; dieser Frack war so voll Flecken, daß einem vom Ansehen schon halb übel wurde. In meinem Leben habe ich nichts so schmutziges und ekelhaftes gesehen, als der Frack dieses Herrn. Wohlan! meine Seife wird alle diese Flecken herausnehmen. Geben Sie Acht. Ich durchweiche die Rückseite; ich reibe den Fleck anfangs leicht, dann stärker; ich wasche die Stelle ab, ich trockne sie: Sie sehen nichts mehr. Treten Sie näher. Der Herr kann jetzt stolzen Hauptes in die erste Gesellschaft gehen — und das Alles kostet nur 5 Sous und das Stück Seife gehört Ihnen.“

Vergebens weigert sich der gezwungene Kunde, die Steuer zu entrichten. Nachdem er dem Industriellen zum Stichblatte gedient hat, muß er ihm auch noch die Beschämung, der er ihn aussetzte, bezahlen.

Zunächst dem Fleckenreiniger kommt der Stiefelwichser, der dem Vorübergehenden unversehens den Fuß faßt, ihn auf den Schemel setzt und durch seine kräftig geführte Bürste der Fußbekleidung neuen Glanz verleiht, indem er zugleich dem Publikum seine herrliche englische Wichse anpreist. Ist das Geschäft halb abgethan, so verlangt er seinen Lohn, und wird ihm dieser verweigert, so läßt er den armen Kunden unter dem Gelächter der Umstehenden mit einem glänzenden und einem schmutzigen Stiefel gehen.

Eine der pittoreskesten Industrien, die man sich vorstellen kann, ist diejenige, welche diesen Winter auftauchte, und die darin besteht, Tänzer für die Tanzunterhaltungen zu liefern. Da das Kartenspiel die freiwilligen Tänzer immer seltener macht, so hat die tanzende Welt die Nothwendigkeit eines terpsichorischen Etablissements eingesehen, welches um billigen Preis Lohntänzer liefert, junge Leute von gutem Aeußern und anständiger Haltung, mit gelockten Haaren und weißer Halsbinde, mit schwarzem Frack, gelben Handschuhen und unermüdlichen Beinen. Solch ein Tänzer ruht nie aus, zieht alle Wittwen auf, ist mäßig im Getränke und enthält sich des Gefrornen; er hat graziöse Bewegungen und eine anständige Unterhaltung; man steht für seine Moralität: die Mutter wird ihn der Tochter erlauben; man steht für seine Redlichkeit: er wird nie den Hut eines Andern mitnehmen, und eben so wenig den Mantel, der nicht sein gehört.

Auch die dramatische Welt nährt eine Menge pittoresker Industrien. Ohne das organisirte Heer der Beifallklatscher zu zählen, ohne welches eine theatralische Vorstellung nicht bestehen kann, gibt es auch eine Industrie von Außen. Die finanziellen Einrichtungen der Theateradministrationen sind seit einigen Jahren dahin gekommen, Paris mit einer Menge von Theaterbilleten zu überschwemmen, welche von den Direktoren, Regisseuren und Autoren unterzeichnet sind. Diese Billete werden von einer großen Anzahl von Mäklern in der Nähe der Schauspielhäuser zu einem niederen Preise verkauft, als sie an der Kasse zu haben sind.

In der Geschichte der Pariser Sitten ist es unumgänglich nöthig, einen Blick auf diese zügellosen, flüchtigen, wechselnden Industrien zu werfen, die sich nach der Mode, der Jahreszeit und den Umständen ändern.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 63. 4 März 1835.

Handelsstatistik.

Nach offiziellen französischen Quellen.

Macedonien.

Die Ausfuhr von Salonichi belief sich im Jahre 1833 auf 4,879,000 Fr., die Einfuhr auf 1½ Mill. Jene bestand hauptsächlich in Getreide (3 Mill.), Baumwolle (60,000 Fr.), Seide (207,000), Bauholz (191,000 Fr.), Wolle (103,000 Fr.). Salonichi hat den größten Theil des Handels, den es noch im Anfang dieses Jahrhunderts besaß, verloren. Eine der Hauptursachen davon liegt in der Auswanderung der vorzüglichsten griechischen Familien, ferner haben die Aenderungen im Finanzsystem der Türkei mächtig dazu beigetragen. Ehemals kamen die Bewohner von ganz Rumelien nach Salonichi, um sich dort mit ihren Bedürfnissen zu versehen und ihre Produkte abzusetzen, allein gegenwärtig erschweren eine Menge Aus- und Einfuhrzölle den Verkehr des Handels und der Produkte des Ackerbaus, und die Bewohner der Provinz wenden sich daher lieber gegen die östreichische Gränze, nach Durazzo und andern Punkten, wo keine Douanen bestehen, und beziehen von dort aus die europäischen und Kolonialprodukte, die sie früher in Salonichi holten. Endlich hat sich die Masse der Produkte der Provinz sehr geändert, namentlich Wolle, Tabak, Baumwolle, Seide, Häute und Getreide haben abgenommen.

Wolle. Ehemals berechnete man das Produkt auf 10 bis 12,000 Centner jährlich, während es sich gegenwärtig höchstens auf 4 bis 5000 erhebt, wovon 2000 Centner von der türkischen Regierung für die Fabrikation von Tuch, Decken und Matratzen für die Armee mit Beschlag belegt werden. Der Rest wird von einem Beamten der Pforte aufgekauft, der mit Hülfe wiederholter Firmans das allgemeine Monopol des Wollhandels an sich gerissen hat, und seine Waaren nur an die wieder verkauft, welche sich eine Menge willkürlicher Auflagen darauf gefallen lassen. Die große Verminderung des Produkts kommt daher, daß die Schafbesitzer durch die Menge der täglich zunehmenden Steuern und Plackereien aller Art entmuthigt, die Provinz verlassen haben.

Tabak. Dieselben Umstände haben den Tabaksbau, der früher eines der Hauptelemente des Reichthums der Provinz war, verändert, und da diese Kultur von jeher ausschließlich in den Händen des türkischen Theils der Bevölkerung war, so wirkte die Entvölkerung, welche das neue System der Konskription hervorbringt, doppelt nachtheilig auf sie. Ueberdieß entfernt aber der ungeheure Zoll von 16 Paras per Pfd., und die Erhebung des Miri, das aus 10 Proz. in Natur besteht, diese Waare von Salonichi, und zwingt sie andere Ausfuhrorte zu suchen. Dennoch ist der hohe Preis, der für diesen Tabak in Aegypten, Konstantinopel und den Inseln des Archipels bezahlt wird, eine Gewährleistung, daß sein Bau sich wieder heben wird.

Hasenfelle. Ehemals bildeten sie einen beträchtlichen Handelszweig mit Frankreich und Italien, allein seitdem die Bergbewohner, welche sich besonders der Jagd widmeten, der neuen Konskription unterworfen sind, hat sich die Zahl der Jäger sehr vermindert, und mit ihnen der Ertrag der Jagd. Auch besaßen ehemals alle griechischen Bauern Gewehre, seit dem Aufstand aber hat man sie entwaffnet, und ihnen jede Erlaubniß Waffen zu tragen versagt.

Seide. Seitdem die piemontesische Methode des Seidewickelns angenommen wurde, ist die Ausfuhr derselben nach Frankreich und Italien sehr beträchtlich geworden. Das Klima ist den Würmern sehr günstig, und fast alle Bewohner der Stadt und der Umgegend erziehen sie in Menge, und finden sich in guten Jahren reichlich für ihre Mühe bezahlt. Gewöhnlich sind es die Frauen, besonders die der untern Klassen, welche sich dieses Gewerbes annehmen, und sie werden von Kindheit an dazu gewöhnt. Acht Pfund guter Cocons geben 1 Pfd. Seide. Man hat im Jahre 1833 eine große Menge von Maschinen errichtet, um die Seide zu spinnen. Zwar ist auch dieses Produkt ein Monopol, allein man hat alle Ursache zu hoffen, daß die Reklamationen der fremden Konsuln diesem Mißbrauch ein Ende machen werden.

Im Allgemeinen wird bei allen Käufen 3 bis 4 Monate vor der Lieferung der Waare von dem Käufer Aufgeld gegeben, damit er sich der Quantität, die er haben will, zum Marktpreis zur Zeit der Lieferung versichert: der Preis wird jährlich auf einer Versammlung der Käufer und Verkäufer festgesetzt. Ein Handlungshaus das hinlängliche Kapitalien hätte, um den Producenten Vorschüsse zu leisten, könnte sehr ausgedehnte Geschäfte machen.

Einfuhr. Die Kolonialwaaren werden jetzt beinahe ausschließend von den Häfen der albanischen Küste aus ins

Innere verführt. Europäische Fabrikate verkaufen sich im Allgemeinen leicht, besonders ist der Verbrauch englischer Zeuge sehr bedeutend, könnte irgend ein anderes Land sie wohlfeiler liefern, so wäre es des Absatzes gewiß, denn man verlangt hier vor Allem niedere Preise und glänzende Farben, die innere Güte wird weder von Türken noch von Juden berücksichtigt. Seitdem die neue Organisation den Truppen und den Beamten europäische Uniformen vorgeschrieben hat, wird eine beträchtliche Menge europäischer Tücher verbraucht, sie müssen leicht und scheinbar seyn.

Salonichi enthält gegenwärtig eine Bevölkerung von 40,000 Seelen, bestehend aus Griechen, Türken, Juden und bekehrten Juden (Mamin genannt); etwa 100 Europäer bilden das fränkische Quartier. Die Stadt könnte sehr blühend werden, wenn Donanen im Innern angelegt würden, was sehr wahrscheinlich ist, denn dann wird Salonich alle umliegenden Provinzen versehen.

Das nordöstliche Spanien.

Die Basken.

(Fortsetzung.)

Diese historischen Verhältnisse des baskischen Landes gestalteten dessen eigenthümliche Regierungs- und Verwaltungsverhältnisse. Das spanische Navarra war sonst ein eigener Staat, der große Privilegien genoß und einem souveränen Rath gehorchte. Es ward in fünf Distrikte oder Meriendades getheilt, deren Einsetzung von dem alten Königreich Navarra noch herrührt, und deren Hauptstädte Pampeluna, Sanguesa, Olita, Estella und Tudela sind. Die Bewohner der drei Provinzen Biscaya, Alava und Guipuzcoa erhielten von Spanien, weil sie sich besonders von maurischer Herrschaft frei erhalten, den Titel von Bürgern mui nobles y mui leales. Sie sind nur freiwillig Unterthanen der Könige, und kraft eines Vertrags mit Alphons VIII von Castilien vom Jahre 1202. Nach diesem gegenseitigen Vertrage ist der König nur Lehensherr und Beschützer des Landes. Die Einwohner bezahlen nur solche Abgaben, die sie sich selbst unter Benennung eines freiwilligen Geschenkes auflegen. Sie dürfen, in welchen Provinzen von Spanien sie sich auch befinden, nur nach baskischen Gewohnheitsrechten gerichtet und unter keinem Vorwande ihren natürlichen Richtern entzogen werden. Selbst Karl V achtete die Freiheit dieses Landes, wiewohl es in dem weiten Reiche, welches er unumschränkt beherrschte, durchaus verloren schien. Philipp II adelte alle Biscayer, und man versichert, daß man dort nicht weniger als 54,000 Hidalgos zähle. Von Regie und Intendanz befreit, nennen die Einwohner ihre Gemeinden gerne Republikas. Sie entscheiden über ihre wichtigsten Interessen in Generalversammlungen, welche alle zwei Jahre berufen werden, und in denen mit wenigen Ausnahmen jede Gemeinde eine Stimme hat. Die Staaten von Alava versammeln sich in Vittoria; die von Biscaya aber, deren Sitten noch bei weitem mehr die alte republikanische Einfachheit zeigen, versammeln sich baxo el arbol de Guernica, unter einem ehrwürdigen Baume, unter dessen Schatten Ferdinand der Katholische und die Königin Isabella nach angehörter Messe feierlich schworen, die Rechte und Privilegien des Landes zu achten und zu vertheidigen. Die Archive, welche diese Art von Konstitution enthalten, werden in einer benachbarten Einsiedelei aufbewahrt.

Das französische Navarra stand unter dem Parlament von Pau in St. Palais, war eine Seneschallerie, zusammengesetzt aus einem Lieutenant-General, zwei Assessoren und einem Procureur du Roi, welche in allen Civil- und Kriminalfällen erkannten. Den Parteien stand es frei, sich entweder an das Parlament oder an die Seneschallerie zu wenden. In einem oder im andern Falle konnte man an das andere appelliren. Das Land von Mire, Amicuze, besaß außerdem einen Baillif und einen Lieutenant-General de longue robe, die in Garris ihren Sitz hatten und in erster Instanz über Civil- und Kriminalfälle ihres Distrikts erkannten; und in den Ländern von Arberon und Cize wirken zwei Gerichts-Alcalden, die der König ernannte, und deren Aemter erst im Jahre 1719 erblich zu seyn aufhörten. Uebrigens wurde in Navarra wie in Bearn das Recht nach dem Fore oder den Gewohnheiten des Landes gesprochen. Nach der Trennung des spanischen Navarra von dem französischen ließ Heinrich Albert dem letzten den Namen einer Merienbad, welche so die sechste der beiden Königreiche wurde. Eben so führte er in Nieder-Navarra die Generalversammlungen von Ober-Navarra ein, und setzte sie aus dem Adel, der Geistlichkeit und dem dritten Stande zusammen. Der höhern Geistlichen wurden dazu acht berufen, 28 Deputirte vom dritten Stande und eine Menge kleiner und sehr armer Lehensedelleute. Wir übergehen die von Herr Monglave angegebenen für die Spezialgeschichte der französischen Provinzen sehr interessanten Einzelnheiten über die Berufung, die Präsidirung und die Arbeiten und Befugnisse dieser Repräsentativversammlungen, und bemerken nur, daß auch hier schon nur der dritte Stand die Abgaben des Landes votiren konnte. Allgemeines Interesse dagegen haben die Staaten von Labourd. Diese wurden mit einem rein baskischen Namen Bilçar genannt, von den Worten bil und çar, Zusammenziehung von çahar, d. h. der Alte, der Greis. Diese hatten wiederum eine mehr republikanische Tendenz, und bildeten gewissermaßen einen Senat, eine Versammlung der Greise und Familienoberhäupter. Priester und Adelige waren davon ausgeschlossen, mochte man nun ihren Einfluß fürchten, oder kam es daher, daß diese Verfassung noch aus den Zeiten vor dem Christenthum und dem Lehenwesen herstammte. Doch möchte man sich eher für die letzte Meinung entscheiden, da der Baske dieser Provinz weit weniger die Adelstitel als den Katholicismus und die Priester achtet. Die Versammlungen dieses Bilçar wurden nun weder in einem Palaste, noch in irgend einem umschlossenen Raume gehalten, sondern auf einer Anhöhe in einem Walde bei Ustaritz. Ein freier, von alten Eichen umgebener Platz, der einen runden Saal bildete, war der Versammlungsort dieses Hirtenvolks. Felsenlager bildeten die Bänke des Präsidenten und des Sekretärs; ein behauener Block war ihr Tisch; alle andern standen aufrecht, den Rücken gegen die Bäume gelehnt, die Hand auf einen Mispelstock gestützt, der an beiden Enden mit Eisen beschlagen

war. Sie nannten diesen Ort Capitoloherri, das Capitol des Landes, und wirklich bot er ihrer glühenden Einbildungskraft so viel schöne Erinnerungen dar, als das ganz mit Bildern der Götter geschmückte Capitol von Rom. Der Bilçar ist mit der Freiheit des Cantabrers verschwunden. Fremde Soldaten hatten die letzten alten orakelverkündenden Eichen umgehauen, und das Capitoloherri ist heut nichts mehr, als ein nackter dürrer Fleck, der von dem Himmel und den Menschen verlassen zu seyn scheint.

Was den Charakter der Einwohner betrifft, so bieten die Basken, auf welcher Seite der Pyrenäenabdachung sie auch leben, gewissermaßen wie ein altes Denkmal zwischen Spanien, Frankreich und den Ocean hingeworfen, den Anblick einer fremdartigen Kolonie dar, abgesondert von der allgemeinen Civilisation, und unbeweglich in der Mitte der vorwärtsgehenden Völker. Man findet unter den Cantabrern weder den Castilianer, noch den Asturier, noch den Bearnesen, noch den Gascogner; nur die baskische Natur, herb und roh, keiner andern gleichend, deren ursprünglichen Charakter bewahrend, so wie ihr altes Gepräge, das der Rost der Zeiten verschonte. Die Männer sind von mittlerem Wuchs, voll, wohlgestaltet, mit sprechenden Zügen in einem eben so sanften als stolzen Antlitz; sie sind lebhaft, arbeitsam und von sprüchwörtlicher Gewandtheit. Die Frauen haben schwarzes Haar, glänzende Augen, sind voll und groß, dabei zart, sehr reinlich in ihrer Kleidung und in ihren Wohnungen; das ganze Volk ist thätig, heiter und stets in freier Natur. Diese Männer, wahrhafte Meerwölfe, warfen die Harpunen nach den Wallfischen in den nördlichen Meeren, ehe die englische Marine auf dieselben Jagd machte, und ehe Holland sich aus seinen Gewässern erhob. Zuerst von allen Europäern landeten sie auf Terra Nueva, und brachten von dort den Bacalhao, den Stockfisch, mit zurück, jenes für den Katholiken an Fasttagen so werthvolle Lebensmittel. Endlich lange Zeit vor Columbus hatten sie Amerika entdeckt, und Spuren ihrer Anwesenheit in diesen entfernten Gegenden hinterlassen. Bei ihnen führen die ackerbauenden Eigenthümer den Namen Etscheco yauna, Herr des Hauses; und dieß sind die einzigen Herrn im Lande. Denn als Philipp II sie alle in Masse adelte, verwischte er in ihrem Geiste die letzte Achtung vor einem solchen Vorzuge, und die Titel der Herrn von Macave, von Larre und von Ustubie wurden von den Bauern in Labourd niemals für Ernst genommen.

Weit mehr gilt ihnen die Geistlichkeit; doch neigen sie sich eher zum Aberglauben als zur Unduldsamkeit. Ihre Kirchen sind weniger reich als reinlich und gut unterhalten. Ehrung der Todten ist bei ihnen heilige Pflicht. In Masse begibt man sich zu den Begräbnissen, und stößt dort ein unmäßiges Geschrei aus, rauft sich die Haare, zerreißt sich das Gesicht und die Brust, kurz übergibt sich solchen Thorheiten, daß in Spanien wie in Frankreich, Regierungsverordnungen diesem Unfug ein Ende machen mußten.

Der Muth der Basken ist seit undenklichen Zeiten bekannt; aber obwohl vortreffliche Soldaten für den Gebirgskrieg, taugen sie wenig für den übrigen Dienst. Ihr natürliches Unabhängigkeitsgefühl bewirkt, daß sie schwer zusammenzuhalten sind. Während der Waffenruhe entfernen sie sich in Masse um ihre Eltern und ihre Freunde zu sehen, und erscheinen erst am Vorabend des Gefechtes wieder, gleich als wenn sie das Pulver röchen. Zänkisch und rachsüchtig, können sie fast kein örtliches Fest ohne mörderische Kämpfe begehen, und dieselben entstehen sehr oft durch die geringfügigsten Veranlassungen. Oefters noch sieht man sie im Kampf mit den Bearnern, ihren Nachbarn, aus ernsten Ursachen, manchmal wegen Erbfeindschaften wie bei den Corsen. Auf den ersten Schrei heben sich alle Eisenstöcke in die Luft, die Männer desselben Dorfs machen gemeinschaftliche Sache, und Blut fließt. Das Fest war traurig, sagt der Baske, wenn er nach Hause kommt, und das will so viel sagen, daß nicht mehrere Kämpfer todt oder sterbend aus dem Getümmel fortgetragen worden sind. Der Stock hat seine Lehrmeister wie der Degen und das Jagdmesser, dessen sich der Baske wie andere Bergvölker häufig bedient. Dasselbe sey, meint er, eine weit kürzere und muthigere Waffe als der Degen.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Briefe des Herrn Dubois de Neufchatel. *)

Tiflis, den 24 Oktober 1833.

Von Maryig in Imereti aus, welches südlich von dessen Hauptstadt Kutais liegt, gelangten wir nach Bagdad am Eingange der Engthäler, welche nach Achalzike und in das Thal des Kur führen. Auf einer Strecke von 5 Wersten sahen wir nichts als Thonschiefer, dann aber verengten Felsen von Grauwacke das Thal so sehr, daß das Bett des Khanislalé **) dessen ganze Breite einnimmt, und der sehr enge Weg uns über schreckbare Abgründe hinführt. 25 Werste weiter stößt man auf das Dorf Khané, und dann hört aller Anbau des Bodens auf; die wilde Rebe, die bisher noch sich an den Bäumen emporgeschlungen, zeigt sich nicht mehr. 15 Werste weit wandert man durch einen Wald von Buchen, Fichten und Tannen, der so dicht ist, daß die Sonnenstrahlen nicht bis auf den Boden durchdringen können. Dann findet man nackte Trachytfelsen, die sich bis zur Höhe des Berges emporziehen, bald gelangt man in die Region der Birken und Erlen, endlich in die der Rhododendern, und weiter hinauf dehnen sich prächtige Alpenweiden aus, die nur während einiger Sommermonate von arabischen ***) Hirten mit ihren Schafheerden besucht werden. Im Süden erblickt man Thonschiefer und Grauwacke unterhalb des Trachyts, und dann dehnt sich eine leicht undulirende Ebene und unermeßliche Felder aus, in denen Dörfermassen ohne Bäume und mit Erddächern emporragen; nur an den Ufern des Paskof und Kur zeigen sich grünende Wiesen.

Achalzikhe ist von dem Paskof in zwei Theile getheilt, die von dem großen und wohlbefestigten Schlosse beherrscht werden, das sich auf Trachytfelsen erhebt. Oberhalb bestehen die Lagen aus Muschelkalk von tertiärer Formation, der eine unglaubliche Menge der schönsten und interessantesten Muscheln enthält. Diese Tertiärschichten dehnen sich im ganzen Bassin von Achalzikhe von einem sehr entlegenen Punkte im Osten der Stadt bis Afsur am Eingange des Thales von Bardschom aus; hier sieht man zahlreiche Trachytfelsen, welche jene Schichten auf jede mögliche Weise gehoben und umgestürzt haben. Geht man von Achalzikhe nach dem Kur, dessen Ufer man 25 Werste weiter bei Gobieté erreicht, so bemerkt man abermals den Thonschiefer; weiter hin aber am Kur liegen zahlreiche Blöcke von ächter Lava auf diesen Schichten.

Endlich in der Nähe von Kertwis oder Hertwis, 50 Werste von Achalzikhe, am Zusammenflusse des Taprobane und Kur, befindet man

*) Siehe Ausland vom vorigen Jahre Nr. 230.
**) So steht zwar im Original, vielleicht soll es aber heißen „der Fluß von Khaniskalé, denn das arabische Wort kalé, Schloß, ist dort sehr gebräuchlich, und für Fluß wird in der Regel nur das tatarische tschai gesetzt.
***) Soll wohl heißen „armenischen.“

sich auf einem vollkommen vulkanischen Terrain. Auf einer Strecke von 7 bis 8 Wersten längs dem Kur bestehen alle Felsen aus zerrissenen vulkanischen Blöcken mit Schichten von kompakter Lava auf einer Höhe von 20 bis 100 Fuß. Endlich öffnet sich ein rundes Thal von 5 bis 6 Wersten im Durchmesser, welches der Kur in einer nur 50 bis 60' breiten Spalte durchfließt. Auf allen Seiten erheben sich kleine Kegel von vulkanischer Asche am Rande eines kleinen ovalen 600' langen und 400' breiten Sees von unergründlicher Tiefe, der zwischen rauhen dürren Lavafelsen liegt, und dessen Niveau troz der großen Nähe des Kur 50' höher liegt. Dieß scheint der Krater eines ungeheuren Vulkans zu seyn.

Jenseits dieses runden Thales fließt der Kur zwischen vulkanischen Felsen fort; ihre mehr als 1000' über den Fluß emporstrebenden Spizen sind mit der großen Feste der Königin Thamar gekrönt, und 4 oder 5 Werste vom Krater gelangt man nach Warzig, dem Lieblingsaufenthalt dieser Fürstin und gewiß einem der seltsamsten Denkmäler der Welt. Dieß ist eine ganze in vulkanischen Tuff von 8 bis 600' Höhe gebauene Stadt. Man findet hier drei große im Felsen ausgehöhlte Kirchen, unterirdische Gänge mehrere Werste lang, eine unglaubliche Menge Zimmer, zum Theil mit vielem Geschmack ausgehauen, so wie die Sommer- und Winterresidenz der Königin Thamar; dieß übersteigt bei weitem Alles, was man in der Krim zu Interman *) oder Tepterman sehen kann.

Ich folgte dem Laufe des Kur; unterhalb Afsur kam ich in das schöne Thal von Bardschom, das enge und eingezwängt an den Rhein unterhalb des Bingerlochs erinnert; nachdem ich 45 Werste weit gegangen war, kam ich wieder in das Thal bei Suram. Die Felsen bestehen, wie längs dem Rhein, aus Thonschiefer, aber von Suram an bedecken Muschelkalkschichten von tertiärer Formation gleichfalls den Boden. Das geschichtete Terrain mag in diesem Längenthale etwa 25 Werste weit hinausgehen, aber nicht weiter. Auf dem Rückwege nach Scharapani zog ich über den Gebirgsrücken, der die Berge von Achalzikhe mit dem Kaukasus verbindet, und fand auf seinem Gipfel Jurakalk mit Modelsteinen und andern Muscheln, unterhalb aber bemerkt man nur rauhe Trachyt- und Hornblendefelsen, welche Tschikerimal beinahe von seiner Quelle an bis Gveritheul einschließen. Neben der alten Stadt Scharapani, die jezt gänzlich verlassen ist, erblickt man wieder Jurakalk auf der Höhe der Berge, aber ihre Schichten von einer Höhe von etwa 800 Fuß an bis zum Bette des Quirila bestehen abermals aus Muschelkalk, der das ganze Land zwischen dem Fuße des Kaukasus und den Gebirgen von Achalzikhe bedeckt.

Von hier kehrte ich nach Kutais zurück; diese Hauptstadt von Imerethi liegt an dem Orte, wo der Rion, der Phasis der Alten, aus den Bergen in die Ebene eintritt. Weiter oben, auf nackten, zerrissenen Felsen, siehe man Ruinen von Tempeln, Kirchen, Brücken, Wasserleitungen, Thürmen u. dgl.; alle diese Trümmer sind unter Epheu, Brombeerstauden und Granatbüschen zerstreut, welche einen Theil derselben bedecken. Nur die Müßiggänger der neuen Stadt oder einige in der Mitte derselben angesiedelte Mönche besuchen sie noch. Der Name Poti, eine Festung am Ausflusse des Rion, stammt offenbar von dem Worte Phasis her, denn die Georgier sprechen das t wie das griechische th und das p wie f aus. In Mingrelien werden, auch in gewöhnlichen Worten, alle a in o umgewandelt.

*) Ueber diese Höhlen siehe Ausland Jahrgang 1833. Nr. 156 ff.

Grosbritanniens Seemacht vom 1 Oktober 1834.

(Nach der offiziellen Angabe des United Service Journal.)

Das Admiralitätsamt bestand damals aus dem Lord Auckland und den Herren Lawrence Dundas, Parker, Brock, Pechell, Labouchère und Berkeley.

Flottenadmiral, Sir Edward Nugent.

Admirale	37
Viceadmirale	49
Gegenadmirale	61
Gegenadmirale auf halbem Rückzugsgehalt	51
Schiffskapitäne auf halbem Rückzugsgehalt	9

Kapitäns auf Halbsold (14 Schilling 6 Deniers täglich)	100
Kapitäns auf Halbsold (12 — 6 — —)	150
Kapitäns auf Halbsold (10 — 6 — —)	526
Von diesen Kapitäns sind 64 im aktiven Dienst.	776
Commodores auf Halbsold (10 Schilling täglich)	150
Commodores auf Halbsold (8 Schilling 6 Deniers täglich)	707
Von diesen Commodores sind 110 im aktiven Dienst.	857

Zur Ruhe gesezt auf Befehl des Königs 287.

Lieutenants.

Auf Halbsold mit 7 Schilling täglich	114
— — — 6 — —	704
— — — 5 — —	2288
Von diesen sind 762 im aktiven Dienst.	3106
Ausgediente Schiffsmeister	14

Für den Dienst bestimmte Schiffsmeister.

Auf Halbsold mit 7 Schilling täglich	100
— — — 6 — —	200
— — — 5 — —	172
Von diesen sind 97 im aktiven Dienst.	472

Zahlmeister.

Auf Halbsold mit 6 Schilling täglich	100
— — — 4 — —	200
— — — 5 — —	305
Von diesen sind 99 im aktiven Dienst.	605

Gesundheitspersonal.

Aerzte	12
Zur Ruhe gesezte Wundärzte	12
Wundärzte für den Dienst	680
Wundärztliche Gehülfen	297
Spitalverwalter	11
Krankenwärter	3
	1015

Hievon sind 5 Aerzte, 127 Wundärzte und 195 Gehülfen im aktiven Dienst.

Kapläne.

Zur Ruhe gesezt	25
Im aktiven Dienst	59
	62

Halbsold.

Der Halbsold eines Flottenadmirals beträgt täglich 3 Pfd. 5 Sch.
Der Halbsold eines Admirals beträgt täglich 2 — 2 —
Der Halbsold eines Viceadmirals beträgt täglich 1 — 12 — 6 Den.
Der Halbsold eines Gegenadmirals beträgt täglich 1 — 5 —

Flaggensold.

Für einen Flaggenadmiral	6 Pfd.
Für einen Admiral	5 —
Für einen Viceadmiral	4 —
Für einen Gegenadmiral	2 —

Ueberdieß erhält jeder Oberbefehlshaber 3 Pfund Zulage täglich, so lange seine Flagge innerhalb der Gränzen seiner Station weht.

Die großbritannische Seemacht zählt 557 Schiffe, welche zur Zeit des Friedens 20,000 Matrosen, 1009 Schiffsjungen und 9000 königl. Seesoldaten in 104 Kompagnien in Anspruch nehmen.

Diese leztern sind in folgende Häfen stationirt:

1ste Division Chatham	26	Kompagnien
2te Division Portsmouth	31	—
3te Division Woolwich	27	—
4te Division Plymouth	18	—
Königliche Marineartillerie	2	—
Zusammen	104	—

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 64. 5 März 1835.

Mexikanisches Allerlei.

Oeffentliche Bälle.

In der Börsenhalle, deren wir früher gedachten, werden jezt die glänzendsten öffentlichen Bälle der Hauptstadt gegeben, theils auf Subskription, unter Leitung des dem Institute vorstehenden Ausschusses der Aktionäre; theils von Korporationen oder Privaten, welche das Lokal miethen, und ihre Gäste sich einladen. Von beiden Arten habe ich einige erlebt: eine kurze Schilderung ihres allgemeinen Charakters ist vielleicht nicht unwillkommen.

Am 18 September 1830 ward zur Nachfeier des Anniversars vom „grito de Dolores“ ein Subskriptionsball gegeben. Die Gesellschaft versammelte sich bald nach 8 Uhr. Das Lokal war glänzend geschmückt und erleuchtet; und die den Saal tragenden Säulenreihen erwiesen sich keineswegs, wie man hätte glauben können, der Tanzesposition störend, bildeten vielmehr ganz natürlich das abgesonderte Terrain der verschiedenen Kolonnen des Kontretanzes, ließen auch dem Walzer noch Raum genug, und gewährten überdieß, mit Laub- und Blumengewinden geschmackvoll überkleidet, einen gar hübschen Anblick. Ueber dem Fond des Saales wehten in angenehmer Drappirung die Flaggen aller amerikanischen Republiken: es hatten auch europäische hinzugefügt werden sollen, was jedoch, wegen einiger dabei sich ergebender diplomatischer Schwierigkeiten, unterblieb. Merkwürdig kontrastirten mit dem Glanze des Saals und der ihn füllenden Gesellschaft die im nachlässigen Nationalkostüm ihrer baumwollenen Jacken und Nachtmützen herumlaufenden Aufwärter: überhaupt begegnet man doch hier auf jedem Schritte noch irgend einer aus dem beginnenden Firniß äußerlich moderner europäischer Civilisation noch in kurioser Weise auftauchenden Volksthümlichkeit! Der Ball war nicht überfüllt, die Zahl der Gäste kaum über 300. Als ein politisches Zeichen der Zeit konnte man es betrachten, daß dießmal unter den erschienenen Damen die weiße noch unvermischte europäische Hautfarbe bedeutend vorherrschte, während im vorigen Jahre das Uebergewicht auf Seiten der dunkeln und gemischten sich befunden hatte: denn der von den jezt am Ruder sizenden Escoseses repräsentirten aristokratischen Partei sind vorzugsweise die weißen Kreolen angehörig, wie die Farbigen und Mestizen der demokratischern Yorkinos-Partei, welche unter Guerrero das Regiment geführt hatte. C'est tout comme chez nous übrigens! Auch auf großen Pariser Hof- und Staatsbällen ist das Personal anders wenn die Carlisten, als wenn die Liberalen regieren: nur hat doch das schöne Geschlecht des Faurbourg St. German vor dem der Chaussée d'Antin nicht ein so unbedingtes Teintprivilegium voraus, als hier die weiblichen Escoseses vor ihren Yorkinos — Schwestern. — Die mexikanischen Damen erschienen nun größten Theils reich geschmückt mit Juwelen und Perlen, dabei in vollständigem europäischen Ballstaat, und zwar dießmal auch die meisten Mama's und Tanten der jungen Tänzerinnen, welche sonst, wie schon an einem andern Orte bemerkt ward, durch beibehaltene und zwar sehr vernachlässigte Nationaltracht ziemlich gegen sie abzustechen pflegen. Zuverlässig glaubten sich die Schönen nach neuster europäischer Mode gekleidet; ich muß jedoch gegen die Treue der vor ihnen dargestellten Kopien einige Bedenken mir erlauben: denn, wiewohl wenig bewandert in den europäischen Modejournalen der Epoche, bezweifle ich doch, daß die pariser, londoner oder berliner Balldamen damals zu solchen Puzkarrikaturen sich verunstalteten, als man hier zum Vorschein kommen sah. Wahrhaft skandalös waren die unmäßig langen Taillen: bei Einigen saß die künstliche gute drei Zoll unter der natürlichen; folglich die nächstfolgende Partie verhältnißmäßig tiefer, und als kolossaler Wulst beinahe dicht über der Kniekehle sich gestaltend! Die nicht tanzenden oder pausirenden Damen saßen, ziemlich stumm und schweigsam den Wänden entlang. Für allerlei eleusinische Geschlechts-Mysterien war ihnen ein eigenes, der Männerwelt unzugängliches Zimmer zur Disposition gestellt: Einige hielten hier unfehlbar auch für die im Saale sich auferlegte Enthaltsamkeit von den Freuden der kleinen Papiercigarre sich schadlos. Die nicht tanzenden Männer trieben sich im Gespräch umher, machten eigene Kour oder Glossen über fremde, sezten sich wohl eine halbe Stunde zu einer Partie Ecarté oder Trecilla, oder traten an den Billardtisch eines Nebenzimmers. Monte und sonstiges Hazardspiel kam, wenigstens öffentlich, nicht zum Vorschein. Der Vicepräsident, die Minister, die Generale, die fremden Diplomaten, die meisten aktiven Notabilitäten des Augenblicks waren anwesend. Der Tanz beschränkte sich ausschließlich auf die europäische Gattung. Unser Walzer ist zwar hier sehr beliebt, wird aber schlecht ausgeführt, unausstehlich langsam, ohne alle freie Raumbenuzung; mit lächerlicher Gravität drehen

sich die einzelnen Paare gleichsam um ihre eigene Achse. Es kann seyn, daß die rarifizirte Atmosphäre eine so rasche Bewegung, wie bei uns, hier nicht gestattet, aber jedenfalls übertreiben sie die feierliche Bedachtsamkeit. So ein langsamer Walzer ist insipid wie das Phlegma-Residuum eines geistigen Getränks, dem man seinen Alkohol genommen! Sie tanzen ihn zuweilen mit Figuren, was auch in der That solchem schleichenden Tempo besser kleidet; doch schien die Mode wieder abzukommen. Nach 2 Uhr wurde ein ziemlich einfaches kaltes Souper servirt, in mehreren Sessionen. Während dessen und nachher dauerte der Tanz fort bis zur Morgendämmerung; kein Unfall, keine Unordnung störte das Fest, dessen Ordner sich die möglichste Mühe gegeben hatten. Doch ernteten sie wenig Dank dafür, wurden vielmehr jämmerlich heruntergemacht in den Oppositionsjournalen des nächsten Morgens; der Eine, weil er angeblich den Männern nicht genug, und der Andern, weil er den Frauen zu viel Höflichkeit erwiesen!

(Schluß folgt.)

Das nordöstliche Spanien.

Die Basken.

(Schluß.)

Der Baske ist Schmuggler und Dieb. Den Reichen zum Vortheil des Armen berauben, nennt er einen Irrthum des lieben Gottes wieder gut machen; aber soll der Diebstahl in seinen Augen für ehrenvoll gelten, so muß er mit Verwegenheit begangen werden. Fort mit der Betrügerei und mit dem Hausdiebstahl! Raubt er, so geschieht es mit offenem Gesichte auf offener Landstraße, und je hartnäckiger der Widerstand, desto schöner für ihn der Triumph. Eingefangen, vor Gericht gestellt, auf das Schaffot steigend, behält er alle seine Verwegenheit. „Ich werde sprechen wenn Du sprechen wirst," sagte einst ein Baske zu seinem Henker mitten unter den Qualen der Tortur. In seine Spiele trägt er die Hitze seiner Gefechte über. Man sehe ihn nur auf dem Strome die reißenden Massen, welche uns die Katarakte der neuen Welt vor die Seele rufen, herabgleiten, aufrecht stehend in seiner engen und langen Barke, welche an die amerikanische Pirogue erinnert. Man sehe nur wie jene Etcheco vanna im Herbst auf den Gipfeln der Gebirge ihre grünen Netze von Baum zu Baum ausspannen, ihre hölzernen Wurfspieße schleudern, ihre rauschenden Klappern erklingen lassen, und in Laubhütten verborgen Hunderte von wilden Tauben herbeiziehen. Dort sieht man an der Seite gegen eine Mauer das Rabot genannte Ballspiel treiben, hier die Longue, ein anderes Ballspiel, das Tausende von Zuschauern auf einen weiten Raum herbeiführt. Das Letzte ist ein feierlicher Kampf, wo die großen Meister sich treffen, wobei man sich in Wetten überbietet, wo ganze Vermögen auf das Spiel gesetzt werden, und eine einzige Hand oft 50,000 Fr. niederlegt. Die Mauern, die Fenster, die Dächer, die Bäume sind von Tausenden von Zuschauern jeden Alters und Geschlechts bedeckt. Man bildet eine Jury von erfahrnen Ballliebhabern, welche in letzter Instanz entscheiden. Die Kämpfer sind gleichförmig gekleidet, welches auch ihr Rang und ihr Vermögen sey; ein leichtes Netz schwebt auf ihrem Haupte, leichte Stricksandalen lassen ihren Füßen die freieste Bewegung; ihre Beinkleider hält ein glänzender Gurt zusammen, den sie unaufhörlich wieder fester binden. Selten spielen sie mit einem Ballstock, fast immer mit einem Handschuh von starkem Leder, welcher an die der römischen Gladiatoren erinnert. Boten laufen unaufhörlich hin und her, um den Tausenden, welche mehr als sechs Stunden weit im Umkreise alle Straßen bedecken, die gewünschten Nachrichten zu überbringen. Es ist eine wahre Wuth, ein Fieber aller Herzen. Niemals erweckten Denain, Fontenoy, Waterloo solche Theilnahme. Aber hier wenigstens entfernen sich die Besiegten nicht ohne Hoffnung einer baldigen Vergeltung. Das Ballspiel der Cantabrer, baskisch Pilota geheißen, zählt unter seine vorzüglichsten Helden einen Sorrende, Dusaty, Silenc und Parquin.

Von diesem letzten ist ein merkwürdiger Zug bekannt. Während der Schreckenszeit proscribirt und nach Spanien geflohen, erfährt er dort, daß Ernthatty sein Nebenbuhler in einem Ballspiele in den Alduden auftreten wird. Ermuntert durch den Wunsch der französischen Basken, daß er mit demselben sich messen möge, wendet er sich an den Konventsdeputirten Cavaignac, den Vater des jetzigen Redakteurs der Tribüne, um freies Geleit. Derselbe gewährte es ihm auch wirklich; Parquin erscheint auf dem Kampfplatz, gewinnt den Sieg, und kehrt unter dem Zuruf seiner Landsleute in sein Exil nach Spanien zurück.

Nach dem Ballspiel ist es der Tanz, der den Basken am meisten entflammt. Von jedem Alter, von jedem Geschlecht sieht man sie häufig um die Gräber tanzen, geführt von dem Maire, welchen sie Aousso apassa, den bürgerlichen Oberpriester, nennen. In seiner Hand schwingt er Oliven- und Lorbeerzweige, sein Fuß bezeichnet den Takt. Dabei ist nur ein Musiker vorhanden, der in der linken Hand eine lange Flöte mit drei Löchern hält, während die Rechte mit einem Ballstock den Takt auf den Seiten einer langen Violine anschlägt, die von seiner linken Schulter herabhängt. Dieses so harmoniearme Instrument begleiten männliche Stimmen und Gesänge so lebendig als harmonisch. Zuerst entfaltet sich die Menge in einem sehr großen Zirkel, den sie mehrmals mit abgemessenen Schritten durchtanzen. Allmählich belebt sich die Bewegung, und das Zeichen zum Muchico wird gegeben, einem wilden Tanze, den Noverre und Dauberal, die großen Balletmeister, vergebens in der Oper wieder zu geben sich bemühten. In ihm bewegt sich Alles, Füße, Arme, Körper und Seele. Ausrufe mischen sich von allen Seiten untereinander, die Berge geben die Widerhalle zurück; die bizarrsten Improvisationen ertönen dazwischen, der Rausch wird allgemein, alle diese Leute scheinen nicht mehr unsern Erdboden zu berühren, es ist ein beispielloses Rasen. Der Ruf der Basken heißt in den Pyrenäen Irrin Ciha. In einigen Theilen derselben nennt man ihn Ineina.

Die Sprache der Basken bietet mit allen andern lebenden Sprachen gar keine Analogie dar, und ist eine der merkwürdigsten, die es gibt. Sie ist einfach, natürlich, sehr reich und beug-

sam, denn es beugen sich nicht nur die Substantive und die Fürwörter; jede Declination hat doppelt so viel Fälle als das lateinische, denn jeder Artikel, jedes Vorwort bringt eine neue Beugung hervor. Jedes Wurzelwort kann mit neuen Endungen, welche die Personen, die Zeiten, die Modi und die direkten oder indirekten Redeweisen veranlassen, bis zu 23mal conjugirt werden. Die Vorwörter endlich, die Adverbien, die Interjektionen, alles was in den neuern Sprachen weder deklinirt noch konjugirt werden kann, wird es hier. Das in seinem Mechanismus sehr sinnreiche Baskische ist in seiner Aussprache durchaus nicht wohllautend. Es hat oft Worte von einer entsetzlichen Länge, die H, K, die doppelten R, die dumpfsten Nasenlaute häufen sich aufeinander; jeden Augenblick wird man durch Endungen in Ac, in Ic, in Ec, Ago u. s. w. angehalten; und dennoch verliert diese Sprache ihre Rauhigkeit in dem Munde der Frauen. Die sehnsüchtigen Gesänge, die auf den beiden Abdachungen der Pyrenäen ertönen, klingen wie eben so viel himmlische Lieder. Man höre nur die melancholischen Gedanken und orientalischen Bilder. Gott heißt Jaungoicoa, der Herr von Oben, die Nacht Gaiera, die Abwesenheit des Lichts, die Sonne Egusquia, der Schöpfer des Tags, der Mond Ilarquia, die todte Leuchte, der Tod Eriotza, die kalte Krankheit. Alle menschlichen Eigennamen haben eine klare und bestimmte Bedeutung: Salaberry, Neusaal, Etcheverry, neues Haus, Etchezahar, altes Haus, Ithenbide, Weg zur Quelle, Jaureguiberry, neues Schloß, Uharte, zwischen zwei Wassern.

Das Baskische hat wie das Altgriechische vier Hauptdialekte, den von Biscaya, Guipuzcoa, Navarra und den Lapurdanischen: die drei ersten werden in Spanien, der letzte in Frankreich gesprochen. Diese vier Dialekte unterscheiden sich jedoch nur durch verschiedene Anwendung des j und y in mehreren Worten, und in einigen verschiedenen Endungen und Beugungen bei Substantiven, Adjektiven und Zeitwörtern. Die Basken haben sehr wenig geschrieben, und kennen fast nur mündliche Ueberlieferungen. Man führt unter den letztern ein sehr umfassendes Gedicht über die Religion der Cantabrer auf, kriegerische und allegorische Gesänge, Liebeslieder und Volksromanzen, die sich nach Humboldt aus der Zeit des Einfalls der Römer herschreiben. Unter den gedruckten Büchern findet man Gebetbücher, Abcbücher, Katechismen, Leben der Heiligen, das Buch Achubar, also genannt von seinem Verfasser, ein seltsames Gemisch von Religion und Philosophie, welches Montaigne selbst nicht verläugnet hätte, die religiösen Betrachtungen und Weihnachtslieder von Juan de Etcheverry, die Hymnen von Juan de Aramburu, die Lieder von Lassamendy. In neuern Zeiten hat die Frau eines Notars von St. Pé, Mdme. Duhalde, eine vortreffliche Uebersetzung von Lafontaine's Fabeln in baskischen Versen herausgegeben. Zwei Jesuiten desselben Namens und aus demselben Dorfe machten sich ebenfalls berühmt: der Eine vollbrachte sein Leben in China, und der Andere schrieb nach den von seinem Bruder erhaltenen Notizen sehr interessante Memoiren, welche Montesquieu sehr häufig citirt.

Von den historisch berühmten Männern der Basken führt Herr von Monglave folgende an: aus dem siebzehnten Jahrhundert zwei Schriftsteller, Heinrich und Johann von Sponde, von denen der erste Historiker, der andere ein Commentator der Iliade ist, aus dem achtzehnten, Etienne de Silhouette, ein geschickter Finanzminister unter Ludwig XV. Ferner Pierre Lesca de Hitze, genannt der Anacreon von Bayonne; François, Graf von Cabarrus, welcher das erste spanische Papiergeld einführte, und Direktor der Bank von St. Carlos und Finanzminister wurde; ferner die beiden Konvents-Deputirten und Schriftsteller Garat, ihr dritter Bruder Leon Garat; die beiden Söhne des Ersten, sehr fruchtbare Romanschriftsteller; der Marineminister Ludwigs XVI, Lacoste; der als Partrigänger unter Napoleon sehr geschätzte Divisionsgeneral Harispe, der berühmte Deputirte Jacques Lafitte und endlich der Viceadmiral Bergeret. Leider sind in diesen biographischen Notizen nur die französischen Baskenländer berücksichtigt worden.

Chronik der Reisen.

Briefe des Herrn Dubois de Neufchatel.

(Fortsetzung.)

Tiflis, den 24 Februar 1834.

Ich schreibe Ihnen einige Zeilen aus der Hauptstadt Armeniens, wohin ich seit Kurzem gekommen bin, und warten will, bis der Schnee geht, um meine Streifzüge wieder zu beginnen. In Eriwan hoffte ich den Frühling zu treffen, fand mich aber getäuscht. Im Thale des Kur war kein Schnee mehr zu sehen, und wir Alle sagten dem Winter Lebewohl, als ich mich am Fuße der Bergkette befand, welche Tiflis von Eriwan trennt. Ich wählte den Weg durch das Engthal von Delischan, besonders weil man die große Straße von Eriwan nach Tiflis durch dasselbe zu führen gedenkt, und kam am Fuße des berühmten Felsen Hwazin (?), *) der Ihnen vermuthlich bekannt ist, an. Er liegt zwei Werste von dem Dorfe Milischkend und erhebt sich pyramidenförmig auf eine Höhe von 1000'. Jenseits Milischkend stieg ich am Akstapha hinauf 45 Werste weit bis Delischan. Dieser ganze Abhang ist trachytisch und gleicht auf einer Höhe von 3 bis 4000' den Juraformationen. Trachytfelsen mit senkrechten Wänden umgeben den Akstapha, steigen zu einer außerordentlichen Höhe empor, und bieten, da sie regelmäßigen Basaltsäulen gleichen, einen prachtvollen Anblick dar.

Auf dem ganzen Wege bis Delischan, einem schönen im letzten Kriege von den Persern zerstörten Dorfe, war fast kein Schnee mehr zu sehen. Von 110 Häusern sind nur 40 ganz elende Baracken übrig, die unter zum Theil noch erhaltenen Kirchen, Brunnen, Brücken und Grabmälern zerstreut sind. Hier zeigte sich Schnee; Mittwoch den 6 Februar verließen wir Delischan bei 6° Kälte. Wir verließen das Ufer des Akstapha, um über die Bergkette des Eschak Meidan **) (Eselsfeld) zu gehen. Nahe bei Delischan stieß ich unerwartet auf ein Fichtenwäldchen, das ganz vereinzelt dasteht, denn in keinem andern Theil des Akstapha-Thales, noch überhaupt auf dieser Seite des Eschak Meidan, welches, wie die ganze Umgebung von Eriwan und Nachitschewan fast holzleer ist, fand ich sonst Fichtenwälder. Oben auf dem Berge hatten wir 15° Kälte. Der Schnee wurde immer tiefer, und als ich den höchsten Punkt erreicht hatte, erschrak ich nicht wenig, da ich nichts als Schnee und Eis vor mir sah. Der ganze Sewanga-See war mit Eis bedeckt; in Tschubuklu, eine Werste vom Ufer des Sees, hatten wir am 7 Februar bei Sonnenaufgang 20° Kälte. Dieß hielt mich indeß nicht ab, meinen Weg fortzusetzen, und ich ging in einem drei Fuß tiefen Schnee 30 Werste weit bis zu meinem Nachtquartier, dem Karawanserai Karniegin. An diesem Tage schleppte ich mich über einige Granitberge und durch ein Thal, das mit Lavatrümmern besäet war, deren schwarze Oberfläche unter dem Schnee hervorsah.

In diesem Thale fließt, doch nur im Sommer, ein kleiner Bach aus dem See Sewanga in den Sanga-Fluß. Donnerstag den 8 war an dem obenerwähnten Karawanserai bei Sonnenaufgang 25° Kälte, und als ich aus meinem Nachtquartier aufbrach, nicht weniger als 22°. An diesem Tage gelangten wir nach Kanakir über Lava-, Bimsstein- und

*) Im Russischen ist der Name Ginazin geschrieben.

**) Siehe Ausland Jahrgang 1832 Nr. 192.

schwarze Marmorblöcke. Dem rechten Ufer der Sanga gegenüber, welche mir durch vulkanische Trümmer hinfließt, erhob sich vor uns der Alages, dessen Gipfel ein eingestürzter Krater, und ohne Zweifel einer der merkwürdigsten einnimmt; seine Höhe muß 6 bis 7000′ betragen. Die den Krater umgebenden Felsen sind oben dick mit Schwefel belegt, welcher von den Bewohnern der umliegenden Orte gesammelt wird. Da der Gipfel des Berges unersteiglich ist, so schießen sie von unten hinauf nach dem Schwefelkranze, und ganze Schwefelstücke fallen dann zu ihren Füßen nieder.

Am Freitag den 9 Februar zeigte das Thermometer zu Kanakir bei Sonnenaufgang — 15°. Kanakir liegt nur 7 Werste von Eriwan, wohin ich ohne Mühe gelangte. Die Feste von Eriwan liegt auf einer Lavaschichte, welche das Ufer der Sanga bildet. Ich wohne hier bei dem tapfern Fürsten Bebutow, der alle mögliche Aufmerksamkeit für mich hat. In einigen Tagen will ich Etschmiadsin besuchen, und dann nach Nachitschewan abreisen, wenn der Schnee etwas geschmolzen ist, denn Gott sey gedankt, er liegt noch ziemlich tief. Das Wetter wird milder, und ich theile Ihnen eine Uebersicht der Temperatur von Eriwan von meiner Ankunft an bis auf den heutigen Tag mit; vergleichen Sie solche mit Ihren Beobachtungen.

Bei Sonnenaufgang stand das Thermometer,

am 10 Febr.	— 12	17 Febr.	— 5
— 11 —	— 6½	18 —	— 5
— 12 —	— 4	19 —	— 4
— 13 —	— 5	20 —	— 2
— 14 —	— 4	21 —	— 0
— 15 —	+ 1	22 —	— 0
— 16 —	— 5	23 u. 24	— 0

Um Mittag stieg das Thermometer oft auf + 12 und 13°, aber im Schatten thaute es auch an den schönsten Tagen nicht auf.

Tarogalu, den 21 März 1834.

Sie errathen wohl nicht, an welchem Orte ich Ihr angenehmes Schreiben vom 21 Januar erhielt; es erreichte mich in Kulpa an der Gränze des jetzigen Armeniens und des Paschaliks von Kars, und hier in Tarogalu, auf einem Teppich in einer Erdhütte mit untergeschlagenen Beinen sitzend, beantworte ich dasselbe. Nach Absendung meines Briefes vom 24 Februar blieb ich noch einige Tage in Eriwan, um besseres Wetter abzuwarten, nahm an den Vergnügungen der Karnevalswoche Theil, und machte dabei kleine Ausflüge in die Umgegend. Hierauf ging ich nach Etschmiadsin, von wo ich, versehen mit dem Segen des vorigen und jetzigen Patriarchen und der dortigen Bischöfe, zurückkehrte. Ich untersuchte alle Ueberreste des ehemaligen Wagarschabad, dieser alten Hauptstadt der armenischen Könige, welche gleich Rom aus einer sehr sündenvollen Stadt zu einem heiligen Orte geworden war und den Namen Etschmiadsin erhalten hatte. Die Patriarchalkirche ist ausgezeichnet, der Glockenthurm ist mit ausgehauenen Bildern bedeckt; die Verzierungen und Arabesken erinnern mich an die, welche ich in den armenischen Kirchen in Gallizien und zu Feodosia in der Krim sah. Es zeigt sich daran ein besonderer, den Armeniern eigenthümlicher Styl. Ich schweige von vielen andern Merkwürdigkeiten, aber nicht, um meinen Brief ganz abzubrechen.

Auf meinem zweiten Ausfluge drang ich in die Kette der Berge, welche den See Goktschai oder Sewanga umgeben. Zuerst kam ich nach Gaeni, einer der ältesten Städte Armeniens, jetzt ein bloßes Dorf, das noch die Trümmer einer Feste und viele durch ein Erdbeben zerstörte Kirchen zeigt. In der Feste war von Tiridates für seine Schwester ein prächtiger Palast gebaut, der jedoch wie die andern Gebäude jetzt zerstört ist. Tiridates sparte nichts, um das Gebäude prächtig auszustatten; die Verzierungen sind überreich und im besten griechischen Styl, wie man aus den Trümmern sieht, die noch von jener Zeit her unberührt geblieben sind. Ich nahm allenthalben Messungen vor, und glaube, daß ich in dieser Beziehung nichts versäumt habe.... Der Boden des geschilderten Thales besteht ganz aus Lava und Basalt. Ich mußte eine bedeutende Strecke weit im tiefen Schnee waten, um das berühmte, aber verlassene Kloster Kiegart, einen sehr merkwürdigen Ueberrest des Alterthums, zu erreichen. Es steht in einer vulkanischen Schluchte, mitten zwischen furchtbaren, senkrechten Felsen an der Quelle des Garnitschai. Hier finden sich zwei prächtige Kirchen aus behauenen Steinen und vier schöne Kapellen, die in den Felsen gebauen, und mit Verzierungen und armenischen Inschriften bedeckt sind. Alles dieß ist noch erhalten, und das ganze Kloster mit allen Zellen der Mönche in so gutem Zustande, daß es erst seit gestern von ihnen verlassen scheint. Von hier kehrte ich nach Eriwan zurück, indem ich dem Laufe des Garnitschai bis Ardaschar, dem alten Artarata, folgte. Diese Stadt wurde von einem armenischen Könige am Zusammenflusse des Araxes und Garnitschai auf den Rath Hannibals erbaut, dem diese Stelle ungemein gefiel. Lange Zeit war Artarata die Hauptstadt Armeniens, jetzt ist davon nur noch ein Hügel, Namens Tachterbat, übrig; dieß ist ein Haufen von Backsteinen, aus denen der in der Mitte der Feste erbaute königliche Palast, der die Form eines Halbmondes hat, aufgeführt war. Die Festung befand sich auf dem nördlichen Theil der Stadt, und war von einem sechs Werste langen Wall umgeben; auf der Südseite dieses Walls stießen wir auf Gräber früherer Einwohner; sie bestehen aus Erdaufwürfen, in denen sich zerbrochene Gefäße und verbrannte Gebeine finden. Der unbeständige Araxes fließt nicht mehr an den Mauern vorüber, wie früher; sein Rinnsal ist jetzt zwölf Werste weiter gegen Süden. Es gibt wenig Flüsse, die so oft, wie der Araxes, ihr Bett wechselten, denn auf der weiten Ebene Armeniens finden sich allenthalben Spuren seines frühern Laufes.

Sie staunen vielleicht über meine Kenntnisse von armenischen Alterthümern, ich war aber so glücklich in Eriwan Herrn Chopin zu finden, dessen amtliche Stellung der eines Vicegouverneurs entspricht und dessen Verdienste hier allgemein bekannt sind. Er hat im Laufe von drei Jahren eine statistische Beschreibung Armeniens bearbeitet, vielleicht die erste in Rußland. Er kennt die kleinsten Orte im Lande, und ihm bin ich für viele Nachweisungen und nützliche Rathschläge verpflichtet; wenn ich hinzusetze, daß Herr Chopin die ersten Schriften über Armenien, namentlich auch die von St. Martin besitzt, so werden Sie leicht einsehen, woher ich meine Wissenschaft geschöpft habe.

Am 13 März nahm mich der General mit nach den Salzwerken von Kulpa, die 90 Werste von Eriwan entfernt sind. Dieß war mein angenehmster Ausflug. Eine Menge Reiter bildeten unser Gefolge, und Gesang, Spiel und Scheingefechte begleiteten uns auf dem ganzen Wege. Hier wurde ich in alle Einzelnheiten der persischen Lebensweise eingeweiht, und die bunte Mischung türkischer, tatarischer und armenischer Kostüme versetzte mich in das Treiben eines Hadschi Baba oder in die Zeit Schah Nadirs. — Die ganze nördliche Umkränzung des Thales von Armenien besteht aus Schichten von Lava, die aus dem Alages herabfloß. — Von den drei bei Kulpa bearbeiteten Salzgruben kann man sich keinen Begriff machen, und mit welcher Nachlässigkeit wird dieses kostbare Geschenk der Natur behandelt! Die bedeutendste Salzgrube ist wegen des darin stehenden Wassers verlassen, woran die nachlässigen Arbeitsleute Schuld sind, da sie das Regen- und Schneewasser nicht auf die Seite schafften. Das Salz findet sich in Lagern von rothem und dunkelblauem Mergel im bunten Sandsteine am Fuße des vulkanischen Berges Tachaltu. Der bunte Sandstein mit seiner zerklüfteten Oberfläche ist an den Ufern des Araxes bei der Mündung des Akhurean, dem jetzigen Arpatschai gegenüber, sichtbar. Hier fand ich Abdrücke von einigen bemerkenswerthen Pflanzen und mehrere Versteinerungen. Auf dem linken Ufer des Araxes rechts von der Mündung des Arpatschai liegen die Ruinen von Erowantagerd, die aus den Ueberresten einer Festung, etlichen Pfeilern einer Brücke über den Araxes und mehreren Gräbern bestehen; links liegen die noch viel weitläufigeren Trümmer von Erowantaschad, die sich auf einige Werste im Umkreis erstrecken. Die Kirchen dieses Orts sind vollkommen durch ein Erdbeben zerstört. Von Kulpa führte uns der Weg auf das rechte Ufer des Araxes über Karakalu, wo die merkwürdigen Ueberreste von Tigranokerta, und dann nach Arkhuri, das am Abhange des Ararat liegt. Ich besuchte das Kloster des heiligen Jakob u. dgl., und heute zogen wir an den Araxes hinab, über den wir setzten, gingen aber nicht nach Chorwirab, das durch die Martern, welche der heilige Gregor erduldete, bekannt ist. Der General verläßt mich morgen, um nach Eriwan zurückzukehren, ich aber gehe nach Nachitschewan. Ich fange an Insekten zu sammeln, und hoffe auf eine gute Beute. Gegen Ostern denke ich in Tiflis zu seyn, und von dort einen Ausflug nach Kachetien zu machen.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 65. 6 März 1835.

Die Länder, Nationen und Sprachen Oceaniens.

Nicht mit Unrecht haben neuere Geographen jener großen Inselwelt der Südsee den Namen Oceanien gegeben, indem sie dieselbe als völlig abgesondert und verschieden von den übrigen Eintheilungen unsers Welttheils betrachteten. Es ist hier nicht unsere Absicht, die Kolonien und Eroberungen europäischer Nationen in jenen Landstrichen zu schildern, sondern wir wollen uns hier namentlich auf die eingebornen Stämme, ihre Verzweigungen und ihre Sprachen beschränken. In den letzten zwanzig Jahren hat Oceanien verdienter Maßen die Aufmerksamkeit europäischer Forscher auf sich gezogen, und wir wollen deßhalb, ehe wir zu unserer eigentlichen Schilderung schreiten, die gelehrten Arbeiten der Europäer durchgehen.

Der ausgezeichnetste unter allen, die sich damit beschäftigten, ist Hr. Marsden, dessen Lebensbeschreibung zugleich die Geschichte der Entdeckungen über die polynesischen Sprachen und Völker seit einem halben Jahrhundert seyn würde. Hr. Marsden, ein geborner Irländer, ging im Jahre 1771 im Civildienste der ostindischen Kompagnie nach Bencoolen, und legte dort während eines neunjährigen Aufenthalts den Grund zu seiner ausgedehnten Kenntniß der Malayen, der berühmtesten unter den Nationen des östlichen Archipels. Er kehrte am Ende des Jahrs 1779 nach Europa zurück, und gab drei Jahre später „die Geschichte von Sumatra“ heraus, die erste genaue, treue und philosophische Uebersicht der oceanischen Nationen, die auf einer umfassenden Bekanntschaft mit dem geschilderten Volke und auf einer kritischen Kenntniß ihrer Sprachen und Einrichtungen beruht. Das Werk wurde dreimal aufgelegt, auch ins Französische und Deutsche übersetzt, und gewann Hrn. Marsden die hohe Stellung in der literarischen Welt, die er so sehr verdiente. Im Jahre 1803 wurde er erster Sekretär der Admiralität, welche Stelle er im Jahre 1807 niederlegte, um sich wieder seinen Studien zu widmen, deren Frucht im Jahre 1811 seine Grammatik und sein Wörterbuch der malayischen Sprache war. Dieses Werk, das er 32 Jahre nach seinem Aufenthalt in Indien und ohne Hülfe von Eingebornen oder lebenden Zeitgenossen herausgab, ist genau und umfassend, und bietet einen ausgezeichneten Beweis dar, was ein klarer Kopf, ein gesundes Urtheil und ein angestrengter Fleiß leisten können. Der Verfasser, obwohl schon in sehr vorgerücktem Alter, aber noch rüstig, ist in diesem Augenblick beschäftigt, eine zweite und erweiterte Ausgabe seines Wörterbuchs vorzubereiten. Beide, Wörterbuch und Grammatik, wurden ins Holländische und Französische übersetzt. Auch gab Hr. Marsden eine Uebersetzung der Reisen Marco Polo's heraus, mit Anmerkungen, die zum Mindesten eben so viel werth sind als das Werk selbst. *)

Den Fußtapfen Marsden's folgte nach einem Zwischenraume vieler Jahre Sir Stamford Raffles in seiner Geschichte von Java, und Hr. Crawfurd in seiner Geschichte des indischen Archipels; nach ihnen kamen zum Theil mit einer größern praktischen Kenntniß der oceanischen Sprachen mehrere englische Missionäre, unter ihnen namentlich Hr. Thomsen, von Geburt, wie es scheint, ein Däne. Er machte sich vollständig bekannt mit der Sprache und Literatur der Malayen, so wie mit der der Bugis, an Rang und Zahl der dritten, wo nicht der zweiten Nation im östlichen Archipel, an Handelsthätigkeit und Unternehmungsgeist bei weitem der ersten. An der gedeihlich emporstrebenden Niederlassung von Singapur hat er eine Druckpresse angelegt, wo Werke in chinesischen, siamesischen und Bugi-Charakteren gedruckt werden; von den beiden letztern wurden hier die ersten, und zwar glücklich ausgefallenen Versuche gemacht. Hr. Thomsen soll sich für die orientalische Uebersetzungsgesellschaft zur Uebersetzung mehrerer Orginalwerke aus der Sprache der Bugis, der Hauptnation von Celebes, anheischig gemacht haben.

Die Holländer, welche im vorigen Jahrhundert trotz ihrer günstigen Stellung für die Erforschung der Geschichte und Sprachen jener Länder wenig thaten, sind, seit sie ihre Kolonien im Jahre 1816 zurückerhielten, eifrig mit Nachforschungen über die Naturgeschichte und Philologie derselben beschäftigt. Der Baron Van der Capellen, der erste Gouverneur nach der Wiederbesitznahme, unterstützt diese Studien auf jegliche Weise. Zu denen, die mit dem größten Erfolge sich damit beschäftigten, gehört Hr. Elout, ein Offizier und der Sohn des thätigen und ein-

*) Auch hat Hr. Marsden in den Jahren 1823 und 1825 seine Numismata orientalia illustrata, eine Beschreibung alter und neuer Münzen des Orients, herausgegeben, und außerdem den Transactions der königlichen Gesellschaft, der asiatischen Gesellschaft von Calcutta und der Gesellschaft der Alterthumsforscher mehrere werthvolle Beiträge geliefert.

sichtsvollen Generalkommissärs und Staatsministers desselben Namens; er hat Hrn. Marsden's Grammatik und Wörterbuch ins Holländische und Französische übersetzt, auch selbst eine Grammatik der javanischen Sprache herausgegeben, eines reichen und ziemlich schwierigen Dialekts von fünf Millionen betriebsamer und gelehriger Menschen.

Die Franzosen haben seit der Wiederherstellung des Friedens vier Entdeckungsreisen in jene Länder unternommen, unter den Kapitäns Freycinet, Duperrey, Dumont d'Urville und Laplace, welche alle den Kreis unserer hydro- und geographischen Kenntnisse erweiterten, und die Naturwissenschaften sehr bereicherten; für unsre Bekanntschaft mit den Menschenracen jener Länder haben sie aber wenig geleistet, wie sich dieß bei so flüchtigen Besuchen auch nicht anders erwarten ließ. In Paris wurden unter so manchen Zweigen des orientalischen Studiums auch die Sprachen jener fernen Inseln nicht vergessen, und Hr. Jacquet hat mit Scharfsinn und glücklichem Erfolg einen sehr dunkeln Gegenstand aufgehellt, nämlich das alte außer Gebrauch gekommene Alphabet der philippinischen Inseln, das durch die Thätigkeit der katholischen Missionäre von dem römischen verdrängt wurde.

Auch die Deutschen endlich, obgleich für solche Studien am wenigsten günstig gestellt, blieben nicht zurück, und namentlich hat Baron Wilhelm von Humboldt, der ältere Bruder des berühmten Reisenden, seine Forschungen über die polynesischen Sprachen mit Eifer und Ausdauer fortgesetzt; sein Plan umfaßt die zahllosen Sprachen, welche mit Madagaskar, nahe an der Ostküste Afrika's beginnen, und mit der Osterinsel nicht weit von der Westküste Südamerika's enden, und man darf in kurzer Zeit über die Verwandtschaft jener Sprachen eine Abhandlung erwarten, die sich eben so sehr durch Gelehrsamkeit als durch Scharfsinn und philosophische Uebersicht auszeichnen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Mexikanisches Allerlei.

Oeffentliche Bälle und Landpartien.

(Fortsetzung.)

Am 9 Januar 1831 gab das Offizierkorps der Garnison von Mexiko, zur Nachfeier der am 1sten desselben Monats geschehenen Eröffnung des Generalkongresses, in demselben Lokale einen Ball, wozu 1500 Einladungskarten ausgegeben waren. Es hatten jedoch nur etwa 5—600 Personen sich wirklich eingefunden, und in der Mehrzahl Frauen; die Männer waren Beamte, Offiziere, Deputirte und Senatoren von der Regierungspartei, Diplomaten und angesehene Fremde. Der Saal war wieder in der vorbeschriebenen Art dekorirt; nur wehten statt der amerikanischen Nationalflaggen dießmal die im Jahre 1829 von Sta Anna eroberten spanischen Fahnen im Hintergrunde. Zwei Orchester, mit guter Militärmusik besetzt, antworteten sich aus den entgegengesetzten Seiten des Saals. Zwei Generale machten die Wirthe mit ausgezeichneter Höflichkeit und Aufmerksamkeit. Der Putz der Damen war reich und überladen; man sah fast nichts als schwere seidene, sammtene oder gar brokatene Stoffe mit reicher Stickerei, mehr kostbar als geschmackvoll, und wenig passend zu der leichten Grazie des Tanzvergnügens. Dabei wieder die schmählichsten künstlichen Verunzierungen natürlicher wohlgewachsener Weibergestalt, und thurmartige Frisuren à la chinoise, mit deren Verfertigung der berühmteste hiesige französische Haarkünstler schon seit Morgens 5 Uhr beschäftigt gewesen war, und per Kopf eine Dublone (4 Friedrichsd'or) liquidirt hatte! Es ist nicht zu sagen, wie angenehm dagegen zwei junge und schöne europäische Landsmänninnen abstachen, eine Französin und eine Engländerin, beide in dem durch elegante Einfachheit ausgezeichneten Ballkostüm ihres Vaterlandes. Ein mexikanischer Bekannter, gegen den ich mich über die luxuriöse Toilette hiesiger Damen äußerte, erwiderte achselzuckend, „pobrecitos de maridos!" *) In der That schienen bei dieser Gelegenheit manche Ehemänner beklagenswerth, und diejenigen vielleicht am meisten, welche kein Geld dazu hergegeben hatten; so z. B. erregte die junge und hübsche Frau eines Beamten, von dem man wußte, daß er, ohne eigenes Vermögen, seine Existenz aus einem spärlichen Gehalte zu bestreiten hatte, Aufsehen durch ihre nagelneue sehr kostbare Balltoilette, deren Geschichte später in folgender Weise glaubwürdig erzählt ward. Sie war einige Tage vor dem Balle in einen Laden gekommen, hatte an Stoffen und kleinen Putzartikeln für 800 Piaster ausgenommen, und hinzugefügt, das Geld solle binnen 24 Stunden gesendet werden. Wirklich empfing der Kaufmann am folgenden Tage nicht nur seine Gebühr, sondern dreimal so viel, drei verschiedene Packete, jedes mit 800 Piastern und ohne weitere Bemerkung, als daß es für Rechnung der besagten Dame gesendet werde. Dieselbe kehrte am nächsten Morgen zurück, und fragte ob er bezahlt sey? Als er das nicht nur bejaht, sondern auch der zweiten und dritten Sendung erwähnt hatte, erklärt sie diese sehr ruhig für ein Mißverständniß, erbat sich den Ueberschuß heraus, steckte die 1600 Piaster ein, und ging vergnügt von dannen. Augenfällig besaß sie drei Liebhaber, deren jeder sich für den begünstigten hielt; sie hatte dann jedem Einzelnen die Grausamkeit ihres den neuen Ballstaat versagenden Mannes geklagt, seine Bitte, diesen kleinen Dienst ihr leisten zu dürfen, erhört, wahrscheinlich auch belohnt! Wenigstens dürfte die erzählte ganz zuverlässige Thatsache schwer in irgend anderer Weise zu erklären seyn.

Der Tanz war ziemlich belebt an diesem Abend; auch der Walzer ging etwas rascher als neulich, doch immer noch der Trauerkantate näher verwandt als dem bacchantischen Sinnestaumel: einmal kam es beinahe bis zum gravitätischen Hopsen! die Mexikanerinnen sollten bei ihren Nationaltänzen bleiben, in denen sie bezaubernd sind, aber walzen können sie nicht, und werden es nimmer lernen. Selbst bei den Kontretänzen wurden sie dießmal von den anwesenden Europäerinnen in Geschicklichkeit und Anmuth bei weitem übertroffen. Zwischen den Tänzen fehlte es nicht an eleganten Erfrischungen aller Art. Nachher eine reich besetzte, dreimal erneuerte Abendtafel von jedesmal 180 Kouverts. Die beharrlichsten Gäste verließen erst von der

*) „Ja, die armen Ehemänner."

Morgensonne beschienen den Saal. Man behauptete, daß der Spaß dem Offizierkorps über 6000 Piaster gekostet.

In den drei Pfingstfeiertagen ist die Hauptstadt fast leer; man kann ohne Uebertreibung annehmen, daß zwei Drittel ihrer Bevölkerung sich dann nach Tlalpam (S. Augustin de las cuevas) begeben, um den an diesen Tagen daselbst stattfindenden Festen beizuwohnen. Der dahin führende Weg ist unausgesetzt mit langen Zügen Gehender und Kommender zu Wagen, Roß oder Fuß, bedeckt. Das nordamerikanische Diligeneenbüreau expedirt während dieser Zeit stündlich einen oder mehrere seiner öffentlichen Wagen dahin. Tlalpam, obwohl ein ganz ansehnliches Städtchen, ist viel zu klein für eigentliche Beherbergung so ungemessener Gästezahl; die Menge bivouakirt auf den öffentlichen Plätzen, durch fortgesetzten nächtlichen Jubel und resp. Unfug die Zahl der festlichen Stunden gleichsam verdoppelnd. Dach und Fach existirt nur für vornehmere und reichere Ankömmlinge, schon Monate lang vorher werden die Quartiere besprochen, und zum Theil für ganz wahnsinnige Preise gemiethet; ich habe es erlebt, daß der nothwendige Raumbedarf für eine Familie von 6 Personen auf die drei Tage mit 1000 Piastern bezahlt ward!

Tlalpam liegt 4 Leguas von Meriko entfernt, in einer reizenden Gegend am Fuß der das Thal Tenochtitlan südlich begränzenden Gebirgskette. Seine vortheilhafte, gesunde, wasserreiche und doch überschwemmungsfreie Lage war schon im Jahre 1524 in Erwägung gezogen worden, als es um den Wiederaufbau der alten durch Cortes zerstörten aztekischen Hauptstadt sich handelte, und es ist vielleicht zu bedauern, daß die in Cortes Berichten angeführten Gründe *) dem in vielfacher Hinsicht unbequemen und gefährlichen alten Terrain den Vorzug erwarben. Indessen gruppirte um ein früh schon auch dort gebautes Kloster mit seiner Kirche bald sich ein Dörfchen, welches allmählich, besonders durch angelegte Landhäuser und Sommerwohnungen reicher Merikaner, zum Städchen erwuchs, und seinen indianischen Namen gegen den christlichen S. Augustin de las cuevas vertauschte. Doch ist neuerdings der alte Name fast wieder gebräuchlicher geworden; wie denn die Revolution sich häufig das Ansehn gab, als eine Art indianischer Restauration aufzutreten. Den Beinamen „de las cuevas" hatte der Ort von mehrern am nahen Gebiege ausmündenden Höhlen empfangen, deren Eine durch einen unterirdischen Gang mit einer andern zusammenhängen soll, welche 3 bis 4 Stunden westlich zwischen Sta Fé und Guajimalpam, am Wege von Meriko nach Lerma, zum Vorschein kommt. Doch ward der wirkliche Zusammenhang noch niemals in europäischer Zeit konstatirt, und es möchte das auch, selbst wenn er vormals existirt hätte, jetzt sehr schwierig seyn. Es knüpfen sich allerlei Sagen daran von unterirdischen heidnischen Mysterien, welche, in der ersten Zeit nach des Christenthums gewaltsamem Eindrange, sich dahin geflüchtet. Bei Konstituirung der Republik im Jahre 1824 war einen Augenblick die Rede davon, den Sitz des Generalkongresses und Centralgouvernements nach Tlalpam zu verlegen; doch entschied man sich am Ende für Meriko, und machte Tlalpam nur zur Hauptstadt des Partikularstaats jenes Namens: im J. 1830 ward es aber in dieser Eigenschaft von Toluca abgelöst. Tlalpam ist ein niedliches, freundliches, lustiges Städtchen, mit schönen Gebäuden und Gärten, breiten Straßen, und großen öffentlichen Plätzen. Unter den vor der Revolution von dem reichen Adel der Hauptstadt hier gebauten, seitdem aber größtentheils verlassenen prächtigen Landhäusern zeichnet sich das der Familie Vivanco aus. Es ist ein geräumiger Garten dabei, mit schönen Alleen von Fruchtbäumen, Blumenbeeten, Weinlauben, Rebengängen und marmornen Quellbädern: während der Festtage werden diese zuweilen von junger weiblicher Welt für mondnächtliche Ablutions-Mysterien benutzt, und man erzählt, daß vor einigen Jahren eine solche, in jungfräulicher Unbefangenheit und Sicherheit plätschernde und schäckernde Gesellschaft einmal von lüstern zudringlichen Aktäons zu ihrem großen Schrecken überrascht ward. Das Amphitheater, wo Morgens die Hahnenkämpfe und Abends die Bälle gegeben werden, ist ein sehr geräumiger, mit Sitzplätzen und Galerien umgebener, einfach hübsch dekorirter Saal; der sogenannte Kalvarienberg, das Ziel nachmittäglicher Spaziergänge und Tanzvergnügungen der schönen Welt, liegt ganz nahe an der Stadt, ein spärlich buschbewachsener Hügel, oben mit einem planirten Tanzplatz, und einer sehr schönen Aussicht. Von einem kleinen Bache, der ihn bespült, behauptet das Volk, daß er bergan fließe, und knüpft ein legendenartiges Histörchen an das Wunder; natürlich ist's eine optische Täuschung.

(Fortsetzung folgt.)

*) S. 465—470 der Koppe'schen Uebersetzung.

Zahl der Armen in Frankreich.

Herr von Villeneuve gibt in seinen eben in Paris in drei Bänden erschienenen „Untersuchungen über die Natur und Ursachen der Armuth in Frankreich und in Europa, und über die Mittel, ihr abzuhelfen," die Zahl der Armen in Europa, d. h. derjenigen, welche nicht arbeiten können, mögen, oder keine Arbeit haben, und deßhalb dem Mitleiden des Publikums zur Last fallen, auf 10,897,333 oder $^1/_{20}$ der Gesammtbevölkerung an.

Der Verfasser hat in einer Tabelle das Verhältniß der ackerbauenden zur gewerbtreibenden Bevölkerung und der Armen zur Gesammtzahl der Bewohner der verschiedenen europäischen Staaten zusammengestellt. Ein solches Dokument gibt einen anschaulichern Begriff von der gegenwärtigen Lage und der vermuthlichen Zukunft dieser Staaten als ganze Bände. Der beschränkte Raum gestattet hier nur das Verhältniß der ackerbauenden zur gewerbtreibenden Bevölkerung, und das der Armen zu jener aufzuführen, wodurch indeß diese so herausgehobenen Angaben sich nur um so bezeichnender darstellen.

Europäische Staaten.	Bevölkerung.	Verhältniß der ackerbauenden zur gewerbtreibenden Bevölkerung.	Verhältniß der Armen zur Gesammtbevölkerung.
England	25,400,000	2 : 5	1 : 6
Deutschland . . .	15,600,000	5 : 1	1 : 20
Oesterreich	32,000,000	4 : 1	1 : 25
Dänemark	2,500,000	4 : 1	1 : 25
Spanien	15,900,000	5 : 1	1 : 30
Frankreich	32,000,000	4 : 1	1 : 20
Italien	19,044,000	5 : 1	1 : 25
Niederlande . . .	6,145,000	2 : 5	1 : 7
Portugal	3,550,000	5 : 1	1 : 25
Preußen	12,778,000	5 : 1	1 : 30
Das europäische Rußland und Polen	52,500,000	14 : 1	1 : 100
Schweden	3,866,000	4 : 1	1 : 25
Schweiz	1,714,000	2 : 1	1 : 10
Europäische Türkei .	9,500,000	7 : 1	1 : 40
Zusammen	226,745,000	$8\frac{1}{2}$: 1	1 : $20\frac{8}{10}$

Das Verhältniß der ackerbauenden zu der gewerbtreibenden Klasse wäre mithin in Europa wie 5 1/2 zu 1, und das Verhältniß der Zahl der Armen zur Gesammtbevölkerung wie 1 zu 20 8/10.

Das Verhältniß der Armenzahl zu den beiden genannten Bevölkerungen stellt sich mit 1 zu 6 für die ackerbauende und mit 5 zu 1 für die gewerbtreibende Klasse heraus.

Aus der obigen Tabelle ergibt sich, daß Großbritannien das Land ist, welches verhältnißmäßig die größte Zahl von Armen hat, und auch in Frankreich ist das Departement des Nordens, wo das englische ökonomische System vorherrscht, dasjenige, welches die größte Armenzahl aufzuzeigen hat. Da nun die Wirkungen dieses Systems sich sowohl in England als auch in jenem Departement als gleich verderblich erweisen, so sind sie unmittelbare Folge des Systems, weßhalb der Verfasser in seinem Werk vorzüglich darauf hindeutet, Frankreich vor den stets wachsenden Gefahren desselben zu bewahren.

Nachdem er die verschiedenen wenig übereinstimmenden Angaben der Statistiker rücksichtlich der in Frankreich vorhandenen Anzahl von Armen aufgeführt hat, gibt er das Resultat seiner eigenen Nachforschungen über diesen wichtigen Gegenstand, aus denen hervorgeht, daß sich im Jahre 1829 die Zahl der Dürftigen in Frankreich auf 1.585.340 belief, jene, welche in den Armenanstalten und Hospitälern lebten, und jene, die zeitweise ohne Arbeit sich befanden, nicht mit gerechnet.

Da der Raum nicht gestattet, alle Departements einzeln aufzuführen, so folgen hier nur die Zahlen der verschiedenen Regionen.

Regionen.	Einwohner.	Arme.	Verhältniß der Armen zu den Einwohnern.
Norden . . .	3.288,207	348,751	1/9
Osten . . .	5,555,971	177,768	1/30
Süden . . .	9,784,074	412,575	1/23
Westen . . .	6,757,289	545,635	1/19
Mittel . . .	6,757,155	501,631	1/13
Zusammen	31.880,674	1,586,540	1/20

Bezeichnend ist der Umstand, daß das gewerbtreibende Departement des Nordens 1 Dürftigen auf 6 Einwohner und das hauptsächlich ackerbautreibende Departement der Creuse 1 Armen auf 58 Einwohner zählt. Dieses für den Landbau so günstige Resultat wird noch mehr verstärkt durch das Verhältniß der Dürftigen zu der Einwohnerzahl der Städte, das sich wie 1 zu 10 und auf dem Lande nur wie 1 zu 50 herausstellt. Der Angabe des Verfassers zufolge hat die Zahl der Armen in Frankreich seit 1829 um 252.562 zugenommen, und betrüge jetzt 1/19 der ganzen Bevölkerung.

Nachdem Herr von Villeneuve von der Armuth gehandelt hat, kommt er auf die eigentlichen Bettler, deren Gesammtzahl er für ganz Europa auf 1,121,765 und für jeden einzelnen Staat folgendes Verhältniß angibt:

Niederlande	1 auf	101
England	— —	117
Portugal	— —	127
Italien	— —	126
Schweiz	— —	150
Spanien	— —	154
Frankreich	— —	166
Deutschland	— —	200
Oesterreich	— —	200
Preußen	— —	202
Schweden	— —	243
Dänemark	— —	250
Türkei	— —	666
Rußland	— —	1000

Die Niederlande und Rußland bieten mithin in dieser Hinsicht die beiden Extremitäten in Europa, und die allgemeine Durchschnittszahl würde 1 Bettler auf 193 Einwohner seyn. Die Zahl der gesunden, aber arbeitsscheuen Armen stellt sich bei der gesammten dürftigen Bevölkerung nur auf 1/5 heraus.

Der Verfasser schlägt die Gesammtzahl der Bettler in ganz Frankreich auf 198.155 an, unter denen er jedoch nur 50.000 gesunde und arbeitsfähige rechnet. Die nachstehende Tabelle gibt das Verhältniß der Dürftigen und Bettler zur Gesammtbevölkerung folgendermaßen an:

Regionen.	Gesammtbevölkerung.	Verhältniß der Zahl der Bettler zur Gesammtbevölkerung.	Verhältniß der Zahl der Bettler zur dürftigen Bevölkerung.
Norden . . .	3.288,207	1 : 95	1 : 10
Osten . . .	5.555.971	1 : 290	1 : 9
Süden . . .	9.784,074	1 : 186 4/5	1 : 7 3/10
Westen . . .	6.757.289	1 : 105	1 : 5 1/3
Mitte . . .	6.754.155	1 : 242 9/10	1 : 14 1/3
Im Jahre 1829	31.877.674	1 : 165	1 : 8
Im Jahre 1835	32.560.934	1 : 142 1/4	1 : 7 2/3

Nachdem Herr von Villeneuve zwischen England und Frankreich eine geistreiche Parallele hinsichtlich des gesellschaftlichen Zustandes dieser beiden Länder gezogen hat, schließt er mit den Worten: „Eine solche Zusammenstellung genügt, um zu beweisen, daß England zwar anscheinend größeren Reichthum und Wohlstand genießt, daß aber Frankreich, seiner Unfälle ungeachtet, größerer Sittlichkeit und einer größeren Summe von Elementen sich erfreut, welche dem Leben, der Macht und dem Fortschreiten gedeihlich sind."

Vermischte Nachrichten.

Ein Herr Edwards hat durch fortgesetzte Proben mit einem Kräftemesser gefunden, daß die Kraft des Menschen von Morgens 7 Uhr bis Mittag 1 Uhr wächst und dann wieder abnimmt; das Verhältniß, welches sich ergab, ist folgendes:

7 Uhr Morgens	67°,7
11 Uhr	78°,1
1 Uhr Mittags	75°
7 Uhr Abends	71°,2
11 Uhr	67°,6

*

In England, namentlich in der Nähe Londons, nimmt die Schwierigkeit des Unterbringens der Leichen mit jedem Jahre zu. Man muß ein Grab so nahe an dem andern graben, daß jedesmal mephitische Dünste die Nachbarschaft erfüllen; auch steigt natürlicherweise der Preis des Bodens fortwährend. Um diesem Uebel abzuhelfen, hat ein Herr Wilson eine neue Art Todtenstadt, nämlich eine riesenhafte Grab-Pyramide von Granit vorgeschlagen, die einen Raum von nicht mehr als 900 □ Fuß einnehmen würde, sich aber nach und nach bis auf 1800' erheben solle. Die Zahl der Stockwerke betrüge 94, und diese könnten über 5,000,000 Särge aufnehmen. Die Kosten berechnet er auf 2,500,000 Pfd. St., die sich aber, nur 10,000 Begräbnisse jährlich zu 10 Pfund gerechnet, bald bezahlen würden; auch wäre es nicht nöthig, den ganzen Bau auf einmal zu vollenden.

*

Folgende neun Städte Großbritanniens brachten im Jahre 1851 und 1852 nachstehende Summen an Postporto ein:

	1851 Pfd. St.	1852 Pfd. St.
London . . .	628,644	657,176
Dublin . . .	101,529	80,610
Liverpool . . .	70,974	70,018
Manchester . . .	52,520	55,490
Edinburg . . .	42,621	42,758
Glasgow . . .	35,611	55,754
Bristol . . .	36,670	35,867
Birmingham . . .	29,864	28,864
Leeds . . .	20,965	20,515
Vereinigtes Königreich, reiner Ertrag	1,457,169	1,599,246

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 66. 7 März 1835.

Mexikanisches Allerlei.

(Fortsetzung.)

Oeffentliche Bälle und Pfingstfeierlichkeiten.

Die Pfingstfeierlichkeiten zu Tlalpam sind, wie es scheint, mehr zufälligen Ursprungs als von irgend einer bestimmten Fundation. Zur Zeit wo die reichen Mexikaner hier ihre Villeggiaturen hielten, bekamen sie natürlich zahlreichen Besuch aus der Hauptstadt; man spielte, tanzte, spazierte und belustigte sich; die verschiedenen Kotterien fließen zusammen, die Sache ward öffentlich, der Ruf des lustigen Lebens zog immer mehr Theilnahme und Zuschauer herbei. Die Villeggiaturen verschwanden nachher, aber der Ort war nun einmal ein Geselligkeits-Vereinigungspunkt für die Hauptstadt und ihre Umgegend geworden; ihn als solchen zu erhalten lag im Interesse der Fremden wie der Ortsbewohner; man konzentrirte daher in den durch die Jahrszeit begünstigten, und zugleich der Lust ein kirchliches Mäntelchen umhängenden Pfingstfeiertagen die sonstigen Genüsse eines ganzen Sommers. So entstanden die Fiesta de S. Augustin, regelmäßig alljährlich wiederkehrend. Kirchliches, außer den gewöhnlichen täglichen Messen, wird man indessen wenig oder nichts dabei gewahr; es sind rein weltliche Lusttage, und zwar saturnalische: Geister aller Art gehen hier um, nur nicht der pfingstlich-apostolische! Daß auch die Phrynen der Hauptstadt sich hier zahlreich eingefunden, und aus dem durchbrausenden Goldstrome viele kleine Kanäle auf ihr Gewerbe abzuleiten nicht ermangeln, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Die Tagesordnung der guten Gesellschaft ist aber folgende, und wird besonders vom schönen Geschlechte sehr andächtiglich beobachtet, wäre es auch nur um des Vergnügens willen, die fünf dazu gehörigen täglichen Toiletten zu machen, worin natürlich sich zu überbieten und zu überstrahlen ein Hauptgegenstand. Morgens zeitig aufgestanden, Chocolate getrunken und die Messe gehört: um 9 Uhr ein Gabelfrühstück genommen, dann elegante Morgentoilette gemacht, und in die Hahnengefechte gegangen, welche von 10 bis 12 Uhr dauern; dann Mittagstoilette und gemeinschaftliches Diner an großen Wirthstafeln. Hiernächst Siesta. Dann Promenadentoilette, und Auszug nach dem Kalvarienberge; mit Sonnenuntergang zu Hause um Chocolate zu trinken und Anstalt zur großen Balltoilette zu treffen. Der Ball beginnt um 8 Uhr, und dauert bis nach Mitternacht oder länger ad libitum. Man sieht, daß die Damen nicht viel Zeit überbehalten; doch werden auch von ihnen immer noch einige Zwischenmomente zum Besuche der Spielbänke herausgerissen, welche für die Männer vollends als das eigentliche Thema dieser Tage, und alle übrigen Vergnügungen nur als Variationen dazu betrachtet werden mögen.

Was nun einige Specialitäten der vorbesagten Tagesordnung betrifft, so sind zuvörderst die Hahnengefechte hier, noch mehr als in England, ein ächtes weit verbreitetes Nationalvergnügen; zwar nicht alt-indianischen Ursprungs, aber doch schon aus früher Kolonisationsperiode stammend. Ob die Indianer vor Ankunft der Europäer überhaupt den gallus gallinaceus kannten und besaßen, ist nicht ganz entschieden. Cortes redet zwar in seinen Berichten sehr häufig von Gallinas, die man ihm zur Verspeisung gebracht, und bemerkt auch, daß in Moktezuma's Menagerie die Raubvögel und sogar die vierfüßigen Raubthiere damit gefüttert wurden. Allein es wird aus mehreren Gründen wahrscheinlich, daß dieß nicht unsere Haushühner, sondern die noch heute in mehreren besonders nordwestlichen Gegenden der Republik wild vorkommenden Truthühner gewesen, und jene hier, wie auf den westindischen Inseln, erst von Europa eingeführt worden sind. Jetzt findet man sie zahlreich in vielen Varietäten, und sehr wenig von den europäischen unterschieden: selten ist ein Wirthshaus so schlecht, daß man nicht Eier und gesottene oder gebratene Hühner fände: kaum ein Dörfchen so ärmlich, daß es nicht seine Kampfhähne aufzöge und trainirte, theils zum Verkauf, theils zur eigenen Privat- oder Municipallust. Man sieht diese Gefechte zu Mexiko theils an vorher bestimmten Tagen in dazu eingerichteten Lokalen, theils improvisirt auf öffentlichen Plätzen. Zu Tlalpam werden in den drei Tagen zuweilen über hundert Kampfhähne hingerichtet. Sie sind sehr groß und stark, gewöhnlich von der hochbeinigen Art, braunroth mit gelb und schwarz gefiedert. Der einzelne Kampf ist durch die ihnen angeschnallten messerartigen Sporen immer sehr schnell entschieden, und kein Zuschauervergnügen dabei denkbar, als welches die Wettelust gewährt. Diese freilich hat man hier Gelegenheit, im höchsten Grade gesteigert und nach Möglichkeit befriedigt oder gebüßt zu sehen, und die dadurch erzeugte leidenschaftliche Theilnahme des zahlreichen aus allen Ständen und Geschlechtern gemischten Publikums gewährt ein sehr lebendiges Bild. Merk-

würdig scheinen mir die Wetten-Mäkler, oft zerlumpte Kerls der niedrigsten Volksklasse, welchen man aber ohne alle Besorgniß Hunderte anvertraut, und welche bei Notirung, Einkassirung und Auszahlung der Wetten, Verluste und Gewinne, mit einer Raschheit, Sicherheit und skrupulosen Ehrlichkeit zu Werke gehn, der größten Börsenmäkler würdig.

Bei der nachmittäglichen Promenade auf den Kalvarienberg ist es, neben Bewegung, Geplauder, Sehen und Gesehenwerden, Kourmachen u. dgl., auch auf den Tanz abgesehn. Die jungen Damen erscheinen schäferinnenhaft im Kostüm des bal champêtre. Es werden hier vorzugsweise, bei Guitarren und Kastagnettenklang, Nationaltänze aufgeführt, die man auf dem mexikanischen bal paré immer mehr durch Europäische verdrängt findet. Schon oben ward diese Thatsache erwähnt und beklagt. Drollig macht es sich, wenn manchmal ein um diese Jahreszeit schon nicht ganz seltener Platzregen den bal champêtre auseinander treibt. Des Abends und Nachts beim Hauptball im Amphitheater geht dann die Sache schon ernster und regelmäßiger her. Das Lokal ist von allen Ueberbleibseln der Hahnengefechte des Morgens gereinigt, glänzend erleuchtet, der Tanzraum mit feinen Matten oder Teppichen belegt, die schöne Welt in ultrafeiner Toilette, die Musik gewöhnlich vom Theater oder den Regimentern der Hauptstadt in gutem Styl geliefert. Ueber Tanz, Anzug und allgemeine Sitte gelten auch hier die über die öffentlichen Bälle der Hauptstadt gemachten Bemerkungen. Wer übrigens in Tlalpam weder tanzen noch sponsiren, und doch des hübschen Anblicks genießen will, nimmt auf den ringsum amphitheatralisch geordneten Zuschauerbänken Platz, und es sollte mich nicht wundern, wenn da bisweilen auf den Erfolg gewisser im Saale bemerkter Blicke, Flüsterungen oder ausdrucksvoller Tanzgestikulationen Wetten angestellt würden, wie des Morgens auf den Sieg dieses oder jenes Hahns! eine obere Galerie ist für Zuschauer der niedrigsten Volksklasse bestimmt, welche ihr Lob oder ihren Tadel dessen, was unten im Saale vorgeht, oft ziemlich lärmend aussprechen. Früher sollen sie zuweilen diese oder jene durch ihr Tanztalent berühmte junge Dame mit schmeichelhaften Redensarten aufgerufen haben, ihnen ein Solo vorzutanzen, und zuweilen mit Erfolge. Aus eigener Wissenschaft kann ich es aber nicht berichten.

(Schluß folgt.)

Die Länder, Nationen und Sprachen Oceaniens.

(Fortsetzung.)

Oceanien dehnt sich ungefähr von 112 bis 265° der Länge, und von 25° N. B. bis zum 50° S. B. aus. Ueber diesen weiten Raum liegen zahllose Inseln zerstreut, eine davon mehr ein Kontinent als eine Insel, fünf oder sechs andere gehören zu den größten Inseln der Welt, und endlich ist eine sehr bedeutende Halbinsel dazu zu rechnen. Die größte Masse Land liegt zwischen dem 112 und 170° der Länge, außerhalb der Tropen liegen zwei Drittheile von Australien und ganz Neuseeland. Alles Uebrige ist rein tropisch, und bei weitem der größere Theil liegt zwischen 10° S. u. 10° N. B. Die ganze Landoberfläche schätzt man auf ungefähr 200,000 □ M., so daß dieser Theil der Erde größer als Europa ist, obwohl bedeutend kleiner als Asien, Afrika oder Amerika. Die bedeutendste Masse Land haben:

Australien	93,500 □ M.
Die malayische Halbinsel . . .	3000 — —
Sumatra	8000 — —
Borneo	13,300 — —
Java	3,100 — —
Celebes	3,500 — —
Neuguinea	13,400 — —
Mindanao	1,500 — —
Luçon	1,900 — —
Neuseeland	9,200 — —
	150,500 — —

Etwa 8000 □ M. kann man noch für die vielen bedeutenden Inseln 50 bis 500 □ M. rechnen, so daß die Gesammtoberfläche, eine zahllose Menge kleiner Inseln und Inselchen nicht mit eingerechnet, sich auf etwa 160,000 □ M. belaufen mag. Balbi hat nicht unpassend ganz Oceanien in drei Theile eingetheilt, nämlich: malayische Länder, Australien und Polynesien, und einzelne Inselgruppen, je nach einzelnen bedeutenden Inseln unterschieden, als: Gruppe von Sumatra, Gruppe von Celebes u. dgl.

Die geologische Formation so ausgedehnter und weit umher verstreuter Länder ist höchst mannichfach, aber Urgebirge und Trapp- oder vulkanische Formation herrscht vor. Zu den ersten gehört die malayische Halbinsel, Borneo und Celebes; da, wo Granit die Hauptfelsart bildet, ist Gold in Menge vorhanden, während die malayische Halbinsel nebst einigen dazu gehörenden Inseln die reichste und ausgedehnteste Zinnformation enthält. Die vulkanische Formation umfaßt die ganze Inselkette von Java bis Sumbawa, und die meisten Inseln zwischen Celebes und Papua, welche durch ihre Gewürz- und Muskatnüsse so berühmt sind. In den vulkanischen Inseln ist der Mangel an Metallen auffallend, sie sind aber meistens durch eine unglaubliche Fruchtbarkeit des Bodens mehr als entschädigt. Von gemischter primitiver und vulkanischer Formation sind Sumatra und Luçon, die bedeutendsten Inseln der Philippinengruppe. In diesen findet sich Gold, aber minder reichlich als in den rein granitischen, sie sind aber zugleich auch fruchtbarer. Australien umfaßt, wie man von einem so ausgedehnten Lande erwarten kann, fast alle Arten von Formationen, primitive, sekundäre und vulkanische. Es ist reich an Steinkohlen, die sich auch auf Sumatra, Java und einigen kleinern Inseln finden. Diamanten fand man nur in Borneo, Kupfer auf Sumatra, Luçon und Timor, Blei in Luçon, und Gänge von Antimonium, vielleicht die reichsten in der Welt, aus denen jetzt der europäische Markt versehen wird, werden in Borneo ausgebeutet. Verglichen mit andern Ländern findet sich Eisen nur spärlich, besonders auf den vulkanischen Inseln. Es reichte niemals für die einheimische Konsumtion hin, und die Einfuhr von diesem Metall ist darum bedeutend.

Die Ströme sind selbst in Australien weder von großer Bedeutung, noch haben sie einen langen Lauf; bei den kleinern Inseln versteht sich dieß von selbst. Die Zahl der Flüsse ersetzt jedoch einigermaßen, was ihnen an Größe abgeht. Von den hohen Gebirgen der unter der heißen Zone liegenden Inseln fließt unaufhörlich Wasser in Menge herab, und kein Land in der Welt ist der Trockenheit minder unterworfen. Die höchsten Gebirge finden sich auf Sumatra, Java und den ostwärts davon gelegenen Inseln; ihre Höhe wechselt von 10 bis 15,000′, die Zahl der Vulkane ist ungeheuer, *) und ihre Ausbrüche haben die Gestalt des Landes selbst noch in neuern Zeiten sehr bedeutend geändert.

Mit Ausnahme Neuseelands und des größten Theils von Australien liegt der Ueberrest von Oceanien unter der heißen Zone, sein Klima ist aber durch eine üppige Vegetation, durch reichliche Regen und die insularische Lage der ganzen Region gemildert. Nur ein Theil Australiens liegt innerhalb des Bezirks der wandelbaren Winde, der übrige Theil ist unter dem Einfluß der Passatwinde oder Monsuns; diese dehnen sich von Sumatra bis Neuguinea, und selbst noch, obwohl minder gewiß um 20° weiter ostwärts aus. Nördlich vom Aequator bläst der Wind ununterbrochen das halbe Jahr aus Südwesten, und das andere halbe Jahr aus Nordosten; südlich vom Aequator das halbe Jahr aus Nordwesten, und die andere Hälfte aus Südosten. In diesen tropischen Gegenden dauert die Regenzeit gewöhnlich nicht über drei Monate; außerdem sind die Unterscheidungen der Jahreszeit nicht sehr fühlbar.

Die zahlreichen und mannichfachen Erzeugnisse des Pflanzenreichs lassen sich unmöglich schildern. Der größere Theil des Landes hat noch keine Aenderung erfahren durch die Industrie der Menschen, und ist noch wie er aus der Hand der Natur hervorging, bedeckt mit Urwäldern, die mit unbedeutenden Ausnahmen stets mit dem reichsten Grün bekleidet sind. Unter den einheimischen nutzbaren Pflanzen sind die bedeutendsten: Reiß, verschiedene Palmenarten, namentlich die Kokospalme, Zuckerrohr, Gewürze und Muskatnüsse; unter den Früchten vorzugsweise mehrere Kürbisarten: die Pompelmuße, Banane, die Mangosteen (garcinia), vielleicht die köstlichste aller bekannten Früchte, und die Durion, ohne Widerspruch die reichste und süßeste. Unter den ausländischen, aber längst schon naturalisirten Pflanzen zeichnen sich mehrere Hülsenfrüchte, Mais, Baumwolle, Pfeffer, Kaffee, Tabak, Mango und die Ananas aus.

Das Thierreich ist beinahe eben so kräftig und mannichfaltig. In dem unter den Tropen liegenden Theile Oceaniens sind die größern Thiere auf die größern Inseln beschränkt. Der Elephant, von derselben Gattung wie der gewöhnliche asiatische, ist nur in der malayischen Halbinsel, auf Sumatra und dem nordöstlichen Theil von Borneo bekannt; zwei Arten Rhinoceros, von denen Asiens und Afrika's verschieden, sind auf die malayische Halbinsel, Borneo, Sumatra und Java beschränkt; auf den beiden ersten findet man auch den zu derselben Familie gehörenden Tapir, der lange als dem amerikanischen Kontinente eigenthümlich galt. Der Tiger findet sich auf keiner kleinen Insel, selbst wenn diese noch so nahe an einer großen liegt, wo derselbe oft in Menge vorhanden ist. Dieses Thier, so wie viele andere vom Katzengeschlecht, findet sich in allen großen westwärts gelegenen Inseln, scheint aber, je mehr man weiter gegen Osten kommt, mehr und mehr zu verschwinden. In den Wäldern der größern Inseln findet sich der wilde Ochse, der Büffel, dieselben Arten, wie die, welche gezähmt wurden. Rothwild gleichfalls auf den großen Inseln, in mannichfachen Arten von der Größe eines Kaninchens, bis zu der des Elenthiers. Das Schwein ist fast allgemein und so zahlreich, als es weit verbreitet ist. Kommt man in die Molukken und nähert sich den Ufern von Neuguinea, so findet man eine besondere Abart, die allem Anschein nach zwischen dem Schwein und Rothwild ist, und von den Eingebornen Babirusa oder Schweinhirsch genannt wird. Unglaublich ist die Zahl und Mannichfaltigkeit des Affengeschlechts, das ganz, oder beinahe ganz, von den in Asien, Afrika und Amerika vorkommenden Arten verschieden, und gleichfalls ungemein verbreitet ist; der Orangutang, oder Waldmensch, scheint auf Borneo und Sumatra beschränkt; troß einer gewissen Aehnlichkeit mit der Menschengestalt, ist er doch einer der dummsten des ganzen Geschlechts. Die Vögel werden bemerkenswerther, je weiter man gegen Osten kommt; hier finden sich sonderbare Gestalten von der glänzendsten Farbenpracht, besonders von dem Papageyengeschlecht die Luris und Kakadus, welche Benennungen von den einheimischen nur schwach korrumpirt sind. Hier sieht man die ganze Familie der Paradiesvögel, und die prächtige Krontaube, die dem amerikanischen Truthahn an Größe beinahe gleichkommt. Auch beginnt bereits das Känguruh. Die schmalen Meere dieses Gebiets sind, wie zu erwarten, reich an Fischen, namentlich an den ausgedehnten Ufern, so in der Straße von Malacca, an der Nordküste von Java, in den seichten Bayen von Celebes und um die Gruppe der Philippinen. Einige dieser Fische geben den besten der nordischen Meere an Wohlgeschmack nichts nach. Robben zeigen sich erst jenseits der Tropen, und innerhalb derselben sind auch Wallfische vergleichungsweise selten; Codfische, Häringe, Salmen sind hier unbekannt. Der Reichthum an Fischen, und die Leichtigkeit sie zu fangen, macht die meisten rohen Stämme zu Fischern statt zu Jägern.

Von dieser flüchtigen Skizze macht die Zoologie der Südseeinseln und namentlich Australiens eine wohlbekannte Ausnahme. Das Thierreich ist hier verhältnißmäßig sehr schwach an Zahl, und die wenigen Gattungen, obwohl durch seltsame Formen ausgezeichnet, stehen meist selbst in Vergleich mit den geringeren Thieren der länger bekannten Erdtheile auf einer sehr tiefen Stufe.

(Fortsetzung folgt.)

*) S. Ausland Nro. 355 f. vom vorigen Jahre.

Der lezte Ausbruch des Vesuvs. *)

Sie werden wahrscheinlich schon viele Berichte über diese große Naturerscheinung erhalten haben. indeß dürfte dennoch die Beschreibung eines Augenzeugen nicht ohne Interesse seyn. Ich habe den Berg zwei Nächte hindurch von unserer Terrasse aus beobachtet; ein neuer Krater öffnete sich auf der Seite gegen uns, ein Strom rothglühender Lava

*) Aus einem Schreiben aus Sorrento, in englischen Blättern.

ergoß sich aus ihm in der Richtung nach Castellamare, breitete sich binnen wenigen Stunden mehrere Meilen weit aus, und bezeichnete seinen Lauf durch die Flammen, welche von dem Boden aufschlugen, über den er floß. Sobald der glühende Strom die Weingärten am Fuß des Berges erreichte, schlugen von Zeit zu Zeit bleichere Flammen aus ihm empor, die, wie man vermuthete, von den brennenden Bäumen und Häusern herrührten. Die Hitze, welche von dieser Feuermasse ausströmte, war bis nach Sorrento fühlbar, ich begab mich also mit meiner Gesellschaft zur See nach Torre del Greco, wo aber die Brandung so heftig war, daß ich meine Absicht zu landen aufgeben und nach Castellamare fahren mußte, wo wir ans Land stiegen. Hier erfuhr ich, daß es durchaus nicht möglich sey ein Fuhrwerk irgend einer Art zu bekommen, weil Alles bereits in Beschlag genommen sey, um die Neugierigen nach dem Schauplatz zu führen; ich entschloß mich daher zu warten, ob mir der Zufall nicht einen von Neapel zurückkommenden Wagen zuführen werde, und war auch in der That so glücklich einen zu erhalten.

Ich fuhr nun zuerst nach Pompeji, lenkte dann in einen Weg oder vielmehr Fußsteig ein, der durch Wein- und Obstgärten führte, und endlich so schmal wurde, daß ich mehr als zwei Meilen zu Fuß machen mußte, bis wir endlich gegen 9½ Uhr Nachts die Stelle erreichten, gegen welche die Lava rasch vorwärts drang. Der Strom wogte durch die herrlichsten Weingärten, und vollendete eben sein Werk mit der Zerstörung des Dorfes Capo Secco, das, wie man sagte, einst 500 Häuser zählte, und jetzt bis auf vier herabgekommen sey, von denen das geräumigste und festgebauteste das des Geistlichen war. Es ist kaum möglich sich von diesem furchtbaren Anblick einen richtigen Begriff zu machen. Der unermeßliche Strom flüssigen Feuers, der geräuschlos aber schnell vorwärts drang, dann das Geprassel fallender Pappeln von Weinreben mit Trauben beladen umschlungen, und der rothe Widerschein, den die Lava auf uns warf, alles dieß brachte eine so wahrhaft Grauen erregende Wirkung hervor, daß ich im ersten Augenblick geneigt war lieber umzukehren, als das entsetzliche Schauspiel länger mit anzusehen. Als indeß der erste Schrecken überwunden war, blieb ich doch fast 2½ Stunden an meinen Platz gefesselt, und entfernte mich selbst dann nur ungern.

Der Schätzung Salvatores (des Hauptcicerone) zufolge mußte der Lavastrom 1½ Meilen breit seyn, während die Länge vom Krater aus 9 Meilen und die Tiefe 50 Fuß betrug, so daß er statt die Häuser nur von unten zu berühren, vielmehr sogleich die Dächer überströmte, durch Thüren und Fenster eindrang, und so das ganze Haus zumal in Brand steckte, wobei immer das Dach zuerst mit lautem Krachen herabstürzte. Auf diese Weise wurden, so lange ich anwesend war, drei Häuser zerstört. Die Hitze war zu heftig, als daß man es auch nur einige Augenblicke in der Nähe der Lava hätte aushalten können. Der König, die Königin, der Hof, Leute aus allen Klassen und Gruppen unglücklicher Landleute, die hier ihr Eigenthum zu Grunde gehen sahen, befanden sich auf demselben Platz. In der vergangenen Nacht hatte der Lavastrom 20 Fuß in 11 Minuten zurückgelegt, jetzt floß er etwas langsamer. Die armen Landleute hatten Zeit gehabt ihr bewegliches Eigenthum zu flüchten, und in einer Entfernung von einigen Meilen vom Lavastrom hatte man sogar Thüren und Fenster der Häuser ausgehoben.

Die Fühllosigkeit oder ich möchte lieber sagen Resignation der Landleute überraschte mich nicht wenig, denn von den meisten hörte man die gleichgültigsten Aeußerungen. Pazienza, hörte ich einen sagen, Pazienza! e un castigo di Dio! (Geduld, Geduld! das ist eine Strafe Gottes!) Ein altes Weib bot indeß, als die Lava ihr Eigenthum erreichte, ein Bild der Verzweiflung; sie zerraufte ihr Haar, weinte, schrie und geberdete sich mit aller der den Neapolitanern eigenen Leidenschaftlichkeit. Man erzählte mir, daß ein Mann, als er sah wie der Feuerstrom sich seiner Hütte näherte, ein Bild der heiligen Jungfrau an den nächsten Baum befestigt, sich vor ihm niedergeworfen, und es angefleht habe, den Lauf des zerstörenden Elements zu hemmen. Nachdem er indeß schweigend mit angesehen hatte, wie selbst der Baum sammt dem Bild von der Gluth verzehrt wurde, sey er getröstet weggegangen, und habe sein Unglück geduldig ertragen, weil selbst die heilige Jungfrau nicht verschont blieb. Ein anderer, unfähig den Anblick der Zerstörung der Bäume, die er selbst gepflanzt hatte, zu ertragen, stürzte sich in die Lava und kam um: dieß war das einzige Menschenleben, welches verloren ging. Sein treuer Hund verließ die Hütte nicht, und starb mit seinem Herrn.

Der alte Krater war eingesunken, und fuhr noch eine Woche lang fort zu rauchen und solche Massen auszuwerfen, daß die nächste Umgebung in Dunkelheit gehüllt war. Die Asche wurde bis in eine Entfernung von zwölf Meilen umher gestreut, und der Staub war während dieser ganzen Zeit so heftig, daß man sich seiner nicht erwehren konnte. Die Lava, welche sechs Tage lang, mehr oder minder heftig strömte, hatte, wie Salvator sagte, 500 Acres bebautes Land und bei 800 Häuser zerstört. Um zwei Uhr Morgens kehrte ich nach Castellamare zurück; der ganze Weg war mit Menschen bedeckt, von denen viele in Nachtkleidern, andere mit Fackeln versehen worden waren; Viele trugen was sie gerettet hatten. Auf allen Gesichtern las man Angst und Schrecken, denn keiner wußte wie weit die Lava ihren verheerenden Lauf fortsetzen werde. Man hielt Pompeji, ja selbst Neapel nicht geschützt gegen einen zweiten Ausbruch, so groß war die Furcht, welche der schreckliche Augenblick einflößte.

Vermischte Nachrichten.

Die Amerikaner haben eine neue höchst wichtige Anwendung von der Dampfschifffahrt gemacht. Geschickte Ingenieure bauten unlängst zu Baltimore für eine der Assekuranzkompagnien dieser Stadt ein Dampfschiff, welches dazu bestimmt ist, andern Fahrzeugen das Ein- und Auslaufen in und aus Häfen möglich zu machen, welche ganz von Eis gesperrt sind. Dieses Dampfschiff, Secours genannt, begann seinen Dienst in den ersten Tagen des Januars, und zwar nach einer Kälte, wie man sie seit Jahren nicht gehabt hatte. Am ersten Tage lief der Secours mit einer Brick im Schlepptau aus, und bahnte sich zu jedermanns Erstaunen sehr leicht einen Weg durch das mehr als einen Schuh dicke Eis. Der Patapsco war seiner ganzen Länge nach zugefroren, und der Secours hatte hier dieselben Schwierigkeiten zu überwinden, bis er den breitesten Theil der Chesapeake-Bai erreichte. Nachdem er endlich die Brick aus dem Eis hinaus und an eine Stelle gebracht hatte, wo sie die hohe See sicher erreichen konnte, ging er nach Annapolis, wo der Hafen eben so von Eis gesperrt war, wie zu Baltimore. Am folgenden Tage fuhr er von Annapolis ab, um dem nach Norfolk bestimmten Dampfschiff der Columbier, entgegen zu fahren, das er ins Schlepptau nahm und noch am Abend desselben Tages nach Baltimore brachte. Zwei Tage später ging der Secours nach Annapolis zurück, wo er nicht eines, sondern vier Schiffe zu gleicher Zeit ins Schlepptau nahm, und seine Maschinenkraft erwies sich stark genug, um die Schiffe fortzuziehen und zugleich das Eis zu brechen. Diese Versuche ließen nichts zu wünschen übrig, und es scheint jetzt keinem Zweifel unterworfen, daß die Handelsmarine der Vereinigten Staaten in Zukunft des großen Vortheils genießen wird, ihre Wirksamkeit auch im strengsten Winter nicht unterbrochen zu sehen. Das Vordertheil des Secours ist sehr abgeplattet und aufwärts gerichtet, und der im Wasser gehende Theil des Rumpfes hat ungefähr die Form eines Spatels, so daß er, statt das Eis zu zerstoßen, vielmehr darauf steigt. Seine Schaufelräder sind von Holz und Eisen, und haben eine so gewaltige Kraft, daß sie das Eis zermalmen. Das Eis weicht dem Gewicht des Schiffes, so wie dieses darauf gleitet, und wird nach hinten unter die Räder getrieben. Von der Gewalt dieser Räder kann man sich einen Begriff machen, wenn man weiß, daß jedes 120 Centner Eisen an sich hat. Einige sind der Meinung, man sollte statt dieser Räder, welche das Eis zermalmen, andere anbringen, die es zersägen, und die mithin auch nicht so schwer zu seyn brauchen; dann könnte auch eine Maschine von geringerer Kraft dieselbe Wirkung thun, und man würde bedeutend an Brennmaterial ersparen.

Ein Schreiben aus der Kolonie am Schwanenflusse vom Jahre 1830 sagt, daß die meisten Ansiedler gänzlich verarmt sind, und daß viele, die früher Offiziere in der britischen Armee waren, jetzt als Tagelöhner arbeiten, um sich und ihre Familien vor Hunger zu schützen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 67. 8 März 1835.

Die Länder, Nationen und Sprachen Oceaniens.

(Fortsetzung.)

Wir kommen nun zu dem wichtigsten Theile unsers Gegenstandes, nämlich zu dem Menschengeschlechte, das die geschilderten Länder bewohnt. Balbi rechnet die Zahl der Bewohner auf 20,300,000, was 100 Menschen auf die Quadratmeile gibt; demnach wäre die Bevölkerung doppelt so stark, als in Amerika, beinahe eben so groß als in Afrika, betrüge aber nur den vierten Theil der von Asien, und nur den zehnten der von Europa. Diese Angabe scheint indeß sehr übertrieben. Die englische Bevölkerung in Australien und den Niederlassungen der Straße von Malacca, so wie die von Java und dem spanischen Theil der Philippinen, ist allein gezählt. Die Bevölkerung der britischen Besitzungen beträgt höchstens 150,000, die von Java sechs Mill., die der spanischen Besitzungen ungefähr, wie Balbi angibt, 2,640,000. Dieß macht zusammen 8,790,000, und die genannten Länder sind bei weitem die bevölkertsten. Java hat beinahe 2000 Menschen auf der □ M., und Luçon, das $1\frac{1}{2}$ Millionen hat, nahezu 800; dieß sind die einzigen Länder, die wirklich eine bedeutende Bevölkerung haben, woher sollen dann die noch fehlenden $11\frac{1}{2}$ Millionen kommen? Von den übrigen Ländern sind nur Sumatra und Celebes erträglich bevölkert, da sie aber größtentheils noch mit Wäldern bedeckt sind, so geben sie, wenn sie beide halb so stark wie Luçon gerechnet werden, noch 4,625,000 Menschen, was das Ganze auf 13,415,000 bringt. Borneo ist, einige kleine Strecken an den Mündungen der schiffbaren Flüsse abgerechnet, entweder in einem Naturzustand oder nur spärlich von Wilden bewohnt, die minder zahlreich sind, als die Affen in ihren Wäldern. Die malayische Halbinsel, und die größere Insel Mindanao sind so ziemlich in derselben Lage. Einige kleinere Inseln, z. B. die Lubeck-Gruppe, Amboina und Ternate, sind ziemlich gut bevölkert. Wenn man alle nicht einzeln aufgezählte zu $1\frac{1}{2}$ Millionen rechnet, so steigt die ganze Bevölkerung auf 15,000,000, was gewiß das Aeußerste ist, und dann muß man von Balbi's Rechnung immer noch wenigstens 5 Mill. abschneiden.

Die Bewohner Oceaniens bestehen aus zwei oder wahrscheinlicher aus drei ganz verschiedenen Racen. Die erste und wichtigste sowohl der Zahl als der Civilisation nach ist die gelbe oder braune mit langem schlichtem Haar, schwachem Bart, hohen Backenknochen, großem Munde und kurzer Nase mit weiten Naslöchern. Ihre Körpergestalt ist stämmig, stark, und ohne sonderliche Gelenkigkeit. Ihre Größe ist bei weitem geringer als die der Europäer, auch geringer als die der Chinesen, der meisten Hindu-Nationen, der asiatischen Türken und der Perser; sie sind selbst kleiner als Birmanen und Siamesen, denen sie am meisten gleichen. Diese Race macht die ganze einheimische Bevölkerung von Sumatra, Java, Borneo, Celebes und der größern Anzahl der Südseeinseln aus, und bildet die Hauptmasse der Bevölkerung auf der malayischen Halbinsel, den Philippinen, Molukken u. s. w.

Die zweite Race sind Neger, und H. Marsden gibt ihnen den sehr passenden Namen Negritos oder kleine Neger, denn sie sind von den afrikanischen Negern durchaus verschieden. Sie haben dicke Lippen, platte Nasen, eine dunkle Hautfarbe und wolliges Haar. Sie sind kleiner und schmächtiger als die gelbe Race, und gehören zu den schwächlichsten und von der Natur am wenigsten begünstigten Arten des Menschengeschlechts. Sie zeigen sich, — die Bewohner der Andaman-Inseln im Golf von Bengalen ausgenommen, die ganz dasselbe Volk zu seyn scheinen, — zuerst in einigen zerstreuten Familien oder Stämmen in den Bergen der malayischen Halbinsel. Man hat manchmal die unbestimmte Behauptung aufgestellt, sie fänden sich in Sumatra, Java, Borneo und Celebes, es ist aber keineswegs gewiß. In bedeutender Anzahl erscheinen sie zum Erstenmal in der philippinischen Gruppe, als wandernde Stämme in den Bergen der Hauptinsel, und als Gesammtbevölkerung in einigen der kleinern. Auf der großen Insel Neuguinea scheinen sie die Masse der jetzigen Bevölkerung zu bilden, und hier zuerst findet man sie einigermaßen auf der Bahn der Civilisation. Dieselbe Race macht die Bevölkerung fast aller Inseln von Neuguinea bis zum Fidschi-Archipel, über 50 Längengrade weit aus. Dann erscheint auf den Inseln gegen Norden, Osten und Süden, Neuholland und Vandiemensland ausgenommen, die von Negritos bevölkert sind, die gelbe Race abermals.

Die dritte Race hat man lange ohne sonderlichen Grund für eine Mischung der gelben und Negrito-Race genommen. Sie hat dicke Lippen, weder wolliges noch straffes, sondern gekräuseltes und gelocktes Haar, und ihre Hautfarbe steht zwischen beiden

mitten inne; an Stärke und Größe scheinen sie der erstern gleich. Diese Race zeigt sich von Westen nach Osten zuerst auf der Insel Ende, dann wieder in Timor und den benachbarten Inseln, und bildet die gesammte Bevölkerung von Tanna, Neukaledonien und der Fidschi-Gruppe.

(Fortsetzung folgt.)

Mexikanisches Allerlei.

Pfingstfeierlichkeiten und Kinderspiele.

(Schluß.)

Die Hauptsache, wie schon gesagt, ist und bleibt an diesen Tagen das hier ausnahmsweise privilegirte Monte-Spiel, eine Art Faro, nur summarischer und rascher entschieden. Es sind gewöhnlich drei Hauptbanken etablirt, welche mit kurzen Pausen Tag und Nacht fortspielen, und stets von begierigen Spielern umlagert sind. Hier wird bloß mit Gold pointirt, welches daher auch schon einige Wochen vor dem Feste mit 5 bis 6, ja zuweilen mit 10 bis 15 Proz. Agio über den gewöhnlichen Diskont bei den mexikanischen Wechslern gesucht ist. Die Unternehmer dieser Hauptbanken sind reiche Partikuliers aus der Hauptstadt, wo sie gleichfalls nur heimlich, weil gesetzwidrig, das ganze Jahr hindurch unausgesetzt ihr Gewerbe treiben. Daß es mit Anstand und strenger Rechtlichkeit bei diesen Banken hergeht, muß rühmend zugestanden werden: vielleicht ist man gegen eigentlichen Betrug daselbst gesicherter, als auf mancher großen europäischen Stockbörse! Nichts desto weniger gewinnt, wie sich von selbst versteht, die Bank in der Regel beträchtlich; am 24 Mai 1831 hatte sie 5000 Dublonen (60,000 Rthlr. Gold) in Einer Sitzung eingestrichen: abwechselnd wird dann wieder in einzelnen Glückcoups die Hoffnung der Spieler geködert und aufrecht erhalten: einen mexikanischen Offizier sah man am 1 Junius 1830 binnen einer Viertelstunde 1400 Dublonen (18,000 Rthlr. Gold) gewinnen. Die Fremden kommen gewöhnlich am schlimmsten weg, und sind daher von den Mexikanern in Tlalpam lieber gesehen als auf ihren Märkten! Außer jenen Hauptspielsälen gibt es dann noch unzählige Winkelbanken, fast jedes Haus hat die seinige: an diesen wird auch mit Silber pointirt, zuweilen nicht unter einem Piaster, zuweilen abwärts bis zum Medio angenommen: unter den bivouakirenden Leperos rouliren auch kupferne Quartillos und Ochavos. Im Jahre 1831 ward die Totalsumme des bei sämmtlichen, großen und kleinen Monte-Bänken zu Tlalpam, während der drei Festtage, aufgelegten Goldes und Silbers über 300,000 Piaster geschätzt. Ausbrüche leidenschaftlicher Wuth oder Verzweiflung bei großen Verlusten gewahrt man hier seltener als in großen pariser oder londoner Spielspelunken; die Mexikaner sind „beaux joueurs," gewinnen und verlieren mit großer Gelassenheit, ertragen, wenn sie Alles verloren haben, Mangel und Armuth viel geduldiger als die Europäer, oder sind auch weniger blöde und skrupulös in den Mitteln sich wieder aufzuhelfen; ich habe während meiner Anwesenheit niemals gehört, daß, wie in Europa so häufig geschieht, ein Mexikaner wegen Spiel- oder Handelsverlust, oder sonst plötzlicher Verarmung, sich das Leben genommen hätte. Hingegen begab sich am Tlalpam-Feste des Jahres 1830 Folgendes: Ein junger Mexikaner des angesehenen Mittelstandes kam zu einem deutschen Kaufmann, erzählte ziemlich gleichmüthig, daß er eben sein ganzes zeitiges Besitzthum am Monte-Tisch verloren, und erbat ein Darlehen von einigen Dublonen, um noch einmal sein Glück zu versuchen. Auf die Antwort des Deutschen, daß auch er bis auf den letzten Thaler ausgebeutelt sey, proponirte der Andere sehr ernsthaft und gelassen, gemeinschaftlich zu Pferde zu steigen, einem benachbarten Gutsbesitzer, der eben mit einer bedeutenden an der Bank gewonnenen Summe nach Hause reiten wolle, aufzulauern, und ihm den Gewinn wieder abzunehmen. Es war eine förmliche Partie Straßenraub, und man kann denken, wie die Proposition beantwortet ward! In der That muß man aber dergleichen hier nicht nach europäischem Maßstabe messen. Dem hiesigen Volke gilt eine kecke Räuberthat keineswegs für ein infamirendes, den allgemeinen Ruf des Thäters befleckendes Verbrechen; es findet vielmehr eine gewisse Ritterlichkeit in der Ausführung, und eine achtungswerthe Charakterstärke in dem dabei der bürgerlichen Ordnung gebotenen Trotze. „Es ladron, si, pero hombre muy de bien *) hört man sehr häufig sagen. Im Anfange des 16ten Jahrhunderts war diese, wesentlich aus dem Feudalismus stammende Ansicht auch in Europa noch ziemlich allgemein; Mexiko empfing sie damals aus Spanien und hat sie festgehalten wie alle ersten Eindrücke jener Zeit: man kann überhaupt sagen, daß im spanischen Amerika die gesellschaftlichen Zustände der Zeiten Ferdinands des Katholischen und Kaiser Karls V, wie die Conquistadoren sie mitbrachten, fast dreihundert Jahre lang stationär geblieben sind. Erst seit der Revolution beginnen sie durch diejenigen verdrängt zu werden, welche Europa, in seinen Fortschritten auf der Civilisationsbahn, längst schon besessen hat.

Daß während der Pfingsttage in Tlalpam, wie an allen Ufern eines Paktolus, die Zechen theuer sind, darf nicht befremden. Von den unmäßigen Miethpreisen der Quartiere war oben schon die Rede. Ein Kouvert an der öffentlichen Mittagstafel mit einer Flasche schlechten Weins kostete 4 bis 5 Piaster: ja ich habe es erlebt, daß in einem kleinen Wirthshause, für zweistündigen Aufenthalt, ein Glas Madeira, etwas Rauchfleisch mit Brod, und etwas Gerste für zwei Pferde, sieben Piaster (9 Rthlr. 8 gGr.) liquidirt wurden!

Jetzt noch ein Wort über öffentliche Spiele und Lustbarkeiten der Kinder. Bei einer sehr zahlreichen Klasse des niedrigsten Pöbels wird eigentlicher Lärm und Unfug der Straßenjugend im Ganzen geringer verspürt, als man erwarten sollte. Theils ist das indianische Blut an sich stiller und ruhiger, theils führte spanische Gesittigung mehr vielleicht als irgend eine europäische, einen gewissen, den niedrigsten Volksklassen wie den höchsten angeeigneten Firniß äußerer Höflichkeit und Schicklichkeit mit sich; theils endlich ist in Mexiko seit der Revolution wirklich verhältnißmäßig viel für das Elementarschulwesen geschehen, und mehrere Lankasterschulen der Hauptstadt haben vortheilhaft

*) „Er ist ein Räuber, ja, aber ein kreuzbraver Mann."

schon auf Civilisation ihrer Straßenjugend eingewirkt. Nichts desto weniger gilt auch für diese das alte Sprüchwort „wie die Alten sungen, so zwitscherten die Jungen!" und im Decbr. 1828 unmittelbar nach der sogenannten Acordada-Revolution, welche bekanntlich von zweitägigem Saqueo (Plünderung) eines Theiles der Hauptstadt begleitet war, sah man die Jungen in allen Straßen „Saqueo" spielen; es beschränkte sich freilich auf Erstürmung und Plünderung einiger Obst- und Zuckerwerksbuden und Mißhandlung ihrer opponirenden Eigenthümerinnen, war dort aber toll genug. Sehr lächerlich soll sich am nächsten Morgen eine gegen diesen Bubenunfug gerichtete höchst gravitätische und pathetische Proklamation desselben Gouvernements ausgenommen haben, unter dessen Augen, ja auf dessen Instigation, die Original-Plünderungexcesse des erwachsenen Pöbels sich begeben hatten! Glücklicherweise sind so wenig Original als Kopie seitdem wieder vorgekommen. Unter den gewöhnlichen Belustigungen der Gassenbuben steht wie in Europa das Soldatenspiel oben an; sie treiben es in großen Massen, mit barbarischem Getöse kleiner Hörner und Trommeln, und um sie sammeln sich schnell einige Volkshaufen als beifällige Zuschauer. Außerdem spielen sie zuweilen auch Prozession, mit kleinen Kreuzen und Fahnen, die priesterlichen Gebärden und Gesänge mit drolligem Ernste nachahmend. Am glücklichsten aber sind sie, wenn sie einen Hund oder gar einen Ziegenbock erwischen können, um mit ihm „al toro" (Stierhatz) zu spielen. Dem Hunde pflegen sie dann ein paar Ochsenhörner anzubinden, um die Sache natürlicher zu machen. Sie schließen einen weiten Kreis um das arme Thier, innerhalb dessen es nach Toreadoren-Art möglichst gereizt und gemartert wird. Haben sie einige Schwärmer oder Sprühteufel dazu kaufen, stehlen oder erbetteln können, so ist der Jubel vollkommen. Wenn der Hund beißend auf sie einfährt, bedienen sie sich ihrer kleinen Sarapen (wollene Mäntel) ihn zu blenden oder zu verwirren, gerade wie die Toreadoren gegen den Stier: werden sie dennoch gebissen, machen sie sich wenig daraus, und müssen das Spiel fortsetzen, bei Strafe von Kameraden und Zuschauern ausgepfiffen und verhöhnt zu werden. Sehr allgemein ist hier auch die bekannte europäische Kinderbelustigung der steigenden Papierdrachen, und zwar mit einigen hübschen und sinnreichen Zusätzen. So z. B. gibt man ihnen eine leyerartig mit Saiten bezogene Oeffnung in der Mitte: diese Saiten, vom Winde durchrauscht, machen den Effekt einer Aeolsharfe; singend und klingend schwebt dann das papierne Ungethüm über den Häuptern der Menschen. Nach eingetretener Dunkelheit sieht man häufig illuminirte Drachen, in deren Kopf eine große Laterne von geöltem Papier angebracht, und deren Schweif aus vielen kleinern zusammengesetzt ist. Wenn sie sehr hoch steigen, sehen sie aus wie wunderbare ungekannte Exemplare von Schwanzsternen; und wirklich war während meiner Anwesenheit einmal mehrere Tage lang das Gerücht von einem neu erschienenen ungewöhnlich großen Kometen in ganz Mexiko verbreitet, aber bloß durch einen Drachen genannter Art veranlaßt.

Niedlich und zierlich ist ein hier unter dem Namen „Jamaica," öffentlich oder halböffentlich, besonders für kleine Mädchen der wohlhabenden Stände zuweilen stattfindendes Kinderfest. Eins der hübschesten ward am 14 November 1830 gegeben im Vorhofe des vormals iturbide'schen Palastes. Unter den Säulenhallen desselben waren 50 bis 60 elegante kleine Boutiken aufgeschlagen, und mit allerlei leichten Verkaufsartikeln, Zuckerwerk, Früchten, Bändern, Handschuhen und kleinem Galanteriekram mancher Art ausgestattet. In diesen Buden saßen als Verkäuferinnen beinahe 200 allerliebste kleine Mädchen von 4 bis 12 Jahren, sehr und wohl allzu damenhaft aufgeputzt, familienweise geordnet, immer Schwestern und Kousinen beisammen. Alle männliche Bekannte der Häuser versäumten nicht hinzukommen und die Rolle der Käufer zu übernehmen: die Mama's und ältern Schwestern waren gleichfalls, wie sich versteht, zugegen, und es fehlte auch mit diesen nicht an lebhafter Konversation und anmuthigen Scherzen. Wunderlieblich aber gebärdeten sich die kleinen Verkäuferinnen mit ihrer komischen Berufswichtigkeit und ihrem kindisch altklugen Geplauder. Auch die Käufer gingen mit Gefälligkeit und Lust in ihre Rollen ein, und es war eine Freude alle die Redensarten und schnippischen Antworten und Umstände zu erleben, welche der Zuwägung eines endlich erhandelten Drageeschächtelchens vorangingen! Die mexikanischen kleinen Mädchen dieses zarten Alters sind wirklich die reizend-naivsten, freimüthigsten, und doch zugleich anständigsten und wohlgezogensten Kreatürchen, die man sehen kann, und die häusliche weibliche Erziehung läßt in diesem Punkte nichts zu wünschen übrig; mehr freilich in einigen andern. Sie ist übrigens ziemlich strenge; das 9 oder 10jährige Töchterlein, welches im Salon der Mutter schon als anständig geputzte Modedame agirte, und die Honneurs des Hauses machen half, bekömmt für etwa dabei begangene Fehler Abends in der Kinderstube zuverlässig noch die Ruthe, oder „tapitos de chinela," wie man hier die mit der Sohle des abgezogenen Klipp-Pantoffels vom mütterlichen Zorn improvisirten Produkte nennt.

Des lebendigen Gewimmels der Kinder alles Alters und Standes auf dem Mittagsmarkte des Allerheiligenfestes, unser Christmarkt in sehr verjüngtem Maßstabe, ward schon bei einer andern Gelegenheit erwähnt. Der Kinderflor ist unstreitig das Hübscheste dabei; der ausgestellte Kram, etwa mit Ausnahme des hier vorzüglich guten und mannichfaltigen Zuckerwerks, sehr mittelmäßig. Das Spielzeug besteht aus pappenen, bunt verzierten Kirchen mit Heiligenbildern und Kerzen, kleinen Klostergärtchen mit Orangenbäumen und Kruzifixen u. dgl. Einen hübschen Effekt machen viele zum Verkaufe ausgestellte, an jedem ihrer Stengel mit blanken silbernen Medios oder goldenen 1/16 Dublonen behangene, größere oder kleinere, künstliche Blumensträuße, besonders wenn eben von der Sonne bestrahlt. Solche Sträuße sind hier ein sehr gewöhnliches und beliebiges Pathengeschenk, für welchen Zweck sie in großer Anzahl abgesetzt werden.

Der Harem des Vizekönigs von Aegypten.

Eine nordamerikanische Dame, die in Alexandria wohnt, erhielt auf einer Reise nach Kairo die seltene Erlaubniß, die Sultanin in dem Harem Mehemed Ali's besuchen zu dürfen. Sie schildert ihren Besuch folgendermaßen: „Wir sind die einzigen Christen, die jemals in den Harem des Pascha's zugelassen wurden. Wir waren zweimal dort.

Das Erstemal war es ein kurzer Besuch; aber das Zweitemal brachten wir den ganzen Tag darin zu. Am Thore wurden wir von einem Dutzend schwarzer Eunuchen empfangen, die uns bis an die Gartenthüre geleiteten, wo wir drei Mädchen fanden, die auf verschiedenen arabischen Instrumenten spielten, während zwei andere sangen und zwei tanzten. Alle waren prachtvoll in hochrothes und blaues, mit Gold gesticktes Tuch gekleidet; die weiten Pantalons fielen bis über die Knöchel herab, so daß nur ein paar reichgestickte Pantoffel hervorsah. Ein eng anschließendes Jäckchen ohne Aermel ließ oben an der Brust, wo es etwas offen war, ein Hemd von weißer oder blauer Gaze durchblicken; Aermel von demselben Stoffe mit Goldflitter hingen bauschig und faltenreich bis zum Ellenbogen herab. Auf dem Scheitel und an der Seite des Kopfes trugen die Mädchen große Diamanten. Eine Schärpe von Goldstoff mit reichen goldenen Franzen vollendete den Anzug. Diese hübschen Geschöpfe gingen uns nach dem Palastthore voran, wo uns mehrere alte Bekannte, die Sultanin, ihre Ehrenmädchen und Dienerinnen, wenigstens hundert an Zahl, entgegenkamen. Der Prunksaal, in den wir eingeführt wurden, war ein sehr großer, an Wänden und Estrich mit weißem Marmor ausgelegter Raum; in der Mitte ein 15 Fuß im Durchschnitte weites Bassin, worin das klarste Wasser sprang. Das Getäfel war reich bemalt und vergoldet. An der einen Seite des Saals zogen sich weißseidene goldgestickte Ottomanen hin, und vor ihnen lag ein schöner persischer Teppich auf dem Boden ausgebreitet. Sobald wir Platz genommen hatten, wurden uns Kaffee und Pfeifen gereicht. Die Sultanin ist etwa 55 Jahre alt, hat ein schönes Gesicht, aber der Ausdruck ihres Auges ist ernst. Ihr Kleid bestand in einem Shawl, auf türkische Weise zugeschnitten, nur enger anschließend am Halse. Auf dem Kopfe trug sie eine ganz mit Diamanten übersäete anliegende Haube; um diese war ein gesticktes Tuch gewunden, und am linken Ohr prangte ein Strauß übergroßer Diamanten. In den Ohren selbst hingen Diamanten in Tropfenform, groß wie die Spitze eines kleinen Fingers, und auch an ihrem kleinen Finger blitzte ein kostbarer Diamantenring. Um uns standen die hundert Dienerinnen in bunten Miedergewändern, alle, selbst die niedrigsten, den Kopf mit Diamantenschmuck bedeckt. Die Pfeifenrohre und die Untergestelle der Kaffeetassen waren gleicherweise mit Edelsteinen reich besetzt. Einen solchen Glanz hatte ich nie zuvor gesehen. Eine Armenierin, welche italienisch sprach, diente als Dolmetscherin. Unsere Handschuhe und Schnallen, überhaupt unser ganzer Anzug erregte die Verwunderung der Frauen. Wir wurden im ganzen Palast herumgeführt, der in allen seinen Theilen mit dem Staatssaale an Eleganz wetteiferte. Um halb 12 Uhr geleitete uns die Sultanin hinab in das Empfangzimmer zum Speisen. Bei unserem Eintritte kamen uns Mädchen mit silbernen Becken entgegen; andere gossen aus silbernen Kannen Wasser über unsere Hände, und wieder andere reichten uns die Tücher zum Abtrocknen. Mitten auf dem persischen Teppich stand jetzt ein kleiner Tisch, von ungefähr einem Fuß ins Gevierte, mit einem Tuche von Goldstoff bedeckt, darauf ein gegen drei Fuß im Durchschnitt großer Kredenzteller von Krystall. Er enthielt ein Gericht Schöpsenbraten. Der Pascha setzte sich zwischen meiner Mutter und mir nieder; außerdem nahmen mehrere Hofdamen an der Mahlzeit Theil, darunter eine, die, früher eine Sklavin des Pascha, jetzt an einen Obersten seines Heeres verheirathet ist. Das Porzellangeschirr war französisch; auch lagen schöne silberne Messer und Gabeln auf dem Tische, die aber der Pascha nicht zu gebrauchen wußte. Als wir niedersaßen, wurde jeder von uns eine Serviette auf den Schoß und eine zweite goldgestickte über die rechte Schulter gelegt; eine dritte feinere ward zum Mundabwischen gegeben. Einige der Sklavinnen fächelten uns Kühlung zu; einige reichten die verschiedenen Gerichte dar, andere hielten silberne Gießkannen u. s. w. Das Diner war uns fast zu weitläuftig; wir zählten 59 verschiedene Speisen, die eine nach der andern servirt wurden, und von deren jeder wir etwas zu kosten genöthigt waren. Und wie sonderbar wurden sie servirt! Die fünf ersten Gerichte bestanden aus Hammelfleisch, Reiß u. s. w.; dann folgte etwas Süßes, Fisch und eingemachte Nüsse, und so fort bis zum 59sten Gerichte, das aus gekochtem Reiß und saurer Buttermilch bestand. Die Krystallschüssel wurde dann hinweggenommen und eine silberne mit Melonen, Pfirsichen, Trauben u. s. w. an deren Stelle aufgetragen. Als wir vom Tische aufstanden, knieten die Mädchen mit den Becken vor uns, und unsere Hände wurden wie zuvor gewaschen und dann zum Schlusse Pfeifen und Kaffee gereicht. Während wir rauchten, zog sich die Sultanin zum Gebete zurück, was sie täglich fünfmal thut. Wer die jetzt folgende Scene gesehen hätte, der hätte sich eingebildet, wir seyen unter einer Gesellschaft großer Kinder gerathen, so wurden wir herumgezogen und betastet und geliebkost, wobei jede erklärte, wir gehörten ihr an und dürften mit keiner andern sprechen. Um 3 Uhr wollte man uns abholen, die Sultanin hielt uns aber fest und sagte, der „Kapudan Pascha" brauche nicht nach uns zu senden, so daß es 4 Uhr wurde, bis wir fortkamen. Wir bildeten einen großen Zug durch den Garten: voraus die musizirenden, tanzenden und singenden Mädchen; dann die Sultanin und wir selbst, wobei Sklavinnen Fächer von Pfauenfedern über unsere Köpfe hielten; zuletzt das weibliche Gefolge. An der Gartenthüre wurde Scherbet gereicht, worauf wir unserer gastfreundlichen Sultanin ein herzliches Lebewohl sagten und der Obhut der Eunuchen übergeben wurden, die uns bis an den Wagen eskortirten.

Vermischte Nachrichten.

Aus Kiachta wird unterm 6 December 1834 gemeldet: „Am 12 und 13 November wurden wir in der Gegend des Forts Tsuru-Chaitu von einem außerordentlichen Phänomen heimgesucht. Am 12 gegen 2 Uhr Nachmittags schien sich der Himmel auf den benachbarten Gebirgen zu verfinstern; binnen kurzer Zeit dehnte sich diese Finsterniß über den ganzen sichtbaren Horizont aus, und nahm nach und nach so zu, daß noch vor Einbruch der Nacht die ganze Gegend in eine so dichte Finsterniß gehüllt war, daß man um und neben sich nicht das Geringste unterscheiden konnte, und nicht einmal die Sterne sichtbar waren. Am folgenden Tage (13) blieb der Zustand der Atmosphäre derselbe, die Sonne blieb verborgen, und es herrschte eine Dämmerung, der ähnlich, die sich eine Stunde nach Sonnenuntergang einzustellen pflegt. Die ganze Luft war von einem Rauche erfüllt, der jedoch nicht den geringsten Geruch hatte und gegen Mitternacht gänzlich von dem Nordostwinde verjagt wurde, der sich um 4 Uhr Nachmittags erhob und gegen Abend immer stärker zu wehen anfing. In Folge dieser atmosphärischen Erscheinung fand man am Ufer und auf der Eisdecke des Flusses Argun einen braunen, geruchlosen Staub von scharfem salzigem Geschmack. Das Gras war mit einem ähnlichen Staube bedeckt, nur hatte dieser letztere eine mehr rothe Farbe. Wenn man sich zu Pferde setzte und in das hohe Gras hineinritt, erhoben sich ziemlich starke Wolken von diesem Staube, der ein Kratzen im Halse und ein Jucken in der Nase erregte. Das Fort Tsuru-Chaitu, von dem hier die Rede ist, liegt im Gouvernement Irkutsk, Distrikt Nertschinsk, am linken Ufer des Argun, welcher, bis zur Vereinigung mit der Schilcha, die Gränze Dauriens bildet, wo beide Flüsse dann den Namen Amur annehmen. Das asiatische Departement des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten in St. Petersburg hat ein Muster von dem erwähnten Staube erhalten; ein ähnliches Phänomen, wie jenes, dem er seinen Ursprung verdankt, wurde in jenen Gegenden noch nie beobachtet.

An der North-Humber Bank wurden unlängst sehr erfolgreiche Versuche mit einem tragbaren Apparat gemacht, mittelst dessen man von einem verunglückten Schiff ein Tau an das Ufer gelangen lassen kann, um auf diese Weise manches Menschenleben zu retten, das bisher zu Grunde gehen mußte. Der Apparat besteht aus einem Gewehr, welches ein an einem Pfeil befestigtes Seil 150 bis 200 Schritte weit schießt, eine Vorrichtung, durch welche ein einzelner am Ufer befindlicher Mensch in den Stand gesetzt wird, den Unglücklichen allen nur möglichen Beistand zu leisten.

Von den 800 Schiffbrüchen, welche die englische Marine im Jahre 1833 betrafen, können 200 bis 250 natürlichen Ursachen beigemessen werden. Die übrigen 550 oder 600 kommen, wie die Naval und Military Gazette sagt, auf Rechnung der abgeschmackten und mangelhaften Klassifikation der Flotte, und der Unwissenheit, Unfähigkeit und Nachlässigkeit so vieler Schiffskommandanten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 68. 9 März 1835.

Ueber die Eismassen in den nördlichen Meeren.

Die Eismassen, welche in den nördlichen Meeren die Schiffahrt so schwierig und gefahrvoll machen, sind zweierlei Art: Eismassen, welche durch das Gefrieren von süßem, und solche, die durch das Gefrieren von salzigem Wasser entstehen.

In den Schneemassen, mit denen jedes Jahr vom Monat August an der Boden bedeckt wird, bilden sich während des Sommers klare Wasserbäche, welche gegen das Ufer strömen, und sich in tiefen zwischen ungeheuren Steilfelsen eingeschlossenen Baien ansammeln. Hier verwandelt sich das Wasser in Eis, das jedes Jahr mit einer neuen Lage bedeckt wird, bis nach einem langen Zeitraum, vielleicht nach Jahrhunderten die Masse zu Bergen anwächst, und die Höhe der umliegenden Felsen erreicht. Der Schnee, der jährlich in ungeheurer Menge auf die Oberfläche dieser Eisberge niederfällt, vermehrt noch die Masse, indem er durch sein jährliches Schmelzen die zufälligen Spalten ausfüllt. Inzwischen beginnt auf einer andern Seite, langsam zwar aber fortwährend, die Zerstörung. Die unaufhörliche Bewegung des Meeres unterwühlt den Grund des Berges, und bewirkt endlich, wenn er eine Höhe von 1000 bis 2000 Fuß erreicht hat, daß er durch das Gewicht seiner Masse sich losreißt, und mit furchtbarem Krachen ins Meer stürzt. Hier schwimmt er gleich einer hohen Insel, wird durch Winde und Strömungen in wärmere Gegenden getrieben und verschwindet allmählich.

Diese Berge bestehen aus einem Eis ähnlich dem der Alpengletscher. Es ist eben so kompakt, eben so hart, und zeigt dieselbe smaragdgrüne Färbung mit leichten blauen Reflexen wie das erstere, aber nur, wenn man es herausnimmt aus dem Meere und in Stücke von mäßiger Größe zerschlägt, denn so lange es schwimmt, erscheint es fast schwarz. Obwohl es durchsichtig ist, wie Krystall, so bemerkt man manchmal Zwischenräume, angefüllt mit Blasen von Luft, die sich während des Gefrierens frei gemacht hat. Die spezifische Schwere dieser Art Eis ist nur um $^1/_{15}$ geringer, als die des süßen Wassers, und da dieses nur um $^1/_{10}$ leichter ist, als das Meerwasser, so folgt daraus, daß diese Eisberge nur etwa um den zehnten Theil ihrer Masse aus dem Meere hervorragen. Ein schwimmender Eisberg von 200 Fuß Höhe hatte also vor seinem Sturze ins Meer eine Höhe von etwa 2000'. Diese Größe kann man als ein Maximum betrachten, das selten überschritten wird. Diese Berge können indeß auf zweierlei Weise sich vergrößern, durch den Schnee, der darauf fällt, und die Dämpfe, die, wenn das Wasser noch wärmer ist als die Luft, sich entwickeln, dann niederschlagen und gefrieren. Gewöhnlich aber werden sie durch die Strömungen ins atlantische Meer geführt, wo sie, von einem wärmern Wasser bespült, schnell schmelzen. Die Erfahrung zeigt, daß wenn das Wasser, in welchem sie schwimmen, nur 4$^1/_2$° R. hat, sie in einer Stunde einen Zoll an Dicke verlieren. Ist die Temperatur des Meerwassers 9° R., so ist damit auch schon die Verminderung der Eismasse verdoppelt, und ein Berg von 600' Höhe würde demnach in 150 Tagen völlig schmelzen. Dieser Prozeß wird durch die Winde noch sehr beschleunigt, denn wird die Masse nur ein Drittel Seemeile in der Stunde fortgetrieben, so verdreifacht er sich. Daher kommt es, daß man an den Bänken von Neufundland oft große Eismassen trifft, selten aber weiter südlich, nämlich unterhalb dem 48° N. B. In den arktischen Meeren, wo die Strömungen minder heftig sind, bleiben diese ungeheuren Massen durch ihre Schwerkraft so fest an einer Stelle, daß die Wallfischfänger ihre Ankertaue daran befestigen, sie müssen aber dabei die Vorsicht gebrauchen, die Taue lang laufen zu lassen, und das Schiff in einer gewissen Entfernung zu halten, denn von dem unter dem Wasser verborgenen Theile machen sich öfters große Trümmer los, die so schnell an die Oberfläche heraufkommen, daß sie unfehlbar den Boden des Fahrzeugs zerschellen würden.

(Schluß folgt.)

Die Länder, Nationen und Sprachen Oceaniens.

(Fortsetzung.)

Das Nebeneinanderbestehen dieser drei verschiedenen Racen in einem und demselben Lande, wo der Stärkere den Schwächern in die Berge oder sonst in entlegene und unzugängliche Gegenden trieb, ist eine ganz eigenthümliche Erscheinung. Der Unterschied in der Civilisation dieser verschiedenen Stämme und Nationen ist sehr groß. Einige können nicht über 4 zählen, andere haben in allen möglichen Künsten des Lebens bedeutende Fort-

schritte gemacht. Die, welche am weitesten fortgeschritten sind, kann man den asiatischen Völkern vom zweiten Range, als den Siamesen, Birmanen, Laos und Cambodschanern vergleichen, denen sie in Gestalt, Sitten und Fertigkeiten nahe kommen. Sie sind viel weiter, als die civilisirtesten Nationen Amerika's vor der Entdeckung durch die Spanier. Dazu gehören die Malayen, die Radschangs, Atschinesen, die Battas auf Sumatra, obwohl diese manchmal noch Kannibalen sind, die Javanesen und die Sundas von Java, die Bugis und Macassars auf Celebes, und die vier Hauptnationen auf den Philippinen. Diesen kann man noch einige kleinere Stämme hinzufügen, wie die Bewohner von Bally, Lombok, Suluk, Ternate und Mindanao. Unter diesen zeichnen sich vier Völker hauptsächlich aus, nämlich die Malayen, Javanesen, Bugis und die Bewohner von Luzon.

In Betreff des Ackerbaus sind sie so weit als irgend eine Nation von Continentalasien, die Chinesen ausgenommen, dazu aber hat Boden und Klima sehr bedeutend beigetragen. Seit undenkbaren Zeiten haben sie die nutzbarsten Thiere gezähmt, als das Pferd, den Ochsen, den Büffel, den Hund, das Schwein, die Katze und das gewöhnliche Hausgeflügel; seit langer Zeit haben sie Baumwolle gepflanzt, und mit ziemlicher Geschicklichkeit gewoben und gefärbt; seit vielen Jahrhunderten sind sie im Besitze nützlicher und kostbarer Metalle und haben Geld im Handel angewendet. Seit uralter Zeit verstanden sie zu schreiben, und diese Kunst ging aus ihnen selbst hervor, denn wie wir später sehen werden, entstanden unter ihnen nicht weniger als 7 Alphabete, die, wie es scheint, alle ursprünglich und unentlehnt sind. Sie besitzen einen Kalender und theilen die Zeit systematisch ab, so daß sie die gewöhnlichen Lebensverhältnisse mit ziemlicher Genauigkeit regeln. Ihre politischen Institutionen sind darauf berechnet, die Ordnung, das Leben und das Eigenthum zu schützen, und ihre Religion scheint von keinen blutigen oder grausamen Gebräuchen begleitet gewesen zu seyn. Wo Ackerbau betrieben wird — und dieß war unter allen den bedeutendern Völkern der Fall — ist die Civilisation am meisten vorgeschritten. Wo die Menschen vom Ertrag der Sagopalme und Brodfrucht leben, haben sie mindere Fortschritte gemacht, und sind meist mit der Schrift unbekannt. Noch tiefer stehen sie, wo Fische das Hauptnahrungsmittel bilden, und sie sind in ganz rohem Zustande, wo die zufälligen Ertrágnisse der Wälder, Honig, wilde Wurzeln und Wild den Unterhalt ausmachen.

Die kleinern Völker sind hinsichtlich ihrer Gesellschaftsverfassung auf sehr verschiedenen Standpunkten; einige von der gelben Race treiben zwar Ackerbau, aber die größere Anzahl führt ein Wanderleben, und nährt sich von Wild und Fischen. Einige sind Kannibalen, und leben in fortdauerndem Kriege unter einander; eine ihrer größten Leidenschaften besteht darin, Schädel ihrer Feinde als Siegeszeichen und Erbstücke für ihre Kinder aufzuhäufen. Die Race der Negritos ist mit geringen Ausnahmen auf Neuguinea, wo sie einige kleine Fortschritte in den Künsten gemacht hat, noch elender und verworfener, als die geringsten von der gelben Race.

Was ist nun der Ursprung dieser verschiedenen Racen? woher kommen sie? oder sind sie Aboriginer? haben sie eine und dieselbe Ursprache, die sich mit der Zerstreuung der einzelnen Völker in verschiedene Dialekte spaltete? oder haben die einzelnen Racen ursprünglich verschiedene Sprachen gesprochen? Das sind sehr interessante, aber äußerst schwierige Fragen, die sich beim Mangel aller historischen Berichte nur durch eine kritische Untersuchung der Sprachen beantworten lassen.

Die Civilisation scheint an einzelnen begünstigten Stellen unseres Erdbodens sich erhoben, und durch den Volksstamm, bei welchem sie entstand, je nach der Gunst der Umstände und Verhältnisse, mit einem größern oder geringern Theil seiner Sprache in eine größere oder geringere Ferne verbreitet zu haben. Ein gutes Klima, ein reicher Boden, ohne dichte Wälder und Sümpfe, um den Anbau von Seite eines rohen Volks zu erleichtern, scheinen unumgänglich nöthige Umstände, um eine solche Civilisation zu erzeugen, und fanden diese sich beisammen, so bedurfte es nur eines talentvollen Mannes, um das Werk zu beginnen. Die zu der Verbreitung der Civilisation von einem solchen Focus aus nöthigen Verhältnisse bestehen in der Leichtigkeit des Verkehrs, namentlich aber in der Identität der Race. So hat der chinesische Civilisationstypus, welcher sich nach Japan auf der einen, nach Cochinchina auf der andern Seite ausbreitete, wahrscheinlich seinen Ursprung in den gemäßigten und fruchtbaren Thälern der großen Ströme China's zwischen 20° u. 35° N. B., und die Völker, die ihn annahmen, nämlich Japanesen, Coreer, Tonkinesen, sind von derselben Race, wie die Einwohner der verschiedenen Provinzen China's selbst, die meistens neben der allgemeinen Sprache ihren besondern Dialekt sprechen. Sobald die Race eine andere wird, hört auch der Einfluß auf. Die chinesische Civilisation und ihr Werkzeug, die chinesische Sprache, haben wenig oder keinen Einfluß gehabt auf die indochinesischen Völker, Birmanen, Siamesen, Laos und Cambodschaner, die, obwohl der Chinesen unmittelbare Nachbarn, doch von ganz anderer Race sind. Noch geringer war der Einfluß auf die Bewohner der indischen Inseln, einer von den Chinesen noch verschiedenern Race, obwohl die letztern in großer Anzahl und Jahrhunderte lang sich darin niederließen. *)

Der nächste eigenthümliche Civilisationsfocus ist bei den s. g. indochinesischen Nationen, welche im Osten mit Cambodscha anfangen und im Westen mit Arracan endigen. Physisch betrachtet, tragen alle in diesen Gränzen lebenden Stämme denselben Charakter, sie sind kleiner und dunkler als die Chinesen, und obschon

*) Es ist auffallend, daß die Chinesen, obgleich seit vielen Jahrhunderten unter Einer Regierung und denselben Institutionen lebend, doch nicht wie andere civilisirte und lang vereinte Völker durchaus eine und dieselbe Sprache sprechen, sondern im Gegentheil jede Provinz ihren eigenen Dialekt spricht. Dieß scheint eine Folge der chinesischen Schrift, die mit manchen Vortheilen doch auch viele Nachtheile verbindet, und als Ideenschrift auf alle Sprachen, fremde wie chinesische, paßt. Eine solche geschriebene Sprache enthob die Provinzen der Nothwendigkeit, die Sprache des herrschenden Theils zu lernen. Hätte eine Lautschrift, d. h. ein Alphabet existirt, so würde die Sprache von Kyangnan, gewöhnlich die Mandarinensprache genannt, welche jetzt außerhalb der Provinz nur am Hofe, so wie von den Gebildeten und Gelehrten gesprochen wird, wahrscheinlich alle übrigen mit der Zeit verschlungen haben.

in Gestalt und Farbe den oceanischen Nationen von der gelben Race mit schlichten Haaren sehr ähnlich, sind sie doch um vieles schlanker, und bei näherer Untersuchung ergeben sich bedeutende Unterschiede. Ihre Sprachen, obschon radikal von einander verschieden, stimmen doch in ihrem grammatischen Bau überein. Sie sind nicht rein einsylbig, wie das Chinesische, sondern gleich an der östlichen Gränze beginnt die Mischung mit vielsylbigen Worten, und diese Mischung wird mit dem Fortrücken gegen Westen immer bedeutender. Die Gleichheit der Race hat eine große Aehnlichkeit in Sitten, Institutionen und Civilisation zur Folge gehabt, selbst die Formen der Gottesverehrung sind auffallend gleichartig, und alles dieß, trotz der unversöhnlichen Feindseligkeit unter diesen Nationen, die nie unter einer Regierung vereint waren, und trotz der radikalen Verschiedenheit ihrer Sprachen. Der eigentliche Focus dieser Civilisation ist nicht leicht anzugeben, aber eines der fruchtbaren Thäler des Cambodscha, Menam oder Irawaddi war vermuthlich ihr Sitz.

In Hindostan entsprang gleichfalls frühzeitig eine eigenthümliche und herrschende Civilisation, deren Sitz vermuthlich das obere Thal der Dschemna und des Ganges war, und deren Volk die Sanskritsprache redete. Ueber alle Völker des Hindustammes dehnte diese Nation ihre Sprache, Einrichtungen und ihre Religion aus, allein nirgends verdrängte das Sanskrit die andern Sprachen, und nirgends ist sie der eigentliche Stamm einer lebenden indischen Sprache; es hat sich nur je nach den Umständen mehr oder minder mit ihnen vermischt, und jedes indische Volk spricht noch heutzutage seine eigene Sprache. Das Sanskrit oder ein Dialekt desselben drang auch nach Tübet, und von da auf mannichfachen Wegen zu den entferntesten Nationen der Erde; ferner ostwärts zu den indochinesischen Nationen, wo es, ohne den eigenthümlichen Genius dieser Sprachen zu ändern, doch bedeutende Eindrücke zurückließ. Auf die rein einsylbigen Dialekte von China, Japan u. s. w. übte es aber durchaus gar keinen Einfluß aus, obgleich es eine durch Dr. Siebold erwiesene Thatsache ist, daß die Priester Buddhas in Japan ihre Gebete in Sanskrit lesen, die Dewa-Nagari-Schrift haben und einige Abhandlungen über Sanskritgrammatik besitzen. Auch auf die oceanischen Sprachen, welche alle vielsylbig sind, hat der Sanskrit eingewirkt; die nähern und gebildetern Sprachen haben viel davon in sich aufgenommen, die entferntern und halbbarbarischen es aber ganz zurückgewiesen. Gegen Nordwesten dehnte sich dieselbe Sprache zu den Persern und türkischen Stämmen aus, bei denen sich sehr viele Worte derselben finden. Von diesen hinwiederum verbreitete sie sich durch Auswanderungen und Eroberungen unter allen lebenden und todten Sprachen, ein Ereigniß, das zu einer Zeit statt gefunden haben muß, von der wir weder durch Tradition noch Geschichte etwas wissen. Auf den semitischen Sprachstamm übte das Sanskrit keinen Einfluß aus.

Der nächste Punkt, wo wir eine unabhängige Civilisation entdecken, liegt zwischen Hindustan und dem kaspischen Meere. Dieser Menschenstamm, unter verschiedenen Namen, Türken, Turkomanen, Perser und Afghanen bekannt, unterscheidet sich in seinem physischen Charakter wesentlich von den Hindus im Osten, den Mongolen im Norden, den Semiten im Süd-, und der kaukasischen Race im Nordwesten. Von hier gingen zu allen Zeiten die Eroberer Europa's und Südasiens aus, und durch sie wurde wahrscheinlich in einer über alle Geschichte hinausliegenden Zeit das Sanskrit in Europa verbreitet.

Einen fünften Focus bildete unter den semitischen Nationen: Juden, Syrer, Chaldäer, Araber u. s. w., das Thal des Tigris und Euphrat, wo in verschiedenen Zeitaltern Nineveh, Babylon, Seleucia, Ctesiphon und Bagdad sich auszeichneten. Die Ausbreitung dieser Civilisation ist eine Thatsache der neuern Geschichte, da sie nicht weiter als bis auf Mohammed und seine nächsten Nachfolger sich zurückdatirt. Die arabische Sprache hat sich weithin verbreitet, und eine Menge Worte sind in die vielsylbigen Sprachen, aber nicht Eins in die einsylbigen übergegangen, obwohl Mosaismus und Islam den Weg bis nach China, und der letztere auch zu den indochinesischen Nationen fanden. Man findet deutliche Spuren davon im Spanischen und vielen Negersprachen Afrika's, und eben so finden wir es inkorporirt mit der Sprache der Philippinen und andern östlichen Inseln.

Die nächste eigenthümliche Civilisation ist die ägyptische unter dem eigenthümlichen die Ufer des Nils bewohnenden Stamm, doch hat sie sich vielleicht nur durch Beispiel, nicht aber materiell über die Gränzen dieses Landes hinaus verbreitet. Dann haben wir die besondern Civilisationen, die sich in Griechenland, Etrurien und Latium erhoben. Auch von Tübet ging wieder eine besondere Civilisation aus, diese schwache Pflanze streute jedoch nur dünn ihren Samen über einige der bedeutendsten Nomadenstämme, nämlich Mongolen und Mantschu, aus, die seine Literatur und seine Religion entlehnten.

In der neuern Welt waren die offenen Ebenen und der fruchtbare Boden der beiden Tafelländer Peru und Mexiko die einzigen Punkte, wo eine Civilisation sich erhob, die andern hatten vielleicht weder Zeit noch Gelegenheit, sich aus dem wilden Zustande zu erheben.

Wir wollen nun versuchen, ähnliche Civilisationspunkte in Oceanien nachzuweisen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Briefe des Herrn Dubois de Neufchatel. *)

(Schluß.)

Pokroi (im Gouvernement Wilna) 28 Oktober 1834.

Ich bedauerte sehr, daß Sie bei meiner Rückkehr aus den transkaukasischen Ländern die Krim schon verlassen hatten. Ich wollte Ihnen am Ende der Reise meine Entdeckungen mittheilen, und Ihnen meine Risse zeigen, die Ihnen gewiß viel Vergnügen gemacht hätten, jetzt muß ich mich auf eine sehr oberflächliche und ungenaue Beschreibung einschränken. Sie wissen, daß ich in Sebastopol einen Monat lang die Gelegenheit abwartete, mit einem Schiffe abzusegeln, und diese ganze Zeit darauf verwandte, Ansichten vom herakleischen Chersones aufzunehmen; ich kann mit einigem Rechte sagen, daß ich diese Tage meiner Reise mit großem Nutzen angewendet habe. Auf dieser 20 Werste langen und 12 Werste breiten Strecke findet sich kein Haus, kein Brunnen, den ich auf meinem Plane nicht verzeichnete. Ich hoffe, daß diese Arbeit mir zum Verdienste angerechnet werden wird, denn da die Ueberreste

*) Dieser Brief ist an eine andere Person gerichtet, was einige Wiederholungen in dieser Zusammenstellung der Alterthümer entschuldigen mag.

des alten Chersonesus, die man zu Bauten in Sebastopol verwendet, mit großer Schnelligkeit vollends verschwinden, so ist es nach einigen Jahren nicht mehr möglich von diesen Alterthümern etwas zu erfahren; nur die Trümmer der Stadt selbst wurden nicht berührt, diese blieben in statu quo, da sie in früherer Zeit große Verheerungen erlitten hatte. Außerdem ist, wie Sie wissen, ein großer Theil des Chersonesus denjenigen Leuten abgetreten, welche Weinberge oder andere Anpflanzungen unternehmen wollten. Zum Unglück entsprechen die neuen Gränzen den alten nicht, man begann Aenderungen, grub den Boden auf, trug die Trümmer vollends ab und führte hohe Mauern auf; eine neue Ordnung der Dinge vernichtete die letzten Spuren des Alterthums in diesem Lande. Jetzt könnte das grübleste Auge nur mit Mühe einen Stein aus den Zeiten des alten strabonischen Chersonesus wiederfinden, wie ihn noch jüngst, namentlich im Jahre 1794, Pallas beschrieb. Die Weinberge des Admirals Greigh und des Herrn Kruse sind hier angelegt. Ich kehre jedoch zu meinen Beobachtungen zurück. Ich bemühte mich, sie in einem allgemeinen Plane zu vereinigen, wo der größte Theil der Landgüter und namentlich alle dazu gehörigen Wohngebäude angemerkt sind. Die Reise über den Kaukasus begann ich mit der Besichtigung der tscherkessischen und abchasischen Meeresufer, wobei ich von Herrn Tausch, der 7 Jahre im Lande der Tscherkessen gelebt hatte, sehr bemerkenswerthe Nachrichten über die Alterthümer von Gelindschik, Sudschuk und im innern Lande erhielt. Diese Orte sind so wenig bekannt, daß auch eine unvollständige topographische Nachricht darüber von Werth ist. Außerdem besuchte ich die Trümmer von Gagra und Pizund, die eine besondere Beschreibung verdienen, eben so Suuk-su, Pschandiu, Anakopi, Suchumkalé, Kelaschur oder Dioskurias und andere. Ich sammelte eine Menge bemerkenswerther Alterthümer im Innern von Abchasien.

Mingrelien ist nicht minder beachtenswerth. Ich begann damit, daß ich die eigentliche Lage von Phasis und Ea zu erforschen suchte, worüber die Nachrichten bis jetzt so ungenügend sind. Es gelang mir in dieser Beziehung Entdeckungen zu machen, welche für die Geschichte, wie für die Geologie merkwürdig sind. An den Ufern der Chopi sah ich ein Kloster desselben Namens, in welchem eine lange in historischer Beziehung merkwürdige Inschrift sich befindet; die Kirche ist schön, die mingrelischen Dadiane haben noch eine kleine Kapelle hinzugefügt, welche aus Kapitälern, Säulentrümmern und andern Verzierungen von weiß und grau gestreiftem Marmor erbaut ist. Die Inschrift erklärt uns die Geschichte dieser Steine. Als Wameg, der Sohn Georg Dadians, aufs neue die Stämme, welche in Dschikheti und Alaneti, d. h. in der Umgegend von Gagra und Pizund lebten, seiner Herrschaft unterwerfen wollte, überzog er sie mit Krieg, besiegte sie, und zum Beweise seines Sieges ließ er diese Marmorstücke herführen, aus denen er die erwähnte Kapelle baute, die später als Grabgewölbe für seinen Vater und seine Mutter diente. So viel mir bekannt ist, kommen die Benennungen Dschicheti und Alaneti hier zum Erstenmal in Inschriften vor, und es ist nicht schwer in diesen Namen die Zichen und Alanen Strabo's zu erkennen. Das jetzige Dschiketien besteht hauptsächlich aus dem nordwärts von Gagra liegenden Meeresufer des tscherkessischen Landes; es ist noch immer reich an Ruinen von Kirchen und Schlössern. Hierauf besichtigte ich in Mingrelien die weitläufigen Trümmer von Nakolachewa; drei hier befindliche befestigte Schlösser, die in verschiedenen Zeiten errichtet wurden, nehmen eine große Strecke am Ufer des Tachaura ein. Das unterhalb liegende Schloß muß seiner Bauart nach sehr alt seyn; es finden sich darin Trümmer eines alten königlichen Palastes und einer Kirche. Martwili, die Residenz des Bischofs von Mingrelien, verdient Aufmerksamkeit theils wegen seiner entzückenden Lage, theils wegen seiner herrlichen Kirche, welche, wie mir scheint, aus den Trümmern eines alten Tempels erbaut ist; ich vermuthe dieß daraus, weil ich an denselben Spuren von Basreliefs griechischen Ursprungs erkannte.

Gurien ist nicht minder reich an Ueberresten des Alterthums. Alles erinnert an verflossene Jahrhunderte, namentlich aber sind die Trümmer einer Stadt bemerkenswerth, welche noch jetzt Ubschenar heißen, und nicht weit von Ozurgheti liegen. Stellen Sie sich eine viereckige griechische oder römische Feste von einem Werst im Umkreis vor, die mit einem schönen Buchenwalde überwachsen ist; auf den alten eingestürzten Trümmern stehen Bäume, von denen einige 5½' im Durchmesser haben.*) In diesen Trümmern finden sich keine Spuren aus der christlichen Zeit.

Imerethien ist hinsichtlich der Ruinen eben so merkwürdig als Mingrelien: es finden sich ihrer dort so viele, daß ich nicht einmal auch nur die Hälfte davon besichtigen konnte. Aber vorzugsweise vor andern muß ich Kutais, dessen älteste Denkmale alle Jahrhunderte überdauerten, und seiner Kathedralkirche, des schönsten Gebäudes südlich vom Kaukasus, erwähnen. Dann verdient Tamarazich oder Zichrdarbasi, ein alter Palast der Königin Tamar am Ufer des Phasis, 20 Werste südlich vom Kutais, Erwähnung. Der Hauptsaal war unnachahmlich prachtvoll, jetzt ist fast nichts mehr davon übrig, die russischen Soldaten zerstörten ihn allmählich, indem sie die Backsteine, aus denen er aufgeführt war, herausrissen, um ihre Oefen und Kamine in Kutais damit anzulegen. In Gajat nahm ich mir mit möglichster Genauigkeit eine Kopie der Inschrift am Derbenter Thore, und ließ sie mir in Eriwan übersetzen. Die Umgegend von Raschscha und der Kreis von Scharapan sind mit Trümmern von Festungen, Kirchen und Klöstern aus allen Zeitaltern übersäet.

Im Paschalik von Achalzikhe verdienen die Tiefthäler des Bardschom und oberen Kur eine besondere Untersuchung. Es gibt wenige Länder, welche in ihrer Zeit stärker bevölkert seyn mochten, und in denen die Spuren einer größern Betriebsamkeit des Volks zurückblieben. Unter der türkischen Herrschaft wurde Alles anders, und von dem alten Reichthum zeugen nur noch viele Trümmer, wovon die Ruinen der Klöster Saphara und Warzig der Aufmerksamkeit besonders würdig sind; dieses letztere lag am Kur 15 Werste nordwärts von Khertwis und war ganz in vulkanischen Felsen gehauen. Außer einer zahllosen Menge größerer Zimmer sieht man dort noch drei merkwürdige Kirchen, ungeheure unterirdische Gänge und viele große Wohnungen, die man der Königin Tamar zuschreibt, welche, wie man sagt, in der größern der drei Kirchen begraben liegt.

In Kartalinien verdienen vorzügliche Aufmerksamkeit die Trümmer von Uplossikhe und das Sionskloster in dem Engpasse von Aten, nicht weit von Gori. Ferner kann man in Grusien nicht unbesucht lassen Mzchet, das so reich ist an Denkmälern, schönen Ueberresten des Alterthums und prächtigen Kirchen. Aber den Vorrang vor allen übrigen hat das klassische Somchetien, diese schöne Provinz Grusiens, welche früher so sehr bevölkert war, und jetzt fast öde ist. In dieser an Schönheiten der Natur so reichen Gegend findet sich ein merkwürdiger Ueberrest des Alterthums neben dem andern, und niemand darf darüber erstaunt seyn, wenn man weiß, daß dieses Land als abgesondertes Besitzthum den berühmten Orbelianen und Dschanpaburanen, d. h. den Nachkommen der chinesischen Kaiser, den Nebenbuhlern der Könige von Grusien und Armenien, gehörte, deren Geschichte so weit zurückgeht.

Es läßt sich unmöglich aufzählen, was sich hier bis ans Ufer des kaspischen Meeres Interessantes für den Alterthumsforscher findet. Nicht nur in Katechalichid, Schamchor, Gandscha, Schachbulach, Berda u. dgl. findet er Nahrung für seine Forschbegierde, sondern jede Schlucht, jeder Winkel dieser Berge hat seine Trümmer, sein Kloster, seine Kirche und sogar seine Traditionen.

Ziehen wir aber über die Bergkette, welche den Namen Eschak Meidan (Eselsfeld) führt, so ist alles vorher Gesehene nichts vor den prachtvollen Schönheiten des Thales von Großarmenien. Ich habe einiges davon in meinen frühern Briefen berührt, es ist aber kaum der fünfte Theil dessen, was dort Merkwürdiges zu sehen ist. Die letzten Orte, die ich in Armenien besuchte, waren Nachdschewan**) und Dschulfa. Jedes derselben würde hinreichenden Stoff darbieten, um mit Beschreibungen und Zeichnungen ganze Bände zu füllen. Das Grab Noahs, der Thurm der Khane von Nachdschewan und der Todtenacker von Dschulfa sind einzig in ihrer Art.

*) Aehnliches sah ich an dem südlichen Ufer der Krim, auf den wenig besuchten Trümmern alter Festungen, wo mächtige Bäume aus dem Schutt der Festungsmauern oder Thürme hervorwuchsen. So z. B. bei Alupka, auf der Höhe der alten Feste, wo jetzt ein Kreuz steht, wächst eine Fichte, welche am Fuße über 1½ Arschinen (0.711 Metres) dick ist. Auf dem Vorgebirge Ai-Todor, in der Umgebung von Gaspra, sah ich aus den Trümmern einer Mauer einen Wachholderbaum (juniperus excelsa) herauswachsen von beinahe einer Arschine Dicke. Doch läßt sich dieß mit dem Baume von 5½' Dicke nicht vergleichen.

**) So fängt man an diesen Namen als richtiger zu schreiben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 69. 10 März 1835.

Die Länder, Nationen und Sprachen Oceaniens.

(Fortsetzung.)

Die Brennpunkte der Civilisation in den oceanischen Ländern scheinen vorzugsweise das Tafelland von Sumatra, die reichen, hohen und offenen Thäler Java's und die große Insel Luçon zu seyn, welche gleichfalls offene Ebenen, einen fruchtbaren Boden und ein günstiges Klima hat. Gewiß ist, daß die Civilisation der gelben Race eigenthümlich, nicht fremden Ursprungs ist, denn alle Dinge von Bedeutung sind mit einheimischen Worten bezeichnet, während der Einfluß des Sanskrit und Arabischen sich leicht als äußerlich und verhältnißmäßig unbedeutend nachweisen läßt. Damit soll indeß nicht gesagt seyn, daß nicht unter verschiedenen Stämmen derselben Race eine verschiedene Civilisation sich zu gleicher Zeit erzeugen konnte, obwohl es weit wahrscheinlicher ist, daß ein Stamm den andern voranging und dadurch einen vorherrschenden Einfluß über das Ganze ausübte. Das Daseyn verschiedener Sprachen und verschiedener Alphabete in den mannichfachen Ländern zeigt klar, daß wenn auch ein Stamm vor allen andern sich erhob, die Civilisation doch auf mehreren Punkten entstand. Solche Civilisationspunkte waren unter den indochinesischen Nationen gewiß nicht weniger als 4, und in Hindostan wahrscheinlich nicht weniger als 10; in den oceanischen Ländern kann man nicht weniger als sieben annehmen.

Bei einer Untersuchung der Sprache der gelben Race mit straffem Haare ist zu bemerken, daß sie zwar unter sich ungemein verschieden sind, in ihrem grammatischen Bau aber so genau übereinstimmen, als die europäischen Sprachen. Hr. Marsden gibt davon nachstehende scharfsinnige Beschreibung:

„Die Worte in ihrem einfachen Zustande sind meist zweisylbig mit dem Accent auf der ersten Sylbe, doch sind auch einsylbige häufig; die abgeleiteten werden durch Anhängung von Partikeln, sey es vorn oder hinten, gebildet; von den ursprünglichen Wörtern gehören viele zu keinem besondern Redetheile, aber namentlich in der Unterredung werden sie je nach ihrer Stellung zu andern Worten des Satzes, als Haupt-, Bei- oder Zeitwörter angesehen. In der Schrift jedoch ist ihr grammatischer Sinn durch die Partikeln genauer bestimmt. Weder Geschlecht, Zahl, noch Beugungsfälle werden durch Veränderungen im Hauptwort ausgedrückt, sondern man drückt diese Verhältnisse nur durch unverbundene Partikeln oder Worte aus, welche die Bedeutung unserer Präpositionen und Adverbien haben.“

Unter allen oceanischen Sprachen findet sich nicht Eine von einem so verwickelten Bau, wie das Sanskrit, das Griechische, Lateinische oder Deutsche, worin Geschlecht, Zahl und Beugung der Hauptwörter, so wie die verschiedenen Zeiten oder Verhältnisse bei den Zeitwörtern durch Beugungen oder Aenderungen der Endsylben ausgedrückt werden. Indeß sind allerdings einige doch verwickelter als die andern; die Sprache der Philippinen hat einen Dual, und das Zeitwort ist in seiner Form ziemlich verwickelt. Dieselbe Bemerkung läßt sich auch von der Sprache der rohesten aller Stämme, nämlich derer auf dem Kontinent von Australien machen. Der Bau und die Regeln der Syntax bei den Sprachen der Südsee-Inseln sind gleichfalls wesentlich von denen der großen Stämme auf den östlichen Inseln verschieden, von denen Marsden's allgemeine Schilderung entnommen ist.

In den Sprachen der Malayen oder der gelben Race gibt es eine große Menge Worte, die mehr oder minder fast allen gemein sind, und es ist in der That erstaunlich, wie weit diese Identität einzelner Worte und Ausdrücke geht. Sie findet sich auf eine unverkennbare Weise in der Sprache des Volks von Madagaskar, das nicht über 50 geogr. M. von der Ostküste Afrika's liegt, und in der Sprache der Bewohner der Osterinsel, nicht über 800 geogr. Meilen von der Westküste Amerika's; die Entfernung zwischen diesen beiden Punkten kann man nicht auf weniger als 2000 geogr. Meilen anschlagen. Diese Identität der Worte ist am stärksten unter den civilisirteren Nationen, und, von Madagaskar auf das wir später zurückkommen wollen, abgesehen, nimmt ab, je weiter man von Sumatra und Java aus gegen Osten geht. Die Negrito-Stämme sind ausgeschlossen, doch nicht alle, wie später gezeigt werden soll. Aus dieser in der Geschichte des Menschengeschlechts und der Sprachen äußerst interessanten Thatsache will nun Hr. Marsden den Schluß ziehen, daß alle Sprachen von Madagaskar bis zur Osterinsel, die Negrito-Dialekte ausgenommen, ursprünglich eine einzige Sprache, und die Verschiedenheiten, die man jetzt entdeckt, nur eine Folge der Zerstreuung der verschiedenen diese Sprache redenden Stämme gewesen seyen. Seine Beweise hiefür zieht er aus der Uebereinstimmung des grammatischen Baus und besonderer Eigenthüm-

lichkeiten dieser Sprache. Dieß möchte aber wohl nur Identität der Race, jedoch nichts weiter beweisen. Ebensowohl könnte man sagen, die neuern Sprachen Europa's, Griechisch und Lateinisch, Deutsch und Slavisch seyen ursprünglich Eine Sprache gewesen, denn die allgemeine Uebereinstimmung ihrer grammatischen Formen ist sicherlich nicht geringer als dieß bei den oceanischen Sprachen der Fall ist.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Eismassen in den nördlichen Meeren.

(Schluß.)

Die Gelehrten haben lange gestritten, ob das Meerwasser gefrieren könne: Erfahrung und Beobachtung haben indeß die Frage bejahend entschieden. Es ergibt sich jedoch nur ein unvollständiges Eis, das man wegen seiner Porosität, seiner geringen Cohäsion und seiner unvollständigen Durchsichtigkeit auf den ersten Blick vom Eise aus süßem Wasser unterscheiden kann. Seine körnichte, fast schwammartige Textur gaben ihm das Ansehen von künstlich bereitetem Eise. Seine Schwere ist bedeutend, so daß, wenn es schwimmt, nur $^1/_{18}$ über die Oberfläche des Wassers hervorsieht. Enthält das Eis nur eine mäßige Menge Salz, so erfordert es eine weit minder niedere Temperatur, um sich zu bilden, als man lange Zeit geglaubt hat: zwei Grade unter dem Gefrierpunkt des süßen Wassers genügen dazu.

Während die Eisberge erster Klasse das Werk von Jahrhunderten sind, und eine ungeheure Höhe erreichen, bildet sich das Meereis jeden Winter und selten über 6—8' dick, und verschwindet wieder bei der fortgesetzten starken Einwirkung der Sonne im Sommer. Man hat berechnet, daß selbst unter dem Pol die Sonnenstrahlen im Solstitium in Einem Tage fünf Zoll dickes Eis schmelzen können, und somit im Laufe des ganzen Sommers gar wohl eine Eislage von 40 Zoll Dicke. In kalten Jahren jedoch hält sich freilich das Eis bis zum nächsten Winter.

Die Seeleute unterscheiden vielerlei Arten von Meereis, denen sie besondere Namen geben. Es nimmt auch in der That je nach den einwirkenden Ursachen verschiedene Formen an. Ist die einförmige Eisdecke einmal gebrochen, so zerstreuen oder häufen sich die Trümmer an in Folge von Strömungen oder Stürmen. Im letzten Falle bilden sich kleine Berge von mehr oder minder bizarren Formen, manchmal bis 30' hoch, die durch ihren malerischen Anblick die Monotonie der Scene unterbrechen. Man erkennt diese Eismassen auf eine bedeutende Entfernung an einem weißlichen durchsichtigen Schein, der über der Stelle, wo sie sich befinden, am Horizonte glänzt: erfahrne Seeleute erkennen daran die Größe und Form derselben auf eine Entfernung von 8 oder 10 Seemeilen. Der durch die Schneefelder erzeugte Schimmer ist von dem genannten dadurch verschieden, daß er einen leichten gelben Anflug hat.

Die Seeleute fürchten beiderlei Arten von Eismassen beinahe in gleich hohem Grade. Die Fahrzeuge erleiden häufig, indem sie durch die todten Gewässer der Eisberge aus süßem Wasser durchzukommen suchen, bedeutende Beschädigungen, während sie die Massen von Meereis gewöhnlich vermeiden können; indeß ist die Gefahr doch sehr groß, wenn dieselben während der Stürme krachend zusammenstoßen, oder wenn sie in Folge eines ungleichen Schmelzens in einige ihrer Theile sich umstürzen, und unter ihrer ungeheuern Masse oder in dem gähnenden Schlund, den sie zurücklassen, alles, was in ihrer Nähe ist, begraben.

In den Meeren von Grönland und Spitzbergen bildet das Eis eine fortlaufende Masse zwischen diesen beiden Ländern, die je nach dem Maße der Wärme sich mehr oder minder gegen Süden ausdehnt. In den wärmeren Jahren zieht sie sich bis zum 80° n. B. jenseits des Kaps Hacklupt zurück, welches der nördlichste Punkt von Spitzbergen ist, während sie in andern Jahren bis zum 70° herabrückt, und somit diese ganze Insel einschließt. In dem letztern Falle bildet die Eisbank gewöhnlich etwas unterhalb Spitzbergen nahe an der Bäreninsel eine ungeheure Bay, in welche die Wallfischfänger hineinfahren. In günstigen Jahren besteht zwischen dieser Bank und Spitzbergen ein Kanal von 40 bis 50 Seemeilen Breite, durch welche die Schiffe hindurchfahren, und jenseits bis zum 78 und 79° ein freies Meer finden, wo die Wallfische zahlreicher sind als sonst irgendwo. Die genannte Eisbank erstreckt sich 450 Meilen von West nach Ost bei einer Breite von 25 bis 40 Meilen.

In der Baffinsbay ist eine ähnliche fast eben so breite Bank zwischen dem 72° u. 76° B. Die hohen Ufer derselben sind mit Eisbergen bedeckt, die sich oft gleich hohen Vorgebirgen ins Meer hineinziehen. Wenn diese sich losmachen, wird ein Theil davon durch Winde und Strömung hinausgeführt ins atlantische Meer, der größere Theil aber vereinigt sich von den zwei entgegengesetzten Küsten in der Mitte des Kanals, und bildet hier eine zusammenhängende, stationäre Bank, welche die Schiffe nur im hohen Sommer durchdringen können. Zwischen dieser Mittelmasse und den Eisschichten an beiden Ufern gibt es zwei Durchfahrten, die stets mit schwimmenden Eismassen angefüllt, und darum sehr gefährlich und oft ganz geschlossen sind. Die westliche ist die gefährlichste, wegen der Eisblöcke, welche in dieser Richtung von Norden herabkommen, die andern schlagen gewöhnlich die Wallfischfänger ein, und von der größern oder geringern Schnelligkeit, mit welcher sie den Engpaß zurücklegen, hängt der Erfolg ihrer Unternehmung ab. Hinter dieser Bank gegen den innersten Theil der Baffinsbay zu, ist in der That jetzt der thätigste Schauplatz des Wallfischfanges, bis diese Thiere der unablässigen Verfolgungen des Menschen müde, auch diese Striche verlassen, wie sie schon die Hudsonsbay und größtentheils auch die Küsten um Grönland verlassen haben.

Man hat über das Klima der Polargegenden seit zwei Jahrhunderten zahlreiche Hypothesen aufgestellt, die sich auf zwei in ihren Schlußfolgerungen völlig entgegengesetzte zurückführen lassen. Nach der einen soll sich das Eis im Laufe der Jahrhunderte langsam aber fortwährend vermehren, und diesem Umstande soll die angebliche Abnahme der Wärme, die man in unserer gemäßigten Zone seit der historischen Zeit bemerkt haben will, zuzuschreiben seyn. Die Gründe zur Unterstützung dieser Ansicht halten keine strenge Prüfung aus, aber die Anhänger der entgegengesetzten Meinung wissen keine bessern für sich anzuführen, und stützen sich

hauptsächlich darauf, daß namentlich in den Jahren 1817, 1818 und 1819 die Polarmeere auffallend frei von Eis waren. Erwägt man jedoch, wie weit die frühern Seefahrer gedrungen sind, so findet man, daß in gewissen Zwischenräumen, die fast periodisch wiederzukehren scheinen, das Eis in den arktischen Meeren auf eine ungewöhnliche Weise schmolz, ohne daß man daraus auf eine allgemeine Aenderung in ihrem Klima schließen könnte. Die Seefahrer unserer Tage konnten sogar nicht so weit hinaufsegeln als die frühern. So kam Hudson im Jahre 1607 bis zu 82°; Mac Callam im J. 1751 bis 83° 50′; Stephens im J. 1754 bis 84° 30′, während Scoresby im J. 1806 nur bis 81° vordrang. Parry gelangte im J. 1827 allerdings bis 82° 50′, aber nur indem er sich auf Schlitten einen Weg über das Eis bahnte.

Man kann aus allem diesem den Schluß ziehen, daß die Lage des Eises jedes Jahr sich verändert, und wenn sie eine Zeit lang gegen Süden vorgerückt ist, um eben so viel wieder gegen den Pol zurückweicht. Genaue Angaben über diese Veränderung während einer bedeutenden Anzahl Jahre würden ein mittleres Verhältniß geben, das gewiß der Wahrheit nahe käme, aber eben die genauern Beobachtungen fehlen bis jetzt immer noch.

Alexandria.

Es gibt Männer, die das Gepräge ihres Wesens Allem so aufdrücken, daß man bei ihren Worten sich unwillkürlich ihrer erinnert; spricht man von Alexandria, so erinnert man sich alsbald an den Eroberer Asiens, der zwischen Indien und Griechenland seinen Schiffen ein Asyl öffnete, und dem ungeheuren Reiche, dessen Schöpfung ihn beschäftigte, eine Handelsstadt gab, wo man die Reichthümer dreier Welttheile austauschen konnte. Da der Nil durch den reißenden Lauf seiner Gewässer und sein Austreten jede ansehnlichere Niederlassung auf den beweglichen Gestaden des Delta's unmöglich machte, so wählte der Besieger des Darius für seinen Hafen einen sichern Ort, die nicht fern von Canope liegende kleine Insel Pharus, die einzige, die sich in einer Ausdehnung von mehr als fünfzig Stunden auf dieser Küste findet. Die schmale Landenge, die zwischen dem Meere und dem See Mareotis *) liegt, und gleich einem Damme Aegypten mit Libyen verbindet, war der Platz der Stadt, die bestimmt war, die Hauptstadt der heidnischen Welt, die Wiege der christlichen Gottesgelahrtheit zu werden, und die, nach einander aus den Händen der Griechen in die der Römer, der Araber, der Türken und der Mameluken fallend, nach so vielen Schicksalswechseln und verheerenden Umwälzungen, aus ihren Trümmern sich erheben sollte, um noch einmal von einem andern Sohne Macedoniens mit Reichthümern und Macht ausgestattet zu werden. Gewiß war diese Lage, gerade in der Mitte zwischen Griechenland und Arabien, zwischen dem Delta und Cyrenaica, nicht ohne bedeutenden Einfluß auf das Schicksal Alexandria's, und hiebei bemerkt man, daß in all den Städten, von denen das mittelländische Meer nur noch die Ruinen bespült — Carthago, Cyrene, Ptolemais, Halycarnassus, Ephesus, Troja und so viele andere — schon von Anfang an der Keim der Erschlaffung und des Dahinsterbens lag, der sich an ihre geographische Lage, mit der sie zu kämpfen hatten, knüpfte, während diejenigen, welchen beschieden war jene zu überleben — Smyrna, Konstantinopel, Athen, Rom, Messina, Marseille — ihr jahrtausendelanges Bestehen eben so sehr den Ortseigenthümlichkeiten zu verdanken haben als den politischen Ereignissen, durch die sie am meisten begünstigt wurden. Diese rein relativen Vortheile der Lage sind bei der Existenz Alexandria's um so unbestreitbarer, als sein Boden an sich selbst keiner günstigen Eigenschaft sich zu erfreuen hat, und überall eine merkwürdige Unfruchtbarkeit zeigt. Die Römer nannten dieses äußerste Ende der libyschen Küste das weiße Ufer, und in der That bemerkt man, auf welchem Punkte man auch lande, nur ein sandiges und weißliches Gestade, dessen dicke Palmenwälder hie und da die niedrigen Oberflächen und die regelmäßig horizontalen Linien unterbrechen. Man muß schon nahe an der Küste seyn, um einige Erkennungspunkte, z. B. den Thurm der Araber, einen neuern Bau, zu unterscheiden, der westlich auf die Stelle des alten Taposiris hinweist; den des Marabuts, auf den man lossteuert, um einen guten Ankergrund zu gewinnen, und endlich die Pompejus-Säule, die sich einsam und majestätisch oberhalb der Stadt erhebt, die kaum aus den Gewässern heraustritt. Am Fuße der Mauern öffnen sich zwei Rheden, durch einen Damm von einander getrennt, der die Insel Pharus mit dem Festlande verbindet, und an deren äußerstem Ende jenes berühmte Denkmal, eines der sieben Wunder der Welt, emporragte, dessen Namen man dem Felsen entlieh, der ihm zur Grundlage diente. *) Dieser Damm hieß ehemals wegen seiner Länge Heptastadium. **) Verschüttet zum Theil durch den Sand und die Trümmer des riesenhaften Gebäudes, das ein pygmäenartiger Leuchtthurm ersetzte, ist die östliche Rhede heutzutage beinahe ganz verlassen, und nimmt nur noch in Quarantaine liegende Schiffe auf. Die westliche dagegen, der alte Hafen von Eunoste, die wider das Meer durch eine der Wasserfläche gleiche Felsenbank vertheidigt ist und den Schiffen einen sichern Ankerplatz bietet, trägt das ganze Jahr eine schwimmende Stadt, die durch ihr Takelwerk und ihre Maste kaum die Mauern Alexandria's erblicken läßt. Während den Reisenden ein arabischer Pilot mitten durch die Klippen leitet, die seine Erfahrung unumgänglich nöthig machen, heften sich seine Blicke anfangs auf ein großes Gebäude auf der Mitte des Dammes, das durch sein Ziegeldach und seine kleinen Fenster einer Fabrik in der Gegend von Marseille ziemlich gleicht. Es ist das Serail, dessen hintere Seite an das Arsenal stößt, gleich als wollte Mehemed Ali durch diese Verbindung seines Palastes und seiner Werfte bezwecken, daß die Europäer schon von ferne den kräftigen Mann, den gewerbsfleißigen König, den Pascha als Gründer und Handelsmann kennen lernten. Hierauf kommen die weitläufigen Ateliers, die Holzvorräthe, die Schiffsbauplätze, auf denen sich die Schiffe wie ungeheure von den Fluthen auf die Küste ausgeworfene Pottfischgerippe erheben. Am Eingange des Arsenals beginnen die Quais, die stets mit Waaren und Matrosen angefüllt, und die beständigen Entrepots der Ein- und Ausfuhr sind; sie dehnen sich bis zum Damme eines Kanals aus, dem Mehemed Ali den Namen des Sultans beilegte, ein Zeichen der Verehrung, das ihn, wie man weiß, nicht hinderte die Truppen seines Herrn und Meisters zu schlagen. Dann folgen, auf dem rechten Ufer des Mahmudié, die zur Aufnahme der Waaren, welche durch den Kanal den Nil herab kamen, bestimmten Magazine — ungeheure Gebäude, die an die Kornhäuser der Pharaonen erinnern; hierauf endlich, auf der westlichen Küste bis zum Thurme des Marabut, eine Reihe Windmühlen, welche erst vor Kurzem von eben dem Manne in Aegypten eingeführt wurden, der die Arsenale und Flotten schafft, und den Armeen des Sultans Lehren der Taktik gibt. Das Klopfen der Aexte und Schmiedhämmer, das Knirschen der Sägen, Winden und Krahne, der Widerhall der Pfeifer und Trommler, das in allen Sprachen ausgestoßene Geschrei — eine wahrhaft babylonische Verwirrung — der abgemessene Gesang der Arbeiter, die ankommenden und absegelnden Schiffe, die langrangigen Dschermen, die in jeder Richtung die Rhede durchstreifen, die Batterien der Forts, die die Salutationen der fremden Schiffe beantworten — diese ganze Bewegung der Gewerbthätigkeit, des Handels und Kriegs gewährt ein Schauspiel von wundervoller Wirkung. — Ein Gemälde anderer Art, und nicht weniger staunenerregend wegen seiner Fremdartigkeit erwartet im Innern der Stadt den, der bis jetzt bloß das europäische Leben kennt, und nun zum Erstenmal den Boden des Orients betritt. Kaum hat man den Landungsplatz betreten, so stürzt sich eine ganze Schwadron kleiner Esel und kleiner Araber auf den Fremden, die von allen Seiten einhergesprengt kommen, ihm den Weg versperren und mit ihrem Geschrei betäuben. Eines dieser armen Kinder, die durch ihre Anstelligkeit und ihre muthwilligen Streiche

---

*) Oder vielmehr Marea, wovon die Gegend um den See den Namen Mareotis führte, der dann auch auf den See überging; man findet ihn auch unter dem Namen Lago di Buchiara und Lago di Sebacca.

*) Als eines der Wunder der alten Welt, doch nicht gerade eines der sieben, galt auch der Pharos oder Hohenthurm von Alexandria.

**) Eine Länge von 7 Stadien, das Stadium zu 625 Fuß.

den Namen Teufelchen, den man ihnen hier gibt, sehr rechtfertigen, reißt ihn, er mag wollen oder nicht, auf seinem Thiere mit fort, und versetzt ihn, über schmale Straßen hinweg, mitten in eine neue Welt. Menschen, Thiere, Gebräuche, Sprachen, Formen, Farben — nichts gleicht dem, was ihm bis jetzt bekannt war. Da sind Beduinen mit braunen Gesichtern, dichtem Bart, lebhaften und durchdringenden Augen, wie römische Senatoren in ihre weißen Togas eingehüllt; Fellahs, oder Bauern, in blauer Tunika und rothem Käppchen; Türken, die bis zum Hals in ihrem Pelzwerk stecken, als hätten sie die Atmosphäre ihres kaspischen Meeres mit sich gebracht; krausköpfige, schwarze und nackte Abyssinier, die sich noch unter ihrem brennenden Himmel zu befinden glauben. Da sind Frauen, die, ohne eine andere Bekleidung als ein blaues fliegendes Hemd, sich das Gesicht verbergen, während sie das zur Schau tragen, was die Europäerinnen erröthen würden sehen zu lassen; denn hier ist selbst das Schamgefühl ein anderes als im Abendlande; in der Leinwandmaske, die sie sich unterhalb der Augen festbinden, und die spitzig zulaufend wie ein Elephantenrüssel bis auf die Kniee herabfällt, ist man versucht sie für venezianische Zigeunerinnen zu halten, die zu einer Karnevals-Orgie gehen; nach der kräftigen Fülle und Schönheit ihrer kupferfarbigen Glieder, musterhaft geformt und anmuthig wie die Urne, die sie auf dem Kopfe tragen, möchte man sie die lebenden Typen antiker Karyatiden nennen. Da sind Negerbataillone in rother Uniform, die nach dem Tone der Trommel marschiren, und denen nur Hörner und der Schweif fehlen, um das leibhaftige Ansehen der Teufel unserer Theater zu haben; da sind europäische Reiter, vor deren Pferden Sais daherlaufen; Wasserträger, die auf ihren Dromedaren sitzen und sich gestreckten Trabs mitten in die Volksmenge stürzen; da ist eine lange Karawane, die sich wie ein tausendköpfiger und tausendfüßiger Drache langsamen Schrittes vorwärts bewegt; und all dieß drängt sich, kreuzt sich, stößt sich in erstickend dumpfen Bazars, wo Myriaden Muskitos und andere Insekten summen, wo ein schreiender und einäugiger Pöbel wimmelt, denn drei Viertheile der Bewohner werden von Augenentzündungen befallen.

In Alexandria findet man Europa nicht mehr und sieht auch Aegypten noch nicht. Es ist eine Zwitterstadt ohne ausgeprägten Charakter und Physiognomie. Dennoch geben ihre ungepflasterten, im Sommer staubigen, im Winter schmuzigen, und wenn man nicht die kleinen Esel der Teufelchen zur Verfügung hat, ungangbaren Straßen — ihre in dem einen Stadttheile aus Backsteinen und rothem Kitt, in einem andern aus Kalk und weißen Steinen gebauten, zwei oder drei Stockwerke hohen, in einer flachen Terrasse sich abschließenden Häuser, mit ihren verschlossenen Thüren und vergitterten Fenstern, einen ersten Begriff der muselmännischen Sitten, und zeigen einigermaßen die Kluft, welche die orientalischen Gesellschaften von unserer erfinderischen Civilisation trennt. — Kein Monument, kein Theil der Stadt verdient besondere Erwähnung, ausgenommen das Quartier der Franken, dessen lange Straße und großer Platz wegen ihrer Boutiken und ihrer mit Scheiben versehenen Kreuzfenster an die Gebräuche des Abendlandes erinnern, und auf den ersten Blick die immer wachsende Wichtigkeit der Kolonie erkennen lassen, durch welche die Handelsverbindungen Aegyptens mit Europa unterhalten werden. Von der ersten Einfriedung der Stadt bis zu ihren äußern Mauern kommt man über einen größern Raum, als die ganze Fläche aller andern Stadttheile zusammen genommen ausmacht, der ohne alle Gebäude ist, und worauf sich nur Cisternen, Dattelbaumgärten und einige im Boden aufgeworfene Verschanzungen, Werke des Generals Bonaparte, befinden, die noch seinen Namen tragen. Es ist eine Sandwüste, die Alexandria in seine Mauern einschließt, und die, wie die große Wüste, ihre Quellen, ihre Oasen hat, und selbst ihren Schoß abwirft; denn Neger, die sich mit dem Trocknen des Kamelmistes beschäftigen, woraus man eine große Menge flüchtigen Alkali's gewinnt, bauten am Fuße der innern Mauer drei oder vier Fuß hohe Erdhütten, worin sie sich in buntem Untereinander mit ihren Weibern, Kindern, Tauben und Hühnern zusammendrängen. Diese Umzäunung, in welcher eine Stadt von 25,000 Seelen zu Grunde gegangen scheint, hatte im Jahre 650, als Amru, der Feldherr des Khalifen Omar, der Alexandria dem griechischen Kaiserthum entriß, eine drei- oder viermal größere Ausdehnung. Im Jahre 875, unter der Regierung Elmotawakkels, des zehnten Khalifen der Abassiden-Dynastie, ließ der Türke Ahmed-ebn-Tulun, der erste der ägyptischen Sultane, die Befestigungen der Ptolemäer und Römer schleifen. Die von hundert Thürmen flankirte Mauer, in welche er den Platz einschloß, um dessen Vertheidigung leichter zu machen, ward im dreizehnten Jahrhundert von dem Mameluken-Sultan Beybars, der seinerseits die Türken entthronte, ausgebessert, und dieß ist dieselbe, die noch jetzt die Stadt mehr umgibt, als sie vertheidigt. Doch genug von diesen Fürsten und ihren Werken, kehren wir zurück, um einige größere und nützlichere Arbeiten zu besuchen, denn besonders auf dem Gestade Alexandria's entwickelt das neuere Aegypten seine Gewerbthätigkeit und seine wiedererstehende Kraft.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Bis zum Jahre 1809 wurde in ganz Frankreich kein Zinn gegraben. Zu dieser Zeit entdeckte man Adern dieses Metalls nicht weit von Limoges (Departement Haute Vienne), und im Jahre 1817 fand man zufällig welches in Südbretagne, nicht weit von der Mündung der Loire. Ein französischer Marineoffizier, welcher lange als Kriegsgefangener in England lebte und in Cornwallis in der Nähe der Zinngruben einquartiert worden war, kehrte, als er ausgewechselt wurde, in seine Vaterstadt Piriac, einem kleinen Seehafen im Departement der niedern Loire, zurück. Als er hier eines Tages an die See ging, um zu fischen, fehlte es ihm zufällig an einem Gewicht für seine Angelschnur; er hob also zu diesem Zweck einen Stein am Ufer auf, der ihm für seine Größe ungewöhnlich schwer vorkam. Er nahm ihn mit nach Hause, um ihn mit einer Zinnstufe zu vergleichen, die er aus seiner Gefangenschaft mitgebracht hatte, und fand, daß der von ihm gefundene Stein jener Stufe vollkommen gleiche. Er machte bei der geeigneten Behörde von seiner Entdeckung die gehörige Anzeige, und nun wurde der ausgezeichnete Geolog Herr Dufrenoy, damals Kandidat an der Bergschule, abgeschickt, um die Sache zu untersuchen. Aus dem erstatteten Bericht ergab sich, daß hinsichtlich der geologischen Struktur dieses Theils der Bretagne und dem Gränzgebiet von Cornwallis, jenseits des Kanals, eine merkwürdige Aehnlichkeit herrsche. Das Land zwischen der Mündung der Loire und Piriac besteht aus Granit und Sandschiefer, und in solchen Lagern wird das Zinnerz vorzugsweise gefunden. Es kommt in Adern vor, welche sich durch den Felsen ziehen, und in Gestalt von Kieseln und Sand von den Wellen von jenen Felsen losgespült werden, welche Zinnadern enthalten. Die fortdauernd bedeutende Einfuhr von Zinn aus England nach Frankreich läßt indeß vermuthen, daß die Ausbeute an Zinn dort noch nicht besonders ergiebig seyn müsse.

Aus Denkschriften, welche vor der königlichen Gesellschaft in London gelesen und in den Philosophical Transactions abgedruckt wurden, läßt sich die Vermuthung schöpfen, daß der vom Herrn Professer Barlow gemachte Vorschlag, zwischen das Objektiv- und Okularglas eines Teleskops eine negative achromatische Linse einzufügen, nicht nur eine gänzliche Veränderung in der Zusammensetzung dieser, sondern auch eine Verbesserung aller ähnlichen Instrumente, vom kleinsten bis zum größten, herbeiführen wird. Diese Vermuthung beruht hauptsächlich auf dem Umstand, daß Herr Dollond eine nach den Berechnungen des Professors Barlow geschliffene konkave Linse in dem fünffüßigen Drathmikrometer des Herrn Dawes anbrachte, die in diesem Instrument ganz die Wirkung hervorbrachte, welche Professor Barlow erwartet hatte; nämlich: daß sie die vergrößernde Kraft des Teleskops um das Doppelte vermehrte, ohne daß man eine Veränderung in der Vergrößerungskraft der Okulargläser vernimmt. Die von Herrn Dolland bezweckte Verbesserung des Mikrometers wurde mithin erreicht, denn der Gegenstand erschien zweimal größer, während die Kraft der Okulargläser dieselbe blieb, da der Drath des Mikrometers in seinen Durchmessern nicht verändert worden war. Das aus dem Objektivglas des Teleskops kommende Licht wurde nur im Verhältniß zu der gewonnenen vergrößernden Kraft verringert. Die Abweichungen blieben in ihrer Ordnung, der betrachtete Gegenstand zeigte sich unverändert und der Gesichtskreis war freier.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 70. 11 März 1835.

Zustand der englischen Armee, verglichen mit dem der französischen.

Die englische Armee steht noch immer, wie so manches in jenem Lande, als ein wahrer Widerspruch mit sonstigen Einrichtungen des Landes da. Sein Sold ist nicht höher, als die Unterstützung, welche man den Kirchspielsarmen angedeihen läßt, und bei dieser ärmlichen Belohnung, was ist sein Zustand, was sind seine Aussichten? Abgesehen von den Mitteln, die man häufig anwendet, um ihn zu seinem angeblich freien Eintritt ins Militär zu bewegen, was hat er zu erwarten? Sein Leben ist eine lange Reihe von Entbehrungen, Gefahren und Leiden: ob er unter dem Eis der Pole kämpft oder der Gluth der tropischen Sonne trotzt, er bleibt immerfort gemeiner Soldat. Belohnung und Ehre gehören den Obern, ihm bleibt keine andere Aussicht, als Gefängniß, Peitsche, Tod oder ein unzulänglicher Rückzugsgehalt, und selbst diesen kann ihm der kleinste Fehler oder die Laune eines Vorgesetzten nach 20jährigem Dienste rauben. Bei einer so ungleichen Austheilung von Strafen und Belohnungen darf man sich über den geringen Aufschwung, über den niedern Stand der Moralität in der englischen Armee nicht verwundern, denn man hat Alles gethan, um diese Eigenschaften bei ihr zu unterdrücken. Es ließe sich beweisen, daß in keinem civilisirten Lande Europa's die Lage des Soldaten härter ist, als in England, wir wollen indeß einmal eine Parallele ziehen zwischen der Lage des französischen und des englischen Soldaten, da zwischen Frankreich und England die meisten ähnlichen Verhältnisse bestehen.

In Friedenszeit erhält ein französischer Soldat in einem Linienregimente täglich 50 C. ($15^3/_4$ kr.), der englische Soldat 13 Pence (39 kr.). Davon muß der englische Soldat aber seine Lebensmittel kaufen, während der französische noch eine Ration Brod und das Feuermaterial erhält, um seine Lebensmittel zu kochen. Man muß indeß nicht den Rekruten mit den englischen Soldaten vergleichen, sondern diejenigen, welche sich nach sechs Jahren wieder engagiren: diese erhalten vorerst 5 C., nach 8 Jahren 8 C., nach 10 Jahren 10 C. täglich weiter. Man kann also den Sold des französischen Soldaten zu 56 C. oder $15^2/_5$ kr. anschlagen, und die sogenannten compagnies d'élite, welche den dritten Theil des Bataillons ausmachen, erhalten noch 5 C. weiter. Der tägliche Sold eines freiwilligen Soldaten in Frankreich besteht demnach in 60 C., wovon er nur 30 für seine Nahrung abgibt. Dazu erhält er noch im Frieden Sommers $^1/_{16}$ Litre Branntwein täglich, und im Kriege oder in den Kolonien eine Ration Fleisch und Gemüse. Dagegen erhält der englische Soldat 13 Pence täglich, aber seine Nahrung, welche gewöhnlich Morgens aus einer Tasse Kaffee und Brod, Mittags aus $^3/_4$ Pfd. Fleisch und Kartoffeln, und Abends in einigen Regimentern aus Kaffee und Brod besteht, kostet ihn 8 Pence, es bleiben ihm also nur 5 Pence oder 10 Sous, dem französischen Soldaten freilich nur 6, *) aber dieser Unterschied wird für den französischen Soldaten bei weitem durch den geringeren Preis mancher Gegenstände, als Waschen u. dergl., aufgehoben. Zur Vergleichung läßt sich auch anführen, daß der Taglohn in England um 62 Proz. höher steht als in Frankreich. Da nun der englische Soldat 27 Proz. ungefähr mehr erhält als der französische, so steht er, wenn man das Verhältniß des Taglohns in Betracht zieht, um 35 Proz. schlechter als der französische.

Aber nicht nur danach sollte man den Sold der Truppen bemessen, sondern auch nach der Art und Dauer des Dienstes, so wie nach der Aussicht auf Beförderung oder Geldbelohnungen. Hier hat der französische Soldat durchaus den Vorzug. In Friedenszeit ist höchstens $^1/_{20}$ der französischen Linienregimenter in den Kolonien, während $^2/_3$ der englischen zu diesem Dienst verwendet werden. In Frankreich verpflichtet der Militärdienst nur hie und da zum Dienst außerhalb Europa's, in England gleicht dieser einer lebenslänglichen Verbannung. Zudem setzt der Dienst unter dem tropischen Himmel den Soldaten unerhörten Leiden und Anstrengungen aus; zehnjährige Beobachtungen haben bewiesen, daß von 53,153 Soldaten jährlich 3037 oder $5^7/_{10}$ Proc. starben. Die Sterblichkeit ist 6mal größer als in England unter den Erwachsenen, und dreimal größer als unter der französischen Armee. Dabei hat der französische Soldat noch Aussicht auf Beförderung. Ein französisches Bataillon von 432 Mann hat 112 Unteroffiziers, **) während ein englisches Regiment von 623 Mann nicht mehr als 72 Unteroffiziere, ***) also um mehr die Hälfte weni-

*) Eigentlich nur $3^1/_2$, da $2^1/_2$ als Kleinmontirungsgeld verrechnet werden, dieß trifft indeß auch den englischen Soldaten.

**) Nämlich 8 Sergeant-majors, 8 Fouriere, 52 Sergeanten und 64 Korporale.

***) Nämlich 36 Sergeanten und eben so viel Korporale.

ger hat. Zudem hat der französische Soldat volle Aussicht Offizier zu werden, und erhält von der Regierung zu seiner Equipirung 550 bis 1000 Fr. und ein Pferd, wenn er in der Kavallerie dient. Der französische Soldat, dessen Ehrgeiz auf diese Weise rege gemacht ist, betrachtet seinen Sold als Nebensache, und die Wechselfälle des Todes, statt ihn zu erschrecken, erscheinen ihm nur als Mittel zum Avancement. Für den englischen Soldaten dagegen existiren keine solche Aussichten. Nicht der fünfzehnte Theil der erledigten Unteroffiziersstellen wird mit gemeinen Soldaten besetzt. Rückt ein Unteroffizier zum Fahnenjunker vor, so erhält er von der Regierung keine Unterstützung, und die Ausgaben für seine Equipirung sind so beträchtlich, daß er oft genöthigt ist, das Avancement auszuschlagen.

Doch dieß alles wäre nichts, wenn der englische Soldat nach einem Leben voll Leiden und Entbehrungen auf einen zureichenden Rückzugsgehalt zählen könnte. Aber auch diese Aussicht ist ihm seit dem Jahre 1822 abgeschnitten. Vor diesem Zeitpunkte konnte der Soldat, auch ohne verstümmelt zu seyn, nach 14 Jahren seinen Abschied mit einem täglichen Sold von 6 Pence oder 60 C.; nach 21 Jahren mit einem täglichen Sold von 12 Pence oder 1 Fr. 20 C. erhalten. Wollte er noch weiter dienen, so erhielt er einen höhern Sold von einem halben Penny oder 5 C. täglich für jedes weitere Jahr unter den Fahnen. Obgleich vom Gesetze kein bestimmter Zeitpunkt für die Entlassung mit Pension festgesetzt war, so konnte der Soldat doch sicher seyn, ihn ungefähr nach 21 Jahren zu erhalten. Seit 1822 sind nun folgende Veränderungen vorgenommen worden. 1) Man hat jede Pension nach 14 Dienstjahren, selbst im Falle der Verstümmelung, aufgehoben. 2) Man darf die unter den Tropen zugebrachte Dienstzeit nicht mehr höher rechnen. 3) Man hat die Pension nach 21jährigem Dienste auf 5 Pence oder einen halben Franken heruntergesetzt. 4) Man hat 14 Pence als das Maximum der Pensionen nach 21 Dienstjahren angesetzt, und endlich hat 5) ein neueres Dekret alle Pensionen um etwa die Hälfte vermindert. Die Pensionen reguliren sich demnach auf folgende Weise.

Nach 21 Dienstjahren erhält der Soldat, wenn er seinen Abschied verlangt, ... Nichts.
Wenn er entlassen wird, ... 6 Pence.
Nach 25 Dienstjahren, wenn er seinen Abschied verlangt, ... 6 Pence.
Wenn er entlassen wird, ½ Penny für jedes Jahr über 21.

Demnach ist jetzt die Pension nach 25 Jahren nicht größer als vorher nach 14, und nach 33 Jahren nicht größer als ehemals nach 21.

Die französischen Reglements sind dem austretenden Soldaten günstiger, aber die Regierung zeigt sich gegen die, welche nahe daran sind, diesen Zeitpunkt der Pension zu erreichen, weder menschlicher, noch edelmüthiger. Im Jahre 1833 wurden mehr als 1000 Unteroffiziere und Soldaten, welche 18 bis 20 Dienstjahre hatten, ohne Umstände für dienstunfähig erklärt, aus den Reihen der Armee verstoßen, und ohne Pension, ohne Unterhaltsmittel nach Hause geschickt, nachdem sie ihre schönsten Jahre der Vertheidigung des Vaterlandes geopfert. Dennoch ist der französische Soldat in der Regel besser behandelt, als der englische: zwei Jahre in den Kolonien oder an Bord eines Kriegsschiffs werden ihm für drei, ein Feldzug oder ein Jahr an Bord eines Kriegsschiffs in Friedenszeit als zwei Dienstjahre gerechnet, und sogar jeder Theil eines in diesem außerordentlichen Dienst zugebrachten Jahres als ein ganzes, nur darf er die Feldzüge erst nach 30 Dienstjahren zählen. Wäre der englische Soldat eben so behandelt, so würde er, auch ohne die Feldzüge doppelt zu zählen, für 22 Dienstjahre 30 rechnen dürfen.

Die Pensionen bei Verwundungen sind in beiden Heeren so ziemlich gleich, nämlich 250 bis 300 Fr., nur wird die englische nach dem Grad der Verletzung, die französische nach dem Dienstalter berechnet. Hat die Verwundung Verlust des Gesichts oder zweier Glieder nach sich gezogen, so daß der Invalide einen Wärter nöthig hat, so steigt in England die Pension auf 18 bis 24 Pence (1 Fr. 80 C. bis 2 Fr. 40 C.), der Franzose aber wird in die Spitäler aufgenommen und unentgeldlich verpflegt; bei seinem Tode erhalten seine Wittwe und seine Kinder einen Theil seiner Pension, was in England nicht der Fall ist.

Endlich kann der englische Soldat, so lange er unter den Fahnen ist, auf keine Belohnung Anspruch machen. Wenn er nach 21 Dienstjahren in der Infanterie, und 24 in der Kavallerie seinen Abschied bekommt, und stets vorwurfsfrei sich betragen hat, so erhält er eine Gratifikation, als Sergeant von 15, als Korporal von 7, als Gemeiner von 5 Pfd., zugleich eine silberne Medaille, die ihm erst, wenn er zu Hause ist, zuerkannt wird, so daß sie nie ermunternd auf die jüngern Soldaten einwirken kann. Anders ist es in Frankreich. Hier wartet man mit den Belohnungen nicht bis ans Ende des Dienstes. Eine muthige That auf dem Schlachtfelde wird mit dem Kreuz der Ehrenlegion belohnt, das dem Tapfern eine Pension von 250 Fr. einträgt, und die Achtung als Offizier erwirbt. Auch nach langen vorwurfsfreien Diensten wird diese Belohnung ertheilt. Der Oberst eines Regiments kann alle zwei Jahre drei Unteroffiziere oder Soldaten, welche 25 Dienstjahre haben, jeden Feldzug für zwei Jahre gerechnet, für die Ehrenlegion vorschlagen.

So ist also hinsichtlich des Soldes, wie der Belohnungen, der französische Soldat besser gestellt, als der englische, und zugleich von keinen entehrenden Strafen bedroht. Warum behandelt die Regierung den Soldaten auf diese Weise, da sie doch das Loos der Marine zu verbessern strebte? Ein Matrose kann jetzt außer seiner Ration 1 Pfd. 14 Sch. monatlich verdienen, und diese Ration ist hinsichtlich der Qualität wie der Quantität bedeutend verbessert worden. Eben so freigebig sind die Pensionen der Marine regulirt. Ein Matrose der nach 21 Dienstjahren entlassen wird, erhält 10 bis 14 Pence täglich, doppelt so viel als der Soldat. Dadurch ist ein besserer Geist in die Marine gekommen, und man ist nicht mehr genöthigt, die Flotte mit dem Abschaum des Pöbels zu bemannen. Ohne in der Strenge der Disciplin nachzulassen, hat man die in der Stunde der Gefahr so kostbare moralische Mitwirkung der Matrosen gewonnen, und die Matrosenpresse kommt in Abgang, weil der Dienst an Bord eines Kriegsschiffs nicht mehr ein Gegenstand des Schreckens ist. Hätte die Regierung dieselbe Aufmunterung der Ar-

mee angedeihen lassen, so bekäme diese nicht täglich schlechtere Rekruten, und die Zahl der Verbrechen würde nicht mit jedem Tage wachsen. Nach affiziellen Angaben haben im Jahre 1833 nicht weniger als 17,000 Soldaten Gefängnißstrafe, und 2000 Peitschenhiebe erlitten. Aber solche Strafen sind nicht im Stande die Disciplin aufrecht zu halten, und die Menschen zur Rechtschaffenheit zurückzuführen; man muß ihre guten Eigenschaften anregen, damit sie ihren schlimmen Neigungen entsagen.

Die Länder, Nationen und Sprachen Oceaniens.

(Fortsetzung.)

H. Marsden's Hauptargument besteht in der Identität einzelner Worte, und er theilt zu dem Ende 34 verschiedene Worte aus etwa 50 Sprachen mit; so sehr die Richtigkeit seiner Auseinandersetzung, die Sorgfalt und der Scharfsinn, mit dem er die Gleichheit von Worten heraushebt, die einem achtlosen Beobachter sehr verschieden erscheinen möchten, Lob verdient, so ist man doch geneigt, die Richtigkeit des Schlusses zu bezweifeln, den er aus den allzu eng gezogenen Prämissen zieht. Die Worte, welche Hr. Marsden auswählte sind die 10 ersten Zahlen, und dann die Worte: Mensch, Kopf, Augen, Nase, Haar, Zähne, Hand, Blut, Tag, Nacht, Todt, Weiß, Schwarz, Feuer, Wasser, Erde, Stein, Schwein, Vogel, Ey, Fisch, Sonne, Mond, Sterne. Der Einwurf, der sich gegen diese Proben, abgesehen von ihrer geringen Anzahl, machen läßt, besteht darin, daß sie nicht zu denen gehören, welche einen gemeinsamen Ursprung verschiedener Sprachen beweisen, denn es sind lauter Hauptwörter, wenn auch nicht gerade nach unsern Begriffen, aber sie werden in den oceanischen Dialekten durchaus so gebraucht. Wir wollen mit den Zahlen beginnen. Wenn wir nach der Analogie aller Geschichte annehmen, daß ein Stamm oder Volk Fortschritte machte in der Civilisation, dadurch auf lange Zeit das Haupt der benachbarten rohen Stämme wurde, und unter andern nützlichen Fertigkeiten auch die Kunst entdeckte, bis Tausend *) zu zählen, was ist natürlicher, als daß sie diese nützliche Erfindung, — denn dieß ist es, — den benachbarten Stämmen mittheilen, von denen aus sie sich denn weiter verbreitet, wenigstens zu denjenigen Stämmen, welche nicht selbst diese Erfindung gemacht haben, oder so roh und wild sind, um für Kenntnisse von erster Nützlichkeit unzugänglich zu seyn. In derselben Weise nahmen mehrere oceanische Nationen zuerst den Hindukalender, später den mohammedanischen an: die welche keinen hatten, weil die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Sache sich ihnen aufdrang, die andern, weil er besser als der ihrige war.

Für die Zahlen fünf, zehn, hundert, tausend, haben beinahe alle Sprachen von Madagaskar an bis zur Osterinsel, so weit sie von der gelben Race bewohnt sind, das gleiche Wort. In den übrigen Zahlen unter zehn herrscht nicht die gleiche Uebereinstimmung. So hat die malayische Sprache, eine der bedeutendsten, für sieben, acht und neun ganz andere Worte als die übrigen; in der Sprache von Sunda oder Westjava hat die Zahl sechs, und in der Sprache von Bali das Wort für die Zahl acht durchaus keine Aehnlichkeit mit den entsprechenden Worten der andern Sprachen. In der Sprache der Biadschus in Borneo sind die Worte für sechs, acht und neun verschieden, die andern aber gleich. In den Sprachen der Südsee-Inseln ist, während die andern Ausdrücke augenscheinlich dieselben sind, die Zahl vier von den entsprechenden Worten der nordwestlichen Inseln verschieden. Ja selbst im Innern der Hauptländer gibt es Beispiele, daß die Zahlwörter nicht allgemein angenommen wurden: so hat das Volk von Timbora auf der Insel Sumbawa nicht Ein malayisches Zahlwort angenommen, und doch gehört es nicht zu den Negritos, wie Marsden vermuthet, sondern zu der gelben Race, und ihre Civilisation steht der der Hauptnationen nicht bedeutend nach. Eben so wenig hat das Volk von Ternate die allgemeinen Zahlwörter bis auf 20 angenommen, und doch bildet es die Hauptnation auf den Molukken, und hatte zur Zeit seiner ersten Bekanntschaft mit den Europäern schon einen bedeutenden Grad von Macht und Civilisation erreicht. Die Negritos haben dagegen, wenn die Umstände günstig waren, die allgemeinen Zahlworte, so gut wie die Völker der gelben Race, angenommen, wenn sie civilisirt genug waren, um ihrer zu bedürfen, und man findet sie deßhalb in der Sprache von Neuguinea.

Welcher Schluß läßt sich hieraus ziehen? Gewiß nicht, daß alle diese Mundarten nur Dialekte einer gemeinsamen Sprache, und daß die angedeuteten Verschiedenheiten die natürliche Folge der fortschreitenden Wanderung und der Länge der Zeit sind. Die Zahlworte wurden zuerst von einer Nation entlehnt, und jeder rohe Stamm nahm sie je nach seinem Bedürfniß, ganz oder zum Theil an. Die, welche bis vier, zehn oder zwanzig zählen gelernt hatten, nahmen nur die höhern, die, welche keine oder unvollkommene *) Zahlworte hatten, nahmen nur die leichtern und passendern an, und einzelne einheimische Worte wurden beibehalten, wobei wie in allen solchen Fällen, viel vom Zufall und der Laune abhing.

Welcher Nation gehörten diese Zahlwörter ursprünglich an? aller Wahrscheinlichkeit nach der civilisirten Nation, mit deren Ausdrücken die der übrigen im Ganzen genommen die größte Aehnlichkeit haben, und wenn man eine Vermuthung wagen darf, so sind dieß die Javanesen.

Hiebei ist zu bemerken, daß dem Zahlwort eins häufig ein abgekürztes Wort von der Bedeutung „Samen," „Frucht," oder „Stein," Dinge, mit deren Hülfe man vor Erfindung der Zahlzeichen wahrscheinlich zählte, beigegeben wird. Eines der allgemeinsten Worte ist der Ausdruck für „fünf," welcher in mehrern Sprachen, namentlich in der von Celebes und einiger philippinischen

*) So weit, aber auch nicht weiter, haben es die Polynesier gebracht, und um z. B. 10.000 auszudrücken, entlehnen sie das indische Wort Lak, das eigentlich 100.000 bedeutet, als ein Wort, das im Allgemeinen nur eine große Zahl anzeigt. Elout bemerkt in seiner malayischen Grammatik, daß diese Gewohnheit der Malayen für 10.000 Lak zu sagen, auf den Märkten, wo sie mit Hindus zusammentreffen, oft große Irrungen veranlasse.

*) In einigen Sprachen sagt man statt sechs, sieben, acht, „fünf und eins," „fünf und zwei," „zwei vier."

Inseln auch „Hand" bedeutet, offenbar in Bezug auf die fünf Finger. Könnten noch andere Zahlwörter eben so genügend aus der Sprache derselben Gegend abgeleitet werden, so müßte man den Ursprung derselben dahin verlegen, im Ganzen aber stimmen sie am meisten mit der javanischen Sprache überein.*)

(Fortsetzung folgt.)

*) So viel scheint nämlich aus der nachstehenden Vergleichung hervorzugehen:

Deutsch	Javanisch	Bugi	Mangari	Otaheite	Osterinsel	Madagascar	Malayisch
Eins . . .	Sa	Sedi . . .	Sa	Tahi . . .	Tahi . . .	Issa	Satu
Zwei . . .	Loro . . .	Duwa . . .	Sua	Rua	Rua	Rue	Dua
Drei . . .	Telu	Tolu . . .	Talu . . .	Toru . . .	Toru . . .	Telu . . .	Tiga
Vier . . .	Papat . . .	Opak . . .	Pa	Maha . . .	Ha	Effat . . .	Ampat
Fünf . . .	Lima . . .	Lima . . .	Lima . . .	Rima . . .	Rima . . .	Lime . . .	Lima
Sechs . . .	Nenum . . .	Onong . . .	Nua	Ono	Hono . . .	Ene	Anam
Sieben . .	Pitu . . .	Pitu	Pelu . . .	Hitu . . .	Hitu . . .	Fitu . . .	Tujuh
Acht . . .	Wolu . . .	Aruwa . . .	Alo	Waru . . .	Wara . . .	Walu . . .	Delapan
Neun . . .	Sanga . . .	Asera . . .	Sioh . . .	Ivah . . .	Hiva . . .	Sivah . . .	Sombilan
Zehn . . .	Sepuluh . .	Sopulo . . .	Saputah . .	Ahuru . . .	Anahurn . .	Fulu . . .	Sapuluh.

Ueber das Zufrieren der Newa.

Die Erscheinungen, welche das Zufrieren des fließenden Wassers zu begleiten pflegen, sind (wie Obrist Jackson in der Abhandlung sagt, welche am 6 Januar in der königl. geographischen Gesellschaft über den in der Ueberschrift bezeichneten Gegenstand verlesen wurde) von den Physikern noch nicht recht gewürdigt worden, und obschon bei der Newa, die sich vor andern Flüssen auszeichnet, ganz eigene Verhältnisse in dieser Hinsicht eintreten, so wagt er dennoch zu hoffen, daß seine Beobachtungen über diesen Strom als ein erster Beitrag zu diesem Zweige der Wissenschaft gelten könnten.

Die Newa ist der einzige Ausfluß des Sees Ladoga, des größten Sees in Europa, und der Recipient der Gewässer von vier hydraulischen Systemen, nämlich seines eigenen und des der Seen Onega, Ilmen und Saima. In einem Lande, dessen Oberfläche jedes Jahr ungefähr fünf Monate lang gefroren ist, kann natürlich die Ausdünstung nicht bedeutend seyn, und mithin ist der Wasserabfluß der Newa, besonders im Winter, sehr stark. Die mittlere Breite dieses Flusses hält 1500, die Tiefe 50 Fuß; seine Strömung legt zwei Knoten in der Stunde zurück, und die Wassermenge, welche er in das baltische Meer ergießt, beträgt, sehr genauen Berechnungen zufolge, welche in Betreff der Plane, St. Petersburg vor den häufig wiederkehrenden Ueberschwemmungen zu schützen, auf Befehl der Regierung unternommen wurden, 116.000 Kubikfuß in der Sekunde. Unter diesen Umständen sollte man freilich ein gänzliches Zufrieren der Newa nicht erwarten, allein diese Umstände werden von dem Treibeis überwältigt, das vom See herkömmt und sich an den Ufern des Flusses festsetzt. Dieses Treibeis stellt sich zuweilen schon im Oktober, gewöhnlicher aber im November, und nur selten erst im December ein. Der Eisgang, oder das Brechen des Eises, erfolgt dagegen zuweilen im März, gewöhnlich aber im April, und es ist merkwürdig, daß, obschon die mittlere Temperatur um St. Petersburg, seit Erbauung der Stadt, des Anbaues und anderer Umstände wegen, gestiegen ist, die Perioden, in welchen die Newa zugefroren und frei vom Eise ist, sich dennoch nicht geändert haben. Zum Beweise dieser Angabe legte Obrist Jackson eine Tabelle vor, auf welcher die genannten Perioden seit den letzten 117 Jahren nach den Tagen aufgezeichnet waren.

Nach dieser Einleitung ging Obrist Jackson zu seinen Beobachtungen über, welche bezweckten: 1) das Verhältniß zu bestimmen, in welchem die Dicke des Eises zunimmt, und in welchem Verhältniß dieses Zunehmen mit der in der Atmosphäre herrschenden Kälte stehe; 2) alle Erscheinungen, welche sich bei dieser Gelegenheit einstellen könnten, aufzuzeichnen, und endlich 3) die Temperatur des Wassers in verschiedenen Tiefen unter dem Eise anzumerken und zugleich zu beobachten, ob dieselbe bei Veränderungen in der Temperatur der Atmosphäre ab- und zunehme. Folgendes sind die erhaltenen Resultate:

Das Eis nahm mit der Steigerung der Kälte in der Atmosphäre auch regelmäßig an Dicke zu, es mochte nun an und für sich selbst dick oder dünn seyn. So nahm das Eis auf der Oberfläche der Newa, für jeden der 25° des Reaumurschen Thermometers, welcher zu der bereits in der Atmosphäre vorhandenen Kälte noch hinzu kam, einen Zoll an Dicke zu, das Eis mochte nun zur Zeit der Beobachtung nur wenige Zoll oder über zwei Fuß dick seyn. Obschon bei verschiedenen Flüssen, je nach der Schnelligkeit ihres Laufes, in dieser Hinsicht auch ein verschiedenes Verhältniß statfinden kann, so ist Obrist Jackson dennoch der Meinung, daß die von ihm beobachtete Stufenfolge höchst wahrscheinlich Naturgesetz sey. Die untere Fläche des Eises war stets so eben, als die obere, während das neue Eis, welches sich in einem in die ganze Masse gemachten Loch ansetzte, unterhalb eine mehr oder minder starke konkave Fläche erhielt, je nachdem die Kälte stark oder schwach war. Wenige Fuß unter dem Eise fand sich eine Art Brei, welcher im Wasser durchsichtig und nicht von demselben zu unterscheiden war, wenn man ihn aber herausnahm zu Flocken, wie Schnee, anschoß. Obrist Jackson schreibt diese Formation einer durch Friktion verursachten Retardation der Strömung zu, und ist überzeugt, daß sie sich auch auf dem Boden des Wassers, nur etwas fester und dichter finde. Löst sich diese Masse vom Boden ab, so bildet sie, wie Obrist Jackson annimmt, jene Eistafeln, welche nach strenger Kälte auf der Oberfläche der Flüsse sich einzustellen und die Schifffahrt zu hemmen pflegen. Die Temperatur des Wassers unter dem Eise der Newa stieg, den angestellten Versuchen zufolge, stets je tiefer man hinabkam, bis auf wenige Fuß vom Grunde, wo sie wieder fiel, welchen Umstand der Obrist der obern halbgefrornen Wasserschichte zuschreibt. Veränderungen in der Temperatur der Atmosphäre wurden auch in der des Wassers bemerkbar, doch nur für einige Stunden, und nur dann, wenn sie bedeutend waren.

Zum Schluß bemerkte Obrist Jackson noch, daß an dem Eise eine Tendenz wahrzunehmen sey, sich einige Zeit nach seiner Bildung in prismatischen Säulen zu spalten, was er, als er es zuerst bemerkte, dem senkrechten Aufsteigen und Entweichen der Luft oder des Gases durch das Wasser zuschrieb, das sich so einen Ausweg bahnt. Eine genauere Untersuchung überzeugte ihn jedoch, daß diese Erscheinung mit dem durch das Gefrieren herbeigeführten Zusammendrängen der Wassertheilchen in Verbindung stehe; denn Eisblöcke, welche von andern gedrängt auf die Seite geworfen worden waren, spalteten sich noch immer, so zu sagen, von ihrem Kern aus. Die Prismen, welche sich auf diese Weise bilden, sind so ziemlich regelmäßig, haben aber, gleich Basaltsäulen, keine Tendenz der Quere nach zu brechen, und lassen sich in dieser Richtung sogar nur mit Mühe spalten. Brechen sie indeß auf diese Weise, so ist ihr Bruch muschelig.

Die Handelsmarine Großbritanniens, die der Kolonien mit eingeschlossen, zählt gegenwärtig ungefähr 21.500 Fahrzeuge mit beiläufig 160.000 Seeleuten. Der gesammte Tonnengehalt der eingetragenen Schiffe beträgt ungefähr 2,650,000 Tonnen, und wenn man, Takelwerk und Verproviantirung eingerechnet, die Tonne im Durchschnitt nur zu 10 Pfd. St. anschlägt, so ergibt sich eine Summe von 26,500,000 Pfd.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr Ed. Widenmann.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 71. 12 März 1835.

Abenteuer eines englischen Offiziers in der brasilianischen Marine.*)

1. Kampf mit den Indianern und neue Gefangenschaft.

Nach Verlauf von drei Monaten, welche ohne einen bemerkenswerthen Vorfall vorüber gingen, erhielt der Oberst die Nachricht, daß Pincheiro (ein mächtiger, kühner Kazike) an der Spitze eines großen Indianerhaufens über die Kordillerren kommen werde, um die schwach bevölkerten Distrikte von Buenos-Ayres zu überfallen. Da der Oberst mit Recht vermuthete, die Indianer würden sich wohl hüten in die Nähe von Tandil zu kommen, so beschloß er, ihnen unverzüglich entgegen zu gehen, und ihr weiteres Vordringen wo möglich zu verhindern. Der Weg, den sie einschlagen würden, war nicht schwer zu errathen, da Chascoims, eine kleine Stadt oder vielmehr Dorf, 30 Leguas von Buenos-Ayres, an der Küste unweit Corrientes gelegen, gewöhnlich der erste Ort ist, der von den Indianern geplündert wird, und wo sie die unerhörtesten Grausamkeiten zu begehen pflegen. Die mit der argentinischen Republik in Freundschaftsverhältnissen stehenden Indianer sind vermöge Vertrags gehalten, bei Expeditionen gegen feindliche Stämme Hülfe zu leisten, wogegen sie von der Regierung zu Zeiten Geschenke an Pferden, Branntwein, Tabak u. s. w. erhalten. Der Oberst forderte daher Monteiro, den Häuptling der zu Tandil lagernden Indianer, auf, seine Krieger zu sammeln, und mit ihm gegen Pincheiro zu ziehen, ein Gebot, dem der erstere um so williger Folge leistete, als der leztere sein und seines Stammes bitterster Feind war. Clinton und ich wurden von dem Obersten und dem Major, in deren Gesellschaft wir die meiste Zeit zubrachten, eingeladen, sie zu begleiten, was wir, wiewohl gegen den Rath unserer Mitgefangenen, gern zusagten. Die vereinten Streitkräfte beliefen sich gegen tausend Mann, und machten nebst Pferden und dem nöthigen Hornvieh, einen recht ansehnlichen Zug. Die regelmäßigen Truppen gingen voraus, unsre indianischen Verbündeten bildeten die Nachhut.

Zwei Tage waren wir bereits auf dem Marsch, ohne daß uns etwas aufgestoßen wäre, als am dritten Tage Nachmittags, als wir eben in einem Hohlwege zwischen einer Hügelkette hinzogen, ein majestätischer Hirsch an der linken Seite an dem uns gegenüberliegenden Ende des Wegs, das in einer steilen Anhöhe auslief, sich erhob, und in den Paß einbog, den wir ebenfalls einzuschlagen gedachten. „Drauf, Major!" rief der Oberst, und dahin jagte der Aufgeforderte, von Clinton, mir selbst und noch einem Offizier des Stabs gefolgt. Mit Ausnahme des leztern, der nicht so gut beritten war, und deßhalb eine gute Strecke zurückblieb, bogen wir fast neben einander um den Fuß des Hügels, und ehe wir es uns versahen, stieß der Major heftig mit zwei Indianern zusammen, die uns entgegensprengten, augenscheinlich um zu erkundschaften, wodurch der Hirsch aufgescheucht worden sey. Die Indianer hatten nicht Zeit gehabt ihre Lanzen zu erheben, aber dennoch kam eine derselben in so heftige Berührung mit dem Schulterblatt von des Majors Pferde, daß es stürzte, während Clinton und ich unverlezt vorbeikamen; da aber unsre Pferde hartmäulig waren, so liefen sie noch eine gute Strecke mit uns fort, ehe es uns gelang sie zum Stehen zu bringen. Der Major schoß, aber wie es schien ohne zu treffen; denn kaum hatten wir unsre Pferde gezügelt, so hörten wir die Indianer auch schon hinter uns drein jagen. Eine Kavallerie-Abtheilung, welche auf den Schuß des Majors zu unserer Unterstützung herbeieilte, bemühte sich sie einzuholen, während wir unsre Pistolen spannend, uns etwa ein Klafter von einander entfernt aufstellten, fest entschlossen, die Fliehenden aufzuhalten. Die wilden verwegenen Indianer, mit ihren bemalten Gesichtern und dem im Winde flatternden schwarzen Haar, jagten mit furchtbarem Geschrei auf uns zu, ihre Kugelschnüre gewaltig über den Köpfen schwingend. Etwa 50 Schritte noch von uns entfernt, hatte ich kaum Zeit zu rufen: „Clinton, gib Acht! bücke dich!" als diese furchtbaren Waffen auch schon rauschend durch die Luft flogen, und die eine über den Kopf von Clintons Pferd wegstreifte, während die andere vor dem meinigen heftig gegen den Boden schlug, dann wieder aufsprang, und sich um die Vorderfüße des Pferdes schlang. Hätte ich auch fliehen wollen, so stand dieß jezt nicht mehr in meiner Macht; glücklicherweise war mein Pferd mit dieser Art des Gefechts vertraut, und schlug nicht hinten aus, sondern schnaubte und zitterte nur. Was ich in dieser Lage am meisten fürchtete, war, daß die Indianer jezt ihre Lanzen werfen würden, denen ich nicht hätte ausweichen können;

*) S. Nr. 10 v. d. Jahre.

zu meinem nicht geringen Trost griffen sie uns aber auf die gewöhnliche Weise an, wobei ich jedoch fast gänzlich in ihrer Gewalt blieb, da mein Pferd nicht von der Stelle konnte.

Jetzt blieb nur noch Ein Mittel, schlug dieses fehl, so wurde ich ohne alle Gnade gespießt wie eine Schnepfe. Die Verzweiflung gab mir meine ganze Fassung wieder; ich erwartete den Angriff, und als unsre Gegner etwa noch zwei Speereslängen von uns entfernt waren, zielte ich scharf und drückte ab. Clinton that das nämliche, war aber glücklicher als ich, denn sein Gegner stürzte vom Pferde, das sogleich auf die Seite prallte, während der meinige seine Lanze fallen ließ, und so gewaltig auf mich stürzte, daß mein Pferd das Gleichgewicht verlor und zusammenfiel. Ohne sich um seinen Kameraden zu bekümmern, setzte der Indianer seinen schnellen Ritt fort, und wurde von Soldaten verfolgt, die jetzt nebst dem Obersten und dessen Adjutanten zu uns stießen. Nachdem der letztere abgestiegen war, und mir aufgeholfen hatte, gingen wir zu dem Indianer, der, durch den Kopf geschossen, auf dem Rücken lag. Da in solchen Fällen das Eigenthum des Ueberwundenen eine Beute des Siegers wird, so fing man das Pferd des Indianers, das der Major bestieg, und Clinton nahm den Gürtel desselben, der dicht mit Silbermünzen verschiedener Art besetzt war. Der andere hatte sein Entkommen nur der Schnelligkeit seines Pferdes zu danken; einige Blutstropfen am Schaft seiner Lanze und auf der Stelle wo diese lag, ließen indeß vermuthen, daß ich ihn durch den Arm geschossen hatte. Clinton verlangte, man sollte den Todten begraben; da wir aber weder Hacke noch Schaufel bei uns hatten, und es überdieß in diesen Einöden nicht Sitte ist, die Erschlagenen zu beerdigen, so blieb er liegen wo er gefallen war.

Der Oberst der aus diesem Vorfall schloß, daß Pincheiro näher seyn müsse, als er vermuthet hatte, schickte sogleich eine Abtheilung unserer Indianer auf Kundschaft aus, während wir so schnell als möglich vorwärts gingen, um offenes Land zu erreichen, wo wir keinen Ueberfall zu befürchten hatten, und bis zur Rückkehr der Indianer bivouaquiren konnten. Sobald wir eine solche Stelle gefunden und unsere Pikets ausgestellt hatten, ging es an ein Schlachten unter unserm Hornvieh. Die Indianer thaten dasselbe mit ihren wilden Pferden, weil sie, wenn ihnen die Wahl gelassen wird, dem Fleische dieser letztern den Vorzug geben; auch ist es in der That, wenn das Thier jung ist, sehr schmackhaft, nur etwas süß. Einen schmerzlichen Eindruck machte es stets auf mich, diese schönen Thiere tödten zu sehen, und da ich eben mit einem Auftrag des Obersten an Monteiro geschickt wurde, kam ich gerade in dem Augenblick zu den Indianern, als eine wunderschöne schwarze Stute geschlachtet wurde. Das herrliche Thier, mit lang flatterndem Schweif und Mähne wankte, mit zwei Laso's um den stolzen Nacken, hin und her; das Ende des einen hatte ein berittener Indianer an seinen Sattel befestigt, das des andern war um den Stamm eines Baumes geschlungen und wurde von einem halben Dutzend Indianern angezogen. So zerrte man das edle Thier bis dicht zu dem Stamm, wo es durch einen einzigen Schlag mit der Kugel auf das Vorderhaupt getödtet wurde. (Forts. folgt.)

Die Länder, Nationen und Sprachen Oceaniens.

(Fortsetzung.)

Was die andern 21 von Marsden angeführten Worte betrifft, so ist die Aehnlichkeit in den verschiedenen Sprachen allerdings auffallend, aber nicht unerklärlich. Erstens ist die Uebereinstimmung bei weitem minder groß als bei den Zahlworten, und einige sind fast in jedem Dialekte wieder verschieden; am meisten Uebereinstimmung herrscht noch in Betreff der Ausdrücke mata, Augen, und bulan oder wulan, Mond: doch gibt es auch hierin selbst im Centrum des großen Archipelagus und unter gebildeten Nationen bedeutende Ausnahmen, und in den Südsee-Inseln findet sich der Ausdruck wulan gar nicht mehr. Es gibt eine Klasse Worte, deren weite, wenn auch nicht allgemeine Verbreitung sich recht gut erklären läßt, nämlich die Namen der Metalle, Früchte, Pflanzen, gezähmten Hausthiere und anderer nützlicher Dinge. Hier sind die meisten Worte einheimisch, oder wenn der Gegenstand von außen her eingeführt ist, so wurde auch das Wort zugleich aus der fremden Sprache mit wenig oder gar keiner Veränderung aufgenommen. So sind aus dem Sanskrit die Ausdrücke für Silber, Kupfer, Perlen, Baumwolle, Seide, Indigofarbe, schwarzen Pfeffer, Zucker, Gans, Spinnrad, Zeuge, Festung, Krone, König, nebst vielen mythologischen und einigen juridischen Ausdrücken entnommen. Von den letztern hat das Arabische die meisten geliefert, und diese arabischen Ausdrücke finden sich überhaupt in den Sprachen fast aller Völker, zu denen der Islam drang. Wenn nun Hindus und Araber, Fremdlinge aus sehr entlegenen Ländern, ihre Religion, ihre Sprache und mehrere ihrer Künste nach den entferntesten Philippinen und Molukken ausbreiteten, warum sollte nicht eine civilisirte Nation Oceaniens mit mehr Zeit und Gelegenheit einen ähnlichen und noch ausgedehntern Einfluß ausgeübt haben?

Obwohl aber das häufige Vorkommen derselben Worte in den verschiedenen Sprachen Oceaniens von Madagascar bis zur Osterinsel auffallend genug ist, so bleibt doch die größere Masse der Sprache durchaus unerklärt. Hrn. Thomsens Wörterbuch der Bugissprache enthält in Allem 1900 malayische und Bugisworte. Dieß sind die beiden Hauptsprachen des Archipels, und die Nationen, welche sie sprechen, sind die unternehmendsten und durch Handel und gegenseitige Niederlassungen am häufigsten im Verkehr mit einander. Von 1022 Hauptworten sind 704 gänzlich verschieden und 318 in beiden Sprachen gleich; davon gehören aber 87 dem Sanskrit und Arabischen an, es bleiben also nur 251 übrig. Von 25 Fürwörtern sind nur vier gleich oder scheinen gleich, denn die Identität ist nicht sicher hergestellt. Von 268 Eigenschaftswörtern sind 18 gleich, zwei davon aber arabisch; von 418 Zeitwörtern sind 50 gleich, von diesen aber 7 arabisch oder Sanskrit. Von 69 Umstandswörtern stimmen nur drei überein, und eines von diesen ist arabisch. Unter den Ausrufungswörtern ist durchaus keine Aehnlichkeit. Das Ergebniß hieraus ist, daß von 1900 Worten 299 beiden Sprachen gemeinsam sind. Die Identität ist in den Hauptwörtern oder Benennungen von Dingen am bedeutendsten, in den Bei- und Zeitwörtern, die nach den Regeln der oceanischen Sprachen leicht in Hauptwörter

umgewandelt werden können, weit geringer, und verschwindet in den Partikeln beinahe ganz.

Auf diese Partikeln muß man namentlich sehen, wenn man den gemeinsamen Ursprung von Sprachen erforscht, und wenn man in dieser Beziehung das Malayische und Javanische, die Lampong, Sunda und Bugissprache vergleicht, *) so findet sich zwar in den vier ersten hie und da eine Identität, die sich aus der Nachbarschaft der Nationen leicht erklären läßt, indeß beschränken sich mehrere Fälle von Aehnlichkeit auf die geschriebenen Sprachen und dehnen sich nicht auf die gesprochenen aus; ein gleicher Fall ist es mit mehrern, die aus dem Sanskrit entlehnt sind. Zwischen den vier ersten Sprachen und der der Bugis ist kaum irgend eine als eine ganz zufällige Aehnlichkeit, und wer auch nur hundert Worte vergleicht, dem muß diese letzte als eine radikal verschiedene Sprache auffallen.

Aus Allem zusammengenommen muß man schliessen, daß jede oceanische Sprache ihren eigenthümlichen Ursprung hat, und daß die Völker, von denen sie gesprochen werden, einander im Verhältniß der größern oder geringern Nachbarschaft oder des Verkehrs unter einander sich Worte mittheilten, wobei die rohern und schwächern Stämme gewöhnlich von den gebildetern und mächtigern entlehnten. Nach dieser Ansicht kann man die verschiedenen Sprachen in mehrere Klassen oder Gruppen abtheilen und nach der Nation benennen, welche je den größten Einfluß ausübte. Die erste oder malayische Gruppe umfaßt Sumatra, die Halbinsel Malacca, die Ost- und Westküste von Borneo; die zweite oder javanische Gruppe umfaßt die Insel Java und die benachbarten Inseln Madura, Bali und Lombok, hier herrscht die javanische, der malayischen sehr ähnliche Sprache vor. Die dritte oder Bugisgruppe, von dem Namen der bedeutendsten Nation und Sprache auf Celebes, dehnte sich über die Inseln Bouton, Salayer, Sumbawa und einen Theil der Südküste von Borneo aus, wo die Bugis sich niederließen und Staaten gründeten; die Bugissprache ist wesentlich von den beiden vorhergehenden verschieden. Die vierte oder Philippinengruppe, wo die Tagalasprache den größten Einfluß hat, umfaßt den großen Archipel der Philippinen, nebst Mindanao, den Sulu-Inseln, Palawan und einen kleinen Theil des südlichen Vorgebirgs von Borneo. In der fünften oder Molukkengruppe übte die Sprache des civilisirtesten Volks, nämlich der Bewohner von Ternate, wahrscheinlich den größten Einfluß aus. Eine sechste Gruppe umfaßt die von der gelben Race bewohnten Südsee-Inseln, deren Sprachen eine große Menge gemeinsamer Wörter besitzen, aber von den Sprachen der nördlichen und westlichen Nationen gänzlich verschieden sind. Eine besondere Gruppe, kleiner als die vorhergehenden, bilden die Sprachen, die von Flores bis Timor von der Race gesprochen werden, die weder zur gelben, noch zur Negrito-Race gehören, und die oben als eine dritte oceanische Race aufgeführt wurde.

Eine Klassifikation der Negrito-Sprachen zu versuchen, wäre bei der geringen Bekanntschaft mit denselben ein hoffnungsloses Unternehmen. Nach dem wenigen das wir davon wissen, sind sie unter einander eben so verschieden, als von denen der gelben Race. Man hat Proben von den Dialekten der Negritos auf den Andaman-Inseln, auf der malayischen Halbinsel, auf Neu-guinea und von einigen Stämmen Australiens, aber einige wenige Beispiele in den australischen Sprachen ausgenommen, die sich durch die Nachbarschaft der Stämme leicht erklären lassen, ist auch nicht ein Schein von Verwandtschaft unter ihnen; eine Analogie, welche die Hypothese eines gemeinsamen Ursprunges der Sprachen der gelben Race bedeutend schwächt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Das Malayische und Lampong sind geschriebene Sprachen von Sumatra, das Javanische und Sunda geschriebene Sprachen von Java, und Bugis die geschriebene Sprache von Celebes.

Doktor Morrison.

(Nekrolog.)

Nachrichten aus Canton verkünden den Tod dieses ausgezeichneten Mannes, der nach mehrtägigen Leiden am 1 August v. J. verschied. Der Verewigte ging, in Folge seiner Verbindung mit der Missionsgesellschaft, im Jahre 1807 nach China, wo er, einen einzigen Besuch in England abgerechnet, bis an das Ende seines Lebens blieb. Im Verein mit Dr. Milne übersetzte er dort die Bibel, ein Gebetbuch und andere religiöse Schriften in das Chinesische; den größten Ruf aber erwarb er sich durch sein chinesisches Wörterbuch, das er ganz allein mit unsäglicher Mühe zusammentrug.

Bald nach seiner Ankunft in China wurde er von der ostindischen Kompagnie angestellt, und im Jahre 1816 begleitete er Lord Amherst auf seiner Gesandtschaftsreise nach Peking, über deren Erfolg er einen Bericht herausgab. Später, nach Ankunft Lord Napiers, wurde er dessen Sekretär und Dolmetscher, den er in dieser Eigenschaft auf dessen letzter Reise von Macao nach Canton begleitete. Schon vor dieser Reise befand sich der Verewigte unwohl, und da er sich auf derselben einem heftigen Regen aussetzte, nahm seine Unpäßlichkeit einen so ernsten Charakter an, daß er, am 25 Julius in Canton angekommen, am 1 August schon verschied.

Die irdischen Reste des Entschlafenen wurden, nicht nur von Lord Napier und allen seinen Landsleuten, sondern auch von den zu Canton sich aufhaltenden amerikanischen und indo-britischen Unterthanen begleitet, nach Macao gebracht, um auf dem dortigen protestantischen Kirchhof beerdigt zu werden. Dr. Morrison gründete im Jahre 1818 das anglo-chinesische Kollegium zu Malacca, und gab von seinem beschränkten Vermögen 1000 Pfd. St. zu Errichtung des Gebäudes, und auf 5 Jahre jährlich 100 Pfd. St. zu Unterstützung der Anstalt.

Der Verewigte war zweimal verheirathet; im Jahre 1809 mit Miß Morton und 1824 mit Miß Armstrong von Liverpool. Aus beiden Ehen hinterläßt er Kinder, und zwar aus der letzten fünf, die der Vorsorge des ältesten Sohnes aus der ersten Ehe anheimfallen. Man hofft, daß dieser Umstand von denen berücksichtigt werde, welche den Nachfolger des Verewigten zu ernennen haben, und zwar um so mehr, weil dieser Sohn ganz für die erledigte Stelle geeignet ist. Er kehrte im Jahre 1826 zu seinem Vater nach Canton zurück, der, nachdem er ihn in den Anfangsgründen der chinesischen Sprache unterrichtet hatte, auf drei Jahre auf das anglo-chinesische Kollegium schickte, worauf er von 1830 an den britischen Kaufleuten als Uebersetzer diente, und im Jahre 1832 mit einer amerikanischen Mission als Dolmetscher nach Cochinchina und Siam ging.

Alexandria.

(Schluß.)

Die erste Stadt der alten Welt wird unter Mehemed Ali wieder der zweite Hafen des Mittelmeeres. Noch vor fünf Jahren war der Pascha genöthigt seine Fregatten auf den Werften Marseille's und Livorno's bauen zu lassen. Der Hafen von Alexandria besaß keine hinlängliche Tiefe, um darin hochbordige Schiffe vom Stapel lassen zu können.

Ein französischer Ingenieur ward berufen, und seine am 9 Junius 1829 genehmigten Plane erhielten alsbaldige Ausführung. Ein Theil der niedergerissenen und mit dem Meer vereinigten Stadt rückte das Gestade gegen den höher gelegenen Theil des Landes vor und bot für die Schiffsbauplätze ein festes Terrain; vorwärts von diesem künstlichen Hafendamme grub man so lange, bis das Wasser hinlängliche Tiefe erhielt. An der Stelle des zerstörten Quartiers erhob sich ein vollständiges Zeughaus, ein Gebäude zur Verfertigung von Tauen, Schmieden, eine Segelmanufaktur, ein Hauptmagazin, eine zur Anfertigung des Mastwerks bestimmte Werfte und eine Kompaßwerkstätte; eine Kanonengießerei ward in Kairo eingerichtet. Unterdessen lehrten mit großen Kosten aus europäischen Häfen berufene Zimmerleute, Bohrer, Kalfaterer, Segelmeister, Schmiede, Bleigießer, Dreher ihre verschiedenen Handwerke sechzehnhundert in Bataillone vereinigten Arabern, und bald stachen von dieser Küste, der sich kaum Korvetten hatten nähern können, Fregatten und Schiffe ersten Ranges ins Meer. „Als ich den Ibrahim von hundert Kanonen geendigt hatte — sagte mir eines Tages Herr von Cerisy — fragte mich Se. Hoheit, ob die europäischen Souveräne ihre Flaggen nicht auf größern Schiffen aufpflanzten. Ich antwortete ihm, sie hätten noch stärkere, mit drei Verdecken, und von hundert und zwanzig Kanonen, allein der Hafen von Alexandria sey noch nicht tief genug, um so hohe Schiffstiele aufzunehmen. „Man fange gleich morgen wieder an zu graben," antwortete der Pascha, „und bauen Sie mir ein solches Schiff, wovon Sie mir sprachen." Mehemed Ali besitzt jetzt ein Schiff mit drei Verdecken, das in nichts den schönsten Seeschiffen Englands und Frankreichs nachsteht. Ein noch interessanteres Schauspiel als diese unermeßlichen Resultate ist die Gewandtheit und Thätigkeit so vieler kaum erst einer müßigen Unabhängigkeit entrissenen Menschen. Ich sah Kinder arabischer Stämme die Drehbank und Plattmühle handhaben, Araber aus Nedscheb die Boussolen mit Magnet bestreichen, Neger von Kordofan das Eisen schmieden und das Metall in die Gießform werfen. Zeuge der Anstelligkeit dieser Stämme, von denen man so lange glaubte, daß sie eine weniger vollkommene Organisation besitzen als andere Völker, bewunderte ich den Willen des Mannes, der in diesen unkultivirten Köpfen die lange erstickten Keime höherer Gesittung zur Entwicklung brachte, und der Gedanke drängte sich mir auf, daß ich hier vielleicht die ersten Lichtfunken einer Civilisation schaute, die eines Tages in das Herz jenes Afrika's eindringen sollten, das durch unsere Vorurtheile zu ewiger Barbarei verdammt scheint. Die Lehrzeit dieser Menschen war anfangs schmerzlich; es fehlte nicht an Züchtigungen, um die Faulheit zu ermuntern und die Rückfälle in die Gewohnheiten der Vergangenheit zu bestrafen. Die schreckliche Knute ward gewissermaßen der Nerv des Arsenals, und jeder Pelotonchef kannte lange Zeit hindurch keine andere Methode, um die seinem Befehle anvertrauten Lehrlinge in Ordnung zu halten und zu leiten. Denn diese tägliche Arbeit trat plötzlich an die Stelle der Wonnegenüsse des Nomadenlebens, der leichten Schifffahrt des Nils, der Sonnenbäder auf den öffentlichen Plätzen Alexandria's und Kairo's, und der Ausdruck stillen Bedauerns so vielen verlornen Glücks reichte hin, sich die zerfleischenden Hiebe des Arbeitsaufsehers zuzuziehen. Allein der Pascha wollte es, und Alles ward vergessen, die behagliche Ruhe in den Städten, wie die Streifereien in der Wüste. Dennoch nahm man auch zu andern Triebfedern als der Furcht seine Zuflucht. Diese für äußere Eindrücke empfängliche und ungekünstelte Jugend war auch dem Wunsche nach Ehrenstellen zugänglich, und man wußte aus ihrem Ehrgeize Nutzen zu ziehen. Auf den Werften eines orientalischen Satrapen werden jetzt die Leute nach ihrer Fähigkeit hierarchisch abgetheilt; die Grade dieser industriellen Armee werden, je nachdem der Unterricht des Korps die Ersetzung der Europäer durch Eingeborne gestattet, den fähigsten Arbeitern übertragen. Ich sah Kapitäne der Art, die vor ihrer Einrollirung keinen höhern Wunsch hegten als die Führung eines Kameels durch die Sandwüste zu erlangen. Die Ausgrabung eines unermeßlichen Hafens, die Erbauung eines Arsenals, das Auslaufen von fünf Bricks, drei Korvetten, sechs Fregatten und zehn Linienschiffen von seinen Werften, die Vollendung so vieler Arbeiten innerhalb fünf Jahren durch Menschen, die man einem beinahe wilden Leben entriß — dieß sind die Denkmale, womit Mehemed Ali bis jetzt seine Stadt Alexandria bereicherte. Im Osten und Westen dieses Theils der so jungen und so lebendigen Stadt verbreiteten sich die beiden vornehmsten Quartiere des alten Alexandria's, die heutzutage ausgestorben und unter Dünen begraben sind. Das westliche Quartier, Rachotis genannt, nach dem Namen eines Dorfes, dessen Stelle es einnahm, bedeckte das Gestade des Hafens von Eunoste und zog sich bis gegen den See hin. Es enthielt jenen berühmten Serapis-Tempel, der, nachdem er wie der Tempel des nämlichen Gottes in Kanope, der Schauplatz der abscheulichsten Schlemmereien — ein Zeichen des Todeskampfes, in dem das Heidenthum lag — geworden war, auf Befehl des Kaisers Theodosius zerstört ward. In der Nähe dieses gewaltigen Gebäudes befand sich die von Markus Antonius der Cleopatra zum Ersatz derjenigen, aus welcher die Soldaten des Cäsar ein Freudenfeuer gemacht hatten, geschenkte Bibliothek, welche selbst wieder von Amru verbrannt wurde. In etwas weiterer Entfernung findet man noch Ruinen von Bädern, die am Meeresufer in Fels gehauen waren, und den Eingang in die ungeheuren Katakomben, die sich unter der den Namen Todtenstadt (Nekropolis) führenden Vorstadt ausdehnten. Ein einziges Werk erhielt sich, nämlich die rothe Granitsäule, der man uneigentlich den Namen des Pompejus beilegt, die aber dennoch von den Römern aus Oberägypten hergebracht worden seyn soll, denn vor ihnen waren der Obelisk und die Säule niemals einzeln aufgestellt; die Architektur betrachtete sie bloß als Ornamente für die Gebäude. Es liegt indeß wenig daran, daß die Archäologen dieses Monument — dessen Gesammthöhe 114 Fuß beträgt, und dessen Monolith-Säule 90 Fuß in der Länge und 9 im Durchmesser hat — als ein Ueberbleibsel des Serapis-Tempels betrachten; man bekümmert sich wenig darum, daß die grob viereckig behauene Base und das Kapitäl, dessen Blätterwerk kaum angezeigt ist, nicht einem und demselben Bauwerk mit diesem Säulenschaft, dessen Arbeit so schön und dessen Oberfläche so glänzend und so glatt ist, angehören können; allein man erinnert sich gern an die Tapfern, die auf Kosten ihres Lebens der französischen Armee den Eingang in Aegypten öffneten, und deren irdische Reste Bonaparte am Fuße der Pompejus-Säule beisetzen ließ. Noch ist zu fürchten, daß die Opfer der Belagerung von Alexandria nicht lange eine ruhige Schlummerstätte in ihrem Grabe finden werden; denn leicht mag das Fieber der Beraubung — an der besonders heutzutage die europäischen Regierungen darniederliegen — sie derselben berauben. Schon wurden die beiden Obelisken, die den Namen Nadeln der Cleopatra führen, der eine dem König von Frankreich, der andere dem König von England geschenkt, und erwarten nur noch die Schiffe, welche sie unter unsern grauen und regnerischen Himmel transportiren sollen, wo sie, wie unsere Mäcenaten behaupten, einen so wundervollen Effekt hervorbringen! Dieß waren die einzigen Trümmer des östlichen Theils der Stadt, die das Bruhion oder das Quartier der Paläste heißt. Von jenem sechshundert Fuß langen und mit Marmor-Portiken umgebenen Gymnasium, von jenen prächtigen Straßen, die, rechtwinkelig sich schneidend, an ihrem Durchschnittspunkte einen viereckigen Platz bildeten, von wo man die Schiffe in die beiden Häfen des Osten und des Westen einfahren sehen konnte; von jenem Tempel, worin Alexandria all seinen Luxus entwickelte, um den in einen massiv goldenen Sarg eingeschlossenen Leichnam seines Gründers in Empfang zu nehmen; von jenem Theater, wo man vor dem gebildetsten Volke der Welt die Hauptwerke der alten Bühne aufführte; von so vielen Monumenten, zu deren Vollendung alle Künste und Erzeugnisse der Welt in Wettkampf traten, und an die insgesammt wieder, wegen ihres Ursprungs oder ihrer Bestimmung, einiger Ruhm der Menschheit sich knüpfte — von all diesem ist heutzutage nichts mehr vorhanden, als die unterirdischen Gewölbe, über welchen diese Bauwerke aufgeführt wurden, einige zerbrochene Säulenstücke, die hie und da herumliegen, oder deren Gemäuer der türkischen Stadt zur Stütze dienen, und eine Schicht Backsteine oder Töpferwaaren, die mit ihrer röthlichen Farbe eine ungeheure Wüste bedeckt. Diese Stadt, deren Plan Alexander selbst entwarf, und der er den Stempel seiner Größe aufdrückte, diese Hauptstadt, welche die Könige von dem Stamme des Ptolemäus Lagos und die römischen Kaiser in edlem Wetteifer mit allen Zierden der Kunst ausschmückten und die vor Rom den Thron der Welt besaß — ist zertrümmert, zermalmt und in Schutt gelegt. Täglich reißt der Wind die Staubtrümmer dahin. Wer sie sehen will, der eile, denn bald ist keine Spur mehr von ihr übrig.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 72. 13 März 1835.

Geschichte
der Baumwollenmanufaktur in Großbritannien.*)

Die Geschichte dieser Manufaktur ist ohne Beispiel. Im Anfang der Regierung Georgs III beschäftigte sie 40,000 Menschen und der Werth der erzeugten Waaren betrug 600,000 Pf. St. (7,200,000 fl.); jetzt beschäftigt sie nicht weniger als 1,500,000 Personen, und der Werth der erzeugten Waaren übersteigt die Summe von 31,000,000 Pf. (372 Mill. Gulden). Die Baumwollenwaaren machen die Hälfte der gesammten britischen Einfuhr aus, und beschäftigen den eilften Theil der Bevölkerung.

Indien scheint der älteste Sitz der Baumwollenmanufaktur, und von da aus verbreitete sie sich nach Persien und Aegypten. In Amerika, wo Columbus die Eingeborenen in Baumwollenzeuge gekleidet fand, scheint die Erfindung, dieses Erzeugniß zu spinnen und zu weben, eigenthümlich gemacht worden zu seyn. Während der griechischen und römischen Zeit wurden Baumwollenzeuge nur in sehr geringer Zahl eingeführt, wogegen der Gebrauch der Seide sich rasch vermehrte. Die Eroberungen der Araber veränderten den ganzen Zustand der civilisirten Welt, neue Künste und Kenntnisse kamen empor, neue Handelsstraßen wurden eröffnet, und neue Gewerbszweige gegründet. Sobald der erste heftige Sturm der Eroberung vorüber war, erhob sich in den von den Arabern beherrschten Ländern Ackerbau und Manufakturthätigkeit, denen die in Feudalherrschaft versunkene Christenheit nichts Aehnliches gegenüberstellen konnte. Die Baumwollenpflanze und mit ihr die Baumwollenmanufaktur kamen nach Spanien, wo sie Jahrhunderte lang blühten; noch wächst die Pflanze wild im alten Königreich Valencia zum traurigen Zeugniß, wie weit Spanien seit jener Zeit herabsank.

Die Fortschritte der Baumwollenmanufaktur in Europa waren sehr langsam; nach England kam sie nicht vor dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts, wo die Kunst Baumwolle zu spinnen und zu weben, durch einige protestantische Flüchtlinge aus Flandern herüber gebracht wurde. Ihr frühester Sitz scheint die Grafschaft Lancaster gewesen zu seyn. Die nachstehenden Angaben mögen das allmähliche Steigen dieses Handelszweiges zeigen.

Baumwolleneinfuhr:

im J. 1701		1,985,868 Pf.
im J. 1764		3,870,392 Pf.
im J. 1833		303,726,195 Pf.

Ausfuhr von Baumwollenwaaren:

im J. 1701	für	23,353 Pf.
im J. 1764	für	200,354 Pf.
im J. 1833	für	18,486,400 Pf.

Dieses Wachsthum ist um so außerordentlicher, wenn man es mit der alten englischen Stapelwaare der Wollentücher vergleicht: die Ausfuhr von diesen betrug während der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts im Durchschnitt 2,000,000 Pf. jährlich, und im Jahre 1833 nur 6,539,731 Pf., so daß die Wollenmanufaktur sich nur verdreifachte, während die Baumwollenmanufaktur sich mehr als verhundertfachte. Dieses wunderbare Anwachsen verdankt man einer Reihe glänzender Erfindungen, die der ganzen Staatsgenossenschaft ungeheuern Vortheil brachten, nur nicht den Erfindern selbst. Diese, im Kampfe mit Vorurtheil, Unwissenheit und kurzsichtigem Eigennutz, von den einen gehaßt, von den andern verachtet, und von allen verfolgt, sanken in ein frühes Grab, während Leute, deren Hauptverdienst Kapitalien und Schlauheit waren, durch ihre Entdeckungen zu fürstlichem Reichthum gelangten. Die Thorheit des Widerstandes gegen Maschinen zeigt sich nirgends auf eine so auffallende Weise, als in der Geschichte der Baumwollenmanufaktur; jetzt, wo Maschinen erfunden sind, vermittelst deren ein Mann und ein Knabe so viel Garn erzeugen, als 300 Männer im Anfang des vorigen Jahrhunderts, wo Ein Mann und Ein Knabe so viel Zeuge drucken können, als damals 100 Männer mit 100 Knaben, wo Dampfmaschinen die Arbeit von 33,000, und Wassermühlen die von 11,000 Pferden verrichten, ist die Handarbeit so wenig überflüssig geworden, daß die Zahl der Arbeiter von 40,000 auf anderthalb Millionen stieg; damals erhielten jene 40,000 Arbeiter nur 220,000 Pf. jährlich, oder wenig über 2 Sch. (1 fl. 12 kr.) die Woche, während jetzt 237,000 Arbeiter in den Spinn- und Webfabriken jährlich 6,044,000 Pf. oder etwas mehr als 9½ Sch. (5 fl. 42 kr.) die Woche verdienen, und die ärmste Klasse, die Handweber, 250,000 an der Zahl, erhalten jährlich 4,375,000 Pf. oder etwa 6 Sch. 7 P. (3 fl. 57 kr.) die Woche. Demnach hat sich die Zahl der Arbeiter versiebenunddreißigfacht, und der Arbeitslohn mehr

*) Nach einem kürzlich von Hrn. Baines jun. in London verfaßten Werke.

als vervierfacht. Dennoch beklagen einige klug seyn wollende Leute die Vermehrung der Maschinen als ein Nationalunglück.

Die erste Erfindung, welche beim Weben den Aufwand von Zeit und Kraft bedeutend verminderte, war das fly-shuttle oder fliegende Schiffchen, das von John Kay, damals zu Colchester wohnhaft, erfunden wurde, und um das J. 1760 in allgemeinen Gebrauch kam. Robert Kay, sein Sohn, fügte noch die drop-box (Tropfbüchse) hinzu, aber den Erfindern kam ihre Entdeckung so wenig zu Gute, daß Kay den Verfolgungen und Gefahren, denen er ausgesetzt war, nur durch die Flucht nach Paris entging.

Das Spinnen mit Cylindern (Walzen) wurde von John Wyatt von Birmingham erfunden, der im J. 1738 unter dem Namen eines Fremden, Lewis Paul, mit dem er associirt war, ein Patent darauf nahm; aber Mangel an Kapital verhinderte ihn, seine Erfindung im Einzelnen zu vervollständigen, und derjenige, welcher später die Erfindung vervollständigte, sagt ausdrücklich, „daß viele Jahre und viel Geld ohne Erfolg dazu verwendet worden seyen." Man behauptet, diese Maschine sey ungefähr zu gleicher Zeit von einem scharfsinnigen Künstler, Namens Highs, ebenfalls erfunden worden, und es ist höchst wahrscheinlich, daß Arkwright von diesem die erste Idee dieser Erfindung erhielt, die er nachher für seine eigene ausgab.

Richard Arkwright hatte von der vorgeschlagenen Spinnmaschine einiges gehört, und strengte nun alle seine Verstandeskräfte an, um sie vollständig zu Stande zu bringen. Obwohl jetzt allgemein angenommen wird, daß er nicht der ursprüngliche Erfinder ist, so thut dieß doch seinem Ruhme wenig Eintrag, denn eine Erfindung zur Ausführung bringen, und alle Detailschwierigkeiten überwinden, ist kaum minder verdienstlich, als die Entdeckung des Grundsatzes, auf dem die Maschine beruht. Ungefähr um dieselbe Zeit, wo Arkwright seine Spinnmaschine zu Nottingham aufstellte, kam auch Hargreaves von Blackburn dahin, der von den Arbeitsleuten, welche von der Annahme seiner Erfindung ihren Untergang befürchteten, von dort vertrieben worden war. Ungeheure Reichthümer wurden durch die Spinn-Jenny gewonnen: Hargreaves, der Erfinder, lebte und starb in Armuth. Arkwright hielt von einigen Kapitalisten unterstützt aus, und setzte endlich seine Maschine in vollen Gang. Eine neue Schwierigkeit ergab sich: durch eine Akte Georgs I war das Tragen gedruckter oder gefärbter Calicos bei 5 Pfd. Strafe verboten; damals wurde nämlich noch kein Calico in England verfertigt. Die Aufrechthaltung dieser Akte als Verbot auch der englischen Calicos, wie die englischen Kattundrucker begehrten,*) wäre zu sinnlos gewesen, das Parlament ging darauf nicht ein, und sanktionirte die neue Manufaktur.

Der arme Wyatt scheint die Kardircylinder eben sowohl als die Spinncylinder erfunden zu haben, welche Hr. Peel**) zuerst in Lancashire einführte. Arkwright vervollkommnete auch diese Erfindung, und in seiner Hand wurde die Kardirmaschine nicht nur eine höchst wichtige, sondern auch eine schöne Maschine. Diese Vermehrung der Maschinen führte zu dem Fabriksystem, dessen moralische und sociale Folgen wir hier nicht untersuchen können; die Handelsvortheile derselben waren aber so bedeutend, daß ihre Abschaffung unmöglich wurde, auch wenn sie wünschenswerth wäre. Arkwrights Patente wurden endlich beseitigt, aber er starb im Besitze eines fürstlichen Vermögens, wovon er den eigentlichen Erfindern auch nie einen Heller gab.

Die „mule jenny" (Bastardmaschine), welche die Grundsätze von Arkwrights Wasserrahmen und Hargreaves Jenny vereinigte, und die Baumwollenmanufaktur später auf den hohen Grad von Vollkommenheit brachte, wurde von Crompton, einem Weber in der Nähe von Bolton, erfunden, und im Jahre 1779 zuerst vollständig hergestellt. Die Wichtigkeit dieser Erfindung läßt sich mit wenig Worten schildern. Als die Mule-Jenny erfunden wurde, kostete das Garn von 40 Strähnen aufs Pfund, oder technisch gesprochen Nr. 40 vierzehn Sch. (8 fl. 24 kr.), Nr. 60 25 Sch. (15 fl.) und Nr. 80, wovon Crompton ein wenig spann, um zu zeigen, daß es nicht unmöglich sey, 42 Sch. (25 fl. 12 kr.) Jetzt kostet Baumwollengarn von 100 Strähnen aufs Pfund 2 Sch. 3 P. bis 3 Sch. (1 fl. 21 kr. bis 1 fl. 48 kr.) und statt daß man 80 Strähne für eine Unmöglichkeit hielt, hat man jetzt 350 Strähne aufs Pfund gesponnen, jeder Strähn 840 engl. Ellen lang. Crompton sicherte sich seine Erfindung nicht durch ein Patent; unternehmendere Manufakturisten benutzten dieß, und gewannen ungeheure Summen, während er verhältnißmäßig in Dunkelheit sich mühsam fortbrachte. Endlich erhielt er spät erst die unzureichende Belohnung von 5000 Pfd., welche ihm das Parlament im Jahre 1812 zuerkannte.

Welche Erweiterung die Baumwollenmanufaktur und die mechanischen Webstühle durch die Anwendung der Dampfmaschinen erhielten, läßt sich leicht ermessen, aber die Gränzen unseres Blattes erlauben eine nähere Ausführung nicht.

*) Hr. Baines nennt dieß mit Recht eines der auffallendsten Beispiele von blinder Handelseifersucht.

**) Der Vater des jetzigen Premierministers.

Abenteuer eines englischen Offiziers in der brasilianischen Marine.

(Fortsetzung.)

Zwischen neun und zehn Uhr kehrten unsre Kundschafter mit der Nachricht zurück, daß Pincheiro ihrer Rechnung nach wenigstens zwölf Meilen von unserm Lager entfernt seyn müsse; denn als sie nach verschiedenen Richtungen in der Gegend umher geritten wären, ohne eine Spur von ihm zu entdecken, seyen sie endlich an eine Stelle gekommen, wo ganz vor Kurzem erst Vieh geweidet habe, und dieß hätte sie überzeugt, daß er in der Nähe seyn müsse, weil man die Stellung der Indianer aus den beweideten Plätzen auf Meilen in die Runde um ihr Lager erkennen kann. Nachdem sie noch etwas weiter vorgedrungen waren, sahen sie in einem nahe gelegenen Thale große Heerden von Pferden, wodurch ihre Vermuthung zur Gewißheit wurde. Da sie jedoch die Stellung des Feindes ganz genau auszumitteln wünschten, so standen sie eben im Begriff sich zurückzuziehen, und bis zum Einbruch der Nacht zu verbergen, um dann ihr Vorhaben um so sicherer auszuführen, als sie von einer Abtheilung Indianer bemerkt wurden, welche die Pferde wegtreiben wollten. Kaum wa-

ren sie entdeckt, als man ihnen auch nachsetzte; doch hatten unsre Indianer einen so bedeutenden Vorsprung, daß der Feind von der Verfolgung abstehen mußte. Auf diesen Bericht hin beschloß der Oberst ohne Zeitverlust anzugreifen, und so befanden wir uns nach einer halben Stunde schon auf dem Wege; die Indianer in der Mitte und eine Abtheilung Kavallerie als Nachhut.

Es war eine schöne sternenhelle Nacht, und wir kamen ohne Aufenthalt bis zu dem Thal, wo unsre Kundschafter entdeckt worden waren. In dieser Gegend ist der Boden einer der unebensten in den Pampas, und als wir eben um den Fuß eines Hügels herumbogen, während der Vortrab einen kleinen Abhang in das Thal hinabstieg, brach plötzlich eine feindliche Bande aus einem Hinterhalt hervor, um die Nachhut zu überfallen. Der Kapitän ließ indeß seine Leute schnell sich aufstellen und die Indianer durchbrechen, dann schloß er sie aber ein, und brachte sie in ein so gut gerichtetes Feuer, daß sie in größter Verwirrung flohen, und 4 bis 5 Todte nebst mehreren Verwundeten auf dem Platze ließen. Die letztern nahmen wir mit uns, was unsern Verbündeten, die sie lieber getödtet hätten, nicht gefallen wollte. Da wir nicht wissen konnten, ob uns nicht ein Ueberfall der Hauptmacht des Feindes bevorstehe, so machten wir Halt bis zu Tagesanbruch, und wechselten unsre Pferde. Mittlerweile wurden Patrouillen ausgeschickt, um die Richtung auszukundschaften, welche die Flüchtigen eingeschlagen hatten, und die Indianer hielten ein wachsames Auge nach allen Richtungen hin. Mit dem Grauen des Tages brachen wir wieder auf, und als die ersten Strahlen des Lichts uns aus Osten entgegen leuchteten, stiegen wir eine Anhöhe hinan, welche sich durch die ganze Länge des Thals ausdehnte. Ungeduldig den Feind endlich zu Gesicht zu bekommen, trieben der Oberst und seine Umgebung ihre Pferde an, um den höchsten Punkt zu erreichen, allein ihre Erwartung wurde getäuscht, denn die Aussicht war durch bedeutende Erhöhungen nach allen Seiten beschränkt.

Indem wir so weiter vorwärts rückten, stießen die Pikets zu uns, welche von den Vorposten des Feindes zurückgetrieben worden waren, und hieraus schlossen wir, daß Pincheiro nicht weit weg seyn könne. Sie hatten sich auch in der That nicht geirrt, denn als wir bald darauf eine bedeutende Anhöhe hinanstiegen, berichtete ein Kapitän der Vorhut, daß der Feind jenseits derselben eine feste Stellung inne habe. Auf diese Nachricht ritten wir schnell bergan, ließen unsre Heerden weiden wie ihnen gefiel, und als wir oben waren, sahen wir einen Theil des Feindes auf dem Kamm eines uns gerade gegenüberliegenden sehr steilen, ungefähr 600 Schritt langen Hügels, der links (vom Feind aus) in einen sehr hohen steilen Felsen auslief, halbmondförmig aufgestellt, zwischen jedem Mann eine Klafter Raum, um die Kugelschnüre schwingen zu können. Der Hügel, auf dem wir uns befanden, lief in einem sanften Abhang bis zum Fuß des gegenüberstehenden hinab, und führte rechts in die weite unbegränzte Ebene. Linker Hand von uns aus liefen die Kämme beider Hügel zusammen, doch waren sie mit Massen und Bruchstücken von Steinen bedeckt.

Der Obrist befehligte sogleich eine Eskadron Kavallerie zum Angriff, und in demselben Augenblick, als wir den Hügel hinanjagten, stieg die Sonne in einem so blendenden Glanze hinter demselben hervor, daß es uns unmöglich fiel, die Augen frei aufzuschlagen. Dieß hatten die wachsamen Indianer, welche noch dazu vermutheten, daß unsre Pferde ermüdet seyn müßten, kaum bemerkt, als sie uns auch schon in der bereits angegebenen Schlachtordnung halbwegs entgegenrückten, und ihre Kugeln warfen, welche mehrere unsrer Leute vom Pferde schlugen und sich manchen der letztern um die Füße schlangen. Sobald wir unsre Karabiner abschossen, theilten sich die Indianer rechts und links, zogen sich hinter den Hügel zurück, und wurden durch eine andere Abtheilung ersetzt, welche augenblicklich hervorbrach, und ihr gewichtiges Wurfgeschütz auf gleiche Weise uns entgegenschleuderte. Diesen verschiedenen Abtheilungen schickten wir frische Kavallerie-Eskadronen entgegen, die jedoch, als sie den Feind zu vertreiben versuchten, von einer überlegenen Macht zurückgeschlagen wurden, deren vorderste Linie gleichfalls im Halbmond vorrückte, ihre Kugeln warf und sich zurückzog, während die nächste Reihe in geschlossener Linie mit ihren Lanzen angriff, ehe unsre Truppen noch wieder laden konnten, und während manches Pferd, von den Kugelschnüren gefesselt, unbeweglich stehen bleiben mußte. In der Zwischenzeit erhielt Monteiro, der bis jetzt mit seinen Leuten im Hintertreffen geblieben war, Befehl, den Feind linker Hand zu umgehen und ihn im Rücken anzugreifen, ein Manöver, welches er eben so schnell als geschickt ausführte. Kaum hatte der Oberst dieß bemerkt, so rückte er mit dem ganzen Bataillon in geschlossenen Reihen auf den Hügel, ließ es auf dessen Gipfel eine Linie formiren, und unterhielt ein so wirksames Feuer, daß der bereits in Verwirrung gerathene Feind nach allen Seiten hin die Flucht ergriff, und von beiden Flügeln verfolgt wurde, die sich, je nach Umständen, in einzelne Abtheilungen auflösten.

Eine derselben wurde von dem Major befehligt, dem ich mich stets so nahe als möglich gehalten hatte, und so setzten wir denn auch jetzt den fliehenden Gruppen nach, deren wildes Geschrei sich mit den Schüssen unsrer Soldaten mischte, wenn die Indianer hie und da Stand hielten, und in rasender Tollkühnheit mit ihren Lanzen unsere geschlossenen Reihen zu durchbrechen versuchten. Der Major, stets voran im Gefecht, verbreitete Schrecken und Tod um sich her, wo er auf Widerstand stieß, und nur Wenige blieben von seiner Klinge ungezeichnet. Während er so auf die bloßen Köpfe und Schultern der Indianer loshieb, rief er seinen Leuten wiederholt zu, derer zu schonen, die sich freiwillig ergäben. Dieser menschenfreundliche Befehl fand indeß wenig Gehör, weil die Soldaten gar wohl wußten, daß die Indianer keinen Pardon zu geben pflegen.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Erinnerungen aus dem Mississippithale. Von Timotheus Flint, Vorsteher des Seminars von Prapide in Louisiana. Boston.

Der Verfasser kündigt sich als presbyterianischen aus Neuengland gebürtigen Geistlichen an, der im Jahre 1815 diesen Theil der Vereinigten Staaten mit Frau und Kindern in der Hoffnung verließ, in irgend einem der Kantone, welche man in den großen Wildnissen gegen Westen anzubauen begonnen hatte, sich ansässig machen und sein Amt ausüben zu können. Es scheint indeß, daß er sich bald hier, bald dort mit geringem Erfolge niederließ, und daß man, um auf solche Abenteuer auszuziehen, eine kräftigere Konstitution als die seinige besitzen müsse. Die furchtbaren, in dem großen Mississippithale heimischen Wechselfieber erschütterten in der ersten Zeit seiner Reise seine Gesundheit heftig, und waren zum Theil die Hindernisse, an denen seine Entwürfe scheiterten. Nach zehnjährigem Wechsel seines Aufenthalts, während dessen er mannichfache Gelegenheit hatte, den gesellschaftlichen Zustand der Bewohner der ent-

legenen Wälder*) kennen zu lernen, fand er endlich eine bleibende Anstellung als Vorsteher eines Kollegiums in Louisiana. Bevor er aber sein Amt antrat, machte er noch eine Reise in sein Geburtsland, theils in der Hoffnung, daß die frischere Luft des Nordens seine Gesundheit stärken werde, theils aber auch, um die Gefährten seiner Jugend noch einmal zu sehen und ihnen Lebewohl zu sagen, und diesem Besuch verdanken wir den vorliegenden Bericht.

„Der Wunsch meiner Freunde, sagt Here Flint, einen Bericht über das zu lesen, was ich gelitten und beobachtet hatte, legte mir die Pflicht auf, diesem Verlangen zu entsprechen. Die Kritik wird, wie ich hoffe, Nachsicht haben, wenn sie erfährt, daß mein Werk während einer Krankheit mit zitternder Hand und beklemmtem Herzen geschrieben wurde. Ich übergebe es dem Druck, wie es ist, und nehme sowohl Gefühle mit mir in meinen fernen Zufluchtsort, die ich auszudrücken nicht vermag, als auch die innige Ueberzeugung, daß meine theilnehmenden Freunde durch ein günstigeres Geschick vor jedem Wechsel geschützt sind."

Diese Worte deuten auf ein melancholisches Gemüth, und in der That muß man sich, bei dem Gemälde, welches der Verfasser von dem Leben eines Geistlichen im Mississippithale entwirft, wundern, wie er zehn Jahre in diesen Verhältnissen leben konnte, ohne von Traurigkeit und Verdruß aufgerieben zu werden. Wir wollen dem vorliegenden Werk zuvörderst einige auf die Unfälle des Verfassers bei Ausübung seines Amtes bezügliche Stellen entheben; ein zwar allerdings nichts weniger als angenehmer Gegenstand, der aber dennoch nicht ohne Interesse ist.

„Man hat, heißt es, viel von dem guten Willen der Bewohner der atlantischen Regionen gesprochen, Prediger bei sich zu unterhalten; es kann Ausnahmen geben, allein ich habe deren keine erfahren, und bin trotz aller Anführungen vom Gegentheil fest überzeugt, daß alle diese Leute im Ganzen genommen der Meinung sind, daß die Emsigkeit, mit der sie den Predigten beiwohnen, eine hinreichende Entschädigung für den Geistlichen sey. Keiner dieser leztern, von welcher protestantischen Gemeinde er auch seyn möge, hat, so viel ich weiß, zwei Jahre hinter einander zureichende Einkünfte erhalten. Hieraus läßt sich erkennen, welche Aussichten denen eröffnet sind, die diesen Leuten das Evangelium predigen. Eine große Anzahl glaubenseifriger, treuer und geduldiger Männer meines Standes ist in diesen Wüsten dem Elend erlegen, ohne daß man Acht darauf gehabt hätte, und ohne daß ihr trauriges Schicksal bekannt geworden wäre, denn sie litten und starben mehr als 800 Stunden von ihrem Vaterlande entfernt. Ein solcher Tod hat zudem nichts Theatralisches; erliegt dagegen ein Missionär auf fremdem Boden, so wird er beklagt wie ein Held, ein Märtyrer; man gibt seiner Familie eine Pension, denn an sein Gedächtniß knüpft sich der Enthusiasmus romantischer Empfindsamkeit.

„Alle, welche so wie ich in diese neuen Länder gegangen sind, haben größtentheils dieselben Erfahrungen gemacht, und wie ich zu hoffen wage, nicht vergebens; der Same, der auf ein unfruchtbares Land gefallen zu seyn schien, wird endlich, zu günstigerer Zeit, dennoch aufgehen.

„Die größte Schwierigkeit, auf welche man bei denjenigen unter den Kolonisten stößt, die noch einige Religion haben, ist der kleinliche Sektengeist, an dem sie in einer Lage hartnäckig hängen, in welcher es doch unmöglich ist, daß jeder Einzelne einen nach dem Modell, das er sich gebildet, genau geformten Geistlichen haben könne, und wo vielmehr jeder sich glücklich schätzen sollte, jemand zu finden, der ihm und seinen Kindern die wesentlichen Vorschriften der Religion erklärt, ohne zu fragen, ob der Mann, der ihm seine Kräfte widmet, zu dieser oder jener Sekte gehöre.

„Ich wurde mehreremale von langwierigen Krankheiten heimgesucht, und oft stand ich am Rande des Grabes. Meine Gesundheit war überhaupt nicht die festeste, und was solche körperliche Leiden noch drückender für mich machte, war meine zahlreiche Familie. In den lezten Zeiten meines geistlichen Amtes in jenen Gegenden konnte ich die mit denselben verbundenen Beschwerden nicht mehr ertragen. Zwei Jahre lang habe ich, obschon ich stets mein Amt mit Eifer verwaltete, von der Gemeinde nicht einmal so viel bekommen, um die Kosten der Ueberfahrt über die Flüsse bestreiten zu können, aber dennoch fühlte ich mich glücklich, wenn ich aus Eifer für die Religion wirkte; dann schwand jeder Gedanke an meine physische Schwäche, jede Sorge um meine Familie, und ich hatte nur Gott und die Ewigkeit vor Augen."

Der Verfasser scheint sich zu Jackson und in der Umgegend länger aufgehalten zu haben, als in irgend einem andern Theil der westlichen Gegenden. Diese neue Stadt liegt am Zusammenflusse des Ohio und Mississippi.

„Länger als ein Jahr, fährt er fort, habe ich in diesen Gegenden gepredigt, und diese ganze Zeit war für mich noch leerer an Interesse, ärmer an Verbindungen, Annehmlichkeit und Nutzen, als in jedem andern Theil des Landes. Die Bewohner sind sehr rohe Menschen und der Kanton zählt Sekten aller Art, unter denen es unwissende und bigotte Leute genug gibt.

„Eine der Merkwürdigkeiten dieser Gegenden ist eine vereinzelte ganz aus Deutschen bestehende Kolonie, deren Bewohner ihren Nationalcharakter und ihre Sprache noch reiner und unvermischter erhalten haben als in Pennsylvanien. Sie sind größtentheils Lutheraner; einige kamen gerade aus Deutschland, die meisten aber aus Nordcarolina und Pennsylvanien. Sie haben sich am Ufer eines schönen Flusses, White-Water genannt, angesiedelt, der einen Lauf von ungefähr 25 Meilen hat und sich in einen Morast verliert. Diese von Wäldern umschlossene, wenig zahlreiche Kolonie hat nur wenig Verbindung mit der übrigen Welt; sie besizt alle Elemente einer noch unausgebildeten Industrie und treibt Handel mit den nothwendigsten Lebensbedürfnissen. Alle Sitten und Gebräuche ihrer Nation haben sie vollkommen beibehalten; sie sind rechtschaffen, arbeitsam, eifrig für ihre Religion, allein beinahe jeder Einzelne hat seine Branntweinbrennerei, wo Whisky, dieses verderbliche Getränk, aus dem Getreide bereitet wird, das nur zur Nahrung dienen sollte. Sie sagten mir in ihrer Sprache, daß sie einen rechtschaffenen Geistlichen unter sich haben möchten, nur müsse er den ehrlichen Holländern, so nennen sie sich, das Getränk ihres Vaterlandes gestatten.

„Sie hatten einen Geistlichen, Namens Wielberg, mit sich gebracht, der nicht ohne Gelehrsamkeit, aber ein Trunkenbold war. Der Eifer, mit dem er den Gottesdienst nach ihrem Gebrauch und in ihrer Sprache hielt, gewann ihm die Zuneigung der Kolonisten; waren aber seine Amtsgeschäfte gethan, so betrank er sich und wurde im Rausch ein Zänker. Die Kolonisten berauschten sich zwar selbst sehr gern, wollten aber ihrem Pastor dieses Vorrecht nicht gestatten; als nun die Zeit herankam, wo sie den ihm durch Unterzeichnung zugesicherten Gehalt bezahlen sollten, verweigerten sie dieß wegen seiner schlechten Aufführung und Liebe zum Trunk. Drei Jahre lang führte er Prozeß gegen seine Gemeinde, den er auch gewann; um aber auch die verlorne Gunst wieder zu gewinnen, wartete er eine Gelegenheit ab, bei welcher die Herzen der ehrlichen Kolonisten durch eine tüchtige Quantität Whisky sanftern Empfindungen zugänglich geworden waren, hielt dann eine feurige Rede, stimmte einen Gesang von ihm selbst (denn er war auch Dichter) an, und nun drängten sich die Leute, die ihren Peozeß verloren hatten und vor Kurzem noch so heftig gegen ihren Geistlichen eingenommen waren, zu einer neuen Unterzeichnung.

„Die seltsame Tracht der Frauen und die einfache kindliche Unterhaltung dieser Leute machte mir viel Vergnügen. Ich wohnte einst einem Begräbnisse bei, bei welchem viele dieser Deutschen gegenwärtig waren; nachdem ich den Gottesdienst nach meiner Weise gehalten hatte, trat ein ehrwürdiger Greis, mit silberweißem, bis auf die Brust herabhängendem Barte, Namens Roedwunger, vor und fragte mich, ob ich gestatte, daß er nun auch ihre besondern Gebräuche erfülle. Als ich ihm antwortete, daß es mir Vergnügen machen werde, schlug er das lutherische Gesangbuch auf und stimmte ein Lied an, in das alle Anwesenden so laut einfielen, daß das Echo des Waldes die Töne wiederhallte. Die Stimmen dieser Männer, welche die irdische Hülle eines ihrer Brüder zu seiner Ruhestätte begleiteten, und ihm hier nach der Sitte ihres Landes die lezte Ehre erwiesen, hatten etwas ungemein Rührendes. Die Weise, welche sie sangen, war traurig und lang gehalten, und die Worte: mein Gott, mein Bruder und Vaterland verloren sich in dem Echo des Waldes. Tief fühlte ich mich von ähnlichen Erinnerungen ergriffen, und nie werde ich diesen Trauergesang vergessen."

(Fortsetzung folgt.)

*) Backwoodsmen oder people. Unter dieser Benennung versteht man überhaupt die den westlichen Gränzen näher lebenden Ansiedler.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 73. 14 März 1835.

Die Länder, Nationen und Sprachen Oceaniens.

(Fortsetzung.)

Es ist aus dem, was oben ausgeführt wurde, wohl ziemlich klar, daß eine alte, lang erloschene Sprache die bedeutende Anzahl Worte lieferte, welche so vielen der oceanischen Sprachen gemeinschaftlich sind. Das Verhältniß dieser alten Sprache zu den neuern gleicht aber offenbar keineswegs dem, in welchem das Lateinische zu den romanischen Sprachen steht, sondern etwa wie das Sanskrit zu den Sprachen Hindustans, oder das Arabische zum Türkischen und Persischen sich verhält. Was wir in Europa Dialekte nennen, etwa wie Deutsch und Holländisch, Spanisch und Portugiesisch, existirt unter den oceanischen Nationen gar nicht, denn die Veränderungen derselben, aber in verschiedenen Gegenden gesprochenen Sprache sind wegen der ausnehmenden Einfachheit, welche den Bau aller oceanischen Sprachen bezeichnet, höchst unbedeutend. Die Malayen von Tschampa, Dschuhur und Borneo verstehen sich ohne alle Mühe, eben so die Bugis von Boni, Tuwadschu und der Borneo-Kolonie von Cuti. Dagegen ist ein Malaye für einen Lampong oder Batta, obgleich diese seine Nachbarn sind, vollkommen unverständlich; eben so ein Sunda für einen Javanen oder Einwohner von Bali, obgleich diese Nationen neben einander wohnen und dieselben Schriftzeichen haben. Ein Bugis ist endlich für einen Macassaren durchaus unverständlich, obgleich beide Nationen einander wiederholt unterjocht haben, und die Sprachen mit gleicher Schrift geschrieben werden.

Die Frage bleibt immer noch ungelöst, wie irgend ein Theil einer oceanischen Sprache, in welchem Lande diese auch gesprochen werden mochte, sich auf so weit von einander entlegene Punkte, wie die Osterinsel und die Sandwichgruppe im Osten, Neuseeland im Süden und Madagaskar im Westen sich ausbreiten konnte. Die Sprache muß von den bevölkertern und civilisirtern Ländern zu den minder bevölkerten und minder civilisirten gegangen seyn, also Madagaskar ausgenommen von Westen nach Osten. Die Verbindung zwischen Sumatra und Neuguinea war bei den ruhigen und schmalen Meeren und mit Hülfe der Monsuns sehr leicht; eben so von Neuguinea bis zu den Freundschaftsinseln, da die Inseln nie weit von einander entfernt sind, und bei den Monsuns auch die schwachen Praus der Eingebornen von einer zur andern gelangen konnten. Die Schwierigkeit bleibt aber immer in Betreff der entferntern Länder wegen der Unwissenheit, Ungeschicklichkeit und des Mangels an Unternehmungsgeist, der selbst die weiter fortgeschrittenen unter diesen Inselvölkern bezeichnet, welche niemals anders als durch Zufall die Gränzen ihrer eigenthümlichen Region überschritten. Die Sache darf indeß nicht als ein Wunder angestaunt werden, und man muß versuchen, den Knoten zu lösen.

Beginnen wir unsere Untersuchung mit dem äußersten Norden, den man nur uneigentlich noch zu Oceanien rechnen kann, so finden wir im Golf von Bengalen die Nicobar- und Andaman-Inseln, von denen die ersten von der gelben Race mit straffem Haar und in ziemlich vorgeschrittenem Civilisationszustande, die andern von der Negrito-Race auf der tiefsten Stufe menschlichen Daseyns bewohnt sind. Daß beide Völker, physisch betrachtet, zur gelben und Negrito-Race gehören, ist kein Zweifel, aber ihre Sprachen sind gänzlich von einander verschieden, und keine von beiden enthält auch nur ein Wort von den oceanischen Sprachen. Ja, die Sprachen der Nicobar-Inseln, obschon sie in manchen Worten übereinstimmen, scheinen doch unter sich radikal verschieden, und es ist ein gewiß merkwürdiger Umstand, daß diese Inseln, deren größte nicht über 20 g. M. von der Nordwestspitze Sumatra's entfernt ist, nicht ein Wort aus den oceanischen Sprachen enthalten, die sonst so weit verbreitet sind: auch scheinen sie weder von der Sprache noch der Religion der Hindus oder Mohammedaner etwas angenommen zu haben. Die Bewohner der Nikobar-Inseln haben ihre eigenen Zahlen, und auch außerdem ergeben sich Anzeigen einer eigenthümlichen Civilisation, sie bedurften also keiner fremden Hülfe, und auf der obwohl kleinen Strecke, die sie von Sumatra trennt, ist die See ungewöhnlich stürmisch, und die Schiffsahrt nicht durch Monsuns begünstigt. Die Sprachen dieser Inseln sind vielsylbig und haben mit den einsylbigen des benachbarten Kontinents durchaus keine Aehnlichkeit. Die Existenz der gelben Race an diesem den übrigen Ländern derselben so nahen Orte, und doch mit einer völlig verschiedenen Sprache, ist schon für sich allein hinreichend, die Theorie Einer großen oceanischen Sprache zu vernichten.

(Fortsetzung folgt.)

Abenteuer eines englischen Offiziers
in der brasilianischen Marine.

4. Kampf mit den Indianern und neue Gefangenschaft.

(Schluß.)

Während wir uns indeß herumschlugen und über die Erschlagenen hinjagten, sammelte sich plötzlich eine Anzahl der vor uns fliehenden Indianer und rückte uns, die Speere schwingend und das Kriegsgeschrei anstimmend, in einer breiten Linie entgegen. Einige andere, denen es gelungen war, unbemerkt an uns vorbei zu kommen, zerstreuten sich in unserm Rücken, und griffen Menschen und Pferde mit ihren Laso's an. Einem armen Teufel neben mir saß die Schlinge plötzlich um den Hals, und ehe er noch nach seinem Messer greifen konnte, wurde er niedergerissen. Was aus ihm geworden weiß ich nicht, denn in demselben Augenblick gab der Major ein Kommando, das ich wegen der scheinbaren Verwirrung, welche sich gleich darauf einstellte, für: „Rette sich wer kann!“ nahm. Als ich jedoch aus der Ferne, in der ich mich von ihm befand, genauer hinsah, bemerkte ich zu meinem großen Erstaunen, daß das Bataillon ein Viereck bildete, aus dem ich ausgeschlossen blieb, wodurch ich natürlich in eine höchst gefährliche Lage gerieth. Während ich so dastand, und nicht wußte wohin mich wenden oder was anfangen, griffen die Wilden an, wurden aber von jeder Flanke, der sie nahe kamen, mit einem sehr wirksamen Feuer empfangen.

Wie ich davon kam weiß ich nicht; jedenfalls müssen die Soldaten die Rücksicht gehabt haben, nicht auf die Stelle zu feuern, wo ich mich befand. Die Wirkung, welche dieses Manöver auf den Feind machte, war wahrhaft elektrisch; ein panischer Schrecken ergriff ihn, und was nicht auf dem Platze blieb, lief heulend und schreiend davon. Wir hätten wahrscheinlich die Fliehenden verfolgt, wäre nicht ein Adjutant gekommen der den Major aufforderte, ein Korps rechter Hand von uns zu unterstützen. Während das Bataillon vorrückte, wurde ich mit einer Meldung an den Obersten geschickt, war aber kaum einige hundert Schritte vorausgeeilt, als ich Hufschläge hörte, und den Kopf wendend, in einer Entfernung von etwa 50 Klaftern einen grimmigen Indianer mit schwarz bemaltem Gesicht, in den Bügeln stehend und die fürchterlichen Kugeln über dem Haupte schwingend, in gestrecktem Galopp hinter mir drein jagen sah. Da er indeß noch zu weit von mir entfernt war, als daß ich etwas zu befürchten gehabt hätte, und überdieß jeden Augenblick auf unsere Truppen zu stoßen hoffte, so gab ich meinem Pferde die Sporen, um meinem Verfolger wo möglich zu entkommen. Da ich jedoch, wenn dieß nicht glücken sollte, mich nicht auf meinen Säbel allein verlassen wollte, nahm ich die einzige Pistole, die ich hatte, aus der Halfter, um sie zu laden, wozu mir während des letzten Kampfes keine Zeit geblieben war. Während ich mich aber damit beschäftigte, ließ ich meinen Säbel fallen, und ehe ich noch Zündkraut aufgeschüttet hatte, fiel auch schon die Schlinge eines Laso, die meinen Kopf verfehlte, über den meines Pferdes, und da ich nichts hatte um ihn abzuschneiden, denn mein Messer war früher schon verloren gegangen, so wurde das muthige Thier gewaltig herumgerissen und stürzte endlich nieder, was um so leichter geschehen konnte, als ich eben eine kleine Anhöhe hinanritt. Obschon ich unbeschädigt aus dem Sattel flog, so schien mein Tod dennoch unvermeidlich, weil ich ganz ohne Waffen war.

Der grimmige Indianer, Mund und Brust mit Schaum bedeckt, starrte mich schon an mit den blutgierigen Augen eines Tigers, als zu meiner unaussprechlichen Freude eine Abtheilung Wilder, die ich nach der Ordnung, mit der sie vorrückten, und der Richtung halber, von der sie herkamen, fest für unsre Bundesgenossen hielt, auf dem Rücken der Anhöhe erschien. Schon wollte ich sie anrufen, als ich durch meinen Verfolger unsanft aus meiner Täuschung geweckt wurde, denn dieser erkannte sie als seine Freunde, und suchte durch einen gellenden Schrei ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, der von jenen aber erwidert wurde ohne die Pferde anzuhalten. Ein junger Indianer, der voranritt, betrachtete mich jedoch mit großem Erstaunen, und diesem gab ich fast unfreiwillig ein Zeichen, durch das ich ihn um seine Vermittlung bat. Mein Verfolger faßte mich indeß bei den Haaren, riß mich nieder, und holte mit seinem Messer zum Stoß aus, indem er mir wild und fürchterlich ins Gesicht blickte. Schon glaubte ich, es sey um mich geschehen, als der Indianer herbeikam, einige Worte sprach, und dann zu seinen Leuten zurückeilte. Was er gesagt hatte, konnte ich nicht verstehen, daß aber von mir die Rede gewesen war, wurde mir dadurch klar, daß mein Feind den aufgehobenen Arm sinken ließ, und sein Messer, wiewohl ungern, in die Scheide steckte, mit saurem Gesicht meinem Pferde das Gebiß aus dem Munde nahm, die Schlinge des Laso locker machte, sich dann auf sein Pferd schwang und mich bedeutete ein Gleiches zu thun. Als dieß geschehen, griff er nach seinem Messer, nickte mit dem Kopf als wollte er sagen: „Daß du ja keinen Versuch machst zu entfliehen!“ nahm dann den Laso, den mein Pferd noch um den Hals hatte, in die Hand, und dahin ging es mit der Schnelligkeit des Blitzes, während die Hörner unsrer Truppen aus weiter Ferne zu mir herüber tönten.

Die Aufregung meines Gemüths und die Schnelligkeit unsers Ritts ließ anfänglich keinen Gedanken an meine traurige Lage aufkommen; als ich aber wieder zur Besinnung kam, überfiel mich bei der Betrachtung, daß meine Verbindung mit der civilisirten Welt jetzt vielleicht für immer abgeschnitten sey, eine solche Verzweiflung, daß ich mich kaum enthalten konnt [illegible]en Indianer aufzufordern mir ein Leben zu nehmen, das jetzt keinen Werth mehr für mich hatte. Dieser Paroxysmus wurde indeß durch die Erinnerung an den Indianer, dessen Vorsprache mich gerettet, verscheucht, und ein Strahl von Hoffnung stieg in mir auf, daß vielleicht doch noch auf Erlösung zu hoffen sey. Dieser Gedanke richtete mich so kräftig auf, daß ich statt den Indianer zu reizen, ihn vielmehr dadurch bei guter Laune zu erhalten suchte, daß ich mein Pferd tüchtig antrieb, wozu er mich immer aufforderte, und dadurch vermied, daß er den Laso nicht so stark anzog.

Vergebens sah ich mich um, in der Hoffnung, eine Abtheilung unsrer Truppen oder wenigstens einige versprengte Soldaten zu erblicken; aber auch nicht Ein menschliches Wesen beger-

nete uns. Schon hatten wir mehrere Leguas in dieser traurigen Einöde zurückgelegt, und noch immer ging es ohne Aufenthalt vorwärts, bis endlich unsre Pferde gänzlich erschöpft waren. Jetzt wurde ein kleiner mit wenigen Bäumen besetzter See rechter Hand sichtbar, auf den wir zulenkten, und auf dem Wege dahin auf ein Straußennest mit 20 oder 30 Eiern stießen. Mein Indianer stieg hier ab, und da er nun wahrscheinlich keine Gefahr mehr besorgte, so nahm er den Laso von meines Pferdes Hals und legte ihm den Zügel wieder an; dann sammelte er die Eier in seinen Poncho, schwang sich wieder auf sein dampfendes Thier, und nun ging es in den brennenden Strahlen der Mittagssonne weiter. Ich verschmachtete fast vor Durst, und war von körperlichen und Seelenleiden so abgemattet, daß ich mich kaum im Sattel halten konnte. Der Indianer merkte bald, wo es mir fehlte, und sagte mir in gebrochenem Spanisch, mit Worten seiner Landessprache untermischt, mit freundlicher Miene, die gegen sein früheres Benehmen gar sehr abstach, daß wir am Wasser anhalten und uns erfrischen würden.

Als wir eben absteigen wollten, wurden wir ein paar Rebhühner gewahr, die einige Schritte vor uns über den Boden hinstrichen. Der Indianer trieb sein Pferd an, und umkreiste die Vögel erst weit, dann immer enger, wobei er die Kugelschnur kaum einen Zoll hoch vom Boden schwang; dann traf er das eine Huhn so geschickt, daß es gleich liegen blieb. Im nächsten Augenblick erlegte er auch das andere, was jedoch ein ungewöhnlicher Fall ist, denn obschon diese Vögel, gleichsam wie durch Zauber gebannt, nicht mehr auffliegen, sobald der magische Kreis um sie gebildet wird, so thun dieß doch fast jedesmal jene, welche von der Kugel nicht getroffen werden.

Wir sattelten jetzt unsre Pferde ab, und ließen sie, auf die gewöhnliche Weise gefesselt, weiden. Nachdem wir unsern Durst gelöscht hatten, sammelte der Indianer Holz, machte Feuer und bereitete zuvörderst die Eier, wobei ich ihm, meiner gänzlichen Erschöpfung halber, nicht die geringste Hülfe leisten konnte. Meine Decken, die man stets unter dem Sattel bei sich führt, im Schatten eines Gebüsches ausbreitend, legte ich mich mit schwerem Herzen nieder, um die Erinnerung an mein trauriges Geschick in einem kurzen Schlummer zu vergessen, während der Urheber meines Unglücks sich auf den Bauch legte, und den Kopf in beide Hände gestützt, die siedenden Eier im Auge behielt. Bald fuhr ich plötzlich aus meinem fieberischen Schlummer auf, und stieß dabei so gewaltig mit meinem Kopf gegen den des Indianers, daß wir uns beide tüchtig niedersetzten. Mehrere Minuten lang war ich meiner Sinne beraubt, und als ich wieder zu mir selbst kam, fühlte ich meinen Kopf mit Wasser benetzt, mit dem ich von dem Indianer begossen worden war, der neben mir kauerte und eine Papiercigarre rauchte, die er mir nach seinem eigenen Geständniß aus der Tasche genommen hatte.

Mein Schlaf, so kurz er auch war, hatte mich doch so sehr erquickt, daß der Appetit sich einstellte, und da ich den ganzen Tag nichts gegessen hatte, so stellte ich mir ein Ei zum Feuer. Während es röstete, bat ich den Indianer mir zu sagen, wohin er mich führen werde; allein dieser verstand mich entweder nicht, oder wollte mich nicht verstehen, sondern sah, seine Cigarre rauchend, schweigend zu, wie es mir schmeckte, sattelte, als meine Mahlzeit geendet war, beide Pferde, und ließ in der besten Laune einige Worte fallen, aus denen ich zu entnehmen glaubte, daß wir den Ort unserer Bestimmung mit Sonnenuntergang erreichen würden. Wir stiegen auf, und setzten im besten Einverständniß unsre Reise fort, das dadurch noch mehr befestigt wurde, daß ich meinem Hüter die goldene Borte auf meiner Mütze zum Geschenk machte. Selig vor Vergnügen schlug er in die Hände und band sogleich seine Haare damit zusammen, wobei er oft fröhlich ausrief: „Sacra pudhu Dschamberabu!"

Die France industrielle und Mac Culloch über den niederländischen Handel.

Die France industrielle vom September 1834 enthält unter mehrern andern Materien auch eine „Skizze über die Industrie und den Handel in den fremden Staaten." Dieselbe beginnt mit einem Artikel, Holland betreffend, welcher jedoch bei genauerer Vergleichung sich als nichts mehr und weniger denn als eine sehr ungenaue und flüchtig hingeworfene Nachahmung eines Aufsatzes darstellt, der im Moniteur du commerce von 1834 (Nr. 575, 578 und 584) abgedruckt zu lesen und die wörtliche Uebersetzung eines Artikels aus Mac Cullochs Handelswörterbuch war. Ohne der France industrielle eine bestimmte böswillige Absicht unterschieben zu wollen, können wir doch nicht umhin zu gestehen, daß sie viel besser daran gethan haben würde, die Arbeit unverstümmelt, d. h. gerade so zu liefern, wie M. Culloch sie abgefaßt hatte. Diese ist in vieler Hinsicht vortrefflich zu nennen, und die Aufnahme derselben in ein französisches Journal konnte für Niederländer nicht anders als angenehm seyn. Mit Recht hat der Verfasser die Bemerkung gemacht, daß manchen eigenthümlichen Thatsachen, welche auf dieses merkwürdige Land sich beziehen, nicht die gehörige Aufmerksamkeit gewidmet werde; um so mehr dürfte zu beklagen seyn, daß dieselben mit manchen Unrichtigkeiten vermengt, durch französische Publizisten, wie jener in der France industrielle, weiter verbreitet werden. So spricht, um nur einige anzuführen, M. Culloch von der ostindischen Kompagnie im Jahre 1602, der Franzose aber verwandelt das Datum in 1802, und während ersterer über die „pernicieuse influence" dieser Gesellschaft sich ausläßt, macht letzterer eine „précieuse influence" daraus. M. Culloch schildert den Zustand Hollands während der französischen Revolution, und bemerkt, daß trotz der vielen Unglücksfälle, welche das Land heimgesucht, dasselbe bald nach dem Wiedergewinn seiner Nationalunabhängigkeit es von Neuem dahin gebracht habe, das reichste Land Europa's zu seyn. „Java — schreibt er — die Molukken und die meisten seiner Kolonien wurden ihm zurückgestellt und es trieb neuerdings einen sehr ausgebreiteten Handel." Die France industrielle dagegen drückt sich also aus: „Im Jahre 1814 wurden alle Kolonien an Holland von Seite Englands zurückgegeben; Java und die Molukken wurden für Holland der Mittelpunkt eines großen Handels." Wie die Sache sich somit ganz anders verhält, als im französischen Journale beschrieben ist, ersieht jeder, der weiß, daß was die westindischen Kolonien betrifft, bloß Curaçao, St. Eustachius, St. Martin und Saba unter den zurückerhaltenen Besitzungen sich befanden, dagegen Berbice, Demerary, Essequibo und das Kap der guten Hoffnung England verblieben.

Wenn wir übrigens behauptet haben, daß die Skizze M. Cullochs vieles historisch wohl Begründete umfaßt, so soll damit nicht gesagt seyn, daß sie nicht auch viele Unrichtigkeiten enthalte. Dieß ist vor Allem der Fall mit dem, was er hinsichtlich der Ursachen des Verfalls des holländischen Handels anführt, nämlich die Unterwerfung desselben unter die Beschränkungen und Hemmungen, welche sich an das Monopol geknüpft. Holland suchte jederzeit seinen Ruhm in der Handelsfreiheit. Die durch M. Culloch als hauptsächliches Beispiel angeführte ostindische Kompagnie liefert bloß den Beweis einer isolirt für sich stehenden Abweichung

von der Regel. Allein ganz unpassend ist die Anführung der von Alters her in Holland bestandenen Verordnungen über die „Häringsfischerei“ als ein Beispiel so vieler andern Reglemente, welche den Geist des holländischen Monopolsystems beurkunden. „Diese Verordnungen — meint M. Culloch — hatten zum Zweck, dem holländischen Häring den Vorrang zu sichern, und zu bewirken, daß der vortheilhafte Ruf desselben nicht durch die Habsucht Einzelner Schaden leide. Doch sie brachten ganz entgegengesetzte Resultate hervor u. s. w.“ In der That, ein Urtheil dieser Art verräth eine gänzliche Unbekanntschaft mit dem wahren Zusammenhang der Dinge. Der Verfasser hätte wissen können, daß so lange die Häringsfischerei in Holland besteht, nicht eine einzige Verordnung, die darauf Bezug hatte, erlassen wurde, außer mit Zustimmung der Interessenten, der Fischer und der Kaufleute; diese selbst waren durch ein Kollegium vertreten, welches aus Individuen bestand, die sie frei und selbstständig aus ihrer eigenen Mitte gewählt hatten. So war es früher und so ist es noch jetzt, und wenn es gleich Thatsache bleibt, daß die holländische Großfischerei das lange nicht mehr vorstellt, was sie früher war, so darf man dennoch die Ursache hievon nicht in den angezogenen Verordnungen aufsuchen, sondern in Ereignissen, die ihre letzten Veranlassungen ganz wo anders haben. Rückschritte in der Handelsschifffahrt und in der Kriegsmarine stehen dabei im Vordergrunde; Konkurrenz von Seite Anderer während der Tage von Hollands Unglück und Erniedrigung trug ebenfalls viel dazu dabei. Allein als ein grober Irrthum weist es sich heraus, wenn man behaupten will: „die Verordnungen über die Häringsfischerei hätten die Einführung zeitgemäßer Verbesserungen verhindert.“ Der Fischfang und besonders der Häringsfischfang wurde schon früher in Altniederland auf eine Höhe gebracht, die gar nicht viele Verbesserungen zuließ, und einen Rückschritt in der Kunst fast unmöglich machte. Wenn daher auch viele der neueren Zeittheorien auf einzelne Zweige und Gegenstände der Industrie passend sich erwähren, so erleiden sie doch hier keine Anwendung.

Noch einen andern Beweis, wie bequem es sich oft die Schriftsteller machen, und wie rasch und oberflächlich sie in Beurtheilung fremder Völker und ihrer Interessen, Mittel, Quellen u. s. w. verfahren, liefert der Originalverfasser der Abhandlung, von welcher die Rede, auch in der Art und Weise, wie er über die Unfruchtbarkeit des Bodens in Holland sich ausspricht. Er beruft sich dabei auf den berühmten L. Guicciardini (in seiner Beschreibung der Niederlande). Wie paßt nun aber die Schilderung Hollands vom 16ten Jahrhundert auf das Holland vom 19ten, und wie kann der Zustand dieser Zeit einen Maßstab für Urtheile über den jetzigen darbieten? Holland befindet sich dermal in der Lage, daß der Getreideertrag seines Bodens für seine Bedürfnisse durchaus hinreicht, und es so wenig zum Ankauf in fremden Staaten, wie vor 300 Jahren, sich gezwungen sieht, daß vielmehr einzelne Getreidearten einen Ausfuhrartikel bilden. Aus diesem Grunde würde der sonst so schätzbare Verfasser klug gethan haben, den statistischen Theil seines Artikels aus gründlichern Quellen zu bearbeiten. Allein hier ist er in den Hauptfehler der meisten über Holland schreibenden Schriftsteller verfallen, sich mehr auf das Hörensagen und unlautere Nachrichten, als auf bestimmte Data und auf die Sachen, wie sie wirklich sind, zu stützen.

Miscellen aus indischen Journalen.

Nachstehende Korrespondenznachricht im Calcutta Courier beweist, welche Gräuel noch immer beim Tode eines indischen Fürsten verübt werden: „Der Radschah von Tehri, Bickremadschit, starb unlängst in dem hohen Alter von 80 Jahren, und ob man schon seinem Tode seit einiger Zeit entgegengesehen hatte, so erhoben sich doch, sobald er verschieden war, im Senanah (Harem) die gewöhnlichen Anklagen wegen Vergiftung. Nach dem Tode seines einzigen Sohnes, Radschah Bahader, hatte der Vater vor ungefähr zwei Jahren ein sehr junges Mädchen geheirathet, das, fast selbst noch Kind, natürlich keinen Theil an den Regierungsgeschäften nehmen konnte. Die Wittwe des Sohnes, ein grausames, blutdürstiges Weib, erhielt kaum Nachricht von dem Tode ihres Schwiegervaters, als sie Muthura-das, einen weitläufigen Verwandten und einen Mann, dessen Charakter ihren Absichten ganz entsprach, zu sich entbieten ließ, ihm eröffnete, daß sie Verdacht hege, der Minister Biari habe den alten Radscha vergiftet, und ihm den Auftrag gab, er möge während der Begräbnißfeierlichkeiten den Minister sammt seinen Verwandten und Freunden umbringen lassen. Biari, der Minister, und seine Brüder: Mohun, der Kammerherr, Nunhi, der Oberbefehlshaber der Truppen, und Bugwunt, der die Familieneinkünfte verwaltete, wurden nebst allen Verwandten, zwanzig an der Zahl, getödtet. Nur die vier Frauen der Brüder blieben am Leben, mußten sich aber mit vier gemeinen Bedienten verehelichen. Eine von ihnen hatte einen Sohn von vier Monaten und die andere einen von zwei Monaten, die übrigen waren kinderlos. Gleich nach Ermordung der Väter bemächtigte man sich dieser armen Kinder, und drohte den Müttern, sie vor ihren Augen umzubringen, wofern sie nicht alle verborgenen Schätze ihrer Männer auslieferten. Die bedrängten Mütter gaben Alles her, was sie hatten, etwa 150,000 Rupien an Werth, und als man sich überzeugt hatte, daß nichts mehr vorhanden sey, warf man die armen Kinder über die Mauer in die Tiefe hinab.“

„Der auf dem Landstriche zwischen der Gabel, welche die beiden Flüsse Betwah und Dessaur bilden, gelegene Dschagir Tehri, heißt es in derselben Korrespondenznachricht weiter, ist ein wahrer Herd des Verderbens nicht nur für die umliegenden Bezirke, sondern sogar für ganz Indien, denn es liegen in ihm zwölf Dörfer, welche ausschließlich von Beutelschneidern bewohnt werden, die in allen Theilen Indiens umherziehen und zugleich bewaffneten Räuberbanden Zuflucht geben, die dann die benachbarten Bezirke Bhopaul, Gwalior und Dschhansi mit Feuer und Schwert heimsuchen. Diese Banden berauben nicht nur sogar die Gränzbewohner des englischen Gebiets, sondern verführen sie auch an ihren Raubzügen Theil zu nehmen. Fast Alles, was im Dschagir Dschhansi an Geld und Geldeswerth vorhanden war, wurde von Banden von Powars und aus Tehri, nachdem sie das Land verwüstet hatten, in die festen Plätze von Tehri geschleppt. Es läßt sich erwarten, daß die britische Regierung die gegenwärtig eingetretene Veränderung in diesem Staate benutzen werde, um daselbst eine bessere Verwaltung einzuführen; die Ruhe der benachbarten Provinzen und die Menschlichkeit fordern sie dazu auf.“

Der Staat Tehri ist zwar durch einen Offensiv- und Defensivtraktat mit der britischen Regierung verbunden, übrigens aber, da er einen Tribut bezahlt und ihre Oberherrlichkeit anerkennt, unabhängig.

*

In einem Briefe aus Madras vom 16 August heißt es, daß in Guntur und der Umgegend im Jahre 1833 etwa der fünfte Theil des Volkes Hungers starb. Der Sommer des Jahres 1835 war dort furchtbar heiß und trocken, der Sommer des Jahres 1836 dagegen begann mit starkem Regen, und das ganze Land hatte ein frischeres Aussehen gewonnen.

*

Die indische Regierung scheint, einem Cirkular des Generaladjutanten zufolge, entschlossen, die Knabenversorgungsanstalten bei den Regimentern aufzuheben. Die Journale sind der Meinung, daß diese Maßregel höchst nachtheilig wirken würde, indem die Sepoys, namentlich die zahlreichen Moslems darunter, diese Anstalten als ein sicheres Hülfsmittel zur Unterhaltung ihrer Familien betrachten.

*

Dem Madras Herald und der India Gazette zufolge ist der Plan, alle kleinern Garnisonen aufzugeben *) und nur größere Massen zusammenzuziehen, seiner Ausführung nahe. Beide Blätter zeigen sich wegen des Mißvergnügens, das diese ärmliche Sparwuth erzeugen müsse, keineswegs mit dieser Maßregel zufrieden.

*

Dschebbar Khan, Dost Mohammeds Bruder, hat seinen Sohn von Cabul nach Ludianah geschickt, um ihm dort eine englische Erziehung geben zu lassen.

*) Siehe Ausland Nr. 48 von diesem Jahre.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 74. 15 März 1835.

Der kleinrussische Dialekt
im Verhältniß zum großrussischen.

Man hat in Rußland lange Zeit, und größten Theils noch, einem eben so wunderlichen Sprachpurismus gefröhnt, als in Deutschland hinsichtlich des obersächsischen Dialekts. Jedes nicht entschieden im großrussischen oder moskowitischen Dialekt vorkommende Wort, so sehr es auch dem Geist der Sprache angemessen seyn mochte, wurde als nicht klassisch angesehen, und in allen Wörterbüchern mit dem Beisatz „slavisch" bezeichnet, wodurch man einen in keiner Art zulässigen Unterschied zwischen „russisch" und „slavisch" statuiren wollte. In neuerer Zeit, wo allmählich eine Reaction gegen die rein ausländische Erziehung der höhern Klassen der Nation eintritt, und man auch hierin mehr auf eine nationale Bildung zurückkommt, scheint auch die obenerwähnte Narrheit, einen Unterschied zwischen dem Russischen und Slavischen, worunter man hier hauptsächlich den kleinrussischen Dialekt zu verstehen hat, festsetzen zu wollen, allmählich abzunehmen.

In einer Recension des kürzlich erschienenen ersten Bandes der „kleinrussischen Novellen" bemerkt Luganski, ein achtungswerther russischer Schriftsteller, über jenen Punkt folgendes:

„Die Sprache der Kleinrussen hat einen großen Vorzug vor dem Großrussischen: in ihrem Gebiete erwuchs die Literatur, welche wir als die „Naive" von der sogenannten sentimentalen unterscheiden. Die Sprache und Sitten der Ukraine eignen sich vorzugsweise für die erstere; warum? Das Leben der Kleinrussen ist einfach, sie sind aufgeweckten Verstandes, ihre Einbildungskraft ist heiter, und ihre Scherze zeugen von Zartheit und unbefangenem Sinn; ihre Sprache hat in den Endungen, so wie in der Bildung und Verbindung der Worte etwas Kindliches, Sanftes, Geschmeidiges, das an einige slavische Mundarten, z. B. das Serbische und Bulgarische erinnert, welche uns durch alterthümliche Einfachheit ansprechen.

„Bei uns, den Russen, spricht der gemeine Mann die Umgangssprache, welche buntscheckig, ungefüge und nicht ganz deutlich ist, die Büchersprache dagegen theilt sich, je nach dem Style, in die hohe, niedere, mittlere, scherzhafte, ernste u. dgl., und immer ist sie wieder anders. Die kleinrussische Sprache dagegen hat ihre ganze, jungfräuliche Einfachheit und Kraft behalten, und ist sich überall gleich. Es ist schwer, ein russisches Buch über irgend einen Gegenstand zu schreiben, daß es ein Bauer verstehen kann, klar, so wie er selbst spricht: in solcher Sprache hat man bei uns bis jetzt wenigstens noch nichts geschrieben, diese Aufgabe ist noch zu lösen. Man nehme einen kleinrussisch geschriebenen freundschaftlichen Brief, und lese ihn Knechten, Mägden, kurz ungebildeten Personen welcher Art man will vor, und sie werden, vorausgesetzt, daß der Gegenstand nicht über den Kreis ihrer Begriffe hinausgeht, die Sprache und den Sinn des Ganzen vollkommen verstehen. Daher die unnachahmliche Einfachheit und Natürlichkeit in der Erzählung, keine Ziererei, ohne die wir gar nicht zu schreiben verstehen; die ächte Volkssprache ist kräftig, klar, einfach, reich an kleinen Wendungen und Scherzen, aber — das Alles nachzumachen, ist unmöglich.

„Kann und darf man unter diesen Umständen sagen, daß die Sprache der Kleinrussen für uns unnöthig sey? Es gibt vielleicht keine Sprache, weder eine lebende noch eine todte, die nicht mehr oder weniger unsere Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätte; wenn aber noch jetzt Hunderttausende das Kleinrussische sprechen; wenn dieß die Sprache eines blut- und stammverwandten Volkes und aus derselben Wurzel, wie das Russische, hervorgegangen ist, ist sie auch dann noch für uns unnöthig? Meiner Ansicht nach sollte man sich nicht bloß um des Vergnügens und der Neugierde willen damit beschäftigen, sondern sie studiren als ein Hülfsmittel unserer Sprache. Wir könnten aus derselben eine Menge kurzer, kräftiger, klarer und ausdrucksvoller Worte entlehnen, die sich nicht übersetzen lassen, und dem Geiste unserer Sprache vollkommen entsprechen; ein gleiches kann man von ganzen Wendungen sagen."

Auffallend ist, und vielleicht nur aus dem politischen Hasse zu erklären, daß Hr. Luganski das Polnische, als zu weit vom Genius der slavischen Sprache abgewichen, und mit westeuropäischen Sprachen vermischt, fast völlig abweist, denn den Vorwurf, daß ganz fremdartige Bestandtheile eingedrungen seyen, kann man mit demselben Rechte der russischen Sprache wie der polnischen machen, nur daß sich im Polnischen diese Einmischung schon aus viel früherer Zeit, namentlich aus der Periode seiner bald feindlichen, bald freundlichen Berührung mit dem deutschen Orden herschreibt. Von solcher Vermischung hat sich freilich das Kleinrussische oder die Sprache der Ukraine, durch seine Lage geschützt, fast völlig frei erhalten. Außerdem steht das Klein-

russische dem Großrussischen schon darum weit näher, weil es mit dem Serbischen und Illyrischen zum ostslavischen Stamme gehört, während Polen, Böhmen und Mähren den westslavischen Stamm bilden.

Die Länder, Nationen und Sprachen Oceaniens.

(Fortsetzung.)

Zum Erstenmal entdeckt man Spuren einer oceanischen Sprache unter dem Volke der Tschampa an den Ufern des chinesischen Meeres und am Golf von Siam. Dieß schreibt sich aber aus neuern Zeiten her, indem vor etwa 400 Jahren eine malayische Kolonie sich hier niederließ. Sie stehen mit ihrer vielsylbigen Sprache unter den einsylbigen des Landes völlig geschieden da. Die nächsten Spuren findet man auf der Insel Formosa (Ty-wan) nicht über 10 g. M. von der chinesischen Küste. Die Westküste und die Ebenen sind erst in vergleichungsweise neuerer Zeit von einer chinesischen Kolonie bevölkert worden, während in den Gebirgen der Ostseite die ursprüngliche Race wohnt, bei welcher man Spuren der oceanischen Sprache entdeckt. Die Entfernung von dem nördlichen Theile Luzons beträgt nicht über 60 g. M., und mit dem sanften westlichen Monsun konnte man, selbst als die Schifffahrt noch völlig in ihrer Kindheit war, leicht hinüber gelangen; es ist demnach sehr wahrscheinlich, daß die Urbewohner von Formosa ihren Antheil von oceanischen Worten von den Philippinen her erhielten, was sich übrigens auch aus der Aehnlichkeit der Worte ergibt. Von den Philippinen aus wurden aller Wahrscheinlichkeit nach die oceanischen Dialekte auch den Marianen, den Pilju- (Pelew) Inseln und den Karolinen mitgetheilt, denn hier sind die Monsuns gleichfalls günstig.

Wenden wir uns gegen Südosten, so ist hier die Sprache der Bugis von Celebes wohl der Mittelpunkt, von dem aus die oceanische Sprache sich verbreitete. Diese stehen noch heutigen Tags in Handelsverkehr mit den Arn-Inseln und Neuguinea, und fahren jährlich nach dem Golf von Carpentaria in Australien, um dort die Holothurien oder Meerschnecken (sea-slug) für den chinesischen Markt zu fangen. Den Eingebornen von Neuholland, die nicht über vier zählen können, und für nützlichen Unterricht viel zu roh sind, haben sie nichts mitgetheilt, wenn sie aber bei den vorherrschenden Ostwinden westwärts getrieben wurden, und sich dabei wie natürlich an die Küsten von Australien hielten, so konnte der Zufall sie leicht in die Breite der Westwinde treiben, und nach Neuseeland führen, wo sie zuerst wieder Leute von ihrer Race trafen, die zwar barbarisch, aber kühn, waghalsig und einem rohen Unterricht nicht unzugänglich waren. Von Neuseeland ist eine Verbindung mit der Osterinsel wegen der herrschenden Westwinde leicht, und von der Osterinsel kann man durch die Passatwinde nach den Marquesas und Gesellschaftsinseln, und von da, sogar mit Praums und noch innerhalb der Passatwinde, nach den Sandwich-Inseln gelangen. Die große Aehnlichkeit der Zahlworte auf allen diesen Inseln macht alle diese Hypothesen nicht unwahrscheinlich, auf jeden Fall wahrscheinlicher als das Daseyn einer gemeinsamen Originalsprache.

Wir haben jetzt nur noch zu erwägen, wie die oceanische Sprache Madagascar erreichte, welches von dem nächsten oceanischen Lande, Sumatra, über 600 g. M. entfernt ist. Dieser anscheinend so schwer zu erklärende Umstand wird aber in der That sehr leicht und zeigt gerade die Art und Weise, wie die Wanderung und Verbreitung der Sprache in den oceanischen Ländern selbst statt fand. Man hat selbst in neuerer Zeit noch die Erfahrung gemacht, daß mehrere Praums durch den Nordostmonsun von Sumatra weggetrieben, in den Bereich der Passatwinde gebracht wurden, und Madagascar als das nächste Land erreichten. Unter einem so rohen Volke, wie die Madekassen noch sind, und in noch höherm Grade seyn würden, wenn sie die in oceanischen Worten ausgedrückten Ideen und Gegenstände nicht hätten, konnten die Malayen leicht einige nützliche Kenntnisse verbreiten, besonders da diese Kenntnisse einfach genug waren, um nicht über ihre Fassungskraft zu gehen, wie die Zahlworte und der Name des Reißes, der jetzt in Madagaskar in ausgedehntem Grade angebaut wird und wahrscheinlich durch einige verschlagene Praums oceanischer Stämme dahin gebracht wurde. Daß dieß der eigentliche Mittheilungskanal war, beweist namentlich die auffallende Aehnlichkeit der Worte in den betreffenden Sprachen, denn die von Atschin und den Nias-Inseln waren es vermuthlich, welche den Dialekten von Madagaskar diese Worte lieferten. Indessen nahmen sie von verschiedenen malayischen Dialekten Worte an, je nachdem Leute von verschiedenen Stämmen an ihre Küste gelangten. Immerhin bleibt jedoch die Zahl der oceanischen Worte unbedeutend, denn sie beträgt nicht über 100 bis 150, sehr wenig für eine Sprache, die nicht weniger als 5 bis 6000 Worte hat. Auch sind die eingedrungenen Worte der Art, wie jedes Volk sie von andern durch Zufall oder Laune aufnimmt. Die Madekassen gehören zur Negrito- oder zum mindesten einer Neger-Race, und wenn die bei ihnen gefundenen oceanischen Worte eigenthümlich wären, so würde die Theorie Marsdens, daß die Sprachen der Negritos und der gelben Race radikal und wesentlich verschieden sind, über den Haufen fallen.

Ueber den Ursprung der oceanischen Racen haben wir nur wenig zu sagen. Die gelbe Race steht an Gestalt und Farbe der indochinesischen am nächsten: troz dem aber und troz der unmittelbaren Nachbarschaft geht aus den Sprachen hervor, daß nicht die mindeste Verwandtschaft zwischen ihnen besteht. Die Malayen und Siamesen treffen unter dem 7° N. B. auf einander, Gebiete und Völker vermengen sich, und mehrere malayische Staaten sind seit Jahrhunderten Siam unterworfen: nichts desto weniger sind diese Völker immer noch durch Sprache und Sitten vollständig geschieden. Die oceanischen Stämme wanderten daher nicht aus den indochinesischen Ländern aus, und der Gedanke eines chinesischen oder tatarischen Ursprungs ist allzu lächerlich, um auch nur eine augenblickliche Beachtung zu verdienen. Auch stammen sie nicht vom amerikanischen Kontinente her, denn eine Untersuchung der nächsten Sprachen dieses Landes ergab weder in der Bauart, noch in den Tönen irgend eine Aehnlichkeit mit den oceanischen Sprachen. Eben so nutzlos wäre es, ihren Ursprung von Hindus, Persern oder Arabern ableiten zu wollen, denn von allen diesen sind sie in physischer Hinsicht und in Be-

treff der Sprachen eben so geschieden wie nur immer von einem europäischen Volke.

Die Negrito-Race hat zwar einige Aehnlichkeit mit den Negern des afrikanischen Kontinents, allein sie sind auch von diesen ungemein verschieden, da sie in Körpergröße, Bau und der allgemeinen physischen Bildung tief unter den Afrikanern stehen, während in den Sprachen sich auch nicht die mindeste Aehnlichkeit ergibt. Außerdem gelangt man von Afrika nur mit Schwierigkeit nach den oceanischen Ländern, da die Entfernung 6 bis 800 g. M. beträgt, und man einem starken Passatwind gerade entgegenfahren muß. Auch bei der dritten Race, die zwischen der gelben und den Negritos steht, weist nichts auf einen fremden Ursprung hin: alle drei Racen müssen also Aboriginer seyn, und mit dieser Annahme ist man bestimmt nicht schlimmer daran, als mit dem Versuche, die Wanderungen der alten Bewohner irgend eines Welttheils zu verfolgen. Die oceanischen Racen sind so eigenthümlich wie die, welche Afrika, Europa und Amerika bewohnen: eine unabhängige Civilisation hat sich unter ihnen erhoben, und im Laufe vieler Jahrhunderte allmählich weit umher verbreitet. Die Geschichte erwähnt natürlicherweise der Veränderungen nicht, welche diese Civilisation hervorbrachte, weil ein so rohes Volk keine Geschichte hat. Wir können die Geschichte selbst der gebildetsten oceanischen Nationen höchstens auf 6 Jahrhunderte zurück verfolgen, und auch dieß nur mit Hülfe von Medaillen und Denkmälern. Daraus folgt aber keineswegs, daß die oceanischen Nationen, und selbst ihre Civilisation, nicht hoch in das Alterthum hinaufreichen, und es ist sicherlich kein Mißgriff, wenn man behauptet, daß zwischen dem Zeitpunkte, wo sie sich aus dem wilden Zustande emporarbeiteten, und ihrer ersten Erwähnung in der Geschichte mehrere tausend Jahre verflossen. Den civilisirten Nationen der alten Welt waren sie beinahe so unbekannt, als die Bewohner Amerika's; die erste Bekanntschaft, welche die neuern europäischen Nationen mit ihnen machten geht kaum auf etwas mehr als 300 Jahre zurück, wo man sie so ziemlich in demselben Civilisationszustande fand, in welchem sie sich jetzt noch befinden.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Erinnerungen aus dem Mississippithale. Von Timotheus Flint, Vorsteher des Seminars von Rapide in Louisiana. Boston.

(Fortsetzung.)

Wir kommen jetzt in dem vorliegenden Werk zu einer Stelle, welche die so heftig angegriffenen Angaben der Mistreß Trollope,*) hinsichtlich der religiösen Versammlungen in den Wäldern und unter freiem Himmel, vollkommen bestätigt.

„Ein eigener charakteristischer Zug in religiöser Hinsicht, sagt der Verfasser, ist der, daß man zuweilen so viele Prediger und Zuhörer als nur immer möglich versammelt, um, wenn man sich so ausdrücken darf, recht viel Religion auf einmal abzuthun, damit man sich, bis zur Wiederkehr einer solchen Periode, den Regeln und Pflichten derselben entbinden könne. Die Kasteiung und geistige Anstrengung, mit der man bei diesen Gelegenheiten seine religiösen Gefühle zur Schau stellt, das Geschrei und die Thränen ziehen Schwäche, Ohnmachten, und was vielen neu seyn dürfte, jene seltsame Erscheinung des religiösen Lachens nach sich. Sehr häufig sah ich Leute, welche in ein bewußtloses, krampfartiges Gelächter ausbrachen, und wenn ich fragte, was dieß zu bedeuten habe, so antwortete man mir, dieß sey das heilige Lachen. Sitten, natürliche Weichheit des Herzens und Lenksamkeit durch Vernunft, Ueberredung und die einfachen Unterweisungen des Evangeliums, sucht man jedoch in diesen Ländern und bei diesen Leuten vergebens."

Eine der letzten Gegenden, wo der Verfasser verweilte, waren die Ufer des Arkansas, wo sich, eines Klima's ungeachtet, das noch ungesunder ist als das der Backwoods, eine Menge von Niederlassungen bilden.

„In einer Entfernung von einer oder zwei Meilen vom Arkansas, heißt es, sieht man zuerst Massen von Schilf, dann eine Reihe von Seen, welche mit den Krümmungen des Flusses parallel laufen, und deren Wasser dieselbe Farbe hat. Schwillt der Fluß an, so überschwemmt er die Seen und Bayous (Buchten), und man hat dann eine Wasserfläche von wenigstens zwanzig Meilen Breite vor sich. Diese Seen sind mit den großen Blättern und zur geeigneten Jahreszeit mit den Blumen von nymphaea nelumbo bedeckt, der größten und schönsten, welche mir noch je vorgekommen sind. Ich sah deren von der Größe eines Hutes; die äußern Kelchblätter sind blendend weiß und die innern schön gelb. Die Seen sind dergestalt mit diesen ungeheuren Blumen und noch einer andern Wasserpflanze mit ähnlichen Blättern, aber mit gelben Blüthen, bedeckt, daß ein Vogel von einem Ufer zum andern gehen kann, ohne sich die Füße naß zu machen. Diese Pflanzen wurzeln im Grunde des Sees und erheben sich bis zu zehn Fuß über den Wasserspiegel.

„Jenseits dieser Seen breiten sich unermeßliche mit Cypressen besetzte Moräste aus, welche einen großen Theil des von dem Mississippi und seinen Beiflüssen unter Wasser gesetzten Gebiets ausmachen. Man kann sich nicht leicht einen traurigern Anblick denken; der Acheron und der Styx der Dichter bieten keinen größern Verein von Gegenständen, welche geeignet sind Schwermuth und Traurigkeit zu erwecken. Mit Recht gilt die Cypresse für den Baum der Trauer, denn wenn er seine Blätter verloren hat, so bildet ein mit ihm bedeckter Morast einen unübersehbaren Wald von durch einander geschlungenen silbergrauen Zweigen, das wahre Bild der Trauer und des Todes. Im Sommer umhüllt das schöne dunkelgrüne, kurze Laub der Cypresse die grauen Zweige mit einer Art von Schleier. Das Wasser, in welchem diese Bäume wachsen, ist zwei bis drei Fuß tief. Auf der Oberfläche dieser Sümpfe, über den Wurzeln der Cypressen, erheben sich von Entfernung zu Entfernung eine Art Baumstumpfen von 1 bis 4 Fuß Höhe, die auf dem obern Ende mit einer rothen, sehr harten Rinde bedeckt sind; sie treiben weder Zweige noch Blätter, und sehen aus wie runde Bienenkörbe. Das Wasser ist mit einer dichten grünen, sammtartigen Schichte bedeckt und von Myriaden von Moskitos umschwärmt. Hiezu kommt noch, daß man die riesige, mit Schuppen bedeckte Mokasonschlange oft um den Stamm einer Cypresse geschlungen sieht, die, wenn man ihr nahe kommt, den ungeheuren Rachen so weit aufreißt, daß sich die obere Kinnlade bis auf den Nacken zurücklegt. Ich habe vierzig Meilen längs dieser Moräste und am Ufer des Flusses zurückgelegt; fast bei jedem Schritte sank mein Pferd bis ans Knie in den Boden, und beständig war ich von ganzen Wolken von Moskitos umhüllt. Während der ganzen Reise sah ich keinen andern Vogel als zuweilen einen blauen Häher, und die Todtenstille, welche in diesen Gegenden herrschte, wurde nur durch das Summen der Moskitos unterbrochen.

„Ich befand mich gerade zu der Zeit in der Stadt Arkansas, als die Territorialregierung eingesetzt wurde, und war bei dieser Gelegenheit Zeuge eines eben so peinlichen als widrigen Auftritts. Man kann allerdings nicht verlangen, daß unsere Regierung allenthalben gegenwärtig seyn solle, wenn sie es aber nur vermeiden wollte, gewisse Günstlinge in diese entlegenen Gegenden zu versetzen, und wenn sie sich angelegen seyn ließe zu untersuchen, wie diese Leute die ihnen obliegenden Pflichten erfüllen, so würden die Angelegenheiten dieser Bezirke gewiß ein ganz anderes Ansehen gewinnen. Allein bei solchen Stellenbesetzungen schlagen gewöhnlich die Mitglieder des Kongresses Vetter oder sonstige Verwandte,

*) Siehe Nr. 123 u. f. des Auslandes vom Jahre 1832. Ihre vollständige Bestätigung erhielten die Angaben der M. Trollope auch noch durch Murat in seiner Esquisse moral et politique des Etats Unis. Paris 1832, woraus wir den das Kirchenwesen betreffenden Abschnitt unsern Lesern in Nr. 349 u. f. dieser Blätter vom Jahre 1832 bereits mitgetheilt haben.

die ihnen zur Last sind, als Kandidaten vor, und deren sie sich dadurch auf eine gute Art entledigen, daß sie ihnen einen Posten bei den neu errichteten Territorialregierungen in diesen fernen Ländern verschaffen. Den Kongreßmitgliedern, welche einem solchen Empfohlenen eine Anstellung verschafften, liegt nun natürlich daran, jeden etwaigen ungünstigen Bericht über einen Menschen dieser Art zu unterdrücken, und da es ferner im Interesse der Parteien liegt, sich einander gegenseitig nicht zu verrathen, so kann man leicht denken, daß diese improvisirten Beamten sich die größten Ungerechtigkeiten erlauben.

„Es war eben ein neues Gesetz, die Hazardspiele und die Heilighaltung des Sonntags betreffend, erschienen; es wurde am nächsten Sonntag öffentlich verlesen, und dennoch überließen sich Richter und Gesetzgeber, einem Volke gegenüber, bei dem es so nöthig war dem Gesetze Achtung zu verschaffen, ihren gewöhnlichen Beschäftigungen, d. h. sie brachten den ganzen Tag mit Hazardspielen zu."

Auf die westlichen Gegenden zurückkommend, sagt der Verfasser: „Die Bewohner dieses Landes sind keine Liebhaber von Lektüre, und man findet hier nur wenig gute Bücher. Wenn die wissenschaftlich gebildeten Leute, welche hieher kommen, gewahr werden, daß man ihren Bemühungen keine Aufmerksamkeit schenkt und sich mit andern Gegenständen beschäftigt, so wenden sie sich bald den herrschenden Gesinnungen zu. Man ist hier zu Lande zu viel mit Landwirthschaft und Handelsspekulationen beschäftigt, als daß man Zeit hätte an Literatur zu denken.

„Amerika hat, wie mir scheint, die Uebertreibungen Englands nachgeahmt, sein Vorbild aber bei weitem übertroffen. Eine kleine auf Subskription errichtete Schule, deren Schüler zur Hälfte ABC schützen sind, heißt ein Kollegium. Hier sieht man eine Lancastrische Schule, dort eine Anstalt nach Pestalozzi; hier eine Schule des Ackerbaues und eine Schule für Missionäre, dort eine Anstalt, in der man nach einer neuen Methode in sechs Lektionen aus einem Dummkopf ein Genie macht. Traurig genug, daß die Eltern sich durch solche Abgeschmacktheiten blenden und hinter das Licht führen lassen, und daß solche Großsprecher den bescheidenen Mann verdrängen, der es verschmäht mit ihnen in die Schranken zu treten.

„Die Gründer solcher neuen Schulen kündigen sich gewöhnlich als aus London, Paris, Philadelphia u. s. w. kommend an, und daß sie nach der neuesten und besten Methode Unterricht ertheilen. Will ein achtungswerther Mann in diesen Gegenden eine Schule errichten, so kann der, welcher den Meridian des Landes kennt, ihm keinen andern Rath geben als folgenden: Geben Sie ihrer Schule einen neuen imponirenden Namen; geben Sie zu verstehen, daß Sie im Besitz einer ganz neuen Unterrichtsmethode seyen, durch welche sie in der Hälfte der Zeit zweimal mehr lernen können als nach der gewöhnlichen Weise, kurz setzen Sie alle Bescheidenheit bei Seite und rechnen Sie auf die Leichtgläubigkeit der Leute. Zu St. Louis am Mississippi wurde während meines dortigen Aufenthalts eine Schule nach diesem Muster unter einem sehr pomphaften Namen errichtet. Die sogenannten Professoren versprachen in allen Wissenschaften und Sprachen Unterricht zu ertheilen; bei ihnen konnte man, ihrer Versicherung zufolge, das Hebräische in zwölf Lektionen, Lateinisch und Griechisch mit gleicher Schnelligkeit lernen, und doch hatten diese gelehrten Männer den Erasmus nur in der Uebersetzung gelesen, kannten höchstens das griechische Alphabet, und ließen sich in ihren Predigten, denn sie waren Geistliche, gewaltige Sprachschnitzer zu Schulden kommen.

„Die Anlage von Städten hat Anlaß zum Entstehen einer neuen Art von Charlatanerie gegeben. Man erschöpft sich fast, um immer neue Mittel zu erdenken, Käufer zu Landantheilen anzulocken. Da liest man von majestätischen Flüssen, von Anhöhen mit der gesundesten Luft, von Mineralquellen mit wunderbaren Heilkräften begabt, von herrlichen Oertlichkeiten, um Mühlen anzulegen, von Waldungen von unermeßlichem Werth, von unerschöpflichen Steinbrüchen, von der Leichtigkeit eine Dampfschifffahrt einzurichten, von einer herrlichen Lage im Mittelpunkt, von leicht herzustellender Verbindung mit großen Städten, von unermeßlicher Fruchtbarkeit, und zum Schluß gibt man eine untrügliche Vorhersagung dessen, was die neue Stadt einst seyn wird. In dieser letztern Hinsicht, heißt es im Programm, wird man den gesetzgebenden Körper angehen, sie zur Hauptstadt oder mindestens zum Sitz eines Gerichtshofes zu erklären, und wirklich hat man uns versichert, daß zwei einflußreiche Männer im Staate Illinois, von denen jeder eine Stadt anlegen wollte, Karten darum spielten, welcher von beiden zu Gunsten des Andern auf jenes Vorrecht für seine Stadt verzichten solle."

(Fortsetzung folgt.)

Die Siah Pusch.

Von diesem Stamme, oder den vermeintlichen Abkömmlingen der alten Macedonier, hat bereits Lieutenant Burnes einige Nachricht mitgetheilt.*) Weitere Berichte über denselben, von einem Mufti, welcher unlängst erst durch die Gegend reiste, in welcher diese Leute leben, finden sich im Bombay Journal der asiatischen Gesellschaft, aus dem wir nachstehende Einzelnheiten hier mittheilen.

Die Siah Pusch, welche der Mufti einen Ausbund von Reiz und Schönheit nennt, sammelten sich um ihn und bewunderten besonders sein Pferd, da dieses Thier in ihrem Lande kaum dem Namen nach bekannt ist. Ihre Kleidung besteht aus Ziegenhäuten und das Haar hängt ihnen lang über die Schultern herab. Sie trinken Wein sowohl als Wasser, und setzen sich niemals auf den Boden, sondern stets auf Stühle.

Sie beten steinerne oder hölzerne Götzenbilder an, welche von ihnen Buruk oder Maha Dev genannt werden. In den Ohren tragen sie eiserne Ringe und um den Hals eine mit Schellen behängte Schnur. Die Gewohnheit der Hindus, daß Verwandte sich unter einander heirathen, besteht bei ihnen nicht. Ihre Hochzeitsgebräuche sind sehr seltsam: der Bräutigam nimmt die Braut auf die Schultern und tanzt und springt mit ihr durch die Straßen, von einem Haufen von Männern und Weibern begleitet, welche mit Trommeln und Pfeifen einen gewaltigen Lärm machen. Wird die Frau schwanger, so schickt man sie kurz vor ihrer Niederkunft in ein eigenes dazu eingerichtetes öffentliches Haus, wo sie 40 Tage verweilt. Kein Mann darf an diesem Hause vorüber und noch weniger hineingehen.

Die Leichenbegängnisse werden mit großer Feierlichkeit gehalten; der Leichnam wird von jungen Männern begleitet, welche singen, tanzen und Trommeln schlagen. Der von Männern getragene, ungewaschene Körper des Verstorbenen liegt in einem großen Sarge und wird auf einem hohen Berge in die Sonne gelegt. Dann opfert man eine Kuh, gibt der Leichenbegleitung ein Fest und kehrt ohne das geringste Zeichen von Trauer nach Hause zurück.

Nach 60 Tagen, wenn der Leichnam verfault und von Raubvögeln verzehrt ist, besteigen die Frauen der Familie des Verstorbenen den Berg, sammeln die Gebeine, bringen sie, nachdem sie sie zuvor im Flusse gewaschen haben, nach Hause, setzen sich um sie herum und beginnen eine kurze Klage. Dann kommen die Männer, bringen die Gebeine an eine große Grube und sagen, indem sie sie hineinwerfen: „Dieß ist der Himmel für dich!"

Ihre Kriege führen die Siah Pusch mit Lanzen, auch sind sie gute Bogenschützen. Um den Leib haben sie kurze Säbel geschnallt und Schilder auf den Rücken gebunden. Im Gefecht gebärden sie sich wie Wüthende, knirschen mit den Zähnen und brüllen gleich Löwen. Die Sieger werden mit den Blättern des Maulbeerbaums bekränzt.

Vermischte Nachrichten.

Den eigenen Angaben des Herrn Barons d'Haussez, vormaligen Marineministers in Frankreich, zufolge zerstörte die britische Marine der französischen in den letzten Kriegen nicht weniger als 1200 Kriegsschiffe: nämlich 156 Linienschiffe, 382 Fregatten und 662 Korvetten und andere Fahrzeuge.

*

Der verbesserte Apparat der Kompagnie, zum Reinigen des Seewassers, ist jetzt in ihren Niederlagen in Wapping zur Schau ausgestellt. Bei einem unlängst an Bord einer Schaluppe angestellten Versuch erhielt man mit 142 Pfund Kohle 89 Gallonen herrliches reines Wasser, und 100 Gallonen Erbsensuppe wurden in 2½ Stunden bereitet.

*) Siehe Ausland vom vor. Jahr Nr. 288.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 75. 16 März 1835.

Panorama von Sibirien.

(Nach russischen Quellen mitgetheilt vom Legationsrath Liev.)

Seit mehr als hundert Jahren versteht man unter „Sibirien" den ganzen nördlichen Theil Asiens, der dem russischen Scepter unterworfen ist. Sehr unbestimmt werden gewöhnlich als Gränzen dieses Landes das Ural- und Altai-Gebirge, das Eismeer und der östliche Ocean angenommen. Hierüber ließe sich noch manches bemerken.

Jede Landesgränze ist entweder eine durch Verträge, oder durch die Natur bestimmte. Die erstere kann mit hinlänglicher Genauigkeit angegeben werden, besonders da, wo das Land rund umher bebaut ist, und man sich leicht geometrischer Mittel bedienen kann. Die zweite Art der Gränzen sind Küsten und Berge. Obgleich durch das Zurücktreten oder weitere Vordringen des Wassers die Küsten oder Ufer einer Veränderung unterliegen, so ist diese doch unbedeutend und in einem kurzen Zeitraum selten sichtbar, so daß man diese Gränzen wohl als stabil annehmen darf. Mit noch größerem Rechte kann dieß bei den Gränzen durch Bergketten angenommen werden, die auch nicht einmal der unbedeutenden Veränderung, wie die Ufer, unterworfen sind, dagegen aber weniger als diese eine scharfe Deutlichkeit darbieten, und durch Verträge bezeichnete Bestimmungen erfordern. In der Breite nehmen Gebirge einen bedeutenden Raum ein; die größte Höhe korrespondirt nicht immer mit jenen Punkten, von welchen aus die dort entspringenden Flüsse herabströmen, wozu dann noch kommt, daß es für die Regierung nicht immer zweckmäßig, wohl auch unmöglich ist, die Gränzen nach dem Laufe jener Gewässer zu bestimmen. Bei einer geringen Bevölkerung der Gebirge können diese ziemlich genau die Gränzen bilden, obgleich nicht mehr in der Form eines schmalen Striches, sondern eines breitern Gürtels, der an dem Punkte beginnt, wo die schwierige Verbindung anfängt, und bis dahin läuft, wo diese Verbindung aufhört. Bei zunehmender Bevölkerung muß nun eine nähere Bestimmung durch Verträge eintreten, und diese Bezeichnungen werden dann gewöhnlich nicht auf der Spitze des Gebirges, sondern am Fuße desselben, sey es auf dieser oder jener Seite, bemerkt.

Es war nöthig diese allgemeinen Bemerkungen über Gränzbestimmungen vorauszusenden, um sie auch auf Sibirien anwenden zu können. Wir schließen übrigens in diesem Aufsatze die zu jenem Lande gehörigen Inseln aus, und wenden unsere Aufmerksamkeit nur dem Festlande zu.

Die nördlichen Gränzen Sibiriens sind die Ufer des Eismeeres, die auf mehreren Punkten wegen der Schwierigkeit astronomischer Beobachtungen in den Polargegenden, wo selten Besuche kenntniß- und mittelbegabter Männer hinkamen, noch nicht genau bestimmt sind. Vorhandene Karten weichen an einzelnen Stellen oft einen ganzen Breitegrad in ihren Bezeichnungen von einander ab. Der Küstenstrich vom kosminschen Vorgebirge bis zum Nordkap ist noch ganz unbekannt. Die neuesten, von der Regierung veranstalteten Unternehmungen werden in Kurzem aber wohl viel von diesem Dunkel aufklären.

Dasselbe, was hier über die nördlichen Gränzen gesagt wurde, findet beinahe auch Anwendung auf die östlichen, die von dem ochotskischen Meere und vom östlichen Ocean gebildet werden, und von denen auch nur wenige Punkte durch astronomische Beobachtungen bestimmt worden sind. So ist z. B. auf den Karten die Halbinsel Kamtschatka sehr verschieden bezeichnet.

Beide Gränzen gewähren übrigens nur dem forschenden Gelehrten ein Interesse, da sie nur unbewohnte und unbewohnbare und durch schwierige Verbindung ganz entlegene Gegenden in sich einschließen. Ein allgemeineres Interesse bieten dagegen die andern Gränzen dar.

Die südliche Gränze nämlich ist die Kette des Altai, eines Gebirges, das unter verschiedenen Namen einen breiten Streifen bildet und mit seinen weiten Verzweigungen beinahe den ganzen Osten Sibiriens einnimmt. Dieser Ausdehnung wegen wurden diese Gränzen durch Traktate mit China bestimmt, und besonders der Theil, der sich von dem, im nertschinskischen Bezirk entspringenden Flusse Gorbiza nach Westen jenseits des Irtysch bis zu der olinskischen Wache hinzieht. Auf dieser Gränze liegen die Festungen: Gorbitschensk, Zuruchaisk, Tschindantsk, Akschinsk, Kudarinsk, Troizkosawsk, Charazaisk und Tunkinsk, die den Namen „Festungen" behalten haben, weil sie die Gränzpunkte bilden, deren Befestigungen aber eben so unbedeutend sind, wie die in der angränzenden Mongolei liegenden chinesischen Gränzorte. Auf einer Strecke von ungefähr 250 Meilen trifft man zwischen diesen Festungen auf 73 Wachtposten und Gränzpfähle. In den Gegenden, die von russischer und chinesischer

Seite mehr bewohnt sind, hat man die Gränze ziemlich genau bezeichnet, so daß zwischen den Flüssen Selenga und Tschikoi ununterbrochen hölzerne Pfähle die Scheidewand beider Reiche angeben. Weniger bestimmt sind die Gränzen, wo die Bevölkerung sparsamer, das Terrain gebirgig und die Verbindung gehemmt ist. Dahin gehören die Strecken: von der Festung Gorbitschensk bis zum Wachthause an der Vereinigung der Flüsse Schilka und Argun, eine Ausdehnung von 35 Meilen; — von dem Punkte, wo der Argun aus dem See Dagai ausfließt, bis zu der am Flusse Onon gelegenen Festung Tschindantsk, 42 Meilen; — dann die 78 Meilen lange Strecke zwischen den Flüssen Tschikoi und Onon, — und der 72 Meilen lange Strich längs der zu der Festung Tunkinsk gehörigen Wachtposten. Die Ungünstigkeit des Terrains hat auch verhindert die Befestigungen an der Gränze selbst anzulegen, und so findet man die Wachtposten der Festung Tschindantsk drei bis zehn Meilen, die von Akschinsk eine bis sechs Meilen, die von Charazaisk zwei bis sieben Meilen von der Gränzlinie entfernt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Länder, Nationen und Sprachen Oceaniens.

(Schluß.)

Die Alphabete und die Literatur der oceanischen Nationen bieten Stoff zu manchen interessanten Bemerkungen. Der Alphabete sind sieben, oder acht, wenn man das verlorene Sunda-Alphabet von Java mit dazu rechnet; vier davon finden sich auf Sumatra, eins auf Java, eins auf Celebes und eins auf den Philippinen. Die Alphabete von Sumatra sind das Korintschi-,*) Lampong-, Redschang- und Batta-Alphabet. Das Alphabet auf Celebes ist das der Bugis, das der Philippinen heißt Tagala. Herr Marsden und andere geringere Autoritäten halten alle diese Alphabete für indischen Ursprungs, aber wie es scheint aus keinem andern Grunde, als weil vier davon die rhythmische Classifikation des indischen Dewanagari-Alphabets angenommen haben; außerdem aber gleichen diese oceanischen Alphabete der Dewanagari-Schrift so wenig, als die europäischen, und sie sind unter sich so verschieden, als das hebräische Alphabet vom arabischen. Die jetzige Dewanagari-Schrift ist, nach Inschriften zu schließen, durchaus nicht wesentlich von der vor 2000 Jahren **) üblichen verschieden, und beinahe dieselbe wie sie jetzt bei allen Nationen der indischen Halbinsel herrschend ist, während die civilisirten Nationen jede ihr eigenes oder verschiedenes Alphabet haben, wenn sie gleich, wie die vier erwähnten Insular-Alphabete, auch die erwähnte Classifikation angenommen haben. Das Alphabet des im Norden angränzenden Landes, Tübet, hat aber eben so wie das Javanische und Korintschi diese Classifikation abgewiesen. Seit etwa 700 Jahren bedienen sich die Malayen des arabischen Alphabets mit Hinzusetzung einiger ihnen nöthigen Consonanten; *) wenn Javaner und Bugis ihre Sprache mit arabischer Schrift schreiben, so thun sie es ganz wie die Malayen. Diese große Veränderung läßt sich eben so schwer erklären, als die Verdrängung des alten persischen Alphabets durch das arabische, denn, diese radikale Aenderung ausgenommen, haben wir Beweise genug, daß sonst in Jahrhunderten kein Wechsel vorging. Die Javaner und Balinesen, deren Sprachen so verschieden sind, als Deutsch und Italienisch, und welche vier Jahrhunderte lang wenig oder keinen Verkehr mit einander hatten, schreiben immer noch dieselbe Schrift, obwohl die Javaner Dinte, Feder und Papier, die Balinesen aber eiserne Griffel und Palmblätter nehmen. Die Kolonie der Javaner in Palembang auf Sumatra, welche beinahe vier Jahrhunderte lang von dem Mutterlande getrennt war, schreiben noch die javanische Schrift, wie sie in Java geschrieben wird.

Nichts hindert uns die sieben Alphabete Oceaniens als verschieden und ursprünglich, d. h. als weder von Fremden noch von einander entlehnt zu betrachten, und wenn man anerkennen muß, daß die Erfindung einer alphabetischen Schrift eine der staunenswerthesten Anstrengungen des menschlichen Geistes ist, so liefert die Existenz dieser verschiedenen Alphabete den Beweis einer frühzeitigen und bedeutenden Civilisation, und stellt die Bewohner Oceaniens höher als die eingeborenen Völker Afrika's und Amerika's. Von allen Nationen dieses Theils der Welt, welche die Kunst zu schreiben besitzen, sind die Battas allein unter gewissen Verhältnissen Menschenfresser, und haben blutige, grausame Gebräuche. Alle Negrito-Nationen, welche in so barbarischem Gesellschaftszustande sind, kennen den Gebrauch der Buchstaben gar nicht, welcher überhaupt ostwärts von Celebes und den Philippinen völlig aufhört, so daß alphabetische Schrift eigentlich die große Demarkationslinie zwischen den civilisirtern Nationen des Westens und den Barbaren des Ostens bildet.

Man darf sich indeß nicht vorstellen, daß unter den oceanischen Nationen die Schrift so vielfach gebraucht werde, wie unter Europäern; sie lesen auch Geschriebenes nur schwer, etwa wie bei uns Kinder in der Schule die einzelnen Sylben hörbar aussprechen. Dieß ist um so auffallender, da ihre Alphabete den Sprachen genau anpassen, da Consonanten und Vokale genau ausgedrückt, und weder Buchstaben fehlen, noch zu viele da sind. Nur wichtige Dinge werden niedergeschrieben, und dann ein geübter Schreiber dazu genommen. Ueber den Zeitpunkt der Erfindung alphabetischer Schriften wissen diese Völker so wenig zu

*) H. Marsden hat ziemlich überzeugend dargethan, daß das Korintschi-Alphabet das Originalalphabet der Malayen vor Annahme der arabischen Schrift war, und damit eine lang bestrittene Frage aufgehellt. Die Malayen gründeten im Jahre 1160 eine Kolonie zu Singapur, wo die neue britische Niederlassung desselben Namens ist; hier findet sich eine lange Inschrift auf einer rohen Tafel oder vielmehr Block von Sandstein, in einer den Eingeborenen der Nachbarschaft unbekannten Schrift, wahrscheinlich Korintschi; ist diese Vermuthung richtig, so schrieben also die Malayen bis zu dem obgenannten Jahre mit ihren eigenen Charakteren.

**) Die älteste Dewanagari-Inschrift in Indien ist aus dem J. 23 vor Chr. G., und wurde vor 50 Jahren von Wilkins übersetzt.

*) Diese sind hauptsächlich das p und ng; zu dem Ende haben sie das arabische ph, und das Ain jedes mit 3 Punkten bezeichnet; das Ain mit 3 Punkten gebrauchen sie namentlich um die oft vorkommende Endsylbe ang zu schreiben, wie Orang, der Mensch, Samarang u. dgl.

sagen als andere: die verschiedenen Schritte von Bildern zu Hieroglyphen, von Hieroglyphen zu chinesischen Schlüsseln, von chinesischen Schlüsseln zur Sylbenschrift, und endlich zur alphabetischen, waren vermuthlich dieselben, wie in andern Theilen der Welt, denn auch sie haben wie manche andere Völker für „schreiben" und „malen" nur Ein Wort.

Als die Europäer vor jetzt mehr als drei Jahrhunderten mit den oceanischen Nationen bekannt wurden, war ihre alphabetische Schrift genau so wie sie jetzt ist: sie sind hierin weder rückwärts noch vorwärts geschritten. Dreihundert Jahre früher waren sie, wie oben bereits gezeigt, gleichfalls schon im Besitze der Schrift, und vergleicht man ihre Fortschritte in der Civilisation mit denen europäischer Völker, so kann man den Gebrauch der Schrift auf etwa 1000 Jahre zurückdatiren. Erwägt man jedoch die große Verschiedenheit in dem intellektuellen Charakter asiatischer und europäischer Race, die Schwerfälligkeit und Unthätigkeit der erstern, in Vergleich mit der Elasticität und Kraft der letztern; die Neigung der erstern nach einem gewissen Fortschritte stationär zu bleiben, verglichen mit dem Eifer der letztern, nach einmal geschehenem Anlauf weiter vorwärts zu gehen: dann mag wohl die Analogie uns irre führen, und wir möchten der Erfindung der Schrift unter den oceanischen Nationen ein viel zu geringes Alter beilegen.

Von Literatur läßt sich nicht viel sagen: dieß ist ein sehr unfruchtbares Feld. Es fehlt diesen Nationen ausnehmend an Einbildungskraft, an Energie und vor Allem an einem männlichen gesunden Verstande. In dieser letztern Beziehung sind sie Kinder gegen die Chinesen, hinsichtlich der Einbildungskraft stehen sie bedeutend unter den Hindus, während sie hinsichtlich der Urtheilskraft höchstens auf gleicher Stufe mit Siamesen, Birmanen und andern indochinesischen Völkern stehen. Ihr tiefer Stand in literarischer Beziehung wird noch auffallender, wenn man sie mit Persern, Türken und Arabern vergleicht. Zwischen ihnen und dem rohesten europäischen Volke, das die Kunst des Schreibens besaß, läßt sich in den oben genannten Beziehungen nicht der mindeste Vergleich anstellen. Die Javaner besitzen fast allein eine eigene Literatur, die aber nur aus lächerlichen Legenden besteht, welche weder Belehrung noch Unterhaltung gewähren. Alle ihre literarischen Erzeugnisse sind metrisch, und das Wandelbare und Eigenthümliche des Versmaßes beweist, daß es national und nicht entlehnt ist. Die javanischen Legenden sind in die andern geschriebenen Sprachen, deren Werke meist prosaisch sind, — ein Beweis ihres vergleichungsweise neuern Ursprungs — übersetzt oder eigentlich frei paraphrasirt worden. Alle haben aus der Literatur der Hindus, in neuerer Zeit auch aus der der Araber geschöpft, doch nur Bruchstücke, wie sie für ihre Verstandesfähigkeit paßten. Die sogenannten Fabeln des Pilpai sind noch das Beste, und man kann daraus auf den Ueberrest schließen. Die Geschicklichkeit und Parteilichkeit europäischer Gelehrten haben häufig den geistigen Erzeugnissen Indiens, Persiens und Arabiens ein reizendes Gewand umgehängt, weil hier wenigstens manches Material zu bearbeiten war, aber die Armuth der oceanischen Literatur läßt kein solches Resultat erwarten. Wenn je ein Schimmer von historischer Wahrheit in ihren Erzeugnissen sich zeigt, so ist er durch die dunkle Wolke der Fabeln kaum bemerkbar. Dennoch ist das Studium dieser Sprachen nützlich und interessant, da sie das einzige sichere Mittel darbieten, um eine richtige Kenntniß eines so bedeutenden Theils des Menschengeschlechts zu erwerben, das über den halben Erdkreis hin, und zwar in den reichsten Ländern desselben verbreitet ist.

Das dänische Heer.

Das dänische Heer übersteigt rücksichtlich seiner numerischen Stärke gegenwärtig nicht 5 — 6000 Mann; es kann jedoch leicht bis auf 40,000 Mann verstärkt werden. Die Offiziere und Armee-Beamten reichen zu einem Corps von 25,000 Mann hin.

Die Rekrutirung des dänischen Heeres geschieht auf folgende Weise. Jedem Regimente ist ein besonderer Landesdistrikt angewiesen, aus welchem es seine Rekruten zieht. Eine Kommission bereist jedes Jahr diese verschiedenen Distrikte; jedes männliche Individuum zwischen 18 und 26 Jahren, das nicht von der Militärpflichtigkeit frei ist, muß bei schwerer Strafe vor dieser Kommission erscheinen. Das Loos entscheidet sofort unter den Kriegsdienstpflichtigen. Diejenigen, welche das Loos trifft, marschiren unmittelbar zu ihren respektiven Regimentern ab. Die andern gehen zu einem 6wöchentlichen Exerziren in eine der Garnisonsstädte, Kopenhagen oder Rendsburg ab, und werden dort den Landwehrbataillonen einverleibt. Ist der Rekrut bei seinem Regimente angelangt, so muß er dort zwei Jahre lang Dienste leisten; nach Ablauf dieser Zeit wird er in seine Heimath beurlaubt. In den vier nächsten Jahren kann er jeden Augenblick, wenn es der Dienst erfordert, einberufen werden. Dieß kommt jedoch in Friedenszeit nur alle Jahre einige Wochen lang vor, wenn er zu den gewöhnlichen Herbstmanövern beigezogen wird. Ist auch dieser zweite Zeittermin abgelaufen, so wird sein Name aus den Listen des Regiments gestrichen, und er geht in eben benannte Landwehrbataillone über, wo er jedoch nur in dringenden Fällen und unter gewöhnlichen Umständen nur einige Tage des Jahres zur Musterung oder zum Exerziren einberufen wird. In diesen Bataillonen bleibt er bis in sein 45stes Jahr. Sofort tritt er, wenn er das Innere des Landes bewohnt, in den Landsturm; ist er dagegen in der Nähe der Küsten angesiedelt, so kommt er zu den Seetruppen, kann aber jetzt nur in dem Falle einer feindlichen Invasion wieder in Dienst berufen werden. Im 60sten Jahre endlich erhält er seinen gänzlichen Abschied.

Obschon demgemäß der dänische Unterthan von seinem 18ten bis zum 60sten Jahre Soldat ist, so beschränkt sich doch seine eigentliche Dienstzeit im Regimente auf zwei Jahre, woraus sich denn die ganz unmilitärische Haltung, welche das dänische Heer im Allgemeinen charakterisirt, hinlänglich erklärt; denn der dänische Soldat ist schmutzig in seinem Anzuge, langsam und plump in seinen Bewegungen, zusammen gesunken, wenn er marschirt, als ob er den Pflug und nicht die Muskete handhabte, wobei er die Füße so wenig hebt, als ob er Holzschuhe trüge. Mit einem Worte, außer der Uniform und ihren Abzeichen hat der größere Theil der dänischen Soldaten alles Andere mit dem Bauern gemein. Was ohne Zweifel zu der schlechten Haltung nicht wenig beiträgt, ist die Nothwendigkeit, in welche die armen Bursche versetzt sind, gleich Lastträgern in den Straßen zu arbeiten, wenn sie einberufen sind, um nur etwas zu verdienen, da ihr knapper Sold zu ihrem Unterhalte nicht hinreicht. Hiezu kommt noch ihre armselige Kleidung, die selbst aus einem Adonis eine Vogelscheuche machen würde.

Die Klasse der Unteroffiziere hat ein besseres Aussehen, sie wird aus Freiwilligen ergänzt, und da es ein stehendes Korps ist, so haben seine Mitglieder öfters Gelegenheit, sich vom Dienste loszumachen. Die gewöhnliche Dienstzeit dieser Unteroffiziere ist 16 Jahre, an deren Ende sie mehr Aussichten als andere nicht militärische Kandidaten haben, eine untergeordnete aber einträgliche Stelle beim Steuer- oder Zollwesen zu erhalten.

Ueber die Offiziere der dänischen Armee ist nur wenig zu sagen nöthig. Da in jenem Lande die Erziehungsanstalten zahlreich, und eben so wohlfeil als vortrefflich sind, so sind die meisten sehr unterrichtete Männer, welche jedem andern Stande Ehre machen würden. Andererseits fehlt es allerdings auch nicht an solchen, die sich durch den Umfang ihrer Kenntnisse nicht besonders auszeichnen. Keiner wird in der Armee angestellt, der nicht den vorgeschriebenen Kursus am königlichen Militärkollegium oder bei der hohen Kriegsschule durchgemacht, oder eine Prüfung in den wesentlichsten Fächern bestanden hat. Anstellungen können weder gekauft noch verkauft werden. Das Vorrücken geschieht strenge nach dem Dienstalter. Eine schlimme Folge dieses Systems zeigt sich jedoch gleich beim ersten Anblick, daß nämlich kein Offizier, selbst nicht ein Prinz, zu einem höhern und wichtigern Amte gelangt, bis er durch Alter und Schwäche zur Ausübung seiner Dienstpflichten fast nicht mehr tauglich ist. Beispiele vom Gegentheile gibt es wenige. Selten erreicht ein Offizier den Hauptmannsgrad vor dem 45sten Jahre. Eine nachahmungswerthe Einrichtung ist die Bildung eines Fonds zur Erhaltung der Offizierswittwen und Waisen, durch jährliche Abzüge von dem Gehalte jedes Offiziers, er mag verheirathet seyn oder nicht. Kein Offizier darf heirathen, wofern er nicht außer seinem Gehalte noch ein Einkommen von 600 Reichsthalern bezieht; auch ist hiezu die Einwilligung des Königs nöthig.

Die Bezahlung der Armee belangend, so gibt folgende zuverlässige Tabelle darüber Auskunft. *)

Grade.	Jährl. Sold.	Emolumente.	Summe.	Bemerkung.
	Rthlr.			
General	5200	710	5910	Port. für 2 Mann, Rat. für 6 Pferde.
Generallieutnant	4600	710	5310	ditto. ditto.
Generalmajor .	4300	710	5010	ditto. Rat. für 4 Pferde.
Ingenieuroberst	2000	626	2626	frei Quartier, 2 Portion., 2 Rationen.
Artillerieoberst .	2400	517	2917	ditto. ditto. 6 Rationen.
Infanterieoberst	2000	710	2710	2 Portionen, 2 Rationen.
Ing. Oberstlieut.	1200	484	1684	ditto. 1 Ration.
Art. Oberstlieut.	1400	475	1875	ditto. 2 Rationen.
Inf. Oberstlieut.	900	460	1360	ditto. 1 Ration.
Ingenieurmajor	900	454	1354	ditto. ditto.
Artilleriemajor	850	267	1117	frei Quartier, 2 Portionen, 1 Ration.
Infanteriemajor	700	410	1110	2 Portionen, 1 Ration.
Ing. Hptm. I Kl.	756	312	1068	1 Portion.
dito. II Kl.	500	109	609	ditto.
Art. Hptm. I Kl.	636	250	886	ditto.
dito. II Kl.	400	170	570	ditto.
Inf. Hptm. I Kl.	600	200	800	ditto.
dito. II Kl.	350	114	464	ditto.
Ing. Oberlieut.	355	102	457	ditto.
Art. Oberlieut.	270	96	366	ditto.
Inf. Oberlieut.	230	90	320	ditto.
Ing. Unterlieut.	265	102	367	ditto.
Art. Unterlieut.	215	96	311	ditto.
Inf. Unterlieut.	200	90	290	ditto.

Die in Westindien stationirten Truppen sind wegen ihres stärkern Aufwandes um Vieles besser bezahlt.

Der Sold eines Unteroffiziers ist sehr klein, er erhält täglich 19 dänische Schillinge und 1 3/10 Pfd. Brod. Uniform und Waffen sind ärarisch, auch hat er frei Quartier, was er aber sonst braucht, muß er sich selbst anschaffen.

Der gemeine Soldat kommt noch schlimmer weg; außer 1 3/10 Pfd. Brod täglich und frei Quartier erhält er täglich 10 2/3 Schillinge.

Folgendes ist der Stand des dänischen Heeres im Jahre 1834: Ein Feldmarschall (der Landgraf von Hessen-Kassel, Vater der Königin); drei Generale, sämmtlich Prinzen; 7 Generale à la suite; zwei Generallieutenants; 15 Generalmajors; ein Inspekteur der Reiterei, ein Inspekteur der Infanterie.

Der Generalstab besteht aus einem Generaladjutanten, drei Stellvertretern desselben, 6 Oberadjutanten, einem Generalquartiermeister, einem Generalquartiermeisterlieutenant, einem Oberquartiermeister, 6 Divisionsquartiermeister, wovon 2 à la suite.

Das Kommissariats-Departement steht unter der Verwaltung eines Präsidenten.

Die Regimenter, die übrigens nur aus Kadres bestehen, sind folgende:

1) Das K. Ingenieurkorps, Hauptquartier Kopenhagen;
2) das K. Artilleriekorps, Hauptquartier Kopenhagen;
3) das Leibgarderegiment zu Pferde, Hauptquartier Kopenhagen;
4) zwei Kürassierregimenter,
   vier leichte Dragonerregimenter,
   zwei Lanzierregimenter,
   ein Husarenregiment;
5) das Fußgarderegiment, in Kopenhagen;
6) 17 Infanterieregimenter, wovon 8 in Kopenhagen garnisoniren, darunter vier Jägerregimenter;
7) ein Raketenkorps, garnisonirt zu Frederikswerk;
8) 400 Mann befinden sich auf den dänisch-westindischen Inseln. Andere kleine Korps zu Tranquebar und auf den dänischen Besitzungen in Afrika.

*) Der dänische Reichsthaler macht beinahe 1 fl. 18 kr. oder preußisch nach dem 21 fl. Fuße 22 2/3 Gr. C. Der Reichsthaler wird in 96 Schillinge getheilt, der Schilling gilt also nur ungefähr 4/5 kr.

Vermischte Nachrichten.

Einer in der Sitzung der statistischen Gesellschaft zu London am 16 Februar verlesenen Denkschrift vom Obrist Sykes zufolge betrug die Zunahme der Bevölkerung von England von 1821 bis 1831 11.5 Prozent, d. h. sie war von 11,760,555 auf 13,091,005 Seelen gestiegen. Für das vereinigte Königreich Großbritannien und Irland hatte sie sich von 21,726,924 auf 24,306,719 Seelen vermehrt. — Die Armentaxe hatte sich in demselben Zeitraum in einem Verhältniß erhöht, welches das der Zunahme der Bevölkerung weit überstieg, denn die Armentaxe belief sich im Jahre 1821 auf 6,674,053 Pfd. St. und im Jahre 1831 auf 8,316,617 Pfd.; sie war mithin um 26 Prozent gestiegen. Vertheilt man jedoch diese Summe unter die Bevölkerung beider Perioden, so ergibt sich für jeden Kopf eine absolute Erhöhung von 7 Prozent. — Nicht minder niederschlagend ist die gegen die Zunahme der Bevölkerung unverhältnißmäßige Zunahme der Verbrechen und der Armuth. Im Jahre 1821 belief sich die Anzahl der Verbrechen auf 13,580; 1825 auf 14,437 und 1832 auf 20,829; mithin betrug die Zunahme in den beiden letzten Perioden 44.5 Prozent. Im Jahre 1821 stellte sich die Zahl der Verbrechen gegen die Volkszahl wie 1 zu 866 und im Jahre 1831 wie 1 zu 686 heraus.

*

Nachrichten aus Witepsk im Journal von St. Petersburg zufolge hat der russische Staatsrath Humbenthal die wichtige Erfindung gemacht, fliegende Brücken ohne Beihülfe von Ankern herzustellen. Eine solche Brücke hat die Gestalt eines stumpfen Winkels, der, gegen den Strom gekehrt, dem ganzen Werk die gehörige Festigkeit gibt. Der Erfinder beschäftigt sich gegenwärtig damit, einen Mühldamm auf diese Art zu bauen. Seiner Berechnung zufolge kann eine einfache, aus über einander befestigten Balken bestehende Wand mit stumpfem Winkel der Strömung des Flusses Witschba widerstehen. Man bezweifelt zwar die Möglichkeit der Ausführung, sollte sie aber gelingen, so dürfte diese neue Erfindung die Kosten eines Mühlbaues bedeutend ermäßigen und mithin Nachahmer finden.

*

Man hat berechnet, daß am 1 Januar 1833 im Departement der Rhone 51,085 Seidenwebestühle in Thätigkeit waren. In den Departements der Loire, der Saone und Loire, der Drôme, der Isère, de l'Ain u. s. w. zählte man deren mehr als 9000; mithin waren im Jahre 1833 nicht weniger als 40,000 Seidenwebestühle für die Lyoner Fabriken beschäftigt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 5.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 76. 17 März 1835.

Factionen in Irland.*)

In den meisten Ländern, wo heutzutage dergleichen religiöse oder politische Differenzen existiren, lassen sich dieselben insgemein auf eine gewisse Entstehungsperiode und eine erste Ursache zurückführen. Dieß ist aber in Irland nur theilweise der Fall. Die größern Parteien, von denen ich zuletzt reden werde, sind nicht in Folge einzelner oder beinahe gleichzeitiger Ereignisse entstanden, sondern verdanken ihren jetzigen Zustand einer Reihe und Complication verschiedener und zu ganz verschiedenen Zeiten ins Daseyn getretener Verhältnisse und Begebenheiten. Die kleineren Parteien aber, wie z. B. die Caravats und Shanavists, die Galenoughs und Gramastoons, die Gows und Pooleens, die Lawlors und Cooleens und unzählige andere, welche ich vorzugsweise als Factionen bezeichnen werde, sind entweder so alt, daß ihr Ursprung oft im Dunkel längst vergangener Zeiten verschwindet, oder sind, wenn sie nicht so weit hinaufreichen, durch so unbedeutende Ursachen erzeugt worden, daß schon die nächsten Generationen sich derselben nicht mehr erinnerten und sie der jetzigen also gänzlich unbekannt sind. Sie hassen sich paarweise, sie wissen selbst nicht, warum? — nur darüber sind sie im Reinen, daß sie sich überall schlagen müssen, wo sie sich in gehöriger Anzahl begegnen, wenn sie gleich zuweilen wohl friedlich neben und mit einander auf dem Felde arbeiten. Diese Feindschaft pflanzt sich, oft als einziges Erbtheil, vom Vater auf den Sohn, ja die Tochter fort und verhindert häufig sogar Verheirathungen.

Während im übrigen Europa das Faustrecht bei nach und nach vorschreitender Cultur dem Gesetze Platz gemacht hat, hat es sich, wenn gleich nicht dem Namen, doch der That nach in Irland mit einem großen Theil seiner Gräuel neben dem Gesetz erhalten. Nicht allein, daß unter den höhern und mittlern Classen Duelle bei den unbedeutendsten Vorfällen so an der Tagesordnung sind, daß die irischen Duellanten (Irish Duellists) in Großbritannien einen sprüchwörtlichen Charakter erlangt haben, sondern diese hauptsächlich unter dem Landvolk bestehenden Factionen leben fortwährend in offenen Fehden, die von denen des Mittelalters nur durch ihre größere Illegalität, keineswegs aber in Barbarei verschieden sind. Bald verwüsten sie gegenseitig ihre Kornfelder und Wiesen, stecken Heu- oder Getreideschober in Brand, brechen Dämme und Zäune nieder, oder verstümmeln das Vieh auf der Weide u. s. w. — bald bricht ihre Zwietracht geradezu in blutige Kämpfe aus. Jahrmärkte, Pferderennen und ähnliche Vorgänge, wo sie, ohne Aufsehen zu erregen, sich in großen Haufen einfinden können, werden benutzt, um entweder in den Gassen kleiner Städte oder auf naheliegenden Feldern förmliche Scharmützel zu liefern, in denen sie mitunter sogar von Schußwaffen Gebrauch machen, und worin oft von beiden Seiten viele schwer verwundet oder gar getödtet werden. Um ein deutlicheres Bild von diesem Unwesen zu geben, führe ich nur einen Fall an, der mir noch frisch im Gedächtniß ist, da er sich nur im Laufe dieses Sommers am 24 Julius (1834) ereignete.

In der Gegend von Ballyheagh sind zwei große Factionen, die sich alle Augenblicke raufen. Das bei diesem Flecken jeden Sommer abgehaltene Pferderennen kommt ihnen dazu jedesmal höchst erwünscht, und der ausschließliche Besitz eines gewissen Platzes gibt dann gewöhnlich den Zankapfel ab, da es für einen „Ehrenpunkt" gehalten wird, sich davon Meister zu machen. In diesem Jahre hatten sich beide Theile, die Lawlors und Cooleens, verabredetermaßen besonders zahlreich eingefunden; jede einzelne Partei mochte vielleicht über acht- oder neunhundert Köpfe gemustert haben. — Einige Friedensrichter der Nachbarschaft, vorher von ihren Absichten unterrichtet, hatten eine in der Gegend stationirte Kompagnie Infanterie requirirt, die sich auch eingestellt hatte und Vormittags die Ruhe so ziemlich erhielt, daß es schien, als ob es zu keinen Excessen kommen würde. Doch am Nachmittag erhielt die Sache plötzlich ein anderes Ansehen. Die Lawlors fanden sich immer zahlreicher ein, besetzten einen Platz zwischen den Buden und Zelten, und stellten sich förmlich in Ordnung, um ihre Gegner zu erwarten, die sich etwa eine halbe englische Meile davon ebenfalls sammelten und auf sie losrückten. Dem kommandirenden Offizier fehlte es an der bei solchen Gelegenheiten so nöthigen Entschlossenheit, und da er es für unmöglich hielt, etwas Wirksames zu unternehmen, so verhielt er sich lieber ganz unthätig. — Inzwischen hatten sich beide Factionen einander genähert; es begann ein Steinhagel, und gleich darauf fielen sie mit ihren Shillalahs (dicken Prügeln, der gewöhnlichen Waffe) über einander her und schlugen sich so lange herum,

*) Aus einem nächstens im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinenden Werke über Irland entnommen.

bis zuletzt die Cooleens die Flucht nach dem nahgelegenen Flusse ergriffen. Ein Theil suchte sich durch Schwimmen zu retten, Andere aber drängten sich in ein am Ufer liegendes Boot, das bald überladen unglücklicherweise in der Mitte des Stroms umschlug. Von allen Seiten ertönte nun das Angst- und Hülfegeschrei der Ertrinkenden, aber die Lawlors hatten so wenig Erbarmen, daß sie die Flüchtlinge bis an den Hals ins Wasser verfolgten. An dreißig der besiegten Partei fanden theils ihr Grab in den Wellen, theils wurden sie von ihren Verfolgern durch Steinwürfe oder mit Knitteln getödtet, während viele Andere schwer verwundet fortgetragen werden mußten. Dieß alles geschah vor den Augen des Militärs und mehrerer Magistratspersonen, die aus Unmacht oder strafbarer Unschlüssigkeit den größten Theil des Tages müßige Zuschauer blieben und erst einschritten, als Alles vorbei war. Die Polizei allein mischte sich schon früher in das Getümmel, doch ohne besondern Erfolg, weil sie von den Truppen nicht im Geringsten unterstützt wurde.

In Folge dieser Gräueitscenen wurde nun von einer Kommission eine Untersuchung angestellt, einerseits um die des offenbaren Todschlags Schuldigen zur Strafe zu ziehen, andrerseits um zu prüfen, ob und in wie fern die anwesenden Behörden und der kommandirende Offizier ihre Pflicht vernachlässigt hatten.

Solche Vorfälle sind, obwohl nicht immer gleich blutig, doch so häufig, daß es jeden, der mit den nähern Umständen nicht gehörig bekannt ist, Wunder nehmen muß, wie die Regierung nicht im Stande seyn sollte, diesem Unwesen zu steuern, zumal da außer der regelmäßig organisirten und bewaffneten Polizeimacht von 8000 Mann beständig eine sehr bedeutende Truppenmasse in Irland gehalten wird. Inzwischen liegt die Schuld zunächst nicht sowohl an dem Gouvernement als an der Constitution, der Rechtsverfassung und dem ganzen System der Rechtsverwaltung, welche alle drei, wie sie jetzt stehen, in einem Lande wie dieses eher geeignet sind, der Fortdauer eines solchen Zustandes Vorschub zu leisten, als demselben ein Ziel zu setzen. Die Eifersucht, womit die englische Verfassung die persönliche Freiheit hütet, gestattet den Factionen einen viel zu ausgedehnten Spielraum, während sie die Wirksamkeit der Behörden, besonders in prospectiver Hinsicht, beschränkt, ja oft ganz neutralisirt. So zum Beispiel betrachtet das Gesetz jeden Staatsbürger als unschuldig, bis er einer gesetzwidrigen strafbaren Handlung überführt ist; ermächtigt daher die Magistratspersonen durchaus nicht, irgend jemand eines beabsichtigten Verbrechens wegen einzuziehen, um der Begehung des Verbrechens vorzubeugen, sondern er muß dasselbe entweder schon wirklich begangen haben, oder auf der That selbst betroffen werden, ehe man ihm etwas anhaben und sich seiner Person bemächtigen kann. Nur in dem Fall, wo ein förmlicher Ankläger auftritt und auf seinen Eid durch Nachweisung bestimmter und klarer Umstände darthut, er habe Ursache von Seite eines oder mehrerer Individuen Leibesgefahr zu besorgen, — sind die Friedensrichter befugt, den angeklagten Theil vor sich zu laden und persönliche oder Geldbürgschaft für sein friedsames Betragen zu fordern. Letzteres geschieht nun natürlich weder von Leuten der einen noch der andern Partei, und folglich haben die Obrigkeiten, wenn sie auch von einem beabsichtigten Gefecht mehrere Tage zuvor in Kenntniß gesetzt sind, kein Recht im Voraus einzuschreiten, etwa die Parteihäupter zu arretiren und einige Zeit gefangen zu halten u. dgl., obschon durch solche Maßregeln dem Gemetzel unfehlbar vorgebeugt werden würde.

Specielle Gesetze gegen das Unwesen dieser Faktionen existiren überhaupt nicht, sondern es werden dagegen nur die Tumults-Akte (riot-act) und die gewöhnlichen Kriminalgesetze in Anwendung gebracht. Die letzteren reichen aber um so weniger aus, da ihrer Wirksamkeit bei jeder Untersuchung durch die Combination beider Theile so entgegengearbeitet wird, daß es nur selten gelingt, die schuldigen Individuen des Todschlags oder selbst nur geringerer Verbrechen zu überführen. Die Tumults-Akte möchte vielleicht noch am ersten fähig seyn, solchen Excessen vorzubeugen, wenn es den Magistratspersonen nicht zu häufig auch an der physischen Macht fehlte. Diese Akte besagt nämlich unter Anderm: „Wenn nach Ablesung derselben bei einem entstandenen Auflauf die versammelte Menge sich nicht binnen zehn Minuten zerstreue, solle sie durch die Polizei oder das Militär, im Fall der Noth mit Gewalt, auseinander getrieben werden.“ Um aber diese Gewalt anzuwenden, muß man auch die Mittel haben, und höchstens zwanzig bis dreißig Polizeisoldaten reichen schwerlich hin einen determinirten Haufen von mehr als tausend stämmigen und nicht selten halb betrunkenen Bauern auseinander zu jagen. Deßhalb nehmen die Behörden, besonders wenn sie die Unzulänglichkeit ihrer Kräfte im Voraus berechnen können, in der Regel zu den nächst kantonnirenden und ihnen zur Disposition stehenden Truppen ihre Zuflucht. Weil aber diese meistens nur zu Kompagnien oder halben Kompagnien in den kleinen Landstädten vertheilt sind, so bleibt selbst diese Maßregel oft ohne den gewünschten Erfolg, oder es ereignet sich auch wohl, daß die streitigen Factionen für den Augenblick gemeinsame Sache machen, mit vereinten Kräften über das Militär und die Polizei herfallen und die unwillkommenen Friedensstifter mit blutigen Köpfen in die Flucht jagen.

Da nun einerseits die legale Gewalt der Behörden nicht ausreicht, den Gesetzen die nöthige Autorität zu verschaffen, und andererseits die Gesetze selbst unzulänglich sind, dem Uebel abzuhelfen, so wäre es allerdings längst Pflicht der Regierung gewesen, solche Akten zu entwerfen und dem Parlament vorzulegen, wodurch die Axt wo möglich an die Wurzel dieser Gräuel gelegt würde. Inzwischen läßt sich nicht läugnen, daß alle bisherigen Ministerien viel zu wenig Aufmerksamkeit auf diese Factionsfehden verwendet haben oder, vielleicht richtiger, verwenden konnten. Zu sehr mit den großen Parteikämpfen beschäftigt, die so oft die brittische Herrschaft in Irland unsicher und die allgemeine Rechtspflege dort fast unmöglich machten, ließ die Verwaltung dieß Unwesen, als dem Ganzen minder gefährlich, meistens aus den Augen, verwies bei vorkommenden Klagen in der Regel auf die bestehenden Gesetze und verstärkte höchstens die Polizei und die Truppen solcher Gegenden, die vorzugsweise an diesem Uebel litten.

Sämmtliche Factionen dieser Art haben, wie sich eigentlich schon aus dem Vorhergehenden ergibt, nur einen rein lokalen,

keineswegs aber einen allgemeinen politischen Charakter. Sie stehen einzeln und ohne Verbindung unter einander, ja selbst ohne besondern innern Zusammenhang da, und unterscheiden sich hierdurch wesentlich von allen übrigen Parteien der Insel.

Panorama von Sibirien.

(Fortsetzung.)

Auf einem Raume von 65 Meilen im Nishneudinskischen Bezirke, im Westen von dem olinkischen Posten verhindert die Unzugänglichkeit der Berge die Kenntnißnahme der ganzen Gegend, und hier werden bewegliche Kosakenposten aus der Stadt Nishneudinsk zum Hin- und Herstreifen beordert, die eine Linie bis zu den Erhöhungen des Ssajanischen Gebirges bilden. In diesem Gebirge selbst ist die Gränzlinie auf einer Strecke von mehr als 70 Meilen ganz und gar unterbrochen.

Hinter den bedeutendsten Höhen des Ssajanischen Gebirges fängt im minussinskischen Kreise des Gouvernements Jenisseisk die abakinskische Gränzlinie, aus fünf Wachtposten bestehend, an, die sieben bis fünfzehn Meilen von einander, fünfzehn bis dreißig Meilen aber von der eigentlichen Gränze entfernt stehen. Ein fünfzig Meilen breiter Bergrücken des Altai zieht sich westlich vom taschtüpskischen Vorposten zwischen dem Ob und Jenissei nach Norden und endigt hier die bekannte Gränze.

Die koliwansche Gränzlinie in den westlich liegenden, früher von den Dsungaren bewohnten Gegenden berührt die Festungen Kusnezk und Bijsk, und liegt nördlich vom Altai ungefähr 30 Meilen entfernt. Diese Linie wurde im vorigen Jahrhundert durch eine Reihe von Befestigungen gegen die Einfälle südlicher Nomadenstämme angelegt. Die Lage dieser Linie, durch augenblickliche Umstände veranlaßt, konnte auf die Länge der Zeit ihre Bestimmung nicht erfüllen. Der Vortheil für Landbebauer und Bergleute erforderte, da außer dem Bereich der Gränzlinie sich Plätze zur Ansiedelung und Metalladern zeigten, eine weitere Ausdehnung, und so verbreitete man sich allmählich weiter nach Süden bis über den teletzkischen See hinaus, aus welchem der Fluß Bij, später den Namen Ob annehmend, entspringt. Mehrere Volksstämme, die jene Gegenden bewohnten, erkannten theils die Herrschaft Rußlands, theils China's an, und auf diese Art herrscht dort noch eine große, nicht gelöste Gränzverwirrung. In der Nähe der Festung Ust-Kamenogorsk endigt die koliwansche Linie, und von hier beginnt die nach Westen laufende des Irtysch, südlicher aber die, welche nach den narümskischen Befestigungen führt, und das Land der Dsungaren umschließend, sich bis zur Bucharei erstreckt. Uebrigens hindert es auch jenseits dieser Gränze Niemand, daß die russischen Kosaken den reichen Fischfang im See Nor-Saissan, der dem Irtysch seinen Ursprung gibt, frei benutzen.

Das Altai-Gebirge endet bei der Festung Ust-Kamenogorsk, und es beginnt hier die Steppe der Kirgis-Kaissaken, mit welcher parallel die irtysch'sche und die ischimsche Gränzlinie angelegt sind. Die erste ist 150 Meilen lang, und berührt am rechten Ufer des Irtysch die Festungen Ust-Kamenogorsk, Ssemipalatinsk, Jamuischewsk und Sheliesinsk und endet bei der Stadt Omsk, wo die zweite beginnt und sich durch die Steppe zwischen kleinen Seen an den Festungen Pokrowsk, Nikolajewsk, Lebjashj, Petropawlowsk, Stanowaja, Presnowskaja, Kabanja und Presnogorkowskaja hinzieht. Vorposten, Redouten und Wachtthürme findet man überall zwischen jenen Festungen. Doch auch diese Linien bilden jetzt nicht mehr die eigentliche Gränze, da sie den Umständen früherer Zeit gemäß erbaut wurden, und die angränzenden Steppen-Kirgisen sich in großer Menge dem Scepter Rußlands in neuerer Zeit unterworfen haben.

Die vom Flusse Gorbiza bis zum östlichen Ocean sich erstreckende Südgränze ist mit China noch nicht regulirt. Das rechte Ufer des Amur ist von den Chinesen besetzt, die nördlichen Wüsten bilden einen neutralen Landstrich.

Das Ural-Gebirge bildet Sibiriens Westgränze, nimmt im Süden einen bedeutend breiten Raum ein, verwandelt sich im Norden in hohe Felsen, die aber immer mehr zusammenschrumpfen, und sich am Eismeere ganz verlieren. Noch vor Sibiriens Unterwerfung bewohnten Russen schon den südlichen Theil des Ural; doch waren jene Ansiedelungen unbedeutend, und man konnte da wo die schwierige Verbindung in den Bergen begann, Sibiriens Gränze annehmen. Die Bevölkerung stieg in dieser Gegend bedeutend, je mehr der Bergbau zunahm; der Gewerbfleiß erforderte eine Gränzbestimmung, und der westliche Fuß des Ural wurde dazu ausersehen. Als nach Unterwerfung der Baschkiren Gouvernements eingerichtet wurden, wurde die Gränze weiter östlich verlegt, und umschloß die Höhen des Gebirges, die Arbeit, und die fruchtbaren Ebenen, die den Arbeitenden Unterhalt gaben. So entstanden auf den südlichen Ural-Höhen die Gouvernements Orenburg und Perm, und hier ist die westliche Gränze Sibiriens genau bestimmt. Weniger aber im Norden, wo das Gouvernement Tobolsk sich von Wologda und Archangelsk auf den Bergrücken scheidet.

Indem wir so einen Ueberblick der Gränzen gegeben haben, wenden wir uns zur Lage und den Eigenschaften der Länderstriche, die Sibirien bilden.

Sibirien liegt theils in der kalten, theils in der gemäßigten Zone, woher auch die natürliche Eintheilung der Breite nach. Mathematische Angaben geben jedoch keine festen Grundlagen, denn der Grad der Bevölkerung, die verschiedene Höhe der Oerter und der Zustand des Bodens setzten der Herrschaft des Winters nicht eben die Gränzen, die die Lage des Polarkreises bestimmt; außerdem sind diese Gränzen der Veränderung unterworfen. Die Erfahrung hat bewiesen, daß die geringe Thätigkeit der wenigen Bevölkerung dennoch an einigen Orten die todte Natur zu beleben vermochte, wogegen andere, mit fruchtbaren Gegenden in gleicher Breite liegenden Strecken eine völlige Unbrauchbarkeit zeigen. Das beste Unterscheidungszeichen eines gemäßigten Klima's ist die Möglichkeit Ackerbau zu treiben. In Sibirien erstreckt sich diese Möglichkeit bis zum sechzigsten Breitegrad, doch unterliegt schon jenseits dem neunundfunfzigsten Grade dieselbe der Unzuverlässigkeit, wie er auch in einigen südlicher gelegenen Gegenden wegen der wilden Umgebungen und der Schlechtigkeit des Bodens schon aufhört.

Die Eintheilung Sibiriens in das nördliche und südliche ist nach den Resultaten einer solchen Eintheilung richtig und auch unumgänglich nöthig, um diese Gegend richtig zu beurtheilen, wobei man das Durcheinanderwerfen der Begriffe von Ländern, die einen gemeinschaftlichen Namen führen, in ihren Eigenschaften aber verschieden sind, ganz verbannen muß.

Die nördliche Zone kann man wieder in zwei Hälften theilen, wovon die eine Wälder erzeugt und fähig zur Hervorbringung von Garten- und Weidekräutern ist, die andere aber aus Sümpfen besteht. Dort befinden sich noch feste Wohnsitze, hier sind die Gegenden nur dem Jäger von Nutzen, und der Reichthum der wenigen Bewohner besteht in Rennthierheerden, die sich kümmerlich vom Moose nähren. Es ist unmöglich zu bestimmen, wo jene beiden Theile sich berühren, da es Gegenden gibt, wo die durch Fischfang bestehenden Ansiedelungen sich bis zum Eismeere erstrecken, und wo Völker sich fest angesiedelt haben, bringt der Boden auch wohl noch Gewächse hervor.

Um eine bürgerliche Eintheilung dieser Gegenden vorzunehmen, konnte man die Eintheilung der Breite nicht zum Grunde legen, obgleich man hiedurch die Verfassung der Nordgegenden ihrem eigenthümlichen Zustande hätte anpassen können. Durch die einfachen Sitten der Nomaden würde man mehrere Anordnungen erspart haben, die für die Verwaltung solcher Völker nöthig wären, deren Anforderungen und Beschäftigungen mehr komplicirt sind. Sibiriens Völker, die kriegerischen Tschuktschen ausgenommen, sind, je mehr sie sich dem Norden nähern, desto unterwürfiger, bei aller Freiheit, die ihnen die Regierung gewährt, und darum hätte man die Einfachheit und Gleichförmigkeit der Vorschriften für sie erhalten können.

Eine abgesonderte Verwaltung des Nordens kann aber dessen ungeachtet nicht stattfinden, wofür wohl folgende wichtige Ursachen sprechen dürften. Bei der außerordentlichen Ausdehnung der ganzen nördlichen Zone ist die Bevölkerung sehr gering, und es wäre der Oberverwaltungsbehörde, wo sie auch ihren Sitz aufschlagen würde, sehr schwer, fast unmöglich, alle Theile zu übersehen. Dann stehen diese nördlichen Gegenden weniger unter sich in Verbindung, als diese Verbindung mit den südlichen Gegenden durch den Lauf der Flüsse hergestellt ist. Endlich geben die südlichen Theile den Bewohnern der nördlichen ihren Unterhalt. Dieß mag genügend darthun, daß die nördlichen Gegenden gleichsam von den südlichen abhängen und ihrer Sorgfalt anvertraut sind, und hieraus folgt demnach die Veranlassung einer bürgerlichen Eintheilung der Länge nach. Um dieß darzuthun, muß man die natürliche Eintheilung des Landes in dieser Richtung betrachten.

Alle Berge ziehen sich von Süden her, und senden dann, nachdem sie die Quellen des Irtysch und Ob umgangen, und diesen Flüssen ihren weitern Lauf frei gestattet haben, ihren wichtigsten Zweig nach Osten, die Gränze der Mongolei entlang, wo dann das Gebirge auf mehreren Punkten sich zu Höhen, mit ewigem Schnee bedeckt, emporhebt. Von der Westseite des Gebirges erstreckt sich ein Zweig nach Norden, welcher indem er sich in schräger Richtung dem Jenissei nähert, ihn dann begleitet, und an seinem linken Ufer eine bemerkbare Gränzscheide zwischen den zwei Haupttheilen Sibiriens bildet. Die Berge, vom rechten Ufer des Jenissei sich entfernend, stoßen auf den Fluß Angara, durchschneiden diesen, indem sie in demselben bedeutende Wasserfälle bilden, und breiten sich dann im Norden aus. Ein zweiter Arm des Gebirgs zieht sich um den Baikal-See und begleitet den Lauf der Lena und des Witim. Der dritte, noch östlichere Zweig zeigt sich als hoher Bergrücken ganz Sibirien durchschneidend, und trennt die Flüsse, die sich ins Eismeer ergießen, von denen, welche in den östlichen Ocean münden. Die in Osten zusammengedrängten Berge ziehen sich zuletzt nach Kamtschatka, und bilden dann, aus dem Meere noch einmal auftauchend, die kurilische Inselgruppe.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die neuesten amerikanischen Blätter geben nachstehende Berichte über die Zunahme der Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten: In Pennsylvanien zählt man 15 vollendete und 67 beantragte Eisenbahnen; in New-York 6 vollendete und 27 beantragte. Der Staat Ohio hat 12 in der Ausführung begriffene; jedoch ist bis jetzt noch keine ganz vollendet. Ein Gleiches ist der Fall mit mehreren Straßen dieser Art in Massachusetts, und die große Eisenbahn von Baltimore durch Maryland bis nach Wheeling am Ohio, eine Strecke von 275 englischen Meilen, rückt ihrer Vollendung rasch entgegen. Zusammen sind mithin 47 Eisenbahnen vollendet, und 157 theils begonnen, theils im Antrage. Außer der großen Linie von Eisenbahnen von Baltimore nach Wheeling sind noch andere mit dieser in Verbindung stehende von Philadelphia und New-York aus im Werke, weil die genannten Städte sich dieselben Handelsvortheile auf dem Ohio zu sichern wünschen, wie Baltimore. Rücksichtlich der Eisenbahn von Philadelphia nach Pittsburg hat man den großartigen Entschluß gefaßt, einen Tunnel durch die Alleghany-Gebirge zu sprengen, weil dieses schwierige Unternehmen dennoch geringere Kosten veranlaßt, als der große Umweg, den man außerdem nehmen müßte. Man muß jedoch nicht außer Acht lassen, daß wie dieß auch schon in diesen Blättern bemerkt wurde, diese Eisenbahnen nicht die Festigkeit und Dauer der englischen und französischen besitzen, weil die Schienen nicht auf gemauerten Grundlagen oder Stein, sondern auf Holz aufliegen. Man war zu Annahme dieses Systems deßhalb genöthigt, weil es gerade in den Gegenden, durch welche die Eisenbahnen gehen, Holz im Ueberflusse gibt, und weil dieses Material weniger Arbeit erfordert; ein Umstand, der in einem Lande, wo der Arbeitslohn so hoch ist, wie in den Vereinigten Staaten, allerdings von Bedeutung ist. Das Holzwerk einer Eisenbahn muß im Durchschnitt alle 7 Jahre erneuert werden. Das erforderliche Eisenwerk wird aus Großbritannien eingeführt, da das in den Vereinigten Staaten gewonnene Eisen zu diesem Zweck zu weich ist. Die Regierung hat daher auch auf ihrem Zolltarif das zu Bahnen erforderliche Eisen unter die Ausnahmsartikel gesetzt, und gestattet die Einfuhr abgabenfrei.

*

Die Bevölkerung des Königreichs Neapel belief sich, dem Journal von Neapel zufolge, am 1 Januar 1834 auf 5,855,365 Seelen. Die Zahl der Geburten überstieg die der Sterbefälle im ganzen Jahre um 60,970. Unter der Gesammtzahl der erstern, die sich auf 214,924 belief, befanden sich 9886 uneheliche Kinder. Das Verhältniß der Geburten zur Bevölkerung war ungefähr 1 zu 27; das der unehelichen zu den ehelichen Kindern 1 zu 21 und zur Gesammtbevölkerung ungefähr 1 zu 696. Das Verhältniß der Sterbefälle zur Bevölkerung zeigte sich wie 1 zu 55 und das der Heirathen wie 1 zu 124½. Es befanden sich im Königreich 26,826 Priester, 11,725 Mönche und 9421 Nonnen.

Berichtigung.

Das in Nr. 59 des Auslands v. d. J. erzählte Naturereigniß zu Marsala in Sicilien wird entschieden widersprochen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 77. 18 März 1835.

Die Clubs von London.

Vor hundert oder vor hundert und zwanzig Jahren bedeutete das Wort Club eine ausgewählte Gesellschaft von Leuten, welche jeden Abend oder jede Woche regelmäßig zusammenkamen, um zu schwatzen, zu rauchen und zu trinken; der Familienvater ging Abends so regelmäßig in seinen Club als Sonntags in die Kirche; wer nicht erschien, mußte eine kleine Geldstrafe bezahlen. Einer derselben hatte den Grundsatz, daß, „weil zwei von einem Gewerbe sich nie vertragen," jedes Gewerbe und jede Beschäftigung nur von Einem repräsentirt wurde; der Geistliche des Kirchspiels scheint der immerwährende Präsident gewesen zu seyn.

Nach einem ähnlichen Grundsatz waren die sogenannten „Benefit Societies" eingerichtet, welche sich für die arbeitenden Klassen äußerst vortheilhaft zeigten, und jetzt in allen großen Städten des Landes bestehen. Mit dieser Ausnahme aber verstand man bis noch vor etwa 50 Jahren unter Club eine regelmäßig sich einfindende Gesellschaft, deren Mitglieder wegen Nichterscheinens Strafe zahlen mußten. *)

Die drei Clubs von London, welche denselben Charakter annahmen, wie in neuerer Zeit so viele, waren die bei White, Brooke und Boodle. Der erste ist alt und geht bis auf Hogarth zurück, wo er unter dem Namen „White's Chocolate House" bekannt war. Brooke's Hotel wurde im Jahre 1777 gebaut zur Aufnahme für einen eingestandenermaßen politischen Club unter den Auspizien von Fox; um eben die Zeit wurde White's Club das Hauptquartier der Torypartei und blieb es viele Jahre lang. Neuere Umstände haben ihm diesen Charakter genommen, und er gilt jetzt nur für eine Stunde des Tags, nämlich für die Eßstunde, als der Beste.

Boodle's Club, der dritte des ancien regime, galt stets für das Juste-Milieu, und bestand hauptsächlich aus Landedelleuten. Er behauptet noch immer diesen Charakter, und kann, sowohl was Rang und Achtungswürdigkeit seiner Mitglieder, als was die Bequemlichkeit und Genüsse betrifft, wie man sie sich nur im besteingerichteten Privathause verschaffen kann, jetzt als der erste Club angesehen werden.

Der Club, welcher einst sein Haupt hoch trug, jetzt aber vergleichungsweise sehr tief steht, ist der Cacaobaum: es war der Lieblingsaufenthalt Georgs IV als er noch Prinz von Wales war, und das runde Zimmer im Hinterhause war ausdrücklich für ihn erbaut. Im Anfang dieses Jahrhunderts wurde der Union-Club auf eine äußerst glänzende Weise eingerichtet, ist aber seitdem auch wieder sehr gesunken. Der nächste, noch bestehende Club wurde unter dem Namen Albion gebildet, von dem sich ein Arthurclub losmachte; dann kam der Club Alfred, der geraume Zeit in großer Blüthe stand, seit einigen Jahren jedoch, wie die Engländer sagen „die Kaste" verlor, d. h. die vornehmere Welt zog sich von ihm zurück, weil er sich bei folgender Gelegenheit sehr lächerlich gemacht hatte.

In diesem Club ist, oder war vielmehr, täglich ein mäßiges Mahl für 12 Personen bereitet, das jedem Mitglied offen stand, das seinen Namen vor einer gewissen Stunde abgab. Eines Tages hatten zwölf Mitglieder ihre Namen abgegeben, man setzte sich zu Tische, aber ein Stuhl blieb leer: es waren von dieser gelehrten, philosophischen, politischen, klerikalischen, juridischen und aristokratischen Gesellschaft nur eilf Mitglieder da. In diesem Augenblick trat ein wohlgekleideter Mann herein, und verlangte schnell möglichst ein Mittagsmahl. Der Kellner, der seine Eile sah, schlug ihm die Wirthstafel vor. Der fremde Herr nahm es an, und setzte sich alsbald nieder auf Banquo's

*) In der City bestehen einige regelmäßige Speiseclubs unter wunderlichen Namen, und im Westen der Stadt (wo die vornehme Welt wohnt) ist ein Beafsteak-Club unter dem Vorsitz eines königlichen Herzogs sehr besucht. Die Zusammenkünfte finden unter besondern Formen und Ceremonien, in einem eigenthümlichen Kostüm und mit seltsamen Gebräuchen statt, welche seinen alten theatralischen Ursprung verrathen. Dieser Beafsteak-Club entstand im Jahre 1735 durch Lambert, den Theatermaler vom Coventgarden, der während der Arbeit in seinem Atelier sich seine Beafsteaks zu kochen pflegte; seine gesellschaftlichen Talente und seine Kenntnisse zogen die witzigen Köpfe des Tages dahin, welche gelegentlich an seinem Mahle Theil nahmen, bis man endlich übereinkam, einen Club zu bilden und jeden Sonnabend im Theater zu speisen. Dieß dauerte fort bis zum Jahre 1807, wo das Coventgarden-Theater abbrannte, worauf der Club nach dem Lyceum-Theater verlegt wurde, bis auch dieß abbrannte. Diese Gesellschaft, deren Kost streng auf Beafsteak beschränkt ist, und welche Portwein oder Punsch trinkt, ist der letzte Ueberrest einer Schule der Geselligkeit, die früher viel allgemeiner war als jetzt. Ein rivaler Beafsteak-Club kommt im Drurylane-Theater zusammen, ist aber von neuer Erfindung, und gleicht dem „alten Original" nicht.

Stuhl in dieser erlesenen Gesellschaft. Der fremde Herr aß und trank, — sprach, — beredt, munter, klug, — über Politik, Kunst, Wissenschaft, und schien überall ganz zu Hause. Als er ging, was möglichst bald geschah, waren die übrigen 11 Tischgenossen in großer Verlegenheit, wer wohl dieser Wundermann gewesen seyn mochte, allein keiner wußte es. Der Kellner wurde endlich herein gerufen, starrte aber die Herren, bei der Frage, wer der Fremde gewesen sey, ganz erstaunt an, und sagte endlich: es war H. Canning! da saßen die 11 Mitglieder des erlauchten Cabildo stumm vor Erstaunen. Eilf Mitglieder einer solchen Gesellschaft hatten H. Canning nicht gekannt, das war ein schwerer Schlag, von welchem sie sich nie mehr ganz erholte.

In neuerer Zeit wuchsen die Clubs rasch an, und es bestehen jetzt alphabetisch aufgezählt nachstehende:

Albion Club, Alfred C., Arthur C., Athenäum C., Boodle's C., Brooke's C., Carlton C., Clarence C., Cocoatree C., Crockford's C., Garrick C., Grahams C., Genard's C., Oriental C., Oxford and Cambridge C., Portland C., Royal Naval C., Traveller's C. Union C., United Service C., ditto jun. C., University C., Westindian C., White's C., Windham C.

Hier sind volle zwei Dutzend Clubs, einige darunter mit 1500 Mitgliedern, einige mit 1200 und kaumkeiner unter 500; da darf man sich über das Leerstehen der Kaffee- und Wirthshäuser, ja über das völlige Verschwinden solcher Orte in den Straßen nicht mehr wundern.

Von diesen Clubs sind Carlton und Brooke's die politischen Gegensätze: der erste torystisch, der zweite fast radikal. Athenäum und Clarence Club sind fast nur literarisch. Der Traveller's Club kann, was Glanz, angenehme Gesellschaft und Unterhaltung betrifft, als der erste gelten. Bei den übrigen zeigt entweder schon der Name, zu welchem Ende, und von wem sie gestiftet wurden, andere sind, wie namentlich der Union- und Crockford's Club, bloß gesellschaftlicher Art.

Durch dieses Leben in Clubs hat namentlich das Trinken bedeutend abgenommen. Mancher glaubte sich in einem Wirths- oder Kaffeehause gewissermaßen verbunden, eine gewisse Menge Wein, der oft schlecht und ungesund genug war, hineinzugießen. In Clubs gilt ein kleines Fläschchen Xerez für das Quantum eines anständigen Mannes. Die große Gunst in der die Clubs stehen, mag hauptsächlich daher kommen, daß man dort immer sicher ist, ein anständiges Benehmen zu finden, wogegen man bei einem gelegentlichen Besuche im Kaffeehause oft unangenehme Erfahrungen macht.

Panorama von Sibirien.

(Fortsetzung.)

Ebenen und Steppen bilden den westlichen Theil Sibiriens, mit Ausnahme der Flußufer, besonders an der rechten Seite, die sich als bedeutende Erhöhungen gestalten und sich weiter vom Flusse als Hochebenen ausbreiten. So, indem man Sibirien in das östliche und westliche eintheilt, ist diese Eintheilung gleich bedeutend mit dem bergigen und ebenen Sibirien.

Die Lage der Gebirge bestimmt die Richtung der Flüsse, die zugleich die Eigenschaften der Gegenden annehmen, durch welche ihr Lauf führt. In Ost-Sibirien fließen sie über steinigen Grund mit reißender Schnelligkeit, sind mit Schieferarten angefüllt und bilden Wasserfälle. Im westlichen Sibirien dagegen haben wenige Kiesboden, die meisten schlammigen und sumpfigen Grund, und Sand- und Lehmufer. Wasserfälle finden sich gar nicht vor.

Das Flußbett des Tobol, der sich mit dem Irtysch und durch diesen mit dem Ob verbindet, ist die niedrigste Stelle am Fuße des Uralgebirges. Hier befindet sich das Hauptwasserbecken der westlichen Flüsse. An Wassermasse übertrifft der Ob den Irtysch, und dieser den Tobol, und doch kann man sagen, daß der Ob und der Irtysch, die sich vom Altai-Gebirge herabstürzen, und die Wasser des Nor-Saissan und des Telezkischen Sees mit sich nehmen, in das Becken des Tobol fallen. Das ganze Sibirien, in der Richtung von Süden nach Norden, durchschneidet der Jenisei, das Hauptwasser-Behälter auf der weiten Oberfläche des Landes, der von Westen her nur kleine, von Osten her aber die großen Flüsse aufnimmt, den wichtigsten unter diesen, die aus dem Baikal entspringende Angara.

Auf dem oben erwähnten Bergrücken, der sich um den Baikal-See gürtet, entspringen die Lena und der Witim. Sie fließen nördlich um den See und vereinigen sich dann.

Indem wir die durch die Flüsse bewirkte Eintheilung festhalten, bezeichnen wir die allgemeinen unterscheidenden Eigenschaften der einzelnen Theile der gemäßigten Zone. Westlich von Tobol erhebt sich die Ebene; die wenigen Moräste wären einer Verbesserung leicht fähig. Weniger erhöht, aber eben so fruchtbar wie die vorigen, sind die Ebenen zwischen dem Tobol und Irtysch, mit einer Menge von Seen, und oft großen Ueberschwemmungen durch das Austreten der Gewässer im Herbste ausgesetzt. Zwischen dem Irtysch und Ob breitet sich eine große Steppe aus. Dürr und unfruchtbar ist sie im Süden bedeckt mit vielen süßen und salzigen Seen und ohne Waldwuchs, ausgenommen den Schulbinskischen Wald, der sich vom Ufer des Irtysch durch tiefen Sand in zwei schmalen Streifen fortzieht. Im Norden, wo man die Steppe die Barabinskische nennt, besteht sie aus morastigen Gegenden, in welchen sich eine Menge Bittersalz vorfindet und die mit Flüssen und Seen bewässert sind. Man findet in dieser Steppe kleine Birkenwälder, ergiebige Weideplätze und auf niedern Erhöhungen einen zum Ackerbau tauglichen Boden. Die Gegend zwischen dem Ob und dem Jenisei könnte man das Reich der Metalle nennen, denn die Berge im Süden geben Silber, Kupfer und Blei, die im Norden aber eine große Ausbeute an Eisen. Der südliche Theil dieser Zone ist bergig und felsig, der mittlere, aus mäßigen Höhen bestehend, ist die Kornkammer Sibiriens, da selbst jenseits des 58sten Breitegrades der Ackerbau sich im blühendsten Zustande befindet. Eben so liefert hier die Bienenzucht einen sehr ergiebigen Ertrag.

Düstere Wälder bedecken die bedeutenden Anhöhen zwischen dem Baikalsee und dem Jenisei, doch auch hier belohnt der Boden die Mühe des Bearbeiters. Eben so ist das Land bei den Quellen der Lena. Weiter an diesem Flusse hinab und von demselben nach Osten zu gehören alle Landstriche zur nördlichen

Klasse. Die östliche ganz unfruchtbare Halbinsel ist der Wohnort der Tschuktschen, eines beinahe unabhängigen Nomadenvolks.

Eine sehr schwierige Verbindung trennt von diesen Gegenden folgende drei Landstriche: zuerst nämlich den Transbaikalischen. Wenn auch der Baikal nicht sehr breit ist, so ist doch die Verbindung über ihn schwierig, während einiger Monate fast unmöglich. Rund umher ist der See von beinahe unzugänglichen Bergen umgeben; Regengüsse und der auf den Gipfeln schmelzende Schnee schwellen die Bergströme an und vollenden die Schwierigkeiten. Durch das Apfelgebirge, das in sehr bedeutenden Bergen diesen Landstrich durchschneidet, wird er zum höchsten Punkte Sibiriens gemacht. Der Ackerbau ist, troß dem, daß diese Gegenden die südlichsten Sibiriens sind, der Winter kurz und der Boden gut ist, doch nicht immer günstig, und oft zerstören unzeitige Fröste auf diesen Höhen des Landmanns Hoffnungen. Diesem Ungemach am meisten ausgesetzt ist der auf der Ostseite des Apfelgebirges liegende, sogenannte zwiefach abgesonderte Transmontanische Bezirk, woher die natürliche Abhängigkeit dieser Gegenden von den im Westen des Baikal herrührt, und die Nothwendigkeit einleuchtet, ungeachtet der schwierigen Verbindung, die Transbaikalische Verwaltung von der von Irkutsk nicht zu trennen. Metallreichthum findet sich auch in diesem Landstriche.

Die sumpfige, bergige, fast 100 Meilen breite Wüste trennt ferner den Ochotskischen Hafenbezirk von den früher erwähnten Gegenden. Die weite Entfernung und der besondere Zweck der daselbst errichteten Anlagen hat besondere Vorschriften für diesen Distrikt erforderlich gemacht, wogegen die Versorgung mit Lebensmitteln eine Verbindung mit den westlichen Gegenden nothwendig macht. —

Von dem Ochotskischen Bezirk an der westlichen Seite durch das Meer, das im Winter an den Ufern friert, bis zum Julius mit schwimmenden Eisschollen und während des kurzen Sommers mit dickem Nebel bedeckt ist, liegt Kamtschatka, gegen Norden an ein rauhes, unbekanntes und unbewohntes Gebiet gränzend, wo die Verbindung nur mit Gefahren unterhalten werden könnte. Wenn die Seereisen im östlichen Ocean dauernder und häufiger wären, würde man Kamtschatka eher zum Gouvernement Petersburg als zum Gouvernement Irkutsk rechnen können.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Erinnerungen aus dem Mississippithale. Von Timotheus Flint, Vorsteher des Seminars von Prapide in Louisiana. Boston.

(Fortsetzung.)

In andern Briefen spricht der Verfasser von den unglücklichen Ueberresten der rothen Stämme, deren Ansprüche auf das Mississippithal bald gänzlich erloschen seyn werden: „Während meines langen Aufenthalts im Mississippithale, sagt er, hatte ich Gelegenheit diese Stämme auf ihren Jagden, in ihren Hütten und bei ihren Versammlungen zu beobachten; ich habe die Deputationen gesehen, welche in unsere Städte kamen, um Verträge zu schließen; ich habe unter ihnen die rechtlichsten, verständigsten und achtungswerthesten Männer, aber auch jene unglücklichen Familien kennen lernen, die sich in der Nähe großer Städte aufhalten, um Tauschhandel zu treiben und um zu betteln; hier sind sie dem Trunk ergeben, schmutzig, elend, kurz ein wahrer Auswurf der Natur. Ich habe viele Kriyks und Tschirokesen gesehen, von deren Fortschritten in der Civilisation man so viel Rühmens macht; ich habe die Ueberreste der unglücklichen Stämme am untern Mississippi gesehen, die in der Gegend von Neu-Orleans umherschweifen und zu Alexandria und Natchitoches die Indianer jener Gegenden und die der Gebiete getroffen, welche an Neuspanien gränzen. Ich habe mich endlich im Arkansas aufgehalten und mit den Wilden dieses Bezirks Umgang gepflogen.

„Während ich mich zu St. Charles befand, kamen Indianer aus dem Felsengebirge an; wilde Männer, die so ganz außer allem Verkehr mit den Weißen geblieben waren, daß sie, wie man sagte, vor dieser Reise noch niemals Brod gegessen hatten. Während meines Aufenthalts zu St. Louis kam eine 500 Mann starke Deputation aus den Ländern nördlich vom Missouri, vom Mississippi und den Seen an, welche aus den ausgezeichnetsten Kriegern dieser Stämme bestand, und sich einige Zeit aufhielt. Sie kamen um Verträge zu schließen, und die Verbindungen wieder anzuknüpfen, die während des Kriegs gegen die Vereinigten Staaten, an dem die meisten von ihnen thätigen Antheil genommen hatten, unterbrochen worden waren. Ich hatte mithin die nördlichen Indianer zehn Jahre lang unter den Augen, und führe diesen Umstand nur deßhalb an, um zu beweisen, daß es mir nicht an Gelegenheit zu Beobachtungen fehlte.

„Sehr überrascht wurde ich durch die allgemeine Aehnlichkeit, welche in ihren Physiognomien, dem Schnitt ihrer Gesichter, ihrem Körperbau, ihren Sitten und Gebräuchen herrscht. Ich glaube nicht, daß es in irgend einem Theil der Erde eine Menschenrace geben könne, die, bei verschiedenen Sprachen und Nahrungsmitteln und unter verschiedenen Klima's lebend, dennoch eine so auffallende Aehnlichkeit unter sich besitzt. Der Unterschied in Wuchs, Körperkraft, Intelligenz und in der Art und Weise, wie sie unter sich leben, fällt allerdings leicht in die Augen, aber ein Wilder aus Canada und ein anderer aus Rio del Norte haben ein und dasselbe Gesicht, denselben Körperbau, und wenn ich mich so ausdrücken darf, denselben Instinkt. Deßhalb haben auch Alle, meiner Meinung nach, eine gemeinsame Abstammung. Selbst ihre Sprachen hat man bei neuerer Untersuchung bei weitem weniger von einander abweichend gefunden, als man anfänglich glaubte. Im Bau ihrer Phrasen, in der Art ihre Zeitwörter zu bilden, und besonders in ihren Zahlen herrscht eine große, überraschende Aehnlichkeit, die ich mir dadurch erkläre, daß da ihre Bedürfnisse und Lebensweise dieselben sind, auch ihre Art sich auszudrücken übereinstimmend seyn muß. Die Indianer haben eine Zeichensprache, die ihnen Allen, von Canada bis zum großen Ocean, gemein ist. Der Gouverneur Clark hat mir einen großen Theil dieser Zeichen erklärt, die für Alle, welche doch verschiedene Sprachen sprechen, dieselbe Bedeutung haben. Wer eine ihrer Mundarten vollkommen inne hat, sollte sich, meines Erachtens, vom Staat Maine bis nach Mexico verständlich machen können.

„Die Empfänglichkeit dieser Indianer ist nicht so bedeutend als die anderer Menschenracen; denn, den Zorn ausgenommen, scheinen sie fast keine Leidenschaft zu haben. Ich will die Beispiele, welche man von der leidenschaftlichen, beständigen und aufopfernden Liebe mehrerer Indianerinnen zu Weißen erzählt, zwar nicht läugnen, allein ganz gewiß waren dieß nur Ausnahmen, Anomalien des allgemeinen Charakters. In allen Lagen und Verhältnissen, in welchen ich Gelegenheit hatte sie zu beobachten, schienen sie mir, selbst Geschwister unter einander, einer innigen Zuneigung unfähig. Das geringe Erstaunen, welches sie beim Anblick ihnen ganz neuer Gegenstände äußern, ist schon mehreren Reisenden aufgefallen. Ihre Gewohnheit, in Wäldern, unfruchtbaren Wüsten und zwischen Felsen, bald dem Hunger ausgesetzt, bald im Ueberfluß zu leben, die Ungewißheit ihrer Existenz, die ihnen als ein gezwungener, gegen die Natur laufender Zustand erscheint, die Gefahren, denen sie ausgesetzt sind, der geringe Werth, den sie auf ihr Leben legen, und die wilde Natur, von der sie sich beständig umgeben sehen, alles dieß drückt ihrer Physiognomie einen stehenden, unwandelbaren Charakter auf. Wenn ein junger Mensch zuweilen die seinem Alter natürliche Lebhaftigkeit blicken läßt, von der jedes Thier in dieser Periode des Lebens angeregt wird, gleich erklärt man ihn für ein elendes Wesen ohne Charakterwürde, und zieht ihm den melancholischen, schweigsamen Gefährten von gleichem Alter

vor. Die Indianer schwatzen, selbst unter sich, nur wenig, und suchen außerhalb so wenig Verbindungen als mir immer möglich anzuknüpfen.

„Der unerschütterliche Muth, den man, selbst unter den grausamsten Qualen, an ihnen rühmt, ist, meines Erachtens, nur das Resultat eines hohen Grades physischer Unempfindlichkeit. Aerzte haben mich versichert, daß die Nerven dieser Indianer sich bei einer Amputation nicht zurückziehen, und überhaupt nicht dieselbe Neigung zum Krampfe besitzen, wie die der Europäer. Als einst ein Indianer einem Weißen seine Unempfindlichkeit gegen die Kälte ausdrücken wollte, sagte er, der weiße Mann solle nur daran denken, wie wenig sein Gesicht davon angegriffen werde, weil es derselben beständig ausgesetzt sey; „so, fuhr er fort, ist mein ganzer Körper Gesicht.“ Diese Unempfindlichkeit, die sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt, wird endlich allenthalben von einer rauhen, abgehärteten Natur umhüllt, und so scheint denn der Körper des Wilden nicht viel empfindlicher zu seyn, als der Huf eines Pferdes. Gewöhnliche Mittel, Liebkosungen oder Vernunftgründe vermögen nicht das Geringste über sie, nur eine ungewöhnliche Aufregung kann sie in Thätigkeit setzen. Gegen Dinge, die uns in Bewegung zu bringen vermögen, scheinen sie die größte Geringschätzung zu hegen. Die Schrecken ihrer Kriege, die teuflische Wuth ihrer Rache, Gewinn und Verlust bei ihren Hazardspielen,*) denen sie weit leidenschaftlicher ergeben sind als die Weißen, die rohen Ausbrüche von Freude in der Trunkenheit, diese Empfindungen nur sind es, welche sie in Aufregung zu setzen vermögen. Dann ist es aber auch oft, als ob Aeolus alle seine Winde losgelassen hätte; die Tomahawks verschonen niemand, und das Todesröcheln ihrer Opfer macht diesen Wilden eine unaussprechliche Freude.

„Oft erschienen mir diese indianischen Racen und die schwarze Bevölkerung, die in den südlichen Staaten immer mehr anwächst, als die beiden äußersten Ringe in der Kette menschlicher Wesen. Der leicht reizbare Neger ist in hohem Grade für alle Leidenschaften und besonders für sanfte, zärtliche Neigungen empfänglich. Er fühlt sich schon behaglich, wenn er nur weder Schmerzen noch Hunger zu erdulden hat, während dem ernsten verschlossenen Indianer das Leben selbst schon als eine Bürde erscheint. Wenn dem Neger auch nur ein Augenblick der Erholung gegönnt ist, so singt und tanzt er; die Tage gehen ihm unter harter und schwerer Arbeit hin, die Nacht aber bringt er mit Besuchen, Gelagen und Unterhaltungen zu.

„Alle Jahre haben die Neger zwei oder drei Festtage, die sie zu Neu-Orleans und in der Umgegend wie die Saturnalien der Sklaven des alten Roms feiern. Da wird der große Tanz von Congo aufgeführt, und jeder überläßt sich rücksichtslos der Freude und dem Vergnügen. Einige hundert Neger und Negerinnen folgen dem König des Festes, der sich durch Jugend, Wuchs, Weiße der Augäpfel und Schwärze des Gesichts auszeichnet. Statt der Krone hat er eine Reihenfolge goldpapierner Schachteln pyramidenförmig auf den Kopf gethürmt, von deren Spitze zwei große Quasten herabhängen. Er wiegt den Kopf hin und her, und macht Grimacen und Gebärden, die einen unwiderstehlichen Eindruck auf die Menge hervorbringen. Alle übrigen Personen, die einiges Ansehen in der Versammlung behaupten, haben ihre eigenthümliche Kleidung und machen ihre besondern Gebärden. Sie tanzen, und weithin hört man das Klingeln der Schellen, die sie an sich haben. Nicht leicht kann man fröhlichere Gesichter, vollkommnere Vergessenheit des Vergangenen, größere Sorglosigkeit wegen der Zukunft und ein völligeres Hingeben an die Freude des Augenblicks sehen. Und doch habe ich Gruppen von Indianern vor diesen Tänzen und fröhlichen Bachanalien beobachtet, denen die Späße der Gaukler, welche selbst die Herren der Neger zu einem kononisirischen Lachen hinrissen, kaum ein leichtes Lächeln auf ihre sauern Gesichter zu locken vermochten.

„Die Katholiken haben viele Indianer veranlaßt, das Kruzifix um den Hals zu hängen, und diese tragen es nun neben ihren Medaillen und übrigen Amuletten. Dieß ist indeß das einzige Merkmal des Christenthums, das man an ihnen wahrnimmt. Ich habe von mehreren Reisenden, welche die bedeutenden katholischen Missionen St. Peter und St. Paul jenseits der Stonymountains besucht hatten, einstimmig versichern hören, daß die Neubekehrten die Mission sobald als möglich wieder verlassen, in ihre heimische Wüste flüchten und dort ihre alte Lebensart von Neuem beginnen. Die vormals so bedeutende Herrschaft der Jesuiten zu Paraguay ist jetzt gänzlich erloschen, und die Nachkommen der von ihnen bekehrten Indianer sollen sich in nichts von den übrigen Wilden unterscheiden. Das Christenthum ist, meiner Meinung nach, die Religion der civilisirten Menschen, und da nur wenig Hoffnung vorhanden ist, die jetzt lebende Generation der Wilden der Civilisation zu gewinnen, so wird man sie auch schwerlich zu Christen machen können.

„Als die Tschirokesen ihr vormaliges Land im Osten des Mississippi verließen und in die Hochländer des Arkansas kamen, hatte ich Gelegenheit diese Auswanderer zu sehen. Sie zogen in zwei oder drei Abtheilungen, die sich zusammen auf 800 bis 1000 Köpfe belaufen mochten. Ich wurde dem Häuptling, der sie führte, feierlich vorgestellt, der mir durch Vermittlung eines Dolmetschers sagte, daß er mehrere Weiber habe, die ihm mehr als dreißig Kinder geboren hätten. Er war ein hagerer, aber sehr hochgewachsener, nervig gebauter Mann von 80 bis 90 Jahren, der eine Menge indianischer Zierrathen und ungeheure große Ohrringe trug. Als ich ihn fragte, was er von den Schulen und den Arbeiten der Missionäre in dem Lande denke, wohin er ziehen wolle, antwortete er, daß für den wahren Indianer die alten Gebräuche die besten seyen, daß seine Leute bald auf dem Punkte stünden, weder Indianer noch weiße Männer zu seyn, und daß er nicht anders glaube, als seine Nation müsse dadurch, daß sie ihren vormaligen Kultus verlassen, ihre Götter beleidigt haben. Er für seinen Theil wünsche, daß seine Nation nie etwas Anderes werde, als was sie längst gewesen sey, nämlich Tscheroki, oder, wie er sie nannte, Tscheioki. Mehrere dieser Leute hatten eine bedeutende Anzahl Sklaven, schöne Pferde, Wagen, Karren, Ackergeräthe und mancherlei Handwerkszeug.

„Welchen Begriff man sich indeß auch in anderer Hinsicht von dem Charakter der Indianer machen möge, so hege ich doch die feste Ueberzeugung, daß es ihnen nicht an Intelligenz und Schlauheit fehle, und daß sie in Gedankenverbindung und schneller Auffassung hinter Weißen ohne Erziehung keineswegs zurückstehen. Nicht nur der Unterricht, den ich mehreren indianischen Kindern ertheilte, sondern auch alle jene Männer und Frauen, welche ich bei verschiedenen Gelegenheiten beobachtete, wo sie Anlaß fanden ihre Fähigkeiten zu gebrauchen, überzeugten mich hievon. Wenn sie z. B. Dampfschiffe oder Mühlen und Baumwollenmanufakturen besehen, so zeigt sich aus ihren Bemerkungen, daß sie das Prinzip und den Zweck der Maschinen recht gut begreifen. Nichts macht ihnen mehr Vergnügen, als eine zahlreich besuchte Schule, und es läßt sich aus ihren Aeußerungen entnehmen, daß sie die Vortheile, welche dieselben unsern Kindern bringen, gar wohl fühlen.

„Wenn ein Stamm aus einem entfernten Bezirk in eine unserer Städte kommt, bemerkt man, daß sie unter der Volksmenge, welche die Neugier herbeilockt, die bedeutenden, in Achtung stehenden Personen so zu sagen auf den ersten Blick zu unterscheiden wissen, und daß ihre Aufmerksamkeit vor Allem von den Vätern, wie sie sie nennen, angezogen wird. Unter vielen Beispielen, welche ich in dieser Hinsicht erlebte, möge hier nur eines eine Stelle finden. Manuel Lisa, ein bekannter spanischer Pelzhändler, führte eine Deputation von Indianern aus den Felsengebirgen nach St. Louis, die weit stumpfsinniger aussahen, als mir bis jetzt noch irgend ein Wilder vorgekommen war. Wie gewöhnlich versammelte sich ein Haufe Neugieriger um sie her, unter dem sich auch ein unbedeutender, aber sehr eitler, geckenhafter Mensch befand, dem dieses Schauspiel etwas ganz Neues war. Die angesehenen Personen, welche sich unter den Zuschauern befanden, eröffneten, wie dieß Sitte ist, die Bewillkommnungsceremonie damit, daß sie den Wilden die Hände schüttelten; unser Geck wollte dieß nachahmen und reichte jedem der Indianer seine Hand, was von ihnen mit lachendem Mund und auf eine Weise erwidert wurde, der man es ansah, daß sie nicht aus dem Herzen kam. Als der Geck fort war, lachten die Indianer unter sich, und sagten, wie uns der Dolmetscher berichtete, daß dieß nur ein kleiner Mann und kein Vater gewesen sey.“

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Stämme am obern Missisippi spielen mit unsern Karten um Lebensmittel, Pelzwerk, Flinten, Hunde und zuweilen auch um ihre Squaws (Weiber). Haben sie Alles verloren, was sie besitzen, so ermorden sie sich oft selbst.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 78. 19 März 1835.

Bilder aus Paris.

2. Theater Porte St. Martin.

La nonne Sanglante. Drama von Anicet Bourgeois.

Ich habe nie erfahren können, was die Theaterdichter an der Seine unter dem Worte Drama eigentlich verstehen. Die Nonne Sanglante ist ein Stück — Stück ist das wahre Wort — in welchem vier Personen ums Leben kommen, die Mordversuche und Nebenanschläge ungerechnet, und in welchem Niemand übrig bleibt, um die triumphirende Tugend vorzustellen, denn das Ganze endigt mit einer fürchterlichen Feuersbrunst, die Alles spurlos verzehrt und vertilgt, was einen hiesigen Kritiker zu der Bemerkung veranlaßte, die Moral des Drama's sey der Brand. Wenn dieß ein Drama ist, so möchte ich wissen, wie viel Todtschläge, Vergiftungen, Erdolchungen, Verbrennungen, Verschüttungen und sonstige lebensgefährliche Ueberraschungen erfordert werden, damit ein Ding zur Tragödie werde? Vielleicht liegt die ganze Sache in einer sehr unpoetischen Schwierigkeit; wenn ich nicht irre, darf die Porte St. Martin keine Tragödie geben, das streitet gegen das klassische Privilegium des Theater Français, welches allein und ausschließlich durch seine Alexandriner das Publikum langweilen will. Wenn Aristoteles oder Racine, wie ich gestern Abend, der Vorstellung der Nonne Sanglante beigewohnt hätten, von halb sieben bis halb eins, durch alle Akte und Zwischenakte hindurch, ich möchte doch wohl wissen, was sie gesagt hätten?

„Madame George war sehr schön," — sagte Loève-Weimars in einem Artikel, welcher als kritische Beurtheilung der Nonne Sanglante gelten sollte, — „sie wäre aber noch schöner gewesen, wäre das Drama von Maturin oder Anna Radcliffe." Sie begreifen, welches tiefe Kompliment für den dramatischen Werth des Stückes in diesem Urtheil liegt. Mir fielen dabei die Anschlagzettel der Provinzialtheater ein, auf welchen es heißt: „Mademoiselle Georges wird mit allen ihren Diamanten auftreten," eine Art Opferstier, ein Schaubild, ein Phänomen. Von den beiden englischen Romanen „der Mönch" und die „Mysterien von Ustolph," war bei Gelegenheit des neuen Drama's an der Porte St. Martin viel die Rede, jeder Kritiker fing damit an, Vergleichungen zwischen dem Drama und jenen Romanen zu machen, und alle hörten damit auf zu sagen, daß beide nichts mit einander gemein hätten; die Ehre blieb den Werken jenseits des Kanals.

Ich für meinen Theil hätte der Porte St. Martin auch einen Rath zu geben, nicht bloß ihren Mond, den Vollmond, rund und nicht fünfeckig zu machen, wie ihr schon die Revue de Paris gerathen, sondern die Sterne aus dem Mond zu lassen: das bringt eine wahre Revolution unter den Astronomen hervor, die bisher wohl den Mond zwischen den Sternen, niemals aber noch die Sterne zwischen dem Monde gesehen haben. Sonderbar wäre, wenn der Porte St. Martin beschieden worden, dieß abzuändern, warum nicht? Ferner, da die Nonne Sanglante nicht wirklich todt ist, sondern sehr lebendig, wie der Effekt der Lungenflügelbewegungen der Mlle. Georges Jedermann überzeugte, so wäre zu wünschen, daß der große Blutstrom, welcher sich in der Gegend ihres Herzens auf dem weißen Kleide auszeichnet, gewaschen würde, denn nach drei Monaten konnte das Blut unmöglich fließen, selbst nicht mit Hülfe Cagliostro's, des großen Herenmeisters. Auch dieser mächtige Dämon hat dem erschlaffenden Melodram einen galvanischen Impuls geben müssen, nachdem sein würdiger Bruder, der Graf von St. Germain, nach einer kurzen Auferstehung an dem Vaudeville, wieder zur ewigen Ruhe gegangen war. Gleiches wird ehestens Cagliostro und der Nonne Sanglante mit allen ihren Sippen geschehen — so Gott will.

Im Ganzen genommen ist die Nonne Sanglante eine Geburt wie ein Mondkalb, eine Impertinenz gegen ein gebildetes Publikum im Jahre 1835, eine Phantasmagorie, wie man sie nur den Lesern des Constitutionel aufzuführen wagen darf, und selbst dieser vorsündfluthliche Kunstrichter wird am Ende die Geduld verlieren.

Eine schülerhafte, plumpe Nachahmung alles Gräßlichen, Knalleffektigen und Schnarrenden, was in Lucrece Borgia, in Marie Tudor, und den sonstigen neuesten Melodramen vorkommt, die Katakomben in Rom mit ihren Malereien, Todtenköpfen, mit dem Grauen und dem Drucke ihrer dumpfen Atmosphäre, mit ihren Fackeln, die am Erlöschen sind, und dem Leitfaden, welcher zerreißt; diese Katakomben eingestürzt und zwei Personen darunter begraben; Deutschland und Zigeuner, eine elende Parodie der schönen Scene in Notre Dame de Paris, wo der verirrte Dichter Peter Gregoire in dem Cour des miracles gehängt wer-

den soll, und von Esmeralda gerettet wird; im Kloster Aaro (ubi?) eine verliebte, eifer- und rachsüchtige Aebtissin, eine unglückliche Novize, viel Dunkel und Holzmalerei, Fackeln und Falltreppen, ein Nonnenfest und Art Ball im Kloster, — vide Robert der Teufel in dem Kloster der heiligen Rosalia — ein Hochzeitsfest und ein gräflicher Ball mit Maskerade — vide Gustav an der großen Oper — eine alte Ruine im See und Mondschein — vide idem, der Galgen bei Stockholm und die Aussicht auf die Stadt — die Nonne Sanglante welche umgeht, die Zigeuner welche weglagern, ein Duell, eine Vergiftung, ein Schlafgemach, eine Braut welche Angst hat, die Nonne Sanglante hinter dem Bettvorhang, — vide alle Erzählungen von Sylphen und Undinen und Wasserfräulein in allen denkbaren Taschenkalendern und überall — ein kleiner Brautmord, ein prächtiger Brand und darauf nichts — Schade daß dieser Brand nicht am Anfange ist — das Ganze mit etwas Cagliostro, dem Ueberall und Nirgends, dem Heiden, dem Magier, dem Liebesboten und Goldmacher, mit etwas Mondschein und Sternhimmel als dichterische Zuthaten gemengt und begossen, dabei ein kunstsinniges Publikum wie das der Porte St. Martin, welches das Maul und die Augen aufreißt, und fragt: Cagliostro, wer, was, wo? während selbst die Zigeuner bei diesem Namen lachen; mitunter als Artigkeiten ein Schnee von zerrissenen Zetteln und Programmen auf den Kopf von dem Paradiese herab, oder Orangeschalen und Aepfel auf die Hüte der Damen, links eine Nachahmung des Hundes, rechts ein Mianen der Katze, Zwischenakte von einer halben, von dreiviertel Stunde, ein vorstädtisches Zweigespräch zwischen einem Sackträger im Parterre und einer Poissarde im dritten Range der Logen, und als Intermezzo die Marseillaise, der Chant du départ, die Parisienne, letztere natürlich mit obligater Zischen- und Pfeifenbegleitung — Ecce ist das Bild der Sanglante wie es in schöner Einheit, diese Nacht vor meinen Augen und Ohren vorübergegangen ist. Ich zweifle sehr, daß meine obengenannten zwei großen Patrone des klassischen Drama's mit so exemplarischer Geduld ausgehalten hätten wie ich; denn ich habe es zu einem großen Grade von Philosophie gebracht. Neben mir saß ein feister, weitumfänglicher Mann, der sagte von Zeit zu Zeit: das ist ja abscheulich, das ist ja lächerlich und abgeschmackt, der gute Mann meinte sicherlich eine sehr tiefe Wahrnehmung gemacht zu haben, und als ich mich beschränkte, ihm ganz ruhig zu sagen: Warum nicht? ward er vor Erstaunen stumm und ich bemerkte nur noch, daß er mich zuweilen von der Seite ansah, mit einem Ausdrucke von Zweifel, ob es sich wohl der Mühe lohnte, mich des Breiteren zu überzeugen, daß und wie die Alles wirklich und in der That abgeschmackt sey.

Wäre doch die Porte St. Martin mit der Gaité abgebrannt!

(Schluß folgt.)

Panorama von Sibirien.

(Fortsetzung.)

Nach diesem allgemeinen Ueberblick ist es leichter die bürgerliche Eintheilung Sibiriens zu erkennen, wozu die Grundlage seit der Eröffnung der Gouvernements gelegt wurde. Das bergige Sibirien bildete damals eine besondere, von der Oberverwaltung zu Irkutsk abhängende Abtheilung, und zerfiel in die Gouvernements Kolüwan und Irkutsk, wovon das Letztere wieder in Provinzen eingetheilt war. Der transbaikal'sche Bezirk war die Provinz Nertschinsk, die Gegenden an der Lena und Kolüma die Provinz Jakutsk, eben so waren Kamtschatka und Ochotsk besondere Provinzen. Das Gouvernement Tobolsk begriff das westliche Sibirien und stand mit dem Gouvernement Perm unter einer Oberverwaltung.

Später hob man das Gouvernement Kolüwan auf, und vereinigte es mit Tobolsk; bald aber bedingte die weite Entfernung die Nothwendigkeit zu Errichtung des Gouvernements Tomsk, dessen Gränzen, dem Anscheine nach, nach der bloßen Ansicht der Entfernungen festgestellt waren. Dieß erzeugte viel Unbequemlichkeiten, denn ein großer Theil des Gouvernements war durch die schwierige Verbindung abgeschnitten, die Verwaltung der nördlichen, längs dem Jenissei gelegenen, und die Hinbringung von Lebensmitteln waren außerhalb der Gränzen des nächsten Wirkungskreises der Gouvernementsverwaltung, und viele Ortschaften wurden durch die an die Stadt Tomsk gränzenden Landstriche der Hüttenwerke getrennt.

Aus diesen Gründen ist es bei der russischen Regierung für zweckmäßig erachtet worden, eine neue Eintheilung Sibiriens anzuordnen, nach dem Flußgebiet des Jenissei noch ein Gouvernement zu bilden, die getrennten Theile des Gouvernements Tomsk zu einem Ganzen zu verbinden, und wie vorher zwei Oberverwaltungen mit zeitgemäßen Abänderungen zu bilden.

Freilich ist in neuerer Zeit viel im Gebiete der Erdkunde aufgeklärt worden, und doch gibt es in allen Welttheilen, Europa ausgenommen, noch große, bis jetzt unbekannte Gegenden, und selbst in Europa ist noch nicht überall eine ausführliche Vermessung der Länder ausgeführt worden. In Asien besonders finden wir ganze Landstriche, die so unbekannt sind, daß Namen und Lage widersprechend und falsch angegeben werden. Ist doch der ganze mittlere Erdgürtel dieses Welttheils, der an die Besitzungen Rußlands gränzt, nur kaum bekannt aus fehlerhaften Beschreibungen von Reisenden, die sehr oft nicht einmal Augenzeugen des von ihnen Erzählten waren. Weniger könnte man dieß auf Sibirien anwenden, da befriedigende Nachrichten darüber vorhanden sind.

Abgesehen von der alten Erdbeschreibung, die sich auf die Verhältnisse Sibiriens bezieht, in welchen es sich Jahrhunderte vor der russischen Besitznahme befand, und worüber die bis zu uns gekommenen Denkmäler zwar unsere Neugierde reizen, aber nicht befriedigen, so waren die russischen ersten Eroberer dieses Landes auch dessen ersten Geographen. Obgleich man glauben dürfte, daß von Zobelfängern und gemeinen Kosaken des 16ten und 17ten Jahrhunderts keine Aufklärungen im Bereiche des menschlichen Wissens erlangt werden könnten, so haben wir doch gesehen, daß jene Russen doch genau Alles auf ihrem Wege bemerkten, dieß mit Genauigkeit mittheilten, obgleich ihre Thätigkeit auch anderseits sehr in Anspruch genommen wurde bei der Eroberung der neuerworbenen Länder, bei der Tributeinsamm-

lung der unterworfenen Völker, und bei den Unterhandlungen mit den nicht abhängigen, entfernten und oft nur aus einzelnen Gerüchten über ihre Existenz bekannten Horden. Nicht nur thörichtes Selbstvertrauen bewog die Eroberer zu kühnen Vorschlägen an die Führer jener freien Horden, mitten in ihren Lagern, zur Unterwerfung unter Rußlands Scepter, sondern auch das Verlangen Nachrichten zu sammeln über die Macht und den Reichthum jener Völker, über die Beschaffenheit ihrer Besitzungen, über ihre freundlichen oder feindlichen Verhältnisse zu ihren Nachbarhorden.

Wegen der Schwierigkeit anderer Verbindungen wurden die ersten Reisen in Sibirien auf den Flüssen gemacht, und obgleich von den Reisenden die ganzen Landräume zwischen den Strömen nicht forschend übersehen werden konnten, so gewährten doch die einzelnen Theile der Landstriche einen ziemlich deutlichen Begriff des Ganzen.

Der Lauf der Flüsse, die Widerstandlosigkeit der Völker und der Erwerb durch Jagd und Fischerei bewirkten, daß der Norden Sibiriens früher bekannt wurde als der von kriegerischen Völkern bewohnte Süden, die aber auch allmählich durch die Tapferkeit der russischen Einwanderer überwunden und zurückgedrängt wurden. Auf diese Art rückte man so weit vor, daß man in Berührung mit dem benachbarten, mächtigen und gebildeten China kam, mit dem man durch gegenseitige Verträge sich über die beiden zustehende Rechte verständigte, und hiedurch den weitern Entdeckungen und Erwerbungen ein Ziel gesetzt wurde, die mehr als anderthalb Jahrhunderte fortgedauert hatten. Gleich den Völkern des Alterthums entdeckten die Russen Meere, aus dem Binnenlande nach den Küsten vordringend: spätere Seereisen ergänzten und berichtigten diese Entdeckungen.

So war nun schon der Umriß des sibirischen Landes geographisch auf den Karten bestimmt: Topographie mußte die Einzelnheiten bestimmen helfen, und dieß geschah zuerst im Anfange des vorigen Jahrhunderts, indem die Regierung bedeutende Maßregeln anzuwenden beschloß, um die mächtigen Hindernisse, den die ungeheure Landoberfläche, Gebirge, Wälder, Sümpfe und der Mangel an Bevölkerung den richtigen Landmessungen entgegenstellte, zu besiegen. Schon im Jahre 1714 wurde in Tobolsk, nachher in Irkutsk und Ochotsk ein „Landmesser-Korps“ und Schulen zur Vorbereitung für diesen Dienst errichtet. Die Lehrgegenstände standen in genauem Zusammenhange mit solchen Wissenschaften, die auf Seekunde sich bezogen, woraus man schließen kann, daß bei der Landvermessung astronomische Hülfsmittel angewandt werden sollten.

Diese Hülfsmittel genoß Sibirien aber nicht lange, und bald änderte sich der Zweck dieser Schulen, indem die Zöglinge nicht bloß für die Erdbeschreibung bestimmt blieben, sondern auch in den Flotten- und Bergwerksdienst traten.

In Tobolsk hat die Landmesser-Schule schon lange aufgehört, in Irkutsk und Ochotsk haben sie eine andere Bestimmung erhalten. Zu diesem Verlust gesellt sich noch der, daß durch die bedeutenden Feuersbrünste in den wichtigsten Städten Sibiriens alle Leistungen der vormaligen Landmesser zu Grunde gingen. Von den frühern Erzeugnissen hat man jetzt nur noch die im Jahre 1763 im nertschinskischen Kreise von den Landmessern aufgenommenen Risse und Beschreibungen, zu welcher Zeit auf Veranlassung wiederholter Streitigkeiten mit China eine geheime Kommission dorthin abgefertigt wurde. Die jetzigen geographischen Karten haben jenen Instituten wichtige Verbesserungen und die Bezeichnung vieler Einzelnheiten zu verdanken.

Viele Orte in Sibirien wurden genauer bekannt, mehrere Punkte astronomisch bestimmt, und die Erzeugnisse des Bodens näher beschrieben, nachdem der Commodore Bering seine Seeexpedition dorthin vollendet, und Gelehrte im Auftrage der Akademie der Wissenschaften Reisen im Innern des Landes gemacht hatten. Später unternommene Seereisen erweiterten diese Kenntnisse immer mehr, und viele Details darüber fand man darauf namentlich in den monatlichen Schriften der Akademie der Wissenschaften beschrieben.

Bei der Errichtung der Gouvernements wurde die Topographie dem Geschäftskreise der Landmesser einverleibt und eine eigene „Meß-Instruktion“ setzte die Gränzen fest, in welchen sich ihre Thätigkeit bewegen sollte. Die im Jahre 1780 über die Ausmessung der Ländereien verordnete allgemeine Einrichtung wurde auch auf die sibirischen Gouvernements ausgedehnt, und in Folge dieser im Gouvernement Tobolsk die beiden Kreise Tjumensk und Jalutorsk aufgenommen und an verschiedenen Punkten des Gouvernements Irkutsk im Ganzen ungefähr 670,000 Morgen Landes vermessen.

Die Landmesser wurden mit andern Dienstsachen überhäuft, und so schritten jene Geschäfte nur langsam vor durch Vermessung einzelner Landgüter und durch Aufnahme einzelner Theile nach bestimmten Vorschriften, wie z. B. durch Vermessung der Wege, durch Aufnahme der Wasser-Kommunikationen u. s. w.

So ist Sibiriens Topographie noch bei weitem nicht zur gewünschten Vollkommenheit gediehen und die vorhandenen Karten sind weder ganz ausführlich, noch richtig. Auch die oben erwähnten Vermessungen der beiden Kreise im Gouvernement Tobolsk sind nur unvollständig, indem sie nicht durch astronomische Beobachtungen berichtigt sind, und mehrere nöthige Details vermißt werden.

Aus diesen Gründen weichen die verschiedenen Karten jener Gegenden merklich von einander ab; man hat nach Gutdünken, nach Beschreibungen, ja wohl nach bloßen Vermuthungen die Lage der Berge, Seen und Flüsse angegeben. Daher ist es auch begreiflich, daß die Ortsobrigkeit bei den großen Massen der Ländereien oft nicht bestimmen kann, welche von diesen Ländereien namentlich frei sind, ob sie in Privateigenthum verwandelt oder zu neuen Ansiedelungen benutzt werden können.

Noch mangelhafter als die Russischen sind die beschreibenden Werke der Ausländer. Da findet man die Auffrischung alter Fehler, grundlose Nachrichten, Nichtbeachtung neuer Quellen, kurz, so viele Unrichtigkeiten, daß man über diese wieder ein eigenes Werk schreiben könnte.

Nach den verschiedenen Graden der Bekanntschaft mit Sibirien lassen sich seine Länder füglich in drei Klassen theilen, nämlich in die durch Vermessung mehr bekannten, dann in die ohne Vermessung bekannten, und endlich in die sehr wenig bekannten.

Zur ersten Klasse gehören: 1) im Gouvernement Tobolsk die Kreise Tjumensk und Jalutorsk. 2) Die Länder, welche zu den Kolüwanowoskressenskischen Hüttenwerken gehören. 3) Ein Theil des Nertschinskischen Gebiets. 4) Die Umgebungen der Städte. 5) Die Landstraßen. 6) Die sibirischen Gränzlinien. 7) Der Lauf der Flüsse Ob, Angara und Irtysch. 8) Die vermessenen Landgüter nahe bei Städten. 9) Die Steuergebiete.

Zur zweiten Klasse kann man rechnen: im Gouvernement Tobolsk die Kreise Ischimsk, Tjukalinsk und Kurgansk. 2) Die südlichen Theile der Kreise Turinsk, Tobolsk und Tara. 3) Die südlichen Gegenden der Kreise Tomsk und Kaïnsk im Gouvernement Tomsk. 4) Die Kreise Krassnojarsk, Kansk, Atschinsk und der südliche Theil des Kreises Jenisseisk, alle im Gouvernement Jenisseisk. 5) Die Kreise Irkutsk und Werchneudinsk im Gouvernement Irkutsk.

Zur dritten Klasse, den wenig bekannten Landstrichen, würden gehören: 1) Der ganze nördliche Theil von Sibirien, namentlich das Land der Tschuktschen. Ausgenommen hievon sind viele Stellen der Seeküste, einige Flüsse, die zu Kommunikationen dienen, oder auf Befehl der Regierung untersucht worden sind, um eine Verbesserung der Verbindungsmittel herzustellen. 2) Die Umgebung des telezkischen Sees und der südliche Theil des Gouvernements Jenisseisk. 3) Der Kreis Nishne-udinsk, mit Ausnahme der Landstraße und des Laufes des Angara-Flusses. 4) Die, längs dem ochotskischen Meere, unter dem Namen Stanowoi Chrebet, sich hinziehende Gebirgskette. 5) Die Gegend um den Baikal-See. 6) Die Ländereien im Osten von dem Flusse Gorbiza bis an den östlichen Ocean. 7) Kamtschatka.

Dieser kurze Ueberblick wird darthun, wie das Innere Sibiriens der Topographie noch ein großes Feld zur Bearbeitung darbietet, wie es nützlich wäre, die astronomischen Beobachtungen zu vermehren, und diese weiten Ländermassen genauer zu bestimmen.

Seit längerer Zeit sind die Ortsobrigkeiten bemüht, die von der Regierung von ihnen verlangten statistischen Nachrichten mit der möglichsten Ausführlichkeit und Klarheit zu geben. Der Mangel genauer topographischer Sammlungen wird durch die von den Landmessern entworfenen Plane ersetzt, und diese nützen bei den Geschäften der Verwaltung mehr, als die gestochenen Karten. Das langsame Fortschreiten des Geschäfts der Landmesser wird jetzt aufhören, da die jetzige Regierung es sich zur Aufgabe macht, die früher mangelnden Mittel zur Thätigkeit zu vermehren. Das was bis jetzt zur Kenntniß gekommen, kann als verlässiger Wegweiser zu neuen, genauern Forschungen dienen, und ist schon von größerm Nutzen, als die oft einseitigen und mangelhaften Tagebücher der Reisenden, die nicht selten zur einzigen Quelle zur Herausgabe von Schriften gedient haben, welche immer nur ein unvollkommenes Bild jenes Landes geben.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Erinnerungen aus dem Missisippithale. Von Timotheus Flint, Vorsteher des Seminars von Rapide in Louisiana. Boston.

(Fortsetzung.)

Der Verfasser führt mehrere Fakta an, die sich auf eine bedeutende Bevölkerung beziehen, die in frühern Zeiten diese Gegenden bedeckte, welche die ersten Engländer, die sich hier niederließen, nur von einigen unbedeutenden Jägerstämmen bewohnt glaubten. Er scheint nicht daran zu zweifeln, daß die rothen Männer nur Eroberer waren, welche jene, ihnen in mancherlei Künsten überlegenen Urbewohner ausrotteten, und sich, sobald sie sich des Landes bemächtigt hatten, in kleine unter einander feindliche Stämme theilten, die sich, auch wenn die Europäer nicht nach Amerika gekommen wären, gegenseitig aufgerieben haben und bis auf eine eben so geringe Zahl herabgekommen seyn würden, als dieß jetzt der Fall ist.

„Es ist unzweifelhaft, sagt Herr Flint, daß mehrere Jahrhunderte früher, ehe die Weißen diese Küsten besuchten, die Indianer in eine Menge kleiner Stämme getheilt waren, die einen Vertilgungskrieg gegen einander führten. Damals warfen sie Kinder in die Flammen, tranken das warme Blut ihrer Schlachtopfer, und tanzten um den Pfahl, an den der Gefangene gebunden wurde, um lebendig verbrannt zu werden. Die Entvölkerung des Landes ging, aller Wahrscheinlichkeit nach, vor Ankunft der Weißen einen eben so raschen Schritt als jetzt, denn der Krieg war und ist noch die herrschende Leidenschaft bei diesen Wilden, und der Frieden erscheint ihnen als ein gezwungener, unnatürlicher Zustand.

„In den den Gränzen zunächst gelegenen Bezirken drehen sich die Abendunterhaltungen am Herd häufig um die Thaten der Helden, welche sich zuerst in diesem Lande niederließen. Ein solcher Abenteurer drang oft ganz allein in diese Einöden vor, und schwärmte in den unermeßlichen von Bären, Panthern und den noch mehr als diese zu fürchtenden Indianern bewohnten Waldungen umher. Bald wird er von den Indianern beim Holzfällen entdeckt und gefangen, da er aber ein erfahrener und gebildeterer Krieger als sie ist, so wünschten sie ihn zu adoptiren und für ihren Stamm zu gewinnen. Der Abenteurer willigt ein, weiß sich bei ihnen einzuschmeicheln, und hat er sie ganz sicher gemacht, überfällt er seine Wächter, wenn sie schlafen, ermordet sie und flüchtet, von den Indianern und ihren Hunden verfolgt, in den Wald. Er weiß ihnen glücklich zu entkommen, lebt einige Tage von Waldfrüchten und Wurzeln, kommt endlich wieder zu dem Orte, wo er Holz zu einer Hütte gefällt hatte und nimmt die Axt wieder zur Hand. Hinter einer leichten Pallisade vertheidigen sich drei oder vier entschlossene Männer gegen einen Angriff von Hunderten, tödten deren eine große Anzahl, und steigen dann kaltblütig auf das Dach ihrer ärmlichen Hütte, um das von den brennenden Pfeilen der Indianer entzündete Feuer zu löschen. Unzählige Beispiele dieser Art werden von dem Muth und der Beharrlichkeit erzählt, mit welchen diese Leute sich den Wilden widersetzen, von denen sie, wenn sie unterliegen, den qualvollsten Tod zu erwarten haben.

„Ich will hier einen Vorfall dieser Art erzählen, der mir um so merkwürdiger war, weil ich den Mann, den er betraf, Namens Baptist Roy, der, leider muß ich es sagen, vergeblich bei dem Kongreß um eine Belohnung für seinen Muth nachsuchte, persönlich gekannt habe. Der Vorfall ereignete sich zu Côte sans dessein am Missouri. Eine Bande von Indianern aus dem Norden, ungefähr 400 Köpfe stark, belagerte das Blockhaus, in welchem Roy nebst seiner Frau und noch einem andern Manne wohnte. Als Jäger von Profession, hatten sie Pulver, Blei und vier Karabiner im Hause. Die Frau goß Kugeln, half laden und schoß auch wohl zuweilen ein Gewehr ab. Jeder Indianer, der dem Hause zu nahe kam, ward erschossen. Die Flinten wurden, wie die Frau erzählte, bald so heiß, daß man sie nicht mehr in der Hand halten konnte und sie mit Wasser benetzt werden mußten. Am zweiten Tage der Belagerung erhielt der Kamerad Roy's eine tödtliche Wunde; begierig zu sehen, welche Verwüstung ihre Gewehre unter dem Feinde angerichtet hätten, schaute er durch ein Loch in der Thüre, und wurde in demselben Augenblick getroffen. Die Indianer, welche dieß sogleich bemerkten, stießen ein Freudengeschrei aus, drangen, durch den Stillstand, der jetzt im Schießen eintrat, ermuthigt, gegen das Haus vor und warfen Feuer auf dessen Dach. Muthig stieg Roy hinauf, warf die bereits brennenden Bretter hinab und entkam einer auf ihn gerichteten Salve, ohne verwundet zu werden. Am vierten Tage der Belagerung zogen die Indianer, die das Haus für bezaubert erklärten, endlich mit lautem Geschrei ab, und ließen 40 Todte nebst einer ungeheuren Menge von Kugeln zurück, die in dem Holzwerk des Hauses stecken.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr Ed. Widenmann.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

№ 79. 20 März 1835.

Die Ausbeutung

der Kupferminen in England und dem übrigen Europa.

Wenige Länder sind in der Urzeit von heftigern vulkanischen Erschütterungen heimgesucht worden, als Großbritannien, darum finden sich dort auch Kupfer, Blei, Zinn, Eisen und Kohlen beinahe überall, von 1000 Fuß Höhe über dem Meere an bis zu einer unbekannten Tiefe. Lange schon galt England als der große Marktplatz Europa's für Eisen und Zinn, seit einigen Jahren auch für das Kupfer. Der Ertrag der Minen hat eine solche Ausdehnung gewonnen seit dem Anfang dieses Jahrhunderts, daß die Grafschaft Cornwallis jetzt allein mehr Kupfer liefert, als Rußland, Oestreich, Preußen, Schweden, Frankreich und Hannover zusammen.

Die ältesten bekannten Kupferminen sind die in Hannover bei Goslar, welche schon im 10ten Jahrhundert bebaut wurden; die bedeutendsten aber sind bei Mansfeld in Thüringen, und außerdem finden sich einige im Harz und in Böhmen. Diese haben in den drei letzten Jahrhunderten nebst den Minen Schwedens das Bedürfniß Europa's befriedigt, werden noch ausgebeutet, ihr Ertrag steigt aber nicht über 450 Tonnen des Jahres. Am Ende des 17ten Jahrhunderts begannen auch die Minen von Ungarn und Siebenbürgen Kupfer zu liefern, und ihr Ertrag ist noch immer beträchtlich. Frankreich hat im Lyonnais, in Auvergne und auf einigen andern Punkten Kupferminen, ihr Ertrag steigt aber nach offiziellen Angaben jährlich nicht über 280 Tonnen.

Das schwedische Kupfer ist seit langer Zeit berühmt, und die Minen dieses Landes werden schon seit dem 12ten Jahrhundert bearbeitet; die wichtigste ist die von Falun, welche allein drei Viertheil alles schwedischen Kupfers liefert: das Uebrige kommt aus den Minen von Westerås, Oestersund, Oerebro und Linköping, ist jedoch minder gut als das von Falun. Es ist aber bekannt, daß die Minen von Falun sich täglich mehr erschöpfen*) und nur noch den vierten Theil dessen, was sie zur Zeit Gustav Adolphs ertrugen, nämlich etwa 600 Tonnen jährlich liefern. Der Gesammtertrag der schwedischen Kupferminen beträgt jährlich etwa eine Million Rthlr. B. (ungefähr eine Million Gulden).

*) S. Ausland v. d. J. Nr. 124.

Rußland besitzt ziemlich bedeutende Kupferminen in Sibirien, im südlichen und östlichen Theile des Ural. Ihr Ertrag beläuft sich auf 4000 bis 4500 Tonnen jährlich, und außerdem schlägt man die Minen im Gouvernement Olonetz auf 210,000 Pud oder 3375 Tonnen jährlich an. Auch Armenien liefert eine bedeutende Menge Kupfer, aber der Mangel an Brennmaterial und guten Straßen macht die Ausbeutung dieser Minen schwierig und kostspielig. Sie liegen in den Bergdistrikten am schwarzen Meere, einige der Hauptlager dehnen sich aber zwischen Tokat und dem Euphrat aus, und folgen diesem Flusse bis zum Anti-Taurus. Mexiko, Chili und Brasilien besitzen bedeutende Kupferminen, aber die Apathie der Einwohner und der Mangel an Brennmaterial haben bis jetzt die regelmäßige Ausbeutung dieser Reichthümer, deren Ertrag nach Europa und Asien verführt wird, verhindert. Reisende versichern, die Kupferminen von Japan seyen die reichsten in der Welt, bis jetzt werden jedoch nur etwa 700 Tonnen jährlich nach Europa verführt.

Die Ausbeutung der englischen Minen geht in keine sehr alte Zeit zurück, denn als Schweden und Deutschland ihre Mineralschätze schon lange benutzten, lagen sie in England noch immer unbenutzt unter der Erde. Noch im Jahre 1588 hatte Cornwallis seine Minen noch wenig bebaut, und erst im Jahre 1688, als sich die Krone ihres Prärogativs über die „schlechten Metalle," wie man sie damals nannte, begab, begann man ernstlich zu arbeiten. Die Kapitalisten verbanden sich mit den Industriellen, ungeheure Galerien wurden eröffnet, und obwohl die Mechanik damals noch in ihrer Kindheit war, so erhielt man doch in Kurzem bedeutende Resultate. Von 1726 bis 1735 ertrugen die Minen von Cornwallis, ein Jahr ins andere gerechnet, 700 Tonnen, im Jahre 1775 bereits 2650, im Jahre 1798 gegen 5000, und jetzt ergeben sämmtliche Minen einen Ertrag von 13,000, was, die Tonne zu 1000 Pfd. St. gerechnet 15½ Million Gulden beträgt. Die Minen von Cornwallis sind nicht die einzigen, welche Großbritannien besitzt, aber die bedeutendsten, denn der Ertrag der übrigen zusammengenommen beträgt nicht den fünften Theil so viel.

Die Minen von Tavistock und Staffordshire haben während der letzten 20 Jahre 300 bis 350 Tonnen reines Metall gegeben, die von Parrys und Mona, in der Nähe von Amlwch im nördlichen Theile der Insel Anglesea, liefern jährlich 500 bis 550 Tonnen, und sind in der mineralogischen Geschichte von

Großbritannien von großer Bedeutung, denn keine Mine in der Welt ist so reichhaltig und so leicht auszubeuten, als die Kupferminen von Anglesea. Ihr Anbau geht zwar schon auf die Regierung von Elisabeth zurück, allein die mächtigen Lager, deren Ausbeutung den Hauptreichthum der Familien Anglesea's und Hughes bildet, wurden erst im Jahre 1768 entdeckt, und die Masse Kupfer, welche diese Minen in den Jahren 1775 bis 1785 auf den Markt warfen, drückte den Preis um die Hälfte herunter, und ruinirte die meisten Minenbesitzer Großbritanniens. Die von Anglesea haben zwar später einen bedeutend schwächern Ertrag gegeben,*) allein die von Cornwallis sind fortwährend gestiegen. Der Gesammtertrag aller Kupferminen stellte sich im Jahre 1833 folgendermaßen:

Cornwallis	11,185	Tonnen.
Swansea, Wales rc.	1158	ditto.
Devonshire	307	ditto.
Anglesea	575	ditto.
Cumberland, Staffordshire rc.	120	ditto.
Zusammen	13,345	Tonnen.

(Schluß folgt.)

Bilder aus Paris.

2. Theater Porte St. Martin.

(Schluß.)

Konrad von Waldorf will sich an seiner Geliebten, Stella, rächen, weil er sie für untreu hält, er führt sie deßhalb in die Katakomben und zerhaut den Leitfaden, welcher sie zurückführen soll. Zugleich fangen die Gänge an zu brechen und einzustürzen, die beiden Geliebten werden getrennt, und halten sich wechselseitig für verschüttet und begraben — das war, was Konrad von Waldorf wollte. Beide aber wurden zu ihrem Unheile und zu dem Unsrigen wunderbarlich gerettet, und im zweiten Akte finden wir Konrad in Deutschland, wohin er per multas ambages gelangte, stets mit seinem unvermeidlichen Cagliostro, der ihm allenthalben folgt, ihm überall zur Seite steht, und ihn von allen Gefahren rettet. Konrad von Waldorf ist auf dem Wege nach dem Kloster Aaro (ein sehr deutscher Name), wo sich seine Geliebte Mathilde von Sarnem befindet, ich weiß nicht warum, wahrscheinlich damit Waldorf in das Kloster komme und daselbst antreffe, wen? Stella, unter dem Namen Marie, als Aebtissin des Klosters, stets noch an Konrad denkend, anfänglich mit Liebe und Sehnsucht, als ihr aber Mathilde den Namen ihres Bräutigams nennt, voll Wuth und Rache. Konrad von Waldorf tritt in das Kloster ein, mit Hülfe einiger Kunstgriffe und Zeichen, welche ihm Cagliostro mittheilt, wie Robert der Teufel durch Hülfe Bertrams in den Kreuzgang kommt; er tritt ein in dem Augenblicke, wo Maria der Novize Mathilde ein glänzendes Fest gibt, um sie mehr mit dem Klosterleben zu befreunden, an welchem Mathilde aus begreiflichen Gründen keinen besondern Geschmack gewinnen will. Konrad geht durch alle die jungen Nonnen hindurch und an seiner vielgeliebten Mathilde vorbei, ohne sie zu erkennen, — er hat eine Maske vor! Anders ist es mit der Aebtissin, diese erkennt er sogleich, wogegen auch Maria, trotz der Stimme Konrads, wenige Mühe hat, sich ihres Geliebten von Venedig und Rom her zu entsinnen. Waldorf will Mathilden haben, Maria will Waldorf haben, sie will Mathilden nicht frei geben: Streit zwischen den alten Geliebten, Maria ruft Mathilde, um sie in eine Fallgrube stürzen zu machen, welche sich plötzlich zwischen ihr und dem Gange öffnet, durch welchen Mathilde kommen soll. Das wäre dem Liebenden sehr unangenehm, und um es zu vermeiden, erdolcht er die Aebtissin auf ihrem Betstuhle, und darauf entfernt er sich sehr ruhig und unangefochten, denn er hat seine Maske wieder vorgethan.

Im folgenden Akte sind wir auf dem Schlosse zu Sarnem. Der Heirathsvertrag wird unterzeichnet, Alles ist voll Freude und Lust und bewegt sich im bunten Taumel des Vergnügens und des Balles. Nur Konrad ist traurig und schwermüthig, er denkt fortwährend an Stella und allenthalben erscheint sie ihm. Während er sich aus dem Getümmel des Balles zurückzieht, nähert sich ihm ein schwarzer Domino, intriguirt ihn — Sie wollen gefälligst bemerken, daß wir im Carneval sind, dieß merkt man hier überall, auch in der Tragödie — der Domino erzählt unserm Helden von Venedig, von Rom, von den Katakomben, und als endlich Konrad ihm die Maske abnimmt und fragt: wer bist Du? antwortet die Gestalt: die blutige Nonne, zeigt ihm ihr leichenblasses Gesicht und die mächtige Blutlache in der Gegend des Herzens. Konrad ist noch ganz verwirrt von dieser Begegnung, als man ihm den Heirathsakt zur Unterschrift vorlegt, und da er in dem nämlichen Augenblick einen Blick in den Spiegel wirft, sieht er abermals Maria, welche über den Hintergrund der Bühne schreitet. Sein außerordentlicher Gemüthszustand macht einen Menschen, einen Herrn, einen Gast, einen Offizier, der sich aus irgend einem Grunde auf der Hochzeit befindet, lachen, und Konrad reißt ihm seine Ehrenzeichen ab, — daher Duell und Mondschein, und See und Ruine und Zigeuner. Wer will mein Zeuge seyn? ruft Waldorf. Ich, antwortet ihm Cagliostro, „und ich," fügt die Nonne Sanglante mit Grabesstimme aus der Tiefe der Bühne bei.

An diesem Tage sollte Konrad zweimal sterben, einmal durch die Zigeuner, welche im Hinterhalt liegen und die ihn tödtlich hassen, sodann durch seinen Gegner im Duell, welcher ein gewandter Raufer ist. Aber Konrad stirbt nicht; von den Zigeunern rettet ihn eine Summe Goldes, welche Cagliostro zu schaffen verspricht, die aber die blutige Nonne, die stets gegenwärtige, in einen alten Weihkessel in der Klosterruine fallen läßt; von seinem Gegner rettet ihn der plötzliche Tod dieses letztern: Maria hatte ihn vergiftet. Konrad erfährt dieß Alles von Maria selbst, welche ihm zuruft, wir sehen uns wieder. Wann? In der Brautnacht! — Zu dieser ganzen Scene haben die Wolfsschlucht im Freischütz, und der letzte Akt von Lucrecia Borgia, bei der Gräfin Negroni, den Zettel geliefert.

Mathilde ist voll Angst und Beklemmung über das lange

*) Im Jahre 1785 lieferten sie 5000 Tonnen, im Jahre 1795 nur noch 1000, im Jahre 1817 bloß 550. Seitdem haben sie sich durch bessere Bearbeitung wieder auf 6 bis 700 Tonnen gehoben.

Ausbleiben ihres Geliebten, ihr ahnet nichts Gutes. Ermüdet legt sie sich endlich zu Bette, und da Konrad, endlich eintretend, den Bettvorhang öffnet, sieht er die blutige Nonne vor dem Bette stehen. Er hat in dem Augenblick keine Waffe, — es scheint Sitte gewesen zu seyn auf dem Schlosse zu Sarnem, daß der Bräutigam ohne Waffen ins Brautgemach kam. — Hier ist ein Dolch, ruft die Nonne Sanglante ihm zu, und vor seinen Füßen rollt der Stahl. Er ergreift ihn, stürzt hinter den Vorhang und erdolcht — seine Braut Mathilde. Jetzt bist Du mein, sagt ihm Stella und nichts soll uns mehr trennen. Wie, Du lebst, rief ihr Konrad zu, der Gute hatte sie die ganze Zeit für einen Geist gehalten (und darum hatte er sie so eben erdolchen wollen!!); freilich lebe ich, greife diese Hand, komm mit mir, Alles ist bereit, wir flüchten und ein Brand verzehrt dieses Schloß, das darin verübte Verbrechen sammt Spur und Erinnerung. Hier in der Nähe wartet unser ein Vertrauter, welcher auf ein verabredetes Zeichen das Schloß anzündet und Pferde für unsre Flucht besorgt. Welches ist das Zeichen? Ein weißes Tuch am Fenster. Konrad gibt das Zeichen, und als Stella fliehen will mit ihm, hält er sie zurück, alsobald schlägt das Feuer durch alle Ritzen des Bodens, durch alle Fenster und Oeffnungen hindurch, und die einstürzenden Mauern und das Feuer begraben Konrad und Stella.

Moral des Stückes: Wen die einstürzenden Katakomben in Rom nicht ums Leben bringen, den verschütten die Mauern des Schlosses zu Sarnem — wenn sie auf ihn fallen.

Und wenn Sie jetzt keine sehr klare Vorstellung von der blutigen Nonne haben, so sind Sie eben so weit als ich, der ich fünf und eine halbe Stunde gesehen und gehört habe. Urtheilen Sie also von dem Talente meines Berichtes.

Cette pièce ne fera pas d'argent, sagte am Schlusse mein taciturngewordener Nachbar.

Das wäre zu wünschen im Interesse des guten Geschmackes des Publikums, und übrigens nur eine Fortsetzung des Schicksals aller der häßlichen Melodramen, welche seit drei Jahren über die Bühne der Porte St. Martin gegangen sind.

Ich hätte Ihnen schon früher von **Pinto**, Komödie von Lemercier, sprechen sollen, allein ein unüberwindlicher Ekel hatte mich daran verhindert. Hr. Lemercier ist ein sehr wackrer und braver Mann, auch Akademiker, aber dessen ungeachtet — oder vielleicht darum — ist seine Komödie das langweiligste, platteste Produkt, welches jemals ein Akademiker zur Welt gebracht.

Eines Tages, so erzählt uns Herr Lemercier selbst, war in einem ausgezeichneten Cirkel von Damen, — Schriftstellerinnen versteht sich — die Rede, daß die bürgerliche Komödie, wie Moliere und Beaumarchais sie geschrieben, nicht mehr möglich sey. Dieß war, erinnere ich mich recht, etwa vor 1800. Alsbald machte sich Lemercier anheischig den Beweis des Gegentheils zu liefern und schuf sein Werk, Pinto, welches in der Geburt gestorben wäre, hätte ihm nicht eine tyrannische Laune, ein lächerliches Verbot Napoleons einige Lebensfähigkeit, einigen Märtyrerruhm verliehen.

Pinto ist der Sekretär Fac totum eines einfältigen Reichsverwesers und Kronprätendenten in Portugal, welches Land von den Spaniern tyrannisch beherrscht wird. Der Sekretär conspirirt und der Verweser protestirt — alte Geschichte die wir längst kennen. Endlich aber, da die Verschwörung gelingt, willigt der Statthalter, der sich die ganze Zeit über wie eine Memme, oder vielmehr wie ein ehrlicher friedsamer Bürgersmann und Familienvater benommen, dennoch ein, und nimmt die Krone an, und nun kommt die Belohnung der treuen Dienste. Niemals habe ich einen solchen Anachronismus gesehen, nie habe ich so lebhaft empfunden, wie himmelweit unsre Zeit von heute, wie 1834 und 1835 von 1800 verschieden ist. In diesem als revolutionär und staatsgefährlich verbotenen Lustspiele löst sich Alles in Liebe und Freuden auf, und die Verwandten, Freunde und Bekannte des unternehmenden Pinto, werden Minister, Sekretäre, Beamten und Diener des neuen Regenten, die Damen werden Hofdamen, Vertraute und — damit fällt der Vorhang, d. h. damit fiel ehedessen der Vorhang. Als aber 1834 das Stück von Neuem auf das Repertorium gebracht wurde, fertigte man, um ihm einen Werth politischer Aktualität zu geben, einen neuen Schluß, in welchem eine allgemeine Amnestie aller politischen Vergehen begehrt und bewilligt wird. Louis Philipp hat sich nicht rühren lassen durch diese Supplik, und nach meiner Ansicht hat er wohl gethan, denn wenn ich gnädig seyn wollte, möchte ich nicht haben, daß man von mir sagte, die Langweil habe mich dazu gebracht.

Heute weiß man kaum mehr, daß jemals eine Komödie Pinto bestanden.

Ach, wenn man hier immer wüßte, wie die Reputationen eines Theaterstückes, eines Buches, eines Schriftstellers fabrizirt werden, mit welchen Elementen, mit welchen Maschinen, aus welchem Stoffe und gegen welche Bedingungen! wie ganz anders würde manches Urtheil ausfallen, welches man auf Treu und Glauben nachbetet.

Darüber muß ich Ihnen einmal ein eigenes Kapitel berichten: „wie die Reputationen in Paris entstehen,“ unheimliches, unsauberes und unpoetisches Getreibe, vor dessen Nähe mir graut.

Wäre nicht das große Heilmittel in dem Uebel selbst, oft müßte man verzweifeln, wenn man so sieht wie der Welt, wie der Ferne, wie dem übrigen Europa, ja wie den Bewohnern von Paris selbst, **weiß** vorgelogen wird, wo jeder mit halbgeöffneten Augen **schwarz** sehen kann.

Chronik der Reisen.

Erinnerungen aus dem Mississippithale. Von Timotheus Flint, Vorsteher des Seminars von Rapide in Louisiana. Boston.

(Schluß.)

„Unter den tscherokesischen Auswanderern,“ fährt Hr. Flint fort, deren bereits gedacht wurde, „fand ich eine junge sehr hübsche Frau aus reinem anglo-amerikanischen Blut, die nicht nur mit ihrem Schicksal sehr zufrieden, sondern auch stolz darauf schien, das Weib eines der vornehmsten Krieger zu seyn; doch war dieß das einzige Beispiel dieser Art, welches mir vorkam. Unter den französischen Mädchen finden sich dagegen mehrere, welche Bündnisse dieser Art eingehen. Zwischen den Anglo-Amerikanern und den Indianern scheint eine unüberwindliche Abneigung zu herrschen; der Friede besteht zwar thatsächlich, allein freundschaftlicher Verkehr zwischen ihnen ist so selten, daß man Beispiele dieser Art als eine seltene Erscheinung mit Verwunderung erzählt. Die Franzosen dagegen siedeln

sich unter den Indianern an, lernen ihre Sprache, schließen gegenseitig Heirathen und haben bald eine eben so kupferfarbige Haut als die Wilden. Oft sieht man auch Mulatten unter ihnen, und aus der Vermischung derselben mit den Indianern entspringt jene seltsame Race, welche unter dem Namen der Quarterons bekannt ist. Die starren Haare, Gang und Benehmen der Indianer herrschen auch bei den Quarterons vor, und es ist überhaupt bemerkenswerth, daß die indianischen Züge sich bei Vermischung mit Weißen weit länger rein erhalten, als dieß bei Vermischung der Neger mit Weißen der Fall ist."

Wir kommen jetzt zu den Berichten des Verfassers über vorhandene Bauten und andere Denkmale, welche für eine nicht mehr bestehende zahlreiche Urbevölkerung von Nordamerika sprechen.

„Von den obersten Punkten des Ohio an, wo ich dieses schreibe, und ziemlich weit vom Mississippi und Missouri, bemerkt man, je näher man das Land untersucht, nicht nur Ringmauern, sondern auch andere Denkmale, welche auf eine zahlreiche Bevölkerung deuten. Brunnen mit sorgfältig gearbeitetem Mauerwerk, nebst andern Bauten zum Nutzen oder zur Vertheidigung, sind in so großer Menge aufgefunden worden, daß sie die Neugier nicht mehr reizen. Der Schmuck von Silber und Kupfer, das irdene Geschirr, wovon ich so vieles in diesen Gegenden gesehen habe, die menschlichen, vollkommen gut erhaltenen Körper, und die mit Knochen angefüllten Gräber, welche man entdeckt hat, beweisen, daß hier einst eine zahlreiche Bevölkerung hauste. Einige jener Befestigungen, wie z. B. die zwischen den beiden Miamis unweit Cahokia und weiter weg, am untern Mississippi, in der Nähe von St. Francisville, müssen viel Arbeit gekostet haben. Alle jene, welche ich gesehen habe, waren von regelmäßiger Gestalt, Vierecke oder Parallelogramme, und zeugten von vieler Kunst. Sie sind, da es keine Steine in der Nähe gibt, meist von Erde, und nach dem Alter der Bäume zu urtheilen, welche auf ihnen stehen, müssen sie wenigstens vor 600 Jahren errichtet worden seyn. Aller Verwüstungen ungeachtet, welche sie seit so manchem Jahrhundert durch Regen u. s. w. erfahren haben, sind manche von ihnen jetzt noch 25 Fuß hoch, und einige nehmen einen Raum von mehreren Morgen Landes ein. Diejenigen, welche man längs des Ohio findet, sind mit sehr großen Bäumen besetzt, die in den Prairien aber mit starkem Graswuchs bedeckt, und diese letztern befinden sich in der Nähe von Gräben, welche andeuten, daß hier vor Zeiten Flüsse strömten.

„Je mehr man über die alten Menschen- und Thierracen dieses Landes nachforscht, um so dunkler und verwirrter wird dieser Gegenstand. Die ungeheuren Thierknochen, welche man noch immer findet, deuten auf weit größere Geschöpfe, als wir jetzt auf der weiten Erde haben. Allen Erkundigungen zufolge, welche ich Gelegenheit hatte einzuziehen, scheinen die Menschen aus jenen frühern Zeiten kleiner gewesen zu seyn als die unserer Tage. Alle die gut erhaltenen Leichname, welche man gefunden hat, namentlich die beiden in der großen Kalkgrube in Tennessee entdeckten, waren im Durchschnitt nicht mehr als vier Fuß hoch, was sonach in jenen Zeiten die gewöhnliche Größe gewesen zu seyn scheint. Die Zähne und Nägel an den beiden zuletzt genannten Kadavern, von denen ich einen zu Lexington gesehen habe, zeigten, daß das Fleisch, in Folge des Verfahrens, den Körper auszutrecknen, durchaus nicht eingeschrumpft war. Die Haare schienen gelblich gewesen zu seyn. Nach der Sorgfalt, mit der die Leichname behandelt worden seyn mußten, und nach der sorgfältig gearbeiteten Einhüllung zu urtheilen, mußten sie Personen von königlichem Stamme, oder wenigstens von hohem Stande gewesen seyn. Der, den ich sah, war augenscheinlich durch einen Schlag auf die Hirnschale getödtet worden, denn das Blut hatte sich dort gesammelt und eine Masse gebildet, deren Farbe und Substanz sich deutlich als solches erkennen ließen. Die Hülle bestand aus zwei herrlichen Decken von den Federn des wilden Truthahns, mit eingewebten Zeichnungen. Der Stoff, auf dem die Federn befestigt waren, besteht aus einem regelmäßigen, unserem Nesseltuch ähnlichen Gewebe. Der Körper war ein weiblicher von mittlerem Alter, und mochte, als ich ihn sah, 6 bis 8 Pfund wiegen.

„Während meines Aufenthalts in der Provinz St. Louis öffnete man unweit Maramel ein großes Grab, welches eine Menge steinerner Särge mit meist vollständigen Skeletten enthielt. Diese Särge hielten nicht viel über vier Fuß Länge. Ferner fand man noch eine Menge irdener Gefäße, wovon die meisten die Gestalt von Kalebassen hatten."

Alle die vom Verfasser angeführten Thatsachen scheinen es allerdings außer Zweifel zu setzen, daß diese Länder von einer zahlreichen und vergleichsweise civilisirten Urbevölkerung bewohnt waren, nur kann man sich hinsichtlich des pygmäenartigen Wuchses dieser Menschen einiger Zweifel nicht erwehren, um so mehr, da Herr Flint an einer andern Stelle, wo er von den Ueberresten, welche man aus einem ähnlichen Grabe zog, spricht, langer, spitziger, durch breite Zwischenräume getrennter Zähne gedenkt, welche an das Ammenmährchen von dem Währwolf erinnerten. Wünschenswerth wäre hierüber das Urtheil eines Anatomen, der jene Leichname selbst untersucht hätte, denn nicht unmöglich dürfte es seyn, daß jene steinernen Särge nicht für Menschen, sondern für heilige Affen bestimmt waren.

Vermischte Nachrichten.

Die von mehrern Naturforschern aufgestellte Behauptung, daß die Schlangen niemals tränken, scheint durch die Beobachtungen, welche Herr Lamarre-Picquot in einer der jüngsten Sitzungen der Akademie der Wissenschaften zu Paris vorlegte, so ziemlich widerlegt zu seyn. Er brachte nämlich mehrere Nattern unter Wasser und schätzte die Menge des genommenen Getränkes nach der Vermehrung des Gewichts der Thiere. Da man indeß hätte glauben können, die Zunahme des Gewichts rühre daher, weil die Haut der Schlangen einen Theil des Wassers einsauge, so tauchte Herr Picquot einige Nattern bis an den Hals ein und legte andere ganz unter Wasser. Nach einiger Zeit zog er sämmtliche Thiere heraus, und fand nun, daß die erstern, deren Kopf nicht unter Wasser gekommen war, keine Zunahme an Gewicht zeigten. Es ergab sich also hieraus, daß die übrigen ganz untergetauchten Nattern Wasser zu sich genommen hatten. Herr Picquot bemerkte zugleich, daß die ganz im Wasser liegenden Schlangen den Mund stets offen hielten, und man nahm an ihrer Kehle ganz deutlich jene wellenförmige Bewegung wahr, welche man bei andern Wirbelthieren während des Trinkens sieht. Die Nattern trinken auch Milch, sollen aber einen Abscheu vor dem Wein haben, obschon Plinius das Gegentheil versichert. Plinius meinte übrigens vielleicht süßen Traubenmost.

Nach dem Vorgange Nordamerika's wurde auch in Frankreich eines jener Dampfschiffe gebaut, welche auf Cylindern schwimmen, und durch die in der Mitte angebrachte Maschinerie in Bewegung gesetzt werden. Der erste Versuch mit demselben ward unlängst auf der Loire zu Nantes angestellt. Die Länge der beiden Paare konischer Röhren, welche an ihrer Basis zusammengefügt werden, beträgt von einem Ende zum andern 166 Fuß. Das Schiff legte die Fahrt von Nantes nach Mauves in 1½ und die Rückfahrt in 1¼ Stunden zurück. Da die Entfernung zwischen beiden Orten 16,800 Metres beträgt, so stellte sich die erlangte Geschwindigkeit ungefähr auf 3 Lieues gegen den Strom und auf 5½ mit demselben in der Stunde heraus. Es begegnete kein Unfall, und die gewaltige Bewegung war auf dem Fahrzeuge kaum fühlbar. Da das Rad zwischen den Cylindern arbeitet, welche das Verdeck tragen, so ist von Außen keine bewegende Kraft sichtbar, und die Ufer der Kanäle sind gegen jede Beschädigung geschützt. Die Maschinerie dieses Schiffes, dessen Herstellung, als des ersten nach diesem System in Europa, dem Erbauer, Herrn Thomson, alle Ehre macht, wurde in Nantes verfertigt.

*

Ein englisches Blatt gibt Nachricht von einer neu erfundenen Maschine, mittelst welcher der Kleber sehr leicht aus dem Hanf gezogen, und ein so feiner Faden hergestellt werden kann, daß er sich zu denselben Arbeiten wie der Flachs verwenden läßt. Die Maschine besteht aus zwei Platten, welche durch Federn in Bewegung gesetzt werden; der Hanf wird zwischen beide Platten gebracht und durch Reibung seines Klebers entledigt. Erweist sich die Erfindung als zweckmäßig, so erwächst allen den Ortschaften, in deren Nähe viel Hanf gebaut wird, ein großer Vortheil, denn der Gestank, welchen die bisherige Bereitungsweise dieses Artikels hervorbringt, erzeugte nicht selten epidemische Krankheiten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 80. 21 März 1835.

Panorama von Sibirien.

(Fortsetzung.)

Werfen wir einen Blick auf die Bevölkerung Sibiriens. Vor der Ankunft der Russen lebten im nördlichen Theile Asiens, in dieser der fruchtbaren Wiege der Eroberer so nahe liegenden Gegend, beinahe lauter Nomadenvölker von verschiedenen Stämmen, getrennt von einander durch große Wüsteneien, verschieden in Sitten und Sprache. Eben so unterschied sich fast jedes Volk und jeder Stamm durch eigne Verfassung. Ihre Verbindungen unter einander waren unbedeutend, und gingen nicht weiter als bis zu den nöthigsten Berührungspunkten in der größten Nähe. Obgleich die Siege der Mongolen sich nicht über diese ganze Gegend ausbreiteten, so bewirkten sie doch viele Wanderungen in derselben. Nach dem Norden, wo ihnen mitten unter Schnee und Dürftigkeit die Sicherheit winkte, wurden die schwächern Stämme gejagt; die größern und mächtigern Stämme nahmen den Süden mit seinen üppigen Weideplätzen ein. An den Gränzen des jetzigen Gouvernements Tobolsk bildete sich im Westen das in den Annalen sogenannte „Sibirische Königreich," und mit diesem Namen belegte man später das ganze Land bis an die Küsten des östlichen Oceans.

Hier erwarben sich durch drei große Thaten die Russen hohen Ruhm, indem sie diese zerstreuten Völkerschaften unterwarfen, dann zu einem Ganzen verbanden und durch ihre kräftige Unerschrockenheit den stürmischen Andrang der alten Räuber, die früher in Europa und Asien Menschen und Bildung vernichteten, auf einer Seite in die gehörigen Gränzen zurückwiesen. Von der andern Seite that dieß China durch die Wirkung seiner klugen Politik.

Mit Bestimmtheit zu entscheiden, wie groß vor und zur Zeit des Eindringens der Russen die Bevölkerung Nord-Asiens war, ist unmöglich. Daß selbst Sibiriens mittlere Zone keine bedeutende Volksmenge enthielt, davon überzeugt uns leicht ein Blick auf die ungeheuern Wüsteneien, die großen Sümpfe, die Felsen und die dichten Wälder, deren Stämme mit Moos bewachsen, und daher von keiner menschlichen Hand berührt sind. Die Beschaffenheit des Nordens läßt schon keine große Bevölkerung vermuthen, die südlichen Landstriche dürften schon mehr bewohnt gewesen seyn. Aus dem Nomadenleben jener Volksstämme läßt sich übrigens schließen, daß jene Gegenden zu verschiedenen Zeiten auch verschiedene Bewohner und zwar in wechselnder Zahl gehabt haben.

Daß Sibiriens Bevölkerung sich nach der Besitznahme der Russen vermindert haben sollte, ist nicht wohl anzunehmen, da diese Eroberung nicht mit Verwüstungen begleitet war. Die Sieger zwangen die Besiegten nicht zur Veränderung des Glaubens, der Sprache oder der Sitte; man war zufrieden mit der Unterwerfung, die öfter nur durch bloße Versprechungen verbürgt wurde. Doch sind auch zwei Ursachen vorhanden, die eine solche Verminderung hervorbringen konnten, nämlich die Entfernung mehrerer im Süden nomadisirenden Horden und dann die eingeschleppten, bisher in diesen öden Gegenden unbekannten Krankheiten.

Dennoch bleibt es immer einer schwierigen Erklärung unterworfen, wodurch die Zahl der Ureinwohner jetzt bis unter den dritten Theil der Bevölkerung gesunken ist. Die Annahme des Christenthums vermischte zwar viele von ihnen mit den Eroberern, aber auch die Vermehrung der Russen war, ungeachtet vieler befördernden Mittel, nicht außerordentlich.

So wären nun zwei Umstände bei Sibiriens Bevölkerung in Betracht zu ziehen, nämlich: die Ansiedelung der Ureinwohner, und dann zweitens die Ansiedelung der Russen.

Die Zahl der Ureinwohner, früher den Namen: Felltributpflichtige führend, jetzt: Fremdstammende genannt, belaufen sich auf 440,000 beiderlei Geschlechts. Hinsichts ihrer moralischen Eigenschaften und ihrer äußern Gestalt weichen viele von diesen unter einander ab, und führen verschiedene Benennungen. Familien sonderten sich von dem Hauptstamm ab, und nahmen besondere Namen an, unter welchen sie sich vermehrten; andere, ein besonderes Volk bildend, vermischten sich mit Nachbarstämmen, und verloren ihre frühern Namen.

Die Gränzen dieser Blätter erlauben nicht eine größere Ausführlichkeit, und wir beschränken uns hier nur auf die Hauptstämme. Diese sind:

1) Die Tataren, die beim Eindringen der Russen im westlichen Sibirien herrschten und jetzt in den Gouvernements Tomsk und Tobolsk wohnen. In den beiden gleichnamigen Städten, so wie in Tara, machten sie früher die Haupteinwohnerzahl aus, jetzt sind sie sehr zusammengeschmolzen. Außer diesen Städten

haben sie noch andere Orte inne, die man tatarische Sloboden nennt. Ihre ganze Zahl beträgt 17,000, wovon aber das weibliche Geschlecht ausgenommen ist, das bei Volkszählungen in Rußland nicht in Betracht kommt, indem immer nur nach „männlichen Seelen" gerechnet wird.

2) In den südlichen Theilen des Gouvernements Jenisseisk und Tomsk trifft man 12,000 Männer, tatarischen Ursprungs, die verschiedene Benennungen führen, z. B. die Katschinzen, Kisilzen, Shagaizen u. s. w., und eine Mischung mit andern Stämmen, hauptsächlich mit den Dsjungaren bilden.

3) Die Wogulen, früher von den Tataren abhängig, wohnen im Westen Sibiriens, wo die Nord- und Südgränzen sich einander nähern, ungefähr 2200 männliche Seelen betragend.

4) Die Ostjaken, 18,000 männliche Bewohner stark, früher als die übrigen Völker den Russen bekannt, im nördlichen Theile West-Sibiriens.

5) Im rauhesten Klima, am obschen und jenisseischen Meerbusen wohnen die Samojeden, 3000 Mann stark.

6) In der nach ihnen benannten Steppe und in den Gegenden nahe bei der Gränzlinie leben die Kirgis-Kaissaken, deren Zahl in der Steppe unbekannt ist und eigentlich nicht zur allgemeinen Bevölkerung Sibiriens gerechnet wird. Innerhalb der russischen Gränze ist ihre Anzahl unbestimmt, und immerwährendem Wechsel unterworfen.

7) Die Kalmücken, die man zusammenlebend nur im Süden des Gouvernements Tomsk findet. Die meisten leben zerstreut und im leibeigenen Zustande, da die Kirgisen sie durch Tausch erwerben und dann von ihnen, für eine durch Gesetz bestimmte Zeit, Dienstleistungen fordern dürfen.

8) Die Bucharen und Taschkenter, jenseits der Gränze herstammend, und durch alte Urkunden mit besondern Handelsvorrechten begnadigt, leben hauptsächlich an den Gränzlinien, und einige davon in den Städten Tomsk und Tobolsk.

9) Die Burjäten, mongolischen Stammes, 73,000 Männer an der Zahl, bewohnen die Umgegend des Baikalsees und theilen sich in viele Geschlechter.

10) Im mittleren Theile der Provinz Jakutsk und auch in den angränzenden Landstrichen der Gouvernements Irkutsk und Jenisseisk wohnen die Jakuten. Ihre Anzahl beträgt 66,000 männliche Seelen.

11) Die Tungusen. 16,000 Männer, sind, durch andere Völker verdrängt, über den ganzen Norden und Osten verstreut.

12) Die Kamtschadalen, 1400 männliche Bewohner der Halb-Insel Kamtschatka.

13) Die Korjäken, 1400 Mann stark, im Lande der Tschuktschen.

14) Die Jukagiren und Lamuten, im nördlichen Theile der Provinz Jakutsk, betragen 1500 Mann.

15) 250 nomadisirende Karagassen, im Nishneudinskischen Kreise des Gouvernements Irkutsk.

16) Die Kurilen und Aljutoren auf Kamtschatka.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ausbeutung

der Kupferminen in England und dem übrigen Europa.

(Schluß.)

Für den, der nie die Ausbeutung von Minen in der Nähe gesehen hat, bieten die von Cornwallis einen äußerst interessanten Anblick, besonders wenn man sie von dem Cairn-Marth, einem 750′ hohen Felsen betrachtet. In einem Lande, das weder flach noch bergig ist, sondern nur eine leichte Abwechslung von Thälern und Hügeln darbietet, sind in den ersten Stunden des Tages der Bergmann und der Feldarbeiter unter einander gemengt, sobald aber die Glocke ertönt, ändert sich die Scene, und alsbald sieht man einen Schwarm von Männern, Weibern und Kindern gleich einem Ameisenhaufen einem kleinen Loche zulaufen und verschwinden. Nun sieht man nur noch die Bewegung der ungeheuern Hebel der Dampfmaschinen, die entweder das Wasser aus den Galerien ausschöpfen, oder das ausgegrabene Erz herausheben und es zerstoßen. Ueberall herrscht tiefes Schweigen; die weißen Häuschen der Minenarbeiter sind verlassen, nichts kündigt Leben und Bewegung an, als die dichten Rauchwolken aus den Kaminen der Dampfmaschinen. Die mit der Reinigung des Erzes beauftragten Weiber und Kinder arbeiten unter ungeheuern Schuppen.

Der größte Theil der Minen von Cornwallis liegt zwischen der Stadt Truro und dem Land's End auf einem ziemlich kleinen Raume beisammen, die wichtigsten aber in der Nähe von Redruth. Diese Schätze liegen in einzelnen, durch Erderschütterungen erzeugten Spalten, die aber nie ganz ausgefüllt sind; sie bilden Klumpen und Adern, welche die Schiefer und Granitfelsen in allen Richtungen durchschneiden. Man unterscheidet drei Arten dieser Adern oder Loden, wie man sie im Lande nennt. Die ältesten sind die reichsten; ihre Richtung geht von West nach Ost, die zweite Klasse von Südost gegen Nordwest, und die dritte, wie die erste von West nach Ost. Die Metalladern liegen nicht vertikal, sondern meist gegen den Horizont sehr geneigt. Die, welche von Westen gegen Osten streichen, sind gewöhnlich unter einem Winkel von 35° bis 70° gegen Norden geneigt; ihre größte Dicke ist drei bis sechs Fuß. Zuweilen findet man indeß Loden von 9 und selbst 12 Fuß, und in einer derselben, die den Namen Relistian trägt, bis zu 30′. Die Adern von neuerer Bildung sind meist breiter als die alten. Ihre Länge wechselt bedeutend; die Loden, welche von West nach Osten streichen, nehmen einen Raum von 2 bis 4000 Schritten, manchmal sogar von 11,000 Schritten ein; auffallend ist indeß, daß wenn eine alte Ader von einer andern von neuerer Formation durchsetzt ist, sie häufig auf der einen Seite des Durchschnitts sehr reich, auf der andern sehr schwach ist. Die Loden enthalten nicht bloß reines Kupfer, sondern Zinn ist in großer Menge beigemischt.

Man zählt in Cornwallis 81 Kupferminen, deren Ertrag sehr wechselt: manche liefern nicht mehr als eine halbe Tonne reines Metall, während andere bis 1900 geben. Gewöhnlich nehmen sie einen großen Raum ein: die von Dolcooth z. B. 1368 □′, fünf Dampfmaschinen und 600 Menschen arbeiten an dieser Mine, welche monatlich 60 bis 70 Tonnen geläutertes

Kupfer liefert. Die sogenannten **konsolidirten** Minen sind die bedeutendsten in Cornwallis, vielleicht in Europa. Sie liegen im Kirchspiel Gwennap, eine starke Stunde östlich von Redruth, laufen an den Bergen fort und nehmen eine Grundfläche von 800 Akres ein. Sie liegen 300 Fuß über dem Meere, ihr Hauptschacht aber hat eine Tiefe von 1340′ unter dem Meeresniveau. Die bedeutendsten Loden dieser Mine haben 8′ Dicke und die Verzweigungen 12 bis 18 Zoll. Die Länge der Stollen zusammengenommen beträgt 47 englische oder 9½ deutsche Meilen.

Die Zahl und Kraft der angewandten Maschinen ist ungeheuer: fürs erste sind acht Wasserpumpen da mit Cylindern von 65 bis 90 Zoll im Durchmesser, um das Wasser in den Gängen auszuschöpfen: die größte davon verbraucht in 24 Stunden 180 Bushels Kohlen, pumpt dagegen mit jedem Stoße 64 Gallonen Wasser aus, und solcher Stöße erfolgen 12 in der Minute. Acht andere minder mächtige Maschinen ziehen das Erz herauf und zerbröckeln es, endlich arbeiten noch 16 kleinere Pumpen und sechs gewöhnliche Göpel in diesen Minen. Die Kraft dieser Maschinen gleicht der von 1000 Pferden, da aber Pferde nur acht Stunden im Tage diese angestrengte Arbeit verrichten könnten, so müßte man, wenn wirklich Pferde gebraucht werden sollten, deren 3000 haben. Ferner arbeiten in diesen konsolidirten Minen fortwährend 2400 Bergleute, eine Menge anderer Arbeiter, die gelegentlich herbei gerufen werden, ungerechnet. Diese Minen liefern das beste Kupfer von Cornwallis; im Jahre 1831, 1200 Tonnen reines Metall, im J. 1832, 1520; im J. 1833, 1914, welche 152,000 Pf. (1,824,000 fl.) betrugen. Der Ertrag sämmtlicher Minen in Cornwallis war, wie folgt:

Im Jahre	Erz		Reines Metall		Werth.
1800	55,981	Tonnen	5,187	Tonnen	550,925 Pf.
1805	78,452	—	6,254	—	562,410
1810	66,048	—	6,682	—	570,035
1815	78,433	—	6,525	—	552,815
1820	91,473	—	7,508	—	602,441
1825	107,354	—	8,226	—	726,353
1830	133,964	—	10,748	—	773,816
1831	144,402	—	12,044	—	806,090

Wie groß auch der stets fortschreitende Ertrag dieser Minen seyn mag, so besitzt Cornwallis doch noch ganz andere Schätze.

Man findet auf dieser Erdzunge Niederlagen von Quarz, Glimmer, Zinn, Blei, Antimonium, Gold, Silber, Wismuth und Zink, deren Ausbeutung 15,000 Arbeiter und 10 Dampfmaschinen erfordert; aber die Kupferminen sind die reichsten, die Zinnminen nehmen erst den zweiten Rang ein. *) Man findet indessen das Kupfer selten gediegen, sondern meist mit andern mineralischen Substanzen vermischt, z. B. mit Schwefel, Arsenik und Antimonium, manchmal mit Eisen und Zinn; oft besteht das Erz nur aus kohlensaurem oder phosphorsaurem Kupfer. In manchen Minen gibt das Erz nur 3%, in andern 30 bis 60% reines Kupfer. Die Behandlungsart, um es in kompakte und homogene Massen zu verwandeln, ist darum auch sehr verschieden. Sobald es aus der Mine kömmt, wird es klein gestoßen und gewaschen, braucht jedoch nicht, wie das Zinn, in Staub verwandelt und gesiebt zu werden. Dann wird es an Kompagnien verkauft, welche sich ausschließend mit dem Schmelzen abgeben. Fast alles Kupfererz, das in Großbritannien gewonnen wird, kaufen zehn solcher Kompagnien auf: i. J. 1834 z. B. in Cornwallis allein für 1,032,000 Pfd. St. (12,384,000 fl.); die Minenbesitzer geben sich nur mit Gewinnung des Erzes selbst ab. Das verkaufte Erz wird nach Wales oder an die Küste von Glamorgan in der Nähe von Neath oder Swansea geschafft, wo es in Barren, Platten oder Blöcke umgewandelt wird. Die Grafschaft Cornwallis besitzt wenige Kohlen, während in Wales Kohlen in Menge sich finden, und sehr wohlfeil sind, so daß alle nöthigen Operationen mit mehr Vortheil vorgenommen werden können. Die Schiffe, welche von Wales nach Cornwallis gehen, bringen die für die Dampfmaschinen nöthigen Kohlen, und kehren mit Erz beladen zurück: Alles ist demnach auf die sparsamste Weise eingerichtet.

Wir wollen jetzt einen Blick auf das Arbeitssystem werfen, das die Interessen der Arbeiter mit denen der Unternehmer vereinigt. Die Beaufsichtigung der Arbeiter in den Minen ist schwer, fast unmöglich, bezahlte man sie also tagweise, so erhielte man schlechte Arbeit; wollte man sie nach dem gewonnenen Erze bezahlen, so würde die Schätzung der Arbeiten äußerst schwierig und eine Quelle ewigen Streits zwischen Arbeitern und Meister seyn. Um diesem auszuweichen, findet jede Woche am Eingang der Minen der Verkauf des Erzes öffentlich statt, und der Antheil des Arbeiters wird nun nach einer zum Voraus getroffenen Uebereinkunft bestimmt. Ist die Mine sehr reich, so erhält der Arbeiter sechs Pence (18 kr.) vom Pfd. St., ist sie schwach, so steigt der Antheil des Arbeiters bis auf 15 Sch. (9 fl.) vom Pfd. Sein Interesse ist demnach mit dem des Herrn immer im Verhältniß.

Eine kleine Anzahl Angestellter ausgenommen, hat kein Arbeiter einen bestimmten Gehalt, sondern man tritt ihnen pachtmäßig die einzelnen Theile der Mine ab, wobei zwei, drei oder vier Personen sich jedesmal vereinigen. Der Pacht gilt für zwei Monate, findet aber der Arbeiter seinen Antheil zu schwierig oder zu arm, so kann er ihn gegen Bezahlung von 30 Schilling an den Herrn wieder aufgeben. So werden die Streitigkeiten zwischen den Arbeitern und den Herrn, die in andern Minen Englands und des Kontinents so häufig sind, gänzlich vermieden.

*) Ihre Bearbeitung geht bis ins graueste Alterthum zurück, da bekanntlich schon die Phönizier dort Zinn holten. Nach der Zerstörung Carthago's bemächtigten sich die Marseiller dieses Handels, und führten das Zinn nach Narbonne, welches der große Markt desselben wurde. Die Normannen ließen es nach der Eroberung eines ihrer ersten Geschäfte seyn, sich dieser Zinnminen zu versichern. Im 13ten Jahrhundert kannte man in Europa kein anderes Zinn, als das von Devon und Cornwallis; denn die Mauren hatten die spanischen Minen zerstört und verschüttet. Deutschland bearbeitete seine Minen erst im Jahre 1240. Während der bürgerlichen Kriege sank die Ausbeutung in England; erst seit dem 18ten Jahrhundert werden sie wieder stärker bebaut und liefern jetzt etwa 4500 bis 5000 Tonnen, sie fangen aber an sich zu erschöpfen. England führt 2600 Tonnen Zinn aus, und etwa 1000 Tonnen aus der Halbinsel Malacca ein: die Kupferausfuhr beträgt über 7000 Tonnen.

Die souterrain captains, wie man diejenigen nennt, welche im Namen von zwei oder drei Gefährten den Pacht abschließen, bilden das Zwischenglied zwischen Herrn und Arbeitern. Der Zufall begünstigt freilich nicht immer die Einsicht und Thätigkeit der Bergleute, manchmal gewinnt aber auch eine solche kleine Gesellschaft in Zeit von 2 Monaten 5 bis 600 Pfd. St. Nie hört man von Klagen oder Arbeiterverbindungen, und die Leute zeichnen sich fast sämmtlich durch Arbeitsamkeit, Redlichkeit und Einsicht aus.

Eine Musethierjagd.*)

Im Frühjahre 1833 waren die Musethiere in der Nähe der Schudiac-Seen ungewöhnlich häufig, und da der Schnee in den Wäldern so tief lag, daß es ihnen fast unmöglich war zu entkommen, so wurden sehr viele gefangen. Am 1 März gingen wir unsrer drei, mit Schneeschuhen, Flinten, Aexten und Mundvorrath auf 14 Tage versehen, auf die Jagd. Am ersten Tage legten wir in einem mit Einem Pferde bespannten Schlitten 50 englische Meilen bis zum nächsten See zurück, wo wir die Nacht in der Hütte eines Indianers vom Stamme der Passamaquoddy, Namens Lewis, zubrachten, der, der herumschweifenden Lebensart seiner Gefährten müde, sich jetzt mit Ackerbau und Holzarbeiten beschäftigte. Hier sahen wir Schneeschuhe machen, wozu in der That mehr Geschicklichkeit gehört als man auf den ersten Anblick glauben sollte. Die Männer verfertigen gewöhnlich die dazu erforderlichen Reife und die Weiber flechten die Schnüre hinein, die aus der Haut des Karabuthieres geschnitten werden.

Am folgenden Tage gingen wir zu Fuße weiter, wurden aber von einem so heftigen von Regen begleiteten Sturme überfallen, daß wir einen ganzen Tag liegen bleiben mußten. Am nächsten Morgen zogen wir Schneeschuhe an, mit denen wir ungefähr 15 Meilen bis zum Anfange des Musquasch-Sees zurücklegten, wo wir ein Lager fanden, das von einigen Holzarbeitern für den Winter errichtet worden war, und wo wir unser Hauptquartier aufschlugen. Nachmittags jagte ein Indianer ein weibliches Musethier nebst zwei jährigen Jungen eine Viertelmeile vom Lager auf, war aber genöthigt die Mutter zu schießen. Wir gaben uns Mühe, die Jungen lebendig zu fangen, was uns mit einem derselben auch gelang, das wir in einen für Hornvieh bestimmten Verschlag einsperrten; das andere aber mußten wir, da die Nacht einbrach, im Walde zurücklassen. Da die Hunde am nämlichen Tage zwei schöne Thiere getödtet hatten, so bereiteten wir uns einen Theil des Fleisches, das uns köstlicher als Alles schmeckte, was wir bis dahin noch gegessen hatten; indeß muß ich bekennen, daß man bei tüchtigem Hunger wohl nicht leicht im Stande seyn dürfte ein unpartheiisches Urtheil über Speisen zu fällen. Nach dem Essen legten wir uns um das ungeheure Feuer, das wir angezündet hatten, zur Ruhe.

Am folgenden Morgen kamen wir auf die Fährte eines Musethieres, das von den Indianern am Tage zuvor aus seinem Lager aufgejagt worden war, und obschon der Schnee fünf Fuß und an manchen Stellen noch tiefer lag, so legten wir doch drei Meilen zurück, bevor wir an die Stelle kamen, wo das Thier sein Lager gehabt hatte. Als wir hinkamen, hatte es dasselbe etwa erst seit einer Stunde verlassen; wir gingen also vorwärts, in der Hoffnung, daß wir es doch über kurz oder lang einholen würden. Wir waren etwa anderthalb Meilen weit gekommen, als wir durch eine plötzliche Wendung, welche das Thier gemacht hatte, die Fährte wieder verloren, und als wir sie wieder fanden, sahen wir einen Indianer in Verfolgung des bereits ermatteten Thieres begriffen. Bald darauf hörten wir einen Schuß, und indem wir schnell hinzu liefen, sahen wir das verwundete Wild in einem Gebüsche stehen, wo wir ihm vollends den Rest gaben. Das hart verfolgte Thier hatte sich gegen den Indianer gekehrt, der schnell sein Gewehr abfeuerte und sich versteckte. Es war drei Jahre alt, folglich noch nicht ganz ausgewachsen und 6½ Fuß hoch.

Es ließ sich kaum begreifen, wie das Thier bei so tiefem Schnee so schnell hatte fortkommen können. Eine Zeit lang war es dem Lauf eines Baches gefolgt, über welchem der Schnee wegen der höhern Temperatur des Wassers eingesunken war. Wir hatten hier Gelegenheit uns von der gewaltigen Kraft zu überzeugen, welche diese Thiere beim Springen über Gegenstände entwickeln, welche ihren Lauf aufhalten. Es fanden sich Stellen, wo der Wind Schneehügel von mehr als 10 Fuß Höhe zusammengeweht hatte, und doch war das Musethier, wie sich aus der Fährte zu beiden Seiten der Hügel erwies, mit einem einzigen Satz hinübergekommen.

Das junge Thier, das wir eingesperrt hatten, war, als es gefangen wurde, so ermattet und muthlos, daß es sich ohne Widerstand nach dem Lager führen ließ. Indeß hatte es sich mittlerweile erholt, und wir wurden nun in der Nacht von einem fürchterlichen Lärm im Schupfen aufgeweckt, aus dem das Thier sich mit aller Anstrengung befreien wollte. Es war so wüthend, daß es, wenn einer von uns nur eine Hand durch eine Oeffnung des Stalles steckte, mit furchtbarem Gebrüll und gesträubter Mähne darauf losstürzte; die Haut eines Musethieres, die wir ihm hineinwarfen, war in einem Augenblick zerrissen, und so mußten wir uns zu unserem großen Leidwesen überzeugen, daß es unmöglich sey, das Thier lebendig zu erhalten. Es war ein Jahr alt und nicht ganz 6 Fuß hoch.

Als wir uns nach dem andern, das im Walde zurückgeblieben war, umsahen, zeigte uns die Fährte, daß es sich etwa anderthalb Meilen weit zurückgezogen hatte. Dieses junge Thier war noch weit wilder als das vorige; es hatte in einem kleinen Umkreise um sich her den Schnee niedergetreten, und so oft einer von uns dieser Verschanzung zu nahe kam, schickte es sich an mit der größten Wuth auf ihn loszuspringen. Da wir uns überzeugten, daß wir vergebens versuchen würden es lebendig zu fangen, so ließen wir es in Ruhe und gingen weiter, um ein anderes aufzusuchen, dessen wir leichter habhaft werden könnten. Um Thiere dieser Art, welche nicht mehr ganz jung sind, zu zähmen, wäre meiner Meinung nach das beste Mittel, wenn man sie in gänzlich erschöpftem Zustande gut fesselte und sie so lange gebunden liegen ließe, bis sie sich überzeugt hätten, daß jeder Widerstand fruchtlos sey; denn läßt man sie ungebunden, so toben sie, wie uns die Erfahrung zeigte, so lange, bis sie sich selbst umgebracht haben.

Am folgenden Tage kamen wir auf die Fährte von zwei jungen Böcken, die von den Indianern aufgejagt worden waren; wir verfolgten sie und holten sie nach einem Wege von 2 bis 3 Meilen glücklich ein. Da wir sie gern so nahe als möglich bei unserem Lager gehabt hätten, so suchten wir sie dahin zu treiben. Dieß gelang einige Zeit nach Wunsch, endlich aber kehrte sich der eine der beiden Böcke, nach mehreren vergeblichen Versuchen einen andern Weg einzuschlagen, gegen seinen Verfolger, der ihn nun um seiner Sicherheit willen niederschießen mußte. Der andere war etwas lenksamer, da aber alle seine Versuche zum Rückzuge ebenfalls vereitelt wurden, so kehrte auch er sich gegen uns, und wir waren mithin genöthigt auch ihn zu erschießen. Wir zogen den beiden Thieren die Häute ab, und nahmen die Zungen und Mäuler mit uns, die für Leckerbissen gelten.

Bald darauf holten wir ein Weibchen mit einem Jungen ein, das sich, sobald es uns ansichtig wurde, gegen uns setzte, und das wir mit einem Schuß durch den Kopf erlegten. Merkwürdig ist es, wie schnell diese Thiere einen Fußpfad in den harten Schnee treten; die Kraft ihrer Vorderfüße ist so groß, daß jeder, der es wagte ihnen zu nahe zu kommen, unfehlbar verloren wäre. Das erwähnte Weibchen hatte nur Ein Junges bei sich, obwohl die gewöhnliche Zahl zwei ist, und zwar stets ein männliches und ein weibliches.

Das Musethier hat viele Aehnlichkeit mit dem Pferde, und besitzt auch die meisten der Vorzüge und Fehler desselben. Von der außerordentlichen Schärfe des Gehörs und Geruchs dieser Thiere hatten wir oft Gelegenheit uns zu überzeugen. Sie nähren sich von jungen saftigen Zweigen und Schößlingen der Ceder, Tanne, des Ahorn, der Birke und anderer Bäume; die der sogenannten Sproffenfichte (spruce) aber berühren sie nicht. Im Herbst lockt man sie dadurch, daß man ihr Geschrei nachmacht. Der Jäger versteckt sich in einen hohlen Baum, wo er es auf einem Stück zusammengerollter Birkenrinde nachahmt, und tödtet das herbeikommende Thier aus seinem Hinterhalt, denn ihm im Freien zu nahe kommen, ist sehr gefährlich, weil der Schütze, wenn er fehlte, unfehlbar verloren wäre.

*) Aus Audubons Ornithological Biographie of the Birds of the United States of America.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 81. 22 März 1835.

Ueber den Serapistempel zu Pozzuoli.

Von diesem berühmten Tempel stehen bekanntlich noch einige Säulen aufrecht; der untere Theil dieser Säulen von dem etwa zehn Fuß über dem Meeresniveau gelegenen Boden an bis zu einer Höhe von 12 Fuß ist rings um dieselben voll von kleinen Höhlungen, wie diejenigen sind, welche die Pholaden (modiola lithophaga) in die Uferfelsen bohren; weiter hinauf finden sich keine solche Höhlungen. Aus dieser Erscheinung ergeben sich die drei nachfolgenden Umstände: zur Zeit der Erbauung dieses Tempels mag das Verhältniß zwischen Land und Meer ungefähr dasselbe gewesen seyn, wie jetzt; später standen jene Säulen Jahrhunderte lang unter dem Wasser, und seit jener Zeit ist abermals eine Veränderung eingetreten. Wenige Erscheinungen haben die Naturforscher so sehr in Verlegenheit gesetzt wie diese, und manche haben die versuchten Erklärungen anderer nur als unstatthaft widerlegt, sich aber nicht getraut, selbst eine Erklärung derselben zu unternehmen.

In neuester Zeit hat dieß wiederum Ch. Babbage*) versucht, und die Behauptung aufgestellt, daß der Boden, auf dem der Tempel stehe, sich in verschiedenen Perioden langsam gesenkt und auch wieder erhoben habe. Wir übergehen die nähere Ausführung über die Bildung des Bodens in der Area des Tempels aus Tuff, Sand u. dgl., um uns bloß an die Hauptsache, nämlich das Sinken und Steigen des Bodens zu halten, wovon der Verfasser mehrere Fälle aus der Nachbarschaft jenes Tempels anführt. So besteht ein ehemaliges Seeufer in der Nähe des Monte Nuovo, zwei Fuß über dem jetzigen; die zerbrochenen Säulen des Tempels der Nymphen und Neptuns stehen jetzt noch in der See; eine Linie von Durchbohrungen durch Modiola und andere Andeutungen eines Wasserstandes, vier Fuß über dem jetzigen Meeresniveau, bemerkt man am sechsten Pfeiler der Brücke des Caligula, ferner am 12ten Pfeiler in der Höhe von 10′; eine ähnliche Linie von Durchbohrungen durch Modiola ist an der Klippe der Insel Nisida gegenüber sichtbar, 32′ über dem jetzigen Niveau des mittelländischen Meeres.

Das allmähliche Sinken und dann darauf folgende Steigen des Bodens erklärt der Verfasser auf folgende Weise. Nach mehreren, von einem Oberst Totten angestellten und in Silliman's American Journal of Science aufgeführten Beobachtungen hat er eine Tabelle der Ausdehnung von Granit, Marmor und Sandstein von verschiedener Dicke, von 1 bis 500 (engl.) M., und bei verschiedenen Temperaturgraden von 1°, 20°, 50°, 100° und 500° Fahrenheit berechnet, und aus dieser Tabelle ergibt sich, daß wenn die Schichten unter dem Tempel sich in gleichem Verhältnisse mit Sandstein ausdehnen, und eine Schichte von fünf Meilen Dicke durch eine vermehrte Hitze von nur 100° F. (44½° R.) erhitzt würde, der Boden des Tempels sich schon um 25 Fuß heben müßte, eine größere Veränderung als nöthig ist, um das oben angegebene Phänomen zu erklären. Eine vermehrte Temperatur von nur 50° würde dieselbe Wirkung auf Schichten von 10 Meilen Dicke, und eine vermehrte Hitze von 500° auf eine Schichte von nur einer Meile in der Dicke haben.

Der Verfasser verweist dann auf die verschiedenen Quellen vulkanischer Hitze in der Nachbarschaft, und glaubt, die Veränderung im Niveau lasse sich dadurch erklären, daß man annehme, der Tempel sey am Rande des Wassers zu einer Zeit hoher unterirdischer Temperatur gebaut worden, und gesunken, als sich die tiefern Schichten durch allmähliche Abkühlung zusammengezogen; als diese Zusammenziehung einen gewissen Punkt erreicht hatte, erzeugte ein neuer Zutritt von Hitze aus einem benachbarten Vulkan durch Erhöhung der Temperatur der Schichten eine neue Ausdehnung, und hob den Tempel wieder ungefähr auf seinen ehemaligen Standpunkt.

*) In einer Schrift, betitelt: Observations on the temple of Serapis; with remarks on certain causes which may produce geological cycles of great extent.

Panorama von Sibirien.

(Fortsetzung.)

Diese Stämme zerfallen wieder in mehrere verschiedene Namen führende Geschlechter. Außer ihnen befinden sich aber auch noch fremde Völker in Sibirien, die theilweise von der russischen Regierung unabhängig sind, nämlich: die Tschuktschen, ein kriegerisches, von allen übrigen entferntes, auf der tschuktschischen Halbinsel lebendes Volk. Dann die dsjungarischen Stämme in der Umgebung des telezkischen Sees, die von China und Rußland ge-

meinschaftlich abhängen und daher „Doppelzinspflichtige“ genannt werden.

Alle diese verschiedenen Stämme kann man wieder in drei Ordnungen eintheilen, nämlich: 1) in Angesessene, die Handel und Ackerbau treiben, 2) in Nomaden bestimmter Gegenden, welche sie in den verschiedenen Jahreszeiten wechseln und Viehzucht treiben, und 3) in Umherschweifende ohne bleibende Stätte, die sich in Wäldern und an den Flüssen von der Jagd und dem Fischfang nähren.

Theilweise kann der Glaube, als verringere sich die Zahl der Fremdlinge in Sibirien, bekräftigt werden, doch nicht im Allgemeinen, da im Jahre 1763 die Zahl der Fremden in Sibirien 132,000 betrug, jetzt aber ungefähr auf 221,000 angenommen werden kann, so daß sich also die männliche Kopfzahl ungefähr um zwei Drittel vermehrt hat.

Die allmähliche Bevölkerung Sibiriens durch die Russen soll im Folgenden dargethan werden.

Viele wurden durch die Erzählungen von dem Reichthume dieser Gegend an Wild bewogen, den Eroberern zu folgen, besonders eilten darum viele Jäger aus dem nördlichen Rußland dorthin. Die düstern Zeiten im Vaterlande, die innern Zwistigkeiten waren Ursachen zu zahlreichen Auswanderungen nach dem Osten, doch gingen die ersten Wanderer nicht weit, sondern ließen sich durch die Schwierigkeiten der Verbindung abschrecken. Einzelne Kühne freilich drangen weiter vor. So wurde die Bevölkerung durch das Uralgebirge gleichsam gedämmt. Auf diesen reichen Höhen winkte ein bequemes, ruhiges Leben; man hatte hier zu viel, als daß man eines fernen ungewissen Vortheils wegen sich Gefahren aussetzen sollte. Daher der Umstand, daß die Bevölkerung des Ural größer ist, als die des ganzen übrigen Sibiriens zusammengenommen. Da die Zahl der ersten Eroberer nur klein war, mußten sie zu ihrem Schutze Bollwerke und Befestigungen anlegen. Als die Regierung Theil nahm an der Besiegung Sibiriens, wurden diese kleinen Festungen verstärkt, und Leute zur Auswanderung aufgemuntert. So entstanden früher Städte, als Kolonien, die sich dem Ackerbau widmeten. Sichere und bequeme Verbindungen sogleich anzulegen, war bei den großen Entfernungen, wie sie sich in Sibirien zeigen, unmöglich. Die kleinen Festungen waren überall zerstreut, und nur die Flüsse boten die einzigen Kommunikationen dar, so daß noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts Irkutsk für Tobolsk das war, was jetzt Kamtschatka für Irkutsk ist. Unter solchen Umständen war keine Vermehrung der Russen in ihren zerstreuten Wohnplätzen anzunehmen. Ihre Beschäftigungen, nämlich Jagd und die Eroberung neuer Ländereien, machten theilweise Wanderungen nicht selten; jeder zog vortheilhafte und sichere Orte vor, und so entstanden durch getrennte Familien neue Ansiedelungen, jedoch der Sicherheit wegen nicht zu entfernt von den Befestigungen.

Die Regierung wandte ihre Aufmerksamkeit besonders auf die an den Ural gränzenden Gegenden. Sie ließ die Städte Tjumen, Turinsk und Tobolsk befestigen, bestimmte die Auswanderungen aus Nowogorod, Wologda, Ssolwnitschegodsk und Ustjug, und siedelte längs den damaligen Landstraßen nach Tobolsk und noch weiter nach dem Norden zu längs den Flüssen Ob und Irtysch Postbauern an. Die Bevölkerung dieser Orte ging rasch von Statten. Die Nähe des Uralgebirges, wo sich Zufluchtsorte, Arbeit und Unterhalt darboten, und sich Jeder gleich beim Anfange seines Abzugs aus Rußland ansiedeln, mancher aber auch später unzufrieden werden konnte mit der beschwerlichen Bergarbeit, und darum das Bessere aufzusuchen wünschte, verursachte, daß sich die Bevölkerung weiter vorschob bis zu den Ufern des Tobol, des Irtysch, der Tura und des Itschim. Die Hauptorte außerhalb dieser Gegenden waren Jeniseisk, Tara, Tomsk, Ilimsk, Jakutsk und Irkutsk.

China's Nachbarschaft und die Entdeckung der Bergwerke, zwei Ursachen, die mit den Vortheilen der Einzelnen übereinstimmten, daher von diesen unterstützt wurden, führten auf den Gedanken, Sibiriens Volksmenge nach einem gewissen Plane zu ordnen.

Die Nachbarschaft China's bot Aussichten für die Politik und den Handel dar. Wegen der erstern wurde die Gränzbevölkerung verstärkt, da man aber die Gefährlichkeit der Nachbarschaft einsah, so benutzte man die Vortheile dieser Ansiedelung mehr in kommerzieller Hinsicht. Die Kirgisen-Steppe war eine gefährliche Nähe, weßhalb die Regierung dort eine Reihe von Befestigungen anlegen ließ, diese so viel als möglich bevölkerte, und die Mittel der Kosaken vermehrte, um hier die russischen Besitzungen sicher zu stellen. Diese Organisation ist in der Bevölkerung Sibiriens sehr wichtig, aber mehr in der Sicherung der Länder, denen sie Schutz gewährt, als durch die Menschenmenge selbst. China sorgte dagegen seinerseits für die Vergrößerung der Bevölkerung Kiachta's, da dieser Ort den Mittelpunkt der gegenseitigen Verbindung zweier großen Reiche bildet.

Der Mensch verleiht gewöhnlich den Gegenständen größern Werth, die er gegen seinen Willen verloren hat, und so mag der Verlust Albasin's und des Amurflusses auch die Ursache gewesen seyn, die Aufmerksamkeit auf die, jenseits des Stanowoi-Chrebet liegenden Länder zu richten, und sich zu bemühen, dort sich durch vermehrte Bevölkerung zu befestigen. Das Klima, eine Mischung rauher und dann wieder anhaltend gesunder Luft, verlieh diesen Gegenden eine besondere Anziehungskraft. Das Gerücht hievon ging von Land zu Lande, und von Generation zu Generation, so daß nicht nur Sibiriens Bewohner, sondern auch viele in Rußland selbst den Verlust des Amur tief bedauerten. An Ort und Stelle wurde man dann freilich entzaubert und die Bevölkerung hat sich jenseits des Stanowoi-Chrebet eben nicht bedeutend vermehrt.

Nach der Begründung sicherer Verbindungen mit China — wozu aber nicht vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts wirksame Maßregeln genommen wurden — hob sich der Handel von Jahr zu Jahr. Unter der Zeit wurden auch im kolüwanschen und nertschinskischen Gebiete Bergwerke angelegt.

Die erstern, nahe an bewohnten Orten belegen, in einer der besten Gegenden von Sibirien, und anfänglich im Besitze von Privatpersonen, zogen bald eine bedeutende Bevölkerung heran. Diese verwandten ihre Kapitale auf die Bearbeitung der Bergwerke und standen mit den uralschen in Verbindung, mit welchen sie sich in die Arbeiter theilten.

Dagegen waren besondere Maßregeln nothwendig, um die Be-

völkerung für die entferntern nertschinskischen Hüttenwerke, die seit ihrer Gründung Eigenthum der Regierung waren, zu vermehren. Die Regierung übersiedelte zu diesem Zweck aus den mehr bevölkerten Distrikten von Jeniffeisk und Irkutsk sogenannte „müßige Leute," d. h. solche, die bei keiner Kopfsteuer angemerkt waren, freilich mit großen Schwierigkeiten dorthin, und so große Aufmerksamkeit widmete man dieser Sache, daß alle Verordnungen in dieser Hinsicht direkt vom dirigirenden Senate ausgingen, der diese Anordnungen auf die ausführlichsten Nachrichten über örtliche Lage und Umstände begründete. So gründete man aufs neue an zwei Orten Ansiedelungen, bei welchen aber die Verbindung der einzelnen Theile noch immer unvollkommen und durch große Wüsten getrennt blieb.

(Fortsetzung folgt.)

Konzerte
in Lafitte's Hotel. — Französischer Musiksinn.

Wenn man von dem Bastillenplatze nach dem Boulevard Montmartre herabkommt, und von da nach dem Boulevard des Italiens, so liegt rechts, unterhalb der Straße, welche nach der großen Oper führt, eine andere, die in gerader Linie auf die neu erbaute Kirche Notre Dame von Loretto zieht. An den Ecken dieser Straße sind viereckige Brettchen angebracht, um den Namen der Straße anzuzeigen. Auf diesen Brettchen steht ein Name, der vor einiger Zeit verschwinden sollte und der heute wieder hervorkommt. Einst hieß diese Straße Rue d'Artois, nach der Julinsrevolution erhielt sie einen andern Namen; aber wie vom bösen Vorgefühle getrieben, schrieb man diesen neuen Namen auf bloßes Papier und heftete ihn auf den frühern d'Artois. Vielleicht sollte dieß auch nur provisorisch seyn, und der Name mit mehr Glanz und Bestand befestigt werden. Allein seither haben Regen und Wind und Unwetter die papierne Aufschrift verlöscht und die Straße hat ihre alte Bezeichnung wieder angenommen. Sie heißt von Neuem Rue d'Artois.

Der auf Papier geschriebene und also aufgeklebte Name war der von Lafitte. Größere Unwetter, als die, welche seine papierne Verherrlichung vernichteten, hatten seinen Vermögenszustand getroffen; und ihn aus der Reihe der reichsten Bankiers von Paris in den Fallimentszustand, d. h. in die Verlassenheit von allen seinen frühern Freunden und Gönnern verwiesen. Wie wäre er noch würdig gewesen einer Straße der Hauptstadt den Namen zu leihen.

Wenn man dieser Straße folgt bis dahin, wo sie die Rue de Provence durchschneidet, so liegt in dem Winkel links ein Hotel, nach Außen mit einem Vorhause umgeben, in einem Hofe und in einem geschmackvollen einfachen Styl erbaut. Alles in dem äußern Anblick dieses Hotels läßt einen einst sehr reichen Besitzer vermuthen. Dieses Hotel ist das von Lafitte, früherhin das Eigenthum des ersten Ministers von Louis Philipp nach der Julinsrevolution, herrlich und reich möblirt, von seinem Eigenthümer allein bewohnt und benutzt, jedoch allen seinen Freunden offen stehend. Heute ist dieses Hotel, nachdem es vergeblich zum öffentlichen Verkaufe ausgeboten war, eine Art öffentlicher Versammlungsort, ein Estaminet, ein Bazar, ein Konzertsaal geworden, in welchem derzeit ein Spekulant den Modegeschmack der aus den elysäischen Feldern in das Innere der Stadt verlegten Konzerte ausbeutet. In die kostbaren Möbel haben sich hundert Leute bei öffentlicher Versteigerung getheilt, über sein Kabinet und seine Gemäldegalerie hat die Auktion das Loos geworfen, und was der Besitzer seit langen Jahren mit kunstsinniger Auswahl und großen Summen zu einem schönen Ganzen geordnet hatte, ist den Händen der Juden verfallen. Der Eigenthümer selbst ist unsichtbar geworden oder hat sich in einen Winkel seines großen Hotels zurückgezogen; er kann sicher seyn, daß ihn in seiner Einsamkeit niemand stört. Von den frühern Herrlichkeiten sind nur die schönen Säle geblieben, was an Verzierungen unbeweglich war. Zu den schon vorhandenen Sälen ist ein neuer erbaut worden, aus Brettern und Flitter zusammengesetzt, um den Konzerten zum eigentlichen Versammlungsorte zu dienen. Ein mächtiger Anschlagzettel auf rothem Papier bringt jeden Tag der Hauptstadt die Nachricht, daß das Konzert Statt hat „in den historischen Sälen des Herrn Lafitte." Eilt euch, Glück, Vermögen und Ansehen aufzuopfern, um zum Aushängeschild eines Handelsmannes zu dienen!

Mein erstes Eintreten in die neu eröffneten Konzertsäle war bekommen; wir Deutsche sind stets dumm und ehrlich, und bilden uns ein, daß es noch ein Gefühl für Unglück gäbe. Ich dachte an Lafitte, sein ganzes Schicksal seit der Juliusrevolution, die edle Behandlung seines königlichen Freundes, zu dessen Thronbesteigung er hauptsächlich beigetragen, stand lebhaft vor meinen Augen, die Undankbarkeit der Welt, die Undankbarkeit der großen Welt ist etwas Abscheuliches, und ich war einfältig genug zu glauben, ich müßte auf jedem Gesichte der Anwesenden den nämlichen wehmüthigen Eindruck erblicken, der mich so schmerzlich ergriff. Ich bin heute überzeugt, daß gar kein Franzose daran gedacht hat; zwei Drittheile derer, die durch die Säle wogten, haben nie etwas von Lafitte's Schicksal gewußt, das letzte Drittel hat es längst vergessen. Wer wird sich um die Interessen Anderer, besonders um das Unglück Anderer bekümmern? —

Was man nun die ausgesuchte Gesellschaft der Lafitte'schen Konzerte nennt, ist zu deutsch ein bunter Markt, ein Jahrmarkt, ein Dorfjahrmarkt; bald dichter, bald dünner, bald trivialer, bald eleganter, je nachdem es Werktag oder Festtag ist; ein wahres Chaos, ein Mischmasch, ein Durcheinander, ein sonderbarer Zusammenfluß aller denkbaren Leute, die von Musik keine Idee haben, und die scheinbar dahin kommen, um sich an den Ouvertüren von Rossini, Mozart und Beethoven zu ergötzen. Es war an einem Sonntage, als ich zum Erstenmal diesen neuen Kunsttempel betrat, ich mußte mich lange durch das Dickicht von Menschen hindurch drängen, um endlich an dem Eingange eines schönen Zimmers frei athmen zu können. Der Zufall halte mich in die Bibliothek von Lafitte geführt. Alles war noch an seiner alten Stelle, die Bücher in den Glasschränken, in reichem Einbande und wohl geordnet; über dem Kamin und den Thüren werthvolle Gemälde, und allenthalben die reichen Vergoldungen und Bronzeverzierungen, die dieses Hotel zu einem der schönsten von Paris machten. Wenn die Musikliebhaber, wie ich sie bei diesem Besuche gesehen, mit ihren breiten Rücken, mit ihren spitzen und derben Ellbogen und ungeschlachten Füßen noch oft durch diese Gemächer ziehen, so weiß ich nicht, ob man nach einiger Zeit ihre frühere Gestalt erkennen wird.

In diesen Sälen, in diesem Bibliothekzimmer war einst der Versammlungsort der bekanntesten und berühmtesten Männer der neuesten politischen Geschichte, hier empfing Lafitte seine Freunde Manuel, Benjamin Constant, Beranger, hier hat der ehemalige Schützling von Lafitte, heute Minister Sr. Majestät des Königs Louis Philipp, Herr Thiers, manche Inspiration zu dem Werke seiner Revolutionsgeschichte geschöpft, welches zuerst seinen Ruf begründete.

Wo sind alle diese Männer, wo sind die Monumente und die Erinnerungen der geschichtlichen Säle von Lafitte? —

Manuel ist todt, er hatte, um der Sache willen, welche in der Julinsrevolution den Sieg davon getragen, den größten Schimpf erlitten, welcher einem Deputirten widerfahren konnte, er ward durch eine verkäufliche Mehrheit aus der Kammer verwiesen, und durch die Schergen der älteren Bourbonen mit Gewalt daraus vertrieben. Heute hält es schwer sein Grab zu finden. Benjamin Constant ist todt. Er hatte von der neuen Gestaltung der Dinge nach der Juliusrevolution genug gesehen, um sich der tiefsten Hoffnungslosigkeit hinzugeben und noch in dem letzten Augenblick seinen Schmerz darüber auszusprechen. Er hatte von dem dermaligen Könige von Frankreich Geld empfangen, das mußte sein Leben vergiften, seine letzte Stunde erschweren, denn mit diesem Manne ist nicht gut in einem Verkehr irgend einer Art zu stehen, und auf seine Großmuth zähle niemand. Auch Beranger, der sonst unermüdliche Volksdichter, hat sich von der Bühne zurückgezogen, er lebt in stiller Zurückgezogenheit vor einer der Barrièren von Paris, an einem größern Werke arbeitend, das aber erst nach seinem Tode erscheinen soll.

Thiers dagegen ist munter und rührig, er hofft Glück und Reichthum zu gewinnen, wo Lafitte nur Ruin und Verderben geerntet. An

seinen frühern Wohlthäter zu denken, hat er natürlich keine Zeit, und niemand wird es ihm verargen, der seinen Wahlspruch kennt: „sich Vermögen machen, ohne gehenkt zu werden, das ist die ganze Kunst des Lebens." Man sagt, daß er das eine in nicht unbeträchtlichem Maße bereits erlangt habe.

Diese Erinnerungen, der Anblick der Bibliothek, der Anblick der stupiden Mehrheit, die sich hier wie in einem gemeinen Wirthshause herumtreibt, war für mich ein schmerzlicher Kontrast. Welchen Eindruck müßte es auf den unglücklichen Eigenthümer machen, wenn er hier hereintrâte, wenn er das traurige Jetzt mit dem so glänzenden Sonst vergliche. Während Lafitte sich in den verborgensten Theil seines Hotels zurückzog, um den unbescheidenen Blicken der neuen Gäste zu entgehen, saß Louis Philipp, sein verpflichteter Schuldner, der, anstatt eine hülfreiche großmüthige Hand zu reichen, ihm den letzten Stoß gegeben, in Fontainebleau, unter Fest und Lust, unter Klang und Sang, und ließ sich verherrlichen.

Und die Musik in dem Lafitt'schen Konzert? Ach, daß Gott sich erbarme über solchen Unberuf! Was hilft mich da all mein vermittelndes Bestreben! Was nicht im Holze steckt, ist nimmermehr hineinzubringen. Das kann ein deutsches Ohr unmöglich ertragen.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Auszug aus dem Tagebuche des Herrn Oldfield, Wundarzt der Nigerexpedition unter den Gebrüdern Lander. Vorgelesen in einer der jüngsten Sitzungen der geographischen Gesellschaft zu London.

Aus einem Tagebuche, wie das vorliegende, einen genügenden Auszug zu geben, ist fast unmöglich, weil es im Ganzen nur zerstreute Notizen enthält, die der Verfasser Tag für Tag für sich niederschrieb. Wir beschränken uns daher einzig auf die Mittheilung dessen, was Herr Oldfield über den gemachten Versuch mittheilt, den Tschadda (den größten östlichen Beifluß des Nigers) aufwärts zu befahren.

Die Reisenden verließen den Niger am 2 August 1833 und lenkten in den Tschadda ein. Sie kamen bis Dagboh, eine Strecke von 104 englischen Meilen, wo sie wieder umkehrten, weil die Eingebornen sich jedem freundschaftlichen Verkehr durchaus abgeneigt zeigten.

„Am 12 August, 40 Minuten nach 5 Uhr, sagt der Verfasser, gingen wir an einer Stelle vor Anker, wo der Fluß ungefähr 500 Schritte breit war. Während der letzten zwei Stunden fuhren wir zwischen zwei niedern Inseln hin, da wir aus Irrthum den Hauptarm oder das eigentliche Fahrwasser verlassen hatten. Die Breite des Flusses betrug hier an manchen Stellen nicht mehr als ungefähr 60 Schritte, und er glich mehr einem Kriek als einem großen Strom. Die Scenerie längs der Ufer bot den traurigsten, ödesten Anblick; kein Eingeborner ließ sich sehen und nicht ein einziges Kanot begegnete uns. Die einzigen lebenden Wesen, welche sich blicken ließen, waren Vögel und Pavians, welch letztere erschrecken von Baum zu Baum sprangen und uns angrinsten.

„Am 15 August gingen wir 20 Minuten nach 11 Uhr (Vormittags) weiter; das Senkblei zeigte zwei Faden Tiefe. An diesem Tage wurde der Fluß, je weiter wir vorwärts kamen, nach und nach breiter; um 4 Uhr Nachmittags gelangten wir zu unserer großen Freude wieder in den Hauptstrom. Die Scenerie blieb düster und traurig, und nur ein einziges Kanot ließ sich in der Ferne blicken. Unser Vorrath von Reiß, Yams u. s. w. war gänzlich aufgezehrt, und nirgends eine Stadt oder ein Dorf zu erblicken, wo wir uns hätten aufs neue versehen können. Eine ungeheure Menge von Alligators umschwamm unser Fahrzeug in allen Richtungen; der Fluß nahm eine starke Biegung nach Süden. Wir kamen an einigen Palmbäumen vorüber. Unsere Krumen gingen ans Land, um Holz zu holen, allein die Eingebornen widersetzten sich, und so waren sie genöthigt am entgegengesetzten Ufer auszusteigen. Der Dolmetscher wurde ans Land geschickt, um Lebensmittel einzutauschen, kehrte jedoch unverrichteter Sache und mit der Nachricht zurück, daß wir uns in der Nähe von zwei Städten, Namens Dagboh und Obohboeh, befänden. Der Häuptling der größern Stadt sey auf die Nachricht von der Ankunft des Schiffes geflohen, und der der kleineren fürchte sich an Bord zu kommen. Der letztere schickte jedoch seine Tochter, ein Mädchen von 11 bis 12 Jahren, das gänzlich unbekleidet ging und nichts als einige um die Lenden geschlungene Schnüre Glasperlen an sich trug. Die argwöhnischen Eingebornen unterhielten die ganze Nacht ein Feuer.

„Am andern Morgen waren wir noch immer ohne Lebensmittel; um der Noth wo möglich ein Ende zu machen, gingen Lieutenant Allen, Kapitän Dean und ich ans Land. Ein Fußpfad führte uns vom Ufer aus nach Obohbeeh, wo wie Ziegen und Federvieh in Menge sahen. Eine Anzahl ganz nackter Mädchen war beschäftigt zwischen zwei steinernen oder irdenen Platten Getreide zu malen. Die Eingebornen zeigten sich sehr schüchtern und furchtsam; als wir uns der Stadt Dagboh näherten, sahen wir viele von ihnen ins Gebirge flüchten. Einem, der uns begegnete, reichte ich die Hand, er lief aber voll Schrecken und Abscheu davon."

Die weitere Fahrt wurde, wie sich aus dem Vorstehenden ergibt, wegen des feindseligen Benehmens der Eingebornen unmöglich; überdies war sie auch höchst schwierig, da der Fluß eine Menge von kleinen Inseln und Bänken enthielt. Der Lauf des Flusses hat eine fast ganz östliche Richtung, ändert sich aber in den geraden Stellen zwischen den Wendungen von Südost nach Nordost, und geht, wenn man aus diesen geraden Stellen heraus ist, nach Ostsüdost. Beide Ufer sind dicht am Wasser niedrig; hinter dem linken oder südlichen Ufer aber erhebt sich ein hohes gebirgiges Land. Der Charakter dieser Gebirge gleicht im Ganzen dem der Konggebirge, die sich oberhalb der Vereinigung des Nigers und des Tschadda, am rechten Ufer des erstern, in westnordwestlicher Richtung ausdehnen; hinter den flachen Tafelgebirgen erheben sich jedoch hohe Spitzberge.

Die Gebirge am rechten Ufer des Tschadda sind dagegen niedriger, abgerundet und augenscheinlich von neuerer Formation. Ihre größte Höhe, unweit Cuttum-Currafie am Niger, ist unter 1000 Fuß, und da, wo die Expedition anlegte, betrug sie nicht über 2 bis 300 Fuß. Ihre Formation ist nicht bekannt, doch läßt sie sich aus dem an diesem ganzen Ufer vorherrschenden Eisenstein vermuthen.

Die unmittelbar am Tschadda wohnende Bevölkerung ist nicht bedeutend, und es scheint wenig oder kein Verkehr auf diesem Flusse zu herrschen. Die Reisenden hörten jedoch die Namen einiger nicht weit vom nördlichen Ufer gelegenen Städte, bis zu welchen die Fellatahs im vergangenen Jahre auf ihren Raubzügen vorgedrungen waren. Man sagte den Reisenden, daß sich eben jetzt in einer dieser Städte ein Cafilah, der von Osten herkomme, mit vielen Kameelen und Eseln aufhalte; sie waren jedoch, was sehr zu bedauern ist, außer Stande, sich von der Wahrheit dieser Angabe zu überzeugen. Einige Wahrscheinlichkeit für dieselbe ergab sich indeß aus dem Umstand, daß, wie die Reisenden später fanden, zu Rabba zu einer bestimmten Jahreszeit regelmäßig auf ähnliche Weise ausgerüstete Cafilahs ankommen, um sich nach verschiedenen Gegenden im Innern des Landes zu begeben. Wie man sagt, sollen sogar die Mauren von Tripolis so weit vordringen.

Die Frage, ob der Tschadda vom See Tschad seinen Ursprung erhalte oder nicht, ist häufig in Anregung gebracht worden. Was Herr Oldfield über diesen Punkt sagt, läßt die Sache so unentschieden als zuvor. Zu Rabba versicherte man ihm, daß nicht nur einer, sondern fünf oder sechs bedeutende Flüsse aus der südöstlichen Seite dieses Sees hervorkämen. Die Eingebornen behaupten ferner einstimmig, daß der Tschadda aus einem großen See entspringe, und die schnelle Abnahme der Gebirge am rechten Ufer dieses Flusses gegen Osten hin scheint allerdings zu beweisen, daß das Land in dieser Richtung niedrig und für einen Ausfluß dieser Art geeignet ist. Auf der andern Seite dagegen scheint der gänzliche Mangel an Verkehr auf dem Tschadda nicht dafür zu sprechen, daß er durch jenes Land fließe, das man alle Ursache hat für sehr bevölkert zu halten. Herr Mac Gregor Laird untersuchte die Temperatur seines Wassers, und fand sie 2° niedriger als die des Nigers. Als die Expedition den Fluß abwärts fuhr, fand sie, daß der Wasserstand um 10 Zoll gefallen war, während der des Nigers fortwährend stieg.

Die letztern Umstände scheinen allerdings entscheidender für Verneinung der Frage zu sprechen, als die zuerst angeführten für deren Bejahung; wenigstens regen sie die Wißbegierde nur immer mehr an, und es bleibt nur der Wunsch übrig, daß sich bald ein zweiter Lander zu ihrer Lösung finden möge.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 82. 23 März 1835.

Aus den Briefen eines Ausgewanderten.

1. Aufenthalt in New-York und Abreise.

Es war spät Abends, als wir endlich ans Land gesetzt wurden, und darum nicht mehr möglich, für unsere Familie in der Nacht eine provisorische Wohnung zu miethen, vielweniger denn zu beziehen. Wir gingen daher in Begleitung eines jungen amerikanischen Arztes, der in der Kajüte mit übergefahren und uns befreundet geworden war, in ein von unserm Kapitän uns anempfohlenes Hotel in der breiten Straße (broadstreet, die von dem broadway, den Newyorker Linden, zu unterscheiden ist), das Hôtel de Commerce. Ich hatte schon in Statenisland so eine kleine Einsicht in die amerikanische Wirthschaftsart bekommen, und fühlte mich hier deßhalb über die gänzliche Verschiedenheit eines amerikanischen von einem deutschen oder französischen Gasthause nicht so befremdet. Die Gentlemen haben ein eigenes Aufenthaltszimmer (parlour) und eben so die Ladies (drawing room). Der Raum, worin Frühstück, Mittag- und Abendessen eingenommen wird, ist ebenfalls ein besonderes. Man speist weder nach der Karte, noch genießt man überhaupt etwas in den Zwischenstunden, und wer allenfalls trinken will, hat in das abgesonderte Büffet (bar room) zu gehen und sich vor den Tisch dort zu stellen. An gesellschaftliches Trinken denkt hier kein Mensch. Bei Tische sieht man auch selten etwas anderes, wie Wasser. Hier herrschte noch etwas mehr europäische Art, weil diese Anstalt vorzüglich für Franzosen und Deutsche berechnet ist. Billiard und Lesezimmer, auch Bäder, standen dem Fremden offen. Die Meisten unserer Gesellschaft fühlten sich bei dem schnellen Hinunterschlingen der Speisen (10 Minuten gelten an der reichsten Tafel für eine sehr lange Essenszeit), der sonderbaren Art das breite Messer statt des Löffels zu gebrauchen, dem Nichtwechseln der Teller bei einer Menge von Gerichten, sehr unbehaglich. Mit den Schlafzimmern war man aber besser zufrieden; sie waren äußerst reich, wiewohl geschmacklos dekorirt und mit feinen und schönen Meublen versehen.

Am andern Tage bezogen wir eine recht hübsche Wohnung am Hafen, in Washington Street. Ich konnte nun, nachdem wir uns auf einige Tage eingerichtet hatten, New-York nach allen Richtungen hin ungestört durchstreifen. Allerlei Geld- und Wechselgeschäfte waren zuerst zu besorgen; dann suchte ich einige deutsche Freunde und Bekannte auf. Wer sich in New-York das unterhaltende Getümmel einer europäischen Stadt von dieser Größe denkt, irrt sich sehr. An Menschen fehlt es nicht, wenigstens nicht in den Hauptstraßen und am Hafen, aber diese Menschen sind so einförmig, man kann kaum einen von dem Andern unterscheiden. Nur die Schwarzen und Mulatten, die hier die dienende Klasse beinahe ausschließlich bilden, stechen auffallend aus den bleichen Gesichtern der Gentlemen und Ladies hervor. Da ist nicht jene unermüdliche, stets neue und wechselnde Straßenindustrie, wie sie die ärmere Klasse in Paris treibt, die den Fremden, ja den, der Jahre lang in den Mauern wohnt, jeden Tag überrascht, nicht das bunte Gedränge von Landleuten in den verschiedensten Trachten, wie sie in die Thore von München oder Wien strömen, oder gar der militärische Glanz einer europäischen Residenz. Und vor Allem fehlt jene äußere Lebenslust, die sich in Europa troß den niederdrückendsten Verhältnissen, besonders in den Städten des Südens durch lautes Geplauder, durch Gesang und Jauchzen kund gibt.

Am meisten Regsamkeit und Getümmel herrscht im Hafen. Von unserer Wohnung aus sahen wir dicht vor uns einige schöne Paquetboote vor Anker liegen. Täglich brachten neue Schiffe neue Auswanderer aus Deutschland, Frankreich, Irland und vor Allem der Schweiz. Die Berner und Appenzeller Landleute in ihrer Nationaltracht waren die einzigen bunten Erscheinungen in New-York. Die herrlichsten Dampfschiffe, nach den Seestädten, dem gegenüberliegenden New-Jersey, dem Hudson bestimmt, segelten lärmend auf und nieder, oder schaukelten auf den Wellen des Hafens, vor Anker liegend. Die Einrichtung der meisten dieser Dampfboote ist wirklich ausgezeichnet schön. Die Kajüten für Herrn und Damen gleichen den reichsten Prunksälen. Die Meubles sind vom feinsten Holze, die mit Teppichen und Blumen bedeckten Tische, die Bettstellen sind zierlich einladend. Schöne mit Zelten bedeckte Pavillons dienen beim schönen Wetter zum angenehmen Aufenthalt, und bei warmen Nächten selbst zum erquickenden Lager. Im östlichen Theile des Hafens, der durch die Küste von Long Island gegenüber begränzt wird, in dem sogenannten Ostflusse (Eastriver, im Gegensatz von der Ausströmung des Hudson, Nordfluß oder Northriver) liegen die meisten Kauffahrteischiffe. Hier ist immerwährendes Aus- und Einladen, beständiges Ankommen und Abgehen. Auf der Longisland-Seite des

Eastriver liegt die Stadt Brooklyn. Dampfboote stellen eine unaufhörliche Verbindung mit New-York her. Das Meer ist hier nicht breiter als eine halbe engl. Meile. Nördlich von Brooklyn sind Marinearsenale (navy-yards), hier sahen wir in riesenhaften Gebäuden 2 Kriegsschiffe liegen, die im Bau sind, die Savannah und Sabine (Namen von Flüssen), beide von 62 Kanonen. Eine Kriegsschaluppe lag hier zur Deckung, und so erblickten wir hier den ersten amerikanischen Soldaten. Ohne weitere Erlaubniß sahen wir hier Alles, wie man denn überhaupt auf dem amerikanischen Boden von all den quälenden Umständlichkeiten und langweiligen Kleinigkeitskrämereien, von denen Europa starrt, ganz und gar nichts weiß.

(Fortsetzung folgt.)

Panorama von Sibirien.

(Fortsetzung.)

Um diesem Uebel abzuhelfen, nahm in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts die Regierung zu zwei neuen Hülfsmitteln ihre Zuflucht, nämlich: zur Uebersiedlung von Angeworbenen auf Abschlag der Rekrutenwerbungen, und dann zur Verwendung der Verbrecher zur Ansiedlung und Arbeit.

Die erste Werbung dieser Art ging im Jahre 1770 vor sich und hatte zur Folge: die Anlegung des Weges, der durch die barabinskische Steppe, — dann des zu den sibirischen Gränzlinien, — und zuletzt die Anlegung einer geraden Verbindung zwischen dem Flusse Tschulüm, einem 71 Meilen langen rechten Seitenarme des Ob, und der Angara.

Der salzige Boden jener Gegenden, die wenigen Waldungen, die alljährlich unter Menschen und Thiere wüthenden ansteckenden Krankheiten, schienen die Ansiedelungen in der barabinskischen Steppe verhindern zu wollen. Doch Tschitscherin, ein Mann von großen Fähigkeiten und beharrlich in der Ausführung seiner gefaßten Plane, der damals an der Spitze der Verwaltung Sibiriens stand, besiegte mit Festigkeit jedes Hinderniß, und legte gerade Kommunikationswege zwischen dem Jenissei und Irtysch an. Natürlich wandte sich der Handel auf diese Straßen, und in dem von der Natur so stiefmütterlich bedachten Lande erhoben sich zahlreiche und wohlhabende Kolonien. Freilich traten diese Anlagen nicht auf einmal ins Leben; an vielen Orten gründete man nur Poststationen und auf dem Wege zwischen den Flüssen Kan und Bjelaja stieß man nur auf zerstreute Hütten. Zur nähern Erörterung werde hier bemerkt, daß der Kan im Süden Sibiriens an der Gränze der Gouvernements Irkutsk und Tomsk entspringt, und sich nach einem 70 Meilen langen, nördlich gerichteten Laufe in den Jenissei ergießt. Die Bjelaja kommt aus dem Bezirke von Jakutsk, und strömt in den Aldan, einen Nebenarm der Andava.

Allmählich dehnten sich die Ansiedelungen weiter aus, längs den Landwegen bis zu den Städten Tara und Omsk.

Russische Flüchtlinge, die wegen Verfolgungen in Religionsstreitigkeiten Rußland verlassen und nach Polen gegangen waren, wurden von dort nach Sibirien versetzt, wo sie sich in der südlichen Gegend des Gouvernements Tomsk und auch am Baikal niederließen, und eine der wichtigsten Ansiedlungen bildeten. Noch jetzt nennen sie sich dort Polen, halten sich an ihre alten gottesdienstlichen Ceremonien, und zeichnen sich durch Wohlstand, Industrie und Arbeitsamkeit aus.

Im Jahre 1799 würde eine neue Werbung, wie die oben bereits erwähnte, vorgenommen, zur Ansiedlung der Gegend jenseits des Baikal. Der Befehl, auch alte, zum Dienst untaugliche Soldaten dorthin überzuführen, wurde, wie aus einem Bericht des Ministers des Innern vom Mai 1806 hervorgeht, nicht auf die zweckmäßigste Art ausgeführt. Beinahe 10,000 Menschen, die nach Sibirien kamen, blieben einige Jahre ohne Ansiedlung, zerstreuten sich überall, und wurden erst durch spätere zweckmäßige Maßregeln zu ihrer Bestimmung benutzt. Da man anfangs die Idee gefaßt hatte, die Länder jenseits des Baikal zu bevölkern, so schickte man auch wirklich zuerst 2000, dann noch 4800 männliche Individuen dorthin. Die andern, weil man ihre Ansiedlung nicht länger aufschieben konnte, blieben größtentheils im nishneudinskischen Bezirke. Bald nachher fand in der Gegend von Nertschinsk mehrere Jahre hinter einander völliger Mißwachs statt, wodurch man zur Ueberzeugung kam, daß die Niederlassungen dort sehr schwierig seyn dürften, weßhalb dann auch zur Ansiedlung von Verbrechern Landstriche im Westen vom Baikal bestimmt wurden.

Nach der Anordnung vom Jahre 1799 wurden Ansiedelungen für die Gegend von Nertschinsk bestimmt, und zwar auf der Straße über die Berge um den Baikal-See nach Kiachta zu, und auf dem Wege zwischen den Flüssen Kan und Bjelaja, wo zu den bereits bestehenden noch neue Kolonien hinzukamen. Eben so wurden die Ortschaften zwischen den Städten Krasnojarsk und Atschinsk, und in einem Striche der barabinskischen Steppe vergrößert.

Alle diese Ansiedlungen boten auch manche Schwierigkeit dar. So war der Mangel an Frauen bald bemerkbar, und obgleich man sich anfangs wenig darüber beklagte, so verursachte er in neuerer Zeit viele Unannehmlichkeiten.

Bald nach der Eroberung Sibiriens wurden auch Verbrecher dorthin verschickt, damals aber mehr in partieller Hinsicht unter verschiedenartigen Bestimmungen. Das Gesetzbuch des Czars Alexei Michailowitsch erwähnte dieser Verschickung schon als Strafe. Statt der Todesstrafe wurde im Jahre 1769, also fünfzehn Jahre nach Aufhebung derselben, die Verschickung nach Sibirien zu öffentlichen Arbeiten als allgemeiner Grundsatz aufgestellt. Als im Jahre 1799 unterschieden wurde zwischen Verbrechen, die den bürgerlichen Tod zur Folge haben, und solchen, die andere Strafen nach sich ziehen, verwandte man Verurtheilte, auch die wegen minder wichtiger Vergehen, zur Ansiedlung des Landes. Doch hatte diese Maßregel nicht den gewünschten Nutzen, und zwar aus folgenden Ursachen:

Man schickte während der letzten Jahre im Durchschnitt jährlich 3 bis 4000 Menschen nach Sibirien. Unter dieser Anzahl war aber nur der zehnte Theil Frauen, und von diesen wieder nur die Hälfte zum Familienleben tauglich. Hienach belief sich die Zahl der jährlich geschlossenen Ehen gegen 200. Auch

war es selten, daß die alten Einwohner ihre Töchter den neuangekommenen Verbrechern zur Ehe gaben, die noch dazu auf ihrem langen Wege sich an Nichtsthun und Ausschweifung gewöhnten, und arm und mit ansteckenden Krankheiten behaftet waren, weßhalb sie also größtentheils zur Vergrößerung und Vermehrung der Ansiedlungen nicht taugten.

Ausschließlich mit Verbrechern bevölkerte Orte gibt es in Sibirien nicht, sondern sie haben nur die schon vorhandenen und nach andern Grundsätzen gegründeten Kolonien vermehrt. In größerer Zahl vereint sind sie bei den Branntweinbrennereien und Salzbergwerken, bei der Tuchfabrik in Telminsk nahe bei Irkutsk, und auf der Landstraße im nishneudinskischen Bezirke. Die in den nördlichen Gegenden, namentlich am Jenissei befindlichen Verbrecher-Ansiedlungen sind nicht groß, und der bleibende Aufenthalt dieser Leute nicht bestimmt.

Der Verbannung nach Sibirien sind alle im Innern Rußlands wohnenden Stämme unterworfen, und man findet sie darum auch alle dort, obgleich sie der geringern Anzahl der einzelnen wegen kaum bemerkt werden. Von den wenigen Zigeunern und Juden lebt die Mehrzahl in Kainsk, der Kreisstadt im Gouvernement Tomsk. Polen und Deutsche haben sich allmählich mit den Russen vermischt. Bei einer besondern Gelegenheit wurden einige finnische Familien verschickt, und diese bilden im Gouvernement Tobolsk im ischimschen Kreise einen eigenen Flecken von 240 Bewohnern.

Sibirien ist nicht nur an den [illegible]dstraßen bevölkert, wie man wohl meint. Diese Straßen sind in den kürzesten Richtungen, darum auch nicht immer in zum Ackerbau tauglichen Gegenden angelegt, und aus dieser Ursache auf vielen Punkten nur an den Poststationen bewohnt, während die größere Bevölkerung seitwärts von den Landstraßen sich find[illegible] So findet sich im Gouvernement Tobolsk, mit Ausnahme des nördlich gelegenen beresowschen Kreises, eine bedeutende Bevölkerung, wovon die an der Hauptpoststraße angesessene nicht einmal den zwanzigsten Theil beträgt. Die Hauptmenschenmenge des Gouvernements Tomsk lebt im südlichen Theile in den zu den koluwanowoßkressenskischen Hüttenwerken gehörigen Ländereien.

(Schluß folgt.)

Erinnerungen aus dem schwedischen Kriegsdienst.

1. Erster Eintritt ins Militär.

Meine Eltern wohnten in einer Stadt unter schwedischer Hoheit, die eine Besatzung von beinahe 5000 Mann hatte. Im schwedischen Dienste wurden damals die untersten Offizierstellen gekauft, und bei jedem Vorrücken traten neue Zahlungen ein. — Für eine Fähndrichsstelle zahlte man gewöhnlich zwischen 12 bis 1800 Reichsthaler. Die Uebereinkunft wurde nur zwischen den Offizieren selbst geschlossen, und der Staat zog keinen Vortheil daraus, wußte es aber, duldete es — und der Regent war dadurch selbst sehr beschränkt bei Beförderungen und Ernennungen.

Der Gehalt eines Fähndrichs oder Cornets betrug 12 Reichsthaler monatlich und 1 Reichsthaler Service (Quartiergeld), also 156 Reichsthaler im Jahre.

Der Gehalt der Unterlieutenants bei der Artillerie, den Ingenieurs und der Flotte war eben so. — Diese drei Waffen hatten keine Fähndrichs, so wie die beiden andern keine Unterlieutenants.

In andern Militärdiensten tritt man ein und rückt vor ohne Zahlungen. Dienstzwang fand damals noch nicht statt, es war mithin schwer die nöthige Anzahl junger Männer zu finden, die Dienste zu nehmen geneigt waren, wo sie theuer bezahlen mußten. Man suchte daher durch andere Vortheile zu entschädigen und anzuziehen. In jedem Alter, selbst in der zartesten Kindheit, ward es gestattet die unterste Offiziersstelle bei jeder Waffe zu kaufen. So wurde ich im 5ten Lebensjahre nach Erlegung von 1800 Reichsthalern zum Fähndrich ernannt von König Gustav III.

Die Eltern hegten zwar nicht den unbedingten Wunsch, daß ich im spätern Alter den Kriegsdienst wählen möchte, wenn ich ihn aber wählen wollte, waren schon bedeutende Vortheile gewonnen.

Die dienstunfähigen Kinderoffiziere rückten vor wie die in Dienstthätigkeit, konnten im Jünglingsalter Lieutenants, oft schon Hauptleute seyn, obwohl ein Infanterieregiment bei 44 Offizieren 13 Fähndrichs und eben so viel Lieutenants zählte, ohne eine oft nicht unbedeutende Anzahl überzähliger; auch wurde der volle Sold Allen ungeschmälert ausgezahlt.

Wollte ein junger Mann nicht im Militär bleiben bei erreichtem 16ten Jahre, wo er spätestens Dienst thun mußte, dann suchte er seine Stelle wieder zu verkaufen so guten Preises wie möglich. Das Kapital war dann bis dahin zu etwa 10 Prozent angelegt gewesen.

Oft waren in einem Regiment so viel Knabenoffiziere, daß die im Dienst Befindlichen doppelt und unbillig hätten belastet werden müssen, wenn man keinen Ausweg gesucht hätte dem zu begegnen.

Man ernannte überzählige Offiziere, und gab ihnen Besoldung, ohne daß dem Staat dadurch die geringste Mehrausgabe erwuchs. Hatte z. B. ein Regiment 6 minderjährige Offiziere, so wurden 6 Unteroffiziere zu Offizieren befördert, und behielten fürs Erste ihren Sold als Unteroffiziere. Die Unteroffiziere wurden durch Korporale ersetzt, mit Beibehaltung des niedern Soldes. Sechs Gemeine mit der Zahlung als solche thaten Korporaldienst. Sechs andere Gemeine mußten nun aus dem Urlaube einrücken. Der Sold für alle Beurlaubten, die sich bei einer Kompagnie von 100 Mann auf 60 bis 70 Mann beliefen, fiel aber niemals an den Staat zurück, sondern in die Tasche des Kompagnieinhabers. Der Staat hatte daher auch keine Mehrausgabe, wenn 6 Mann weiter im Dienst waren. Der Nachtheil für 12 Kompagniechefs war auch gering. Die Mindereinnahme für einen halben Mann, die jeden traf, betrug einen halben guten Groschen oder einen Schilling täglich und 1 Pfund Brod.

Während dieser Zeit wurden meine militärischen, durch mein frühes Eintreten günstigen Aussichten etwas [illegible] durch den Krieg, der in Finnland ausbrach zwischen Gustav II[illegible] Rußland. Das Regiment, dem ich angehörte, war eingeschifft worden, hatte den Feldzug mitgemacht auf der Flotte, unter dem Befehl des Großadmirals, Herzog Karl von Südermannland, Bruder des Königs. Der Friede von Werelä hatte die freundlichen Verhältnisse wieder hergestellt zwischen Rußland und Schweden, das Regiment kehrte in seine Garnison zurück, und nun verfügte der König, wenn auch nicht unbillig, doch sehr nachtheilig für die vielen Betheiligten, daß alle jungen Offiziere, die wegen zu [illegible]en Alters den Feldzug nicht hatten mitmachen können, noch während dessen Dauer Dienste leisten, ihr Dienstalter erst von dem Tage an rechnen sollten, wo sie in Dienstthätigkeit treten würden. So ging der größere erkaufte Vortheil, die frühere Ernennung zum Offizier, verloren, der geringere blieb, die volle Gageeinnahme. Zwölf Jahre alt, wurde ich zu fernerer Ausbildung in eine entfernte Erziehungsanstalt gethan. Seit 7 Jahren fast war mein Vater und mein Bruder todt. Seit 2 Jahren war meine Mutter wieder verheirathet mit dem Grafen P. Von beiden wurde ich nach Celle gebracht. Wiewohl die Erziehungsanstalt, in die ich kam, nur aus 22 jungen Männern bestand, so befanden sich unter denselben doch außer mir noch vier Offiziere von 11 bis 13 Jahren, zwei schwedische, 1 Fähndrich, 1 Cornet, 1 dänischer Lieutenant, 1 Cornet von dem englischen Regiment York-Husaren. Die beiden letzten traten schon mit Uniform ein. Wir drei Andern zeigten uns erst später in solcher Kleidung an Sonntagen, nachdem wir eine Zeit lang wirklich Dienst gethan hatten.

Mein Aufenthalt in Celle fiel in die Zeit der ersten Kriege nach

dem Ausbruche der französischen Revolution. Das gab einiges militärische Interesse. Eine Menge Trümmer von Regimentern im englischen Solde, von der holländischen und Condé'schen Armee u. s. w., wurden nach Celle und der Umgegend verlegt. Die Husarenregimenter York, Choiseul, Damas, Bem, Salm-Kirburg, von dem Fürsten selbst geführt. Er hatte das Regiment errichtet nach einer Uebereinkunft mit den Grafen von Provence und Artois aus eigenen Mitteln, um in ihr Interesse verwendet zu werden, und Ersatz seiner Auslagen aus dem Schatze Frankreichs zu erhalten, wenn die bourbon'schen Prinzen wieder in Frankreich seyn würden. Sie kehrten zurück, sie wurden beide Könige und zahlten nicht. Der Fürst Salm war längst gestorben, so wie seine Kinder, eine Enkelin, seine Erbin, führte Prozeß über die sehr bedeutende Summe. Da entschied während der Regierung Ludwig Philipps der Kassationshof, daß die Klägerin abzuweisen sey, da die Uebereinkunft eine unmoralische Absicht zur Grundlage gehabt habe. Ferner lagen hier York-Füselier, Jäger von York, Ramsay, Perigord und Löwenstein, Linieninfanterie von Bern und Andern, ein paar Uhlanenregimenter und das holländische Regiment Wittgenstein. Dieß letzte war noch zahlreich und ziemlich gut bekleidet. Die andern Regimenter aber schienen in einem sehr zerrütteten Zustande; die Kleidung abgerissen, ein Theil ohne Waffen, wahrscheinlich Rekonvaleszenten aus Spitälern. Ihr Benehmen wurde sehr verschrien. Die gröbsten Excesse, oft unmenschliche Mißhandlungen auch an Frauenzimmern wurden begangen. Eigene Kommissionen wurden niedergesetzt, zum Theil aus inländischen Militärs, die zahllosen Vergehen schnell zu richten. Auch die militärische Disciplin schien nicht erhalten werden zu können. Das Regiment Wittgenstein brach eines Tages in offene Widersetzlichkeit aus, während es unter dem Gewehre stand. Die ganze Stadt gerieth in Unruhe. Die Einwohner schlossen Thüren und Läden zu, doch trat nach einigen angstvollen Stunden wieder Ruhe ein. Man hatte Plünderung gefürchtet. Die Truppen waren erbittert wegen rückständiger und unrichtiger Zahlungen. Die Regierung verschuldete dieß wohl nicht, wohl aber der Eigennutz der Kriegskommissäre. Mehrere wurden strenge gestraft. Einer unserer Mitschüler, ein Engländer, betrauerte den Tod seines Vaters, der eine solche Stelle in einer entfernten Gegend bekleidete. Nur der Sohn erfuhr nicht, daß derselbe unter den Händen des Henkers starb.

In vier Sprachen hörte man die Truppen befehligen: englisch, holländisch, französisch und deutsch. Desertionen waren zahllos. Wiewohl die Regimenter alle in englischem Solde standen, konnte doch z. B. ein holländischer Soldat desertiren in ein englisches Regiment, von da in ein deutsches u. s. w., fand Aufnahme und neues Handgeld, und leichte Gelegenheit hiezu in derselben Stadt, ohne ausgeliefert und gestraft zu werden, wenn er nicht vor der vollendeten Ausführung ergriffen wurde.

Ein englischer Offizier vom Regiment York-Füselier, der bei uns einquartiert war, kehrte eines Morgens sehr früh heim mit einer von Säbelhieben zerrissenen Uniform. Er hatte mehrere Untergebene aufhalten wollen, die zur verbotenen Zeit ihre Quartiere verlassen hatten und ihm darum der Desertion verdächtig erschienen. Mit ihren kurzen Seitenwaffen hatten sie dem Offizier mehrere, jedoch nur leichte Verletzungen beigebracht. Durch eine kräftige Gegenwehr aufgehalten, wurden sie ergriffen. Den Schuldigsten sahen wir bestrafen. Die schaudervolle in England gebräuchliche Strafe wurde an ihm vollzogen: Geißelung mit der Katze mit neun Schwänzen (the cat of nine tails). Neun knotige Riemen an einem Stock! An dem Verurtheilten, der in die Höhe gespannt und bis zum Gürtel entblößt ist, vollziehen vier Tamboure die Strafe, nach 25 Hieben jedesmal wechselnd. Man sollte glauben Einhundert solcher Hiebe müßten tödten; 500 erhielt der, den ich sah, und starb nicht, obwohl dieß 500mal 9 oder 2700 Streiche betrug. Das englische Gesetz soll dieser barbarischen Strafe nur die Gränze setzen, daß nicht Eintausend zuerkannt werden dürfen.

Die französischen Regimenter im englischen Solde waren anders zusammengesetzt und hatten andere Einrichtungen. Bekanntlich bestanden sie zu einem großen Theil aus ehemaligen Offizieren und jungen Adeligen. Ein lang gedienter ehemaliger Rittmeister, der bei uns im Quartier lag, war Wachtmeister, ein ehemaliger Lieutenant Gemeiner.

Ueberdem wimmelten Stadt und Umgegend von emigrirten Franzosen: Hochmuth, Armuth, ein Ludwigskreuz an der abgetragenen, oft zerrissenen Kleidung bezeichnete einen großen Theil, doch trugen sie mit Ergebung ihr Elend, und selbst in einem oft schlechten Geschirre durch viele Straßen die magere Suppe, welche die Mildthätigkeit ihnen reichte, und die häufig die Provision einer Familie für einen ganzen Tag seyn mochte.

Ein ehemaliger Artilleriekapitän Frederik de C. ward in unsere Erziehungsanstalt aufgenommen als Lehrer der französischen Sprache, ein ehemaliger Lieutenant als Fechtmeister.

Mit dem Elende der nicht angestellten, mittellosen und bejahrten Franzosen stand der Luxus und die üppige Verschwendung sehr im Gegensatze, mit dem eine große Anzahl französischer Offiziere einen Ball gab an einem festlichen Tage, zu dem an Tausend Personen geladen waren. Ein sehr großes Reithaus, das dem Kürassierregiment der Garnison gehörte, wurde mit eleganten Fußböden belegt, an den Seitenwänden Bouquets gesteckt, sehr geschmackvoll mit Lauben und Ruhesitzen. In den vier Ecken unter Bäumen Büffets mit Speisen und Getränken im Uebermaße. Mehrere Transparents mit Inschriften waren angebracht. Die Beleuchtung überstrahlte das Sonnenlicht des hellsten Tages. Bäume und Gesträuche konnten natürlich zum größern Theil erst die Nacht vorher umgehauen und an die bestimmten Plätze gebracht werden, wenn das Laub unverwelkt seyn sollte. Bei außerordentlicher Mühe erforderte das die Arbeit vieler Menschen, und kostete höchst bedeutende Summen. Noch jetzt erinnert sich keiner der Bewohner in Celle ein glänzenderes und geschmackvolleres Fest gesehen zu haben. Von französischer Artigkeit und ansprechenden Manieren geleitet, wurde es am dämmernden Morgen von Allen mit der höchsten Zufriedenheit verlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der Vortheil, welcher dem gemeinen Volke in England aus der großen Wohlfeilheit der Baumwollmanufakturwaaren erwächst, ist unberechenbar. Ein recht niedlicher, guter, gedruckter Kattun wird zu 4 Pence die englische Elle verkauft, so daß wenn man 7 Ellen auf ein Kleid rechnet, dieses nicht höher als 2 Schilling 4 Pence (1 fl. 24 kr.) zu stehen kommt. Ordinären Kattun kann man zu 2½ Pence kaufen; elegante gedruckte Kattune werden von 10 Pence bis zu 1 Schilling 4 Pence die Elle, und gedruckte Musseline von 1 bis zu 4 Schilling die Elle verkauft. Die höher im Preise stehenden haben ausgezeichnete Muster, in den schönsten und dauerhaftesten Farben gedruckt. Den niedrigsten Volksklassen sind mithin die Mittel in die Hand gegeben, sich schöner zu kleiden als die mittlern, und selbst höhern Klassen im vorigen Jahrhundert. Auf einer Dorfkirchweihe des 19ten Jahrhunderts sieht man schönere Kleider als man in Gesellschaftssälen des 18ten sah, und die Hütte des Bauern ist jetzt oft eben so schön eingerichtet als vor 60 Jahren das Haus eines Kaufmanns.

*

Einem neuern Reisenden in Amerika zufolge sind die launigen Skizzen, welche man in mehrern Werken über die Lebensweise und das stutzermäßige Benehmen der Neger in New-York liest, keineswegs übertrieben. Am Sonntage ist der Castle Garden (ein öffentlicher Spaziergang in New-York) mit Leuten aus allen Klassen, besonders aber mit Schwarzen besetzt, die auf das geckenhafteste geputzt sind. Die Weiber tragen Hauben mit Bändern, Federn und Blumen von den verschiedenartigsten Farben geschmückt, und Kleider von der auffallendsten Art. Die Männer gehen gleich französischen Stutzern gekleidet, den Rock so weit offen, daß man bis unter die Achselgruben sehen kann, und mit Westen von allen Farben des Regenbogens angethan. Der Hut sitzt ganz pfiffig auf Einer Seite, die Handschuhe sind von gelber Farbe, und auch das stutzermäßige Spazierstöckchen ist nicht vergessen.

*

Rear-Admiral Warren hat aus der Insel Ascension ein weißliches Moos mitgebracht, das bei näherer Untersuchung sich als dasselbe ergab, das unter dem Namen Orchilla oder Rocella auf den Kanarien- und Kapverd-Inseln wächst, und eine reiche Purpurfarbe gibt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

④ Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 83. 24 März 1835.

Panorama von Sibirien.

(Schluß.)

Nach den Tabellen bestand vor wenigen Jahren die ganze Menschenmenge in Sibirien aus 848,058 Männern und 756,437 Weibern, zusammen 1,604,495 Individuen. Hievon befinden sich:

1) Im Gouvernement Tobolsk aus 9 Bezirken bestehend, 572,471 Einwohner, wovon auf eine Quadratmeile folgende Menschenzahl kommt: im Bezirk Jalutorowsk 245, Kurgansk 205, Tjumen 187, Jschim 112, Tobolsk 58, Omsk 28, Tara und Turinsk 24, Beresow 1¹/₂. Die Hauptstadt des Gouvernements hat 16,700 Bewohner.

2) Im Gouvernement Tomsk, 6 Bezirke enthaltend, leben 550,000 Menschen. Hievon kommen auf eine Quadratmeile im tomskischen Kreise 40, in den Gegenden der kolüwanowoßkressenskischen Hüttenwerke 30, im Kreise Kainsk 13, im narümskischen Bezirke 3 Menschen. Die Gouvernements-Hauptstadt hat ungefähr 10,000 Einwohner.

3) Das aus 5 Kreisen bestehende Gouvernement Jenisseisk hat 135,000 Bewohner, und zwar zählt man auf die Quadratmeile in den Kreisen Atschinsk, Kraßnojarsk, Kainsk und Minussinsk im Durchschnitte 20, im Kreise Jenisseisk, mit Ausschluß des turuchanskischen Landstrichs 4, im turuchanskischen Bezirk ¹/₄. Die Einwohnerzahl der Hauptstadt Kraßnojarsk beläuft sich auf 3200.

4) Im Gouvernement Irkutsk leben in 5 Kreisen 400,500 Menschen. Die Quadratmeile ist bevölkert im Kreise Irkutsk mit 39, in Werchneudinsk mit 30, in Nertschinsk mit 17, in Nishneudinsk mit 12, in Kirensk mit 5 Bewohnern. Die Hauptstadt hat 11,200 Einwohner.

5) Die Provinz Jakutsk besteht aus 5 Kreisen mit 140,000 Bewohnern. Auf der Quadratmeile wohnen 4 Menschen, in der Hauptstadt 1140.

6) In dem Seebezirk Ochotsk leben 6700 Menschen, wo auf die Quadratmeile nur ¹/₃ kommt.

7) Kamtschatka, wo sich nur zwei Ansiedelungen von Landleuten befinden, hat 4506 Bewohner, wovon auf die Quadratmeile ¹/₆ zu rechnen ist.

Die größten Städte Sibiriens sind: Irkutsk, Tobolsk, Tomsk, Jenisseisk und Tjumen.

Folgende allgemeine Resultate ergeben sich aus der Bevölkerung Sibiriens:

1) Die Zahl der Ureinwohner verhält sich zu den russischen Bewohnern, wie 3 zu 8.

2) Angenommen, daß die ersten nach Sibirien gekommenen Russen 20,000 Menschen betrugen, so hat sich diese Bevölkerung jetzt sechsfach vermehrt.

3) Wendet man diese Zählung auf die Ureinwohner, und nimmt man als möglich an, daß sich im Zeitraum von 270 Jahren die Zahl fünffach vermehrte, so müßte man den Schluß ziehen, daß die Russen dort 14,000 Bewohner vorfanden. Doch widersprechen dem viele historische Zeugnisse, und es ist demnach anzunehmen, daß die Vermehrung der fremden Stammgenossen bedeutend geringer war, als die der Russen.

4) Zum Militärdienst wurden in der ganzen Zeit aus Sibirien 75,000 Mann ausgehoben. Von dieser Verpflichtung sind die fremden Völker befreit, in neuester Zeit alle Bewohner der nördlichen Gegenden. Die zu den Hüttenwerken gehörigen Bauern geben ihre Rekruten zu der Zahl der Arbeiter an diesen Hüttenwerken.

5) Theilt man Sibirien nach der Breite in den nördlichen, mittlern und südlichen Erdstrich, so beläuft sich die Bewohnerzahl der ersten gegen 198,000, die des zweiten gegen 382,000, die des dritten gegen 1,220,000, also im Verhältniß von 1, 2 und 6.

6) Das Verhältniß der fremden Völker zu den Russen hat: im nördlichen Striche 23 zu 2; im mittleren 1 zu 6; im südlichen 7 zu 27.

7) Die wenigste Bewohnerzahl des mittleren Erdstrichs hat das Gouvernement Irkutsk, wo nur 18,000 Menschen leben.

8) Die größte Bevölkerung im nördlichen Sibirien ist die der Provinz Jakutsk, besonders in der Umgegend der Hauptstadt.

9) Bei einer Eintheilung Sibiriens der Länge nach gestaltet sich im westlichen Theil, nämlich im Gouvernement Tobolsk, das Verhältniß der Russen zu den fremden Völkern wie 17 zu 2, im mittleren Theil, nämlich in den Gouvernements Jenisseisk und Tomsk wie 11 zu 2, und im östlichen, nämlich in Irkutsk und Jakutsk wie 4 zu 5.

10) Nach fünfjähriger Zusammenstellung kommt ein Verhältniß der Gebornen zu den Gestorbenen zum Vorschein, im west-

lichen Theile wie 20 zu 11, im mittleren wie 26 zu 11, im östlichen wie 8 zu 5.

11) Das Verhältniß der Sterblichkeit im mittleren, westlichen und östlichen Sibirien ist 24, 27, 35.

12) An allen Orten findet sich eine größere Anzahl Bewohner männlichen Geschlechts, als weiblichen. Dieß liefert jedoch kein festes Resultat, da die Ungleichheit der Zahl der verschiedenen Geschlechter aus andern Ursachen entspringt. Es sind nämlich hier in der allgemeinen Berechnung die Truppen und die als Rekruten ausgehobenen Arbeiter für die Hüttenwerke mit aufgenommen. Es stehen hievon, die männlichen Kinder mit eingeschlossen, unter militärischer Jurisdiktion gegen 42,000, unter der Civil-Gerichtsbarkeit gegen 19,400, unter der der Hüttenwerke ungefähr 26,000, also im Ganzen etwas über 88,000 Menschen. Der größte Theil aber lebt ehelos und die Zahl der Personen weiblichen Geschlechts ist, weil in Rußland mehr die männlichen Individuen bei der Berechnung in Betracht kommen, entweder unrichtig oder gar nicht berechnet worden. Dieß leidet auch Anwendung auf die bürgerlichen Beamten. Bei den angesessenen Einwohnern russischer Nation beträgt die Zahl der Weiber mehr, wie die der Männer, so daß sich die Zahlen der erstern zu den letztern wie 19 zu 18 verhalten. Bei den fremden Völkern würde das Verhältniß der Weiber zu den Männern jedoch ungefähr 15 zu 16 betragen.

Ihrer Natur nach kann man alle Länder Sibiriens in vier Klassen theilen, nämlich 1) in niedriges, sumpfiges Land, 2) in niedrigen Steppen- und salzigen Boden, 3) in Hochebenen, und 4) in Gebirgsland.

Die zur ersten Abtheilung gehörigen liegen im westlichen und theilweise auch im östlichen Sibirien zwischen dem Eismeere und dem 60sten Breitegrade. Der Ackerbau ist hier nicht möglich. Das Nomadenleben, die schlechte Nahrung, die Schwierigkeit diese zu erlangen, und der ewige Winter, verhindern in diesen Gegenden die Ansiedlungen der Russen. Die einzige Bevölkerung dieser Wüsten sind die wenigen Urbewohner, die hier umherirren. Außer einigen Städten und wenigen andern Wohnorten, die an großen Flüssen liegen, und wo sich einige Bequemlichkeit zur Industrie darbietet, gibt es hier keine russischen Ansiedlungen. Der einzige Nutzen der hiesigen Bevölkerung kann eigentlich nur darin bestehen, die bessere Verbindung mit jenen Punkten zu unterhalten, wo Jäger ein Nomadenleben führen oder einige andere Industriezweige betreiben.

Der niedrige und salzige Steppenboden befindet sich zwischen dem Toboi und dem Ob, der übrigens sehr bevölkert ist, so daß die Menschenmenge durch neue Ansiedlungen nur noch vermehrt werden könnte im nördlichen Theile des ischimschen Kreises, im taraschen Kreise und in der Umgebung von Tobolsk und des Tschann-Sees.

Die Hochebenen und Berge mittlerer Größe liegen zwischen dem Tobol und Uralgebirge, und dann zwischen dem Ob und Baikal-See, doch müssen hievon die den Jenissei verfolgenden Berge ausgenommen werden. Der westliche Theil ist hinlänglich bevölkert, im östlichen aber nur die Strecke zwischen dem Ob und Tom mit einer größeren Menschenmenge versehen. Der Boden zwischen dem Baikal-See und dem Jenissei und auf den Vorbergen des Altai-Gebirges ist zur Ansiedlung zu benutzen, und könnte noch mehrere tausend Menschen aufnehmen.

Das Gebirgsland zerfällt in zwei Theile, wovon der eine in dem nördlichen Erdgürtel liegt, und alle Beschwerlichkeiten der niedrigen sumpfigen Gegenden in sich faßt, wohin auch die Schwierigkeit der Kommunikation gehört. Der andere Theil liegt im mittleren und südlichen Erdgürtel, von den Bergen an Sibiriens Südgränze bei der Festung Ustkamenogorsk bis zu dem transbaikalschen Distrikt. Obgleich der hohe und steinige Boden auch nicht ganz unfähig zu größerer Ansiedlung wäre, so ist doch der Ackerbau schwierig und der Ertrag zweifelhaft. In neuerer Zeit hat man bei dem Unternehmen neuer Ansiedlungen diese Schwierigkeiten erkannt.

Aus diesen Gründen kann Sibirien, seinen natürlichen Verhältnissen gemäß, niemals eine so große Bevölkerung aufnehmen, als seine Ausdehnung es möglich machte. Hiezu gesellt sich die schwierige Verbindung mit dem europäischen Rußland und dem Auslande. Die Flüsse strömen ins Eismeer, und daher kann auch mittelst dieser das Land seinen Ueberfluß nicht ausführen; der Ackerbau ist von geringer Bedeutung. Indeß hat die Bevölkerung bei weitem noch nicht den höchsten Grad der Möglichkeit erreicht.

Aus den Briefen eines Ausgewanderten.

1. Aufenthalt in New-York und Abreise.

(Fortsetzung.)

Doch nun noch ein paar Worte von New-York selbst. Der Broadway ist eine schöne breite, über 1 Stunde lange Straße. In den Kaufläden, welche die untern Geschosse aller Häuser ausfüllen, stehen die Gegenstände der Annehmlichkeit und des Luxus aufgehäuft neben einander. Die Pariser würden drei Broadways mit all den Sachen ausschmücken, und doch sollte jedes dieser Straßen ein ganz anderes Ansehen haben. Es mag vielerlei Schönes da seyn, aber es herrscht im Ausstellen und Aufputzen eine Geschmacklosigkeit, die den besten und feinsten Gegenständen großen Schaden bringt. Bei schönem Wetter ist diese Straße Nachmittags auf einige Stunden der Sammelplatz der schönen und eleganten Welt. Man zieht von der einen Seite der Straße hinauf, auf der andern hinunter. Ich habe bei diesen Spaziergängen recht viel schöne Mädchenköpfe gesehen, und vor Allem allerliebste schlanke Gestalten auf netten zierlichen Füßchen. Die Mode war französisch-englisch, doch schien die Letztere vorherrschend.

Pearlstreet ist eine recht solide Straße, wie man in Hamburg oder Frankfurt sagen würde. Hier thronen die Großhändler, die Kommissionärs, Spediteurs und Importeurs. Exchange Place und Exchange Street, Broadstreet und vor Allem Wallstreet sind die Residenzen der Banquiers. Die Börse selbst ist ein sehr schönes, für ihren Zweck dienliches Gebäude. Hier befindet sich auch die Briefpost, ein Lesezimmer für Kaufleute und mehrere andere Versammlungsorte. Außer dem Stadthaus, welches indeß ein Gemisch mehrerer Bauarten genannt werden kann,

verdienen keine andern öffentlichen Gebäude einer besondern Aufmerksamkeit. An Kirchen fehlt es nicht. Einige unter ihnen sind recht würdig, alle einfach. Die vielen freien Plätze mit grünenden Bäumen bepflanzt und mit einem eisernen Geländer umfaßt, so daß die Fußgänger gleich darin sicher gehen können, machen einen gar angenehmen Eindruck und verschönern die Stadt ungemein, mehr als eine Reihe von Palästen es thun würde. Die Bauart der Häuser ist gefällig. Der röthliche Backstein, aus dem bei weitem die meisten Häuser erbaut sind, hat ein freundliches Aussehen: die großen hohen Fenster, die schön umgitterten Treppen, die von der Straße in das Haus führen, die mit Teppichen von indianischem Gras belegten Vorhallen und Hausfluren, das Alles erinnert an erfreuliche Wohlhabenheit und Bequemlichkeit.

Der Hauptgegenstand des Stadtgesprächs war der Indianer-Häuptling Black Hawk (Schwarze Falke) und seine Begleiter. Im vorjährigen Kriege im Illinois-Staate waren diese Indianer in die Gefangenschaft der weißen Männer gerathen, und mit ihrer Habhaftwerdung hatte sich der Streifzug mehrerer Stämme (Sacs und Fox) geendigt. Black Hawk war nach dem Osten gebracht und vom Präsident wieder in Freiheit gesetzt worden. Auf seiner Rückkehr zu seinem Stamme befand er sich jetzt in New-York. Die Zeitungen brachten hinlänglich Anekdoten von ihm, die alle bezeugten, daß er in vielen Stücken einfacher, und wenn man will, vernünftiger war, als die gebildeten Leute; so legte er sich z. B. nicht ins, sondern neben das Bett, welches ihm viel zu weichlich vorkam, und blieb dem bekannten indianischen Grundsatze treu, nichts zu bewundern, durch welchen angenommenen Satz jedermann in den Augen der Menge eine gewisse Größe und Hoheit bekommt. Von des Präsidenten Jackson Besuch, der doch erst vor einigen Wochen ganz New-York auf die Beine gebracht hatte, sprach man wenig mehr, und nur in den ihm opponirenden Zeitungen bemerkte man an der Heftigkeit der Ausfälle gegen ihn seine frische Anwesenheit.

Bei dem Besuche des Gerichtshauses (courthouse) hatten wir Gelegenheit, die amerikanische Sorglosigkeit, die wir deutsche Maschinenmenschen Nachlässigkeit zu nennen pflegen, einigermaßen kennen zu lernen. Eine deutsche Gerichtsstube und eine amerikanische, welcher Kontrast! es wurde plaidirt. Nur der Richter und die Geschwornen schienen aufmerksam. Sonst ging Alles ab und zu nach Belieben; ohne daß das Plaidiren im Geringsten gestört wurde, nahm der Gerichtsschreiber mit lauter Stimme andern Anwesenden nur in einer andern Ecke des Saales einen Eid ab. Die Haltung der Advokaten und Geschwornen war so nachlässig als möglich, wie denn überhaupt der Amerikaner immer die für ihn bequemste Lage und Stellung einnimmt, und sollte er dazu auch drei Stühle, oder gar die Beine eines andern gebrauchen. Der so Genirte befreit sich durch Wegziehen seines Gliedes oder Annahme einer andern Positur. Kein Mensch ereifert sich über solche Eingriffe in seine persönliche Freiheit. Will er sie nicht dulden, macht er es durch einfache Bewegungen bemerklich, und der Abgewiesene sucht sich einen Geduldigern.

(Schluß folgt.)

Konzerte

in Lafitte's Hotel. — Französischer Musiksinn.

(Schluß.)

Wollen Sie wissen, was Nationalität ist, ich will es Ihnen aus der traurigsten Geschichte meines Lebens erklären, ich kann ohne tiefen Kummer nicht daran denken. Dieser Kummer ist übrigens musikalischer Natur und entfernt uns nicht vom Gegenstande.

Mozarts Don Juan war für mich von jeher der Inbegriff von Vollkommenheit und das Idol meiner musikalischen Anbetung. In Deutschland, wo es mir nur irgend möglich war, in jeder großen, in jeder kleinen Stadt, wo immer der Anschlagzettel diese Oper verkündete, hörte, verschlang ich sie mit stets erneuerter Lust. Die Aufführung war zuweilen weit von der Vollkommenheit entfernt, und ich dachte mir stets, ein mächtiges und reiches Spiel auf einer der größten Bühnen Europa's müßte ein göttlicher Genuß seyn. Urtheilen Sie von meinem Glück, als ich im vorigen Jahre las, daß die große Oper zu Paris mit allem Aufwande der ihr zu Gebote stehenden und verschwenderisch reichen Mittel das Meisterstück Mozarts auf die Bühne bringen und der musikalischen Welt ein Vergnügen bieten wolle, welches seines Gleichen nie gehabt. Ich glaubte an dieses Versprechen, denn ich wünschte es allzu sehr. Auch ließ ich mich durch kein Hinderniß, durch keinen Kampf vor dem Eingange des Theaters, durch keine Mühseligkeit des Schweifhaltens, unerläßliche Bedingung aller Kunstgenüsse in Paris, abhalten eine der ersten Vorstellungen meines Don Juan zu besuchen.

Aber, o Täuschung sonder Gleichen! Was soll ich Ihnen sagen? Der Anfang war ein Fluchen und Verwünschen, die Mitte war ein herzgepreßtes Klagen und das Ende war ein ermüdetes Einschlafen. Ja, ja, zu deutsch: in der Aufführung des Don Juan von Mozart in der großen Oper zu Paris bin ich eingeschlafen, und nicht durch meine Schuld. Gott weiß, daß ich mit aller Bereitwilligkeit, der glücklichste Sterbliche zu seyn, dahin gekommen war. Aber mit diesen Kartoffelsäcken statt Sänger, wie der gepriesene Nourrit, der nicht einmal gehen, geschweige denn singen gelernt hat, wie wollen Sie da die unerreichbare Poesie des großen Meisters versinnlichen. In der Wuth meiner betrogenen Erwartung hätte ich diesem Kehricht von Gurgelzerreißern, diesen falschen, sinn- und gefühllosen Schreiern, diesen Stümpern in der Halle der Kunst gern zurufen mögen, wie einst Mozart einem, ich weiß nicht mehr welchem Orchester: „Ihr Esel, wollt Ihr's greifen.“ Aber auch dieß würde nicht geholfen haben, denn *was nicht im Holze steckt, ist nicht hineinzubringen*, und diese Herren Sänger waren überzeugt, daß sie sehr vortrefflich sangen, und das Publikum that, als ob die ganze Sache ihm fremd sey. An jenem Abende zerrann mein menschenfreundliches Träumen von gemeinschaftlichem, universellem Theilhaben aller Nationen an allem Schönen und Herrlichen, es war mir, als ob man mir das kostbarste Gut entwendet hätte, denn was konnte ich nach Don Juan noch hoffen? Wie es geschah, daß diese Oper so jämmerlich ausfiel, in dem Maße, daß ich von der ersten Aufführung an überzeugt blieb, sie werde in kurzer Zeit von dem Repertorium wieder verschwinden, eine Voraussagung, welche sich bereits verwirklicht hat, wie es möglich ward, daß im Jahre 1834 in der Hauptstadt der Welt, die sich so viel auf ihre neuesten musikalischen Fortschritte zu gut thut, Mozart ohne Entzücken an dem ausgesuchtesten Publikum vorübergehen konnte, das weiß ich nicht, und will es zur Ehre dieses Publikums nicht genauer untersuchen, ich will unterstellen, daß es dem wahren Mozart seine Huldigung nicht versagt haben würde. So viel ist gewiß, daß diese Sänger und Sängerinnen, vornehmlich aber die Sänger, den Geist Mozarts nicht erfaßt haben, daher die Ohnmacht ihrer Leistung. Es war mir während des ganzen Schauspiels, als ob ich in einem Marionettentheater wäre, in welchem das begeisterte Genie unseres Dichters an Zwirn- und Drathfäden regiert würde. Der freie Zug, der Aufschwung, die Sympathie, die Weise fehlte, es war eine herrliche, kostbare Pflanze in unheimischem Boden, es war deutscher Sang in französischem Munde, es war deutscher Klang in französischem Tone, es war Mozart als Parodie. Selbst das sonst so vortreffliche Orchester schien wie von einer Lähmung ergriffen zu seyn.

Seitdem wundere ich mich über nichts mehr, seitdem ist mir aber

der namhafteste Theil meiner Genüsse in Paris entrückt, und dieß hanswurstmäßige gliederverrenkende Musikzappeln der Lafitte'schen Konzerte kann mich höchstens lachen machen, — wie man so lacht, wenn man Leib- oder Zahnschmerzen hat. Die Musik ist bei diesen Konzerten die große Nebensache, die Komödie, die Parade, der Schwank ist der Kern und das wahre Vergnügen; jeder Unternehmer kennt sein Publikum und bereitet ihm die Speisen nach seinem Geschmacke. Vor einiger Zeit waren die Kastagnetten das unerläßliche Mitspiel jeder denkbaren Art von Musik, von dem spanischen Bolero und Fandango bis zur polnischen Mazurka, von dem Rondo, dem Allegro, und der Quadrille bis zum Adagio und Mozarts Requiem, gleichviel, das Publikum hatte auf der Bühne der großen Oper die spanischen Tänzer mit Kastagnetten gesehen und gehört, fortan wollte es keine andere Musik als mit Kastagnetten. Dieß dauerte nicht lange, und da man nicht immer etwas so genial Neues finden kann, so half eine Zeit lang der Zettel aus. Was stellen Sie sich unter einer *gothischen Quadrille* oder einer Quadrille mit gothischer Begleitung vor? Das werden Sie nimmermehr errathen, weil Sie ein Deutscher sind, und meinen, Musik sey Musik. Eine Quadrille mit gothischer Begleitung ist ein Contredanse mit Begleitung eines Lärms, welcher durch Trommeln auf einer Stuhllehne oder sonst irgend einem ähnlich harmonischen Geräthe hervorgebracht wird.

Und wenn Sie das Ohr an diesen Tönen genug ergötzt, gibt man Ihnen eine Zerstreuung anderer Art, etwas für das Auge, eine Galerie pittoresque de la peinture. Was meinen Sie, daß eine Galerie pittoresque de la peinture sey? — Eine schlechte Optik, ein Guckkasten, in welchem Sie die Panoramen einiger merkwürdigen Städte, wie Venedig, Genua, Petersburg u. s. w. für zwei Sois sehen, — und das heißt „*malerische Galerie der Malerei!*"

Durch einen ganz natürlichen Uebergang kam man von der Begleitung der Kastagnetten und der Stuhllehne zu einer andern, die Sie, orthodoxer Musikus, sicherlich nicht errathen würden: Quadrillen mit Orgelbegleitung. Gestehen Sie zu, daß man Pariser Musikcharlatan seyn muß, um das Bleigewicht des Orgeltons an die Schnellfüßigkeit der Tanzmusik zu hängen, — ein Elephantenschritt als Begleitung eines Sechsachteltaktes!

Mein Sonntags-Musikliebhaberpublikum gähnte, daß mir angst und bange wurde, während dem man die herrliche Introduktion zu Rossini's Wilhelm Tell spielte, natürlich, dieß gehört weder zu der gothischen Musik noch zur Tagesmode, und im Voraus wußte man nicht, von wem diese „unbekannte" Musik sey, sonst würde man doch wohl gehorcht und mitten im Adagio geklatscht haben, denn Rossini ist ja *französischer* Komponist. Als aber die Ameisenbewegung des Allegro begann, rührte sich Alles, wie in einer elektrischen Erschütterung, und tanzte mit dem Kopfe, mit den Armen und mit den Füßen, man hielt es für einen Kontretanz. Was bleibt zu thun in einer Versammlung, welche ihre höchste Bewunderung, in fanatischem Ausbruche, dem Flageolet weiht, und sich niederwirft vor dem sehr unmeisterhaft gehandhabten Klapphorne als einer unerhörten Neuigkeit, die aus dem siebenten Himmel durch alle Mittel- und Zwischenhimmel hindurch ganz eigen und allein für das auserlesene Publikum der Lafitte'schen Konzerte beschert ward. Was bleibt übrig, als den schon einmal gefaßten Vorsatz auszuführen, und den Musikgenuß in Paris künftighin nur in der italienischen Oper für den Gesang, und im Konservatorium für die Instrumentalmusik zu suchen, jenem andern profanen Volke aber zuzurufen: Ehrliche Spießbürger der Kleinstadt Paris, für welche man die also gestaltete Musik zurichten muß, treue Wahlmänner und Kirchencensoren allzumal, geht nach Hause, ziehe die Baumwollenkappe über die Schafsohren, stoßt Pfeffer und Pigment und les't den Constitutionnel dazu, das ist Euer Beruf, in Ewigkeit, Amen.

Mit diesem Stoßgebete wandte ich mich der Thüre zu. Allein es war mir beschieden, an diesem Tage Alles zu begegnen, was mein Herz erfreut. Ich hörte deutsch sprechen, laut und vernehmlich. Gewöhnlich spricht der gebildete Deutsche in anständiger Gesellschaft nicht laut, so sagte ich zu mir selbst und sah nach den Leuten hin. Allein das waren deutsche Handelsleute, aus dem Stamm Levi oder Rothschild, die dürfen sich entheben, sowohl deutsch wie gebildet zu seyn, sie fanden es sehr sonderbar, daß die laute Musik sie in ihrem Börsenschacher störte — und sie sprachen noch lauter als jene. Zudem waren es *Deutsche in Paris* und was das kläglicherweise bedeute, davon will ich Ihnen in Bälde eine Skizze entwerfen. Beklagen Sie uns Alle, die wir den ehrlichen deutschen Namen tragen, wenn ich im Voraus versichern muß, daß es ein Nachtstück werden wird.

An der Thüre des äußersten Vorzimmers, an einer Stelle, die von dem Orchester gerade weit genug entfernt ist, damit man keinen Bogenstrich der Musik mehr vernehmen könne, die aber den Vollgenuß des Straßenlärms gewährt, saßen sieben Engländer, hübsch lang, schmal, dünn und aufgeschossen, kurzröckig und großmäulig, wie es ächten Pflastertretern von der Themse ziemt, auf Einer Bank, wie die sieben Haimonskinder, übrigens voll Andacht für die Musik, denn sie schliefen hart und fest.

Würdige Schlußscene meines Musikabends. Es sind ausgezeichnete Liebhaber die Engländer. In der Instrumentalmusik geben sie den Vorzug dem Beefsteak und dem Porter.

Eine amerikanische Bärenjagd.

(Auszug aus einem Briefe.)

Kürzlich schoß ich eine alte Bärin, die vollkommen weiß war. Sie hatte vier Junge; darunter ein weißes mit rothen Augen und rothen Klauen, wie sie selbst; ein rothes und zwei schwarze. In ihrer Größe und in andern Beziehungen glich sie ganz dem gemeinen schwarzen Bären, nur hatte sie, ausgenommen die Haut ihrer Lippen, nichts Schwarzes an sich. Der Pelz dieser Art ist sehr fein, wird aber von den Handelsleuten nicht so hoch geschätzt als der rothe. Die Alte war sehr zahm, und ich tödtete sie ohne Schwierigkeit; zwei der Jungen schoß ich in ihrer Höhle und zwei entwischten in einen Baum. Kaum hatte ich sie geschossen, als drei Männer, wahrscheinlich durch den Schall meiner Flinte herangelockt, daher kamen. Da diese Männer sehr hungrig waren, so nahm ich sie mit mir heim, speiste sie, und gab jedem von ihnen ein Stück Fleisch nach Hause mit. Tags darauf jagte ich einen andern Bären in einen Pappelbaum, wo ich mich von der Werthlosigkeit meiner Flinte, die ich von A-ke-wah-zains hatte, überzeugte, denn ich schoß fünfzehn Mal, ohne den Bären zu tödten, und ward endlich genöthigt an dem Baume hinanzuklettern, und die Mündung meiner Flinte ihm an den Kopf zu setzen, ehe ich ihn tödten konnte. Als ich einige Tage später auf der Jagd war, trieb ich, in einem und demselben Augenblick, ein Elenthier und drei junge Bären auf; letztere rannten auf einen Baum zu. Ich schoß nach den jungen Bären und zwei von ihnen fielen. Da ich der Meinung war, einer oder beide müßten bloß verwundet seyn, lief ich sogleich auf die Wurzel des Baumes zu, hatte sie aber kaum erreicht, als ich die alte Bärin in entgegengesetzter Richtung daher springen sah. Sie ergriff das Junge, das ihr zunächst gefallen war, hob es mit ihren Tatzen, während sie auf ihren Hinterfüßen stand, auf, hielt es, wie ein Weib ihre Kinder hält, betrachtete es einen Augenblick, roch die Schußwunde, die es in seinem Bauche hatte, warf es, da sie bemerkte, daß es todt war, nieder, kam zähneknirschend gerade auf mich los, und ging so aufrecht, daß ihr Kopf in gleicher Höhe mit dem meinigen stand. Alles dieß geschah so plötzlich, daß ich meine Flinte kaum wieder hatte laden können, und mir, als sie in den Bereich der Mündung kam, nur noch Zeit blieb anzulegen. Ich fühlte nun die Nothwendigkeit einer Lehre, die mir die Indianer eingeprägt hatten, und die ich sehr selten außer Acht ließ, nämlich nach Abfeuerung meiner Flinte an nichts Anderes zu denken, als sie wieder zu laden.

Der Präsident Jackson war in früherer Zeit ein Partisansoldat auf der Westgränze der Vereinigten Staaten. Der Hauptschauplatz seiner Thaten war Tenessee, welches damals noch einen Theil Virginiens bildete und kein besonderer Unionsstaat war. Frühzeitig (zwischen seinem 18ten und 25sten Jahre) erwarb er sich einen bedeutenden Ruf als Krieger unter den Indianern, welche ihn den „geschärften Pfeil" nannten. Unter einer Deputation an die Regierung, seit Jackson Präsident ist, befand sich ein alter Häuptling, der sich seiner wohl erinnerte, und in der malerischen Sprachweise der Indianer eine Rede anführte, die in einem Kriegsrathe gehalten wurde, worin man vorschlug, ihn und seine Abtheilung anzugreifen. „Sollen wir den weißen Mann angreifen?" — „Nein, der *geschärfte Pfeil* ist da."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 84. 25 März 1835.

Französische Literatur.

Chatterton.

Drama von Alfred de Vigny.

Auch in Deutschland ist der Verfasser von Cinqmars, der maréchale d'Ancre und von Stello bekannt, weniger jedoch wegen der beiden erstern Werke als wegen des letztern.

Stello oder die blauen Teufel (blue devils) oder: die Consultationen des schwarzen Doktors, ist ein Buch, welches bei seinem Erscheinen in Frankreich großes Aufsehen erregt hat. Heute haben wir es in erneuter Gestalt, als Drama, auf der Bühne des théâtre français, unter dem Titel: Chatterton. Bereits hat die erste Aufnahme des kritisirenden Publikums dem Drama einen Rang in der Theaterliteratur angewiesen, und alle Höhen und Tiefen der Tonleiter des Lobes und des Tadels durchlaufen. Noch lange werden die Blätter davon widerhallen.

Alfred de Vigny, Stello, Chatterton sind der Mühe werth, daß man einen nähern Blick auf sie werfe. Wir können von Chatterton nur sprechen, wenn wir Stello vorausgeschickt haben.

Stello ist ein kranker Dichter, welcher mit den blauen Teufeln, einer Art Spleen, behaftet ist, und in den Vorschriften des schwarzen Doktors Hülfe und Genesung sucht. Stello steht auf dem Punkte, den Eingebungen seines Gemüthes folgend, einer politischen Meinung sich zu widmen, und im Interesse einer „besten Regierungsform" seine Talente aufzubieten und zu schreiben. Dieß sieht der schwarze Doktor als einen Beweis des hohen Grades an, zu welchem das Uebel gediehen sey, und um seinen Patienten zu heilen, ertheilt er ihm mehrere Vorschriften, die er nach seiner Weise motivirt.

Die ganze Schrift stellt den Zwiespalt eines Dichters, eines Künstlers, oder wie Alfred de Vigny in größerer Umfassung andeutet, der Kunst überhaupt und der Gewalt der Staatsformen dar. Der Verfasser gibt zu verstehen, man könne in Stello etwas dem Gemüthe, dem Gefühle ähnliches, in dem schwarzen Doktor aber etwas erblicken, was der Vernunft, der Ueberlegung nicht unähnlich sey.

Nachdem der Verfasser den schwarzen Doktor sagen läßt, daß die Natur nur darum den Kopf höher als das Herz im menschlichen Körper gestellt habe, damit jener über dieses herrsche, läßt sich erwarten, daß er alle Ausflüsse des letztern, alle Inspirationen, alle Aufopferungen für das Ganze, und die Entschlüsse eines weitumfassenden Gemüthes verwirft, den Künstler in seinen eignen, unnahbaren und weit über dem Getriebe der übrigen Erdensöhne erhabenen Himmel versetzt, von wo aus derselbe nichts desto weniger durch die einzige Gewalt des Geistes eine Welt beherrschen soll, die ihn lästert und verhöhnt.

Ich weiß nicht, in wiefern die Persönlichkeit des Verfassers meine Idee bestätigt, allein die vorliegende Schrift führt einigermaßen auf den Verdacht, daß er selbst die um ihn sich bewegende Welt, die Menschheit, die Masse zu wenig, zu gering achte, um den Werth der Kunst desto höher zu preisen; es blickt hie und da die üble Laune eines durch die gereichten Kränze nicht befriedigten Dichters durch.

Die Kunst steht nie so hoch, daß sie von dem Wohl der Gesellschaft nicht überragt werde, und die Kunst, dieses letzte zu erreichen und zu sichern wird stets die höchste bleiben. Der Olymp besteht nicht mehr, und die Kunst gehört vor Allem der Menschheit an; ihrem Dienste sich zu weihen, muß die erhabenste Palme seyn, und die wirkliche, in dem Völkerleben fortdauernde Anerkennung eines um das Gesammtwohl verdienten Bürgers, Dichter oder nicht, mag wohl die erträumten Kronen des Parnasses aufwiegen.

Dieser Hang, die Kunst im Gegensatze mit dem bürgerlichen und Staatsleben zu schildern, die Aeußerungen gereizter Stimmung der Künstler, und das Verlangen nach größerer Anerkennung, nach Einräumung größerer Herrschaft, ist seit einiger Zeit in der französischen Literatur häufiger geworden. Allenthalben die nämliche Klage über Geringschätzung der Kunst, allenthalben Beschwerde über Zurücksetzung, allenthalben das Begehren einer unbedingten Oberherrschaft.

In welcher Art der schwarze Doktor diese Oberherrschaft begründet wissen will, ist in seinen Consultationen des Breiteren ausgeführt, er predigt ein völliges Isolirungssystem. Die Staatsgesellschaft liegt im Argen, sie verliert und verdirbt sich in den langen Kämpfen und Auflösungen, ihr letztes Heil ist die Kunst, und der Kunst allein ist es vorbehalten, die Wiedergeburt der bürgerlichen Gesellschaft zu bewirken. Sonderbar genug will man zu diesem Resultate gelangen dadurch, daß man sich von aller Theilnahme an den Lebensbewegungen der Staatsgesellschaft lossagt.

Die Consultationen des schwarzen Doktors sind lange motivirt. Wir können auf die Rechtfertigung nicht eingehen; „um Theil an der Politik des Staates zu nehmen, sagt er, wartet bis das Alter Euch zu allem Andern stumpf gemacht. Bis dahin aber vergönnt der Phantasie die in Euch lebt, ihren freien und einsamen Flug. Die musterhaften Werke sind gemacht, um dem Tode zu trotzen, indem sie unsre Ideen unsern Körper überleben lassen. Schreibt solche Werke, wenn Ihr vermögt, und seyd überzeugt, daß, wofern sich in denselben eine dem Fortschritte der Civilisation nützliche Idee, oder auch nur ein Wort befindet, das Ihr habt fallen lassen wie eine Feder aus dem Flügel, sich Leute genug finden, um sie aufzuheben, zu benutzen, und bis zum Ueberfluß ins Werk zu setzen. Laßt sie machen. Die Anwendung der Ideen auf die Sachenwelt ist für die Schöpfer der Gedanken bloß Zeitverlust."

Um zu dieser Fernhaltung von Allem was den Menschen in die Sphäre des bürgerlichen Staatslebens hinabzieht, zu gelangen, gibt der schwarze Doktor unter andern folgende Vorschriften, von deren genauer Befolgung die Genesung seines Kranken abhänge.

Das poetische Leben von dem politischen trennen. — Allein und frei seine Bestimmung erfüllen, unabhängig von dem Einflusse der Gesellschaften, selbst der schönsten, denn nur die Einsamkeit ist die Quelle der Begeisterung. Die krankhafte und unbeständige Träumerei vermeiden, welche den Geist irre führt, und alle Kräfte des Willens anwenden, um seinen Blick von den allzu leichten Unternehmungen des materiellen Lebens zu entfernen. Stets die unter Tausenden gewählten Bilder von Gilbert, Chatterton und Andreas Chenier vor Augen haben, weil diese drei Schatten, wenn sie beständig vor Euch sind, jeder einen der drei politischen Wege bewachen wird, in welche Eure Schritte sich verirren könnten. Das Eine dieser ehrwürdigen Gespenster wird Euch seinen Schlüssel, das Andere sein Giftfläschchen, und das Dritte seine Guillotine zeigen. Sie werden Euch zurufen:

„Der Dichter trägt einen Fluch auf seinem Leben und einen Segen auf seinem Namen. Der Dichter, ewig jugendlicher Apostel der Wahrheit, erregt fortwährend die Eifersucht der Gewalt, welche der Apostel einer alten Lüge ist, weil der Eine die Begeisterung besitzt, die Andere aber nur die Fertigkeit des Verstandes hat; weil der Dichter ein Werk zurücklassen wird, in welchem das Urtheil über die öffentlichen Handlungen und ihre Urheber geschrieben steht; weil in dem Augenblicke, wo diese Urheber auf immer im Tode verschwinden, der Dichter ein langes Leben beginnt. Folget Eurem Berufe, Euer Reich ist nicht von dieser Welt, die vor Euren Augen liegt, sondern von jener, welche seyn wird, wenn Eure Augen geschlossen sind."

„Die Hoffnung ist die größte aller Thorheiten."

„Was ist von einer Welt zu hoffen, in welche man mit der Gewißheit tritt, seinen Vater und seine Mutter sterben zu sehen? von einer Welt, in welcher von zwei Wesen, die sich lieben und sich ihr Leben widmen, das Eine bestimmt ist, das Andre zu verlieren und sterben zu sehen?"

In der Einsamkeit der Begeisterung folgen und alsdann ein Buch schreiben, aber nie hoffen daß ein großes Werk nach Verdienst gewürdigt werde.

Und mittelst dessen werdet Ihr eine Schrift zu Tage gefördert haben, welche, ähnlich allen Meisterwerken nur eine Frage, nur einen Seufzer ausdrückt. Sie wird sich unfehlbar zusammenfassen lassen in den zwei Worten, ewiger Wiederklang und Ausdruck unsrer Zweifel und schmerzvollen Bestimmung: Warum und Ach!

Diese Consultation ist nur das End-Wort des langen Satzes, welcher in dem Buche steht, sie ist nur das Resultat des Processes, welchen die Kunst gegen die Gewalt führt. Um zu dem motivirten Absonderungssystem zu gelangen, greift der Verfasser zu den Monumenten der Geschichte und versucht zu beweisen, daß in allen Zeiten und unter allen Regierungsformen die Dichter und Künstler von den Inhabern der Gewalt gehaßt, verachtet oder gefürchtet und verfolgt worden seyen. Die Republik Platos, welche chronologisch einen Anfangspunkt bilden könnte, dient ihm nur als Ergänzung seiner Beweissätze. Sehr merkwürdig ist der Dialog, welchen er zwischen Plato und Homer aufführt, der Eine die Kunst herabwürdigend, und sie aus seinem Staate verweisend, der Andere die Herrschaft der Welt für sie in Anspruch nehmend. Natürlich hat Plato die schwächere Partie.

Der Zusammenhang der oben genannten Namen Gilbert, Chatterton und Andreas Chenier mit dem Beweissatze ist folgender: die absolute Monarchie, die Repräsentativ-Monarchie und die Republik haben die Poesie und die Kunst stets mit gleich ungünstigen Augen angesehen. Hören Sie!

(Schluß folgt.)

Aus den Briefen eines Ausgewanderten.

1. Aufenthalt in New-York und Abreise.

(Schluß.)

Am 27 oder 28 Junius gingen wir an Bord eines der schönen Dampfschiffe, um unsere Reise nach dem Westen fortzusetzen. Unser Weg sollte nach dem Missouri gehen, dessen Preis und Ruhm zur Zeit unserer Abreise in Deutschland besonders hell erklungen war. Nachmittags fuhren wir auf unserm „Schnell und Sicher" (Swift and Sure) vom Ostflusse ab, und in unsrer Wendung nach der Mündung des Hudson hatten wir Gelegenheit, New-York in seinem schönsten Glanze vor uns liegen zu sehen. Wirklich ein imposanter Anblick. Vor uns die große wohlgebaute freundliche Stadt (220,000 Einwohner), umkränzt mit Masten und Segeln. Kastel-Garden, eine vorspringende Bastei, auf welcher ein schöner Lustgarten sich befindet, die schönen grünen, mit hohen Bäumen bewachsenen freien Plätze, die hier und dort gerade an den Hafen stoßen, die hervorragenden Thürme verschönerten das angenehme Bild außerordentlich. Dampfschiffe schossen hin und her, Hunderte von Fischerkähnen schaukelten auf den Wellen herum. Und wendete man seinen Blick von der Stadt ab, so erfreuten wieder die grünen dichtbelaubten Wälder der umliegenden Inseln und die schönen und romantischen Ufer von New-Jersey. Endlich entschwand dieses große weite Gemälde allmählich unsern Blicken, und unser Dampfboot durchbrach die Wellen des dunkelgelben Hudsons, der uns entgegenrollte.

Die Ufer des Hudsons gewährten einen anziehenden Anblick. Schöner und reicher Wald wechselt mit anmuthigen Landhäusern, ja schönen Palästen, wenigstens nahe bei der Stadt, unterhaltend ab. Die hereinbrechende Nacht raubte uns die Aussicht in die Ferne, wenn gleich der Glanz des Mondes uns nähere Gegenstände in zweifelhaftem Dämmerlichte erblicken ließ. Wir erfreuten uns auf dem Verdeck durch Musik und Tanz. Die Zahl der Deutschen war ziemlich bedeutend, da mehrere unsrer frühern Reisegefährten mit uns abgefahren waren. Frühe am andern Morgen befanden wir uns in einer gar schönen Gegend, in der Nähe des Städtchens Kingston. Hier bekamen wir schon die schönen Catskill-Gebirge, Zweige der Alleghanies zu Gesicht, welche auf der Westseite des Hudsons liegen, und deren höchste Gipfel der Pine Orchard 3000′, der Roundtop 3,718 Fuß über die Meeresfläche sich erheben. Man hat sie, ich weiß nicht wo, mit dem Siebengebirge am Rhein verglichen, allein wiewohl sie höher sind, dürfen sie sich, was Formation und interessante Gestaltung betrifft, eben so wenig mit diesem messen, als der Hudson überhaupt einen Vergleich mit dem Rheine aushalten kann. Hier ist nicht das klare milde Wasser, nicht die herrliche Abwechselung der üppigsten reichsten Fluren, mit eng zusammentretenden düstern Felsenreihen, wie sie der vaterländische Strom so oft bietet. Kein lachender Weinberg erfreut das Auge, und keine noch in der Ruine schöne Burg und zertrümmertes Kloster schmückt die Höhen. Aber an Dörfern und Städten fehlt es auch hier nicht, und in wenigen Jahrzehnten werden freundliche Häuserreihen beinahe fortlaufend die beiden Ufer des Hudson zieren. Wenn auch der Rhein und seine Städte und Burgen erhebende Erinnerungen an Jahrtausende wecken, so ist doch auch der Hudson schon von geschichtlicher Bedeutung, und sein Name ist an manche alte Sagen und Lieder geknüpft. Hier läßt Washington Irving die Geister seiner Holländer hausen, und von manchem alten Spuk wissen die Schiffer zu erzählen. Hier hat der General Washington manche schöne That verrichtet, und Tausende haben für die Freiheit an den Ufern des Flusses geblutet.

Selbst hier am Hudson sieht man schon das Werden und Wachsen, welches Amerika dem Europäer so interessant macht. Man sieht hier die Uebergänge der menschlichen Bildung, freilich in unendlich kurzer Abstufung vor seinen Augen sich wiederholen. Hier wird die erste Art an den Wald gelegt, dort steht auf wenig gelichtetem Raume schon eine Loghütte, und eine rohe Fähre stellt die Verbindung mit dem jenseitigen Ufer her. Hundert Schritte weiter, und ein angenehmes Landhaus, mit reichen und weiten Fluren umringt, bietet sich dem Auge dar, und hinter jener Biegung des Flusses breitet sich schon eine freundliche Stadt aus, mit Kirchen und Gerichtshäusern, und Dampfboote vermitteln den lebhaften Verkehr mit der andern Seite des Flusses.

Erinnerungen aus dem schwedischen Kriegsdienst.

1. Erster Eintritt ins Militär.

(Fortsetzung und Schluß.)

Einen geheimnißvollen Mann sah ich wieder in Celle. Lange war er in der schwedischen Stadt gewesen, die meine Eltern bewohnten, oft in unser Haus gekommen. Er stand damals schon in ziemlich vorgerücktem Alter. Seine Gestalt war kräftig und groß, seine Haltung aufrecht. Die breiten Schultern und der entblößte Hals trugen das Haupt, das unter einem heißern Himmel gebräunt zu seyn schien, sein Auge war lebhaft, sein Gesicht ausdrucksvoll. Seine Fußbekleidung war bei elegantem Anzuge roth, die weiten Beinkleider von feinern Stoffen nach türkischer Art, eben so die Weste. Den Leib bekleidete ein Kaftan bis auf die Fersen, mit Hermelin oder dem ähnlichen Pelze besetzt. Das Haupt bedeckte ein hoher runder Hut mit sehr breitem Rande: derselbe war wie die damaligen runden Hüte der schwedischen Generale, an der Seite aufgeschlagen, mit einer Schleife festgehalten, die von edlen Steinen zu seyn schien, und mit mehrern Straußfedern geziert gleich den Hüten der spanischen Granden. An der Seite trug er einen krummen Säbel, der Griff mit anscheinend edlen Steinen verziert. Er gab sich den Fürstentitel und nannte sich Magno Cavallo. Niemand hatte ihn je irgend eine Sprache gut reden hören. Italienisch sprach er sehr mittelmäßig, französisch noch weniger gut, am schlechtesten deutsch. Er machte Besuche in den ersten und besten Häusern der Stadt, und wurde in die gesellschaftlichen Cirkel eingeladen, spielte gern und hoch, und war in der Stadt, die meine Eltern bewohnten, einem dort befindlichen Pharaoklub von ein Dutzend höherer Personen eine angenehme Erscheinung. Er brachte viel Gold und wenig Glück mit. Man erfuhr nie, daß er Geld von irgend woher bezog während der Zeit von mehr als einem Jahre, daß er in demselben Orte lebte. Man erschöpfte sich in Muthmaßungen. Ein Türke schien er nicht, kein Turban, keine Weinversagung, nach der Hautfarbe aber doch ein Morgenländer. Ein dunkles Gerücht gab später die Vermuthung, er sey in einem christlichen Kloster jener Gegenden Pater Schaymeister gewesen und mit der reichen Klosterkasse abgereist. Uebrigens sah man ihn niemals christlichen Gottesdienst besuchen. Er war wohlthätig und schien den Behörden auch nicht den geringsten Verdacht zu geben. Er lebte ungestört an den Orten, wohin er sich wandte, mehr als ein Jahrzehent in Celle, und bis an seinen Tod, ohne seine Kleidertracht zu ändern. Als Fürst auch Orden verleihend, aber nur an Kinder, hatte ich von ihm den ersten erhalten, bald nachdem ich Fähndrich wurde. Das Bild Gustav III stand darauf, ein schwedisches silbernes 4 Schillingstück von ihm selbst mit rother Emaille umfaßt, durchstochen und mit einer Schleife von schwarzem Sammtband geziert. Diesen Mann sah ich in Celle wieder, er besuchte meine Eltern, und oft war ich mit meinen Schulgenossen bei ihm. Ueber dem Eingange seiner gemietheten Wohnung hatte er eine rosenfarbene Tafel befestigt. Am obern Rande standen mit goldenen Buchstaben die Worte: philosophare est regnare, darunter ein Kranz von goldenen Lorbeerblättern, in demselben die deutsche Uebersetzung: philosophiren ist regieren, und: hier wohnt der Fürst Magno Cavallo. Er hatte eine einzige weibliche Dienerin. Seine Zimmer betraten wir nie. Stets empfing er uns freundlich und führte uns in den Garten. Dort wühlte er täglich in der Erde Schoß, warf Verschanzungen auf nach den Regeln seiner Phantasie. Je länger er dieselbe Wohnung und denselben Garten benutzte, desto höher wurden dieselben, und höher, je enger der Raum war. In der Mitte ein abgestumpfter Kegel, darauf an einer hohen Stange seine fürstliche Flagge, und ein paar Bäume mit Querhölzern zum Hinaufsteigen, um von da in Ermanglung eines Wartthurms den supponirten Feind aus weiterer Ferne zu erschauen. Gräben und Wälle, Damm- und Außenwerke. Die erste Konversation dehnte sich um seine Vertheidigungs-, die möglichen Angriffs- und Eroberungsplane. Dann kam er auf Politik. Selbst sein Tod gab nicht das kleinste Licht, wer er war, woher er kam, von wo er die Mittel erhielt gemächlich zu leben. Sein Nachlaß war gering, die Erbin seine vieljährige Dienerin, eine Eingeborne des Orts.

Im zweiten Jahre meiner Abwesenheit aus dem elterlichen Hause hatte der Tod mir meine Mutter unerwartet früh geraubt. Sechs Monate später starb der sehr bejahrte Stiefvater auf einer Reise: in Dresden bei seiner Schwester. Zwei Vormünder wurden mir gegeben: der Arzt meiner Mutter und von den Behörden ein mir unbekannter Rechtsgelehrter. Einen dritten Vormund hatte ich schon seit dem Tode meines Vaters in meinem Geburtslande.

Drei Jahre war ich auf der Schule in Celle gewesen, als ich der

nachrichtigt wurde, daß der Befehlshaber des Regiments, dem ich angehörte, meine Einberufung zum Dienstthun anbefohlen habe; ich war zwischen 14 und 15 Jahre alt. Mit Vergnügen sah ich den Augenblick nahen, der mich längere Zeit des Schul- und Lernzwangs entheben würde. Ein alter treuer Diener meiner Eltern wurde mit einem Wagen gesandt mich abzuholen. Nach acht Tagen kam ich an. Leer und ausgestorben war das elterliche Haus. Nur noch drei Dienstleute bewohnten es, die eine lange Reihe von Jahren treu gedient. Aus einer sonderbaren Ansicht ließen meine Vormünder mich dort nicht wohnen. Noch auffallender hatten sie bei einem sehr guten Vermögensstande dennoch Alles, durchaus Alles verkauft. Kein Tisch, kein Stuhl, kein Bett war mir geblieben. Doch wußte man, daß ich in dieser Stadt leben wollte, daß ich mich erklärt hatte mich dem Militärstande zu widmen, und daß dem Regiment, bei dem ich stand, seit dem westphälischen Frieden für beständig dieser Ort zur Garnison bestimmt war. Zwischen den leeren Wänden konnte ich nun freilich nicht bleiben. Bei einer ganz allein und abgelegen wohnenden alten Offizierswittwe hatte man mir ein Zimmer und Kost bedungen. Statt des alten treuen seit meiner Kindheit mir ergebenen und noch bezahlten Dieners erhielt ich einen Soldaten aus dem Regiment, das aus geworbenen überall zusammengerafften Menschen bestand und wenig Gutes enthielt. So fühlte ich mich denn sehr verlassen, sehr verstimmt, ohne Rath und ohne Stütze. Noch unglücklicher war der nächste Tag. Ein Friseur mußte mein Haar in vorschriftmäßige Formen bringen. Einen Zopf bis auf die Taillenknöpfe, ein gepudertes Toupé und Locken. Ich wagte kaum bei Tage auszugehen, ein Spott der Leute glaubte ich zu seyn. In wenigen Tagen aber gings noch übler. Der Schneider brachte die Uniform, die engen Kamaschen, die faltenlos das Blut zum Stocken brachten, der Waffenschmied den Degen. Ein Degen schon jetzt berechnet auf künftige Größe, ich mochte wenig mehr als 4 Schuh messen, der Degen über 2½. In die Schulterhöhe stieß der Kopf, das Ende berührte fast die Erde. So sollte ich nun ausgehen zum General des Regiments und mehreren Andern, und zu meinen künftigen Kameraden. Eine Karrikatur zeigte mir der Spiegel. Ich war trostlos mich öffentlich zu zeigen, und noch dazu allein, so ganz allein, ein bis dahin für jeden Schritt beaufsichtigter und gegängelter Schulknabe. Das Aergste war mir noch, ich mußte durch die Straße gehen bei der hohen Schule, wo vielleicht gedrängte Haufen Knaben mich sahen und verlachten. Wie viel lieber hätte ich im Schulzwange wieder beim Curtius geschwitzt. Das erste Portepée, die erste Uniform, die man sonst glaubt, daß sie den Dünkel hebt, hat mich mit Centnerlast gedrückt! Als ein wahrer Rettungsengel erschien mir ein anderer Knabe gleichen Alters, der mich besuchte, an dessen Seite ich die ersten Straßen wandeln konnte. Ein wenig hob sich dann der Muth. So stellte ich mich zuerst dem Chef des Regiments, der in den freundschaftlichsten Verhältnissen mit meinen Eltern gewesen war und ich mit seinen Söhnen, dann dem Kompagniechef, den Stabsoffizieren und Andern vor; um 11 Uhr war Parade. Schon 10 Jahre Offizier, stand ich mit Ausnahme eines mit mir in gleichem Alter Stehenden über alle zum Theil hochbejahrte Fähndrichs. Wie leicht aber ward es mir, als ich nach Hause kam, als Degen, Hut und Kamaschen mich nicht mehr drückten. Welch Paradies schien mir dagegen die Langweile meiner alten, weder wort- noch geistreichen, doch sehr guten alten Wittwe beim Essen einsam gegenüber. Mit dem Abend aber kam auch die Furcht wieder für den nächsten Tag. Aufs neue stand ich da in Uniform, gedrückt und eingespannt. Nebst zwei neubeförderten Offizieren mußte ich Treue schwören dem Könige dem Regenten Herzog Karl und dem Regiment. Im Hause des Generals, beschattet von der Fahne, die die Königin stickte mit den Wappen beider Reiche Dänemark und Schweden, und ihrem Regiment schenkte. Zwei Folioseiten war mein Eid, in schwedischer Sprache; ich verstand kein Wort. Ich sprach sie alle nach und schwor, und unterschrieb in duplo; das eine Exemplar für mich: dann nahm ich Unterricht im Schwedischen. So habe ich später dann erfahren, was ich mehrere Monate früher gelobt hatte zu halten. Nun mußte ich die Zeichen ablegen als Offizier. Der lange Degen mit dem Portepée ward verwechselt mit dem kürzern Musketiersäbel, die gelbe seidene Kokarde kam vom Hut, die weiße Armbinde fiel, die seit Gustav III als Zeichen treuer Anhänglichkeit an ihren König von den Offizieren getragen wurde, die Muskete unterm Arm wanderte ich zur Rekrutenschule. Ein Fähndrich stand ihr vor, ein Unteroffizier und ein Korporal, die trieben, sonst dienstfrei, allein dieß Geschäft viele Jahre lang; ich wurde in dem kleinen Häufchen eingereihe von fünfzehn Mann. Deserteure von andern Mächten, Matrosen, Handwerker, Bauern, zum Theil in der Trunkenheit geworben, auch ein abgesetzter Prediger von wenigstens 50 Jahren, wegen Völlerei seines Amtes verlustig, war darunter. Am rechten Flügel stand ein Mann von fast 7 Schuh, mit 4 Schuh ich am linken. Durch 6 Wochen ward nun exerziert, ein Paarmal gefeuert mit Patronen, und Einmal kam die harte Stunde, wo ich in meiner Kleinheit dastehen mußte vor den Kolossen des ersten Gliedes und sie kommandiren. Der Premier-Major erschien alsdann, er sah, er lobte, und wir waren reif: Instruktionen waren nicht vorgekommen, als daß vor Stabsoffizieren ins Gewehr zu rufen sey, vor dem Posten, vor einer Wache. Zum Wachdienst ward nun geschritten, auf einen Posten ich geführt, zwei lange Stunden mußte ich zweimal stehen, dann kam die Nacht. Für Zahlung stand ein Anderer für mich. Ich schlief im Zimmer des Offiziers. So gings einen Monat fort: 6 Wochen hatte ich Dienst gethan, da kam die Jahresmusterung durch den Gouverneur der Provinz, ich mußte wieder als Offizier erscheinen, stehen mußte ich vor einem Peloton und führen sollte ichs, und gar den langen Degen ziehen. Mein Arm reichte dazu kaum, noch weniger mein Muth. Im Anfange ging es noch so so. Am frühen Morgen waren die Untergebenen ziemlich nüchtern. Allein es ward gemustert kompagnieweise, Mann für Mann. Bei den Abtheilungen, die fertig waren, ward die Aufsicht lauer, die Hitze groß, der Krieger Durst noch größer, so ward in einer bedeutend langen Zeit nicht wenig Branntwein getrunken. Am Ende marschirte man ab. Der festen Tritte waren nicht sehr viele in meinem Zuge, der Eine wankte, stieß einen Andern, der es schimpfend ihm verwies. Wo hätte ich den Muth hernehmen sollen, der niemals irgend einem Menschen noch befahl, hier Ruhe zu gebieten den Leuten, denen ich kaum bis an den Gürtel reichte, die in vielen Dienst- und Erfahrungsjahren mit den Spießruthen vieler Länder größtentheils gestriegelt waren. Der Hauptmann zankte mit mir, da ward das Uebel nur noch ärger, und über den kleinen verzagten Fähndrich wurden Witz und Bemerkungen immer vernehmlicher und lauter hinter mir, um keinen Preis hätte ich mich umgewendet oder den Mund geöffnet, ich war wie vernichtet, da war zum Glück das Ziel erreicht, und die Entlassung in die Quartiere folgte. In Scham und Demuth kam ich trostlos zu Hause an, legte gern die höhern Befehlshaberzeichen wieder ab, und trat nun in den Dienst als Korporal. Ich durfte nicht mehr Posten stehen, ich führte nur Andere hin, und zwei Mann zu befehligen oder drei gewann ich leichter schon den Muth. Einen Monat später ward ich Unteroffizier. Nun gefiel ich mir schon besser und ans Befehlen gewöhnt man sich nicht schwer. Selbstherrscher ward ich einige Mal schon von weniger zahlreichen Wachen. Wiederum vier Wochen so, einige leichte Fragen vom Obristlieutenant, ersten Stabsoffizieren, und man fand mich fähig den Dienst als Offizier zu thun, nachdem ich durch 4½ Monat, wie man es nannte, zur Diensterlernung durch die Grade gegangen war.

Literarische Notizen.

In Petersburg ist ein neuer sibirischer Roman, die in den letzten Jahren so viel Interesse erregten, erschienen unter dem Namen: Die Wasserfälle der Angara (angarskie porogi). Beschreibung jenes von vulkanischen Erschütterungen vielfach heimgesuchten Landes, und Schilderung der Lebensweise der Buräten, namentlich ihre Jagden ist ein Hauptgegenstand der Schrift, und zeigt die große Lokalkenntniß des Verfassers, die er schon in einer frühern Schrift: „Reise nach Jakutsk,“ beurkundet hatte.

*

Die jetzt in zwei Bänden vollständig erschienene Geschichte des Aufstandes unter Pugatschew von A. Puschkin zeigt auf eine auffallende Weise die rohe Größe dieses Mannes, der sein eigenes Ziel verfolgte, wenn man ihn gleich lange für nichts Anderes als ein Werkzeug der Kosaken vom Jaik ansah.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 85. 26 März 1835.

Aus den Briefen eines Ausgewanderten.

2. Reise von Albany nach St. Louis am Missouri.

Dem Catskill-Gebirge gegenüber auf der Ostseite liegt Hudson, einer der bedeutendsten Punkte am Strome. Auf beiden Seiten drängt sich jezt Städtchen an Städtchen, die in Einwohnerzahl und Wohlstand sehr rasch zunehmen. Ich will hier nur Athen, Kossalie und Kinderhoek (der Geburtsort des jezigen Vicepräsidenten Van Buren) erwähnen. Es war durch einen kleinen Aufenthalt, der durch ein unbedeutendes Zerbrechen an der Maschine entstand, spät in der Nacht geworden, als wir zu Albany anfuhren, und wir sahen von der Stadt daher nicht eher etwas, als beim anbrechenden Morgen. Die Lage von Albany an der Westseite des Flusses ist sehr hübsch. Es lagert sich an einer Anhöhe hinauf, und gerade die schönsten Gebäude sind auf der Spize des Berges. Von den früheren holländischen Wohnhäusern sieht man nichts mehr. Alles hat einen erfreulichen Anstrich. Das Kapitol, — Albany ist der Siz der Regierung für den Staat New-York, — zeichnet sich am Vortheilhaftesten unter den Gebäuden aus. Hier war nun vor der Hand unsere Reise zu Dampfboot beendigt, und wir rüsteten uns zur Kanalfahrt. Die Kanalboote erscheinen dürftig und klein neben den Dampfpalästen. Doch ist ihre Einrichtung so elegant, als eben der Raum erlaubt. Vorn eine Damenkajüte, dann der Zwischenraum, den unser Gepäck, wir mietheten nämlich mit einer andern Familie immer ein Boot zusammen, hinlänglich ausfüllte, am Ruder die Herrnkajüte, die denn auch zum gemeinschaftlichen Speisezimmer dienen muß. Diese Boote sind beinahe alle von gleicher Länge (ungefähr 80 Fuß) und gleicher Breite (15 Fuß) mit ganz flachem Verdeck, ohne Geländer; ein solches erlauben die Brücken nicht, die in großer Anzahl die Ufer des Kanals mit einander verbinden. Wir hatten bald unsern Kontrakt mit dem Kapitän geschlossen, und nachdem unsere Effekten gewogen waren, ging es auf dem von 2 Pferden gezogenen Boote — die Kanalpaketboote, die nur für Passagiere bestimmt sind, und zur festgesezten Stunde ihre Stationen verlassen, haben deren drei — ziemlich rasch vorwärts. An der ersten Schleuße, dicht bei Albany, wurde das ganze Boot gewogen, da nach diesem Gewicht die Unternehmer des Kanals ihre Zollgebühren beziehen. So eine Fahrt auf dem Kanal ist gar schön. Die Bewegung des Schiffes ist fast unmerklich, und man kann deßhalb in aller Ruhe sich beschäftigen. Von Zeit zu Zeit geben mehrere aufeinanderfolgende Schleußen dem Schiffe Aufenthalt, dem Reisenden Gelegenheit, kleine Fußpartien zu machen. Mit der größten Gefälligkeit wurden wir, wenn das Schiff uns wieder traf, wieder eingenommen; meist benuzten wir jungen Leute eine Brücke, und sprangen von dort aufs Verdeck hinunter, indem das Schiff durchsegelte. Ich kann mir, wenn der Kapitän nur höflich ist, wie es Alle waren die wir trafen, gar keine angenehmere Art zu reisen denken. Troz so vielem Aufenthalt, — wir hatten oft eine Stunde zur Jagd oder zu sonstigen Abstechern Zeit, — geht es doch rasch! Wir fuhren auch bei Nacht, die Pferde werden oft gewechselt, und gehen meist im Trabe. Schon der Umstand, daß der Kapitän für uns als Kajütenpassagiere im Essen und Trinken zu sorgen hatte, trieb zur Eile. Doch ist dem Boot von der Gesellschaft der es gehört, auch eine bestimmte Zeit vorgeschrieben, die es zu dieser oder jener Entfernung anwenden darf. Wer sich versäumt, muß Strafe zahlen für jede weitere Viertelstunde. Die Kapitäns dieser Boote sind meist junge Leute, oft die Söhne der Schiffseigenthümer, die auf diesem Wege Menschenkenntniß und Geld sammeln sollen. Sie sind meist verheirathet und ihre jungen Frauen sind oft keine üble Zierde des Schiffes. Zwei Steuerleute und ein schwarzer Koch machen die übrige Bemannung eines solchen Kanalbootes aus. Auf diesem großen Kanal (Erie-Kanal genannt, 360 engl. Meilen lang) herrscht das regste Leben. Jeden Augenblick begegneten uns Schiffe, die guten Wege entlangs demselben sind stets mit Reiterei und Fuhrwerken bedeckt.

Die nördliche Richtung, der wir den Hudson hinauf gefolgt waren, behielten wir nur noch einige Meilen bis zur Stadt Troy (15,000 E.) bei, dann wendeten wir uns gegen Westen, dem Lauf des Mohawk nach. Die Gegend wurde hier allerliebst. Eine Menge Schleußen bei dem neuen Städtchen Junction gaben uns Gelegenheit die Gegend näher zu besehen. Mit der Flinte auf dem Rücken nahm ich den Weg ins Land hinein. Plözlich befand ich mich in dem wilden romantischen Thale des Mohawk, der hier in rascher Strömung dem Hudson zueilt. Ich war früher nie auf die Schönheiten dieser Gegend aufmerksam gemacht worden, und um so überraschter stand ich jezt da. Aber meine Ueberraschung sollte noch gesteigert werden. Wie ich

mit meinem Begleiter einen Rückweg nach dem Kanale einschlagen will, werde ich etwas oberhalb des Flusses eine große bedeckte Brücke gewahr. Wir eilen hin, und erblicken einige hundert Schritte oberhalb der Brücke einen herrlichen Wasserfall (Cohoes-Fall). Der Mohawk mit seinem dunkeln, beinahe schwarzen Wasser stürzt sich in seiner ganzen Breite ungefähr 60 Fuß über die Felsen herab. Ich habe im Süden Deutschlands, in Tyrol schöne Fälle gesehen, allein keiner schien mir in seiner wilden Umgebung großartiger, wie dieses. Keine menschliche Wohnung in der Nähe, die schroffen Felsen, die dunkeln Wogen, die nur im Sturze weiß aufschäumten, die herrlichen mir zum Theil fremdartig erscheinenden Bäume, die auf und über dem Gesteine hingen, vielleicht auch der Gedanke auf einem Flecke zu stehen, wo vor noch nicht langen Jahren nur kriegslustige und wilde Indianer gewandelt haben, das Alles ergriff mich aufs Tiefste. Wir eilten von der Brücke, über welche die Straße von Albany nach den Bädern von Saratoga führt, rasch zurück, um unsere Reisegefährten zu diesem Anblick zu holen. Mit ihnen genossen wir das schöne Schauspiel noch einmal, etwas oberhalb grade über dem Falle auf den Felsen stehend.

Als wir wieder Alle im Boot waren, hatte sich die Sonne schon gesenkt, und die Nacht war hereingebrochen. Früh am andern Morgen befanden wir uns abermals in einer äußerst anziehenden Gegend, und in kurzer Zeit kamen wir nach Schenectady, einer der ältesten Städte im Staate New-York. Daher hat sie auch nicht das freundliche Ansehen, welches die neuerdings angelegten Orte haben. Von hier führt eine Eisenbahn nach Albany, auf welcher man freilich den Weg in viel kürzerer Zeit machen kann, als auf dem sich krümmenden und durch Schleußen versperrten Kanale. Immer folgte der Kanal dem Laufe des Mohawk: bei Little-Falls bricht dieser Fluß abermals durch die Felsen, und bildet bedeutende Fälle. Nicht weit von diesen Little-Falls liegt die schöne, so rasch emporblühende Stadt Utica an der Südseite des Mohawk. In Zeit von 20 Jahren hat sich die Bevölkerung dieser Stadt um das Sechsfache vermehrt. Neun Kirchen, mehrere Akademien, eine Bibliothek und zwei Banken zieren die Stadt. Der Kanal trennt sie in zwei, zum Theil durch prächtige Brücken verbundene Hälften. Von Utica an wird die Gegend am Kanale interessant. An Städten, die meist im Entstehen sind, fehlt es aber auch hier keineswegs, und wenn sie auch noch unbedeutend sind, so mahnen doch ihre Namen an Größe und Macht. Wir finden zwischen Utica und Rochester ein Rom, ein Neu-Boston, ein Manlius, ein Syrakus, ein Canton, ein Montezuma und gar ein Palmyra. Südlich vom Kanale am kleinen See Cayuga sind die Wasserfälle von Ithaka. Es sind fünf verschiedene Wasserstürze, deren höchster über 100 Fuß tief fällt. Der gesammte Fall beträgt über 400 Fuß.

(Fortsetzung folgt.)

Französische Literatur.

Chatterton.

(Schluß.)

Unter der mattherzigen, von Kunst wie von Kraft gleich weit entfernten Regierung Ludwigs XV lebte ein junger Dichter, mit den herrlichsten Naturanlagen begabt, von Phantasie und Stärke, dessen satyrische Geißel die jämmerlichen Blößen seines Zeitalters, die Laster der Großen, die Gebrechen der Kleinen ohne Rücksicht verfolgte. Darum war er dem Hasse und der Eifersucht Aller ausgesetzt, und hatte überdieß mit dem innern Schmerze seiner finstern Gemüthsstimmung zu kämpfen. Zu stolz, zu rein, um sich die Güter der Erde auf Kosten seiner Grundsätze zu erkaufen, versank er in Armuth und Dürftigkeit. Eines Tages traf ihn der schwarze Doktor bei dem Bischof in Paris, krank, hinfällig, in Geisteszerrüttung und nur in lichten Zwischenräumen verständlich, dann aber erhaben und begeistert sprechend, stets voll Verachtung gegen das Menschengeschlecht. Die Noth und Entbehrung zehrten seine körperlichen Kräfte auf. Während der schwarze Doktor ihn betrachtet und anhört, wird er zum König nach Trianon beschieden. Es war im Jahre 1770. Dort befand sich Ludwig XV in seinem gewöhnlichen Thun, auf einem prächtigen Sofa gelagert, ihm gegenüber Mademoiselle de Coulanges, seine Maitresse, ausgestattet mit allen Reizen des Leibes, aber ohne Geist. Die futile, leere Unterhaltung der zwei Liebenden ist vortrefflich beschrieben. Sie schäckern und lachen, gähnen und schlafen, bis endlich die Angst vor einem wüthenden Floh der Vielgeliebten einen Angstschrei auspreßt. Geschwind nach dem Arzte geschickt. Von diesem Gewichte ungefähr war die ganze Unterhaltung. Der schwarze Doktor erscheint und erkundigt sich, worin er der Majestät dienen könne. Unterdessen war die Ursache seiner Herbeirufung verschwunden, der gefährliche Feind war gewichen, und der König und seine Person geruhten in ein unbändiges Lachen auszubrechen. Der schwarze Doktor glaubte diese gute Laune benutzen zu müssen, um sein Vorwort für den unglücklichen Dichter Gilbert anzubringen. Er that es. Aber plötzlich war es, als ob der Himmel von Trianon sich verfinsterte. Der König gerieth in einen furchtbaren Zorn, in welchem er von naseweisen Schreibern, anmaßenden Hofmeistern, vorlauten und überklugen Bettlern und armen Teufeln sprach, und den schwarzen Doktor, ehe dieser nur Zeit erhielt sich darüber zu besinnen, zur Thüre begleitete. Vor dieser draußen fiel dem Doktor ein, daß dieß wohl heißen möchte: „einem die Thüre weisen."

Einige Zeit darauf ward er zu einem Kranken gerufen, den er auf einem Speicher, in einer elenden schwarzen Kammer fand, deren ganzes Geräth ein ärmliches Nothbett und ein Licht in einem Dintenfasse waren. Es war Gilbert, welcher mit dem Tode rang und alsbald verschied. Als der schwarze Doktor wegging, begegnete er den Eigenthümern des Bettes, welche einen Schlüssel suchten. Gilbert, in der Geisteszerrüttung und Verzweiflung, hatte ihn verschluckt, und seinen Tod durch fürchterliche Schmerzen beschleunigt.

Dieß für die absolute Monarchie.

Das zweite abschreckende Beispiel liefert die Repräsentativ-Monarchie Englands, in der Person des Dichters Thomas Chatterton, welcher im achtzehnten Jahre aus Noth und Verzweiflung sich vergiftet hat. Auch bei seinem Hinscheiden war der schwarze Doktor zugegen. Chatterton hatte sein originelles Talent und die Stunden seiner zarten Jugend aufgeboten, um unter dem erborgten Namen des Mönchs Rowley alte, aus dem 10ten Jahrhundert hervorgeholte Gesänge und Gedichte in der Sprache des 15ten Jahrhunderts zu Tage zu fördern. Unter seinen Bekanntmachungen sind besonders berühmt: die Schlacht von Hastings, — Ella eine Tragödie — Charity, eine Ballade, — Sir William Canynge — Goddwyn — das Turnier und alte Eklogen aus den Zeiten Heinrichs II. So lange man die Werke für ächt und wirklich von dem Mönche Rowley herrührend glaubte, fand man sie vortrefflich, meisterhaft, wie sie auch in der Folge als solche anerkannt worden sind. Aber als Chatterton sich für den Verfasser zu erkennen gab, fiel die Kritik mit solcher Wuth und Verachtung über ihn her, daß der unglückliche arme Jüngling, aller Hülfsquellen und fernern Unterhaltsmittel für sich und seine Familie beraubt, dem Zustande einer hoffnungslosen Verzweiflung zugeführt wurde. In dieser schrecklichen Noth leuchtet ihm ein letzter Strahl, der Lordmayor von London wird für ihn interessirt, am bestimmten Tage kommt er zur Unterredung mit Chatterton und bietet diesem, nach langen, hartherzigen Phrasen, wirklich Hülfe an — eine Kammerdienerstelle! dieß war mehr als der Stolz des Dichters ertragen konnte, eine Stunde darauf war er nicht mehr.

Jetzt kommt die Reihe der Republik.

Hier ist das Jahr 1794 die Epoche, Robespierre, St. Just sind die handelnden und verfolgenden Personen, und der Dichter Andreas Chenier ist das Opfer. Chenier fiel mit zweinnddreißig andern Personen, welche, gleich ihm, im Gefängnisse St. Lazarus gesessen hatten, am siebenten Thermidor, unter der Guillotine, und er wäre wahrscheinlich dem Tode entgangen, — Robespierre ward am 9 Thermidor hingerichtet — wenn nicht sein alter Vater durch sein unzeitiges Drängen und Sollicitiren die Aufmerksamkeit des Revolutionsgerichtes auf ihn gezogen hätte.

In dem Drama „Chatterton" ist lediglich von dem Schicksale dieses Dichters die Rede, und wir übergehen Alles, was hinsichtlich der beiden Andern gegen die Betrachtungen und die Schlußfolgen Vigny's gesagt werden könnte, die Einwände und historischen Berichtigungen springen in die Augen. Nach den historischen Ueberlieferungen war Chatterton der Sohn eines armen Schullehrers, und es liegen nicht unwichtige Zweifel vor, daß er sein jugendliches Talent nicht im reinen und idealen Dienste der Musen geübt, sondern daß er in politischen Streitsachen den beiden entgegengesetzten Parteien gedient habe. Er hatte seine antiquarischen Nachahmungen an Walpole eingeschickt, und da dieser, den Betrug alsbald entdeckend, auf die Anerbietungen und Bedingungen Chattertons keine Rücksicht nahm, so trat dieser in einer heftigen und bittern Polemik gegen Walpole auf. Bei dem Tode des Lordmayor soll er mit Anschlagung seiner frühern Arbeiten für denselben und dessen, was ihm sein Tod an Trauergedichten eintrug, eine sehr genaue arithmetische Gleichstellung und Nachweisung gefertigt haben, bis zu welchem Betrag ihm der Tod des Lordmayor einträglicher sey, als sein Leben.

Alle diese Schattenseiten sind jetzt mit vieler Sorgfalt hervorgehoben worden, und ein hiesiges Kritikblatt hat die Klage der Dichter sehr unbillig gefunden. Seht Herrn Scribe und sagt uns, ob die Gesellschaft die Dichter zu Grunde gehen läßt!

Ihr allmächtigen Götter, was ist das für ein Argument, Herr Scribe und die Musen!

In dem Stücke Vigny's steht der junge Dichter rein von jedem Vorwurfe, und in siegreichem Uebergewichte gegen die undankbare Staatsgewalt und die Gesellschaft überhaupt. In dem Drama ist er nicht der Sohn eines armen Schullehrers, sondern eines Seeoffiziers, und er hat eine Geliebte Kitty Bell, die Frau eines Fabrikanten in London, e r eine Geldseele, s i e ein Engel von Milde und Geduld. Sie liebt Chatterton, aber still und unbewußt, und bis zum Tode des Dichters ist das Geständniß ihrer Liebe wechselseitig nicht über die Lippen gegangen. Als aber Chatterton das Giftfläschchen auf den Boden schleudert, sinkt Kitty Bell zusammen, und stirbt vor Schmerz. Der Tod Chattertons wird durch die besondere Veranlassung motivirt, daß der Lordmayor erstens ihm eine Erklärung vorlegt, des Inhaltes, daß Chatterton seine Arbeiten für falsch und als nicht von ihm herrührend anerkenne, und zweitens ihm eine Stelle als Kammerdiener anbietet.

Man hat diesem Drama oder dieser Tragödie Mangel an Handlung und lebendigem Interesse vorgeworfen, und in der That, einfacher läßt sich nicht leicht die Verkettung eines Schauspiels denken, da man vom ersten Momente an weiß und sieht, daß der junge Dichter sterben werde, auch in den Zwischenhandlungen kein neues, besonderes Interesse angeregt wird.

Gleichwohl hat das Publikum die Aufführung günstig aufgenommen, wozu das talentvolle Spiel der Mde. Dorval als Kitty Bell nicht wenig beigetragen hat.

Die neue Strafse nach Ostindien. *)

1. Weg über den Euphrat.

Das Unternehmen, eine schnellere und sicherere Verbindung zwischen Europa und Indien herzustellen, muß, wenn es mit Erfolg gekrönt wird, nicht nur binnen kurzer Zeit eine große Umwälzung in den Verhältnissen zwischen beiden Welttheilen herbeiführen, sondern auch für alle handeltreibenden Nationen von größter Wichtigkeit, besonders aber für England zur wahren Lebensfrage werden, weil das kommerzielle Uebergewicht dieses Landes mit der Aufrechthaltung und Befestigung seiner Macht in Indien auf das innigste verknüpft ist. Der Vorschlag des Kapitän Chesney, **) eine Verbindung mit Indien durch den Euphrat und den persischen Meerbusen herzustellen, und das Resultat der von dem Dampfboot Hugh Lindsay unternommenen Versuchsreise, um denselben Zweck durch das rothe Meer zu erreichen, halten die Aufmerksamkeit einer während der letzten Parlamentssitzung ernannten Kommission in Anspruch genommen. Aus den Materialien, welche sich bei dieser Gelegenheit anhäuften, soll hier nur dasjenige mitgetheilt werden, was dazu dient, die Vortheile einer jeden der beiden vorgeschlagenen Straßen näher zu beleuchten.

Wir wollen zu diesem Ende mit demjenigen Entwurfe beginnen, welchem die öffentliche Aufmerksamkeit zunächst zugewendet ist, die Möglichkeit nämlich, eine Verbindung mit Indien durch Syrien, den Euphrat und den persischen Meerbusen, wobei wir erstens die geographischen Verbindungslinien zwischen Bombay und den levantischen Häfen, zweitens die Natur der Hindernisse, welche einer solchen Verbindung in den Weg treten, nebst den zu ihrer Beseitigung vorgeschlagenen Mitteln, drittens die kommerziellen Vortheile, welche von der Ausführung der vorgeschlagenen Verbindung auf diesem Wege zu erwarten

*) Aus dem von der Kommission des englischen Unterhauses über diesen Gegenstand erstatteten Berichte.

**) Siehe Ausland vom Jahre 1833. Nro. 71 und 72.

stehen, viertens die muthmaßlichen Ausgaben und Erträgnisse, und endlich fünftens die Wirkungen näher beleuchten wollen, welche die Eröffnung eines neuen Verbindungsweges zwischen Großbritannien und Indien auf den Handel im Allgemeinen zur Folge haben muß.

Die Entfernung von Bombay bis nach Bassorah am persischen Meerbusen beträgt 1587 englische Meilen, die von einem Dampfboot im Durchschnitt binnen zehn Tagen zurückgelegt werden können. Die Fahrt kann zu allen Jahreszeiten unternommen werden, und segelte das Schiff während der Südwest-Passatwinde ab, so würde es den Wind von der Luvseite haben, und sein Lauf West gen Nord seyn. Der persische Meerbusen bietet ferner noch den Vortheil, daß man ihn in Folge genauer Aufnahmen sehr gut kennt, und daß zwischen den Städten an seiner Küste und den drei brittischen Präsidentschaften bereits ein lebhafter Handelsverkehr besteht.

Die Unterhaltung der kostspieligen Marine zu Bombay ist hauptsächlich der Piraten wegen nöthig, die in den Meeren nördlich von den Präsidentschaften umherschwärmen, und die Kreuzer der Station sind besonders im persischen Meerbusen beschäftigt, dessen Felseninseln den Korsaren als Schlupfwinkel dienen. Herr Peacock war in dieser Hinsicht der Meinung, daß eine Dampfbootflotte ungefähr halb so viel kosten würde, als die gegenwärtige Marine, weil man dann den gewöhnlichen Packetdienst durch bewaffnete Dampfboote versehen lassen und sich derselben zugleich auch gegen die Piraten bedienen könne.

Der Hafen von Bassorah hat eine gefährliche Barre, die jedoch von Schiffen zu 800 Tonnen überfahren werden kann; innerhalb der Barre ist der Hafen vortrefflich, und es ließen sich leicht Befestigungen, Werften u. s. w. anlegen. Das Klima der Stadt ist indeß, wie das der Küsten des Meerbusens überhaupt, sehr ungesund. Die Hitze steigt während der heißen Jahreszeit zu einem so hohen Grade, daß man sich den Tag über in eigens zu diesem Zweck angelegte unterirdische Gemächer flüchten muß, welche Surdabs genannt werden. Des Nachts weht jedoch eine angenehme kühle Luft, und man pflegt deßhalb gewöhnlich unter freiem Himmel zu schlafen. März, April, Mai, Junius, Julius und August sind die heißesten Monate; gegen Ende des letztern stellt sich die Regenzeit ein. Der Winter ist sehr kalt.

Der zunächst zu berücksichtigende Punkt ist die Fahrt auf dem Euphrat, der sich mannichfache Schwierigkeiten entgegenstellen. Von Bassorah nach Bir ist, die Krümmungen des Flusses mit in Anschlag gebracht, eine Entfernung von ungefähr 1145 Meilen; acht Monate hindurch ist er für größere, und die übrigen vier für kleinere Fahrzeuge fahrbar. Herrn Buckinghams Angaben zufolge beträgt der Stromlauf bei Bir, selbst in der trockenen Jahreszeit, 5 bis 6 Meilen, und bei Bassorah $3^1/_2$ Meilen in der Stunde; eine so reißende Strömung würde mithin der Dampfschifffahrt aufwärts sehr hinderlich seyn. Der Tigris soll, bis Bagdad, leichter zu befahren seyn als der Euphrat, weil die Tiefe seines Wassers gleichförmiger ist; beide Flüsse sind auch, 40 Meilen unterhalb Bagdad, durch einen Kanal verbunden, der, wenn der Wasserstand der Flüsse nicht zu niedrig ist, befahren werden könnte; allein die Strömung des Tigris ist noch reißender als die des Euphrats. Vergleicht man indeß diese beiden Flüsse mit mehreren von denen, welche gegenwärtig in den Vereinigten Staaten mit Dampfbooten befahren werden, so läßt sich vermuthen, daß die ersteren bei weitem nicht die Hindernisse bieten, welche man in Amerika zu überwinden hatte.

Von weit größerer Bedeutsamkeit sind dagegen die Hemmnisse, welche dem Unternehmen in politischer Hinsicht entgegen treten. Es ist durchaus nöthig, sich nicht nur um die Einwilligung, sondern auch um den Schutz des Schah's von Persien, der Pforte, des Pascha's von Aegypten, der Scheiks der stationären arabischen Stämme und der nomadischen Horden am rechten Ufer des Euphrats zu bewerben. Der Sultan und der Schah von Persien sind bei dem Gelingen des Planes selbst zu sehr betheiligt, als daß man an ihre Zustimmung zweifeln dürfte; dagegen ist es aber schon längst ein Lieblingsplan Mehemet Ali's, durch Wiederherstellung der alten Verbindung zwischen der südlichen Levante und dem rothen Meere, Aegypten abermals zum Stapelplatz des europäischen und asiatischen Handels zu machen, mithin wird er sich ohne Zweifel einem Unternehmen widersetzen, welches dahin zweckt, Syrien die Vortheile zu sichern, welche er Aegypten zuzuwenden gedenkt. Mehemet Ali dürfte indeß schwerlich weiter gehen, als der Ausführung des Planes seine Unterstützung zu versagen; ein desto thätigerer Widerstand läßt sich aber von den an den Ufern des Flusses hausenden Arabern befürchten, die, stationär oder nomadisch, von jeher gewohnt sind, Raub und Plünderung als rechtmäßigen, ja selbst als ehrenvollen Erwerb zu betrachten.

Der Graf von Dundonald sagte in dieser Hinsicht, daß sein vielfältiger Verkehr mit diesen halbwilden Stämmen ihn überzeugt habe, daß sie den Gewinn, den ihre Räubereien ihnen bieten, jeder Entschädigung oder jedem Durchgangszoll, den die brittische Regierung ihnen gestatten dürfte, vorziehen würden. Zudem sey kein Häuptling dieser Stämme im Stande, seine Leute in Ordnung zu halten, da jeder, so bald er sich unbeaufsichtigt glaube, nach eigenem Gutdünken handle, und sich stets darauf verlasse, durch die Flucht der Strafe zu entgehen, wenn es ihm nicht glücken sollte seine That zu verheimlichen.

Die Ufer des Euphrats sind, von Bassorah bis nach Bir, mit solchen räuberischen Stämmen besetzt, und gelänge es auch wirklich, sich heute den Schutz eines Häuptlings zu erkaufen, so wäre man, da die Oberherrschaft bei diesen Horden einem beständigen Wechsel unterworfen ist, doch vielleicht morgen schon zu neuen Unterhandlungen genöthigt. Zudem würde England durch Bewilligung eines solchen Tributs ein gewissermaßen untergeordnetes Verhältniß anerkennen, wie dieß damals der Fall war, als es dem König von Persien Subsidien zugestand; ein Schritt, durch welchen der Ruf und die moralische Ueberlegenheit Großbritanniens nicht wenig erschüttert wurden. Obschon der größte Theil des Gebiets, welches der Fluß durchströmt, dem Namen nach der Türkei angehört, so ist es wohl kaum nöthig zu bemerken, daß auch jede Unterhandlung mit der Pforte in dieser Hinsicht zu keinem Ziele führen würde, weil diese jene wilden Stämme eben so wenig zu zügeln vermag, als den Sturm, der über die Wüste hinfährt.

Hinsichtlich des Handels der Alten, auf den man sich beruft, ist es zwar wahr, daß ein bedeutender Verkehr auf dem Euphrat und dem persischen Meerbusen zu einer und derselben Zeit betrieben wurde, allein es bestand zwischen beiden wenig oder gar keine Verbindung. Der Handel auf dem persischen Meerbusen war in den Händen der Phönizier, die Niederlagen an der arabischen Küste unterhielten, aus denen indische Artikel zu Lande nach der Levante geführt wurden. Das Augenmerk der Babylonier war auf den obern Theil des Flusses gerichtet; die Handelsleute, deren Herodot gedenkt, waren Armenier, die den Fluß herab nach Babylon kamen. Die Kanäle, von denen Arrian spricht, befanden sich nördlich von der Stadt, und vier der größten nördlich von der medischen Mauer, welche letztere ebensowohl als Schutzwehr gegen die Einfälle der Meder, als zur Bewässerung und zum Transport dienten. Alle Kanäle und Dämme zur Verbesserung der Schifffahrt auf dem Euphrat waren am obern Theile des Flusses angelegt worden, der untere aber durch Seen und Kanäle so sehr entwässert, daß Arrian ihn für nicht schiffbar erklärt. Ein indirekter Beweis hiefür liegt in der Thatsache, daß der Handel zwischen Indien und Babylonien durch Karavanen betrieben wurde, und daß Baktra der Hauptstapelplatz dieses Handels war. Hieraus ergibt sich, daß die alte Schifffahrt auf dem Euphrat und der alte Handel mit Indien durch den persischen Golf zwei durchaus von einander zu trennende Gegenstände sind. *) Als Babylon in Verfall kam, wurden die Kanäle und künstlichen Seen vernachlässigt, der Fluß nahm sein altes Bett wieder ein und vertiefte es nach und nach immer mehr, so daß der untere Theil des Euphrats im Mittelalter **) wieder für Handelsverbindungen nutzbar wurde. Von seiner Wichtigkeit aber war erst dann die Rede, als die Fahrt um das Vorgebirge der guten Hoffnung dem indischen Handel eine andere Richtung gab.

(Schluß folgt.)

*) Die von dem Kaiser Julian abgeschickte Expedition kam den obern Euphrat herab, konnte aber, wie es scheint, nicht durch den untern Theil des Flusses in den persischen Meerbusen einlaufen, sondern gelangte durch den Tigris dahin, der durch den alten Kanal von Naharmala mit dem Euphrat verbunden worden war. Trajan mußte bei einer frühern Expedition seine Schiffe zu Lande vom Euphrat nach dem Tigris schaffen lassen, um in den persischen Meerbusen zu kommen.

**) Selbst im Mittelalter noch wurde die Fahrt von Babylon nach dem persischen Meerbusen öfter auf dem Tigris als auf dem Euphrat unternommen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 86. 27 März 1835.

Gemälde in den Grotten von Beni Hassan. *)

Das Grabmal, in welchem dieses merkwürdige Ueberbleibsel aus dem Alterthum entdeckt wurde, befindet sich zu Beni-Hassan, und ist, eines ausgenommen, welches El Kab genannt wird, das letzte in dieser Richtung. An Pracht und Bedeutsamkeit wird es von keinem der übrigen übertroffen. Das ausgezeichnetste Grab ist das eines gewissen Nevothph, Sohn des Feldherrn **) Nahri und seines Weibes Dgiok, die durch das ihrem Namen angehängte Zeichen T als Frau bezeichnet ist. Dieses Grabmal hält 50 Fuß im Durchmesser, besteht aus blaßrothem Kalkstein, und ist mit Gemälden bedeckt, die durch Säulen, Architrave und andere architektonische Zierrathen in Felder abgetheilt sind. Besonders merkwürdig ist die Aehnlichkeit der Architektur mit der spätern dorischen der Griechen. Auf einigen der Gemälde selbst läßt sich der den Gesichtszügen der Israeliten noch immer eigene Ausdruck nicht verkennen. Ihre Beschäftigung auf einem derselben, alle zum Ziegelstreichen erforderlichen Arbeiten darstellend, und die ägyptischen Zuchtmeister mit der Geißel hinter ihnen, scheinen auf Gefangenschaft unter den von Moses erzählten Verhältnissen zu deuten. Die Aegyptier sind durch die gewöhnliche rothe Farbe ausgezeichnet, die Israeliten aber blaß kolorirt, und wenn man den Umstand in Erwägung zieht, daß auch bei den übrigen Gemälden von Beni-Hassan die Individualität überall sorgfältig hervorgehoben ist, so läßt sich, aller dagegen erhobenen Bedenklichkeiten ungeachtet, wohl nicht zweifeln, daß man die so wünschenswerthe und höchst interessante Entdeckung eines Monuments gemacht habe, das sich auf den Aufenthalt der Israeliten in Aegypten zurückführen läßt.

Von den Darstellungen der häuslichen Sitten der Kleidung, der Geräthe u. s. w. auf den übrigen Gemälden, durch bloße Beschreibung einen so anschaulichen Begriff zu geben, als man ihn durch die dem vorliegenden Werke beigegebenen, nach den Zeichnungen aus den Grotten von Beni-Hassan angefertigten Kupferstiche erhält, ist unmöglich, wir wollen uns daher darauf beschränken, die Gegenstände, welche einige derselben darstellen, in der Kürze anzuführen.

Fischer, welche ihren Fang mit Netzen betreiben; die Fische, welche sie gefangen, sind von verschiedenen, genau bezeichneten Gattungen, und werden von Einigen nach Hause geschafft, von Andern aber dem Koch zu nöthiger Zubereitung überliefert.

Krokodilfang, ein besonderer dem Nil eigenthümlicher eig der Fischerei.

Vogelstellerei auf verschiedene Weise, hauptsächlich aber durch Lockvögel in Booten auf dem Wasser und durch Fallen oder Sprenkel.

Eine vollständige Milchmeierei. Kühe werden gemolken, gefüttert u. s. w. Einige der Kühe haben bogenförmig gekrümmte Hörner, andere sind von verschiedenen Racen.

Weinbau und Weinbereitung. Der Wein ist durch die Worte erp, erpin bezeichnet, und mit demselben gefüllte Gefäße werden anwesenden hohen Personen dargebracht. Die eine Sorte ist weißer Wein überschrieben, die andere Wein vom Papyrus (das Symbol von Unterägypten, und eine dritte Wein vom Lotus (das Symbol von Oberägypten). Die übrigen Sorten sind mit keiner Bezeichnung versehen.

Die Bearbeitung des Leders in allen ihren Stufenfolgen.

Arbeitende Schuhmacher, die, seltsam genug, Sandalen oder Schuhe nach unsrer neuen Mode, nämlich für den rechten und linken Fuß besonders, verfertigen. Einige dieser Arbeiter haben Negerphysiognomien.

Das Schmelzen der Metalle ist vollkommen nach unsrer noch jetzt gebräuchlichen Weise durchgeführt.

Die Wagen zum Bestimmen des Gewichts sind höchst einfach, und ihrem Zweck augenscheinlich besser entsprechend als die unsrigen; es dürfte daher nicht unräthlich seyn die Weise der alten Aegyptier zu befolgen.

Auch den bei uns noch immer gebräuchlichen Drillbohrer oder die sogenannte Rennschindel, sieht man auf diesen Gemälden angewendet, um Löcher in Metall oder andere sehr harte Substanzen zu bohren.

Höchst einfache aus aufgeblasenen Häuten bestehende Blasebälge, deren Röhren in das Feuer reichen, sieht man von Männern mit den Füßen in Bewegung setzen.

*) Aus den Monumenti dell' Egitto e della Nubia, designati dalla Spedizione Scientifico-Letteraria Toscana in Egitto; distribuiti in ordine de materie, interpretati ed illustrati dal Dottore Ippolito Rosellini, Direttore della Spedizione etc. Pisa. III Vol. 8. (Mit vielen Foliokupfern.)

**) Im ägyptischen He; wahrscheinlich ein militärischer Titel.

Zwiebeln scheinen in großer Menge gebaut worden zu seyn, und die Aegyptier müssen sie nicht nur verehrt, sondern auch in bedeutenden Quantitäten verzehrt haben.

Pflügen, Säen, Ernten, Dreschen oder das Austreten des Getreides, und alle Verrichtungen des Ackerbaues sind nach dem Leben dargestellt.

Auch die Maurer sehen wir in ihren gewöhnlichen Beschäftigungen abgebildet. Einer derselben mißt einen Steinblock mit einem Bleiloth ab.

Die Skulptur betreffend, sahen wir den Künstler mit Meisel und Schlägel arbeiten; ein anderer ist beschäftigt die Oberfläche mit einem Sand- oder Bimsstein zu poliren. Ein dritter bemalt die fertige Statue mit Farben.

Mehrere andere Künstler sind mit Verfertigung von Begräbnißurnen, Sarkophagen und kleineren Urnen der Götzenbilder beschäftigt, wie man sie in den Gräbern und den meisten unserer Sammlungen findet.

Die Verfertigung von schönen Urnen, Lampen und anderem Hausgeräthe sahen wir ebenfalls dargestellt, und zu nicht geringer Verwunderung sieht man die herrlichsten, reinsten, griechischen und hetruskischen Formen aus den Händen der Künstler hervorgehen.

Die Zierlichkeit der Möbeln ist noch bewundernswerther. Kein londoner oder pariser Magazin hat Zimmer-Geräthe aufzuweisen, das sich in Geschmack der Formen, Bequemlichkeit und Luxus mit dem der Pharaonen messen könnte. Von den Fußteppichen, der Tapezierung der Gemächer, den Kaminverzierungen u. s. w. läßt sich das Nämliche sagen, und unsere Künstler könnten aus diesen drei- bis viertausend Jahre alten Neuigkeiten die herrlichsten Muster für die modische Welt schöpfen.

Die Tafelfreuden sind in diesen Gemälden ebenfalls auf das Reichste bedacht, und mancher Feinzüngler, der die hier ausgestellten Schätze sieht, dürfte wohl seufzen: „ach warum kann ich nicht mit Ptolomäus speisen."

Ein anderes seltsames Gemälde stellt acht paarweis eingespannte Menschen vor, die eine gigantische steinerne Statue in sitzender Stellung ziehen. Der auf dem Knie der Statue stehende Mann scheint die Bewegung der Ziehenden durch Klatschen in die Hände zu leiten, und eine andere Person gießt Wasser in das Geleis der sich fortbewegenden riesigen Masse, um jeder Entzündung durch die gewaltige Reibung vorzubeugen. Andere begleiten den Zug mit Stützbalken oder Hebebäumen in den Händen.

Schiffsbau und jede Art von Zimmermannsarbeit ist vom Größten bis zum Kleinsten dargestellt.

Das Weben der Leinwand, vom Flachsbau an bis zum Färben des Gewebes, ist ebenfalls vorgestellt. Die Frage, ob die alten Aegyptier Baumwollenzeuge oder Leinwand verfertigten, ist durch neuere mit der Bekleidung von Mumien angestellte Untersuchungen für die letztere entschieden worden.

Wir kommen jetzt noch zu einigen Gemälden anderer Art. Krieger mit Bogen und Pfeilen, und andere mit schneidenden Waffen sind häufig abgebildet.

Wilde Thiere der mannichfaltigsten Arten, Löwen, Elephanten, Büffel, Tiger, Gazellen u. s. w. finden sich naturgemäß gezeichnet und kolorirt. Auf einem der Gemälde sieht man einen Kameloparden, dem ein grüner Affe auf dem Nacken sitzt.

Schöne Hunde verschiedener Art werden an der Koppel zur Jagd geführt, und der Tschitah, oder Jagdleopard Indiens, befindet sich auf gleiche Weise, und wahrscheinlich zu gleichem Zweck unter ihnen. Wilde Stiere werden mit dem Laso gefangen wie in Südamerika.

Zahme Thiere: Kühe, Schweine, Ziegen und Schafe werden heerdenweis ausgetrieben; auf andern Gemälden sieht man Ochsen mit dem Stachelstabe zur Arbeit anfeuern, oder sie auch wohl schlachten, und ihr Fleisch aushauen.

Auf einigen Gemälden sind Schmetterlinge abgebildet, und eines ist besonders merkwürdig, das einen ägyptischen Garten vorstellt, mit Weinstöcken, Frucht- und Zierbäumen, Blumen und Teichen mit darauf schwimmenden Wasservögeln. Auf einem andern sieht man eine vornehme Dame, die in ihrem Sommerhause Erfrischungen einnimmt, und von ihren Begleitern mit großer Achtung und unter vielen Ceremonien bedient wird.

Der auf mehreren Gemälden leicht angegebene Name vieler Vögel ist eine werthvolle Zugabe, durch welche Naturforscher in den Stand gesetzt werden, zu deuten und zu vergleichen.

Aus den Briefen eines Ausgewanderten.

2. Reise von Albany nach St. Louis am Missouri.

(Fortsetzung.)

In Rochester kamen wir noch vor Sonnenaufgang an. Einige Stunden Aufenthalt gaben uns Gelegenheit, Stadt und Umgegend zu besuchen. Rochester mag als Beispiel des ungemein schnellen Emporblühens amerikanischer Städte dienen, wenn anders ihre Lage vortheilhaft gewählt ist. Ein unbetretener Wald bedeckte vor 20 Jahren die Stätte, wo sich jetzt Reihen von Häusern und Palästen hinziehen. Es ist eine schöne Stadt mit Kirchen und vortrefflichen öffentlichen Gebäuden. Die Arkaden sind das beste Bauwerk. Es enthält geschmackvolle Kaufläden, die Post, das sogenannte Athenäum und viele andere Gesellschaftszimmer und Büreaus. Eine Sternwarte befindet sich als Kuppel auf dem Gebäude. Im Jahre 1820 waren nur etwas über 1000 Einwohner hier, und im Jahre 1830 ergab die Zählung schon über 13,000! der Genessee-Fluß, der die Stadt mitten durchströmt und dem großen Ontario-See zufließt, bildet hier herrliche Fälle, einen in der Stadt, der weniger bedeutend ist, aber ein Mühlwerk in Bewegung setzt, welches das größte und bedeutendste der Union ist. Dicht unterhalb der Stadt ist aber ein herrlicher Wassersturz von beinahe 100 Fuß. Es war ein erhabener Anblick, die herabstürzende Wassermasse von der aufgehenden Sonne beleuchtet zu sehen. Die Umgebung ist nicht so großartig, wie die am Mohawk, dagegen ist der Sturz bedeutender. Eine Wasserleitung, eines der herrlichsten Werke am Kanal, führt diesen hier über den Genessee.

Der interessanteste Punkt am Kanale von hier aus bis an den Erie-See ist unstreitig Lockport. Eine Reihe von Doppel-

schleußen, schön und prächtig gebaut, halten hier das Boot lange auf, wiewohl durch die Einrichtung, daß ein Boot durch die eine Reihe herabfährt, während ein anderes durch die zweite hinaufsteigt, der Aufenthalt bedeutend abgekürzt wird. Die Stadt selbst liegt ganz oben auf der Höhe und gewährt einen romantischen Anblick. Es war gerade der 4te Julius, der Tag der Unabhängigkeits-Erklärung, als wir hier am Morgen ankamen. Von allen Seiten hörten wir Freudenschüsse. Auch wir begrüßten den herrlichen Tag mit mehrern Salven aus unsern Doppelflinten, die von den hohen Wänden der Schleußen verdoppelt, einem Kanonendonner glichen.

Hinter Lockport ist der Kanal eine große Strecke durch Felsen gesprengt. Einige Meilen weiter bildet der kleine Fluß Tonawanta, in dessen Nähe noch Ueberreste eines indianischen Stammes ein Dorf bewohnen, den Kanal, bis er sich in den Niagara mündet. Hier von dieser Mündung hatten wir nur noch wenige Meilen zu dem Niagara-Fall, aber leider konnten wir nicht hin, da uns wegen der Größe der Gesellschaft jeder Aufenthalt sehr theuer zu stehen kam.

Von der Mündung des Tonawanta an führte der Kanal immer dicht an dem Niagara hin. Das Wasser dieses Flusses ist sehr schön hell. Hie und da erblickten wir Fahrzeuge mit der englischen Flagge, doch weit mehr unter amerikanischer. Dampfschiffe schossen hin und her. Je näher wir Buffalo kamen, desto belebter wurde der Fluß. Endlich erblickten wir die an dem Erie-See hingebaute Stadt. Die Umgegend ist äußerst flach, beinahe traurig, die Aussicht auf den See zwar weit, doch sehr einförmig. Auch die Ufer an der Kanada-Seite schienen nicht von besonderm Interesse zu seyn.

Hier in Buffalo war ebenfalls lauter Jubel und lebhaftes Schießen. Wir ließen es an Erwiederung nicht fehlen. Alle Kanalboote, Dampfschiffe und Segelfahrzeuge hatten die Flaggen aufgezogen. Auf einem freien Platze feuerte die Bürgerartillerie von Zeit zu Zeit Kanonen ab. In den Gasthäusern war Mittagstafel, und die Redner und die ihnen zujauchzenden Hörer konnte man auf der Straße vernehmen. Interessant für uns war es, daß gerade einige hundert Indianer an diesem Tage in der Stadt waren, herbeigeführt durch eine Unterhandlung, die sie mit den Agenten der Union wegen Landverkäufen abzuschließen hatten. Diese Indianer östlich vom Missisippi haben sich natürlich schon etwas civilisirt. Ihre Kleidung war bunt, abstechend, doch nicht sehr verschieden von der europäischen. Ueber die ganze Kleidung hatten Männer und Frauen eine weiße wollene Decke geworfen, unter welchen bei den Frauen häufig kleine Kinder auf Brettchen geschnürt heraussahen. Auch die Weiber trugen schwarze Filzhüte, und blaue eng anliegende mit weißen Litzen besetzte Hosen. Alle trugen hirschlederne, anschließende und reich gestickte Schuhe. Bemalt waren nur wenige, und auch nur wenige mit dem kleinen Hammerbeile (tomahawk) und Scalpirmesser bewaffnet. Unter den Frauen fanden sich viele schlanke hübsche Gestalten; die Männer haben alle Adlernasen. Doch dieß äußere Ansehen dieser Urbewohner ist ja auch in Europa bekannt genug, und wer Zigeuner bei uns gesehen hat, der kann sich leicht einen Begriff von den hiesigen Indianern bilden.

Trotz allem Drängen und Treiben kamen wir doch erst am andern Morgen nach unserer Ankunft in Buffalo auf das Dampfboot Ohio. Die Boote, die wir hier zu sehen Gelegenheit hatten, standen an Schönheit der innern Einrichtung denen auf dem Hudson bedeutend nach. Recht einladend waren die Kajüten der Segelschiffe. Wäre die Fahrt nicht so unsicher, wenigstens in Hinsicht auf das schnelle Ankommen, wir würden sie der auf dem Dampfboote vorgezogen haben. Eine Menge Schweizer und Irländer füllten das Zwischendeck; es mochten überhaupt an 300 Menschen auf dem Schiffe seyn. Die Fahrt ist ohne alles Interesse. Im Anfange hatten wir noch das nördliche englische Ufer im Gesichte, später blieb kaum noch die amerikanische Seite sichtbar. Mehrere Passagiere, besonders Frauen, fühlten Anfälle der Seekrankheit. Wir, die erst kürzlich von der hohen See gekommen waren, blieben natürlich unangefochten. Morgens um 10 Uhr waren wir fortgefahren, und den andern Tag gegen Abend trafen wir in Cleveland, dem Ort unserer vorläufigen Bestimmung ein.

(Fortsetzung folgt.)

Die neue Strafse nach Ostindien.

1. Weg über den Euphrat.

(Schluß.)

Ein anderes Hinderniß, das sich gegen den Handel auf dem Euphrat erhebt, das aber von der Kommission nicht als ein solches betrachtet worden zu seyn scheint, ist die absolute Herrschaft, welche Rußland über kurz oder lang über ganz Armenien, und mithin auch über die Schifffahrt auf dem obern Theile des Tigris und des Euphrat erlangen kann. Die Kurden beeilen sich, sich unter russischem Schutze zu stellen, und folglich kann der Marsch von Erivan nach Mussul, eine Entfernung von nicht ganz 500 Meilen, mit der größten Leichtigkeit unternommen werden. Persien sollte sich allerdings einem Unternehmen widersetzen, durch das sein Besitz von Azerbidschan höchst gefährdet werden müßte, allein bei der jetzigen Lage dieses Reichs läßt sich vermuthen, daß der Schah den mächtigen russischen Schutz durch Aufopferung dieser Provinz nicht als zu theuer erkauft ansehen würde. Kapitän Chesney dringt zwar darauf, daß England Rußland in der Besitznahme der Schifffahrt auf dem Euphrat zuvorkommen möge, allein ein solcher Schritt wäre nutzlos, da Rußland, wenn es Besitz ergreifen will, auf Englands frühere Besitznahme keine Rücksicht nehmen wird.

Wir kommen jetzt auf die Verbindungslinien zwischen dem Euphrat und der Levante. Die Wege, welche die Karawanen gegenwärtig nehmen, sind erstens der von Hit oder Haita nach Damaskus; zweitens der von El Kaim nach Palmyra und Baalbek; drittens der von Deir nach Aleppo, und endlich viertens der von Bir nach Aleppo. Von allen diesen sind nur der erste und der letzte in nähere Erwägung zu ziehen. Dafür, Hit zu einer Station zu machen, sprechen mancherlei Vortheile; dieser Ort war in älteren und ist in neueren Zeiten wegen seiner Erdharzquellen berühmt, deren Ausbeute ein gutes Surrogat für Kohlen wäre, da, den Versicherungen Sachkundiger zufolge, Erdharz mit Holz verbunden das beste Brennmaterial abgibt. Dabei ist Hit bereits im Besitz eines bedeutenden Handels, und bietet außerdem noch mehrere natürliche und politische Vortheile. Von Hit aus wird die Schifffahrt aufwärts schwieriger, ja Sir Pulteney Malcolm hält sie sogar für gänzlich unausführbar. Indeß ist doch die Fahrt auf dem untern Flusse, zwischen Bassorah und Hit, zu allen Jahreszeiten offen. Von Hit nach Damaskus braucht die Karawane 10½ Tage, und von da nach Beirut (das alte Berytus) noch weitere 2½ Tage. Der Weg von Hit nach Damaskus führt indeß durch die Wüste, und die Gefahren, denen die Karavanen durch die Araberhorden ausgesetzt wären, sind sehr groß. Von Bir nach Aleppo soll die Entfernung nicht mehr als 25 Karavanenstunden, und von da nach Skanderun eben so viel betragen, mithin wären, wenn man diesen Weg einschlüge, die Gefahren der Landreise wo nicht gänzlich, doch größtentheils vermieden. Hinsichtlich der Beschaffenheit des Landes auf diesem Wege herrscht große

Meinungsverschiedenheit. Herr Buckingham sagt, es sey steinig und gebirgig; Kapitän Chesney dagegen behauptet, es sey vollkommen eben, und es ließe sich ein Kanal graben oder eine Eisenbahn anlegen.

Hinsichtlich der über die syrischen Häfen gegebenen Nachweisungen herrscht mehr Uebereinstimmung. Skanderun ist ein guter Hafen, aber ungesund wegen der Sümpfe in seiner Nähe, die sich jedoch austrocknen ließen. Suwadia, und vielleicht auch Latakia, wären als Ersatz für Skanderun zu benutzen, allein der letztere Ort ist doppelt so weit von Aleppo entfernt, und das zwischen liegende Land ist höchst schwierig zu bereisen. Beirut, auf das man zunächst angewiesen seyn würde, im Falle die Karavanen den Weg von Hit über Damaskus einschlügen, bietet manche Bequemlichkeit; Sir Pulteney, der den Ort genau kennt, erklärt ihn für einen guten kleinen Hafen.

Die kommerziellen Vortheile, welche die Straße auf dem Euphrat bietet, lassen sich in drei Hauptrubriken theilen: Handel am Meerbusen von Persien; Handel mit Arabien und dem Innern des westlichen Asiens, und endlich ein Handel mit Syrien. Fast alle Sachverständige stimmen hinsichtlich der ersten Rubrik darin überein, daß der Handel zwischen den drei Präsidentschaften (besonders Bombay) und den Küsten des persischen Meerbusens einer unendlichen Ausdehnung fähig, und selbst dann noch wohl zu berücksichtigen sey, wenn die Verbindung mit Indien auf dem vorgeschlagenen Wege nicht zu Stande kommen sollte. Hinsichtlich der zweiten Rubrik herrschte größere Meinungsverschiedenheit, und die Frage dürfte wohl erst durch die Erfahrung entschieden werden.

Die besten Nachweisungen in Hinsicht auf den syrischen Handel ertheilte Herr Wyse. Aus dem Verbrauch an Kaffee, Seide, besonders Baumwolle u. s. w., vorzüglich unter den arabischen Stämmen, lasse sich, wie er sagte, am besten auf den Handel der Syrier schließen. Ihre Turbans und Shawls bestünden aus einer Mischung von Seide und Baumwolle, und wo immer noch die Türken mit dem englischen Handel in Berührung gekommen seyen, hätten sie stets den englischen Baumwollenzeugen zu Turbanen den Vorzug vor den Seidenstoffen gegeben, wegen des theureren Preises der letzteren. Die arabischen Turbans und Shawls bestehen aus einem Zeuge von sehr grobem Baumwollengarn mit gelber Seide vermischt. Ihre Kleidung verfertigen sie aus blauem Baumwollenzeuge. Es eröffne sich hier, meinte Hr. Wyse, auf jeden Fall ein bedeutender Absatz für brittische Manufakturwaaren, der sich in Folge der Kriege in der Nähe von Damaskus und dem Berg Libanon noch vermehren dürfte, da Syrien früher von dort her viele Seidenwaaren bezogen habe.

In Hinsicht der Ausgaben und Einnahmen, welche der vorgeschlagene Verbindungsweg herbeiführen dürfte, hat Kapitän Chesney folgenden Ueberschlag entworfen. Die Ausgaben für das erste Jahr würden sich folgendermaßen herausstellen:

für ein größeres Dampfboot	5,000	Pfd. St.
für ein kleineres	3,000	—
Ausrüstung u. s. w.	6,000	—
Geschenke an arabische Häuptlinge	2,000	—
Assekuranz von 8000 Pfd. St.	400	—
Kohlen, Mundvorrath und für die Niederlassung am Euphrat	5,000	—
Kosten des Hugh Lindsay	11,400	—
Kosten des Dampfschiffs Malta von 140 Pferdekr., das 12 Reisen unter Sir P. Malcolm machte	5.600	—
	37,406	Pfd. St.

Muthmaßliche Einnahmen.

147.050 Briefe zu 3 Schilling .	22.058		
für Zeitungen und Packete u. s. w.	5.000		
		27.058	—
Defizit am Ende des ersten Jahres		10.502	Pfd. St.

für welche Summe man dann, im Fall der Euphrat gänzlich aufgegeben werden sollte, die beiden gut ausgerüsteten Dampfboote für den Indus oder andere Flüsse benutzen könnte.

Behielt man indeß diese Straße bei, so würden für das zweite Jahr nachstehende Ausgaben erforderlich werden:

Defizit vom vorigen Jahre	10,502	Pfd. St.
drei See-Dampfboote zweiten Ranges für die vorgeschlagene Flotille, von denen eines unbemannt in Reserve	45,000	—
für Reservekessel und Reservemaschinerie u. s. w. .	6,000	—
ein Fluß-Dampfboot für den Euphrat . .	4,000	—
Ausrüstung für drei Dampfboote . . .	5,000	—
zwei Dampfboote für das mittelländische Meer, wovon eines in Reserve	24.000	—
Ausgaben im zweiten Jahre	95,502	Pfd. St.

Ausgaben des dritten und der folgenden Jahre.

Interessen von 95,502 Pfd St. zu 8 Proz. . .	7,480	—
Assekuranz von derselben Summe zu 4⅘ Proz.	4,600	—
jährliche Kosten von drei See-Dampfbooten .	21,456	—
ditto ditto im mittelländischen Meere .	6,500	—
ditto ditto von zwei Fluß-Dampfbooten .	6.000	—
Pferde, Agenten u. s. w. längs des Euphrats und durch Syrien	5.000	—
Jährliche Ausgabe	49,036	Pfd. St.

Vermuthliche Einnahmen.

294,109 Briefe zu 3 Schilling	44,116		
Zeitungen, Packete u. s. w.	10.000		
		54,116	—
Jährlicher Ueberschuß		5.080	Pfd. St.

Die Ausgaben sind in diesem Ueberschlag sehr niedrig und die Einnahmen sehr hoch angegeben. Die Verbindung mit Indien, man möge nun den einen oder den andern Weg einschlagen, wird in jedem Falle der Regierung auf mehrere Jahre ein bedeutendes Defizit verursachen, und nur die Zukunft wird lehren, ob die kommerziellen und politischen Vortheile von der Art sind, daß sie den Verlust übersteigen.

Bei der gegenwärtigen Lage von Persien ist es von der höchsten Wichtigkeit, daß England einen politischen Anhaltspunkt im westlichen Asien zu gewinnen suche, damit wenn Persien zu einem Bündniß mit Rußland gezwungen würde, oder sich aus kommerziellen Beweggründen bewogen fände, das Kabinet von St. Petersburg in seinen etwaigen Absichten auf Indien zu unterstützen, durch die Schifffahrt auf dem Euphrat die Bewohner des Paschaliks von Bagdad in Babylonien mit denen des arabischen Irak inniger vereinigt, und in den Stand gesetzt würden, eine mohammedanische Regierung in dieser Gegend so weit zu verstärken und zu befestigen, daß sie die Perser als Feinde behandeln oder sie als Freunde unterstützen könnte, wenn die Umstände sie nöthigen sollten, eine entgegengesetzte Politik zu befolgen.

Aehnliches läßt sich rücksichtlich der Türkei sagen, deren gegenwärtige Suprematie über Syrien höchst unsicher ist. Von Rußland im Nordosten und von Aegypten im Südwesten bedroht, ist Syrien selbst der That nach gegenwärtig dem Paschalik von Aegypten einverleibt; allein Mehemet Ali hat keine Gewalt über die mesopotamischen Stämme, die unter einer kräftigen Regierung vereinigt, dem Osten die Wage halten würden. Wird das Innere von Asien der Civilisation zugänglich gemacht, so eröffnet sich auch höchst wahrscheinlich ein bedeutender Markt für englische Baumwollenwaaren, und diese Erweiterung des Handels würde nicht Großbritannien allein, sondern auch, und zwar in noch höherem Grade, den englischen Unterthanen in Indien zu Gute kommen, von denen viele jetzt, wo die höchst unpolitischen Verbote gegen die Kolonisation aufgehoben sind, anfangen werden, Hindustan als ihre Heimath zu betrachten und sich in größere Handelsunternehmungen einzulassen, als sie dieß früher, wo sie sich gleichsam als zeitweis Verbannte betrachten mußten, wagen konnten.

Die Expedition, welche jetzt unter der Leitung des Kapitän Chesney zur Aufnahme des Euphrat ausgelaufen ist, kann vielleicht ihren Zweck nicht erreichen, allein selbst dieses Fehlschlagen wäre noch immer kein überzeugender Beweis für die Unausführbarkeit des Unternehmens. Sein Erfolg wird dagegen die Ueberzeugung geben, daß der Besitz von Indien England Vortheile bietet, welche es noch nicht gehörig benutzte, und daß die Minister der Königin Elisabeth, die eine Flotte von Booten für die Fahrt auf dem Euphrat unterhielten, ihre Nachfolger an Klugheit übertrafen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 87. 28 März 1835.

Dublin.

(Nach Inglis': Ireland in 1834.)

Ich kam im Frühjahre 1834 nach Dublin. Der erste Eindruck, den diese Stadt auf den Ankömmling macht, ist entschieden günstig. Man kommt durch keine ärmliche Vorstadt, sondern tritt plötzlich in einen großartigen Mittelpunkt, wo sich Alles vereinigt findet, was von Reichthum, Geschmack und dem Daseyn einer großen und blühenden Stadt zeugt. Indeß ist nicht Alles Gold was glänzt, und man muß sich hüten, von dem scheinbaren Reichthum Dublins auf den wirklichen zu schließen, noch mehr aber von dem wirklichen Wohlstand Dublins auf die Lage Irlands schließen zu wollen. Man sieht freilich wenige Läden geschlossen, wenige Häuser unbewohnt; niemand beklagt sich über Mangel an Arbeit, und es ist Thatsache, daß alle Wagenarbeiter so sehr beschäftigt sind, daß niemand einen Kontrakt wegen des Baues der Wagen für die Eisenbahn zwischen Dublin und Kingston übernehmen wollte; ich möchte aber den Wagnern eher etwas minder Arbeit wünschen, wenn dafür die irischen Güterbesitzer mehr auf ihren Gütern blieben, und wenn die Dubliner Handels- und Gewerbsleute nicht Equipage und Landhäuser unterhielten, mit einem Kapital, das ein londoner Gewerbsmann nur als einen Anfang betrachten würde. Wer 10,000 Pfund, manchmal auch viel weniger errungen hat, der gibt die Geschäfte auf, und lebt als Gentleman auf großem Fuße. Die Neigung zu Gepränge zeigt sich oft auf die seltsamste Weise. Ich habe bei der Beerdigung eines Mannes von vergleichungsweise niederem Stande einen Zug von 27 Miethkutschen und sechszehn Wagen gesehen: diese waren noch dazu alle aufgeschlagen, und die Kleidung der Anwesenden bestand aus so lebhaften Farben, daß man das Ganze eher für einen Brautzug hätte halten sollen.

Geht man durch die Straßen von Dublin, so wird man durch die auffallenden Kontraste von Reichthum und Armuth betroffen. In Merion-square, St. Stephen's Green u. dergl. stechen die zerlumpten Leute, die auf den Treppen sitzen, widerlich ab von dem Glanz der Häuser und der prächtigen Equipagen, die außerhalb warten; geht man aber von Merion-square oder Grafton Street etwa um drei Uhr Nachmittags nach der sogenannten Liberty, so glaubt man sich in ein fernes Land versetzt, und ich erstaunte über die große Aehnlichkeit, welche die Armenbevölkerung von Dublin mit der Bevölkerung der spanischen Städte darbietet, — dieselben Lumpen und anscheinende Indolenz, die Folge von Mangel an Beschäftigung und sittlichem Gefühle; man darf den Jungen, die mit bloßem Kopfe und Füßen auf dem Pflaster daliegen, statt einer Kartoffel nur eine Melone oder ein Stück Weizenbrod in die Hand geben, und man hat das beste Seitenstück zu einem Murillo; die Häuser und Häuschen sind in einem zerfallenen Zustande, und haben Fenster ohne Glasscheiben oder auch gar keine Fenster. Eben so fiel mir die geringe Anzahl von Läden mit Lebensmitteln auf. In London ist jeder fünfte oder sechste Laden ein Bäcker- oder Käseladen, wozu sollte aber dieß in Dublin führen, wo die niedern Stände, welche anderswo das meiste Brod kaufen, von Kartoffeln leben müssen?

Ich wohnte in Kildare Street, der Royal Dublin Society gegenüber, wo damals eine Viehausstellung statt fand; als das Vieh gefüttert war, wurden die halbgefressenen Rüben von einem Haufen zerlumpter Knaben und Mädchen durchsucht, welche sich um diese köstlichen Ueberreste rauften. Doch theilten sie von den erbeuteten Rüben einander freigebig mit, und ich habe sogar gesehen, daß von zwei Knaben, die sich darum stritten, wer einem Herrn das Pferd halten solle, der eine den geschenkten Penny mit seinem Nebenbuhler theilte. Das ist ein schöner Zug, und läßt auf Edelmuth des Charakters schließen, der sich unter mancherlei Gestalten zeigt, vielleicht aber auch jene Sorglosigkeit erzeugt, welche die Irländer so vielfach auszeichnet.

Die Einwohner von Dublin sind mit Recht stolz auf ihren Phönixpark. Er ist von ungeheurer Ausdehnung, man sagt 3000 Acres groß, und hat seine Hügel und Thäler, seine schönen einzeln stehenden Bäume, und seine schattigen Alleen: er übertrifft an Ausdehnung und Mannichfaltigkeit jeden Prater oder Prado, jeden Park und jede Promenade, die ich in Europa sah. Nur der Zugang ist schlecht; auf der einen Seite kommt man durch eine elende Vorstadt, und allenthalben ist es staubig: in einem Orte, wo so viele unbeschäftigte Arme sind, sollte doch der Zugang zu einem solchen Vergnügungsort alle Annehmlichkeiten haben, die man durch Arbeit verschaffen kann. Kürzlich wurde an einer passenden Stelle des Phönixparks der zoologische Garten angelegt, und dieser war jetzt der Modespaziergang, so daß

bei einem Eintrittsgeld von 6 Pence (18 kr.) häufig 50 Pfd. (360 fl.) im Tage eingenommen wurden.

Ich besuchte die Bettlerversorgungsanstalt, in welcher 2145 Personen, darunter 200 Protestanten, erhalten werden. Mit den Fonds steht es schlecht, und die Direktoren drohten mit einer Procession der Bettler durch die Straßen, um dadurch die Mildthätigkeit der Zuschauer anzuregen. Dieß ist, wie ich höre, hier schon zweimal geschehen, und man kann sich kein schmählicheres Schauspiel denken. Die Unterhaltung dieser Anstalt ist eine schwere Last für die protestantische Bevölkerung, welche 50 Pf. unterzeichnet, bis die Katholiken auch nur Eines beisteuern. Allerdings befindet sich der Reichthum hauptsächlich in den Händen der Protestanten, doch sind es mehr die mittlern Klassen als die Reichen, welche dieß Institut unterstützen, und fünfzig Pfund gegen eins, ist doch außer allem Verhältniß. Ich will in keine Details über das Institut eingehen, da es doch in keinem Falle von Dauer seyn kann. Einige arbeiteten und erwarben sich dadurch ein Paar Pence in der Woche. Aber Hunderte, für die sich keine Arbeit finden ließ, saßen oder lagen unthätig im Hofe da, und warteten auf die Speise, die sie allein aus ihren Schuppen herausgelockt hatte; dennoch sehnten sich manche nach ihrem Bettlerleben zurück. Auch bemerkte ich einen Versuch die Kinder zu unterrichten, deren moralische Erziehung jedoch, was vielleicht auch der Kopf lernen mag, immer zurückbleiben muß, da sie nach Sonnenuntergang wieder der Sorge ihrer Eltern überlassen bleiben, in deren Hütten nur allzu oft Elend und Laster vereint hausen.

Das Findelhaus, das ich gleichfalls besuchte, und welches auf nicht weniger als 10,000 Kinder berechnet war, soll jetzt aufhören, und besondere Findelhäuser in den Grafschaften angelegt werden. Die Erziehung der Kinder in dieser Anstalt war protestantisch, weßhalb die katholische Partei in Irland dieselbe ungern sah; man behauptet, die neue Anordnung soll mehr in ihrem Interesse seyn.

Die Straßenbevölkerung Dublins unterscheidet sich in bessern Quartieren wenig oder gar nicht von der in London, und es bedarf einer genauern Beobachtung, um die Verschiedenheit zu bemerken. Die Kleidung der Damen ist lebhafter, die der Herren nicht ganz so sorgfältig; die Bettler haben, wenn sie gleich nicht viel zahlreicher sind, ein weit zerlumpteres und elenderes, vor Allem aber die ganze Masse der Menschen ein minder geschäftvolles Aussehen. Man erblickt mehr Müßiggänger, als in London, und wenige Leute, deren rascher Schritt und lebhafter Blick von anstrengender Geschäftsthätigkeit zeugen. Auch ist ein Unterschied zwischen englischen und irischen Physiognomien vorhanden, der sich freilich nicht beschreiben läßt; ein Fremder kann ihn indeß auch bei einer flüchtigen Uebersicht bemerken, und zum mindesten ist er sicherlich nicht zum Nachtheil der irischen Frauen, deren hohe Stirne und geistvoller Ausdruck einen lebhaften Eindruck auf mich machten.

Aus den Briefen eines Ausgewanderten.

2. Reise von Albany nach St. Louis am Missouri.

(Fortsetzung.)

Den Staat New-York hatten wir schon mit Buffalo verlassen. Das Städtchen Erie, wo wir einen Augenblick angehalten hatten, gehörte schon zu Pennsylvanien, welches mit einer kleinen Ecke im Norden an den Erie gränzt. Der Staat von New-York, so wie er der bevölkertste der Union ist, mag auch als der interessanteste betrachtet werden. Seine Städte sind schön und mächtig, sein Land zum größten Theile reich und fruchtbar, und reicher an herrlicher Scenerie, wie irgend ein Anderes. Und es ist beinahe kein Fleck, an den sich nicht interessante geschichtliche Erinnerungen knüpfen, kein Ort, der nicht Zeuge irgend einer wichtigen Begebenheit war. Im Südosten an das weltverknüpfende Meer stoßend, tritt das Land im Westen und Norden an die großen und einsamen Seen, und an die Ufer des mächtig strömenden Lorenzo. New-York, die größte, mächtigste und reichste Stadt der Union, an der einen, rohe indianische Dörfer an der andern Gränze — welcher interessante Gegensatz! Der schiffbare Hudson durchschneidet einen großen Theil des Staates, und ist durch Kanäle mit dem Champlain-See im Norden, dem Delaware im Süden, und dem Erie-See im Westen verknüpft. Unzählige Wasserfälle bilden höchst erhabene romantische Landschaften. Die Bäder von Ballston und Saratoga versammeln aus allen Vereinigten Staaten Gesunde und Kranke jeden Sommer in großer Menge; und wenn wir auch die Geschichte der Ureinwohner, die auf diesem Boden Jahrhunderte lang herumschwärmten, Wald und Bach und Fluß und See mit ihrem Blute reichlich getränkt haben, ganz übergehen wollen, so hat doch die neuere Zeit schon sehr vielen Punkten ein mächtiges Interesse verliehen. Die Stadt New-York selbst war beinahe immer der Gegenstand der englischen Angriffe während des Freiheitskrieges. Am Hudson entspann sich eine lange Reihe fortgesetzter Kämpfe. Wer hört Saratoga nennen, ohne an Burgoynes Uebergabe und an die unendlichen Folgen dieses Ereignisses für Amerika zu denken?

Cleveland liegt im Staate Ohio. Wir hatten wenig Zeit um das Städtchen zu besehen, da wir alsbald uns wieder auf einem Kanalboot einschifften, um auf dem erst vor kurzer Zeit vollendeten Ohio-Kanale in diesen Strom zu gelangen. Noch in der Nacht fuhren wir ab. Als wir uns bei anbrechendem Morgen die Gegend besahen, fanden wir einen wesentlichen Unterschied von der, welche wir früher im Staate von New-York zu beobachten Gelegenheit gehabt hatten. Der Boden schien von unbegränzter Fruchtbarkeit, die Bäume waren von gewaltigem Umfange und mit herrlichem Laubwerk geziert. Aber die Höhen und die Gebirge waren verschwunden. Alles trug den Charakter eines flachen niedern Landes. Unzählige Musquito-Schwärme bezeugten diese niedere Lage. Freilich muß der Kanal immer den Flüssen und Flüßchen folgen, und führt deßhalb durch die wasserreichsten Gegenden, allein das östliche Land selbst am Kanale hatte uns doch Allen höher und gesünder geschienen. Ohio hat sich zwar reißend gehoben, seine Verfassung ist eine der besten,

seine Bewohner sind hoch geachtet in allen andern Staaten, allein es ist doch immer noch ein junges neues Land, und kommt auf den ersten Blick dem Europäer noch einsam und fremdartig genug vor. Noch mehr wie im Osten bietet hier die Kanalfahrt Gelegenheit, das Entstehen und Fortschreiten menschlicher Anbauung zu beobachten. Dichter Wald umgibt noch beinahe überall die Wohnhäuser, und nur in der Nähe der Städte, die wie durch einen Zauberschlag im Innern des Landes nach Anlegung des Kanals sich erhoben, erfreut sich das Auge an einer etwas ausgedehntern Strecke urbar gemachten Landes. Das erste Städtchen von Bedeutung war Massillon, erst seit einigen Jahren gegründet. Von hier an folgt der Kanal eine Zeit lang dem Laufe des Muskingum-Flusses, der sich bei Marietta in den Ohio mündet. Bolivar, Neu-Philadelphia, Salem sind gleichfalls neu angelegte Städtchen. Bei letzterem nimmt der Kanal eine mehr westliche Richtung. Newark ist von all den Orten, die wir bis jetzt im Ohio zu Gesicht bekamen, der bedeutendste. Die Straßen sind regelmäßig angelegt, und nicht bloß angelegt, sondern zum Theil auch schon recht hübsch ausgeführt. Etwas unterhalb Newark führt von dem Hauptkanale ab ein anderer nach der politischen Hauptstadt von Ohio, nach Columbus. An diesem Punkt beabsichtigt man eine Stadt. Bis jetzt ist aber nur ein Haus hingebaut. Große Sümpfe in der Nähe beider Kanäle schienen uns für die neue Gründung kein sonderliches Gedeihen zu versprechen. Die nächste Stadt, welche wir nun berührten, war Circleville am Scioto. Hier sind mehrere jener seltsam gebildeten Hügel, welche man gewöhnlich für große Grabmäler einer früheren, jetzt untergegangenen Generation hält. Man nennt sie mounds. Andere suchen die Entstehung dieser Erdaufwürfe in Revolutionen, die durch das Wasser bewirkt worden seyen. Von einem dieser Hügel, der eine runde Form, hat, leitet Circleville seinen Namen her, da es beinahe ganz auf diese Erhöhung gebaut ist. Die Stadt ist sehr freundlich, und das jetzt schon dort herrschende Leben verspricht eine baldige Zunahme an Größe und Volkszahl. Unsere weitere Fahrt wurde hier durch einen Unfall, der sich am Kanale ereignet hatte, verzögert. Dicht hinter der Stadt führt nämlich eine sehr kühne, nur zu kühne Wasserleitung (die Bogen sind ungeheuer und doch nur aus Holz gesprengt) über den freundlichen Scioto. Diese Wasserleitung war vorigen Tags zusammengebrochen, und der Kanal war im eigentlichen Sinne des Wortes ins Wasser gefallen, und auf eine Strecke von einigen zwanzig Meilen unfahrbar geworden. Es mußten nun Wagen angeschafft, und die ganze Schiffsladung zu Lande bis 5 Meilen unterhalb Chillicothe gebracht werden. Dieser Fall war in unserm Kontrakte nicht vorausgesehen werden, und so hatten wir denn hier hinlänglich Gelegenheit die Spitzfindigkeit und zähe Geldliebe der Amerikaner kennen zu lernen. Die Sache war einfach die, daß nun der Kapitän und der Agent der Gesellschaft den größten Theil der entstandenen Unkosten uns aufbürden wollten. Wir hatten das entgegengesetzte Interesse, und es gelang uns durch Festigkeit und lebhaftes Auseinandersetzen noch recht gut durchzukommen. Wir verübelten indessen den Amerikanern ihr Benehmen gar nicht, und waren weit entfernt in das Weheklagen einzustimmen, welches die Einwanderer nur zu gern über die klugen Bewohner der Vereinigten Staaten erheben. Die Lust der Amerikaner am Gelde ist freilich stärker, als sie seyn sollte, doch nicht viel stärker als die anderer Menschen auch. Sie machen aus ihrer Lust zum Gewinn kein Geheimniß, und jeder hat sich daher in Geschäften in Acht zu nehmen.

Dieser Aufenthalt gab uns einige Zeit die Umgegend zu besehen. Die Ufer des Scioto sind recht schön, und erfreuten uns sehr nach dem Anblick der langweiligen Gegend vom Erie-See her. Sein Wasser, wenn auch nicht hell an Farbe, ist doch nicht so schmutzig trübe, wie das so vieler amerikanischen Flüsse. Mit welcher Lust badeten wir uns in seinen Wellen. Der Landweg bis Chillicothe immer an dem östlichen Ufer des nach Süden fließenden Stromes hin gewährte hübsche Partien. Je näher wir Chillicothe kamen, desto reizender wurde die Gegend. Eine gedeckte hölzerne Brücke führte uns hier über den Scioto nach der äußerst schönen und freundlichen Stadt, früher der Regierungssitz für den Ohiostaat (2000 Einwohner). Mehrere Kirchen, ein Gerichtshaus, ein Markthaus und eine Akademie zieren dieselbe, herrliches fruchtbares, doch früher vor der weiter ausgedehnten Lichtung sehr ungesundes Land schließt die Stadt von jeder Seite ein. Auch hier finden sich jene indianischen Grabhügel, wie wir sie in Circleville getroffen hatten. Eben so schön wie vor Chillicothe war der Landweg bis zu dem Landhause, wo der Kanal wieder fahrbar wurde. Nach einigem Aufenthalt bestiegen wir ein Boot spät am Abend, und am Morgen des darauffolgenden Tages befanden wir uns am Ende des 306 Meilen langen Kanales, an der Mündung des Scioto in den Ohio, dicht an der Stadt Portsmouth.

(Schluß folgt.)

Statistische Notizen über Venedig. *)

Die Bevölkerung der venetianischen Provinzen belief sich im Jahre 1825 auf 1.894.457 Seelen, welche sich folgendermaßen vertheilten:

In den acht Hauptstädten, nämlich: Venedig, Padua, Rovigo, Verona, Vicenza, Treviso, Belluno und Udine . . .	243,456
In den übrigen 17 Distriktstädten (die Stadt Bassano, nebst den Städten Chioggia und Adria mit eingeschlossen, welche letztern beiden keine Distriktstädte sind	382,984
Summe der Bevölkerung der Städte	625,440
Im übrigen Lande	1.268,997
Zusammen	1.894,457

Ein Drittel ungefähr von der ganzen Bevölkerung wohnt in den Städten, und die noch übrigen zwei Drittel gehören dem Lande an. Die durchschnittliche Bevölkerungszahl von jeder Quadratmeile beträgt 240; die bevölkertste Provinz ist Padua, wo 447, und die am wenigsten bevölkerte Belluno, wo nur 122 Menschen auf die Quadratmeile kommen. Die Bevölkerung von 1825 bestand aus 397,098 Familien, welche in 362,854 Häusern wohnten, was die Durchschnittszahlen von 477 Personen für je hundert Familien, und von 522 Personen für je hundert Häuser gibt.

Jeder männliche von körperlichen Gebrechen freie Einwohner von 14 bis 60 Jahren, der außerhalb den Ringmauern einer Stadt lebt, hat eine Kopfsteuer zu entrichten. Die Bewohner der Städte werden besonders besteuert. Der als grundsteuerpflichtig eingetragenen Einwohner waren 409,118, oder mehr als ein Fünftheil der ganzen Bevölkerung.

*) Aus Drinkwaters Denkschrift über die Statistik von Venedig; verlesen in einer der jüngsten Versammlungen der statistischen Gesellschaft zu London.

Edelleute waren 5222, oder einen auf je 587 Einwohner. 14,955 Individuen befanden sich in öffentlichen Aemtern angestellt, mithin einer von je 120 Einwohnern. Von diesen dienten 3581, oder beinahe der vierte Theil, unentgeltlich, und 6506, oder einer von je 291, genossen Pensionen. Mehr als die Hälfte dieser Pensionisten waren Geistliche aus aufgehobenen Klöstern.

Der Studirenden in öffentlichen Schulen und auf Universitäten waren 70,149, oder der 27ste Theil der ganzen Bevölkerung. Die Lehrer und Professoren eingerechnet, stieg jene Zahl auf 72,059, oder den 26sten Theil der ganzen Bevölkerung.

Nachstehendes Verzeichniß gibt eine Uebersicht der Personen- und Verhältnißzahl der drei gelehrten Stände:

Stand	Zahl	Summe
Advokaten	398	765, oder 1 auf 2476 Einwohner.
Notarien	367	
Aerzte	721	2044, oder 1 auf 926 Einwohner.
Wundärzte	605	
Apotheker	718	
Weltgeistliche	8353	8770, oder 1 auf 216 Einwohner.
Ordensgeistliche	171	
Mönche und Laienbrüder	246	
Gesammtzahl		11,579, oder 1 von 165 Einwohnern.

Signor Quadri schätzt die Zahl der Einwohner, welche ärztlichen oder wundärztlichen Beistand bedarf, fortwährend auf den zwanzigsten Theil der gesammten Bevölkerung, so daß nach der oben angegebenen Zahl ungefähr 1 Arzt auf 47 Kranke käme.

Die Zahl der Grund- oder Hauseigenthümer wird auf 371,188, oder auf einen von je fünf Einwohnern angeschlagen. Diese Angabe beruht indeß auf einer ungenauen Zählung, und bedarf daher, wenn die jetzt im Werke seyende allgemeine Einregistrirung vollendet seyn wird, einer Berichtigung.

Kaufleute, Krämer u. s. w. sind 51,651, oder einer von je 36; Handwerker 97,991, oder 1 von je 19 Einwohnern. 800,612 Individuen, oder drei Siebentheile der ganzen Bevölkerung, sind Ackerbauer und Hirten. Seeleute und Matrosen zählte man 7840, oder 1 auf je 241, und 8448 Fischer, oder 1 auf je 224.

Arme rechnete man 70,964, oder mehr als den 27sten Theil der ganzen Bevölkerung. Von diesen wurden 58,940 von der Behörde unterstützt, 13,600 lebten in Spitälern und andern milden Anstalten, und für 1842 (1 von 103) wurde gar nicht gesorgt.

Unter den 13,600 in milden Anstalten lebenden Individuen befinden sich 4894 Findlinge, mithin kommt 1 Findling auf je 321 Einwohner. Da indeß nach Verona viele Findlinge aus dem südlichen Tyrol gebracht werden, so erleidet dieses Verhältniß einige Beschränkung.

Vergleicht man die Zahl der im Jahre 1825 ausgesetzten Kinder mit der der Geburten desselben Jahres, so ergibt sich, da die der erstern 1718 und die der letztern 55,161 betrug, ein Verhältniß von fast 1 zu 48.

In den Gefängnissen und Strafanstalten befanden sich 2329 Individuen, oder einer von je 813 Einwohnern. Diese Zahl hat seit dem Jahre 1818 um $^1/_3$ abgenommen, denn damals betrug sie 3699 oder 1 auf 515. Die verhältnißmäßig kleinste Zahl von Verbrechern findet sich in der Gebirgsprovinz Belluno und die größte in Verona.

Die Volkszahl am 1 Januar 1825, auf welche die vorstehenden Verhältnißzahlen basirt sind, war, wie bereits erwähnt, 1,894,437. Anfangs 1824 war sie bis auf 1,914,625 gestiegen, und im Jahre 1825 belief sich sich, den Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle zugerechnet, auf 1,957,421. Im Jahre 1780 betrug sie 1,795,806, und stieg im Jahre 1812 bis auf 1,913,986.

In den fünf Jahren, vom 1 Januar 1814 bis dahin 1819, sank die Zahl der Bevölkerung durch Epidemien und Hungersnoth von 1,918,411 auf 1,829,382, mithin starben 89,029 Personen, oder der 21ste Theil der gesammten Bevölkerung. Der Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle in diesen fünf Jahren betrug 17,048.

Auf dem Lande scheint die männliche mit der weiblichen Bevölkerung fast in gleichem Verhältniß zu stehen, denn es ergibt sich bei der gesammten ländlichen Bevölkerung von 1,268,997 Seelen eine Mehrzahl von nur höchstens 855 Männern. Dieses Verhältniß wird jedoch durch das in den Städten herrschende bei weitem aufgewogen, denn unter der Bevölkerungszahl derselben, von 825,440 Seelen, findet sich eine Mehrzahl von 22,272 Weibern. Bei der Gesammtbevölkerung, in den Städten und auf dem Lande, stellt sich das Verhältniß der Männer zu den Weibern wie 300 zu 307 heraus.

Bei einer durchschnittlichen Berechnung von fünf Jahren (1819 bis 1824) ergibt sich eine Geburt auf 23, ein Todesfall auf 29 und 1 Heirath auf 108 Einwohner.

Die wenigsten Heirathen (von 1812 bis 1824) wurden 1817, dem Jahre der großen Hungersnoth, geschlossen, wo sich deren Zahl auf nur 176 belief. Die meisten kamen 1819 vor, wo fast eine Ehe auf je 95 Einwohner gerechnet wurde.

Signor Quadri hat durch vieljährige Berechnungen gefunden, daß in den venetianischen Provinzen $^1/_8$ von allen Geburten am Tage der Geburt selbst, $^1/_6$ innerhalb des laufenden Monats, $^1/_4$ innerhalb des nämlichen Jahres und die Hälfte der Bevölkerung vor zurückgelegtem zehnten Jahre stirbt.

Das siamesische Heer.

Kapitän Low theilte in einer der jüngsten Sitzungen der königlich asiatischen Gesellschaft zu London ein Memoire über diesen Gegenstand mit, aus dem das Athenäum Nachstehendes enthebt:

Das siamesische Heer wird mittelst Subskription ausgehoben, und die Verwandten der Konskribirten müssen für deren Treue haften. Der Oberbefehlshaber wird unter den Großoffizieren des Reichs gewählt, und zwar ohne alle Rücksicht auf die zu einer solchen Stelle nöthige Fähigkeit. Unter den militärischen Titeln sind die der Generale die seltsamsten, welche der Reihenfolge nach Tigergeneral, Löwengeneral, Schlangengeneral, Hundegeneral u. s. w. genannt werden. Die Kleidung der Soldaten ist roth, doch wird keineswegs auf Gleichförmigkeit gesehen; Panzerhemden werden nur selten getragen. Das Haar schneiden sie kurz ab, weil sie gesehen haben, wie nachtheilig den Chinesen ihre langen Zöpfe sind, die den Verfolgern gute Gelegenheit bieten, den Fliehenden zu fassen.

Die siamesischen Soldaten sind sehr gute Schützen; sie erhalten keinen regelmäßigen Sold, und selbst die nöthigen Nahrungsmittel werden nur sehr nachlässig geliefert. Die Marschordre wird nach den Bestimmungen der Sterndeuter ertheilt, und auf gute oder böse Anzeichen mit abergläubischer Furcht Rücksicht genommen. Ein seltsam charakteristischer Zug im siamesischen Militärsystem ist der den Anführern und Soldaten eingeschärfte Befehl nicht zu tödten, sondern fehl zu schießen, damit sie der von Buddha gegen jeden, welcher Blut vergießt, ausgesprochenen Drohung entgehen mögen. Dieß ist indeß eine leere Förmlichkeit, denn die Soldaten wissen recht gut, daß sie von dem Zorn des weltlichen Machthabers mehr zu fürchten haben als von den Drohungen Buddha's.

Desertion wird mit furchtbarer Strenge bestraft, und die ganze Familie muß zum Theil mit für das Vergehen des Schuldigen büßen. Die Strafe, die über einen solchen Unglücklichen verhängt wird, ist wahrhaft barbarisch; zuweilen schlitzt man ihm mit einem großen Messer den Bauch auf, oder gräbt ihn bis an den Hals in heißen Sand, und gießt ihm auch wohl geschmolzenes Blei in den Hals. Dem Verbrecher mit Gewalt eine Kokosnuß in den Mund treiben, ist ebenfalls eine gewöhnliche Todesstrafe; sie wurde einst über einen siamesischen Gesandten verhängt, der bei seiner Rückkehr aus Frankreich so verwegen war zu behaupten, zu Paris gäbe es Ställe die schöner seyen als der Palast seines Gebieters. Gotteslästerer werden in einem eisernen Käfig lebendig geröstet.

Haare und Nägel der Todten. Es geschieht manchmal, daß das Haar und die Nägel nach dem Tode, trotz der Zersetzung des Körpers, noch fortwachsen. Das Journal des Savans erwähnt eines Frauenzimmers, bei der man, drei und vierzig Jahre nach der Beerdigung, fand, daß sich ihr Haar durch die Spalten des Sarges durchgezwängt hatte, und daß es beim Anrühren zerbröckelte. Während des Mittelalters wurde auf solche Erscheinungen hin ein Todter als Hexenmeister betrachtet.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 88. 29 März 1835]

Ueber den Kanal der Pyrenäen.

Das Strassensystem und die Organisation des Waarentransportes zu Lande sind in Frankreich trefflich eingerichtet; nicht also verhält es sich mit dem Wassertransport: hierin ist Frankreich hinter seinen Nachbarn zurückgeblieben. Ohne Wasserkommunikationen bleiben die wichtigsten Künste, die der Metallurgie, in der Kindheit. Es fehlt Frankreich nur darum an Metallen, weil es ihm an jenen Strecken, wo die Natur diese Metalle hervorbringt, an Kanälen mangelt.

Malus und Dietrich, zwei gelehrte Mineralogen, haben in den Pyrenäen mehr als 500 Minen entdeckt und beschrieben, aus denen sich Gold, Silber, Kupfer, Blei, Eisen, Zink, Schwefel, Steinkohlen rc. gewinnen lassen. Bei der Hälfte dieser Minen wurde die Arbeit begonnen, aber bald darauf wieder aufgegeben. Entmuthigung folgte auf die ersten Versuche; ihre Veranlassung war zuweilen die Unwissenheit der Arbeiter, meistentheils jedoch der Mangel an Kommunikationsmitteln in dem hochgelegenen Lande. Bei Saleches befindet sich eine Kupfermine, welche vom Centner 35 Pfund Metall, und von 100 Pfund Kupfer 8 Unzen Silber gibt. Unter den von Dietrich entdeckten hundert Bleiminen bezeichnet er diejenigen von Paissieu, La Corre, Uston, La Fraiche, Silvervacca, Arque, St. Philippe, Viscos, Castillon und Malaniac als sehr ergiebig; einige werfen 48 Pfd. Blei, andere 60 bis 72 Pfund vom Centner, und 2½ Unzen bis zu einem Mark Silber vom Centner Blei ab. Es ist um so auffallender, daß man sich nicht mit Ausbeutung dieser Bleiminen beschäftigt, da dasselbe äußerst leicht zu gewinnen ist, und man in der ganzen Gascogne, ja selbst in Toulouse, sowohl das Blei als den Bleiglanz vom Auslande bezieht.

So schrieb Dietrich vor einem halben Jahrhunderte, und die neuesten Untersuchungen haben gezeigt, daß Frankreich hinsichtlich der Ausbeutung seiner mineralogischen Reichthümer nicht um ein Haar breit vorgerückt ist. Von den 14 Millionen Kilogrammen Blei, welche es jährlich braucht, bezieht es etwa 400,000 Kilogramme, also den 35sten Theil, aus dem eigenen Boden, und den Rest vom Auslande, und hierin ist einzig und allein Mangel an innern Kommunikationen schuld.

Betrachtet man die unermeßlichen Reichthümer, welche die französischen Pyrenäen in sich schliessen; wirft man einen Blick auf den Kanal von Languedoc, der 35 Millionen Franken gekostet, der aber in den fünf Departements, durch welche er fließt, die Einkünfte der Grundeigenthümer um 20 Millionen vermehrt hat; bedenkt man ferner, daß in Folge der Vermehrung der Einkünfte der Staat seit einem Jahrhundert nur an Steuern gegen 500 Millionen bezogen hat, daß endlich auf diesem Kanal jährlich für 50 Millionen Waaren versendet werden, daß er folglich jedes Jahr den Kaufleuten einen Gewinn von fünf Millionen abwirft; so fragt man mit Recht, ob alle diese Vortheile, und die weiteren unberechenbaren, welche die Ausbeutung so vieler Minen nach sich ziehen müßte, nicht durch die Verlängerung des Kanals von Languedoc, von Toulouse bis nach Bayonne erzielt werden könnten?

Louis Galabert, der in einem besondern Werke diese Frage aufstellt, hat durch 10jährige Studien, durch Nivellirung des Terrains in seiner ganzen Länge, durch Sondirung der Gewässer entlang ihrem Laufe, die Ueberzeugung gewonnen, daß die Natur auf dieser ganzen Linie den Unternehmern gerade diejenige Arbeit ersparen würde, welche bei der Anlegung des Kanals von Languedoc nothwendig war, nämlich die schwierige und kostspielige Ausgrabung von Becken, um das künstliche Flußbett stets mit Wasser zu versehen. Die Neste, welche auf der Wasserscheide der Pyrenäen entspringt, würde dem Kanal mehr Wasser zuführen, als er in allen Jahreszeiten zu seiner Schifffahrt bedürfte. Er hat ferner ausfindig gemacht, daß die Departements der Aude, des Herault, der Ost-Pyrenäen, des Gard und der Rhone-Mündungen, welche der Kanal von Languedoc durchzieht, 90,568,000 Fr. Einkünfte beziehen, obgleich ihre Oberfläche zu mittelmäßigen gehört, und die Bevölkerung derselben nicht zahlreich ist, während die Departements des Arriege, des Gers, der Landes, der obern und untern Pyrenäen, obgleich bevölkerter, größer, und von der Natur mit einem fruchtbaren Boden beschenkt, sich seit Jahrhunderten in einem kümmerlichen Zustande befinden, der an Mangel gränzt, weil es ihnen an Kommunikationsmitteln fehlt, um den Ueberschuß der Produkte ihres Bodens in Cirkulation zu setzen. Die Einkünfte dieser fünf Departements betragen kaum 38,000,000 Fr. und die 6,200,000 Fr. Steuern, welche der Staat ihm auferlegt, sind der ganze Antheil, welchen sie zu den allgemeinen Lasten des Königreichs beizutragen vermögen. Diese fünf Departements auf denselben Punkt

des Wohlstandes zu erheben, dessen die fünf Departements des Kanals von Languedoc genießen, wäre schon ein hinreichend wichtiger Zweck, um den Kanal, der sich bereits von Toulouse nach dem mittelländischen Meere erstreckt, von diesem Punkte nach dem atlantischen Meere fortzusetzen.

(Schluß folgt.)

Aus den Briefen eines Ausgewanderten.

2. Reise von Albany nach St. Louis am Missouri.

(Schluß.)

Portsmouth an der Nordseite des Flusses liegt auf einer angenehmen Anhöhe. Auch diese Stadt hat durch den Kanal sehr viel gewonnen, und ist jetzt im raschen Emporblühen begriffen. Die waldigen Höhen von Kentucky auf der Südseite des Ohio gewähren für die Stadt einen interessanten Anblick. Der Ohio ist ein klarer schöner Strom, hier schon beinahe von der Breite des Rheins. Wenn einst seine Ufer mehr gelichtet, an die Stelle der freilich majestätisch emporragenden Bäume zum größeren Theile offene Fluren und freundliche Städte getreten seyn werden, dann mag er sich gern mit dem Rheine messen. Doch warum will man immer vergleichen? Seine Ufer mit mannichfaltigen Arten der herrlichsten Bäume bedeckt, sind auch jetzt schon schön, und selbst in ihrer unendlichen Einförmigkeit großartig. Die Amerikaner werden entzückt, wenn sie von ihrem Ohio reden, und würden es uns gar nicht glauben, daß wir schönere und herrlichere Ufer in Europa verlassen hätten.

Hier hatten wir wieder einen Aufenthalt von einigen Tagen, bis wir ein gutes herabkommendes Dampfboot gefunden hatten, welches die Preise für die Kajüte nicht allzu hoch stellte. Abends badeten wir uns in den kühlenden Fluthen des Stromes. Leute, die länger hier gelebt haben, riethen uns allgemein ab, uns in den amerikanischen Flüssen zu baden: es sey dieß sehr nachtheilig für die Gesundheit. Wir haben nur wohlthätige Folgen davon verspürt, und hätten uns auch nicht leicht abhalten lassen bei einer Hitze von 30°, wie wir sie beinahe die ganze Reise in Amerika durch hatten, das erquickende Wasser zu benutzen.

Endlich am Abend des 13 Julius gingen wir an Bord des Dampfbootes William Parson, und fuhren noch in der Nacht von Portsmouth ab. Die Gegend blieb sich immer gleich. Schöne Wälder, hie und da Lichtung, hie und da ein kleines Städtchen. Maynesville auf der Seite von Kentucky schien das bedeutendste zu seyn. Gegen Abend landeten wir an Cincinnati, der schönsten und der wichtigsten Stadt des Ohio-Staates, der „Königin des Westens.“ Sie liegt auf dem erhöhten Ufer hin, längs dem Flusse. Leider hatten wir nicht Zeit genug, die wirklich prächtige Stadt näher zu besehen. Sie übertrifft an Regelmäßigkeit der Anlage, Reinlichkeit und Schönheit der Gebäude alle Städte der Union, Philadelphia vielleicht ausgenommen. Täglich blüht sie kräftiger empor, und nimmt an Glanz und Reichthum zu. Ein Gerichtshaus, 4 Marktgebäude, der Bazar, das Bankgebäude der V. St. Bank, das Athenäum, das Theater zeichnen sich unter den vielen öffentlichen Gebäuden aus. Vierundzwanzig Kirchen bezeugen die Frömmigkeit dieser aus ungefähr 30,000 Einwohnern bestehenden Stadt.

Ein fürchterliches Gewitter zwang unser Dampfboot den größten Theil der Nacht vor Cincinnati liegen zu bleiben. Kurz vor Anbruch des Tages fingen erst die Röhren wieder an zu lärmen, und fort ging es dann mit reißender Schnelle. Die Boote am Ohio sind ganz anders gebaut, wie die im Osten. Es gibt hier keine Verdecke, und die Kajüten sind dagegen oben angebracht. Von der Maschine bekommt man wenig zu sehen, während sie auf den Dampfbooten der atlantischen Küste hoch oben an dem Verdecke in Arbeit ist. Doch nur eine ausführliche Zeichnung könnte den Unterschied deutlicher machen. Die innere Einrichtung ist auf den meisten dieser Dampfschiffe äußerst elegant, und ein weit munterer gesellschaftlicher Ton herrscht unter den Reisenden, die meistens dem Süden oder Westen der Vereinigten Staaten angehören.

Unsern Cincinnati findet der Ohio-Staat seine westlichen Gränzen, und die Wellen des Flusses bespülen jetzt den jungen Staat Indiana. Lawrenceburgh, Aurora, Rising Sun (aufgehende Sonne), Vevay sind die ersten Punkte, die sich in Indiana dem Auge zeigen. Vevay ist der Gerichtssitz für den Bezirk Schweizerland. Es ist bekannt, daß hier von einer Schweizerkolonie, die in ihrem Unternehmen von der Regierung der Vereinigten Staaten unterstützt wurde, Weinbau getrieben wird. Ueber die Güte des Produkts hörte ich so verschiedene Urtheile, daß ich davon schweigen will, um so mehr, da ich keine Gelegenheit hatte, es zu versuchen. Einige Meilen unterhalb Vevay mündet sich der schöne Fluß Kentucky aus dem Staate, der diesen Namen führt, in den Ohio. Keine bedeutende Stadt läßt sich nun erblicken, bis endlich Louisville auf der Kentucky-Seite gelegen, zum Vorschein kömmt.

Louisville ist die wichtigste Handelsstadt des ganzen Kentucky-Staates, die nicht unglückliche Nebenbuhlerin von Cincinnati. Die Lage ist der von Cincinnati ähnlich, die Umgebung aber weniger reizend. Aus einigen Häusern, die nur ungefähr 500 Menschen faßten, hat sich Louisville in 30 Jahren zu einer schönen regelmäßigen Stadt aufgeschwungen, in welcher über 10,000 betriebsame Einwohner leben. An Kirchen und öffentlichen Gebäuden fehlt es nicht, und die Straßen stehen an Breite und Schönheit denen von Cincinnati wenig nach. Hier bei Louisville hat der Ohio mehrere sehr reißende flache Stellen, welche einen großen Theil des Sommers die Dampfschifffahrt völlig hindern. Es mußten die Boote in Louisville umgeladen werden, und die Güter und Passagiere auf kleinern Dampfschiffen ihren Weg nach dem Westen fortsetzen. Seit einigen Jahren hat man auch dieses Hinderniß durch Anlegung eines großen, mit starken gewaltigen Schleußen versehenen Kanales gehoben. Es ist wirklich ein imposantes Werk, ein ehrendes Zeichen amerikanischen Unternehmungsgeistes.

In Louisville hielten wir uns beinahe den ganzen Tag auf. Der Parson war bloß bis Louisville bestimmt gewesen, und wir mußten nun ein anderes Boot für St. Louis suchen. Der Metamora (Name eines Indianerhäuptlings), ein äußerst gutes

und eleganten Boot, nahm uns um höchst billige Preise auf. Wir hatten Gelegenheit in Louisville viele abenteuerliche Deutsche zu sehen. Viel Ehre legt man überhaupt in Amerika mit seinen Landsleuten nicht ein. Wenigstens verwechseln die Meisten der Ungebildeten Rohheit mit Freiheit, und erst ein längerer Aufenthalt bringt ihnen etwas von der Haltung bei, die selbst den wenigst erzogenen Amerikaner vortheilhaft charakterisirt. Daß der Nationalcharakter nicht verdorben ist, beweist die Erscheinung, daß die junge übergeschiffte, und die auf diesem Boden entsprungene Generation sich rühmlichst auszeichnen, und die besten Bürger der Union selbst von den Amerikanern genannt werden.

Hier hatten wir den Fuß zum Erstenmal in einen Staat gesetzt, der gesetzlich Sklaven hält. Was wir hörten und sahen (wir sahen z. B. Sklaven aneinander gefesselt Wasser holen), trug nur dazu bei, unsern Abscheu vor dem Institute der Sklaverei zu erhöhen, und unsern Entschluß zu befestigen, uns aus diesem Grunde schon nicht im Missouri-Staate niederzulassen. Nicht lange vor unserer Ankunft hatte man in Louisville ein Komplot von Schwarzen entdeckt, sich zu befreien und ihre Peiniger zu ermorden. Und kann eine solche Saat andere Früchte bringen, und verdient sie andere? Bei Gott, so lange noch die südlichen Staaten der Union die Knechtschaft beibehalten, so lange glaube ich an einen Bruch dieses schönen Gebäudes, und so lange ist die Freiheit der Weißen, der sie sich jetzt erfreuen, nur ein halbverdientes Gut, und mag ihnen nicht mit Unrecht wieder entrissen werden.

Von Louisville an trafen wir an den Ufern des Ohio gar keine Stadt von Bedeutung mehr. Von der Mündung des Wabash an, welcher Fluß Indiana vom Staate Illinois scheidet, wird der Ohio-Lauf beinahe ganz südlich. Shawneetown, vorzüglich seiner Salinen wegen bekannt, liegt schon in dem fruchtbaren Illinois. Vom Süden her münden sich nur bei Smithland der bedeutende Cumberland, wenige Meilen unterhalb bei Paducat der schöne und große Tennessee-Fluß, der bedeutendste Nebenstrom des Ohio. Die Gegend an beiden Ausmündungen ist nicht ohne Reiz, wiewohl im Ganzen die Ufer des Ohio nach seiner Ausmündung hin äußerst flach, und wie es scheint, auch sehr ungesund gelegen sind. Amerika im Illinois ist wenige Meilen von der Mündung entfernt. Der Strom wird hier beinahe eine englische Meile breit. Gerade an der Ausströmung stehen einige Häuser, die den Namen Trinity tragen.

Nichts ist überraschender als der Anblick des Mississippi. Statt der klaren Wogen des Ohio umgibt uns plötzlich eine weißgelbliche schmutzige Wassermasse. Das in reißender Eile und mit ungeheurer Kraft hinströmende Wasser löst beständig eine weißliche sandige Thonerde in sich auf. Eine große Masse von Baumstämmen, die täglich mit dem Grunde, worauf sie gewurzelt waren, von dem Strome weggerissen werden, schwimmt auf den Wellen, oder steht die Schiffe gefährlich bedrohend gleich Speeren aus dem Wasser hervor. Nur selten ist der Mississippi in seiner ganzen Breite zu sehen. Er ist oft über eine Meile breit, oft scheint er aber, der vielen Inseln wegen, welche die andern Arme verdecken, nur unbedeutend. Gewiß wird jeder einen eigenthümlichen Eindruck empfinden, wenn er sich auf dem Mississippi, dem Vater der Ströme, sieht. Nur hie und da erheben sich Hügel, nur hie und da entschädigt die Ansicht hübscher Felsenmassen für langweilende waldige Flächen.

Cape Girardeau ist der erste bedeutende Punkt auf der Missouri-Seite, oberhalb der Ohio-Mündung. Seine Lage auf dem erhöhten Flußufer ist recht hübsch. An Größe und Einwohnerzahl soll es indeß nicht zunehmen. An der Illinois-Seite sieht man nur einzelne Ansiedlungen, was seinen Grund darin haben mag, daß die Ostseite des Mississippi zum größten Theile niedrig gelegen ist. Vom Illinois aus strömt der schöne Kaskaskia ein. Hier, hinauf bis nach St. Genevieve ist das Missouri-Ufer beinahe eine fortgesetzte Reihe steil abfallender Kalkfelsen, die theilweise einen recht schönen Anblick bieten. St. Genevieve ist eine französische Ansiedlung, und hat daher einen europäischen Anstrich. Man glaubt ein französisches Städtchen zu erblicken, wenn man den Kirchthurm, die weißen Häuser und die Obstbäume gewahr wird. Ein anderes auf der Westseite des Mississippi sehr anmuthig gelegenes Städtchen ist Herculanum. Die Felsen treten hier etwas zurück und lassen für die Stadt einen kleinen sehr hübschen begränzten Raum übrig. Nur wenige Meilen sind es von hier zu Jefferson-Barracks, einem befestigten Garnisonsplatze der Vereinigten Staatentruppen. Auch die Lage dieses Forts ist recht schön. Nun dauerte es nicht mehr lange, und wir bekamen die Dächer und Thürme von St. Louis zu Gesichte, dem Stapelplatze der Einwanderer nach dem Westen, dem längst ersehnten Ziele unsrer Reise.

Die neue Strasse nach Ostindien.

2. Weg über Aegypten.

Die Straße zu der wir jetzt kommen, geht durch den indischen Ocean, die Straße von Bab-el-Mandeb und das rothe Meer bis Berenice oder Kosseir hinauf. Von Kosseir aus hat man die Wahl zwischen vier Kommunikationslinien mit dem mittelländischen Meer, nämlich: von Kosseir nach dem Nil, und dann diesen Fluß abwärts; von Kosseir durch Karawanen nach Kairo; durch den obern Theil des rothen Meeres nach Suez, und durch den Golf von Akaba nach Akaba. Der kommerzielle Theil der Frage würde durchaus nicht benachtheiligt, man möge sich nun entscheiden für welchen von den genannten vier Wegen man wolle, da der wahrscheinlich anzuknüpfende Handel auf allen in Quantität und Qualität so ziemlich gleich seyn würde; man müßte mithin demjenigen den Vorzug geben, der die meisten geographischen Vortheile bietet.

Die Fahrt von Indien nach England durch das rothe Meer kann durch acht Monate im Jahr unternommen werden, und die von England nach Indien das ganze Jahr hindurch; allein ungefähr vier Monate während des Jahrs würde das Paketboot von Hindustan im indischen Ocean den Südwest-Passatwind, und einen nicht minder heftigen Nordwestwind im rothen Meer zu bestehen haben, welcher letztere immer stärker wird, je höher man in diesem Meer hinaufströmt. Hinsichtlich der Schwierigkeit gegen den Südwest-Passatwind zu segeln, waren die Meinungen sehr verschieden. Einige meinten, er sey bei weitem nicht so furchtbar als das Winterwetter in der Bai von Biscaya oder dem britischen Kanal, andere dagegen versicherten, wenn er auch nicht unüberwindlich sey, so führe er bedeutenden Zeitverlust und Beschädigungen an den Dampfmaschinen herbei, die alle Vortheile, welche dieser Weg zu bringen vermöchte, nicht aufwiegen könnten. Ein Mitglied behauptete sogar, der Passatwind sey durchaus von keiner Bedeutung, und führte zum Beweise an, daß das Dampfboot „Enterprise“ während der Dauer dieses Windes unausgesetzt die Fahrt zwischen Rangun und Calcutta mache. Dieß wäre allerdings entscheidend, träte nicht der Umstand ein, daß der Passatwind im westlichen Arm des indischen Oceans weit heftiger weht als im östlichen. Hinsichtlich der Frage, ob man mit der Kraft der Dampfmaschine gegen einen heftigen Wind segeln könne, wurde die Aussage des Kapitän Austin vorgelegt, der mit der „Medea,“ dem größten Dampfschiff der Admiralität, und früher mit dem „Salamander,“ den Versuch gemacht hatte. Mit dem Salamander gelang es ihm nicht gegen den Südwestwind zu steuern, wohl

aber mit der Medea; allein er war bald genöthigt die Maschinerie still stehen zu lassen, weil sie ihn unter die Wellen getrieben haben würde. Das Dampfboot Erin soll im britischen Kanal unter ähnlichen Umständen untergegangen seyn.

Sind die Schwierigkeiten, welche der Passatwind erhebt, nicht unüberwindlich, oder findet man eine achtmonatliche Frequenz im Jahre lohnend genug, um Dampfboote anzuschaffen, so ist es vor Allem nöthig, eine Station und Stapelplatz zu bestimmen, wobei man zwischen der Insel Sokotra und den Häfen von Macullah oder Aden zu wählen hätte. Fiele die Wahl auf Sokotra, so böte diese Insel den Vortheil, daß man von ihr aus die Dampfschifffahrt nach Ceylon, Madras, Calcutta und Bombai, ja mit der Zeit vielleicht auch nach dem östlichen Archipel und den chinesischen Meeren ausdehnen könnte. Von Bombai nach dem nordwestlichen Hafen von Sokotra ist eine Entfernung von 1202 Meilen; von Punto Gale (die südwestliche Spitze von Ceylon) nach demselben Hafen 1660 Meilen, und Aden ist in direkter Richtung 1541 Meilen von Bombai entfernt; mithin würde, wenn der Hafen von Sokotra benutzt werden könnte, diese Insel die vorzuziehende Station seyn. Auch ließe sich, ohne die Fahrt wesentlich zu verlängern, eine Zwischenstation auf den Maldiven anlegen, die ungefähr 400 Meilen westlich von Punto Gale liegen, und dann ist der Südwest-Passatwind unter der Breite von Ceylon bei weitem schwächer, als sechs oder sieben Grad weiter an der Küste hinauf.

Nachrichten von Reisenden zufolge ist Sokotra vollkommen geeignet, einen gut geschützten, sehr nutzbaren Landungsplatz für Schiffe auf ihrer Fahrt zwischen den östlichen und westlichen Märkten abzugeben, und die Insel verdiente in dieser Hinsicht wohl zu einer Kolonie benutzt zu werden. Sie unterhält bereits einigen Handel mit den benachbarten Festlanden, und sollte sie der Markt für einen bedeutenden Verkehr werden, so ließe sich hier ein bequemer Austausch von Manufakturwaaren gegen afrikanische und arabische Produkte treffen. Die noch vorhandenen Ruinen und die großen Begräbnißplätze deuten darauf hin, daß diese Insel vormals sehr bevölkert war, und sich in einem blühenden Zustand befand. Sokotra ist ungefähr 80 Meilen lang, 20 breit, und hat mehrere Buchten oder Häfen. Kapitän Moß ist abgeschickt worden, um die Insel aufzunehmen; aus Berichten von Reisenden geht indeß so viel hervor, daß der nordwestliche Hafen vollkommen sicher und im besten Stande sey. Daß er zugleich auch Schutz gegen den Südwest-Passatwind gewährt, beweist schon seine Lage. Macullah ist eine befestigte Stadt, noch näher an Bombai als Sokotra, und in vielen Hinsichten besser zu einer Station geeignet, wenn die Verbindung mit Indien durch Bombai allein hergestellt wird. Aden ist mehr als 1600 Meilen von Bombai entfernt, und liegt ziemlich außerhalb des geraden Weges; übrigens bietet es manchen Vortheil.

Die nächste Station nach Sokotra könnte entweder die 835 Meilen entfernte Insel Kameran, oder der 652 Meilen entfernte Hafen von Mokka seyn. Würde aber Aden zur ersten Station ausersehen, so wäre Kosseir wahrscheinlich die zweite. Die Entfernung zwischen beiden Häfen beläuft sich auf etwa 1000 Meilen. Kameran hat wie Sokotra den Vortheil, daß es eine Insel, und mithin gegen die Araberhorden geschützt ist. Sie zählt ungefähr 200 Einwohner, und es ließe sich von hier aus ein bedeutender Handel mit Abyssinien und Sennaar unterhalten, da diese Länder ihren Bedarf an Waaren sich bis jetzt nur durch Karawanen verschaffen können, die sie Hunderte von Meilen weit durch die Wüsten auf die ägyptischen Märkte schicken. Kameran liegt Messena, welches der Paß nach Abyssinien und diesem Theil von Afrika ist, gerade gegenüber. Die Einfahrt des Hafens ist zwar eng, aber innerhalb ist er geräumig und mit den sichersten Ankerplätzen versehen. Kameran liegt ungefähr 200 Meilen von Mokka entfernt, welches letztere, wie Admiral Adam sagt, zwar ein Hafen genannt wird, diesen Namen aber keineswegs verdient. Es ist nichts als eine zwei bis drei Meilen lange Sandbank, die sich nach dem Süden von Mokka ausdehnt, mit sehr wenig Wasser und einem schmalen Kanal zwischen ihr und dem Festland, durch den Boote und kleine Fahrzeuge passiren können. Die Sandbank schützt die Schiffe so ziemlich gegen die Wogen, allein die Kommunikation mit dem Ufer ist sehr erschwert.

Der Handel von Mokka ist indeß so bedeutend, daß sich hier große Vortheile erwarten lassen. Bis jetzt befindet er sich in den Händen der Amerikaner, die bedeutende Geschäfte machen, während die englischen Schiffe hier durchaus keinen Handel treiben. Herr Waghorn führte an, daß während der 52 Tage, welche er in Mokka anwesend war, drei amerikanische Schiffe Kaffee, Gummi und Häute luden. Diese Schiffe waren nach Marseille, Livorno und Genua bestimmt; aus Amerika hatten sie nichts mitgebracht als Ballast, Dollars und Schießpulver, das hier der vortheilhafteste Tauschartikel ist. Jetzt, wo die Dampfschifffahrt im rothen Meere hergestellt und ein Handelsvertrag mit dem Pascha von Aegypten abgeschlossen ist, könnten alle diese Artikel nach Kairo und Alexandria gebracht werden; dort öffentlich verkauft, würden sie bald ihren Weg nach den Häfen des mittelländischen Meeres finden, und die Engländer hätten dabei den Vortheil, in 21 Tagen auszuführen, wozu die Amerikaner 13 Monate brauchen.

Dschidda, der nächste bedeutende Hafen hinaufwärts im rothen Meere, ist 517 Meilen von Mokka und ungefähr 700 von Kameran entfernt. Da er der Hafen von Mekka und der Ort ist, wo die zahllosen Pilger sich ausschiffen, welche die „heilige Stadt“ besuchen, so ist er von hoher Wichtigkeit. Der Hafen ist sicher, aber die Einfahrt geht zwischen Riffen und Bänken durch, die jedoch den arabischen Piloten genau bekannt sind.

Wir kommen nun zu der afrikanischen Seite des Meeres, wo sich die Aufmerksamkeit zuvörderst auf den alten Hafen von Berenice richtet, dessen schon Ptolemäus, Strabo und Plinius gedenken, die ihn als das Emporium des römischen Handels mit Indien schildern. Die Stadt wurde von Ptolomäus Philadelphus gebaut, und nach seiner Mutter Berenice genannt. Es läßt sich vermuthen, daß der Hafen schon zu den Zeiten der Pharaonen als Seestation diente. Für die Genauigkeit des Ptolomäus als Geographen überhaupt spricht es, daß er den Breitegrad, unter welchem Berenice liegt, genau angibt, indem er sagt, daß er dem Wendekreise des Krebses nahe sey. Die Entfernung von Berenice nach dem nächsten Theil des Nils beträgt ungefähr 200 Meilen. Die geologische Struktur des Landes zwischen diesem Theil der Küste und dem rothen Meere verdient Berücksichtigung. Im Südosten, in der Nähe der Wasserfälle und in gerader Linie zwischen dem Nil und Berenice, herrschen Felsen von Syenit oder orientalischem Granit vor, welche den alten Aegyptiern die ungeheuren Steinmassen zu ihren Monolithen, Obelisken u. s. w. lieferten. Der mittlere Bezirk, der sich von Es Suan, dem alten Syene, bis eine Tagereise weit von Esneh (Latopolis) ausdehnt, besteht gänzlich aus Sandstein, der das Material zu allen Tempeln von Oberägypten hergab und von verschiedenen Farben ist, als: weiß, grau, gelblich und zuweilen auch von rosenrothen Adern durchschnitten. Da er nicht sehr hart ist, so lassen sich aus diesem Umstande die zahllosen Skulpturen erklären, welche man an jenen Tempeln sieht. Die größten und meisten Steinbrüche finden sich in dem Theil der Gebirgskette, der dem Flusse zunächst liegt, besonders in der Nähe von Silsilis. Der nördlichste Bezirk, der sich flußabwärts über Luxor hinaus erstreckt, besteht aus Gebirgen von Kalksteinen, aus denen man das Material zu den Pyramiden nahm. Diese Gebirge werden von vielen von Osten nach Westen ziehenden Thälern durchschnitten, die sich bis ans rothe Meer ausdehnen; einige laufen in weite Ebenen aus, während andere sich zu engen Schluchten zusammenziehen. Die alte Karawanenstraße von Keft (Coptos) nach Berenice läßt sich noch genau nach den vorhandenen Ruinen und alten Gebäuden verfolgen. Es ist um so mehr zu bedauern, daß diese Straße der Aufmerksamkeit der Kommission entging, als alle Nachrichten darin übereinstimmen, daß das rothe Meer nördlich von Berenice und Kosseir am schwierigsten für die Schifffahrt ist. Man glaubte vielleicht, die alte Straße von Berenice nach Keft führe durch eine Wüste, allein die alten Geographen unterrichten uns, daß sich in mehreren der Thäler Wasser fand, und Strabo sagt, daß Ptolomäus Philadelphus längs der ganzen Straße an den Stationen habe Brunnen graben und Cisternen für Regenwasser anlegen lassen; ferner fügt er ausdrücklich bei, daß die Karawanen, welche diese Straße zogen, niemals Mangel an Wasser gehabt hätten. Was Cailliaud von den Ruinen der Cisternen sagt, welche er sah, beweist deutlich, daß ihre Wiederherstellung nicht schwer seyn würde, und wirklich hat Mehemet Ali neuerlich erst Brunnen auf der Straße zwischen Kosseir und dem Nil graben lassen, welche Wasser in Ueberfluß geben.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 89. 30 März 1835.

Abenteuer eines englischen Offiziers in der brasilianischen Marine.*)

5. Aufenthalt bei den Indianern und unverhoffte Befreiung.

Die Sonne verschwand eben hinter dem Horizont der Ebene, und die düstern Wolken, welche ihre letzten Strahlen verhüllten, glühten in jenem dunkeln Goldglanz, der gewöhnlich auf ein nahendes Gewitter zu deuten pflegt, als unsre ermüdeten Rosse langsam eine kleine Anhöhe hinanstiegen, von der aus uns eine eben so öde und kahle Aussicht begrüßte, als wir bisher gehabt, mit einziger Ausnahme der Ufer des Colorado, die mit einigen verkrüppelten Weiden besetzt waren. Unweit derselben breitete sich eine Anzahl indianischer Hütten aus, um welche herum einige Schafe und Büffel, und eine kleine Heerde von Pferden weidete.

Während ich so die vor mir liegenden Gegenstände betrachtete, gab ein von Weibern und Kindern erhobenes, sehr unharmonisches Geschrei zu erkennen, daß man uns bereits gesehen habe; der ganze Schwarm lief uns entgegen und überließ sich einer ausschweifenden Freude, weil er mich als eine sichere Bürgschaft eines glücklichen Feldzugs betrachtete. Einige Erklärungen meines Begleiters verwandelten indeß diesen Jubel in Klagen und Zähnelnirschen. Glücklich zu preisen wäre ich gewesen, hätte der Schmerz dieser Wilden sich auf keine andere Weise ausgesprochen; allein kaum war mein Indianer vom Pferde gestiegen, um seine Hiobspost einigen alten Männern mitzutheilen, welche hinter dem vorausgelaufenen Schwarm zurückgeblieben waren, als auch schon Weiber und Kinder, alte schmutzige Hexen und junge Mädchen wie wüthend über mich herfielen, mir die Kleider vom Leibe rissen, mich hin und her stießen, und unbarmherzig auf mich losschlugen. Zu schwach, um wirksamen Widerstand leisten zu können, trug ich das Unvermeidliche mit Geduld, bis endlich eine der abscheulichsten unter den alten Furien mir ihren Geifer ins Gesicht spuckte; dieß war mehr als ich ertragen konnte; ich strengte daher meine letzten Kräfte an, um mir den Weg frei zu machen. Die Erbitterung des rohen Haufens war indeß so hoch gestiegen, daß ich seiner Wuth sicher als Opfer gefallen wäre, hätte mein Hüter nicht seine Donnerstimme erhoben, die eine so magische Wirkung auf meine Peiniger übte, daß sie mich augenblicklich in Ruhe ließen.

Während ich mir mit dem zerrissenen Aermel meiner Jacke das Gesicht abwischte, trat ein junges Weib aus der Menge auf mich zu, sprach einige mir unverständliche Worte und begann mit überraschender Freundlichkeit meine Kleider zu reinigen. Da ich jedoch vorzog dieß selbst zu thun, so hinkte ich dem Flusse zu, wo ich ihr jedoch auf ihr Bitten meine Bedeckung zum Waschen übergeben mußte, und statt derselben ein Stück rothes Tuch um die Hüften zu umwickeln und ein frisches Guanakofell erhielt, das ich über die Schultern warf. Ich konnte mir dieses veränderte Benehmen durchaus nicht erklären, und war schon geneigt es auf Rechnung des Indianers zu schreiben, der mir bei meiner Gefangennehmung das Leben gerettet hatte, als ich durch das junge Weib in meinen Betrachtungen unterbrochen wurde, das mich in seine Hütte führte, wo ich mein Pferdgeschirr bereits sorgfältig aufbewahrt fand. Kaum hatte ich mir es hier ein wenig bequem gemacht, als auch schon viele von denen, die mich früher so übel behandelt hatten, zu mir hereintraten, sich im Halbkreis um mich herum auf den Boden kauerten, und ganz vergnüglich zu schwatzen und zu lachen begannen. Das mir zunächst stehende Weib nahm mich sogar bei der Hand, streichelte mir die Wangen, und wiederholte die spanischen Worte bueno companeiro mehreremale, um mir ihre guten Gesinnungen zu bezeichnen.

Einer der alten Männer brachte jetzt ein frisch geschlachtetes Schaf herbei, dem man das Eingeweide herausnahm und es dann, ohne ihm das Fell abzuziehen, sammt der Wolle auf ein vor der Hütte angezündetes Feuer legte. Bald darauf, als es dunkel zu werden anfing, ließ man mich allein, und die junge Frau, die sich für mich interessirte, gesellte sich zu einer Gruppe, die um das röstende Schaf herumstand. Das Feuer loderte nicht in hellen Flammen auf, und der glühende Kohlenhaufe warf einen dunkelrothen Schein auf ein halbes Dutzend alter Weiber, die, Makbeths Hexen ähnlich, irgend etwas in einem eisernen Kessel umrührten. Dieser Anblick, den ich zu einer andern Zeit wohl kaum beachtet hätte, regte mich in meiner jetzigen Lage zu düstern Betrachtungen auf, die, durch ein gräßliches Geheul von Weibern in einer benachbarten Hütte, das wahrscheinlich den erschlagenen Gatten und Verwandten galt, eine noch ernstere Stimmung erzeugten. Beunruhigt wie ich war, sprang ich

*) Ausland von d. Jahr Nro. 71 u. ff.

auf um hinaus zu eilen, bemerkte aber ein vor der Thür zum Trocknen aufgespanntes Fell nicht, und stürzte darüber hin auf den Boden. Mein Fall erregte die Aufmerksamkeit der um das Feuer Versammelten, die mich zu sich einluden und sehr freundlich aufnahmen. Das durch mich unterbrochene Gespräch, während dessen ich den Namen Pincheiro sehr oft nennen hörte, wurde bald wieder aufgenommen, jedoch zuweilen von den ab- und zugehenden alten Männern unterbrochen, die irgend jemand zu erwarten schienen. Der Himmel hatte sich indeß dicht umzogen, es war nach und nach so dunkel geworden, daß man nicht mehr in die Ferne sehen konnte, und kaum saß ich einige Minuten, so verkündete auch schon ein ferner Donner den Ausbruch des Gewitters, das der Sonnenuntergang am Abend hatte vermuthen lassen. Bald wurde die Dunkelheit von einzelnen Blitzstrahlen erhellt, große Regentropfen fielen herab, die Weiber rissen das Schaf aus dem Feuer und flüchteten in die Hütte, als mehrere Stimmen hinter uns laut wurden, und ich, mich umwendend, den Urheber all meines Ungemachs vom Pferde steigen sah, den ich vermißt hatte, seit er mich aus den Händen meiner weiblichen Peiniger befreite. Er war von den alten Männern umgeben, in deren Gefolge er auf mich zuschritt, und mit großem Nachdruck einige ernste Worte sprach, auf welche sogleich aller Augen auf mich gerichtet waren. Dann ergriffen mich zwei von den Weibern bei den Armen, zogen mich mit unwiderstehlicher Gewalt zu einer von den übrigen entfernt stehenden Hütte, wo sie einen Haufen stinkender Felle in einem Winkel wegräumten, und die Eine leise, wie ich glaubte, mit der Andern sprach. Kaum hatte sie aber geendet, so hörte ich mich von einer weiblichen Stimme auf Spanisch anreden und mir zuflüstern, daß meine Sicherheit erheische, mich zu verbergen. Ich mußte mich also niederlegen, um mich zudecken zu lassen, wobei ich von der Last, die man auf mich warf, und von dem abscheulichen Gestank fast erstickt wurde.

In dieser furchtbaren Ungewißheit meines Schicksals hielt ich den Athem an, hörte aber nichts als furchtbare Donnerschläge, und wenn diese vorüber waren, das ängstliche Klopfen meines Herzens. Unter dem Geräusch, welches der auf die Häute der Hütte strömende Regen verursachte, vernahm ich bald den schweren Tritt vieler Pferde und die tobenden Stimmen einer Menge Menschen, die in indianischer Mundart mit einander sprachen. Das Geräusch entfernte sich immer mehr, und bald war nur noch ein fernes Summen zwischen den Donnerschlägen hörbar. Um besser hören zu können, machte ich mir den Kopf frei, und sah mich nach dem weiblichen Wesen um, das mich Spanisch angeredet hatte. Es war indeß zu dunkel um etwas unterscheiden zu können; doch plötzlich erhellte ein furchtbares Wetterleuchten den Raum, und ich erblickte zwei Personen an der Thüre der Hütte. Da die Kleidung beider Geschlechter sich bei den Indianern so ähnlich sieht, und es nach dem Blitz nur um so dunkler wurde, konnte ich nicht unterscheiden ob es Männer oder Weiber waren. Gern hätte ich mich wieder unter den Fellen verborgen, durfte es aber nicht wagen, aus Furcht durch irgend ein Geräusch mich zu verrathen.

(Schluß folgt.)

Ueber den Kanal der Pyrenäen.

(Schluß.)

Schon Ludwig XIV oder vielmehr Colbert hatte den großen Gedanken gefaßt, beide Meere durch einen Kanal zu verbinden, und dadurch sowohl für Franzosen, als für Angehörige anderer Nationen die schwierige und gefahrvolle Fahrt durch die Meerenge von Gibraltar zu umgehen. Diese Idee bringt Louis Galabert in seiner neuesten Schrift wieder in Anregung. Die Ausbeutung der 5—600 Minen, welche sich in den Pyrenäen befinden, so wie der Marmor- und Schieferbrüche, und des Bauholzes, die Kanalisirung eines Landstrichs von 80 Stunden Länge, der erleichterte und wohlfeilere Transport von Getreide, Wein und Branntwein aus Gegenden, die hieran Ueberfluß haben, nach solchen, welche daran Mangel leiden, die Erhöhung des Werthes des Grundeigenthums, und somit auch der Staatseinkünfte: dieß sind die Vortheile, welche unbestreitbar aus dieser Unternehmung hervorgehen werden, abgesehen von denjenigen, welche die Verbindung des atlantischen Meeres mit dem mittelländischen nach sich ziehen würde.

Etwaige Zweifel über die Möglichkeit der Ausführung können durch folgende zuverlässige Notizen widerlegt werden.

Nach der von der Administration der Douanen bekannt gemachten jährlichen Uebersicht der Aus- und Einfuhr ward der Küstenhandel von einem Meer nach dem andern in den Jahren 1825, 1826, 1827 durch Schiffe bewerkstelligt, deren mittlere Tragfähigkeit etwa 120 Tonnen betrug; sie war sonach geringer als die Tragfähigkeit solcher Schiffe, welche sich auf dem Pyrenäenkanale bewegen könnten.

Für die Schifffahrt mit dem Auslande war die Tragfähigkeit der französischen Fahrzeuge im Jahre 1827 im Durchschnitte 75 Tonnen, und für die innere Schifffahrt 22 Tonnen. Berigny, in seiner Denkschrift über die Schifffahrt von Havre nach Paris, weist nach, daß der Haupttransport auf Schiffen von 50 bis 100 Tonnen geschieht. Sowohl zu Havre als zu Rouen treffen jährlich mehr als 700 Schiffe von 70 Tonnen ein.

Von den 17,365 Schiffen, welche jährlich in den Hafen von London einlaufen, machen diejenigen zwischen 10 bis 100 Tonnen vier Fünftheile aus. Es verdient bemerkt zu werden, daß die Caravellen, mit welchen Columbus sich in die unbekannten Meere des Westens wagte, kaum Schiffe von 50 Tonnen waren.

Seit einiger Zeit beschäftigt man sich mit zwei Entwürfen, die als groß und ruhmvoll betrachtet werden, 1) die Ausgrabung eines Kanals, der das Mittelmeer mit dem rothen Meere verbindet, 2) die Verbindung des atlantischen Meeres über den Isthmus von Panama mit dem großen Weltmeer.

Das rothe Meer, seicht und voll Klippen, und von den öden Küsten Nubiens, Abyssiniens und Arabiens eingegränzt, vermöchte nur einen sehr beschränkten Handel zu nähren, denn um zu produciren und abzusetzen, um zu empfangen und zu geben, bedarf es der Künste, der Reichthümer, des Luxus. Wenn der Kanal von Suez daher je existirt hat, so diente er mehr dem Ehrgeize der Eroberer, als den Bedürfnissen der Völker und dem Küstenhandel zwischen dem rothen und dem Mittelmeer.

Angenommen, die Verbindung zwischen dem atlantischen und dem großen Weltmeer über den Isthmus von Panama wäre ausführbar, so würde sie durch ein dem Aequator benachbartes Land gehen, das unerträgliche Hitze und unausgesetzte Regengüsse zu einem der ungesundesten der Erde machen. Mit Ausnahme von Panama bieten die Küsten der beiden Meere nichts als öde Steppen dar. Nach allen Richtungen findet man nur auf unermeßliche Entfernungen einige Städte und schwach bevölkerte Flecken und äußerst wenig angebautes Land, dessen spärliche Erzeugnisse den Handel nicht zu beleben vermöchten.

Unter gewissen Umständen würde mittelst des Kanals von Panama für solche Schiffe, welche nach Chili, Peru und die westlichen Küsten von Mexiko segeln wollen, die gefahrvolle Umschiffung des Kaps Horn vermieden. Aber für welche Völker könnte diese Schifffahrt Vortheile gewähren? Es ist kaum anzunehmen, daß die Europäer und die Amerikaner der Vereinigten Staaten jenen Weg einschlagen würden, da die Windstille, welche in jenen Meeren herrscht, die Schifffahrt so äußerst beschwerlich und langsam macht. Die gewähnte Wichtigkeit des Kanals von Panama verliert daher durch nähere Beleuchtung sehr an ihrem Werthe.

Ganz anders verhält es sich mit einem Kanal, der zwischen dem 43sten und 44sten Breitegrade angelegt würde. Hier hätte man nie das Gefrieren zu befürchten, wodurch die Schifffahrt auf den Kanälen Englands und des Nordens mehrere Monate des Jahres unterbrochen wird. Dieser Kanal würde einerseits durch den Adour bis Bayonne, andererseits durch den Kanal von Languedoc bis Agde reichen. Von Toulouse bis zum atlantischen Meer würde er 6 bis 8 Fabrikstädte berühren, und zur Entwicklung derselben nicht wenig beitragen.

Der Kanal der Pyrenäen, inmitten eines von 60 Millionen Einwohnern bevölkerten Landes (Italien, Spanien, Frankreich) zwischen den zwei befahrensten Meeren Europa's bietet Vortheile dar, die sowohl von den gesetzgebenden Kammern, als von den Handelskammern von Marseille, Montpellier und Bayonne vollkommen anerkannt worden sind. Die Handelskammer von Toulouse schloß ihren Bericht über die Denkschrift Galaberts mit den Worten: „Weit entfernt, irgend eine Angabe des Verfassers übertrieben gefunden zu haben, müssen wir eingestehen, daß derselbe sogar hie und da unter der Wahrheit geblieben ist.“

Tannan und Mergui.*)

Tannan und Mergui bilden einen Theil der nach Beendigung des letzten Krieges mit den Birmanen an die Engländer abgetretenen Provinzen,**) deren Bevölkerung seitdem einen bedeutenden Zuwachs an Birmanen und Chinesen gewonnen hat, welche die Vortheile einer geregelten Regierung zu genießen wünschen. Unglücklicherweise ist aber das abgetretene Gebiet durch keine einzige Anlage von Befestigungen geschützt, und der Tyrann mit den „goldenen Füßen“ kann ungehindert über den Fluß gehen, der die Gränze bildet, die schwachen Besatzungen verjagen und diejenigen ermorden lassen, die sich seiner Herrschaft entzogen, um sich unter britischen Schutz zu begeben.

*) Aus den von Kapitän Low der königl. asiatischen Gesellschaft mitgetheilten Berichten.

**) Siehe den Artikel: Die Tenasserim-Provinzen; Ausland von diesem Jahre Nr. 2.

Kapitän Low sagt, daß die Bewohner dieser Provinzen, der Sitte der Hindus und der Siamesen entgegen, welche jede Bekleidung unterhalb des Gürtels für unnütz und beschwerlich halten, vielmehr große Liebhaber von reichen, kostspieligen Kleidern sind. Sie haben großes Wohlgefallen an Putz und Schmuck, allein ihre Juwelenarbeiten stehen weit hinter denen der übrigen Länder des Orients zurück. Den Frauen ist viele persönliche Freiheit gestattet, und sie behängen sich deßhalb auch nicht mit so schweren Hals-, Arm- und Fußbändern als die indischen Damen. Seide ist ihre Lieblingstracht, doch werden auch viele feine Baumwollenzeuge und Musseline verbraucht. Die seidene Kleidung wird niemals gewaschen, sondern so lange getragen, bis sie in Lumpen um den Leib hängt. In Karean-Tuch kleiden sich nur die niedern Klassen; es ist sehr schmal und selten über einen Fuß breit. Die Männer tragen während der Regenzeit Regenschirmhüte, die oft 4½ Fuß im Durchmesser halten. Da sie sehr leicht sind, so müssen sie bei heftigem Winde wohl in Acht genommen werden. Die höhern Beamten bedienen sich vergoldeter oder lackirter lederner Kappen; alle Stände tragen Sandalen, die man ablegt, wenn man in das Haus eines angesehenen Mannes tritt.

Die Tenasserims tättowiren sich gleich den Birmanen von Ava und den Laos; die Siamesen halten dagegen diesen Gebrauch für barbarisch, und zwar wahrscheinlich nur deßhalb, weil er bei ihren alten Feinden Sitte ist. Das Tättowiren der Arme gilt als Zeichen des Eintritts in das Alter der Mannbarkeit; die sehr schmerzhafte Operation wird mit einem goldenen Griffel vollzogen, und als färbender Stoffe bedient man sich des Lampenrußes und des Zinnobers. Der erstere wird bereitet indem man Sesamöl unter einem alten Topf anzündet, dessen sich ein Priester bediente, um seine tägliche Speise einzusammeln. Werden Zaubercharaktere tättowirt, um sich unverletzlich zu machen, so geschieht dieß im Theln oder dem Platze der Götzenbilder.*)

Obschon unter dem drückendsten Despotismus lebend, sind die niedern Klassen doch bieder, gastfrei und von offenem Benehmen, und die Kinder lieben und ehren ihre Eltern. Ihre Begrüßungsweise ist sehr seltsam: statt sich zu küssen legt einer die Nase an die Wange des Andern und zieht den Athem stark an sich. Diese merkwürdige unter allen indochinesischen Nationen (bei den Malayen, Chinesen und den Inselbewohnern des indischen Archipels) gebräuchliche Sitte scheint, wie Kapitän Low meint, auf eine frühere innige Verbindung zwischen Stämmen zu deuten, welche sich gegenwärtig scharf von einander absondern.**)

Die Heirathen sind bei den Birmanen nichts als bürgerliche Verträge, und die dabei stattfindenden Ceremonien sehr einfach. Ein Festmal findet jedoch hier, so wie bei Abschluß jedes wichtigen Geschäftes, statt. Die Ehescheidung ist keinen Schwierigkeiten unterworfen, doch herrscht deßhalb keine Sittenlosigkeit, wie man wohl vermuthen könnte.

Die Birmanen und Peguaner verbrennen gewöhnlich ihre Todten, und nur jene, welche unter einem Alter von 15 Jahren sterben, werden begraben. Stirbt ein Weib im Kindbette, so wird der Leichnam am Ufer eines Flusses verbrannt, deßhalb pflegen auch die Frauen, wenn sie sich zanken, einander zuzurufen: „Möchtest du doch an den Ufern eines Flusses verbrannt werden.“ Der Leichnam eines Hohenpriesters, der bald nach seiner Gefangenschaft zu Martaban starb, wurde unter außerordentlichen Feierlichkeiten verbrannt; man zündete den Scheiterhaufen mit Raketen an, und verbrauchte so viel Oel, daß der stark mit Moos bedeckte Boden noch mehrere Wochen lang fortbrannte. Schach- und andere Brettspiele sind, nebst dem Ballonspiel, die Lieblingsunterhaltung des Volks. Der Ballon ist von Weidenruthen geflochten, und wird von Männern in die Luft geschlagen, die einen Kreis von 12 bis

*) Die barbarische Sitte, sich zur Zeit der Trauer um einen Verstorbenen Einschnitte in das Fleisch zu machen, oder Charaktere auf den Körper zu tättowiren, scheint auch im westlichen Asien herrschend gewesen zu seyn, wurde aber von Moses verboten, denn es heißt III. Buch Moses 19: „Ihr sollt kein Maal um eines Todten willen an eurem Leibe reißen, noch Buchstaben in euch setzen, denn ich bin der Herr!“

**) Auch unter den Hebräern finden sich Spuren dieser Sitte, denn als Isaak seinen Sohn Jakob segnete, heißt es I. Buch Moses 27: „Da roch er den Geruch seiner Kleider und segnete ihn und sprach: Siehe der Geruch meines Sohnes ist wie ein Geruch des Feldes das der Herr gesegnet hat.“

15 Schritten im Durchmesser bilden. Faust- und Ringkämpfe werden bei allen festlichen Gelegenheiten zum Besten gegeben, wobei jeder Kämpfer nur eine gewisse Anzahl Gänge machen darf. Auch Hahnengefechte sind gebräuchlich, und was das Sonderbarste ist, man unterhält sogar Fische, die man mit einander kämpfen läßt. Diese Fische, welche von den Siamesen Plakat genannt werden, sind klein und leben nur in frischem Wasser. Man bewahrt sie einzeln in Krügen auf, und wenn der Kampf beginnt, wirft jeder seinen Fisch in ein Bassin, wo sie sogleich wüthend über einander herfallen. Die Eigenthümer und Zuschauer machen bei solchen Gelegenheiten bedeutende Wetten. Büffelgefechte werden ebenfalls gelegentlich veranstaltet. Man treibt die Thiere paarweise in einem vom Volke gebildeten Kreise gegen einander; auf jedem sitzt ein Reiter, der geschickt herabzuspringen weiß, wenn das Thier des Gegners ihn mit einem Seitenangriffe bedroht. Nur selten läßt sich ein Büffel nach dem zweiten oder dritten Gange nochmals zum Angriffe bewegen, und da sie, wenn man dieß versucht, gewöhnlich durch das Volk brechen, so werden Viele verwundet.

Eine andere Belustigung besteht darin, daß man Vorübergehende mit Wasser bespritzt, und es sind besonders die Frauen, welche Gefallen an dieser Unterhaltung finden.

Die Vornehmen unter den Birmanen lieben das Gepränge in hohem Grade; die Erlaubniß, seidene Sonnenschirme zu tragen, ist ein Vorrecht der hohen Würdenträger. Weißseidener Sonnenschirme darf nur allein der König sich bedienen, und es sind ihm deren bei feierlichen Aufzügen sieben gestattet, von denen einer größer als die übrigen ist, und Kyein, „der Staatsschirm von sieben Stäben,“ genannt wird. Ein anderes Abzeichen der höchsten Gewalt ist der Bosthigi, oder die königliche Trommel, deren keine andere Person sich unter Strafe des Hochverraths bedienen darf. Trommeln und Schirme sind, je nach dem Range des Eigenthümers, genau von einander verschieden.

Die neue Strafse nach Ostindien.

2. Weg über Aegypten.

(Fortsetzung.)

Der nächste zu einer Station in Vorschlag gebrachte Platz ist Kosseir, das alte Myos Hormus, das ungefähr zweihundert Meilen nördlich von Berenice liegt, und vor Anlage dieser Stadt der am häufigsten besuchte Hafen war. Der Hafen von Kosseir ist zwar nicht eben besonders gut geschützt, indeß ist doch, wie Major Head sagt, noch ein innerer durch Korallenriffe und kleine Inseln gebildeter Kanal im rothen Meere vorhanden, durch den man Kosseir zu jeder Jahreszeit ohne Schwierigkeit erreichen kann. Von Kosseir aus sind vier Wege im Vorschlage: erstens nach Kenneh am Nil; zweitens nach Kairo; drittens die fortgesetzte Fahrt durch den Golf von Suez, und endlich viertens durch den Golf von Akaba. Die Entfernung von Kosseir nach Kenneh beträgt ungefähr 100 Meilen. Die Straße soll so ziemlich für Wagen fahrbar seyn; sie besteht aus festem Kies, der sich zwischen Kalk- und Sandsteinhügeln hinzieht, und nur an einigen gar zu engen Stellen wäre einige Nachhülfe erforderlich. Mangel an Wasser ist, wie bereits erwähnt, nicht zu besorgen. Es sind Gründe vorhanden, zu vermuthen, daß man sich dieser Straße schon zu den Zeiten der Pharaonen bediente. Die auf den Mauern von Medinet Abu in Skulptur abgebildeten Seegefechte beweisen unwidersprechlich, daß die Aegyptier schon zur Zeit des Sesostris Flotten auf dem rothen Meere hatten, und da Kosseir der Theben zunächst gelegene nutzbare Hafen war, so wurde er natürlich der der kaiserlichen Stadt. War Berenice zu jener Zeit noch nicht bekannt, was sich jedoch bezweifeln ließe, so wäre Kosseir auch der nächste und beste Verbindungspunkt mit den Goldminen von Nubien in der Nähe von Berenice gewesen, von denen diese Stadt den Namen Panchrysos, oder der „ganz goldenen“ erhielt. Agatharchidas besuchte diese Minen unter der Regierung Ptolemäus IV, und sagt ausdrücklich, daß sie sich in der Nähe des Berges Alaky befanden, daß sie von den ersten Königen jener Länder entdeckt und schon seit geraumer Zeit ausgebeutet worden seyen. Näher an Kosseir, im Berge Zubara (24⅔ n. Br.), ungefähr 50 Meilen vom Meere, befanden sich die von Belzoni wieder aufgefundenen Smaragdgruben. Von Kosseir nach Kenneh führt eine sichere schon in den frühesten Zeiten benutzte Straße; gleiche Bewandniß hat es wahrscheinlich mit der Straße von Berenice nach Keft oder Keimeh. Beide müssen immer besuchter werden, wenn nur erst, wie es höchst wahrscheinlich ist, die Mineralschätze der Gebirge zwischen dem rothen Meere und dem Nil aufs Neue ausgebeutet werden. Eine Expedition zu Erforschung dieses Landes würde nichts von den Araberhorden zu befürchten haben, und gern würde der Pascha von Aegypten den größten Theil ihrer Kosten tragen, weil er gar wohl einsieht, wie sehr ihr Erfolg seinen Interessen förderlich seyn würde.

Wollte man dieser Straße die lange Schifffahrt den Nil abwärts zum Vorwurfe machen, so könnte man dieser durch Benutzung des Karawanenweges von Kosseir nach Kairo ausweichen; allein es läße sich vermuthen, daß die meisten Reisenden der Fahrt auf dem Flusse ihrer einleuchtenden Vortheile halber den Vorzug geben würden. Von Kosseir nach Suez ist eine Entfernung von 270 Meilen durch den schwierigsten Theil des rothen Meeres, auf dem die Fahrt zur Zeit des Nordwindes wohl kaum auszuführen seyn dürfte. Die Entfernung von Alexandria auf beiden Wegen ist fast dieselbe. Der Hafen von Suez liegt am Ende des Golfs; er ist 1½ Meilen von der Stadt entfernt und bietet sichere Ankerplätze auf schlammigem Grunde. Von Suez nach Kairo ist eine Entfernung von 92 Meilen, und es ist bereits der Antrag gemacht worden, den alten Kanal wieder zu eröffnen, oder eine Eisenbahn zwischen beiden Städten anzulegen. Indeß dürfte eine gute gewöhnliche Fahrstraße von Kosseir nach Kenneh vielleicht den tausendsten Theil einer Eisenbahn kosten und doppelt nützlicher seyn. Erachtete man einen Kanal als nöthig, so würde es besser seyn, ihn zwischen Suez und dem See Menzaleh anzulegen. Man würde hier, wie Kapitän Chesney meint, keine Schwierigkeiten finden, und könnte ihn für Schiffe bis zu 600 Tonnen einrichten. Der See Menzaleh nimmt ungefähr 1½ Meilen von Damiette seinen Anfang; er bildet ein unregelmäßiges Parallelogramm, und dehnt sich in der Länge nahe an 45 Meilen von Ostsüdost nach Westnordwest, und 11 bis 12 Meilen von Nordost nach Südwest in der Breite aus. Der Grund besteht aus Schlamm und Sand mit Schilf bedeckt; er ist ganz eben, so zwar, daß der Wasserstand, der, ausgenommen da, wo das Meer eintritt, selten über vier Fuß steigt, an den tiefsten Stellen nicht mehr als 6 bis 8 Zoll abweicht. Der ganze See ist mit vielen kleinen mit Gras bedeckten Inseln übersäet, zwischen denen Fischerboote ohne alles Hinderniß umherfahren und den sehr ergiebigen Fang betreiben können. Die größern dieser Fahrzeuge, welche so gebaut sind, daß sie nicht tief im Wasser gehen, tragen mehr als 20, die kleinern aber nur 8 oder 10 Tonnen. Ist der Wind für das Aufspannen von Segeln nicht günstig, so werden sie mit Ruderstangen, die man gegen den Grund anstemmt, fortbewegt. Die Fischer leben in den Städten am südlichen und östlichen Ufer des Sees, nämlich zu Menzaleh am Kanal von Mansura, eine Stunde vom See; zu Matarieh am See selbst gelegen; zu Saan, zwei Stunden von demselben entfernt, und endlich zu Tineh, einem von den Franzosen ungefähr 200 Schritte vom östlichen Ende des Sees angelegten Dorfe, das jedoch durch einen schmalen Kanal mit demselben verbunden ist.

Tineh (das alte Pelusium) liegt dem Meere zu, und hat den Vortheil, daß man bei guter Witterung in geringer Entfernung vom Ufer vor Anker gehen kann. Die Franzosen bahnten hier, als ihre Armee nach Syrien zog, einen Weg, auf dem sie vom See aus nach der Tineh gegenüber liegenden Meeresküste kommen konnten, ohne den englischen Schiffen ausgesetzt zu seyn. Dieser Weg ist jetzt geschlossen, würde er aber wieder geöffnet, so hätte man mittelst desselben die bequemste und kürzeste Straße nach Suez, das man durch die Wüste von Tineh aus in zwei und einem halben Tage erreichen kann.

Die letzte der in Vorschlag gebrachten Straßen führt durch den Golf von Akaba. Hier würde El Arisch oder Minocerum der Hafen seyn, der aber, wie Herr Bankes, der einzige unter den Anwesenden, der ihn besucht hatte, meinte, kaum brauchbar wäre. Da er indeß vor Zeiten ein bedeutender Handelsplatz war, so dürfte wohl erst eine nähere Untersuchung entscheiden, ob jenes Verdammungsurtheil gegründet ist oder nicht.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 90. 31 März 1835.

Abenteuer eines englischen Offiziers in der brasilianischen Marine.

5. Aufenthalt bei den Indianern und unverhoffte Befreiung.

(Schluß.)

Aengstlich hielt ich mich in der einmal angenommenen Lage, als ich beim Leuchten eines neuen Blitzstrahles eine breite Klinge blitzen und die beiden Personen, augenscheinlich Männer, außerhalb stehen und sehr angelegentlich mit einander sprechen sah. Eiskalt überlief es mich bei dem Gedanken, daß dieß Leute von der mir feindlichen Partei seyn könnten, die hinter dem Rücken meiner Freunde meinen Versteck ausgewittert hätten, und nun gekommen wären mich zu ermorden. Um ihre Bewegungen genau zu beobachten, kroch ich leise unter den Fellen hervor, konnte aber bei dieser Gelegenheit ein Geräusch nicht vermeiden: die Wilden stürzten herein, in Todesangst wagte ich einen Sprung, konnte aber den Ausgang nicht finden. Kalter Schweiß stand mir vor der Stirn und kaum konnte ich athmen, als ich mich plötzlich von einer Hand ergriffen fühlte. Neues Leben kehrte indeß in meine Brust zurück, als ich die Stimme der Spanierin hörte, die mir freundlich zusprach, mich nicht zu fürchten, denn es werde mir nichts Uebles widerfahren. Einer der Männer die mich so in Schrecken gesetzt hatten, setzte sich jetzt neben mich und sagte mit sanftem Tone: „Kum an i, amigo?" *) Der andere schnitt indeß Stücke von dem in der Hütte vorhandenen Pferdefleisch los, worauf er uns verließ; und nun war auch die Bestimmung des mir so fürchterlichen Messers zu meiner völligen Beruhigung erklärt. Die Spanierin wechselte jetzt einige Worte mit dem zurück gebliebenen Indianer, und fragte mich dann, ob ich nicht auf meiner Reise durch die Pampas einen jungen Indianer aus den Händen seiner Feinde befreit habe, wobei sie die dem Leser bereits bekannten Umstände anführte. Ich bejahte und war eben im Begriff, um weitere Erklärung zu bitten, als der Indianer mich umarmte und einen Ausruf hören ließ, dessen Bedeutung ich mir nicht erklären konnte. Die Spanierin löste jedoch meine Zweifel durch die Erklärung, daß der Mann, der mich in seinen Armen halte, eben jener Indianer sey, ohne dessen Dazwischenkunft ich wahrscheinlich bei meiner Gefangennehmung schon das Leben verloren haben würde.

So sehr mich die Dankbarkeit des Wilden erfreute, so konnte ich doch mein Befremden darüber nicht unterdrücken, daß er mich, statt mich auf der Stelle frei und meinen Weg fortsetzen zu lassen, zu einer so angstvollen und beschwerlichen Reise gezwungen hatte, und ziemlich aufgeregt fragte ich, ob ich vielleicht zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt sey.

„Beunruhige Dich nicht," war die Antwort," binnen zwei Stunden bist Du auf dem Weg nach Buenos-Ayres, und ich werde Dich begleiten."

„Wirklich!" rief ich jubelnd und so laut aus, daß mir die Spanierin die Hand auf den Mund legte und mich bat, leiser zu reden, weil ein starker Indianerhaufen, der zu Pincheiro stoßen wollte, Halt gemacht habe um sich zu erfrischen, und würde ich von ihnen, die noch wüthend über den in der Schlacht erlittenen Verlust seyen, entdeckt, so könne nichts in der Welt mich vor ihrem Grimme schützen.

Ueber die Ursache, warum mein Befreier mich als Gefangenen zurückbehalten hatte, erfuhr ich Folgendes: Der Indianer, der mich einholte und fing, war von Pincheiro abgeschickt worden, um einen Kaziken, der mit einer starken Streitmacht von Chili her zu ihm stoßen sollte, von seiner Niederlage zu unterrichten, und ihm den Platz der Zusammenkunft anzuzeigen. Als Yamalucho, dieß ist der Name meines großmüthigen Freundes, an uns vorüber kam, eilte er eben um Pincheiro zu Hülfe zu kommen, der seine Leute wieder gesammelt hatte, und erinnerte sich, als er mich erblickte, sogleich meiner Gesichtszüge. Gern hätte er mich auf der Stelle in Freiheit gesetzt, dieß durfte er aber ohne Genehmigung des obersten Kaziken nicht wagen, und so hielt er es denn für das Beste, mich vorläufig in Sicherheit bringen zu lassen, bis er Pincheiros Einwilligung zu meiner Freilassung erhalten haben würde. Unglücklicherweise hatte aber einer seiner Begleiter meine Geschichte Andern mitgetheilt, und so kam sie auch zu den Ohren des Indianers, mit dem ich in dem Engpasse zusammengetroffen war, und dieser verlangte, daß ich ihm als Sühnopfer für den Tod seines Kameraden ausgeliefert werde. Dieß gab indeß weder Pincheiro noch die meisten seines Stammes

*) Kum an i heißt in der Sprache der Indianer so viel als: „Wie befindest Du Dich?" wobei sie dann, wenn sie einen Christen anreden, das spanische Wort amigo beizufügen pflegen.

zu, und da der Wilde gedroht hatte, mich zu ermorden wo er mich finden würde, so versteckte man mich, um mich seiner Wuth zu entziehen. „Und nun," schloß meine Dolmetscherin, „werden wir, sobald der Kazike mit seinen Leuten fort ist, unsere Pferde besteigen und so schnell als möglich auf dem kürzesten Wege nach Buenos-Ayres eilen.

Die Spanierin entfernte sich nach diesen Worten, um, wie sie sagte, unsre Abreise zu betreiben. Als sie fort war, schlich ich mich an die Thür, um zu sehen was draußen vorging; das Gewitter hatte sich verzogen und die Sterne glänzten wieder hell und freundlich an dem reinen Himmel. Zu meinem größten Vergnügen sah ich von meinem Versteck aus, wie die fremden Indianer ihre Pferde zäumten und nach und nach in Abtheilungen von etwa einem Dutzend Mann abzogen. Als alle fort waren, kam die junge Indianerin, die mir so viele Aufmerksamkeit bewiesen hatte, um mich in eine Hütte abzuholen, wo ich mehrere Indianer um ein Feuer versammelt fand. Einer von ihnen rückte sogleich weg, um mir Platz zu machen, und jetzt, wo sein Gesicht nicht mehr durch die abscheuliche Malerei entstellt war, erkannte ich die Züge meines Freundes Yamalucho. Wir waren beide eben bemüht, uns unsre gegenseitige Dankbarkeit durch Zeichen auszudrücken, als ich durch den Eintritt einer Dame in spanischer Kleidung überrascht wurde, die ihre Mantille so über den Kopf gezogen hatte, daß nur das eine Auge sichtbar war. Aus der Bitte, die sie an mich richtete, etwas zu essen, erkannte ich bald die Stimme meiner Dolmetscherin, und da ich seit vierundzwanzig Stunden nichts zu mir genommen hatte, ließ ich dem mir vorgesetzten Schöpsenfleisch sein Recht widerfahren. Die geheimnißvolle Fremde setzte sich mir gegenüber, und ich sah nun, als sie ihre Mantilla zurückschlug, ein interessantes aber blasses Gesicht, aus dessen Zügen die Spuren einer überstandenen Krankheit oder Kummer, vielleicht auch beides sich erkennen ließ. Sie mochte zwischen 20 und 25 Jahre alt seyn, sah aber wie eine Dreißigerin aus; während des Essens blickte sie mich scharf an, und als ich fertig war, fragte sie, was ich für ein Landsmann sey. „Ein Engländer in brasilischen Diensten," war meine Antwort, wobei ich in der Kürze erzählte, wie ich zu Del Carmen gefangen worden sey. Die Indianer konnten, als ihnen meine Begebenheiten mitgetheilt worden waren, ihre Verwunderung nicht verbergen, daß ich, als Kriegsgefangener, für meine Feinde hatte fechten können; sie fragten ob ich gezwungen worden sey, und wollten mir durchaus nicht glauben, als ich mit Nein antwortete.

Man brachte mir jetzt meine vollkommen getrockneten Kleider und ich eilte nun nach meinem frühern Versteck zurück, um mich anzuziehen. Als ich meine Taschen durchsuchte, fand ich Alles wieder, bis auf die Cigarrenbüchse, die mir mein Begleiter während des Schlafs genommen hatte. Das Einzige von einigem Werth, was ich bei mir hatte, war ein aus einem Armadillschweif verfertigtes und mit Silber beschlagenes Feuerzeug; dieß gab ich meinem Freund Yamalucho zum Andenken, und nannte ihm zugleich den Namen eines Mannes in Buenos-Ayres, bei dem er, wenn er je dahin käme, einen werthvollen Beweis meiner Erkenntlichkeit finden würde. Als Gegengeschenk bot er mir das Guanacofell und wurde sehr unwillig, als ich es nicht annehmen wollte. Unser freundschaftlicher Streit war eben ausgeglichen, als die Spanierin, in einen weiten Poncho gewickelt, mit der Meldung eintrat, daß die Pferde bereit stünden. Wir stiegen auf und jagten, unsre Pferde zusammengekoppelt, eine ziemliche Strecke weit fort, um vor jeder etwaigen Verfolgung sicher zu seyn. Meine schöne Gefährtin war eine treffliche Reiterin, und obschon sie ein ziemlich muthiges Thier ritt, so saß sie doch nach Damenart im Sattel, eine Sicherheit, die um so bewundernswerther war, als sie noch sehr leidend zu seyn schien.

Unter tiefem Schweigen waren wir bereits einige Stunden weit geritten; ich hielt es daher für zeitgemäß ein Gespräch anzuknüpfen, um wo möglich zu erfahren, wer meine schöne Gefährtin eigentlich sey. Ich fragte sie also, ob es schon lange her sey, daß sie das Unglück gehabt habe, von den Indianern gefangen zu werden. „Mehrere Jahre," antwortete sie kurz, und fügte zugleich die ernste Bitte bei, sie während der ganzen Reise nicht mehr über diesen Gegenstand zu fragen, der ihr höchst unangenehm sey. Obschon ich nicht begreifen konnte, warum sie diese Begebenheit mit so tiefem Geheimniß umschleiere, so wollte ich doch nicht unbescheiden seyn, und bemühte mich ihre düstre Laune durch eine Erzählung des letzten Gefechts zu zerstreuen. Als unsre Pferde müde waren, bestiegen wir zwei andere, die ich an einem Laso mit mir führte, und war es, von dem schnellen Ritt sehr ermüdet, wohl zufrieden, als meine Gefährtin mir bei Sonnenaufgang den Vorschlag machte, ein Paar Stunden zu rasten. So weit das Auge reichte, war nichts als langes Gras zu erblicken. Wir fesselten unsern Pferden die Vorderfüße, legten uns, in unsre Felle gewickelt, den Sattel als Kopfkissen untergeschoben, auf den Boden nieder, und in weniger als einer Minute war ich in einen tiefen Schlaf gesunken, aus dem ich wohl so bald nicht erwacht wäre, hätte mich meine Gefährtin nicht geweckt.

Mein erstes Gefühl beim Erwachen war ein brennender Durst, der mich um so mehr beunruhigte, als ich weit und breit kein Wasser sah. Kaum hatte ich aber meiner schönen Gefährtin mein Leid geklagt, als sie mir auch schon ein großes Horn mit köstlichem Getränke reichte, das ich in diesem Augenblick nicht gegen die Provinz Minas Geraes vertauscht hätte. Aus dem hohen Stande der Sonne ließ sich erkennen, daß wir gegen drei Stunden geschlafen haben mußten; die Ruhe hatte mir indeß wenig Vortheil gebracht, denn meine Glieder waren wie gerädert, und als ich mich mühsam aufraffte, um die Pferde zu satteln, bemerkte ich nur zu deutlich, daß keines von allen im Stande seyn werde, uns weit zu tragen. Da ich keinen Real in der Tasche hatte, um Postpferde zu nehmen, wenn wir die Landstraße erreichten, so theilte ich meine traurige Entdeckung meiner Gefährtin mit, die mich mit der Versicherung tröstete, sie werde für Alles sorgen. Als wir langsam weiter ritten, sagte sie, wir wären nicht weiter als zehn Leguas vom Camino real entfernt, und bat mich zur Belohnung für den mir geleisteten Dienst, niemand, wem wir auch auf der Straße begegnen möchten, zu sagen woher wir kämen, und wer ich sey.

„Gut," versetzte ich, „wenn man aber unsre Pässe fordert?"

— „Ich glaube nicht, daß dieß geschieht," entgegnete sie, „sollte es aber dennoch geschehen, so weiß ich wahrlich nicht was wir thun." — „Gesetzt nun, man fragt woher wir kommen," fuhr ich fort, „was soll ich sagen?" — „Sagt: von Mendoza," war die kurze Antwort, und nun ging es in der brennenden Sonnenhitze in einer Einöde weiter, die hie und da höchstens durch einen einzelnen Strauß belebt wurde. Als wir uns der Straße näherten, waren wir genöthigt einen Umweg zu machen, um einer ungeheuern Masse von Disteln und Stechginst auszuweichen, die von einem Pampeiro umgeworfen, auf dem Boden umherlag. Die erstern erreichen hier die Höhe von acht bis neun Fuß und bilden, wenn sie aufrecht stehen, einen undurchdringlichen Wald. Endlich erreichten wir die Straße, und erblickten zu meiner unaussprechlichen Freude eine Viertelstunde hinter uns ein Posthaus. Wir kehrten um, unsre durch einen Ritt von 90 (engl.) Meilen in 15 Stunden, von denen wir drei gerastet hatten, tödtlich ermüdeten Pferde strengten ihre letzten Kräfte an, und so hielten wir nach wenig Minuten vor der Thüre einer Estancia.

„Ihr scheint sehr ermattet, Cavallero," sagte der Herr des Hauses, als ich abstieg, zu mir und zu meiner Gefährtin, indem er einen Blick auf die dampfenden Pferde warf, „mit diesen Thieren da kommen sie nicht weiter, Señora." — „Allerdings brauchen wir frische," erwiderte diese, indem sie ihre Befehle wegen der unsrigen gab, die ich aber nicht mit anhörte, denn ich war bereits ins Haus getreten, und bat um einen Topf mit Milch. Da diese nicht zu haben war, trank ich Wasser, und warf mich dann auf eine Bank, unweit von einem Trupp Gauchos, die eine an einem langen eisernen Spieß steckende Lomo-de-Baca, oder Ochsenkeule, zerlegten. Einer von ihnen, dessen Hut mit vielfarbigen Bändern geziert, legte eben seine Guitarre bei Seite und aus seinem Gespräch, das mich mehr interessirte als ich anfangs geglaubt hatte, erfuhr ich, daß er aus der Ciudad (Buenos-Ayres) komme, wo er, nach der Gewohnheit dieser Leute, die Ersparniß von mehreren Monaten, vielleicht auch Jahren durchgebracht hatte.

„Und so wäre denn Alles verloren?" sagte einer der Gauchos. — „Alles, bis auf die Brick," erwiderte der Bebänderte, „und wäre ihr Befehlshaber nicht ein Mann gewesen, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, so wäre sie zertrümmert worden. „Valga mi Dios," fuhr er fort, „sie soll ganz in der Brandung begraben gewesen seyn, und jeden Augenblick glaubte man sie zerschellt zu sehen, bis sie endlich glücklich aus der Bucht herauskam."— „Und doch," bemerkte ein anderer, „gelang es dem braven Kapitän fast alle Mannschaft der übrigen gescheiterten Schiffe zu retten, und es wurden nur wenig Gefangene gemacht?"— „Nein, nicht viele," entgegnete der Erstere, aber unter den Offizieren, die lauter Engländer sind, befand sich der Befehlshaber des armamento el mesmo." — „Diese Brasilianer haben doch wahrlich viel Unglück! rief ein Dritter aus. Vor Kurzem erst wurde ihnen eine ihrer Eskadern zu del Carmen genommen, und jetzt schicken sie schon wieder eine andere. Ich wundere mich nur, wie die tapfern Engländer unter solcher Canalia dienen mögen."

Ich benutzte eine jetzt eintretende Pause, um zu fragen, wovon eigentlich die Rede sey, und erfuhr, daß man von einer Expedition von zwei Korvetten und drei Bricks spreche, die man nach dem Rio Negro geschickt habe, die aber von einem Sturm in die Bahia Blanco, eine nördlich gelegene kleine Bucht verschlagen worden sey. Hier angekommen war sie von einem heftigen Pampeiro, mit Ausnahme der erwähnten, von einem der geschicktesten Offiziere der brasilianischen Marine befehligten Brick, an die Klippen und an das Ufer geworfen worden.

Kaum hatte ich die gewünschte Auskunft erhalten, so kam auch schon der Wirth, um mich in ein kleines reinliches Zimmer zu führen, in welchem sich außer einem Tisch und einigen Stühlen auch ein Bett befand, von dem er mich Besitz zu nehmen ersuchte, bis er etwas zu essen herbeigeschafft haben würde. Die Señora halte ihre Siesta, und werde mich beim Speisen sehen. Er würde mir, wie er sagte, gern ein größeres Zimmer eingeräumt haben, allein es sey von ein paar Herrn, Engländern, so viel er höre, besetzt, die in einigen Stunden weiter reisen würden.

„Seyd Ihr gewiß, daß es Engländer sind?" fragte ich hastig. — „Ohne Zweifel, Señor." — „Nun so bitte ich Euch um Alles in der Welt, sagt es mir, wenn sie abreisen wollen, denn ich muß mit ihnen sprechen."

Der Wirth versprach es, und ich hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als mich zu reinigen und dann niederzulegen. In meinen süßesten Träumen wurde ich von einer jungen Muchacha gestört, die mir meldete, daß das Essen fertig sey. Ich fragte eilig, ob die Engländer noch da seyen, und man kann sich meinen Verdruß leicht denken, als ich erfuhr, sie wären schon seit länger als einer Stunde abgereist. Im Speisezimmer angelangt, fand ich meine Reisegefährtin im Gespräch mit dem Wirth, der uns eine spanische Olla-podrida vorsetzte. Nach der ersten Begrüßung fuhr ich rasch auf ihn zu und fragte, warum er mir die Abreise der Engländer nicht gemeldet habe, worauf er sich mit der Hand vor die Stirne schlug, und seine Vergeßlichkeit damit zu entschuldigen suchte, daß die Fremden beim Aufbruch so viel Lärm und Unruhe gemacht hätten, weil ihr Gepäck noch nicht angekommen sey, das sie nun in dem Hause erwarten wollten, wo sie die Nacht zuzubringen gedächten. „Uebrigens," fuhr er fort, „um von der Sache abzulenken, „habe ich der Señora gerathen, heute nicht abzureisen, da es Nacht wird, bevor Sie das nächste Posthaus erreichen, und die Straßen von den Indianern sehr unsicher gemacht werden; sie will es aber dennoch wagen."

„Haben Sie etwas dagegen?" sagte meine Gefährtin. — „Nicht das Geringste," war meine Antwort.

Bei diesen Worten ging der Wirth achselzuckend hinaus, wir aber setzten uns an den Tisch, und ließen es uns schmecken. Wer die Zeche bezahlen werde, kümmerte mich nicht, und ich wollte auch nicht fragen. Meine Reisegefährtin unterrichtete mich indeß, daß sie von dem Wirth vier Pferde für eine bedeutende Summe gekauft, und ihm aufgetragen habe, für die unsrigen zu sorgen, die sie in ein paar Tagen abholen lassen werde. Sie nahm jetzt ihr früheres zurückhaltendes Wesen wieder an, und alle meine Mühe ihr Vertrauen zu gewinnen blieb fruchtlos. Als wir gegessen hatten, setzten wir unsre Reise fort.

Die neue Strasse nach Ostindien.

2. Weg über Aegypten.

(Schluß.)

Von allen vorgeschlagenen Wegen möchte wohl der über Kosseir den Nil hinab der vorzüglichste seyn (wofern man Berenice, das noch nicht genau untersucht wurde, nicht als letzte Station wählt), wenn hier nicht die Gefahren der Pest zu berücksichtigen wären, denen man auf dem Wege durch den See Menzaleh oder über den schmalen Isthmus von Akaba nach Suez freilich nicht ausgesetzt ist. Es läßt sich indeß vermuthen, daß diese Gefahren sehr übertrieben worden sind, und daß man ihnen dadurch, daß man die für die Dampfschiffsahrt nöthigen Anlagen in einem besondern Stadtquartier oder selbst in einiger Entfernung von Alexandria anbringt, ebenfalls ausweichen könnte.

Der erste Vortheil, welchen der Weg über Kosseir bietet, ist der, daß er die meisten Reisenden herbeiziehen würde. Keine Gegend der Erde ist von so hohem und nie erlöschendem Interesse als das Nilthal; hier findet man die Hauptstadt der Ptolemäer, die Stadt der Kalifen, die Pyramiden und jenen Mammuth unter den Werken sterblicher Menschen, das alte Theben. Schwimmen nur erst Dampfboote auf dem Nil, hat man nur erst Gasthäuser an den verschiedenen Stationen errichtet und die Verbindung mit Europa dauernd hergestellt, so werden bald Reisende aus allen Theilen der Erde hier zusammenströmen, und die Dampfboote auf dem Nil allein schon einen großen Theil der Kosten decken.

Die kommerziellen Vortheile auf dem Wege durch das rothe Meer lassen sich aus einem doppelten Gesichtspunkte betrachten; erstens in Hinsicht auf England und zweitens in Hinsicht auf Indien. Die Länder, welche dem britischen Handel gewonnen würden, wären: Nubien, Abyssinien und Arabien. Burkhardt, der einen Monat zu Schendy (dem alten Meroë) verweilte, sagt, daß der Handel das Lebensblut der Bewohner jener Gegenden sey. Als die vorzüglichsten Handelsartikel bezeichnet er Sklaven, Gold, Ebenholz, Affen und Straußfedern. Alle sechs Wochen kommt eine Karawane von Sennaar und ungefähr eben so oft von Suakin, einem Hafen am rothen Meere, der einen bedeutenden Handel mit Yemen und den Küsten von Malabar betreibt. Wollte man nun alle Vierteljahre eine Messe zu Es Suan halten, so wie Burnes in Kabul zu thun vorschlägt, so würde der Nil dem britischen Handel das innere Afrika eben so öffnen, wie der Indus das innere Asien.

Rücksichtlich Abyssiniens genügt es das Gutachten des Herrn Salt anzuführen, der Massuar (Massuah?), das der Insel Kameran gerade gegenüber liegt, als die Pforte zu diesem Lande betrachtet. Wären nur erst Handelsverbindungen mit den Eingebornen angeknüpft, so würde sich bald Nachfrage nach englischen und indischen Produkten erheben, die, wenn auch anfänglich nicht von großer Bedeutung, doch bald eine schätzenswerthe Zugabe zu dem Handel von Mokka bilden dürften. Zu Massuar betrug der Zoll zur Zeit der Anwesenheit des Herrn Salt 20 bis 30.000 Thaler jährlich, was zu 10 Prozent eine Einfuhr von ungefähr 250.000 Thalern jährlich ergibt. Diese Summe würde in der Folge bedeutend höher steigen, und der Handel wäre zugleich das Mittel Civilisation, ja vielleicht selbst das Christenthum über einen bedeutenden Theil von Afrika zu verbreiten.

Die indischen Kaufleute, welche doch ihr eigenes Interesse am besten zu beurtheilen wissen, haben stets gewünscht eine sichere und dauernde Verbindung mit dem rothen Meere eröffnet zu sehen, und viele der wohlhabenderen Moslems würden dann die Dampfschifffahrt benutzen, um die ihnen so wichtige Pilgerfahrt nach Mekka zu machen.

Die nöthigen Vorrichtungen zu Herstellung einer Verbindungslinie würden seyn: 1) Ein Dampfboot von hinreichender Größe und Maschinenkraft, um wo möglich zu jeder Jahreszeit den Wogen und den heftigen Winden zu trotzen, die auf dem indischen Ocean wehen; es müßte größer als die in Europa üblichen seyn, um so viel Brennmateri[illegible] laden zu können als man bedarf, um gegen den Passatwind ste[illegible] können. Ist aber das Schiff größer, so geht es auch tiefer im W[illegible] ist folglich auf dem rothen Meere nicht brauchbar. 2) E[illegible] von Aden oder Sokotra nach Dschidda und Kosseir; die[illegible] als das erstere seyn, und müßte daher eine Zwischenst[illegible] machen. 3) Ein Dampfboot auf dem Nil und 4) ein anderes auf dem mittelländischen Meere.

Wir kommen jetzt zur Kostenberechnung. Das große Schiff für den indischen Ocean sollte nicht weniger als 600 Tonnen halten; nach dem billigsten Anschlage kommt die Tonne auf 15 Pfd. St. 10 Sch. zu stehen, mithin würde das Schiff ohne Dampfmaschinen 9300 Pfd. St. kosten. Zwei Dampfmaschinen, jede von hundert Pferdekraft, mit Schaufelrädern nach Morgans System würden ungefähr nicht ganz noch einmal so hoch zu stehen kommen; rechnet man hiezu noch die Kosten dafür, das Schiff um das Vorgebirge der guten Hoffnung herum nach Bombai zu schicken, so kommt es weit über 25.000 Pfd., zwei Dampfschiffe mithin über 50.000 Pfd. St. zu stehen, bis sie an Ort und Stelle und dienstfähig sind. Die geringste Assekuranz für allen Schaden und Gefahr ist nicht unter 25°/₀ abzuschließen, was jährlich ausmacht

. . .	12.500	Pfd. St.
Gehalt des Kapitäns 500 Pfd. St., des ersten Offiziers 300 Pfd. und des zweiten 200 Pfd., macht . . .	1.000	—
Fünf europäische Matrosen, jeden zu 36 Pfd., und 15 eingeborne, jeden zu 12 Pfd. jährlich, macht . . .	360	—
Zwei Maschinisten, jeden zu 250 Pfd. jährlich . . .	500	—
Provision für Kapitän und Mannschaft	1.080	—
Konstabler 100 Pfd., Proviantmeister 70 Pfd., Zimmermann 50 Pfd.	220	—
Agenten zu Sokotra, Kameran und Kosseir, oder Suez, Magazine u. s. w., für jeden Platz wenigstens 1000 Pfd. gerechnet, macht	3.000	—
Kohlen auf 45 Tage für jede Reise, 10 Tonnen auf den Tag, zu 2 Pfd. die Tonne, macht für vier Reisen im Jahre	3.600	—
Außerordentliche Kosten, Lootsengebühren, Zölle u. s. w.	1.000	—
Interessen auf Reservedampfboote zu 10%	2.500	—
Jährliche Ausgaben für vier Reisen nach und von Bombai, und Suez oder Kosseir	25.760	—

Muthmaßliche Einnahme.

100.000 Briefe, jeden zu 2 Schilling 6 Pence . . .	12.500	Pfd. St.
Packete u. dgl.	5.000	—
Zehn Passagiere auf jeder Reise zu 25 Pfd.	2.000	—
50.000 Zeitungen, jede zu 3 Pence	625	—
20 Passagiere für kürzere Entfernungen zu 5 Pfd. jeden	800	—
Zusammen	20.925	—

Major Head schätzt den Ertrag von Briefen, Packeten und Zeitungen auf mehr als das Doppelte, mithin ergäbe sich nach seiner Berechnung ein jährlicher Gewinn, während sich nach der oben stehenden ein Defizit von 5000 Pfd. herausstellt. Würde man Kosseir den Vorzug vor Suez geben, so ließen sich an Kohlen und Mundvorrath jährlich 1000 Pfd. ersparen. Der hauptsächlichste politische Vortheil, der sich auf diesem Wege erwarten läßt, wäre eine schnellere Civilisation Aegyptens. Mehemet Ali und seine Nachfolger würden dann kräftige Gegner gegen russische Vergrößerungsplane werden, und ehe noch ein russisches Heer den Euphrat und den persischen Meerbusen herabkäme, würde schon ein britisches Hülfskorps zu Vertheidigung der Gränzen bereit stehen. Endlich würde noch das ganze westliche Afrika dem Absatze englischer Manufakturwaaren geöffnet werden, und man könnte die Araber auf diesem Wege mit dem britischen Handel wenigstens eben so gut in Berührung bringen als auf dem Euphrat.

Vermischte Nachrichten.

Der englische Reisende, Lieutenant Burnes, hat den Vorstehern des britischen Museums sämmtliche von ihm während seiner Reise in Bokhara gesammelten Münzen übergeben. Es sind mehr als 200 baktrische, indogriechische, indoscythische, hindusche und mohammedanische Münzen. Die [illegible]mmlung ist einzig in ihrer Art.

Der [illegible] Papyrus, aus dem in ältern Zeiten Papier gemacht [illegible] man verloren glaubte, soll bei Syracus wild wachsend [illegible] vers[illegible] Versuchen Papier daraus bereitet werden [illegible] [illegible]ptier hatten.

München, [illegible] der [illegible] [illegible]handlung.
[illegible]

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 91. 1 April 1835.

Skizzen aus Japan. *)

Es ist wohl kaum nöthig, daran zu erinnern, daß, seit dem Jahre 1657, wo die Portugiesen aus Japan vertrieben wurden, von allen europäischen Nationen nur allein noch den Holländern der Verkehr mit jener Inselgruppe gestattet ist, aus welcher dieses Reich besteht. Daß dieses ausschließliche Privilegium von jeher den mannichfaltigsten Beschränkungen unterlag, wissen wir aus Kämpfer und mehrern der ältern Schriftsteller, und aus den vorliegenden neuesten Werken über jenes merkwürdige Reich erfahren wir, daß diese Gränzen nach und nach, und namentlich erst seit Kurzem, so eng gezogen wurden, daß der Handel, den der entmuthigende Argwohn der Eingebornen den Holländern jetzt noch gestattet, zu einer solchen Unbedeutenheit herabgesunken ist, daß er nur noch aus Gewohnheit und der Seltenheit wegen fortgesetzt wird.

Die Holländer sind auf die einzige Faktorei Decima beschränkt, und da sie hier auf das argwöhnischste bewacht werden, so haben sie natürlich nur sehr wenig Gelegenheit, das Land näher kennen zu lernen. Der sonstige jährliche Ceremonienbesuch der Deputirten der Faktorei findet jetzt nur alle vier Jahre statt, und zwar noch immer auf demselben Weg, unter denselben Umständen und dem nämlichen Ceremoniell, wie Kämpfer es beschrieben hat. Weder der Aufenthalt in dem kommerziellen Gefängniß Decima, noch die ewige gleichförmige Pilgerfahrt nach Jeddo können uns demnach etwas Neues bieten; indeß bleibt es bei dem hohen Interesse, das Japan, eben durch den Schleier des Geheimnisses in den es gehüllt ist, erregt, doch immer dankenswerth, wenn unterrichtete Reisende, wie die Herren Meylan und Fischer, uns ihre Beobachtungen mittheilen.

Der erste der beiden Genannten, Hr. Meylan, hielt sich mehrere Jahre in der holländischen Faktorei auf, wo er die Stelle eines Opperhoofd oder Präsidenten bekleidete. Seine kurz gefaßten, scharfsinnigen Bemerkungen sind in einem dünnen Oktavband zusammengedrängt. Herr Fischer lebte neun Jahre zu Decima, und begleitete den Präsidenten der Faktorei im Jahre 1822 auf seiner Reise nach der Hauptstadt als Sekretär. Daß er ein fleißiger Sammler und Beobachter war, davon zeugt nicht nur der mit vielen Facsimiles von Zeichnungen japanischer Künstler ausgestattete Quartband, in welchem er seine Erfahrungen mittheilt, sondern auch eine reiche Sammlung japanischer Seltenheiten, die er glücklich nach Amsterdam brachte und dem König von Holland verkaufte.

Die Schwierigkeit, irgend etwas Genaueres über Japan zu erfahren, reizt die Wißbegierde um so mehr, und das Wenige, was über dieses Land und seine Bewohner zu unserer Kenntniß gelangt, dient nur dazu, unser Interesse noch mehr zu steigern. Von jedem Kontinent getrennt, zwischen der alten und neuen Welt gelegen, ist Japan für den Fremden fast gänzlich unzugänglich. Eine Sage bezeichnet China als das Land, von welchem die Japanesen ihre Sprache, Religion, Sitten und Gebräuche erhalten haben, und dieß ließe allerdings auf eine Eroberung, wo nicht Entdeckung und frühern Besitz schließen. Diese Vorgänge, wenn sie wirklich statt hatten, verlieren sich indeß in die Nacht des Alterthums, und aus den geschichtlichen Nachrichten der Japanesen, so weit diese hinaufreichen, ergibt sich, daß die geschützte Lage des Landes, die Brandungen, Klippen, und Wasserhosen, den japanesischen Feldherrn die Mühe ersparten, ihre Tapferkeit gegen fremde Einfälle geltend zu machen.*) Hr. Fischer findet, daß Japan viele Aehnlichkeit mit Como, Lugano und der Gegend am Lago maggiore habe. Bis auf die Spitze seiner Berge gleich einem Garten angebaut; ein Klima, unter welchem die herrlichsten tropischen Gewächse neben denen des südlichen Europa gedeihen; ein Land von Seen und Flüssen durchschnitten, in denen ein Ueberfluß von Fischen aller Art sich findet; ein Boden, in welchem der Rettig bis zu dem ungeheuren Gewicht von sechzig Pfund anwächst, und auf dem die Blüthe des Pflaumenbaums die Größe eines Kohlkopfes erreicht; ein Land, das von 44 Millionen Menschen bevölkert ist, die unter strengem Despotismus leben, und zwar unter einem Despotismus, der nicht aus dem Willen eines Einzelnen, sondern aus

*) Japan, voorgesteld in Schetsen over de Zeden en Gebruiken van dat Ryk; byzonder over de Ingezetenen der Stad Nangasaky. Door G. F. Meijlan, Opperhoofd aldaar. Amsterdam.
Bydrage tot de Kennis van het Japansche Rijk. Door van Overmeer Fischer, Ambtenaar van Neêrlandsch Indie. Amsterdam.

*) Dieß war der Fall im Jahre 1281. Der tatarische Eroberer, Tsche-Tsu, rüstete zu Corea eine Expedition von 500,000 Mann aus; seine Flotte wurde aber an die Insel Firando geworfen, und kaum der zehnte Theil der Schiffe entging der Zernichtung.

einem unwandelbaren Gesetz hervorgeht, durch welches die gesammte Bevölkerung, seit wenigstens zwei Jahrhunderten, sowohl vor allen innern Unruhen als auch vor jedem Einfall von Außen geschützt wird — dieß ist das Gemälde, welches alle neuern Reisenden uns von dieser glücklichen Insel entwarfen.

Was die beiden Reisenden, deren Beobachtungen wir hier folgen, über die Geschichte von Japan zu sagen wissen, ist wenig mehr als sich bereits in Kämpfer findet. Diese Geschichte enthält allerdings Vorgänge, über welche die Archive der holländischen Faktorei, wie man wohl mit Recht voraussetzen könnte, interessante Nachweisungen enthalten sollten; sie sind indeß von einer Art, daß holländische Schriftsteller allenfalls zu entschuldigen sind, wenn sie dabei nicht verweilen. Wir meinen nämlich die Vertreibung der Portugiesen und die blutige Ausrottung des Christenthums. Die gesammte Religionsgeschichte unseres Erdballs dürfte vielleicht nur wenige oder gar keine Vorgänge von höherem Interesse enthalten, als eine treue Darstellung dieser Ereignisse bieten würde; denn in den Annalen des Christenthums finden sich nur wenig Beispiele von schnellerem glänzenderem Erfolg und von so gänzlicher Vernichtung. Ob die Jesuiten, welche die Agenten dieses großen Bekehrungswerkes waren, durch die Gewalt der Umstände genöthigt wurden, sich für irgend eine der Parteien in den innern Zwistigkeiten zu erklären, von denen Japan damals beunruhigt wurde, oder ob sie dieß freiwillig und in Folge der Grundsätze thaten, welche man diesem Orden zuschreibt, bleibt zweifelhaft; so viel aber ist gewiß, daß sie sich zu einer bösen Zeit wirklich verleiten ließen Partei zu nehmen und zu Grunde gingen. Die Japanesen behaupten, Habsucht und Sinnlichkeit der Väter Jesu habe deren Untergang herbeigeführt, was indeß zu bezweifeln stünde, da diese Laster gewöhnlich nur bei langem und unbestrittenem Besitz, nicht aber in einer Lage, in der diese Missionärs einer Religion, die erst ins Leben treten sollte, sich befanden, zum Vorschein zu kommen pflegen. Sehr wahrscheinlich ist es dagegen, daß die Eifersucht ihrer holländischen Rivalen einzelne Verirrungen dieser Art dem Ganzen zur Last gelegt, und daß der blinde Eifer der siegreichen Unterdrücker der erhobenen Beschuldigung Bestand gegeben hat. Nicht minder klar ist es ferner, daß die Holländer, indem sie den Jesuiten böse Absichten unterlegten, mehr von kommerzieller Eifersucht als von wirklichem Mißfallen an ihrer Lehre und den Lastern ihrer Verkündiger geleitet wurden. Herr Fischer gesteht selbst ein, daß die Holländer gezwungen waren, an der Verfolgung gegen die dem Christenthum, nach der Vertreibung der Portugiesen, noch Treugebliebenen, die sich in die Provinz Sinabara flüchteten, Theil zu nehmen. Das Schiff, welches die Holländer zu diesem Zweck ausrüsteten, war jedoch genöthigt wieder umzukehren; die Christen wollten lieber sterben als sich ergeben, und so kamen von beiden Seiten mehr als 40,000 Mann ums Leben, ehe man ihre gänzliche Vertilgung bewerkstelligen konnte. Diese heldenmüthige Standhaftigkeit ist ein Beweis, welche tiefe Wurzeln das Christenthum in einem Boden geschlagen hatte, in den man es, so wie die Sachen jetzt stehen, nur durch ein Wunder wieder verpflanzen könnte.

Aus andern holländischen Berichten erfahren wir, daß die Portugiesen in Haß und Verfolgungsgeist nicht hinter den Holländern zurückblieben; denn kaum hatten die ersteren vernommen, daß das Christenthum mit dem Bann belegt war, als sie auch schon die Regierung zu deren nicht geringem Erstaunen unterrichteten, die Holländer selbst seyen Christen. Ob diesen letztern auf jene Anklage hin ebenfalls die Ehre des Märtyrerthums zu Theil geworden, läßt sich nicht ganz klar ermitteln, wohl aber sind Gründe zu der Vermuthung vorhanden, daß einige jener, wiewohl häufig in Zweifel gezogenen Erzählungen von der Verfolgung des Kreuzes aus wirklichen Begebenheiten jener Zeit hervorgingen. Gewiß ist, daß die Holländer seitdem auf Decima beschränkt wurden, und daß ihnen bei den feierlichen Zusammenkünften des Gouverneurs von Nangasaki und des Präsidenten der Faktorei jedesmal ein kaiserlicher Befehl vorgelesen wird, der ihnen die Vermeidung jeder Gemeinschaft mit den Portugiesen einschärft. Als im Jahre 1673 ein englisches Schiff abgeschickt wurde, um wo möglich den Verkehr mit Japan wieder zu beleben, war die erste Frage, ob es schon lange her sey, daß der König von England sich mit einer Tochter des Königs von Portugal vermählt habe, und dieß nahmen die Japanesen zum Vorwand, um jede Verbindung mit England abzulehnen.

In religiöser Hinsicht bestehen in Japan zwei Hauptabtheilungen, die der Sinto und der Boedso;*) der erstere besteht schon seit unvordenklichen Zeiten im Lande, und unter der zweiten Benennung werden die verschiedenen andern Sekten begriffen, welche nach und nach aus andern Ländern Eingang fanden. Hr. Meylan theilt die Boedso in zwei Hauptklassen: in die indische Lehre des Xaca, und in die chinesische, wie Confucius sie herstellte. Die mannichfachen Unterabtheilungen, welche die Anhänger des Boedso außerdem noch bilden, hier einzeln aufzuzählen, würde zu weit führen.

Eine merkwürdige Erscheinung ist der Umstand, daß bei einigen Dutzenden der verschiedensten Sekten, unter denen die eine, welche von jeher im Lande besteht, gerade die am wenigsten zahlreiche zu seyn scheint, wie dieß daraus erhellt, daß von 61 in und um Nangasaki bestehenden Tempeln nur sieben dem Sinto angehören, nicht die geringste religiöse Streitigkeit herrscht. Hr. Meylan fand auch nicht Eine Spur von Religionshaß unter den Japanesen; sie achten es vielmehr der Höflichkeit gemäß, von Zeit zu Zeit einer des andern Götter zu besuchen, und ihnen gegenseitig ihre Achtung zu bezeugen. Während der Kubo eine Gesandtschaft in den Sintotempel schickt, um in seinem Namen Gebete an den unsichtbaren Gott zu richten, setzt er zu gleicher Zeit eine Summe aus, um dem Confucius einen Tempel zu errichten, und der Kaiser gestattet, fremde aus China oder Siam eingeführte Götzenbilder in japanesischen Tempeln für alle jene aufzustellen, welche Beruf fühlen sie anzubeten. Fragt man woher diese Toleranz sich schreibe, so ließe sich, wie Hr. Meylan meint, antworten: daher, daß alle Sekten in ganz Japan nur Ein Oberhaupt anerkennen und ihm gehorchen, nämlich den Dairi oder geistlichen Kaiser. Als Abkömmling Gottes in direkter Linie, und als dessen Stellvertreter auf Erden, ist er selbst

*) Gesprochen Budso, d. h. die Buddhisten.

Gegenstand der Verehrung, und als solcher verleiht er allen, welche die Gottheit anbeten, seinen Schutz, wobei ihm die Art, wie sie dieß thun, vollkommen gleichgültig ist. Unser Verfasser hält dafür, daß eben diese Toleranz die Einführung des Christenthums so sehr erleichtert habe, und wären die Prediger des Evangeliums nur eben so tolerant gewesen als die Chinesen, hätten sie nicht durch den ohne alle Rücksicht aufgestellten Satz, daß der christliche Glaube der einzige Weg zum wahren Heile sey, die Götter des Landes herabgesetzt, hätten die von den ersten Missionären eingesetzten Bischöfe es nur über sich gewinnen können, ihren Ansprüchen auf gänzliche Unabhängigkeit zu entsagen, und sich dagegen unter den Schutz des Stellvertreters Gottes im Lande gestellt, und hätten sie sich endlich jeder Einmischung in politische und Regierungsangelegenheiten enthalten, so würde das Christenthum wohl nie eine Verfolgung erfahren haben, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach hätte die vollkommene christliche Lehre endlich noch den Sieg über die des Confucius davon getragen. So plausibel auch alle diese Behauptungen sind, so muß man sich doch wundern, daß die jederzeit so umsichtigen Jesuiten, die bekanntlich kein Mittel, welches zum Zweck führen konnte, unbeachtet ließen, gerade hier ihre Stellung so gänzlich mißkannt haben sollten.

Ehe wir uns von diesem Gegenstand wenden, müssen wir noch einer Angabe des Hrn. Meylan gedenken, die sich unsers Wissens noch nirgends ausgesprochen findet. Er berichtet nämlich, daß ein Glaube, der in frühern Zeiten in Japan fast allgemein verbreitet gewesen, und den man unter jene von indischem Ursprung gerechnet habe, seiner Aehnlichkeit mit der christlichen Lehre wegen, ebenfalls mit dieser vertilgt worden sey. Dieser Glaube bekannte sich, wie es scheint, zu der Lehre vom Daseyn, dem Tod und der Auferstehung eines von einer Jungfrau gebornen Erlösers, nebst mehrern andern Lehren der christlichen Religion, die von der Dreieinigkeit mit einbegriffen. Ist diese Angabe, nebst der Sage, daß diese Religion unter der Regierung des chinesischen Kaisers Mimti eingeführt wurde, der im 15ten Jahrhundert nach christlicher Zeitrechnung regierte, gegründet, so läßt sich wohl annehmen, daß irgend ein Apostel in früherer Zeit schon bis an das östliche Ende von Asien, ja wohl bis nach Japan selbst vordrang.

(Fortsetzung folgt.)

Der Karneval zu Marseille.

Es gibt Städte, welche eines fortwährenden Karnevals genießen; Marseille kann unter dieselben gezählt werden. Jeden Tag, zu jeder Stunde sieht man in seinem Hafen, in seinen Straßen eine Menge Charaktermasken, welche aus allen Ländern herbeiströmen: den Kaftan von Konstantinopel, den Turban von Tunis, die weiten Beinkleider des Seemannes aus Dieppe, die enge Tunika des persischen Piloten, den dichten, langen orientalischen Bart, und das bartlose Kinn des Bewohners der Länder jenseits des Ganges, und dabei hört man eine Vermischung von Sprachen, die mit nichts Anderem verglichen werden kann. Der Genueser schließt den Mund, wenn er spricht, gleich einem Hunde, der seinen Knochen festhält; der Neapolitaner reißt den Mund auf, gleich dem Hunde, der den Knochen losläßt; der Sicilianer wiehert, der Sardinier bellt, der Corse heult, der Venetianer lorbst, der Malteser kreischt, der Türke perorirt. Hält man sich auch die Ohren zu, so entgeht man nichts desto weniger den Gestikulationen des Spaniers, des Bewohners von Barcellona, von Malaga und von Minorca nicht, denn alle diese haben eben so viele Sprachen als Finger. Und schließt man selbst die Augen, so riecht man sie noch. Der Bretagner riecht nach Kabeljau, der Normanne nach Häringen, der Araber nach Moschus, der Türke nach Ambra, der Indier nach Vanille, die er kaut, der Malaye nach Zimmt. Was ist das Ballet Gustav in der Oper zu Paris mit seinen papiernen Türken, Chinesen und Griechen, welche einen Tanz aufführen, gegen diese Türken, Chinesen, Italiener, Spanier, Engländer, Amerikaner, Russen, Perser, welche zwar nicht tanzen, aber wahr- und leibhaftig da sind?

Daher werden zur Zeit des Karnevals zu Marseille die Kostüms nur um weniges vermehrt, weil man hier das ganze Jahr hindurch so viele Masken sieht. Gehen 20 Türken durch eine Straße, so sagt man eben: hier gehen 20 Türken, und damit ist es gut. Sprechen diese 20 Türken türkisch, so antwortet man ihnen türkisch. Die ganze Neuerung besteht darin, daß seit der Eroberung von Algier auch der Beduine hier heimisch geworden ist.

Zu Marseille ist daher der Karneval nur ein altes Herkommen ohne Originalität. Man sieht keine andern Masken, als den Polichinell und den Domino.

Der Karneval hat nur einen schönen Tag, denjenigen nämlich, an welchem er beerdigt wird. Dieß ist jedoch nur eine Redensart, denn der Karneval wird verbrannt, und hierauf, noch ganz in Flammen, ins Meer geworfen. Dieses Leichenbegängniß wird mit großem Pompe gefeiert, und alle Einwohner finden sich dabei ein.

Der Leichenzug des verstorbenen Karnevals führt über eine prächtige Straße; ihr Name ist Arene (Arena). Auf der einen Seite derselben sind Landhäuser an dem Abfalle eines Hügels erbaut. Dieser Hügel mit seinen buntgemalten Schenken und seinen fröhlichen Trinkern scheint, von der Rhede aus gesehen, zu leben und sich zu bewegen. Rechts dehnt sich das freie Feld aus, links das Meer.

Vom Morgen des Aschermittwoch an ist die Arene mit einer langen Reihe von Wagen bedeckt. In Longchamps sieht man prächtiger bespannte und glänzendere, hier aber bei weitem verschiedenartigere Equipagen. Einige haben das Ansehen eines weidengeflochtenen Landau's, andere das einer Muschel, eines Nachens, eines ledernen Portefeuilles, und in jedem derselben haben sich ganze Familien eingenistet und auf einander gepackt. Die Kinder setzt man auf das Vordertheil der Equipage, damit sie nicht ersticken. Die Bedienten folgen zu Pferde, um jeden Unfall abzuwenden; allein Unfälle sind unmöglich. Das Pferd des zweiten Wagens legt den Kopf auf das Hintertheil des ersten Wagens auf und schläft beinahe während des langsamen Marsches ein; eben so macht es das dritte Pferd, und so weiter bis zum letzten, so daß alle zusammen eine ununterbrochene Kette bilden, die zwei gute Stunden lang ist.

Das Meer bietet gleichfalls einen eigenen Anblick dar. Eine Menge kleiner, gemalter, mit Flaggen versehener Boote mit damastnen Zelten laufen eines hinter dem andern bei guter Zeit aus dem Hafen aus. Jedes derselben ist mit venetianischen Masken angefüllt. Plötzlich kreuzen sich alle in der Bucht der Arene und folgen ihren Masken an das Land. Am Ufer dieser Bucht herrscht außerordentliche Thätigkeit. Die Restaurateurs der Arene, berühmt wegen der trefflichen Zubereitung ihrer Fische und anderer Seethiere, eröffnen an diesem Tage ihre Frühlingswirthschaft. Fischerbarken werfen ganze Netze voll Fische an das Land, die sogleich von den Köchen abgethan und in das siedende Oel geworfen werden. Beim Karneval von Marseille wird auch geschwommen. Schwimmer stürzen sich ins Meer, während anderwärts um diese Zeit die Flüsse noch gefroren sind.

Allein Marseille, diese Stadt der Imagination, beschränkt sich nicht auf eine einfache Fiktion des Begräbnisses des Karnevals. Die Leiche wird durch ein personifizirtes Wesen vorgestellt, das den Namen Carême entrant führt.

Vor der Revolution war Carême entrant ein mit Stroh ausgestopfter Philosoph, mit Rousseau's Contrat social unter dem Arme, der am Ufer des Meeres verbrannt wurde. Während der Revolution war es ein Priester den man verbrannte; unter dem Kaiserreiche irgend ein mit Stammbäumen gefüllter Edelmann. Unter der Restauration mußte ein rothgekleideter Engländer herhalten. Was heutzutage verbrannt wird, wage ich nicht zu sagen.

In einem der letzten Jahre endigte zu Marseille der Karneval unter dem Schalle der Violinen und Baßgeigen. Fastnacht wurde geläutet, eine erhabene Zeit, wo Alles einen neuen Aufschwung nimmt, und wer sich bisher aus Oekonomie oder Pflichtgefühl zurückgehalten hat, der gibt sich jetzt dem allgemeinen Taumel hin, und nimmt den schwarzen Domino, die Maske des gestreiften Harlekins oder des Polichinelles um. Dieselbe Lust ergriff unter Anderem auch ein Mitglied der Brüderschaft der schwarzen Büßenden — wir werden sogleich auf diese Brüderschaft zurückkommen — er ging, um sich eine Polichinelle-Maske von schönem Sammt zu miethen.

Vorher noch Ein Wort über die Brüderschaft der schwarzen Büßenden. Marseille zählt zehn bis zwölf religiöse Körperschaften ohne besondere Gelübde: Karmeliter, weiße, rothe, graue, büßende. Unter der Kapuze verbergen sich Kaufleute, Lastträger, Mäkler, die, um bei ihren Wohlthaten nicht erkannt zu werden, Gesicht und Körper mit dem Gewande eines Büßenden verhüllen. Ein langes farbiges Gewand wird durch einen Gürtel festgehalten, an dem zwei Todtengebeine hängen; den Kopf bedeckt eine spitzige Kapuze, die nur für die Augen zwei Fächer hat. Diese Büßenden pflegen die Kranken und Gefangenen, beerdigen Arme kostenfrei und begleiten die armen Sünder auf das Blutgerüste. Ihre Handlungen sind lobenswerth, ihre Kleidung erregt Furcht, diejenige der schwarzen Büßenden — Schrecken.

Unser Polichinell gehörte zu der Gesellschaft der schwarzen Büßenden. Noch ein jugendlicher Alter, reizte ihn der Karneval mit seinen Freuden: die Lust zu tanzen steigt in ihm auf — man versuche es, einen Südländer vom Tanze abzuhalten!

Das Haupt der schwarzen Büßenden suchte ihn von diesem Gedanken abzubringen. Der Bruder versprach es, und ward strenge beaufsichtigt. Allein die sammtne Maske des Polichinell verließ ihn keinen Augenblick; immer sah er sich in derselben fröhlich und tanzend, denn er tanzte die Polichinella trefflich. Gleichwohl widerstand er muthig bis zur Fastnacht. An diesem Tage aber unterlag er der Versuchung. Der Karneval war zu schön; durch alle Straßen rasten seine Freuden. Die reizenden Südländerinnen zogen üppig und leichten Fußes unter seinen Fenstern vorbei, und luden ihn ein an dem allgemeinen Jubel Theil zu nehmen. Mit einem Sprunge war er bei dem Maskenverleiher, miethete ein Polichinell um 50 Franken, kleidete sich an und stürzte sich unter die wogende Menschenmasse. Nie wurde die Polichinella trefflicher getanzt. Der Teufel thut nichts halb. Der Büßende tanzte sie zehn- bis zwanzigmal — er hatte keine Sohlen mehr: aber ein Bruder der schwarzen Büßenden hatte ihn erkannt!

Morgens um 3 Uhr kehrte er nach Hause, entkleidete sich, warf sich erschöpft auf sein Sopha und entschlief.

Plötzlich erwacht er an einem hellen Strahl, der durch sein Fenster fällt; er springt auf und erkennt unten sechs schwarze Büßende mit ihren schwarzen Stocklaternen, ihren Büchern, Sandalen und Kapuzen. Sechs Büßende halten unter Absingung lateinischer Psalmen vor seiner Pforte. Sie öffnen dieselbe mit einem Hauptschlüssel und kommen die Treppe herauf; sie pochen an seine Thüre. — Glücklicherweise verliert unser Bruder die Fassung nicht. Er ist ausgekleidet; was thut er? — Rasch legt er seine Polichinell-Maske in das Bett, so daß nur die Nase heraussieht, und zieht sein Gewand als Büßender an. Hierauf öffnet er den sechs Brüdern die Thüre und verbirgt sich hinter derselben. — Nachdem der sechste eingetreten ist, stellt er sich hinter denselben und tritt mit vor.

Die sechs Büßenden umgeben das Bett. Mit Unwillen fallen ihre Blicke auf den ungehorsamen Polichinell, der sich der Gottlosigkeit hingegeben hat. Das Todtengebet ertönt. Reichliches Weihwasser wird auf die Maske gesprengt.

„Bruder, wie viel waren wir, als wir von der Kapelle weggingen?"

Sechs, wohlgezählt.

„So schien es mir auch; aber jetzt zähle ich sieben."

Der Eine theilt seine Bemerkung dem Andern mit, und so fort. Schrecken verbreitet sich unter Allen; keiner denkt mehr an den Polichinell, der den Schlaf des Gerechten zu schlummern scheint. Die Brüder wollen entfliehen, aber der Zimmerschlüssel fehlt. In der immer wachsenden Todesangst springen sie, Einer nach dem Andern, aus dem Fenster ein halbes Stockwerk hoch hinab. Einer bleibt zurück, ruft ihnen mit dumpfer Stimme nach: „Beati qui moriuntur in Domino," und schließt das Fenster.

Zwei Brüder starben in Folge dieses Karnevalscherzes.

Zu Paris und an vielen andern Orten geht der Aschermittwoch vorüber, ohne daß man große Zerknirschung auf den Gesichtern der Einwohner bemerkt. Zu Marseille kann man an diesem Tage auf jedem Gesichte die Spuren von Asche bemerken, die der Wind jedoch leicht verweht. Besonders die niedere Volksklasse ist in hohem Grade fanatisch, und wenn Frankreich je getheilt würde, so würde Marseille eben so gut eine italienische oder spanische Stadt, wie Calais eine englische werden. Der Pascha von Aegypten zählt 6000 Unterthanen in Marseille, welche sämmtlich eine Vorstadt bewohnen, arabisch sprechen, Abends vor ihren Häusern beim Sternenschimmer rauchen und in ihren Gärten Gurken pflanzen. Die Catalonier bewohnen gleichfalls ein besonderes Viertel, die Griechen bewohnen deren zwei; sie scheiden sich in orthodoxe und heterodoxe und verabscheuen sich gegenseitig.

(Schluß folgt.)

Die indischen Quäker oder Sads.*)

Die Mitglieder dieser Sekte, von denen einige Zemindars, Landwirthe und Handwerker, die meisten aber Handelsleute sind, scheinen nur sehr gering an Zahl in den britischen Provinzen zerstreut zu leben. Sie kommen während des Huly jährlich an den Plätzen zusammen, welche ihre Vorsteher zu diesem Zweck bestimmen. Das letztemal versammelten sie sich, ungefähr 5000 an der Zahl, von jedem Alter und Geschlecht zu Delhi. Ihr Hauptquartier, das sich durch ein Zelt mit doppelten Pfählen auszeichnete, befand sich in einem der Serais von Trevelyanpur, wo die Sads mehrere Tage hintereinander die Ceremonien ihrer Religion bei Sonnenauf- und Untergang hielten.

Die ganze Versammlung bildete zu diesen Stunden unter freiem Himmel eine Art Kreis, sprach ein Gebet und sang eine Hymne. Das heilige Buch ihres Glaubens, Pothi genannt, wurde im Zelte selbst von einem für seine Lebenszeit, oder so lange er sich ordentlich beträgt, dazu gewählten Mann vorgelesen und erklärt. Da sie diesen Mann auf Befragen weder Guru, noch Pundit oder Padri genannt wissen wollten, so läßt sich vermuthen, daß er nur ein Laie ist.

Die Sads beten nur einen einzigen Gott, den Schöpfer aller Dinge an, und verabscheuen jede Art von Götzendienst. Es herrscht vollkommene Gleichheit unter ihnen, sie gehorchen niemand, erkennen keinen Unterschied des Ranges oder der Kaste an, ehren aber die Tugend und verabscheuen das Laster. Es ist ihnen nicht erlaubt als Soldaten zu dienen, und sich der Waffen anders als zur Selbstvertheidigung zu bedienen.

Die Kleidung der Männer muß ganz weiß seyn, und Schmuck von Gold oder Silber wird als für sie unschicklich betrachtet; die Weiber dagegen dürfen Juwelen und farbige Kleider tragen. Beiden Geschlechtern ist streng verboten, irgend ein Geschöpf zu essen, welches gelebt hat, sich zu berauschen und Tabak zu rauchen. Die Sads dürfen keinen Eid schwören, und vor den Gerichten zu Mirzapur, wo die meisten von ihnen leben, gilt ihr einfaches Ja oder Nein statt des Schwures. Jeder von ihnen muß seinen Lebensunterhalt auf rechtliche Weise gewinnen; wird er durch unverschuldetes Unglück oder Krankheit arm, so unterstützen ihn seine Glaubensgenossen, verstoßen ihn aber auch aus ihrer Mitte, wenn Trägheit oder schlechte Aufführung an seiner Verarmung schuld ist.

Ein Sad darf nur Ein Weib und dieses nur Einen Mann haben. Ehebruch oder Konkubinat wird an beiden Theilen strenge bestraft. Hinsichtlich der Fortdauer nach dem Tode glauben sie, daß die Rechtschaffenen Glückseligkeit im Angesichte Gottes genießen, die Seelen der Gottlosen aber in Thiere versetzt werden. Von einer andern Hölle als dieser Seelenwanderung scheinen ihre Lehren nichts zu enthalten.

Die Sads nennen sich zwar selbst Hindus der Abstammung nach, allein sie verwerfen die Vielgötterei und den Aberglauben ihrer Landsleute. Sie sprechen von einem von Gott abgesandten inspirirten Mann, dem sie ihr heiliges Buch zuschreiben, doch geben sie keine Menschwerdung der Gottheit zu.

*) Aus der Delhi Gazette.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 92. 2 April 1835.

Französische Literatur.

Theater. Große Oper.

Die Jüdin, von Scribe.

Zur Zeit als Huß in Konstanz verbrannt wurde, zur Zeit als das Volk, dumm und grausam, jauchzte und frohlockte über den Scheiterhaufen eines Märtyrers, den es hundert Jahre später in verjüngter Gestalt vergötterte, zur Zeit als Sigismund sein kaiserliches Wort brach, und das Papstthum triumphirte, lebte in der nämlichen Stadt Konstanz ein Jude Eleazar, welcher eine schöne Tochter Rahel hatte. Der Jude wollte troß Kaiser und Fürsten und Kardinal sich nicht nehmen lassen, am christlichen Festtage zu hämmern und zu schmieden, und dadurch die kirchliche Feier zu stören, zu welcher das Volk von Konstanz versammelt war. Wegen dieses Frevels wird er von dem Magistrat der Stadt Konstanz — Herr Scribe nennt diesen Beamten grand-prévot, ich weiß nicht recht warum — ergriffen, und es würde ihm ein übler Streich gespielt werden, käme nicht plötzlich ein Mann in schlechter Tracht, um ihn und seine Tochter Rahel aus den Händen der Trabanten zu befreien. Dieser Mann, auf dessen Wink die bewaffnete Macht gehorcht, und sich ehrerbietig zurückzieht, ist Leopold, kaiserlicher Prinz, verkleidet als Maler und der Geliebte der schönen Rahel, welche ihn für einen Israeliten hält. Nach dieser einleitenden Darstellung der Intrigue des Drama's und einiger populären Scenen, als z. B. das Volk von Konstanz schlägt sich um den Wein, welcher an diesem Tage der Siegesfeier über die Hussiten aus den öffentlichen Brunnen fließt, zieht der kaiserliche Zug mit Herolden, Schützen, Knappen, Waffenleuten, Rittern, Kardinälen, Reichswürdeträgern, Pagen und Troß über die Bühne, die einen in lauter Stahl und Eisen, die andern in glänzendem Schmuck jener Zeit, der Kaiser auf einem prachtvoll geschmückten Pferde, er selbst in einer silbernen Rüstung, mit goldener Krone auf dem Haupte, und dem Reichsscepter in der Hand.

Rahel liebt den fremden Maler, welcher in ihrem Hause Zutritt hat, aber es fällt ihr auf, daß er bei dem jüdischen Mahle das ungesäuerte Brod bei Seite wirft. Ihr Erstaunen verwandelt sich in Schrecken und Entsetzen, als er ihr gesteht, daß er nicht Jude sey, doch läßt sie sich durch seine Worte besänftigen, und bezeugt ihm die zärtlichste Liebe. Leopold will mit ihr fliehen. In dieser vertraulichen Scene überrascht sie Eleazar und erklärt dem Liebhaber, daß er ihn züchtigen würde, wäre er nicht sein Religionsbruder. Leopold erklärt auch dem Alten, daß er nicht Jude sey, und Eleazar läßt den gezückten Dolch fallen, denn seine liebliche Tochter Rahel fleht so zart für den Christen. Wohl, der Vater gibt nach und willigt in die Heirath Rahels mit dem Fremdling. Bei diesen Worten bricht Leopold in einen Schrei von Verachtung aus. Er will Rahel wohl lieben und entführen — verführt mag er sie schon haben — allein heirathen will er sie nicht. Dieß zieht ihm den Fluch des Vaters Eleazar und die heftigsten Verwünschungen der Tochter zu, er stürzt fort, Rahel ihm nach. So gelangen sie in die kaiserliche Wohnung, wo die Prinzessin Eudoria, die Gemahlin Leopolds, denn Leopold ist verheirathet, beschäftigt ist, den schönen Schmuck, welchen sie am nämlichen Morgen bei Eleazar gekauft hatte, ihrem siegge-krönten Gatten umzuhängen. Allein Rahel verhindert sie daran, sie stürzt auf Eudoria zu, reißt ihr den Schmuck aus der Hand, und erklärt den Prinzen für unwürdig, denselben zu tragen. Warum unwürdig? Weil er mit einer Jüdin vertrauten Umgang gepflogen, somit nach den Gesetzen das Leben verwirkt habe. Sich selbst bekannte Rahel als Mitschuldige. Der gegenwärtige Kardinal Brogni verflucht Leopold mit der Jüdin und dem alten Eleazar. Zwei Alte, zwei Anatheme, wohin wird das noch führen; Geduld! — zum Scheiterhaufen und zum Brühkessel! nicht für den Prinzen Leopold, denn von dem ist fortan keine Spur mehr zu sehen, seine treuen Ritter, sagt das schöne Libretto des Akademikers Herrn Scribe, geleiten ihn sicher zur Stadt hinaus, nachdem ohnehin Rahel, aus Liebe für ihn, ihre Anklage zurückgenommen. Dafür läßt er sie wie ein feiger Schelm zu Grunde gehen. Eleazar und Rahel werden zum Tode verurtheilt, weil sie falsche Anklage gegen einen kaiserlichen Prinzen erhoben hatten. Rettung, welche ihnen unter der Bedingung angeboten wird, daß sie ihre Religion abschwören, verschmähen sie; allein Eleazar sagt dem Kardinal Brogni: „mindestens leiden wir nicht allein, und ich räche mich an einem Christen für die Qual, welche Ihr mir anthut: Deine Tochter, welche Du todt glaubtest und die bei dem Brande in Rom, wo Du mich zum Erstenmal gekannt, damals als Du noch nicht Diener der Kirche warst, zu Grunde gegangen seyn soll, ward gerettet und sie lebt noch, allein dieses Geheimniß geht mit mir ins Grab." Vergeblich wendet

der Kardinal Alles an, um dem hartnäckigen Juden das Geheimniß zu entlocken, Eleazar bleibt standhaft, er will nicht Christ werden, und er zieht vor, lieber sich selbst und seine Tochter zu opfern, als seinen Glauben abzuschwören. In diesem Vorsatze wird er durch die muthige Festigkeit Rahels bestärkt. Erst als Rahel vor dem siedenden Kessel steht, und der Kardinal ihn abermals fragt: wo ist meine Tochter? antwortet ihm Eleazar: Dort. In diesem Moment wird Rahel in den Kessel gestürzt, Eleazar eilt zu seinem Scheiterhaufen und der Vorhang fällt.

Wunderbar ist, daß der gute Kardinal Brogni während der ganzen Zeit nicht im geringsten ahnet, daß diese seine todt geglaubte Tochter in Rahel wiedergefunden sey. Nicht minder wunderbar ist, daß Eleazar, der seine Pflegetochter so zärtlich liebt, und ihren wahren Vater und das gute Kind so grausam leiden sieht, auch nicht den geringsten Versuch macht, um wenigstens Rahel ohne die lästige Bedingung der Bekehrung zu retten, möge sodann aus ihm, dem Alten, werden was da wolle. Wenn ich sage wunderbar, so ist dieß eine Redensart, denn was absurd ist, ist nie wunderbar.

Von dem Luxus und dem Reichthum, welcher in den einzelnen Scenen und Panoramen herrscht, von der kunstvollen und meisterhaften Bühnenfertigkeit, welche im ganzen Stücke herrscht, von der historischen Genauigkeit der Darstellung, der Bilder, ihrer Rahmen und der todten wie lebenden Gegenstände, kann sich niemand eine Vorstellung machen, welcher diesen zauberischen Anblick nicht genossen hat.

In dem Augenblicke, wo Sigismund in all seiner römisch-deutsch-kaiserlichen Majestät auf seinem Prachtroß in langem Zuge vor der Kirche anlangt, in dem Augenblicke, wo die Hellebarden, die Armbrüste, die Panzer, die Schwerter, Pferde und Menschen durcheinanderwogen, und diesem großartigen Anblicke durch das Läuten der Glocken ein religiöser Charakter verliehen wird, kann man die Gegenwart vergessen, und sich um vier Jahrhunderte in der Zeit zurückversetzt glauben. Das fünfzehnte Jahrhundert selbst, der kaiserliche Aufenthalt zu Konstanz während des Conciliums 1411, waren in der Wirklichkeit nie wahrer als sie hier auf den Brettern der großen Oper dargestellt sind.

Aber der dramatische, der literarische Werth des Werkes von Herrn Scribe?

Sie sollten fühlen, daß wenn Sie nur Taugliches von diesem gefeierten Namen annehmen wollten, demselben keine Zeit mehr übrig bliebe, so viel schlechtes Zeug zu schreiben, wie er bisher gethan, wie er noch thut, und wie er noch lange thun wird, denn er findet immer Theaterdirektionen, welche seine Machwerke bezahlen und ein Publikum, welches sie beklatscht. Er sagt sehr logisch: weder der Theaterdirektor noch ich sind die Schafe.

Man hat zwar auch von einer „Oper" in diesem schönen Panorama gesprochen, davon habe ich aber nichts mehr gemerkt als von einem Drama oder einer Poesie. An dem Drama des Hrn. Scribe waren das Schönste: der Kaiser, die Ritter und Herrn, welche nicht von ihm sind, und an der Musik des Herrn Halévy: die Dekorationen, Malereien und historischen Gemälde des Theatermalers Ciceri.

Das ist nicht sehr verbindlich, aber wahr, vielleicht auch nicht ohne Entschuldigung, denn wenn man einen so gewandten Theaterdirektor und Industrieverständigen wie Herrn Véron das Geld in Hülle und Fülle lediglich auf den äußern Glanz der Bühnenkunst verwenden sieht, so mag dieß etwa seinen Grund in der Betrachtung haben, daß das Publikum, sein Publikum, welches ihn bezahlt und beklatscht, lieber sieht als hört. Darum geht es in die Oper.

Skizzen aus Japan.

(Fortsetzung.)

Der Dairi, dessen oben gedacht wurde, sonst auch Mikaddo (geistlicher Kaiser von Japan) genannt, führt uns zunächst auf die Regierungsverhältnisse, wobei man sich des Gedankens nicht erwehren kann, daß Institutionen, welche einer Bevölkerung von 36 Millionen seit länger als zwei Jahrhunderten die Segnungen des Friedens, Sicherheit des Eigenthums nebst manchen andern irdischen Glückseligkeiten verliehen, allerdings einiger Beachtung würdig seyn dürften. Seit dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts, wo der japanische Major Domus, Tayko Sama, das Reich in ein weltliches und ein geistliches abtheilt, hat der Bürgerkrieg aufgehört; das Regierungsdrama ist von den beiden Hauptacteurs und ihren Untergeordneten ohne Unterbrechung fortgespielt worden, und alle Verrichtungen der ausübenden Gewalt gehen den regelmäßigen genauen Gang einer Maschine. Der Gründer solcher Institutionen muß in der That kein gewöhnlicher Gesetzgeber gewesen seyn. Das Scepter, das er schwang, ist in der Hand seiner Nachfolger zum Spielzeug geworden, denn der Kubo, oder weltliche Kaiser, bringt nebst seinem geistlichen Kollegen sein Leben in einem langen Traum von idealer Souveränität hin, und der Zauberkreis der Gewohnheit und Etikette, der sie in diesem zauberischen Schlafe erhält, ist so dicht, daß sich die Periode des Erwachens eben so wenig vorher bestimmen läßt, als die Umstände, durch welche dieses herbeigeführt werden könnte.

Herrn Fischer zufolge könnte nur eine gänzliche Entzweiung zwischen dem Kubo und dem Dairi eine Umwälzung in den politischen Institutionen von Japan herführen. Diese Vermuthung spricht sich jedoch nicht über die Natur der Begebenheit selbst aus, die eine solche Kollision zu veranlassen vermöchte. Wenn Furcht auf das Vorhandenseyn von Gefahr deutet, und wenn Vorsicht zu erkennen gibt, daß man sich wirklich fürchtet, so ließe sich allerdings auf die Gebrechlichkeit jener Institutionen schließen; denn allenthalben stößt man auf Aeußerungen von Verdacht und Mißtrauen, und die Vorsichtsmaßregeln gegen Fremde, welche bei den beiden einzigen begünstigten Nationen, den Holländern und Chinesen, so grell hervortreten, sind denen die man gegen innere Unruhen oder Neuerungen vorkehrt, vollkommen gleich. Ein Spionssystem erstreckt sich durch das ganze Land, und umfaßt nicht nur alle öffentlichen Beamten, den Kaiser selbst mit eingeschlossen, sondern auch alle Theile einzelner Glieder der Sektionen von je fünf Familien, in welche die Bevölkerung allenthalben eingetheilt wird. Der Dairi wohnt als beständiger

Gefangener in seinem Palast in der Stadt Miako, den er nur bei einem der sehr seltenen Besuche im Tempel von Tsiwoinja verläßt. Herr Fischer bezweifelt die häufig erzählte Sage, daß sein Fuß den Boden nicht berühren, und ihn die Sonne nicht bescheinen dürfe, allein eben der Umstand, daß ein Mann, der sich so lange im Lande aufhielt, und ein so genauer Beobachter diese Erzählungen nur bezweifeln, und ihnen nicht geradezu widersprechen, scheint zu beweisen, daß diese oder vielleicht noch strengere Beschränkungen wirklich bestehen. Als Trösterinnen in seiner Abgeschlossenheit sind ihm eine Frau und zwölf Konkubinen gestattet, nebst allen den Zerstreuungen welche Musik, Dichtkunst und Studium gewähren können. Nur einmal raucht er aus einer Pfeife, und die Teller, von denen er gespeist hat, werden jedesmal sogleich zerbrochen. Alle diese Gegenstände sind indeß von der wohlfeilsten Gattung, so wie überhaupt kein großer Aufwand für den Unterhalt dieses Schattenkaisers gestattet ist. Sein Tod wird so lange sorgfältig verheimlicht, bis sein Nachfolger in Amt und Würden eingesetzt ist, und dann erhebt sich der Ruf: „Es lebe der Dairi!" ohne daß vorher der: „Der Dairi ist gestorben!" erschallt wäre. Sein Hofstaat besteht aus einer Menge geistlicher Würdenträger, unter denen der Kwanbakf, der des Dairi's Person vertritt, und seine Amtsverrichtungen zu versehen hat, der vornehmste ist. Von diesem Amt ist der Kubo ausgeschlossen; zur dritten geistlichen Würde, oder Sadayzin, wird der weltliche Kaiser zuweilen zugelassen, wie dieß mit dem im Jahre 1822 regierenden Kubo geschah, als er sein fünfzigstes Regierungsjahr zurückgelegt hatte. Diese Auszeichnung reiht ihn unter die Götter, und seit Tayko Sama war keinem Weltlichen eine solche Ehre zu Theil geworden.

Der weltliche Kaiser ist, gleich dem Dairi, in seinem Palast zu Jeddo eingeschlossen, der für sich selbst eine Stadt, ungefähr von der Größe wie Amsterdam bildet. In der Voraussetzung, daß die Angelegenheiten seiner Unterthanen unter seiner Würde sind, ist er mit einem Gepränge umgeben, das ihn gänzlich verhindert, seine kaiserliche Muße so niedern Beschäftigungen zu widmen. Jeder andere Aufenthalt als der im Palast zu Jeddo, wird als seiner unwürdig betrachtet, weßhalb er diesen auch niemals verläßt.

Die eigentliche ausübende Gewalt ruht in den Händen von sieben Räthen oder Ministern der erstern, und sechs der zweiten Klasse, denen noch zwei andere Minister oder Inquisitoren beigegeben sind, denen besonders obliegt, darüber zu wachen, daß jeder Versuch zu Wiederbelebung der christlichen Religion unterdrückt werde. Dieser Ministerrath wird von einem Premierminister präsidirt, und tritt der Fall einer gänzlichen Meinungsverschiedenheit unter seinen Gliedern ein, so wird die Frage nicht etwa der Entscheidung des Kaisers, sondern der seiner nächsten drei Anverwandten vorgelegt, unter denen sich der muthmaßliche Thronerbe befindet. Mit diesem Rathe stehen die Gouverneurs der 86 Provinzen, in welche Tayko Sama das Reich theilte, oder vielmehr die beiden Sekretäre eines jeden, denen die eigentliche Verwaltung anvertraut ist, in Verbindung. Diese Nominalgouvernements sind erblich und meist so lästig und kostspielig für die Besitzer, daß diese die Last ihres Amtes an ihre Söhne übertragen, sobald diese nur einigermaßen herangewachsen sind, weßhalb es nöthig wird, die eigentlichen Geschäfte erfahrenern Händen zu übertragen. Die beiden Sekretäre haben wechselsweise ihren Aufenthalt, der eine am Sitz ihres Gouvernements, der andere im Palast zu Jeddo, in welchem letztern ihre Weiber und Kinder fortwährend zurückgehalten werden. Befinden sie sich in ihren Provinzen, so sind sie von der strengsten Etikette umgeben, müssen sich alles Umgangs mit dem andern Geschlecht enthalten, und die Stunden des Aufstehens, des Ausgehens, Essens und Schlafengehens sind ihnen streng vorgeschrieben. Außer diesen Provinzialregierungen mit ihren Gouverneurs und Sekretären gibt es noch eine gewisse Anzahl kaiserlicher Städte unter eigenen Gouverneurs, welche ähnlichen strengen Vorschriften unterworfen sind. Die Spione der Regierung werden aus jeder Klasse der Gesellschaft gewählt, und das Kundschaftssystem des japanischen Reichs soll so trefflich organisirt seyn, daß selbst ein Fouché oder Savary dort noch lernen könnten. Herr Meylan, der sich in seinen Angaben hauptsächlich auf die Stadt Nangasaki (eine der oben erwähnten kaiserlichen Städte) und auf Thatsachen beschränkt, welche zu seiner besondern Kenntniß kamen, sagt, daß das Spionssystem dieser Stadt alle Verhältnisse in einer Ausdehnung umfasse, wie es vielleicht in keinem andern Lande der Welt vorkomme.

(Fortsetzung folgt.)

Der Markt von Buffarik.

In Frankreich hat man keine Idee von dem Markte von Buffarik, da selbst viele Bewohner von Algier denselben nie besucht und nur eine unvollkommene Vorstellung von demselben haben.

Zu Buffarik findet man weder Häuser noch Hütten. Buffarik ist nicht etwa ein Dorf, wo Stämme mit ihren Heerden leben. Nichts erweckt beim Anblicke desselben die Idee eines Marktes. Buffarik ist der Name einer weiten Ebene, die zur Rechten nur durch einen Marabu, zur Linken durch ein Olivenholz und einen Brunnen bezeichnet wird.

Jeden Montag pflanzen die Araber der Ebene und der Berge etwa 300 Schritte von diesem Platze für wenige Stunden ihre Zelte auf, und stellen hier die Erzeugnisse ihres Bodens, ihre Heerden von Vieh, Schafen, Ziegen, Pferden, so wie ihre Handarbeiten aus. Als ich vor 4 Monaten diesen Markt zum Erstenmal besuchte, sah ich auf dieser Ebene 4 bis 5000 Beduinen versammelt, welche von 7 Uhr Morgens bis Nachmittags 5 Uhr kauften und verkauften. Die Europäer, welche sich zufälligerweise auf diesem Markte einfanden, wagten das Geleite des französischen Generalstabes nicht zu verlassen, der zwischen den Zelten umher ritt. Keiner derselben wagte vom Pferde zu steigen und sich einzeln unter die Araber zu mischen. Heutzutage steht dem lebhaftesten Tauschhandel nichts mehr entgegen. Vor einigen Tagen besuchte ich diesen Markt zum letzten Mal. Viele Franzosen bewegten sich in größter Sicherheit auf demselben zu Fuße hin und her; sie entfernten sich von den Truppen und blieben 3 bis 4 Stunden auf dem Markte. Zwei bis drei Gendarmen reichten hin, um die Ordnung unter den Eingebornen zu erhalten.

In der Mitte des Marktes, unweit der Hütte des Kadis, hatte der Dr. Pouzin, der Arzt des Gouverneurs, sein Zelt aufgeschlagen, wohin sich viele kranke Araber drängten und ihn um Rath fragten. Ein Dolmetscher übersetzte ihre Beschwerden, und setzte ihnen den Gebrauch der Heilmittel aus einander, welche der Doktor ihnen unentgeldlich abgab. Neugierde zog mich in das Innere des Zeltes; während meines zweistündigen Aufenthalts daselbst zählte ich mehr als 50 Eingeborne, darunter mehrere Frauen, welche nach und nach eingelassen wurden. Viele derselben waren von den weit entlegenen Bergen herabgestiegen; Andere kamen von Belida und von Coleah. Es war dieß eines der interessantesten Schauspiele, die ich je sah. Mehrere Araber erschienen,

um dem jungen Arzte für ihre vollständige Heilung zu danken, und machten hierauf andern Kranken Platz.

General Rapatel, begleitet von mehreren Reisenden, unter denen sich auch der vor Kurzem angekommene Prinz Pückler von Muskau befand, traten gleichfalls in das Zelt, so lange ich mich in demselben aufhielt.

Der Einfluß der europäischen Heilkunde, ausgeübt auf dem bedeutendsten Markte, kann unermeßlich werden, und durch das eingeflößte Vertrauen auf die Araber von den wichtigsten Folgen seyn.

Obgleich sämmtliche Araber bewaffnet erschienen, so geschieht dieß doch durchaus nicht in feindlicher Absicht, sondern ihrer persönlichen Sicherheit willen auf der Reise nach der Ebene, und um gerüstet zu seyn, wenn etwa unter den einzelnen Stämmen Streit entstünde.

Bereits kaufen und verkaufen die Europäer auf diesem Markte, und es ist vorauszusehen, daß die Handelsverbindungen von Woche zu Woche an Ausdehnung gewinnen, wenn, wie man sagt, ein verschanztes Lager in der Nähe von Buffarik errichtet und mit einer französischen Besatzung versehen werden wird.

Der Karneval zu Marseille.

(Schluß.)

Von den Kirchen, welche am Aschermittwoch vorzugsweise besucht werden, ist die des heiligen Victor die berühmteste, wegen der Wunder, welche eine schwarze Jungfrau daselbst verrichtet. Sanct Victor war ehemals eine Abtei; während der Revolution ward dieselbe zerstört, und auf einem Theil ihres Gebiets eine Tabaksfabrik errichtet. Während des Kaiserreichs erhob sich neben derselben eine Sodafabrik. Die Restauration verkaufte den Rest der Abtei an Salpetersieder, so daß jetzt nur die Kirche noch übrig ist. Von dem Thurme derselben hat man eine herrliche Aussicht. Vernet hat unter Anderem auch den Hafen von Marseille gemalt. Aber das eigenthümlich-charakteristische dieser großen Seestadt: den Lärm und den Geruch, vermochte er nicht mit dem Pinsel wiederzugeben. Den Menschen erkennt man an der Gestalt; die Seestadt an dem immerwährenden Lärm und dem Geruch. Den ganzen Tag, das ganze Jahr hindurch hört man das Knarren der Seile in den Flaschenzügen, den Schrei des Seevogels, der über dem Hafen schwebt, den Schall der Sturzblätter, welche man auf die Planken der Schiffe nagelt, den Hammer, der auf den Ambos fällt, das Beil, das den Eichenstamm beschlägt, die tausendfach verworrenen Stimmen der Matrosen und der Ruderer. Und alles dieß wird von den Glocken der Schiffe und der Kirchthürme übertönt, und diese wieder von dem Pfeifen des Nordwindes. Eine gleich wichtige Rolle spielt der Geruch, und jeder Geruch verkündigt ein anderes Land. Der Geruch der Reißfässer stellt die Felder von Carolina dar; dieser gelbe Zucker die Insel Martinique; diese Zimmtkisten Ceylon.

Blicken wir von unserem Thurme nach jenem weiten Thale, so sehen wir einige Arbeiter, welche nach und nach ein anatomisches Gerippe aufschlagen, das von allem Fleische entblößt zu seyn scheint. Es ist das Skelett eines Schiffes. Andere Arbeiter nageln die aus Eichenholz gefertigten Planken fest, die gleich Bändern am Feuer gekrümmt und gebogen werden. Diese Bänder werden durch Nägel von 6 Fuß Länge festgehalten. Dicht unter uns befindet sich die Nagelwerkstätte, und so weit haben es die Arbeiter derselben gebracht, daß sie eigene Schiffe auf dem Ocean besitzen. Dort wird Werg und Hanf verarbeitet, um die Spalten zwischen den Planken auszustopfen. Auf jener Seite rauchen die Kessel, in welcher der Theer gesotten wird, mit dem man die ausgestopften Spalten verstreicht. Tag und Nacht wird das Feuer unter diesen Kesseln geschürt, und alle Schiffe schöpfen aus denselben, wie aus einer gemeinschaftlichen Schüssel. Jede Nation taucht einen Schwamm oder einen Pinsel darein. Der aufsteigende röthliche Dampf ist wahrer Weihrauch für die handeltreibenden Völker.

Endlich ist das Schiff getheert, das große Schiff, das 1000 Ballen Baumwolle von New-York, 600 Tonnen Wein und 50 Passagiere nebst 30 Matrosen fassen soll. Nimmt man diesen Pflock hinweg, so rollt das Schiff triumphirend in das Meer, wo es sich von dem vielen Feuer, das es während des Baues auszustehen hatte, zu erholen scheint.

Von hier aus sehen wir auch den Mechanismus, mittelst dessen es gelingt, einen Mast von 100 Fuß Länge aufzurichten und in das Schiff einzusetzen. Dieser Mast kommt aus Rußland. Er hat das Eismeer, die Nordsee, den Ocean und das mittelländische Meer durchzogen; er kam jedoch nicht allein; ein ganzer Wald folgte ihm; dort unten liegt er zu unsern Füßen. Dieser Hafen enthält Mastbäume für 1000 Schiffe.

Die Masten bedürfen des Seilwerks und der Segel. Auf dem entgegengesetzten Ufer zieht sich eine Reihe Häuser hin, von denen man glauben sollte, sie liegen vor Anker, so nahe befinden sie sich am Meere. Weiterhin gewahren wir weiße Streifen, gleich einer Bleiche. Dort befinden sich die Segelmagazine, wo Weiber mit fußlangen Nadeln die Segel zusammennähen.

Auf dem diesseitigen Ufer wird das Seilwerk, die Nerven des Schiffs, gefertigt, von der kleinsten Dimension bis zur stärksten von der Dicke eines Mannesarmes, das ein Schiff mitten im Sturme festzuhalten vermag und den Anker trägt. Weiter rechts, dort, wo die feurigen Funken bis zu uns heraufsteigen, werden die Anker geschmiedet, die Schiffskanonen gegossen. Alle Gewerbe leben in Marseille von dem Schiffbau, von dem Zimmermann bis zu demjenigen, der es gegen Stürme versichert.

Man behauptet, die Vermittlung der schwarzen Jungfrau habe ehemals großen Einfluß auf das Wohl neuerbauter Schiffe ausgeübt. Wir begrüßen sie in ihrem düstern und feuchten Aufenthalte. Wie gesagt, der Aschermittwoch ist derjenige Tag, wo man sich ihrer, sey es nun aus Dank oder aus Ehrfurcht, am meisten erinnert. Reich ist sie nicht mehr; ihre Nebenbuhlerin Notre-Dame de la Garde hat sie ihrer meisten Schätze beraubt. Nur ein grünliches Licht brennt zu ihren Füßen, und beleuchtete vor etwa 50 Jahren eine Scene, die noch jetzt im Munde des Volks lebt.

Der Karneval war zu Ende. Eben läutete es Mitternacht vom Thurme St. Victor. Die Gläubigen, reuig über die Thorheiten der verflossenen Woche, legen sich vor der schwarzen Jungfrau auf die Kniee, um die heilige Asche zu empfangen, welche daran erinnert, von was der Mensch stammt und zu was er wird.

Das düstere grüne Licht verbreitete seinen Schein auf erschöpfte und zerknirschte Gesichter. Der Priester berührte die Anwesenden mit der Asche der Todten. Unter diesen war einer, der die Maske vorbehalten hatte. Die schwarze Jungfrau schien ihren Blick und den grünen Schein ihres Lichtes ganz besonders auf ihn zu werfen. Um ihn von der ewigen Verdammniß zu retten, flößte sie einigen Gläubigen in seiner Nähe ein, ihn auf den von ihm begangenen großen Frevel aufmerksam zu machen; er beharrte darauf und antwortete nur mit einem höhnischen Lachen hinter der Maske. Als er sich dem Priester näherte, um die heilige Asche auf der Stirne zu empfangen, bebte dieser vor Schrecken zurück, und befahl demselben die gottlose Maske abzunehmen. Der Frevler antwortete durch ein verneinendes Zeichen. Hierauf drückte der Priester unter dem Entsetzen der Anwesenden der Maske die Asche ein, welche dem Antlitze des Christen bestimmt war. Damit endigt jedoch die Legende nicht. Als der Frevler außerhalb der Kirche, um freier zu athmen, die Maske abnehmen wollte, hatte eine unsichtbare Gewalt diese mit seiner Haut vereinigt. Vergebens waren alle seine Anstrengungen, das Blut rann von seinen Wangen, aber die Maske blieb; sie war zum Fleische geworden. Dieser Mensch, zu einer ewigen Maskerade verurtheilt, die ihn bei Tische und im Bette nicht mehr verließ, ward toll und starb an den Wunden seiner eigenen Nägel.

Vermischte Nachrichten.

Nach einem Schreiben aus Vandiemensland vom 18 Septbr. soll mit nächstem von dieser Insel eine Expedition abgehen, um Neu-Holland wo möglich von Portland-Bai bis zum Golf von Carpentarea zu durchziehen.

*

Einem englischen Blatte zufolge soll man an einem nichtgenannten Orte in den Vereinigten Staaten einen Trunkenbold mit gutem Erfolge als toll behandelt haben. In einem Paroxysmus wurde er gepackt, ins Hospital geführt, Zugpflaster aufgelegt, ihm der Kopf geschoren und die ganze Artillerie der Apotheke auf ihn losgelassen, so daß keine Repetition der Arznei nöthig war.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 93. 3 April 1835.

Das Kinderhospital von St. Petersburg.

Die nordische Biene vom 25 Februar (9 März) d. J. erwähnt dieser wohl noch in keiner Hauptstadt Europa's so eingerichteten Anstalt. Kranke Kinder wurden bisher in die allgemeinen Stadtspitäler aufgenommen, allein hier konnte man ihnen weder die nöthige Sorgfalt widmen, noch auch Kinder unter einem gewissen Alter aufnehmen. Einige Menschenfreunde entwarfen deßhalb den Plan zu einem Kinderhospital, der am 1 Mai 1834 die Bestätigung des Kaisers erhielt, worauf alsbald die Vorbereitungen getroffen, und endlich am 6 December 1834 die Anstalt eröffnet wurde. Der Zweck derselben besteht darin, Kindern die an ansteckenden sowohl als andern Krankheiten leiden, ärztliche Hülfe zu gewähren. Es sollen Kinder darin aufgenommen werden, welche an den Pocken, Masern, Scharlachfieber, Röthein, Nesselsucht, Nerven- und Faulfieber u. dgl., so wie an chronischen Krankheiten wobei jedoch noch Aussicht auf Heilung ist, darniederliegen. Zu dem Ende wurden 56 Bettstellen gestiftet, und Kinder beiden Geschlechts und jeden Standes vom 5ten bis 14ten Jahre darin aufgenommen, und zwar arme unentgeldlich, Kinder von leibeigenen Eltern aber gegen Bezahlung von 15 Rubeln (7 fl.) monatlich. Die Wirksamkeit der Anstalt erstreckt sich auch außerhalb des Hauses. Eltern können zu bestimmten Stunden ihre kranken Kinder in ein besonderes Zimmer des Hospitals bringen, wo die Aerzte ihnen unentgeldlich Rath ertheilen, Recepte verschreiben, und Arzneien austheilen. Kann man die Kinder wegen Uebelbefindens nicht in die Anstalt führen, so wird auch der Arzt unentgeldlich ins Haus geschickt.

Das Hospital befindet sich in der Beletage eines geräumigen Hauses in reinlichen hellen Zimmern, in zwei Abtheilungen, eine für Knaben, die andere für Mädchen. In jedem Zimmer sind fünf bis zehn Kranke, je nach der Art der Krankheit vertheilt, so daß die mit ansteckenden Krankheiten von den andern abgesondert sind. Neben jeder Abtheilung befinden sich Badzimmer und Wannen. Die Bettstellen sind alle von Eisen, die Matratzen mit Haaren ausgestopft, und das Weißzeug gut, reinlich, und wird oft gewechselt. Jedes kranke Kind hat eine Bettjacke von grünem Flanell, die Knaben eine Mütze, die Mädchen eine Haube auf dem Kopfe. Für gute Speisen ist möglichst gesorgt, und die Nahrung der medicinischen Diät angepaßt. Ordnung und Reinlichkeit herrschen im ganzen Hause, zu welchem für die Rekonvalescenten auch ein kleiner Garten gehört. Es befindet sich bei der Anstalt ein Oberarzt oder Direktor, und vier andere Aerzte, von denen drei abwechselnd mit einander 24 Stunden lang zur Stelle seyn müssen, und der vierte besorgt die kranken Kinder außerhalb des Spitals; jetzt wird auch eine besondere Apotheke eingerichtet. Zur Aufsicht werden gutmüthige, ältere Frauen ausgewählt, und zu Krankenwärterinnen meist Mädchen aus dem Waisenhause genommen.

Vom 6 December 1834 bis zum 6 Februar 1835 wurden 95 Kinder in die Anstalt gebracht; davon wurden 38 geheilt entlassen, fünf starben und 52 blieben darin. Mit den im elterlichen Hause befindlichen wurden im Ganzen 211 verpflegt. Viele wurden durch die schnelle glückliche Hülfe einem augenscheinlichen Tode entrissen, oft durch die Verpflegung im Hospital ganze Familien vor verheerenden Seuchen bewahrt. Auch beschränkt sich die Wirkung der Anstalt nicht bloß auf medicinische und physische Mittel: Kinder, die, wie bei armen Leuten häufig, in Unreinlichkeit und Unordnung aufwuchsen, werden an Reinlichkeit und Ordnung gewöhnt, den jüngsten gibt man Spielsachen in die Hand, den etwas älteren Kinderschriften: man gestattet indeß den Genesenden alle möglichen unschädlichen Spiele.

Diese Anstalt wird durch milde Beiträge erhalten, die von Seiten des reichen Adels zum Theil sehr bedeutend ausfielen, freilich aber die Anstalt noch nicht auch für die Zukunft sichern können, noch weniger gestatten, dieselbe weiter auszudehnen. In Petersburg stirbt von den jährlich geborenen Kindern etwa der fünfte Theil aus Mangel an ärztlicher Hülfe und Pflege, so wie durch die unvermeidliche Verbreitung jeder Seuche durch das ganze Haus. Wenn es möglich wäre, dieses Kinderhospital auf eine der Einwohnerzahl der Hauptstadt entsprechende Art auszudehnen, so würde aus den eben angegebenen Ursachen nicht das fünfte, sondern nur das fünf und fünfzigste Kind sterben.

Skizzen aus Japan.

(Fortsetzung.)

Jedes Familienhaupt ist hier nicht nur für seine Kinder, Dienstboten und den Fremden verantwortlich, den es etwa bei

sich beherbergt, sondern die Stadt ist auch noch dazu in Sektionen von je fünf Familien eingetheilt, von denen jedes einzelne Glied für das Betragen der Uebrigen haften muß, so daß Alles, was immer in einer Haushaltung vorfällt, sogleich von vier Zeugen der Obrigkeit hinterbracht wird. Hausarrest ist die gewöhnliche Strafe für Vergehungen oder Unordnungen, welche bei dieser Gelegenheit an den Tag kommen, und diese Strafe ist eine ziemlich strenge. Thüren und Fenster des Hauses des Verurtheilten werden auf hundert Tage geschlossen, sein Gewerbe eingestellt, seine Besoldung, wenn er eine bezieht, zurückbehalten, und niemand, nicht einmal der Barbier, darf zu ihm. Jede Haushaltung muß einen waffenfähigen Mann stellen; eine Abtheilung von fünf bildet eine Kompagnie, und 25 solcher Kompagnien stehen unter einem Offizier. In jeder Straße befinden sich Wachthäuser, in welcher zur Nachtzeit und bei Festen oder andern Volkszusammenkünften auch bei Tage Wachen aufgestellt sind. Jede Straße hat an ihrem Ausgang einen Schlagbaum, und kann in einem Augenblick von aller Kommunikation mit der übrigen Stadt abgeschnitten werden.

Ob dieses künstliche System in der That zu Verhinderung von Verbrechen beitrage, wagt unser Verfasser nicht zu entscheiden, doch sagt er, daß Personen und Eigenthum sicher seyen, und daß nur selten körperliche Strafen vorkommen. Den letzten Umstand ist er jedoch geneigt drei Ursachen zuzuschreiben, nämlich der Strenge des Gesetzes, seiner genauen Vollziehung, sobald die Schuld erwiesen ist, und der Abgeneigtheit, die jeder Japanese dagegen hat, bei Vergehen von schwerer Natur als Kläger aufzutreten.

Der Nationalcharakter der Japanesen, wie unsre beiden Verfasser ihn schildern, ist ganz so, wie man ihn bei einem Volk voraussetzen kann, das die Annehmlichkeiten des Erdenlebens im Ueberfluß besitzt, und dabei von der übrigen Welt abgesperrt ist. Stolz, Unwissenheit und Sinnlichkeit sind ihre hervorstechenden Charakterzüge, deren ersterer so weit geht, daß sie sich für direkte Abkömmlinge der Götter halten. Für ihre Sinnlichkeit spricht der Umstand, daß Nangasaki bei einer Bevölkerung von 70,000 Seelen, 60 Tempel und 700 Theehäuser oder Bordells hat. Den Bewohnerinnen dieser letztern ist jedoch, nach japanischer Sitte, nach einer gewissen Zeit die Aufnahme in die Gesellschaft rechtlicher Leute gestattet, und sie sollen, wie man sagt, exemplarische Gattinnen und Mütter werden. Die holländische Faktorei erhält aus diesen Häusern eine gewisse Klasse weiblicher Dienstboten, die sich, wie versichert wird, durch besondere Treue gegen ihre Herrschaft auszeichnen.

Der in Japan lebende Holländer ist ohnehin zum Cölibat verurtheilt, da das jährlich ankommende Schiff durchaus kein weibliches Wesen mitbringen darf. Eben so wenig ist es denjenigen Japanesen, die sich als männliche Dienstboten verdingen, gestattet, sich über Nacht in der Faktorei aufzuhalten, mithin bleibe ja, wie Herr Meylan ziemlich naiv sich ausdrückt, den Holländern nichts übrig, als sich zum Bereiten ihres Theewassers in den langen Winternächten eine Gefährtin aus jenen öffentlichen Häusern zu wählen. Ob die in Holland oder Batavia zurückgebliebenen Frauen die Nothwendigkeit einer solchen Wahl zuzugeben geneigt seyn dürften, stünde wohl mit Recht zu bezweifeln.

Der hervorstechende Charakterzug der gesellschaftlichen Ordnung in Japan ist die erbliche Natur aller Aemter, Gewerbe und aller Verhältnisse des Lebens, wodurch natürlich aller Ehrgeiz, der das Lebensblut der europäischen Gesellschaft bildet, entfernt bleibt. Die Bevölkerung wird in acht Klassen eingetheilt, nämlich: 1) in regierende Fürsten oder Gouverneurs; 2) den Adel; 3) die Priester; 4) das Militär; 5) die Civilbeamten; 6) die Handelsleute; 7) die Handwerker und endlich 8) in Ackerbauern. Unter allen diesen Klassen befindet sich nur Ein Gewerbe, welches, gleich den Parias in Indien, das Brandmal der öffentlichen Verachtung trägt, und dieses ist das der Gerber, mit denen aller Umgang verboten ist, und unter denen jedesmal ausschließlich die Scharfrichter ausgewählt werden. Die drei ersten weltlichen Klassen sprechen das ehrenvolle, zuweilen aber auch unheilbringende Vorrecht an, zwei Säbel tragen zu dürfen. Die fünfte, welche Aerzte, Wundärzte und alle Jene begreift, welche, wie man bei uns zu sagen pflegt, eine freie Kunst betreiben, muß sich mit Einem Säbel begnügen. Das Militär, welches seit den letzten zwei Jahrhunderten keine Gelegenheit hatte die Schärfe dieser Lieblingswaffe zu erproben, soll dennoch sehr geschickt in ihrem Gebrauche seyn. In Verfertigung der Klingen hat man es überdieß in Japan zu einer Vollkommenheit gebracht, die Damaskus, selbst zu seiner besten Zeit, schwerlich übertroffen haben dürfte. Wenn die Türken sich rühmen ein Kamel mit Einem Hieb köpfen zu können, so sollen die japanesischen Professoren in der Kunst den Säbel zu führen, im Stande seyn, einen Menschen mit einem einzigen Streich mitten durch zu hauen. Ein Lieblingssäbel vererbt sich auf mehrere Geschlechter, und eine gute Klinge wird mit tausend und mehr Gulden bezahlt. Der Japaner betrachtet seinen Säbel mit einer Art abergläubischer Ehrfurcht, und vom fünften Jahre an, in welchem Alter er dem Knaben feierlich umgegürtet wird, kommt er dem, der ihn zu tragen berechtigt ist, nie mehr von der Seite. Bei der Mahlzeit legt er ihn dicht neben sich, und stets gibt er wohl Acht, nicht darüber zu stolpern oder darüber hinweg zu schreiten. Fechten, Reiten und Bogenschießen bilden einen Theil der Erziehung der höhern Klassen, und im letztern besonders bringen sie es zu großer Fertigkeit. In den übrigen Kriegswissenschaften aber haben es die Japaner des langen Friedens wegen nicht sehr weit gebracht. Die Waffen, welche man im Museum im Haag verwahrt, haben die Holländer mit Umgehung des bestehenden strengen Verbots ausgeführt; man sieht da unter andern einen herrlich gearbeiteten Panzer vom feinsten Stahl, nebst einer Gesichtsmaske von demselben Metall, die ganz dem Gesicht eines Polichinells gleicht, und mit einem Knebelbart von Schweinsborsten verziert ist. Die Flintenläufe sind von eben so schöner Arbeit, doch haben ihre Feuergewehre sämmtlich noch immer Luntenschlösser und ihr Pulver taugt nicht viel.

Rachsucht ist einer der hervorstechenden Charakterzüge des Japaners, und Vergebung einer Beleidigung gilt als Schwäche, oder wird gar als ein Verbrechen betrachtet. Von dem Muth der Japanesen läßt sich nicht viel sagen, da sie seit zweihundert

Jahren keine Gelegenheit hatten ihn zu bewähren; Hr. Meylan versichert indeß, daß mehrere japanische Soldaten, welche unter den Truppen der holländisch-ostindischen Kompagnie dienten, sehr gerühmt worden seyen; und daß er sie überhaupt für tapferer halte als die der übrigen orientalischen Nationen. Selbstmord ist sehr häufig, und unsre europäischen Renommisten werden von den japanischen bei weitem übertroffen; denn diese letztern schlitzen sich, um einer Entehrung zu entgehen, häufig selbst den Bauch auf. Dieß that unter andern im Jahre 1808 der Gouverneur von Nangasaki, als eine englische Fregatte Gelegenheit gefunden hatte, sich in den dortigen Hafen zu schleichen, mehrere Holländer, welche an Bord kamen, als Gefangene zurückbehielt, und frisches Rindfleisch als Lösegeld verlangte. Das Rindfleisch wurde geliefert, der Gouverneur aber, um der ihm drohenden Ungnade des Kaisers zu entgehen, schlitzte sich, sobald die seinem Schutze anvertrauten Holländer wieder frei waren, den Bauch auf. Herr Meylan meint, daß der Gouverneur den Muth nicht gehabt habe, das englische Schiff anzugreifen, allein es ist gewiß, daß er überrascht wurde, weil es für unmöglich gehalten wird, daß ein Schiff ohne Piloten in den Hafen von Nangasaki einlaufen könne, da selbst das jedes Jahr ankommende holländische Fahrzeug immer von japanesischen Booten in den Hafen bugsirt wird. Der englische Kapitän, der von den Holländern selbst, die er so unrechtmäßiger Weise an Bord zurückbehielt, gewarnt warde, entging noch glücklich der ihm drohenden Gefahr; denn nach einigen Stunden schon hatten sich 14,000 Bewaffnete am Ufer gesammelt, und mehr als hundert Dschonken wurden herbeigeschafft, um sie in dem einzigen Kanal zu versenken, durch welchen die Fregatte die offene See wieder gewinnen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch bei Antonio Gasperoni von Mery.

Ich befand mich zu Terracina und sang ein Lied aus Fra Diavolo vor mich hin; der Wirth, der mich aufnahm, starb selbst beinahe Hungers, wie die meisten seiner Kollegen entlang der grossen Straße. Statt des Mittagessens bat ich ihn, mir Räubergeschichten aufzutischen; allein sein Gedächtniß war eben so leer als seine Speisekammer: er wußte mir nichts zu erzählen. Wie, sagte ich zu mir selbst, die prosaische Sicherheit hat sich bis auf diese Gegend erstreckt? Man kann hier, wie von Paris nach Rouen mit dem Geldbeutel in der Hand reisen, ohne auf eine vorgehaltene Pistole zu stoßen? — Fra Diavolo ist also ohne Nachkommen gestorben! Was soll nun aus den armen Engländern werden, welche den Banditen der pontinischen Sümpfe mehr Gold zu verdienen gaben, als zur Austrocknung derselben nöthig gewesen wäre? Alles dieß hat durch die Bemühungen der päpstlichen Dragoner ein Ende genommen. Gleichwohl sind die reisenden Engländer noch so sehr auf tragische Scenen in dieser Gegend gefaßt, daß sie in Ermanglung wirklicher Angriffe selbstveranstaltete improvisiren. So hatte in der verflossenen Nacht Lord S.... nach einem dürftigen Abendessen zu Terracina zwei seiner Jäger als Banditen verkleidet vorausgesendet, und ward hierauf der Verabredung gemäß ein paar Stunden später von denselben angefallen; einige zwanzig blinde Schüsse wurden gewechselt; allein unglücklicherweise hatte der Lord eine scharf geladene Pistole ergriffen und dem einen Jäger das Bein zerschmettert. Sowohl er als seine Kollegen wurden von den päpstlichen Dragonern verhaftet, die sich nicht genug wundern konnten, daß der Reisende mit solcher Lebhaftigkeit die Partei von Banditen ergreife, die ihn angefallen hatten. Alle zusammen wurden strenge bewacht, und erst am Morgen klärte sich die Sache auf; dem Verwundeten mußte das Bein abgenommen werden.

Ich setzte meinen Weg nach Viterbo fort. Was in der Nähe dieser Stadt ungemein auffällt, ist die große Menge von Müßiggängern, welche den Reisenden schonungslos anbetteln. Betrachtet man die Armuth des Landes, so ist es keinem Reisenden übel zu nehmen, wenn er jenseits Viterbo frisches Pulver auf die Pfannen seiner Pistolen schüttet; allein trotz des dichten Waldes, den man zu hinterlegen hat, gelangt man wohlbehalten nach Ronciglione.

Ich war sonach auf dem Punkte Italien zu verlassen, ohne einen Straßenräuber zu Gesicht bekommen zu haben, und dennoch war es mir vorbehalten, noch vor meinem Austritte aus diesem Lande den letzten der Banditen zu sehen, gleich wie Cooper den letzten der Mohikaner gesehen hatte.

Zu Civita Vecchia saß ich mit andern Gästen bei Tische und pflog der Unterhaltung, um meinen Appetit zu beschwichtigen, denn nach der Aeußerung des Wirthes war für heute durchaus nichts mehr zu bekommen, da einige englische Familien Alles bereits aufgezehrt hatten. Ich bat um ein Zimmer und ein Bett — nicht möglich, eines zu erhalten, Alles war bereits in Beschlag genommen. Wohlan, sagte ich zu dem Wirthe, so will ich in eurer Stadt spazieren gehen; was gibt es zu sehen in Civita Vecchia? Nicht das Mindeste, war die Antwort, es sey denn, daß Sie die Erlaubniß erhalten, die Citadelle zu besuchen; dort können Sie den berüchtigten Antonio Gasperoni, den Banditen der pontinischen Sümpfe, sehen. — An wen muß man sich deßhalb wenden? — An ihren Konsul.

In wenigen Minuten holte ich eine Einlaßkarte und ein päpstlicher Offizier begleitete mich.

Die Citadelle von Civita Vecchia ward von Michel Angelo erbaut, der auch Ingenieur war. Es ist ganz der Styl seiner Fresken und seiner Statuen.

Unterwegs unterhielt mich der Offizier von Antonio Gasperoni und seinen fünf und vierzig Mordthaten. Nicht ohne Beben, sagte er mir, steht man diesem schrecklichen Banditen gegenüber. Siebzehn Jahre lang hat er die römische Campagna verheert. Das schauderhafteste seiner Verbrechen ist folgendes: Auf der Straße nach Neapel hielt er einst den Wagen eines Engländers an, der mit seiner Tochter reiste. Er nahm dem Engländer seine Baarschaft ab, that ihm jedoch nichts zu Leid und ließ ihn weiter reisen; die Tochter behielt er jedoch zurück. Das Mädchen war außerordentlich schön. Gasperoni nahm sie mit sich in seine Berge. Der unglückliche Vater setzte bei seiner Ankunft zu Rom einen Preis auf den Kopf des Banditen. Dieser unkluge Schritt erzürnte den Banditen. Eines Morgens erhielt der Engländer zu Rom eine Kiste mit seiner Adresse. Der unglückliche Vater eröffnete sie und — fand das Haupt seiner Tochter.

Bei dieser Entwicklung taumelte ich zehn Schritte zurück. Ich bereute, die Citadelle betreten zu haben. Michel Angelo's Bauwerk war in meinen Augen nur noch eine Wohnung von Tigern. Bald jedoch siegte die Neugier über meinen Abscheu, und ich ließ mir die furchtbare Pforte öffnen.

Zu meiner Linken gewahrte ich zwanzig in die Mauer gebrochene Oeffnungen, rechts befanden sich große offene Fenster, die auf den Hof gehen. In dem zwischen beiden befindlichen Gange bewegten sich zwanzig Sträflinge auf und ab. Bei meinem Eintritte hielten sie plötzlich an und grüßten mich höflich. Ich fragte nach Antonio Gasperoni; in demselben Augenblicke deuteten alle Hände auf ihn; er stand in der Maueröffnung, die zu seiner Wohnung führte; ohne mir entgegen zu kommen, wartete er mich schweigend ab, doch grüßte er mich mit einer Art gutmüthiger Ruhe. Ich begann die Unterhaltung mit einer unbedeutenden Frage.

Nun, Gasperoni, geht es euch gut hier?

„Es geht einem immer schlecht, sobald man nicht in Freiheit ist," antwortete er mir, indem er die Achseln zuckte. Diese Bewegung hatt er sich angewöhnt.

Ihr wurdet also durch die päpstlichen Dragoner gefangen genommen?

„Ich? — gefangen genommen? — in seinem Leben wäre dieß niemand gelungen. Ich habe mich mit meiner Truppe freiwillig ergeben. Der heilige Vater hat mir die Freiheit versprochen, er hat mir jedoch nur das Leben geschenkt: der heilige Vater hat sein Wort nicht gehalten."

Der Offizier, mein Cicerone, nahm mich auf die Seite mit den Worten: „Mein Herr, ich will Ihnen auseinandersetzen, wie dieß so gekommen ist. Gasperoni war des Lebens überdrüssig, das er seit 18 Jahren führte. Eines Tages beichtete er einem Dorfpfarrer, und theilte ihm seine Absicht mit, das Banditenhandwerk niederzulegen. Der Pfarrer versprach ihm, deßhalb an den Papst zu schreiben, und ihm Gnade, nebst dem Erlaubniß auszuwirken, in die Gesellschaft zurückzutreten. Gasperoni fügte als ausdrückliche Bedingung hinzu, seine Gehülfen müßten auf

gleiche Weise behandelt werden. Somit wurden die Unterhandlungen eingeleitet. Unserer Regierung lag sehr viel daran, sich dieser Banditen zu entledigen; sie verheerten die Straße nach Neapel, ermordeten die Reisenden, erpreßten Steuern und begingen tausend Ausschweifungen. Man schickte Soldaten gegen sie; allein diese tranken mit ihnen, statt sich mit ihnen zu schlagen. Ueberdieß ergriffen die Bauern ihre Partei gegen die Truppen, weil sie stets von der den Reisenden abgenommenen Beute einen kleinen Antheil erhielten. Nur die päpstlichen Dragoner verstanden keinen Scherz, allein die Berge gewährten den Banditen immer wieder Schutz gegen diese furchtbare Reiterei. Aus diesen Gründen zögerte man keinen Augenblick durch Vermittlung des Pfarrers mit den Räubern in Unterhandlung zu treten. Die Entscheidung, welche der Beichtvater dem Anführer der Bande brachte, lautete folgendermaßen: „Der Papst bewilligt dem Gasperoni das Leben. Die Sünder unterwerfen sich, und Alles sey ihnen vergeben. Vor allen Dingen aber muß er sowohl als seine Bande sich zu Civita Vecchia als Gefangene stellen." Der verschlagene Gasperoni zögerte lange Zeit. Der Pfarrer benutzte seinen Einfluß; es hieß sogar, er habe eine gänzliche Verzeihung versprochen, wofern Gasperoni dem heiligen Vater gehorche, auch würden sich die Thore für ihn wieder öffnen, sobald er die Festung als reuevoller Christ betrete. Gasperoni, von dem Pfarrer gedrängt und seines wüsten Lebens satt, willigte endlich ein sich auszuliefern. Seine Kameraden, seit langer Zeit an blinden Gehorsam gegen ihn gewöhnt, folgten ihm fröhlich in das Gefängniß. Seit einigen Jahren erwarten sie ihre Begnadigung; sie werden dieselbe jedoch schwerlich erhalten. Ueberdieß hat der heilige Vater gehalten, was er versprach, und dabei wird es sein Verbleiben haben. Diese Menschen sind allzu gefährlich."

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Schreiben des Prinzen von Neuwied, geschrieben aus dem Fort von Clark, unweit der Dörfer der indianischen Stämme der Mandans, am obern Missouri, im December 1833, und in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris am 23 Februar 1835 im Auszug mitgetheilt.

Der Prinz war am 10 April 1833 von St. Louis abgereist, um mit dem Dampfboot „Assiniboine" den Missouri aufwärts zu fahren. Am 22sten kamen die Reisenden am letzten Militärposten vorüber, und erreichten am 24sten die Hügel der schwarzen Schlangen (Black-Snake-Hills), wo der Stamm der Aguanys gewöhnlich zu hausen pflegt, der einige Tage zuvor sechs Omahas getödtet hatte. Am 5 Mai kam man nach Bellevue, wo die Vereinigten Staaten einen Agenten bei den indianischen Stämmen der Omahas, Otos und Panis unterhalten. Der Major Daugherty ist gegenwärtig mit dieser Stelle bekleidet.

Am 5 Mai, nachdem die Reisenden noch einem Tanz beigewohnt hatten, den die Omahas bei Mondschein aufführten, setzten sie ihren Weg fort, und kamen bald auf das Gebiet der großen Nation der Sioux oder Dacotas, wie sie sich selbst nennen. Drei Hauptstämme dieser Nation leben an den Ufern des Missouri, und die übrigen am St. Pierre und Mississippi. Die Ufer des Missouri sind mit Pappeln (populus angulata), mit einer Art von Weiden mit sehr schmalen Blättern, und mit Büschen von Rothholz (corrus servicea) bedeckt. Die Rinde des letztern wird von den Indianern geschnitten, getrocknet und unter den Rauchtabak gemischt, den sie sich nicht in hinreichender Menge verschaffen können.

Am 12 Mai kam der Prinz in ein kleines Dorf der Puncas, die dem Reisenden einen Besuch abstatteten. Es gibt hier sehr viele rothe Cedern, deren Holz man für die Dampfschiffe fällt, und das beim Verbrennen weit umher einen sehr angenehmen Geruch verbreitet.

Am 25 Mai kamen die Reisenden zu der Agentschaft der Sioux; der amerikanische Agent war zwar anwesend, sonst fanden sie aber nur etwa ein Dutzend indianische Familien, die unter kegelförmigen Zelten wohnten, welche aus Stangen zusammengesetzt und mit Bisonhäuten bedeckt waren. Die Reisenden hatten hier Gelegenheit Zeugen zu seyn, wie die Indianer ihre Todten auf Bäume oder auf Gerüste legten, welche auf vier Pfählen ruhen.

Am 12 Junius kam man an zwei jetzt verlassenen Dörfern des Stammes des Arikkara vorüber. Dieser Stamm ist jetzt den Europäern sehr gefährlich, denn er hat sich um der Härte willen mit welcher man ihn verfolgte, in das Innere der Ebenen zurückgezogen, und tödtet jeden der ihm aufstößt.

Am 15 erreichten die Reisenden den Heart-River, an welchem vormals der Stamm der Mandan seinen Hauptsitz hatte. Sie sahen hier sehr viele weiße Wölfe, und wurden von einer Abtheilung Sioux Yanktonans bis nach Fort Clark begleitet.

Am 19ten kamen die Reisenden an einigen Dörfern der Minetarri, gewöhnlich die Dickbäuche genannt, vorüber; diese Dörfer liegen an den Ufern des Knife-River. Hier sahen sie auch die ersten Bären jener so gefürchteten Art, die unter dem Namen Ursus horribilis bekannt ist. Am 24sten erreichten die Reisenden das Fort Union, den Aufenthaltsort des Residenten der amerikanischen Pelzhandelskompagnie, die eben ein Kielboot abschickte, welches noch 600 Meilen weiter aufwärts fahren sollte, um Waaren nach dem unweit der Wasserfälle des Missouri gelegenen Fort Makkurie zu bringen.

Am Big-Hornflusse, so genannt, weil man hier eine große Menge Hörner des Algali, oder wilden amerikanischen Schafes gefunden hatte, lernten die Reisenden einen andern Stamm der Dickbäuche kennen. Sie erlegten hier mehrere Bären, von deren einem sie ein ganzes Skelett zusammensetzten, das aber nebst mehreren andern Gegenständen verloren gegangen ist. Sie kamen später an den merkwürdigen Paß des Stones-Wall (steinernen Mauern), so genannt, wegen der Massen weißen, leicht zerreiblichen Sandsteins, welche hier auf Hügel von Thonerde und graubraunen Sand aufgelagert sind. Dieser weiche Sandstein ist durch die Länge der Zeit von den Elementen so verarbeitet worden, daß er allerhand seltsame Gestalten bildet, als: Festungen, Thürme, menschliche Figuren, welche dem Atlas gleich eine Kugel tragen, u. s. w. In dieser Gegend halten sich die Algalis oder wilden amerikanischen Schafe vorzugsweise auf.

Am 7 August erblickten die Reisenden die Rocky-Mountains (Felsengebirge) zuerst, und am 9ten kamen sie nach Fort Mackenzie, wo sie ein überraschender Auftritt erwartete. Mehr als 600 Krieger der Black-Feet (Schwarzfüßler) hatten sich am Fort aufgestellt, und begrüßten die Reisenden mit Musketenschüssen. Eine große Menge von Weibern und Kindern bedeckte die Ebene, und bildete malerische Gruppen um die aufgeschlagenen Zelte. Diese Nation besteht aus drei Stämmen, welche sämmtlich die nämliche Sprache reden, und den Europäern in den Gebirgen sehr gefährlich sind; im Fort Clark lebt man jedoch seit einigen Jahren mit ihnen im Frieden.

Der Prinz hatte sich vorgenommen, seine Reise bis zu den Wasserfällen des Missouri fortzusetzen, und deßhalb ein 25 Fuß langes Kanot von Rinde verfertigen lassen; allein ein unvorhergesehener Umstand änderte seinen Plan. Das von den Schwarzfüßlern um das Fort herum aufgeschlagene Lager wurde von 580 Assiniboins überfallen; die Weißen nahmen Theil am Kampf, und dieß zog eine solche Menge von Schwarzfüßlern herbei, daß der Prinz mit seiner schwachen Begleitung die Reise nicht wagen zu dürfen glaubte. Am 14 September fuhr er daher mit seinen Sammlungen und seinen Leuten in dem etwas zu kleinen Kanot den Missouri wieder abwärts. An den unwirthlichen Ufern dieses Flusses, wo man jeden Augenblick eines räuberischen Anfalls gewärtig seyn muß, steigt man um 8 oder 9 Uhr des Morgens aus dem Fahrzeug um zu frühstücken, und um 5 Uhr Abends um zu Mittag zu essen; dann setzt man seine Fahrt fort bis zur Nacht, wo man sich schlafen legt, ohne ein Feuer anzuzünden. Das Gepäck bleibt an Bord, und man legt sich angekleidet auf Büffelfelle nieder, das Gewehr neben sich.

Zu Fort Union vertauschte der Prinz sein Kanot gegen ein dauerhafteres Fahrzeug, mit dem er nach neun Tagen im Fort Clark ankam, wo er den Winter zuzubringen gedachte. Der Missouri war bereits an mehreren Stellen gefroren, der erste Frost stellte sich am 25 November ein.

Der Schluß des Briefes spricht von dem Schaden, welchen die Sammlungen des Prinzen gelitten haben; sie sollen fast so gut als verloren seyn. Das Nähere steht noch zu erwarten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 94. 4 April 1835.

Die Beschwerden der englisch-ostindischen Armee.

(Erster Artikel.)

Seit in dem weiten Landstriche zwischen dem Himalaya und dem Kap Comorin keine Macht mehr vorhanden ist, welche der englischen Macht zu widerstehen vermöchte, hat das Schicksal der eingebornen Fürsten Indiens und ihrer Staaten nur ein sehr untergeordnetes Interesse; einer nach dem andern hört auf, ohne daß irgend jemand, als etwa die persönlich Betheiligten, einen Antheil daran nähme, und die direkte Herrschaft der Engländer über die weiten Länder ist in langsamem, aber sicherem Fortschreiten begriffen. Unter den Bewohnern Hindustans selbst geht inzwischen eine große Veränderung vor, welche durch die mohammedanischen Eroberungen schon begonnen hatte, nämlich eine allmähliche Schwächung des übermächtigen Kastengeistes und ein Wanken der alten religiösen Meinungen und Ansichten. So ist Indien in einem wunderlichen Uebergangsprozesse begriffen, dessen Symptome äußerst schwierig aufzufassen und herauszuheben sind, und der sich nicht deutlicher abzeichnen läßt, als indem man sagt, daß europäische Begriffe und Auffassungsweisen mehr und mehr das alte Gebäude der Meinungen und des Glaubens untergraben.

Bei dieser Lage der Dinge ist der Bestand und die Sicherheit der englischen Herrschaft eine Sache von unendlicher Wichtigkeit für Indien selbst, da die im vorigen Jahrhundert auch ohne Zuthun der Engländer schon weit gediehene Anarchie jetzt ohne den Glauben an den sichern Bestand der englischen Herrschaft die maßlosesten Fortschritte machen müßte; dieser Glaube scheint jedoch allmählich festere Wurzeln zu fassen. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Engländer, so große Mißgriffe auch im Einzelnen geschehen seyn mögen, doch mit einer Klugheit und mit einem Takte zu Werke gegangen sind, welche ihren Staatsmännern alle Ehre machen. Die Macht der Gewohnheit und des Hergebrachten ist indeß so groß, daß die englischen Einrichtungen in Indien noch immer an manchen Uebeln leiden, die sich nur aus dem kaufmännischen Charakter der ersten Niederlassungen erklären lassen. Anfangs verwandte die ostindische Kompagnie nur englische Truppen, und die Sepoys *) waren nur ein Nothbehelf, weßhalb die Offiziere derselben durchaus nach denen der königlichen Regimenter rangirten, so daß oft ein Gelbschnabel, der sich eben in der königlichen Armee das Hauptmannspatent erkauft hatte, den Rang vor einem Veteranen hatte, der zwanzig Dienst- und vielleicht nicht viel weniger Kriegsjahre zählte. Auch konnten z. B. noch unter Clive, Lawrence und Coots die Offiziere der indischen Regimenter nie mehr als Obersten werden, d. h. nur ein indisches Regiment, nie aber ein Korps, und noch weniger ein solches befehligen, das zum Theil aus königlichen, zum Theil aus Kompagnietruppen bestand. Diese Zurücksetzung der indischen Armee, welche theilweise erst in neuerer Zeit abgestellt wurde, theilweise aber noch fortdauert, ist um so lächerlicher und beleidigender, als seitdem die Zahl und Bedeutung derselben ungeheuer gewachsen ist, und sie als die Hauptstütze der englischen Herrschaft, wenn auch nicht als die einzige betrachtet werden muß. Die königlichen Truppen in Indien, welche noch überdieß wegen der Sorge für ihre Gesundheit *) dem indischen Gouvernement ungeheure Summen kosten, und schon wegen des Klima's nicht im Verhältniß gleich viel leisten können, betragen 4 Regimenter Reiterei und 16 Regimenter Infanterie, also höchstens etwas über 20,000 Mann, während die indische Armee 200 Regimenter, und nahe an 200,000 Mann zählt.

Doch nicht allein diese Zurücksetzung gegen die königlichen Truppen ist es, welche die Offiziere der indischen Armee unwillig macht, sondern auch ein System der Ersparnisse und Einschränkungen, das namentlich seit dem kostspieligen Kriege gegen die Birmanen begann. Da die Einschränkungen im Civildepartement keineswegs mit demselben Nachdrucke vorgenommen wurden, wie in der Armee, obgleich die Civilbeamten verhältnißmäßig weit besser bezahlt sind, so ist unter dem Militär eine Animosität gegen die Civilbeamten, „gegen die Herrn von der Feder,“ wach geworden, die nicht geeignet ist, die Einheit und Einigkeit unter den verschiedenen Zweigen der öffentlichen Macht zu erhalten. Es mag seyn, daß von Seite der Militärs manches Standesvorurtheil mit unterläuft; wenn aber solche Vorurtheile nicht durch eine allgemeine Volksgesinnung paralysirt werden, was in Indien

*) Gesprochen Sipay's, von dem persischen Wort Sipahi, Soldat: das im türkischen gebräuchliche Spahi.

*) Siehe hierüber Ausland vom vorigen Jahre Nr. 309; überhaupt die drei Artikel: englische Garnisonsstädte in Indien Nr. 300. 309 und 365.

unmöglich der Fall seyn kann, so haben sie eine um so größere Bedeutung, als sie auf etwas sehr Reelles, nämlich das Gefühl ihrer eigenen Wichtigkeit, sich stützen.

Skizzen aus Japan.

(Fortsetzung.)

Unter den bessern Charakterzügen der Japaner leuchtet besonders ihre kindliche Liebe und Achtung hervor; auch die häuslichen Tugenden der Frauen werden sehr gepriesen. Einer jener Anomalien zufolge, deren das stärkere Geschlecht sich gegen das schwächere so häufig schuldig macht, wird auch hier Ehebruch an der Frau mit dem Tode bestraft, während der Mann sich so viele Konkubinen halten darf als ihm beliebt. Nicht wegen dieser erzwungenen Keuschheit allein rühmt indeß Herr Fischer die japanesischen Frauen, sondern hauptsächlich auch ihrer Geduld und der Geschicklichkeit halber, mit welcher sie das Hauswesen zu führen verstehen, welches letztere Geschäft, bei dem Stolz des Mannes, der außer der Besorgung des Amtes, auf welches seine Geburt ihn hinweist, allen Erwerb für den Lebensunterhalt verschmäht, oft mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden ist. Uebrigens behaupten die japanesischen Frauen die nämliche Stellung als die europäischen: sie haben bei Festen den Vorsitz und sind die Zierde des häuslichen Mahles. Die Kunst, die Samsie oder die Guitarre zu spielen, macht einen wesentlichen Theil der weiblichen Erziehung aus; ein Griff in ihre Saiten gibt das Zeichen, daß alle Förmlichkeit bei Seite zu setzen sey, und daß nun Thee, Sakki *) und gesellige Heiterkeit an die Reihe komme.

Wenn die Stufe, auf welcher die Landwirthschaft und das Manufakturwesen bei einem Volke stehen, als Maßstab der Civilisation gilt, so können die Japaner zum mindesten mit allen übrigen orientalischen Nationen in die Schranken treten. Herr Meylan stellt sie in dieser Hinsicht höher als alle übrigen; besonders rühmt er ihren Ackerbau, nur scheinen sie die Gartenkunst, zu welcher sie doch alle Gelegenheit haben, wenigstens in demjenigen, was die Küche und den Nachtisch betrifft, zu vernachlässigen. Als Blumisten sind sie dagegen ausgezeichnet, und die Schönheit ihrer Erzeugnisse übertrifft in dieser Hinsicht Alles was man nur sehen kann. Ihr in Europa unbekanntes, ganz eigenthümliches Verfahren, aus größern Pflanzen kleinere Exemplare zu ziehen, haben sie zu einer hohen Vollkommenheit gebracht. Herr Meylan sagt, daß er eine dem holländischen Gouverneur zum Verkauf angebotene Büchse gesehen habe, die nur drei Zoll lang und einen Zoll breit war, und in welcher sich eine Tanne, ein Bambusrohr und ein Pflaumenbaum befanden, der Letztere in der Blüthe. Man verlangte 1200 Gulden für diese Seltenheit. Mit den Indiern haben die Japaner das religiöse Vorurtheil gegen das Schlachten von Hornvieh und gegen Fleischspeisen überhaupt gemein; deßhalb sind auch Weiden und Viehzucht bei ihnen gänzlich vernachlässigt. Nur der Büffel wird als Lastthier gebraucht, und wenn er eines natürlichen Todes stirbt, verarbeitet man seine Hörner und seine Haut. Deßhalb sind auch wahrscheinlich die Gerber so allgemein verachtet. Gegen Speck und Fett überhaupt haben die Japaner einen natürlichen Widerwillen, und in dieser Hinsicht weicht ihre Kochkunst gar sehr von der der Chinesen ab. Federvieh wird häufig gezüchtet, und Fasanen und andere Wildpretarten geben den Jagdliebhabern hinreichende Beschäftigung. Ihre Lieblingsnahrung liefern den Japanern das Meer, die Seen und Flüsse, und Alles, was nur in denselben lebt und webt, vom Wallfisch bis zum Gründling, kommt auf ihre Tafeln; sogar das Fischbein wird, wie Herr Meylan versichert, fein geschabt und auf Ragouts zerstreut. Um dieses Gericht, so wie um das rohe Fleisch des Delphins, das, mit Sakki und Senf genossen, Herrn Fischer zufolge sehr gut seyn soll, wollen wir indessen die Japanesen und die Herrn der Faktorei nicht beneiden. Der Storch wird auch in Japan so wie bei uns geachtet und geschont.

In einem Memorandum, das, wie Herr Meylan sagt, im Jahre 1744 dem holländischen Generalgouverneur zu Batavia vorgelegt wurde, befindet sich eine Berechnung, aus welcher sich ergibt, daß zu Anfang des 17ten Jahrhunderts, als der Handel mit Japan noch offen war, die Ausfuhr an Gold und Silber sich jährlich auf 10 Millionen holländische Gulden belief. Diese Ausfuhr wurde in der Folge herabgesetzt, und endlich im J. 1680 gänzlich verboten. Dieselbe Berechnung ergibt, daß die Ausfuhr von Gold und Silber in dem Zeitraum von 60 Jahren die ungeheure Summe von 600 Millionen Gulden betragen habe. Nimmt man an, daß die Minen von Japan außer diesem Gold und Silber auch noch eine große Menge von Kupfer liefern, wovon die Holländer binnen einigen Jahren 30,000 bis 40,000 Pikuls *) ausführten, rechnet man hiezu ein ansehnliches Quantum von Eisen und Stahl, und bedenkt man vor Allem, daß alle diese Metalle durch den hohen Grad von Reinheit, der ihnen eigen ist, besonders schätzenswerth sind, so läßt sich vermuthen, daß die Japaner keineswegs so ganz unerfahren im Bergbau und in der Kunst die Metalle zu behandeln seyn müssen. Nur scheinen sie die Ausbeute nicht gehörig eingetheilt, und dadurch eine große Erschöpfung ihres Bergbaues herbeigeführt zu haben, in deren Folge im Jahre 1790 im Rath des Kubo darauf angetragen wurde, den Handel der Holländer zu beschränken. „Der Grund unsrer Freundschaft mit den Holländern," sagte der Antragsteller, „ist der Handel, und der Handel wird mit Kupfer betrieben. Ist dieses erschöpft, so muß der erstere eingehen. Wäre es daher nicht weise, wenn wir, um unser Freundschaftsverhältniß fortbestehen zu lassen, künftig nur so viel Kupfer abgäben, als unsre Gruben im Stande sind für immer zu liefern? Mit den Bergwerken geht es nicht wie mit den Haaren des Menschen, die wieder wachsen wenn man sie abschneidet: sie gleichen im Gegentheil den menschlichen Gliedern, die, einmal abgenommen, nicht mehr nachwachsen." Dieses Argument hatte zur Folge, daß man die gestatteten zwei Schiffe jährlich auf eins herabsetzte. Im Jahre 1820 ließ sich die Regierung jedoch be-

*) Ein geistiges, aus Reiß bereitetes Getränk, und zugleich das einzig berauschende, welches die Japaner haben.

*) Ein Pikul ungefähr 133 Pfund.

wegen, eine Vermehrung der Schiffe und der Kupferladungen zu gestatten. In Handarbeiten sind die Japanesen für gewisse Artikel besonders berühmt; auch werden europäische Erzeugnisse mit Erfolg von ihnen nachgeahmt. Zu Nangasaki verfertigt man Teleskope, Thermometer und Uhren. Eine der Letztern, welche zum Geschenke für den Kaiser bestimmt war, konnte sich, wie Hr. Meylan versichert, mit vielen europäischen Kunstwerken dieser Art messen. Sie war 5 Fuß lang, 3 Fuß hoch, und zeigte eine Landschaft mit einer goldenen Sonne. Wenn die Stunde schlug, bewegte ein Vogel seine Flügel, eine Maus kroch aus ihrem Loch den Berg hinan, und eine Schildkröte kam zum Vorschein, um die Stunde auf dem Zifferblatt zu zeigen. Leider hatte man aber nach orientalischer Weise auf Perspektive und Verhältniß gar keine Rücksicht genommen; der Vogel war größer als der Baum auf dem er saß, und die Maus lief in einem Augenblicke über den Repräsentanten eines Berges von mehrern tausend Fuß Höhe.

Die Malerei scheint sich in Japan vor Alters schon auf eine gewisse Stufe gehoben zu haben, denn man sieht auf den Thoren und Mauern ihrer Tempel Gemälde von hohem Alterthum, wenn auch nicht, wie die Japaner von einigen behaupten, aus dem eilften Jahrhundert. Gute Porträtmaler findet man, wie Hr. Fischer sagt, in Japan nicht; die dortigen Maler widmen sich wahrscheinlich aus gewissen abergläubischen Meinungen diesem Zweig der Kunst nicht, denn sie wenden bei Gemälden dieser Art allen ihren Fleiß auf das Ausmalen der Kleidung und der Beiwerke, das Gesicht selbst aber hat keine Aehnlichkeit. Von den lackirten Waaren der Japaner, die auch bei uns berühmt sind, kommt nur das Schlechteste durch den Handel nach Europa; das Museum im Haag enthält indeß einige Musterstücke von Arbeiten dieser Art, die von der Geschicklichkeit der Künstler Zeugniß geben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wasservertheilung Londons. *)

Diese wichtige Angelegenheit hat, nachdem sie eine Zeit lang geruht, abermals die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Mehrere Plane sind vorgelegt worden, jedoch sämmtlich nach so großem Maßstabe, daß Publikum und Regierung höchst wahrscheinlich vor den Kosten zurückschrecken werden. Das neue Licht, welches die Geologie über diesen Gegenstand verbreitete, kann indeß dazu führen, den gewünschten Zweck auf genügende und dennoch wohlfeilere Weise zu erreichen. Die Schichtung, auf welcher London und der umliegende Distrikt liegt, ist jetzt vollkommen erkannt, und obschon die Tiefe, in welcher Wasser gefunden wird, sehr groß ist, so hat man dennoch die Gewißheit es im Ueberfluß und von der besten Qualität zu erhalten.

Als Beweis hiefür gilt der Erfolg, welchen man beim Graben des großen Brunnens zu Hampstead erlangte. Die Schichtungen, durch welche man bei dieser Gelegenheit kam, waren folgende:

1.	Gewöhnlicher Londoner Thon	285 Fuß
	Felsen	6 —
	Töpferthon	40 —
		550 —

Die Londoner Thonerde war während der ersten 50 Fuß locker, von röthlich brauner Farbe, und enthält ziemlich viel Eisenkies und Selenit; in den nächsten 170 Fuß wechselte die Farbe von Blau bis zu Dunkelbraun, und der untere Theil war sehr sandig. In der Tiefe von 260 Fuß fand man einige Früchte und Samen; in einer Tiefe von 265 und 285 Fuß aber enthielt die Thonerde eine große Menge vegetabilischer Ueberbleibsel. Unter den gefundenen Fossilien sind besonders merkwürdig: mehrere Sternsteine, ein Pentakrinit, sechs Spezies von Muscheln und zwei kleine, gerade, röhrenförmige Körper, von denen einer rund, der andere aber viereckig und inwendig von gestreifter Struktur ist, gleich einem Belemniten, ohne jedoch in der Mitte mit einem Loch versehen zu seyn.

Der Fels zwischen der Thonerde und dem Töpferthon war voll grüner Partikeln und mit unzähligen kleinen abgerundeten Kieseln eingesprengt. Die in dieser Schicht gefundenen Fossilien waren kalkartig und zerbrechlich; unter ihnen befanden sich die beiden Muschelgattungen Mya intermedia und Natica glaucinoides. Der Töpferthon enthielt keine organischen Ueberreste.

In der Tiefe von 550 Fuß fand man eine Sandschicht mit kleinen Kieseln untermischt, aus der nach und nach eine solche Wassermasse emporstieg, daß man vermuthen sollte, es müsse sich ein ungeheurer Süßwassersee unter dem Boden von London befinden. Die Dampfmaschine war, gleich von Anfang der Entdeckung des Wassers an, sechs Wochen lang beschäftigt Tag und Nacht in jeder Minute hundert Gallonen in die Wasserbehälter zu pumpen, und dennoch ließ sich keine Abnahme im Wasserstande des Brunnens bemerken.

Durch solche Brunnen und Dampfpumpen ließe sich, wie das angeführte Beispiel beweist, nicht nur das reinste Wasser, sondern auch um den zehnten Theil dessen erhalten, was einer Gesellschaft gezahlt werden muß, die den Bedarf aus einer Entfernung von mehrern Meilen herbeizuschaffen genöthigt ist. Die bedeutendsten Brauer und Fabrikbesitzer versehen sich bereits mit Wasser aus eigenen Brunnen, und es wäre sehr zu wünschen, daß auch die übrigen Kirchspiele von London dem von Hampstead gegebenen Beispiele folgen möchten.

*) Ueber die Vertheilung des Wassers in London haben wir unsern Lesern in Nr. 254 u. f. dieser Blätter vom vorigen Jahre eine umfassende Uebersicht mitgetheilt, und tragen deßhalb hier noch einen denselben Gegenstand betreffenden Korrespondenzartikel des Athenäums nach.

Ein Besuch bei Antonio Gasperoni von Mery.

(Schluß.)

Ich ging auf Gasperoni zu, der seine Stellung nicht verändert hatte. Er hat durchaus keine Aehnlichkeit mit den Räubern, wie man sie auf dem Theater darstellt, vielmehr sieht er sanft aus, hat starke regelmäßige Züge und ein angenehmes, geistreiches Lächeln. Seine Haare sind schwarz und glatt, hinten lang und nachlässig mit einem Bande zusammengebunden. Er erzählt mit gutmüthigem Ausdrucke, dabei gestikulirt er wenig, im Gegensatze mit seinen Landsleuten. Wird ihm aber eine Antwort durch eine kühne Frage entrissen, auf die er ungern einging, dann verräth sich der überlegene Mensch; sein Gesicht wird drohend, sein Auge wild, seine Lippe bebt, seine Sprache wird belebt und derb: man erkennt den Banditen mit seinen fünf und vierzig Mordthaten.

Ich fragte ihn, welches ist euer wahrer Name? man hat mir gesagt, ihr heißet Barbone.

„So nannte man mich in den Bergen; mein Name ist Antonio Gasperoni.“

Ihr habt euch sehr berüchtigt gemacht; man spricht in Italien von euch wie von Catilina, Spartacus und andern euren Landsleuten, welche Rom den Krieg erklärt hatten. Er lächelte und verbeugte sich bescheiden.

Aus welchen Ursachen, Gasperoni, habt ihr dieses Handwerk ergriffen?

„Ein Streit war daran schuld.“

Verlohnt es sich wohl auch, wegen eines Streites mit der Gesellschaft zu brechen?

„Ich hatte meinen Gegner im Streite getödtet.“

Wie lange triebt ihr euer Handwerk?

„Siebzehn Jahre.“

Habt ihr Wunden?

„Allenthalben.“

Ihr habt euch also oft geschlagen?

„Ja wohl oft, sehr oft.“

Mit den päpstlichen Soldaten?

„Mit den Soldaten, nein (mit einem Zeichen der Verachtung); mit den Dragonern!“

Man sprach mir von eurer Geschichte in der Köhlerhütte (ein Blitz zuckte durch seine Augen, sein Antlitz ward düster); wollt ihr wohl so gut seyn, mir jene Geschichte erzählen?

Die ganze Bande schloß einen Kreis um uns, um die Erzählung aus dem Munde ihres Führers anzuhören.

Es waren ihrer siebzehn, sagte Gasperoni, siebzehn Köhler. Sie hatten mich an die Soldaten des Papstes verkauft. Ich hielt sie für meine Freunde: wir aßen und tranken ruhig in ihrer Hütte. Ich hatte keine Schildwache ausgestellt; das war ein großer Fehler, allein ich hielt sie für brave Leute und für meine Freunde. Um Mitternacht höre ich die Tritte der Soldaten; mein Ohr erkannte sie auf eine Viertelstunde. — Verrath, Kameraden, Verrath! Wir greifen zu den Waffen. Die Päpstlichen hatten sich der Hütte bis auf 20 Schritte genähert. Wir waren zwölf, sie ihrer dreißig. Wir lichteten ihre Reihen durch wohlgezielte Flintenschüsse. Ich allein schoß vier derselben nieder; ich ward am Arme verwundet; hier sehen Sie noch die Narbe. Die Päpstlichen ließen uns durch; nicht einen einzigen der Unseren nahmen sie gefangen, nicht Einen tödteten sie. Die päpstlichen Soldaten schießen sehr schlecht. Wären es Dragoner gewesen, so waren wir verloren. Hören Sie weiter: Drei Tage darauf in der Nacht stiegen wir von den Bergen herab. Ich führe meine Bande an die Köhlerhütte. Die Elenden schliefen. Eine Stimme ruft von innen: Wer pocht an die Thüre? — Aufgemacht, antworte ich, es sind eure Freunde, die Soldaten. Ein Köhler ruft: Oeffnet nicht, es ist Gasperoni. — Mit einem Kolbenschlage sprenge ich die Thüre. Schäumend vor Wuth traten wir ein; Alle wurden niedergemacht. War das nicht billig, nicht die gerechte Strafe für ihren Verrath? — Zuletzt zähle ich die Leichen; es waren nur vierzehn. Ich durchsuche die Hütte; drei Köhler waren entwischt; die Sache also nur halb vollstreckt. Vor Wuth rannen mir Thränen über die Wangen. Ich finde sie auf, rief ich meinen Kameraden zu, ich finde sie, und müßte ich ganz Italien durchsuchen. — Zwei Jahre später traten wir eines Abends in eine kleine einzeln liegende Schenke am Meere, um zu trinken. Der Ort war uns genau bekannt. Bauern saßen um einen Tisch. Ich habe ein scharfes Auge, um meine Feinde auszuspähen: ich gewahre unsere drei Köhler, die sich in einem Winkel verbargen. Ich war sehr froh darüber. Endlich habe ich sie, sagte ich zu mir selbst. Hervor ihr Drei, laßt eure Gesichter sehen; habt ihr Angst? sie waren bleich und zitterten. Es ist lange her, daß ich euch suche, sagte ich lachend zu ihnen. Sie warfen sich mir zu Füßen und flehten um Gnade. Ich gab meinem Scharfrichter ein Zeichen; mit drei Pistolenschüssen streckte er sie nieder. Ich selbst vergieße nur Blut im Kampfe, außer demselben habe ich nie jemand getödtet, selbst jene elenden Köhler nicht, die mich verkauft hatten.

Die umstehenden Sträflinge bekräftigten dieß durch eine Beugung des Hauptes.

Man erzählt noch mancherlei Geschichten von euch, sagte ich zu ihm.

„Ja wohl, man wird Ihnen hundert Fabeln von mir sagen.“

Die Tochter jenes Engländers, der einen Preis auf euren Kopf setzte .....

„Das ist nicht wahr, unterbrach er mich mit Lebhaftigkeit, nie habe ich Weiber tödten lassen.“

Doch habt ihr hie und da eine in eure Berge entführt?

Gasperoni schwieg mit einem Lächeln, das man auslegen konnte, wie man wollte.

Vielleicht sehnet ihr euch wieder nach jenem unabhängigen Leben, das ihr freiwillig aufgabt. Wenn der heilige Vater euch begnadigte, wie würdet ihr eure Freiheit benutzen?

„Ich würde ein ehrlicher Mann werden; ich würde nach Neapel gehen und arbeiten.“

Das würde euch schwer werden. Gewisse Gewohnheiten ....

„O nein, mein Herr; das unstäte Leben in den Bergen langweilt mich. Ich habe es 17 Jahre lang geführt; ich war jung; die Strapazen waren mir Bedürfniß; jetzt werde ich alt; ich leide durch meine Wunden und bin der Ruhe bedürftig.“

Würdet ihr für eure Kameraden gutstehen können?

„Für Alle!“

Ist derjenige, den ihr euren Scharfrichter nanntet und der auf euren Befehl tödtete, auch hier?

„Ja, der ist es.“

Der Bezeichnete stand zu meiner Linken; sein Arm berührte den meinigen. Die Stupidität des Verbrechers war auf seinem langen, magern und bleichen Gesichte ausgedrückt. Wie heißest du, fragte ich ihn. Ohne mich anzusehen, erwiderte er mit heiserer Stimme: „Geronimo.“ Du also warst der Henker der Bande? — „Ja, Herr.“ Hast du viele getödtet, Geronimo? — „Ja wohl, so oft man zu mir sagte: tödte! (amazza).“

Ich zweifle sehr daran, daß der heilige Vater dich begnadigen werde!

Ein schallendes Gelächter der ganzen Bande begleitete meine Bemerkung. Geronimo machte ein Zeichen der Sorglosigkeit und lachte selbst mit.

Jetzt wendete ich mich an die Bande: es scheint, daß ihr fröhlich lebt und nicht mager werdet im Gefängniß.

Ein Sträfling, der, was unter diesen Leuten selten ist, einen starken Bauch hatte, erwiderte mir, der heilige Vater nähre sie sehr gut: wir essen Fische, Fleisch, gute Gemüse und erhalten täglich 2 Paoli (22 Sous).

So seyd ihr ja glücklicher als alle Bettler der römischen Staaten.

„Dieß ist, entgegnete Gasperoni, eine gute Politik der Regierung. Diejenigen, welche unser Handwerk treiben, wissen, daß wenn sie sich freiwillig stellen, sie gut zu essen, gute Betten und guten Sold erhalten. Alles dieß findet man selten beim Leben in den Bergen. Dadurch wird mancher verleitet, sich selbst einzuliefern, wenn er des Lebens auf den Landstraßen satt ist. Und dann erhalten wir auch noch überdieß Geschenke von den Reisenden.“

Mein Begleiter bestätigte mir Alles, was von der Freigebigkeit des Papstes so eben gesprochen ward.

Ehe ich die Citadelle verließ, betrachtete ich die ganze Bande Gasperoni's noch einmal genau. Außer dem Führer und seinem Henker ist nicht ein einziges ausdrucksvolles Gesicht darunter. Es sind ganz alltägliche Physiognomien, die man dem Aussehen nach eben so gut für ehrliche Leute halten könnte, in welchen die Polizei sich geirrt hat. Ich weiß nicht, ob sie einst das malerische Kostüm trugen, das unsere Künstler den Banditen geben: ihre Sträflingskleidung ist die der italienischen Taglöhner, graue Beinkleider, braune Wämmser und blaue Strümpfe. Auch in ihrer Haltung gleichen sie keineswegs ihren lithographirten Kopien. Gleichgültig, jedoch ohne Niedergeschlagenheit, betrachten sie den heitern Himmel, das klare Meer, und leben sorglos in den Tag hinein. In diesem Zustande fand ich die Bande, welche während 15 Jahren die pontinischen Sümpfe verheert und so manchen reichen Engländer ausgeplündert hat. Ohne Zweifel sterben sie ab in der Citadelle, indem sie ihre Begnadigung erwarten, und mit ihnen erlischt die letzte Bande. Für die reisende Menschheit ist dieß ein Glück, für die Maler jedoch ein Unglück. Die Campagna von Rom ohne Banditen ist, was die syrische Wüste ohne Karawanen ist. Allenthalben stirbt die arme Poesie, erstickt durch die Moral und die Aufklärung. Der Orient allein war noch übrig. Umsonst! Der Türke kleidet sich jetzt in blaue Ueberröcke und der Sultan trägt Stallmeisterstiefeln und einen Seidenhut aus Paris.

Vermischte Nachrichten.

Eine aus mehreren Generalen bestehende Kommission hat von dem Kriegsminister den Auftrag erhalten, das gegenwärtig in der französischen Armee bestehende Remontesystem zu untersuchen. Seit langer Zeit schon und namentlich im vergangenen Jahre haben die Generalinspektoren sich über dieses System beklagt, das den wesentlichen Nachtheil hat, das Heer mit schlechten und durch eine Menge von Nebenausgaben vertheuerten Pferden zu versehen. Ein Pferd für die leichte Kavallerie, für welches der Tarif und das Budget nicht mehr als 450 Fr. gestatten, kommt auf 1100 Fr., und eines für die schwere Reiterei, für das nicht mehr als 650 Fr. bezahlt werden sollen, auf 1500 Fr. zu stehen.

*

Der durch Brandunglück verursachte Schaden soll in Frankreich im Jahre 1832 über 19, im Jahre 1833 über 14 Millionen Franken betragen haben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr Ed. Widenmann.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 95. 5 April 1835.

Skizzen aus Paris Nr. 2.

Karneval 1835 in Paris.

Die Franzosen sind das geistreichste Volk der Welt. Jeden Tag sagen sie es selbst, es muß also wahr seyn, und ich, ihr Gast, bin viel zu wohl erzogen, um zu widersprechen. Auch wäre es überflüssig, seitdem die Karikatur und der Charivari bestehen, und alle paar Tage dieses Thema zum Gegenstande ihrer tiefen und gelehrten Forschungen und Beleuchtungen machen.

Die Franzosen sind auch das munterste, heiterste Volk der Welt, und dieß sagt das Ausland von ihnen. Das aber ist nicht wahr, und gehört zu den tausend Oberflächlichkeiten und Unrichtigkeiten, die in den Urtheilen von Volk zu Volk sich nach und nach eingebürgert, und das Gepräge geistreicher Wahrheiten sich angemaßt haben. Das war noch eine gute Zeit, in welcher weiland Kotzebue in seinen zahllosen Lustspielen die Karikaturen französischer Perrückenmacher oder Tanzmeister auf die Bühne brachte, und mittelst dieser selbst geschaffenen Spottfiguren die ganze übrige Nation beurtheilen lassen wollte; hier war das Urtheil fertig, man brauchte nur zu nehmen, und niemand durfte sich ein Gewissen daraus machen, denn so lange die Welt steht, haben die Völker einander nach dem Ausspruche unberufener Mittelsleute geschätzt.

Wer da sehen will, wie das wirkliche Paris, wie der lebende, leibhafte Franzose nicht den gemalten und beschriebenen gleichen, der setze nur den Fuß auf die Straße, auf einen öffentlichen Platz, in die Tuilerien, in das Palais-royal, auf die Boulevards, da wo die ganze Bevölkerung stets versammelt zu seyn scheint, oder in den Saal eines Speisegebers oder in ein Kaffeehaus, er wird von Allem, was er sich erwartet, seltsamerweise nichts finden. In einem Speisesaal von hundert bis hundertfünfzig Personen ist Alles ruhig, unbeweglich; außer dem einförmigen Rufe: garçon! und dem Lärmen der Teller und Gabeln herrscht eine Todtenstille. Sie sehen wohl hundert Leute, hundert Personen, aber keine Gesellschaft, jeder ist für sich allein, und die Welt um ihn herum bekümmert ihn nichts.

Das Wahrzeichen eines Pariser Kaffeehauses ist der Hut auf dem Kopfe der Besucher und das Dominospiel auf dem Marmortische, der mit etwas Sägemehl bestreut wird. Die erst genannte Sitte ist dem Fremdlinge unleidlich, der Franzose, und besonders der ächte Pariser, findet sie ganz natürlich, er friert am Kopfe; auch das hätten Sie nicht von ihm geglaubt, und er trennt sich von seiner Kopfbedeckung nur in der äußersten Noth: er trinkt seinen Kaffee mit dem Hute auf; er spielt Billard, Dambrett, Schach, Domino, er liest alle Zeitungen stets mit dem Hute auf. Man behauptet, daß der Minister Thiers die acht Bände seiner Revolutionsgeschichte mit dem Hute auf dem Kopfe geschrieben habe, und ich kenne selbst einen Schriftsteller, der ihn mehrmals in dieser Weise arbeiten sah. Damals wohnte er noch bei Laffitte, war Journalist und Revolutionär, also sehr unhöflich, seitdem er Minister von Louis Philipp ist, hat er sich gewöhnt, chapeau bas zu gehen, woraus man schließen darf, daß er sich wärmer gesetzt, oder daß die nie still stehende Höflichkeit des Kastorhutes der Julius-Majestät auf den gelehrigen Minister gewirkt habe.

Mit dem Dominospiel, welches alle Tische beschäftigt, ist es mir übel ergangen: ich hatte die Frechheit zu behaupten, daß das Talent zu diesem Spiel in der Einfalt, und die Kunst in der Langweiligkeit und Geduld bestehe, man wies mich aber zur Ordnung, und legte mir klar dar, daß das Domino, so wie das Dambrett, ein sehr geistreiches und schwieriges Spiel sey: wie würden wir es sonst so viel spielen? setzte man als letztes Argument hinzu; in der That, dagegen ist nichts einzuwenden. Vielleicht kommt es von dieser tiefsinnigen Entdeckung, daß die Franzosen so traurig geworden sind.

Der Karneval ist nichts anders als ein Fieberparoxysmus in dem sonst geregelten Leben, der Karneval schafft nicht neue Charaktere, nicht ein neues Gemüth, und mehr oder minder ist das übrige Jahr, das übrige Treiben eines Volkes ein gültiger Maßstab um zu beurtheilen was der Karneval seyn könne.

Sicherlich wird auch im pariser Karneval mehr als ein Fremder sich getäuscht finden, wenn er mit den alten und gänzlich verjährten Vorstellungen in die große Hauptstadt tritt.

Die Privatzirkel sind nicht entscheidend; wir kennen sie weniger, und sind nicht im Stande, sie in das Gemälde hineinzuziehen. Es steht kaum zu erwarten, daß sie in ihrem Charakter etwas anders als eine Kopie des allgemeinen Volksinstinktes seyn werden. Am Hofe und auf den dortigen Karnevalsfesten bewegt sich nur eine sehr enge Welt, ihre Sitten, ihre Gebräuche sind unerfaßlich, wie Alles an dem Hofe Louis Philipps das Gepräge

des Ungewissen, des Uneigenthümlichen trägt. Der Moniteur und die Debats sagen, die Feste seyen glänzender und geschmackvoller als sie jemals unter der alten vierzehnhundertjährigen Monarchie der Bourbone und ihrer Voreltern gewesen. Wer kann es wissen? der Moniteur und die Debats lügen, das ist ihr Gewerbe, und die eingeladenen Gäste, die spärlichen bürgerlichen Gäste, reden nicht gern von den Herrlichkeiten und Freigebigkeiten des orleanischen Haushaltes. Louis Philipp ist übel daran, der Faubourg St. Germain, welchen er gern haben möchte, mag ihn nicht, und die Bourgeoisie, welche ihn gern mit ihrem Besuche beglücken möchte, mag er jeden Tag weniger. Es bleibt uns aber ein weiter Raum, ganz Paris, und in den Theatern was auf der langen Stufenleiter zwischen der großen Oper und der Madame Saqui, auf dem Boulevard du Temple, steht.

Sie wollen wissen, was ein „brillanter Maskenball" in der großen Oper oder, wenn Sie einen andern Namen wollen, in der „königlichen Akademie der Musik" ist? Begleiten Sie mich.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Japan.

(Fortsetzung.)

Theatralische Unterhaltungen sind in Japan sehr beliebt, und stehen, was Scenerie und Dekorationen betrifft, weit über denen der Chinesen. Ihre Schauspiele bieten, in einem und demselben Stück, eine grelle Mischung des Tragischen und des Komischen und gewaltige Verstöße gegen die Regel der Einheiten. Das Orchester besteht gewöhnlich aus Blinden, die einer gewissen Brüderschaft von blinden Leuten angehören, welche man Telis nennt. Der Gründer dieser Gesellschaft war, wie die Sage berichtet, ein gewisser Prinz Senmimar, der sich über den Verlust seiner Geliebten die Augen ausweinte. Die Theater werden sehr besucht, indeß herrscht auch in Japan jenes Vorurtheil gegen den Schauspielerstand, das man auch bei uns findet, und das, durch das regellose Benehmen mancher seiner Mitglieder herbeigeführt, so tiefe Wurzeln geschlagen hat, daß es weder den Talenten noch den guten Eigenschaften vieler andern gelang, es gänzlich auszurotten. Die Damen, welche das Theater besuchen, kleiden sich während der Vorstellung zwei, auch wohl dreimal um, und sind zu dem Ende von einer Anzahl Dienerinnen begleitet, welche ihre Garderode tragen. Von jedem Stück cirkuliren gedruckte Programme unter den Zuschauern.

Bei ihren gesellschaftlichen Zusammenkünften im Winter beschäftigen sich die jungen Frauenzimmer mit feinen Arbeiten aller Art; sie verfertigen artige Schachteln, künstliche Blumen, Vögel und andere Thiere, Taschenbücher, Börsen u. dgl. Im Frühling dagegen ziehen sie Unterhaltungen im Freien vor, unter denen Spazierfahrten auf herrlich geschmückten, Abends mit Laternen von buntfarbigem Papier beleuchteten Booten, mit denen die Seen und Flüsse bedeckt sind, den ersten Rang einnehmen.

Da den Japanern jeder Handel mit dem Ausland verboten ist, so sind ihre Schiffe nur für Küstenfahrten eingerichtet, und man muß deßhalb bei dem geringsten Anschein von ungünstiger Witterung in einen der zahllosen Häfen ihrer Küsten einlaufen. Das größte, welches Hr. Fischer sah, hielt nicht mehr als hundert Fuß Länge, dreißig in seiner größten Breite und ging sechs Fuß im Wasser. Der bekannte Missionär Gützlaff erzählt, daß er im Hafen von Lu-Tschu drei japanesische Barken habe liegen sehen, deren Schiffsvolk sehr gern mit den Fremden in Verkehr getreten wäre, und daß dieß nur von den Mandarinen der Insel verhindert worden sey. Diese Inseln und die unwirthliche Küste von Yesso sind wahrscheinlich die gewöhnlichen Gränzen ihrer Schifffahrt. Dieser von der Regierung angeordneten Beschränkung ungeachtet werden indeß dennoch zuweilen auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers Entdeckungsreisen unternommen. Die letzte Unternehmung dieser Art geschah im Jahre 1686, wo eine Dschonke ostwärts segelte, und nach langer Abwesenheit wieder nach Nangasaki zurück kam. So viel die holländischen Beamten der Faktorei aus der Erzählung des Kapitäns entnehmen konnten, war er mehrere Tage lang ostwärts gefahren, dann durch Stürme verschlagen worden und hatte endlich Land erreicht, das, seiner Beschreibung zufolge, kein anderes seyn konnte, als die Küste von Amerika zwischen dem 40sten und 50sten Grad nördlicher Breite.

Corea, ein Land, von dem wir noch weniger wissen als jetzt von Japan, stand einst unter der Herrschaft des letztern. Während der bürgerlichen Kriege der Japanesen ging es für diese verloren und wurde gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts wieder in Anspruch genommen; doch scheint sich die Oberhoheit der Japaner nur auf einige Handelsfreiheiten und einen Tribut, den sie jährlich beziehen, zu beschränken. Tsusima, eine mitten zwischen beiden Ländern gelegene Insel, hat eine japanische Besatzung, und hier werden, wenn ein neuer Kaiser den Thron von Japan besteigt, die Gesandten von Corea empfangen. Hr. Fischer, der im Hafen von Nangasaki mehrere Barken aus Corea sah, sagt, daß das Aussehen des Schiffsvolks und die Bauart der Fahrzeuge auf eine sehr niedere Stufe von Civilisation schließen lasse. Der Zustand dieses Landes sowohl als auch der von Yesso, ist ganz geeignet, die Japaner in der hohen Meinung, welche sie von ihrer Ueberlegenheit über andere Nationen hegen, zu bestärken. Die letztere Insel wurde im Jahre 1443 zum Theil unterworfen, und damals nominell in Provinzen getheilt; doch hat man sehr wahrscheinlich ihr Inneres noch niemals erforscht. Sie wird von einem Jägervolk bewohnt, und ist, da sie sich gegen Norden unter kamtschadalische Breiten ausdehnt, in cimmerische Nacht gehüllt. Nach Matsmai, der vornehmsten Handelsniederlassung dieser Insel, wurde im Jahre 1811 der russische Kapitän Golownin als Gefangener geführt. Er erhielt seine Freiheit nicht eher wieder, als bis der Gouverneur von Irkutsk hinlängliche Genugthuung für die Plünderungen leistete, welche sich der russische Lieutenant Chwostoff an der japanischen Küste von Segallen erlaubt hatte. Die Holländer geben den Japanern übrigens das Zeugniß, daß sie Allen, welche an ihre Küste verschlagen werden, bei strenger Beaufsichtigung, alle mögliche Gastfreundschaft angedeihen lassen und ihre Abreise auf jede Weise befördern.

Die Astronomie, oder doch wenigstens die Beobachtung der

Himmelskörper und ihrer Bewegungen, wird von den Japanesen eifrig betrieben, und sie sind mit dem Gebrauch unserer Teleskopen, Chronometer und anderer Instrumente vertraut, auch messen sie ihre Gebirgshöhen mit dem Barometer. Ihre Kenntnisse in der Medizin sind sehr beschränkt, denn ihre Vorurtheile verbieten ihnen das Studium der Anatomie. Unterricht wird in Schulen von allen Klassen ertheilt, und vielleicht ist die Schreibkunst in keinem andern Lande so allgemein verbreitet als in Japan. Die Japaner sind große Liebhaber vom Sammeln von Seltenheiten, und man findet bei ihnen sehr zahlreiche Münz- und Gemäldekabinette. Der Gouverneur von Tamba besitzt eine schöne Sammlung von europäischen Münzen, und zu Yesso sah Herr Fischer eine andere von alten europäischen Kupferstichen, die sich seit 150 Jahren in der Familie des Eigenthümers fortgeerbt hatte.

Die Gesandtschaftsreise nach Jeddo, auf welcher Hr. Fischer den Gouverneur der Faktorei, Herrn Cock Blomhoof, als Sekretär begleitete, wurde im Jahre 1822 unternommen. Die Gesellschaft brach am 6ten Februar auf, wie gewöhnlich von einem Opper Banjoost, oder einem hohen Beamten nebst drei Untergebenen, drei Dolmetschern und ungefähr hundert Gepäckträgern und 20 Pferden begleitet. Die letztern waren hauptsächlich mit den Betten der Vornehmern beladen, welche ihrerseits die Reise in den bequemen Sänften des Landes, Norimons genannt, zurücklegten. Anderes Gepäck und Mundvorrath, dessen man für den Augenblick nicht bedurfte, wurde um einige Tage zu Wasser nach Osacca vorausgeschickt. Der Gesandtschaft gingen stets zwei Köche voraus, von denen der eine das Mittagmahl an irgend einem bequemen Ort, und der andere das Abendessen im Nachtquartier zu besorgen hatte.

(Schluß folgt.)

Briefe über Amerika.

1.

Pittsburg, den 24 Novbr. 1834.

Es sind gerade 76 Jahre, daß eine Handvoll Franzosen traurig ein Fort räumte, das auf der Spitze einer Erdzunge an derjenigen Stelle lag, wo aus dem Zusammenflusse des Alleghanie und des Monongahela sich der Ohio bildet. Die Franzosen hatten mit den Indianern, ihren getreuen Verbündeten, kräftigen Widerstand geleistet; allein von dem Mutterlande nicht unterstützt, sahen sie sich endlich genöthigt, das Fort Duquesne zu verlassen. An jenem Tage, den 24 Novbr. 1758, ward einer der großartigsten Plane vernichtet, die je gefaßt worden sind. Frankreich war damals im Besitze von Canada und von Louisiana, und der schönsten Flüsse und der weitesten und reichsten Becken von Nordamerika, nämlich des St. Lorenzo und des Mississippi. Zwischen diesen beiden Becken hat die Natur keine Scheidewand errichtet, so daß zur Zeit des hohen Wasserstandes von Quebek bis nach Neu-Orleans eine ununterbrochene, wenn gleich noch unvollkommene Wasserverbindung stattfindet, und ein Schiff, das von der Mündung des St. Lorenzflusses ausgeht und bis zum Michigan-See hinauffährt, ohne Schwierigkeit in das Bett des Illinois und sofort bis zur Mündung des Mississippi gelangen kann. Zu jener Zeit lag es im Plane der französischen Kolonie, in diesem Thale mit doppeltem Ausgange einen großen Staat: Neu-Frankreich zu gründen. Das Thal des Mississippi deckt einen 8mal größern, das des St. Lorenzflusses einen 3mal größern Raum als Frankreich. Diese Idee erregte die Aufmerksamkeit Ludwigs XIV; die Ausführung derselben erhielt einen Anfang durch Anlegung einer Postenkette, deren einzelne Punkte trefflich ausgesucht waren. Allein während der Regierung Ludwigs XV waren dessen Minister zu sehr mit unpolitischen Kriegen beschäftigt, um dieser Angelegenheit ihre Sorge widmen zu können. Der Einnahme des Forts Duquesne folgte bald die Eroberung Canada's durch die Engländer, und im Pariser Frieden von 1763 trat Frankreich mit einem Federstreiche das Becken des Lorenzflusses und das linke Ufer des Mississippi an England, das rechte Ufer des letztern an Spanien ab.

Fort Duquesne ist heutzutage Pittsburg. Vergebens suchte ich mit größtem Eifer einige Trümmer des ehemaligen französischen Forts auf. Kein Stein, kein Ziegel findet sich mehr am Ohio, der von der einstigen Oberherrschaft Frankreichs zu zeugen vermochte.

Pittsburg ist heutzutage eine durchaus friedliche Stadt. Sieht man auch Geschütze und Kugeln daselbst, so kommt dieß daher, weil ein kaufmännisches Volk es sich zur Regel macht, den Markt mit allen Artikeln zu versehen, nach welchen Nachfrage geschieht. Jene Geschütze und Kugeln, gefertigt in den dortigen Gießereien, werden eben sowohl dem Sultan Mahmud und dem Kaiser von Marokko, als den Vereinigten Staaten feilgeboten. Pittsburg ist eine Manufakturstadt, die einst das Birmingham von Amerika werden wird, auch trägt eines der nahegelegenen Dörfer bereits den Namen Birmingham. Auch über Pittsburg, gleich wie über Birmingham und Manchester, erhebt sich jene schwarze Wolke, welche aus den Gießereien und Hüttenwerken, aus den Glasfabriken und den Kaminen der verschiedenen Manufakturen aufsteigt, und sofort in feinen Flocken auf die Wohnungen und Gesichter der Einwohner wieder herabfällt. Pittsburg ist lange nicht so bevölkert als Birmingham, indem es nur 20,000 Einwohner zählt; allein verhältnißmäßig zeigt sich viel größere Thätigkeit daselbst. Nirgends in der Welt ist man so regelmäßig und unaufhörlich beschäftigt, wie zu Pittsburg. Während der sechs Wochentage wird die Arbeit nur während den drei Mahlzeiten des Tages unterbrochen, von denen die längste kaum zehn Minuten dauert. Der Sonntag, welcher bei uns ein Tag der Freude ist, wird bei den Amerikanern nach englischer Sitte dem Gebet und der häuslichen Stille gewidmet. In Folge dieser energischen Ausdauer in der Arbeit, welche allen Altern und allen Ständen gemein ist, und mittelst der zahlreichen Dampfmaschinen, welche gleich gelehrigen Sklaven ihre Arbeit unaufhörlich fortsetzen, bringt die Bevölkerung von Pittsburg eine Produktenmasse hervor, welche mit der Einwohnerzahl in gar keinem Verhältnisse steht. Sey es nun, daß die amerikanische, noch jugendliche Industrie jene Feinheit noch nicht erreichen konnte, welche Gegenstände des Luxus erheischen, oder daß die Amerikaner auf den ersten Blick einsehen, daß die Fabrikation wesentlich nützlicher Gegenstände vortheilhafter ist, als diejenige von Luxusartikeln — man arbeitet in Pittsburg nur in Gegenständen der ersten Nothwendigkeit; es wird mehr auf die Solidität als auf den Glanz gehalten.

Pittsburg, obgleich gegenwärtig die erste Manufakturstadt der Union, ist doch noch lange nicht das, was es bestimmt ist zu werden. Erbaut auf der Mitte eines unermeßlichen Steinkohlenlagers, hat es seine Eisenerze ganz in der Nähe. Das östlich von Pittsburg gelegene Land liefert eine Menge Gußeisen, das sich in dieser Stadt in Schmiedeisen oder in Maschinen und Werkzeuge aller Art verwandelt. Kohlen und Eisen sind die Hauptelemente einer großartigen Industrie. Die eine ist die Kraft, das andere ist der Hebel derselben. Die Fabriken zu Pittsburg haben daher die Materialien zu ihrer Vervielfältigung und Ausbreitung nahe bei der Hand. Die Wege des Absatzes sind noch vielfältiger; denn diesem steht das Becken des Mississippi mit allen seinen Seitenthälern offen, davon jedes auf unserm Continente ein Becken des ersten Ranges wäre. Unter diesem Volke, das eben so schnell in der Zahl als im Wohlstande wächst, findet sich ein unermeßlicher Absatz für Maschinen, Guß- und Schmiedeeisen, Nägel, Glaswerk, Stahlwaaren, Töpferwaaren und Stoffen von Pittsburg. Man braucht Aexte zur Fällung der Urwälder, Sägen zur Fertigung der Bretter, Pflugscheeren und Spaten zur Umbrechung des jungfräulichen Bodens. Man braucht Dampfmaschinen für die riesenhafte Flotte von Dampfbooten, welche auf den Gewässern des Westens gehen und kommen. Man braucht Eisentheile und Nägel zum Bau der Häuser der neuen Ansiedler, Glas

zu den Fenstern; Werkzeuge aller Art und Leinwand zur Einrichtung der neuen Haushaltungen; denn hier will jedermann bequem wohnen.*)

Demnach beginnt Pittsburg bereits das zu seyn, was Birmingham und St. Etienne sind. Ueberdieß ist Pittsburg eine Handelsstadt und ein großer Marktplatz, und wird es immer mehr werden. Es liegt am Anfang der Dampfschifffahrt des Ohio; dadurch ist es durch die Vermittlung der Centralstädte Cincinnati und Louisville der natürliche Stapelplatz des obern und des untern Landes. Der Staat Pensylvanien hat nichts gespart, um Pittsburg die Vortheile seiner Lage zu sichern und zu entwickeln. Er hat aus Pittsburg einen der Stützpunkte jenes Kommunikationssystems gemacht, das er mit so großer Kühnheit begann und mit nicht minderer Ausdauer verfolgt hat.

Pittsburg ist durch eine Linie von Kanälen und durch Eisenbahnen von 158 Stunden Länge mit Philadelphia verbunden. Durch die Verzweigungen der Kanäle Pensylvaniens steht es mit den Hauptpunkten dieses Staates in Verbindung. Eine direkte Kommunikation mit dem Erie-See fehlt zwar zur Zeit noch, wird aber bald ins Leben gerufen werden, da sie bereits tracirt und die Aktiengesellschaft organisirt ist. Zwischen Baltimore und dem Ohio ist eine Eisenbahn von 100 Stunden Länge projektirt; ein Drittel dieser Strecke ist vollendet. Der gesetzgebende Körper von Pensylvanien hat der Aktiengesellschaft zur Bedingung gemacht, das westlichste Ende dieser Linie nach Pittsburg zu führen. Ein schöner Kanal, zu dem General Bernard den Entwurf gemacht hat, soll die Bay von Chesapeake über Washington mit dem Ohio verbinden; auch hier ward zu Gunsten Pittsburgs dieselbe Bedingung gemacht.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Ober-Kalifornien.

Aus einer in der Sitzung der geographischen Gesellschaft zu London am 9 März verlesenen Denkschrift des Dr. Coulter, der sich zwei Jahre in diesem Lande aufgehalten hatte, entheben wir die nachstehenden Notizen:

Ober-Kalifornien erstreckt sich gegen Norden bis zur Parallele von 42° 30' und ist gegen Osten durch eine weite sandige Ebene von den Felsengebirgen getrennt. Es besteht aus zwei hauptsächlich aus Sandsteinkonglomerat bestehenden Hügelketten, die sich ihrer ganzen Länge nach in parallelen Linien nach der Küste ausdehnen. Zwei dieser letztern gegenüber liegende Inseln können als die Gipfel einer ähnlichen unterseeischen Kette betrachtet werden. Die Gipfel dieser Berge sind sämmtlich kahl, die Thäler aber fruchtbar; die Abhänge sind mit schönen Waldungen bedeckt, und am Fuß der Gebirge breiten sich herrliche Weiden aus. Der beste Boden und der am meisten versprechende Bezirk befindet sich nördlich und östlich von zwei großen zwischen den beiden Gebirgsketten liegenden Seen, die Tuli-Seen genannt, oder so zu sagen nördlich und östlich von der Bay von San Francisko. Dieser Theil des Landes wird von dem Fluß San Francisko durchschnitten, der sich in die Bay ergießt und sechzig bis siebzig Meilen weit aufwärts schiffbar seyn soll.

Die einzigen bis jetzt angebauten Theile von Kalifornien sind der Theil des Landes längs der Küste, mit Ausnahme jedoch eines quer durchlaufenden Thales, das sich bis auf 50 Leguas hinter San Pedro erstreckt, an dessen Spitze sich die Mission von St. Gabriel befindet. Die bedeutendsten der Ansiedler waren bis jetzt katholische Missionäre, die sich bemühten eine indianische Bevölkerung um ihre Stationen zu versammeln, die sie auf ziemlich unvollkommene Art unterrichteten das Feld zu bauen und Vieh zu züchten, wobei sie sie zugleich anhielten, sich den Ceremonien des katholischen Gottesdienstes zu unterwerfen. Seit der Revolution in Mexico sind indeß diese Stationen in Abnahme gekommen, und da man zugleich auch andere Ansiedler aufmunterte, so wurden viele Versuche gemacht die Indianer so weit zu bringen, Ländereien für sich anzubauen, die jedoch wegen der diesem Volk angebornen Trägheit bis jetzt ohne besondern Erfolg geblieben sind.

Weizen, Wein und alle Obstsorten, mit deren Anbau man in Ober-Kalifornien Versuche angestellt hat, gerathen sehr gut, nur leiden sie einigermaßen durch den Mehlthau. Südlich von San Francisko und besonders südlich von San Barbara richtet eine Art Heuschrecke vielen Schaden an. Der bedeutendste Zweig der Landwirthschaft ist die Hornviehzucht, die außerordentlich schnell zugenommen hat. Vor noch nicht 70 Jahren wurde sie zuerst eingeführt, und zwar hatte man damals eine Heerde von nur 23 Stück. Im Jahre 1827 besaßen die Missionen 210,000 Stück gezeichnetes und vielleicht nicht weniger als 500,000 Stück ungezeichnetes Hornvieh. Man ist gegenwärtig genöthigt jährlich mehr als 60,000 Stück zu schlachten, bis man mehr Land gegen Osten wird angebaut haben. Die Schafzucht hat fast in demselben Verhältniß zugenommen, doch ist sie von nur geringem Nutzen, da man weder die Wolle ausführt noch das Fleisch dieser Thiere ißt. Die Lebensnothdurft wird in diesem Lande mit so geringer Mühe gewonnen, daß man sich eben nicht veranlaßt fühlt aus dem gewohnten Geleise herauszugehen.

Die Zahl der weißen Bewohner von Ober-Kalifornien wird von dem Berichterstatter auf 6000 geschätzt, doch ist sie in stetem Zunehmen begriffen. Die Indianer haben dagegen bedeutend abgenommen, obschon sie weder, wie in den Vereinigten Staaten, aus ihrem Eigenthum vertrieben, noch mit dem zerstörenden Gift geistiger Getränke bekannt gemacht wurden. Die Beschränkung ihrer Religion und selbst die äußerst geringe Arbeit, die man ihnen zumuthete, vertrug sich nicht mit ihren Sitten und Gewohnheiten, und es ist bemerkenswerth, daß ihre Abnahme ganz besonders durch Mangel an Weibern herbeigeführt wurde; ob dieses eine Folge eines Mißverhältnisses in den Geburten oder einer größern Sterblichkeit unter den Kindern weiblichen Geschlechts war, weiß der Berichterstatter nicht zu sagen. Eigentlicher Kindermord ist nicht gewöhnlich, obschon man alle Ursache hat zu vermuthen, daß durch gewisse mechanische Mittel sehr häufig unzeitige Geburten herbeigeführt werden. Dieser Umstand kann indeß auf die Verminderung der Weiber nicht wesentlich einwirken, da ja auf diese Weise beide Geschlechter ohne Unterschied geopfert werden.

Die mexicanische Regierung ist gegenwärtig eifrig bemüht, die Ansiedlung in Ober-Kalifornien in Aufnahme zu bringen, und zwar hauptsächlich aus Eifersucht über die zunehmende amerikanische Bevölkerung am Columbia. Der Berichterstatter erklärt die Aussichten für die Ansiedler, besonders im nördlichen Bezirk, für sehr befriedigend. Diese Gegend ist sehr fruchtbar, holz- und wasserreich, vollkommen gesund, und der Sacramento, ein anderer in die Bay von San Francisko fallender Fluß, ist ebenfalls auf eine bedeutende Strecke schiffbar. Die Tuli-Seen, obschon während der trocknen Jahreszeit etwas seicht, sind ebenfalls nutzbar für den Transport. In einem Flusse, der in den südlichen Tuli fällt, hat man Gold gefunden, und eine Silbergrube in der Nähe von St. Ines wurde bereits früher mit einigem Erfolge ausgebeutet, bis die Indianer die Arbeiten unterbrachen.

Vermischte Nachrichten.

Aus New-York wird berichtet, daß die Munizipalität dieser Stadt einen Vertrag mit einer englischen Gesellschaft geschlossen habe, kraft dessen diese letztere sich verpflichte, den Fluß Croton-Brook zwischen kolossalen Bogen, die sich von 18 bis zu 40 Fuß hoch über die unermeßlichen Kanäle erheben, gleichsam in einer Wasserleitung auf eine Strecke von 9 bis 10 Stunden weit bis in die Stadt zu führen. Die dafür bedungene Summe beläuft sich auf 10 Millionen Dollars, wofür die Bewohner von New-York künftig mit Wasser versehen seyn werden.

*

Ein ehemaliger französischer Kapitän, Namens Siebecker, soll ein Mittel erfunden haben, um ohne die Hülfe der gewöhnlichen Transportmittel Flüsse zu passiren. Das davon gemachte Modell ist einfach, leicht, fest, jeder Soldat kann es machen, und ein ganzes Korps könnte in einigen Stunden sich damit versehen. Die Waffen allein seyen hinreichend, um dasselbe anzufertigen.

---

*) Im Jahre 1762 zählte das Mississippithal mit Ausschluß der Indianer

kaum	100,000	Einwohner.
Im Jahre 1790	150,000	—
Im Jahre 1820 zählte es	2,424,963	—
Im Jahre 1831	4,231,950	—

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 96. 6 April 1835.

Skizzen aus Japan.

(Schluß.)

Am 8ten Februar besuchten die Reisenden zu Sinogi einen alten Mann, der schon von seiner Jugend an Vergnügen daran gefunden hatte, den Durchzug der Holländer mit anzusehen. Er war 90 Jahre alt, und erlebte dieses Ereigniß schon zum Vierzigstenmale. Am 12ten kam man nach Kokura, einer Hafenstadt an dem Kanal, welcher die große Insel Nipon von derjenigen scheidet, auf welcher Nangasaki liegt, und ungefähr 180 M. von letzterer Stadt entfernt. Am 13ten fuhren die Reisenden nach Siminesely, dem westlichsten Punkt von Nipon hinüber, wo sie bis zum 22sten auf günstigen Wind warteten, und dann ihre Fahrt längs der Küste in östlicher Richtung 117 Meilen weit bis zur Stadt Muro fortsetzten, wo sie ans Land stiegen. Nachdem sie durch mehrere sehr volkreiche Städte, unter andern auch durch Osacca gekommen, wo sie der Etikette wegen nicht aus ihren Sänften steigen und sich umsehen durften, erreichten sie am 7ten März Fugimie, die letzte Stadt vor Miako, der Residenz des geistlichen Kaisers.

Von Fugimie bis nach Miako, eine Entfernung von zwei Stunden, kamen sie durch eine ununterbrochene Reihe von Buden und Werkstätten. Die Niederlagen von irdenem Geschirr, Getreide, Wildpret, Geflügel, die Theehäuser, Sakkibrennereien u. s. w. waren gar nicht zu zählen. In Miako wurde die Gesandtschaft besser logirt als in Osacca, und mit zahllosen Besuchen überhäuft. Miako, sonst auch Kioto genannt, ist der Sitz des Dairi, und soll 600,000 Einwohner haben. Die Tempel in dieser Stadt sind herrlich, und der Fluß der sie durchströmt, bietet, nebst der fruchtbaren Umgegend, einen reizenden Anblick. Die dasigen Frauen gelten für die schönsten des ganzen Reichs, und Künste und Wissenschaften stehen hier in hohem Ansehen. Diese Stadt ist der Sammelplatz für Fremde aus allen Theilen des Reichs, die hieher nach dem Tempel des Tsie wallfahrten, oder sich aus den Manufakturen mit ihrem Bedarf versehen. Man nennt sie das Paradies von Japan und rühmt besonders ihre gesunde Luft.

Die Reisenden wurden auf ihrem ganzen Weg, und besonders in den Orten, wo sie Halt machten, mit Achtung und Gastfreundschaft behandelt. Am 20sten kamen sie durch eine ziemlich gebirgige Gegend mit steilen, schwierigen Wegen, und wurden nicht wenig überrascht, an den beschwerlichsten Stellen Ruheplätze zu finden, wo sie von Mädchen mit Wasser, Thee und andern Erfrischungen bedient wurden. Hier sahen sie auch den berühmten Foziegberg zum Erstenmal, der sein schneebedecktes Haupt weit über seine Nachbarn hinaus in die Wolken erhebt. Dieser Berg ist 11 bis 12,000 pariser Fuß hoch, und ein seit etwa einem Jahrhundert ruhender Vulkan. Er steht bei den Japanern in hohem Ansehen, und spielt auf ihren Gemälden, in ihren Gedichten und Romanen eine Hauptrolle, die er auch des herrlichen Anblicks, den er bietet, und wegen der Fruchtbarkeit seiner Umgegend in vollem Maße verdient.

Am 27sten März kam die Gesandtschaft nach Sinagawa, gleichsam schon zu Jeddo gehörig. Von da aus hatte sie durch dicht gedrängte Menschenmassen und breite Straßen einen Weg von zwei Stunden bis nach dem Platz Nangasakya zurückzulegen, wo ihr ihr Quartier angewiesen war. Dieser Platz ist dicht am kaiserlichen Palast gelegen, der den Mittelpunkt der Stadt bildet und einen Raum von 5 bis 6 Stunden einnimmt. Hier angekommen, befanden sich die Reisenden in der Lage von Staatsgefangenen; man gestattete ihnen wohl offizielle Besuche anzunehmen, allein sie durften ihr Quartier, in dem sie von Spionen unter allen Gestalten umlagert waren, nur verlassen, um bei dem Kaiser zur Audienz zu gehen. Sie erhielten unzählige Besuche, und ungeachtet das Gesetz den Frauen den Zutritt streng untersagte, so fanden doch mehrere Mittel und Wege, ihre Neugier zu befriedigen. Alle Besuchenden zeigten sich eben so begierig Nachrichten über Europa einzuziehen, als dieß bei unsern Reisenden mit Hinsicht auf Japan der Fall war. Geschenke wurden gegenseitig gegeben, und viele begnügten sich mit einigen holländischen Worten, die sie sich statt eines Albums auf den Fächer schreiben ließen.

Am 6 April war der große Tag der Audienz beim Kaiser, zu dem jedoch nur das Haupt der Gesandtschaft allein zugelassen wird. Der Präsident ließ sich auf dem Wege dahin von Herrn Fischer und dem Arzt, Dr. Tullingh, begleiten. Nachdem sie den Palast betreten und eine Stunde im Saal gewartet hatten, wurden unsre Reisenden in die Audienzhalle geführt, die sehr groß, aber einfach und schmucklos ist. Auf einer erhöhten Stelle würde, wie man ihnen sagte, der Kaiser erscheinen; linker Hand

von diesem Platz befand sich der für die Prinzen von Geblüt und die kaiserlichen Räthe, je nach ihrem Rang. Jeder andere Theil des Palastes, den die Reisenden zu sehen Gelegenheit hatten war prachtvoller als diese Halle; die Thüren und Fenster kolossal und die Vergoldung und das Schnitzwerk reich, aber einfach. Als die Gesandtschaft in das Vorzimmer zurückkehrte, brach ein heftiges Gewitter los, das, wenn es länger gedauert, wahrscheinlich einen Aufschub der Audienz herbeigeführt hätte, weil sich Seine Majestät gar sehr vor dem Donner fürchtete. Um 11 Uhr wurde der Präsident zur Audienz abgeholt, von der er nach einer halben Stunde zurückkehrte. Die ganze Ceremonie bestand in einer Verbeugung auf japanische Weise: der Präsident mußte nämlich auf der ihm angewiesenen Stelle mit dem Kopf auf den mit Matten belegten Boden gebeugt, einige Sekunden lang liegen bleiben, bis die Worte Capitan Hollanda laut gerufen wurden. Eine tiefe Stille herrschte, die nur von einem sanften Gemurmel unterbrochen wurde, durch welches die Japaner ihre Ehrfurcht auszudrücken pflegen. Nur der Gouverneur von Nangasaki und der erste Dolmetscher durften dem Präsidenten zur Audienz folgen, und gaben ihm auch das Zeichen zum Eintreten und Fortgehen, was in gebückter Stellung geschehen muß, so daß man wohl die Anwesenheit mehrerer Personen bemerken, aber, ohne die Regeln der japanischen Höflichkeit zu verletzen, nicht um sich schauen und seine Neugier befriedigen kann.

Die Reisenden wurden übrigens während ihres Aufenthalts in Jeddo mit ausgezeichneter Gastfreundschaft behandelt, nur fielen ihnen die häufigen Besuche und ein fünfstündiges Examen, das sie von einer ganzen Fakultät königlicher Astrologen zu bestehen hatten, etwas lästig.

Skizzen aus Paris Nr. 2.

Karneval 1835 in Paris.

(Fortsetzung.)

Um zwölf Uhr fängt der Ball an, wenn Sie also Samstags auf den Ball gehen, so fängt er Sonntags an. Vor Mitternacht gibt es kein ächtes Pariser Nachtvergnügen, denn bis Mitternacht dauern die Theater, und man möchte gern die Zeit so eintheilen, daß jeder sein gehöriges Kontingent erhalten könne.

Für jeden Neuling hat der erste Anblick des Ortes selbst etwas Großartigeres, etwas Ueberraschendes. Dieser Reichthum der Beleuchtung, diese Kronleuchter an Kronleuchter mit blendendem Gaslicht, welche ein förmliches Sonnensystem bilden, und in ihrer Mitte den Riesenleuchter haben; diese Treppen mit duftendem Gesträuche mit Spiegeln und Blumen geschmückt, die betäubende Musik der Quadrillen haben, ich bekenne es, eine elektrische Gewalt des ersten Eindruckes; man ist von so vieler Pracht, von so überschwenglichem Reichthum hingerissen. Ein schönes Schauspiel fürwahr!

Allein wir, die wir dieß kennen, die wir diesen Saal hundertmal gesehen, wir, die die große Oper in ihren ersten Prachtvorstellungen geschmückt erblickt haben, wir können uns bei diesem Schaugepränge nicht lange gedulden. Etwas Neues, Herr Veron! die Sylphide und der steyermärkische Tanz sind alte bekannte Geschichten geworden, und jede gewöhnliche Vorstellung der Oper gewährt mir für drei und einen halben Franken, was ich an den Tagen des Balls mit zehn bezahlen muß.

Getanzt wird auf diesem interessanten Balle nicht. Nun aber gibt es keinen Ball, ich hätte beinahe gesagt, kein Ding für den Franzosen, welches ihm auf die Länge Unterhaltung gewährt, ohne Tanz. Auch sind diese Bälle nicht unterhaltend. Und wie könnten sie es seyn? Die Männer sind alle unmaskirt, wenn nicht hier oder da ein langweiliger Türke oder ein altmodischer Spanier oder ein Gespenst vom Karneval des vorigen Jahrhunderts sich dahin verirrt. Die Damen dagegen sind alle, ohne Ausnahme, in schwarze, braune oder sonst in dunkelfarbige Domino's gehüllt, und mit einer Gesichtsmaske bedeckt; so daß das Ganze einen unausstehlichen Anblick von schwarzer Einförmigkeit gewährt, die natürlich zu der Tollheit des Karnevals steht, wie die Thräne zu dem Narrenrock. Ich sage schwarze Einförmigkeit, denn auch die Männer sind durchgängig in diese Farbe gekleidet, und es würde schwer halten eine Elle sichtbaren weißen Stoffes bei der ganzen männlichen Gesellschaft zu entdecken. Der poetische Frack, die elegante weite Beinkleidung, eine schwarze Weste wo möglich bis an den Hals zugeknöpft, eine schwarze Halsbinde, ja nur ohne weißen Hemdkragen, und den geschmackvollen, zweckmäßigen runden Hut auf dem Kopf: Das ist der Anzug, in welchem im Jahre 1835 die Pariser elegante Jugend sich in den Sälen der großen Oper auf den Maskenbällen ein klägliches Vergnügen macht. Wer einige Zeit den schneidenden Kontrast ansieht zwischen dem Luxus der Beleuchtung, die zur Freude und Munterkeit auffordert, und den lebenden Mumien, welche sich da herumbewegen, der weiß bald kaum mehr zu unterscheiden, ob das Ganze nicht eine Satyre, ob dieß nicht eher ein Leichenhaus, eine Trauerceremonie als ein Maskenball ist. Sicherlich diese Franzosen erkennt man nicht mehr, und so oft ich auch den dem Alter inkrustirten Spruch belächelt habe: „Zu unsrer Zeit war es ganz anders, die heutige Jugend ist traurig," so lebhaft fiel er mir ein in diesem Hause der tollen Freude, und welches seiner Bestimmung entrückt zu seyn schien. Haben Sie jemals die pariser Börse gesehen? Ich weiß nicht, welche vollkommene Aehnlichkeit mir stets vorschwebte; nur ist in der Oper Alles still, man sollte meinen, jeder sey mit Rentenberechnungen auf den folgenden Tag beschäftigt.

Ist die Traurigkeit des Geschlechtes schuld an der traurigen Kleidung; oder ist dieser dunkle, düstre, einförmige, lichtlose Anzug schuld an der Traurigkeit des Geschlechtes? Seit längerer Zeit beschäftigt sich eine Gesellschaft der jüngern Künstler damit, eine Reform der Kleidung herbeizuführen, und den dermaligen eben so lächerlichen und zweckwidrigen als unbequemen Männeranzug gegen einen der Form nach schönern, einfachern und zum Tragen bequemern umzutauschen.

Wenn die Gesellschaft nicht munter ist, so darf man sie mindestens sehr ausgezeichnet und ehrenwerth nennen: Ausgezeichnet, weil die rothen Bänder in Brusteshöhe allenthalben flimmern, und ehrenwerth als nothwendige Folge hievon, wer mag daran

zweifeln? Unter diesen ausgezeichneten Leuten erblickte ich ein Gesicht, welches mich wie eine unheimliche und peinlich widrige Erinnerung anwandelte. Ich erkannte meinen Mann. Zur Zeit der Prügelaustheilung auf dem Börsenplatze führte mich der Zufall von den Boulevards nach dem Ende der Rue Feydeau in dem Augenblicke wo ein Troß der prügelbewaffneten Schergen auf die wehrlose Masse einhieb, und sie zu Boden schmetterte. Der Anführer jener Bande, ein „Mouchard" mit dem Zeichen der Ehrenlegion bekleidet, stand damals unmittelbar vor mir, der ich mich in einen Hutmacherladen geflüchtet hatte und sein Gesicht, eine abscheuliche Larve niederträchtiger, knechtisch-demüthiger Rohheit, blieb unvergeßlich. Ich fand ihn im Versammlungssaale der großen Oper als Fashionable wieder! Und die ganze Gesellschaft, wie ein Mann, stund nicht auf, um diesen Schandfleck von sich zu schütteln, wäre es auch, daß sie ihn vom zweiten Stockwerke auf das Pflaster schicken sollte?

Diese Empfindlichkeit im Punkte der Ehre besteht nicht, und die Gegenwart dieser räudigen Schafe in der Gesellschaft hat nichts allgemein Empörendes. Ich hörte vor wenigen Tagen ein Gespräch zwischen einem Lohnkutscher in der Richelieu-Straße und einem Lastträger. Der letztere sprach zu dem erstern als Erwiderung auf eine von demselben erhaltene Mittheilung: „Du bist also ein Mouchard!" — „Ei was, Mouchard," antwortete der Lohnkutscher; „jedermann ist Mouchard, wenn man ihn bezahlt."

Das stimmt vortrefflich überein mit dem, was schon Mercier in seinem Tableau von Paris sagt: ein Drittel der sämmtlichen Pförtner, der Weinwirthe, der Lastträger und Lohnkutscher stunden im Solde der Polizei. Wie angenehm!

Brauche ich noch zu sagen, daß die Bälle an der großen Oper auch im Jahre 1835 fortgefahren haben, ein Ausbund von Langweile zu seyn?

Und dennoch ward nichts gespart, was irgend die überfüllte Vergnügungslust des Publikums reizen konnte. In dieser Beziehung bleibt die Oper nicht zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reisen zur nähern Kenntniß von Kleinasien, unternommen von Karl Texier. *)

Wir haben den Reisenden am Tempel des Augustus verlassen, den er noch stehend fand, der aber jetzt höchst wahrscheinlich bereits abgebrochen ist. Während seines Ueberganges über den Taurus hatte er einen Choleraanfall auszuhalten, ohne daß er jedoch glücklicherweise die Natur des Uebels erkannte, über das aber die seinem Bruder mitgetheilten Symptome keinen Zweifel übrig lassen. Jeden Augenblick überfiel ihn ein furchtbares Erbrechen, und er konnte nicht einmal vom Pferde steigen, da eine einzige Stunde Aufenthalt die Reisenden genöthigt haben würde, in den Gebirgen zu übernachten. „In Europa, schrieb er unter Anderem an seinen Bruder, hat man keinen Begriff von dem, was hier zu Lande ein Fieberanfall ist. Ich war genöthigt Baumwolle in den Mund zu nehmen, damit mir die Zähne von dem heftigen Zusammenschlagen nicht zerschmettert würden, und dabei hatte ich zum Getränk nichts als ein wenig Wasser in einem Krug mit zerbrochener Mündung." Ruhe und Gebrauch zweckmäßiger Mittel stellten ihn indeß später wieder her, doch sah er bei seiner Ankunft in Smyrna noch höchst leidend und kränklich aus.

Unterm 22 Oktober schrieb er aus dieser Stadt: „Die heißesten Tage des August habe ich im Kloster zu Cäsarea zugebracht, wo ich von dem Erzbischof wie das Kind vom Hause behandelt wurde; dieß waren meine letzten guten Tage. Von diesem Augenblick an habe ich Alles gelitten, was man nur von Krankheiten, Hunger und Beschwerden ausstehen kann, so daß ich ganz schwach und elend hier ankam. Ich habe indeß alle Ursache mit meiner Reise zufrieden zu seyn, denn ich entdeckte an den Gränzen von Galatien eine höchst wichtige Stadt. Stelle dir eine Bodenfläche von mehr als drei Quadratmeilen vor, bedeckt mit schön erhaltenen cyklopischen Bauwerken, mit Citadellen, mit Palästen, mit Mauern und mit durch Löwenköpfe verzierten Thoren, mit Glacis und mit einem ungeheuren Tempel von herrlicher Bauart. Er ist von allen Seiten mit Zellen oder Kammern umgeben, deren Scheidewände je aus einem einzigen Stein bestehen, und dennoch sind diese Zellen 6 bis 7 Metres lang."

Ehe Herr Texier zu diesen herrlichen Ruinen kam, erkannte er in der neuern Stadt Galadschik, Galaton-Teichos, die alte Stadt der Gallo-Griechen, Galatä. Er verfolgte hierauf den Lauf des Halys, und zwei Tage, nachdem er denselben verlassen, kam er zu diesen Ruinen. „Versetzten, schrieb er, die Geographen nicht so einstimmig Tavia an das Ufer des Halys, so würde ich glauben Tavia gefunden zu haben. Dieser Tempel könnte kein anderer seyn als der des Jupiters mit dem Asyl. Die an sich sehr wichtige Entdeckung dieser Stadt wird indeß durch die eines Monuments verdunkelt, das ich in den benachbarten Bergen gefunden habe, und das unstreitig unter die vorzüglichsten der noch vorhandenen antiken Denkmäler gehört. Es besteht aus einer Ringmauer von natürlichen durch Kunst geglätteten Felsen, auf welche eine merkwürdige Scene aus der Geschichte dieser Völker eingehauen ist. Sie stellt eine Zusammenkunft zweier Könige vor, die sich gegenseitig Geschenke machen, und ist aus sechzig Figuren zusammengesetzt, von denen einige kolossal."

In einer der, nebst seinem ganzen Gefolge, bärtigen Figuren von rauhem Ansehen glaubte der Reisende anfänglich den König von Paphlagonien und in der andern nebst allen seinen Begleitern unbärtigen, auf einem Löwen reitenden und mit allem asiatischen Pompe umgebenen Person den König von Persien zu erkennen; aus einem spätern Schreiben aus Konstantinopel vom 14 December erfährt man aber, daß er seine Meinung geändert habe. Als er seine Zeichnungen und Vermuthungen den Alterthumsforschern von Smyrna vorlegte, die er sehr unterrichtet fand, blieb er zuletzt bei der Ansicht stehen, daß diese merkwürdige Skulptur die jährliche Zusammenkunft der Amazonen mit dem benachbarten Volke vorstelle, und dieses würden die Leuko-Syrier seyn; die benachbarte Stadt, in welcher ihn das Zeugniß der Geographen Tavia zu erkennen verhinderte, wäre demnach Themiscyra die Hauptstadt jenes Volkes.

Diese Erklärung hat viele Wahrscheinlichkeit für sich; mehrere alte Autoren, welche der Reisende in Konstantinopel zu Rathe zog, sprechen allerdings von einer jährlichen Zusammenkunft der Amazonen mit den Männern eines benachbarten Landes. Plinius sagt, daß sie fünf Tage dauerte; die einzigen im Jahre, an denen diese Nation von kriegerischen Frauen die der Fortpflanzung wegen nothwendige Verbindung mit dem ihr verhaßten Geschlecht einging. Nach Verlauf von 9 Monaten fand mit den gebornen Kindern ein Austausch statt, in Folge dessen die Amazonen die Mädchen behielten und die Knaben den Vätern zurückschickten. Plinius nennt diese letztern Gynäcocratumeni, ein Wort, dessen energische Zusammensetzung den Zustand der Unterwerfung bezeichnet, in welchem sie sich den Amazonen gegenüber befanden, die ihrerseits sich diese Zusammenkunft als einzigen Tribut ausbedungen zu haben scheinen. Dieses uralte Denkmal wäre mithin ein neuer und höchst wichtiger Beweis für die Existenz der Amazonen, die man so lange Zeit unter die Fabeln zählte.

„Ferner habe ich noch, schreibt der Reisende, auf einem benachbarten Felsen eine kolossale Königsfigur mit einem mir unerklärlichen Emblem gefunden; auf einem andern Vorsprung dieses Felsens befinden sich mehrere Figuren eingehauen, die sich leichter zeichnen als beschreiben

*) Siehe Nr. 60 und 61 des Auslandes von diesem Jahre.

lassen, und die unter Anderem statt der Arme Löwenköpfe und die Füße von Meerungeheuern haben. Ihre Häupter sind mit konischen ganz mit Zierrathen bedeckten Helmen geschmückt." Herr Texier hat seinem Schreiben eine Skizze von einer solchen Figur beigelegt, die von der Akademie der Inschriften zu Paris genau untersucht wurde. Die Züge haben ganz den ägyptischen Typus, und man erkennt an ihnen jene stehende Eigenthümlichkeit, aus welcher Herr Dureau de la Malle in seiner in der Akademie gelesenen Denkschrift eine Abart mehr in der Menschenrace herzustellen versuchte. Diese Eigenthümlichkeit besteht darin, daß der Gehörgang sich nicht wie gewöhnlich auf gleiche Linie mit den Nasenflügeln, sondern in gleicher Richtung mit den Augen befindet, so daß mithin die Ohren weit höher stehen. Diese Eigenthümlichkeit bemerkt man nicht nur an allen ägyptischen Statuen und Mumien, sondern auch bei allen noch lebenden Aegyptiern reiner Abkunft.

„Der berühmte Berg Aräus," sagt Herr Texier bei Gelegenheit seiner Berichte über die vulkanischen Spuren in der Ebene von Cäsarea, „dessen Gipfel stets mit Schnee bedeckt ist, ist ein ungeheurer dem Aetna vergleichbarer Vulkan, der aus Trachyt und Porphyr besteht. Von dem aus einer ungeheuren Menge von kegelförmigen Gebirgen von Sand und Bimsstein bestehenden Gebiet von Urgub wüßte ich Ihnen keine recht anschauliche Beschreibung zu geben. Stellen Sie in ein Zimmer so viele Zuckerhüte, daß fast der ganze Boden damit bedeckt ist, und denken Sie sich zwischen denselben nicht mehr als einen Zoll hohe Menschen umhergehen, so haben Sie Urgub. Das ganze Gebiet ist etwa 7 Stunden lang und 4 Stunden breit. Die Alten haben in diese Kegel eine Menge Gräber ausgehöhlt." (Schluß folgt.)

Briefe über Amerika.

(Schluß.)

Pittsburg ist eine der wenigen amerikanischen Städte, welche dem Kriege ihre Entstehung verdanken; Anfangs war es ein Fort der französischen Linien; später eine englische Festung gegen die Wilden; im Jahre 1781 bestand Pittsburg aus einer kleinen Anzahl Häuser, die unter dem Schutze der Kanonen des Forts Pitt erbauet waren. Die Entstehung von Cincinnati ist dieselbe; beide waren Anfangs Citadellen; allein glücklicher, als einige unserer Handelsstädte des Mutterlandes, wie z. B. Havre, das in dem Umfange seiner Festungswerke wie in einem spanischen Hemde erstickt, ist sowohl zu Cincinnati als zu Pittsburg jede Spur ihrer ersten Bestimmung verschwunden. Von dem Fort Pitt, das die Engländer etwas oberhalb dem Fort Duquesne erbauten, ist nichts mehr übrig, als ein kleines Magazin, das jetzt zur Wohnung eingerichtet ist. In Pittsburg selbst erinnert nur noch der Name einer kleinen Straße an die Zeit des Krieges. Zu Cincinnati ward das Fort Washington geschleift, und auf demselben Boden erhebt sich jetzt ein Bazar, den Madame Trollope erbaute.

Vor einigen Wochen besuchte ich in Pensylvanien den Distrikt, wo der Anthracit, eine Art Steinkohle, gewonnen wird, die sich ganz vorzüglich zum Brennmaterial eignet, und bereits entlang dem atlantischen Meere von Washington bis Boston eingeführt ist. Vor etwa 6 bis 7 Jahren, als die Einführung dieses Materials einen raschen Umschwung nahm, wurden auf dem Boden, der dasselbe enthält, Anfangs kluge, dann ungemessene, endlich übertriebene Spekulationen gemacht. Die Spekulanten tracirten Städte nach Herzenslust. Ich sah selbst ausführliche Plane solcher Städte mit Straßen und öffentlichen Plätzen, die kaum eine Straße, oft kaum einige Häuser zählen. Gleichwohl hat diese Spekulationswuth eine Stadt mit 3000 Einwohnern, Pottsville, 7 bis 8 größere und kleinere Eisenbahnen, mehrere Kanalverbindungen und Minen zu Stande gebracht.

In der Gegend dieser Anthracit-Lager, oder in den Manufakturdistrikten der nordöstlichen Staaten, oder entlang den Kanälen des Staats New-York hat ein Reisender mehreremale des Tages Gelegenheit zu sehen, wie heutzutage Städte entstehen. Zuerst wird ein weitläufiges Gasthaus mit hölzernen Säulen erbaut, eine Art von Kaserne, wo das Aufstehen, das Frühstücken, das Mittag- und Abendessen nach der Glocke geschieht, und zwar mit militärischer Genauigkeit und Schnelle. Der Wirth (Landlord) ist zum wenigsten Obrist der Miliz. Das Schenkzimmer des Gasthauses ist zugleich die Börse, wo beim Glase Whiskey oder Ein Hunderte von Käufen abgeschlossen werden, und der Klub, der von politischen Diskussionen widerhallt, wo die bürgerlichen und militärischen Wahlen vorgenommen werden. Zu derselben Zeit wird auch ein Postbureau erbaut; Anfangs ist gewöhnlich der Wirth auch der Posthalter. Sobald einige Häuser sich erhoben haben, wird auf Kosten der werdenden Gemeinde eine Kirche und eine Schule gegründet; und endlich vervollständigt eine Bank die dreifache Repräsentation der Religion, der Wissenschaft und der Industrie.

Ein Bewohner des europäischen Festlandes, bei welchem der Begriff einer Bank unmittelbar mit der Idee einer großen Hauptstadt zusammenhängt, erstaunt nicht wenig, wenn er, selbst beim Hundertstenmale, eine Einrichtung dieser Art an einer Lokalität findet, die ein Mittelding zwischen Dorf und Urwald ist, wo kurz zuvor noch der Bär und die Klapperschlange wohnten. An den Ufern des Schuylkill, eines kürzlich kanalisirten Flusses, der aus der Mitte des Anthracit-Lagers in der Delaware bei Philadelphia fließt, findet man den Anfang einer Stadt, die an dem Punkte, wo die Schifffahrt beginnt, zur Zeit jener Spekulationen erbaut wurde. Port Carbon ist ihr Name; sie besteht aus etwa 30 Häusern, welche nach den Straßen einer künftigen Stadt auf dem Abhange eines Thales erbaut sind. Man beeilte sich so sehr mit dem Bau dieser Häuser, daß man sich nicht die Zeit nahm, die Bäume, welche den Platz bedeckten, mit ihren Wurzeln herauszunehmen, man steckte sie in Brand, und noch jetzt decken ihre halbverkohlten Trümmer die Erde. Ein Theil derselben ist aufgeschichtet, um einer Eisenbahn zur Unterlage zu dienen, auf welcher die Steinkohlen nach dem Stapelplatze des Schuylkill gebracht werden. Um von einem Hause zum andern zu gelangen, muß man die umherliegenden Stämme theils überschreiten, theils umgehen. In der Mitte dieses sonderbaren Schachbretts erhebt sich ein großes Haus, welches die Aufschrift trägt: „Kasse der Bank von Schuylkill." Die Existenz einer Bank mitten unter den verkohlten Baumstumpen von Port Carbon hat mich nicht minder in Staunen gesetzt, als die Eleganz und ungemeine Reinlichkeit des friedlichen Philadelphia und die unermeßliche Flotte, welche in den Quai's von New-York unaufhörlich die Produkte aller Erdtheile abgibt und empfängt.

Ich kehre zu dem dreifachen Symbole der Kirche, der Schule und der Bank zurück. Eine Gesellschaft, welche sich auf solche Weise bildet, muß natürlicherweise immer mehr von der europäischen Gesellschaft abweichen, die sich hauptsächlich unter den Auspizien des Krieges und der Eroberung konstituirt und entwickelt hat. Die amerikanische Gesellschaft geht von dem Stützpunkte der Arbeit aus, stützt sich einerseits auf allgemeinen Wohlstand, andererseits auf ein allein gemeinschaftliches System der Elementarbildung, und schreitet nur unter der Leitung des religiösen Princips vor. Daher muß sie auch einen ungleich höhern Grad von Wohlstand, Glück und Macht erreichen, als unsere europäische Gesellschaft. Allerdings stößt man, besonders in den jüngsten Staaten, noch auf vielfache Unvollkommenheiten, an deren Abhülfe noch lange zu arbeiten seyn wird. Dieß ist jedoch das Loos aller neu begonnenen Werke, wer immer sie auch begründet haben mag. Alle Uebelstände, der allzu große Nationalstolz, manche Lächerlichkeiten, die unvermeidliche Ungeschliffenheit der Waldmänner (back-woodsmen) würden sich allmählich verlieren, so bald erst keine Wälder mehr zu fällen, keine Sümpfe mehr auszutrocknen, keine wilden Thiere mehr auszurotten seyn werden. Das Schlimme wird vorübergehen, das Gute aber bleiben, und gleich dem Senfkorn wachsen und Früchte tragen.

Vermischte Nachrichten.

Die Einfuhr von Gerste in London zum Behufe der Bierbrauer betrug im Jahre 1832 119,481 Q.; im Jahre 1833 140,525 Q.; im Jahre 1834 166,739. Die Bierkonsumtion scheint demnach im Zunehmen. Auch hierin ist die Einfuhr aus Ireland im Steigen, denn sie betrug im Jahre 1832 nur 45 Q., im Jahre 1833 schon 2512, und im Jahre 1834 26,105.

*

Französischen Blättern zufolge findet man jetzt in der Armee Einen Ersatzmann auf vier Soldaten, und unter je zwanzig einen Freiwilligen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 97. 7 April 1835.

Die Beschwerden der englisch-ostindischen Armee.

(Zweiter Artikel.)

Studirt man die Geschichte der ostindischen Kompagnie, seit sie ein großes Reich beherrscht, etwas genauer, so bemerkt man unter den hohen Beamten derselben bald den Kampf, der sich zwischen der militärisch-politischen Ansicht und der bürgerlich-kaufmännischen entspinnt, aber selten nur tritt er in so helles Licht, wie unter Lord Clive, Marquis von Hastings und Lord Wellesley, die auf der andern Seite wieder durch die Großartigkeit ihrer Unternehmungen und den Glanz ihrer Erfolge die an sich gerissene Vollgewalt entschuldigten, und ihre Gegner früh oder spät zum Schweigen brachten. Der Kampf, welcher in den höhern Kreisen und über allgemeine leitende Grundsätze mehr und mehr verdeckt und verschleiert wurde, tritt jetzt in den untern Kreisen als Opposition gegen die herrschenden Einrichtungen, gegen die Regierung vor, welche seit der faktischen Vernichtung der bisher von den Direktoren der Kompagnie ausgeübten Gewalt und deren Uebertragung an den Board of Controul die indischen Angelegenheiten selbst leitet.

Merkwürdig ist der Umstand, daß die Vertreter der Ansprüche der indischen Armee gerade heraussagen, diese Armee sey insgesammt erfreut gewesen über den durch die letzte Aenderung des Freibriefs herbeigeführten Sturz der Kaufmannskompagnie, die durch ihre unbilligen und ungerechten, bloß militärischen Einschränkungen die Armee dermaßen erbittert habe, daß sie von ihr nichts mehr gehofft, ihren Sturz mit Vergnügen gesehen, und die Einsetzung der souveränen Kompagnie freudig begrüßt habe, in der Hoffnung jetzt der Abstellung ihrer Beschwerden entgegen sehen zu können. Leider machte die Armee die traurige Erfahrung, daß mit dem Namen der Kaufmannskompagnie nicht auch jener engherzige bürgerlich-kaufmännische Geist verschwand, der vorzüglich darauf bedacht war, Vettern und Basen in wohlbezahlten Civilstellen zu versorgen. So lange die ostindische Kompagnie wirklich und hauptsächlich bloß den Kaufmann spielte, was aber schon sehr lange nicht mehr der Fall ist, da ließ sich nichts dagegen einwenden, wenn die Direktoren derselben ihre Söhne und Vettern nach den Faktoreien sandten, seit sie aber aus der engen Kaufmannsstube hinaus auf den Schauplatz der Welt trat, und mit Königen und Kaisern um Reiche und Länder kämpfte, seitdem wurde diese Familienversorgung zum Unsinn und fast zum Verbrechen, und wie weit sie noch jetzt getrieben wird, werden wir demnächst in einem besondern Artikel über die jetzige Stellung des Direktoriums der ostindischen Kompagnie zeigen.

Um die grobe Ungerechtigkeit hinsichtlich der Belohnungen zu zeigen, welche die verschiedenen Diener der Kompagnie erhalten, wollen wir nur einige schlagende Beispiele auswählen. Ein Beamter des Direktoriums (India house clerk), welcher zwanzig Jahre in London hinter dem Dintenfaß diente, erhält schon nach Ablauf dieser Zeit einen weit größern Rückzugsgehalt, als ein Oberstlieutenant, der 30 oder 40 Jahre in Indien diente, und alle Gefahren des Kriegs und des Klima's zu bestehen hatte. Ein Examiner of India Correspondence erhält nach 21 Jahren 1540 Pf. St. (18,480 fl.), während ein Civildiener, der 40 Jahre in Indien zubrachte, und in allen Stellen, vom Steuererhebungsassistenten bis zum Mitglied des hohen Rathes diente, und vielleicht zeitenweise das Amt als Gouverneur oder Generalgouverneur versah, nur 1000 Pf. (12,000 fl.) jährlichen Rückzugsgehalt erhält, wovon noch überdieß die Hälfte aus einem von den Zuschüssen der Civildiener gebildeten Fonds bezahlt wird. Der Rückzugsgehalt eines Pförtners am Direktorialpalast (India house) beträgt 225 Pf. (2700 fl.), beinahe der Rückzugsgehalt eines Majors, der 30 Jahre in Indien diente, und vielleicht ein Regiment in die Schlacht führte. Die Wittwe des tapfern Obersten Maxwell, der in der Schlacht bei Assaye *) durch einen entscheidenden Angriff an der Spitze des 19ten Dragonerregiments den Sieg entschied, ihn mit seinem Leben bezahlte, und seine Frau vermögenslos zurückließ, erhielt eine geringere Pension als manche Wittwen von Aufsehern in den Waarenhäusern der Kompagnie zu London. Die Wittwe eines Stallknechts in der Stuterei der Kompagnie zu Padnals erhält eine höhere Pension von der Kompagnie, als die Wittwe eines auf dem Schlachtfelde gefallenen Lieutenants. Ja, diese würde streng genommen gar keine Pension erhalten, hätten nicht die Offiziere zu dem Ende einen Fonds unter sich gebildet, zu welchem die Kompagnie beisteuert.

*) Wo Wellesley im J. 1803 mit 4500 Mann 50,000 Mahratten schlug.

Diese Proben zeigen hinreichend den Geist, in welchem die Belohnungen für die verschiedenen Dienstleistungen ausgetheilt sind, und man darf sich deßhalb über die schlechte Stimmung, welche in dem Offizierkorps des indischen Heeres herrscht, nicht sehr wundern. Unsinnige und verschwenderische Ausgaben für den Civildienst in England, für die Unterhaltung eines unnützen Rathskollegiums (council) bei jeder Präsidentschaft, und für eine unmäßige Anzahl von Bischöfen in einem fast durchaus heidnischen Lande sollen durch Ersparungen an der freilich kostspieligen Armee gedeckt werden, aber diese kostspielige Armee ist beinahe die einzige Stütze der englischen Herrschaft in Indien, die, man mag darüber sagen was man will, nur auf die Furcht vor der Macht der Engländer sich gründet.

Die Forderungen, welche die indischen Offiziere jetzt stellen, halten sich streng innerhalb ihrer Dienstverhältnisse, und werfen manches Licht auf ihre Stellung und Lage. Sie sind folgende:

1. Generaloffiziere im Verhältniß zu den Oberbefehlshaberstellen zu ernennen, welche gleich den Oberbefehlshabern der königlichen Armee Sitz und Stimme in den Rathsversammlungen der Präsidentschaften erhalten können.

2. Die Generale, Generallieutenants und Generalmajors, wie in der königlichen Armee, nach der Zahl der Regimenter festzustellen, und die erledigten Plätze ohne Rücksicht auf die Beförderungen in der königlichen Armee wieder zu besetzen, so daß das Vorrücken der indischen Offiziere in den Oberstenrang keine Hindernisse mehr erleidet.

3. Die Zahl der Staabsoffiziere zu vermehren, so daß jedes Regiment zwei Oberstlieutenants und zwei Majore erhalte.

4. Die Zahl der Hauptleute zu vermehren, so daß jede Kompagnie einen, also das Regiment acht erhalte.

5. Alle drei Armeen in eine zu verschmelzen, und so weit es thunlich, demselben Reglement zu unterwerfen.

6. Eine neue Rupie zu schlagen, die für ganz britisch Indien gelte.

7. Den bisherigen Sold und die Zuschüsse (allowances) mit Rücksicht auf den verminderten Werth der Münze, in welcher die Armee bezahlt wird, und auf die erhöhten Ausgaben für Uniformen, Tisch, Wohnung u. dgl. zu revidiren, und durch alle Grade zweierlei Sold, den einen für Kantonnirung und Frieden, den andern für Feldlager und Krieg, zu bestimmen.

8. Nach zehnjährigem ununterbrochenem Dienste den Offizieren einen dreijährigen Urlaub mit vollem Sold zu gestatten.

9. Jeden Offizier, von welchem Rang es seyn wolle, nach 25jährigem Dienste in Indien mit der Pension als Major, nach 30jährigem mit der Pension als Oberstlieutenant, und nach 35 bis 40jährigem mit der Pension als Oberst zu entlassen.

Was diese Forderungen betrifft, so nehmen Nr. 1 und 2 eine Gleichstellung mit den königlichen Truppen in Anspruch, die man ihnen billigerweise nicht versagen kann. Nro. 3, 4 und 8 sind für den jetzigen Stand der indischen Finanzen zu kostspielig, so billig auch diese Forderungen bei dem strengen Dienst in einem so heißen und vielfach ungesunden Lande seyn mögen. In Betreff von Nro. 4 ist zu bemerken, daß der nominelle Kompagniechef ein Eingeborner mit dem Titel Subahdar ist, der aber in Allem unter der Aufsicht und dem Befehl der englischen Kapitäns steht. Der in Nro. 8 verlangte lange Urlaub nach zehn Jahren ist dadurch motivirt, daß theils Gesundheit, theils Familieninteressen sehr häufig die Offiziere veranlassen, das Land zu verlassen. Die übrigen Forderungen erklären sich so ziemlich alle von selbst. Was Nr. 7 betrifft, so ist zu bemerken, daß jetzt nach dem Gutbefinden der Regierung einige Garnisonen als Friedensgarnisonen betrachtet werden, in welchen die Offiziere nur die halbe Soldzulage für Bedienung, Wohnung u. dgl. erhalten.

Diese Forderungen halten sich, wie oben schon bemerkt wurde, fast sämmtlich innerhalb der militärischen Dienstverhältnisse; keine ist, wenn man die Lage dieser, wie sie sich oft selbst nennen, „verbannten" Männer erwägt, als übertrieben zu bezeichnen, und doch ist, bei der Lage der indischen Finanzen, die Befriedigung gerade der bedeutendsten nicht zu erwarten. Das Beachtenswertheste bleibt immer das Selbstgefühl, das sich gegen die übrigen Zweige der ostindischen Verwaltung ausspricht, und das wie es scheint völlig unbewußte Streben nach einer selbstständigern Stellung der indischen Armee.

Skizzen aus Paris Nr. 2.

Karneval 1835 in Paris.

(Fortsetzung.)

Einst, und dieß dauerte lange Zeit, war die große Oper ein wahres Lazareth von Sängern und Sängerinnen und Musikkünstlern. Unter dem Kaiserthum war die musikalische Höhe der Oper ungefähr auf gleicher Stufe mit der Poesie jener Zeit, es war ein Jammer. Erst seit der Direktion des Herrn Veron hat dieses Theater einen so riesenmäßigen Aufschwung genommen. Unter den Komponisten waren es hauptsächlich Rossini durch seinen Wilhelm Tell, und Meyerbeer durch seinen Robert den Teufel, welche den guten Namen der Musikakademie begründet haben. Dennoch aber, und trotz der dienstfertigen Journale, welche das Lob der einzelnen Sänger und Sängerinnen aus vollen Backen blasen, weil sie bezahlt sind, ist das Merkwürdigste an diesem Theater nicht die musikalische Kunstleistung, sondern die Scenerie und Theatermalerei. Hierin wird sicher die große Oper in Paris noch lange unübertroffen bleiben.

In der Art dieser Bühne vorzustehen, hat Hr. Veron eine gewisse Größe entfaltet, und ein ausnehmendes Geschäftstalent an den Tag gelegt. Napoleon sagte von der großen Oper: Man muß das Geld zu den Fenstern hinauswerfen, damit es zu den Thüren wieder hereinkommt. Das hat Veron wörtlich befolgt. So scheint es mindestens, und dieß reicht vollständig hin, damit jedermann es glaube und Antheil an dem Gedeihen der Sache nehme. Hat Mlle. Taglioni in einem neuen Ballette hübsch getanzt, so sind Tags darauf alle Zeitungen voll von ihrem Lob und der Großmuth des Direktors. „Um Mlle. Taglioni zu belohnen für die Anmuth und Grazie, welche sie in dem neuesten Ballette gezeigt, hat der Direktor dieser liebenswürdigen Künst-

lerin einen Schmuck von hundert Louisd'or Werth geschenkt;" — versuchen Sie doch zu Hause zu bleiben, und nicht in die Oper gehen zu wollen, nach einer solchen kunstfertigen Einladung! Man müßte nicht stehlen können, um auf die Füße zu verzichten, welche mit einigen lieblichen Sprüngen eine so klangvolle Anerkennung zu erlangen wissen.

Neulich in der Oper „la Juive" sangen Mlle. Falcon und Mlle. Dorus, so gut sie konnten, natürlich, ohne daß es darum gerade etwas Außerordentliches gewesen wäre. Wenige Tage darauf erzählten die Blätter von Paris, Herr Veron habe den beiden Damen jeder einen prächtigen Schmuck von ungefähr fünfzehnhundert Franken überreicht. Ob es wahr ist, ist schwer zu ergründen. Wahrscheinlich doch, in jedem Falle ist das Mittel vortrefflich gewählt.

Nicht weniger als zweimal hunderttausend Franken sollen die Dekorationen der „Juive" und Alles was zur Darstellung an Maschinerien, Malereien, Kleidungen, Waffen u. s. w. gehört, gekostet haben. Die Summe klingt fabelhaft und ist sicherlich übersetzt. Allein man braucht nur gesehen zu haben, um zu begreifen, daß ein namhafter Theil von zweimal hundert tausend Franken wirklich verwendet worden seyn mag, denn diese Pferde mit allen ihren gold- und silbergestickten Decken, diese Kaisertracht, die von Gold und Silber strotzte, diese Kardinäle, diese Pagen und Ritter, diese glänzenden Harnische und Helme gleichen viel eher einem bunten mittelalterlichen Traume als der Wirklichkeit. Herr Veron darf sich sagen, daß unter allen Aufzügen des dießjährigen Karnevals der Kaiserzug in der Jüdin ohne alle Vergleichung der schönste und geschmackvollste war.

Wenn wir diesen überschwenglichen Aufwand an der großen Oper bewundern, so dürfen wir nicht vergessen, daß in frühern Zeiten, an andern Orten, Gleiches und selbst Höheres geleistet worden ist. In Padua, einer Stadt von vierzigtausend Seelen, wurde im siebzehnten Jahrhundert Berenice auf die Bühne gebracht. Bei der Aufführung erblickte man auf dem Theater Chöre von hundert Jungfrauen, hundert Soldaten, hundert Rittern mit eisernen Rüstungen. Der Triumphzug bestehend aus vierzig Hörnern, sechs Trompeten, sechs Flöten, sechs Oktavflöten, sechs türkischen Lärminstrumenten, sechs Cymbeln, sechs Fahnenträgern, zwölf Reitknechten und zwölf Jägern, alle zu Pferd; außerdem waren da sechs Wagen, zwei Löwen und zwei Elephanten, jeder von einem Türken geführt; der Wagen von Berenice, mit vier Pferden bespannt, wurde von sechs zweispännigen Wagen begleitet, auf welchen die Beute und die Gefangenen lagen, und von sechs andern Gefolgewagen. Unter den Dekorationen fielen besonders auf: eine große Ebene mit zwei Triumphbögen, ein Wald mit Wildschweinen, Hirschen, Rehen und Bären; königliche Prunkgemächer; Ställe mit hundert lebendigen Pferden u. s. w.

Bei diesen Ausschweifungen der Augenweide ist gewöhnlich die Vernachlässigung der höhern Kunst der Musik zu bedauern, denn diese wird von jener verdunkelt und verschwindet, wenn es nicht gar berechnetes Spiel ist, ihre Schwäche hinter einem Schauspiele zu verbergen, welches alle Aufmerksamkeit und Bewunderung des Publikums auf einen andern Gegenstand leitet. So scheint es bei der Oper von Halévy zu seyn, welche der scharfen Kritik der wahren Künstler mehr als eine kranke Stelle dargeboten hat. Ich habe mit Vergnügen unter den tüchtigsten Kritikern eine deutsche Stimme, Herrn Joseph Mainzer, vernommen, welcher mit allem Nachdrucke eines gelehrten, erfahrenen und einfach vorgetragenen Urtheils die französischen Komponisten zur großen Schule der Natur zurückruft, und sie vor ihren werthlosen Spielereien und Tändeleien warnt.

Ich sagte oben, die Direktion der Oper spare nichts in ihren Mitteln, um das Publikum zufrieden zu stellen, und mein neuester Beleg war die Aufführung der Jüdin. Um den Maskenbällen mehr Reiz zu geben, griff man zu zwei Versuchen, welche nicht wenig zur Charakteristik des Augenblicks beitragen. Die Gebilde der Malerei, der Bildhauerei, die Leistungen der Tagesliteratur üben sich mit besonderer Vorliebe an der Karikatur und am Grotesken. Die Oper wird Karikaturen, und zwar die Karikaturen der bekanntesten Künstler und Literatoren geben, und sie in grotesken Quadrillen zusammenkuppeln. Es geschah, es unterhielt einmal, zweimal, das drittemal hatte man satt; man sieht in dem guten Paris so viele weibliche Karikaturen mit Fleisch und Knochen, und ehrlich und unverstellt — wozu schwache Nachbilder in der Oper aufsuchen?

Die Zeit huldigt dem Dienste der Börse, Alles ist Berechnung, Alles ist Spekulation, Alles trachtet nach Gewinn und Bereicherung. Gäbe es kein Mittel, die Habsucht zu kitzeln, und sie durch die Hoffnung des Gewinnstes auf den Maskenball zu locken? Warum nicht! eine Lotterie welche in der Hälfte der Fastenzeit, auf einem besondern Balle gezogen wird. Dieses Jahr soll der Werth der in der Lotterie begriffenen Gegenstände sechszigtausend Fr. betragen haben. Freilich waren ungefähr vierzigtausend Loose, jedes zu zehn Franken, bereitet, damit kann man es schon wagen. Nur zweifle ich, daß sie alle angebracht worden sind.

In dem geschmückten Foyer der Oper waren die Loose ausgestellt. Das erste ist ein prächtiges Paar Armbänder mit ächten Perlen und Steinen. Das zweite ein viereckiges Klavier von Pleyel mit sechs und einer halben Oktave und reich verziert; das dritte ein kostbarer Shawl, ein indischer Kaschemir; das vierte ein vollständiges Theegedecke in englischem Porcellan und silbernen Platten und Gefäßen. Nach dem kommen eine Loge in der Oper für ein ganzes Jahr, und eine Reihe Gemälde der besten jüngern Maler. Zwei dieser Loose sind drei bis viertausend Franken werth.

Jetzt fehlt nichts mehr, als daß die Oper, nach italienischem Gebrauche, prächtige Hotels verloose, so kann es dahin kommen, daß man des Morgens mit einer Rente von fünf bis sechstausend Franken nach Hause zurückkehrt. Diese Neuerung würde um so größern Reiz haben, als bisher wohl mancher seine Renten in dem Bereiche der großen Oper gelassen, keiner aber noch welche dort erlangt hat.

Der großen Oper haben mehrere andere Theater nachgeahmt, und auch Lotterien und Phantasmagorien aufgehängt, aber durchgängig plattes, armseliges Zeug. Unter aller Kritik waren die fêtes de nuit der königlichen Oper, auf dem Börsenplatze. Hier

raffte man einige Possenreißer aus der Straße, einen kleinen Affen und einen Bauchredner zusammen, und ließ sie in einer Loge ihre Späße machen. Dafür bezahlte das gutmüthige Publikum zehn Franken; für einen Sols könnte es jeden Tag das nämliche Schauspiel auf den Boulevards haben. Aber der Gipfel der Geschmacklosigkeit war die Verwendung der deutschen Choristen, die gewöhnlich in dem zum Robin des bois verfratzten Freischütz singen, als Singbegleitung der musard'schen Quadrillen. Denken Sie sich einen raschen, schwirren Contretanz, begleitet mit Baß- und Tenorstimmen, die irgend eine einfältige Melodie dazu singen. Man kann den musikalischen Unverstand nicht weiter treiben. Ich hätte vielleicht besser gesagt, man kann die edle Unverschämtheit nicht weiter treiben, denn die Direktoren dieser Prellanstalten wissen sehr wohl, was sie thun, und sie sind sogar nicht ohne Beschönigung ihres Thuns: „das Publikum will Flitter und Tand, wir geben ihm Flitter und Tand, wer hat sich da zu beschweren.“

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reisen zur nähern Kenntniß von Kleinasien, unternommen von Karl Texier.

(Schluß.)

Die Pest, welche gegen Ende des Jahres 1834 in Konstantinopel herrschte, nöthigte den Reisenden sich nach seiner Ankunft daselbst in seiner Wohnung zu Pera zu halten. Sobald die Epidemie abgenommen und seine Gesundheit sich vollkommen wieder befestigt hatte, nahm er seine Untersuchungen und Beobachtungen wieder auf. Sehr unangenehm überraschte es ihn, die Sophienmoschee ganz mit Kalk überweißt zu finden; eine in der That nicht glückliche Folge der neuen Civilisation. Die vorherige Sorglosigkeit war diesen antiken Gebäuden zuträglicher.“

Es ist Herrn Texier gelungen, sich Nachweisungen über die Einkünfte und die Verwaltung der Moscheen zu verschaffen, wie man sie bis dahin noch keinem Europäer mitgetheilt hatte. Er besuchte alle Kirchen, welche, troz der Intoleranz der Türken, seit der Einnahme von Konstantinopel in Besiz der Griechen geblieben waren. Fast alle fand er mit schönen Mosaiken verziert, von denen einige sich aus den Zeiten der Comnene und wohl noch früher herschreiben. In der Kirche der Panagia sah der Reisende ein solches Mosaik, das sich an Zeichnung und Farbenglanz den schönsten Gemälden Correggio's an die Seite stellen läßt.

Bei seiner Rückkehr nach Stambul sezte Herr Texier auch seine physiognomischen Beobachtungen fort. „Die Geschichte dieser Stadt, schreibt er hierüber, steht gleichsam auf den Physiognomien ihrer verschiedenen Bewohner geschrieben. Arabien, Persien, das Innere von Afrika und die Steppen der Tatarei haben ihren Beitrag zur Bevölkerung derselben gestellt. Alle diese Nationen leben mit und neben den alten Besizern von Byzanz, ohne sich mit ihnen zu vermischen. Jede hat ihr Quartier, ihre Sitten und ihre Vorurtheile. Man hat hier eine Uebersicht des ganzen Orients, ein weites Feld des Studiums vor sich, ohne daß man deßhalb die Stadt verlassen dürfte.

„Die Bevölkerung von Konstantinopel besteht aus vier großen Klassen (wobei ich die sämmtlich zu Pera und Galata wohnenden Europäer ausnehme), die sich durch ihre verschiedenen Religionen von einander unterscheiden: nämlich aus Griechen, Juden, Armeniern und Türken. Die Türken theilen sich wiederum in die unzählige Menge von Nationen, welche das ottomanische Reich bewohnen und deren Unterscheidungszeichen sie mit ihnen gemein haben, als: Schwarze, Abkömmlinge von Sklaven von Sennaar; kupferfarbige oder weiße Araber; Trapezunter; Tataren; Perser; Türken, die Abkömmlinge von Türken und Sklaven sind, und Türken, die von türkischen Eltern abstammen. Hiezu kommt noch das Heer, das aus allen europäischen und asiatischen Provinzen ausgehoben wird.

„Aus der von den Türken angenommenen Sitte, sich Sklavinnen aus verschiedenen Ländern beizulegen, läßt sich leicht folgern, daß von allen Nationen, welche Konstantinopel bevölkern, gerade das Blut der eigentlichen Herren des Landes, und zwar besonders das der vornehmern Türken, das gemischteste seyn müsse. Auch bemerkt man an den Männern der höhern Klassen, welche meist schöne georgische und griechische Sklavinnen zu Müttern haben, einen auffallenden Unterschied in der Gesichtsbildung. Die Gesichtszüge der niedern Klassen ähneln denen der Tataren, d. h. sie haben vorstehende Backenknochen, leicht eingedrückte Schläfe und einen von vorn nach hinten verlängerten Kopf. Dieses leztere Kennzeichen ist der höhern sowohl als der niedern Klasse gemein, was sich leicht bemerken läßt, wenn man des Morgens zu einem Barbier kommt, wo man Türken jeden Ranges mit entblößtem Haupte sehen kann. Die Nase ist ziemlich kurz, die Spitze abgerundet und die Nasenlöcher etwas aufgeworfen.

„Die Türken von höherem Range sind meist aus georgischem Blute entsprossen, weil große Herren Kinder aus diesem Lande zu kaufen pflegen, sie annehmen und zu hohen Würden befördern. Der größte Theil der Mitglieder der Regierung des jezigen Sultans ist von dieser Abkunft. Sie zeichnen sich durch eine Adlernase, kleine längliche, aber lebhafte Augen, runde Stirn, kleinen Mund, mehr weiße als dunkle Gesichtsfarbe und am Kopf anliegende Ohren aus.“

Vermischte Nachrichten.

Die Juden in Rom haben dem heiligen Vater einen Band hebräischer Schriften überreicht, der hinsichtlich der Kalligraphie und des Einbandes Alles übertreffen soll, was man in dieser Art bisher gesehen hat. Dieser große Folioband enthält ein Gedicht in jener poetischen Prosa, die in einigen orientalischen Sprachen üblich ist. Es ist eine Lobrede auf den Papst; der Autor nimmt von diesem Titel, der bekanntlich von dem Worte Papa (Vater) abgeleitet wird, Gelegenheit, dem heiligen Vater sehr schmeichelhafte Dinge zu sagen, und nennt ihn einen weisen Herrscher, guten Vater seiner Unterthanen u. s. w. Hierauf folgt ein Gebet für den Landesherrn, das die Juden jeden Sonnabend in der Synagoge sprechen. Nach diesen beiden Stücken kommen zwei Uebersezungen in Versen, die eine in lateinischer, die andere in italienischer Sprache. Jede Seite zeigt andere Schrift, und das Ganze ist mit großen Gemälden und Zeichnungen geziert, welche leztere der Schrift als Rahmen dienen. Diese mit der Feder ausgeführten Zeichnungen sind von hoher Vollendung, und das Werk eines in Rom lebenden venetianischen Künstlers, eines Christen, Namens Paoletti. Unter den Gemälden zeichnen sich besonders ein sehr ähnliches Porträt des heiligen Vaters, Salomo's Erklärung zum Könige, Salomo auf dem Throne sizend und das Wappen des Papstes aus. Der reiche Einband besteht aus weißem Atlas und trägt auf beiden Seiten das in Gold gestickte Wappen des Papstes. Zwei schwere, ebenfalls mit dem Wappen des Papstes verzierte Schlösser sind von herrlicher Arbeit. Die Juden vom Ghetto sollen für dieses Meisterstück ungefähr 10,000 Franken bezahlt haben. Dieser Band vertritt die Stelle der Gesezesrolle, welche die Juden dem jedesmaligen Papst zu überreichen haben, und bei deren Empfang er ihre Verblendung beweint.

•

Im Laufe des verflossenen Jahres wurden in Paris 29,150 Kinder geboren, nämlich 14,901 männliche und 14,229 weibliche. Von diesen waren 19,145 eheliche, wovon 18,685 in Privathäusern und 460 in den Hospitälern oder Armenhäusern geboren wurden; 9985 waren außereheliche, von denen 5473 in Privathäusern und 4512 in den Hospitälern geboren wurden. Von den natürlichen Kindern wurden 4170 von ihren Vätern anerkannt. Die Todesfälle beliefen sich auf 24,177 — nämlich 12,004 männlichen und 12,173 weiblichen Geschlechts. Hievon starben 15,320 in ihren eigenen Behausungen und 8857 in den Hospitälern. Die Zahl der Geburten übertraf die der Todesfälle um 4955. Heirathen wurden geschlossen 8088. Im Jahre 1835 gab es 27,460 Geburten, 25,096 Todesfälle und 7938 Heirathen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 98. 8 April 1835.

Russisch-Amerikanische Kolonien.

Hauptniederlassung in Sitka.

Die russische Regierung schickte im Jahre 1826 die Korvette Siniäwin auf eine dreijährige Reise um die Welt, mit dem besondern Auftrag, gewisse Theile der Küsten der russischen Besitzungen in der Behringsstraße und Kamtschatka zu untersuchen. Der Befehl wurde dem Kapitän Lütke anvertraut, der vor Kurzem die Resultate seiner Reise bekannt zu machen angefangen hat. Der erste Band seiner Reisebeschreibung ist unter dem Titel voyage autour du monde, in einer französischen Uebersetzung, welche nach dem russischen Manuskript des Verfassers gemacht wurde, bei Didot in Paris gedruckt, und die ganze Auflage nach Petersburg geschickt worden. Dieser Band enthält die Reise um das Kap Horn, den Aufenthalt in Chili und in den russischen Besitzungen in Amerika, und die Ueberwinterung in der Insel Ualan im stillen Meere. Der französische Styl verräth hin und wieder seinen fremden Ursprung, ist aber im Ganzen hinlänglich geläufig, das Werk selbst ist offenbar das Produkt eines milden, billigen und unternehmenden Mannes, der bei dem Leser unfehlbar ein günstiges Vorurtheil für sich erwecken muß. Wir entlehnen daraus einige Notizen über die russischen Besitzungen in Nordamerika und die Handelsgesellschaft, deren Monopol sie übergeben sind, und welche in der letzten Zeit mehr als je ein Gegenstand von Eifersucht zwischen Rußland, England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika geworden sind.

Der Anblick der nordwestlichen Küste von Amerika ist wild und pittoresk; hohe und steile Berge, bedeckt vom Gipfel bis zum Fuße mit Urwäldern, stehen schroff ins Meer hinein. Links am Eingang der Bai von Sitka (Georgensund) erhebt sich der ausgestorbene Vulkan Edgecumbe, rechts und im Vordergrunde umgeben Inselgruppen das Festland. Alles ist ruhig und wild, und nichts kündigt die Nähe eines Hafens an, bis man dieses Labyrinth von Inseln durchsegelt hat, und die russische Flagge auf einer Festung, die auf einem steilen Felsen liegt, erscheint. Palissaden und Thürme umgeben einige beträchtliche Gebäude, rechts sieht man eine Kirche, weiterhin am Ufer eine Reihe Häuser und Gärten, links eine Werfte, und ein Dorf von Eskimos, und im Hafen und auf der Rhede einige Schiffe; dieß ist Neu-Archangel, die Hauptstadt des russischen Amerika.

Das Fort liegt auf der Insel Baranoff oder Sitka, und ist vom Festlande durch den Kanal von Chatham getrennt. Es wurde von dem russischen Gouverneur Baranoff nach Zerstörung der amerikanischen Etablissements an dieser Stelle gebaut, und er zeigte in der Wahl der Lokalität seinen gewöhnlichen Scharfsinn. Er konnte sich hier auf eine Art verschanzen, welche alle Angriffe der Eskimos vereiteln mußte, übersah von dem Gipfel seine ganze Niederlassung, und konnte von seinem Fenster aus Tag und Nacht seinen Schildwachen Signale machen, und Alles in Ordnung halten.

Ein dichtes Gehölz erstreckte sich damals bis an die Häuser, und gab den Koloschen (den Eskimos der Umgegend, welche von den englischen Reisenden Kolinjen genannt werden) eine große Leichtigkeit die Bewohner unbemerkt zu überfallen. Baranoff versuchte umsonst den Wald auszubrennen, denn die Vegetation ist hier so feucht, daß sich die verbrannten Aeste im nächsten Jahre wieder mit Grün bekleidet fanden. Er ließ am Ende das Gehölz rings umher aushauen, und die ungeheuren Stämme, welche stehen geblieben sind, bieten einen sonderbaren Anblick.

Die Niederlassung besteht gegenwärtig aus zwei Abtheilungen, der Festung und den Vorstädten; jene enthält das zweistöckige Haus des Gouverneurs, das auf dem höchsten Punkt des Felsens 80 Fuß über dem Meere liegt, und von Bastionen und Thürmen umgeben ist, welche mit 32 Kanonen besetzt sind. Der übrige Theil der Niederlassung ist nur von einer Palissade ohne Kanonen umgeben; hier sind die Kasernen der Arbeiter, der Aleuten, die Häuser der Beamten, das Spital, Bäder, Magazine, Buden, und die Werften. Hier befindet sich auch ein langer Damm von Pfählen, an welchem die Schiffe anlegen und ausladen. Alle Gebäude in der Festung gehören der Kompagnie; sie sind gut unterhalten, was jedoch viele Kosten verursacht, da die schlechte Art des Tannenholzes und das feuchte Klima unaufhörliche Ausbesserungen nöthig machen. In einem der Thürme befindet sich das Arsenal, wo sich Waffen für nahe an tausend Mann in guter Ordnung finden.

Die Werften enthalten alle zum Schiffsbau und zum Ausbessern nöthigen Werkstätten; die hier gebauten Schiffe sind aber nur von kurzer Dauer, theils wegen der Qualität des Holzes, theils weil man es nicht lange genug trocknen läßt, ehe man es zum Bau verwendet. Die Gouverneurs haben daher bisweilen

Schiffe, die aus den Vereinigten Staaten gekommen waren, gekauft, und dieß sind die besten, welche die Kompagnie besitzt, allein die Generaldirektion in Petersburg fand die Spekulation nicht vortheilhaft, und beschloß ihrem eigenen Schiffsbau eine größere Ausdehnung zu geben. Man hatte auch versucht, Schiffe in Californien zu bauen, allein die dortigen Eichen liefern so schlechtes Holz, daß die beiden Schiffe nicht über drei Jahre die See halten konnten, einige andere wurden in Ochozk aus sehr dauerhaftem Lärchenholz gebaut. Der Hafen von Neu-Archangel besitzt 15 Schiffe, die etwa 2000 Tonnen halten, und zur Kommunikation mit Sibirien, Californien u. s. w. dienen; sie werden von Offizieren der kaiserlichen Marine kommandirt, sind der Kriegsdisciplin unterworfen, und sehr reinlich und elegant gehalten. Die Werften dienen der Kompagnie neben dem Schiffsbau noch auf mannichfache Art: die Schmiede verfertigen, wenn die Schiffsarbeiten ihnen Zeit lassen, Ackerbaugeräthe, die Gießer gießen Glocken für Californien, wo sie sehr gut bezahlt werden. Die Kupferschmiede arbeiten ebenfalls für den californischen Markt, und für den Handel mit den Eskimos.

Die Bevölkerung von Neu-Archangel besteht aus 800 Seelen, Russen, Creolen und Aleuten, worunter im Dienste der Kompagnie 700 Russen als Beamte, Schiffskapitäne, Kommis, Arbeiter und Matrosen, so wie 100 Creolen und Aleuten. Der Rest besteht aus Aleuten, die hier ohne Anstellung leben. Allein zur Zeit der Jagd und der Schifffahrt bleiben oft nur 180 Menschen zurück, Kinder mitgerechnet, so daß man oft Mühe hat, neben den Schildwachen u. s. w., Leute genug zur Bemannung eines Bootes zu finden.

Die Post kommt Einmal jährlich im August oder September aus Ochozk an, und bringt Briefe, Zeitungen und neue Beamte, ein Ereigniß, das die Kolonie auf Wochen lang in Bewegung setzt; eben so ist der April ein wichtiger Monat, weil da die Antworten und die Beamten, deren Zeit vorbei ist, nach Ochozk zurückgehen. Die übrige Zeit geht in regelmäßigen Dienstbeschäftigungen hin. Das Haus des Gouverneurs ist der tägliche Sammelplatz, und bietet durch die Bibliothek, welche der Gouverneur Rezanoff dort gelassen hat und die jährlich vermehrt wird, eine wichtige Ressource dar.

Ehemals wurde keinem der Eingebornen erlaubt sich um das Fort her niederzulassen. Im Frühjahr zur Zeit des Häringszugs versammelten sie sich, etwa tausend an der Zahl, um das Fort, und etwa eben so viele auf den benachbarten Inseln, während des Sommers blieben ihrer 5 bis 600, allein man erlaubte ihnen nur selten Hütten für einige Zeit aufzuschlagen, und in diesem Falle entwaffnete man sie. Der letzte Gouverneur, Murawieff, berechnete jedoch, daß er weit leichter im Stande seyn würde sie im Zaume zu halten und von ihren Planen unterrichtet zu werden, wenn er ihre Weiber, Kinder und Eigenthum unter den Kanonen der Festung halte, und erlaubte ihnen daher eine Niederlassung zu gründen. Seine Erwartung hat sich vollkommen gerechtfertigt. Die Koloschen sind seit dieser Zeit weit umgänglicher geworden, und die Verbindungen der Russen mit ihren Weibern geben das Mittel immer mit ihren Anschlägen bekannt zu werden; freilich ist daraus ein Zustand von Immoralität entstanden, der einem Ankömmling aus Europa überaus eckelhaft ist.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Paris Nr. 2.

Karneval 1835 in Paris.

(Fortsetzung.)

Es sind in dem pariser Karneval gewaltige Veränderungen und Uebergänge vorgekommen, von den vornehmen Maskeraden der aristokratischen Gemächer im 18ten Jahrhundert bis auf die Straßenscenen unsrer Tage.

Die Fastnachtsspiele vor der Revolution waren mehr reich als sinnig, und bewegten sich hauptsächlich nur in den höhern Cirkeln. Während den Revolutionsjahren waren diese Vergnügungen vor dem Ernste der Zeit zurückgewichen. Erst unter dem Direktorium tauchte die Lust nach leichten, frivolen Spielen wieder auf. An diesem consularischen Hofe, in diesem Mitteldinge zwischen Republik und Monarchie hatte sich troß des Ernstes der Hauptperson, Napoleon, ein luxuriöses und ziemlich sittenloses Leben eingewöhnt. Von den Salons in St. Cloud ging der Geist und das Treiben auf die Hauptstadt und in alle Volksklassen über, unbesorgt, fröhlich, leicht, und die Zukunft dem Zufalle und dem guten Glücke überlassend.

Das Kaiserthum wirkte auf Poesie, Kunst und freie Entfaltung der schönen Literatur erkältend und lähmend; es wird stets eine merkwürdige Erscheinung bleiben, daß in jener Zeit des Kriegsruhms und der diktatorischen Größe die Poesie und die bildende Kunst in einem gefesselten Schlafe gelegen haben. Die Leistungen jener Zeit, behaftet mit all dem pedantischen Kram der klassischen Schule ohne einen einzigen ihrer Vorzüge sind heute nach Gebühr gewürdigt und verschmäht, als ob sie schon vor tausend Jahren schlecht gewesen wären. Dieselbe Langweile hatte sich auch über den Karneval verbreitet, der nur ein ungezogenes Kind der Poesie ist, und nur in dieser Abkunft seine Weihe und seinen Ruhm findet.

Während der Restauration war der Karneval gänzlich entthront, und die Missionsaufzüge hatten seinen Platz eingenommen: damals dauerte der Karneval das ganze Jahr, gretesk genug, aber wenig unterhaltend.

Mit der Julisrevolution begann eine andere Zeitrechnung für den Karneval, in so weit er sich in öffentlichen Versammlungsorten und auf den Straßen zeigt; es war als ob die lange Verhaltung während 15 Jahren fortwährend heimlich erzeugt und geboren, aber verborgen gehalten und am Tage der Befreiung die wilde Brut auf die Oberfläche hinausgeschleudert habe. Im Jahre 1831 zum Erstenmale erschien ein bunter, toller Schwarm von populären Masken und Vermummungen aller Farben, Mischungen und Charakteren; nicht mehr wie sonst bloß Arlekin's, Polichinelles, Pantalons und einige andere Personen des französischen Karnevals, nicht mehr bloß der Türke, der Engländer, der Grieche, der Marquis, der Muscadin, son-

dern bequeme, alle Bewegungen des Körpers freilassende Pierrots, Rouliers mit blauen und grauen Oberhemden; der Paillasse in allen Haupt- und Unterabtheilungen männlichen und weiblichen Geschlechts, neapolitanische Fischer und alte Anzüge der Bazoche, darunter gemischt die Forts de la Halle und die Malins, die Poissardes und Alsaciennes, oder was man so nennt, tobend und rasend, Mänaden gleich und sich im Kothe wälzend. Das letztere beinahe wörtlich ist am Mardigras auf den Boulevards zu sehen; in den Bällen dieser artigen Gesellschaft fehlt oft nur der Straßenkoth, nicht die Lust sich darin zu wälzen oder die Antipathie gegen dieses Element. Seit dem Jahre 1831 hat dieses Wesen im Riesenmaße zugenommen, und seinen Gipfelpunkt mag es im Jahre 1835 erreicht haben. Fortan kann es nur mehr herabsteigen, Gott sey Dank.

Was mich bei diesen französischen Karnevalsbelustigungen unausgesetzt so unangenehm, so widrig angeregt hat, ist die Entäußerung alles ästhetischen Elementes, das Verfallen und Versinken in die baarste und schmutzigste Gemeinheit. Nichts Poetisches, nichts Feines, nichts Sinniges und Charakteristisches, ein ungeschminkter und unbedeckter Koth in Thun und Rede. Ich habe auf den Boulevards Ausdrücke gehört und Bewegungen gesehen, vor welchen selbst der Gendarme und der Polizeiknecht erröthend sich abgewendet haben. Erkläre wer da kann, daß dieses geistvolle, witzige Volk, dem alle Sarkasmen und Parodien angeboren sind, in der vorzugsweise franken Zeit der Fastnacht nur Abgeschmacktheiten hervorbringen kann, oder wo ihm dieß untersagt ist, leichenähnliche Traurigkeit, wie in der großen Oper.

Voriges Jahr und vor zwei Jahren sah man am Fastnachtstage noch einige politische Masken, dießmal nichts, es sey denn, daß man dahin, wie die Carikatur gethan, den Zug des fetten Ochsen rechnet, der in den Tuilerien anlangt und Sr. Majestät Louis Philipp einen Besuch abstattet, unter Begleitung der Musik der Nationalgarde welche spielt: où peut on être mieux qu'au sein de sa famille?

(Schluß folgt.)

Die klimatischen Verschiedenheiten Russlands

nach den Ortsverhältnissen, in Beziehung auf die Landwirthschaft.

In klimatischer und örtlicher Beziehung kann Rußland in folgende Zonen getheilt werden: I. die Zone des Eisklima's; II. der Rennthiermoose; III. der Wälder und Viehzucht; IV. des beginnenden Ackerbaues mit Gerste; V. des Roggens und Leins; VI. des Weizens und der Baumfrüchte; VII. des Mais und der Reben; VIII. des Oelbaums und des Zuckerrohrs. Eine ungeheure Abstufung von Norden nach Süden!

I. Zur Zone des eigentlichen Eisklima's kann man rechnen: Nova Zembla und mehrere nördliche Erdzungen Sibiriens, so wie auch den nördlichen Theil des kolaschen Kreises, welcher übrigens wegen des Einflusses des weißen Meeres weniger kalt ist. Eine dreimonatliche Nacht und die geringe Anzahl dort gedeihender Gewächse halten Menschen und Hausthiere von einem beständigen Aufenthalt in diesen Gegenden ab, — nur Robben, Wallrosse und Fische, welche sich viel weiter zum Pole hinauf erhalten als Landthiere, können dort als Nahrungsmittel für Menschen, Eisbären und ihre beständigen Begleiter, die Eisfüchse, dienen. Auf Nova Zembla findet sich übrigens eine große Menge von Erdmäusen besonderer Art, welche sich für den Winter große Vorräthe von allerlei Wurzeln zusammentragen und den Füchsen zur Nahrung dienen. Durch die Unternehmung des Handelshauses Brandt in Archangel werden wir wahrscheinlich ausführlichere Nachrichten von diesen Gegenden erhalten. Uebrigens kann hier von der mit eben so viel Kühnheit als Vortheil betriebenen Meerfischerei der Bewohner des archangelschen Gouvernements nicht die Rede seyn, da sie zwar den Ackerbau gewissermaßen vertritt, doch durchaus in keiner Beziehung zu demselben steht. — Allmählich geht die Zone des Eisklima's in die folgende über.

II. Die Zone der Rennthiermoose (tundra, Moossteppen), wo dem stets gefrornen Boden nur falbes Moos entwächst, näher zu der folgenden Zone mageres Gesträuch, und endlich zwerghaft längs der Erde hinwachsende Lärchenbäume und Fichten. Die Natur hat diese Zone mit einem Thier begabt, welches allein dieselbe für den Menschen bewohnbar macht: dieß ist das Rennthier. Weiterhin nach Norden begleiten den Menschen bloß der Hund und zwei oder drei Arten von Vögeln. Diese Zone, derjenigen des Eises folgend, erstreckt sich vom archangelschen Gouvernement durch unermeßliche Einöden bis zum östlichen Ocean. Sie ist nur sparsam von nicht zahlreichen Nomadenstämmen der Samojeden, Ostjaken und andern Eingewanderten bevölkert, welche aber zum Theil mehr und mehr aussterben; denn der rohe Naturmensch erträgt die Nähe des gebildeten Menschen nicht. Außer den Hülfsmitteln, die das Rennthier darbietet, nährt sich in diesem Landstriche der beträchtlichste Theil der Bevölkerung von Fischen, und bedient sich gegen den hier besonders heftigen Scorbut einiger Arten des Löffelkrauts (cochlearia). Hier wird vorzüglich die Jagd der See- und Pelzthiere, so wie der Schwäne und Gänse betrieben, welche als Zugvögel zur Mauserzeit in ungeheuren Schaaren an die Ufer der zahllosen Landseen ziehen, mit denen die Moosebenen übersäet sind und dort nisten. Sie liefern den Bewohnern dieser Gegenden einen großen Theil ihres Lebensunterhalts. Wo endlich diese Zone an diejenige des Eises angränzt, an den Mündungen großer Flüsse und an den Hochufern einiger Inseln, finden sich jene unzähligen Ueberreste von gigantischen Knochen jetzt nicht mehr lebender Thiergattungen und besonders der Mammuthe. Dort wurde unter Anderem auch jenes noch mit Fleisch und Haut bedeckte Gerippe eines dieser Bewohner der Vorwelt gefunden, deren Daseyn wahrscheinlich auf immer ein Räthsel für den Naturforscher bleiben wird.

III. Die Zone der Wälder und Viehzucht folgt stufenweise jener der Rennthiermoosebenen; hier geht das kriechende, dürftige Gestrüppe allmählich in ungeheure Weißtannen-, Lärchen- und andere Wälder über, wo keine Menschenhand noch störend in die erhabenen Werke der Schöpfung gegriffen.

Längs den Ufern der Flüsse und an andern offenen Stellen zeugt das hervorsprießende Gras zwar von ungewöhnlicher Fruchtbarkeit des Bodens, aber späte Fröste im Frühling und frühe im Herbst sind dem Getreidebau hinderlich. Daher ist in dem nördlichen Theil dieser Zone die Jagd Hauptbeschäftigung des Menschen, besonders der Fang des Eichhorns, eines vorzugsweise diesen Gegenden angehörigen Thieres, welches für den Aufenthalt des Menschen daselbst eine Hauptbedingung ist. — Im südlichen Theil dieser Zone, bei größerem Ueberflusse an Gras und Heu, beginnt die Viehzucht, und an einigen günstig gelegenen Stellen trifft man gleichsam als Vorposten Getreidebau an, der aber freilich nur unbedeutend ist. Der nördliche und mehr östliche Theil wird von verschiedenen Nomadenstämmen bewohnt, auf welche dann schon in festen Wohnungen lebende Ansiedler folgen, wie z. B. Syrjanen, Finnen und andere. Der größte Theil des Innern von Finnland nährt sich hauptsächlich nur von der Hornviehzucht. Schwer ist es, die südlichen Gränzen dieser Zone zu bestimmen, da sie oft mit der folgenden zusammenfließt.

IV. Die Zone des beginnenden Ackerbaues, die wir oben als die der Gerste bezeichneten, weil hier, der Kürze des Sommers und der öftern Morgenfröste wegen, nur diese Getreideart mit Erfolg gezogen wird. Bei sorgfältiger Pflege mögen auch einige Gartenfrüchte gedeihen, und es lohnte sich wohl der Mühe, Versuche mit dem Kartoffelbau zu machen. Bewohner dieses Landstrichs sind angesiedelte Russen, Finnen, Syrjanen und andere, die bei der Geringfügigkeit des Ackerbaues ihren Unterhalt noch durch Viehzucht, Jagd, Fischfang, Holzflößen u. s. w.

gewinnen. Die Viehzucht liefert in manchen Gegenden des archangelschen und wologdaschen Gouvernements sehr schöne Racen von Hornvieh. Die südliche Gränzlinie dieser Zone kann man annäherungsweise bis zur Stadt Jarensk im Gouvernement Wologda und den diesen entsprechenden übrigen Orten festsetzen, etwa bis zum 65° n. Br. Die Natur bietet hier im Allgemeinen einen schönen Anblick dar; ungeheure Wälder, große Flüsse, herrliche Wiesen und der kräftige Wachsthum überhaupt machen einen tiefen, ganz eigenthümlichen Eindruck, wie ihn viele berühmte Reisende in den undurchdringlichen Gegenden Süd- und Nordamerika's empfanden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Opiumbau.

(Anhang zu Texiers Reise.)

Wir fügen hier aus einem spätern Briefe noch eine Nachricht über den Opiumanbau zu Afioum Kara-Hissar bei, die Herr Texier von dem Musellim der Stadt erhielt, der ihm auch ein Kistchen mit Mohnsamen und Muster des in seinem Paschalik erzeugten Opiums zum Geschenk machte.

Das Gebiet von Afioum Kara-Hissar (schwarze Schloß) ist von trachytischer Formation. Die Stadt liegt am Fuße einer vulkanischen Gebirgskette, die sich von Osten nach Westen ausdehnt; eine zehn Stunden lange Fläche bietet hier dem Anbau einen sehr günstigen Raum. Auflagerungen von Trachyt von 4, 5 bis zu 80 Metres Höhe durchschneiden hie und da diese Ebene.

Der Grund des Bodens besteht fast allenthalben aus einer ziemlich gleichartigen graulichen Thonerde, die sich mit Wasser nicht zu Teig kneten läßt; auf einigen Stellen findet sich auch ein schwarzer vulkanischer Sand, der mit einer dicken Schichte von Humus bedeckt ist. Unweit von der Stadt, gegen Westen, findet sich Kreide, aus welcher auch die Gebirgskette besteht, welche die Ebene begränzt.

Die Kultur des Mohns in dem Paschalik, von welchem Kara-Hissar der Hauptort ist, verbreitet sich auch über mehrere benachbarte Provinzen, und man findet sie unter Anderem auch, wenn man über das Gebirge von Kebus kommt. Von diesem Punkt aus bis nach Kara-Hissar sind die großen Formationen sämmtlich vulkanisch, die bebauten Ländereien aber von verschiedener Bodenart, woraus sich ergibt, daß eine eigenthümliche Beschaffenheit des Bodens zu Erzeugung eines vorzüglichen Opiums keineswegs erforderlich ist.

Die Temperatur dieser Gegenden ist ziemlich niedrig, und oft bleibt der Schnee im Winter mehrere Monate liegen. Dennoch findet man hier Pflanzen, welche unter wärmeren Zonen heimisch sind, als: die Agave, den Cactus u. s. w.

Das Thermometer steigt indeß während einiger Monate bis auf 25 und 30°, allein der Reisende, welcher der Meinung ist, daß sich der Opiumbau auch in Frankreich heimisch machen lasse, behauptet, daß diese Hitze keinen Einfluß auf das Gedeihen des Opiums habe, weil sie im Monat Junius schon ihr Ende erreiche. Während seines Aufenthalts zu Kara-Hissar vom 2 bis zum 6 Julius war es kühl und das Thermometer hielt sich zwischen 10 und 12°; allein es bleibt hier der Umstand zu berücksichtigen, daß es eine Hauptbedingung für das Gedeihen des Opiums ist, daß es während der letzten Hälfte des Mais oder im Junius weder stark noch anhaltend regne, da ein einziger einige Tage dauernder Regen eine ganze Ernte vernichten kann.

Der Mohnsamen wird in Kara-Hissar zu 20 Paras die Oka verkauft. Eine Oka ist gleich 1 Kilogramme 250 Grammes. Im December fängt man an den Boden mit dem Karst, oder, wo er nicht zu hart ist, mit dem Pflug umzubrechen. Die Furchen müssen breit genug gezogen werden, daß man zwischen den Pflanzen gehen kann, ohne sie zu beschädigen. Eigentlich sind es Rabatten von 3 Fuß Breite und durch einen Weg von einander getrennt.

Der Mohnsamen wird wie das Getreide ausgesäet, nur etwas dünner, so daß man mit einer Oka eine Fläche von 1600 Quadratmetres bestellen kann. Günstig gelegene Felder werden durch Kanäle bewässert, und da man in Kara-Hissar in dieser Hinsicht nur auf den Regen rechnen muß, so findet eine große Verschiedenheit in Quantität und Qualität der Ernten statt.

Einige Tage nach dem Abfall der Blüthe ritzt man den Kopf des Mohns horizontal auf, wobei man sich jedoch in Acht nehmen muß, daß der Schnitt nicht bis ins Innere der Schale dringe. Aus dieser Oeffnung tritt sogleich ein weißer Saft in Tropfen, die man den Tag und die Nacht über hängen und trocknen läßt, und dann das Opium, das schon eine bräunliche Farbe angenommen hat, mit Messern abnimmt. Wie nöthig es sey, daß es um diese Zeit nicht regne, leuchtet ein, weil sonst das Opium weggewaschen würde.

Ein Mohnkopf gibt nur Einmal und zwar nicht mehr als einige Gran Opium, das immer dunkler wird je mehr es eintrocknet. Die erste Verfälschung erleidet das Opium von den Einsammlern, die dabei etwas von der Schale des Mohnkopfs mit abkratzen, um das Gewicht zu vermehren. Später werden wohl noch ein Dutzend fremdartiger Substanzen beigemischt.

So eingesammelt, stellte es sich in Gestalt einer klebrigen, klümperigen Masse dar, die man in kleine irdene Gefäße legt und zerreibt, wobei man jedesmal in den Mörser spuckt. Der Reisende fragte, warum man nicht lieber Wasser nehme, erhielt aber die Antwort, daß dieß die Waare verderben würde.

Das Opium wird später in trockne Blätter gewickelt und in den Handel gebracht. Der Same der Mohnköpfe, welche das Opium gegeben haben, kann im folgenden Jahre zur Aussaat benutzt werden. Früher war der Opiumhandel frei gegeben, allein seit vier Jahren hat sich die Regierung das Monopol vorbehalten. Der Kontrebandhandel, der sich sogleich organisirte, raubt ihr indeß wenigstens ein Drittheil des Gewinns. Im ersten Jahre kaufte die Regierung das Opium zu 36 Piaster, dann zu 40, 45 und endlich zu 50 Piaster die 250 Drachmen; konnte aber trotz dieser Preiserhöhung dem Schleichhandel nicht steuern.

Diese unbedachte Maßregel der Regierung, die den Handel von Smyrna ruinirt, ohne den Staat zu bereichern, scheint, aller Vorstellungen der Kaufleute ungeachtet, beibehalten werden zu sollen. Die Landbauer dagegen sagen, daß sie ihnen von Nutzen sey, weil sie ihnen guten Verkauf zu annehmlichen Preisen sichere. Der vom Staat festgesetzte Preis ist stets derselbe, ohne Rücksicht auf die Qualität des Produkts; das beste bekomme mithin durch Schleichhandel derjenige in die Hände, der den höchsten Preis bezahlt. Die Ausbeute des Jahres wird nach Konstantinopel geschafft, wo die Regierung die Oka zu 180 bis 200 Piaster verkauft, die ihr höchstens auf 80 zu stehen kommt, und dabei verfälscht sie die Waare noch mit armenischem Bolus und andern Erdarten.

Dem in der königlich asiatischen Gesellschaft zu London vorgelesenen und in Nr. 89 dieser Blätter bereits mitgetheilten Auszug über das siamesische Heer, von Kapitän Low, folgten in einer andern Sitzung noch folgende weitere Notizen über die Birmesen: Man soll bei ihnen vor Einführung des Buddhismus Menschen geopfert haben. Sie küssen das mit dem noch rauchenden Blute eines Feindes besudelte Schwert, weil sie dadurch den Muth des Erschlagenen in sich aufzunehmen glauben. Jede ihrer Fahnen ist einer besondern Gottheit geweiht und die Träger derselben sind mit schützenden Amuletten behängt. Aus den auf den Fahnen befindlichen Wappen schließt der Berichterstatter, daß die Heraldik aus Asien nach Europa gekommen sey. Der Adler ist das Unterscheidungszeichen Wischnu's, der Stier das Siva's und der Falke das Zeichen Rama's. Die hinter einem ruhenden Löwen aufgehende Sonne war das Feldzeichen der Tataren, und der zur Sonne fliegende Adler das Persiens. Der Humutz, oder die berühmte Gans, eine der Verwandlungen Buddha's, die an den Schwan der Leda erinnert, ist das Hauptwappen auf den Fahnen der Birmesen. Den Leng oder gehörnten Alligator und das Einhorn sieht man auf den Fahnen der Chinesen. Der Cneph oder große Drache, das Symbol des Horizonts und des guten Geistes, das Fahnenwappen der alten Aegyptier, ist eine der Gestalten, welche Buddha anzunehmen pflegte, und man sieht diesen Drachen noch jetzt auf den Fahnen der Malayen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 99. 9 April 1835.

Skizzen aus Paris Nr. 2.

Karneval 1835 in Paris.

(Schluß.)

Für den Beobachter dieser Saturnalien ist es ein interessanter Gegensatz, von dem Balle der großen Oper nach jenem des Palais-royal zu gehen. Stellen Sie sich nicht vor, daß die Nähe der Wohnung des Kronprinzen im Palais-royal auf das dortige Theater oder dessen Bälle irgend einen Einfluß übe; das sind gänzlich getrennte Dinge, und Louis Philipp rechnet zu gut, als daß er seinen Miethsleuten nicht volle Freiheit in der Benutzung der gemietheten Oertlichkeiten lassen sollte, vorbehaltlich den größtmöglichen Zins zu beziehen. Der ziemlich enge Raum des Theatersaales im Palais-royal gleicht einem Gährungsprozesse betrunkener Stoffe, entschuldigen Sie dieses Bild, es soll nicht gelehrt seyn, und wofern es Ihnen eine Vorstellung dieses vergleichungslosen Zustandes gewährt, habe ich meinen Zweck erreicht. Schönes Gemisch von Staub und Punsch, von Licht und halber Dämmerung, von Schreien und Rasen; gesprochen wird da nicht, wer könnte es vernehmen? Menschen sind diese Gestalten nicht mehr, es sind verkleidete Affen, die in scheinbarer Mannichfaltigkeit in einem ewig nämlichen Kreise von scheusäligen Bewegungen, Gebärden und Ideen sich herumdrehen: tanzen kann man es nicht nennen, es ist ein dumpfes, fieberhaftes Stampfen des Erdbodens; oft sah ich nach den Gesichtern, ob nicht weißer Schaum sich am Munde zeige, ich fürchtete die Erscheinungen der Wasserscheu. Ich sah statt dessen oft schöne, blühende Gesichter, nur verunstaltet durch den Staub und den Schweiß, der Anblick war um so trauriger. Dieses Volk überredet sich, es sey vergnügt!

Voriges Jahr war der Hauptversammlungsplatz dieses wilden Heeres in dem Theater der Variétés und von dort, d. h. vom Rausche, war am Aschermittwochmorgen nur ein Schritt zu machen zur Descente de la Courtille, einer Barriere, von welcher der gemeinste Pöbel nach viehisch durchhauster Nacht mit wüstem Kopfe und trübem Sinn zum Elende seines Alltagslebens zurückkehrt. Nach dem Rausche der Katzenjammer, das ist so die hergebrachte Ordnung der Dinge. Zum Erstenmale angesehen hatten die Bälle der Variétés etwas Staunenerregendes, etwas unsern Begriffen von gesitteter Bildung gänzlich Entrücktes, etwas Eigenthümlich Tolles, und darum waren sie nicht ohne Reiz für den Beobachter, der sich beschränkte auf der Oberfläche dieses Spuckes hinzustreifen. Wiederholtes Beschauen, nähere Betrachtung gewährt Eckel.

Dieß Jahr wurden die Variétés entthront durch die Bälle und die Quadrillen von Musard, dem großen Meister in dem Winterelysäum der Rue St. Honoré. Vor einigen Tagen verglich ein französischer Musikdirektor diesen Musard, ich denke des ähnlich lautenden Namens halber, mit Mozart. Es sollte mich nicht wundern, wenn wir nächstens eine genealogische Nachweisung lesen, daß Mozart von Musard abstammte; bei Gott und den französischen Kritikern ist kein Ding unmöglich.

Gerechtigkeit in Allem. Musard ist sicherlich der größte Quadrilleneinrichter der jemals war, ich sage Einrichter, denn er komponirt selten Eigenes, sondern „arrangirt" die Weisen der beliebtesten und neuesten Singstücke zu Quadrillen, mit Talent, Geschmack und einer hinreißenden Energie. Besonderes Aufsehen erregte eine Quadrille mit steigendem Forte, welches am Schlusse durch das Aufschlagen mehrerer Stöcke und Stühle auf das hohle Orchestergerüste eine wahre Explosion nachahmte. Man fand bald diesen Knalleffekt nicht stark genug, und auf dem Balle des Mardigras ließ der sinnreiche Musikvorsteher den Knall durch das Losschießen einer stark geladenen Pistole erhöhen. Der Geruch des Pulvers war nicht widrig, es war nicht der unangenehmste im Saal. Glauben Sie etwa, daß das Publikum solche Tollheiten belächle und weiter gehe? — Man mußte einige tausend Personen zurückweisen, die der ungeheure große Saal nicht mehr fassen konnte, und die Einnahme dieser einzigen Nacht belief sich auf 15,000 Franken. Was wollen Sie mit ästhetischen Betrachtungen gegen solche Argumente?

Wenn ich oben gesagt habe, daß selbst die Karikaturen, welche man in der großen Oper aufführte, wenig belustigt haben, so darf Sie dieß nicht befremden. Der Nationalgeschmack für diese Satyre besteht nicht minder, nur äußert er sich anders und will einen verschiedenen Grund, auf welchem er sich bewege. Die Heimath der Karikatur, die ununterbrochen thätige Gebährerin dieser Geißel ist die Galerie Vero-Dodat, und die Verbreiterin dieser hohnneckenden Geburten die Blätter: la Caricature und: le Charivari. Mögen Sie nun einer politischen Meinung angehören, welcher Sie wollen, Sie können nicht umhin zu ge-

stehen, daß diese Blätter, ganz besonders aber der jeden Tag erscheinende Charivari mit einem Talente des Epigrammes, mit einem Witze und einer komischen Bosheit geschrieben sind, wie vor ihnen kein Blatt es war. Auch sind sie in aller Händen, jedermann in Paris will den Charivari lesen wie eine Erholung nach den langen, oft langweiligen Colonnen der großen Zeitungen. Niemand wird verschont, nicht Freund nicht Feind, und da der Parteien viele sind, so ist das witzige Blatt immer gewiß, gegen wen es auch zu Feld ziehe, die Mehrheit der Lacher auf seiner Seite zu haben. Die arme Nationalgarde mit ihren Bärenmützen, ich hätte beinahe gesagt Bärenköpfen, wird gräßlich darin mitgenommen, denn der Charivari will die Entdeckung gemacht haben, daß eine große Anzahl Einfaltspinsel darunter seyen, die Louis Philipp mit Ehrenkreuzen füttere und an seine Person fessle: nichts desto weniger muß der Charivari auf jeder Wachstube der Bürgermiliz gehalten werden, den Einen zur Kurzweil, den Andern zum Aerger. Nur der Constitutionnel ärgert sich ganz roth über die arge Wespe, welche seit Jahren mit einer beispiellosen Beharrlichkeit um den armen, trübseligen, bankbrüchigen und hinfälligen Patriarchen herumschwärmt, und ihm einen Stich um den andern versetzt. Und wären diese Wunden noch Alles, aber es ist als ob der Constitutionnel unwiderstehlich zur Erwiderung gestachelt würde, und jede seiner Erwiderungen ist eine dicke Dummheit und neuer Stoff für den Charivari und die Karikatur auf vierzehn Tage. Vergessen Sie nicht, daß ich von Paris spreche, wo die Lächerlichkeit tödtlich ist; dieß ist ein volksthümliches Sprüchwort und wahr. Niemand hat es so grausam erfahren als der Constitutionnel. Es ist allmählich dahin gekommen, daß man darum angesehen wird, wie ein ungeschickter Mensch ohne Welt noch Schick, wenn man den Constitutionnel begehrt. Lieber läßt man's bleiben.

Russisch-Amerikanische Kolonien.

Hauptniederlassung in Sitka.

(Fortsetzung.)

Das Klima ist feucht, regnicht und trübe, selten ist ein Drittheil des Jahres nur erträglich schön, und oft gibt das ganze Jahr nicht über 30 bis 40 erträgliche Tage. Der Winter ist ziemlich mild, der Schnee liegt nie über drei Monate; das Frühjahr beginnt so zeitlich, daß die Himbeere im Februar blüht, und im Mai reift; allein der Sommer, so wie das ganze Jahr gleicht eher dem Herbst eines besseren Klima's. Eine andere Unannehmlichkeit besteht in der Schwierigkeit sich Lebensmittel zu verschaffen, obgleich die gegenwärtige Verwaltung Sorge trägt, es nie ganz an Brod fehlen zu lassen. Die Hauptnahrung besteht in Fischen, welche täglich und unter allen Formen auf den Tischen erscheinen: selbst der Gouverneur hat selten Fleischspeisen. Die Feuchtigkeit des Klima's macht es sehr schwierig Heu aufzubewahren, und jedes der 8 bis 10 Stück Vieh, welche erhalten werden, kostet jährlich 100 Rubel für Futter, und in einigen Jahren bis auf das Doppelte. Die Schweine dagegen haben sich akklimatisirt, da sie aber von Fischen leben, so hat ihr Fleisch einen Thrangeschmack, der es ungenießbar macht. Schalthiere, Krebse, Argalis (wilde Schafe, welche die Aleuten bringen) und Seelöwen geben der Küche einige Zugaben; auch Kartoffeln werden in Menge gepflanzt, und gedeihen, die Kompagnie baut jährlich etwa 150 Tonnen, welche in dem Spital und der Schule, so wie Winters von den Arbeitern verbraucht werden.

Ehemals bestand der Sold aller Angestellten der Kompagnie in einem gewissen Antheil an dem Ertrag der Jagd, allein da daraus alle Arten von Unordnungen entstanden, so wurden sie seit 1818 auf fire Besoldungen gesetzt, und müssen dafür jeder Art von Handel auf eigene Rechnung entsagen. Der Gouverneur ist immer ein Marineoffizier, und alle Beamten haben dieselben Rechte und Stellung, wie die Kronbeamten in Sibirien. Diese neue Ordnung der Dinge hat die heilsamsten Folgen hervorgebracht; man kann Männer von Verdienst wählen, und das Loos der Arbeiter und Matrosen ist gesicherter als zuvor. Sie erhalten 350 bis 430 Rubel jährlich und Rationen, Holz und Logis: ihre Dienstzeit ist 7 Jahre. Die Reisekosten werden von der Kompagnie bezahlt, und wenn sie krank sind, werden sie umsonst behandelt. Die Kleidungsstücke deren sie bedürfen, werden ihnen aus den Magazinen nach einem gewissen Tarif abgeliefert, und sie erhalten bei gutem Betragen bedeutende Gratifikationen. Ueberhaupt werden ihre Rechnungen so regelmäßig gehalten, daß nur die allerträgsten und schlechtesten die Schulden, die sie vorher hatten, nicht bezahlen, und manche mit beträchtlichen Ersparnissen zurückkommen, was früher fast nie der Fall war. Seit 1816 sind 576 Russen in der Kolonie angekommen, sie hatten 367,000 Rubel Schulden. 411 sind seitdem mit einem Kapital von 245,000 Rubel zurückgekommen, und die Schulden der 400, die noch im Dienste sind, belaufen sich nicht auf 150,000 Rubel.

Die Strenge einer militärischen Disciplin ist hier unentbehrlich, theils um die Eskimos, theils um die Arbeiter selbst im Zaume zu halten. Der Dienst geschieht daher in Allem wie in Festungen, die Offiziere gehen immer in Uniform, jeder Mann hat seinen bestimmten Platz für einen Fall von Angriff oder von Feuer, und so oft man den Generalmarsch schlägt, was oft geschieht, um die Leute in der Gewohnheit zu halten, versammelt sich Alles sogleich im Fort, man besichtigt die Waffen, und jeder muß an seinem Platze seyn.

Außer dem eigentlichen Objekt des Handels der Kompagnie, nämlich Pelzwerk, unterhält sie einen nicht unbedeutenden Verkehr mit Californien, den Sandwichinseln, den Eskimos, und den englischen und amerikanischen Schiffen, welche ihre Häfen besuchen.

Der Handel mit Californien wurde von dem Gouverneur Resanoff in den ersten Jahren der Existenz der Kompagnie eröffnet, und dehnte sich nach und nach troß des spanischen Kolonialsystems immer mehr aus. Die Kompagnie kaufte ihre Lebensmittel, schickte ihre Jäger auf den See-Otterfang, und errichtete endlich eine Faktorei. Sobald die Beamten auf feste Besoldungen gesetzt waren, und die Kompagnie dabei die Verpflichtung übernommen hatte, ihnen Lebensmittel zu liefern, nahm der

Handel mit Californien zu; man braucht jährlich 4000 Centner Mehl, wovon jeder Arbeiter monatlich 40 Pfd. erhält, und diese Zufuhr konnte man sonst nirgends her beziehen. Anfangs fand dabei keine Konkurrenz statt, weil die Spanier alle andere Nationen ausschließen, allein seitdem die merikanische Republik alle Flaggen in ihre Häfen zuläßt, ist der Preis der Lebensmittel sehr gestiegen. Die Kompagnie bezieht dorther Mehl, Bohnen, Butter, Talg, gesalzenes und getrocknetes Fleisch, Salz, Häute und lebendiges Vieh; dagegen führt sie dahin aus: Tuch, Leinwand, Baumwollenwaaren, Kupfer und Eisen, Glas, Thee und Zucker. Der Preis dieser Waaren wird von dem russischen Gouverneur festgesetzt, und beläuft sich auf 9000 Piaster jährlich, der Gewinn ist hinreichend zur Unterhaltung der beiden Schiffe, welche jährlich während der Zwischenzeit der Jagden hingeschickt werden.

Die Kompagnie hatte den Verkehr ihrer Kolonien mit fremden Schiffen gänzlich verboten, allein die Nothwendigkeit sich Bedürfnisse zu verschaffen, welche bei der allzuseltenen Kommunikation mit Rußland mangelten, erlaubte nicht, das Verbot in seiner Strenge aufrecht zu halten, und so hat sich nach und nach ein fast unbeschränkter Handel eingeführt, der jedoch keineswegs zum Vortheil der Kompagnie ist. Denn dieser Verkehr gab theils den Amerikanern Gelegenheit, sich von den Eskimos See-Otterfelle zu verschaffen, welche damals noch im Ueberfluß waren, theils diesen Feuerwaffen zu verkaufen, welche ihre Nähe der Kompagnie sehr gefährlich machten. Es wäre jedoch sehr schwer, das Verbot gegenwärtig aufrecht zu halten, die Amerikaner kennen jetzt die Küste, und es wäre äußerst schwierig in diesem Labyrinth von Inseln Schmuggler zu entdecken, und die Kosten der Bewachung der Küsten würden den Vortheil der Maßregel weit übersteigen, indem der See-Otterfang durch die theilweise Ausrottung der Race sehr abgenommen hat, und die Eskimos seit 20 Jahren mit Feuergewehren versehen sind. Das einzige was der Kompagnie zu thun übrig ist, würde seyn, daß sie selbst den Eingebornen Feuerwaffen verkaufte, deren sie nicht mehr entbehren können, und wodurch sie den wenigen Handel, der noch mit den Eskimos besteht, gänzlich an sich ziehen würde. Die Amerikaner, welche jetzt schon wenig Vortheil bei diesem Verkehr finden, würden dann gänzlich aufhören die Küsten zu besuchen, und die Kompagnie es völlig in ihren Händen haben, die Vertheilung der Feuergewehre unter den Eskimos zu regeln. Die förmliche Erlaubniß in den Kolonien der Kompagnie zu jagen und Handel zu treiben, wurde den Amerikanern durch die Konvention von 1823 ertheilt, und hat keine andere Veränderung in den Verhältnissen die vorher bestanden, hervorgebracht, als daß sie etwas regelmäßiger geworden sind. Es kommen jährlich zwei bis drei Schiffe direkt von den Vereinigten Staaten nach Neu-Archangel, wohin sie Mehl, Branntwein, Wein, gesalzenes Fleisch, Thee, Tabak, u. s. w. bringen. Früher bezahlte man sie in Pelzwaaren, besonders in Pelzen von Seebären, welche sie mit 2 Piaster für einen alten und 2 Piaster für einen jungen Bären bezahlten. Allein seit 1830 hat die Administration angefangen ihre Einkäufe in Wechseln auf die Kompagnie in Petersburg zu bezahlen. Der Handel mit den amerikanischen Schiffen von 1818 bis 1830 belief sich auf einen Werth von 2 Millionen Rubel, wofür die Amerikaner über 20,000 Seebärenfelle erhielten.

(Schluß folgt.)

Bemerkungen über den Handel von Salonichi.

Zur Ergänzung dessen, was im Ausland Nr. 65 v. d. J. bereits über die Handelsverhältnisse Macedoniens mitgetheilt wurde, entnehmen wir dem Moniteur Ottoman noch folgende Notizen über den Handel Salonichi's.

Salonichi ist eine sehr alte Stadt. Sie hieß anfangs, wegen der warmen Mineralwasser, die in seiner Umgegend zu Tage kommen, Therma. Hievon rührt der Name Thermaikos her, welchen der Meerbusen führte, in dessen Hintergrund die Stadt liegt. Kassander, Antipaters Sohn, änderte diesen Namen in den von Thessalonike, dem Namen seiner Gemahlin, einer Tochter Philipps und der Olympias, um. Aus Thessalonich bildete man dann den abgekürzten Namen Salonichi. Cousinery sagt in seinem gelehrten Werke über Macedonien, die Zahl der französischen Faktoreien in Salonichi habe sich bis auf eilf belaufen. Es ist bekannt, daß die Franzosen beinahe den ganzen Handel der Levante in ihren Händen hatten. Die Ausfuhrgegenstände aus Salonichi bestanden in Baumwolle, Wolle, Seide, Lammfellen, Hasenfellen, Wachs, Honig, Abas (groben Tüchern), altem Kupfer, Haselnüssen und Cerealien, Zimmer- und Bauholz. Diese Stadt lieferte Artikel zum Gebrauche der christlichen Gemeinden in Macedonien und den benachbarten Provinzen. Sie versah besonders die Messen des Innern von Rumelien: diejenige von Seres (die auf den 21 Februar fällt), die von Perlepe (5 Mai), die von Slivino in Bulgarien (2 Junius), die von Philippopel (20 Julius), die von Nevrocob, genannt Marasseon (12 August), die von Uzundschova (20 September), die von Yenidscha, genannt St. Lukas, in Macedonien (3 November), die von Pristina in Serbien (7 November), die von Petriz in Macedonien (27 November). Allein die Unterbrechung der Seeverbindungen mit Frankreich machte dem ein Ende, worauf diese Messen ihre Waaren aus Deutschland und Italien über Durazzo und Wien bezogen. Zur Zeit des Kontinentalsystems gewann der Handel von Salonichi neue Thätigkeit. Alle Waaren des ottomanischen Reichs, Deutschlands, Frankreichs und Italiens fanden auf diesem Handelsplatze einen Centralpunkt. Aus diesem Entrepothandel zogen die Griechen beträchtlichen Gewinn, und einige erwarben sich glänzende Reichthümer. Dieser Zustand außerordentlicher Wohlhabenheit war indeß vorübergehend. Einerseits führte der allgemeine Friede Salonichi wieder in seine frühere Stellung zurück, andrerseits gab der Aufstand in Morea Anlaß zu Maßregeln der Strenge, die den griechischen Handel beunruhigten. Alle diejenigen, welche unter dieser Nation die Mittel zur Auswanderung besaßen, begaben sich ins Ausland oder in solche Theile des türkischen Reiches, die dem Herde des Aufstandes weniger nahe lagen und sie dem Verdachte eines Einverständnisses minder aussetzten. Bereits hatte die Bevölkerung von Salonichi durch die Vertreibung der Janitscharen eine beträchtliche Abnahme erlitten; sie erlitt es noch mehr durch die Auswanderung der Griechen. Man schätzte sie ehemals auf 70 bis 80,000 Seelen; heutzutage zählt man nur 12,000 Türken, 8000 Mamins (Juden, welche zum Islamismus übertraten, die aber eine besondere Sekte bilden), 6000 Griechen und 18,000 Juden, somit im Ganzen 44,000 Seelen.

Seit der Regierung Sultan Amuraths I genießen die Juden gewisse Privilegien: das eine besteht in der Erlaubniß zur Verfertigung grober Tücher, Abas genannt, welche die französischen Handelsleute für die Kolonien kauften, und worein sich die Landleute kleideten; das andere besteht in der Erlaubniß zur Verfertigung von Teppichen, womit noch ein ansehnlicher Handel getrieben wird. Die ägyptischen Baumwollenzeuge, Makos genannt, brachten denen von Salonichi einen empfindlichen Schlag bei. Dessen ungeachtet kommen immer noch einige Ladungen zu Stande. Die Wolle war einige Jahre lang einer Art Monopol unterworfen und für die Bedürfnisse der großherrlichen Truppen zurückbehalten. Dadurch geschah es, daß dieser Artikel nicht mehr nach Salonichi kam, sondern über Durazzo und die österreichische Gränze in das christliche Europa verführt wurde. Da im laufenden Jahre das Monopol aufgehoben ward, so wurden mehrere Ladungen Wolle bewerkstelligt, und täglich macht man Sendungen nach Frankreich und Italien. Ein großes amerikanisches Schiff wurde kürzlich ganz allein mit dieser Waare nach Boston befrachtet.

Seit die europäischen Regierungen den Tabak in Regie nahmen, bildet er für den Handel keinen besondern Aufkaufsgegenstand mehr.

Dennoch kamen erst neulich in verschiedene Theile der christlichen Welt Sendungen zu Stande. Die Seide kommt noch etwas im Handel vor, deßgleichen die Lammfelle; allein die Hasenfelle gelangen nur in sehr geringer Menge auf den Markt, da die politischen Verhältnisse der Bevölkerung das Tragen von Waffen nicht gestatten, und man somit nicht mehr so zahlreich wie sonst auf diese Thiere Jagd machen kann. In Wachs und Honig geschahen einige Versendungen, so wie auch Haselnußladungen nach England.

Was das Getreide anbelangt, so sah die Hauptstadt des Reiches, daß sie bei den vollen Kornhäusern Macedoniens das schwarze Meer entbehren könne. Mehr als hundert große Schiffe, die hier mit Getreide beladen worden, schlugen den Weg nach Konstantinopel ein. Troz dieser Ausfuhr war Salonichi im Stande noch Lieferungen an den europäischen Handel zu machen, ohne die Bedürfnisse des eigenen örtlichen Verbrauchs zu beeinträchtigen, und obgleich die Ernte im vorigen Jahre unvollkommen war, werden die Märkte Konstantinopels doch noch mit Cerealien von hier aus versehen. Hinsichtlich des Zimmer- und Bauholzes beschränkt sich der Handel fast ausschließlich auf den Archipel. Versuchsweise macht man Sendungen nach den christlichen Ländern. Die Einfuhren waren seit einiger Zeit ziemlich beträchtlich. Frankreich, Italien und Deutschland füllten mit ihren Erzeugnissen und denen ihrer Kolonien die Magazine von Salonichi an. Daher die Ankunft zahlreicher Karawanen. Alles verspricht in diesem Augenblicke dieser Provinz des ottomanischen Reiches eine günstige Zukunft.

Die klimatischen Verschiedenheiten Russlands nach den Ortsverhältnissen, in Beziehung auf die Landwirthschaft.

(Fortsetzung.)

V. Die Zone des nördlichen beständigen Ackerbaues wurde von uns die Zone des Roggens und Leins, als der ihr am meisten eigenthümlichen Erzeugnisse, genannt. Sie erstreckt sich von der Gränze der vorhergehenden nach Süden, ungefähr bis in die Mitte des tschernigowschen Gouvernements, etwa bis zum 51° n. Br., und längs diesem gleichmäßig gegen Osten, mit einiger Hinneigung zum Aequator. Es wäre überflüssig sich in eine genaue Schilderung dieser weiten Zone einzulassen, welche den bedeutendsten Theil des großen russischen Reiches umfaßt, weßhalb wir uns bloß auf einige partielle Bemerkungen beschränken.

1) Es versteht sich von selbst, daß der südliche Theil dieser Zone einige Vorzüge vor dem nördlichen hat; allein diese sind nicht bedeutend genug, um eine eigene Unterabtheilung zu begründen; man kann behaupten, daß das Klima der Uebergangsgegenden einige Nachtheile hat, was besonders in Weißrußland neben andern diesem Lande ungünstigen Umständen bemerklich ist.

2) Der Unterschied zwischen den westlichen und östlichen Gränzpunkten dieser Zone ist sehr auffallend. Als das eigentliche russische Klima kann man das von Moskau annehmen; es ist gemäßigt und der Landwirthschaft sehr förderlich. Die sibirischen Gegenden sind viel rauher; gegen Westen dagegen, jenseits der Düna und des Dnepr, zeigt sich allmählich eine große Veränderung; das Klima der litthauischen Gouvernements ist viel gelinder, da z. B. in Grodno und Bialystok im Freien Birnen und Pflaumen gedeihen, welche in den übrigen Gegenden derselben Breite nicht so frei gezogen werden können.

3) Unter begünstigenden Umständen und mittelst allmählicher Akklimatisirung kommen in ziemlich nördlichen Gegenden dieser Zone auch Früchte fort, vornehmlich Aepfel; aber eines Theils erfordern sie eine besondere Sorgfalt, andern Theils verderben oft Fröste die Bäume. Deßhalb gehören auch die Baumfrüchte nicht eigentlich zu den eigenthümlichen Erzeugnissen dieser Zone.

4) In den Ostseeprovinzen hat, außer der westlichen Lage, auch die Nähe des baltischen Meeres Einfluß auf das Klima; dieses ist etwas milder als in den übrigen unter derselben Breite liegenden Theilen Mittelrußlands.

5) Da der größte Theil dieser Zone des europäischen Rußlands eine Fläche mit unbedeutenden Bergen und Erhöhungen ausmacht, so ist der Unterschied der örtlichen Klimate nicht sehr merklich, und rührt hauptsächlich von Wäldern und Morästen, so wie von der Beschaffenheit des Bodens her.

6) Der Ackerbau steht hier, beinahe ohne Ausnahme, noch auf der untersten Stufe einer nach Grundsätzen geregelten Landwirthschaft; er ist dreifeldrig. Im eigentlichen Rußland findet man ausnahmsweise hin und wieder Anfänge eines verbesserten Feldbaues, jedoch mehr nur als Versuche oder auch bloß als landwirthschaftlichen Luxus. In den Ostseeprovinzen dagegen sind mit Einführung der Vielfelderwirthschaft und überhaupt eines vervollkommneten Ackerbaues schon bedeutende Fortschritte gemacht.

7) Die Viehzucht bleibt gleichfalls, mit einiger Ausnahme, beinahe ohne alle Verbesserung; sie bildet kein besonderes Gewerbe, sondern wird bloß als nothwendig mit dem Ackerbau verbunden getrieben.

8) Die Wälder vermindern sich leider in dieser Zone augenscheinlich, mit Ausnahme der Gegenden, aus welchen das Verführen des Holzes an entferntere Orte nicht bequem ist. Dieser Umstand droht um so schädlicher zu werden, da viele mehr nach Süden liegende Orte bloß durch Floßholz aus dieser Zone versehen werden. Deßhalb ist die Verbesserung des Forstwesens wohl eben so nöthig, als die Vervollkommnung des Ackerbaues, welche übrigens auch sehr viel zur Wiederherstellung der Wälder beitragen kann, da bei einer verbesserten Ackerwirthschaft weniger neues Acker- und Wiesenland erforderlich ist, und also, wenigstens auf den Privatgütern, nicht so viel Waldungen dazu ausgehauen zu werden brauchen.

9) Das Charakterische dieser Zone besteht in ihren vielen Wasserverbindungswegen, welche so ausgedehnt und bequem sind, daß man sie mit Recht einzig in ihrer Art nennen kann. Ohne sie hätten die Erzeugnisse des Feldbaues der innern Provinzen beinahe gar keinen weitern Absaz. Wir wollen nur des Talgs erwähnen, von welchem jährlich für die Summe von 40 Millionen ausgeführt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Ein französischer Chemiker, Herr Pitay, macht in einem Schreiben an den National auf die Vortheile aufmerksam, welche sich für Kinder, Feuerarbeiter, Theaterdirektionen u. s. w. dadurch erreichen ließen, wenn man Leinwand, Baumwollenzeuge u. dgl. so zurichte, daß sie unverbrennlich seyen. Dieß wird mittelst eines Salzes, des phosphorsauren Ammoniaks, erreicht, auf dessen Eigenschaften in der genannten Hinsicht Herr Gay Lussac zuerst aufmerksam machte. Musselin, den man in eine Auflösung dieses Salzes eintaucht und dann trocknen läßt, flammt am Lichte nicht auf, sondern wird nur schwarz und später roth, ohne daß eine Flamme zum Vorschein käme. Wenn nun z. B. auf den Vorhang eines Theaters mittelst einer Schichte oder eines andern Bindemittels eine hinreichende Menge jenes Materials aufgetragen würde, so wäre er dadurch unverbrennlich gemacht, was, wenn man dieß Verfahren auch auf die übrigen Dekorationen ausdehnen wollte, manches Unglück verhüten dürfte. Die meisten nicht flüchtigen mineralischen Salze besitzen die Eigenschaft der Unverbrennlichkeit, keines aber vereinigt alle wünschenswerthen Vortheile in dieser Hinsicht in dem Grade als der phosphorsaure Ammoniak. Ein Kilo dieses gehörig zubereiteten Salzes dürfte auf 6 Franken zu stehen kommen, und man könnte damit eine Fläche von nahe an 60 Toisen bedecken.

Nachrichten aus Liverpool in englischen Blättern zufolge hat ein Herr Toad auf dem Flusse Mersey einen Versuch mit einer telegraphischen Beleuchtung zum Besten gegeben, der dem gewünschten Zweck, den Telegraphen auch bei Nacht benutzen zu können, vollkommen zu entsprechen schien. Die Beleuchtung bestand aus sechs Röhren, die auf einer Fähre aufgestellt waren, an deren Bord sich ein tragbarer Gasometer befand. Man brachte die Fähre in die Mitte des Flusses, und beide Ufer wurden nun von den Lichtstrahlen so gut beleuchtet, daß auch kleine Gegenstände sichtbar waren. Bringt man diese Beleuchtung auf einer Anhöhe an, so läßt sich nicht zweifeln, daß sie auch in größere Ferne wirken, und von Schiffen auf der See zu benutzen seyn wird, um Signale nach dem Lande zu geben, was bei Unglücksfällen allerdings ein Gegenstand von Wichtigkeit ist.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 100. 10 April 1835.

Mexikanisches Allerlei.

Privatgeselligkeit.

Um von der Privatgeselligkeit in Mexiko ein treffendes Bild zu entwerfen, muß man zuvörderst an dreierlei erinnern. Erstlich, daß sie überhaupt ihrem ganzen Umfange nach europäischen, und zwar spanischen Ursprungs ist; denn die indianische Bevölkerung, welche die fremden Eroberer vorfanden, besaß nichts dem Aehnliches: sie hatte ihr Familienleben und ihr öffentliches: was wir aber Geselligkeit nennen, war ihr, wie allen auf gleicher Kulturstufe stehenden Nationen, völlig fremd. Zweitens ist zu erwägen, daß der von den Konquistadoren zuerst eingeführte gesellige Zustand beinahe 300 Jahre lang ein reines Analogon spanischer Sitte blieb, unvermischt mit jeder anderen europäischen, welche keinen Weg fand, sich dem spanischen Amerika mitzutheilen, wenigstens keinen direkten; und was davon über Spanien etwa dahin gelangte, war wenig, weil Spanien selbst in Europa sich abgeschlossener und volksthümlicher bewahrte, als irgend eine andere Völkerschaft dieses Welttheils. Drittens aber ist dann zu berücksichtigen, daß jede politische Revolution unvermeidlich auch eine Umwälzung sittlich geselliger Zustände im Gefolge hat, und daß diese in Mexiko um so größer werden mußte, weil mit der politischen Emancipation des Landes zugleich die dreihundertjährige Scheidewand völlig einsank, welche dasselbe dem nichtspanischen Europa, so wie dem freien Nordamerika bisher entfremdet hatte. Hievon datirt die Wirkung auf den geselligen Zustand erst seit dem Jahre 1824; aber allerdings war auch schon vorher seit 1810, während der Bürgerkriege, und durch die von ihrem Gegenstande neugeschaffenen oder anders schattirten Interessen und Neigungen, Manches in dieser Hinsicht geschehen. So mußte denn also in den hier zur Betrachtung kommenden Jahren 1830 bis 1832 nothwendig theils eine Nationalgeselligkeit zu Mexiko existiren, auf altspanischem Fundamente, aber vielfach schon modifizirt durch Einflüsse der Revolution und der darnach eingetretenen unmittelbaren Berührung mit ausländischer Sitte jedes Ursprungs: theils auch eine Geselligkeit der in der Hauptstadt zahlreich anwesenden Fremden, mit mehr oder weniger vorherrschender Farbe ihrer eigenen verschiedenartigen Nationalität, so wie mit mehr oder weniger Annäherung und Bequemung zur mexikanischen. Wir wollen das näher erläutern in einigen Worten über die verschiedenen Zweige und Ausläufer privatgeselliger Bestrebung, — Mittagsgesellschaften, Abendgesellschaften, Visiten, Landpartien, Jagdpartien, Spazierritte.

Förmliche und gebetene Mittagsgesellschaften sind in mexikanischen Häusern der Hauptstadt sehr selten. Man würde Unrecht haben, daraus auf einen Mangel gastfreundlicher Gesinnung zu schließen, welche im Gegentheil bei den auf ihren Landgütern oder Landhäusern wohnenden Mexikanern für eingeladene oder unvermuthete Besuche aller Art sich im stärksten Lichte offenbart. Auch in der Stadt sehen sie einzelne Hausfreunde, Verwandte, Gevattern, oder priesterliche Seelenärzte zuweilen um Mittagszeit bei sich, entweder auf Topfglück, oder auch, bei irgend einer festlichen Familienveranlassung, mit etwas mehr, doch gewöhnlich mäßigen Vorbereitungen und Umständen. Im Ganzen ist aber auch das selten, und eigentliche Diners widerstreben vollends der nationalen Art und Sitte. Schon bequeme Stunden, welchen weder die Siesta noch der nachmittägliche Besuch der Alameda und des Paseo aufgeopfert zu werden brauchte, sind kaum auszumitteln: die Hausfrauen sind in der Regel nicht darauf eingerichtet, und wenig geneigt dabei weder vorher die sorgliche Wirthschafterin, noch an der Tafel selbst die angenehme Wirthin zu spielen: Manche werden auch abgeschreckt durch die in Mexiko, seit Einführung vieler europäischer Genüsse und Tischsitten, sehr bedeutend gewordenen Kosten feierlicher Gastmähler; endlich sind die Mexikaner weder Feinschmecker, noch Weinfreunde, noch Weinkenner im europäischen Sinne; ein stark gewürztes, gezwiebeltes und geknoblauchtes Nationalgericht mundet ihnen besser als tête de veau à la financière, oder salmis de perdreaux aux truffes, und bei einem Glase Pulque, dicken katalonischen Weins oder Rums entbehren sie ganz gern die feinsten Blumen und die edelsten Gährungsprodukte europäischer Weinberge: sie bedürfen auch keineswegs in europäischer Weise des Essens und Trinkens als eines Vehikels oder einer Stimulation für angenehme gesellige Konversation oder sonstige Erlustigung; von ihnen hätte Schillers Wallenstein nicht gesagt, wie von seinen Generalen,

„dieß Geschlecht kann sich nicht anders freuen als bei Tisch!"

und vielleicht stehen sie, unter diesem Gesichtspunkte, der wahren Gesittung näher als wir. Uebrigens ist die angegebene Regel allerdings nicht ohne einzelne Ausnahmen. So z. B. gaben der Minister der auswärtigen Angelegenheiten Don Lucas A. und

Don Francisko F. jener dem diplomatischen Korps, dieser einem auserwählten Cirkel von Einheimischen und Fremden jährlich mehrere große Diners im besten pariser oder berliner Styl, materiell des großen Reichthums, wie intellektuell der feinen Bildung dieser geist- und kenntnißreichen Hausherrn würdig; im Hause des Ministers noch durch die Gegenwart seiner liebenswürdigen, mit allen Tugenden ihres Geschlechts und Standes geschmückten Gattin, wie im Hause des unverheiratheten Hrn. F. durch das besondere Interesse gehoben, welches seine reiche und auserlesene Gemäldesammlung allen Kennern und Liebhabern der schönen Kunst gewährte.

Der bei weitem größere Theil geselliger Mittagscirkel fand sich jedoch in den Häusern der fremden Gesandten und Generalkonsuln oder reicher fremder Kaufleute konzentrirt. Die meisten derselben hatten keine Frauen oder sie nicht mitgebracht; einige waren an Merikanerinnen verheirathet, welche die Wirthin einer Soirée oder eines Balles in der Regel besser zu machen verstehen, und geneigt sind, als die einer großen Mittagstafel: in ein paar französischen und englischen Häusern fand man jedoch auch diese von der Dame des Hauses präsidirt, und Zeitgenossen jener Periode erinnern sich gewiß lebhaft der persönlichen Anmuth und geistreichen Unterhaltung, womit die liebenswürdige und hochgebildete Gattin des französischen Generalkonsuls alle Produkte einer feinen Küche und eines guten Kellers doppelt zu würzen verstand. In solchen Häusern wurden zuweilen auch Damen zu Mittage eingeladen; indessen blieb gegen diese Art gemischter Gesellschaft hier wie in Europa mancherlei zu erinnern, und ich mag die Meinung nicht verhehlen, daß überhaupt bei großen langausgesponnenen Diners die Frauen, als Gäste, je schöner und liebenswürdiger, desto weniger an ihrem Platze sind; es wären denn solche, wie man sie bei den Symposien der Alten, oder in Paris bei den Bachanalien der Regentschaft fand. Weder das Wohlgefallen der Weiber an den Männern, noch das Gefühl ihrer eigenen Würde kann dabei gewinnen, wenn sie die Männer in die grobmateriellen Genüsse des Gaumens sich vertiefen, ja diese mit ihren Reizen um den Preis kämpfen, mindestens die männliche Begeisterung für letztere durch den Champagner gesteigert oder gar begründet sehen! Ihre Rolle ist daher selbst dann keine würdige, wenn sie ihr treu genug bleiben, um nur durch Künste der Charis den gröberen Genuß zu veredeln, oder als Hebe den Reiz des Bechers zu erhöhen. Lassen sie vollends sich versuchen theilnehmend in die Tafelfreuden einzugehen, so sind sie um alle ätherische Bestandtheile ihrer Herrschaft, um allen Phantasiereiz ihrer gesellschaftlichen Stellung betrogen. Der Widerwille eines berühmten Dichters gegen essende Frauen konnte in der Praxis des häuslichen Lebens zu Uebertreibungen führen; aber er stammte zuverlässig aus tiefer und zarter Anerkennung wahrer weiblicher Würde und Anmuth. Am abgeschmacktesten scheint mir die englische Sitte, welche beim Dessert die Frauen sich entfernen heißt. Es ist als würde dann vor unsern sichtlichen Augen die Scheidung des Engels vom Thiere vorgenommen, aus welchen beiden bekanntlich der Mensch besteht!

(Fortsetzung folgt.)

Russisch-Amerikanische Kolonien.

Hauptniederlassung in Sitka.

(Schluß.)

Der Handel mit den Sandwichinseln hat abgenommen, seitdem der Gouverneur Baranoff im Jahre 1817 einen Versuch gemacht hatte, die Insel Atouai für die Kompagnie in Besitz zu nehmen; der Versuch mißlang, aber der König Tameameha hörte von da an auf seine bisherigen Kommunikationen mit Neuarchangel zu erhalten, und es kam nur ein einziges Schiff aus den Sandwichinseln im Jahre 1828, das Salz brachte und Pelzwerk dahin ausführte.

Der Handel mit den Eskimos dehnte sich früher vermittelst der Schiffe der Kompagnie weit an der Küste hin aus, allein die großen Schwierigkeiten des Verkehrs, welche in dem verrätherischen Charakter der Eingebornen lagen, und welche die allerstrengsten Vorsichtsmaßregeln erforderten, haben zur Folge gehabt, daß die Russen alle Handelsreisen dieser Art aufgegeben haben, und sich auf den Tauschhandel beschränken, der unter den Kanonen der Festung statt findet. Er ist jedoch sehr unbedeutend, die Kompagnie bezahlt die See-Otterfelle nicht so gut als die amerikanischen Schiffe, welche sie für den chinesischen Handel aufkaufen, die See-Ottern werden jährlich seltener, und obgleich die Kompagnie in den letzten Jahren den Preis, den sie dafür bezahlt, auf 100 bis 150 Rubel für jedes Fell erhöht hat, so erhält sie doch nur etwa 80 jährlich, mit 400 Bieberhäuten, 60 schwarzen Bären- und 500 Fuchspelzen.

Ein anderer Handelszweig der Kompagnie besteht in dem Verkauf von Lebensbedürfnissen an die Bewohner ihrer Kolonien. Alle Artikel, die sie in ihren Magazinen hat, werden von dem Gouverneur tarirt, und mit einem Gewinn von 10 bis 15 Proz. an Waaren, welche von fremden Schiffen gekauft werden, und von 40 bis 45 an denen, welche die Kompagnie aus Rußland schickt, verkauft. Dieser Handelszweig beläuft sich auf 150 bis 200,000 Rubel jährlich.

Der Hauptgrund der Errichtung der russischen Niederlassungen auf der nordwestlichen Küste von Amerika lag in der Erschöpfung der Jagden in den Aleuten und in der Menge von See-Ottern, welche man auf den amerikanischen Küsten entdeckte. Allein Baranoff, ihr Gründer, hatte noch größere Plane, und wollte den ganzen Nordwesten des Festlandes mit russischen Kolonien besetzen, und alle andere Nationen davon ausschließen, daher fing er schon im Jahre 1796 an Niederlassungen dort zu gründen, die meistens verunglückten, aber er verfolgte seinen Plan mit einer Energie, welche wenigstens mit theilweisem Erfolge gekrönt wurde, und wenn seine Bemühungen zu Hause einen entsprechenden Eifer gefunden hätten, so würde er die ganze Küste von Neuarchangel bis zum Nutkasund mit russischen Niederlassungen besetzt haben. Allein die Hauptursache, das Interesse, das die Kompagnie haben konnte, diese Besitzungen auszudehnen, fiel bald weg, die See-Ottern wurden bald ausgerottet, und ihre Jagd erträgt gegenwärtig kaum hundert Felle jährlich, während sie anfangs 2000 jährlich geliefert hatte. Nach der Zurückberufung von Baranoff schlugen seine Nachfolger wiederholterweise vor,

Neuarchangel aufzugeben, um den Sitz der Kolonien der Kompagnie auf die Insel Kadiak zu verlegen, und so das ganze Festland wieder zu verlassen. Die Gründe dafür und dawider sind von Lütke weitläufig aus einander gesetzt, er selbst ist für die Beibehaltung, und die Behörden in Petersburg scheinen noch keinen definitiven Entschluß gefaßt zu haben.

Ursprünglich waren die russischen nordwestlichen Kolonien in mehrere Administrationen vertheilt, welche unter sich unabhängig waren, nach und nach wurden sie vereinigt, und gegenwärtig stehen sie alle unter dem Gouverneur von Neuarchangel, der sie in fünf Sektionen vertheilt hat. Direkt unter Neuarchangel stehen die Kurilen, welche jedoch bei der Ausdehnung der Jagd eine eigene Administration erhalten werden; unter der Sektion von Kadiak sind begriffen: die Insel Kadiak selbst, die Meerbusen von Kenaisky und Tschugatsky, die Halbinsel Alaschka, die Insel Ukamok und das Fort Alexandrowsky am Fluß Nuschagak. Die Sektion von Unalaschka besteht aus der Insel dieses Namens, den Fuchsinseln und den Inseln Schumaginsky, Sannakh und Unimak. Die Sektion Atka besteht aus den Inselgruppen den Andreianowski, den Blijnies, und Kommandeurinseln. Die Sektion Pribyloff besteht aus den Inseln dieses Namens, endlich die letzte Sektion besteht aus der Kolonie von Roß und den kleinen Farellonen.

Die Zahl der Eingebornen bestand zur Zeit der Zählung von 1825 aus 5083 Aleuten und 3660 Eskimos. Daß ihre Zahl unter der russischen Regierung sehr bedeutend abgenommen hat, ist unstreitig, obgleich diese Abnahme sehr übertrieben wurde; die ersten Entdecker hatten die Zahl der Bewohner überschätzt, und man hat daher den Russen bittere Vorwürfe gemacht, als man bei genauerer Zählung die wirkliche Zahl fand. Lütke vertheidigt die russische Administration von dem Vorwurf von Grausamkeit, allein daß nicht Alles so ist wie es seyn sollte, ergibt sich aus den Zählungen der letzten Jahre, welche eine beständige Verminderung zeigen, z. B. die Sektion von Kadiak enthielt im Jahre 1792 eine Zahl von 6510 Seelen, welche im Jahre 1825 auf 3396 herabgesunken waren. Die Fuchsinseln enthielten im Jahre 1819 etwa 1900 Bewohner, und im J. 1580 nur 1460. Lütke glaubt jedoch, daß die Bevölkerung gegenwärtig ihr Minimum erreicht habe, und daß die Verbesserung der Lage der Eingebornen durch die neue Organisation der Kompagnie ihre Zahl wieder vermehren werden.

Die Creolen, welche von russischen Vätern und aleutischen oder amerikanischen Müttern abstammen, bilden einen der interessantesten Theile der Bevölkerung; ihre Zahl belief sich im Jahre 1830 auf etwa 1000, und sie scheinen bestimmt einen großen Einfluß auf das künftige Schicksal der Kolonien auszuüben. Sie bilden eine besondere Klasse, und sind so lange sie in den Kolonien bleiben, von allen Frohnen und Auflagen frei. Jeder muß sich entweder in Kadiak oder in Unalaschka in ein Register einschreiben lassen, ist aber vollkommen frei zu leben wo er will; sie dürfen auf die Jagd gehen, jedoch unter der Bedingung, den Ertrag der Kompagnie zu gewissen Preisen zu verkaufen, und wenn sie sich den Gewerben oder dem Acker- und Gartenbau widmen wollen, so erhalten sie Unterstützungen. Sie sind wie die Creolen anderer Racen thätig und intelligent. Die Kompagnie hat in Neuarchangel eine Schule für sie gestiftet, wo 30 aus ihrer Mitte bis zum 16ten Jahre erzogen werden, worauf sie in die Dienste der Kompagnie treten, und 15 Jahre lang für eine Besoldung von 100 bis 350 Rubel dienen. Nachher können sie austreten oder ihre eigenen Bedingungen für ihre Fortsetzung der Dienste machen. Auf diese Art sind mehrere Schiffskapitäne, Kommis, Handwerker und Matrosen gebildet worden. Ihr großer Fehler ist Trunkenheit.

Chronik der Reisen.

Funchal auf der Insel Madeira.*)

Funchal bietet vom Meer aus eine sehr schöne Ansicht. Die Bai, in der wir vor Anker gingen, muß dem Ansehen nach wenigstens acht bis zehn Meilen breit seyn; sie ist amphitheatralisch von Hügeln umgeben, die sich vom Gestade aus 1200 bis 1500 Fuß hoch erheben und bis zum Gipfel hinauf mit Grün bedeckt sind. Der höchste Punkt befindet sich gegen die Mitte hin, wo ein rauher unregelmäßig geformter Gebirgskamm rund herum gegen Osten hinläuft und sich dann zu einem Hochlande ausbreitet, an dessen Fuß sich eine gewaltige Brandung bricht. Gegen Westen ziehen sich die Abhänge nicht so steil, sondern weit sanfter abwärts, und ein Berg mit ganz abgerundetem Gipfel schließt hier die Aussicht. Die Stadt liegt dem Mittelpunkt der Bai gerade gegenüber, dicht am Wasser, dehnt sich aber nach allen Richtungen hin weit die Hügel hinan, weil die Häuser in weiten Zwischenräumen aus einander, und Weingärten, Bananas-, Orange-, Limonien- und Granatäpfelpflanzungen zwischen ihnen liegen. Auch sieht man hie und da Zuckerrohr, Kaffeesträuche, Myrthen und andere immergrüne Gewächse, welche dem Ganzen zu jeder Jahreszeit einen lieblichen, frühlingsähnlichen Anblick leihen. Linker Hand der Bai (wenn man gegen die Stadt hin sieht) liegt der Loo-Felsen, ein hoher Inselfels, der beinahe senkrecht aus dem Wasser emporsteigt, und auf seinem ungefähr 50 Schritte ins Gevierte haltenden Gipfel ein kleines Fort trägt, von dem die portugiesische blaue und weiße Flagge herabweht. Dieser Fels liegt nicht weiter als etwa 100 Schritte vom Festlande entfernt, und unmittelbar unter den Kanonen seines Forts befindet sich der einzige Landungsplatz, da, bei ganz stiller Witterung ausgenommen, die Ufer der ganzen Bai unterhalb der Stadt von einer hohen, gefährlichen Brandung umgeben sind. Ueberhaupt ist die Küste der ganzen Insel sehr unzugänglich; die Nordseite ist von steilen Klippen umgeben, während an der Südseite kein anderer Landungsplatz als der eben angegebene sich befindet, ausgenommen bei einem Dorfe, Machica genannt, das ungefähr drei Meilen weiter gegen Westen liegt, und wo die Miguelisten landeten, als sie vor der letzten Revolution, durch welche Dona Maria wieder eingesetzt wurde, von der Insel Besitz nahmen.

Ich betrat die Stadt am Christtage Morgens, mitten unter dem Geläute der Glocken und dem Donner der Kanonen; in der That eine wenig passende Begrüßung für den, dessen Botschaft „Friede auf Erden“ lautete. So schön sich Funchal vom Wasser aus betrachtet ausnimmt, so schnell verschwindet die Täuschung, wenn man die Stadt betritt. Die Straßen sind eng, das Pflaster elend, die Häuser stehen höchst unregelmäßig und ermangeln jedes äußern Schmuckes, obschon einige der bessern, welche ich besuchte, bequem eingerichtet und schön möblirt waren. Die große Anzahl hier wohnender britischer Kaufleute, die nach und nach den ganzen Weinhandel der Insel in ihre Hände zu bringen wußten, haben in der That mehrere Bequemlichkeiten und Gebräuche ihres Landes eingeführt. Die Zahl der beständig hier lebenden englischen Familien beläuft sich auf nicht weniger als 200, wozu noch Kranke kommen, welche den Winter auf der Insel zubringen und deren Anzahl sich während meiner Anwesenheit auf 150 belief. Die Kirchen trugen in Folge des festlichen Tages allen ihren Schmuck zur Schau, und nachdem ich die

*) Aus dem Schreiben eines britischen Offiziers.

Kathedrale besehen und einer herrlichen von der Militärmusikbande ausgeführten Kirchenmusik zugehört hatte, stieg ich bergauf, um die englische Kapelle zu besuchen, die mitten in einem wohlunterhaltenen Garten liegt, in welchem einige Salvien, Fuchsien und Cactus in voller Blüthe standen, während der baumartige Stechapfel mit seinen prächtigen weißen, hängenden Blüthen, Orangen-, Citronen- und Bananenbäume das Auge ergötzten und durch ihre Früchte den Appetit reizten. Grabhügel waren in diesem Garten nicht sichtbar, da sich der englische Begräbnißplatz in einem andern Theil der Insel befindet.

Wegen der Unebenheit des Bodens bedient man sich keiner Wagen, und ein weiter Spaziergang läßt sich der steilen Abhänge und der scharfen Steine halber ebenfalls nicht unternehmen. Ich hatte bereits ein paar Stiefeln zerrissen, ehe ich mich des auf der Insel üblichen Vehikels bediente; dieses besteht in kleinen Kleppern, die selbst die steilste Anhöhe außerordentlich schnell und sicher erklimmen, wobei der Knabe, von dem man sie miethet, hinterdrein geht, sich an den Schweif des Thieres hält und ihm mit Hülfe eines Stabes nachsteigt. Die Miethe für diese Thiere ist sehr billig, denn man bezahlt einen Pistarin (55 Kreuzer) für die Stunde, und wenn eben keine Schiffe im Hafen liegen, nur drei Pistarin für den ganzen Tag. Gebrechliche, welche das Reiten nicht vertragen können, müssen sich der Palankins bedienen, welche von zwei Männern getragen werden, welche sich ebenfalls langer Stäbe bedienen. Schwere Lasten werden auf Schleifen von zwei Ochsen, mit Schellen um den Hälsen, fortgeschafft. Damit die Schleife sich nicht entzünde, und vielleicht auch damit sie auf dem rauhen Wege leichter vorwärts kommen, wirft der Treiber einen mit Fett eingeschmierten Lumpen auf den Boden, den er aufnimmt, wenn die Schleife darüber hinweg ist, und immer vorne wieder ausbreitet. Der am meisten besuchte und beste Gasthof der Stadt wird von einem Engländer aus Guernsey unterhalten, und das britische Hotel genannt. Außerdem gibt es noch mehrere treffliche Speisehäuser, in denen jedermann, der länger als einige Tage zu verweilen gedenkt, sehr gut bedient wird. Ein Landsmann, der mit uns hieher gereist war, in der Absicht den Winter hier zuzubringen, führte mich in das Haus, in welchem er seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Es hatte eine herrliche Lage am Abhang eines Hügels, ungefähr drei Viertelmeilen oberhalb der Stadt, und die Aussicht, welche man von hier aus über die ganze Stadt und die Bai genoß, war entzückend zu nennen. Das einer englischen Familie gehörige Haus war geräumig und mit allen Bequemlichkeiten versehen. In dem bei 40 Fuß langen Gesellschaftszimmer hing ein schöner Lustre von der Decke herab, ein brüsseler Teppich bedeckte den Boden, und ein schönes Fortepiano nebst andern passenden Möbeln vollendete die geschmackvolle Einrichtung. Der Raum war terrassenförmig hergestellt, und mit Spalieren versehen, an denen sich Weinstöcke emporrankten, die schöne schattige Gänge bildeten. Unterhalb dieser Terrassen befand sich eine kleine Pflanzung von Kaffeesträuchen, welche der Familie ihren Bedarf lieferte, dann von Orangen-, Citronenbäumen und andern tropischen Gewächsen. Der Tisch im Hause war trefflich, der Wein von der besten Sorte und in reichlichem Maße, und für alles dieses, nebst einem schönen Schlafzimmer und einem Gemach, wenn der Gast allein seyn wollte, bezahlte er nicht mehr als 50 Dollars monatlich, (ungefähr 131 fl. 30 kr.).

Im Gasthaus zahlten wir ungefähr drei Dollars täglich; allein das Essen war schlecht und der Wein, obschon wir 6 Schilling (3 fl. 36 kr.) für die Flasche bezahlten, nur mittelmäßig. In dem Haus meines Freundes trank ich indessen ein ächtes Gewächs, das Alles übertraf, was ich bis jetzt noch getrunken hatte. Der Sercial, der Tinto, der Boial und der Green-Malmsey (ein herrlicher Dessertwein) werden besonders gerühmt, und mit 80 Pfd St. die Pipe bezahlt. Der ordinäre Madeira kostet 45 bis 50 Pfd. St.

Die Insel ist dicht bevölkert, und Funchal allein zählt 12,000 bis 15,000 Einwohner. Wilde Thiere oder Wildpret gibt es hier fast gar nicht; auf der nördlichen Seite hausen wohl einige Kaninchen in den Felsen, und es streichen hier zuweilen Schnepfen, allein die Bauern machen sogleich Jagd darauf. Die ganze Insel ist von vulkanischer Formation, und besteht aus Trümmern vulkanischer Felsen. Unter den Steinen sieht man am häufigsten eine schieferfarbige oder dunkelblaue, sehr harte und poröse Lava. Die Wohnungen der Bauern sind meist niedrig, dumpfig und sehr elend; ihre hauptsächlichste Nahrung besteht aus Mais, der jedoch nicht in hinreichender Menge für den Bedarf auf der Insel gebaut wird, weßhalb bedeutende Zufuhren von Porto-Santo und den Inseln des grünen Vorgebirgs einlaufen. Nächst diesem werden Wassermelonen, Goldäpfel, Orangen und Bananen gegessen.

Seit wir vor Anker gegangen waren, fiel fast jeden Tag ein heftiger Regen, und dennoch zeigte das Thermometer 60° F. ($12\frac{4}{9}$° R.) und eines Tags bei Sonnenschein $69\frac{4}{5}$° F. ($16\frac{4}{5}$° R.) Wir schliefen nur unter abgenähten Decken, und trugen Strohhüte, Sommerröcke und leichte Beinkleider. Weitere Bemerkungen über das Klima wird man von mir, der ich nur vier Tage mich aufhielt, nicht erwarten, indeß erfuhr ich so viel, daß es die Bewohner der Insel mannichfaltigen Krankheiten aussetzt. In einem der Spitäler das ich besuchte, und in welchem sich ungefähr 40 Kranke befanden, lagen zwei an Lungensucht, mehrere an Ruhr, welche sehr herrschend ist, und einer an Wechselfieber nieder, eine Krankheit welche, wie der Arzt sagte, auf der Insel gänzlich fremd ist. Alle diese Kranken lagen ohne alle Rücksicht auf Alter, Geschlecht oder die Beschaffenheit ihres Uebels in einem einzigen großen Zimmer beisammen. Ein anderes, für Hautkranke bestimmtes Hospital hatte ich nicht Gelegenheit zu besuchen; Elephantiasis soll sehr häufig vorkommen. Ich sah mehrere Begräbnisse, und folgte unter anderm dem Leichenzug einer armen Frau; der Leichnam lag, nur in ein Leintuch gewickelt und die Hände über der Brust gekreuzt, in einer Hängematte, in der er von zwei Trägern durch die Straßen getragen wurde. In der Kathedrale ward er im Vorhof niedergesetzt; ein Geistlicher trat heraus, sprach einige Gebete über die Verblichene, besprengte sie mit Weihwasser, und dann wurde der Leichnam ohne weitern Verzug in einem Gewölbe der Kirche beigesetzt.

Literarische Notizen.

Das lang erwartete Wörterbuch der tübetanischen Sprache von Csoma de Körös ist endlich nach England gelangt; es ist in der baptistischen Missionspresse zu Calcutta auf Kosten der indischen Regierung mit großer Pracht gedruckt. Csoma sagt in der Vorrede, das Studium der tübetanischen Sprache habe ursprünglich nicht in seinem Plane gelegen, da ihn aber die Vorsehung nach Tübet geführt und er durch die Beihülfe des verstorbenen Herrn Moorcroft Gelegenheit dazu erhalten habe, so sey er muthig ans Werk gegangen, in der Hoffnung, daß auch dieß ihn seinem unmittelbaren Zweck, nämlich seine Forschung nach dem Ursprung und der Sprache der Ungarn näher führen könne. Das Resultat seines Studiums besteht darin, daß die tübetanische Literatur völlig indischen Ursprungs sey. Ungeheure Werke über verschiedene Zweige der Wissenschaft sind genaue Uebersetzungen von Sanskritwerken, die aus Bengalen, Magadha, Centralindien, Kaschmir und Nepal seit dem 7ten Jahrhundert nach Christo gebracht wurden. Viele dieser Werke wurden, meist aus dem Tübetanischen, ins Mongolische, Mantschu und Chinesische übersetzt, so daß in der chinesischen Tatarei das Tübetanische die Sprache der Gelehrten geworden ist, wie in Europa das Lateinische.

*

Die Gesellschaft für Uebersetzung orientalischer Schriftsteller hat ein indisches Werk über Architektur übersetzen lassen, welches unter dem Titel: Essay on the Architecture of the Hindus. By Ram Raz; in London erschienen ist. Man ersieht daraus, daß die indische Architektur keineswegs so alt ist, als man gewöhnlich behauptet, und daß sie nicht die Quelle seyn kann, aus welcher die alten Architekten Aegyptens und Griechenlands schöpften; daß zwischen der indischen und griechischen Architektur keine unmittelbare Analogie herrscht, und daß die erstere mehr der römischen als der griechischen und ägyptischen Kunst entnahm; die großen Abtheilungen einer Ordnung sind dieselben bei Hindus und Römern, namentlich das Piedestal, welches römischen Ursprungs ist, und die Umrisse des Simswerks. Der Styl der Verzierungen ist entartet, noch unter dem schlechten Geschmack, der schon unter den Antoninen und Diokletian herrschte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 101. 11 April 1835.

Russisch-Amerikanische Kolonien.

Jagd.

Die Veranlassung zur Gründung der russisch-amerikanischen Kolonien lag in dem Wunsche, sich eine größere Anzahl von See-Otterfellen für den chinesischen Markt zu verschaffen, und der einzige Grund ihrer Erhaltung liegt in demselben Interesse. Damit verbindet jedoch die Kompagnie noch andere Jagden.

Die Aleuten bezahlten früher der russischen Regierung eine Kopfsteuer in Pelzwerk, von der sie aber seit der neuen Organisation der Kompagnie befreit sind. Dagegen hat diese das Recht die Hälfte der männlichen Einwohner der Inseln unter ihren Befehl zur Jagd zu requiriren. Weiber, Knaben unter 18 Jahren sind von diesen Frohnen frei, und alle Bewohner haben Jagdgerechtigkeiten unter der Bedingung, die Felle der Kompagnie zu ihren Tarifpreisen (die freilich sehr niedrig sind) zu verkaufen.

See-Otterjagd. Der Gouverneur kündigt jährlich den verschiedenen Administrationen an, wie viele Boote (Beidarken) sie zu dieser Jagd zu liefern haben, und die Häupter der Stämme begeben sich im December an die Centralstellen, um ihre Anstalten zu treffen. Sie wählen die Mannschaft der Boote, und nehmen sie vorzugsweise in Familien, wo sich mehr als Ein Mann findet. Die Kompagnie liefert ihnen die Materialien, welche zum Ausbessern der Boote nöthig sind, und gibt ihnen bei der Abfahrt Flinten und Pulver, getrocknete Fische und ein Pfund Tabak für jeden Mann. Die Boote fahren im März und April ab, gewöhnlich 100 von Kadiak, wovon 30 bis 40 auf einem Kriegsschiffe nach Neu-Archangel zur Jagd auf die Küste des Festlandes transportirt werden: 135 von Unalaschka, und etwa 60 von Atka, jede Abtheilung unter einem selbstgewählten Chef. Sie begeben sich an ihre angewiesenen Stationen auf den Küsten und an den Inseln, wo sie bis zum August und September bleiben, und dann in den Faktoreien ihr Produkt abliefern und bezahlt werden. Die Kompagnie bezahlt für einen Otter erster Klasse 20 bis 30 Rubel, zweiter Klasse 15, dritter Klasse 5 Rubel, wenn sie jedoch die Kosten der Ausrüstung bestritten hat, so wird der Preis beträchtlich reducirt. Die Art der Jagd selbst mit Bolzen und in Netzen ist aus andern Reisenden bekannt.

Fuchsjagd. Diese beginnt zur Zeit wo die See-Otterjagd endigt. Man fängt die Füchse theils mit Hülfe von Hunden, theils in Fallen, und die Kompagnie gibt jedem Jäger die Materialien zu 25 Fallen. Die Fuchsinseln liefern schwarz und silbergraue Felle in Menge, Alaschka gibt rothe, von besonderer Weichheit, auf der Insel Atin trifft man den Isati, einen bläulichen Fuchs. Die Jagd beginnt im Oktober und dauert zwei Monate. Die Pelze werden den Administrationen abgeliefert, welche für einen schwarzen Fuchs 4 bis 6 Rubel, für einen grauen $1\frac{1}{2}$, für einen rothen $\frac{1}{2}$ bis $1\frac{1}{2}$ Rubel bezahlen.

Suslik. Diese Thiere finden sich auf der Insel Ukamok, sie werden mit Hunden gejagt, welche ihre Gruben ausfinden. Der Jäger gräbt nach und tödtet sie. Die Jagd beginnt im Oktober und dauert 3 Monate, während welcher ein Mann 1000 bis 1200 Felle erbeuten kann. Die aleutischen Weiber nehmen sie sogleich, und nähen sie zu einer Art Mäntel (Parka) zusammen, wofür die Kompagnie 7 Rubel bezahlt. Man tödtet ihrer 26,000 jährlich.

Vogeljagd. Man versammelt dazu die Jäger im Frühjahr wie zur Otterjagd, sie versammeln sich an den Centralstellen, erhalten Flinten, Pulver, Tabak und Lebensmittel, und begeben sich auf ihre Stationen in der Halbinsel Alaschka und den Schumaginsky-Inseln, wo sie bis zum August oder September bleiben. Die Häute der Vögel werden der Administration abgeliefert, welche aus denen der Papagaientaucher Mäntel verfertigen läßt; sie bezahlt für 30 bis 50 Häute die zu einem Mantel gehören, 2 bis 3 Rubel, und gibt 75 Kopeken für ihre Verfertigung. Ein Jäger der 12 Mäntel liefert, erhält noch überdieß zwei für sich selbst. Das Fleisch der Vögel wird von den Jägern getrocknet und nach Hause genommen.

Wallroßjagd. Diese wird von den Bewohnern des Distriktes von Unga auf dem sandigen Ufer der Halbinsel Alaschka vorgenommen, wo sich die Wallrosse in Menge versammeln. Die Jäger schneiden ihnen den Rückweg nach dem Meere ab, stürzen sich mit großem Geschrei auf sie, und durchbohren sie mit langen Lanzen. Man muß vor Allem verhindern, daß keines sich ins Meer retten könne. Denn alle andern folgen ihm dann, und es ist schwer den Zähnen der erbitterten Thiere im Meere zu entgehen. Diese gefährliche Jagd dauert 10 Tage, und die Aleuten, welche sie unternehmen, nehmen bei der Abreise Abschied von einander. Man nimmt nur die Zähne der Wallrosse, und in einem guten Jahre erhält man ihrer 25,000.

Von der Jagd der Seebären wird später die Rede seyn. Der Wallfischfang dauert vom Junius bis in den August, bis jetzt wird er aber nicht auf die europäische Art betrieben, wozu die Kompagnie noch weder Kapitale noch Leute genug hat, obgleich sie die Absicht hat, sie zu organisiren, da die Spermacetifische im Ueberfluß sind. Die Aleuten schießen die Wallfische mit Pfeilen, deren jeder mit dem Zeichen seines Besitzers versehen ist, der Wallfisch stirbt gewöhnlich nach einigen Tagen, und man erkennt an den Pfeilen den der ihn getödtet hat, wenn sie von den Wellen an die Küsten von Ladiak und Unalaschka geworfen worden sind. Wer einen derselben getödtet hat, erhält die Hälfte des Thieres, und 15 bis 30 Rubel an Geld.

In den ersten Jahren der russischen Besetzung dieser Gegenden waren diese Jagden so reich, daß sie eine die Bedürfnisse übersteigende Quantität von Rauchwerk gaben; allein man wußte diese Hülfsmittel nicht zu schonen, und die Quellen versiegten oder verminderten sich so, daß man auf immer neue Ausdehnungen denken mußte. Schon Baranoff fühlte das Bedürfniß eine Faktorei am See Iliamna zu gründen, wo er durch Tausch eine bedeutende Menge von Biberfellen zu erhalten pflegte, allein seine Nachfolger zogen den Nuschagak vor, der sich in den Golf von Bristol ergoß, wo im Jahre 1820 das Fort Alexandrowsky gegründet wurde, welches zum Entrepot für den Handel mit den nördlichen Stämmen der Eingebornen dient; dorthin kommen sie besonders im Mai aus weiter Entfernung, und bringen Biber-, Fuchs- und Flußotterfelle, und Wallroß- und Mammuthzähne, welche sie gegen Glaskorallen, Tabak, Tuch und Eisenwaaren eintauschen. Alle diese Stämme leben nicht nur in gutem Einverständniß mit den Russen, sondern wählen sie sogar häufig zu Schiedsrichtern unter sich.

Allein die zunehmende Seltenheit der Pelzwaaren nöthigt die Kompagnie ihre Operationen jährlich auszudehnen, sie schickt Schiffe an die Inseln der Behringsstraße und an die Küsten von Asien und Amerika, und hat sich neuerlich entschlossen eine Faktorei auf der Insel Stuart zu gründen, in dem Meerbusen von Norton, in den sich der große Fluß Kwikpak ergießt, und eine zweite im Innern des Landes am Ufer desselben Flusses, und es ist wahrscheinlich, daß sie bald mit den Jägern der englischen Pelzkompagnie zusammentrifft, da sie schon jetzt bisweilen in den Händen der Eskimos englische Waaren findet, welche von Hand zu Hand bis an das westliche Meer gekommen sind.

Während die beständigen Jagden die Thiere an den Orten ausrotten wo feste Etablissements bestehen, vermehren sich diese auf der andern Seite da, wo man sie einige Zeit in Ruhe gelassen hat. Die See-Ottern waren so gänzlich aus den Kurilen verschwunden, daß man die Faktoreien aufgegeben hatte, aber nach einigen zwanzig Jahren zeigten sich die Otter wieder, und die Kompagnie gründete eine Niederlassung auf der Insel Urup im Jahre 1827, wo die Jagd des ersten Jahres 1000 Felle lieferte. Seitdem sind alle Kurilen der Kompagnie überlassen worden, und sie bildet in diesem Augenblick eine Centralniederlassung auf der Insel Simonkis für die Administration dieser Gruppe. Es ist zu hoffen, daß sie durch die Erfahrung belehrt, diese neuen Hülfsmittel besser schonen werde.

Die Otterjagd von Californien bot eine Zeit lang eine Entschädigung für die Erschöpfung anderer Lokalitäten dar, Baranoff betrieb diese Jagd mit Hülfe amerikanischer Schiffe, denen er Detaschements von Booten lieh, unter der Bedingung, daß sie den Ertrag mit ihm theilten, und verschaffte sich auf diese Art in 10 Jahren 15,000 Pelze. Später wollte er die Jagd allein treiben, allein es war zu spät, die Otter waren selten geworden, und die Spanier hatten die Augen geöffnet, und warfen den Jägern Schwierigkeiten aller Art in den Weg. Daher wurde die Niederlassung von Roß auf der Küste von Neu-Albion gegründet, allein die Jagd war dort auch nicht günstig, und am Ende erhielt man im Jahre 1821 von der merikanischen Regierung die Erlaubniß, die Otterjagd in Californien wieder auf gemeinschaftliche Kosten und Theilung des Ertrags mit ihr zu betreiben. Sie dauert noch auf diese Art fort, allein ohne großen Gewinn, theils wegen der Seltenheit der Thiere, theils wegen des kleinen Werths ihrer Pelze, denn diese werden immer schlechter, je weiter man sich dem Osten und Süden nähert.

Ueberhaupt hat die Kompagnie wenig Glück mit ihrer Faktorei in Californien gehabt; da man sah, daß die Otterjagd nicht sehr ergiebig war, so fing man an Schiffe dort zu bauen, die sehr theuer zu stehen kommen, und keine Dauer hatten, so daß man es wieder aufgab. Um aber die Leute nicht müßig zu lassen, baute man das Land und erzog Vieh. Californien ist eines der fruchtbarsten Länder der Welt, allein der Ort, den die Kompagnie besetzt hatte, war ungünstig gelegen und klein, auf der Seeküste, aber ohne Hafen. Das Etablissement von Roß enthält 90 Morgen guter Erde, welche mit Weizen und Gerste besäet wird; die Gemüse gedeihen vortrefflich, das Vieh hat sich sehr vermehrt, und die Heerden der Kompagnie bestehen aus 500 Stücken Vieh, 250 Pferden und 600 Schafen, allein es mangelt an Weiden, und aller Vortheil, den man daraus zieht, besteht in 150 Pud gesalzenes Fleisch, 50 Pud Butter, und einem Hundert von Häuten jährlich.

Die Spanier haben zwar kein Mittel, die Eindringlinge mit Gewalt zu vertreiben, allein sie haben ihre Zuflucht zu einem langsamen aber sicheren Mittel genommen; sie umgeben das russische Etablissement mit einer Reihe neuer Missionen, welche es auf allen Seiten beschränken, und ihr keine Mittel lassen sich auszubreiten, so daß man es endlich aufgeben wird, da es in seinem gegenwärtigen Zustand von keinem Nutzen ist, und jedenfalls keine Produkte liefern kann, die man sich nicht leicht durch den Handel verschaffen könnte.

Die Kompagnie schickt ihr Pelzwerk theils durch Ochozk nach Kiachta zum Handel mit China, theils direkt nach Rußland. Den erstern Weg nehmen besonders die Seebärenfelle, den zweiten die See-Otterfelle, welche sich von Petersburg aus durch ganz Rußland verbreiten.

(Schluß folgt.)

Mexikanisches Allerlei.

Privatgeselligkeit.

(Fortsetzung.)

Zu den Gastmählern unverheiratheter Fremden versammelten sich natürlich bloß Männer. Die Zahl der Gäste stieg selten über 24. Man fand in der Regel einige angesehene Mexikaner, mehrere Mitglieder des diplomatischen Korps, englische, französische, deutsche, nordamerikanische Kaufleute und durchreisende Fremde, die Mehrzahl der Gäste gewöhnlich aus der Landsmannschaft des Wirths. Die Tafeln waren reich und gut besetzt; ein zu Mexiko etablirter französischer Koch erinnerte durch seine Leistungen an das Beste was man bei Very oder im Rocher de Cancale findet: er ließ sich 6 Piaster für das Kouvert bezahlen, und lieferte dafür drei Gänge, mit einem sehr mannichfaltigen Dessert von Eis, Früchten und Zuckerwerk. Der Hausherr brauchte dann nur für Lokal, Gedeck, Wein, Kaffee und Liköre zu sorgen. Unter den Weinen traf man die edelsten europäischen Gewächse in sehr vorzüglicher Qualität; einige Häuser excellirten gewöhnlich in irgend einer bestimmten Sorte. So trank man den besten Madeira in einigen englischen, den feinsten Bordeaux, Burgunder und Champagner in einigen französischen, den edelsten Johannisberger, Rüdesheimer und Hochheimer in einigen deutschen, die besten Liköre in einem niederländischen Hause. Die Gesammtkosten eines solchen solenneren Gastmahls von 20 bis 24 Kouverts beliefen sich auf 180 bis 200 Piaster. Der Anfang variirte von 4 bis 7 Uhr. Zu jener frühern Stunde wurde eingeladen, wenn mexikanische Minister sich unter den Gästen befanden; denn diese zogen sich gern um 7 Uhr zurück, weil dann die expedirte Morgenarbeit ihrer Unterschrift harrte. Die gewöhnlich lebhafte und ungezwungene Unterhaltung ward beim Kaffee oft bis spät in die Nacht noch fortgesetzt, zuweilen auch Schach gespielt, oder Whist oder Ecarté, seltener Monte. Daß bei großer und bunter Nationalverschiedenheit der Gäste die politische Konversation, besonders in Zeiten größerer Aufregung, wie sie für Mexikaner aus einzelnen Ergebnissen ihres permanenten Bürgerkrieges, für die Fremden aus der pariser Julius-Revolution hervorging, nicht immer ohne Dornen war, läßt sich erwarten; doch habe ich unangenehme und störende Ausbrüche der Parteileidenschaft niemals erlebt. Uebrigens bestätigte sich hier die oft bemerkte Vorzüglichkeit der deutschen und französischen Tischordnung, wo der Hausherr in der Mitte der Tafel Platz nimmt, vor der Englischen, wo er am obern Ende derselben sitzt; er hat offenbar auf jenem Platze es mehr in seiner Gewalt, die allgemeine Konversation zu beleben und zu leiten. Viel angenehmer als die großen Diners waren zuweilen kleinere Symposien von 8 bis 10 Gästen, welche, übereinstimmend in Gesinnung und Neigung ausgesucht, ein Hausherr um seine nicht ceremonienhaft und luxuriös überladene, aber schmackhaft aus eigener Küche und mit dem Ausbruch seines Kellers besetzte Tafel versammelte. Häufig ward dabei auf irgend ein vaterländisches Gericht ausdrücklich eingeladen, und dieses dann in höchstmöglichster Vollkommenheit geliefert, z. B. in einem deutschen Hause leipziger Klöße, oder Sauerkraut mit Pöckelfleisch, Roth- oder Leberwurst, lauter große Seltenheiten in Mexiko, und sogar nur durch zufällige Ankunft eines deutschen Schlächters möglich geworden; bei einem französischen Hausherrn die fricassée de poulet oder die dinde aux truffes, bei einem nordamerikanischen marinirter Lachs oder marinirte Austern. Von frischen Austern kann natürlich, 70 Leguas von der nächsten Küste, in diesem Klima nicht die Rede seyn. Oeffentliche Subscriptionsdiners mit irgend einer politischen Tendenz, wie sie in Nordamerika, Frankreich, England und dem konstitutionellen Theile von Deutschland so häufig vorkommen, waren in Mexiko selten: bei den Eingebornen nicht volksthümlich, unter den Fremden schwer zusammen zu bringen, wegen unendlicher Spaltung und Schattirung politischen Glaubens. Doch brachten die Franzosen, größtentheils unter sich, aber deßhalb vielleicht nicht weniger schwierig, Eins im Jahre 1831 zu Stande, das Anniversar ihrer Juliusrevolution zu feiern.

Aecht nationell sind in Mexiko, wie in Spanien, die unter dem Namen Tertulias bekannten Abendgesellschaften beider Geschlechter. Es gibt regelmäßige, wo die Frauen des Hauses bestimmte Wochentage festgesetzt haben, zum Empfange ihrer Bekannten und der ihnen vorgestellten Fremden; es gibt auch außerordentliche, zu denen förmlich vorher eingeladen wird. Die erstern sind sehr einfach, und für den Fremden, den nicht etwa ein Herzens- oder Spielinteresse beschäftigt, ziemlich langweilig. Die Gesellschaft versammelt sich von 7 oder halb 8 Uhr an, ab- und zugehend, mehr oder weniger zahlreich. Die Damen sitzen beisammen, rauchen ihren Cigarito, sind zuweilen sehr gesprächig unter sich, aber nur unter Umständen für interessante Unterhaltung mit den anwesenden Männern zugänglich, und an einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt der Konversation beider Geschlechter fehlt es gewöhnlich ganz. Die Männer rauchen, plaudern, spielen; in einem Nebenzimmer findet sich, in der Regel, mit einiger Mysteriosität pro forma, eine stärkere oder schwächere Montebank aufgelegt. Selbst in solchen Privatzusammenkünften gehört der Verlust und Gewinn von 5 bis 10,000 Piastern und mehr, nicht eben zu den Seltenheiten. Im Salon werden einige Xaraben oder Boleros zur Guitarre getanzt, es wird etwa eine Romanze gesungen, zuweilen auch eine mäßige Pianoforte- oder Gesangsleistung in höherem Style versucht. Letztere kamen vorzüglich nach Eröffnung der italiänischen Oper in die Mode, deren erste Künstler in einigen guten Häusern gern aufgenommen waren; und man fand sich nun tout comme chez nous vom Rossinischen Singsang bis in die Salons verfolgt! Erfrischungen werden, bei diesen Zusammenkünften, außer etwa einem Glase Wasser, und manchmal einem Glase Xeres, nicht angeboten, da auch die Erleuchtung nur sehr mäßig ist, so darf man nicht besorgen, daß sich die Familie dabei ruinire, und das ist der Sache lobenswertheste Seite. Was beim Monte etwa geschieht, kommt freilich auf Separat-Rechnung! Uebrigens kann, wer irgend Familienbekanntschaft sucht, füglich jeden Wochenabend mit Eintrittsberechtigung in solche Cirkel besetzt erhalten.

Außerordentliche Tertulien, zu denen oft acht Tage vorher schon die Einladung erfolgt, gestalten sich in der Regel als elegante Privatbälle. Es gibt deren, die 4 bis 5000 Piaster kosten, und wo man in Einrichtung und Toilette größeren Luxus noch

als auf den öffentlichen Bällen zur Schau legen sieht. In dieser Art distinguirte sich einer besonders, zu Anfang August 1830 von Doña Louisa M. gegeben. Es waren 500 Personen eingeladen, 300 gegenwärtig, und wie man behaupten wollte, mit ihnen über 1/2 Million Piaster in Juwelen; unter Kaufleuten, Putzmacherinnen, Schustern und Friseuren hatten die übrigen Toilettenbedürfnisse dieses Tages 50,000 Piaster in Umlauf gebracht. Die Familie gehörte zu den Escoseses: man fand hier also vorzugsweise eine aristokratische Quintessenz der schönen Welt versammelt. Der Ballsaal war etwas schmal, aber reich erleuchtet und dekorirt mit Teppichen, Blumen und Gemälden. Vier kunstreiche Quadrillen im altspanischen Kostüm machten einen sehr guten Effekt; übrigens wurden nur Walzer und Französisen getanzt, keine Nationaltänze. In einem Nebenzimmer fehlte die beliebte Montebank nicht, und man sah große Summen ihre Eigenthümer wechseln. Erfrischungen der feinsten Art im Ueberfluß. Um 2 Uhr nach Mitternacht sehr reich servirtes kaltes Souper an einer silberstrahlenden Tafel von 300 Gedecken. Nachher wieder getanzt bis zur Morgenröthe. Auch unverheirathete Hausherrn, selbst Fremde, geben bisweilen dergleichen mehr oder minder glänzende Balltertulien. Für die Fremden aber war es ein schweres Stück Arbeit die Damen zusammenzubringen: 14 Tage vergingen ihnen mit Visitenmachen zur persönlichen Einladung, wobei, der Familienverhältnisse, Freundschaften und Feindschaften nicht genau genug kundig, sie oft auf die sonderbarsten Schwierigkeiten stießen, am Gesellschaftstage selbst noch unerwartete Striche durch den vorläufig aufgestellten Tanz- und Konversationsetat erfuhren, am Ende, mit schweren Kosten es wenigen recht gemacht hatten, und sich selbst am wenigsten.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen aus indischen Journalen.

Der Cawnpur Examiner gibt eine Schilderung des Finanzsystems in Gwalior, das ein Muster von Verschlenderung ist: „Hier gibt es keine allgemeine Kasse, sondern alles Geld ist in den Händen der Sahlkars oder Bankiers, bei denen die Regierung für gewisse Summen kredit nimmt, indem sie ihnen Anweisungen auf die Einkünfte bestimmter Distrikte gibt. Die Bedingungen der Bankiers hangen von der Sicherheit dieser Anweisungen ab, und die Zinsen schwanken zwischen ein und zwei Prozent monatlich. Hierauf beschränken sich indeß die Vortheile der Bankiers nicht, sondern sie gewinnen ungeheure Summen dadurch, daß sie gute Münze einnehmen und schlechte ausgeben, ferner durch Diskontoabzüge an den von der Regierung auf sie gezogenen Wechseln. Hiemit hat aber das System der Anleihen sein Ende noch nicht erreicht, sondern jeder untergeordnete Distrikt hat seinen Bankier, der dem Steuereinnehmer Vorschüsse zu zwei Proz. monatlich macht; bleibt der Steuereinnehmer, dem man bei seiner Einsetzung eine Jahressteuer zum Voraus abfordert, mit seinen Zahlungen an den Bankier im Rückstand, so wächst das Kapital, da der letztere Zinseszinsen fordert, bald zu ungeheuren Summen an, die der Distrikt niemals ganz zu tilgen im Stande ist. Man kann rechnen, daß von dem gesammten Landeseinkommen wenigstens ein Drittheil des Brutto-Ertrages in den Händen der Bankiers bleibt. Man kann sich denken, daß dabei die Regierung ganz von den Bankiers abhängig ist.

*

Die indischen Zeitungen sind angefüllt mit Berichten von Ueberschwemmungen, welche sowohl auf dem östlichen als westlichen Ufer der indischen Halbinsel statt fanden; allein hierauf beschränkten sich die atmosphärischen Einflüsse nicht, sondern ganz dasselbe wird auch von dem Canton Register aus Südchina gemeldet. Die Fluthen waren so zerstörend in den Distrikten Tung-keang und Pih-keang, daß unermeßliche Reißfelder vernichtet wurden, und man große Theurung befürchtet.

*

Das Canton Register bringt folgende Nachricht aus den Sandwichs-Inseln: Die Missionäre haben sich gegen den Gebrauch des Tabaks und den Anbau desselben erklärt: alsbald wurden sämmtliche Pflanzungen zu Maui zerstört; ein ähnlicher Versuch schlug fehl. Das Verbot ist in Form von Ermahnungen und Antworten der Eingebornen erschienen. Die Missionäre fordern die letztern auf „ihre Pfeife hinwegzuwerfen, denn sie sey ein schlechtes Ding, und die Pflanze auszureißen, denn sie sey ein böses Unkraut." Die Eingebornen erwidern, „sie wollten alle ihre Pfeifen den Missionären bringen und alle Pflanzen zerstören; wo sie eine Tabakpflanzung entdeckten, wollen sie dieselbe ausreißen, und sich verpflichten, nie weder allein, noch mit ihren Freunden und Bekannten zu rauchen."

*

Ueber das Unternehmen Schah Schudschah's wollen noch immer keine weiteren Nachrichten kommen, und die bisherigen widersprechen sich sehr; die einen bestätigen Schah Schudscha's Niederlage, während andere, wie der Bombay Courier behaupten, er habe Candahar eingenommen. Die Erklärung dieser Ungewißheit liegt darin, daß Dost Mohammed, Fürst von Cabul, den Verkehr zwischen Cabul und Peschawer, und Randschit Singh zwischen Peschawer und Attock hemmten. Jedenfalls geht indeß aus dieser Ungewißheit hervor, daß noch keine Entscheidung erfolgt seyn muß.

*

Nach der Madras Gazette soll das Verbot, Pariahs als Sepoys anzuwerben, mit nächstem aufgehoben werden.

Literarische Notizen.

Der statistischen Gesellschaft in London wurde kürzlich ein sehr werthvolles Geschenk gemacht mit einem Manuskript betitelt: Généralités de la France en 1698, in 9 Foliobänden. Es enthält eine vollständige Statistik der Provinzen Frankreichs, welche unter Ludwig XIV auf Befehl der Regierung aufgenommen wurde. Man hat allen Grund zu vermuthen, daß dieß das Originalmanuskript ist, und daß keine Abschrift davon selbst in den französischen Archiven existirt. Das Werk ist völlig gut erhalten, und sehr deutlich und leserlich geschrieben.

*

Herr Roberts, ein methodistischer Missionär in Indien, hat eine Schrift unter dem Titel: „Beleuchtungen der heiligen Schrift aus den Sitten des Orients," herausgegeben, in welcher er unter Anderem darzuthun versucht, daß die nordindischen Nationen mit den Nachkommen Abrahams, der vermuthlich aus der Nachbarschaft von Balkh (?) nach Mesopotamien gekommen, einerlei Ursprung hätten. *) Einige Vergleichungen noch üblicher Sitten, wie z. B. das Brennen einer Lampe beim Abschlusse eines Vertrages, wovon in Genesis XV. 17, 18 ein Beispiel vorkommt, möchten gelungener seyn als die obige Hypothese. Die auffallende Aehnlichkeit mancher in der Bibel geschilderten und in Indien noch üblichen Gebräuche war die Veranlassung des genannten Werkes, da der Verfasser mit Uebersetzung der heiligen Schrift ins Tamulische sich beschäftigte, und bei dieser Gelegenheit auf manche Vergleichungen geführt wurde. Seine Uebersetzung soll von kompetenten Richtern für eine der besten neuern Uebersetzungen erklärt worden seyn.

---

*) Er sagt nämlich, Ur in Chaldäa könne nicht die von Ammianus Marcellinus aufgeführte Stadt seyn, da es ausdrücklich „ein Land" genannt werde, sondern ur (Licht) solle wahrscheinlich bloß den Osten bedeuten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 102. 12 April 1835.

Das Amphitheater zu El Dschemm. *)

Die Länge des Amphitheaters von El Dschemm, dem alten Tysdrus, das sich von Osten nach Westen ausdehnt, beträgt von Außen 429 Fuß und die Breite 368 Fuß. Die Arena im Innern hält 238 Fuß in der Länge, und 182 Fuß in der Breite. Die beiden letztern Maßangaben sind von der innern noch stehenden Mauer aus genommen, da die eigentliche Gränze der Arena ungewiß ist. Die Höhe bis zur ersten Galerie beläuft sich auf 33 Fuß, und bis zum Gipfel des Gebäudes auf 96 Fuß. Es hat vier Reihen von Pfeilern und Bögen übereinander, in jeder 60, und zwar nur in den drei untern, denn die vierte ist eine auf einem Säulenstuhl ruhende Pilastrade mit einem Fenster in jedem dritten Zwischenpilaster. Die Kapitäle sind von jener gemischten Ordnung, welche man an der Säule Diocletians zu Alexandria sieht; die der zweiten Reihe sind von jenen der ersten und dritten etwas verschieden. An jedem Ende des Gebäudes befand sich ein großer Eingang, allein der gegen Westen nebst einem Bogen auf jeder Seite wurde sammt dem ganzen Oberbau vor ungefähr hundert Jahren von Mohammed Bey abgebrochen, der durch diese Zerstörung verhüten wollte, daß einige rebellische arabische Stämme das Amphitheater nicht etwa in eine Festung verwandeln möchten. Von der äußern Mauer des vierten Stocks steht mithin jetzt nur noch ein kleiner Theil. Das Innere dieses herrlichen Gebäudes befindet sich indeß in einem noch weit verfalleneren Zustande als das Aeußere, das man, den eben berührten Mangel abgerechnet, als vollkommen erhalten ansehen kann; doch sind auch im Innern ein großer Theil der gewölbten und geneigten Fläche, welche die Sitze trug, die Galerien und Vomitorien noch vorhanden. Die Galerien und Treppen, welche in die verschiedenen Stockwerke führten, waren von Bögen und Wölbungen gestützt, die nicht wie der übrige Theil des Gebäudes aus Werkstücken, sondern aus einer aus kleinen Steinen und Mörtel gebildeten Masse aufgeführt, folglich auch an vielen Stellen bereits eingestürzt sind. Unter dem Boden der Arena befinden sich, wie im Coliseum und im Amphitheater von Capua, Gänge und kleine Kammern für die wilden Thiere, nebst viereckigen großen Oeffnungen gegen die Arena, durch welche die in Käfigen befindlichen Löwen und Tiger mittelst einer Maschinerie, wie die der Versenkungen im Theater auf den Schauplatz gewunden wurden. Die Seitenwände dieser Käfige hingen unterhalb in Thürangeln, und fielen also wenn der Käfig emporkam und sie von den Mauern, zwischen denen sie unter dem Boden standen, nicht mehr zusammengehalten wurden, aus einander, und das wilde Thier war nun plötzlich dem ganzen Publikum sichtbar.

Die Schlußsteine der äußern Bögen der untern Reihe waren wahrscheinlich mit erhabenen Figuren geziert, denn auf einem sieht man noch das Brustbild einer Frau, und auf einem andern einen Löwenkopf. Ich konnte auf dem ganzen Gebäude keine andere Inschrift als einige mit kufischen und arabischen Buchstaben entdecken; diejenige, welche sich auf den Erbauer bezog, befand sich wahrscheinlich an dem jetzt zerstörten nach Westen gegen die Stadt Tysdrus gerichteten Thore. Diese Stadt, deren Mauern sich nach den noch sichtbaren Grundsteinen verfolgen lassen, stand um die Stelle herum, auf welcher jetzt der Marabut von Sidi Ahmed Bedschenani steht, in dessen Nähe man noch den Unterbau eines sehr schönen Tempels und andere unbedeutendere Ruinen von Gebäuden sieht. Die Araber finden noch immer Säulen von Cipollino, Granit, weißem numidischem Marmor und Breccie, die sie dann in drei oder vier Stücke zerschlagen, und in verschiedene Gegenden des Landes verführen, um Mühlsteine daraus zu machen. Unlängst erst hatte ein Araber ein Gefäß mit Gold- und Silbermünzen und geschnittenen Steinen gefunden, es aber aus Furcht, man möchte ihm seinen Fund abnehmen, wieder vergraben, und den Inhalt nach und nach abgeholt. Kleine Stücke von Giallo antico, Porphyr, Serpentinstein u. s. w. liegen reichlich auf dem Boden umhergestreut; auch sieht man noch die schön gearbeitete Statue eines römischen Kaisers in weißem Marmor, der aber Kopf und Füße fehlen. Unter einem der Bögen des Amphitheaters fand man eine andere drapirte Statue, der aber ebenfalls der Kopf fehlt, da die Araber aus Aberglauben diesen Theil bei jedem Fund dieser Art sogleich zerstören.

Ein Verzeichniß der Maßverhältnisse der vier vorzüglichsten unter den noch vorhandenen Amphitheatern dürfte zum Schluß

*) Aus der kürzlich erschienenen Reise Sir Grenville Temple's in das Beylik von Tunis.

deßhalb nicht ohne Interesse seyn, weil sich daraus erkennen läßt, welchen Rang das von El Dschemm unter ihnen einnimmt:

	Aeußere Länge.	Aeußere Breite.	Länge der Arena.	Breite der Arena.	Höhe
Colisseum	615½	510	281	176	164
Amphitheater von Verona	506	405	247	146	—
Amphitheater von El Dschemm	529	368	238	182	96
Amphitheater von Nimes	550	338	—	—	76

Mexikanisches Allerlei.

Privatgeselligkeit.

(Fortsetzung.)

Die Fremden nun, denen die vorbeschriebene mexikanische Abendgeselligkeit etwa auf die Länge nicht behagte, und auch Theater oder Kaffeehaus oder Börsenhalle, oder des eigenen Hauses Einsamkeit dann und wann nicht zusagte, waren ziemlich sicher in einigen Häusern europäischer Landsleute angenehmen Ersatz zu finden; bald um den Theetisch einer liebenswürdigen Hausfrau versammelt, wo es an Stoffen interessanter Gespräche aus alter und neuer Welt nicht leicht gebrach, und häufig auch darauf gerechnet seyn mochte, mit willkommenen schriftlichen Neuigkeiten oder persönlichen Ankömmlingen aus dem Vaterlande zusammenzutreffen; bald am Whisttisch oder der Schachpartie, oder in der Konversation des Hauses. Selbst die Mexikaner begannen an dieser europäischen Abendweise Geschmack zu finden, und zwar die Geistreichsten, und besonders solche, die selbst in Europa gereist, und in Kenntniß dortiger Sitte von manchen Vorurtheilen der eigenen zurückgekommen waren. Andere freilich sprachen oder brummten Anathema! Ja es gab Einige, sonst eifrige Republikaner, die den Segen der Freiheit und Unabhängigkeit um den Preis augenscheinlicher und unaufhaltsamer Entnationalisirung durch eindringende europäische Mode und Gesittung fast zu theuer erkauft zu haben glaubten.

Das etiquettenmäßige Visitenmachen, dieser langweilig stets wiederkehrende Haltungsfaden im Gewebe moderner Geselligkeit, wird in Mexiko fast strenger verlangt und unablässiger getrieben, als in den Hauptstädten unsers Welttheils. Besonders nehmen es die Damen sehr genau mit solchen herkömmlichen Ehrfurchtsbezeugungen, und dulden keine freigeisterische Lauigkeit in diesem Kultus. Exkommunicirt wäre, wer es vergäße, wenn einmal in ihrem Hause eingeführt, ihnen zum Namenstage Glück zu wünschen, oder zu irgend einem fröhlichen Familienereigniß, oder zu einem politischen, wenn günstig für die Partei ihrer Männer oder Väter, oder zu kondoliren bei Trauerfällen, oder nach ihrer Gesundheit zu fragen, nachdem sie in einer Gesellschaft gefehlt, oder über die Einrichtung ihrer letzten Tertulia ihnen Komplimente zu bringen, oder auch, ohne allen bestimmten Zweck, ein paarmal monatlich zur schicklichen Stunde sich einzustellen, bloß um den gegenwärtigen, allezeit fertigen, treugehorsamsten Diener zu konstatiren. In Erwartung solcher Besuche und huldreicher Annahme derselben verbringen sie, wohlgeputzt, die letzte Stunde vor dem Mittagessen. Bei den Minister-Frauen, Hauptmodedamen und sonstigen „lionesses“ ist der Salon dann oft gedrängt voll; gewöhnlich trifft man auch einige Priester und Mönche dabei. Die Dame sitzt unbeweglich auf ihrem Sopha, hat ein freundliches Kopfnicken und Wort für jeden Kommenden und Gehenden, steht aber vor keinem auf, wäre es auch der Präsident der Republik oder ein europäischer Prinz. Die meisten wissen eine desultorische Visitenkonversation sehr gut zu führen, und oft witzig und boshaft genug; obgleich dem mit Familien- und Koketteriegeschichten und Lästerchronik des Tages nicht gründlich vertrauten Fremden nothwendig manche Spitze noch entgeht. Gratulationen und Kondolenzvisiten bei angemessenen Gelegenheiten erwarten übrigens auch die Männer. Geschäftsbesuche, selbst bei den Ministern, und freundschaftliche Begrüßungen werden häufig im Reitkostüm und zu Pferde abgemacht. Sonst fehlt es auch nicht an öffentlichen Miethkutschen, deren viele auf den öffentlichen Plätzen stets angeschirrt der Nachfrage harren. Eigene Equipage wird von Fremden, besonders unverheiratheten, sehr selten gehalten; sie ist ein kostbares und lästiges Möbel; man hält wohlfeiler vier oder fünf Reitpferde, und hat bei weitem größeres Vergnügen davon.

Einen angenehmen Zweig mexikanischer Privatgeselligkeit bilden die Landpartien (dias del campo), theils von einer Gesellschaft verabredet nach irgend einem öffentlichen Orte in der Umgegend der Hauptstadt, theils auf einem Landgute durch den Besitzer eingerichtet, oder bei zufällig zusammentreffenden Besuchen improvisirt. Die Beschreibung einiger solcher selbsterlebter Tage wird vielleicht einige Pinselstriche mehr zu einem Gemälde des geselligen Treibens in diesem Theile der andern Hemisphäre liefern.

Am 16 Mai 1830 hatten wir, acht europäische Freunde, eine solche Partie nach U. L. F. de los Remedios verabredet; die Gattin des Einen, und unter ihrem Schutze eine junge Mexikanerin ihrer Bekanntschaft, begleiteten uns, sämmtlich zu Pferde. Die Kirche, welche das schon an einem andern Orte beschriebene wunderthätige Gnadenbild der Helferin beherbergt, liegt etwa drei Leguas von der Hauptstadt entfernt. Wir hatten uns gelüsten lassen, einen von zwei Wassergräben eingefaßten schmalen Richteweg zu reiten, geriethen aber in nicht geringe Verlegenheit durch einen auf demselben uns begegnenden Zug beladener Maulthiere. Das unaufhaltsame Vorschreiten dieser störrigen Geschöpfe mit ihren breiten, den ganzen Fußweg einnehmenden Ladungen brachte uns einige Augenblicke nahe daran, Hals über Kopf mit unsern Pferden in die Wassergräben gedrängt zu werden. Wir thaten das Mögliche unsere Damen wenigstens zu schützen, und am Ende ging auch Alles gut; nur ein Reitknecht büßte für Alle, und wir hatten Mühe genug, ihn und sein Pferd aus dem tiefen und steil abschüssigen Graben wieder herauszubringen. Ueberstandene Gefahr und Anstrengung wurde dann, wie gewöhnlich, eine neue Würze des Vergnügens. In Remedios angekommen, besichtigten wir zuerst die Kirche und das Heiligthum. Jene ist weitläuftig genug, nahm sich aber eben schlecht aus durch Vorbereitung bedeutender Reparaturen. Die kleine Mirakelpuppe in ihrem vergitterten Schrein mochte immer an Perlen und Juwelen ein paarmalhunderttausend Piaster an sich

tragen. Man zeigte sie mit ruhiger Gefälligkeit, und ohne Anspruch auf außerordentliche Ehrfurchtsbezeugung. Einige Indianer waren beschäftigt, unter Aufsicht des Sakristans kolorirte Kopien derselben ziemlich roh aufs Papier zu werfen. Diese Kunst soll nicht vergeblich nach Brode gehn: denn solche Kopien, vom Pfarrer unterm großen Kirchenspiegel als authentisch vidimirt, werden theuer bezahlt von Gläubigen im Innern des Landes. Wir saßen dann wieder auf, und ritten nach der am westlichen Abhange des Hügels befindlichen großen Wasserleitung, in gleichem Grade ein Ehrendenkmal der architektonischen Kunst ihrer Urheber, wie ein Pasquill auf ihren Verstand oder ihre hydraulische Kenntniß. Das Werk ist ein hoher Aquädukt in kühnen Bogenschwingungen des edelsten Styls, alter Römerzeiten würdig; aber es ist zugleich ein merkwürdiger Beitrag zu den Registern abderitischer Bauwerke, und solcher welche zur Ruine werden, bevor sie vollendet sind. Denn als man, was jetzt dasteht, gebaut, und schon nahe an eine halbe Million Piaster darin verbaut hatte, ergab sich erst die völlige Unmöglichkeit der Erreichung des dabei beabsichtigten Zweckes, den Quell am Fuße des Hügels dadurch auf dessen Rücken zu leiten. Ob man sich ganz einfach im Niveau verrechnet hatte, oder im ultragläubigen Vertrauen auf wunderthätige Mitwirkung der „heiligen Helferin," habe ich nicht genau erfahren können. Genug, man entsagte der Vollendung, und das Fragment wird als eins der unnützesten, und durch seine Absurdität skandalösesten Prachtwerke spanischer Herrschaft auf die Nachwelt übergehn. Von Hitze und Durst gepeinigt, wurden wir wahrhaft tantalisirt im Anblick dieser Wasserleitung ohne Wasser; auch oben bei den die Kirche umwohnenden Indianern war außer etwas Pulque und ein paar schlechten Orangen keine Erfrischung aufzutreiben. Es ging nun in raschem Ritte, etwa noch 3½ Leguas weit über Molino prieto, S. Joaquin und Hacienda Morales nach Tacubaya, wo in der Fonda Americana ein vorher bestelltes Frühstück unserer wartete. Der nordamerikanische Wirth hatte es, nicht eben mit französischer Eleganz und Feinheit, aber mit einer auf unsern Appetit wohlberechneten Solidität veranstaltet. Er gab uns kräftige Tassen Bouillon, Beefsteaks, Hammelkeule mit Tomatensauce, gekochten Schinken, Kartoffeln, Tauben- und Puterbraten, und die berühmte apple-pye (Apfeltorte) seines Vaterlandes; zum Dessert Zuckerwerk, Eis und Früchte, guter Wein war von Meriko hinausgesendet. Die Gesellschaft erwies sich hungrig, und doch zugleich rede- und lachlustig, beide Damen sehr liebenswürdig. Nachher ward im Garten unter Hecken und Laubengängen blühender Moctezumarosen, bei lebhaft fortgesetzter Konversation, der Kaffee eingenommen. In Erwartung, unsere Damen durch den vorhergegangenen Ritt sehr ermüdet zu finden, hatten wir für sie zur Rückkehr einen Wagen hinausbestellt. Allein sie erklärten den Vorschlag für eine ihrem Ritterthum erwiesene Schmach, stiegen wieder mit uns zu Pferde, und gegen Sonnenuntergang sprengte die ganze Schwadron, etwas aufgeregt von Bacchus und Komus, unsere Doppelschönheit an der Spitze, in gestrecktem Galopp nach der Hauptstadt zurück. Die Damen wurden dann in Procession nach Hause gebracht. Allen blieb die angenehmste Erinnerung des vergnügten Tages.

(Fortsetzung folgt.)

Die klimatischen Verschiedenheiten Russlands

nach den Ortsverhältnissen, in Beziehung auf die Landwirthschaft.

(Fortsetzung.)

VI. Die Zone des Weizens und der Baumfrüchte wird von uns nicht deshalb also genannt, weil etwa in der vorhergehenden Weizen und Baumfrüchte nicht fortkämen, sondern aus dem Grunde, weil sie sich hier in größerer Menge finden und dem natürlichen Klima eigenthümlicher sind. Diese Zone kann man etwa bis Jekaterinoslaw oder bis zum 48° n. Br. annehmen.

Mehrere Erzeugnisse, wie Hirse, Buchweizen und andere werden hier mit größerem Erfolge gezogen als in der vorhergehenden Zone; auch Tabak, welcher mit der Zeit eine Quelle bedeutenden Gewinnes werden kann, obschon er den Boden entkräftet, fängt an in dieser Zone fleißiger gebaut zu werden. Hanf wird an vielen Orten ebenfalls mit besserem Erfolge gezogen als in den mehr nördlichen Gegenden. Einer der wichtigsten Gegenstände der dortigen Landwirthschaft ist die Viehzucht. Pferde- und Schafzucht werden schon als abgesonderte Erwerbszweige betrieben; Hornviehzucht hingegen, obgleich in sehr bedeutender Menge, doch mehr als Hülfsmittel zum Feldbau und in Verbindung mit demselben. Die Bienenzucht ist ebenfalls ein, besonders für den Landmann, bedeutender Zweig der Landwirthschaft, doch nicht ausschließlich diesem Landstriche eigen. Die Branntweinbrennerei bildet bei dem Ueberflusse und der Wohlfeilheit des Getreides einen Hauptgegenstand der landwirthschaftlichen Fabrikation.

Ein großer Theil dieser Zone wurde später angesiedelt als die vorerwähnte; die Ansiedlung des südlichen Theiles kann erst seit der Vereinigung Neurußlands und der Krim mit Rußland als vollkommen sicher gestellt und dauernd angesehen werden. Jetzt kann diese Zone mit Recht die Kornkammer des Reiches heißen; denn mit ihrem Ueberflusse sichert sie nicht allein den Unterhalt der Residenz und der Armeen, sondern versieht auch den auswärtigen Handel zur See mit einer bedeutenden Menge roher Ausfuhrprodukte, außer Flachs. Man kann daher mit Grund annehmen, daß mit Zunahme der Bevölkerung und des Anbaues für diese Zone die Gefahr der Hungersnoth aufhört, welche in frühern Zeiten nicht selten bei uns stattfand. Je zuverlässiger aber die Hoffnung auf die Erzeugnisse dieser Zone in der Regel ist, desto empfindlicher wird auch das Unglück eines allgemeinen Mißwachses daselbst, welcher übrigens doch nur sehr selten eintreten kann.

Bei der Wichtigkeit dieser Zone ist es nöthig hier noch einige besondere Beziehungen derselben zur Landwirthschaft zu berühren; dahin gehören namentlich die Steppen, die Verschiedenheit der Klimate, das Verhältniß der Bevölkerung und der Zustand des Feldbaues.

Die Steppennatur des Bodens ist Osteuropa und Mittelasien eigenthümlich, und unterscheidet sich gänzlich von den amerikanischen Savannen oder weiten Grasebenen darin, daß diese letztern zur Zeit der tropischen Regen an vielen Stellen ganz unter Wasser stehen. Die wesentlichen Ursachen des Holzmangels in den Steppen sind folgende: 1) In vielen Gegenden die Härte oder Dichtheit des Erdreichs, welche dem Wachsthum der Bäume durchaus hinderlich ist, weßwegen man denn auch keine pflanzen kann, wenn die Erde nicht sehr tief aufgeackert ist. 2) Die Dammerde, welche da, wo sie sich findet, dem Gedeihen der Bäume nicht sehr günstig ist. 3) Die Natur des östlichen und die vorherrschende Dürre des südlichen Klima's, welche, bei der allgemeinen Erhabenheit der ganzen Gegend, wohl die Hauptursache des kümmerlichen Wachsthums, z. B. der Aepfel, sind, die hier auf niedrigen, nur wenig über das hohe Gras hervorragenden Sträuchen wachsen. 4) Die Salzhaltigkeit vieler Gegenden, welche nicht allein dem Wachsen der Bäume und Kräuter, sondern auch dem Ackerbau hinderlich ist.

Zufällige Ursachen bestehen in der Ausrottung früher da gestandener Wälder, von deren Daseyn zuverlässige Spuren gefunden worden. Eine solche Verheerung rührt hauptsächlich her von der Lebensart der Nomadenvölker, von Steppenbränden, von Vernichtung der jungen Bäume durch das Vieh u. s. w. Alles dieses hatte früher einen um so größern Einfluß, da seit den alleräItesten Zeiten viele schon längst erloschene Völkerschaften in diesen Steppen lebten, und von da aus ihre verheerenden Streifzüge wider die ackerbautreibenden Nationen machten. Wälder, die einmal ganz ausgerottet worden, erneuern sich beinahe nie mehr von selbst; ihre gänzliche Abwesenheit aber vermehrt nicht nur die natürliche Dürre des Bodens, sondern räumt auch den Winden und der Kälte mehr Gewalt ein; so wurde das Steppenklima noch ungünstiger. Die Steppen in ihrem ganzen Umfange können eingetheilt werden: in grasige, haidenartige (mit Reihergras bewachsene), salzige, sandige und steinige

(nicht zu erwähnen des Schilfes in den Niederungen). Sie haben sehr bedeutenden Einfluß auf die Bevölkerung und den Ackerbau dieser sechsten Zone. Wenn sie von der einen Seite die Viehzucht befördern, wodurch gerade die Nomadenvölker für Rußland so nützlich werden, so hindern sie andrerseits einen regelmäßigen Anbau durch den Mangel an Wald, durch die vielen zum Ackerbau nicht geeigneten Stellen, durch ihr ungünstiges Klima, durch die Schwierigkeit, die Felder vor den Heerden der umherstreifenden Stämme zu bewahren, und durch ihre Wasserarmuth, welche ein wesentliches Hinderniß der verhältnißmäßigen Bevölkerung ausmacht. Außerdem geben die Steppen zum Theil Veranlassung zu dem System des Feldbaues mittelst Umackerung verwilderter Felder (perelogi), von welchem weiter unten die Rede seyn wird.

Uebrigens ersetzen die unfruchtbaren Steppen zum Theil ihre Nutzlosigkeit durch Salzseen, wahrscheinlich Nachbleibsel des Meeres, welches einst diese Gegend überfluthete; einige derselben können auch von Steinsalzschichten herrühren, welche unter ihnen verborgen liegen, oder von breiten Lagern salziger Thonerde, die ihren Abfluß in die Salzseen haben. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß, mittelst beharrlicher Anwendung der besten Methoden des Feldbaues, viele salzhaltige Gegenden dem Gedeihen der ihnen angemessenen ländlichen Erzeugnisse beförderlich werden können; an andern Orten aber kann die Bewässerung der Steppen großen Nutzen bringen, besonders wenn artesische Brunnen und künstliche Süßwasserleitungen gelingen.

Der Hauptvorzug der Steppen besteht übrigens in der dadurch gestatteten Möglichkeit, große Schafheerden von veredelter Race zu halten. Wenn man den geringen Preis des Landes, den großen Umfang der zu Schafweiden geeigneten Steppen, die Wohlfeilheit des Getreides und der Arbeit in Erwägung zieht, so kann man wohl mit Grund annehmen, daß Rußland einst einen großen Theil Europa's mit Wolle versehen wird, mit Ausschluß etwa der allerfeinsten Sorten, deren Erzeugung füglicher in solchen Gegenden betrieben wird, wo die Schafzucht mit einem veredelten Ackerbau vereinigt ist; aber auch in dieser Hinsicht ist in den Ostseeprovinzen und in einigen andern Provinzen des Reiches schon ein bemerkenswerther Anfang gemacht.

Der Unterschied des Klima's in dieser halbsüdlichen Zone ist in den verschiedenen Theilen derselben viel auffallender als in den vorhergehenden. Die westlichen Gouvernements, wie z. B. das kiewsche und Podolien, haben ein sehr mildes Klima, in den östlichen aber, ohne Sibiriens zu erwähnen, welches ganz besondere, ihm eigenthümliche Abweichungen im Klima zeigt — finden sich die meisten Nachtheile des östlichen und asiatischen Klima's, besonders in den Steppengegenden und näher an der folgenden siebenten Zone, woher denn auch eine bedeutende Verschiedenheit in Betreff des Ackerbaues entspringen muß. Im Osten kann man unter derselben Breite mit nicht gleich günstigem Erfolge die Produkte erzeugen, welche in westlichen Gegenden sehr gut gedeihen. Uebrigens ist es wahrscheinlich, daß mit der Zeit, durch Verbreitung des Ackerbaues, so wie durch Baumzucht das Klima in vielen Gegenden dieser Zone sich verbessern wird.

Hinsichtlich der Bevölkerung theilen sich die Gegenden dieser Zone in solche, welche von Alters her durch die Westrussen angebaut worden, z. B. die Gouvernements Podolien, Kiew, Neurußland u. s. w., in solche, die, wie das kurskische Gouvernement und andere erst später, hauptsächlich von den Ostrussen, und endlich in solche, die erst in der Folge angesiedelt worden, wie das saratowsche Gouvernement. Im größten Theil der Gouvernements der beiden ersten Gattungen ist die Bevölkerung im Verhältnisse zu ihrem Flächenraume zahlreich genug, und bei der zur Zeit dort noch gebräuchlichen Art des Feldbaues und dem großen Bedürfnisse an Wäldern, Wiesen und Weideplätzen mangelt es beinahe an Land. Dieß ist besonders fühlbar in verschiedenen Gegenden Kleinrußlands, und namentlich im poltawaschen Gouvernement, wo der Wohlstand der Einwohner durch die unverhältnißmäßig große Anzahl von Trinkhäusern sehr gelitten hat.

Diesem Mangel an Boden abzuhelfen gibt es bloß drei Mittel: Versetzung der Einwohner in andere Gegenden, welche aber mit großen Schwierigkeiten verbunden ist; Vermehrung der städtischen und ländlichen Gewerbe und Fabriken, die jedoch wegen der örtlichen Beschaffenheit, wegen des Charakters der großen Volksmasse, wegen des Mangels an Brennstoffen und wegen der Schwierigkeit des Absatzes der Erzeugnisse keinen bedeutenden Erfolg haben kann. Demnach bleibt nun noch als einziges Mittel: die Verbesserung des Feldbaues, welche ohne allen Zweifel den frühern blühenden Zustand Kleinrußlands und der übrigen Gegenden wieder herstellen könnte, wie wir in der Folge sehen werden; denn die Gegenden, welche bei uns jetzt für arm an Grund und Boden gelten, würden in andern Ländern Europa's (nicht zu gedenken Englands, Belgiens und Oberitaliens) bei der daselbst bestehenden verbesserten Landwirthschaft für überreich an Land gehalten werden. Es ist oben gesagt worden, daß die große Menge herrenlosen und Steppenlandes bei dem fruchtbaren Boden dieser Zone die Ursache sey, daß der Feldbau daselbst größtentheils auf den Perelogi beruht, d. h. auf einer willkürlichen Umackerung und Bearbeitung eines Stückes Land, welches man, wenn es nicht mehr hinlängliche Kraft hat, wieder verläßt, um zu einem andern überzugehen. Dieß ist jedoch nicht allgemein, denn an vielen Orten ist schon Dreifelderwirthschaft eingeführt, und in neuester Zeit sind sogar auch einige Versuche mit der Vielfelderwirthschaft gemacht worden.

Es ist ganz natürlich, daß der Mensch, da wo fruchtbares Land im Ueberflusse vorhanden ist, dem emsigen Bearbeiten eines und desselben Feldes das bloße Aufackern eines neuen Stücks vorzieht, wohl fühlend, daß er in diesem Falle so zu sagen immer einen beträchtlichen Theil der schöpferischen Kräfte der Natur vorwegnimmt, welcher seiner Bemühung zu Hülfe kommt, und in dieser Hinsicht verfährt er ganz klug. Aber mit Zunahme der Bevölkerung kommt die Zeit, wo dieses Verfahren nicht mehr passend ist. Die Felder, welche nachlässig gepflügt, dann wieder verlassen, aber nie befruchtet werden, verlieren nach und nach an Erzeugungskraft; die Zeit der Ruhe oder Brache wird nothwendig immer kürzer; der Boden ganzer Provinzen minder fruchtbar, die Ernte kärglicher, und Mißwachs tritt öfter ein; die Viehweiden werden geschmälert, Wälder bestehen nur noch in der Erinnerung. Dieß ist der Zustand, in welchem sich ein bedeutender Theil Neurußlands und der andern von Alters her angesiedelten Gouvernements befinden. Die Einführung der Dreifelderwirthschaft, obschon der Umackerung verwilderter Felder vorzuziehen, vermag diese Nachtheile noch nicht zu entfernen, und nur die Vielfelderwirthschaft, die mäßige und zweckmäßige Verwendung des Düngers und anderer die Fruchtbarkeit befördernder Mittel, die Anpflanzung der Kartoffeln, und, wo es thunlich ist, des Mais, die Ansaat von Futterkräutern, Runkelrüben, und der vermehrte Anbau von Handelsgewächsen, besonders von Oelpflanzen, z. B. von Raps oder Feldrüben und dergleichen leicht zu bauenden Feldfrüchten mehr, können allein die Lage der Einwohner verbessern. Freilich begreift der Landmann nicht leicht den verbesserten Feldbau, zu dessen vollständiger Einführung ihm zum Theil auch wohl der erforderliche Wohlstand fehlt; aber es bleiben ihm die leichtesten der obenerwähnten Verbesserungsmittel, welche dennoch einen bemerklichen Einfluß auf die Verbesserung seines Zustandes haben. Es wäre sehr zu wünschen, daß man mit der Einführung verbesserter Methoden des Ackerbaues einen Anfang machte, statt wie bisher die Haupteinkünfte vom Ertrage der Branntweinbrennerei zu gewärtigen.

Dagegen wird man wahrscheinlich einwenden, daß selbst dasjenige, was jetzt hervorgebracht wird, keinen Abgang findet. Dieser Mangel an Absatz ist hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben, daß der Landbau sich bis jetzt beinahe auf Getreide beschränkt, dessen auch die Gouvernements selbst für sich nach und nach immer mehr bedürfen. Die Verbesserung des Ackerbaues hat keinen plötzlichen Erfolg, aber mit der stufenweisen Wiederherstellung der Wohlhabenheit des Landmannes werden Städte entstehen und blühen, die den Absatz ländlicher Erzeugnisse erleichtern und sichern.

Uebrigens würde man irren, wenn man annehmen wollte, es gäbe in dieser Zone Gegenden, in welchen es wegen der großen Zahl der Bevölkerung nicht Bedürfniß wäre, von der dreifeldrigen auf die Vielfelderwirthschaft überzugehen; im Gegentheil wäre dieß ohne allen Zweifel überall sehr vortheilhaft, ausgenommen etwa in den Gegenden, wo noch eine bedeutende Menge unangebauter Grundstücke sich vorfinden.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 103. 13 April 1835.

Russisch-Amerikanische Kolonien.

Die Inseln Pribyloff.

Diese Inselgruppe liegt nördlich von Unalaschka, und wurde im Jahre 1786 auf eine sonderbare Art entdeckt. Man hatte bemerkt, daß im Frühjahre die Seebären in großer Menge durch die Meerenge zwischen Unalaschka und Unimak schwammen, wo die Aleuten sie bisweilen in großer Zahl tödteten. Der Pilot Pribyloff folgte ihnen in jenem Jahre von Unalaschka aus, und entdeckte die Insel, der er den Namen des h. Georg gab, von dem seines Schiffes. Die Insel St. Paul und die übrigen der Gruppe wurden nach und nach aufgefunden. St. Paul ist vulkanisch, und bedeckt mit Schlacken und Lava, St. Georg ist eine Granitformation. Beide sind mit Moos überwachsen, und völlig baumlos. Man findet auf ihnen einige eßbare Kräuter, und Kartoffeln und Rüben gedeihen leidlich, aber das Klima ist neblicht und unangenehm. Das Frühjahr beginnt im Mai, wo sich einiges Grün zeigt, im Sommer herrschen dicke Nebel, und die Sonne zeigt sich nur selten, im Oktober fällt Schnee, und im December treibt der Nordwind das Eis herbei, das den Bewohnern Besuche von Bären verschafft.

Die Inseln waren unbewohnt, bis die Administration sie von Unalaschka aus bevölkerte, und St. Georg enthält gegenwärtig 75 Aleuten und 6 Russen, und St. Paul 150 Aleuten und 11 Russen; jene wohnen in elenden Hütten von Brettern bedeckt mit Rasen, diese in einigen Häusern, wozu man das Holz aus Sitka brachte. Ihre Beschäftigung ist die Jagd der Seebären, Seelöwen, Fische und Vögel, die Bereitung der Häute, und das Sammeln des Floßholzes am Ufer, eine beschwerliche und oft gefährliche Arbeit, indem man oft genöthigt ist, die Arbeiter an Riemen von Felsen herabzulassen.

Die Menge der See-Otter, Seebären und Seelöwen, welche man bei der Entdeckung auf diesen Inseln fand, scheint unglaublich. Sie waren so ruhig, daß man nur am Ufer hinzugehen und die welche man auswählte, mit einem Prügel auf den Kopf zu schlagen brauchte. Die Leute, welche die Expedition von Pribyloff mitmachten, brachten als ihren Privatantheil an der Jagd der zwei ersten Jahre 2000 See-Otter, 40,000 Seebären, und 6000 blaue Füchse zurück. Allein dieser Reichthum wurde bald vergeudet, und die sinnlose Habgier der Jäger zerstörte nicht nur eine größere Anzahl Thiere als die natürliche Hervorbringung wieder ersetzen konnte, sondern mehr als der Pelzmarkt erforderte. Man häufte im Jahre 1803 in Unalaschka 800,000 Felle von Seebären auf, welche schlecht und in der Eile bereitet bald verfaulten, so daß deßhalb, und um den Preis denselben auf dem Markte von Kiachta nicht herunterzudrücken, 700,000 davon verbrannt werden mußten. Von der Zeit ihrer Entdeckung an bis zum Jahre 1828 lieferten die Inseln über drei Millionen Seebärenfelle, allein das Produkt der Jagd nimmt jährlich in schneller Progression ab, und Baranoff beeilte sich daher, als die Inseln unter die Direktion der Kompagnie fielen, die Jagd auf denselben zwei Jahre lang zu verbieten, und seitdem läßt man in der Reihe herum einige der Heerden in Ruhe. Dennoch nimmt ihre Zahl sehr ab, im Jahre 1811 lieferten sie noch 80,000 Felle, im Jahre 1822 nur 30,000, und die Beschreibung der Art, wie die Jagd betrieben wird, macht diese Abnahme sehr begreiflich.

Die Männchen der Seebären kommen in der Mitte Aprils aus dem Süden an den Inseln an, und besetzen immer dieselben Stellen der Küste wieder. Die Weibchen kommen einen Monat später, und werden von den Männchen mit Gebrüll empfangen. Diese folgen sich auf einen Felsen, und versammeln ihre Familie um sich her, ein starkes Männchen hat 2 bis 300 Weibchen, schwache und alte aber nur eines oder zwei. Die Weibchen verlassen das Ufer nicht, bis sie eines oder bisweilen zwei Junge geboren haben, welche sie bis in den Herbst säugen. Die jungen Thiere kriechen bis zum Junius bloß unter den Felsen herum, ohne ins Wasser zu gehen; wenn sie etwas größer sind, so nimmt sie die Mutter mit den Zähnen, und wirft sie ins Meer, wo sie um sie herumschwimmt, und sie zu verhindern sucht, sich ans Land zu retten. Gelingt ihnen dieß aber, so steigt die Mutter auch ans Land, nimmt sie wieder in das Maul, und wirft sich aufs neue ins Meer, bis sie schwimmen gelernt haben. Nach zwei Monaten sind sie vollkommen erzogen, sie bleiben des Nachts auf dem Lande, schwimmen vom Morgen bis zum Mittag, wo sie ruhen, und dann wieder ins Wasser gehen bis Abends. Gegen Ende Septembers fängt die Jagd an.

Die Jäger bilden eine Linie am Ufer hin, um den Thieren die Flucht ins Meer abzuschneiden, und treiben sie dann Alle zusammen gegen das Innere der Insel. Wenn sie auf dem

höheren Theile derselben angekommen sind, scheiden sie die Männchen, die über 4 Jahre alt sind, die, welche zwischen 2 bis 3 Jahre alt sind, und die Weibchen aus, und treiben sie ans Meer zurück. Hierauf treiben sie die jungen Männchen, welche bestimmt sind, getödtet zu werden, gegen die Niederlassung hin, die etwa 2 bis 3 Werste entfernt ist; man läßt sie auf dem Wege oft ausruhen, und hütet sich sehr sie zu schnell zu treiben, da sie sonst, besonders bei warmem Wetter, unterwegs unterliegen würden. Wenn sie angekommen sind, so schlägt man sie mit Keulen todt, in Truppen von 3 bis 4000. Es hat etwas Empörendes, so mit kaltem Blute Tausende von wehrlosen Geschöpfen zu schlachten, und selbst die abgehärteten Jäger sagen, daß sie oft nur mit Widerwillen ihren Arm gegen ein Geschöpf aufheben, das mit aufgehobenen Pfoten Mitleiden anzuflehen scheint, und klägliche Töne ausstößt, welche durchaus wie Kindergeschrei lauten.

Die Aussonderung der erwachsenen Männchen und Weibchen ist nothwendig zur Erneuerung der Race, allein diese Maßregel ist nicht hinreichend, denn wenn man alle jungen Männchen tödtet, wo sollen dann die alten sich ergänzen? Man streckt die Felle, je zwei mit der rauchen Seite aufeinander gelegt, auf hölzerne Rahmen aus, und bringt sie dann in die Trockenstuben, wo sie mit Hülfe von Oefen mit großer Sorgfalt getrocknet werden. Hierauf werden sie in Ballen von 50 Stücken gepackt, welche ein Schiff von Neu-Archangel im Frühjahre nach Ochozk bringt, von wo sie für den chinesischen Markt nach Kiachta abgehen. Für den Winter wird auch ein Theil des Fleisches der Bären getrocknet, und einiges für Neu-Archangel gesalzen; der Rest wird verbrannt, um die Fäulniß zu verhüten.

Die alten Seebären gehen sogleich nach der Jagd ins Meer, die Heerden aber, welche man nicht gestört hat, bleiben bis zum November, wo sie die Kälte nöthigt ein wärmeres Klima zu suchen. Man weiß aber bis jetzt nicht, wo sie den Winter zubringen, man trifft zwar Thiere dieser Gattung an verschiedenen Küsten des großen Oceans, von Südschottland an bis Californien, allein ihr Pelz ist von denen der nördlichen Küsten sehr verschieden, sie sind kleiner, und ihre Haare sind kürzer, steifer und schwarzer. Dieser Umstand und die große Distanz, welche eine Amphibie nicht zu durchschwimmen vermöchte, so wie die große Verschiedenheit des Klima's macht es unwahrscheinlich, daß die Seebären von Californien und der Inseln innerhalb der Tropen dieselben seyen, welche im Winter die Inseln Pribyloff verlassen, und man muß glauben, daß im 40sten bis 45sten Gr. n. B. und im Meridian von Unalaschka Inseln existiren, auf die sie sich begeben. Das Interesse der russischen Kompagnie verlangt, daß sie alle möglichen Mittel anwendet, diese Zufluchtsorte zu entdecken, denn sie würde die Jagd dieser ihr so wichtigen Thiere von dem Augenblick an verlieren, wo ein englisches oder nordamerikanisches Schiff diese Winterstationen der Bären entdeckte.

Mexikanisches Allerlei.

Privatgeselligkeit.

(Fortsetzung.)

Ein Gleiches war der Fall bei den Theilnehmern eines hübschen dia del campo auf dem großen Landgute der liebenswürdigen Familie M. zu St. Antonio. Eine Gesellschaft Deutscher und Engländer hatte an einem schönen Frühlingstage verabredet, dort „the pot-luck" in Anspruch zu nehmen. Gegen 11 Uhr Morgens ankommend, überraschten wir die Damen noch im Morgenkleide: die Frau vom Hause empfing uns nichts desto weniger sehr freundlich und unbefangen; die Töchter kamen erst nach gemachter Toilette zum Vorschein. Der Hausherr, Conde de M., Altspanier, vormals königlicher Oberst, jetzt kürzlich erst durch Einfluß der regierenden Escoseses aus der Verbannung zurückgekehrt, zeigte uns seine landwirthschaftlichen Herrlichkeiten, zuerst, auf der Azotna des Hauses im Gesammtüberblick, eingefaßt von der ganzen Gebirgs-, See- und Flächen-Scenerie des Thales Tenochtitlan; dann im Einzelnen die Wirthschaftsgebäude und die nächstgelegenen Fluren. In dem ungeheuern, reich bevölkerten Maulthierstalle sahen wir das Neungespann, welches Mr. Ward von seiner Reise ins Innere aus dem Staate Durango mitbrachte, und dessen Schönheit, so wie die etwas halsbrechende damit vorgenommene Schnelldressur er nachher in seinem Werke beschrieb. Die Scheunen, die Dreschtennen, oder vielmehr Trettennen, da alles Getreide hier durch Ochsen- oder Maulthierhufe ausgedroschen wird, die Fruchtböden 2c. sind eben so großartig angelegt, als wohl unterhalten. Auch eine hübsche, wohlgeschmückte Kapelle fehlte nicht. Es lag im Geiste des Kolonisations-Jahrhunderts und der spanischen Politik, daß jeder „Encomendero" auf den ihm zugetheilten Ländereien vor allen Dingen ein solches Kernhaus christlich-priesterlicher Civilisation, zum eigenen Gebrauch wie zur Erziehung seiner leibeigenen Indianer erbauen ließ; und man findet noch heute kein irgend bedeutendes Landgut ohne sein eigenes Kirchlein, und seinen eigenen dem Gottesdienst vorstehenden Kleriker. Die hacienda de S. Antonio, nicht Eigenthum des jetzigen durch Heirath hinaufgekommenen Besitzers, sondern, gleich jener am Tezkuko-See belegenen, von Ward so interessant beschriebenen, und von seiner Gattin so hübsch gezeichneten hacienda de Chapingo, zum großen Familienfideikommisse der Marqueses de V . . . . gehörig, hat über 3 Leguas im Umfange: sie produzirt jährlich etwa 14,000 Fanegas Mais, und eben so viel an Weizen und Gerste; wenigstens 60,000 in diesem oder dem folgenden Jahre zur Saftentziehung reifende Maguey-Stämme konnten zum durchschnittlichen einmaligen Pulque-Werth von 4 Piaster pro Stamm veranschlagt werden, und es fehlte nicht an gehöriger Nachpflanzung. Jener Total-Brutto-Ertrag von 240,000 Piastern kann aber nur durch 7 dividirt als Jahrsprodukt gelten, weil der Stamm 7 Jahre zu seiner Reife gebraucht, und nach dem ersten Gebrauche abstirbt. Auch sind die ersten Pflanzungskosten nicht unbedeutend; doch bleibt eine schöne jährliche Netto-Rente von diesem stets kurrenten und gesuchten Artikel übrig, welcher auf der Hochebene eine der reichsten und sichersten Einnahmequellen großer Land-

güter ausmacht. Eine Last hiesiger Landwirthschaften ist der Dünger; höchst befremdlich für den Ankömmling aus Europa, wo man dessen nicht leicht genug haben zu können glaubt! hier weiß man nicht, wohin damit. Denn der Boden gibt die reichsten Ernten ohne alle solche künstliche Aushülfe, an deren Stelle man einzig die durch Ueberfluß des Flächenraums, bei Händemangel und Absatzbeschränkung, so sehr begünstigte Brache setzt. Mit zunehmender Dichtigkeit der Bevölkerung wird das auch wohl anders werden. In den Salon zurückgekehrt, fanden wir die Damen des Hauses in eleganter Toilette und freundlichster Bereitwilligkeit zu angenehmen Gesprächen; bald nachher wurde die Mittagstafel angesagt, zwar unter der bescheidenen Form eines Gabelfrühstücks ohne Suppe und Dessert, aber sehr schmackhaft besetzt; natürlich lauter Nationalgerichte, Wildragout mit Chile und Knoblauch, Hammelfleisch mit Tomatenbrühe, ungeheure gefüllte Zwiebeln, Frijoles, geröstete Bananen u. s. w., zum Getränk Pulque und Rheinwein; die Gegenwart des letztern ward wohl einem deutschen Schwiegersohne des Hauses verdankt. Statt des Desserts erschienen cigaritos und puros, die jüngern Damen zierten sich etwas vor den anwesenden Europäern; die Mutter aber nahm tapfer ihren Antheil am allgemeinen Dampfopfer; sie ließ dann auch ihre jüngsten Sprößlinge aus der Kinderstube holen, allerliebste Kreatürchen, sieben-, fünf- und dreijährig, Früchte ihrer jetzigen dritten Ehe, während verheirathete Töchter aus der Zweiten mit ihr zu Tische saßen, und ihr ältester Sohn aus der Ersten, der jetzige Marquis de V., als politischer Exul in Nordamerika lebte, täglich jedoch, unter den jetzt veränderten Umständen, seine Zurückberufung erwartete, auch bald nachher wirklich empfing. Nach Tische ward im Garten spaziert, mit allerlei Kurzweil und Geplauder in den schattigen Baumgängen oder unter duftenden Wein- und Jasminlauben. Der Garten liegt so geschützt und vortheilhaft zur Sonne gewendet, daß man einzelne Produkte der Thäler hier gedeihen sieht, wenn auch nicht ohne einige künstliche Schutzmittel. Wir sahen ein paar große Chirimoyalbäume, ächten Nopal mit — wenn auch nur unächter — Kochenille (grana silvest.), sogar einen Kaffeebaum, doch diesen sehr dürftig, und schwerlich zur Frucht gelangend. Die sehr dringende Einladung unsrer gütigen Wirthe, den Abend zu bleiben, und die Nacht und mehrere Tage, mußten wir ablehnen. In 40 Minuten trugen unsre trefflichen Pferde uns nach Mexiko, gute 3 Leguas weit; so entgingen wir eben noch einem jener klassischen „aguacerazos" der Tropenwelt, welcher begann, als wir von den Pferden stiegen, und eine Stunde später fußhoch in allen Straßen stand.

Ein häufiges Ziel solcher Landpartien ist der hübsche Flecken St. Angel, gleichfalls 3 Leguas von der Hauptstadt entfernt. Einmal hatte einer unserer angesehensten deutschen Kaufherrn etwa zwanzig Landsleute dorthin auf ein Gabelfrühstück geladen. Der Hinweg ward mit einer kleinen Ausschweifung in nahes Gebirge gemacht, einen berühmten Wasserfall zu sehn, und einige vorzügliche Aussichtspunkte zu gewinnen; es kamen Felspfade an tiefen Abgründen dabei vor, die dem Europäer Schwindel erregen, bis er die Klugheit und Sicherheit der Landespferde kennt und erprobt hat. Der Wasserfall war nicht weit her, und eine in der Nähe gelegene Papiermühle als Selbstgewinnungs-Anfang eines in Mexiko viel gebrauchten, und dem Auslande theuer bezahlten Artikels, unstreitig merkwürdiger; aber einige herrliche Fernblicke wurden den Waldschluchten abgestohlen, und in außerordentlicher Schönheit prangten die beiden Vulkane, in ihrer dunkelblauen Klarheit, die Schneemütze auf dem Haupte, kolossal gezackte Wolkengürtel um die Riesenleiber. Dabei verstärkte eben eine besondere Disposition der Atmosphäre noch die gewöhnliche optische Täuschung über ihre Ferne; man hätte sich ihnen so nahe geglaubt wie in Warmbrunn der Schneekoppe, wüßte man nicht, daß ihr Abstand von diesem Punkte noch wenigstens sechszehn Leguas beträgt. In S. Angel war das Landhaus zu unserm Empfange bereitet, welches, einer geistlichen Stiftung gehörig, unser das Jahr vorher durch seinen eigenen Domestiken schändlich ermordeter Landsmann Dr. C. in Pacht gehabt hatte. Wir besahen den Garten und die nächste Feldflur, und stießen noch überall auf Spuren der genialen Schöpfungslust des unglücklichen letzten Besitzers; wir sahen einen nach rheinischen Grundsätzen angelegten Weinberg; einen großen Obstgarten mit vielen, in europäischer Weise, und nicht ohne manchen kecken Kreuzungs- und Mischungsversuch veredelten Stämmen. Das Meiste sah aber schon wieder einer Wildniß ähnlich, denn er hatte keinen in seine Ideen eingehenden Nachfolger gefunden. Doch werden einige seiner Experimente von dauernden und merkwürdigen Folgen seyn, z. B. die über alles Erwarten gelungene Okulir-Verschmelzung der Birne und der weißen Zapote, wodurch ganz gemeine sogenannte Pfundbirnen, nur zum Kochen brauchbar, in ein herrliches, die schönste Franzbirne an Saft und Würze überbietendes Produkt veredelt worden, ohne an beträchtlichem Volumen ihrer ursprünglichen Art zu verlieren. Diese Thatsache ist nicht allein hortologisch, sondern auch sonst wissenschaftlich interessant; denn man muß jetzt entweder die weiße Zapote anders als bisher klassifiziren, oder den Grundsatz aufgeben, daß Obstbäume heterogener Geschlechter keiner fruchttragenden Kreuzung fähig sind. C....'s Tod war ein Verlust für dieses Land; er hatte beabsichtigt sich ganz hier niederzulassen, und würde durch reiche Kenntnisse und geniale Thätigkeit ein Reformator des sehr mangelhaften hiesigen Gartenbaus geworden seyn. Ein anwesender Geistlicher erzählte, zu welcher hier ganz ungewöhnlichen Regsamkeit er seine indianischen Arbeiter zu begeistern gewußt habe, stets unter ihnen herumspringend, die Branntweinflasche unter dem einen Arm, und die Karbatsche unter dem andern: über Bonbons und Ruthen kommt doch am Ende keine Pädagogik hinaus! Wir wurden demnächst mit einem aus Mexiko hinausgeschafften sehr guten kalten Frühstück und vortrefflichen Weinen bewirthet. Unser Symposion entbehrte weder der Gunst des Hermes in interessanten kaufmännischen Gesprächen, noch der Musengunst in hübschen beim Dessert gesungenen deutschen Liedern und spanischen Romanzen. Letztere trug ein böhmischer Landsmann meisterhaft vor: er hatte viele Jahre vorher in Kadir gelebt, in Andalusien, dem Paradies der Serenaten und Guitarren! den Kaffee tranken wir, da die Tassen vergessen waren, aus Weingläsern, und fanden ihn, trotz Lichtenberg *) sehr gut. Ein drohendes Gewitter trieb

*) Lichtenberg sagt irgendwo: „um lebhaft zu empfinden, wie viel in der Welt auf Form und Vortrag ankomme, solle man vortrefflichen Wein aus Tassen, oder vortrefflichen Kaffee aus Gläsern trinken; beide werde man höchst unschmackhaft finden."

früher zum Aufbruch, als sonst wohl geschehen wäre; wie rasch wir aber ritten, jagten dießmal doch die Wolken schneller als wir, und kein trockner Faden blieb an uns.

(Schluß folgt.)

Timor.

(Auszug aus einer ungedruckten Reise.)

Im Jahre 1610 kamen die ersten portugiesischen Missionäre nach Timor; sie machten hier, trotz der Hindernisse, welche ihnen einige Radscha's erregten, eine Menge Proselyten. Diese Diener des Evangeliums sicherten, unterstützt von einigen Soldaten ihrer Nation, Portugal den Besitz dieser wichtigen Insel. Im Jahre 1644 machten die Holländer, unter Begünstigung des Radscha's von Amence, den Versuch sich Cupangs zu bemächtigen, jedoch ohne Erfolg. Im Jahre 1660 richteten sie eine Expedition wider Larantuca, eine der Molukken, die unter portugiesischer Herrschaft stand. Im Jahre 1688 gelang es endlich der Kühnheit dieser Batavier, ihre Feinde aus dem Bezirke von Cupang zu verjagen. Die holländische Kompagnie führte in diesem Theil Timors ein friedliches Regiment bis zum Jahre 1797, wo die Engländer mit zwei Kriegsbricks Cupang belagerten und zur Kapitulation zwangen. Bald darauf zogen die Radscha's ihre Streitkräfte zusammen und nöthigten die Sieger zu eiliger Wiedereinschiffung. Im Jahre 1810 bemächtigten sich die Engländer unter dem Schutze der Nacht aufs neue dieser Stadt, und gaben sie der Plünderung Preis. Noch einmal gelang es dem holländischen Gouverneur sie zu verjagen; allein bei einer dritten Expedition, die im Jahre 1811 nach der Wegnahme Java's Statt hatte, waren sie glücklicher, und erst im Jahre 1816 traten sie diese Eroberung wieder ab. Der portugiesische Antheil an Timor wird von zwölf ziemlich beträchtlichen Flüssen und einer Menge kleiner Bäche bewässert; überall soll man auf zwei Faden Tiefe süßes Wasser finden. Die zahlreichen Flüsse des holländischen Antheils sind nicht schiffbar; der von Babao ist sehr schlammig und der gewöhnliche Aufenthalt der Krokodile; der von Cupang, dessen Wasser aufgelösten Madreporkalkstein hält, entspringt fünf Meilen südlich von dieser Stadt, zu Bacanassi, einem von dem Kaiser Peter regierten Bezirk; er wird besonders häufig von den Krokodilen besucht und führt manchmal Goldkörner; indeß heißt der bedeutendste goldführende Fluß Amaconos. Der wichtigste von allen in Hinsicht seiner Ausdehnung trägt den Namen Noimina-Nomrani, und befindet sich im südlichen Theil der Insel, mitten im holländischen Gebiete; er ist breit, aber wenig tief und hat viele Sandbänke. Nur die Praurös können eine gewisse Strecke hinauffahren. Außerhalb der Bai von Cupang fängt man manchmal Wallfische; auch findet man in dieser Bai, so wie in dem größten Theil der Flüsse der Insel, einige Schildkröten. Die herrschenden Winde sind die von Westen, welche im Mai ihren Anfang nehmen; auf sie folgen die Ostwinde. Der Westpassatwind fängt um die Mitte Decembers an und endigt im März. Die portugiesischen Besitzungen enthalten, wie man sagt, Gold-, Kupfer- und Steinsalzminen, so wie Steinölquellen. Man zieht jedoch keinen Nutzen davon, weil man der Meinung ist, die Ausbeutungskosten möchten beträchtlicher seyn als der Ertrag. Einige Personen behaupten, man habe auf der Küste von Timor Diamanten gefunden; Herr Thilmann versicherte jedoch, bis jetzt sey dieß nur auf der Insel Borneo der Fall gewesen.

Die Insel Timor ist gebirgig und von Wäldern bedeckt, deren einige sehr dicht sind. Der Boden ist an vielen Stellen trocken und felsig, nichts desto weniger aber dem Anbau des Mais günstig. Wiesen gibt es keine; zur Nahrung der Pferde dienen verschiedene Grasarten. Das zur Urbarmachung der Felder gebräuchliche Verfahren besteht im Umhauen der Bäume und Anzünden ihrer Wurzeln. Der Pflanzenwuchs ist im Allgemeinen sehr kräftig. Durchstreift man die in der Nähe von Cupang liegenden Landschaften, so erstaunt man über die Zahl und Schönheit der Kokosnußbäume, und über die Hülfsquellen, die dieses Land darbieten könnte, wenn die Bewohner weniger träg wären. Dem grossen Zusammenströmen der Malayen beider Geschlechter nach zu urtheilen, die von Morgen bis Abend den Hof des am Lande errichteten Observatoriums anfüllen, und für Steck- und Nähnadeln, Knöpfe, ein kleines Messer u. dgl. uns weither Vögel, Muscheln, Eidechsen und Insekten holten, scheinen die gewöhnlichen Beschäftigungen der Bewohner von Timor nicht sehr wichtig. Den Frauen liegen die häuslichen Arbeiten ob; sie allein verarbeiten die Baumwolle, die zur Verfertigung der Kleider für die Bewohner des Landes dient. Die Hauptnahrung besteht in Reiß, gesalzenen Fischen, Geflügel, Büffeln und einigen Früchten. Salz ist die einzige Würze, deren sie sich bei Bereitung ihrer Speisen bedienen. Fleisch und Reiß kochen sie in Gefäßen, welche man im Innern der Insel aus einer Art Thonerde fabrizirt; man verfertigt deren auch auf der Insel Rottie, und zwar verdienen diese den Vorzug. Die Bewohner von Rottie und Suri nähren sich nur von Gemüsen, grünen Kräutern und Melasse, welch letztere man von einem Baume gewinnt, den die Engländer unter dem Namen Tandy kennen. Die Kleidung der Malayen ist sehr einfach: die der Männer besteht aus baumwollenem Zeuge, der die Lenden umgürtet und bis auf die Kniee herabfällt; mehrere haben eine Art Mantel, der die Schultern bedeckt, und womit sie sich auf verschiedene Weise und immer mit vieler Eleganz drapiren. Sie umwickeln den Kopf mit einem Tuche, und einige tragen gebogene Bambuskämme. Die Frauen tragen ein Cabaya, eine Art Kittel, der bis auf die Knöchel herabreicht, und ein Kaen-Sarong; letzteres bedeckt kaum das Knie. Einige bedienen sich goldener oder silberner Ringe, um die Haare damit festzuhalten. Die Kleidung der weiblichen Sklaven besteht in einem Kaen-Sarong, einem sehr kurzen Gewande aus farbigem Baumwollenzeuge, und einem Badscu-pendek, einer Art Oberrock. Schuhe sind bei den Personen beider Geschlechter und aller Klassen nicht im Gebrauche; nur von Europäern und Chinesen werden sie getragen. Die gewöhnliche Tracht der Radscha's besteht aus zwei Arten Shawls, womit sie sich wie die andern Malayen drapiren. Es sind dieß Baumwollgewebe, die man auf Timor und den nahegelegenen Inseln verfertigt; die verschiedenartigen Farben, womit sie bemalt sind, bilden das Unterscheidungszeichen der verschiedenen Manufakturen. Die schwarze Farbe scheint besonders für die Krieger bestimmt. In ihrer Prachtkleidung tragen die Radscha's ein weiß baumwollenes Gilet, eine Art Ueberrock aus Indienne mit großen Dessins und einen gewobenen baumwollenen Gürtel, mit schwarzem Grunde, dessen Untertheil roth ist und dessen Enden mit verschiedenfarbigen Franzen besetzt sind. Ihre Haare sind aufgebunden und mittelst eines schwarzen und gebogenen Kammes befestigt. Den Kopf haben sie mit einem rothen Tuche umwickelt, das sie auf der linken Seite knüpfen. Ein Rohr mit goldenem Knaufe, worauf die Chiffre der Kompagnie eingegraben, ist das unterscheidende Zeichen ihrer Würde. Es gibt in Cupang steinerne Häuser, und Hütten von Bambus mit Kokos- und Bacoi-Blättern gedeckt. Von Möbeln sieht man nur Speisetische, sehr gewöhnliche Stühle und aus Latan- und Bacoi-Blättern verfertigte Körbe. Tandy-Blätter gebraucht man als Teller, Kokosnüsse als Becher und als Löffel. Die Spiegel und Porcellanteller, deren man sich bedient, kommen aus China. Zur Beleuchtung bedienen sich die Bewohner von Cupang der Frucht der Damar- und Consaubie-Bäume; ein kleiner Bambusstab, mit Baumwolle umwickelt, die mit dem Saft dieser Frucht getränkt ist, leuchtet ihnen, wie die Fackeln, von denen man auf Ile de France Gebrauch macht. Sie verwenden hiezu auch das Kokosnußöl. Die Malayen des holländischen Antheils zerfallen in drei sehr unterschiedene Klassen: die Radscha's und ihre vornehmsten Offiziere, die freien Männer und die Sklaven. Priester gibt es in allen Städten. In Dielo findet man Maurer, Zimmerleute und Tischler. In Cupang sind alle Kaufleute Chinesen.

In der Sitzung der französischen Akademie der Wissenschaften vom 23 März legte Herr Warden einen Auszug aus den meteorologischen Beobachtungen vor, welche während des Winters 1834/35 angestellt wurden, und beweisen, daß derselbe in Amerika ausnehmend streng war, während er in Europa sich durch Milde auszeichnete. Zu Albany stand am 4 Januar 1835 das Thermometer um 7 Uhr Morgens auf 30°.5 C. (24°.4 R.); zu Newhaven (Connecticut) an demselben Tage die gleiche Temperatur; zu Hartford an demselben Tage um 7½ Uhr 31°.6 C. (25°.5 R.); zu Montreal 37°.2 C. (29°.75 R.); zu Saco (Maine) 33°.5 C. (26°.25 R.); zu Goschen in Newjersey 35°.5 C. (28°.4 R.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 104. 14 April 1835.

Die Goralle n.

(Von J. G. Elsner.)

An der nordwestlichen Ausästung der Karpathen lebt ein Völkchen, dessen Aeußeres große Dürftigkeit und Mangel an Kultur und Civilisation verräth. Es sind die Goralle n. Sie wohnen in der Herrschaft Friedeck in österreichisch Schlesien bis hin gen Jablunka, und in den Gebirgen, in welchen die Weichsel entspringt. Ihr Ursprung ist ohne Zweifel Sarmatisch, auch gleicht ihre Sprache der slawakischen, ob sie gleich einen besondern Dialekt derselben bildet. Die Kleidung der Männer besteht aus einem Hute mit runder Kappe und breiter Krempe, grobem und grauem Hemde, eng anliegender Jacke, welche eigentlich mehr eine Weste mit Aermeln ist; engen Beinkleidern, welche herab bis auf die Knöchel gehen; Schnürstiefeln und einem graubraunen, von Ziegenhaar gemachten Mantel, nach Art eines schottischen Plaid's. Die Haare tragen sie schlicht herabhängend bis auf die Schultern, und stets mit Fett oder Oel gesalbt. Die Frauen gehen zu Hause ohne Kopfbedeckung, beim Ausgehen aber tragen sie Hüte, wie die Männer; einen Brustlatz von grobem, schwarzgrauem Zeuge; einen Rock von demselben Stoffe mit vielen Falten, und nur bis an die Waden reichend; grobwollene Strümpfe, welche bei großem Staate von rother Farbe sind, und Schnürschuhe. Die Haare tragen sie in Zöpfen meistens herabhängend, zuweilen aber auch um den Kopf geschlungen.

Dieses Völkchen ist von kräftiger Konstitution, aber keineswegs plump von Körper, ja man kann vielmehr sagen, daß sie fein gebaut sind. Ihre Gesichtszüge sind regelmäßig, mitunter einnehmend und schön, und trotz ihrer Unbildung doch meistentheils sehr sprechend. Ihr Haar ist voll und fast immer dunkelbraun oder schwarz. Ihre Gestalt ist in hohem Grade ebenmäßig, und von mittlerer Höhe. Auf dem Ausdrucke ihres Gesichts ruht ein Zug von Gutmüthigkeit, welcher jedoch mit etwas Schlauheit gemischt ist.

Kommt man in die Heimath dieser Menschen, so findet man die größte Armseligkeit. Sie wohnen im rauhen Gebirge, wo sie den kleinen undankbaren Ackerstücken nicht viel mehr als etwas Hafer und Kartoffeln abgewinnen. Ihre Wohnungen sind zum Theil in die Erde gegraben, und enthalten auch nicht die mindeste Bequemlichkeit. Selten bringt man in den Häusern einen Schornstein an, und es sucht sich der Rauch seinen Ausgang zu Thüre und zu den Fenstern hinaus. Ihr weniges Vieh wohnt mit ihnen unter Einem Dache, und meistentheils in ein und demselben Raume.

Da ihr Boden sie nicht nährt, und da sie auch die Ruhe und Häuslichkeit nicht sonderlich lieben: so suchen sie sich Beschäftigungen auswärts. Eine derselben ist das sogenannte Paschen oder Schmuggeln. Vermöge ihres gesunden und muskulösen Körpers steigen sie ohne viele Beschwerden über die höchsten und unzugänglichsten Gebirge, und sie haben darin eine solche Uebung, daß sie es dem kühnsten Gemsenjäger gleich thun könnten. Mit ihren Kraxen (ein Gestell, welches sie sich auf dem Rücken mit Riemen über die Schultern befestigen, und worauf sie allerlei Sachen bequem aufpacken können) steigen sie behend bergauf und bergab, und machen bedeutende Tagmärsche. Ihre genaue Ortskenntniß läßt sie selbst in der dunkelsten Nacht die Wege finden, und sie werden bei ihrer Schlauheit nur selten von den Gränzjägern überrascht. Hauptsächlich schwärzen sie Wein aus dem österreichischen aufs preußische Gebiet. Aber auch andere Waaren bringen sie herüber und hinüber, denn sie treiben ihr Gewerbe auf doppelte Weise.

Viele aber wandern auch auf Monate, ja zuweilen Jahre lang aus, und betreiben alsdann das Gewerbe des Drathbindens, d. h. sie stricken allerlei schadhafte irdene Gefäße mit Drath ein, und machen sie dadurch wieder brauchbar. So ziehen sie dann in ihrer Nationaltracht weit und breit herum, und entfernen sich nicht selten auf 50 bis 100 Meilen von ihrer Heimath. Ihr Erwerb ist dabei so gering, daß sie oftmals ihre Zuflucht zum Betteln nehmen müssen, um nicht Hungers zu sterben. Trotz alledem aber rühmt man ihre Ehrlichkeit, und es kommt fast niemals vor, daß sie sich der Dieberei schuldig machen.

(Schluß folgt.)

Mexikanisches Allerlei.

Privatgeselligkeit.

(Schluß.)

Einen andern hübschen Tag ländlichen Behagens gewährte dasselbe S. Angel in einer französischen Gesellschaft, bei einem

in landwirthschaftlichen Geschäften daselbst etablirten sehr geistreichen Hausherrn dieser Nation. Früher ein wohlhabender Geschäftsmann zu Paris, und einer angesehenen parlamentarischen Familie angehörig, hatte er drei Viertel seines Vermögens in einem fremden Bankerott verloren, und war mit dem letzten Viertel hieher gekommen, Fleiß und Einsicht mitbringend, und auf einiges Glück hoffend, die Einbuße zu ersetzen. Er hatte ein hübsches Grundstück zu S. Angel gekauft, eine Rumbrennerei und Likörfabrik angelegt, zugleich mit einem Zuckerplantagen-Besitzer in den Niederungen sich associirt. Seine einstweilen in Paris zurückgebliebene Familie sollte später nachkommen. Der Tag verging vor und nach dem Frühstück in mannichfach interessanten Gesprächen und romantischen Spaziergängen sehr angenehm. Einer der letzten führte uns zu der tief im Walde belegenen Hütte einer Art von Zigeunermutter im Walter-Scott'schen Styl, madre Paola (Mutter Paula) in der Umgegend genannt, Ahnfrau einer zahlreichen, schon ins vierte Glied gediehenen Nachkommenschaft, in alle Händel und Angelegenheiten des Kantons verflochten, von unglaublichem Einflusse auf das Volk, als Ratherin, Helferin, Schiedsrichterin. Auch im Geruche übernatürlicher Kräfte und Sehergaben steht sie, ist aber klug genug sich gut mit der Kirche zu halten. Leider war sie auch eben in der Messe, als wir ihre Hütte besuchten; wir erwarteten über eine Stunde vergeblich ihre Rückkehr, plaudernd mit einer ihrer Enkelinnen, und ihrem 10jährigen Urenkel, einem Knaben von ungemeiner Schönheit. Der älteste Enkel hatte kürzlich einen Fleischer zu S. Angel im Zorn ermordet; er ward verhaftet, aber freigesprochen, „weil die Obduktion ergeben, daß die Wunde mit der Schneide, nicht mit der Spitze des Messers beigebracht ward, wodurch alle Präsumtion der Absicht zu tödten sich ausgeschlossen finde." Ob dieser rechtliche Entscheidungsgrund gewichtiger gewesen, oder irgend ein außerordentlicher Einfluß der madre Paola, kann man billig dahin gestellt seyn lassen. Im Garten unsers Wirths fingen wir nachher noch einige schöne Kolibri's und ein ungewöhnlich starkes Chamäleon für unsere Sammlungen; ritten dann ziemlich spät erst auf dem hübschen Umwege über Mizcoagui nach Meriko zurück.

Später ward ein gastronomisches Interesse Veranlassung vieler Landpartien nach Tacubaya. Es hatte sich ein französischer Restaurateur daselbst angesiedelt, dessen Küche feiner war als die irgend eines Kollegen in der Hauptstadt; überdem sein Keller eine Musterkarte der besten Weine von Rheims, Beaune, Macon und Bordeaux. Hr. Maison, so hieß er, führte zuverlässig den kulinarischen Marschallsstab, wie sein berühmter Namensvetter den anderen. Seine cailles aux truffes, seine perdreaux au choux, und seinen vol au vent hätte der große Carême nicht desavouirt. Wir hatten einige Feinschmecker ersten Rangs unter uns, solche, die von jenem berühmten Einschachtelungsgericht, wo im Puter ein Fasan steckt, im Fasan ein Rebhuhn, im Rebhuhn eine Wachtel, in der Wachtel ein Ortolan, im Ortolan ein Kolibri, und im Kolibri eine Olive, nur die Olive sich ausgebeten hätten, aber sie bezeigten sich höchlich zufrieden. Hinter dem Hause war ein großer Garten mit einem hübschen Pavillon und einer entzückenden Aussicht; gewöhnlich ward hier der Kaffee eingenommen. An einem Januar-Nachmittage blies einer jener Nordwinde, die, wenn sie den Golf zur Genüge gepeitscht, auch der Hochebene einen Besuch zu machen, und an den Schneegipfeln ihrer Vulkane, wie an einer Oase aus polarischer Heimath sich zu ergötzen pflegen. Wir machten ein großes Feuer an mitten im Garten, und lagerten uns umher, und der nördliche Bivouak nahm sich wunderlich genug aus unter den blühenden Rosenhecken, Myrten, Aloen und Cactus!

Jagdpartien sind in der nächsten Umgebung der Hauptstadt selten sehr ergiebig, außer etwa für neuankommender zoologischer Dilettanten Sammlungslust. Für die Küche muß man schon Glück haben einmal einen grauen Hasen mit europäischen Windhunden zu fangen, ein paar der kleinen Feldhühner des Landes zu schießen, oder ein paar wilde Enten, von denen die Seen und Lagunen in unglaublicher Menge und Varietät bedeckt sind. Hochwild kommt selten vor, im Thale Tenochtitlan, im Gebiege ringsum mag man zuweilen einen Rehbock oder auch einen perlfarbenen Dammhirsch hiesiger Gattung treffen. In den Waldbergen der Niederungen wird die Sache schon interessanter, da kann man auf Conguars und Jaguars, Nasuas und Ameisenbären, Bisamschweine, Affen und Armadille schon mit einiger Sicherheit rechnen. Das Fleisch der Conguars wird übrigens gegessen, und zwar nicht bloß, wie afrikanisches Löwenfleisch, von den Hottentotten des Landes; es ist gar kein übler Braten und auch die Europäer gewöhnen sich daran. Eigenthümlicher Art sind die großen Entenjagden auf den Landseen, die man „casas a tiro de armada" (Jagd mit Bataillonssalven) nennt. Die Ufer einer tief ins Land gehenden Bucht werden auf allen drei Seiten dazu gehörig vorgerichtet, kleine batterienartige Erdaufwürfe gemacht, dieselben in mehrern Reihen übereinander, mit kleinen Böllern und Donnerbüchsen besetzt, diese mit leichtem Schrot geladen und sämmtlich auf die Oberfläche des Wassers gerichtet. Alle Jäger und Zuschauer entfernen sich dann von ihrem Platze; nur einige verbleiben auf dem Bauche liegend und sich äußerst still haltend im Uferschilfe, mit brennender Lunte den rechten Augenblick erwartend, die von den Zündlöchern aller vorbesagten Geschütze her in ihrer Nähe zusammentreffenden Pulverleiter gleichzeitig anzuzünden. Dann beginnt das Treiben vom entgegengesetzten Ufer. Vierzig oder fünfzig nackte Indianer, einen weiten Halbkreis bildend, begeben sich in den See, bald watend, bald schwimmend, aber immer mit hinlänglicher langsamer Bewegung, um die unendlichen Entenschaaren nicht aufzuschüchtern, sondern nur allmählich von allen Seiten in der bestimmten Direktion der Bucht vorwärts zu treiben. Das gelingt gewöhnlich binnen einigen Stunden, und sobald hinlängliche Massen der gefiederten Schlachtopfer in der Bucht versammelt sind, erfolgt gleichzeitig die Explosion der Geschütze. Die todten oder verwundeten Vögel, häufig mehrere Tausende, werden von den indianischen Treibern aufgesammelt, an einander gebunden, ans Land geschleppt und in großen Massen aufgestapelt, nachher auf Maulthieren oder Karren nach der Hauptstadt oder sonst auf den nächsten Markt gebracht. Wer sich dann in den zwei nächsten Tagen an vortrefflichem Entenbraten den Magen verderben will, kann wenigstens wohlfeil genug dazu gelangen.

Für die in Meriko lebenden Europäer sind endlich auch ihre, in größern oder kleinern Kotterien nach Verabredung gemachten, oder unterwegs zufällig zusammentreffenden täglichen Spazierritte eine wahre Geselligkeitslust; daß die Merikaner sich nicht darauf einlassen, und solch anscheinend zweckloses Herumgaloppiren außerhalb der altherkömmlichen Paseostunden sogar lächerlich und abgeschmackt finden, ward schon oben erwähnt. Wir Fremde hingegen ließen nicht leicht einen Tag vorübergehen, ohne in früher Morgenluft durch einen solchen Ritt für die Geschäfte des Tages uns gestärkt und erquickt zu haben. Was ich von Gesundheit noch aus Meriko zurückgebracht, verdanke ich dieser regelmäßig durchgeführten Gewohnheit. Außerdem ist die Mannichfaltigkeit der dabei in den verschiedenartigsten Beleuchtungen genossenen Landschaftsblicke, wie die Gelegenheit vielfacher Beobachtung der Volkssitten an ihrer Quelle unschätzbar, und zugleich die Freude an rascher zierlicher Bewegung und feuriger Gemüthsart der edlen Pferde des Landes sehr groß; man legte zuweilen, ohne die mindeste Ermüdung, während eines dreistündigen Morgenspazierritts 4 bis 5 deutsche Meilen zurück, in näherem oder fernerem Halbzirkel die Hauptstadt umkreisend. In Gesellschaft zu reiten war übrigens nicht nur angenehmer, sondern auch der Klugheit angemessen, in Erwägung der, wenn auch nicht häufig, doch zuweilen vorkommenden räuberischen Anfälle. Ganz einsame Spazierritte, selbst ohne Reitknecht, wurden ziemlich allgemein für ein bedenkliches Wagstück gehalten. Den b...schen Gesandten riß einmal bei solcher Gelegenheit, kaum eine halbe Stunde vor der Stadt, ein im Graben liegender Strauchdieb mit gewirbeltem Lasso rücklings vom Pferde, und war schon dabei ihn zu würgen und auszuplündern, als hinzukommende Maulthiertreiber die Vollendung hinderten. Die besten Waffen helfen nichts gegen solchen Anfall; denn man ist vom Lasso gepackt und zur Erde gerissen, ehe man eine Ahnung hat angefallen zu werden.

Das Barbarenauge.

Dieser wunderliche Ausdruck in den chinesischen Proklamationen, so wie sie nämlich von den Engländern übersetzt wurden, hat manchen Stoff zum Lachen gegeben, obwohl diese Benennung des Lord Napier nach chinesischem Sprachgebrauch ganz passend ist, da sie eigentlich einen „Vorsteher der Fremden" bedeutet. Man hat nämlich das unschuldige Wort Ei, womit die Chinesen noch bis auf diesen Tag sehr gewöhnlich Fremde bezeichnen, mit „Barbar" übersetzt, obwohl dieß Wort durchaus keinen schlimmen Nebenbegriff hat, wie manche andere, womit die Chinesen in alten Zeiten ihre halbbarbarischen Nachbarn bezeichneten. Der Verfasser des sehr alten Wörterbuchs Schue=Wen sagt unter dem Artikel Ei: „das Zeichen für Muan (südliche, nicht chinesische Nationen) ist zusammengesetzt mit dem Bilde „Würmer," das Zeichen für Ti (die nördlichen Nationen) mit dem Bilde „Hunde," das Zeichen für Kiang (die westlichen Nationen) mit dem Bilde „Schaf," aber das Zeichen Ei (östliche, nicht chinesische Nationen) besteht aus den Bildern „groß" und „Bogen." Dort sind die Einwohner tugendhaft und erreichen ein hohes Alter." Selbst diese kurze Notiz zeigt, daß ein Theil der fremden Nationen (namentlich die Bewohner des jetzigen Korea) den Namen Ei hatten, und daß Ei mehr eine ehrenvolle als eine verächtliche Benennung war. Was das Wort „Auge" betrifft, so wird dieß in der chinesischen Sprache sehr häufig als gleichbedeutend mit „Haupt" gebraucht, wenn man damit einen Vorsteher bezeichnen will. Beide Worte können auch in diesem Sinne verbunden werden. In dem ausgezeichneten chinesisch=mantschu'schen Spiegel von Kaiser Kien Long findet sich unter dem zusammengesetzten Worte Theu=mu (Kopf und Auge) die Bemerkung: „so wird jeder genannt, der ein Geschäft als Oberleiter führt." Selbst in den eigenthümlichen Titeln einiger chinesischen Civilbeamten findet sich das Wort Mu (Auge), und es ist eben so wenig lächerlich oder beleidigend, als unser Wort Oberhaupt, wobei auch niemand an den Kopf denkt.

Die klimatischen Verschiedenheiten Russlands
nach den Ortsverhältnissen, in Beziehung auf die Landwirthschaft.

(Schluß.)

VII. Wir gehen jetzt zur Beschreibung der siebenten Zone über, die wir zur Bezeichnung ihres besondern Charakters die Zone des Mais und der Reben genannt haben, obgleich übrigens hier auch alle Erzeugnisse der sechsten Zone gedeihen. Die Rebe erheischt, wie bekannt, ihre besonders eigenthümlichen Ortslagen, und der Mais ist hier nicht sowohl als ausschließliches, sondern nur als vorzüglich häufiges Produkt bekannt.

Diese Zone umschließt Bessarabien, Neurußland, das Land der donischen Kosaken, Astrachan und das kaukasische Gebiet. Was von Sibirien etwa in diesen Landstrich fällt, kann bei den besondern Eigenheiten des dasigen Klima's kaum theilweise eigentlich zu dieser Zone gerechnet werden. Der größte Theil der ebenerwähnten Provinzen besteht aus Steppen, die theils bloß zur Viehzucht geeignet, theils auch ganz unfruchtbar sind. Der südliche Theil der Krim gehört eigentlich schon zur folgenden Zone.

Als auszeichnenden Charakter der Provinzen dieser Zone mag man Folgendes annehmen: das bessarabische Gebiet ist im obern Theile gebirgig, nicht ohne Wald und fruchtbar; der untere Theil ist steppenreich, näher der Donau mit Schilf bedeckt und ungesund, aber in der Nachbarschaft der übrigen Flüsse und in einigen andern Gegenden dem Weinbau günstig. Das chersonsche Gouvernement stellt eine von tiefen, schmalen Thälern (Balki, Thalschluchten) durchschnittene Ebene dar, deren Boden hart und zur Baumzucht ohne künstliche Hülfe wenig geeignet ist. Die hier oft stattfindenden Dürren bringen zuweilen Mißwachs hervor. Außerdem richten hier, wie auch in andern Gegenden der siebenten Zone, zuweilen die Heuschrecken große Verheerungen an. Das jekaterinoslawsche Gouvernement hat weniger von den Nachtheilen des chersonschen; aber nach Osten zu, auf dem donezkischen Bergrücken, in der Gegend von Bachmut und Slawianoserbsk, tritt die Dürre häufig ein. Taurien hat an Salz Ueberfluß und im Norden Steppen, weßhalb er sich mehr zur Viehzucht eignet. Die südliche Krim aber hat ein Gartenklima, und die Südküste insbesondere gehört, ihrer vortheilhaften Lage nach Südwest und des Einflusses der Seeluft wegen, wie schon oben gesagt worden, mehr zur achten Zone. Hier gedeihen nicht allein die Rebe und andere sie begleitende Früchte mit herrlichem Erfolge, sondern selbst Oelbäume, Capern und andere zarte Gewächse, welche schon zum Theil dort zu finden sind, und wahrscheinlich durch völlige Akklimatisirung in größerer Menge hervorgebracht werden könnten. Die südlichen Theile des Gouvernements Woronesh sind Steppen, aber auch zum Ackerbau tauglich. Das Land der donischen Kosaken ist im Südwesten dem Ackerbau günstiger. Der in dasselbe hinreichende donezkische Bergrücken liefert Steinkohlen, Eisen und Bleierz. Die übrigen Theile sind mehr oder minder zum Feldbau geeignet, an den Flüssen aber gibt es auch für den Weinbau taugliche Stellen. Das astrachansche Gebiet hat in vielen Gegenden Sandboden, der zu dürftigen Viehweiden dient. Die Rebe wird nach Weise der Asiaten mittelst künstlicher Bewässerung gezogen, und ist deßhalb nicht geeignet zur Weinverbreitung. Der nördliche Theil Kaukasiens ist größtentheils sandig, mit salzhaltigen Stellen und Bächen. Die dortigen Nomaden treiben vortheilhafte Viehzucht; der südliche Theil an den Flüssen ist in verschiedenen Gegenden günstig für den Ackerbau, besonders an noch unbebauten Stellen für den Weizen; der westliche Theil ist in dieser Hinsicht besser als der öst-

liche. In der Umgegend von Kisliar wird Wein gebaut, der jedoch mehr zu Branntwein verbraucht wird. Es unterliegt keinem Zweifel, daß auch an andern günstig gelegenen Orten die Rebe gezogen werden könnte. Das Land der Kosaken vom schwarzen Meer ist theils niedrig gelegen, theils gleicht es dem westlichen Theil Kaukasiens.

Im Allgemeinen ist die Bevölkerung dieser Zone spärlich vertheilt; die beginnende Landwirthschaft gehört größtentheils der neuesten Zeit. Ein ziemlich bedeutender Theil der Einwohner sind Asiaten; auch Nomaden trifft man hier in nicht unbedeutender Menge. Die übrigen Landbewohner sind Russen, Moldauer, Griechen und deutsche Kolonisten, unter welchen sich die Mennoniten als vorzüglich gute Landwirthe auszeichnen. Bei diesem Kulturzustande kann man hoffen, daß in der Folge verschiedene westliche Zweige des Feld- und Gartenbaues aufblühen werden. Die Viehzucht ist als besonderer Erwerbszweig sehr bedeutend. Hier werden hauptsächlich die zahlreichen vortrefflichen Merinosheerden gezogen, deren Zahl mit der Zeit sich unendlich vermehren kann. Man darf hoffen, daß künftig auch in Sibirien große Heerden dieser Thiere gezogen werden können, weßhalb auch die Unternehmung der Gesellschaft, welche Merinos dahin verschrieben, besonderes Lob verdient. Dieser Industriezweig kann einen neuen Schwung erhalten, wenn in der Folge Kronländereien zur Schafzucht angewiesen werden. Für die Nomadenstämme ist die Merinoszucht schwerlich passend, weil man in der rauhen Winterszeit den Schafen eine Zuflucht in zweckmäßigen Gebäuden geben und deßhalb Heuvorräthe haben muß.

Der Hauptmangel dieser Zone besteht in Waldungen, und in der Schwierigkeit, solche zu ziehen; man ist genöthigt als Feuerungsmaterial Steppengras, Schilf, Stroh und getrockneten Kuhmist zu brauchen. Das Verwenden dieser zwei letztern Stoffe zur Feuerung ist jedoch den Grundsätzen eines verbesserten Feldbaues völlig zuwider, indessen muß man gestehen, daß in dem größten Theil dieser Zone schwerlich schon die Zeit der Einführung eines verbesserten Ackerbaues eingetreten ist. Im Allgemeinen muß sich zuerst die Hauptsorgfalt auf Erweiterung der Schafzucht, auf Garten- und Weinbau, die Gewinnung von Handelsgewächsen, Mais u. s. f. wenden. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde hier künstliche Grasaussaat sehr vortheilhaft seyn, sowohl für die Viehzucht als auch für die nachherige Getreidesaat. Nicht minder wichtig wäre hier das Säen und die Anpflanzung von Wäldern, nicht allein wegen des Gewinnes von Bau-, Werk- und Brennholz, sondern noch mehr wegen Verbesserung des Klima's selbst. Bis dahin mag man sich mit den gegenwärtigen Feuerungsmitteln begnügen; demnächst kann die Steinkohle des donischen Gebirges weit besser benutzt werden, wenn man die Art der Feuerung diesem Brennmaterial anpaßt. Eben so müßte man sich auch der Aufsuchung von Torf befleißigen.

Zur Anziehung von Wäldern gibt es drei Mittel: 1) die Ansaat von Nadelholz — unter welchem der Lärchenbaum am schnellsten wächst — an solchen Stellen, wo der Boden dazu geeignet, nicht zu sehr erhöht und der junge Anwuchs vor heftigen Winden geschützt ist. Unter dem Schutze des ersten Gehölzes gedeihen dann andere. 2) Die Anpflanzung ganzer Wälder, welche jedoch großen Schwierigkeiten unterliegt, und meistens bei der übermäßigen Härte des Bodens gar nicht gelingt. 3) Die allmähliche Pflanzung besonderer Baumarten im Bereiche von Meiereien und Dörfern, an Flüssen und Buchten, längs den Feldern und Feldwegen, in Niederungen und besonders in Schluchten, wo sich auch gegenwärtig schon Strauchwerk zeigt. Durch solche Mittel erhält man mit der Zeit eine bedeutende Holzmenge, wenn auch nicht von sehr fester Art, doch geeignet zu verschiedenem Hausbedarfe; besonders wären fürs erste zu empfehlen: Weiden, Pappeln und andere schnell wachsende Holzgattungen, deren Aeste einen periodischen Holzschlag geben. Auf diese Weise behelfen sich viele Gegenden Europa's, und im Verhältnisse mit der Vermehrung des Gehölzes verbessert sich auch das Klima. Werkholz von der besten Art kann aus großen Fruchtbaumgärten gewonnen werden, wo, wie in den Weingärten, das jährliche Schneiteln der Aeste eine nicht unbedeutende Menge Brennmaterial gibt.

Leider ist der Mensch nicht sehr geneigt zu Unternehmungen, deren Früchte seine Mühe nur spät oder gar erst nach seinem Tode lohnen, besonders da, wo er daran noch nicht gewöhnt ist. Aus diesem Grunde ist es in Gegenden, wo bisher nur Ackerbau stattfand, wie die Erfahrung lehrt, schwer zu erreichen, daß die Leute sich mit der Pflanzung von Fruchtbäumen oder gar von Wäldern abgeben. Wir wollen jedoch hoffen, daß der gesunde Verstand und die Genugthuung, welche der Mensch in einer nützlichen Thätigkeit findet, indem er für das Wohl der Nachkommen arbeitet — seyen auch die anfänglichen Versuche schwierig — nach und nach die hierin obwaltenden Hindernisse überwinden werden.

VIII. Die Zone des Oelbaums, der Seide und des Zuckerrohrs umfaßt das transkaukasische Rußland. Das Klima ist wegen der gebirgigen Lage hier sehr verschieden, wie die Gattungen der Erzeugnisse lehren. In den Thälern wachsen die Pflanzen heißer Klimate, während auf den Höhen Getreide gesäet wird und Vieh weidet. Auch der Boden selbst ist sehr verschieden, und im östlichen Theil finden sich weite Steppen. Im Allgemeinen mögen die östlichen Klimate dieses Landes folgendermaßen eingetheilt werden. Auf den Höhen, wo unterhalb der ewigen Schneelinie, und dann wo unterhalb der unfruchtbaren schroffen Abhänge die Region der Gewächse beginnt, finden sich bloß Weideplätze, dann folgen Felder, die Weizen und anderes Getreide hervorbringen. In den mäßig warmen Thälern reift die Traube nebst einigen andern zarten Früchten; da wächst der Maulbeerbaum, welcher sich übrigens auch in andern gemäßigten Gegenden findet. In wärmern Thälern, besonders gegen Persien hin, wachsen Baumwolle, Reiß und andere Südfrüchte mehr. Viele Gegenden bedürfen einer künstlichen Bewässerung, worauf sich die Asiaten sehr gut verstehen. Der Oelbaum findet sich mehr im westlichen Theil, an Stellen, die für Bäume überhaupt und insbesondere für diese Gattung günstig sind. Das Zuckerrohr, dieses wichtige Kolonialgewächs, fand sich ehemals hier; zwar wird es jetzt wieder in den niedrigen, üppigen und warmen Bezirken an der Mündung des Kur gebaut, allein es ist kaum zu hoffen, daß dieser Gegenstand der Landwirthschaft sich bedeutend verbreiten werde.

Die obenerwähnte Eintheilung der Klimate nach den Höhen zeigt eine merkwürdige Analogie mit der von uns beschriebenen Verschiedenheit der Klimate nach den Breitegraden, mit der Ausnahme, daß in Transkaukasien die Berge wälderarm sind, ein Umstand, welcher jedoch wahrscheinlich mehr örtlichen Ursachen als einer allgemeinen Regel zugeschrieben werden muß. Transkaukasien besitzt auch noch verschiedene wilde Produkte von hohem Werthe, als: eine vorzügliche Art Cochenille, Assa (assa foetida), Krapp, Saflor u. s. w., aus deren zweckmäßiger Benutzung man in der Folge sehr großen Gewinn ziehen kann.

Das wichtigste Produkt des transkaukasischen Landes ist ohne allen Zweifel die Seide, welche sich hier in ihrem Vaterlande befindet. Hier müßte Alles aufgeboten werden, um die Seidenzucht selbst sowohl, als auch das Auswickeln der Seide zu vervollkommnen, da ihr Ertrag, außerdem was in Rußland verbraucht wird, mittelst der Donau nach dem Centrum Europa's geliefert werden kann. Das Zwirnen der Seide kann überall geschehen.

Nach der Seide scheint der vortheilhafteste Zweig ländlichen Betriebes in Transkaukasien die Oelbaumzucht zu seyn. Weingärten sind ebenfalls sehr nutzbringend, aber mehr nur für den örtlichen Weinbedarf. Einer besondern Erwähnung werth ist noch ein Oelgewächs, der Sesam (sesamum orientale), welcher in Aegypten und in der Umgegend von Konstantinopel in Menge und mit großem Erfolge gezogen wird. Das aus seinem Samen gepreßte Oel ist wohlschmeckend und steht dem besten provencer Oel nicht nach. — Auch die Kultur der Baumwolle ist sehr vortheilhaft, aber sie wird sich schwerlich weiter ausbreiten; dieß gilt auch vom Reiß. Beide verschlimmern das Klima. Mit der Zeit könnte man vielleicht auch von dem Anbau des Indigo Nutzen ziehen; darüber läßt sich aber für jetzt noch nichts Bestimmtes sagen. So verhält es sich auch mit den übrigen Tropengewächsen. Aber schon aus einer oberflächlichen Betrachtung ergibt es sich, daß das transkaukasische Land hiezu noch nicht südlich genug ist, und daß also schwerlich viel davon zu erwarten steht. Es ist daher, wie oben gesagt, zweckmäßiger, sich diejenigen Gegenstände besonders angelegen seyn zu lassen, welche der Oertlichkeit des Landes vorzüglich angemessen sind, und nicht minder die Ausbreitung des gewöhnlichen Ackerbaues zum Unterhalt der Einwohner und Armeen, denn dieß bleibt ein Hauptbedürfniß.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 105. 15 April 1835.

Einiges über die Bucharey.

Nach glaubwürdigen russischen Quellen mitgetheilt vom Legationsrath Tiez.

Angränzend gegen Norden an einen Theil der Kirgisensteppe, an Uderkand und Kokan, gegen Süden an Anderab, Balkh und Ankoa, gegen Westen an einen Theil der Kirgisensteppe und Chiwa, und gegen Osten an Badakschan und Naimatschin, erstreckt sich das bucharische Reich, in einer Länge von 30 Kamel-Tagreisen oder 250 deutschen Meilen, von der Stadt Uratjup bis Ssarechsha, und in einer Breite von 20 Tagreisen oder 170 Meilen von der Stadt Buchara bis zu Alt-Balkh.

Eine genaue Angabe der Einwohnerzahl ist schwierig, da Volkszählungen nicht statt finden; man wird die Zahl der Bewohner ungefähr auf drei Millionen berechnen können. Das Land ist in sieben Gouvernements, Tman's genannt, eingetheilt, und jeder Tman durch einen besondern Civil-Gouverneur verwaltet. Die Religion ist die Mohammedanische. Die Mollah's verrichten in den Moscheen der Städte, Festungen und Dörfer den Gottesdienst, und sind zugleich die Lehrer des Korans für die Kinder. Reichere Eltern schicken ihre Kinder nach den Hauptstädten Samarkand oder Buchara, wo sie in den höhern Schulen, Madrasse genannt, eine größere Bildung erhalten.

Der unumschränkte Beherrscher des Reichs ist der Chan Mir-Haidar, jetzt ein Mann von ungefähr 55 Jahren, dessen Würde erblich ist und auf seinen ältesten Sohn Turuchan, ungefähr 34 Jahre jetzt alt, übergeht. Der Thronfolger hat das Kommando über sämmtliche Truppen, das er früher führte, niedergelegt, und lebt jetzt bei seinem Vater als Privatmann.

Die ersten Würdenträger, die den Chan beständig umgeben, sind: 1) Kissu-Begi, oder Groß-Wessier, der Verkündiger und Vollzieher des Willens seines Herrn, dessen unbedingtes Vertrauen er genießt. 2) Nijas-Bek-Bei, der erste Anführer des Heers, vom Chan sehr geachtet, und 3) Raasbek-Da-Acha, der zweite Anführer der Armee, ein Verwandter des Chans. 4) Muknistan-Diwan-Ssarchar, der Oberhofmarschall. 5) Mursa-Saadik, der Ober-Staatssekretär, und 6) Mursa-Dschaafer-Muschraf, der Ober-Schatzmeister, von dem die Militär- und Civilbeamten ihren Gehalt ausgezahlt erhalten.

Diese sechs Beamten, zu welchen dann noch zwanzig andere Ehrenbeamte eingeladen werden, bilden, unter Vorsitz des Kissu-Begi den Staatsrath des Chans, der sich nur mit den wichtigsten Angelegenheiten, Kriegserklärungen, Friedensschlüssen u. dgl. m. beschäftigt.

Der Kasükalam*) ist das Oberhaupt der ganzen Geistlichkeit, und der Richter in bürgerlichen Angelegenheiten. Sein Urtheilsspruch hat gleiche Kraft mit dem des Chans, und lautet auch auf Tod. Doch kann der Verurtheilte durch den Kissu-Begi an den Chan appelliren, der den Ausspruch des Kasükalam untersucht, und findet er ihn ungerecht, abändert. In solchen Fällen, wenn die Angelegenheit sehr wichtig war, wird der Kasükalam entweder seines Amtes entsetzt, oder er erhält, in minder wichtigen Sachen, einen Verweis. Der Kasükalam stattet an jedem Tage nach Sonnenuntergang dem Chan Bericht ab über die während dieses Tages entschiedenen Sachen.

Die zweite geistliche Person ist der oberste Mufti, bei den Klagen- und Bittschriften-Sachen der Gehülfe des Kasükalam. Er führt aus dem Koran die Entscheidungen über Recht und Unrecht an, wonach darauf der Kasükalam den Ausspruch thut.

Die dritte Klasse der Geistlichkeit heißt Kasünrda, wovon sich zwei in Samarkand, zwei in Buchara, und in jeder andern Stadt einer befindet. Sie stehen zu den gewöhnlichen Mufti's in gleichem Verhältniß, wie der Kasükalam zum obersten Mufti, so nämlich, daß jene Mufti's ihre Untergebnen sind.

Die bucharische Armee besteht aus 500,000 Mann trefflich organisirter Kavallerie, Artillerie, aber sehr wenig Infanterie. Feldmarschall ist der Kissu-Begi, der sich aber außerhalb der Residenz Buchara nie persönlich bei der Armee befindet. Ihm untergeben sind mehrere andere Generale, die wä[illegible] des Krieges unumschränkte Macht haben, dafür aber auch f[illegible] antwortlich sind, und mißlingt durch ihre Schuld eine kriegerische Operation, gewöhnlich ihren Kopf als Sühnopfer darbringen müssen. Zuweilen hat der Chan Mir-Haidar die Armee persönlich befehligt, wo dann, während seiner Abwesenheit aus der Residenz, der Kissu-Begi die Regierungsgeschäfte führt, dem Chan indeß jeden Tag Bericht erstatten muß.

Wir führen hier zugleich Einiges über die beiden Hauptstädte des Landes an. Die erste ist Samarkand, am Kuan-Daria (Daria ist die Benennung für „Fluß"), der aus dem See Pand-

*) Wörtlich: der Richter der Feder, d. h. der Gelehrten.

shikand fließt, seinen Lauf durch die Bucharei nimmt und sich dann im Karakul verliert, da er von ununterbrochenen Kanälen durchschnitten ist, die sich durch Städte und Dörfer ziehen. Obgleich der Fluß schiffbar ist, so ist doch die Schifffahrt hier nicht gebräuchlich, und man flößt auf ihm nur das in der Umgegend des Sees Pandshikand gefällte Holz. Die Stadt Samarkand ist wohl gebaut und besitzt viele große steinerne Gebäude, der Regierung größtentheils gehörig, wogegen die Häuser der Privatpersonen gewöhnlich aus gestampfter Thonerde gebaut sind. Die Zahl der Moscheen beträgt 250, die der hohen Schulen 40, in welchen die dem geistlichen Stande angehörigen Lehrer oder Madarissen im Gesetze Mohammed's und in der arabischen Sprache Unterricht ertheilen. Außerdem befinden sich hier drei Karawanserai's für die aus allen Gegenden des Landes herkommenden Kaufleute. Samarkand wird von dem Dewlet-Bij als Kriegs- und Civil-Gouverneur verwaltet. Die Stadt hat 150,000 Einwohner und eine Besatzung von 3000 Reitern.

Der Chan residirt in Buchara, einer gleichfalls am Kuan-Daria liegenden, schlecht gebauten Stadt von 200,000 Einwohnern. Die Häuser sind fast alle aus Thonerde gebaut, so wie der Palast des Chans selbst nur ein geschmackloses, ungeheueres Gebäude ist. Die Stadt hat außerdem gegen 400 Moscheen, 50 Madrasse und 10 Karawanserai's für die Kaufleute, die hieher nicht nur aus dem Innern des Reiches, sondern aus Indien, Kokan, Kabul, Persien, Rußland und allen andern Gränzländern kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gorallen.

(Schluß.)

Wer die Karpathen bereisen will, der thut wohl, sich einen solchen Gorallen als Führer mitzunehmen. Man sagt ihnen zwar nach, daß es eben nicht allzusicher sey, in ihrem Bereiche zu reisen; aber dennoch ist es das beste Mittel, sich ihrer Treue dadurch zu versichern, daß man ihnen Zutrauen beweist. Im Allgemeinen ist das Reisen in den Karpathen in hohem Grade unsicher, weil einmal die dort lebenden Einwohner noch nahe an den Zustand der Wildheit gränzen, und daher keine allzustrengen Begriffe von dem Mein und Dein haben; und weil zweitens die Ausübung der Polizei in jenen Gebirgen der Regierung und den Behörden sehr schwer wird. Zudem muß derjenige, welcher sich zu einer solchen Reise entschließt, während derselben auf alle Bequemlichkeit verzichten: denn es mangelt nicht allein an Wirthshäusern, sondern es sind selbst die wenigen, welche man da und dort antrifft, so schlecht und mit so Wenigem versehen, daß man es schon für ein Glück halten muß, wenn man ein Stück Brod in denselben findet. Scheut jedoch der Reisende die an sich geringen Kosten nicht, zwei von den genannten Gorallen zu seinen Führern und Trägern zu wählen, so kann er sich mit Allem versorgen, was er auf der Reise bedarf, indem er seine Begleiter zum Tragen seiner Effekten und Lebensmittel brauchen kann, da sie es gar nicht zu schwer finden, mit 40 bis 50 Pfund bepackt alle Gebirgspartien mitzumachen. Dabei hat er dann noch den Vortheil großer Sicherheit, weil ihn seine Führer nicht allein gegen feindliche Anfälle vertheidigen, sondern weil sie auch, gleich den Vetturinis in Italien, mit den Freibeutern der Gebirge in einer Art von Verbrüderung stehen, und ihrem Schützlinge nichts geschehen lassen. Nur ist es der Klugheit gemäß, nicht viel Geld sehen zu lassen, und Alles, so viel als möglich, mit kaiserlich österreichischem Kupfergelde zu bezahlen. Denn schon Silbergeld, z. B. blanke Zwanziger, reizen ihre Begierde und führen sie in starke Versuchung, ihre Treue zu brechen. Hat aber der Reisende solche erst erprobt, alsdann kann er sich diesen Menschen ohne alles Bedenken überlassen. Sie theilen jede Gefahr mit ihm, und bringen ihn, vermöge ihrer Gewandtheit und Muskelkraft, durch alle glücklich hindurch. Ueberdieß warnen sie ihn vor jeder, welche ihm etwa durch Wölfe, oder durch gefährliche Schluchten oder Ströme &c. zustoßen könnte. Ihn glücklich durch dieß alles gebracht zu haben, ist für sie ein Stolz, und sie bilden sich bei den Ihrigen etwas darauf ein.

Es sind aber diese Gorallen auch darum für die Reisenden die besten Führer, weil sie mehrere Sprachen, wenn auch nur gebrochen, sprechen. Deutsch lernen sie auf ihren Wanderungen, Slawakisch ist ihre Muttersprache und Ungarisch lernen sie von ihren Nachbarn. So kann man sie denn in jeder Art brauchen und seine Reise wohlgemuth antreten.

Die Religionsbegriffe dieses Volkes scheinen noch sehr dunkel zu seyn. Zwar bekennen sie sich zur katholischen Kirche, ermangeln jedoch, da in jenen rauhen Gebirgsgegenden oft in Entfernung von vielen Meilen weder Kirche noch Schule anzutreffen ist, alles Unterrichts. Sie behängen sich gern mit dem Bilde der Jungfrau Maria oder mit dem ihres Schutzheiligen, und betrachten solche als Amulette. An der Wunderkraft derselben zu zweifeln, oder wohl gar eine Art von Geringschätzung gegen dieselben zu zeigen, das ist in ihren Augen das größte Verbrechen und das Mittel, ihr Vertrauen und ihre Anhänglichkeit sogleich und auf immer zu verscherzen. Diesen Heiligenbildern vertrauen sie blindlings, und schreiben die Errettung aus allen den Gefahren, welchen sie so häufig ausgesetzt sind, ihnen allein zu.

Es ist nur Schade, daß man sich ihrer als Führer nicht über die Quellen der Weichsel hinaus bedienen kann, weil alsdann ihre Ortskenntniß zu Ende ist. Und doch gehen von hier erst die schönsten und wahrhaft romantischen Züge der Karpathen an. Die granteske und bizarre Bildung derselben übertrifft hie und da noch die der Schweizer- und Tyroleralpen, und die Aussicht von ihnen herab gegen Norden über die ungeheure Ebene von Polen ist unermeßlich, denn nur der Horizont beschränkt den Blick, weil in der weitesten Ferne kein Gebirge eine Gränze zieht. Bei klaren Tagen, besonders wenn Tags vorher ein Regen die Luft gereinigt hat, überschaut man eine Landfläche von nahe an tausend Quadratmeilen, und sieht eine Menge von Städten, wovon Krakau als die vorzüglichste sich emporhebt. Nach Süden verschließen die Gebirge die Aussicht; aber im Westen blickt man hinein in das gesegnete preußische Schlesien, dessen östlicher Sudetenarm wie ein Wegzeiger da steht.

Das Klima der Karpathen ist rauh, und es ist schwierig, sie vor dem Julius zu bereisen, weil sie zuvor noch ziemlich tief herab mit Schnee bedeckt sind. Selten verirrt sich übrigens ein Reisender hieher und wer nicht, wie oben bemerkt, ein Paar gute Führer von den Gorallen mit sich nimmt, der wird seine Reise bald aufgeben und dem Himmel danken, wenn er mit heiler Haut davon kommt. Ist man aber fremd, und kennt diese Menschen nicht, so stößt ihr Aeußeres eben nicht viel Vertrauen ein, bis man erst einige Tage mit ihnen gewandert ist, und ihr Zutrauen gewonnen hat. Von ihrer Ehrlichkeit in solchen Fällen hat man die schönsten Proben, so wie es aber auch im Gegentheil nicht an Beispielen fehlt, daß Reisende von ihnen geplündert und ermordet worden sind. Dabei hat jedoch die Schuld fast allemal an diesen gelegen, weil sie sich entweder ihnen nicht anvertrauen mochten, oder Geld sehen ließen.

Henry David Inglis. *)

Nekrolog.

Dieser ausgezeichnete Schriftsteller, der am 20 März d. J. starb, war der Sohn eines Advokaten zu Edinburg aus einer sehr alten Familie. Seine Großmutter von mütterlicher Seite war eine Tochter des berühmten Obrist Gardiner, der in der Schlacht bei Preston Pans so heldenmüthig fiel, und selbst Verfasserin eines Heldengedichts. Durch sie wurde Herr Inglis mit den adeligen Häusern Buchanan und Erskine verwandt.

Die Schriften des Verstorbenen sind zweierlei Gattung: Reisen und Dichtungen, und, was nicht ungewöhnlich ist, der Erfolg, den seine Werke erhielten, stand fast in umgekehrtem Verhältniß zu ihrem Verdienst. Man kann mit allem Rechte sagen, daß er seinen Ruf gerade durch jene begründete, welche am wenigsten den Stempel des Genie's tragen, und so ist er am meisten als Reisebeschreiber bekannt, da er es im Gegentheil als Dichter weit mehr zu seyn verdiente. Von der ersten Klasse ist sein „Spanien im Jahre 1830“ unstreitig sein bestes Werk, und sein „Irland im Jahre 1834“ erregte große Aufmerksamkeit. Seine „Channel Islands“ enthalten viele schöne Schilderungen von Scenerien, während sein „Tyrol,“ seine „Schweiz“ und sein „Norwegen“ sämmtlich dazu beigetragen haben, seinen wohlverdienten Ruf zu begründen, da sie dadurch, daß er seinem Vaterlande den moralischen Charakter und die von andern Völkern besessenen Vortheile kennen lehrte, wahren Nutzen stifteten. Der Geist des Verewigten schwärmte jedoch weit lieber im Reiche der Einbildungskraft, und hier nur läßt der Zauber seiner Feder sich wahrhaft erkennen und fühlen.

Dennoch hatte, was man kaum glauben sollte, sein „neuer Gil Blas“ unter allen seinen Werken den geringsten Erfolg. Die Hälfte der lesenden Welt wollte das Buch, vom Titel befremdet, nicht lesen, und die andere Hälfte stand an ein Urtheil zu fällen, nachdem sie es gelesen hatte, während unter jenen, die dazu befähigt gewesen wären, und die in dem Werke liegende Kraft gar wohl erkannten, sich auch nicht Einer fand, der kühn genug gewesen wäre, die öffentliche Feuerprobe zu bestehen und vor dem Publikum die Wahrheit zu bekennen. „Ach! rief der Verewigte aus, ich fürchte, ich habe meinen Gil Blas für die Nachwelt geschrieben.“ Er hatte Recht, die nächste Generation wird ihn vielleicht zu würdigen wissen.

Seine „einsamen Spaziergänge in mehreren Ländern“ ist das zweite zum Theil in diese Klasse gehörende Werk, aus dem das wahre Genie des Verfassers hervorleuchtet. Die Apostrophe an den Mai, und das ernste Gemälde des Septembers, dürften weder in englischer Poesie noch Prosa an Reinheit der Diktion und Erhabenheit der Gedanken übertroffen werden. Shakespear schöpfte den Stoff zu seinen Schauspielen aus Uebersetzungen von französischen und italienischen Romanzen. Byron bildete die meisten seiner Dichtungen dem Französischen d'Herbelots und dem Deutschen Kotzebue's nach, und im „Ivanhoe“ allein finden sich drei lange Erzählungen Boccacio's verschmolzen.

Inglis schöpfte aus sich selbst, weil es ihm leichter ward selbst zu schaffen als zu entlehnen, und der Mann soll noch geboren werden, der in einem und demselben Werke so mannichfaltige Gegenstände vereinigt, die dem Künstler Studien für den erhabensten und den zartesten Styl zugleich darbieten.

Inglis starb unweit des Regents Parks im vierzigsten Jahre seines Alters.

*) Aus einer Korrespondenznachricht in der Literary Gazette

Chronik der Reisen.

Reise in das Innere Yemens.

(Von Herrn Bréon, Oberinspektor der botanischen Arbeiten der Regierung auf der Insel Bourbon.)

Reise von Mokka nach Thaïs.

Da ich von der französischen Regierung den Auftrag hatte, einen Handels- und Freundschaftsvertrag mit den Arabern Yemens abzuschließen, und über dieses wegen der Vortrefflichkeit seines Kaffee's so berühmte Land, über Sämereien, wodurch sich die Pflanzungen von Bourbon erneuern ließen, Bericht erstatten sollte, so reiste ich von letzterer Insel den 19 December 1822 auf der königlichen Korvette Mayenne, unter den Befehlen des Fregattenkapitäns Forsans, ab; am 20 Februar legten wir uns zu Mahé, an der malabarischen Küste, vor Anker, gingen am 26 wieder von da ab und ankerten am 21 März 1823 in der Rhede von Mokka. Kapitän Forsans schickte sogleich den Lieutenant der Mayenne, Lamaletie, ans Land, um wegen des Salutirens ein Uebereinkommen zu treffen; der Gouverneur hatte versprochen, Schuß für Schuß zu erwidern; Sonnenaufgang war die hiefür festgesetzte Stunde. Allein wie groß war unser Erstaunen, als wir nach Abfeuerung der ein und zwanzig Kanonenschüsse unsern Gruß vom Lande aus nicht erwidern hörten! Augenblicklich schickte der Kommandant seinen Lieutenant, um Aufklärungen zu verlangen. Nach Verfluß einer halben Stunde kam Lamaletie in Begleitung des französischen Banian *) und eines Dolmetschers zurück. Als der Gouverneur versprach, das Salutiren Schuß für Schuß zu erwidern, hatte er vergessen, daß mit England ausgemacht war, dieses Ceremoniell zu unterdrücken; er fürchtete, falls er dieser Uebereinkunft zuwider handelte, das Mißvergnügen des englischen Konsuls, und darum beschloß er das Salutiren nicht zu erwidern. Der Baniane gab uns die Versicherung, daß dieser Konsul wirklich den Gouverneur aufgesucht und ihn ohne Zweifel zu diesem Entschlusse vermocht habe; er gab uns den Rath an den Hyman zu schreiben, der sich in diesem Augenblicke in Thaïs befände, und von ihm Genugthuung wegen der der französischen Flagge zugefügten Beleidigung zu verlangen; er erbot sich den Brief des Kommandanten zu überbringen, und versprach in fünf Tagen mit einer genügenden Antwort wieder zurück zu seyn. Unterdessen machte sich Forsans, der unter den Batterien des großen Forts geankert hatte, sogleich segelfertig, und nahm seine Stellung dergestalt, um sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen, falls es der Hyman nicht thun würde. Am fünften Tage Abends kam der französische Baniane von Thaïs zurück. Der Hyman hatte, sobald er die einem französischen Kriegsschiffe zugefügte Beleidigung erfahren, den Gouverneur von Mokka entsetzt, und seinen Emir-ebar abgesandt, um provisorisch dessen Stelle einzunehmen; zugleich hatte derselbe den Befehl unserer Flagge alle einer großen Nation wie Frankreich schuldigen Ehrenbezeugungen zu erweisen. Wirklich sandte der neue Gouverneur nach Verlauf einer halben Stunde zwei seiner Offiziere an Bord, welche uns die Aussage des Banianen bestätigten. Nachdem Tags darauf bei Sonnenaufgang das Salutiren erwidert worden, stieg der Stab der Korvette ans Land, wo wir von mehreren Oberoffizieren empfangen wurden, die uns zum Gouverneur führten; alle Truppen, d. h. etwa drei- bis vierhundert Mann, standen unter den

*) Gentil, der als Agent Frankreichs das französische Bureau bewohnt, und die Angelegenheiten der Franzosen, die nach Mokka gehen, führt. Alle mit Mokka in Verbindung stehenden Nationen haben gleichfalls ihre Banianen, die an sehr vielen Orten im Orient den Europäern als Mäkler und Dolmetscher dienen.

Waffen und bildeten bis ans Regierungshotel Spaliere; die Forts schossen mit Kanonen, die Musik marschirte an der Spitze des Zugs, und nach dem artigsten Empfange, nach Entschuldigungen über das Vorgefallene geleitete man uns mit dem nämlichen Ceremoniell bis ans Bureau der französischen Regierung.

Mokka ist eine sehr große, aber äußerst schlecht gebaute Stadt; sie hat nur drei oder vier schöne Plätze, einige große Hotels und Magazine, und die große Moschee, die einigermaßen merkwürdig sind; die Straßen laufen nicht schnurgerecht, sind eng und unreinlich; die Bevölkerung mag sich auf 60 bis 80.000 Seelen belaufen; die Stadt besitzt weder Fluß noch Quelle, und zu ihrem nothwendigen Bedarfe nur ungesundes Brackwasser, das ihre oft versiegenden Pumpbrunnen liefern; die Mauern, die sie umgeben, haben zwölf bis fünfzehn Fuß Höhe, und acht bis zehn Fuß Breite; sie sind je in gewissen Entfernungen von Thürmchen flankirt, und auf der Meeresseite von drei mit Kanonen von schwerem Kaliber garnirten Forts vertheidigt. Die Stadt hat keinen Hafen, aber ihre Rhede ist prachtvoll und ihr Ankerplatz vortrefflich; drei Hafendämme ziehen sich weit in das Meer hinein, und bilden einen eben so bequemen Ein- und Ausladungsplatz der Waaren, als ein Hafen. Mokka liegt in einer unfruchtbaren Sandebene, und wenn man ein kleines Dattelbaumwäldchen von zehn oder zwölf Morgen eine halbe Stunde von dem Thore von Mussa abrechnet, so würde das Auge auf mehr als zwölf Stunden im Umkreise weder einen Baum noch auch nur die geringste Spur von Graswuchs zu entdecken vermögen; denn Mokka selbst, das wegen seines Kaffee's eines so großen Rufs genießt, erzeugt keine Bohne. Jene schönen, so berühmten und einen so prachtvollen Anblick gewährenden Kafferpflanzungen liegen in einer Entfernung von fünfzig bis hundert Stunden; allein Mokka dient ihnen als Entrepot, von wo aus der arabische Kaffee nach allen Theilen der Welt versendet wird. Man kann Mokka das allgemeine Entrepot der Waaren nennen, die von China, Japan, Indien, Persien und Abyssinien kommen; auf seiner trefflichen und sichern Rhede legen alle Schiffe an, welche die nach Mekka wallfahrenden Mohammedaner Asiens und Afrika's überfahren, vor Anker; jeder Pilger hat Waaren seiner Heimath bei sich, die er verkauft oder vielmehr in Mokka austauscht. Diese Stadt ist ein großer Bazar oder ein beständiger Jahrmarkt; sie zieht aus Abyssinien und einem großen Theil Afrika's eine beträchtliche Masse Baumwolle, Pferde, Schafe, Ochsen, viel Gummi, Elephantenzähne, Goldstaub, Löwen- und Tigerfelle, Schildkrötenschalen, Wachs, Reiß, Honig und Sorgho-Hirse (millet sorgho); es kommen und gehen täglich allein zwei bis drei abyssinische Handelsschiffe. Unabhängig von seinem auswärtigen Handel führt Mokka noch einen sehr beträchtlichen ins Innere Arabiens; es ist beinahe der einzige Hafen, in dem man auf Kamelen alle Erzeugnisse von glücklich Arabien, d. h. arabischen Gummi, Getreide, Opium und hauptsächlich Kaffee, die ihm seinen Reichthum verschaffen, ankommen sieht. Alljährlich langen funfzig bis sechzig große amerikanische und englische Schiffe hier an, um Ladungen seines Kaffee's einzunehmen; fast eben so viel wird nach Asien versendet; der Pascha von Aegypten, der sich zum ersten Banianen Europa's machen will, läßt gleichfalls eine sehr bedeutende Quantität aufkaufen, den man ihm nach Kairo und Alexandria schickt; hier verkauft er ihn um theures Geld, nachdem er denselben um den bestmöglichen Preis an sich gebracht, und ihn am Ende vielleicht umsonst nimmt. Am 5 April 6 Uhr Abends gingen wir, auf schönen Pferden, die uns der Gouverneur der Stadt für unsere Reise nach Thaïs geliehen hatte, von Mokka ab. Unser Geleite bildeten der Bruder des Emir-ebar mit einer unter seinen Befehlen stehenden Schaar von zwölf Lascars, oder Soldaten dieses Landes, des französischen Banianen, der Dolmetscher und fünf Dienstboten. Der Emir-ebar, Chef der Douanen, der in Folge der Abberufung des Gouverneurs dessen Funktionen erfüllte, ging gleichfalls mit einem andern Gefolge von ungefähr hundert Soldaten und zwanzig das Tambourin schlagenden Personen durch das geheiligte Thor hinaus; er geleitete uns bis auf eine halbe Stunde weit von der Stadt, und empfahl uns seinem Bruder. Um Mitternacht machten wir einen kurzen Halt, und gelangten um 5 Uhr Morgens nach Mussa, einer kleinen, acht und eine halbe Stunde von Mokka gelegenen Stadt. Da unser Führer uns zur Citadelle geleitet, deren Thore uns aber nicht geöffnet wurden, so waren wir genöthigt in einem kleinen Karawanserai ein Unterkommen zu suchen. Um 7 Uhr Morgens stattete uns der Gouverneur einen Besuch ab, und bewog uns den Tag über wegen der großen Hitze in der Citadelle zuzubringen. Er wies uns eine Wohnung an und machte uns ein Geschenk mit zwei hübschen abyssinischen Schafen. Der Weg von Mokka nach Mussa zeigt nur eine Ebene voll kleiner vom Winde aufgeworfener Sandhügel, deren einige mit einer Art dornigem Queckengrase, dem einzigen Pflanzenwuchse, den man bemerkt, bewachsen sind. Mussa hat 2500 bis 5000 Seelen; es ist eine lebhafte Stadt; sie liegt am Vereinigungspunkte beinahe aller Straßen aus dem Innern, hat keine Mauern, und wird bloß von einer vierzig bis fünfzig Klafter langen und dreißig Klafter breiten Citadelle vertheidigt, deren Mauern fünfzehn bis zwanzig Fuß hoch, von Thürmen flankirt und ohne Kanonen sind. Die Stadt hat so zu sagen keine Straße; die Häuser liegen ohne alle Regelmäßigkeit durch einander; nebst der Citadelle bilden drei Moscheen ihre Hauptzierde; eine Fabrik von Backsteinen und groben Töpferwaaren, die im Innern Arabiens ihren Absatz finden, ist ihr einziger Handel. Der Transport dieser Gegenstände ist nicht sehr kostspielig; die Kameltreiber, die den Kaffee nach Mokka bringen, und ihren Rückweg leer machen, nehmen dieselben im Vorübergehen auf. Das Wasser ist hier ein wenig salzig; in Vergleichung aber mit dem von Mokka findet man es vortrefflich, und mehrere Personen letzterer Stadt lassen es hier holen. Man schöpft es aus fünfzehn bis achtzehn Fuß tiefen Ziehbrunnen.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Ein Engländer erzählt Folgendes über eine Art Meistersängerei auf den Sandwich-Inseln: „Auf einem unserer Ausflüge aufs Land wurden wir mit einer Probe der Meistersängerei der Inselbewohner unterhalten, die uns eine Idee von unsern alten Barden gab, obgleich das Instrument in Einfachheit das unserer Vorfahren weit übertraf. Es war aus zwei Kalebassen gebildet, deren eine beträchtlich größer als die andere, und in deren Hals der der kleinern hineingetrieben war. Der Minstrel saß mit untergeschlagenen Beinen auf einer Matte vor uns, nahm das Instrument in seine linke Hand, und befestigte es mittelst einer starken Schnur, die zu diesem Zweck daran gebunden war, an seine Handgelenke; dann begann er in Recitativform die Heldenthaten des berühmten Tamaahmeha während seiner vielen Kriege zu besingen. Sowohl im Gesang als im Spiel lag nur wenig Kunst, dagegen paßten seine Gestikulationen bewunderswürdig zu den Scenen, die er schildern wollte — der Wuth der Schlacht — dem Zusammentreffen von Freunden — den Reizen der Neigung — und selbst der Seekrankheit, die er auf seinem Zuge von einer Insel zur andern auszustehen hatte. Die Kalebasse ward heftig oder gelinde geschlagen, wie es der Augenblick erforderte, und in seiner Handhabung zeigte der Minstrel einige Grazie und große Muskelkraft. Die Erzählung dauerte etwa eine halbe Stunde, wo dann der Barde pflichtgemäß mit einem großen Geschenke, zu seiner hohen Zufriedenheit, von den Offizieren beehrt wurde.

*

Im Departement de la Lozère, im Lande der alten Gabalen, *) wurde kürzlich von einem Pächter mit der Spitzhaue ein irdenes Gefäß zerschlagen, das bei näherer Untersuchung 122 Silbermünzen enthielt. Ein Herr Ignon, der in der Nachbarschaft wohnte, und Curiositäten und Alterthümer, welche eine Beziehung auf die Geschichte der Provinz haben, sammelt, kaufte sie alle bis auf 8. Sie gehören einer sehr frühen Periode an: es finden sich darunter mehrere Varietäten des römischen As und Denarius, nebst Consular- und andern Medaillen von 47 römischen Familien, mit verschiedenartigen Kehrseiten. Auch sind Medaillen von Pompejus, Cäsar, Marcus Antonius und Augustus darunter.

*

Ein heftiger, obwohl nur auf einen kleinen Raum beschränkter Wirbelwind hob kürzlich an der Bai von Arbroath in Schottland einige Fischerboote völlig in die Luft. Zwei wurden in einer dicken Sandwolke emporgerissen, und im Herabfallen zerschmettert.

*) Ein aquitanisches Volk, das Silberbau trieb.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 106. 16 April 1835.

Nachrichten
von der Expedition ins Innere von Afrika.

Die Expedition, welche unter Dr. Smith vom Kap aus ins Innere von Südafrika vordringen sollte, ging bekanntlich am 12 Julius von erstgenanntem Orte aus. Ihr Zweck war nicht, wie von einigen Unkundigen behauptet wurde, bis zum Aequator vorzudringen, ein Unternehmen, das einem so erfahrenen Mann, wie Dr. Smith, nicht in Sinn kommen konnte, — sondern sie soll hauptsächlich die bereits errungene Kenntniß der der Kapkolonie benachbarten Länder vervollständigen, und dadurch die Kaufleute der Kapstadt in den Stand setzen, ihre Handelsunternehmungen mit größerer Sachkenntniß zu entwerfen. Zu dem Ende war die Expedition ziemlich zahlreich, und außer den wissenschaftlichen Instrumenten mit Waaren reichlich versehen.

Die neusten Nachrichten, welche Dr. Smith einsandte, sind vom 23 September vorigen Jahres, und von Caledon River datirt; es geht daraus hervor, daß die Reise von Graaf Reinet bis an die Gränze auf bedeutende Hindernisse gestoßen war wegen der großen Dürre, die sowohl innerhalb der Gränzen der Kolonie, als weit über dieselben hinaus lange Zeit geherrscht hatte. Bei der Ankunft der Expedition zu Philipolis, einer Missionsstation und der Hauptstadt des Griqua-Häuptlings Adam Kok, welche etwa 25 (engl.) Meilen nördlich von dem Nu Gariep, dem schwarzen Fluß, liegt, schlug Dr. Smith eine östliche Richtung ein, da die Straße nach der Betschuanastadt Litaku mit Ochsenwagen wegen der großen Dürre nicht zu befahren war. Dr. Smith bemerkte, er würde auch ohne die genannten Gründe doch vielleicht den Weg gegen Osten eingeschlagen haben, da es sehr wünschenswerth sey, den Distrikt zwischen den beiden Hauptzweigen des Oranjeflusses *) kennen zu lernen, theils wegen der Nähe an der Kolonie, theils weil sich manche Erweiterung unserer geographischen Kenntnisse davon erwarten lasse. **)

Die Expedition sollte am 24sten September 30 Köpfe stark über den Caledonfluß gehen, und das Land zwischen diesem und dem Stokenstrom bis zu ihren Quellen erforschen, dann den Ursprung des Maputa aufsuchen, der, wie man glaubt, ostwärts von denselben Hochländern entspringt, und in die Delagoa-Bai fällt; hierauf das Land westlich durchziehen bis zum Kei Gariep oder gelben Fluß, und diesem folgen bis hinab zur Einmündung des Hart oder Malalareen, ungefähr um 28° 10′ S. B. und 42° 14′ O. L., von wo aus sie dann über Philipolis wieder mit der Kolonie in Verbindung treten könnte. Hier sollte sie durch Hrn. Moffat, den kenntnißreichen Missionär zu Litaku, den Zustand des Landes gegen Norden und die Aussichten einer Weiterreise zu erkunden suchen, die zu Philipolis niedergelegten Vorräthe an sich ziehen, und alle Anstalten zur Weiterreise nach Norden treffen, da dann, wie zu hoffen, durch den periodischen Fall der Regen das Land mit Ochsen befahren werden könnte.

Dr. Smith versprach sich von seiner präparatorischen Exkursion gegen Osten viel Vergnügen und interessante Nachrichten. Von Eingebornen hatte er erfahren, daß der Caledon schon als ein vollkommener Strom aus einer ungeheuren Quelle an der Seite eines hohen Bergs entspringe, beinahe in derselben Größe wie an dem Orte, wo sie sich gelagert hatten. Die Sache ist nicht unglaublich, da der bei Litaku entspringende Kruman auf eine gleiche Weise aus einer Felsenwiege hervorkommt, und in seinem ganzen spätern Lauf nie größer ist. Sein Weg führte zuerst zu Massus, den König des Betschuanastammes der Basuta, dann zu den einst furchtbaren, jetzt aber unterjochten Mantaty, und endlich zu dem Kraal eines großen, aber wenig bekannten Stammes, wo 25 Häuptlinge residiren sollen. Er liegt ganz in der Nähe der Achatberge, aus denen der Oranjefluß diese schönen Steine fortführt. Dr. Smith glaubte, er würde den Quellbezirk dieses Flusses und dessen porphyritische Formationen untersuchen können, wovon das Strombett so manche glänzende Probe enthält. Auch hoffte die Expedition, eine beträchtliche Menge Elfenbein zu erhalten, und dadurch auch den Handelszweck derselben zu erfüllen.

*) Oder Gariep, bestehend aus den Nu, schwarzen, und kei (ky) gelben Gariep.

**) In diesem fast völlig unbekannten Striche liegt nämlich unter anderem auch die Wasserscheide zwischen dem östlichen und westlichen Meere.

Einiges über die Bucharei.

(Fortsetzung.)

Was die Einwohner des Landes betrifft, so bildet die Kaufmannschaft nach der Geistlichkeit den ersten Stand. Fast alles

treibt Handel, sogar die Militär- und Civilbeamten, die sich Handlungsdiener halten, und diese mit Waaren über die Gränze schicken. Der gemeine Mann auf dem Lande treibt Garten- und Ackerbau, sammelt Feldfrüchte ein, legt Kanäle an, und sorgt für die Erhaltung derselben. In den Städten beschäftigt man sich mit Handwerken und Handarbeiten. Man webt ausgezeichnete baumwollene Zeuge, färbt sie, und spinnt Seide und Baumwolle. Hauptsächlich sind dieß Beschäftigungen der Weiber. Mohammed verbietet diesen bekanntlich, sich öffentlich zu zeigen, darum widmen sie, die nur Sklavinnen der Männer sind, sich der häuslichen Wirthschaft und der Erziehung der Kinder. Die Männer dagegen, außer dem Hause thätig, fröhnen in demselben dem Müßiggange. Einige, die sich der Frömmigkeit ergeben, singen geistliche Gesänge aus dem Koran; Andere, mehr leichtfertig, bringen ihre Zeit mit dem Schachspiel und dem Würfelspiel dahin, und zwar spielt man um große Summen. Manche sind Liebhaber von starken Getränken, welche Liebhaberei die Juden zu befriedigen wissen. Spiel und Wein wird aber sehr geheim genossen, da die Religion ihnen diese Genüsse verbietet, und die Regierung die Ertappten hart bestraft.

Persönliche Abgaben zahlt das Volk nicht. Die Einkünfte nimmt die Regierung von den Ländereien, die sie an Bearbeiter derselben vertheilt, so daß ein Drittel der Produkte an die Krone abgegeben werden müssen, zwei Drittel aber dem zeitigen Inhaber des Landgutes verbleiben. Faulen und solchen, die ihre Ländereien nicht zu bearbeiten im Stande sind, werden sie von der Regierung genommen und wieder andere damit belehnt. Weiter unten werden wir darauf zurückkommen, daß nur Juden, Truchmenen und Usbeken Abgaben zahlen.

Wie in der ganzen Welt zerstreut, findet man auch in der Bucharei Juden, die meistentheils alle in den Hauptstädten Buchara und Samarkand, ungefähr 40,000 Seelen stark in 8000 Häusern leben. Jeder von ihnen zahlt monatlich als Kopfsteuer einen Tanga, etwa ein Zwanzigstel eines Dukatens, welche Einkünfte unmittelbar dem Chan zufließen, und wovon dieser die Unterhaltung seines Hofes, seiner Frauen und seiner Sklavinnen bestreitet. Die Juden dürfen frei und öffentlich in den Synagogen ihren Gottesdienst treiben, doch sind sie vom Volke verachtet und erwerben nie besondere Rechte, auch wenn sie noch so reich sind. In außergewöhnlichen Fällen haben sie Zutritt zum Chan. Es ist ihnen verboten, Shawls oder seidene Kleider zu tragen, auch in der Hauptstadt zu reiten. Außerdem haben sie aber ein ausschließliches Recht aus Trauben Wein und Branntwein zu ihrem eigenen Gebrauch zu machen. Doch verkaufen sie auch heimlich diese Getränke den Bucharen, denen sie verboten sind, wodurch ihnen natürlich ein besonderer Vortheil erwächst. Sie beschäftigen sich mit Handel, mit Verarbeitung der Seide und seidenen Zeuge, und mit Handwerken, wobei sie sich besonders als Silber-, Kupfer- und Eisenarbeiter auszeichnen.

Einen bedeutenden Theil der Bevölkerung in der Bucharei machen die Truchmenen aus, ein Nomadenvolk, das zwischen Eseracks, Marwa und Dshardsha am Amu-Daria, 90,000 Kibitken oder 900,000 Seelen stark, lebt, und der Bucharei ungefähr 50,000 Soldaten liefert. Seit ungefähr 30 Jahren hat das Volk angefangen, sich an feste Wohnsitze zu gewöhnen, so daß jetzt schon viele angesessen sind, und sich mit Viehzucht und Ackerbau beschäftigen. Fabrikarbeiten sind ihnen noch größten Theils unbekannt, die Viehzucht ist beträchtlich und ihre Pferde ausgezeichnet gut. Ihre Abgaben bestehen darin, daß sie von 40 Schafen eins an die Regierung abgeben.

Das Klima in der Bucharei ist sehr warm, nur im nordwestlichen Theile gemäßigter. Im Anfange des Monats März hat der Frühling schon begonnen, und Alles grünt und blüht; der Sommer bringt große, trockene Hitze mit sich, kein Regen erquickt das Gefilde, weßhalb die Aecker und Felder mit Kanälen, aus dem Kuan-Darja und andern Flüssen, bewässert werden. Im Herbste sind Regengüsse häufiger; der gelinde Winter, dessen Kälte selten bis zu 10 Graden steigt, und den Schnee nur kurze Zeit liegen läßt, dauert nie länger als drei Monate.

Der Boden des Landes besteht größten Theils aus sandiger Thonerde, ist mit vielen Gärten bebaut, wo die Mühe der Besitzer von der Natur reichlich belohnt wird, so daß Alles, was den Gaumen reizt, größten Theils ohne viel menschliche Pflege wächst. Die ergiebigste Frucht ist der Mais, der die Hauptnahrung der Bucharen, vom Chan bis zum ärmsten Lastträger ausmacht, und auch noch außerdem in Menge aus dem Lande verführt wird. Trauben und andere Früchte wachsen im Uebermaß, und werden theils zum eigenen Gebrauch getrocknet, theils in bedeutender Quantität nach Rußland verschickt. Baumwolle wird in so großer Menge gewonnen, daß sie den größten Nationalhandel ausmacht. Es werden daraus verschiedene Zeuge gewebt, der sie auch nur gesponnen oder roh nach Rußland ausgeführt. Fast der ganze Handel mit Rußland besteht in baumwollenen Arbeiten. Seide wird weniger erzeugt, und daher viel in diesem Artikel von den Persern eingehandelt.

Größere Fabrikanlagen gibt es in der Bucharei nicht, sondern Privatpersonen bearbeiten nach ihren Fähigkeiten die Waaren in ihren Häusern, wo dann ein Meister bis zwanzig Hülfsarbeiter, aber nie mehr als diese Zahl, hat. Mit dem Buntfärben der baumwollenen Zeuge beschäftigen sich besondere Arbeiter. Auch webt man Zeuge halb aus Baumwolle, halb aus Seide, woraus Schlafröcke und andere Kleidungsstücke verfertigt werden.

Viehzucht ist ein Haupterwerbszweig des nordwestlichen Theils der Bucharei, besonders ist eine Art Schafe, die man „arabische" nennt, häufig, und die Lämmer werden von den Chinesen sehr gesucht; eine große Menge davon geht auch nach Rußland. Die am meisten geschätzten Felle sind die von ungebornen oder neugebornen Lämmern. Rindvieh ist, wenn gleich nicht in so großer Menge, doch zum eigenen Bedarf hinreichend vorhanden. Die sogenannten bucharischen Pferde sind überall häufig, für die besten werden aber die von truchmenischer Race gehalten. Man nennt diese Argamaken, und öfter hat der Chan davon dem russischen Hofe Geschenke gemacht. Dann findet sich noch eine Art arabische Pferde Karabaïr genannt, die jedoch den truchmenischen nachstehen.

Waldungen gibt es nur in der Umgebung des Sees Panschikand, aus welchem, wie schon oben bemerkt, das Holz auf dem aus diesem See entspringenden Kuan-Darja hinabgeflößt wird.

Eisen, Kupfer, Silber- und Goldbergwerke hat die Bucharei nicht, sondern diese Metalle werden theils in rohem, theils im verarbeiteten Zustande aus Rußland eingeführt. Auch Edelsteine findet man im Lande; zum Gebrauch der Frauen, die sich gern hiemit schmücken, werden Lazursteine und Rubinen aus der Provinz Badakschan; Smaragde, Korallen, Hyazinthe und Saphire aus Rußland, und Türkisse aus Persien ausgeführt.

Das bucharische Geld besteht aus Gold-, Silber- und Kupfermünzen. Die Goldstücke, Aschrafi genannt, um ein Viertel schwerer als holländische Dukaten, werden in Buchara mit dem Bilde des Chans gemünzt. Tanga ist eine Silbermünze, wovon 21 einen Dukaten betragen. Kleinere Silberstücke sind nicht im Gebrauch, sondern Kupferstücke, von denen man die kleinsten Pulsia nennt, und deren 50 auf einen Tanga gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Prairien.

Eine Skizze aus dem westlichen Amerika. *)

Im fernen Westen Amerika's, mehrere hundert Meilen jenseits des Mississippi, breitet sich eine weite unbewohnte Fläche aus, auf der man weder das Blockhaus der Weißen, noch den Wigwam des Indianers sieht. Sie besteht aus großen mit Gras bedeckten Ebenen, auf denen sich hie und da Wälder, Haine und einzelne Baumgruppen erheben, und die der Arkansas, der große Kanada und der rothe Fluß, sammt allen ihren Beiflüssen, durchschneiden. Auf dieser fruchtbaren grünen Wüstenei schwärmen noch das Elen, der Büffel und das wilde Pferd in all ihrer natürlichen Freiheit umher, und hier sind auch die eigentlichen Jagdreviere der verschiedenen Stämme des fernen Westens. Hierher kommen die Osagen, die Kribes, die Delawares und andere Stämme, welche sich bereits mit der Civilisation etwas vertrauter gemacht haben, und leben in der Nähe der weißen Ansiedler. Hierher kommen auch die Pawnis, die Comanches und andere bis jetzt noch unabhängige Stämme, die Nomaden der Prairien, oder die Bewohner des Landes am Fuße der Felsengebirge. Dieser Boden ist der Zankapfel dieser kriegerischen und rachgierigen Stämme, von denen jedoch keiner die Absicht hat, hier einen bleibenden Wohnsitz aufzuschlagen. Die Tapfern und Jäger unter ihnen ziehen zur Jagdzeit in zahlreichen Abtheilungen dahin, schlagen ihre leichten Wohnungen, aus grünen Reisern und Fellen bestehend, auf, beginnen unverweilt ein Gemetzel unter den Heerden von Wild, die auf den Prairien weiden, und verlassen diese Gegenden wieder, wenn sie sich hinlänglich mit Büffel- und anderem Fleisch versehen haben. Diese Expeditionen haben stets einen kriegerischen Charakter; stets sind die zum Angriff oder zur Vertheidigung gewaffneten Jäger auf ihrer Hut, und treffen sie mit andern eines feindlichen Stammes zusammen, so entspinnt sich ein blutiger Kampf. Auch ihre Lager sind stets den Ueberfällen streifender kriegerischer Horden und die in Verfolgung des Wildes zerstreuten Jäger der Gefahr ausgesetzt, von einem im Hinterhalt liegenden Feind ermordet zu werden. Modernde Schädel und hie und da zerstreut liegende menschliche Gebeine bezeichnen den Schauplatz solcher blutigen Scenen, und warnen den Reisenden vor den Gefahren, die hier im Hinterhalt lauern.

Die erste interessante Erscheinung, die uns aufstieß, war eine Gruppe Osagen, stattliche Leute, einfach in Aussehen und Kleidung. Sie trugen durchaus keinen Schmuck an sich, und ihre Kleidung bestand in nichts als einer wollenen Decke, ledernen anliegenden Beinkleidern und Mokassinen. Sie gingen unbedeckten Hauptes, trugen das Haar, mit Ausnahme eines Schopfs auf dem Wirbel, kurz abgeschnitten. Alle hatten herrliche römische Gesichter, eine breite Brust, und da sie ihre wollenen Decken um die Hüften gewunden trugen, so daß der obere Theil des Körpers nackt war, sahen sie aus wie schöne bronzene Figuren. Die Osagen sind überhaupt die wohlgebildetsten unter den westlichen Indianern, die ich zu sehen Gelegenheit hatte; sie haben sich mit der Civilisation noch nicht so weit befreundet, um ihre einfache indianische Kriegs- und Jagdkleidung abzulegen, und ihre Armuth hindert sie, sich ein glänzendes Gewand anzuschaffen. Ganz mit ihnen im Gegensatz stand eine Abtheilung Kribes, die man auf den ersten Anblick beinahe für Orientalen halten könnte. Sie kleiden sich in eine Art Jagdüberwurf von buntfarbigem Kattun mit Franzen besetzt, und um die Mitte durch einen breiten mit Glaskorallen besetzten Gürtel festgehalten. Dazu tragen sie Beinkleider von gegerbter Hirschhaut, oder von grünem oder rothem Tuch mit gestickten Kniebändern. Ihre Mokassinen sind nett gearbeitet und verziert, und das Haupt umwinden sie sehr geschmackvoll mit einem buntfarbigen Tuche.

In der Hoffnung, das Lager der Jäger noch vor Anbruch der Nacht zu erreichen, zogen wir noch in der Dämmerung weiter, waren aber bald genöthigt, am Rande einer Schlucht Halt zu machen. Die Jäger bivouakirten unter Bäumen, auf dem Boden einer Vertiefung, während wir unser Zelt an einem Felsstücke unweit eines fließenden Wassers aufschlugen. Eine finstere Nacht brach herein, düstere Wolken zogen über das Firmament und drohten mit Regen. Die Feuer der Jäger brannten hell in der Tiefe und warfen ein grelles Licht auf die kochenden, essenden und trinkenden Gruppen von ziemlich räubermäßigem Aussehen. Um den wilden Charakter dieser Scene noch mehr zu erhöhen, kamen mehrere Osagen aus einem Lager, durch das wir am Tage gekommen waren, um die Jäger zu besuchen. Drei von den Wilden stellten sich zu unserem Feuer und betrachteten so regungslos und schweigend, wie bronzene Statuen, Alles was um sie her vorging. Wir gaben ihnen zu essen, und, was sie am meisten erfreute, Kaffee. Als sie gegessen hatten, setzten sie sich neben einander am Feuer nieder und stimmten einen näselnden Gesang an, den sie mit taktmäßigen Schlägen auf die Brust begleiteten. Der Text dieses Gesanges schien aus regelmäßigen Stanzen zu bestehen, die jedoch nicht mit einer melodischen Kadenz, sondern mit dem kurz abgestoßenen Ausruf: Hah! schlossen. Dieser Gesang enthielt, wie unser Dolmetscher uns unterrichtete, eine Erzählung unseres Erscheinens, der ihnen widerfahrenen Aufnahme, und alles dessen, was ihnen hinsichtlich des Zwecks unserer Reise bekannt war. Solche Improvisationen sind unter den wilden Stämmen sehr gewöhnlich; auf diese Weise besingen sie mit geringem Tonwechsel alle ihre Jagd- und Kriegsabenteuer, wobei sie zuweilen einen komischen Humor und eine trockene Satyre entwickeln, zu der die Indianer weit mehr geneigt sind, als man gewöhnlich glaubt. Diejenigen wenigstens, welche ich im gewöhnlichen Leben kennen zu lernen Gelegenheit hatte, sind weit von denen verschieden, die man uns in Gedichten und Romanen schildert, und keineswegs so schweigsam, störrisch und allem Lachen abhold, als sie dort beschrieben werden. In Gesellschaft von Weißen, in deren Aufrichtigkeit sie Zweifel setzen, sind sie allerdings ernst und zurückhaltend, unter sich aber gesprächig und munter. Da hört man von nichts als Jagd- und Kriegsabenteuern, wobei mancher Schwank zum Vorschein kommt, und da sie gute Mimiker und Buffo's sind, so werden bei solchen Gelegenheiten die Weißen, mit denen sie etwa zusammen, und die sich vielleicht viel auf den großen Respekt zu Gute thaten, den sie ihrer Meinung nach den Indianern einflößten, tüchtig mitgenommen. Sie sind scharfe Beobachter, schweigend merken sie sich Alles, was um sie her vorgeht, wobei sie sich höchstens einen Blick zuwerfen, wenn sie von irgend etwas besonders überrascht werden, und sind sie allein, dann sprechen sie sich über das aus, was sie sahen, bespötteln und belachen es.

Die Unterhaltung der alten Jäger drehte sich an diesem Abend um die Delawares, und es wurden mehrere Anekdoten von ihrer Tapferkeit im Kriege und ihrer Geschicklichkeit auf der Jagd zum Besten gegeben. Sie sind die tödtlichen Feinde der Osagen, die vor ihrer verzweifelten

---

*) Aus dem so eben in London erschienenen: A Tour on the Prairies. By the Author of the „Sketch Book" (W. Irving). Der auch von dem deutschen lesenden Publikum gekannte und geschätzte Verfasser des vorliegenden Werkes machte die Reise, deren höchst anziehende Schilderung er in demselben mittheilt, in Gesellschaft eines von der Regierung an die Gränzindianer abgeschickten Kommissärs, und brach im Oktober 1833 mit diesem und dessen Begleitung, die durch herumstreifende Jäger, welche sich ihnen auf dem Wege anschlossen, noch verstärkt wurde, vom Fort Gibson auf.

Tapferkeit allen möglichen Respekt haben, sie aber einer wunderlichen Ursache zuschreiben. „Seht nur die Delawares an, sagen sie, sie haben kurze Beine, können nicht laufen; müssen wohl stehen bleiben und fechten.“ In der That haben die Delawares kurze Füße, während die Osagen sich durch eine ungewöhnliche Länge dieser Glieder auszeichnen. Die Expeditionen der Delawares zeichnen sich durch einen eigenen Charakter von Furchtlosigkeit aus. Eine kleine Abtheilung von ihnen bringt weit in diese gefährlichen und ungastlichen Wildnisse, ja sogar bis zu den Felsengebirgen vor. Diese unternehmende Kühnheit wird indeß in nicht geringem Grade durch ihren Aberglauben unterstützt; sie sind nämlich fest überzeugt, daß ein schützender Geist in Gestalt eines großen Adlers, der hoch in den Wolken schwebe, über ihnen wache. Ist er mit ihnen zufrieden, so kommt er zuweilen etwas tiefer herab und umkreis't sie mit weit ausgebreiteten Schwingen. Dieß ist denn stets ein glückliches Vorzeichen; das Korn gedeiht und die Jagd verspricht reiche Beute. Bisweilen ist aber der königliche Vogel unzufrieden mit seinen Schutzbefohlenen, und dann spricht er seinen Zorn im Donner aus, der seine Stimme, und im Blitz, der das Leuchten seiner Augen ist, und dem Schuldigen Tod und Verderben droht. Die Delawares bringen diesem Geist, der als Zeichen seiner Zufriedenheit zuweilen eine Feder aus seinen Schwingen herabfallen läßt, Opfer. Diese Federn machen den, der sie trägt, unverletzlich und unsichtbar. Eine Abtheilung von Delawares wurde einst bei einem verwegenen Einfall auf das Jagdgebiet der Pawni's umringt und fast gänzlich aufgerieben. Die Wenigen, welche so glücklich waren zu entkommen, flüchteten auf einen jener einzeln stehenden Hügel, die sich, Gräbern gleich, hie und da mitten in den Prairien erheben. Hier opferte der zur Verzweiflung getriebene Häuptling dem schützenden Geiste sein Pferd; plötzlich schoß ein ungeheurer Adler herab, nahm das Opfer in seine gewaltigen Fänge, verlor sich damit in den Wolken und ließ eine Schwungfeder aus seinen Flügeln zur Erde fallen. Freudig hob sie der Krieger auf, befestigte sie an seiner Stirn, und als seine Verfolger den Hügel hinanstürmten, schlug er sich an der Spitze seiner Begleiter durch den wüthenden Feind, ohne daß weder er, noch einer der Seinigen auch nur verwundet worden wäre.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise in das Innere Yemens.

Reise von Mokka nach Thaïs.

(Schluß.)

Die Umgebungen von Mokka sind sehr unfruchtbar, man sieht weder Bäume noch Gesträuch. Bloß in einer Entfernung von drei Viertelstunden trifft man eine freilich auch ziemlich sandige Strecke, die etwa eine halbe Stunde breit und eine Stunde lang ist, und worauf Sorgho-Hirse gebaut wird. Um vier Uhr Abends reis'ten wir ab, und wurden noch beinahe eine Stunde lang von dem Gouverneur, zwanzig Soldaten und zwei Tambours begleitet. Dritthalb Stunden von Mussa gelangt man in die Berge und folgt den Krümmungen der Hohlwege; um Mitternacht gelangten wir nach Duhea, einem kleinen Dorfe aus acht bis zehn schlechten und von armen Beduinen bewohnten Strohhütten. Ein Theil von ihnen lebt nur von Almosen und Raub, und die andern verkaufen in mit Dattelbaumblättern leicht bedeckten Hangars, wo die Reisenden und Kameltreiber Aufnahme finden, eine Art Getränk, das aus Kaffeehülsen verfertigt wird, und das die Eingebornen selbst dem Kaffee vorziehen; eine ganze Kaffeekanne voll dieses Getränkes, ungefähr ein Litre französisch Maaß, wird mit einer Commence, einer kleinen Kupfermünze, deren zweihundert auf den spanischen oder ungarischen Piaster gehen, bezahlt. Die Reisenden, die gewöhnlich ihre Lebensmittel bei sich führen, finden hier zum Nachtlager bloß eine Matte, und zahlen hiefür was ihnen beliebt. Von Mussa nach Duhea sind es etwa sieben Stunden, und in diesem, nach allen Seiten hin unfruchtbaren Raume stößt man weder auf ein Dorf noch eine Wohnung. Die Berge bieten den dürrsten Anblick; einiges in den Schluchten verborgene Strauchwerk, wie z. B. die europäische Tamariske, die baumartige Schwalbenwurz (asclépias), dann die riesenhafte, die weidenblättrige, ferner einige dreieckige Euphorbien, Akazien mit weißen und großen Dornen (de farnèse), auch einige, jedoch wenige Gummiakazien — dieß ist der ganze Pflanzenwuchs, den man bemerkt. Auch findet man hie und da einige Feigenbaumarten, den Tamarindenbaum und den Kroton- oder Talgbaum, aus dessen Rinde die Araber ihre Flintenlunten machen. Von Duhea weggehend, machten wir Halt in Albary, einem etwas größeren Dorfe, dessen Bewohner aber eben so elend sind und die nämliche Lebensweise führen. Hier ändert sich die Scene. Ein lachendes Thal thut sich auf, und führt von Albary nach Houbedschia; ein artiges Bächlein — eine große Seltenheit in diesen Gegenden — schlängelt sich dahin und trägt sein köstliches Wasser bis ins rothe Meer. Beinahe drei Stunden lang ruht das Auge überall hin auf Dattel-, Mango-, Pisang-, Citronen- und Brustbeerbäumen; auf den Feldern wächs't Sorgho-Hirse und Mais; aber noch bemerkt man keine Spuren der so berühmten Kaffeebäume. Die Eingebornen befruchten ihre Pflanzungen durch eine künstliche Bewässerung, und verschaffen sich dadurch Ernten in allen Jahreszeiten. Ich stellte ihnen durch meinen Dolmetscher die Frage, warum sie den Kaffee nicht anbauten, die antworteten mir, sie hätten es mehreremale, aber ohne Erfolg, versucht. Der Dattelbaum bildet ihren Hauptnahrungszweig; aus seinen Blättern verfertigen die Frauen Matten, die sie ins Innere verkaufen, und die Frucht des Baumes dient ihnen zur Nahrung. Das Thal ist sehr bevölkert; man sieht viele kleine Dorfschaften. Von Houbedschia gelangten wir nach Radama, wo Reisende und Kameltreiber Halt machen. Dieses Dorf liegt nur eine Tagreise von Thaïs. Hassan-el-Hebenia-Sied, souveräner Fürst der Beduinen dieser Gegend, ließ hier zur Aufnahme der Reisenden ein beinahe hundert Metres langes und sechzig Metres breites Karawanserai bauen. Dieses 7 bis 8 Fuß hohe, aus hartem Stein aufgeführte Gebäude ist in kleine Kammern, je 10 bis 12 Fuß lang und 7 bis 8 Fuß breit, abgetheilt, die eher Bärenhöhlen als menschlichen Wohnstätten gleichen. Seine Bedachung besteht aus einer Schichte Baumzweige, über welche Stroh und eine andere 7 bis 8 Zoll dicke Schichte Erde gelegt ist. Bei meiner Rückkehr hatte der Beduinenfürst hier einen Posten von fünfzehn Soldaten aufgestellt, der jedem Kameltreiber eine Abgabe von einem Piaster per Kamel, er mochte nun in dem Karawanserai Unterkunft suchen oder nicht, auflegte. Weigerte sich Jemand, dieses Weggeld zu bezahlen, so konfiszirte man die Last der Kamele. Roubaye ist ein kleines Dorf von fünfzig bis sechzig schlechten, aus hartem Stein aufgeführten und mit Erde bedeckten Häusern; wir reis'ten um 9 Uhr Morgens von hier ab und trafen nach einer Stunde den neuen Gouverneur von Mokka, der sich in Begleitung dreier Bekannten zu seiner Bestimmung verfügte; alle vier ritten schöne Pferde und hatten ein Geleite von fünfzehn Soldaten, die, als sie uns bemerkten, ihre Gewehre in die Luft schossen, was unsere Eskorte mit einer ähnlichen Salve erwiderte. Als wir anlangten, ließ sich der Gouverneur durch den Dolmetscher nach unserer Gesundheit erkundigen, und beifügen, der Hyman erwarte uns.

Vermischte Nachrichten.

Nach offiziellen, dem englischen Oberhause vorgelegten Papieren, wurden in England nachstehende Dinge eingeführt, welche wohl bei der Bereitung des sogenannten „gesunden Nationalgetränks“ eine Rolle spielen werden:

Kockelskörner (Cocculus Indicus) . . .	154,864 Pf.
Quassia	140 Tonnen.
Bitterwurz	175,000 Pf.
Brechnuß (Nux vomica)	216,824 Pf.

Ein Boot, das am 20 Oktober vorigen Jahrs etwa 50 engl. M. vom Vorgebirge Kinnaird in Aberdeenshire von der Strömung fortgerissen wurde, ward am 10 Febr. an der Mündung der Eider aufgefangen, und hatte also in 105 Tagen 590 Meilen zurückgelegt, oder etwa 5⅝ M. in 24 Stunden. Im Jahre 1809 wurde eine Boy von der Eider weg und in ganz entgegengesetzter Richtung nach dem Leuchtthurm bei Edinburg hin getrieben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 107. 17 April 1835.

Verhältniſs der Indianer zum Staate von Chili.

Mit einem Theile der innerhalb der freilich fingirten Gränze dieses Staats lebenden Indianer, den Araucanern, waren die Spanier schon fast in fortwährendem Kriege, und die Vertreibung der Spanier störte auch das gute Verhältniß mit andern Völkern, um so mehr, als auch hier, wie in ganz Südamerika, der Bürgerkrieg die Missionen, das wohlgewählte und so wirksame Mittel zur allmählichen Civilisirung der Indianer zerstörte. Zu Anfang des Bürgerkriegs erklärten sich viele Indianerstämme für die Royalisten, und führten einen Raubkrieg gegen die Republik. Nur nach langen und blutigen Kämpfen wurden die südlicher wohnenden Indianer zum Frieden gezwungen. Noch weit später, erst im Jahre 1832, wurden die Kämpfe mit den östlichern Indianern, namentlich mit den unter Pincheira vereinigten Stämmen beendigt. Pincheira ist ein Creole, aber aus einer übelberüchtigten Familie, denn sein Vater, der von den Republikanern gefangen genommen und erschossen wurde, war wenig besser als ein Raubmörder. Der Auswurf der Weißen, die in den Bürgerkriegen verwildert waren, sammelte sich um ihn, so daß er immer einige hundert Mann derselben um sich hatte, allein seine Hauptmacht bestand in seinen klug unterhaltenen Verbindungen mit den Indianern, von denen viele seinen Fahnen folgten. Kein Sommer verging seit 1819, in welchem nicht Pincheira's Schaar aus irgend einem Engpaß der Anden hervorbrach, und die südöstlichen Provinzen Chili's, die ohnehin schon durch den Bürgerkrieg am meisten gelitten hatten, mit Feuer und Schwert verheerte. Das Volk der Pehuenchen*) war bald mit Gewalt, bald durch die Raubzüge gereizt, mit Pincheira verbündet, ein Theil derselben aber war auf Seite der Chilenen, gerieth jedoch durch die Vernachlässigung der Regierung in solche Noth, daß viele derselben, um dem bittersten Mangel zu entgehen, zu Pincheira übergingen. Theils dieser Umstand, theils die Lässigkeit der chilenischen Offiziere, welche sich bei dem fortwährendem Kampfe nöthig und nothwendig zu erhalten hofften, und die guten Kundschafter, welche Pincheira in der Ebene unterhielt, waren Ursache, daß es selten zum ernstlichen Kampfe kam; das ganze einst blühende Land am Fuße der Anden lag verödet, und war fast völlig von seinen Bewohnern verlassen. Endlich kam es so weit, daß eine Menge Indianerstämme gemeinsam die Niederlassungen der Weißen auf beiden Seiten der Anden anzufallen und zu vernichten drohten, da bewaffnete sich endlich die Republik, und Oberst Don Manuel Bulnes zog mit 1000 Mann gegen Pincheira aus, und überfiel ihn am 14 Januar 1832 in den Anden von Chillan: viele blieben auf dem Platze, die andern wurden auf der Flucht so zersprengt und hitzig verfolgt, daß sich Pincheira endlich freiwillig ergab, nachdem seine Schaar bis auf 15 Mann herabgeschmolzen war. Man befreite in seinem Lager nicht weniger als 178 weiße Frauen und 287 Kinder, die mit Ausnahme von 10 Personen sämmtlich den chilenischen Provinzen Maule und Conception angehörten.

Seit dieser Zeit hat die Regierung sich bestrebt, das alte System der Missionen wieder in Gang zu bringen, man stellte das Franziskanerkollegium zu Chillan wieder her, und gab ihm einen Theil seiner Einkünfte zurück, aber die Indianer sind während der Bürgerkriege furchtbar verwildert, eine Menge Verbrecher und Parteigänger suchten und fanden nach Beendigung des Kampfs gegen die Spanier Unterkunft bei ihnen, und haben ihnen viele vorher unbekannte Laster mitgetheilt. Die eigentlichen Organe, durch welche die chilenische Regierung jetzt mit den Indianern eine Verbindung unterhält, sind die sogenannten Capitanes do Indios, Landleute die an der Gränze wohnen, die Indianersprache geläufig sprechen, und deren Aemter gewöhnlich von dem Vater auf den Sohn forterben. Sie leben mit den Kaziken in gutem Einverständniß, und oft ist es nur durch ihre Hülfe möglich, die vertragsmäßig von einigen Stämmen zu stellenden Kontingente unter die Waffen zu bringen.

*) Der Name kommt her von dem Worte Pehuen, dem indischen Namen für die Araucaria, deren Körner ein Hauptnahrungsmittel in den waldigen Regionen der Anden bilden; und die Sylbe che wird gebraucht, um einen Volksstamm zu bezeichnen oder auch die Anhänger, das Gefolge eines Kaziken oder andern Anführers: so nennt man die Leute Pincheiras, Pincheiraches, das Volk der Puelches heißt Leute von Puel, Osten.

Einiges über die Bucharei.

(Fortsetzung.)

Der auswärtige Handel der Bucharei geht nach China, Rußland, Indien, Persien, Chiwa, zu den Kirgis-Kaissaken, nach Cabul, Caschemir und Kokan, und zwar in folgender Art:

China liefert der Bucharei: Thee, Silberbarren, Rhabarber, Porcellan und seidene Zeuge, und erhält dafür: Fischotter, Biber, Felle, arabische Lämmer, Sammt, Tuch, Gold- und Silberlahn, Goldzwirn und Korallen. Die Haupthandelsplätze gegen China sind die Gränzstädte Aksa, Jarkend, Koschkar (Kaschgar), Ili und Choton, deren Einwohner mohammedanischer Religion von hier aus alle bucharische Städte bereisen. Der Zoll wird von beiden Seiten von 40 Dukaten zu einem Dukaten erhoben, sowohl in Geld, als in Naturalien.

Bei dem Handel mit Rußland wird nach dem Werth der Waaren von den Russen als Zoll ein Dukaten von zwanzig gefordert, was jedoch eine unbeträchtliche Einnahme der bucharischen Regierung abwirft, da wenig christliche Russen dahin reisen. Die mohammedanischen russischen Unterthanen zahlen dagegen nur von vierzig Dukaten einen als Abgabe.

Von Indien, Cabul und Caschemir wird in die Bucharei eingeführt: eine Farbe, genannt Nil, dann schmales und breites Nesseltuch, gedruckte Leinwand, Schleier, indische Stoffe zu Schlafröcken, Zucker und hauptsächlich Shawls in bedeutender Anzahl. Dafür erhalten jene Länder von den Bucharen: Gold- und Silberlahn, Goldzwirn, Korallen, Cochenille, Baumwolle, Tuch, Schlafröcke, Sammet, Argamaken-Pferde, holländische Dukaten und Thaler. Den Bucharen ist nicht wie in China, der Eintritt in diese Länder verboten, sondern sie bereisen ungehindert alle Städte, müssen aber in jeder derselben einen Zoll erlegen, was den Preis der Waaren natürlich vergrößert. Die Bewohner jener Länder kommen ebenfalls in die Bucharei. Die Zollabgabe ist ein Dukaten von vierzig.

Kokan's Produkte sind dieselben wie in der Bucharei, weßhalb dieser Handel eigentlich als Binnenhandel betrachtet und von den Bucharen auch kein Zoll erlegt wird. Da diese die Stärkern sind, so haben sie sich aber auch das Recht genommen, von den Kokantern ebenfalls von 40 Dukaten einen als Abgabe zu erheben.

Persien liefert den Bucharen: akermansche wollene Shawls, die die Soldaten als Gürtel tragen, feine persische Teppiche, Seide, dann einen goldurchwirkten Stoff, Saarbaft genannt, ein seidenes Zeug ohne Goldfäden, Schapssan genannt. Aus Ispahan erhalten die vornehmen Bucharen mit Gold durchwirkte, reiche Gürtel und Türkisse. Dann wird noch eingeführt Zucker in Broden, Pfeffer, Ingwer und alle andere Gewürze. Dagegen erhält Persien von der Bucharei: Baumwolle, Tuch, Goldzwirn, Cochenille, Sammet, Eisen und Kupfer. Die Perser und Bucharen können gegenseitig ihre Länder besuchen. Die Erstern erlegen als Zoll von 20 Dukaten einen, die Letztern aber nur einen von 40 Dukaten.

Die Erzeugnisse von Chiwa sind fast dieselben, wie die der Bucharei, daher der Handel unbedeutend. Die Bucharen schicken nach Chiwa Baumwolle, Farben u. s. w., und erhalten dagegen Seide, Melonen, Aepfel, trockene Beeren. Der Zoll beträgt von beiden Seiten einen von 40 Dukaten.

Was den Handel mit den Kirgis-Kaissaken betrifft, so treiben diese ihre Viehheerden in die Bucharei oder auch an die russische Gränze, und verkaufen oder vertauschen dort Schafe und Kühe in großer Menge. Ferner liefern sie auch ihre eigenthümlichen Arbeiten, nämlich: große, dünne Filzdecken, Kamelot, Kameelhaar, Pferdeschlingen, rohe Felle und Häute wilder Thiere. Sie tauschen dagegen von den Bucharen: gedruckte Leinwand, Stiefel, Schlafröcke, wollene Teppiche, Fischotter, Mais u. s. w. Der Zoll, den die Kirgisen zahlen, beträgt so viel wie der der andern Mohammedaner, dagegen fordern sie ihn von den Bucharen nach unbestimmten Sätzen ein, da in dieser Hinsicht bei ihnen, wie bei jedem wilden umherschweifenden Volke keine feste Norm vorhanden ist.

Die ganze Zolleinnahme beläuft sich auf 47,000 goldene Aschrafi, die der Chan größten Theils an Arme und Nothleidende als Unterstützung vertheilt. Theils wird der Zoll in den Gränzstädten, theils aber auch in den Hauptstädten Samarkand und Buchara von bestimmten Beamten erhoben, die unter dem Kissu-Begi stehen.

Die Nachrichten die man über das Leben des Chans und seine Sitten hat, wären etwa folgende: Zur Bewachung seiner Person und seines Palastes hat er eine Garde, die unter dem Kommando von zwei Udaitschi-Baschi steht, sich immer bei der Person des Chans befindet und diesen auch auf seinen Reisen begleitet. Der Chan verläßt jeden Tag vor Sonnenanfgang sein Lager, nimmt seine Abwaschung nach Vorschrift des Korans vor und begibt sich dann mit den höchsten Beamten und der Geistlichkeit in die Hofmoschee, wo er eine Stunde verweilt. Hierauf gehen die Beamten an ihre Geschäfte, der Herrscher aber mit seinen Hofbedienten und den Mollah's in einen großen Saal, genannt Chanaka, wo er sich auf einen Thron niederläßt und Personen aus verschiedenen Ständen, hauptsächlich aber Gelehrte und die vornehme Jugend vor sich bescheidet, um sich über verschiedene Gegenstände mit ihnen zu unterhalten. Hierauf liest er im Koran zwei Stunden lang, begibt sich sodann in den Audienzsaal Divan-Chan, wo ihn der Kissu-Begi, Kasü-urda, die beiden Udaitschi-Baschi, der Schigaul, der Mukschashan und andere dergleichen Beamten empfangen, und gibt denen, die das Recht dazu haben, ein Zeichen, sich mit unterschlagenen Füßen niederzukauern, während die Andern sich entfernen. Jeder Beamte trägt nun Sachen vor, die in sein Departement gehören und erhält die Entscheidung; kann diese nicht gleich gegeben werden, so befiehlt der Chan, daß man die Angelegenheit zu näherer Untersuchung dem Kissu-Begi einhändige. In dieses Audienzzimmer werden auch zur selben Zeit Privatpersonen vorgelassen, die hier ihre Bitten vortragen und einer sofortigen Antwort entgegensehen dürfen. Dieß hat ungefähr drei Stunden gewährt, worauf sich der Chan wieder in die Moschee begibt, und sich dann, nur vom Kissu-Begi begleitet, in seine innern Appartements zurückzieht. Kurze Zeit darauf speist er in dem hiezu bestimmten Zimmer, Mihman-Chan genannt, mit fünf bis sechs seiner Angehörigen, betet dann eine halbe Stunde im Koran, und begibt sich alsdann allein in sein Kabinet, um sich mit seinen eigenen Angelegenheiten zu beschäftigen. Um fünf Uhr betet er wieder kurze Zeit und nun beginnt die Erholung. Er versammelt seine Lieblinge um sich, trinkt mit ihnen Thee, genießt Konfituren, und unterhält sich mit Gesprächen. Nach Sonnenuntergang er-

scheint der Kasúkalam und stattet Bericht von den Angelegenheiten ab, die er im Laufe dieses Tages entschieden hat. Hierauf verrichtet der Chan sein Abendgebet, und genießt dann im Divan-Chan mit seinen Lieblingen das Abendessen, oder in den innern Gemächern mit seinen Frauen. Später begibt er sich zu derjenigen seiner Frauen, bei der er die Nacht zubringen will. Ist jedoch eine Sklavin so glücklich, so muß diese in das Zimmer des Chans kommen. Mitten in der Nacht verrichtet er noch einmal Waschung und Gebet, und überläßt sich dann dem Schlafe.

Selten zeigt sich der Chan außerhalb seines Palastes öffentlich dem Volke, und zwar nur auf feierliche Art, umgeben von seiner Garde unter dem Befehle der beiden Udaitschi-Baschi, und unter dem Vorritte der Micharam Essaul, Beamte, die mit lauter Stimme das Nahen des Herrschers ankündigen. Seine Kleidung ist ein aus reichen Shawls gemachter Schlafrock mit Edelsteinen und Gold besetzt, von dem Schnitte, wie ihn die Bucharen tragen, die man in Petersburg in großer Menge als Schlafrockhändler auf den Straßen umherlaufen sieht. Langsam reitet der Herrscher auf einem edlen truchmenischen Rosse. Jedermann, der ihm begegnet, muß, wenn er die Stimme des Micharam Essaul hört, stehen bleiben, oder, reitet er, vom Pferde steigen, die Arme über die Brust kreuzen und in aufrechter Stellung dem nahenden Chan entgegenrufen: Assalam allkom! Ein Beamter, Shalam Agashü genannt, der dicht vor dem Chan reitet, antwortet auf jenen Gruß unaufhörlich mit lauter Stimme: Ualikom Shalam! So durchzieht der Herrscher die Stadt. Im Sommer begibt er sich oft in seine Lustgärten, um sich dort mit seinen Frauen und Lieblingen zu erheitern. Rechtmäßige Frauen hat der Chan vier, doch außerdem eine Menge Beischläferinnen. Seine Lieblingsgemahlin ist Chanakma, die Tochter des Gouverneurs von Jssar, Scheit-Bij's. Nach ihr steht in größter Achtung die Tochter Mumin-Shans, der im J. 1820 Gesandter in Petersburg war.

Der jetzige Chan Mir-Haidar stammt aus dem Geschlechte Tschingis-Chans, aus welchem nur allein die Herrscher des Landes gewählt werden dürfen, und übernahm in seinem 25sten Jahre die Zügel der Regierung, die er mit Gerechtigkeit führt. Mit Strenge verbindet er Wohlwollen, und hat sich daher die allgemeine Liebe seiner Unterthanen erworben. Seine Lebensweise ist mäßig, er ist consequent in seinen Grundsätzen und friedliebend gegen seine Nachbarn. Stört aber ein anderes Volk die Ruhe seines Landes, so flammt in ihm wohl die asiatische Grausamkeit auf. So ist er von seinem Volke geliebt, von den Nachbarn gefürchtet und geachtet. Der Chan von Chiwa ist freilich auch souveräner Herrscher und besitzt ein Heer, allein er beugt sich doch dem Einflusse des Fürsten der Bucharei, der Jenen oft schon demüthigte, und ihn zwang seinen Forderungen zu genügen. Einigemale haben es die Kirgisen, aufgemuntert durch die Bewohner Chiwa's, gewagt, bucharische Kaufmanns-Karawanen anzufallen, allein die bucharische Regierung schaffte ihren Unterthanen stets schnelle und strenge Genugthuung, so daß auch jetzt die Kirgisen, dieß wilde, keine Völkerrechte achtende Volk die Bucharen fürchtet, das heißt freilich nur die, die an der bucharischen Gränze herumwandern, da die andern in der entfernten Steppe gesicherter sind. Die beiden, südwestlich liegenden Städte Marwa und Oserachs, die früher den Persern gehörten, wurden, als in Folge immerwährender Streitigkeiten zwischen diesem Volk und den Bucharen ein Krieg ausbrach, von den letztern, mit Hülfe der am Amu-Daria herumziehenden Truchmenen erobert, dort Gouverneurs und Truppen eingesetzt, und viele der dortigen Bewohner in andere bucharische Städte übergesiedelt. Diese Eroberung geschah noch unter dem vorigen Herrscher Mir-Mansum, dem Vater des jetzigen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Prairien.

(Schluß.)

Ein Gewitter auf der Prairie hat ganz den furchtbar erhabenen Charakter, den diese Naturerscheinung auf dem Ocean entwickelt; man darf sich daher nicht wundern, wenn sie der Wilde mit abergläubischer Furcht betrachtet, und in dem rollenden Donner die zürnende Stimme des „großen Geistes" zu vernehmen glaubt. Ich suchte bei unsern Abendunterhaltungen am Feuer manches über diesen Gegenstand zu erforschen, und erfuhr so unter anderem, daß die Indianer behaupten, ihre Jäger fänden zuweilen ausgelöschte Donnerkeile auf den Prairien, die sie dann als Spitzen an ihre Lanzen und Pfeile befestigen, und daß ein so bewaffneter Krieger unüberwindlich sey. Fügt es sich jedoch, daß während eines Gefechtes ein Gewitter ausbricht, so hat der Besitzer zu erwarten, daß ihm seine Donnerkeile von dem Blitz entführt werden und spurlos verschwinden. Ein auf einer Prairie jagender Krieger vom Stamme der Konza wurde von einem Gewitter überfallen und von einem Blitzstrahl besinnungslos zu Boden geworfen. Als er wieder zu sich kam, lag der Donnerkeil am Boden und neben ihm stand ein Pferd. Den Keil aufraffend sprang er rasch auf das Roß, ward aber leider zu spät gewahr, daß er den Blitz bestiegen habe. In einem Augenblick fuhr er über Prairien, Wälder, Ströme und Wüsten dahin, bis er endlich, seiner Sinne beraubt, am Fuße des Felsengebirges abgesetzt wurde, von wo er, nach mehreren Monaten erst, wieder zu den Seinigen zurückkam. Diese Legende erinnerte mich an eine von einem Reisenden mitgetheilte Sage von dem Schicksal eines Kriegers, der den Donner auf dem Boden liegen sah, nebst einem herrlich gearbeiteten Mokassin auf jeder Seite. Erfreut über diesen Fund zog er die Mokassinen an, wurde aber von diesen in das Land der Geister geführt, von denen er nimmer zurückkehrte. Diese einfachen schmucklosen Geschichten, vorgetragen von halbwilden Erzählern, in einer stürmischen Nacht, um ein hellloderndes Feuer gelagert, einen düstern Wald auf der einen und eine endlose Wüste auf der andern Seite, auf der vielleicht räuberische Indianer unter dem Schutz der Dunkelheit heranschleichen, gewinnen ein ganz eigenes wildes, romantisches Interesse.

Der herrliche Wald, in welchem wir an einem der folgenden Tage unser Lager aufschlugen, enthielt eine Unzahl von Bienenbäumen, d. h. von hohlen verdorrten Baumstämmen, in denen wilde Bienen nisten. Es ist unglaublich, in welch zahllosen Schwärmen sich die Bienen seit einer noch keineswegs bedeutenden Reihe von Jahren über den fernen Westen verbreitet haben. Die Indianer nennen sie den „Vorläufer des weißen Mannes," so wie der Büffel der des rothen Mannes ist, und sagen, je weiter die Bienen vordrängen, je weiter zögen sich die Indianer und die Büffel zurück. Wir sind gewöhnt uns das Summen eines Bienenschwarms stets im Verein mit einem Landhause und einem Blumengarten, und diese kleinen fleißigen Geschöpfe in der Nähe des Menschen zu denken. Sie waren in der That auch die Herolde der Civilisation, der sie, seit sie von den Küsten des atlantischen Oceans aus ihren Zug begann, beharrlich voranschritten, und einige alte Ansiedler im Westen behaupten sogar das Jahr angeben zu können, in welchem sie zuerst über den Missisippi kamen. Mit Erstaunen fanden die Indianer plötzlich die verwitterten Bäume ihrer Wälder mit ambrosischer Süßigkeit gefüllt, und unbeschreiblich soll das Entzücken gewesen seyn, mit dem sie zum Erstenmale von dieser gleichsam vom Himmel gefallenen Götterkost schmausten. Jetzt schwärmen die Bienen in Myriaden

in den herrlichen Hainen und Wäldern, welche die Prairien umsäumen und durchschneiden, oder sich längs des Alluvialbodens der Flüsse hinziehen. Die biblische Verheißung: „Ein Land da Milch und Honig immer fleußt,“ paßt buchstäblich auf diese herrlichen Gegenden, denn die üppige Weide der Prairien ist ganz geeignet, Heerden zu nähren, zahllos wie der Sand am Meere, während der Blumenschmelz, mit dem sie übergossen sind, sie für die Nektar suchende Biene zu einem wahren Paradiese macht. Wir hatten uns kaum ein Lager eingerichtet, als auch schon einige der Unsrigen auszogen, um einen Bienenbaum zu suchen, und da Neugier mich trieb, so folgte ich gern der an mich ergangenen Einladung sie zu begleiten. Wir wurden von einem alten Bienenjäger angeführt, einem schlanken hochgewachsenen Manne, dem die Kleidung nachlässig am Leibe hing, und mit einem Strohhut auf dem Haupte, einem Bienenkorb nicht unähnlich. Ein ähnlich gekleideter Gefährte ohne Hut, mit einer langen Flinte, von der Schulter bis auf die Fersen herabhängend, schritt ihm zur Seite. Beiden folgten ein halb Dutzend andrer, theils mit Flinten, theils mit Aexten versehen, denn keiner verläßt das Lager unbewehrt, um theils auf Wildpret, theils auf feindliche Indianer vorgesehen zu seyn. Nachdem wir einige Zeit rüstig fortgeschritten waren, kamen wir an eine lichte Stelle am Saum des Waldes; hier machte unser Führer Halt, und ging zu einem niedern Gebüsch, auf dessen Spitze ein Stück von einer Honigscheibe befestigt wurde. Dieß war, wie ich bald bemerkte, die Lockspeise, denn mehrere Bienen flogen zu, krochen in die Zellen und hatten sie sich mit Honig beladen, so schossen sie pfeilschnell davon. Die Jäger beobachteten genau die Richtung, welche die Bienen einschlugen, und folgten ihr über verschlungene Wurzeln und gefallene Bäume, die Augen unverwandt gen Himmel gerichtet. Auf diese Weise kamen sie endlich zu dem hohlen Stamm einer abgestorbenen Eiche, in welcher die Bienen ihre Wohnung aufgeschlagen hatten, zu der sie durch eine Oeffnung einflogen, die sich ungefähr 60 Fuß hoch vom Boden befand. Zwei von den Bienenjägern machten sich nun eilig darüber her, den Baum mit ihren Aexten zu fällen, während die übrigen sich in geziemender Entfernung hielten, theils um nicht von dem fallenden Baume beschädigt zu werden, theils auch um sicher vor der Rache seiner Bewohner zu seyn. Die schallenden Schläge der Axt schienen die kleine fleißige Gemeinde durchaus nicht zu beunruhigen, denn die Bienen flogen, theils heimkehrend, theils auf Sammlung ausziehend, nach wie vor hin und her. Endlich stürzte der Baum mit lautem Krachen zu Boden, und einer der Jäger kam sogleich mit einem Büschel brennenden Feuers herbei, um die Bienen abzuwehren. Diese schienen jedoch auf nichts weniger als auf Rache zu denken, sondern vielmehr ganz betäubt von dieser plötzlichen Katastrophe zu seyn, und krochen ohne uns zu belästigen auf den Ruinen umher. Ein jeder von der Gesellschaft fiel nun mit seinem Jagdmesser über den Baum her, um die Honigwaben auszulösen, mit denen er gefüllt war. Einige derselben waren ziemlich alt und von brauner Farbe, andere aber schön weiß, und der Honig in den Zellen fast ganz durchsichtig. Die noch ganzen Waben wurden in Feldkessel gelegt, um nach dem Lager geschafft zu werden, die durch den Fall zerbrochenen aber auf der Stelle verzehrt. Jeder der Träger hielt ein tüchtiges Stück in der Hand, von dem ihm der Saft zwischen den Fingern herablief, und das so schnell in dem geräumigen Munde verschwand, wie ein Stück Torte vor dem Appetit eines Schulknaben. Doch nicht die Jäger allein ließen sichs wohl seyn, auch Bienen anderer Stöcke flogen herbei und schwelgten von dem Ruin ihrer Nachbarn. Die armen Beraubten selbst schienen so ganz entmuthigt zu seyn, daß sie weder einen Angriff auf ihre Räuber versuchten, noch von dem Nektar speisten, der um sie her floß, sondern nur in größter Verwirrung hin und her krochen. Endlich flogen sie auf bis zu der Stelle, wo früher ihre Wohnung sich in die Luft erhob, und als sie sie nicht mehr fanden, hingen sie sich in Massen an den dürren Ast eines nahen Baumes, von wo aus sie traurig auf die Ruinen ihrer kleinen Republik herabzublicken schienen.

Miscellen aus indischen Journalen.

Indischen Zeitungen zufolge hat General Allard sich persönlich bei Randschit Singh eingefunden und um Erlaubniß gebeten, abreisen zu dürfen, worauf er bedeutet wurde einen Razinameh (Bittschrift) aufzusetzen und dem Maharadschah zu überreichen. Der General that dieß und erhielt den Bescheid, daß ihm ein zweijähriger Urlaub zur Reise in sein Vaterland bewilligt sey, und daß er nach seiner Rückkehr abermals Anstellung bei dem Maharadscha erhalten solle. Der General wagte nun die Bitte um seinen rückständigen Sold, und erhielt zur Antwort, er möge nur abreisen und an einem gewissen ihm bezeichneten Ort warten, wohin ihm dann, das was Randschit Singh gefallen werde ihm zu geben, nachgesendet werden solle. Der General fügte sich der Weisung, und erhielt 7000 Rupien, etwa den fünften Theil dessen, was er von Rechts wegen zu fordern hatte.

*

Die Bevölkerung von Pulo-Penang oder der Prinz-Wales-Insel und der Provinz Wellesley, stellte sich am 31 Oktober 1833 folgendermaßen heraus:

Prinz-Wales-Insel.

Europäer und deren Abkömmlinge	780
Armenier	21
Malayen	16,435
Atschinesen	547
Battas	561
Chinesen	8751
Tschulias	7866
Bengalesen	1521
Siamesen und Burmesen	648
Araber	142
Parsen	51
Eingeborne Christen	708
Coffris *) (Nichtmohammedaner)	180
Eingeborenes Militär u. s. w.	678
Sträflinge und Lokalgefangene	1265
Kranke im chinesischen Armenhaus, in der Irrenanstalt und im Hospital der Eingebornen	140
Reisende	408
	40,522

Provinz Wellesley.

Malayen	41,702
Chinesen	2259
Tschaliahs	610
Siamesen	408
Bengalesen	577
Reisende	600
Zusammen	86,215

*

Auf einer Anhöhe unweit Punamalli wurde eine Cobra Capella (Brillenschlange) von der ungewöhnlichen Größe von 9 Fuß 8 Zoll und 4 Fuß 4 Zoll Umfang, um die Mitte des Leibes, erlegt. Im Todeskampf änderten Kopf und Schweif die Farbe, und nahmen die gewöhnliche nur dann erst wieder an, als das Thier todt war.

*

Die angesponnene, aber noch vor dem Ausbruch entdeckte Verschwörung in Candy und in den innern Provinzen von Ceylon muß von Bedeutung gewesen seyn, denn die Regierungszeitung vom 13 August des vorigen Jahrs enthält eine Proklamation, welche jeden, der Antheil an der Verschwörung hatte, vorausgesetzt, daß er nur nicht ein Hauptanstifter war, Verzeihung zusicherte, wenn er als Anklagezeuge auftreten wolle; nach dieser Proklamation streuten die Kandyhäuptlinge und Priester das Gerücht aus, die Regierung wolle die Religion Buddha's vernichten, und das System von Zwangsarbeit, wie es früher bestand, wieder herstellen. In dieser Beziehung enthält die Proklamation Nachstehendes: „Es wird hiemit erklärt, daß diese Behauptungen falsch und ungegründet sind, und daß die Regierung zwar nicht länger die Gegenwart der Einwohner bei religiösen Festen erzwingen, aber alle, die sich zur Religion Buddha's bekennen, in der freiesten Ausübung derselben schützen will.“

*) Andere Aussprache statt Kafies.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 108. 18 April 1835.

Bemerkungen über Brasilien.

(Aus der Schrift: three years in the Pacific.)

Am letzten Sonntag des Augusts 1831 entdeckten wir durch eine nebelige Atmosphäre das Cabo do Frio in einer Entfernung von 30 (engl.) Meilen. Dieses wilde unfruchtbare Insular-Vorgebirge liegt am Ende der Bai Marandaya, 68 M. östlich von Rio-Janeiro, und Küstenfahrzeuge können zwischen ihm und dem festen Lande durchfahren. Bei klarem Wetter sieht man das Land hoch sich erheben hinter der Bai, welche sich leicht gegen die Einfahrt des Hafens hin krümmt. Ehe der Tag sich neigte, sahen wir deutlich im Hintergrund der Bai die dreißig Meilen vom Kap erbaute Kirche unsrer lieben Frau von Nazareth, auch Capo Negro und die Marias-Inseln, welche 14 M. von dem Pao de Acucar (Zuckerhut) entfernt seyn sollen. Diesen letztern, der etwa 1300′ hoch an der linken Seite der Hafenmündung sich erhebt,*) erblickten wir erst zwei Tage später, als der Wind günstiger wurde, und der Nebel sich verzog. Auf der rechten Seite, am Fuße eines hohen Berges, erblickten wir die Mauern von Santa Cruz, und als wir näher kamen, erkannten wir die Flagge von Brasilien, gelb und grün, das heilige Kreuz, das Emblem der Religion des Landes, den Telegraphen und die Wachtschiffe, endlich die Masten der Schiffe im Hafen. Wir setzten unsere Fahrt fort, und kamen an einem kleinen Fort nahe an der Einfahrt von Bottafogo, dem Fort Villegagnon, der Punta de Gloria vorbei, und erreichten bald unsern Ankerplatz in einer der schönsten und malerischsten Baien der Welt. Die Ratten- und die Schlangen-Insel (ilha das cobras) lag zwischen uns und dem Ufer. Die erste ist bemerkenswerth, weil Seefahrer bei ihrer Ankunft sich dahin begeben, um die Richtigkeit ihrer nautischen Instrumente zu untersuchen; es ist ein kleiner, niederer Felsen, nicht weit von dem zweiten entfernt, der den äußern Hafen von dem innern scheidet: im ersten liegen die Kriegsschiffe, im zweiten die Kauffahrer.

Hinter dem Zuckerhut sind die Berge zerklüftet in tiefe Schluchten und in Piks gespalten, unter denen der Corcovado (der Bucklichte) alle andern überragt. Auf dem Gipfel sitzt, wie ein Adlernest unter Wolken, ein Observatorium und ein Wachtthurm, die man, wenn die aufsteigenden Dämpfe es nicht hindern, auf eine große Entfernung sieht.*)

Zwischen den Landzungen San Bernardo und Gloria erstreckt sich eine lange Bai, welche ehemals ein wahrer Sammelplatz der prächtig gefiederten Flamingos war, und daher jetzt noch den Namen Praya do Flamingo führt. Auf der letztern Landzunge ist eine kleine weiße Kirche, der Nossa Senhora de Gloria geweiht, ein achteckiges Gebäude mit einem schlanken, schwachen Thurme. Der Hügel, der sich etwa 100′ über den Meeresspiegel erhebt, ist einer der malerischsten Flecken um Rio, und verliebte Pärchen finden sich häufig daselbst ein. Am Eingang der Kirche hängen viele Angedenken an die von U. L. F. de Gloria gewirkten Wunder: Wachsabgüsse, zum Theil ziemlich obscön, von der einfachsten Wunde an bis zum häßlichsten Geschwür, sind hier gesammelt als Zeichen der von der Heiligen den Kranken beiderlei Geschlechts gewährten Hülfe.

Von hier aus zieht sich eine kleine, mit einer niedlichen Reihe weißer einstöckiger Häuser besetzte Bucht bis zur Landzunge St. Jago, auf welcher die Feste gleichen Namens steht. Die nächste Bucht ist kurz und endet mit „Cobras.“ Hier erblickt man über einem Mastenwald von kleinern Schiffen hin die Stadt, vor Allem den Praça de San Jose, den Palast und die kaiserlichen Kapellen. Die weiße Farbe der Gebäude hebt das Ganze gleich einem Gemälde hervor gegen den dunkeln Hintergrund der Berge. Glocken ertönen auf verschiedenen Punkten, Kanonen werden abgefeuert, und fast jeden Tag zischen zu verschiedenen Stunden Hunderte von Raketen zu Ehren irgend eines Heiligen in die Luft. Von hier aus gesehen hat die Stadt ein reinliches Aussehen, aber der Schein trügt.

Nordwärts erheben sich die Berge in schmal gespaltenen

---

*) Er ist sehr steil. Vor mehrern Jahren wettete ein östreichischer Midshipman, er wolle den Berg ersteigen, und gewann auch die Wette; er zündete oben ein Feuer an, zum Schrecken der Einwohner von Rio, die nichts von der Sache wußten, und meinten, der Zuckerhut sey plötzlich ein Vulkan geworden. Nachts ließen den Waghals die umherzischenden Schlangen und die Furcht, den steilen Berg hinabzurollen, nicht schlafen. Am andern Morgen aber stieg er herab. Ein nordamerikanischer Midshipman unternahm mehrere Jahre später dasselbe Wagstück, und pflanzte die Flagge seines Landes daselbst auf, die oben blieb, so lange das Tuch dem Wetter widerstand, denn kein Brasilier wagte sich hinauf. Seitdem hat ein kaiserlicher Befehl diesen Scherzen ein Ende gemacht.

*) Die Kuppe ist etwas über 2500′ hoch.

Piks, die man, von einer entfernten Aehnlichkeit mit Orgelpfeifen, die Orgelberge nennt. In derselben Richtung sieht man weiße Schlösser auf den Bergen und Felsen, so hoch, daß sie manchmal in Wolken eingehüllt sind. Zwei oder drei Klöster von ernstem, stattlichem Aeußern überragen die Stadt. Auf der östlichen Seite, fast Rio gegenüber, liegt ein niedliches stilles Dorf Praya grande, welches in der angenehmen Jahreszeit ein allgemeiner Vergnügungsort ist; es enthält mehrere Töpferfabriken, und ist berühmt wegen seiner in großer Menge ausgeführten Konfituren. Nahe am südlichen Ende von Praya liegt ein mächtiger Fels, den irgend eine Erschütterung vom festen Lande losgerissen zu haben scheint, mit dem er durch eine kleine hölzerne Brücke verbunden ist; auf dem Gipfel desselben — eine höchst romantische Lage — steht eine Kirche, oder ein Wohnhaus. Von diesem Punkte an krümmt sich die ruhige Bai von Jurufuba fast zirkelförmig gegen das Fort Santa Cruz. Längs dem Ufer liegt ein zerstreut gebautes, von Gärten und üppigen Kaffeepflanzungen umgebenes Dorf.

So schließt sich die große amphitheatralische Hafenbucht von Rio, denn in dem schmalen Passe zwischen Santa Cruz und dem Zuckerhute strömen die Wasser hinein in den prächtigen Hafen.

(Fortsetzung folgt.)

Einiges über die Bucharei.

(Fortsetzung.)

Der Chan Mir Mansum hatte drei Brüder: Umur Kschu-Bij, Darwisch-Bij und Fasul-Bij, wovon der erste Oberbefehlshaber aller bucharischen Truppen war, die beiden andern aber in der Zurückgezogenheit lebten. Auch hatte er drei Söhne, nämlich den jetzigen Chan Mir-Haidar, zu Lebzeiten seines Vaters Gouverneur von Kartsch; dann Divan Nassurbek, Oberbefehlshaber von Marwa, und Mir-Mohammed-Hussein-Bek, dazumal Gouverneur von Samarkand. Utkar, der Vater des jetzigen Wessiers, ein gescheidter, thatkräftiger und seinem Herrn ganz ergebener Mann, war Kissu-Begi des Chans Mir-Mansum. Als dieser Chan ohne Hoffnung zur Wiederherstellung krank darnieder lag, wünschte der Kissu-Begi, Utkar, den Thron für den gesetzlichen Nachfolger Mir-Haidar zu sichern, und schickte eilig zu ihm nach Kartsch, mit der Aufforderung, mit dem Heere ohne Verzug in die Residenz zu kommen. Doch zu schnell starb Mir-Mansum, und um eine Empörung zu verhindern, hielt Utkar den Tod des Chans selbst den nächsten Verwandten geheim. Das Gesetz erforderte, daß jeden Morgen sich die Beamten beim Chan zur Begrüßung oder Salam einfinden sollten; Utkar sagte es ihnen im Namen des Chans auf drei Tage ab, was übrigens doch schon bei manchem Verdacht erregte, da es noch nie vorgekommen war. Am dritten Abende verkündete Utkar für den folgenden Morgen im Divan-Chan eine Versammlung der bedeutendsten Personen, die sich dann auch zur bestimmten Zeit einfanden. Da erschien Utkar aus den innern Gemächern des Chans, stellte sich vor den Thron und befahl, daß alle Anwesende, noch ehe sie die Ursache hörten, weßhalb sie zusammenberufen, ihre Dolche und Säbel ablegen sollten. Diesem Befehl wurde Folge geleistet, und nun befahl Utkar abermals im Namen des Chans, alle sollten nach Hause zurückkehren, und morgen hier erscheinen. Obgleich man nun fest überzeugt zu seyn glaubte, daß der Chan gestorben, wagte doch niemand, ohne Waffen und umringt von Kriegern, irgend etwas zu unternehmen. Man ging auseinander, und es verbreitete sich das Gerücht in der Stadt, daß der Chan todt sey, und der Wessier Utkar den Thron besteigen wolle, woran man ihn verhindern müsse. Das wagte bis jetzt keiner. Nur Umur Kschu-Bij, des Chans ältester Bruder, der sich für den rechtmäßigen Thronerben hielt, beschloß nicht müßig zu bleiben, und hoffte auf einen für sich günstigen Erfolg, weil er Befehlshaber der Truppen war. Er versammelte alle Offiziere, erklärte seine Ansprüche auf den Thron, den er gegen die Usurpation des Kissu-Begi vertheidigen wolle, und schlug vor, mit den Truppen vor den Palast zu rücken, und von Utkar zu verlangen, vor den Chan gelassen zu werden; willfahre der Wessier diesem Verlangen nicht, müsse man Gewalt brauchen. Sein Vorschlag wurde von vielen angenommen, doch andere wandten dagegen ein, daß dieß eine Verletzung der Gesetze sey, für die sie, wenn der Chan noch lebe, schwer würden büßen müssen. Umur wollte von diesem Einwande nichts wissen, drang mit seinen Getreuen in den Palast, und forderte nun von Utkar vor den Chan gelassen zu werden. Der Wessier stellte ihm vor, was er wage, daß er mit wenigen Empörern die Ruhe des Chans und der Stadt störe; würde er mit seiner Bande sich nicht entfernen, würde man ihn mit Gewalt dazu zwingen. Umur lachte und zog mehr Verstärkung an sich. Da rief Utkar mit zorniger Stimme den Truppen gebietend zu: „Im Namen des Chans und in meinem eigenen, als euer oberster Befehlshaber, befehle ich Euch, zurückzukehren; thut Ihr dieß nicht, erkläre ich Euch für Empörer, und lasse Euch niederschießen!" Dieß wirkte; Umur-Bij sah sich von seinen Truppen verlassen, und er begab sich auf die Flucht nach der Provinz Katalurgan, dessen Einwohner ihn schützten. Utkar gab unterdeß Umur's Haus und Eigenthum dem Volke zur Plünderung Preis. In der Mitternacht desselben Tags rückte Mir-Haidar mit seinen Truppen aus Kartsch ein, und wurde von Utkar als Fürst empfangen. Nachdem man am folgenden Morgen die vornehmsten Personen im Divan-Chan versammelt hatte, wurde öffentlich der Tod des Chans Mir-Mansum bekannt gemacht, und daß nach dem Gesetze der Thronfolge jetzt dessen ältester Sohn, Mir-Haidar, Herrscher der Bucharei sey. Dieser beschwor nun auf den Koran, gnädig und gerecht zu herrschen, und seine Unterthanen zu schützen und zu lieben, wogegen ihm die Anwesenden den Eid der Treue leisteten; dann ging am folgenden Tage das feierliche Leichenbegängniß des verstorbenen Chans vor sich. Des Chans Mir-Haidar Verlangen an die Bewohner der Provinz Katalurgan, seinen Oheim Umur-Bij auszuliefern, wurde nicht gewillfahrt. Er schickte nun den Raasbek-Duacha mit 5000 Mann ab, um seinem Verlangen den gehörigen Nachdruck zu geben. Zwei Tage lang widerstanden die Bewohner der Stadt Katalurgan, da öffneten sie die Thore, und lieferten Umur-Bij aus, den man sogleich enthauptete und seinen Kopf dem Chan übersandte. Das Volk pries diese grausame That des Herrschers

als einen Akt der Gerechtigkeit. Auch die Brüder des neuen Chans, nämlich der zu Marwa befehligende Divan-Nassürbek und der in Samarkand, Mir-Mohammed Hussein-Bek, hatten sich seine Ungnade zugezogen, und flüchteten sich aus dem Lande. Der Sohn Mir-Haidar's, Turuchan, ist jetzt gesetzlicher Thronfolger, und steht bei seinem Vater, bei dem er sich aufhält, in großer Gunst.

Wir fügen hier noch einige Bemerkungen über die Nachbarn der Bucharen hinzu.

Kokan, an der nördlichen Gränze der Bucharei, war früher eine dazu gehörige Provinz; es fehlen aber bestimmte Nachrichten, auf welche Art und zu welcher Zeit eine Trennung erfolgte. Der unumschränkte Herrscher von Kokan ist Umer-Chan, dessen Volk von ihm nach gleichen Gesetzen, wie in der Bucharei, beherrscht wird, und mit diesem Lande auch fast gleiche Sitten, Gebräuche, Handel und Religion hat. Kokan hat eine geringe Einwohnerzahl und einen kleinen Flächeninhalt, und ist daher schwächer wie die Bucharei, was auch schon daraus hervorgeht, daß die Kokanter den Bucharen im Handel Zoll zahlen müssen, was aber umgekehrt nicht der Fall ist. Ehrsucht der Herrscher, Handelsneid und andere Ursachen bewirken unaufhörlich Uneinigkeiten und Zwistigkeiten zwischen diesen Nachbarvölkern. Die Kokanter fallen in die Gränzstädte der Bucharei, wo sie es größtentheils auf Raub des Viehes absehen, was von den Bucharen mit Gleichem erwidert wird. Ungefähr vor 20 Jahren wurde der Streit so ernsthaft, daß ein bucharisches Heer in Kokan einrückte, und die Städte Taschkent und Uratjup einnahm. Die letzte Stadt besitzen die Bucharen noch; Taschkent aber wurde von den Kokantern in einem 1820 ihrerseits glücklich geführten Kriege wieder zurückerobert. Das Eigenthümliche bei diesen Kriegen ist, daß durch sie der Handel keineswegs gestört wird, sondern daß, während das Militär wechselseitig Festungen und Städte erobert und Schlachten liefert, die Kaufleute friedlich in beide Länder hinüberreisen, und ungehindert ihre Handelsgeschäfte abmachen.

Ueber den Einfall der Afghanen in die Bucharei vor etwa 40 Jahren finden sich folgende Nachrichten. Damals verbanden sich die Kokanter mit den Bucharen gegen den Schah von Cabul, Temir, der unter allen Afghanen einen Bund zur Unterwerfung der Bucharei zu Stande gebracht hatte. Als der Chan Mir Mansum das Anrücken seiner Feinde erfuhr, forderte er seine Nachbarn zur Hülfe auf, welchem Verlangen der Kokanter, Turkestaner und die Chascharen und Truchmenen, welche beide letztere damals noch nicht von der Bucharei unterworfen waren, auch Genüge leisteten und mit Truppen nach der Stadt Kiliwa am Amur-Daria zogen, um sich mit den Bucharen zu vereinigen. Hier stieß man mit dem Feinde zusammen, was dem Schah Temir unerwartet kam, der wohl einsah, daß er gegen ein solch starkes Heer der Verbündeten nichts ausrichten dürfte, und deßhalb um Frieden bat. Chan Mir-Mansum bewilligte ihm diesen, jedoch solle Temir tributpflichtig werden, und die durch das Zusammenbringen des Heeres verursachten Kosten zahlen. Temir verwarf diese Proposition und nun sollte der Krieg beginnen. Vier Tage lang standen die Heere unthätig einander gegenüber; endlich in der fünften Nacht überfielen die Bucharen die Afghanen, und erfochten einen glänzenden Sieg, in Folge dessen sie das feindliche Lager eroberten, das Heer der Afghanen zerstreuten und Temir selbst sich nur mit wenigen Getreuen durch schnelle Flucht retten konnte. Die Bucharen kehrten mit ihren Verbündeten nach Hause zurück, und theilten die Beute. Bei dieser Theilung glaubten sich die Issaren übervortheilt, waren darüber erzürnt, wagten aber nicht offen wegen ihrer Schwäche gegen die Bucharen aufzutreten, sondern beunruhigten die Gränzen nur durch Plünderung und Rauben des Viehs. Chan Mir-Mansum wollte sie dafür bestrafen, und gab daher seinem Sohne Mir-Haidar, dem Gouverneur von Kartsch, den Auftrag, die Issaren gänzlich zu demüthigen und nach Landessitte ihm den Kopf des issarischen Häuptlings Alaberd Tasü zu bringen, falls er nicht die Ungnade seines Vaters sich zuziehen, die Aussicht auf die Thronfolge und die Gouverneurstelle verlieren wolle. Der jugendliche Mir-Haidar, mit einer hinlänglichen Zahl von Truppen, besiegte die Issaren, nahm ihre Hauptstadt Issar, ließ Alaberd Tasü enthaupten, dann seine Truppen das ganze Land besetzen, und kehrte zu seinem Vater zurück, der ihn freudig aufnahm. Seit jener Zeit ist Issar eine bucharische Provinz.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Ein Besuch auf Island über Tronvem (Drontheim).

John Barrow, der Verfasser des vorliegenden, so eben in London erschienenen Werkes, schiffte sich am 15 Junius 1834 zu Liverpool auf einer Yacht ein, und kam nach ziemlich glücklicher Fahrt zu Tronyem an. Während die Yacht ausgebessert wurde, besuchte er die Stadt Rbraas, bekannt durch ihre Kupferminen, bei denen gegen 1500 Menschen Arbeit finden. Von hier brach er auf, um die Lappländer aufzusuchen, die sich zuweilen in der Nähe der Stadt aufhalten. Sein Weg führte ihn durch ein trauriges unfruchtbares Land, das jedoch zum Glück, obschon dünn, dennoch mit gastlichern Menschen bevölkert ist, als der Boden, den sie bewohnen.

„Die Wohnungen der Lappen, sagt der Reisende, lagen am Abhange eines kahlen Berges, auf dem bis zu den elenden Hütten herab noch tiefer Schnee lag, der bei dem gerade sehr heftig wehenden Winde und dem in Strömen herabstürzenden Regen eine so durchdringende Kälte erzeugte, daß ich, matt und müde wie ich war, mich in meinem Leben noch nicht so unbehaglich fühlte, als in den Hütten dieser Lappen, die zudem nur geringen Schutz gegen den Sturm boten.

Eine Hütte heißt in der Sprache dieser Leute Kodscha, und hier befanden sich drei oder vier dieser elenden Gebäude unweit von einander, von denen jedoch nur zwei bewohnt waren. Sie sind aus birkenen in einem Cirkel von 6 bis 8 Fuß Durchmesser in den Boden gerammten, oben in einer Spitze zusammenlaufenden Pfählen aufgerichtet, so daß das Ganze eine komische Gestalt hat. Der höchste Punkt im Innern der Hütte mißt nicht mehr als sechs Fuß; die Außenseite derselben ist mit ausgestochenem Rasen bedeckt, und unterhalb sind ringsherum große Steine gelegt, welche mit zur Festigkeit des Gebäudes beitragen müssen. Den Eingang bildet nur eine drei Fuß hohe Oeffnung, durch die ich, ganz steif vor Kälte, nur mit Mühe zu schlüpfen vermochte; die Lappländer dagegen liefen mit großer Leichtigkeit aus und ein. Ein vor dieser Oeffnung hängendes Rennthierfell vertritt die Stelle der Thüre, und in der Mitte der Hütte brennt ein Feuer, dessen Rauch durch eine kleine oben in der Spitze gelassene Oeffnung entweicht. Die Hitze im Innern war, ganz gegen meine Erwartung, so drückend und der Rauch so erstickend, daß ich der Einladung der Bewohner und des schlechten Wetters ungeachtet, den angebotenen Sitz am Feuer ablehnen mußte. Diese Wohnungen sind so klein, daß die Eigenthümer nicht einmal ihre Vorräthe in

denselben aufbewahren können, wozu dagegen eine außerhalb der Hütte angebrachte sechs bis sieben Fuß hohe Platform, oder vielmehr Bank, von Birkenzweigen dient, auf die sie ihre Milch u. s. w. stellen, und dann zum Schuz gegen die Witterung mit einem Fell bedecken.

Sämmtliche Bewohner dieser Hütten waren von kleinem Wuchs, und der größte schien mir nicht ganz fünf Fuß zu haben. Die übertriebene Angabe vieler Reisenden, daß die durchschnittliche Größe der Männer 4 Fuß und die der Weiber nur 3½ Fuß betrage, fand ich eben so wenig bestätigt, als das, was dieselben Schriftsteller von der weichen, weibischen Stimme der Lappen und der Weichheit ihrer Sprache fabeln. Die leztere, so wie deren Aussprache lautet vielmehr sehr rauh, und sie sprachen so laut und schnell, daß ein Fremder glauben mußte, sie zankten mit einander. Käse war, wie sie mir sagten, das einzige feste Nahrungsmittel, das sie zu dieser Zeit hatten, und die Art, wie sie mir für etwas geräuchertes Rindfleisch und Schinken, das ich ihnen schenkte, dankten, überzeugte mich, daß sie wahr gesprochen hatten. Mein Bedienter, gewöhnt Tabak zu kauen, gab ihnen einige Rollen, ein Geschenk, das ihnen große Freude machte. Die Munterkeit und Zufriedenheit dieser Leute überzeugte mich, daß sie von ihrer ungünstigen Lage durchaus nicht zu leiden schienen; wenigstens so lange ich da war, nahm das Lachen und Schwazen kein Ende. Die Tochter meines Wirths schien ein sehr fleißiges Mädchen zu seyn; sie war eben beschäftigt, sich ein Kleid aus Rennthierfell zu verfertigen, und ließ sich, obschon sie zuweilen am Gespräch Antheil nahm, durch unsern Besuch keineswegs in ihrer Arbeit stören."

Wenige Tage nach der Rückkehr unseres Reisenden von seinem Ausfluge, segelte er nach Island und ging glücklich im Hafen von Reikiavik vor Anker. Der Sage zufolge war es hier, wo Ingolf die erste Niederlassung von Island gründete, nachdem er jedoch früher schon an einer andern Stelle das Land erreicht hatte, die heutzutage noch Ingolfs Hoofde genannt wird. Hier warf er, den abergläubischen Gebräuchen jener Zeit folgend, seine Thürpfosten (die gewöhnlichen Penaten), die er von Norwegen mitgebracht hatte, in das Meer, um zu sehen, wo sie an das Land treiben, und ihm so die günstige Stelle bezeichnen würden, die ihm das Schicksal zu seinem Wohnsiz bestimmt habe. Die Penaten trieben bei Reikiavik, dem „rauchenden Dorf" ans Land, wegen der Nähe einer heißen Quelle so genannt.

Reikiavik ist bis auf den heutigen Tag noch die Hauptstadt von Island, aber so klein und unbedeutend, daß Tronyem und selbst Röraas im Vergleich mit ihr als bedeutende Städte erscheinen. Die Hauptkirche, von der der Reisende seiner Beschreibung eine Zeichnung beigefügt hat, sieht nicht viel besser aus als eine Scheuer; rings um die Stadt ist nicht ein einziger Baum oder auch nur Gebüsch zu sehen, und der Boden oder das Klima ist eben günstig genug, um Kartoffeln so groß wie Holzäpfel und Krautköpfe nicht viel größer als Kronenthaler zu erzeugen. Rettige, Senf und Kresse scheinen noch am besten zu gedeihen; für den Hungrigen freilich eine sehr schmale Kost.

Der Reisende bedauert sehr, den im Frühsommer stattfindenden Jahrmarkt versäumt zu haben, und gibt, nach Hörensagen, eine Beschreibung von dem Salmenfang, wie er vor Zeiten auf der Lax-Elbe (Salmenfluß) betrieben wurde, ein Fluß, der 6 bis 7 Meilen östlich von der Stadt in die Bai fällt. Jezt geht es nicht mehr so fröhlich dabei her:

„Der zum Salmenfang bestimmte Tag wurde als ein regelmäßiges, jedes Jahr wiederkehrendes Fest betrachtet, zu dem sich alle Bewohner von Reikiavik und der Umgegend, nah und fern, an einer besondern Stelle versammelten, wohin die Fische vorher schon in unglaublicher Menge zusammengetrieben worden waren. Allenthalben sah man lauter fröhliche lachende Gesichter, jeder Unterschied des Standes schien aufgehoben, und der Bischof, der Stiftsamtmann und die übrigen hohen Behörden sprachen und scherzten mit dem gemeinsten Manne so vertraut, wie mit ihres Gleichen, während Männer und Weiber in dem Pfuhl umherwateten und die Fische mit den Händen ans Land warfen, wo sie von andern in Körbe gelegt und nach der Stadt gebracht wurden, wo man sie trocknete und einsalzte. Oft wurden an einem solchen Tage zwei- bis dreitausend Salmen gefangen."

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Capitän C. W. Grant, vom Ingenieurkorps, wurde von der brittischen Regierung beauftragt, in der Provinz Dudschapur in Kutsch nach Steinkohlen zu graben, wobei er nachstehende Bodenschichtung fand, die wir aus dem Asiatic Journal, hauptsächlich wegen des merkwürdigen so häufigen Wiederkehrens des blauen Thones, hier mittheilen.

	Dicke der Schichten	
	Fuß	Zoll
Alluvialboden	2	9
Brauner Sandstein	6	3
Gefleckter Lehm	4	9
Blauer Thon	19	9
Lichtrother Sandstein	4	8
Sehr harter eisenhaltiger Sandstein	—	6
Lichtrother Sandstein	12	11
Blauer Thon	14	5
Kohle	—	2
Blauer Thon	45	11
Weißer Sandstein	21	6
Blauer Thon	17	3
Weißer Sandstein	52	9
Blauer Thon	4	9
Hier kamen Stücke Eisenkies mit Sand vermischt.		
Weißer Sandstein	14	10
Blauer Thon	11	6
Stücke verkohlten Schilfes und Binsen.		
Weißer Sandstein	5	6
Stücke rußiger Kohle und Eisenkies.		
Blauer Thon	6	—
Sehr harter gelber Sandstein	1	6
Blauer Thon	1	6
Stücke Lignit, nebst viel Gagat (sehr harte Steinkohle) und Eisenkies.		
Sandstein und Thon in Blättern	1	6
Blauer Thon	1	6
Blättriger Sandstein und Thon	1	6
Blauer Thon	4	6
Stücke rußiger Kohle an mehreren Stellen, verkohlte Binsen und Kies.		
Weißer Sandstein	10	6
Blauer Thon	1	9
Eine bedeutende Menge Gagat und Lignit.		
Weißer Sandstein	1	6
Lignit und Gagat.		
Blättriges Gestein und Thon	1	6
Blauer Thon mit rußiger Kohle und verkohltem Schilf.		
Weißer Sandstein	8	9
Blättriger Sandstein und Thon, nebst anderm Thon stark mit rußiger Kohle vermischt.		
Verkohlte Binsen und Kies	2	5
Harter Sandstein	3	—
Gesammttiefe der Bohrung	266	7

*

Nachstehendes sind die Einnahmen der unten aufgezählten religiösen Gesellschaften in England.

Brittische und auswärtige Bibelgesellschaft	88,897	Pf. St.
Kirchliche Missionsgesellschaft	52,922	—
Londoner ditto	49,437	—
Baptistische ditto	16,160	—
Gesellschaft für christliche Erkenntniß	72,109	—
	274,525	Pf. St.

Der Betrag aller Einnahmen der verschiedenen ähnlichen Gesellschaften in Großbritannien und Amerika im vergangenen Jahre betrug 680,154 Pf. St., wovon nahe zu ein Fünftheil für verkaufte Bücher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 109. 19 April 1835.

Einiges über die Bucharei.

(Schluß.)

Die Truchmenen, die zwischen Sserachs, Marwa und Dshardsha in der Bucharei leben, so wie die, welche sich in der Stadt Sserachs häuslich niedergelassen haben, sind von demselben Stamme mit denen, die zwischen Chiwa und dem kaspischen Meere am Mangischlak umherwanderten, sich aber noch vor der Zerstreuung der Letztern hier niederließen. Es sind ungefähr 30 Jahre her, daß sie noch unabhängig von den Bucharen, frei wie die Kirgisen, lebten. Darauf gewann sie Chan Mir-Mansum durch Ueberredung für sich, ohne die Gewalt der Waffen brauchen zu dürfen, wobei er vorzüglich durch den Druck, den die Perser über die Truchmenen ausübten, unterstützt wurde. Zwischen den Persern und Bucharen in ihrer Steppe eingeschlossen, wollten sie lieber den Letztern unterthan seyn, von denen sie Schutz und Hülfe hofften. Dazu kam noch, daß mit diesen die Gleichheit der Religion sie verband, da die Perser, wenn auch Mohammedaner, doch für Ketzer gehalten werden, als zur Sekte Ali's gehörig. Da die Truchmenen bei der Eroberung von Sserachs den Bucharen wichtige Hülfe geleistet hatten, so gab der Chan ihnen zum Lohn diese Stadt, um sich in derselben ansässig zu machen, nachdem die alten Bewohner in das Innere der Bucharei übergesiedelt waren. Die Häuser der Stadt waren zerstört worden, die Truchmenen bauten sie wieder für sich auf, und erbaten sich einen Anführer vom Chan. Jetzt ist die Stadt eine der blühendsten in der Bucharei, und eine feste Vormauer gegen die Angriffe der Perser.

Die Truchmenen am Mangischlak nahmen die Steppen zwischen Chiwa und dem Aral-See, am östlichen Ufer des kaspischen Meeres ein, wo sie seit früherer Zeit frei und unabhängig lebten. Sitten, Lebensart, Religion, Gewerbe und Gebräuche haben sie mit den Kirgisen gemein, und bedingten eigentlich ein friedliches Leben zwischen beiden Völkerschaften; doch im Gegentheil fanden beständige Streitigkeiten, besonders die sogenannte Baranta, d. h. das Rauben des Viehs, statt und vermehrten sich so, daß endlich die Truchmenen durch Gesandte an die russische Regierung die Bitte ergehen ließen, diese möchte für sie zum Schutze gegen die Angriffe der Kirgisen am Mangischlak eine Festung anlegen. Da dieß, aus welchen Gründen ist unbekannt, nicht geschah, so ertrugen die Truchmenen noch eine Zeit lang ihr Ungemach, und verließen dann endlich diese Steppe, indem einige zu den Persern, andere nach Chiwa, und noch andere in die astrachanschen Steppen gingen. Ein kleiner Theil von denen, die nach Chiwa auswanderten, trennte sich, ging über den Amur-Daria, an den bakanskischen Steppen vorüber, nach der bucharischen Stadt Nura, wo sie sich den Bucharen unterwarfen und ansiedelten; sie zahlen wie die andern zwischen Dshardsha und Sserachs wohnenden Truchmenen als Tribut von 40 Schafen, eins.

Was den in die Bucharei führenden Weg betrifft, so geht die Karawanenstraße von der russischen Gränze über Troïzk durch die Kirgisensteppe auf einer Strecke von 232 deutschen Meilen, und zwar in folgenden Stationen:

1) Von Troïzk bis zu dem kleinen Flusse Tonsak, 7 Meilen mit Packpferden und 36 Stunden mit Kamelen.

2) Von diesem Flüßchen bis zum Tobol, ungefähr 14 Meilen, wo man genug Heu und Wasser in vielen Seen zum Futter für die Thiere vorfindet.

3) Vom Tobol bis zum Flusse Ubagon, 21$^1/_2$ Meile, mit hinreichendem Futter und Wasser.

4) Von hier bis zur Gegend der sieben Flüßchen, 24 Meilen, mit genug Futter, aber mangelndem Wasser, das man mit sich führen muß.

5) Von den sieben Flüßchen bis zum Flusse Sür-Kupa, 14 Meilen. Hinlänglich Heu und Wasser.

6) Von diesem Flusse bis zum Turgai, 14 Meilen, mit Ueberfluß an Wasser und Futter.

7) Vom Turgai bis zum Flusse Jelantschik, 14 Meilen. Genug Futter; Wasser findet man, ohne zu tief zu graben.

8) Von hier bis zum Sür-Daria sind 50 Meilen, die man mit beladenen Kamelen in 10 Tagen, zu Pferde aber in 7 Tagen zurücklegt, und überall Futter und Wasser trifft.

9) Vom Sür-Daria bis zum Flusse Ubagan, 8$^1/_2$ Meile, mit hinlänglichem Wasser und Futter.

10) Von dort bis zum Jangü-Daria, 6$^1/_2$ Meile. Futter und Wasser genug.

11) Vom Jangü-Daria bis zum Berge Albara, an dem eine Quelle entspringt, 14 Meilen. Hier führt der Weg durch eine sandige Gegend, wo nur wenig Futter und Wasser gefunden wird, welches man daher mit sich führen muß.

12) Vom Berge Aldara bis zur Gegend Bischbulan, 10 Meilen, eine Strecke wo man wenig Futter und bitteres Wasser findet.

13) Von hier bis zur Gegend von Juss-Kuduk, 4½ Meile.

14) Von Juss-Kuduk bis zum Berge Puikpuildük, 8½ Meile.

15) Von Puikpuildük bis zur Gegend Karagat, 8½ Meilen. Ueberall wenig Futter und kein Wasser.

16) Von hier bis zur Gegend Tusrabat, 8½ Meilen, mit wenig Futter und Wasser, das man ausgraben muß.

17) Von Tusrabat bis zu den bucharischen Ansiedlungen, 6 Meilen, wo man Wasser in den bei den Ansiedlungen befindlichen Brunnen nimmt.

18) Von hier bis zur Residenzstadt Buchara sind ungefähr 7 Meilen.

Mit beladenen Kamelen macht man, ausgenommen das Uebersetzen über Flüsse, die Reise in 40, zu Pferde aber in 31 Tagen.

Bemerkungen über Brasilien.

(Fortsetzung.)

Bald hatte ich einen alten Freund hier aufgefunden, und wanderte mit diesem durch die Straßen. In der Hauptstraße oder Rua direita hielten wir vor dem Hotel du Nord, das, wie so manches andere, seine besten Tage in seiner Jugend gesehen hatte, und innerhalb fünf Jahren zu einer bloßen Kneipe herabgesunken war. Von diesem Punkte aus übersahen wir die Straße, und eine lebhaftere Scene läßt sich nicht leicht denken. Geschäftsleute eilten auf den Trottoirs dahin, und stießen da und dort an den lässig dahin schlendernden freien Schwarzen, oder den an seiner Thüre schmauchenden Krämer; die eingebornen Offiziere schritten mit einem wichtig thuenden hochmüthigen Aussehen bedächtig durch die Straßen. Die Caleças (Kaleschen) und Seges (Karriolen) rasselten unter dem Antreiben und Spornen der Maulthiere durch die Straßen. Die hohen Stiefel mit schweren Sohlen und Absätzen, mit plattirten Sporen, der glasirte Lederhut und der hohe Federbusch zeichnen den Calegero vor jedem andern Diener in der Stadt aus. Züge von Sklaven, durch eiserne Halsbänder und Ketten von 10 oder 12 Fuß Länge an einander geschmiedet, trotteten mit Körben voll Kaffee oder Zucker auf dem Kopfe dahin, und bemühten sich, den traurigen Klang der Eisen durch Gesänge zu übertönen, die sie vielleicht in ihren heimathlichen Wäldern gesungen hatten. Jedem dieser Züge folgte ein Soldat mit gezogenem Pallasch in der einen, und einer schweren Peitsche in der andern Hand. Dann kam ein artiger Palankin, den zwei Sklaven in kurzem Trabe trugen; er hielt vor einem Marchand de modes, eine farblose, mit Juwelen bedeckte Hand schob den Sammtvorhang zurück, und der Verkäufer von Spitzen und Bändern rannte hinter seinem Rechentisch vor, und verbeugte sich tief. Auf einmal zischte in der Nähe eine Rakete auf, und unter einem Schwarm von Negerknaben platzte ein Bündel Schwärmer. Dann kam ein dicker, bleich aussehender Priester, unter einem dreiträndrigen an den Seiten aufgestülpten Hute, mit einem langen seidenen Strick, dessen Ende ihm in Form einer Quaste den Rücken hinabfiel; er trug einen langen seidenen Rock und schwere Schuhe mit großen Schnallen. Hart hinter ihm schritt mit kurzen Schritten ein junger brasilianischer Dandy einher, kaum vierzehn Jahre alt, aber angezogen wie ein Mann von 25; er trug einen Stock in der einen, ein Säckchen in der andern Hand, und verschwand beinahe unter seinem Federhut, der sich gleich einem großen Löschhorn über seinem Kopfe thürmte. Dann folgte ein Dutzend Sklaven oder Wasserträger ganz nackt. Die nächste Figur war ein stattlicher, gesetzt aussehender Mann, dessen rundes Gesicht einen Bon-vivant von unerschütterlichem Gleichmuth zeigte: er trug einen aufgestülpten Hut mit Straußenfedern, einen breit abgeschnittenen Frack, eine Weste mit geräumigen Taschen und zierliche Beinkleider, die wie alles Andere schwarz und am Knie über einem Paar rothseidener gewirkter Strümpfe zugeschnallt waren: ein Paar stumpfzugehende Schuhe mit mächtigen Schnallen aus falschen Steinen vollendete den Anzug. Eine seiner Hände, mit Spitzen um das Gelenke, hielt er mit dem ausgezogenen Handschuh auf dem Rücken, während die andere behandschuhte einen Stock mit goldenem Knopfe schwang, und denselben fast bei jedem Schritt der leicht gebeugten Gestalt auf dem Pflaster aufstieß; — dieß war ein Mitglied des Kongresses.

Ich machte meinem Freunde eine Bemerkung über die harte Behandlung der Sklaven, deren Zeuge ich gewesen, dieser entgegnete mir aber: „die Sklaven werden in diesem Lande mit der größten Menschlichkeit und Milde, ja in manchen Fällen nur zu nachsichtig behandelt. Die Neger, die Sie vorbeiführen sahen, sind Regierungssklaven geworden wegen ihrer Verbrechen; jeder derselben hat irgend eine Gewaltthätigkeit, einen Raub oder Mord begangen. Hinrichtungen sind eine in Brasilien kaum bekannte Strafe; wird ein Neger eines Verbrechens überführt, so wird er gewöhnlich zur Kettenarbeit auf eine gewisse Anzahl Jahre verurtheilt, nach deren Verlauf er seinem Herrn zurückgegeben wird."

„Erhält der Herr Ersatz für die dadurch verlorene Arbeitszeit?"

„Nein, dieser Verlust wird als eine gerechte Strafe betrachtet, daß er den Sklaven nicht besser unterrichtete."

„Werden diese Verbrecher an Privatpersonen verliehen, oder zu öffentlichen Arbeiten verwendet?"

„Das Zollhaus verwendet viele davon, viele müssen die Straßen kehren, und andere endlich werden mit Abtragung von Hügeln und Sprengen von Felsen beschäftigt."

Wir gingen langsam weiter, und bogen in die Rua d'Ouvidor, welches die eigentliche Straße der französischen Modisten, und nach der Rua direita vielleicht die geschäftsvollste und fashionabelste ist. Sie führt nach dem Theater und dem Opernhause, und gewöhnlich jagte der Kaiser hindurch, mit eigener Hand vier graue, wunderschöne Pferde lenkend; voraus ritt ein Trompeter, und hintennach folgte ein Trupp Kavallerie: dann flog jeder Hut herunter, und jeder trat zur Seite, um den kaiserlichen Kutscher vorüber zu lassen.

Meine Aufmerksamkeit ward durch eine Gruppe Neger angezogen, in deren Mitte einer nach dem Klang eines rohen, mit der Stimme begleiteten Instrumentes tanzte. Einige müßige Neger aus der Nachbarschaft hatten sich versammelt, um den Guachambo, eine Art Fandango nach dem Tone einer Marimba, eines afrikanischen Instrumentes, zu tanzen. Dieß wird gewöhn-

lich aus einer leichten Holzart gemacht, und gleicht dem Vordertheil eines Schuhs, auf der flachen Seite sind acht Stücke Stahldraht befestigt, deren Enden sich auswärts krümmen, und, da sie von verschiedener Länge sind, eine Octave bilden. Die längern Enden dieser Tasten stehen frei, und geben, wenn man sie berührt, einen schleppenden, aber doch nicht unangenehmen Ton. Man faßt dieses Instrument mit beiden Händen und spielt es mit den Daumen. Bei einer andern Art der Marimba werden die Tasten auf einem dünnen Brettchen angebracht, und dieses an eine dünn gekrazte Kokosnußschale befestigt; dann klingen die Töne heller und musikalischer. Die Portiers, welche stets an den Thüren der Privatwohnungen sitzen, — in denen, beiläufig gesagt, am Fuße der Treppe stets die Familienkutsche parat steht, um den Rang des Hausherrn anzudeuten — bringen stundenlang mit dieser einförmigen Musik zu, deren Spiel nur höchstens einen Grad über dem dolce far niente ist.

Als der Tanz aufgehört hatte, und die Schwarzen uns Platz machten, rief ich den Musiker herbei, um sein Instrument untersuchen zu können: er schien über unsern Antheil an seiner Musik sehr erfreut. Der Bursche war jung und strotzte von Gesundheit, hatte aber einen ungemein dummen Ausdruck im Gesichte, hauptsächlich durch eine Reihe kleiner Fleischknoten, die sich von der Nasenspitze bis über die Stirne hinaufzogen; wenn seine Aufmerksamkeit nicht auf andere Weise in Anspruch genommen war, richteten sich seine Augen stets auf dieses unterscheidende Merkmal. Auf unser Verlangen spielte er eine lebhafte Melodie, welche er mit kurzen schaukelnden Bewegungen des Körpers begleitete. Alsbald kamen die Neger näher und näher, bis wir ganz von grinsenden Zuschauern eingeschlossen waren. Ich fragte nach dem Ursprunge der Fleischknoten auf Nase und Stirne des Negers, und mein Freund antwortete mir, dieß sey eine Art von Tättuirung, die als Unterscheidungszeichen des Stammes diene, und von den Aeltern schon in der ersten Kindheit vorgenommen werde. Er zeigte mir in dem uns umgebenden Haufen einen, dessen eine Wange aufgerissen war, bei einem andern waren beide Wangen aufgeritzt, bei einem dritten die Schläfe, bei einigen die Brust und der Rücken, einem waren die Zähne diagonal durchgeschnitten, so daß sein Gebiß ganz sägenartig aussah. Troz dem gemeinsamen Elend hatten die Neger ihre Stammfeindschaften nicht vergessen, und ihren gegenseitigen, vielleicht erblichen Haß mit sich gebracht. Die Brasilier glauben, daß die Sicherheit der geringen Anzahl von Weißen hierauf beruhe, was zum Theil wahr seyn mag; ich vermuthe aber, daß die der afrikanischen Race eigenthümlichen Züge der Apathie und Sorglosigkeit die Hauptursache sind, weßhalb sie sich nicht insgesammt erheben und ihre Herren vernichten.

In der Nähe stand ein von einem Engländer gehaltenes Hotel, das beste und das schlechteste am Orte, denn es ist das einzige, und hält sich nur durch die Fremden, da die Einheimischen selten Gasthäuser besuchen. Nachdem wir uns einen Augenblick umgesehen, und über der Thüre eine Platte bemerkt hatten, mit der Aufschrift, daß hier „bains chauds" zu haben seyen, kehrten wir in die Rua d'Ourives zurück, die ganz von Silberschmieden und Juwelenhändlern besetzt ist, und nachdem wir ihr 4 bis 500 Schritte weit gefolgt waren, wandten wir uns rechts und traten ins Komptoir meines Freundes, wo einige Bekannte desselben in ein politisches Gespräch über die Abdankung des Kaisers und den Zustand des Landes verwickelt waren, aus dem ich vernahm, daß zwei auf Kosten des Kaisers in Frankreich erzogene Mulatten an der Spitze der republikanischen Partei stünden, die indeß sehr schwach sey. Dieß mochte wahr seyn, wenn aber die Schilderung der Soldaten richtig ist, wie sie einer der Anwesenden auf meine Frage: ob die einzelnen vorgefallenen Kämpfe blutig gewesen seyen, gab, so bedarf die republikanische, oder vielleicht eher die Mulattenpartei, keine große Stärke, um den Sieg davon zu tragen, denn jene Antwort lautete: „blutige Kämpfe! hundert gute Soldaten können die Stadt zu jeder Zeit einnehmen, fünfzig schwarze Spitzbuben können ungehindert durch die Stadt rennen und die Weiber niedermetzeln, während die Soldaten in die Häuser rennen und die Thüren zuschließen."

(Fortsetzung folgt.)

Das Wörterbuch der französischen Akademie.

Die französische Akademie hat so eben ihr Wörterbuch der französischen Sprache beendet, von welchem die letzte Auflage im Jahre 1762 erschien. Sie ist in der That die letzte, welche von der Akademie anerkannt wird, und es hieße sich sehr täuschen, wollte man die neuern Ausgaben, welche sich mit dem Titel des Wörterbuchs der Akademie schmückten, als das Resultat der ausdauernden Studien betrachten, denen sich diese ausgezeichnete Gesellschaft seit mehr als 30 Jahren hingegeben hat, um ihr Wörterbuch mit dem gegenwärtigen Zustande der Kenntnisse, und hauptsächlich mit den neuesten politischen Institutionen in Einklang zu bringen, welche auf die große Kunst der Rede so großen Einfluß gehabt haben.

Gleich nach Bekanntmachung der Ausgabe von 1762 beschäftigte sich d'Alembert, der beständige Sekretär der Akademie, und Marmontel, sein Nachfolger, mit den Vorarbeiten zu einer neuen Ausgabe, indem sie eine Menge Zusätze und Verbesserungen in ein durchschossenes Exemplar niederschrieben.

Als die Revolution ausbrach, wurden die gelehrten und literarischen Gesellschaften aufgelöst. Ein Gesetz vereinigte ihre Dotationen mit den öffentlichen Domainen, und somit ward das Wörterbuch der französischen Akademie Nationaleigenthum. Man suchte sofort aus dieser sonderbaren Konfiskation Nutzen zu ziehen. Ein Dekret des Konvents befahl: „Das mit Marginalnoten versehene Exemplar soll den Buchhändlern Smith, Maradan u. Komp. zugestellt werden, damit diese unter Mithülfe Sachverständiger eine neue vollständige Ausgabe veranstalten könnten."

Diese neue Ausgabe erschien im Jahre 1798; allein die französische Akademie weigerte sich, eine Arbeit anzuerkennen, an der sie so geringen Theil hatte, und die überdieß die Spuren der Eile und der Nachlässigkeit an sich trug. Die von den Buchhändlern gewählten Gelehrten mußten sich beeilen, dem Dekrete so bald als möglich zu entsprechen. Allein eben dieses Gehorsams wegen wurden sie den Regeln des Geschmacks und der Sprache häufig ungetreu. Aus dem auf der Bibliothek des Instituts hinterlegten Exemplar kann man ersehen, mit welcher Anmaßung jene Revisoren die trefflichen Artikel aus der Feder der beständigen Sekretäre Duclos und d'Alembert verwarfen, und wie sie dafür eine Menge mittelmäßiger, oft fehlerhafter Artikel hinzugefügt haben, durch welche das ganze Werk entstellt ward.

Gleichwohl ist das auf solche Weise verstümmelte Wörterbuch der Akademie noch immer die einzige allgemein anerkannte Autorität, troz der Konkurrenz so mancher geschätzten Lexikographen, welche um die Gunst des Publikums mit ihm wetteiferten. In der Grammatik gilt es als Regel, in der Jurisprudenz als Gesetz. Auch ward es seither häufig neu aufgelegt. Ein solches Vertrauen in die erste literarische Gesellschaft der Nation ist die sicherste Gewährleistung des Erfolgs, der die neue, mit größter Gewissenhaftigkeit bearbeitete Ausgabe erwartet.

Kaum war nämlich die französische Akademie wieder constituirt, so unternahm sie die Umarbeitung ihres Wörterbuchs. Diese Arbeit hat jetzt ihr Ende erreicht, Dank dem ausdauernden Eifer derjenigen, welche damit beauftragt waren. Die kenntnißreichen Männer, welche nach einander das Amt eines beständigen Sekretärs seit Errichtung des Instituts versahen, wie Morellet, Suard, Raynouard, Auger, Andrieux und Arnault, haben, gleich ihren Vorgängern, die Wichtigkeit der ihnen aufgetragenen Aufgabe eingesehen und derselben mit eben so viel Sachkenntniß als Eifer entsprochen.

Ueberdieß ward eine permanente Kommission aus sechs der kenntnißreichsten Mitglieder im grammatikalischen und lexikographischen Fache zusammengesetzt, welche das System der Redaktion erörterte und festsetzte, und die einzelnen Theile dieser unermeßlichen Arbeit durchsah. Nicht zufrieden mit dieser an sich schon sehr strengen Revision, unterwarf die Akademie jeden der einzelnen Artikel noch einer letzten Durchsicht in ihren Hauptsitzungen, wo die von der Kommission oder dem beständigen Sekretär gemachten Zusätze und Abänderungen nach reifer Ueberlegung gebilligt, abgeändert oder verworfen wurden.

Man wird sich nicht darüber wundern, daß die Akademie so viele Jahre zur Umarbeitung und Beendigung ihres Wörterbuchs brauchte, wenn man bedenkt, wie viele Zeit die Prüfung jedes einzelnen Artikels und die Wichtigkeit gewisser Wörter, als z. B. Freiheit, Recht, Verfassung rc., bedurfte, von denen oft jedes eine volle Sitzung in Anspruch nahm, wobei wir noch bemerken, daß über jede Specialität die Diskussion stets von den geeignetsten Männern geführt wurde.

So z. B. zwischen Pastoret, Dupin, Royer Collard, Ségur, Daru über Jurisprudenz, Gesetzgebung, Administration und Diplomatie; zwischen Andrieux, Jouy, Villemain, Feletz, Campenon, Lacretelle, Etienne, Arnault rc. über Grammatik und die Feinheiten der Sprache; zwischen Cuvier, Raynouard, Cousin, Droz rc. über Gegenstände der Wissenschaft, Erziehung und Philosophie. Ueberdieß hat die französische Akademie hinsichtlich der Revision solcher Artikel, welche außerhalb ihrer speciellen Attributionen lagen, die ausgezeichnetsten Mitglieder anderer Akademien zu Rathe gezogen: für Ausdrücke der Physik, der Mathematik und der Astronomie: Fourier und Biot; für Chemie Thenard; für Marine Rosset und Roussin; für Naturgeschichte den berühmten Cuvier; für Archäologie und Numismatik Mongez; für Architektur Huyot und Vaudager; für Malerei und Skulptur Quatremère de Quincy und Guérin; für Musik Catel und Berton.

Das Resultat des Zusammenwirkens so außerordentlicher Kräfte wird demnächst dem Publikum vorgelegt werden. Das Wörterbuch der französischen Akademie ist seit dem September 1834 beendet, und wird mit Anfang Julius 1835 bei den Brüdern Didot erscheinen.

Chronik der Reisen.

Ein Besuch auf Island über Tronyem (Drontheim).

(Schluß.)

Am ersten August trat der Reisende mit seiner Gesellschaft den Weg nach den Geysern an: acht Männer und 26 Pferde, von denen 16 zum Reiten (acht zum Wechseln), und die übrigen zehn als Packpferde verwendet wurden, von welchen letztern ebenfalls fünf in Reserve blieben. Der Transport geschieht durch die ganze Insel auf Saumrossen, denen man Körbe überhängt, in welche das Gepäck gelegt wird. Damit das Thier nicht wund gedrückt werde, legt man ein Stück frisch ausgestochenen Rasen unter die Körbe. Die Gegend war, einige Gebirgsschluchten ausgenommen, nichts weniger als malerisch, sondern traurig und öde. Zu Thingvalla schliefen die Reisenden in der Kirche, einem seltsamen Gebäude, das früher als Bibliothek gedient zu haben schien. Herr Barrow zeichnete die Gattin des Geistlichen mit ihrer phantastischen Mütze und dem herrlich gearbeiteten, von Bauern der Insel verfertigten Silbergürtel, und machte ihren Gatten durch ein Glas Branntwein höchst glücklich. Zu Thingvalla wurde früher der Althing oder die Generalversammlung der Nation unter freiem Himmel gehalten. Später errichtete man ein Gebäude von Lava zu diesem Zweck, und endlich wurde die Versammlung nach Reikiavik verlegt. Um den Versammlungsplatz stehen einige junge Birken, was der Verfasser als eine Seltenheit anführt. Von dem Geyserdistrikt gibt der Reisende umständliche Nachricht, denn er hielt sich einige Tage daselbst auf, und verließ ihn nicht eher wieder, als bis er seine Neugier vollkommen befriedigt hatte. Der große Geyser war seit einiger Zeit ruhig, ein kleinerer aber wurde in Thätigkeit gesetzt.

„Unsere Aufmerksamkeit, sagt Herr Barrow, wurde durch den Umstand angeregt, daß unsere Führer große Stücke Erde und Rasen ausstachen und in die Mündung warfen. Sie schienen den Berg dadurch zu einer Eruption herausfordern zu wollen, und da uns nichts erwünschter seyn konnte als eine solche Erscheinung, so halfen wir treulich mit. Bald darauf stieg auch in der That eine Säule von Schlamm und Wasser, so schwarz wie Dinte, nebst Fragmenten des hineingeworfenen Rasens bis zu einer Höhe von 60 bis 70 Fuß acht oder zehn Minuten lang empor, worauf sie sich senkte und das Wasser in den Schacht zurückstoß, wo es wie vorher ruhig in der Tiefe blieb. Die emporgeworfenen Stücke Rasen fielen wieder in den Krater zurück.

Eine norwegische Magd, welche Einer von der Gesellschaft mitgenommen hatte, war nicht minder als wir selbst begierig, einen Ausbruch des großen Geysers mit anzusehen. Sie blieb deßhalb fast jede Nacht wach, und trat endlich eines Morgens um drei Uhr plötzlich in unser Zelt, um uns mit der Nachricht zu wecken, daß das schon am Tage zuvor vernommene, jetzt immer stärker werdende unterirdische Geräusch und der heftig ausgestoßene Dampf einen Ausbruch erwarten lasse. Wir waren augenblicklich auf den Beinen, und sahen an Ort und Stelle angelangt einige unbedeutende Auswürfe, denen bald urplötzlich eine gewaltige Dampf- und Wassersäule von 70 bis 80 Fuß Höhe folgte."

Auf dem Rückwege besuchte der Reisende das Kollegium von Bessestad, in welchem sich 40 Studenten befinden, und das die einzige Anstalt dieser Art auf Island ist. Für die Bequemlichkeit der jungen Leute scheint nicht besonders gesorgt zu seyn, denn sie schlafen zu zwei oder drei beisammen in Bettstellen, die wie Krippen rings herum an der Wand angebracht sind, und in denen sich mehr Heu als Bettzeug befindet. Von dem, was Herr Barrow über die Literatur Islands sagt, heben wir zum Schluß noch die nachstehende Anekdote aus:

„Jonas Thorlaksson, ein ehrwürdiger Geistlicher, Pastor des Kirchspiels von Backa, hatte in seinem siebenzigsten Jahre eine Uebersetzung von Miltons verlorenem Paradies geendet, nachdem früher schon Pope's Versuch über den Menschen von ihm übersetzt worden war. Nur drei der ersten Bücher des verlorenen Paradieses waren von der isländischen literarischen Gesellschaft gedruckt worden, als diese im Jahre 1796 aufgelöst wurde. Das Buch auf eigene Kosten drucken zu lassen, war unmöglich, denn das jährliche Einkommen der beiden Kirchspiele Bägisa und Backa betrug nicht mehr als 30 Reichsthaler (72 Gulden) jährlich, wovon der arme Mann noch einen Gehülfen bezahlen mußte. Ueber diese Armuth spricht er sich selbst in isländischen Versen folgendermaßen aus: „„Seit ich die Welt betrat, bin mit der Armuth ich vermählt; seit siebenzig Jahren drückt sie mich an ihren Busen, und ob wir hier auf Erden noch geschieden werden, das ist nur Dem bekannt, der uns verband.""

Ich kann mich nicht enthalten, den Bericht Herrn Hendersons über seinen Besuch mitzutheilen, den er diesem ehrwürdigen Manne zu Bägisa abstattete. Wir fanden ihn, sagt er, gleich seinen Pfarrkindern, mit Heumachen beschäftigt. Als man ihn von unserer Ankunft benachrichtigte, eilte er, so sehr als sein Alter es gestattete, um uns in seiner schlechten Wohnung willkommen zu heißen. Er führte uns in das niedere Gemach, in welchem er sich mit seinen Uebersetzungen beschäftigte. Die Thür desselben war nicht ganz vier Fuß hoch, und das ganze Zimmer mochte etwa acht Fuß lang und sechs breit seyn. An dem einen Ende stand das Bett des alten Mannes, und dicht an der Thür, einem kleinen zwei Fuß ins Gevierte haltenden Fenster gegenüber, ein Tisch, an dem er zu schreiben pflegte. Auf meine Anrede, daß weder meine Landsleute noch ich selbst es mir würden vergeben können, wenn ich durch diesen Theil der Insel gekommen wäre, ohne ihn zu besuchen, erwiderte er, daß ihm die Uebersetzung Miltons viele vergnügte Stunden gemacht und ihm Gelegenheit gegeben habe, recht oft an England zu denken."

Jedem Menschenfreund wird wohl die Nachricht erfreuen, daß die Noth des würdigen Mannes durch ein Geschenk des Literary Fund gehoben wurde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 110. 20 April 1835.

Englische Garnisonsstädte in Ostindien.

Monghyr.

Ehe die englischen Eroberungen sich weit hinauf den Ganges ausdehnten, bildete Monghyr, das zur Zeit der Moguls für einen wichtigen Platz galt, eine der Hauptstationen der englischen Armee, denn hier war das Hauptmunitionsdepot, das seitdem nach Allahabad verlegt wurde, und es hatte alle Ehren einer Gränzfeste. Seit jener Zeit ließ man es verfallen, eine geringe Anzahl invalider Soldaten bilden die Garnison der jetzt unbedeutenden Citadelle, die in ein Asyl für wahnsinnig gewordene aus der indischen Armee, und zu einer Niederlage für Militärkleidungsstücke umgewandelt ist, da die Schneider in der Nachbarschaft für sehr geschickt gelten.

Monghyr steht auf einem Felsenvorsprung, der in den Ganges hinein sich erstreckt, welcher hier ungemein breit, und zur Zeit des großen Wassers auch gefährlich zu passiren ist, so daß die Boote nur mit einem günstigen Winde überfahren können. Die Lage ist entzückend, und die Ueberreste der Festung höchst malerisch; die Ebene ist von reich bewaldeten Felsenrücken durchzogen, und auf einigen der günstigsten Stellen haben Europäer ihre palastähnlichen Häuser errichtet, welche den herrlichen Landschaften Bengalens ein prachtvolles Ansehen geben. Die Stadt wo die Eingebornen wohnen, ist unregelmäßig, zum Theil äußerst malerisch, und einige Bazars strecken sich unter dem schützenden Schatten von kleinen Baumgruppen in langen Linien dahin. An dem südlichen und östlichen Thore sind Straßen mit Backsteinhäusern, breit genug, um einen Wagen durchzulassen, der Ueberrest aber besteht aus zerstreuten, meist aus Lehm aufgebauten Wohnungen. Zu Monghyr wird ein bedeutender Handel getrieben mit den Industrie-Erzeugnissen des Platzes, dessen Arbeiter viele Geschicklichkeit besitzen, und Palankine, europäische Wagen und Hausgeräthe auf eine sehr lobenswerthe Weise verfertigen. Unter Aufsicht erfahrener Werkmeister könnten sie vortreffliche Arbeit und zu unglaublich niedrigen Preisen liefern. Ein gut gearbeiteter, mit Schnitzwerk verzierter Armsessel z. B. mit hoher Rücklehne und einem Sitz von feingespaltenem Bambus kostet sechs Rupien (etwa 6 fl. 36 kr.). Die Kleidung für die Armee wird hier gemacht, und namentlich die Schuhe sowohl nach der indischen, als nach der europäischen Form sehr gut gefertigt. Am meisten zeichnen sich jedoch die Eisen- und Stahlarbeiten aus, welche nicht nur die den Eingebornen nöthigen groben Werkzeuge ziemlich gut und äußerst wohlfeil liefern, sondern auch andere Gegenstände sind so wohlfeil als man sie immer nur erwarten kann: Messer und Gabeln 6 Rupien das Dutzend, ein doppelläufiges Gewehr 32 Rupien (35 fl. 12 kr.), eine Büchse 30 Rupien (33 fl.). Bei der Ankunft von Barken sammeln sich eine Menge Verkäufer mit ihren zahllosen Artikeln in der Nähe des Flusses, und es bildet sich alsbald ein kleiner Markt, wo viel verkauft wird, da das alte Vorurtheil der Anglo-Indier gegen die in Indien gefertigten Waaren mehr und mehr schwindet.

Das Fort von Monghyr nimmt einen bedeutenden Raum ein, und hat, wenn gleich es in keiner Art mehr einen festen Platz vorstellen soll, doch etwas Imposantes und Malerisches; es ist nicht, wie Allahabad, modernisirt und dem jetzigen Kriegssystem angepaßt worden, sondern hat noch ganz den asiatischen Charakter. Innerhalb der Mauern ist ein ziemlich beträchtlicher freier Platz mit einigen majestätischen Bäumen und zwei Teichen, von denen der größte etliche Akres einnimmt. Die Seite gegen den Fluß hat eine herrliche Aussicht, die nur durch die zwei Bergrücken von Radschmal und Carrackpur beschränkt wird, welche von beiden Seiten sich an den Ganges ziehen.

Außer den Invaliden der indischen Armee befinden sich auch einige europäische Veteranen hier, Pensionäre der Kompagnie, welche jeden Gedanken an Rückkehr in die Heimath aufgegeben und sich resignirt haben, den Rest ihrer Tage in dem Lande zuzubringen, das sie in früher Jugend betraten: sie haben die Wahl zwischen vier Stationen: Monghyr, Barar, Tschunar und Murschidabad. Das Letztere soll von dem schlechtern Theile der alten Soldaten gewählt werden, die indeß manchmal launisch sind, und häufig wechseln, ehe sie sich das angenehmste Asyl ihrer alten Tage ausgesucht haben. Invalide Offiziere haben eine größere Wahl, und erhalten sehr leicht die Erlaubniß sich aufzuhalten wo sie wollen; sie dürfen aber nicht nach Europa zurück, und ihr Vorrücken hört auf, sobald sie den aktiven Dienst verlassen; indeß sie haben den vollen Sold ihres Ranges, und es ist ein ehrenvolles Auskommen für manche, selbst junge Offiziere, denen Gesundheit oder die Lust fehlt, ferner Militärdienste zu thun. Auch ist mit dem Eintritt in das Invalidenkorps nicht alle Hoffnung erloschen, da mehrere Stabschargen damit verknüpft

sind, die derjenige, welcher einige Verbindung im Hauptquartier hat, leicht erhalten kann. Die invaliden Sipahis *) gehören zu den glücklichsten und zufriedensten Leuten in der Welt. Sie ernten dann den Lohn aller ihrer frühern Mühseligkeiten, und setzen sich nieder zum ungestörten Ruhegenuß mit einem zureichenden Auskommen und mit dem Bewußtseyn einer geachteten Stellung in der Gesellschaft. Der Stand eines Soldaten ist in Indien sehr geehrt, und weit entfernt sich durch die Uniform erniedrigt zu fühlen, ist es vielmehr für einen entlassenen Sipahi die Belohnung eines guten Betragens, wenn ihm gestattet wird, seine Uniform in sein heimisches Dorf mitzunehmen, wo sie nur bei feierlichen Gelegenheiten getragen wird, und ihm die Achtung aller seiner Lebensgefährten sichert.

Bemerkungen über Brasilien.

(Fortsetzung.)

Wir gingen am folgenden Morgen, nachdem wir durch besondere Begünstigung das Museum, **) das sonst nur von 12 bis 2 Uhr offen ist, schon in früher Stunde gesehen hatten, längs der einen Seite des Campo Santa Anna, seit der letzten Revolution Praça d'Acclamação genannt, hin nach der Wasserleitung. Als wir durch einige Straßen gegangen, die bei weitem nicht so frequent waren, als die Rua d'Ouvidor und Rua direita, kamen wir unter jenen Theil dieses großen Werkes, der über ein zweihundert Metres weites Thal auf zwei Reihen Bogen über einander in einer Höhe von achtzig bis neunzig Fuß geführt ist. In den Straßen, durch die wir hier gekommen, bemerkte ich, daß es ein Hauptzeitvertreib der Weiber und zum Theil auch der Männer war, durch die Gitter zu schauen, welche sich aufwärts gegen den Kopf zu öffnen; so konnten sie Alles sehen, während sie selbst ganz gedeckt waren, ausgenommen gegen diejenigen, welche auf derselben Seite der Straße gingen.

Als wir den Hügel gegen den Corcovado hinauf gingen, sahen wir eine Hütte, wobei mein Freund bemerkte: „die Neger die in dieser Hütte leben, bringen ihre Zeit in dumpfer Trägheit zu; ihr Garten liefert ihnen alle ihre Bedürfnisse und selten kommen sie in die Stadt."

„Aber sie müssen doch arbeiten, um den Fleck anzubauen?"

„Kaum. Der Boden ist so fruchtbar, daß sie mit wenig mehr Mühe, als die der Aussaat, eine reichliche Ernte erhalten."

„Aber dieser kleine Fleck kann sie doch nicht ganz ernähren; kann ihnen wohl Früchte und Gemüse liefern, sie brauchen aber auch Brod und Fleisch."

„Sie sehen selten Brod oder Fleisch: nur manchmal Mehl (farinha) oder Tapioka, *) und hiezu bedarf es nur geringer Arbeit, und wenn sie dieß nicht bekommen, so gibt die Banane für Leute von so geringen Bedürfnissen einen hinreichenden Ersatz." Die Banane, die weder Mühe noch Sorgfalt im Anbau fordert, wird so nützlich, als der Weizen selbst. Wenige Monate genügen, um die Frucht aus dem Schooßreis zu ziehen, und man hat nur nöthig, den Boden um die Wurzeln her aufzulockern und zu begießen, und alle ein oder zwei Jahre die Stämme, die schon getragen haben, abzuschneiden. Ist die Frucht noch grün, so liefert sie eine Art Mehl ungefähr wie der Reiß, reif aber schmeckt sie köstlich und ist äußerst nahrhaft. Acht oder zehn große Bananen reichen für einen Mann den ganzen Tag hin. Aus der Frucht zieht man auch einen sehr guten Zucker. Diese in der That schöne Pflanze setzt den Menschen in den Stand, fast ohne Arbeit zu leben, und ihre breiten Blätter schützen ihn gegen die tropische Sonne. Sie wird etwa 12 Fuß hoch, und die Zweige oder Blätter einen Fuß breit und 6 bis 8 Fuß lang. Wenn das Blatt sich zuerst zeigt, so ist es aufgerollt, und hebt sich zwischen den schon ausgebreiteten empor; wenn es reif ist, entfaltet es sich schwertförmig und senkt sich wie die übrigen. Die Frucht erzeugt sich in einer großen konischen oder birnenförmigen Masse am Ende des Stengels, der durch das Gewicht sich gegen die Erde beugt. Diese Masse besteht aus Blättern, die gleich einem Panzer die junge Frucht umschließen. Wenn diese reift, krümmen sich die Blätter zusammen und fallen ab, wo dann ein Kreis von Bananen erscheint, die mit dem untern Ende am Stengel aufsitzen. Auch ein zweiter und dritter Kreis zeigt sich, aber kleiner als der erste, weil des nährenden Saftes weniger ist, und endlich läuft der Stengel in einen Knopf und taube Blüthen aus. Anfänglich ist die Frucht grün, allmählich aber wird sie gelb — ein schönes Königsgelb, das mit dem klaren Maisgrün der Blätter herrlich absticht.

„Auf meinen Gängen durch die Stadt habe ich oft die Farinha gesehen, deren Sie erwähnen, und man sagte mir, sie bilde größtentheils den Lebensunterhalt der Sklavenbevölkerung."

„Nicht nur die Sklaven und die niedere Klasse der Weißen essen dieselbe sehr häufig, sondern sie bildet auch, zu verschiedenen Deserten zugerichtet, ein stehendes Gericht auf den Tafeln der Reichen. Diese Jatropha Manihot ist das große Ersatzmittel für alle Mehlfrucht; sie läßt sich leicht bereiten und aufheben, ohne je durch die Insekten zu leiden."

Wir folgten der Wasserleitung in ihren Windungen den Hügel hinan gegen eine Stunde weit, und kamen an eine aus Rohr und Lehm hart am steilen Abhang gebaute Hütte. Vor der gegen die Wasserleitung sich öffnenden Thüre lagen zwei Männer auf dem Boden, und ließen, den Ellbogen auf die Erde gestützt, den Kopf in der Hand ruhen. Sie waren achtlos, schläfrig und faul. Neben ihnen lagen zwei oder drei Hunde, ihre langen Vogelflinten und ihre Messer. Ein dritter lehnte an der Hütte, hielt mit der linken Hand eine Pfeife hinaus, während er mit der rechten den linken Ellbogen stützte. Etwas jenseits der Hütte waren zwei an den Knöcheln an einander gefesselte

*) In neuern Zeiten fängt man zum Theil an, diese richtige Schreibart statt Sepoys anzunehmen.

**) Das Materialienkabinet ist gut, vielleicht so gut als eines in Amerika, was Metallstücke und kostbare Steine betrifft. Die Vögel sind schlecht präparirt, meist ohne Augen, und liegen zum Theil auf der Seite; die Kuratoren waren damals (1831) beschäftigt, sie nach Cuvier zu klassificiren. Die indianischen Merkwürdigkeiten sind zahlreich, und einige Kriegskleidungen, die aus Federn von den glänzendsten Farben zusammengesetzt waren, in der That prächtig.

*) Auch weißer Sago genannt, eine mehlartige Substanz aus der Jatropha Manihot.

Sklaven, welche den Weg rein kehrten; sie waren, ein um die Lenden gebundenes Stück blauen Baumwollenzeug abgerechnet, völlig nackt. Ihre Herren trugen weite Hosen von ungewisser Farbe, und Hemden, die einst weiß gewesen waren, allein durch nachlässiges oder ganz unterlassenes Waschen ein rauchiges Gelb angenommen hatten. Sie trugen weder Mütze noch Schuhe, einer der liegenden jedoch hatte seine Zehen in einem Paar Pantoffeln stecken. Als wir näher kamen, mußten wir fast über seine Füße steigen, die er kaum wegzog.

„Sie möchten wohl kaum errathen, daß dieß die Polizeiwachen sind, um allenfallsige Räubereien von entlaufenen Sklaven zu hindern, die sich gern in diesen Bergwald flüchten, und jeden Versuch sie einzufangen, vereiteln.“

Als wir an dem „Casa da Agua“ fast zwei Stunden von der Stadt anlangten, beschlossen wir auszuruhen. Diese Casa da Agua ist ein bedecktes Bassin, von dem aus das Wasser in einer schmalen Rinne den Berg hinabläuft. Eine in die Mauer eingefügte Platte trägt die Jahrszahl 1744, wo das Werk begonnen, und die Zahl 1807, wo es ausgebessert wurde. Gerade über der Casa da Agua ist ein breiter Fels mit mehreren Aushöhlungen, die durch winzige Rinnen aus der Hauptleitung mit Wasser gefüllt sind. Die Felsen erheben sich fast perpendikular um diese Stelle, die vollständig im Schatten liegt; auch ist die Luft von Wohlgerüchen erfüllt, und so ruhten wir, da es schon ziemlich spät war, hier aus, ohne den Corcovado zu ersteigen, der noch etwa 1000 Fuß über uns lag, und nur auf einem langen mühsamen Umwege zu ersteigen war.

(Fortsetzung folgt.)

Doktor Robert Morrison.

Nekrolog. *)

Robert Morrison wurde am 5 Januar 1782 zu Morbeth geboren, und war von sieben Kindern (4 Söhnen und 3 Töchtern) das jüngste. Um das Jahr 1785 zogen seine Eltern, achtungswerthe Handwerksleute, nach Newcastle, wo Robert von seinem Oheim, einem ehrlichen Schulmeister, lesen und schreiben lernte. Seine Erziehung erhielt er zwar unter unmittelbarer Aufsicht und im Hause seines Vaters, allein sein religiöser und intellektueller Charakter bildete sich durch die Predigten der Geistlichen der schottischen Kirche und den katechetischen Unterricht, und unter der besondern Bemühung des Herrn Laidler, eines presbyterianischen Geistlichen, von dem der junge Morrison den ersten Unterricht im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen, in der systematischen Theologie und im Schreiben mit Abkürzungen erhielt.

Im Jahre 1802 starb seine Mutter, und im Januar 1803, bald nach Antritt seines 21sten Jahres, kam er in die Hauptstadt, wo er als Studirender in die Akademie zu Horton aufgenommen wurde. Hier blieb er bis zum Mai 1804, wo er von der Londoner Missionsgesellschaft als Missionär angenommen und in deren Seminar nach Gosport geschickt wurde, um dort unter der Oberaufsicht des Herrn David Bogue für seinen künftigen Beruf gebildet zu werden.

Im Sommer des Jahres 1806 kehrte er nach London zurück; da er sich China zum Wirkungskreise für seine Missionsarbeiten auserseben hatte, so machte man ihn zum Lehrer eines jungen Chinesen, Namens Yong-Sam-Tae, mit dessen Hülfe und durch die Uebung in Bildung chinesischer Buchstaben, die er sich durch das Abschreiben zweier chinesischer Manuskripte verschaffte, er bedeutende Fortschritte in der Ausbildung für sein Unternehmen machte. Nächst der Kenntniß in der chinesischen Sprache hatte er sich auch einige in der Medizin und Chirurgie und in der Astronomie erworben.

So ausgerüstet wurde er, dem Gebrauch der schottischen Kirche gemäß, am 8 Januar 1807 in derselben feierlich als christlicher Missionär unter den Chinesen ordinirt; am 31 schiffte er sich nach China ein, und langte über Amerika am 4 Septbr. 1807 zu Macao an.

Nach seiner Ankunft an diesem letztern Orte erhielt er eine Wohnung in der Faktorei der amerikanischen Agenten Mill und Bull, wo er das Studium der chinesischen Sprache fortsetzte und sich auch chinesische Kleidung anschaffte, die er jedoch in der Folge wieder ablegte, weil er gewahr wurde, daß dieß denen, die er dadurch zu gewinnen hoffte, mißfällig war. Die ersten 16 Monate seines Aufenthalts verflossen ihm sehr unangenehm unter manchen Beschwerden und Entbehrungen; er brachte den Tag mit seinem chinesischen Lehrer hin, studirte und schlief in einem unterirdischen Gemache, that auf alle geselligen Vergnügungen mit seinen Landsleuten Verzicht, und speis'te sogar bei dem Chinesen, der ihm die Sprache lehrte.

Gegen Ende des Jahres 1808 benachrichtigte er die Missionsgesellschaft, daß er eine chinesische Grammatik vollendet habe, daß sein Wörterbuch derselben Sprache täglich mehr anwachse, und daß sein Manuskript des Neuen Testamentes zum Theil zum Druck bereit liege. Dennoch stand er an, es unter die Presse zu geben, bevor er sich nicht noch vertrauter mit der Sprache gemacht habe, damit seine Arbeit nicht übereilt und unvollkommen erscheinen möge.

Am 20 Februar 1809 verheirathete er sich mit Miß Mary Morton, einem jungen Frauenzimmer von 18 Jahren, der Tochter John Mortons, Oberwundarzt in der irländischen Artillerie, der nach der Vermählung in des Königs Dienst nach Ceylon ging, wo er gegen sieben Jahre blieb, und dann auf seiner Rückkehr nach England seine Familie in China besuchte. Am Tage nach seiner Vermählung erhielt Morrison die Nachricht, daß die Superkargos der ostindischen Kompagnie, denen er bei Uebersetzung ihrer chinesischen Korrespondenz wesentliche Dienste geleistet hatte, beschlossen hätten, ihm als ihren Dolmetscher und Sekretär einen Gehalt auszusetzen, ein Beweis, daß er damals für den am besten mit der chinesischen Sprache Vertrauten in der Faktorei galt. Jene Korrespondenz mit den Chinesen war früher mit großen Weitläufigkeiten und Schwierigkeiten verknüpft gewesen, da sie durch Vermittelung portugiesischer Geistlicher des Kollegiums von St. Joseph geführt wurde, die die verschiedenen Schreiben zuerst ins Lateinische und dann erst, mit Hülfe Eingeborener, ins Chinesische übertrugen.

Dr. Morrison hatte sich mit dem Charakter des Volkes, zu dessen sittlichem und geistigem Vortheil man ihn nach China geschickt hatte, hinreichend genug bekannt gemacht, um, wie er auch in seiner Korrespondenz mit der Missionsgesellschaft sagt, einzusehen, daß den Chinesen auf dem gewöhnlichen Wege durchaus nicht beizukommen sey, daß das Land reisenden Fremdlingen verschlossen, und daß das Predigen des Evangeliums, im gewöhnlichen Sinne des Worts, in China jetzt, und wahrscheinlich für immer, gänzlich unmöglich sey; daß aber dagegen die Chinesen, mehr als irgend eine andere Nation in der Welt, einen literarischen Charakter besitzen, und daß mithin die Presse das mächtige und wahrscheinlich einzige Werkzeug sey, mit welchem das tiefgewurzelte Heidenthum sich mit Erfolg bekämpfen lasse. Zu diesem Hülfsmittel nahm er denn auch seine Zuflucht, und ließ im Jahre 1812 in Canton eine Ausgabe der Apostelgeschichte in der Landessprache, und zwar auf chinesische Weise mit Holzstöcken, drucken.

In demselben Jahre schickte er seine chinesische Grammatik an Lord Minto, dem Generalgouverneur von Indien, um sie in Kalkutta drucken zu lassen; allein die Schwierigkeiten, die sich hier ergaben, scheinen sehr groß gewesen zu seyn, da das Werk erst im Jahre 1815 von der Missionspresse zu Serampur gedruckt erschien. Die dazu erforderlichen Lettern waren vorher in London gegossen worden, und die ostindische Kompagnie trug sämmtliche Kosten. (Fortsetzung folgt.)

*) Wir glauben dem in Nro. 71 dieser Blätter von d. J. bereits mitgetheilten kurzen Lebensabriß des Dr. Morrison den obenstehenden vollständigern Nekrolog um so mehr folgen lassen zu müssen, als derselbe nicht nur aus dem eigenhändigen Tagebuche des Verstorbenen gezogen ist, sondern auch nähere Nachrichten über die Wirksamkeit der Missionäre enthält.

Sarepta.

Sarepta ist eine kleine Stadt im russischen Reiche; sie liegt ungefähr vierundzwanzig Meilen unterhalb der Stadt Zarizin am Flusse Carpa, nahe an seinem Vereinigungspunkte mit dem großen Flusse Wolga. Die Umstände, welche Sarepta ein besonderes Interesse verschaffen, bestehen darin, daß es mitten in der Wildniß und der einsamen Stelle, worauf es steht, sowohl in moralischer als physischer Hinsicht einer Oase gleicht. Man stelle sich in der Mitte der nackten Wüste einen besondern Platz

vor, der bepflanzt und von Menschenhänden fruchtbar gemacht ist; auf diesem Platze steht eine Stadt, von welcher aus der Reisende in jeglicher Richtung Hunderte von Meilen weit gehen kann, ohne eine andere zu finden, die ihr auch nur im Geringsten ähnlich sähe. Anstatt der aus Baumstämmen gebauten und in eine lange Straße der Reihe nach aufgestellten Hütten, wie es in den kleinen Städten und großen Dörfern Rußlands üblich, ist diese Stadt in mehreren kurzen und breiten Straßen angelegt, die alle auf einen schönen großen Marktplatz auslaufen, in dessen Mitte sich ein Springbrunnen befindet; die Häuser, deren einige hoch und für jede Bequemlichkeit eingerichtet sind, sind aus Backstein und Stein gebaut; dabei ist die Vorderseite gewöhnlich mit Gyps überdeckt, und mit Kalk oder gelbem Ocker übertüncht, während vor jedem Hause, wie man es selten in Rußland antrifft, ein kleiner eingehägter Garten mit ausgesuchten Blumen sich befindet. Zugleich sind die Straßen nach der Schnur gezogen, und der Marktplatz mit schönen hohen Pappeln geziert, und Alles trägt bei, dem Reisenden ein hohes Gefühl von der moralischen Schönheit, der Reinlichkeit und Ordnung zu geben, weil sich ein so starker Gegensatz schwerlich anderswo findet. Dieß ist Sarepta. Beim ersten Anblick schien es uns, als sey diese kleine Stadt mit ihren Gärten, Weinbergen und angebauten Feldern plötzlich gerade aus der Mitte europäischer Gesittung in England oder Deutschland weggerissen, und unverändert weit weg in die öde Wildniß verpflanzt worden.

Das in seinen Sitten patriarchalische und ruhige Volk (mährische Brüder) von deutscher Abkunft, welches die Stadt bewohnt, harmonirt in Aeußerm und Charakter vollkommen mit allen Umständen des Ortes und dem Eindrucke, den diese auf Einen machen. Bei Tage sieht man so wenige Menschen auf der Straße, daß die Stadt beinahe verlassen scheint; diejenigen aber, welche hie und da und gegen Abend erscheinen, wenn sie hinaus spazieren gehen, oder an ihren Thüren sitzen, sind auf einfache Weise reinlich und sauber, aber in ihrem Aeußern dem Auge ungefällig gekleidet. Von Mode hört man hier nie, und wahrscheinlich schwanden lange Jahre dahin, seit der Schnitt ihrer Kleider auch nur die geringste Abänderung erhielt. Trunkenheit ist unter ihnen unbekannt, und von Ausbrüchen wilder Leidenschaften hört man selten; in ihrem Handel sind sie auf Tausende von Meilen herum die Einzigen, die als ersten Preis keine Summe nennen, welche diejenige überstiege, die einen vernünftigen Nutzen bietet. Wir merkten dieß anfangs nicht, und da uns gewöhnliche und theure Erfahrung die Nothwendigkeit der Ermäßigung des erst angegebenen Preises gelehrt hatte, so wollten wir eben das Nämliche beim Einkaufe einiger Messerschmiedwaaren in Sarepta thun, als man uns ruhig, aber bestimmt bemerkte, daß die Preise stets mit voller Berücksichtigung dessen festgesetzt würden, was man sowohl dem Verkäufer als dem Käufer schuldig sey, und daß dann nie eine Aenderung statt finde.

Man sagte uns, die Bevölkerung des Platzes betrage 400, und habe 500 Menschen nie überschritten. Nach den vergleichungsweise einsamen Straßen zu urtheilen, möchte der Reisende Anstand nehmen, die Zahl der Einwohnerschaft auch nur für so groß zu halten, wenn ihm nicht der Sonntag eine Gelegenheit darböte, beinahe die ganze Bevölkerung zu beobachten, wie sie sich in ihre saubere und geräumige Kapelle begibt, die Frauen in ihren einfachen leinenen Kleidern, mit sonderbaren, aber nicht übel anstehenden kleinen weißen Hauben, und die Männer in ihren Feierkleidern mit roth beschnittenen Büchern unter ihren Armen. So lange sich keine solche Gelegenheit zeigt, die Zahl der Hände zu zählen, welche einem Grundsatz gehorchen, der den Müßiggang als ein Verbrechen betrachtet, und vielleicht so lange man ihre Verrichtungen nicht in genauen Augenschein genommen, kann man sich keinen Begriff machen von der Thätigkeit, welche in dieser kleinen Kolonie herrscht. In diesem abgelegenen und ruhigen Orte herrscht fortdauernd eine große Geschäftigkeit, ohne daß irgend ein Lärm oder Tumult deren Vorhandenseyn zu erkennen gibt. Die Manufakte dieser kleinen Stadt werden im ganzen russischen Reiche wegen ihrer dauerhaften und vorzüglichen Arbeit sehr geschätzt, und man kann sie in den Läden von Moskau und Petersburg als „sehr empfohlene" Artikel finden. Es gibt hier Mühlen, Branntweinbrennereien, Gerbereien u. s. w., und während alle Handwerke in Thätigkeit sind, betreibt man auch wichtige Manufakturen in Seide, Baumwolle und leinenen Strümpfen, Lichtern, Seife, Schnupftabak; auch verfertigen sie eine besondere Art Hauben von gefärbter Baumwolle, nach welchen unter den Weibern der donischen Kosaken große Nachfrage herrscht. Der von diesen betriebsamen und würdigen Herrnhutern bewohnte Ort ist von der Natur wenig begünstigt; nichts desto weniger gewann die Sorgfalt und Geschicklichkeit des Menschen, und die Kraft der Industrie, diesem widerstrebenden Boden bebaute Felder, reiche Wiesen, Wein-, Obst- und schöne Ziergärten ab. Diese liefern, außer Korn, die meisten Frucht- und Gemüsearten; auch wird Tabak gebaut, der zugleich mit wenig Wein und etwas mehr Branntwein, den sie aus dem Ertrag ihrer Weinberge bereiten, vortheilhafte Handelsgegenstände liefert. Aus ihren Trauben ziehen sie auch einen Syrup, den sie statt des Zuckers verwenden. Außer ihren eigenen Manufakturen und Produkten kann man in ihren Waarenhäusern Artikel aus entfernten Ländern finden; doch konnte man hier nur ächte Artikel sehen — denn man gibt nichts für etwas Anderes aus, als was es ist. So konnte man englische Messerschmiedwaaren um einen Preis bekommen, der, mit Berücksichtigung der Entfernung, jedem als außerordentlich niedrig auffälle; jedoch konnte man keine gemeinen Metallwaaren, die in Rußland nach englischen Mustern verfertigt und mit englischen Namen gestempelt werden, in der Stadt sehen, weder zum eigenen Gebrauche der Einwohner selbst, noch zum Verkaufe der Fremden.

So ist Sarepta, schön und würdig ausgestattet mit allen einfachen Schönheiten und Zierden der Civilisation; nur wenig klebt ihm von den Verbrechen und den Uebeln an, die nur allzu oft die Wohnungen civilisirter Menschen verunzieren. Allein ein Gang von 10 Minuten aus dem Mittelpunkte Sarepta's führt den Reisenden in die Wüste, wo der Boden unter seinen Füßen knackt, und von den wohlgebauten und bequemen Häusern europäischer Civilisation zu den bunten Zelten der Kalmüken und den fremden Gesichtszügen eines ganz andern und barbarischen Menschenstammes. Die Sprache vermag die Wirkung nicht auszudrücken, die ein so enges Beisammenseyn so vollständig verschiedener menschlicher Wesen und geselliger Formen auf den Geist eines Fremden macht, und diese Wirkung ist darum um so stärker, weil jemand, der nach Astrachan reist, die Lagerplätze der Kalmüken zum Erstenmal in der Nachbarschaft von Sarepta antrifft; die Stärke des Gegensatzes ist daher nicht geschwächt durch eine vorausgegangene Vertrautheit mit diesem merkwürdigen Volke und seiner Lebensweise. Eine der drei großen Horden, in welche es getheilt ist, kommt während der Sommermonate häufig in die Nachbarschaft von Sarepta, und hatte sich daraus noch nicht ganz wieder entfernt, als wir in der Stadt anlangten.

Der Raum erlaubt uns nicht, die Geschichte von Sarepta ausführlicher zu berühren. Da der Wunsch der mährischen Brüder, sich den Kalmüken nützlich zu machen, bekannt war, so erließ die Kaiserin Katharina im Jahre 1764 ein Edikt zu ihren Gunsten, und drückte ihren Wunsch aus, sie möchten eine Niederlassung an den Ufern der Wolga gründen. Die „Brüder" nahmen den Vorschlag freudig an, und im folgenden Jahre begaben sich fünf von ihnen aus Deutschland nach St. Petersburg, und von hier an die Ufer der Wolga, wo sie mit Beihülfe einiger Russen die nothwendigen Gebäude zu errichten, den Boden zu bebauen und in ihren Gewerben zu arbeiten anfingen. Die Ankunft neuer Abtheilungen von „Brüdern" und „Schwestern" in den folgenden Jahren vermehrte nicht nur die Zahl der Einwohner, sondern machte es in kurzer Zeit zu einem sehr blühenden Orte; einige Jahre später trug die Entdeckung einer Mineralquelle ungefähr fünf Meilen von der Stadt noch mehr zu seinem Gedeihen bei. Die Niederlassung wurde im Jahre 1774 in Folge der Empörung der Kosaken des Urals auf einige Zeit aufgelöst, und vor noch nicht vielen Jahren ward ein Theil der Stadt durch eine Feuersbrunst zerstört, ein Unglück, von dessen Wirkungen es sich zur Zeit unsers Besuchs noch nicht erholt hatte. Die Kalmüken in ihrer Nachbarschaft betrugen sich von Anfang an mit großer Artigkeit, Achtung und Freundlichkeit, und schon in den ersten Zeiten erließen ihre Khans eine Verordnung zur Regelung des Betragens ihrer Unterthanen rücksichtlich des zu ihrer Niederlassung gehörigen Landes. Die Versuche der Kolonisten, die Wohlthaten des religiösen Unterrichts auf die Kalmüken auszudehnen, schlugen fehl, und man ist nun seit mehrern Jahren von diesem Bemühen abgegangen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 111. 21 April 1835.

Ueber die Schriftstellerei des russischen Volks.

Von Dr. W. F. Dahl, einem Russen.

Nicht sowohl über die Literatur meiner Landsleute in den gebildeten Ständen will ich gegenwärtig einige Worte reden, als vielmehr über die eigne Schriftstellerei des russischen Bauern, des gemeinen Mannes; über eine Erscheinung, die bisher beinahe gänzlich unbeachtet blieb, obschon sie ohne allen Zweifel in vielfältiger Rücksicht mehr Aufmerksamkeit verdiente, als so manche Erzeugnisse unserer schönen Literatur der gebildeten Stände: diese ist und bleibt doch immer nur eine unreife Frühgeburt, die, von ausländischem Samen erzeugt, nur in unsteten, unheimischen, verkümmerten Gestalten einherschwankt, unmittelbar nach ihrer Geburt schon dem baldigen Tode entgegenblickend.

Diese Treibhäusler sind es nun, die, mit russischen Lauten und Worten fremde Zungen redend, dem Eingebornen fremd bleiben, wie das Englische der Cantonschen Chinesen einem jeden Engländer unverständlich ist, bis die Macht der Gewohnheit ihm die Töne verdolmetscht: allein eigen sind sie ihm nicht. Unter allen schönen Künsten ist die Poesie diejenige, welche nicht ohne einen hohen Grad von Volksthümlichkeit blühen kann. Farben, Töne und Marmorbilder sprechen die Sinne eines jeden an: einerlei, ob der Beobachter und der Künstler sich gegenseitig durch beide gleich heimische Kehllaute verständigen können, oder nicht; genug, das Kunstwerk spricht die Sinne mächtig an. Nicht so ist's mit der Dichtkunst; soll sie hinreißen und gewinnen, soll sie trösten und rathen, mit Einem Wort, soll sie seyn, was sie seyn sollte, so muß der Dichter der Sprache mit allen ihren wunderbaren und räthselhaften Eigenthümlichkeiten, ihren unbezwinglichen, eigensinnigen, gesetzlosen Eigenheiten mächtig seyn, damit das Kunstwerk nicht nur dem Geiste, sondern auch selbst dem Tone nach, seine Leser in eine ihnen naheverwandte, sie mächtig ansprechende Ideenwelt hinübertrage.

Die meisten Schriftsteller sahen dieses mehr oder weniger ein; manche strebten zu erreichen, was sie dunkel ahnten; dieses veranlaßte zeither ein Treiben und Wogen in unserem literärischen Binnenmeer, wo doch nur wenige einzelne Lichtblicke das sich höher emporhebende Wellenhaupt bezeichnen. Unter diese gehört unbezweifelt das dramatische Erzeugniß, dessen Schöpfer unter meuchelmörderischen Dolchstichen des Orients fiel; ein Werk, welches vor dem Drucke schon durch unzählige Abschriften *) unstreitig das am meisten in Rußland verbreitete Buch war.

Unser gefeierter Fabeldichter ist meines Erachtens der einzige sich in allen seinen Schriften als Russe treubleibende Künstler. Der unsterbliche Verf. Ommalat-Beg's würde vielleicht vor allen andern dasjenige erreicht haben, was uns bisher fehlte, würde eigen, volksthümlich und unübersetzbar geworden seyn, wenn das ganze Wesen, der Geist und der Sinn dieses bisher unerreichten Prosaikers nicht unvertilgbare Spuren von der Hand eines Ausländers, Lehrers oder Erziehers, an sich trüge: Marlinski schreibt eben so schön und geläufig Französisch als Russisch. Dieses ist, glaube ich, der Schlüssel zu der sonderbaren Erscheinung, daß seine Werke das Ansehen einer Uebersetzung haben; daß der Leser bisweilen von Gallicismen, dem Style sowohl, als dem Geiste nach, aufgehalten und entzaubert wird; und zwar um desto mehr, je abenteuerlicher solche Einzelnheiten gegen das sonst so schön gehaltene Ganze kontrastiren. Der Verfasser des ewigen Knochenmanns, der uns in seinen drei Bändchen wunderbare und köstliche Bruchstücke aus der russischen Vorzeit gegeben hat, befriedigt den eigentlichen Russen dennoch nicht; das Werk, dessen Hauptcharakter Nationalität seyn soll, zeigt im Geist und in der Anlage des Romans selbst etwas Fremdes, trotz der meisterhaften Einkleidung, die bisher keinen Nebenbuhler zu fürchten hatte.

Die benannten Schriftsteller sind bei weitem die einzigen nicht, die sich in der volksthümlichen Schriftstellerei ihres Volks versucht haben. Frägt man aber, weßhalb unsere Literatur diese beklagenswerthe Richtung genommen hat, warum sie auf einen so unnatürlichen Weg gerathen ist; so möchte ich entgegnen: weil mit der neuen Hauptstadt, die auf erobertem, nicht heimischem Boden nach fremden Mustern erschaffen ward, sich auch über die neuen Bewohner derselben, und mithin über den gebildetern Stand, ein Geist der Nachahmung verbreitete; Selbstständigkeit aber nur erscheinen kann, sobald Kultur, Kunst und Wissenschaft auf diesem, einmal eingeschlagenen Wege ihre Muster erreicht haben werden; denn übertreffen können sie dieselben wohl nie.

(Fortsetzung folgt.)

*) Man will berechnet haben, daß Gribojedow's Werk, betitelt: „Unglück durch Bildung" über 40,000 Abschriften erlebt hat.

Bemerkungen über Brasilien.

(Fortsetzung.)

Am Abend, wo ich die Oper besuchte, wurde die Italienerin in Algier gegeben, und zwar auf eine vorzügliche Weise, mit Begleitung eines vollen guten Orchesters. Die Gesellschaft bestand aus Italienern, welche Don Pedro hatte kommen lassen. Das Theater enthält 112 Logen, ohne die der Bühne gegenüber befindliche kaiserliche Loge zu rechnen; das Parterre ist sehr groß, die Sitze gleich Armstühlen von einander getrennt, zum Theil auch gesperrt. Der Souffleur ist vor der Bühne auf eine so auffallende Weise placirt, daß die dramatische Illusion größtentheils verloren geht; er sitzt in einer Loge, die etwa zwei Fuß über die Bühne hervorragt, und ihn verbergen soll, diesem Zwecke aber sehr schlecht entspricht, denn wie seine Augen den Zeilen des Buchs folgen, wendet sich sein gewöhnlich mit einer weißen netzartigen in eine Quaste auslaufenden Mütze bedeckter Kopf von einer Seite zur andern, und manchmal erhebt sich seine Stimme über die der Schauspieler, so daß diese nur zu gestikuliren scheinen, während er liest. Das Haus ist schwach erleuchtet mit trüben Talglichtern. Eine Anzahl schwarzer Soldaten, die im Parterre verbreitet sind, erhält die Ordnung aufrecht. Das Haus war sehr voll, was ein günstiges Vorurtheil für den musikalischen Geschmack der Brasilianer erweckt. Die Damen, meist in europäischer Modetracht, trugen ihre Haare in Zöpfen hoch auf dem Scheitel und mit künstlichen aus Federn verfertigten Blumen verziert, die in den Klöstern gemacht werden. Auch Juwelen werden häufig getragen. Ich sah manche dunkle Augen, lebhafte Gesichter, hübsche Formen, doch möchte ich die ziemlich stark brünette Damenwelt nicht schön nennen, da die meisten Gesichter einen gedankenlosen Ausdruck hatten. Im Parterre waren keine Frauen, Neger aber und Weiße durch einander gemischt.

Nach dem Theater gingen wir ins Kaffeehaus, wo Schwarze und Weiße, lustig und lärmend, mit einander aßen und tranken, wie es schien, auf ganz gleichem und vertraulichem Fuße.*) Wir begaben uns in ein kleines Zimmer, wo mehrere Herren sich mit Limonade, Orgeade und ähnlichen Getränken erfrischten. Die Brasilianer sind ein mäßiges Volk, trinken selten Abends, und beschränken sich in ihren Libationen auf Wein, und zwar Portwein, von dem jährlich 32,000 Pipen oder 4,640,000 Gallons verbraucht werden. Der Einfuhrzoll beträgt nur 6 Dollars von der Pipe.

Eines Morgens früh setzten wir uns in eine Caleça, um nach dem botanischen Garten zu fahren. Die Caleça ist eine Art Chaise, die vorwärts der Achse zwischen ein Paar mächtigen plumpen Rädern hängt, die, nicht im besten Geschmack, bemalt und vergoldet sind. Ein Vorhang von Leder schützt die Damen vor den Blicken der Bewunderer und die Herren vor dem Staub, wenn sie sich um die umgebende Landschaft nichts kümmern. An dieses Fuhrwerk werden zwei Maulthiere neben einander angespannt, eines zwischen der Gabel, das andere außerhalb dient dem Calesero mit seiner grotesken Livrée und seinen großen Stiefeln zum Reiten. Obgleich ein Lohnkutscher, trägt er doch eine Uniform, die manchmal aus einem grünen Oberrock mit rothen Umschlägen und weißen Stahlknöpfen, bei andern aus einem blauen Oberrock mit gelbem Kragen und Aufschlägen besteht; bewaffnet mit einer schweren Peitsche, besteigt er seinen kleinen Sattel, und treibt nun alsbald die Maulthiere mit Sporen und Peitsche an. Wider Erwarten zeigte sich unsere Kalesche als ein sehr bequemes und leicht gehendes Fuhrwerk, denn wir legten in Einer Stunde über zwei Stunden Weges zurück.

Nachdem wir durch mehrere Straßen gekommen, gelangten wir zur Stadt hinaus auf die Praya do Flamingo, wo wir eine herrliche Aussicht über den Hafen und die Schiffe hatten. Bald fuhr unser Wagen an einem schönen Schlosse vorüber, das geschlossen und dem Anschein nach unbewohnt war; auf Befragen erfuhr ich, es sey eines der Lustschlösser des Exkaisers. Dann kamen wir an die friedlichen Gewässer von Botafogo, die beinahe eingeschlossen sind von hohen, unregelmäßigen Bergen, deren Schatten auf dem Wasser zitterte; das ganze Ufer ist mit Häusern und Gärten bedeckt, und die Morgenluft, mit Blüthendüften erfüllt, wehte uns in lieblicher Frische entgegen. An der Spitze der Bai wandten wir uns rechts; zwei kleine Stunden von der Stadt führt der Weg zwischen einem See, der nur durch einen schmalen Landstreifen von dem Meere getrennt ist, und den unregelmäßigen Bergen durch, welche mit dem fast überhängenden Corcovado endigen. Kleine Bäche strömen von den Seiten desselben in Miniaturkaskaden herab, und befruchten den umliegenden Boden. Von dieser Stelle aus sahen wir einen viereckigen Berg, der für Schiffe, die in den Hafen einlaufen wollen, eine vortreffliche Landmark bildet, und wegen seiner angeblichen Aehnlichkeit mit einem Marssegel „la gavia" heißt. An dieser Stelle ist eine aus Steinen erbaute Redoute mit 4 Kanonen, welche den südlichen Theil dieser Straße nach der Stadt wirksam vertheidigt. Bald darauf gelangt man an den botanischen Garten, der gewöhnlich von den Reisenden besucht wird, die sich auch für ihre Mühe belohnt finden. Als unsere Caleça vor dem eisernen Thore hielt, öffnete uns ein Neger, der dann auch als Führer diente.

Der botanische Garten wurde von Dom Leandro do Sacramento gegründet, und nimmt etwa 4 Akres ein. Er enthält viele Pflanzen, namentlich aber Thee, der zur Probe eingeführt wurde, ob sich das Klima zu seinem Anbau eigne. Der Kaiser wünschte so sehr, ihn zu naturalisiren, daß er einen Chinesen nebst seiner Familie kommen ließ, nur um den Anbau dieser Pflanze zu beaufsichtigen. Sie hält sich gut, und kann mit der Zeit für das Land wichtig werden. Dieser Garten producirte, wenn ich nicht irre, im Jahre 1830 vierzig Arrobas (32 Pfd.); in San Pablo gewinnt eine gewisser Don Jose Arouche de Toledo Rendon jährlich 18 bis 20 Arrobas, ungefähr eben so viel werden in der Provinz Minas und an einigen andern Orten gewonnen. Im Jahre 1826 wurden Schößlinge nach Marañan gesendet, gingen aber durch die Dürre der Jahreszeit zu Grunde.

*) Dieß mußte dem Nordamerikaner, — denn ein solcher ist der Verfasser, — freilich sehr auffallen, da es gegen die strenge Abgeschlossenheit, in der man dort die Schwarzen und Farbigen hält, ungemein absticht.

An verschiedenen Stellen des Gartens befinden sich Rasensitze und Bänke, die von Bäumen beschattet, und von allen Arten von Blumen umgeben sind. Nicht weit von einander gedeihen hier die Pfeilwurzeln, der Sago, der Cardemon, Zimmtbaum, Gewürze und der Brodfruchtbaum, den die Last seiner eigenen Erzeugnisse zur Erde beugt. Natur und Kunst haben hier Wunder gethan! Die einzige Pflanze, von der wir keine Zweige brechen durften, ist ein kleiner, etwa vier Fuß hoher Busch, der Nationalbaum genannt, weil jedes Blatt eine Mischung von Gelb und Grün, den Farben Brasiliens, enthält. Doch auch davon gestattete man uns einige Blätter.

Zeitig kehrten wir nach der Stadt zurück, um noch der Jahresfeier der Unabhängigkeitserklärung beizuwohnen.

(Schluß folgt.)

Verschönerungsarbeiten zu Paris.

Die Anlagen, welche man gegenwärtig auf dem rechten Ufer der Seine beginnt, werden sich nicht bloß auf die Quai's Pelletier und La Megisserie beschränken. Zwischen die Bäume sollen Bänke für die Spaziergänger und eiserne Kandelaber mit Gasbeleuchtung gesetzt werden, und Springbrunnen, deren Wasser Frische verbreiten wird; man scheint hier die Quai's von Amsterdam zum Vorbilde genommen zu haben, nur wird Alles in einem großartigen Maßstabe ausgeführt werden.

Sobald diese Arbeiten beendigt sind, werden sich diese Anlagen von der Brücke von Austerlitz bis zum Platze de la Concorde ausdehnen. Von diesen beiden äußersten Punkten werden sie mit den äußersten Enden der Boulevards in Zusammenhang gebracht werden, und durch diese mitten in Paris einen freundlichen Kreis für Spaziergänger bilden. Auf den Quai's des linken Seine-Ufers, welche den Sonnenstrahlen weniger ausgesetzt und von den Nordwinden häufiger heimgesucht sind, werden vor der Hand keine ähnlichen Anlagen begonnen werden.

Von den öffentlichen Arbeiten, welche die Stadt Paris unverzüglich ausführen soll, bemerken wir folgende:

1) Die Errichtung von drei Marktplätzen, einen in der Faubourg Poissonnière, den zweiten in der Faubourg du Temple, den dritten in der Straße Chauchat.
2) Die Errichtung eines Blumenmarktes auf dem Boulevard St. Martin, auf der Esplanade des dortigen Brunnens.
3) Die Abtragung des ehemaligen Handelstribunals bei dem Kloster St. Mery, um jenen Theil der engen verwickelten Straßen dieses Viertels luftiger und gesunder zu machen.
4) Eröffnung und Erweiterung mehrerer Straßen, namentlich der Straße Louis Philippe, wozu die Stadt eine Summe von 500,000 Fr. jährlich angeboten hat; von 1818 bis 1833 haben die Ausgaben der Stadt zur Erweiterung der Straßen die Summe von mehr als 20 Millionen betragen.
5) Die Erweiterung der königlichen Straßen, welche in der nächsten Umgegend nach Paris führen. 56,000 Fr. wurden bereits auf die Straße nach Genf, und 60,000 Fr. auf die nach Calais verwendet.

Auf den Antrag des Präfekten des Seine-Departements hat der Munizipalrath der Stadt Paris den Ankauf eines Terrains von 8880 Metres in dem ehemaligen Viertel Belle Chasse genehmigt, um hier eine Kirche zu erbauen, welche für die bevölkerte Umgegend dringend nöthig erscheint.

Doktor Robert Morrison.

(Fortsetzung.)

Im Februar 1812 starb der Vater des Verewigten, der von dem wackern Sohn nach besten Kräften unterstützt worden war, und zu der Trauer über diesen Todesfall gesellten sich noch mancherlei Kränkungen und Beleidigungen, denen der Fremde, und besonders der Missionär, in China so häufig ausgesetzt ist.

Im Jahre 1813 vollendete Dr. Morrison unter großer Anstrengung seine Uebersetzung des ganzen Neuen Testaments, von der einige Exemplare nach Europa an seine Freunde, und besonders an die Bibelgesellschaft, die Missionsgesellschaft und die Akademie zu Horton, kamen. Später wurde eine starke Auflage davon gedruckt und in China verbreitet. Die treffliche Gattin des Verewigten beklagt sich in ihren Briefen über die Kränklichkeit, und besonders über das heftige Kopfweh, von dem ihr Mann bei dieser Arbeit, als Folge des vielen Schreibens, heimgesucht worden sey. Zur nämlichen Zeit vollendete er einen chinesischen Katechismus und eine Abhandlung von den Lehren des Christenthums, wovon 15,000 Exemplare abgezogen und in Umlauf gesetzt wurden.

Im Anfange des Jahres 1814 scheint der Verewigte die Absicht gehabt zu haben, seine Stellung in China aufzugeben und nach Java oder Malakka zu gehen. Im April desselben Jahres wurde sein Sohn John Robert, jetzt chinesischer Sekretair der Superkargos zu Canton, geboren. Ein Jahr früher gebar Mrs. Morrison eine Tochter, und im Jahre 1811 einen Sohn, der in früher Kindheit starb.

Im Jahre 1815 wurde bei dem Gerichtshof der Direktoren eine Vorstellung eingereicht, daß Morrison seine Uebersetzungen der heiligen Schriften, einem Edikt des Kaisers von China zum Trotz, verbreite, das allen Chinesen verböte, gewisse christliche, von den Jesuiten herausgegebene Bücher zu lesen. Der Gerichtshof verordnete hierauf, ihn seiner Dienste bei der Faktorei zu entlassen. Dr. Morrison richtete auf diesen Erlaß ein Schreiben an die Superkargos, in welchem er sein Benehmen rechtfertigte, indem er zugleich in Erinnerung brachte, daß er, als er den Dienst bei der Faktorei übernommen, sich keineswegs verpflichtet habe, seine ihm so wichtigen Missionsgeschäfte aufzugeben, und bewies zugleich, wie unangemessen es sey, wenn man sein stilles friedliches Wirken mit dem Treiben der Jesuiten in eine Klasse bringen wolle. Nur der zu jener Zeit von dem Papste angemaßte, und auch für die Jesuiten angesprochene Vorzug war es, der den Argwohn der Chinesen gereizt und jenes Edikt veranlaßt hatte, keineswegs aber seine nichts weniger als aufdringliche Verbreitung theologischer Schriften. Diese Erklärung genügte, und Morrison behielt sein Amt.

Im Jahre 1815 machte er noch den Anfang mit Herausgabe seines chinesischen Wörterbuchs. Die erste Nummer desselben wurde am 29 Decbr. in einer eigens zu diesem Zweck zu Makao errichteten Presse gedruckt. Dieses Werk zerfällt in drei Abtheilungen; die erste enthält das Chinesische und Englische, nach den Wurzelwörtern eingetheilt, in drei Quartbänden von ungefähr 900 Seiten jeder, mit den Jahrzahlen 1815, 1822 und 1823. Durch seine systematische Eintheilung der Elemente der chinesischen Sprache überwand er eine Schwierigkeit, welche von allen Europäern, die sich bis dahin bemüht hatten, Chinesisch sprechen und schreiben zu lernen, für unübersteiglich gehalten worden war. Die zweite in den Jahren 1819 und 1820 in zwei Bänden erschienene Abtheilung gibt das Chinesische und Englische alphabetisch geordnet, und der dritte im Jahre 1822 herausgekommene Theil enthält englische Worte mit chinesischer Erklärung.

Dieses Werk ist unstreitig ein unvergängliches Denkmal von dem literarischen Ruhm des Verfassers und einer dreizehnjährigen angestrengten Arbeit. Er widmete es dem Gerichtshof der Direktoren der ostindischen Kompagnie, der auch die sich auf 12,000 Pfd. St. belaufenden Kosten der Herausgabe übernahm, und dem Verfasser, nach Abzug von 100 Exemplaren zur Vertheilung, die ganze Auflage zum Geschenk machte.

Nachdem Morrison im Jahre 1813 seine Uebersetzung des Neuen Testaments vollendet hatte, wurde ihm Herr Milne von der Mission zu Malakka als Gehülfe beigegeben, der im Jahre 1822 als ein Opfer des Klima's fiel. Mit Hülfe Milne's vollendete er im November 1819 eine chinesische Uebersetzung der Bücher des Alten Testaments. Die Uebersetzung und Herausgabe des ganzen Alten und Neuen Testaments, in 19 Oktavbänden, kam im Jahre 1819 zu Stande. Leangasfa, ein Chinese, den Dr. Milne zum christlichen Glauben bekehrt hatte, war hiebei thätig beschäftigt. Andere Ausgaben dieses unschätzbaren Werkes wurden seitdem auf Kosten der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft veranstaltet, und der Verewigte hatte sogar kurz vor seinem Tode eine neue durchgesehene Auflage der heil. Schriften in Auftrag der Bibelgesellschaft begonnen.

Im Januar 1815 ging Madame Morrison mit ihren beiden Kindern nach England, und kehrte erst im August 1820 nach China zurück. Im Jahre 1817 gab Morrison eine „Ansicht von China für philologische Zwecke“ heraus; ein Quartband, der eine Skizze der chinesischen Chronologie, Geographie, Religion, Regierung und Sitten ent-

hält, und zunächst denen gewidmet ist, die sich dem Studium der chinesischen Sprache widmen wollen. Man findet in demselben außerdem noch einen Umriß der chinesischen Dynastien, nebst mehreren historischen Notizen, die von neuern Schriftstellern über China häufig ausgebeutet worden sind.

In demselben Jahre fand man den Verewigten wegen seiner ausgebreiteten Bekanntschaft mit der chinesischen Literatur am geeignetsten, Lord Amherst auf seiner Gesandtschaftsreise nach Peking zu begleiten. Unter andern Diensten, welche er dem Lord bei dieser Gelegenheit leistete, war auch der, daß er ihn davon in Kenntniß setzte, daß die Geschenke des Königs von England für den chinesischen Kaiser auf dem großen Kanal auf Barken nach Peking geführt wurden, auf deren Flaggen geschrieben stand, dieß sey der Tribut des Königs von England an den Kaiser von China. Dr. Morrison setzte eine Denkschrift über diese Gesandtschaft auf, die nachmals in England gedruckt wurde.

Am 24 December 1817 verlieh ihm der akademische Senat der Universität Glasgow den Grad als Doktor der Theologie, als Erkenntlichkeit für seine philologischen Arbeiten.

Im Jahre 1818 führte Morrison einen Plan aus, mit dem er sich schon seit mehreren Jahren beschäftigt hatte, nämlich die Errichtung eines englisch-chinesischen Kollegiums zu Malakka, in welchem die Sprachen und Literatur beider Länder, mit Hinsicht auf den Zweck der Mission, die Ausbreitung der christlichen Religion in China, abwechselnd betrieben werden sollten. Die Londoner Missionsgesellschaft hatte vorher schon einen Platz zu Errichtung des Gebäudes ausgewirkt, und auf einem Theile desselben, zu dem er noch einige Grundstücke ankaufte, veranstaltete Morrison die Errichtung des Kollegiums, wozu er selbst 1000 Pfd. St., nebst einer Anweisung von jährlich 100 Pfd. auf fünf Jahre hergab; die weitere erforderliche Unterstützung erhielt er von seinen Freunden in Europa und Asien. Der Grundstein des Gebäudes wurde am 11 Novbr. 1818 von dem Obristlieutenant William Farquhar mit Zuziehung der holländischen Behörden gelegt, denen die Niederlassung damals gerade wieder übergeben werden sollte. Dr. Morrison brachte der Anstalt noch mehrere pekuniäre Opfer, und hörte bis zu seinem Tode nicht auf, sich um Beiträge für dieselbe zu bemühen. Zu besserem Gedeihen desselben entwarf er eine eigene Vorschrift, nach der sie noch immer geleitet wird. Im Jahre 1825 zählte sie 25 chinesische Studirende, und den neuesten Berichten zufolge blüht sie im nützlichsten und wirksamsten Gedeihen. Zwei Jahre später (1827) empfahl Hr. Fullerton, Gouverneur der Prinz-Wales-Insel, der ostindischen Kompagnie, die Anstalt mit Geld zu unterstützen, da sie bald ein Depot für die Literatur aller umwohnenden Nationen werden dürfte, in welchem die Beamten der Kompagnie alle Gelegenheit finden würden, sich mit den für ihre Stellen nöthigen Kenntnissen zu bereichern, und fügte noch bei, daß er alle Einmischung der Beamten der Regierung in die Verwaltung derselben für überflüssig halte, da diese in keine bessern Hände gelegt werden könne, als die seyen, in denen sie sich bereits befinde.

Dr. Morrison besuchte dieses Kollegium im Jahre 1822, und traf während seines Aufenthalts zu Malakka Anstalten zu Errichtung eines ähnlichen Instituts in Singapur, das mit dem zu Malakka in Verbindung stehen sollte, ohne jedoch die ursprüngliche Einrichtung des letztern dadurch in irgend etwas zu ändern. Die Sprachen, welche durch das Kollegium zu Singapur verbreitet werden sollten, waren: Chinesisch, Malayisch, Siamesisch, Buggesisch, Arabisch und Balinesisch. Der Plan wurde am 1 April 1823 zu Singapur in öffentlicher Sitzung vorgenommen, und dem Institut 100 Akres, dem Dr. Morrison aber noch besonders 50 Akres Land angewiesen, um sich eine Privatwohnung für den jeweiligen Aufenthalt in Singapur zu erbauen. Sir Stamford Raffles legte am 4 August 1823 den Grundstein zu dem Gebäude dieses Kollegiums, für welches Morrison bedeutende Sammlungen veranstaltet, und selbst 1000 Pfd. St. hergegeben hatte. Die bald darauf erfolgte Rückkehr Sir Stamford Raffles nach Europa, und die dadurch herbeigeführte Veränderung in der Regierung von Singapur scheint, nebst andern Ursachen, Schuld daran gewesen zu seyn, daß dieses großartige Unternehmen nicht zu Stande kam.

Am 10 Junius 1821 verlor Dr. Morrison seine innig geliebte Gattin an der Cholera; sie wurde auf dem Begräbnißplatz der brittischen Faktorei zu Makao beerdigt. Nachdem er von Malakka nach Canton zurückgekehrt war, schiffte er sich im December 1823 zu Makao nach England ein, wohin ihm seine beiden Kinder, ein Sohn und eine Tochter, vorausgegangen waren, und wo er im März 1824 glücklich ankam. Hier sowohl als auch in Paris, wo er einen Theil des Sommers des Jahres 1825 zubrachte, wurde er allenthalben mit ausgezeichneter Achtung aufgenommen. Zu London ward er zum Mitglied der königlichen Gesellschaft gewählt, und dem König, den er ein vollständiges Exemplar seiner Uebersetzung der heiligen Schrift, nebst andern Erzeugnissen der chinesischen Presse überreichte, als der ausgezeichnetste Kenner der chinesischen Sprache vorgestellt. Seine aus mehreren tausend Bänden, aus allen Zweigen der chinesischen Literatur, bestehende Bibliothek brachte er mit sich nach London, um durch sie das Studium der chinesischen Sprache zu befördern, zu welchem Zweck er auch mit Hülfe seiner Freunde ein eigenes Institut gründete. Der Plan zu demselben beruhte auf höchst einfachen Grundzügen; Personen jeder Religion sollten hier Gelegenheit finden, sich für Missionszwecke mit den nöthigen Sprachen bekannt zu machen, mithin stand es auch allen Missionären offen, sowohl denen, die von Missionen zurückkehrten, als auch denen, die sich hier für künftige Arbeiten vorbereiten, und durch den Rath derer, die ihnen hier in bereits vorangegangen waren, zu ihrer Bestimmung geschickt machen wollten. So eingerichtet gedieh die Anstalt unter Morrisons persönlicher Leitung vortrefflich, und mehrere jetzt im Orient thätige Missionärs danken ihr die Kenntniß der Sprachen, durch die sie sich den Eingebornen der Länder verständlich machen, in welchen sie für die Ausbreitung des Christenthums bemüht sind. Sobald jedoch das Institut die persönliche Sorgfalt seines Stifters entbehren mußte, gerieth es in Verfall, und löste sich endlich, etwa zwei Jahre nach seiner Begründung, gänzlich auf.

(Schluß folgt.)

Die sogenannten Goodwin Sands, an denen schon viele Schiffe zu Grunde gingen, sind Sandbänke, welche zwischen den Nord- und Süd-Vorgebirgen, Deal und Ramsgate gegenüber, und 7 bis 8 englische Meilen von der Küste entfernt liegen. Die Länge der Bank beträgt ungefähr zehn Meilen, die Breite kaum zwei, und sie besteht aus einer mehr weichen, schlüpfrigen, porösen, schwammigen, dabei aber zähen Substanz, so daß ein Schiff, welches darauf stößt, nur wenig Hoffnung hat loszukommen, da es sich immer tiefer hineinarbeitet, während die über dasselbe hereinbrechende Brandung es unmöglich macht ihm zu Hülfe zu kommen. Man hat oft schon einige Meilen vom Gestade, landeinwärts, die Wogen ganz deutlich über den Sand sich brechen sehen, woraus man sich von ihrer gewaltigen Größe einen Begriff machen kann. Wenn das Wasser vom Sande zurücktritt, so wird er so hart und fest, daß man im Sommer ganze Stunde lang auf ihm verweilen kann. Wirklich wurde auch schon Ball auf demselben geschlagen, aber wehe denen, die ihn nicht zu rechter Zeit verlassen. Als man vor einigen Jahren, den Antrag machte, einen Leuchtthurm auf dem Sande zu errichten, wurde bis auf eine große Tiefe gebohrt, ohne daß man einen festen Grund erreicht hätte; man mußte mithin den Plan aufgeben und sich damit begnügen, eine schwimmende Beleuchtung herzustellen. Am 26 November 1702 trieb ein furchtbarer Sturm aus Westsüdwest 13 Kriegsschiffe auf die unheilvollen Goodwins; alle gingen unter, und nur 71 Mann wurden gerettet. Hinsichtlich der Entstehung dieser Sandbank sind die Meinungen sehr getheilt; die alte Sage, daß sie einst das Reich Goodwyne's, Grafen von Kent, des Vaters Harolds, gewesen, ist als eben so unbegründet anerkannt, als die, daß sie eine Insel Namens Lomea gewesen, die im Jahre 1097 vom Meere verschlungen worden sey. Die glaubwürdigsten Alterthumsforscher behaupten dagegen, daß diese Bank keineswegs einem Austreten, sondern vielmehr einem Zurücktreten der See ihren Ursprung verdanke, das in Folge der großen Ueberschwemmung stattfand, die unter der Regierung des Königs William Rufus oder Heinrichs I einen großen Theil Flanderns unter Wasser setzte. Dieses Zurücktreten des Meeres an dieser Stelle mag später noch durch Ueberschwemmungen in andern Gegenden befördert worden seyn, die besonders in den Theilen von Seeland eintraten, die vormals aus 15 Inseln bestanden, und von denen acht zu Heinrichs II Zeiten vom Meere verschlungen wurden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 112. 22 April 1835.

Bemerkungen über Brasilien.

(Schluß.)

Auf die Einladung eines Freundes brachte ich einen Tag mit seiner Familie auf seinem Landhause zu, wo mir die Zeit in Gesellschaft der Damen sehr angenehm verstrich. Fremde beklagen sich gewöhnlich, daß die Einwohner von Rio kalt und ungastlich seyen; wenn man aber gleich zugeben muß, daß die Brasilianer etwas formell sind, und verlangen, daß Fremde gehörig eingeführt werden, so muß man auch bemerken, daß diese meist ohne Empfehlungsbriefe an Eingeborne hier ankommen, und daß wenige derselben die Landessprache sprechen. Unter solchen Umständen ist nähere Bekanntschaft freilich schwer. Leute, die lange in Rio wohnten, schildern die Damen als liebenswürdig und artig, und besonders in den höhern Cirkeln, als feingesittet; freilich fehlt ihnen eine höhere Erziehung, aber in Musik und Tanz zeichnen sie sich aus. Ihre Art von Schönheit spricht uns nicht an; sie sind meist sehr stark brünett, haben schöne schwarze Augen und Haare, sind aber etwas über das Embonpoint hinaus, wie sich überhaupt die ganze Bevölkerung etwas zur Dicke und zum Fettwerden hinneigt. Wie in allen tropischen Klima's sind die Damen in sehr frühem Alter heirathsfähig, und oft im 12ten oder 14ten Jahre schon Mütter.

Ein Gang durch die Stadt bietet dem Fremden manches Interessante und manches Widerliche dar. Die Bauart der Häuser ist der Milde des Klima's angemessen, das nie kalt genug ist, um künstlicher Erwärmungsmittel zu bedürfen. Der daraus folgende Mangel an Kaminen, die über die Dächer emporragen, wie in unsern nordischen Städten, läßt den Fremden anfangs etwas vermissen, ohne daß er recht weiß was. Die Häuser sind gewöhnlich zwei Stockwerke hoch, rauh beworfen oder weiß angestrichen. Die Fenster des zweiten Stocks reichen bis an den Boden, und öffnen sich auf eiserne Verandas, wo die Herren gewöhnlich Nachmittags mit der Cigarre im Munde des Müßiggangs pflegen. Im Innern der Häuser finden sich meist getäfelte statt Gypsdecken, und alle Zimmer eines Stockwerks stehen oberhalb der Zwischenmauern, welche nicht bis an die Decke reichen, mit einander in Verbindung. So kann die Luft frei cirkuliren, was in tropischen Klimaten für die Gesundheit so heilsam ist.

Die Straßen sind enge, stets schmutzig und durchschneiden sich in rechten Winkeln, in der Mitte ist eine Gosse, wo meist der Schmutz sich anhäuft, und wenn es regnet, was einen Theil des Jahrs hindurch in sehr starkem Maße geschieht, wird die ganze Straße überströmt. Die Seitenwege sind sehr schmal, und die Kleider der Fußgänger stets in Gefahr, durch das Platschen der Pferde und Wagen beschmutzt zu werden.

Das Geschrei in der Stadt ist unbeschreiblich, stets wird das Ohr zerrissen von den scharfen mißtönigen Stimmen der weiblichen Sklaven, welche Früchte und Confekt verkaufen, und von dem Agua-Geschrei der Wasserträger, welche große Kübel voll auf dem Kopfe tragen: ein solcher kostet etwa 15 kr.

Der Marktplatz ist ein Haufe schmutziger Buden, in denen Gemüse und Früchte in Menge verkauft werden. Der Yam vertritt die Stelle der Kartoffeln. Die Orangen gehören zu den schönsten in der Welt, und man verkauft das Hundert zu 25 kr. bis 1 fl. Fleisch wird in Läden verkauft, die man auf weithin riecht, ein Beweis, daß sie nicht sehr reinlich gehalten werden. Gewöhnlich verlangt man von einem Käufer, wenn er sich ein Stück ausgewählt hat, daß er auch noch ein Stück von einem drei oder vier Tage zuvor geschlachteten Thiere nehme, und weigert er sich, so enthält ihm der Fleischer hartnäckig auch das erste Stück vor. Das Rindfleisch ist zart, doch ganz ohne Fett, und würde viel besser seyn, wenn die Fleischer sorgfältiger und reinlicher wären. Schweinefleisch ist sehr gut, aber Hammelfleisch schlecht und ausnehmend theuer. Geflügel ist mittelmäßig und keineswegs wohlfeil. Der Fischmarkt ist sehr gut und meist reichlich versorgt. Austern gibt es in der Bai, sie sind aber nicht besonders geschätzt. Auch soll es hier einen Affen- und Papageienmarkt geben, ich konnte ihn aber nicht besuchen.

Kirchen gibt es in der Stadt neununddreißig, und einige sind sehr glänzend ausgeschmückt. Sehr groß ist die von San Francisco de Paula; die Schiffe sind geräumig, und die Kapellen mit Wachskerzen, Crucifixen, Gemälden und Heiligenbildern wohl versehen. Das ganze Innere drr Kirche ist mit Pfeilern und plumpem Schnitzwerk verziert. Wenig Helle dringt durch die gemalten Scheiben und diese scheint das Licht der schlanken Kerzen zu verdüstern. Das Ganze flößt einen religiösen Schauer ein. Ich besuchte die Kirche am Allerheiligen-Abend; sie war angefüllt mit Frommen, die auf Teppichen und Matten nieder-

knieten, und schweigend Perle um Perle abzählten an ihrem Rosenkranz für die Ruhe der Abgeschiedenen. Nur hie und da unterbrach das Abfeuern von Raketen auf den Stufen oder dem Thurme der Kirche und ein kurzes Anschlagen der Glocken die lautlose Stille. Ich schritt durch die knieende Menge nach einer auf den Kirchhof führenden Thüre; dieser ist von einem Corridor umgeben, der von hölzernen Pfeilern getragen wird. Ich stieg die kurze Treppe hinab zu dem Tempel des Todes, die „Catacumbas" genannt, und sah bei dem schwachen Schimmer der Lampen und dem sanften Lichte des besternten Himmels eine Menge Sklaven beschäftigt, die Gräber ihrer verstorbenen Herren zu schmücken. Baldachine von rothem und schwarzem Sammt mit breiten Gold- und Silberborten besetzt, waren geschmackvoll aufgestellt über den die Asche der Todten umschließenden Gefäßen. In der tiefen Mauer, welche das Ganze umschließt, sind Reihen von Löchern, groß genug um einen Sarg aufzunehmen. Dieser wird in eine von den Oeffnungen geschoben, und bleibt hier zwei Jahre, nach deren Verfluß er herausgenommen, die Gebeine verbrannt, und die Asche in Urnen aufbewahrt wird. Einige dieser Urnen sind sehr schön verziert, und haben angemessene Inschriften mit goldenen Buchstaben. Leichenbegängnisse werden hier so pomphaft gefeiert, als die Umstände es zulassen. Es ist sehr gewöhnlich, Särge zu dieser Gelegenheit zu miethen, die stets groß genug sind, um einen rohen Kasten, der die Leiche enthält, in sich aufzunehmen. Die Leichenbegängnisse finden immer in der Nacht statt, und der Todte wird bis zum folgenden Tage in der Kirche gelassen, wo der rohe Sarg in eines der Löcher eingeschlossen, der geschmückte jedoch dem Unternehmer zurückgestellt wird, um bei einer andern Gelegenheit zu glänzen.

Die Polizei von Rio ist militärisch, und allenthalben trifft man Soldaten und Kasernen. Die niedere Lage der Stadt und der Schmutz in den Straßen machten sie früher sehr ungesund, und durch den Sklavenhandel wurden ansteckende Krankheiten eingeführt, die sich unter dem Volke ausbreiteten. Durch die Herstellung einer wirksamern Polizei und die Abstellung der Sklaveneinfuhr sind diese Uebel größtentheils verschwunden. Das Klima ist ein ewiger Frühling, Sommer und Herbst in einander verschmolzen, denn die Fruchtbäume tragen Knospen und Früchte zu gleicher Zeit, und während der eine Baum eben seine bescheidene Blüthe öffnet, beugt sich wenige Schritte davon ein anderer unter der Last seiner Früchte. Der Same, den man in die Erde wirft, keimt empor zur Pflanze, und gibt eine Ernte fast ohne alle Beihülfe des Menschen.

An einem der folgenden Tage ging ich an dem Carçalada oder Gefängniß vorbei, von dem ein widerlicher Gestank ausging, wahrscheinlich wegen der Zusammenhäufung so vieler Menschen, und weil man versäumt, den stets anwachsenden Schmutz hinwegzuschaffen. An den Eisengittern erschienen eine Menge Gefangene, welche um Almosen baten, und Kämme, Becher oder Spielzeug aus Horn zum Verkaufe anbietend emporhielten. In der Straße sah ich drei oder vier Gefangene, welche bettelten, mit dem Hals an die Mauer gekettet: sie waren „pedindo justiça" (Gerechtigkeit verlangend). Von einem derselben, einem Mulatten, erfuhr ich, daß so den Unbemittelten Gelegenheit verschafft werde, Geld zu erhalten, um ihren Prozeß zu bezahlen, und ihre Advokaten zu belohnen, denn noch immer herrscht die barbarische Sitte, daß man für die noch nicht abgeurtheilten Gefangenen nichts bezahlt, sondern sie der öffentlichen Wohlthätigkeit überläßt. Im zweiten Stocke sah man mehrere gut gekleidete Herren sitzen, die ihre Cigarren rauchten: es waren Schuldgefangene. Ich fragte in der Nähe einen Portugiesen, der an seiner Thüre stand, und wie dieß gewöhnlich ist, meine Fragen sehr bereitwillig beantwortete; dieser sagte mir es seyen jetzt 627 Personen im Gefängniß.

Den Sklavenmarkt, den ich schon im Jahre 1826 gesehen hatte, suchte ich dießmal vergeblich: er hat sein Ende erreicht. Zwar wurden, wie man mir erzählte, seit 1830 noch manche Sklaven heimlich eingeführt, aber der offene Handel mit denselben hat wenigstens aufgehört.

Ueber die Schriftstellerei des russischen Volks.

(Fortsetzung.)

Alle russischen Schriftsteller kommen darin mit einander überein, daß ihre Muttersprache kräftig, schön, geschmeidig, und ungemein reichhaltig ist; allein niemand hat bisher den wahren Geist dieser Sprache erfaßt und sich dessen bemächtigt; dieß scheint unsern Urenkeln vorbehalten zu seyn. Die russische Sprache ist den übrigen europäischen Sprachen zu unähnlich, als daß sie sich nach ihnen richten und schmiegen sollte; sie ist eigensinnig, und läßt nicht so nach Willkür mit sich schalten und walten; über die erzwungenen Versuche, dieses zu bewerkstelligen, ist der schöne, kräftige, natürliche Ton vernachlässigt worden, und hat sich mehr und mehr verloren; eine neue Sprache gleichsam hat sich auf dem Papiere gebildet, die nirgends geredet wird, und durch manierirte, fremde Wendungen und Redensarten wohl flach und breit, aber deßhalb freilich nicht schöner geworden ist. Kurze, kräftige, volksthümliche Ausdrücke werden durch wässerigte Umschreibungen, aus fremden Sprachen übertragen, ersetzt; eine Schaar von fremden Ausdrücken haben, ohne allen Grund, die passenden und genau bezeichnenden Stammworte verdrängt; und, während in den entlegenern Provinzen des riesenhaften Reichs die kräftige Muttersprache unter dem Volke in ihrer Reinheit erhalten ward, — denn die Abweichungen der Provinzialdialekte sind in Rußland bei weitem unbedeutender als in andern Ländern, — bildete sich in der neuen, glänzenden Hauptstadt, im gebildeten Kreise, ein fremdartiger, holpriger, unverständlicher Jargon, der wohl mit Recht zu den lächerlichsten Provinzialdialekten gehört, obschon er sich weniger durch Aussprache, als durch seine himmelschreienden Germanismen und Gallicismen auszeichnet.

Der Reichthum der russischen Sprache zeigt sich, abgesehen von dem unerschöpflichen Hülfsvorrathe, den die verschiedenen slavischen Mundarten bieten, hauptsächlich in einer bisher unergründeten und unbenutzten Anzahl eigenthümlicher schöner, kräftiger und natürlicher Wendungen, Redensarten und Eigenheiten verschiedener Art; diese kennt man aber fast nur in der unverdorbenen

Volkssprache, denn sie beleidigen ein sogenanntes zartfühlendes Ohr, welches an wässerigte, fade, wörtliche Uebersetzungen gewöhnt, sich in dem Tone der kräftigen Muttersprache nicht zurechtfinden kann. Eine genaue Prüfung dieses Gegenstandes würde uns hier viel zu weit führen; ich will nur noch erwähnen, daß die große Masse von Schrüchwörtern, Redensarten und Parabeln, deren wohl keine Sprache so viel besitzt als die unsrige, zum Theil auch hierher gehören möchten. Etwa 6000 dieser Sprachblumen sind bereits in verschiedenen Werkchen aufbewahrt, allein es unterliegt gar keinem Zweifel, daß dieses nicht der zehnte Theil der in verschiedenen Gegenden Rußlands gebräuchlichen ausmacht. Um mich für diejenigen, welchen die russische Sprache weniger bekannt ist, verständlich zu machen, will ich hier bloß ein Beispiel anführen, damit man sehe, was ich unter diesen Parabeln (pogoworki) verstehe. Sie drücken Gleichnisse aus, und dienen, um sich über einen Gegenstand kurz und genau zu verständigen. Um die Einheit, Alleinheit, Einsamkeit eines Menschen oder eines Dinges zu bezeichnen, sagt der Russe:

allein, wie ein Meilenweiser;
allein (in der Noth verlassen), wie der Fuchs in der Kugel;
allein (dabei wichtig und albern), wie der Auerhahn auf der Falz;
allein (unnütz geschäftig), wie der Teufel vor der Frühmesse;
einsam, wie die Eule im hohlen Baumstamm;
allein (einsam), wie ein Finger;
allein, wie eine verspätete Mohnblume;
allein (hinderlich, im Wege), wie ein Sandkorn im Auge;
allein (einzig und theuer), wie das rechte Auge;
allein, wie Gott im Himmel.

Aehnlicher Beispiele gibt es in Menge; manche mögen noch schöner oder auffallender seyn, doch hier sey es genug an diesen. Bei einem solchen Blumenreichthum der Volkssprache kann es diesem Volke natürlich nicht an Neigung zur Poesie fehlen: und zwar zur lyrischen sowohl, die sich vorzugsweise im Liede ausspricht, als auch zur epischen, welche das russische Mährchen in sich faßt. Auch gibt es wohl kaum ein Volk, das so durchaus musikalisch wäre, so viele und schöne eigne Melodien, und durchgängig ein richtiges Gehör für Musik besäße; es gibt wohl schwerlich ein Volk, das eine so große Masse von Volksliedern aller Art aufzuweisen hätte, als die Russen. Keine bedeutende Epoche der vaterländischen Geschichte geht vorüber, ohne in 100 Denkmälern der Nachwelt überliefert zu werden; keine Stimmung der menschlichen Seele gibt es, die nicht schon durch ein russisches Volkslied ausgedrückt und besungen wäre. Es ist mir nach allen diesen Thatsachen unbegreiflich, wie man den Russen hat der Gefühllosigkeit zeihen können, wie vaterländische Schriftsteller selbst sich nicht scheuten, auszusprechen, woran ein jeder Fremde mit Recht zweifeln mußte: als könne es keine vaterländische Poesie bei uns geben! Wohl kann es nicht, so lange der Dichter in einer dem Volke fremden Sprache fabelt; so lange er seinen Gegenstand nicht im Geiste der russischen Nation zu erfassen und zu behandeln versteht, sich kümmerlich mit fremden barbarischen, dem Sinne der Sprache widerstehenden Lauten und Wendungen behelfen, so lange er sich mühsam durch selbstgeschaffene Schwierigkeiten durchwinden muß, und nicht von der Schönheit, der Fülle, dem Wohlklange und der Biegsamkeit seiner Muttersprache begeistert werden kann, weil sie ihm fremd ist, weil er auf Stelzen über selbstgeschaffene Schutthaufen dahinstolpert und den ebenen Landsteg, durch Basteln eingetreten, verschmäht!

Nicht nur besitzt das russische Volk eine lyrische und epische Poesie, sondern es haben auch beide ihre eigenthümlichen Formen, die sich in allen Stücken, bis auf das originelle Sylbenmaß, von allen fremdartigen auszeichnen und unterscheiden. Wir verdanken die erste richtige Würdigung des russischen Metrums Herrn Wostokow. Das russische Sylbenmaß ist nicht metrisch, d. h. nicht lange und kurze Sylben zählend, wie das Maß der Alten — auch nicht syllabisch, schlechtweg die Sylben zählend, wie das Versmaß der Franzosen — sondern tonisch, d. h. die Zahl der poetischen (nicht grammatikalischen) Accentuationen beachtend und ohne Endreime. Verse mit einer und zwei Betonungen gehören dem Liede; die mit drei, dem Epos. Zu dieser ganz richtigen Ansicht möchte ich aber noch einige Bemerkungen hinzufügen; es gibt noch ein ächt russisches Versmaß, welches übrigens vielleicht auch nicht so alt seyn mag, als das tonische; die komische Muse bedient sich nicht selten einer Art Mittelverse mit Endreimen, oder einer gereimten Prosa, wo jedoch, bisweilen durchgehends, auch noch tonische Accentuationen beachtet werden. Einige Volksmährchen launigen, satyrischen Inhalts, wie z. B. das Mährchen von dem Diebe und der rothen Kuh, werden auf diese Weise vorgetragen. Dieses sind zwar nur leichte Andeutungen über Gegenstände, deren nähere Erörterung uns zu weit führen würde, allein es schien mir hier ziemlich am rechten Orte zu seyn, eine solche Einleitung der Abhandlung meines Hauptgegenstandes vorangehen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Doktor Robert Morrison.

(Schluß.)

Während seines Aufenthaltes in England gab Morrison einen mäßigen Quartband unter dem Titel „Chinesische Miscellaneen" heraus, welches Auszüge aus chinesischen Autoren in der Ursprache, nebst Uebersetzungen und philologischen Bemerkungen enthält. Bei Herausgabe dieses Werkes bediente er sich der Lithographie, die er überhaupt als vollkommen geeignet erklärte, um chinesische Schriften zu vervielfältigen, und sie deßhalb auch in China einführte.

Im Jahre 1824 verheirathete sich Dr. Morrison mit Miß Armstrong von Liverpool, und kehrte im Jahre 1826 nach China zurück, begleitet von seinen beiden Kindern erster Ehe und einem jungen Sohn, einer Frucht seiner zweiten Verbindung. Während seines Aufenthaltes in Makao gebar ihm seine Gattin noch vier Kinder, er hatte mithin eine Familie von 7 Kindern, zwei aus der ersten und fünf aus der zweiten Ehe, welche letzteren jetzt mit der Wittwe in England leben und den zu früh Hingeschiedenen Vater beweinen.

Die Dienste, welche Morrison der ostindischen Kompagnie leistete, unter deren Auspizien er hauptsächlich zum Zweitenmale nach China zurückkehrte, waren bei mehreren Gelegenheiten von unberechenbarem Nutzen. Mehr als Einmal wurde er in den Rath zu Canton berufen, wo man sein Gutachten stets vortheilhaft für die Interessen der Kompagnie fand. In der Lintinangelegenheit war er der Einzige in der Faktorei, der die Klagen der Chinesen durch Gegenbeweise zu entkräften wußte. Bei öffentlichen und Privatverhandlungen bewies er sich stets als Christ, indem er Bedeutendes auf dem Wege friedlicher Uebereinkunft ausrichtete und

hätte man stets seinem Rathe gefolgt, so wäre manches Ungemach vermieden, mancher Verlust verhütet worden. Unter den Beamten der Kompagnie, die früher in Canton lebten, sind nur wenige, die ihm nicht ihre Kenntniß der chinesischen Sprache verdanken, denn ein Theil seiner Verpflichtung, für welche er von der Kompagnie einen Gehalt bezog, bestand darin, den jüngern Beamten die genannte Sprache zu lehren.

So hervorragenden Talenten als Morrison besaß und seinem entschiedenen Erfolg in literarischen Unternehmungen konnte es natürlich nicht an Neidern und Feinden fehlen. Selbst in seinem Vaterland ließ ein Theil der periodischen Presse seinen schriftstellerischen Arbeiten keine Gerechtigkeit wiederfahren, und auf dem Kontinent von Europa erhob sich eine Rivalität gegen sie, die gelegentlich Anlaß zu wahrhaft lächerlichen Schritten gab. So wurde unter andern an einen Engländer, der in Verhältnissen mit Morrison stand und auch Unterricht in der chinesischen Sprache von ihm erhalten hatte, die Aufforderung gerichtet, einen bekannten Professor der chinesischen Sprache auf dem Kontinent über Alles zu preisen und Morrison herabzusetzen. Die Antwort auf diese Zumuthung war für den Schreiber eben so ehrenvoll, als für den, den er zu rächen unternahm. „Ich muß," hieß es, „höchlich bedauern, daß Sie eine solche Feindschaft gegen den Dr. Morrison nähren, hinsichtlich dessen ich Ihnen erkläre (und ich könnte, ohne die größte Niederträchtigkeit zu begehen, nicht anders), daß ich ihn übereinstimmend mit Sir George Staunton für den ersten jetzt lebenden Kenner der chinesischen Sprache in Europa halte. In England ist es allgemein bekannt, daß er im Interesse der ostindischen Kompagnie eine ausgebreitete Korrespondenz mit den Chinesen in ihrer Sprache geführt hat, daß er das Chinesische eben so fertig schreibt als ein Eingeborner, und daß diese selbst ihm schon seit lange den Titel Le Doktine Ma beigelegt haben. Ein solches Zeugniß ist entscheidend und stellt ihn auf eine Höhe, von der alles europäische Gekläff gegen seine Kenntniß der chinesischen Sprache als bloße Batrachomyomachia (Kampf der Frösche und der Mäuse) erscheint. Was ihm Marjoribanks hinsichtlich einer Uebersetzung seines Wörterbuchs ins Japanesische sagt, ist vollkommen richtig; die Japanesen waren über die alphabetische Anordnung des zweiten Theiles so erfreut, daß sie das Werk in ihre Muttersprache übersetzten." — Dieß geschah im Jahre 1828, wo der erste japanesische Uebersetzer zu Nangasaki Morrisons Wörterbuch nach einem ihm von dem holländischen Naturforscher Burger zum Geschenk gemachten Exemplar in die Landessprache übertrug.

In Indien ist es bekannt, daß Morrison der erste Europäer war, dessen Schriften in chinesischer Sprache von der Landesbehörde angenommen wurden, und daß man die erste, die er einreichte, für das Werk eines gelehrten Chinesen hielt, den man zu entdecken bemüht war, um ihn zu bestrafen, weil ein Dienst dieser Art, Ausländern erwiesen, in China als Verrath gilt. Durch die Untersuchung wurde die Wahrheit bekannt und Morrison's philologischer Ruhm begründet.

Im Jahr 1829 fuhren chinesische Seeleute, unter denen einer Namens Teal-Kung-Tschaau, in einem Schiffe nebst 14 Passagieren und deren Eigenthum an der Küste, als ein Theil des Schiffsvolks eine Meuterei anspann, und die Passagiere, von denen nur einer glücklich ans Land kam, ermordete, um sich ihres Eigenthums zu bemächtigen. Teal-Kung-Tschaau hatte keinen Theil am Verbrechen genommen, sondern sich vielmehr bemüht, es zu hintertreiben, allein als der entkommene Passagier der Behörde den Vorfall anzeigte, wurde das sämmtliche Schiffsvolk und mit ihm auch Teal-Kung-Tschaau verhaftet und verurtheilt. Da das einzige, was vor Vollzug des Urtheils noch geschehen konnte, eine Identifikation war, so fand zu diesem Zweck eine feierliche Versammlung des Gerichtshofes statt, bei welcher auch Fremde zugelassen wurden. Die Gefangenen wurden einzeln vorgerufen und von dem Passagier als Theilhaber am Verbrechen erkannt; als jedoch Teal-Kung-Tschaau vortrat, dankte ihm der Passagier herzlich für die Rettung seines Lebens. Dennoch wagte keiner der anwesenden Chinesen einen Versuch zur Zurücknahme des Urtheils zu machen; Leang-a-fa, der Morrison begleitet hatte, zeigte sich geneigt es zu thun, konnte sich aber kein Gehör verschaffen. Da trat Morrison vor, und führte die Sache des armen Teufels in chinesischer Sprache so geschickt, daß er nicht nur die Freilassung des Verurtheilten erwirkte, sondern auch von dem Oberrichter und dem ganzen Gerichtshof auf das schmeichelhafteste belobt wurde. Chinesischer Sitte zufolge übergab der Befreite seinem Retter einen förmlichen Danksagungsbrief, wobei er sich nicht abhalten ließ, zu Morrisons Füßen die gewöhnliche Huldigung des Stoßens der Stirne gegen den Boden darzubringen.

Als Lord Napier nach Makao kam, stellte er den Dr. Morrison als chinesischen Sekretär und Dolmetscher bei der Kommission zur Ordnung der Verwaltung der brittischen Angelegenheiten in China an. Der Verewigte hatte bereits seit einiger Zeit schon gekränkelt, aber dennoch begleitete er den Lord nach Canton, auf welcher Reise er in einem offenen Boot auf dem Cantonfluß in der Nacht vom 24 auf den 25 Julius dem Sturm und dem Regen ausgesetzt war. Erst am Morgen des 25 kam man in Canton an; von diesem Augenblick an wurde der Zustand Morrison's immer bedenklicher, so daß er endlich am 1 August Abends in den Armen seines ältesten Sohnes im 53 Jahre seines Alters entschlief. John Robert, der Sohn, wurde zum Nachfolger seines Vaters ernannt.

Am folgenden Tag, 2 August, wurden die irdischen Reste des Verstorbenen zu Wasser nach Makao geführt, begleitet von Lord Napier und allen damals in Canton befindlichen Europäern, Amerikanern und Indobritten. Am 5ten desselben Monats wurde die Hülle des Entschlafenen neben seiner ersten Gattin und deren Kind auf dem protestantischen Begräbnißplatz zu Makao beigesetzt. Vierzig der angesehensten Einwohner der Insel geleiteten ihn zur letzten Ruhestätte, und Herr E. Stevens, Schiffsprediger im Hafen von Canton, hielt die Grabrede.

Der große Verlust, den die literarische Welt durch den Tod dieses ausgezeichneten Mannes erlitt, wird vielleicht auf dem Schauplatz seines thätigen Wirkens am tiefsten gefühlt und am richtigsten gewürdigt werden, und nicht sobald dürfte ein Mann aufstehen, der mit so gründlichen und umfassenden Kenntnissen auch so aufrichtige Frömmigkeit, so viele häuslichen und geselligen Tugenden verbände, als Morrison. Vom ersten Augenblick seiner Ankunft in Canton an verwendete er alle seine Kräfte darauf, sich jene Mittel eigen zu machen, durch welche die Heiden mit den Grundbegriffen der christlichen Offenbarung vertraut gemacht werden können, zu welchen er besonders eine strenge Heilighaltung des Sonntags zählte. Als Diener der Kompagnie hatte er zu Canton nur ein Quartier, in welchem er den dem Handel gewidmeten Theil des Jahres zubrachte, und ein Haus zu Makao, wo er die größere Hälfte des Jahres wohnte. Beide Wohnorte wurden von ihm zugleich als Kapellen benutzt, in welchen er Gottesdienst hielt und gewöhnlich viermal des Tags predigte, zweimal in englischer und zweimal in chinesischer Sprache. Seine Reden gewannen einige Eingeborne für den christlichen Glauben, die dann von ihm getauft wurden, und von denen fünf, Leang-a-fa mit eingeschlossen, sich dem Missionsdienst widmeten. Er hielt auch in seinem Haus zu Makao eine Schule für chinesische Kinder, bei der er chinesische Lehrer anstellte und die Eltern beschenkte, damit sie ihm ihre Kinder schickten.

Im Jahr 1832 widmete er seine Thätigkeit der Mäßigkeitsgesellschaft, und nahm eine Thee- und Kaffeeschenke in Canton unter Aufsicht, in welche die brittischen Seeleute durch Anschläge im Hafen eingeladen und vor den Häusern gewarnt wurden, in welchen man geistige Getränke verkaufte. In demselben Jahe eröffnete er eine schwimmende Kapelle zu Makao, und zwar hauptsächlich auf Andringen der Amerikaner, welche diesen Hafen besuchten.

Das Portrait, das die Beamten der Kompagnie und der Faktorei durch Chinnery malen ließen, gibt seine Persönlichkeit treu wieder. Ueber sein ganzes Gesicht war der Ausdruck eines freundlichen Lächelns verbreitet, ein großes, sanftes Auge lieh ihm einen edeln Ausdruck, und ein reiches, dunkles Haar schmückte sein Haupt. Im Kreis seiner Familie war ihm am wohlsten; unter seinen Kindern war er munter und fröhlich wie ein Kind, und benutzte jede Gelegenheit, durch Unterricht, ihrer Fassungskraft angemessen, ihre Kenntnisse zu bereichern. Schon vom zartesten Alter an beschäftigte er sich mit ihnen, und seine zärtliche Vaterliebe wurde durch die innigste kindliche Anhänglichkeit belohnt.

Außer den bereits angeführten Werken hat der Verewigte noch mehrere und unter andern auch Predigten herausgegeben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 114. 24 April 1835.

Reise in den Orient von Lamartine.

(Erster Artikel.)

Syrische Gastfreundschaft. Jaffa.

Herr v. Lamartine unternahm im Jahre 1832 bis 1833 eine Reise nach Syrien und Konstantinopel, wohin er von seiner Frau und Tochter begleitet wurde. Er begab sich zuerst nach Malta, Corfu, Athen, Aegina, Cypern, und von da nach der Küste von Syrien, wo er sich auf einige Zeit in Bairut niederließ, von da ging er in den Libanon, wo er Lady Esther Stanhope und den Fürsten der Maroniten Emir Beschir besuchte. Wir übergehen die interessanten Details dieser beiden Besuche, so wie die Geschichte der Familie des Emir, welche gegenwärtig eine so große Rolle in Syrien spielt, da der erste Band der Reise, der sie enthält, durch den vorzeitigen Nachdruck desselben in Brüssel bekannt seyn kann, und beginnen unsere Auszüge und Bemerkungen mit dem zweiten Band, welcher die im Oktober 1832 unternommene Reise von Bairut durch Syrien und Palästina enthält; wir beschränken uns dabei hauptsächlich auf seine Beobachtungen des gegenwärtigen Zustands dieser Länder, und den lebenden Menschen, mit denen er in Berührung kam, theils wegen des lebhaften Interesse, das sich in diesem Augenblick an Syrien knüpft, theils weil dem Reisenden die nöthigen Kenntnisse fehlten, um über Alterthümer zu sprechen.

Lamartine reiste mit vielem Aufwand und wie ein großer Herr, war überall durch Briefe der Gesandten und von Ibrahim angekündigt, wurde erwartet, mit Bedeckungen versehen, und hatte alle denkbare Leichtigkeit Orte und Menschen zu sehen, die einem gewöhnlichen Reisenden schwer zugänglich sind. Er verließ Bairut im Oktober 1832, besuchte die Stellen wo Tyrus und Sidon gestanden hatten, den Jordan, das galiläische Meer, Nazareth, den Carmel, Kaipha, wo er eine reizende Beschreibung der halb arabischen, halb europäischen Familie des Konsuls Malagamba macht. Von da aus drang er in die merkwürdigen und von räuberischen Beduinen bewohnten Ruinen von Castell Peregrino, welche von einem gelehrteren Alterthumskenner besucht und beschrieben zu werden verdienen, besuchte Cäsarea, und näherte sich Jaffa.

„Wir stiegen Abends um vier Uhr zu Pferde, und ich bemerkte in der Nähe des Flusses auf einem Hügel einen Araber zu Pferd, mit einer Flinte in der Hand, und von einem jungen Sklaven zu Fuße begleitet. Der Reiter schien mit der Jagd beschäftigt zu seyn, hielt sein Pferd jeden Augenblick an, und betrachtete uns mit einem zweifelnden Blick, plötzlich setzt er seine Stute in Galopp, und spricht mich italienisch an, ob ich nicht der europäische Reisende sey, den die Briefe der Konsuln angekündigt haben? Ich nenne mich, er springt vom Pferde, und will mir die Hand küssen, es war der Sohn des französischen Vicekonsuls in Jaffa, Damiani. Sobald er von unserer Reise gehört hatte, war er alle Tage auf dieser Seite auf die Gazellenjagd gegangen, um uns zu erwarten, und in das Haus seines Vaters zu bringen, und zu verhüten, daß wir nicht unsere Wohnung in einem andern Hause von Jaffa nehmen möchten. Viele andere Familien der Stadt würden uns einladen, sobald sie unsere Ankunft erfahren, allein nach arabischem Rechte gehöre ein Gast dem der ihn zuerst berühre, und es wäre eine Schmach für sie, wenn ich ihre Gastfreundschaft nicht annähme. Hierauf sagte er einige Worte auf arabisch zu seinem Sklaven, der auf sein Pferd stieg, und in einem Augenblick hinter den Sandhügeln verschwand, die uns die Stadt verbargen.

„Ich gab Damiani eines meiner frischen Handpferde, und wir ritten langsam gegen die Stadt, nach zwei Stunden sahen wir jenseits des Flusses etwa dreißig Reiter, welche in reichen Gewändern und mit glänzenden Waffen am Ufer auf den schönsten arabischen Pferden galoppirten. Sie ritten ins Wasser, stießen ein Freudengeschrei aus, und schossen ihre Gewehre ab; es waren die Söhne und Freunde der vornehmsten Bewohner der Stadt, die uns entgegenkamen. Jeder näherte sich mir, und bewillkommte mich, sie umringten uns, und gaben uns auf dem sandigen See-Ufer während des Ritts das Schauspiel des Dscherid (Lanzenspiels), wobei arabische Reiter die Kräfte ihrer Pferde und die Geschicklichkeit ihres Arms zu zeigen pflegen. Jaffa begann sich vor uns auf einem in die See hinausstehenden Hügel zu erheben: der Anblick ist magisch, wenn man aus der Wüste kommt. Die Basis der Stadt wird von den Wellen bewegt, welche sich in großen Massen über die Felsen, welche den Hafen bilden, brechen, und die Umgegend besteht aus den reizendsten Gärten, welche wie durch Zauber aus der Wüste hervorsprossen, und die Mauern und Thürme der Stadt mit ihrem Grün bekrönen. Man reitet unter dem hohen und duftenden Gewölbe eines Waldes von

Palmen, Granatbäumen, Cedern, Citronen, Pomeranzen und Limonienbäumen, welche so groß sind als Nußbäume in Europa, und unter der Last ihrer Früchte und Blüthe zu brechen scheinen; die Luft ist nur ein Duft, den der Seewind uns herbringt, und den Boden mit den weißen Blüthen der Orangen bedeckt, welche der Wind umtreibt, wie bei uns die Herbstblätter. Von Zeit zu Zeit findet man türkische Brunnen aus Mosaik von vielfarbigem Marmor, mit kupfernen Schalen, die an Ketten geschlossen sind, und umgeben von Frauen, welche sich die Füße waschen, und Wasser in Urnen von antiker Form schöpfen. Die Stadt erhebt ihre weißen Minarets, ihre ausgeschnittenen Terrassen, ihre Balkone in gothischen Bogen, aus der Mitte dieses Meers von Bäumen, und zeichnet sich im Hintergrund auf dem weißen Sandufer, das sich hinter ihr unermeßlich hindehnt, und sie von Aegypten trennt.

„Neben einem dieser Brunnen fanden wir eine dritte Cavalcade, an deren Spitze sich der Vater Damiani auf einem weißen Pferde uns näherte. Sein bizarrer Anzug machte uns lächeln, er trug einen himmelblauen Kaftan mit Hermelin verbrämt, und durch einen hochrothen Gürtel zusammengehalten; seine nackten Beine standen aus den weiten Hosen von Mousselin hervor, und ein ungeheurer dreieckiger Hut, der in dem ägyptischen Feldzug Dienste geleistet hatte, bedeckte seinen Kopf. Aber sein patriarchalischer Empfang machte bald unser Lächeln verschwinden, er war von seinen Stiefsöhnen und Enkeln begleitet, alle zu Pferde. Er stellte sich an unsere Spitze, und so zogen wir unter einem unmäßigen Gedränge von Menschen in die Stadt ein bis an seine Thüre, wo unsere neuen Freunde Abschied von uns nahmen, und uns unserem Wirthe überließen.

„Sein Haus ist klein, aber bewundernswürdig gelegen auf dem Gipfel der Stadt, von wo aus man die Aussicht gegen das Meer, gegen Aegypten und gegen die Nordküste von Syrien genießt. Die Zimmer sind umgeben mit Terrassen, wo man den Meerwind einathmet und alle Segel entdeckt, die sich von Weitem nähern. Die Zimmer haben keine Fensterscheiben, welche das Klima unnöthig macht, das immer die Wärme unserer Frühlingstage behält. Man theilt seine Wohnung mit den Vögeln des Himmels, und in dem Salon sitzen Hunderte kleiner rothhälsiger Schwalben auf den hölzernen Gestellen, welche das Zimmer umgeben, und Porcellanschalen, silberne Tassen und Pfeifen tragen. Sie flogen den ganzen Tag um unsere Köpfe, und hingen sich beim Essen mit den Füßen an den Armen einer Lampe auf, welche den Tisch erleuchtete.

„Die Familie besteht aus der Mutter, einer schönen Araberin, welche zwölf Kinder hat, aber noch immer in den Formen und der Farbe die Sitte der türkischen Frauen bewahrt, aus mehreren Töchtern, von ungemeiner Schönheit, und aus drei Söhnen, die uns alle gleich gefällig und nützlich waren. Die Frauen zeigten sich nie in den Zimmern, sie erschienen nur Einmal in großem Putz und mit Kleinodien bedeckt, und aßen Einmal mit uns, sonst waren sie im Innern des Hauses in einem kleinen Hofe mit Hausarbeiten beschäftigt, wo wir sie, wenn wir das Haus betraten oder verließen, sahen. Die Söhne, erzogen in der Gewohnheit der orientalischen Ehrfurcht für das Alter, setzten sich ebenfalls nie zum Essen mit uns nieder; sie standen hinter ihrem Vater, und sorgten, daß uns nichts fehle.

„Wir hatten kaum das Haus betreten, als wir schon eine Menge von Besuchen erhielten von Bewohnern der Stadt, die uns Glück wünschten, und ihre Dienste anboten. Man trank Kaffee, brachte Pfeifen, und der Abend ging in Gesprächen hin, die uns sehr interessirten. Der Gouverneur von Jaffa, dem ich durch meinen Dolmetscher meine Ankunft melden ließ, kam bald selbst uns zu besuchen. Es war ein schöner junger Türke, prachtvoll gekleidet, von großer Höflichkeit und ausgesuchter Eleganz der Manieren. Ich habe wenig schönere Männer gesehen; sein schwarzer Bart ergoß sich in glänzenden Locken wie Fächer auf die Brust, und seine Hand, die mit prachtvollen Diamanten bedeckt war, spielte ohne Aufhören darin. Sein Blick war stolz, milde und offen, wie der fast aller Türken; man fühlt, daß diese Menschen nichts zu verbergen haben, sie sind offen, weil sie stark sind, und sind stark, weil sie sich nicht auf sich selbst und eine eitle Geschicklichkeit, sondern auf die Idee des allmächtigen Gottes verlassen, dessen Vorsehung sie Schicksal nennen. Man stelle einen Türken unter zehn Europäer, und man wird ihn immer an dem edeln Blick, an dem Ernst seiner Gedanken, der sich seinen Zügen mittheilt, und an der Einfachheit seines Gesichtsausdrucks erkennen. Der Gouverneur hatte Briefe von Mehemet Ali und Ibrahim erhalten, mich zu empfehlen, und ich selbst brachte einen Brief von dem letztern mit, den er las, an seine Stirne drückte, und mir zurückgab. Er fragte mich was er thun könnte um die Befehle seines Herrn zu erfüllen; ich sagte, daß ich Jerusalem und Judäa besuchen wolle, alle Anwesenden erklärten aber, daß es unmöglich sey, die Pest sey in Jerusalem, in Bethlehem und sogar in Ramla, der nächsten Stadt auf dem Wege, alle Klöster seyen geschlossen, und ich würde nirgends Gastfreundschaft finden können. Ich bestand auf meinem Vorsatz, und der Gouverneur sagte mir, daß er eine sichere Eskorte arabischer Truppen wählen werde, mich und meine Zelte vor der Berührung der Pestkranken zu beschützen, und schickte sogleich einen Reiter nach Jerusalem mich dem Gouverneur anzukündigen. Hierauf legten wir uns auf die Ottomanen schlafen, und erwachten unter dem Zwittern der unzähligen Schwalben, die um unsere Köpfe herumflogen.

„Den nächsten Tag schickte uns der Gouverneur einige Reiter und acht Fußsoldaten, die uns zur Eskorte dienen sollten, und die man aus den disciplinirtesten ägyptischen Truppen der Garnison gewählt hatte. Mit Sonnenaufgang waren wir zu Pferde, und fanden vor der Stadt eine zahlreiche Cavalcade aus Leuten aller Nationen, die sich um uns herum mit dem Dscherid ergötzten, und uns bis an einen schönen Brunnen begleiteten, der von Sycomoren und Palmen beschattet ist, und eine Stunde von der Stadt am Wege von Ramla liegt. Die Pracht der Vegetation, welche sich auf beiden Seiten des Weges entfaltet, ist unbeschreiblich, Fruchtbäume aller Art bilden rechts und links Wälder, welche durch Hecken von Jasmin, Myrthen und Granatbäumen durchschnitten, und mit Bächen bewässert sind, die aus den schönen Brunnen, von denen ich gesprochen habe, strömen. Jedes dieser Güter enthält einen offenen Pavillon, oder ein Zelt, unter denen die Familien der Besitzer jährlich einige Wochen oder Monate

im Frühjahr und Herbst zubringen. Die Frauen schlafen auf Matten in den Zelten, die Männer im Freien, unter den Gewölben der Citronenbäume, die Melonen, Pasteken und die zweiunddreißig Feigenarten, welche diese bezauberten Gärten liefern, dienen ihnen zur Nahrung. Jaffa hat in seinem Himmel und seinen Umgebungen etwas Großartigeres, Farbenreicheres und Feierlicheres als alle andere Orte der Welt, die ich gesehen habe. Das Auge ruht auf dem gränzenlosen Meer, das so blau ist wie der Himmel, auf den endlosen Sandebenen der ägyptischen Küste, wo der Horizont nur von Zeit zu Zeit durch den Hals eines Kamels unterbrochen wird, und auf den grünen und gelben Gipfeln der zahllosen Orangenwälder, welche die Stadt umschließen."

Ueber die Schriftstellerei des russischen Volks.

(Fortsetzung.)

Aus der zweiten Abtheilung wollen wir vor allen Dingen einer geographischen Mappe Erwähnung thun, die wohl der Mühe lohnt, betrachtet zu werden. Sie gehört zu den ältern Denkmälern dieser Art, und ist, wie die slavonische Aufschrift lautet, aus dem Römischen übersetzt worden. Sie führt keine Jahreszahl und hat eine große Menge Auflagen und Verbesserungen erlebt. Die ganze Erdkugel ist auf einer kreisrunden Fläche dargestellt, die gegenseitige Lage der Länder und Gewässer einigermaßen beobachtet, doch höchst abenteuerlich auf dieser einen Halbkugel zusammengedrängt, und ohne Rücksicht auf ihre wirkliche Form und Größe abgebildet. Die vier Welttheile führen die Namen der Weltgegenden; eine jede Hauptstadt bedeckt mit ihren Mauern und Thürmen das halbe Reich, dessen andere Hälfte mit höchst merkwürdigen, über alle Maßen sonderbaren Notizen angefüllt ist. Z. B. „Sonnenaufgang, d. h. erster Welttheil, genannt: Asia, Antheil des ältesten Sohnes Noah's, Sem; dieser Welttheil endet bei den seligen Inseln Macaria's, d. h. bei dem Paradiese: das andere Ende geht bis zu dem schwarzen und phasischen Meere, das dritte Ende ist das chinesische Reich, bis zu den Landen der Thier-Menschen, Sibirien und dem kaspischen Meere. Mittag, zweiter Welttheil, benannt Afrika, stößt an Syrien, das rothe Meer und die Insel Pontus, andererseits aber langt er vom rothen bis zum äthiopischen Meere, von Aegypten bis zum weißen Meere und dem Ocean. Der dritte Welttheil heißt Europa, Antheil des jüngsten Sohnes Noah's, Japhet, erstreckt sich vom Mittelmeere bis zum großen Weltmeer, andererseits bis ans Meer der Waräger, drittens aber bis zu dem Meere Murmon und dem Eismeer. Der vierte Welttheil ist Westen, genannt Neu-Amerika; erst unlängst entdeckt von spanischen und französischen Niemzy (d. h. Stummen, wie alle Ausländer, vorzugsweise die Deutschen, heißen). Die Einwohner sind der Schriftzeichen unkundig, haben Gold- und Silbererz, durch welches jene Niemzy sich sehr bereichert, und daselbst Städte erbaut haben, und den vierten Welttheil das neue Land geheißen, und selbiges zu den übrigen Welttheilen gethan haben. Es ist eine große Insel, größer denn alle übrigen, die Menschen aber haben weder Religion noch Schrift, leben 500 Jahre und mehr, nähren sich von gebacknem Fisch und Muskatnuß, sind dem spanischen und französischen Könige zinsbar."

Fernere Aufschriften sind: „diese Insel ist leer, bewohnt von Drachen, deren Angesicht weißlich, Oberkörper menschlich, Unterkörper aber schlangenartig und geflügelt ist: man nennt sie Basilisken." — Auf dieser Insel leben Menschenfresser, die der heil. Apostel Andreas besuchte. Dieses Land, genannt Florida, ist groß und bevölkert, die Menschen darin wild und nackt, besitzen viel Gold und Silber, schlagen sich mit Bogengeschütz und Knütteln, gehören dem Könige von Spanien. Die Insel Malta, woselbst viel Lehrer und Weltweise, Kraut und Gemüse. Die Insel Minorka, bewohnt von Weltweisen. Das Kaiserreich, genannt Germanien, breitet sich auf 1500 Werst (über 200 Meilen) aus, ist reich und bevölkert, besitzt Gold und Silberminen, führt Kriege mit den türkischen Herrschern, ist geehrt von allen Landen; seine Bewohner getauft durch den Apostel Paulus, allein heutzutage verirrt und in dem deutschen Glauben befangen. Das Land ist ergiebig, die Menschen ansehnlich und friedliebend, besitzen viel köstliche Tränke und Gewürze.

Die Residenz Moskau mit ihren Mauern und Thürmen ist größer, als ganz Amerika oder Asien, und glänzend an bunten Kuppeln und Kirchen anzuschauen. St. Petersburg aber, welches offenbar von einem weit spätern Künstler hineingebracht ward, muß in keiner hohen Gnade bei demselben gestanden haben; er hat diese Residenz nur durch sieben jämmerlich verkrüppelte Tannen und Birken angedeutet. Ueberhaupt ist es keinem Zweifel unterworfen, daß dieses merkwürdige Blatt nicht nur bei jeder seiner Auflagen verschiedene Veränderungen und Verbesserungen — wenn man sie so nennen darf — erlitten hat, sondern daß auch gewiß kein erster russischer Herausgeber es nicht an dem Geiste jener Zeit entsprechenden Zusätzen hat ermangeln lassen. Der Herausgeber des Telegraphen setzt den Ursprung dieser Mappe zum wenigsten in das 17te Jahrhundert. So hängt das Volk immer eigensinnig am Alten, Herkömmlichen, Abenteuerlichen, und zieht eine solche abgeschmackte Faselei über den Zustand unseres Weltkörpers den reellen, wissenschaftlichen Nachrichten über diesen Gegenstand vor. Ein grober Abdruck einer jeden andern vernünftigen Mappe würde weder mehr Mühe noch Unkosten verursachen; allein er fände schwerlich Eingang bei dem bis zum Fanatismus an seinen geerbten Sitten und Aberglauben hängenden, beharrlichen russischen Volk.

Ferner gehören unter dieselbe Rubrik: die Einnahme von Otschakow, die Schlacht von Kagul, eine Menge Scenen aus dem Franzosenkriege, wo der Feldmarschall gewöhnlich zur Seite einer so eben abgefeuerten Kanone galoppirt, und die Soldaten sehr naiv über Wall und Graben setzen. Solche patriotische Darstellungen mit passenden Unterschriften von Soldatenliedern, Relationen, u. s. w. mangeln auf keiner Station der entlegenern Landstraßen zum gemeinschaftlichen Frommen und Nutzen, und zur Erbauung des Wirths sowohl als der Gäste.

Zu dieser Abtheilung kann man ferner auch folgende Stücke zählen: Darstellung des mit einer orientalischen Gesandtschaft nach Moskau gebrachten Elephanten, dessen langes Wunder- und

Lobgedicht mit der einfachen Bemerkung endigt: was Wunder? als Elephant geboren, bleibt er zeitlebens Elephant!

Abbildung des 1760 am 21 Julius unweit Archangel gefangenen Wallfisches, sammt der Beschreibung dieser Operation u. s. w.

(Schluß folgt.)

Nordamerikanische Indianer.

Der Untersuchungsgeist that bisher nur wenig, um einige einigermaßen befriedigende Data hinsichtlich des Ursprungs der nordamerikanischen Ureinwohner zu gewinnen. Die wenigen sie betreffenden Ueberreste, welche man zu Zeiten entdeckt, sind einfach, und bestehen hauptsächlich in Beilen von roher Form, steinernen Messern, Mörsern zur Zerreibung des Maises, Pfeilspitzen und ähnlichen Gegenständen. Diese bieten jedoch keine Grundlage, um darauf ihre Geschichte zu bauen. Es sind die nämlichen, wie sie vor der Entdeckung Amerika's lange im Gebrauch gewesen, und keine Veränderung erlitten hatten zur Zeit, als die „pilgernden Väter“ in Plymouth landeten und den Grund einer neuen Welt legten. Wahr ist es, daß es Spuren eines Volkes gibt, das in einer früheren Periode lebte als die indianischen Stämme, mit welchen Europäer bekannt wurden; allein ihre Geschichte ist immer noch in tiefes Dunkel gehüllt. Ihre Tumuli (Todtenhügel) werden in manchen Theilen Nordamerika's gefunden, und aus dem Alter der Bäume, die über diesen Ueberresten wachsen, berechnet man, daß seit ihrem Aussterben wenigstens tausend Jahre verflossen seyn müssen; über die Zeit, wie lange sie vorher existirten, ist es unmöglich, auch nur eine wohlbegründete Muthmaßung aufzustellen. Gemeiniglich befinden sich die Tumuli in der Nähe der großen Flüsse, zwischen den Ufern des Erie-Sees und dem Golf von Mexiko. Die Annahme, daß das Volk, durch welches sie errichtet wurden, einige Kenntniß der nützlichen Künste besaß, und daher in der Gesittung vorgeschrittener war, als die spätern Bewohner des Landes, beruht auf keiner eitlen Spekulation; einige aber schlossen daraus, daß diese Ueberreste des Alterthums auf das Vorhandenseyn großer Städte in einer sehr entfernten Zeit hinwiesen. Nichts Anderes ist von diesem Menschenstamme jetzt mehr übrig, und kein Bericht lehrt uns die Umstände kennen, die zu seinem gesellschaftlichen Verfalle führten.

Man berechnete, daß, als die ersten englischen Niederlassungen in Nordamerika gegründet wurden, nicht weniger als zwei Millionen von den indianischen Stämmen das weite Gebiet bewohnten, das sich vom atlantischen bis zum stillen Ocean erstreckt. Ueber 11,000 lebten in dem Bezirke, der nun den Staat Maine bildet. Einige der Stämme waren mächtig, sowohl durch ihre kriegerischen Eigenschaften, als durch ihre politischen Talente. Die Mohawks und vier andere Stämme bildeten einen Bundesstaat, dessen Macht sich von den kanadischen Seen bis nach Virginien erstreckte. Die Tschirokesen hatten nicht nur 56,000,000 Akres als ihre Jagdgründe in Besitz, sondern vertheidigten dieselben auch durch ihre Waffen. Das ganze weit ausgedehnte Gebiet Nordamerika's war unter viele verschiedene Stämme getheilt, die sich alle als Krieger und Jäger auszeichneten. In diesem Theile des Landes ließ sich in der That alles finden, was ein Volk, dem die Anstrengung beständiger Arbeit zur Last war, anziehen konnte. Die Wälder lieferten wilde Früchte in Ueberfluß, die Ebenen brachten Kräuter und Pflanzen hervor, und Rothwild, Wallrosse, Bären, Truthähne, Tauben, Wachteln und Rebhühner gab es überall in Menge. Die Biber und viele andere Thiere, welche werthvolle Häute liefern, waren beinahe eben so zahlreich, als das Wild in einem neuern Thiergarten, und die Baien, Buchten, Flüsse und Seen lieferten Fisch- und Wildgeflügel in Menge. Hier, wo nur geringe Anstrengung erforderlich war, um die wenigen natürlichen Lebensbedürfnisse zu gewinnen, würden die eingebornen Stämme leicht an Zahl und innerm Wohlbehagen zugenommen, und, wenn es mit dieser gesellschaftlichen Stufe übereinstimmte, in Wirklichkeit jene Sinnenreize in Schranken gehalten haben, welche man ohne allen Grund als im Gegensatze zu den Mühseligkeiten einer civilisirteren Laufbahn darstellt. Allein die Lage des wilden Jägers, wie günstig auch immer die Umstände seyn mochten, enthielt in sich selbst kein fortschreitendes Princip; und als Gewerbthätigkeit und die Anwendung der nützlichen Künste den ersten Ansiedlern Wohlstand, Ruhe und Gemächlichkeit gegeben hatte, nahmen die wilden Stämme, die noch nicht in den sich erweiternden Strom der Civilisation hineingezogen waren, an Macht und Zahl allmählich ab, bis es endlich zweifelhaft ward, ob in wenigen Jahren noch Spuren ihres Daseyns übrig seyn werden. Thatcher, ein amerikanischer Schriftsteller, bemerkt: „Nur zu bald, fürchten wir, wird die Zeit kommen, wo die Geschichte der Indianer die Geschichte eines Volkes seyn wird, von welchem kein lebendiges Beispiel mehr auf Erden lebt. Selbst die Prairien und Berge des fernen Westens werden aufhören ihre Zufluchtsstätte zu seyn vor dem eilenden Laufe der Civilisation. Ihre Wälder werden gefällt werden; ihr Wild wird verschwinden: und dann — wenn wirklich kein Theil von ihnen aus dem Grabe des Heidenthums gerettet werden kann; wenn kein gesegneter Strahl menschlicher Kenntniß oder des beseligenden himmlischen Glaubens die Düsterheit der Wildniß erleuchten soll — dann wird der letzte Indianer auf dem äußersten Rande des stillen Meeres stehen, und seine Sonne wird untergegangen seyn für immer.“

Civilisirten Menschen aller Länder sind die Interessen der Menschheit zu theuer, als daß sie die Vertilgung eines Volksstammes, der ein nationelles Daseyn und nicht wenige große und edle Tugenden besitzt, oder dereinst besaß, ohne starke Gefühle des Mitleidens betrachten könnten. Die Erzählungen Hunters und Tanners, die Schriften Chateaubriands, Campbells „Gertrude von Wyoming,“ die Novellen von Cooper und andere Schriften, erweckten ein lebendiges Interesse an dem Schicksale der nordamerikanischen Indianer, und machten uns mit ihrer Geschicklichkeit als Jäger, ihrem unbezähmbaren Muthe als Krieger und ihren Tugenden als Menschen vertraut. Wenn der Dichter und der Novellist von ihren mannichfachen Ansprüchen an ihre Mitmenschen ergriffen wurden, so werden sicherlich der Staatsmann und der Christ ihren Zustand mit noch höherem Interesse betrachten.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

In der russischen Literatur hat sich ein lebhafter Streit über die Aechtheit der ältesten russischen Annalen, nämlich der dem Mönche Nestor aus Kiew, und seinen Nachfolgern Wasili aus Wladimir und Sylvester, Igumen im Kloster Wydubiz, zugeschriebenen Bücher entsponnen. Kretschenowski, Professor der Geschichte an der Universität in Moskau, griff sie an, wogegen ein Herr Pogodin, ein eifriger Nachfolger Schlözers und Karamsin's, sie in einer Schrift: „Ueber die Aechtheit der alten russischen Geschichte,“ vertheidigte. Jetzt ist ein neuer Gegner unter dem erdichteten Namen Scromnenko *) aufgetreten, und sucht die Behauptung durchzuführen, daß die alten russischen Chroniken nichts seyen als Sammlungen, die in späterer Zeit (am Ende des 13ten und Anfang des 14ten Jahrhunderts) **) aus Schriften verschiedener und zu verschiedenen Jahrhunderten lebender Verfasser veranstaltet wurden, in welche sie bald unverändert, bald auch in größern oder kleinern Abkürzungen oder Erweiterungen übergingen.

*

H. Wiseman, Director des englischen Kollegiums zu Rom, ist in die Fußtapfen der beiden Assemanni getreten, und hat unter dem bescheidenen Titel: horae syriacae, eine Schrift herausgegeben, die vermuthlich nur ein Anfang ist. Eine der darin enthaltenen vier großen Abhandlungen behandelt den Ursprung, die Zahl und die Authenticität der verschiedenen syrischen Uebersetzungen des neuen Testaments, deren er 12 aufführt; ***) er beweist darin, daß die gewöhnlichste, die sogenannte Peschito, vor dem vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung gefertigt worden seyn müsse. Auch hat der Verfasser eine nicht uninteressante Entdeckung gemacht: ein Mönch Simeon macht nämlich zu einer Stelle des Alten Testaments (Exod. II. 10) eine historische Anmerkung, welche beweist, daß er über die ägyptischen Dynastien andere Quellen als Manetho vor sich hatte.

*) Dieses Pseudonym soll ungefähr so viel als „bescheidener Zweifler“ bedeuten.

**) Man rechnet gewöhnlich, daß Nestor seine Chronik bis zum Jahre 1090, Wasili bis zum Jahre 1098, und Sylvester bis zum Jahre 1110 fortgesetzt habe.

***) Nicht mit Recht, wie uns scheint, denn mehrere davon sind durchaus nur Abschriften der Peschito.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 113. 23 April 1835.

Einige Bemerkungen über das glückliche Arabien.

Der südliche Theil der arabischen Küste zwischen den Kuria-Muria-Inseln und Bab-el-Mandeb, so wie die westliche Küste von der Meerenge gegen Mekka hin, kannten die Alten unter dem Namen des glücklichen Arabiens, vermuthlich eine Uebersetzung des arabischen Wortes Yamun (Yemen), welches „das Gesegnete" bedeutet. Die arabischen Geographen rechnen manchmal auch Hadhramaut und Tehamah zu Yemen, obwohl sie gewöhnlich diese Benennung auf das Meeresufer und den Bergdistrikt von Mokka bis zu dem Vorgebirge Hardschah, das alte Emporium Arabiens, beschränken. Oestlich davon liegt Hadhramaut, dessen Küstendistrikt von Ras Hardschah bis Dhafar in der Nähe von Ras Morbat den Namen Schibir führt, durch eine falsche Lesung des arabischen Namens aber lange Sedscher genannt wurde.

Die jetzigen Handelsgegenstände in diesem Lande sind noch dieselben wie zur Römerzeit. Außer Myrrhen, Gummi und Weihrauch bringen die Sumalis *) aus Barbara und Ajam Schafe, Geflügel, Eier und Sklaven, welche in Arabien einen guten Markt finden. Es gibt zwei Arten von Weihrauch oder Loban: der eine kommt aus Hadhramaut und wird von den Beduinen-Arabern gesammelt, den andern bringen die Sumalis aus Afrika. Der erstere, den man in kleinen runden Klumpen trifft, hat eine grüne Färbung, der andere gleicht mehr dem gewöhnlichen Harz und hat ein lichtgelbes Aussehen. Was die Sumalis einführen und lodan mati nennen, hat einen minder starken Geruch, als die arabische Sorte; man nimmt ihn deßhalb lieber zum Kauen, während der letztere zum Räuchern verwendet wird. Beide Sorten werden von Hindu-Kaufleuten **) nach Indien ausgeführt, nebst Myrrhen, Gummi und etwas Honig, der in der Umgegend von Aden gesammelt wird. Die Schafe sind von abyssinischer Zucht, haben breite Schwänze wie die vom Kap der guten Hoffnung, und sind mit schönem weißem Haar statt der Wolle bedeckt; diese werden nebst Geflügel und Eiern an die Handelsfahrzeuge verkauft, die an der Küste anlegen. Außer Haifloßen und Salzfischen, die sich hier in großer Menge finden, sind die oben genannten Artikel die einzigen, welche man von diesem Theile Arabiens ausführt: dagegen handeln die nach Indien gehenden Kaufleute Reiß, Zucker und Baumwollenzeuge ein, wie zur Zeit des Periplus, wo die Bewohner von Muza nach Lymirica und Barygaza, d. h. nach der Wüste von Sind und Broach segelten, und diese Artikel zurück nach Dioskoris oder Socotra brachten. Zum Austausch dagegen beluden sie ihre Schiffe mit Schildkrötenschalen; außerdem wurde Elfenbein an der Küste von Barbara gekauft, heutzutage aber bringen es Karawanen aus dem Innern Afrika.

Die Stadt Barbara liegt etwa 45 g. M. südöstlich von Bab-el-Mandeb. Hier wird alle Jahre ein Markt gehalten, wenn die kleinen Handelsschiffe aus dem rothen Meere und dem persischen Meerbusen kommen. Karawanen von 4000 Kamelen kommen um diese Zeit aus dem Innern von Afrika, und bringen Gummi, Elfenbein, Straußenfedern, Felle und andere Artikel. Die Sprache der Sumalis, welche Herren dieses Landes sind, ist das Ghis oder Aethiopische, was nach den von Ludolf mitgetheilten Proben eine dem Arabischen verwandte Sprache ist. Die Geographie und der Handel dieser Länder sind bis jetzt sehr wenig bekannt, und verdienen genauer untersucht zu werden.

*) Richtiger als Somaulis.

**) Die hier zusammenströmenden Menschen bilden einen seltsamen Kontrast: fürs erste der Araber mit seinem braunen, sonnenverbrannten Gesicht, seiner schmächtigen aber rührigen Gestalt, seinem energischen Wesen und spärlichen Kleidung; dann der Hindu-Kaufmann mit seiner hellern Gesichtsfarbe, seinem glatten Aussehen und trägen Bewegungen, gekleidet in seinen rothen Turban und weißen faltenreichen Dhotar; ferner der Sumali-Kaufmann aus Barbara mit seinen regelmäßigen Zügen, seinen Ringellocken von weichem Haar, dem auf künstliche Weise eine Flachsfarbe gegeben wurde, und das er nachlässig um seine Schultern fliegen läßt; endlich der Sohaili aus Ajam mit seiner glänzenden schwarzen Gesichtsfarbe und seinem wolligen Haare, doch ohne die dicken Lippen und vorstehenden Mund des Negers.

Ueber die Schriftstellerei des russischen Volks.

(Fortsetzung.)

Eine interessante Erscheinung bietet bei uns die Volksliteratur in den sogenannten Bastabdrücken dar, die jedoch nur selten mehr wahre Holzschnitte sind, — viel weniger Bast- oder Baumrindenabdrücke — sondern meist auf Stein, Zinn und Kupfer

geschnitzt und gestochen werden. Die Arbeit ist so grob und schlecht, als sie nur immer seyn kann, allein das Merkwürdige dabei ist, daß diese Mährchen und Bilder von einer besondern Künstlerkaste unter den Bauern selbst, und für diese angefertigt werden.

Wie in der ganzen Welt, so waren auch in Rußland die Priester und Mönche die ersten Gelehrten, d. h. Schriftkundigen; und lange Zeit hindurch die Kirchenschrift die einzige bekannte Schrift. Von den Geistlichen ging die Kunst erst auf andere Stände über, und da bildete sich denn eine besondere Zunft der Heiligenbildermaler, in deren Händen Gegenstände der Religion nicht selten mit Aberglauben und Unwissenheit aller Art vereinigt, vermengt und unter dem Volke verbreitet und bekräftigt wurden. Sie begnügten sich nicht nur mit dem Heiligenbildermalen, sondern bildeten auch symbolische, mährchenhafte und andere Gegenstände, geistlichen sowohl als weltlichen Inhalts ab, und lieferten nicht selten abenteuerliche Beschreibungen dazu. Solche Dinge erschienen jedoch immer nur in Holzschnitten und andern Abdrücken auf Papier, dagegen der Oelpinsel und das Brett (vorzugsweise das Cypressenbrett) ausschließlich für Heiligenbilder aufbewahrt wurden. Es werden aber alle, auch selbst die weltlichen Gegenstände, in dem Tone, der Sprache und Schrift der Kirche abgehandelt, welches ihnen in den Augen des Volks eine Art von Infallibilität gibt.

Noch heutzutage besteht eine eigene Heiligenbildermaler-Zunft in den Städten, und ganze Dörfer in den Gouvernements Wologda, Wladimir, Jaroslaw, Moskau beschäftigen sich ausschließlich mit dieser Arbeit, reisen im ganzen Reiche als Hausirer umher, und vertauschen ihre Produkte gegen baares Geld, denn verkaufen darf man ein Heiligenbild nicht.

Mehr oder weniger abgeschieden von dieser Kunst besteht die Holz-, Stein- und Kupferstecherkunst, von welcher wir eben reden wollen. Der Kaufmann Loginow in Moskau liefert eine große Menge dieser Waare, und verschickt sie im ganzen Reiche; es gibt aber noch viele einzelne Künstler, die auf ihre eigene Hand schneiden und drucken, und es bestehen, wie eben erwähnt, ganze Dörfer, deren vorzüglicher Erwerbszweig die Anfertigung solcher Mährchen und Bilder ausmacht. Auffallend genug ist es, daß diese Zunft oder Kaste sich einer usurpirten Preßfreiheit bedient, in so fern es scheint, als kümmere sich niemand um das Treiben dieser Künstler. Aber was finden sich auch für merkwürdige Dinge unter dieser der niedern Volksklasse eignen Literatur! Alles was Aberglauben, Unwissenheit, Fanatismus nur erzeugen können, mit mehr oder minder plumpen, derben und witzigen Einfällen begleitet, mit höchst abenteuerlichen Abbildungen und Erläuterungen ausgeschmückt. Zugleich aber spricht sich immer etwas so recht Originelles, Charakteristisches, Derbes und Grelles in den Einfällen der unverdorbenen Laune des Pöbels aus, daß es nur zu bedauern ist, daß auch dieser Zweig der Literatur nach und nach ausartet, und schon häufig unächt, verfälscht und manierirt angetroffen wird, weil die bärtigen Künstler zu glauben anfangen, daß ihre Werke auch mit dem Geiste der Zeit fortschreiten müßten.

Man wundere sich nicht, wenn man unter diesen Blättern, welche für wenig Kopeken bei einem jeden umherziehenden Krämer feil sind, Scherze und Satyren auf Gegenstände findet, die sonst wohl einem jeden Russen heilig sind; es ist eine sonderbare Eigenheit des Volks, daß es den Talar, das Chorhemd, nie mit dem Alltagsrocke seines Priesters verwechselt, und an jedem, auch selbst dem heiligsten Gegenstande, eine profane Seite auffindet. Der russische Soldat erlaubt sich ohne Bedenken humoristische, kräftige Scherze über seine Vorgesetzten, über die Regierung, und läßt sich dennoch für beide todtschießen; ja er trägt, was wohl noch mehr sagen will, die ungeheuren Strapatzen, den ungewöhnlich schweren Dienst des russischen Soldaten mit Gleichmuth, und ohne je zu murren; er erleichtert da, wo ein anderer unterliegen würde, sein Herz nur durch Scherze und Witze, die in einem Beobachter unter solchen Umständen wahrhaftes Grausen erregen. Seine Laune, seine Ironie ist es nun, die man zu würdigen wissen muß, damit man Humor nicht für Profanation nimmt, und den Menschen achten lernt.

Nach dieser, vielleicht etwas langen Einleitung will ich meine Leser, beispielsweise, mit einigen Blättern aus der National-Schriftstellerei bekannt machen. Von dem Liede und dem Mährchen, wie es im Munde des Volkes fortlebt, rede ich hier nicht; dieses würde den Umfang des Aufsatzes über die Gebühr ausdehnen. Auch sind schon deutsche Uebersetzungen einiger unserer Volkslieder vorhanden. Die Volksmährchen sind zum Theil aus dem westlichen Europa hinübergewandert, wie z. B. Prinz Bova, Francill und Ventiana, und dann der Reinecke Fuchs; zum Theil aus dem Orient, wie Jeruslan, des Lazarus Sohn; dann aber endlich gibt es ächt russische, wie Ilja von Murom, — der Dieb und die rothe Kuh, — Schemjaka's Gericht u. s. w. Diese letztern zeichnen sich aber durch den gar nicht zu verkennenden Ton und Humor des Russen aus. Außer dem Liede und diesem Mährchen aber sind es, wie schon erwähnt, sinnbildliche Darstellungen, dramatische und personificirte Sprüchwörter, Satyren und Einfälle verschiedener Art, Karikaturen, wie auch manche ernst seyn sollende Gegenstände, die aus der Werkstatt des Pöbels hervorgehen, und die wir etwas näher betrachten wollen.

Im Allgemeinen lassen sich diese Kunstwerke mit rothen, gelben und grünen Klecksen ihrer Bedeutung nach in drei Abtheilungen bringen: 1) religiöse Gegenstände; 2) Versinnlichung und Darstellung historischer Begebenheiten; 3) Fabeln, Mährchen, Einfälle, mehr oder weniger obscöne und witzige Karikaturen.

Es mögen nun zunächst einige Beispiele aus den religiösen Darstellungen folgen. Traum der Mutter Gottes, heiliger Brief unsers Herrn Jesus Christus, die zwölf Freitage, die Jerusalemer Rolle, Verzeichniß der bösen Tage und manche ähnliche wunderbare Dinge findet man unter den ältern dieser buntbepinselten Blätter. Gleichfalls sind hier zu nennen: sinnliche Darstellung der Höllen- und Himmelsleiter, deren eine mit 37 Stufen hinab zur Hölle, die andere in eben so vielen Stufen hinauf zum Himmel reicht. Eine jede Stufe trägt den Namen, dort eines Lasters, hier einer Tugend; Himmel und Hölle sind auf die gewöhnliche charakteristische Weise dargestellt. Das Blatt möchte indeß vielleicht ursprünglich von katholischen Meistern herstammen.

Darstellung des Berges Sinai, in dem Augenblicke, da Moses die Gesetztafeln empfängt. Ein merkwürdiges Blatt, das sich eher bewundern als beschreiben läßt. Beinahe das ganze alte Testament ist hier aufgeführt und versinnlicht. Eine besondere Erwähnung verdient jedoch der Sonnenstrahl, der durch eine Spalte des Berges Sinai auf die irdische Hülle der heiligen Katharina fällt.

Der Stammbaum unseres Heilandes, von Abraham bis auf Joseph, mit 42 Porträten.

Das letzte Gericht, wo der Himmel sich aufthut mit den heiligen Schaaren und Engeln, die Höllenflamme kraftlos hinaufleckt, St. Petrus die ihm anvertraute Heerde der Gerechten so eben durchs Thor des mit Wall und Graben umgebenen Paradieses einläßt, dagegen eine Masse von armen Sündern, worunter sich besonders die an Feiertagen arbeitenden Bauern, und die durch Putz und Zauberei verführenden Weiber auszeichnen, der Hölle zugeführt werden. Hier findet man die ewigen Qualen sinnreich variirt und dem Vergehen angepaßt, die meisten Sünder aber hängen an verschiedenen Theilen ihres Körpers über Feuer. Die große Paradiesesschlange, deren einzelne Glieder aus verschiedenen Lastern bestehen, füllt das Blatt. Merkwürdig ist die Art und Weise, wie die Todten sich in ihren Särgen aufrichten, und die Vögel und Fische, nach dem Worte der Schrift, das Fleisch der Menschen wiedergeben.

Das Weib von Babylon, aus der Apokalypse; sie ist Deutsch gekleidet, trägt Leibchen und Schürzlein, und reitet ein siebenköpfiges Ungeheuer.

Abbildung der sogenannten Paradiesvögel Alkonodt und Syrin genannt. Weiberbrüste auf einem Vogelrumpf, mit und ohne Hände. Ihr Gesang ist: „Mühet euch, o Menschen, auf daß ihr das Himmelreich erlangt, und den Gesang der Edenvögel höret, und seht Paradiesesbäume, und die Lust der Heiligen, von denen Gott der Vater sprach: das Auge erblickt sie nicht, das Ohr hört sie nicht, denen dieses bereitet ward, weil sie ihn liebten.

Traum eines Beichtvaters, welcher seine unwürdige Beichttochter, die ihn belogen, in folgendem Zustande erblickt: sie reitet einen Feuerdrachen, Kröten hängen an ihren Augen, Pfeile gehen durch ihre Ohren, Rauch und Flamme entfährt ihrem Munde, Schlangen saugen an ihren Brüsten, Höllenhunde nagen an ihren Händen, Ketten schließen ihre Füße.

Umständliches Verzeichniß und Abbildung von 45 Heiligen, wo einem jeden sein Theil und Amt angewiesen ist, mit Anmerkungen, warum man einen jeden einzelnen anflehen darf, und welche Bitte in seiner Macht zu erfüllen steht; und endlich ein umständliches Verzeichniß der Blutstropfen, so unser Heiland für uns vergossen.

(Fortsetzung folgt.)

Stürme und Schiffbrüche zu Algier.

Am Abend des 7 Februars ward durch die ungewöhnlich hohe Fluth die Aufmerksamkeit des französischen Gegenadmirals de la Bretonnière geweckt. Sogleich ertheilte er die nöthigen Befehle, um auf etwaige Ereignisse gerüstet zu seyn. Die Hafendirektion ergriff Vorsichtsmaßregeln zur Sicherung der im innern Hafen befindlichen Schiffe, wodurch mehrere derselben gerettet wurden, welche sonst unfehlbar zu Grunde gegangen seyn würden. Die beiden dem Staate gehörigen Schiffe, die Marne und der Cygne, trafen gleichfalls ihre Maßregeln.

Während der Nacht vom 10/11 Februar war es schlecht Wetter, doch verkündete nichts den Sturm, der bald darauf ausbrach, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß die ältesten Eingebornen sich keines ähnlichen erinnern. Mit Tages Anbruch schlug der Nordwestwind in Nordwind um, und regte mit furchtbarer Gewalt das ganze Meer auf. Der Himmel bedeckte sich mit schwarzen Wolken; der Hagel fiel in dichten Massen; die Wogen brachen sich mit Getöse an dem Hafendamm, als wollten sie ihn aus seinen Grundpfeilern herausreißen. Die Wellen schlugen über die Gebäude des Kay's und über die Batterien her. Wäre der Wind aus Nordost gekommen, so wäre der Sturm in den innern Hafen gedrungen, und in diesem Falle würden alle in demselben befindlichen Schiffe mit Mann und Maus zu Grunde gegangen seyn.

Eine Menge Menschen ward herbeigezogen, aber durch ein ganz anderes Gefühl, als das der Neugierde; überhaupt gab die Einwohnerschaft von Algier während dieser Unglückstage ehrenvolle Beweise ihres Eifers für die Sache der Menschheit. Die Behörden gingen mit dem Beispiele der Aufopferung voran. Mit Tages Anbruch befanden sich der Gouverneur und der Gegenadmiral auf dem Hafendamm, wo ihre Anwesenheit höchst nothwendig war. Um die Mittagszeit ward der Civil-Intendant, der gleichfalls herbeieilte, von einer gewaltigen Welle umgeworfen, die ihn nach dem Meere hinzog; verwundet raffte er sich wieder auf, ohne daß jedoch sein Zustand Besorgnisse einflößte. Auch Herr v. La Bretonnière, der mitten in dem Sturm Befehle ertheilte, ward von einem der heftigsten Windstöße gefaßt, und in seinen Mantel gehüllt nach dem Meere zu geworfen, als er sich glücklicherweise an ein unterwegs befindliches Geschütz klammerte, und dadurch gerettet wurde.

Wir kehren nunmehr zu der Darstellung der Ereignisse dieser furchtbaren Tage zurück. Die beiden Ketten, an welchen die Korvette La Marne festlag, rissen entzwei, worauf dieses Schiff jeden Augenblick gegen den Kay geworfen zu werden drohte. Gleichzeitig wurden die Herminia, die Ste. Anne und die Biene in den Hafen getrieben. Die Ste. Anne scheiterte bei dem Douanenmagazin, die Herminia sank auf den Grund und wühlte sich ihr Bett; den Bemühungen des Hafendirektors gelang es, die aus Wein für die Armee bestehende Ladung zu retten. Die Biene scheiterte.

Es war 9 Uhr, als die sardinische Brick, der Franklin, welche auf der großen Rhede vor Anker lag, an die Küste Mustapha geschleudert wurde. Die Mannschaft ward glücklicherweise gerettet. — An demselben Morgen schlug die Schaluppe des russischen Schiffes Venus um. Von der 12 Mann starken Schiffsmannschaft kamen 9 Mann um, 3 wurden gerettet.

Das Meer war so aufgeregt, daß es unmöglich war, den vom Untergange bedrohten Schiffen die geringste Hülfe zu senden. Ihr Heil hing einzig und allein von der Rettung der Marne ab, denn diese drohte jeden Augenblick ihre Anker abzureißen und auf die Schiffe geworfen zu werden. Den vereinten Bemühungen der Schiffsmannschaft und der Hafendirektion gelang es endlich, die Anker solid zu befestigen, und dadurch 10 bis 12 Schiffe vor dem Zusammenstoß dieses furchtbaren Nachbars zu schützen, der sie unfehlbar in seinen Untergang verwickelt haben würde.

Eine kleine toskanische Goelette, deren Anker nicht mehr hielten, wurde gegen den Kay getrieben; glücklicherweise ward ihr ein Tau zugeworfen, mittelst dessen sie sich in ihrer anfänglichen Stellung behauptete, und wodurch sie gerettet ward. Unterdessen dauerte der Sturm mit gleicher Wuth fort; Taue aller Art wurden den Schiffen zugesendet, deren Sicherheit gefährdet erschien. 6 Fahrzeuge, welche in der Nähe des Gesundheits-Hafendamms vor Anker lagen, litten unerhört durch die Nähe, in welcher sie sich neben einander befanden. Hülfe war hier unmöglich; die Mannschaft verließ sie und rettete sich ans Land.

Gegen 2 Uhr rissen die Taue des belgischen Schiffs Le Robuste, das in der Nähe des Gesundheitshauses vor Anker lag, und dieses ward auf die Stationsbrick Le Cygne geschleudert, in deren Bugspriet es sich verwickelte. Die Mannschaft, welche den Schiffbruch voraussah, verließ

den Robuste und begab sich an Bord des Cygne, der sie aufnahm. Endlich entfernte sich der Robuste vor dem Cygne und scheiterte an der Küste unfern des Spitals Caratine.

Gleiches Schicksal hatten bald darauf das neapolitanische Schiff San Salvador und das russische Schiff Venus an derselben Küste, ferner die französische Brick Le Desiré und die französische Bombarde L'Hirondelle. Der schöne griechische Dreimaster Thrasybulus, der seinen ersten Ausflug gemacht hatte, bedrohte, von seiner Mannschaft verlassen, den Cygne von Neuem. Letzterer vermied durch ein glückliches Manöver den Zusammenstoß, worauf der Thrasybulus zwischen Caratine und dem Fort Bab-Azoun scheiterte. Während der Nacht fand kein weiterer Schiffbruch statt. Abends gegen 7½ Uhr schien sich der Himmel etwas aufzuklären, der Sturm und der Hagel ließen nach, und das Meer ward ruhiger.

Am folgenden Tage, den 12 Februar, wurden sowohl die Wellen als der Hagel wieder heftiger, doch schien der Sturm von seiner Wuth verloren zu haben. Seit dem 11 Februar stieg das Barometer unausgesetzt; die Langsamkeit seines Steigens schien eine nahe bevorstehende Aenderung in der Atmosphäre anzukündigen.

Das von Oran kommende Dampfschiff L'Eclaireur war in der Nacht vom 10/11 Februar auf der Rhede angelangt, wo es sich durch geschickte Manöver behauptet hatte. Die Mannschaft, seit zwei Tagen und zwei Nächten unaufhörlich auf den Beinen, hatte die größte Ausdauer und Unerschrockenheit bewiesen. Am 12 mit Tages Anbruch suchte dieses Schiff die offene See zu gewinnen. Bald darauf kehrte es jedoch zurück und suchte in dem Hafen Anker zu werfen. Unglücklicherweise war jedoch der Eingang durch Schiffe und Taue aller Art gesperrt. Aller Anstrengungen ungeachtet ward es auf einen Felsenriff geworfen und füllte sich mit Wasser. Man rettete die Dampfmaschine und einen Theil der Ausrüstung. Um 11 Uhr versank die neapolitanische Brick Conception dicht vor dem Hafen; einige Stunden später hatte die neapolitanische Schebeke Nepomucene und die Feluke Trois Marias dasselbe Loos.

Endlich schien das Meer sich zu beruhigen, und versprach eine minder schlimme Nacht, als die verflossene. Auf mehrere Schiffe kehrte die Mannschaft zurück. Eine kleine englische Goelette, welche auf offener See Anker geworfen hatte, überstand den ganzen Sturm mit seltenem Glücke. Die Nacht war ruhig; am 13 besänftigte sich die See. Man beschäftigte sich damit, den Hafen von den Trümmern frei zu machen. Man hofft das Dampfschiff L'Eclaireur zu retten, nachdem maurische Taucher dessen Zustand untersucht haben. Die Handelsschiffe beschäftigen sich mit Ausbesserung der erhaltenen Lecke.

Abtheilungen der Garnison und der Fremdenlegion, welche General Avizard nach Mustapha sendete, retteten die Mannschaft mancher Schiffe und einen Theil ihrer Ladung. Während des Sturmes deckten Waaren, kostbare Stoffe, Mastbäume, Bretter und Trümmer aller Art das Meer. Seit 3 Tagen und eben so vielen Nächten ist die Douanenmannschaft unablässig bemüht, den Wellen ihre Beute zu entreißen. Man schätzt den durch diese Stürme veranlaßten Verlust auf 3 Millionen, und hofft den zehnten Theil dieser Summe durch Auffangung der Trümmer zu retten.

Auch zu Bona wüthete in der Nacht vom 11/12 Februar ein furchtbarer Sturm, der 24 Stunden lang anhielt. 7 Fahrzeuge wurden an die Küste geschleudert, und dadurch mehr oder minder beschädigt.

Das Marokkanische Heer.

Da das Reich von Moghrib-ul-Aksa (Marokko) nichts von seinen Nachbarn zu befürchten hat, so erfüllt die in demselben aufgestellte bewaffnete Macht selten einen andern Zweck, als die Aufrechthaltung der innern Ruhe und die Beischaffung der öffentlichen Steuern. Im gegenwärtigen Augenblicke besteht die marokkanische Armee aus 15 – 16,000 Mann, von welchen 7 – 8000 Neger in der kaiserlichen Residenz einquartirt sind. Die kaiserliche Leibwache besteht aus 1500 Negern, welche zu Meknás garnisoniren, ferner aus einer gleichen Anzahl von Ludajas oder Arabern der großen Wüste, und 2000 berittenen Negern, welche in Hütten bei Marokko und der Umgegend lagern. Fas (Fez) und andere größere Städte werden durch Bürgermilizen bewacht. Die Seehäfen, mit Ausnahme von Suira und Asfi, welche regelmäßige Garnisonen haben, sind der Bewachung ihrer eigenen Einwohner, oder vielmehr einer Art von Nationalgarden überlassen, welche zu Ronden verpflichtet sind, ohne jedoch ihre Provinz je zu verlassen. Das Artilleriekorps besteht aus etwa 2000 Mann; die kaiserliche Seemacht zählt gegen 1500 Mann, welche, wofern sie nicht zum Kreuzen vereinigt werden, in die Häfen von Tetuan, Tanger, El-Araisch, Saleh, Rabatt und Suira vertheilt sind. Diejenigen regelmäßigen Truppen, welche in den kaiserlichen Residenzen Dienste thun, erhalten 1 bis 4 Deniers täglichen Sold und jedes Jahr zwei Hemden, zwei paar weite Beinkleider, einen Kaftan von rothem Tuch, und eine blaue Mütze. Die andern Truppen erhalten keinen Sold, und müssen sich ihren Unterhalt als Taglöhner verdienen. Zu gewissen Jahreszeiten sind sie so glücklich, sich von abgefallenem Obste zu nähren. Sie erhalten eine kleine Entschädigung, wenn sie einen fremden Gesandten oder Konsul zu eskortiren haben, oder als Kouriere in eine entlegene Provinz geschickt werden.

Hat der Sultan beschlossen ins Feld zu ziehen, so vereinigt er alle regelmäßigen Truppen, welche man in den Garnisonen entbehren kann; jeder Mann enthält 12 – 20 Dollars, jede Frau eines solchen 2 – 3 Dollars, dieß ist alles, was sie bekommen, der Feldzug mag noch so lange dauern. Sofort befiehlt er den Statthaltern der verschiedenen Provinzen, eine gewisse Anzahl von Milizen, je nach dem Verhältniß der Bevölkerung, auszuheben. Diejenigen Einwohner, welche nicht aufgeboten werden, müssen das Land bebauen für diejenigen, welche ausgezogen sind. Wird die Aushebung nicht auf alle Provinzen ausgedehnt, so müssen diejenigen, welche davon verschont bleiben, für jeden Mann, den sie hätten stellen sollen, 16 Schilling bezahlen, und überdieß die Armee mit Pferden, Waffen und Munition versehen.

Der Obergeneral behandelt im Allgemeinen seine Untergebenen mit großer Milde; der marokkanische Soldat ist wegen seines Muthes und Gehorsams bekannt; im Angriffe ist er ungestüm. Stößt er jedoch auf ruhige Gegenwehr, so befälle ihn Furcht, er verläßt seine Abtheilung und betrachtet den leichtesten Unfall als vom Himmel gesendet.

Das Kaiserthum Marokko hat 24 feste Plätze, in welchen regelmäßige Truppen garnisoniren; allein die Werke dieser Plätze sind schlecht angelegt, und die Batterien so ungeschickt placirt, daß nicht einer derselben einem Sturme europäischer Truppen widerstehen könnte. Das Zeughaus befindet sich zu Saleh, und hier sind auch die Werfte für die Marine. Am Schlusse des 18ten Jahrhunderts bestand des Sultans Seemacht aus 10 Fregatten, 4 Bricks, 11 Schaluppen und 19 Kanonenböten, welche mit 6000 Mann trefflicher Seesoldaten bemannt waren. Heutzutage ist sie reducirt auf 3 Korvetten zu 40 Kanonen, und 13 Kanonenböte, welche in den Meerbusen von Burebegg, Lukkos und Montil stationirt sind. Nur wenige Marokkaner verstehen so viel vom Seewesen, daß sie als Seeofficiere gebraucht werden können; wenn daher der Sultan Seeleute braucht, so ruft er sie aus Europa herbei, wo sich immer welche finden, die in seinen Dienst treten, weil sie wissen, daß sie trefflich bezahlt und gut behandelt werden.

Vermischte Nachrichten.

Ein Präparat, Laktolin genannt, wurde vor einiger Zeit der Pariser Akademie der Wissenschaften vorgelegt; mit $^{9}/_{10}$ Wasser vermischt, gibt es ganz gute frische Milch. Man erhält Laktolin aus reiner Milch durch Verdampfung ohne Hitze, und man soll, wenn man die Kügelchen durch starke Mikroskope beobachtet, finden, daß sie keinerlei Veränderung erlitten haben. Auch soll das Präparat, wenn es einmal fertig ist, weder durch Hitze noch durch Feuchtigkeit leiden.

*

Der zoologische Garten von Surrey erhielt neulich eines der seltenen Capybara genannten Thiere, das an den Ufern des Marañons gefangen wurde, wo man es Fluß- oder Meerschwein nennt. Es ist ein dickes, plumpes Thier mit einem breiten Kopf und Nacken, aber ohne Schweif und Schlüsselbein. Es gleicht in seiner Lebensart sehr dem Biber, und wohnt in den großen Wäldern Südamerika's, nahe an den Flüssen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 115. 25 April 1835.

Die herumziehenden böhmischen Musiker.

(Von Elsner.)

Das entschiedene Talent des Böhmen für Musik ist bekannt, und wer auch niemals in dessen Vaterlande gewesen ist, der hat doch gewiß schon einmal eine Musik von einer umherziehenden Truppe von böhmischen Musikern gehört. Denn es wandern diese Trupps bis in weite Fernen, und bleiben zuweilen mehrere Jahre von ihrer Heimath abwesend. Tief hinein nach Rußland sind sie schon oftmals gedrungen, und haben in der Hauptstadt dieses Reiches die Ohren der hohen und niedern Welt ergötzt und dabei guten Gewinn gemacht. Es ist alsdann nichts Seltenes, daß ein jedes Mitglied einige hundert Gulden in seine Heimath zurückbringt, und sich dafür ein kleines Besitzthum ankauft. — Sieht man sie auf ihren Wanderungen, und hat früher noch ihre Kunst nicht kennen gelernt: so glaubt man, es müsse eine solche Truppe eher eine Musik zum Verjagen als zum Anlocken aufführen. So wie diese Menschen aber nur die ersten Töne ihren Instrumenten entlocken, so vergißt und übersieht man alles Andere, und wird, wie man sagt, ganz Ohr. Ihre Kunst üben sie auf ihren Zügen fast einzig und allein auf Blas-Instrumenten. Die Fertigkeit auf diesen, die Zartheit und Reinheit der Töne, welche sie ihnen zu entlocken verstehen, machen fast jeden von ihnen zu einem Meister. Wer Gelegenheit gehabt hat, sie oft zu hören, der behält einen so tiefen Eindruck von dieser Musik, daß er sie fast überall und von jeder andern sogleich unterscheidet. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, diese Probe an mir zu machen. Oftmals hörte ich im Auslande Musik, die ich augenblicklich als Böhmische erkannte, was sich denn bei genauerem Nachforschen jedesmal bestätigte. Dieß ging so weit, daß ich in Wien einigemal herausfand, wenn bei den Musikchören in den öffentlichen Gärten einzelne böhmische Mitglieder mitspielten. Da nun diese Musiker sich eine gewisse Weltbürgerlichkeit erworben haben, so hoffe ich, es werde nicht uninteressant seyn, hier Einiges über ihre Ausbildung und ihre Sitten in der Heimath zu vernehmen.

Ich glaube die Sache nicht zu weit herzuholen, wenn ich die Meinung aufstelle, daß, außer einer natürlichen Anlage zur Musik, die politischen Verhältnisse in Böhmen zur Ausbildung derselben von jeher beigetragen haben. Wie bekannt, herrscht in diesem Lande das Feudalsystem noch in großer Ausdehnung. Die sklavische Unterwürfigkeit der Menschen unter ihre Grundherren und die stete Leistung von Frohnen aller Art, wobei das Volk meistentheils hart und streng behandelt wird, haben in diesem einen Zug von Düsterheit begründet, welchen es nur durch Uebung von Musik verwischt. Dazu kommt ein wenig Bigotterie und Eifer für den Katholicismus. Dieser aber begünstigt in seinem religiösen Ritus die Musik. Außerdem liebt das Volk die Wallfahrten nach sogenannten Gnadenorten, und auf diesen wird viel gesungen und dazu auch musicirt, wobei sich denn das Talent entwickelt und alsdann nach weiterer Ausbildung strebt.

Aber es leuchtet selbiges nicht in allen Gegenden Böhmens gleich stark hervor. Am glänzendsten zeigt es sich in den Gebirgskreisen, und namentlich im Königgrätzer, Jungbunzlauer, Leitmeritzer und Saatzer. Aus diesen gehen auch die meisten Musiker-Trupps auf Wanderung. Daß sie sich hier am vorzüglichsten ausbilden, das hat wieder seine besondern Veranlassungen. In den romantischen Gegenden wird der Sinn für Musik leichter geweckt, als in flachen und kahlen. Schon der Widerhall, welcher jede Musik hebt und angenehmer macht, erregt einen gewissen Eifer im Musiker, und trägt zu seiner weitern Ausbildung Vieles bei. Aber es erwacht die Liebe zur Musik schon frühzeitig im Knaben, wenn er als Hirt auf seiner Schalmey bläst, und der Widerhall ihm die Töne schmeichelnd zurück bringt. Ich habe in den böhmischen Gebirgen zuweilen Hirtenknaben auf ihren einfachen, zuweilen selbst geschnitzten Pfeifen förmliche Konzerte blasen hören, und war aufs höchste überrascht, wenn ich in die Nähe kam, und das einfache und armselige Instrument sah, welchem sie die lieblichen Töne zu entlocken verstanden.

Durch das Musik-Konservatorium in Prag wird dem Talente des Böhmen reicher Vorschub geleistet. Auf welcher hohen Stufe dasselbe stehe, ist bekannt; denn es hat bereits Meister in allen Zweigen der Musik in die Welt geschickt. Wer von diesen mehrmals Konzerte hat aufführen gehört, dessen Ohr ist in der Regel so verwöhnt, daß er anderwärts nur noch schwer befriedigt wird. Auf diesem Konservatorio werden dann auch junge Leute gebildet, welche sich für das Schulfach vorbereiten. Werden sie dann auf dem Lande angestellt, so bringen sie nicht allein ihre Liebe zur Musik mit in ihre neue Lage, sondern sie finden dort auch so viel Anklang, daß sich ihr Eifer aufs höchste belebt, und daß sie

sehr bald ein Musikchor bilden. Man erstaunt, wenn man in den gedachten Kreisen auf Dörfern, wo man kaum einen elenden Bierfiedler suchen würde, wahre Virtuosen antrifft, und man fast in jeder Hütte ein musikalisches Instrument findet, welches einer aus der Familie meisterhaft spielt. Bringt man nun einen Sommerabend in einem solchen Dorfe zu, so wird man des Abends durch das vortreffliche Konzert überrascht, welches sich um so herrlicher ausnimmt, als es im Freien gegeben wird, wo dann die umliegenden Berge und Gebüsche die Töne mannichfach widerhallen, und dem Ganzen einen zauberischen Anstrich geben. Da geht es denn den Menschen wie den Nachtigallen, welche durch das Echo oder auch durch eine Nebenbuhlerin immer mehr gereizt werden, sich in allen Tönen zu versuchen.

(Schluß folgt.)

Ueber die Schriftstellerei des russischen Volks.

(Schluß.)

Nicht weniger interessant ist nun endlich die dritte Abtheilung dieser merkwürdigen Literatur, welche die dem Volke so ganz eigenthümlichen, humoristischen, mährchenhaften und satyrischen Dichtungen in sich begreift. Und vor allen Dingen nennen wir hier die so allgemein bekannte Karikatur: Leichenbegängniß eines Katers, welcher von Ratten und Mäusen bestattet wird. Den drei Zeilen langen, etwa aus 70 Figuren bestehenden Zug eröffnen große und kleine Sänger und Musikanten; der todte Kater, aus Vorsicht an allen Vieren geknebelt, wird von sechs Ratten auf einem Holzschlitten gezogen. Das Gefolge, meist in aufrechter Stellung, ist auf verschiedene Weise beschäftigt und betheiligt, wie aus den numerirten Knittelversen gar schnurrig zu lesen ist. Die Sage schreibt dieses uralte Blatt dem Zeitalter Johanns des Schrecklichen zu, und behauptet, es stelle eine Karikatur auf den Tod des Papstes vor, welcher zu jener Zeit eifrig bemüht war, Rußland durch seine Missionäre zum Katholicismus zu bekehren.

Beinahe eben so allgemein bekannt ist: Bittschrift eines Brachsen wider den stachlichten Bars, der sich manche Gewässer ungerechter Weise zugeeignet. Die ganze Untersuchung des sehr wichtigen Prozesses besteht darin, daß sich bei der Gelegenheit 33 Personen auf Rechnung des Clienten satt essen.

Semik i Massljæna: Die Butterwoche (Massljæna) ladet den 7ten Donnerstag nach Ostern zu sich, und beide beeifern sich in gegenseitigen Gastirungen und Titulaturen, während dessen sich das Volk besäuft und herumprügelt. Hierbei ist zu bemerken, daß die benannten Festtage Volksfeste im eigentlichen Sinne vorstellen. Die Butterwoche, während welcher man sich auf siebenwöchentliches Fasten und Beten vorbereitet, und mithin recht ausraset, war zeither das Lieblingsfest des Volks, wie der Karneval der Italiener; der Ssemik aber, welcher gleichsam das Mai- oder Frühlingsfest vorstellt, wird besonders auf dem Lande gefeiert, und zwar an vielen Orten mit abenteuerlichen Gebräuchen und Ceremonien, welche offenbar noch aus der heidnischen Zeit herstammen und mithin das Alter dieses Festes beweisen.

Wieder ein Blatt stellt einen feinen Jüngling dar, welcher, auf Freiers Füßen wandelnd, so eben das Verzeichniß der Brautsteuer in Empfang nimmt. Dem Heirathslustigen werden lederne Kessel und eine sechs Klafter lange Bratenschüssel, die noch nicht umgehauen im Walde steht, versprochen; wie auch eine Tabaksdose aus Schweinshorn, ein Pelz aus Igelfell und eine unzählige Menge ähnlicher schöner Sachen. Der Bethörte nimmt aber dieses für baar an, und wird, wie leicht zu denken ist, nach der Hochzeit entzaubert werden.

Etwas Aehnliches stellt ein fratzenhaftes Blatt vor, wo es heißt: Ein Haus zu verkaufen; und auf die Frage eines Stutzers, der, sich beklagend, daß er das Schmarotziren überdrüssig sey, nachfrägt: wo? wird mit einer seitenlangen Adresse geantwortet, die aus einer sinnlosen Aneinanderreihung komischer Benennungen der moskauischen Gassen, Plätze und Orte besteht, und von dem Plan und Verzeichnisse des Hauses in eben dem Geschmacke begleitet wird.

Gespräch zwischen einem Säufer und einem Nüchternen, ist ein sehr charakteristisches Blatt, welches das Wesen eines Trinkers sowohl, als auch die Philosophie eines russischen Heiden der Schenken insbesondere darstellt.

Das Sprüchwort: — auch noch im Sterben schnappt die Schlange nach Gift — ist durch einen Gerichtsschreiber dargestellt, welcher, seiner alten Gewohnheit gemäß, von dem Arbeitstische, an dem er sitzt, die hohle Hand nach der sich öffnenden Thüre streckt, ohne zu gewahren, daß es der Knochenmann, Freund Hain, ist, der so eben hereintritt.

Darstellung und Erläuterung eines sonderbaren Vorfalls, wo der Teufel einen splitternackten Kerl aus der Scheune holt, und ihn durch Feuer und Flamme in die Erde herabzieht, weil dieser ihm seinen Leib für baare Batzen verhandelt hat — ist auf eine uralte Volkssage gegründet.

Abbildung und Verzeichniß eines halben Schocks feiner Bräute, sammt der Aufzählung ihrer Tugenden und löblichen Eigenschaften, ist, wie alle ähnlichen Sachen, ein Stück im niedrig-komischen Geschmacke, aber drollig und originell; so wie auch endlich:

Selbstgespräch eines Jünglings über den Stand der heiligen Ehe, ein witziges, humoristisches Blatt ist. Der arme geplagte Freier spricht:

> Nähm' ich die Reiche, die mir gefällt,
> Man thäte sagen, ich thu's um's Geld;
> Nähm' ich unter den Schönsten die Beste,
> So liegt mir das Haus früh und spät voll Gäste:
> Gern hätt' ich die Kluge genommen,
> Doch die ließe mich nicht zu Worte kommen;
> Die Ausländerin, die ich wohl möcht' haben,
> Ist zart: kann weder spinnen, noch graben;
> Nähm' ich nun gar eine vom Adel,
> So zieht sie mir Hab' und Gut durch die Nadel;
> Und die Kaufmannstochter — die würd' erst hausen!
> Die würd' nichts thun als lustig schmausen;
> Und thät' ich eine Gelehrte wählen,
> So würd' sie Feier- und Festtage zählen; —

kurz, nachdem er an einer Jeden etwas auszusetzen gefunden, schließt er mit der guten Lehre: man möge sich ja nie damit ab-

geben, eine Braut nach seinem Sinn und Geschmack zu wählen; man wende sich an gute Freunde und traue ihrer Freiweiberei. Wie sehr diese praktische Lehre dem Künstler von Herzen geflossen seyn mag, kann nur derjenige beurtheilen, der die Russen und ihre Sitten und Gebräuche kennt.

Doch, ich wollte nur Beispiele aus einem, wie ich glaube, nicht allzubekannten Zweige der Literatur hervorholen.

Ich hoffe, daß man mich nicht mißverstehen und mir aufbürden werde, als suchte ich das Nationelle einer Literatur einzig und allein in dem Dichten und Trachten des Pöbels, in der Einkleidung eines Gegenstandes in volksthümliche Phrasen und Redensarten; ich unterscheide den Geist eines literarischen Produkts von dessen Form, und beides zugleich sowohl, als jedes einzeln, kann einem gewissen Volke eigen oder fremd seyn; d. h. die Art der Anschauung und Betrachtung der Gegenstände sowohl, als die Behandlungsweise und Handhabung von Styl und Sprache, kann dem Wesen und Charakter eines Volkes entsprechen, oder nicht; beides, Geist und Form eines Produkts, verlangt seinen Meister, der von Natur als solcher begabt seyn muß, und durch Forschen und Mühen sich zur möglichsten Vollkommenheit emporschwingen kann; zu diesem Mühen und Forschen nun, zu den unablässigsten Studien des Künstlers, gehört eben der Geist, das Wesen seines Volks, Alles, wodurch er sich von den übrigen Völkern auszeichnet und unterscheidet, und zweitens, die Sprache, in der er schreibt, mit ihrem sämmtlichen Vor- und Nachtrabe. Nirgends erscheint dieses Bedürfniß dringender als bei uns, in unserer öden Literatur, wo der unholde Geist der Nachahmung zeither gleich mit den ersten Begriffen eingesogen wurde, weil die Erlernung verschiedener Sprachen bisher als Hauptsache der ersten Bildung angesehen werden mußte; weil alle Muster, die wir erreichen sollen, uns in fremden Sprachen vorperorirt und mithin uns ewig fremd und unerreichbar bleiben werden, aus dem sehr einfachen Grunde, daß eine jede Nachahmung immer weit hinter ihrem Vorbild zurückbleibt. Und mithin werden wir nie erreichen, wonach wir streben, bis wir Eignes schaffen und selbstständig auftreten werden.

Handel

mit den Ländern jenseits des Indus und des Setledsch.*)

Das einzige Volk, welches mit den Ländern jenseits des Indus und des Setledsch einen regelmäßigen Handel mit europäischen Artikeln betreibt, sind die Banianen aus Dschudpur und Schikawatti, die im Allgemeinen unter dem Namen Marwarries bekannt sind. Vor 40 Jahren hatte noch keiner dieses Volkes seine Heimath verlassen; die Sicherheit, welche ihnen die englische Regierung bot, veranlaßte sie zuerst, ihre Verbindungen zu erweitern, und jetzt ist von Kaschmir bis Bombay nicht Eine Handelsstadt, wo sie nicht ihre Faktorei haben. Fast der ganze inländische Handel mit europäischen Artikeln ist in ihren Händen, und sie sind gegenwärtig die eigentlichen Mittelspersonen, welche den englischen feinen Tüchern, Baumwollenzeugen, Kupfer, Eisen u. s. w. einen ausgedehnten Absatz verschaffen.

Zehn Kaufleute, die Enkel und Urenkel eines Mannes, Namens Bugori Ram, Photedar oder Schatzmeister des damaligen Nababs von Fatihpur im Lande Schikawatti, die deßhalb auch die „zehn Photedars" genannt werden, haben sämmtlich Häuser zu Ramgur im Lande Schikawatti und zu Tschuru im Lande Beikanir, das nur 5 Koß (7½ Stunden) aufwärts liegt, und halten sich bald an dem einen, bald an dem andern Ort auf, je nachdem sie da oder dort gut behandelt werden.

Die Marwarries sind genügsame, verständige Leute, und machen weit weniger Aufwand, als die Banianen der bengalischen Provinzen. Sie sind daher auch im Stande, sich mit einem geringen Gewinn begnügen zu können, und dieß nebst ihren ausgebreiteten Verbindungen und dem guten Einverständniß, das sie unter sich unterhalten, hat ihnen in Oberindien ein entschiedenes kommerzielles Uibergewicht verschafft.

Das Land jenseits des Indus und Setledsch hat keine nennenswerthen Fabriken, und muß daher mit seinem Bedarf, der hauptsächlich in Tuch, Zitz, Mousselin, indischem Seidenzeug u. s. w. besteht, von auswärts her versehen werden. So reich das Land auch an Mineralien ist, so hat es dennoch keinen Bergbau, und muß, was es an Metallen braucht, ebenfalls von auswärts beziehen. Die letzteren Artikel werden, das ausgenommen, was etwa von Rußland aus seinen Weg in das Land findet, einzig und allein von England geliefert. Weder Thee, noch Indigo oder Gewürze werden erzeugt, und das Land ist hinsichtlich dieser Artikel gänzlich von Indien, China und den östlichen Inseln abhängig. Zucker wird in dem Lande auf dem jenseitigen Ufer des Indus ebenfalls nicht gebaut, und der ganze Bedarf muß, ebenfalls mit Ausnahme dessen, was aus Rußland kommt, aus Indien zugeführt werden. Außer einigen Artikeln von minderem Belang, als Datteln, Kokosnüsse u. s. w., sind die angegebenen ein Umriß dessen, was der Pentschab und die Länder im Westen des Indus bedürfen.

Die Erzeugnisse dieser Länder sind dagegen: Shawls von Kaschmir, Baumwolle und Zucker im Pentschab, die allerdings ausgeführt werden könnten, wenn die Schifffahrt auf dem Indus offen wäre; Tabak von Multan; Assafötida, die auf den afghanischen Gebirgen in ungeheurer Menge gewonnen wird; Safran, Krapp, arabische Costwurzel, mehrere Färbestoffe und Droguerien; Salpeter, Ammoniak und Krystallsalz, Mandeln, Korinthen u. dgl. und Pferde.

Die bedeutendste Ausfuhr von englischen Artikeln findet von Bombay aus auf folgendem Wege statt: Die Waaren werden zu Bombay eingeschifft und zu Meer nach Baonagor, einem Seehafen an der nördlichen Seite des Golfs von Bombay, geführt. Zu Baonagor werden sie auf Kamele geladen, und über Pahlompur und Sirahi nach Pali geführt, einem bedeutenden Handelsplatz ungefähr 36 Meilen südöstlich von Dschudpur. In Pali theilt sich die Straße, und von hier aus wird ein Theil der Waaren über Pokerum und Dscheysulmir nach Schikarpur und der andere nach Amritsir geführt, welch letzter Ort der große Markt für das Pentschab ist.

Kein Metall, Quecksilber ausgenommen, kommt auf diesem Wege nach Amritsir, weil die lange Landreise für solche Artikel zu kostspielig wäre, und man schickt sie daher auf dem Ganges von Kalkutta nach Farrackabad und von da aus vollends zu Land nach Amritsir. Kupfer, Eisen, Blei und alle übrigen Metalle werden über Baonagor und Pali nach Schikarpur verladen, weil gegenwärtig kein anderer Weg offen ist, obschon Schikarpur nur wenige Meilen vom Indus entfernt liegt. Thee, Gewürze, Cochenille, feiner Indigo, Kokosnüsse, Datteln, Seife von Guzerat u. s. w. wird auf diesem Wege nach Schikarpur und Amritsir geschickt.

Ein bedeutender Handel wird auf demselben Wege mit Silber getrieben. Die Länder in Oberindien lassen bedeutende Quantitäten englischer Manufakturwaaren nebst Gewürzen und andern Erzeugnissen China's und der östlichen Inseln kommen, und da sie eigene Produkte nicht in hinreichender Menge dagegen geben können, um den Betrag zu decken, so muß das Deficit baar ausgeglichen werden. Da nun außerdem noch ihr Bedarf an edeln Metallen und besonders an Silber für Schmuck, Geräthe u. s. w. gleichfalls sehr bedeutend ist, so steht das Silber in den obern Provinzen stets in sehr hohem Preise. Zu Bombay dagegen findet wegen Lokalverhältnissen der umgekehrte Fall statt. Dort werden jedes Jahr große Quantitäten Opium nach China geschickt, für welche der Betrag größtentheils in Dollars vermittelt wird; ferner kommen alljährlich aus Persien Silberbarren von 30 bis 40 Laks Rupien an Werth in Bombay an, als Zahlung für die dorthin gesendeten Waaren. Von diesem Ueberfluß wird nun jährlich mehr als eine Krore

*) Aus der Delhi Gazette.

Rupien an Werth nach Gwalior, Dscheypur, Paliola, Amritsir und andere Hauptorte in Hindustan geschickt, wo man Münzen daraus schlägt, und den Rest auf den Bazars verkauft. Nach Schikarpur wird keines gesendet; dort steht die Ausfuhr von Assafödita, Krapp u. s. w. gegen die Einfuhr in einem günstigen Verhältniß und man hat daher Silber genug. Als die Münze zu Farrackabad noch im Gange war, wurden dort nicht weniger als zwanzig Lak Rupien in Silber jährlich ausgeprägt. Das Silber kommt meist in Dollars vor und wird über Baonagor und Pali versendet. Es wirft bei einem Verkehr, der höchstens vierzig Tage dauert, einen Nutzen von 1 bis 5 Prozent ab; nach Kalkutta kommt keines. Einige Lak Rupien an Werth, in Goldbarren, werden jährlich auf derselben Straße versendet, gehen aber nur selten weiter als bis nach Dscheypur.

Der Handel, den die Marwarries betreiben, beläuft sich ihren eigenen Angaben zufolge jährlich auf 4.892.000 Rupien. Der Werth der Ausfuhr nach Schikarpur beträgt ungefähr 4 Lak (400,000 Rupien), wonach sich für die Ausfuhr der Präsidentschaft Bombay nach den Ländern jenseits des Indus und des Setledsch ein Werth von 5,292.000 Rupien ergibt, wovon 3 Millionen allein auf Silber, 1.200,000 R. auf englische Manufakturwaaren und Metalle, und der Rest auf verschiedene Artikel kommen.

Nordamerikanische Indianer.

(Fortsetzung.)

Die Zahl der gegenwärtig in dem Gebiete der Vereinigten Staaten lebenden Indianer beträgt ungefähr 313,000. In Vermont, New-Hampshire und mehreren andern Staaten sind keine mehr vorhanden. In Maine, Massachusets, Rhode-Island, Connecticut und Virginien befinden sich zusammen weniger als 2500. So weit die Centralregierung dabei betheiligt ist, war die Politik der Vereinigten Staaten gegen die Indianer preiswürdig. Als vor vielen Jahren die Tschirokesen wünschten, mit Aussicht auf ihre Erhaltung als Nation, im Lande ihrer Väter zu verbleiben, schloß die Regierung zu Washington mit ihnen einen Vertrag ab, durch welchen Gränzen festgesetzt und freundschaftliche Verhältnisse zwischen beiden Parteien hergestellt wurden. Diese Gränzen wurden von den Vereinigten Staaten garantirt, allein von den zehn Millionen Akres, aus denen ihr Gebiet bestand, wurden fünf von den Staaten Georgien und Carolina in Anspruch genommen, unter einer Verwahrung, die sie zu dieser Zeit einlegten, und in welcher sie behaupteten, daß dieser Vertrag eine Machtausübung sey, zu welcher die Centralautorität durch die Artikel der Bundesverfassung nicht ermächtigt sey. Im Jahre 1827 behauptete Georgien, mittelst eines Aktes seiner eigenen Legislatur, sein Recht der Besitzergreifung des Landes der Tschirokesen durch Gewalt. Es erklärte, daß die Indianer ihre Ländereien im Besitze hätten, so lange es ihm gut dünkte, (that the Indians where tenants at her will) — daß es ihrer bedürfe und sie haben wolle. In den Jahren 1831 und 1832 dehnte Georgien seine Gerichtsbarkeit über das tschirokesische Gebiet aus, und verbot in Kraft der von seiner eigenen Legislatur beschlossenen Gesetze, den Predigern der amerikanischen Missionsgesellschaft den Aufenthalt im tschirokesischen Bezirke, setzte einige der Eingebornen ins Gefängniß, und bedrohte den ganzen Stamm mit Verbannung. Drei der Missionäre wurden von den georgischen Gerichtshöfen wegen ihrer Weigerung, die Gerichtsbarkeit dieses Staates anzuerkennen, zur Verantwortung gezogen, und das gräßliche Urtheil einer vierjährigen Einsperrung in dem georgischen Zuchthause über sie verhängt.

Man gab sich große Mühe, den Untergang eines Volkes abzuwenden, dessen Rechte als eine Nation durch viele besondere Verträge, welche die Regierung der Vereinigten Staaten mit ihm abgeschlossen hatte, anerkannt worden waren. Die Centralregierung handelte als Vermittler zwischen ihrem Föderalstaate und den Tschirokesen, und bot letzteren ein ausgedehntes Gebiet westlich des Arkansas an, das ihnen durch ein Patent zugesichert werden sollte, und damit sie für immer außerhalb der Gränzen irgend eines Staates der Union sich befänden. Dieß verwarfen die Tschirokesen, und die Frage ihrer Entfernung ward im Senate der Vereinigten Staaten durch eine Mehrheit von 7 Stimmen unter 47, und im Repräsentantenhause durch eine Mehrheit von 5 unter 199 Stimmen entschieden.

Als der Staat Georgien drohte, die Tschirokesen ihres Eigenthums an dem Boden zu berauben, betrug ihre Bevölkerung 13,563 Seelen. Nach achtzehn Jahren, nämlich 1825, war die Zahl, um welche sich die Bevölkerung vermehrt hatte, nur wenig von dem gewöhnlichen Betrage der Zunahme unter den Weißen der Vereinigten Staaten verschieden. Im Jahre 1832 belief sich die Zahl der Tschirokesen auf 15.060, mit Einschluß von 1200 afrikanischen Sklaven. Ueber 150 weiße Männer und 73 weiße Frauen hatten sich mit ihnen verheirathet, und wohnten unter ihnen. Ackerbau und viele nützliche Künste hatten beträchtliche Fortschritte gemacht. Sie besaßen 80.000 Hausthiere mit Einschluß der Pferde, des Rindviehs, der Schafe und Schweine, 3000 Pflüge, 2500 Spinnräder, 62 Hufschmiedstätten, und hatten in der That unter sich selbst alle Hülfsmittel zur Erlangung von Ueberfluß und Wohlstand. Eine wohlorganisirte Regierung wachte über die Interessen des Gemeinwesens. Die vollziehende Gewalt war aus einem Präsidenten und Assistenten nebst drei Räthen zusammengesetzt, die insgesammt von der Legislatur gewählt sind, welche aus einer Nationalkommittee und einem Nationalkonzilium, und zwar erstere aus 16, letzteres aus 24 Mitgliedern, besteht, und die für jede Körperschaft auf zwei Jahre gewählt sind. Alle männlichen Personen über achtzehn Jahre, mit Ausnahme derer von afrikanischer Abkunft, besaßen das Stimmrecht. Jede der beiden Körperschaften hat ein Veto gegen die andere, und beide zusammen führen den Titel: „Generalkonzilium der tschirokesischen Nation.“ Die Räthe der vollziehenden Gewalt werden jährlich gewählt. Die Gerichtshöfe bestehen aus einem obersten Gerichtshofe und aus Bezirks- und untern Gerichtshöfen. Es gab auch einen Schatz, jedoch konnten wir nicht erfahren, auf welche Weise man ihn fülle. Die Kleidung der tschirokesischen Stämme ist im Wesentlichen dieselbe, wie die ihrer weißen Nachbarn. Sie bauten nicht nur hinlänglich Getreide zur Befriedigung ihrer eigenen Bedürfnisse, sondern viele von ihnen hatten noch einen Ueberschuß an Korn zum Verkaufe, und sie beschränkten sich nicht mehr bloß auf das Wild als Subsistenzmittel. Ihre Wohnungen waren niedlich und bequem eingerichtet; die einfachsten waren Loghütten, und selten ohne eine reinliche Flur, viele aber bestanden aus zwei Stockwerken, und einige Wohnungen waren aus Holz oder Backsteinen, niedlich bemalt und nicht nur bequem, sondern auch hübsch.

Nicht weniger erfreulich, als ihre physische Lage, war der intellektuelle und moralische Zustand der Tschirokesen. Die Vielweiberei war unter ihnen im Abnehmen, und ihre Frauen traten allmählich in diejenige Stellung, für die sie bestimmt sind. Achtzehn Schulen wurden errichtet. Im Anfang von 1831 hatten ungefähr 200 Tschirokesen, mit Ausschluß des weiblichen Geschlechts, eine englische Erziehung erhalten, die sie in Stand setzte, ein gewöhnliches Geschäft zu betreiben; 500 Kinder lernten englisch, und eine größere Anzahl der Bevölkerung, zwischen der Periode der Kindheit und dem mittleren Lebensalter, konnte ihre Muttersprache lesen. Die Regierung besaß eine Presse, auf welcher das Evangelium des Matthäus und eine Sammlung von Liedern in tschirokesischer Sprache gedruckt wurde. Auch ward eine Zeitung in der nämlichen Sprache herausgegeben. Ein Eingeborner, Namens Gueß, hatte die Schriftzüge derselben erfunden. (Forts. folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Ein Herr Bouscaren hat angefangen, auf Guadeloupe Seidenwürmer zu ziehen, und Proben einer schönen Seide nach Frankreich gebracht. Er will jetzt das südliche Frankreich und Italien bereisen, um Arbeiter und Maschinen mit sich zu nehmen, um die Seidenproduktion im Großen zu betreiben. Die Sache kann nicht nur für Guadeloupe, sondern auch für die westindischen Inseln überhaupt von bedeutenden Folgen seyn, da einer solchen Arbeit die Neger sich leichter unterziehen werden, als der anstrengenden Zuckerfabrikation.

*

Das Journal der englischen Marine gibt nachstehende Liste der in See befindlichen Schiffe: vier Dreidecker, wovon zwei zu 120 Kanonen, eines von 110 und eines von 104; zehn Zweidecker, wovon drei zu 84 und sieben zu 74 Kanonen; zwölf Fregatten zu 36 bis 52 Kanonen, und 16 von 24 bis 28 Kanonen; 42 Brigs von 10 bis 18 Kanonen, und 19 Paketboote für den Dienst der Kolonien.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nro. 4.)

№ 4.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

Aufforderung.

Schiller's Denkmal.

An

Deutschlands Schriftsteller und Künstler.

Die Aufforderungen, welche der litterarische Ausschuß des Vereins für das unserm großen deutschen Dichter zu errichtende Denkmal zu einem Schillers-Album im vorigen Jahr an Deutschlands Schriftsteller und Künstler ergehen zu lassen sich erlaubte, haben sich einer höchst ehrenvollen Theilnahme zu erfreuen gehabt. Da es sich aber ausweist, daß sie für den darin bestimmten Termin nicht früh genug in entfernten Gegenden und nicht allgemein genug bekannt geworden sind, so hält der Verein es für seine Pflicht, dieselben mit Verlängerung des Termins für die Einsendung der Beiträge und mit einigen nähern Bestimmungen zu erneuern.

Er ersucht daher wiederholt alle Schriftsteller und Künstler Deutschlands, welche den unsterblichen Dichter ehren und die Bedeutung einer solchen öffentlichen Anerkennung im Allgemeinen, und auch in Hinsicht der Zeit, in der sie stattfindet, zu würdigen wissen, sich in das bereits glänzend eröffnete Schillers-Album einzuschreiben, als ob dieses Zeichen der Freundschaft noch dem Lebenden gälte, und zwar in folgender Form:

Jeder der geehrten Theilnehmer schickt bis zum 31 Julius 1835

„an die J. G. Cotta'sche oder J. B. Metzler'sche Buchhandlung in Stuttgart, zu Handen des Vereins für das Schiller's-Denkmal"

mit Buchhändler-Gelegenheit oder portofrei, deutlich geschrieben, einen eigenen kurzen Spruch oder Gedanken, wie er gewöhnlich in Stammbücher eingeschrieben wird, beliebig in gebundener oder ungebundener Rede, mit unmittelbarer Beziehung des Inhalts auf den Dichter oder nicht, und fügt seinen vollständigen Namen, Geburts-Jahr und Tag, Geburts- und Wohnort und seinen Stand bei. — So wird das Schillers-Album, als ein Denkmal von jetzt lebenden Schriftstellern und Künstlern gestiftet, für die Jetzt- und Nachwelt eine hohe litterar-historische Bedeutung gewinnen.

Die Handschriften selbst werden wohlverwahrt in den Grundstein der Statue niedergelegt. — Das Album wird aber in groß Octav schön gedruckt und mit vierundzwanzig Bogen geschlossen.

Jeder der Einsender verpflichtet sich stillschweigend durch die Mittheilung seines Blattes zur Annahme eines gedruckten Exemplars des Albums gegen Drei Gulden rheinisch. —

Sollten Supplemente irgend einer Art erfordert werden, so wird darüber erst später eine Anordnung zu treffen seyn.

Stuttgart, im März 1835.

Der Ausschuß des Schiller-Vereins. Im Namen und Auftrag desselben — der Vorstand:

Hofrath Dr. Reinbeck.

ANKÜNDIGUNG.

Beschreibung der Stadt Rom

von

Ernst Platner, C. Bunsen, E. Gerhard u. W. Röstell.

Mit Beiträgen von B. G. Niebuhr und einer geognostischen Abhandlung von F. Hoffmann. Erläutert durch Plane, Aufrisse und Ansichten von den Architekten Knapp und Stier, und begleitet von einem besondern Urkunden- und Inschriftenbuch von Eduard Gerhard und Emiliano Sarti. — Zweiter Band. Das vatikanische Gebiet und die vatikanischen Sammlungen. Zweite Abtheilung, oder: der Beschreibung zweites Buch. — Mit einem Bilderhefte, enthaltend Kupferstiche unrd Lithographien, welche theils zum ersten, theils zum zweiten Band gehören. gr. 8. Text 5 fl. Das Bilderheft in gr. Quart in Portefeuille, 13 Blätter, 10 fl. 48 kr.

Die eben erschienene zweite Abtheilung des zweiten Bandes dieses gründlichen Werkes beschäftigt sich allein mit dem reichen Kunstinhalte des Vatikans, und liefert ein vollständiges Verzeichniſs sämtlicher darin befindlichen Antiken, eine Geschichte und Beschreibung der vatikanischen Bibliothek und des Archives, und ausführliche Nachrichten über die vorzüglichsten Handschriften und Miniaturen, so wie über die bei der Bibliothek befindlichen altchristlichen Denkmäler und antiken Vasen. Ein besonderes Hauptstük ist den Tapeten Raphaels und der vatikanischen Gemäldesammlung gewidmet. Die angehängten Nachträge zu den frühern Theilen beweisen, daſs die Herren Herausgeber keine Mühe gescheut haben, ihren Angaben die gröſste Zuverlässigkeit zu verschaffen. Auch wird die Zwekmäſsigkeit der Anordnung, durch welche es leicht ist, das Wichtige von dem Unwichtigeren zu unterscheiden, jedem Wunsche genügen. Wie dieses aus langen und gewissenhaften Forschungen entstandene Werk als eine reiche Quelle für die Spezial- und Kunstgeschichte in allen ihren Zweigen zu betrachten und daher jedem Geschichts-

und Kunstkenner unentbehrlich ist, so wird es auch ein zuverlässiger Führer für Jeden seyn, der die Merkwürdigkeiten Roms mit Nuzen betrachten will; es wird daher weder in Gelehrten- noch in Reisebibliotheken fehlen dürfen.

Unter den Kupfern werden der mit der grössten Genauigkeit entworfene Plan von Rom und die Blätter über den älteren und neueren Zustand der Peterskirche, sowie die geologische Darstellung des römischen Bodens besondere Aufmerksamkeit erregen. — Die Beschreibung der noch übrigen Merkwürdigkeiten der Stadt soll, einer Ankündigung der Herausgeber zufolge, wo möglich in Einen Band zusammengedrängt, im nächsten Jahre erscheinen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Bei W. Langewiesche erscheint:

Marschall Vorwärts!

oder:

Leben, Thaten und Charakter des Fürsten Blücher von Wahlstadt.

Ein Buch für Deutschlands Volk und Heer, von Dr. Rauschnick.

Mit einem Stahlstich von H. Pinhas, den Helden zu Pferde darstellend, und mit mehreren Holzschnitten von Gubitz.

In 4 gehefteten Lieferungen, jede, von 5—6 Bogen groß Oktav, im Subscriptionspreise à 6 gGr.

Interessanter Inhalt, treffliche Darstellung, elegante Ausstattung und billigster Preis vereinigen sich, um diese Lebensbeschreibung des größten deutschen Helden neuerer Zeit zu einem Lieblingsbuche für alle deutschen Stämme und Stände zu machen. Alle Buchhandlungen nehmen Subscription an.

---

[82] In der **litterarisch-artistischen Anstalt** in München ist erschienen und durch alle soliden Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Pan von Rom

mit 26 Rand-Ansichten,

entworfen, gezeichnet, gestochen und herausgegeben

von

GEORG MAYR,

Graveur im topographischen Bureau des königl. bayerischen General-Quartiermeisterstabs.

Preis 4 fl. 36 kr. rh.

Diesen, das alte und neue Rom umfassenden, mit ausserordentlicher Sorgfalt im Maasstabe von 1 : 15,000, nach den neuesten Materialien ausgeführten Plan, welcher durch Angabe der berühmten Hügel Roms, die auf keinem andern enthalten, ferner durch die Ausscheidung der antiken Gebäude von den modernen, so wie durch die Benennung aller selbst antiker Strassen, Plaze, Villen, Kirchen etc., besonders aber durch ausserordentlich schönen Stich vor allen bisher erschienenen, selbst den in London gestochenen, sich rühmlichst auszeichnet, umgeben nebst einer malerischen Ansicht der Stadt, 25 theils nach Originalzeichnungen, theils nach grössern Werken, von C. Schleich meisterhaft gestochene Ansichten merkwürdiger antiker und moderner Gebäude, Plaze, Kirchen, Thore, Brunnen, Monumente etc.

Eigene Rubriken enthalten die Eintheilung der Stadt in Distrikte (Rioni) und die Angabe der darin befindlichen, für den Fremden wichtigsten, im Plane selbst mit Zahlen bezeichneten Merkwürdigkeiten, der Höhen der vorzüglichsten Hügel über der Meeresfläche, und einiger Lokalhöhen berühmter Gebäude.

Andre Rubriken liefern verschiedene, besonders für Fremde interessante topographische und statistische Notizen in deutscher und italienischer Sprache.

Dieses höchst gelungene, eben so wissenschaftlich als kunstgewandt ausgeführte Tableau, ein ehrendes Werk deutscher Gründlichkeit und deutschen Fleisses, können wir als einen sehr praktikablen Führer, da es sich auch zum Aufzieben eignet, allen jenen empfehlen, welche die weltberühmte Roma zu besuchen gedenken, wie es auch gewiss jedem, der diese interessanteste aller Städte kennt, ein willkommenes Erinnerungsblatt seyn wird, das zugleich als eine schöne Wandverzierung gebraucht werden kan.

Würtembergische Jahrbücher

für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie.

Herausgegeben von

J. G. D. Memminger.

Von diesen Jahrbüchern erscheinen ordentlicher Weise jährlich 2 Hefte, und sind bis jezt erschienen: 1ster und 2ter Jahrgang, 1818 und 1819, jeder Jahrgang 2 fl. 45 kr., 3ter und 4ter Jahrgang, 1820 und 1821, in einem Band (Verlag der Metzlerschen Buchhandlung) 2 fl. 56 kr., 5ter bis 16ter Jahrgang, oder 1822 bis 1835, jeder von 2 Heften à 3 fl. 30 kr. Ladenpreis obiger 16 Jahrgänge 50 fl. 6 kr. Subscriptionspreis derselben 36 fl. 54 kr. Der Preis eines Heftes für den Subscribenten ist nämlich nur 1 fl. 12 kr. und brochirt 1 fl. 18 kr. Wer die ganze Sammlung, so weit sie bis jezt erschienen, kaufen und zugleich für die Fortsezung in die Subscription eintreten will, erhält solche (mit Ausschluß des 3ten und 4ten Jahrgangs bei Metzler) für 20 fl., und kann dieselbe durch alle soliden Sortiments-Buchhandlungen für diesen Preis beziehen, wozu wir diese durch den üblichen Rabatt in den Stand sezen werden. — Einzelne Jahrgänge oder Hefte werden nur zum Ladenpreise abgegeben.

Stuttgart und Tübingen, im März 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

---

[112] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schauspiele

von

Eduard v. Schenk.

1ster Theil. 8. Velinpapier. Preis 2 fl.
Inhalt: Belisar und Kaiser Ludwigs Traum.
2ter Theil. 8. Velinpapier. Preis 2 fl. 42 kr.

Inhalt: Widmung an J. M. die regierende Königin von Bayern. Henriette von England. Trauerspiel in fünf Aufzügen, mit geschichtlichen Erläuterungen. Albrecht Dürer in Venedig. Lustspiel in einem Aufzug. Der Untersberg. Singspiel in drei Aufzügen.

Der Inhalt dieses zweiten Theiles ist eben so reich und anziehend als der des ersten, welcher mit so allgemeinem Beifall durch ganz Deutschland aufgenommen worden ist, daß er neben dem Namen des gefeierten Verfassers keine weitere Empfehlung bedarf.

Stuttgart und Tübingen, im April 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Subscriptions-Eröffnung.

J. C. F. Manso's Geschichte des preußischen Staates seit dem Frieden von Hubertsburg bis zur zweiten Pariser Abkunft. Neue, vielfach berichtigte u. verbesserte Ausgabe. 3 Bände, oder 10 Lieferungen zu 8 Bogen in gr. 8. Subscriptionspreis für jede Lieferung 12 gGr. oder 54 kr. rhein.

Manso's unübertrefliche Darstellung der Geschichte des preußischen Staates seit dem siebenjährigen Krieg ist zu bekannt, und behauptet unter den Hauptwerken, welche die deutsche historische Litteratur aufzuweisen hat, einen zu ehrenvollen Plaz, als daß die unterzeichneten gemeinschaftlichen Verleger dieser neuen billigen Ausgabe daran zweifeln könnten, es werde dis Unternehmen von dem gebildeten Publikum Deutschlands, insonderheit Preußens, nicht günstig aufgenommen werden.

Um die Anschaffung des Werkes auch dem minder Bemittelten zu erleichtern, schlagen wir den Weg der Subscription und der Herausgabe in Lieferungen ein. Von den 10 Lieferungen, aus denen das Ganze bestehen wird, welche aber nicht getrennt werden, erscheint alle sechs Wochen eine; die erste ist so eben versendet worden. Eine Verzögerung beim Druke kan nicht eintreten, da das Manuscript vollständig bereit liegt.

Die Verbesserungen, mit denen diese neue Ausgabe bereichert ist, rühren zum großen Theil noch von dem würdigen Verfasser selbst her, der, als ihn der Tod ereilte, bereits die beiden ersten Bände, behufs des schon damals nöthigen und durch diesen Unglüksfall nun lange verzögerten neuen Abdruks, durchgesehen hatte; die des dritten Theils besorgte, nach dem Wunsche des Verstorbenen, einer seiner gelehrten Freunde.

Das Werk erscheint auf milchweißes Papier und mit neuen scharfen Lettern gedrukt, und wird die äußere Ausstattung dem Werthe des Buches entsprechend befunden werden.

Obiger Subscriptionspreis gilt blos bis zur Ostermesse dieses Jahrs, nach dieser Zeit tritt ein erhöhter Ladenpreis ein. Diejenigen, welche sich der Mühe des Sammelns von Subscriben-

ten unterzieben wollen, erhalten auf 6 Exemplare das 7te frei.

Alle Buchhandlungen nehmen Subscription an.

Frankfurt a. M. und Leipzig, den 15 Januar 1835.

Joh. Christ. Hermann'sche Buchhandlung.
C. F. Dörffling in Leipzig.

So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden;

Wachler, Dr. L., Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationallitteratur. Zweite berichtigte und vermehrte Auflage. 2ter Band. gr. 8.

Der erste Theil dieses anerkannt klassischen Handbuches über unsre gesamte vaterländische Litteraturgeschichte erschien vor einigen Monaten. Wir glauben den Wünschen Vieler zu entsprechen, wenn wir den billigen Subscriptionspreis von 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr. für beide Theile noch bis zur nächsten Ostermesse fortbestehen lassen. Nach dieser Zeit tritt aber unabänderlich der Ladenpreis von 3 Rthlr. oder 6 fl. 24 kr. ein.

Frankfurt a. M., den 15 Januar 1835.

Joh. Christ. Hermann'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten sind erschienen und können durch alle soliden Buchhandlungen, in Wien durch Gerold, Lemberg durch Wild u. Sohn, Kuhn u. Millikowsky, Pesth durch Hartleben ꝛc. bezogen werden:

Novellen

von

A. Freihrn. v. Sternberg

Vierter Theil.

Erste und zweite Abtheilung.

Velinpapier. brochirt.

Inhalt:

Erste Abtheilung: Waldgespenst. Ein Mährchen. — Die Doppelgängerin. — Der fliegende Holländer. Eine Schiffersage. — Voltaire in Ferney. — Das Grab des armen Andrej. Ein Nachtstük aus dem Leben der Kaiserin Elisabeth. — Die Jesuitenschüler.

Zweite Abtheilung: Die Schlacht bei Leipzig. — Eine Gespenstergeschichte aus alter Zeit. — Die lezte Rose des Kallenfels. Aus Familienpapieren. — Copernicus. — Der Herr von Mondschein. Ein Mährchenbild nach Callot.

Stuttgart u. Tübingen, im März 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

In der Unterzeichneten hat so eben die Presse verlassen und ist an alle soliden Buchhandlungen versandt worden:

ROM

im Jahre 1833.

Mit einem vollständigen Grundriss der Stadt Rom.

Preis 3 fl.

Der Verfasser hat in diesem Werke nur eigne Wahrnehmungen niedergelegt, und redlich gestrebt, Vorurtheile und falsche Ansichten zu berichtigen.

Ihm schwebte Goethe's Schilderung als Ideal vor. Er wollte denen, welche die Romfahrt nicht machen können, ein deutliches Bild des römischen Lebens, den Heimgekehrten eine freundliche Erinnerung, denen, welche hinreisen wollen, manchen nüzlichen Wink geben.

Stuttgart und Tübingen, im Aug. 1834.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle soliden Buchhandlungen versandt worden

Aelteste Geschichte

des

durchlauchtigsten Hauses

Scheiern - Wittelsbach,

bis zum

Aussterben der Linie Scheiern-Valai

aus den Quellen bearbeitet vom königl. bayer. Reichsarchivs-Adjunkten

Dr. Joh. Ferd. Huschberg.

Preis 4 fl. 12 kr.

Das durchlauchtigste Regentenhaus von Bayern, bekannt als eine der ältesten Dynastien Europa's, entbehrte bisher einer eigenen Geschichte, indem die verschiedenen Landesgeschichten mit Uebergehung der ältesten Ahnherren, ihrer Besizungen und Schiksale, gewöhnlich nur dort den Faden aufnehmen, wo ein altes Grafen- oder Fürstengeschlecht zur wirklichen Regierung eines Landes gelangt. Wird hin und wieder auch ein Hinblik auf die Vorzeit solcher regierenden Häuser geworfen, so ist doch solcher seiner Natur nach sehr beschränkt. Da das regierende Haus von Bayern schon im 10ten Jahrhundert über das Land herrschte und nach einer Zwischenregierung fremder Häuser im 12ten Jahrhundert abermals die Zügel der Regierung ergriff, so sind wohl mehrere der ausgezeichnetsten Vorväter desselben in die Geschichte Bayerns enge verschlungen, aber das Wirken und Leben der ganzen Ahnenreihe blieb dem Leser der Landesgeschichte immer entrükt. Vorstehendes Werk, aus den Dokumenten und Urkunden der Archive, so wie aus den ältesten Ueberlieferungen der gleichzeitigen Chronisten geschöpft, dürfte sowol eine Lüke in der historischen Litteratur Bayerns ausfüllen und dessen Geschichte in vielen wichtigen Punkten ergänzen, als auch für die übrigen deutschen Länder überhaupt von mannichfachem Interesse seyn.

Litterarisch-artistische Anstalt in München.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen, in Wien bei Gerold; in Pesth durch Hartleben; in Lemberg durch Kuhn u. Millikowsky, Wild u. Sohn zu beziehen:

Handbuch

des

Würtembergischen Privatrechts

von

Dr. J. F. v. Weishaar.

Dritte umgearbeitete Auflage. 3 Theile.

Preis 11 fl. 15 kr.

Dieses Werk, für den deutschen Juristen unentbehrlich, empfiehlt sich Jedem, der sich für die Fortschritte der gesellschaftlichen Ordnung interessirt. Der Verfasser, eben so hochgeachtet als Gelehrter, wie als Mitbegründer der Verfassung seines Vaterlandes berühmt, hat seine Aufgabe aufs glüklichste gelöst, nicht allein durch die Klarheit der Darstellung, sondern auch durch die geistvollste Behandlungsweise, vermöge welcher allenthalben auf das Allgemeine hingewiesen und jedem wichtigeren Geseze seine geschichtliche Entwiklung beigegeben wurde. So konnte es denn auch nicht fehlen, daß sein Werk selbst außer Würtemberg ein bedeutendes Publikum gefunden.

Stuttgart und Tübingen, im Februar 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

---

[62]

Artistische Anzeige.

In der Litter.-Artist.-Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München sind folgende Lithographien erschienen und durch alle soliden Buch- und Kunsthandlungen Deutschlands und der Schweiz zu beziehen:

Titel		Preis
Die Anbetung der drei Könige nach van Eyck		7 fl.
Die Verkündigung — — —	als Flügelbilder zu ersterem Blatt	4 fl.
Die Darstellung im Tempel — — —		4 fl.
Die sterbende Maria nach Schoorel		7 fl.
Der heil. Georg und der heil. Nicasius nach Schoorel	als Flügelbilder zur sterbenden Maria	3 fl.
Die heil. Christina und die heil. Gudula — —		3 fl.
Die Kreuzigung, nach Schoorel		4 fl.
Lucas, der die Maria malt, nach van Eyck		6 fl.
Der heil. Christoph, nach Hemling		6 fl.
Ein Christus-Kopf nach Hemling		5 fl.
Die Israeliten die das Manna sammeln, nach Hemling		5 fl.
Der auferstandene Christus, nach Hemling		4 fl.
Johannes der Täufer, nach Hemling		3 fl.
Die Kreuzigung, nach Mabuse		6 fl.
Die Vermählung der Maria, nach Meckenem		5 fl.
Die Himmelfahrt der Maria, — —		5 fl.
Der Eintritt der Maria in den Tempel, nach Meckenem		5 fl.

Die Beschneidung Christi, nach Quintin Messis . . . . 5 fl.
Die Anbetung der drei Könige, nach Hemling . . . . 7 fl.
Dasselbe, in 3 Blatt Conturen, gestochen von Schäfer . . . . 6 fl.

Sämtliche Blätter, zu welchen sich die Originalien in der königl. bayerischen Gallerie zu Schleisheim befinden, sind von N. Strixner meisterhaft lithographirt, und eignen sich ganz besonders zu einer geschmakvollem Zimmerdekoration.

---

[46] Im Verlag der Unterzeichneten sind erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen, durch Gerold in Wien, Wild u. Sohn und Kuhn u. Millikowsky in Lemberg, Hartleben in Pesth, zu beziehen:

Sämtliche Dichtungen

des

Freiherrn von Wessenberg

in

vier kleinen Bänden.

Diese Sammlung enthält eine Auswahl der besten Dichtungen des Verfassers, und zwar das erste Bändchen das Gedicht: Julius, die Pilgerschaft eines Jünglings. Es ist mit einem ganz neuen Gesang und noch sonst mit vielen neuen Strophen vermehrt. Das Gedicht hat jezt acht Gesänge.

Zweites Bändchen. Den Anfang macht ein Gedicht: Franz und Paul, dessen Stof der französischen Revolution entnommen ist; dann folgt eine Reihe lyrischer Gedichte, Lieder, Sagen und Schilderungen, eine poetische Epistel über den Verfall der Sitten, und ein größeres Gedicht: des Pilgers Traum.

Das dritte Bändchen enthält: Blüthen aus Italien. Das Gedicht: Fenelon, in drei Gesängen, und drei Bücher christlicher Lieder, Chorlieder und Hymnen.

Das vierte Bändchen endlich besteht aus acht Büchern lyrischer Gedichte verschiedener Art. Gewidmet ist das erste derselben: religiösen Gegenständen, das zweite: den großen Schönheiten und Wundern der Natur, das dritte und vierte: der Freundschaft und den Freuden und Leiden des häuslichen Lebens, das fünfte: dem Vaterland, das sechste: den ländlichen Vergnügungen und Reisebildern, das siebente gehört zur erzählenden Gattung, das achte endlich ist der Betrachtung der wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit gewidmet.

Wessenbergs Gedichte sind der Spiegel einer edlen Seele, eines wohlerfahrenen, aber von der Welt nicht getrübten Geistes, eines in jugendlicher Reinheit bewahrten Herzens; von ältern deutschen Dichtern ist J. G. Jakobi vielleicht am meisten sein Geistesverwandter, und die elegischen Lieder dieser Sammlung, besonders aber die vortrefflichen geistlichen Gesänge des dritten Bandes, mahnen, unbeschadet ihrer Eigenthümlichkeit, durch die ungeschminkte Frömmigkeit, die Lauterkeit des Gefühles, den sanften Schmelz der in ihnen verbundenen Bilder des Lebens und der Natur, an den hoffentlich unvergessenen Sänger des Aschermittwoch-Liedes. Zwischen so vielen ernsten Gaben einer über das Leid des Diesseits und den Trost des Jenseits sinnenden Muse, überraschen nicht nur viele heitere Naturschilderungen, in den größern Gedichten „Julius" und „Franz und Paul," und in den lieblichen, duftenden „Blüthen aus Italien," sondern auch die Lichtblize ächten Scherzes und Wizes, die jenes Helldunkel des Gefühles in Sprüchen und Sinngedichten unterbrechen. In Allem aber, was der Verfasser dichtet, spricht sich der sittliche Adel seiner Gesinnung aus; für irdische und überirdische Wahrheit bringt er eine Fülle von Ueberzeugung mit, für die Geschichte den klaren Blik des Verstandes, für die Natur Tiefe der Empfindung, für alle geselligen Verhältnisse und Mißverhältnisse den Freimuth der Unbefangenheit. Er gehört zu den Dichtern, in welchen man zugleich die Bekanntschaft des Menschen macht, und die man darum doppelt werth achtet.

Mit Erscheinen des obige Sammlung schließenden vierten Bändchens ist der bisherige Subscriptionspreis erloschen, und dagegen der verhältnißmäßig erhöhte Ladenpreis von 5 fl. oder 3 Rthlr. eingetreten.

Stuttgart und Tübingen, im Februar 1836.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Von demselben Verfasser ist erschienen:

Ritual, nach dem Geiste und den Anordnungen der katholischen Kirche. Ein Erbauungsbuch für die Gläubigen, besonders aber für deren Seelsorger. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. Preis 2 fl.

In der Unterzeichneten ist zu haben:

NOUVEAU

DICTIONNAIRE COMPLET

à l'usage des Allemands et des Français

composé

d'après les meilleurs Dictionnaires de langues, d'arts ou de sciences qui ont paru jusqu'à ce jour, contenant l'explication des mots des deux langues, la prononciation de ceux qui peuvent offrir quelque difficulté, un choix d'exemples propres à en faire connaître l'emploi et les différentes acceptions: les principaux synonymes, les termes du Code français, les monnaies, poids, mesures des divers États, les noms de personnes, de pays, de peuples, villes, fleuves etc., qui diffèrent pour le genre ou par quelque nuance dans la traduction; 2de édition, entièrement refondue et augmentée de plus de 20,000 articles.
4 tomes en grand 4°, chacun d'environ 80 feuilles.

Par l'Abbé MOZIN.

Ladenpreis für alle 4 Bände 18 fl.

Zu haben in Wien bei Gerold, in Pesth bei Hartleben, in Lemberg bei Wild u. Sohn Kuhn u. Millikowsky.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[86] In der Unterzeichneten hat so eben die Presse verlassen und ist an alle Buchhandlungen versandt worden:

Molière.

Eine Novelle

von A. Freiherrn von Sternberg.

Ein Seitenstük zum Lessing.

Velinpapier, in Umschlag geheftet. Preis 2 fl. 24 kr.

Stuttgart u. Tübingen.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung

---

[77] In der Unterzeichneten sind erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Gedichte

von

Nicolaus Lenau.

Zweite sehr vermehrte Auflage.

Velinpap. broch. Preis 3 fl.

Vor zwei Jahren erschienen zum Erstenmal die Gedichte des unter dem Namen Nikolaus Lenau ungewöhnlich schnell bekannt gewordenen Dichters. Sie fanden unbedingt allgemeine Anerkennung, und jeder begrüßte den Dichter als einen unsern größten Dichtergeistern Ebenbürtigen. Hier haben wir nun bereits die Freude, von diesen Gedichten voll ächter Romantik, Innigkeit, Zartheit, Gluth und Glanz der Phantasie und Tiefe, eine zweite stark vermehrte Auflage darzubringen. Jeder Freund des Schönen wird sich über den herrlichen Zuwachs freuen, der von dem Reichthume und dem reinen Streben des edlen Geistes zeugt, welcher — fern von jeder Nachahmung — in eigener ächter Urkräftigkeit seine Schöpfungen vollendet.

Wir verweisen nur auf die neuen Arbeiten: Atlantika, während einer Reise nach Amerika entstanden, die Marionetten, Nachtstük, auf Ahasverus unter der Rubrik Haidebilder und auf das schöne Lied: Frühlings-Tod, unter so vielem gleich Schönen.

Stuttgart u. Tübingen.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

(Zu haben in Wien bei Gerold, in Lemberg bei Wild u. Sohn, Kuhn u. Millikowsky, in Pesth bei Hartleben.)

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Faust.

Eine Tragödie

von

Goethe.

Beide Theile in Einem Bande.

Mit des Verfassers wohlgetroffenem Bildniß in Stahlstich.

Gebunden. Preis 4 fl. 48 kr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[57] In der litterarisch-artistischen Anstalt in München sind erschienen und durch alle soliden Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Karte von Europa,

zum Gebrauch für Schulen eingerichtet,
4 Blatt, kolorirt. 2 fl. 48 kr.

Karte von Deutschland,

zum Gebrauch für Schulen eingerichtet,
4 Blatt, kolorirt. 2 fl. 48 kr.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 116. 26 April 1835.

Die Papyrusrollen aus Herkulanum.

Die merkwürdigsten Gegenstände, die aus dem unterirdischen Herkulanum an das Tageslicht gefördert wurden, sind die Papyrusrollen, die einzigen, die aus den Zeiten der Griechen und Römer auf uns gekommen sind. Es wird nicht nur gelehrten Philologen, sondern auch jedem, der aus den Schriften der Alten die Grundlage seiner Bildung geschöpft hat, von Interesse seyn, eine Beschreibung derselben und der Art ihrer Entrollung und Entzifferung zu lesen. Bald nachdem sie entdeckt waren, und ihr Fund dem gelehrten Publikum bekannt worden war, so sah man die Erwartung der gelehrten Welt aufs höchste gespannt, die deutschen Alterthumsforscher namentlich träumten von der Auffindung der verlorenen Bücher des Livius und Anderem mehr. Diese Hoffnungen wurden nicht erfüllt. Der Inhalt der entdeckten Rollen entsprach keineswegs jenen Erwartungen, kein Theil der Wissenschaften hat dadurch an Umfang gewonnen; bloß die Alterthumskunde darf sich rühmen, jene Rollen unter ihren Seltenheiten vorzuweisen.

Es war gegen das Ende des Jahrs 1752, als man in Herkulanum bei den Nachgrabungen in der Casa di Campagna in einem Nebenzimmer des Hauptgebäudes auf Papyrusrollen stieß. Das Zimmer, dessen Fußboden mit Mosaik ausgelegt war, hatte keine große Ausdehnung, zwei Männer konnten mit ausgedehnten Armen die beiden Wände erreichen. In demselben waren Schränke an den Wänden aufgestellt, von etwa sieben Fuß Höhe; in der Mitte des Zimmers stand ein anderer abgesonderter Schrank, um welchen man herumgehen konnte, und in diesem lagen die Rollen zu beiden Seiten. Das Holz der Schränke war in Kohle verwandelt, und so wie man dasselbe anrührte, zerfiel es in Staub; einige Bruchstücke dieser Schränke wurden aufbewahrt. Der Umstand, daß die Rollen in einer gewissen Ordnung lagen, daß sie in den Fächern des Schranks vertheilt sich vorfanden, erregte die Aufmerksamkeit der Nachgrabenden, und schien sie einer nähern Beachtung werth zu machen, sonst wären die Rollen unter dem Schutt und Staub von Neuem begraben worden. Dazu kam, daß eine der Rollen vor den unkundigen Arbeitern zufälligerweise auf den Boden fiel und in Stücke zerbrach; einer derselben hob ein Stück auf, betrachtete es näher beim Fackelschein, und bemerkte Buchstaben; man nahm einen Theil der Rollen heraus, brachte sie nach Neapel dem Direktor der Nachgrabungen, und so von einer Hand in die andere kommend, zerbrach im Voraus schon ein ziemlicher Theil, bis die Gelehrten sich dieses Schatzes bemächtigten, und subtiler mit diesem zerbrechlichen Funde umgingen. Im innern Portikus derselben casa di campagna fanden sich später andere Rollen, die in tragbaren Kästchen aufbewahrt waren. Die sämmtlichen aufgefundenen Papyrusrollen wurden der accademia ercolaneso anvertraut, und es befindet sich nun die sogenannte officina dei papiri in vier geräumigen Zimmern des real museo borbonico zu Neapel.

So erfreulich im Allgemeinen die Entdeckung dieser Rollen war, so betrübend und niederschlagend war der Zustand, in welchem sie gefunden wurden. Dem äußern Ansehen nach gleichen die Rollen einem verkohlten schwarzen Stück Holz, von etwa einem Fuß Länge. Man erschrickt beim Anschauen derselben, und kann nicht begreifen, wie aus einer solchen dunkeln Masse auch nur Ein Wort entziffert werden kann. Die Breite der Rollen beträgt bei den schmalen 130 par. Linien, (144 Lin = 1 par. Fuß), bei den breiten bis 170 Linien. Die Länge der Rollen, wenn sie abgewickelt sind, ist sehr verschieden, die längste war bis jetzt 92 par. Fuß. Auch ihrer Konsistenz nach herrscht bedeutende Verschiedenheit, der größere Theil derselben ist äußerst zerbrechlicher Natur, und muß mit der größten Sorgfalt behandelt werden, damit sie nicht unter den Händen der Entroller in Staub zerfallen; andere dagegen sind versteinert, und während jene beim geringsten Wind und Hauch zerstieben, sind diese so hart wie Metall, und widerstehen den Schlägen des Hammers. Diese letztern können nun und nimmer mehr entrollt werden. Bei einigen der Erstern bemerkt man wohl Buchstabencharaktere, allein so selten wird ein Buchstabe erkannt, daß sie in ihrem Zusammenhange gleichfalls unlesbar sind: das Mittel, mit dem sie geschrieben wurden, war, um mit unserm jetzigen Sprachgebrauch zu reden, weiße Dinte. Bloß die Titel konnten entziffert werden, weil solche mit größeren Buchstaben geschrieben waren.

Es ist nicht zu läugnen, daß mit diesem Funde dem menschlichen Scharfsinn eine große Aufgabe gegeben war, und bei der Anschauung der Rollen erregt es keine Verwunderung mehr, daß Jahrzehnde vergingen, bis eine zweckmäßige Methode erfunden war, dieselben zu entrollen und zu entziffern.

Der erste, in dessen Hände sie kamen, war Camillo Paderni,

zu seiner Zeit ein berühmter Alterthumsforscher; er machte mehrere Versuche, sie auf die möglich beste Weise lesbar zu machen, allein er gestand offen in einem Briefe vom 8 Februar 1753, daß er versucht habe, einige zu öffnen, allein ohne allen Erfolg. Endlich nach vielen mißlungenen Versuchen wußte er keinen Rath mehr, als die Rollen der Breite nach zu zerschneiden, wie man einen Cylinder seiner Achse nach zertheilt; dadurch wurde wenigstens das erreicht, daß man das Ende jeder Rolle lesen konnte, denn die meisten Papyrusrollen sind auf eine andere Rolle von Holz, oder von einer andern Substanz, aufgewickelt, von der sich dieselben bei diesem Zerschneiden ablösten, und somit die letzten Seiten sich frei zum Lesen darstellten. Allein gewonnen war damit nichts, im Gegentheil die also behandelten Papyrusrollen sind beinahe gänzlich zu Grunde gerichtet; die letzten Seiten dieser Rollen ließ Paderni bekannt machen; zu bedauern ist, daß er an 337 Rollen in griechischer und an 18 in lateinischer Sprache diese Operation vornahm. Die neapolitanischen Archäologen nennen diese zerschnittenen Papyrusrollen Rinden, Schalen (scorzo).

Weit glücklicher in der Erfindungsgabe war der Pater Antonio Piaggio, scrittore del Vaticano, der auf den Wunsch Karls III von Rom berufen wurde. Dieser gab sich unglaubliche Mühe mit der Entrollung, und nach Verlauf eines Jahres war er so weit gekommen, daß die Hälfte einer Papyrusrolle eröffnet und lesbar gemacht war. Er ist der Erfinder derjenigen Entrollungsmethode, welche noch jetzt mit neueren Verbesserungen angewendet wird, und welche auf dem Grundsatze beruht, daß die allmählich aufgerollten Theile sogleich bei der Entrollung auf eine feste Masse aufgeklebt werden, damit dieselben consistent bei und neben einander bleiben. So einfach die Maschinerie dabei ist, so ist es doch schwierig, ohne eigene Anschauung sich einen deutlichen Begriff davon zu machen. So gut es sich ohne Zeichnung thun läßt, soll es hier mit Worten geschehen.

(Schluß folgt.)

Die herumziehenden böhmischen Musiker.

(Schluß.)

Nie werde ich es vergessen, wie einst einer meiner Freunde, mit welchem ich eine Reise durch eine böhmische Gebirgsgegend machte, überrascht war, als wir gegen Abend durch Gebüsch in die Nähe eines Dorfes kamen, und eine überaus treffliche und in hohem Grade volle Musik vernahmen. Ich war mit der Sache bekannt und wußte, was ich davon zu denken hatte, überredete jedoch meinen Freund, es sey in der Nähe ein Regiment kaiserliche Infanterie einquartirt, dessen Kommandeur im Dorfe liege, und die Musik des Regiments spielen lasse. Er war entzückt über eine so vorzügliche und vollständige Militärmusik, und eilte mit raschen Schritten dem Dorfe näher. Noch sehe ich sein erstauntes Gesicht, als er, anstatt Soldaten nur Dorfeinwohner sah, und als die vereinten Hautboisten sich in schlichte Weber- und Bauerbursche verwandelt hatten. Das Chor bestand aus zehn Mann, von welchen immer einer den andern zu übertreffen schien. Wir verehrten ihnen eine Kleinigkeit, und hatten dafür die Freude, die Musik wohl noch eine Stunde zu hören.

Bei jeder feierlichen Gelegenheit werden Ständchen gebracht, wie z. B. zum Namenstage der Grundherrschaft, wenn eine solche am Orte ist, oder in deren Abwesenheit zu der des Oberbeamten; ferner bei Hochzeiten, zur Fastnacht rc. Da ist denn gewöhnlich das ganze Dorf auf den Beinen. Was jedoch dabei zu bewundern, das ist die vorherrschende Ruhe. Denn man hört in den Zwischenräumen wohl ein Gemurmel und Reden, aber kein Jauchzen und Lärmen, und während der Musik ist Alles Ohr, und es regt sich wenig. Oftmals habe ich gesehen, wie bei vorzüglich gut vorgetragenen Adagio's ein tiefer Eindruck sich auf allen Gesichtern zeigte; ja wie sogar Thränen in manches Auge traten. Kommen aber zuletzt die Tanzstücke an die Reihe, dann lebt die Menge auf; die Mädchen fangen an zu hüpfen, und die jungen Bursche schlagen den Takt mit den Füßen. Nicht lange, so ist ein Ball im Gange: denn es liebt der Böhme den Tanz beinahe eben so leidenschaftlich, wie die Musik. Aber so wie er in dieser Meister ist: so zeigt er auch seine Geschicklichkeit in jenem. Insbesondere wird hier der Nationaltanz, „Redowak“ genannt, mit einer ausnehmenden Gewandtheit und Grazie getanzt. Wenn ich da die gemeinen Bauerdirnen eine Kunst und Anmuth entfalten sah, die ich ihnen nie zugetraut hätte: so dachte ich, wie sie wohl die Nase rümpfen würden, wenn sie diesen Tanz sehen, wie er manchmal auf Bällen der höhern Klassen getanzt wird.

Wenn sich nun eine Gesellschaft zusammen eingeübt hat, und jeder sein Instrument mit der größten Fertigkeit spielt, wobei aber keiner auf den übrigen unerfahren seyn darf, alsdann wird ein Reiseplan entworfen. Das mehrere oder geringere Glück, welches Andere vor ihnen auf solchen Wanderungen gemacht haben, gibt dabei den Hauptausschlag, wohin man seine Richtung nehmen will. Wie ich schon oben bemerkte, so gehen die meisten nach dem Norden, weil von dorther die meisten Kameraden mit Gelde zurückkehrten. In Sachsen und Preußen machen sie schon gute Geschäfte, und diese verleiten sie dann, immer weiter vorzudringen. Einer von ihnen macht allemal den Direktor, und hat auch bei der Theilung des Gewinns einen Vorzug, der indeß nicht bedeutend ist. Die Kasse wird öfters getheilt, damit ein Jeder die Sorge für die Bergung seines Antheils selbst übernehme. Es ist eine Seltenheit, daß sie etwas von ihrem Gewinne nach Hause senden, weil sie die Kosten des Postgeldes scheuen, und auch nicht einmal trauen, daß es sicher in ihrer Heimath ankomme. Sie tragen also Alles bei sich. Schutz gegen räuberische Anfälle gewähren sie sich unter einander, da die Gesellschaft gewöhnlich aus 6, 8 bis 10 Mitgliedern besteht, die Alle jung und stark sind. Sie leben auf ihrer Reise höchst einfach, weil Alles darauf berechnet ist, sich etwas zu ersparen, um es mit nach Hause zu bringen. Oftmals bleiben sie Jahre lang weg, so daß man bisweilen schon glaubte, sie würden nie zurückkehren, bis sie dann mit einem Kapital ankamen, welches für sie von Bedeutung war und sie in Stand setzte, nach ihrer Art gemächlich zu leben. Daß einer unterwegs liederlich geworden wäre, ist beinahe ohne Beispiel.

Man kann annehmen, daß aus den vier Kreisen: Königgrätz, Jungbunzlau, Leitmeritz und Saatz fortwährend mehrere Hundert solcher Musiker abwesend sind, und daß diese nicht unbedeutende Summen in ihre Heimath zurückbringen. Wenn man in den Gebirgsgegenden der gedachten Kreise auf Fußreisen zuweilen einen Boten braucht: so stößt man nicht selten auf einen solchen Musiker. Da ist denn die Unterhaltung gewöhnlich sehr interessant. Ich traf einst auf einen solchen, welcher in Bayern, Oesterreich, Ungarn und Siebenbürgen bis hinab nach der Moldau gewesen war. Damit aber hatte er sich noch nicht begnügt; sondern zog in seinem vierzigsten Jahre noch einmal nach Preußen und Rußland und kam bis nach Petersburg. Seine Unterhaltung verkürzte mir meine Reise, und es machte den Mann überaus glücklich, daß ich die meisten Orte kannte, wo er gewesen war, und mich mit ihm in der Rückerinnerung ergötzen konnte. Trotz der weiten Reisen und der langen Abwesenheit behalten sie aber ihre Nationalität, und man sieht ihnen das Wandern, wenige Jahre nach der Rückkehr, kaum mehr an.

Zur Statistik von Spanien. *)

Das Gebiet und die Bevölkerung Spaniens stellen sich folgendermaßen heraus:

	Quadr.-Leguen.	Einwohner.	Einwohner auf die Quadr.-Leg.
Spanien und die balearischen Inseln	18,890	14,660,000	850
Die kanarischen Inseln . . .	856	200,000	240
Kuba und Portoriko . .	5,010	856,000	171
Die philippinischen Inseln . .	15,162	2,525,000	200
Niederlassung an der afrikanischen Küste (Ceuta und Peñon di Velez)	4	4,000	1000
	57,908	18,245,000	500

Im Anfange des 16ten Jahrhunderts, unter der Regierung Karl V, hatte die spanische Monarchie ein Gebiet von 525,444 Quadrat-Leguen, wovon nahe an ein Zehntheil in Europa lag, wo damals die spanischen Besitzungen beinahe dreimal größer waren, als jetzt. Die amerikanischen Kolonien wurden zu jener Zeit auf mehr als 450,000 Quadrat-Leguen angeschlagen. Rußland ausgenommen, besitzt keine andere europäische Macht ein größeres Gebiet als das angegebene.

Den statistischen Angaben zufolge, welche auf Befehl Philipps II aufgenommen wurden, zählte man unter der Regierung Karls V 58 Erzbisthümer, 684 Bisthümer, 11,400 Abteien, 956 Kapitel, 127,000 Kirchspiele, 7000 religiöse Hospizien, 23,000 Mönchsorden und Kongregationen, 59,500 Klöster (46,000 für Männer, 13,500 für Frauen), 312,000 Weltgeistliche, 400,000 Mönche und Nonnen, 200,000 Laienbrüder, zusammen 912,000 Geistliche!

Das gegenwärtig angebaut werdende Ackerland in Spanien wird auf ungefähr 15 Millionen Akres (der Akre 14,520 Quadratfuß) geschätzt, also noch einmal so viel, als vor 50 Jahren. Rechnet man das Brachland hinzu, so wäre gegenwärtig etwa ein Viertheil der Bodenfläche Spaniens angebaut. Die Hälfte derselben ist Weideland für 400,000 Pferde, 3 Millionen Stück Hornvieh und 18 Millionen Schafe. Die Wälder nehmen nur ungefähr den zwölften Theil der Oberfläche des Landes ein, und das noch Uebrige wird von unfruchtbaren Gebirgen und Flüssen eingenommen.

Spanien zählte im Jahre 1725 ungefähr 7½ Millionen Einwohner; jetzt rechnet man nahe an 15 Millionen, so daß also die Bevölkerung sich binnen 111 Jahren verdoppelt hat. Diese Zunahme fand jedoch nicht in regelmäßiger Progression statt; von 1805 bis 1826, eine Periode von 23 Jahren, betrug die Zunahme 5,361,000 Seelen, oder, auf die im Jahre 1805 vorhandene Zahl, 50 Prozent; ein Verhältniß, das, wenn es regelmäßig fortschritte, die Bevölkerung in weniger als 60 Jahren verdoppeln würde.

Die Ackerbauerzeugnisse scheinen während der letzten zwanzig Jahre schneller sich vermehrt zu haben, als die Bevölkerung. Die Quantität Getreide, welche man jetzt erntet, genügt für die vermehrte Einwohnerzahl, während man im Jahre 1803 für die damals geringere Bevölkerung ein Fünftheil des erforderlichen Getreides einführen mußte. Die Masse des jetzt jährlich erzeugt werdenden Getreides wird auf 22 Millionen Bushels (englische Schäffel) geschätzt, mithin auf noch einmal so viel, als zu Ende des vergangenen Jahrhunderts geerntet wurde. Die Hornviehzucht hat sich nicht in gleichem Maße vermehrt. Obschon die Hälfte der Bodenfläche des Königreichs Weideland ist, so kommt doch nur Ein Stück Hornvieh auf je fünf Einwohner. Die Zahl der Schafe hat seit 1803 um mehr als die Hälfte zugenommen; die Heerden liefern jährlich nahe an 40 Millionen Pfund Wolle, im Werth von etwa 3,200,000 Pfd. St.

Der jährliche Fleischverbrauch im Königreich beläuft sich auf nur 22 Pfund für den Kopf. In Frankreich beträgt er 36 und in Paris 86 Pfund. In Großbritannien kommen jährlich 92 Pfd. Fleisch auf den Kopf, in London aber 145 Pfd.

Das Gesammterzeugniß Spaniens an Ackerbau- und Gewerbsprodukten wurde vor dreißig Jahren auf 34,420,840 Pfd. St. oder 3 Pfd. 8 Schilling 10 Pence für den Kopf angeschlagen. Herr Moreau de Jonnès schätzt den Betrag gegenwärtig auf 48,759,160 Pfd. Die Erzeugungskosten, welche sich vor dreißig Jahren auf ⅓ der Gesammtsumme beliefen, haben sich jetzt, der geringeren Transportkosten halber, bedeutend vermindert, dagegen sind aber auch die Preise der Ackerbauerzeugnisse um Vieles geringer. Der auswärtige Handel Spaniens ist gegenwärtig nur wenig bedeutender als vor 50 Jahren. Der Gesammtwerth der Ausfuhr und Einfuhr im Jahre 1784 wird auf 5,727,040 Pfd. St. angegeben, während er im Jahre 1829 nicht höher als auf 5,867,760 Pfd. St. stieg. Es muß indeß bemerkt werden, daß der Schmuggelhandel in Spanien in einer solchen Ausdehnung betrieben wird, daß man nach ungefährer Schätzung den Betrag desselben auf ein Drittel mehr als den des gesetzlichen angibt.

Die Einkünfte Spaniens, die im Jahre 1833 aus verschiedenen Quellen zusammenflossen, werden in runder Summe auf 600 Millionen Realen (ungefähr 72 Millionen Gulden Reichswährung) geschätzt, und die Staatsausgaben, die Interessen der auswärtigen Schuld und den Tilgungsfonds mit eingerechnet, beliefen sich in demselben Jahre auf 658 Millionen Realen (ungefähr 81,960,000 Gulden). Das sich ergebende Deficit ist minder bedeutend als in früheren Jahren.

In keinem Lande, Rußland vielleicht ausgenommen, wird weniger Rücksicht auf den Volksunterricht genommen, als in Spanien. Der Kursus von 1825 gab nur 29,900 Schüler im ganzen Königreich an, mithin nur 1 für je 346 Einwohner, so daß wenn man annimmt, die Zahl derselben steige mit der Volkszunahme, jetzt vielleicht 40,000 Kinder Unterricht empfangen, während die Zahl derer, die dessen bedürftig sind, sich auf etwa 1½ Millionen beläuft, so daß also nur 1 Kind von je 35 die Wohlthat des Unterrichts genießt.

Es läßt sich indeß annehmen, daß eine große Anzahl von Kindern Privatunterricht von Geistlichen erhält, da diese in Spanien mehr als in jedem andern Lande sich in dieser Hinsicht ein Monopol zugeeignet haben, das der Ausbreitung wahrer Intelligenz unter dem Volke hemmend in den Weg tritt.

*) Aus der in der Versammlung der statistischen Gesellschaft zu London am 16 März vorgelesenen Analyse des Herrn Porter von der „Statistik von Spanien," von A. Moreau de Jonnès.

Nordamerikanische Indianer.

(Fortsetzung.)

Die Politik, welche eine Zeit lang England in seinen Verhältnissen zu den indianischen Stämmen leitete, war ausschließlich auf die Mittel gerichtet, deren Allianz in den Kriegen zu sichern, in die es um die Mitte des letzten Jahrhunderts, und etwas später, während des Kam-

pfes der anglo-amerikanischen Kolonien für ihre Unabhängigkeit, verwickelt war. Innerhalb der letzten wenigen Jahre kam ein besserer Geist in dieß System, edlere Zwecke wurden im Auge behalten, und einige Aufmerksamkeit ward den moralischen Bedürfnissen der eingebornen Bevölkerung gewidmet. Viele seltsame Einzelheiten in Bezug auf die Verbindung mit diesen Stämmen werden in einem Berichte gegeben, der im Laufe der letzten Session dem Parlamente vorgelegt ward.

Vor dem Jahre 1816 wurden nicht weniger als 150,000 Pfd. St. jährlich für die Dienste bezahlt, welche die Indianer dem Lande leisteten. Unter dem Namen „Indianisches Departement" wurde ein Regierungs-Departement ins Leben gerufen, dessen Funktionen einzig und allein darin bestanden, die Verhältnisse Großbritanniens mit den verschiedenen Stämmen auf einem freundschaftlichen Fuße zu erhalten. Dieß brachte man hauptsächlich durch jährliche Geschenke an die Häuptlinge und an alle Mitglieder eines Stammes zu Stande, und betrachtete es als eine Art Verpflichtung, wie den Halbsold. Auch leistete man jährliche Zahlungen an diejenigen Stämme, deren Ländereien an die Krone abgetreten waren.

Im Jahre 1827 ergriff der Graf Ripon (damals Lord Goderich) Maßregeln zur genauen Bestimmung der Ausgaben des indianischen Departements. Seitdem wurden große Reduktionen vorgenommen, und der Werth der Geschenke beläuft sich nun jährlich auf keine 20,000 Pfd. Auch reduzirte man die Ausgaben des Departements selbst um etwa 5500 Pfd. Es besteht aus einem Oberaufseher und einem Sekretär; sechs Aufsehern und einem Assistenten; acht Dolmetschern, fünf Missionarien und einem Schulmeister.

Im Jahre 1830 wurden unter die Indianer in den Provinzen von Ober- und Nieder-Kanada Geschenke an folgende Reklamanten vertheilt, von denen einige 1600 englische Meilen weit herkamen: nämlich 84 Häuptlinge und 94 Krieger, die in einem Treffen verwundet worden waren; 184 Weiber oder Wittwen von Häuptlingen oder Kriegern; 521 Häuptlinge; 4948 Krieger; 5910 Weiber von Kriegern; 1400 Knaben von einem bis vier Jahren; 1101 von fünf bis neun; 1226 von zehn bis fünfzehn; 1502 Mädchen von einem bis vier Jahren; 1011 von fünf bis neun; 898 von zehn bis vierzehn. Im Ganzen 18,709.

Die Vertheilung von Artikeln für persönliche Bequemlichkeit oder Nutzen bestand aus 20,000 wollenen Bettdecken, 2625 Ellen Tuch, 22,986 Ellen gedruckte Kalikos, 3064 Ellen irische Leinwand, 21,455 Ellen schottische Bettleinwand, 83,268 Strumpf- oder sonstige Bänder. Die wollene Decke ist für einen Indianer als Bedeckung bei strengem Wetter, sowohl bei Tag als bei Nacht, ein unschätzbarer Gegenstand. Manchmal wird sie in ein Oberkleid mit einer gefärbten Einfassung verwandelt. An Artikeln zur Auszeichnung und für persönlichen Prunk finden wir 50 Paar silberne Ringkrägen (gorgets), das seltenste und folglich höchste Ehrenzeichen, das einem Indianer gegeben werden kann. Personen von etwas geringeren Ansprüchen erhalten silberne Armbänder, deren 46 ausgetheilt wurden, oder vielleicht eine silberne Medaille, wovon das Geschenkverzeichniß 42 aufführt. Bei den Frauen sollte man meinen, seyen die Geschenke nicht weniger zur Zufriedenheit ausgefallen. Man versicherte sich ihres Einflusses durch 5598 Paar silberne Ohrgehänge und 7286 Silbergeschmeide. Zur Vervollständigung ihrer Toilette gab es 93 Dutzend Spiegel, 9162 Kämme von Horn, Elfenbein und Buchs, 702 seidene Halstücher, 6324 Ellen Band und 2587 Unzen Zinnober. Der allmähliche Fortschritt der Gewohnheiten eines civilisirten Lebens zeigt sich aus folgenden Artikeln: 176 verbrämte Hüte für die Häuptlinge, 172 einfache Hüte und 606 Paar Schuhe. Mit Vergnügen bemerkt man folgende Gegenstände: 18,238 Nähnadeln, 6021 Unzen Nähfaden, 803 Scheeren und 124 Dutzend Knöpfe; aber nur 50 Fingerhüte. Mit Bratpfannen fuhr man nicht weiter fort, dagegen finden wir eine Lieferung von 870 kupfernen und 803 zinnernen Kesseln. Von Artikeln, die entweder auf der Jagd oder im Kriege zu brauchen sind, führt man auf: 12,978 Metzgermesser, 16,743 Pfund Pulver; 43,597 Pfund Schrot; 22,598 Feuersteine; 5447 Kugelzieher; 607 Flinten für Häuptlinge; 310 Büchsen; 679 gewöhnliche Flinten; 246 Flintenschlösser; 450 Tomahawks mit Pfeifengriffe, und Fahnen; deßgleichen Fischhaken und Leinen, Zwirn und Seile zu Netzen, Biberfallen, und 6449 Feuerstähle. Ueber 11,000 Pfund Tabak wurden zum Besten gegeben, mit der Lieferung von Pfeifen aber hörte man in Folge der außerordentlich großen Anzahl, die gewöhnlich bei der Sendung in die verschiedenen Stationen zerbrachen, auf. Das Metzgermesser, einige Pfund Pulver und Schrot, und einige Flintensteine, nebst einer guten wollenen Decke, machen das gewöhnliche Geschenk aus, jedoch erhalten die Häuptlinge und diejenigen, die verwundet wurden, ein größeres Geschenk.

Man machte den Vorschlag, anstatt der Geschenke Geld zu geben; allein — um den kräftigen Ausdruck des Lords Dalhousie zu gebrauchen, der damals, als man mit einem solchen Plane umging, Gouverneur war — „Sr. Majestät Regierung würde die Verwünschungen des Landes auf sich laden, wenn man einen solchen Plan annähme." Bald hätten die Indianer die verhängnißvollen Wirkungen desselben durch die vermehrte Unmäßigkeit, zu der sie verleitet worden wären, gefühlt, und würden auch noch viel weiter von dem Zustande der Civilisation zurückgeworfen worden seyn, von dem sie zu begreifen anfingen, daß es in ihrem Interesse liege, sich an ihr als ein Mittel anzuklammern zur Bewachung ihrer nationellen Existenz. Diese Ansicht von der Beschaffenheit ihrer Lage mußte sich ihnen nothwendig aufdringen. Einerseits zerstörten die Fortschritte des Ackerbaues allmählich den Werth ihrer Jagdgründe, und andrerseits, wenn sie ihrer Subsistenz wegen gegen die westlicheren Stämme hingetrieben werden sollten, würde ihr Eindringen nicht nur mit eifersüchtigen Auge betrachtet werden, sondern auch Blutvergießen und Mord veranlassen. Der Sicherheit und Menschlichkeit wegen thut daher die brittische Regierung Alles, was in ihrer Macht steht, um die Indianer zu vermögen, sich anzusiedeln und mit dem Ackerbau zu beschäftigen. In einer Konferenz, welche zwei Abgeordnete der Irokesen mit Sir Georg Murray zu der Zeit hatten, als er im Jahre 1830 Staatssekretär für die Kolonien war, zeigte er ihnen, wie sehr es den indianischen Nationen im Allgemeinen zum Vortheil gereichen würde, wenn sie allmählich von ihrer alten Lebensweise abgingen. In einer offiziellen Denkschrift über diese Zusammenkunft wird angeführt, Sir Georg habe sich folgendermaßen gegen die Irokesen geäußert: „Er stellte ihnen vor, daß sich die Weißen, in Folge der Kultivirung des Bodens, überall hin über das Land wie eine Wasserfluth verbreiteten, und daß, wenn die Indianer sich nicht zu dieser Lebensweise bequemten, ihre Kinder zur Betreibung von Pachtgütern erzögen, und den Boden auf die nämliche Weise, wie die weißen Leute, kultivirten, sie allmählich von dieser Fluth weggeschwemmt und alle zusammen verloren seyn würden; wenn sie aber Landverwilligungen annähmen und Pachtgüter kultivirten, würde nach und nach ihre Anzahl und ihr Wohlstand sich vermehren, und sie würden ihren Wohnsitz in einem Lande behalten, an welchem Theil zu haben sie so gerechte Ansprüche hätten, und in welchem sie wohlhabend und glücklich zu sehen, er den aufrichtigsten Wunsch hege."

Beträchtliche Landstriche wurden den Indianern zugetheilt, die sich zur Ansiedelung geneigt zeigten; allein ihre frühern Gewohnheiten stehen der Anwendung regelmäßiger Betriebsamkeit sehr im Wege, und ihre Begriffe von Gastfreundschaft, die sie antreiben, mit allen herumschweifenden Indianern, die sich an sie anschließen, ihre ganze Habe zu theilen, sind ein großes Hinderniß für die Zunahme einer betriebsamen und mit festen Wohnsitzen verknüpften Lebensweise.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Man hat Baumwolle, die im Mustergarten zu Algier in diesem Jahre erzeugt wurde, nach Frankreich geschickt, und sie wurde bereits weit vorzüglicher gefunden, als die frühere. Alles läßt hoffen, daß diese Anpflanzung vollkommen gelingen wird, und es ist zu wünschen, daß man hauptsächlich die langhaarige ägyptische Baumwolle anpflanze.

*

Ein Korrespondent des Asiatic-Journal theilt diesem die Nachricht mit, daß am 17 Mai vorigen Jahres in der Nähe von Allahabad eine Menge Fische auf dem Felde niederfielen. Sie waren von der Gattung Clupea cultrata, etwa eine Spanne lang und von einem bis zwei Pfund schwer. Als man sie fand, waren alle todt und trocken. Diese Fischart findet sich in den benachbarten Teichen und Flüssen; doch ist der nächste Teich 1000 bis 1200 Schritte und die Dschemna drei engl. Meilen entfernt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 117. 27 April 1835.

Etwas über die Journalistik in Paris.

Man spricht am meisten von dem, was man nicht hat: im Winter von den schönen Sommerabenden, im Sommer von der Eisbahn, im Herbst von den blühenden Bäumen des Frühlings, im Frühling von der Weinlese, und — in Paris von der Preßfreiheit. Frankreich ist gegenwärtig das Land der Monopole, und selbst das bißchen Freiheit, was dort die Stürme der Zeit überlebt hat, ist Monopol, und wahrlich eines der drückendsten. Alle Mängel der Presse, ihre Verkäuflichkeit, ihre Unwahrheit, ihre Nacktheit und Einseitigkeit ist Folge dieses Zustandes. Die Freiheit, die gesunde Tochter des gesunden Menschenverstandes, hat das Unglück, daß man so oft ihre Bastardschwestern, die Kinder der Sünde, die nur ihren Namen führen, mit ihr verwechselt, und was diese thun, ihr zur Last legt. Die französische Preßfreiheit unserer Zeit, so weit sie sich auf Tagesblätter — und besonders in Paris — erstreckt, ist eine solche mit dem Monopole gezeugte Bastardschwester. Sie mag ihre Sünden verantworten, die Freiheit ist nicht mitbetheiligt.

Jede große Zeitung, die täglich in der Hauptstadt erscheint, muß eine Kaution von 80,000 Fr. stellen. Die Kosten eines solchen Journals belaufen sich in einem Jahre auf mehrere hunderttausend Franken. Jene Summen müssen vor Allem gesichert seyn. Die erste Frage bei der Errichtung eines solchen Journals ist also die des Geldes. Aktien sind das gewöhnliche Mittel, um in dieser Haupt- und Lebensfrage zu einer Entscheidung zu kommen. An die reichen Kapitalisten der verschiedenen Parteien ergeht der Aufruf der Unternehmer, und diese sind es, die bei jedem neugeborenen Kinde der Journalistik in Paris Pathe stehen, es über die Taufe halten, für dasselbe das Glaubensbekenntniß ablegen, und sich verpflichten, ihm in Noth und Gefahr zur Seite zu stehen. Die Meisten, mit sehr weniger Ausnahme, aber hoffen dereinst die Kuratoren und Vormünder des unmündigen Kindes zu werden, und die Verwaltung seiner etwa ihm zufallenden Güter zu übernehmen. Klarer gesprochen: sie berechnen im Voraus, wie viele Prozente ihnen die Aktien in Zukunft bringen werden, und nur diese Prozente sind es, die sie zur Hergabe der Aktien bewegen. In Deutschland glaubt man, daß der Täufling seinem Pathen, als dem geistigen Vater des Kindes, in geistiger Hinsicht, wie dem natürlichen Vater in körperlicher gleichen müsse. Die pariser Journale stoßen diesen Volksglauben wenigstens nicht um. Der Gedanke von den Aktien Prozente in so weit als möglich zu gewinnen, der das Lebensprinzip des Journals wurde, weicht nicht wieder von ihm bis zum Tage seines Verscheidens. Die Aktionärs bilden zu diesem Ende einen Familienrath, der in allen Verhältnissen, wo das Interesse des Blattes oder der Gründer und Erhalter desselben zur Sprache kommt, in letzter Instanz entscheidet, und verfügt, was die Leser desselben glauben, was sie als Wahrheit hinnehmen müssen. Es ist dieß eine Censur anderer Art, als die in Deutschland, aber immerhin eine Censur. — Man sollte glauben, daß die Redaktoren und Mitarbeiter der Blätter dem Einflusse der Vormünder des Journals oft entgegenarbeiten, und selbstständig ihre Ansichten vertheidigen würden. Aber dem ist nicht also. Man hat ein sehr einflußreiches Mittel gefunden, um diesem Geiste der Selbstständigkeit, der sich möglicher Weise unter jenem zeigen könnte, vorzubeugen. Die Redaktoren und die vorzüglichern Mitarbeiter erhalten eine bestimmte Anzahl von Nominalaktien, von welchen sie am Ende des Jahres die Prozente einziehen, und treten so zu den Aktionärs über; sie haben wie diese dasselbe Interesse, schreiben als Schriftsteller, und censuriren als Aktionärs die Aufsätze ihrer Mitarbeiter, wie es eben das Interesse fordert.

Dieß ist die Grundbasis der sogenannten Preßfreiheit, wenigstens so weit diese durch die Journale in der Hauptstadt Frankreichs auftritt. Ein Paar Prozente mehr oder weniger in die eine Schale geworfen, hebt oder senkt die andere, in welcher die Wahrheit liegt, die leider meist leichter wiegt, als ein Paar tausend Fünffrankenthaler. Die Freiheit der Presse schleppt in Paris eine von Gold geschmiedete Kette, steht am Pranger des Egoismus, und arbeitet als Sträfling in dem wüsten dunkeln Schachte des Monopols.

Und vor dieses Gericht muß jede That, jedes Geistesprodukt, jede Persönlichkeit treten. Es ist ein wirres, wunderliches Getreibe in diesem Gerichte, und es gehört ein scharfes Ohr und gutes Gesicht, um halbklar zu hören und zu sehen, und sehr starke Nerven, um nicht betäubt zu werden. Nur mit einer solchen Preßfreiheit ist es möglich, daß man die einfachste Thatsache verwirren, entstellen, ja, im Falle der Noth läugnen kann. Im Jahre 1833 sollten die forts Détachés gebaut werden, und bei der Juliusfeier sprach sich ein Theil der Nationalgarde da-

gegen aus. Aber man lese die französischen Blätter dieser Tage, man lese sie alle, und ich bin sicher, daß am Ende der geduldige Leser mir nicht sagen kann, ob Viele, ob Wenige, ob 1000 oder 10,000 gerufen, ja selbst ob wirklich gerufen worden: à bas les Forts. Und doch fand dieß vor hundertausend Zeugen statt. Auf der Arcolebrücke fielen Schreckens- oder sonstige Scenen vor, man sah die blutbefleckten Planken. So weit ists ziemlich klar. Aber was dort vorgefallen, wer mißhandelt worden, ob nicht zufällig jemand Nasenbluten gehabt, das ist sicher niemand im Stande zu sagen, wenn er nur drei Blätter verschiedener Farbe gelesen. Freilich war es Nacht, und somit Alles in Dunkel gehüllt. Auf dem Börsenplatz war einst am hellen Tage ein Schauspiel zu sehen, das mit allerlei Namen belegt wurde. Aber was fiel denn dort vor? leset die Zeitungen, aber wenigstens zwei, und ich wette darauf, Ihr wißt es nicht. Es wurden Leute niedergeschlagen. — Bei Leibe nicht. — Wir habens gesehen! — Wir waren da, und bezeugen das Gegentheil. So irrt die Sache hin und her in dem Gerichte, wo die Actiencensoren Sitz und Stimme haben. Und alles dieß sind Thatsachen, welche in einer Stadt vorfielen, die von nahezu einer Million Menschen bewohnt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Die Papyrusrollen aus Herkulanum.

(Schluß.)

In der untern hölzernen Platte der Maschine, die einem kleinen Kästchen gleicht, sind zwei Schrauben befestigt, an deren oberen Enden zwei Halbringe von Messing befindlich sind. In diesen liegt ein starker Pappendeckel, und auf demselben die Papyrusrolle, auf Baumwolle ruhend. Die Rolle hängt zugleich in zwei Bändern, welche in der obern Platte so befestigt sind, daß durch dieselben das allmähliche Abwickeln der Rolle befördert wird. Auf der hintern Seite ist eine Goldschlägerhaut (pelle battiloro, französisch baudruche) ausgespannt, welche gleichfalls durch einen einfachen Mechanismus allmählich in die Höhe gezogen werden kann, und auf welche die einzelnen Theile des Papyrus mit der Spitze einer Nadel vermittelst gereinigten Fischleims aufgeklebt werden. Es gehört nebst großer Uebung zu dieser Entrollung eine unendliche Geduld, man kann Stunden lang den damit beschäftigten Arbeitern zusehen, bis nur ein Buchstabe abgewickelt und aufgeklebt ist.

Die größte Schwierigkeit bei dieser Entrollung liegt in der beinahe zu Staub verwandelten Substanz der Rollen, daher kommt es, daß auch bei der größten Sorgfalt stets Lücken entstehen müssen. Eben so schwierig ist es, den Anfang einer Rolle zu entdecken, weil bei den meisten, man mag sie besehen von welcher Seite man will, durchaus keine Spur eines Anfangs sichtbar ist: daher beginnt man aufs Gerathewohl, und verderbt gewöhnlich die ersten Seiten. Man merke wohl, daß die Linien des Geschriebenen nicht der Breite der Rolle nach laufen, sondern der Länge nach, aber in Abschnitten, Seiten, so daß auf Einer Linie nur wenige Worte stehen, und die Fortsetzung davon auf der untern Linie. So sehr unbequem mag diese Lesemanier der Alten nicht gewesen seyn; während man mit der rechten Hand den Papyrus aufrollte, rollte man ihn mit der linken allmählich wieder zu. Auch sind die Rollen nur auf einer Seite beschrieben: bloß bei Einer reichte der Papyrus nicht zum ganzen Werk, deßhalb wurden die letzten Seiten auf die Kehrseite geschrieben. Diese gingen bei der Entrollungsmethode durch Aufkleben natürlich verloren. Wenn zwei oder drei Seiten abgerollt sind, so werden sie von den übrigen Papyrus abgeschnitten. Hierauf kommen sie in die Hände eines Zeichners, der ein Facsimile davon liefert, die gelehrten Interpreten vergleichen dieses mit dem Original, und suchen die kleinen Lücken durch Konjekturen auszufüllen. Endlich wird die Zeichnung in Kupfer gestochen, wobei aber die Konjekturen verschieden vom Original dargestellt werden.

Die Rollen, sowohl die griechischen als lateinischen, sind sämmtlich mit großen, sogenannten Anfangsbuchstaben beschrieben; allein die Handschriften sind so verschiedenartig, daß sich nicht zwei Manuskripte vorfinden, welche von einer und derselben Hand geschrieben zu seyn scheinen. Die lateinischen haben weit größere und deutlichere Buchstaben, wie sie auch auf einen festeren Papyrus geschrieben sind.

Was die Anzahl der aufgefundenen Papyrusrollen betrifft, so sind es im Ganzen 1756. Von diesem aber sind nur 371 unversehrt; 61 haben kleinere Fehler und Mängel; die übrigen sind der Breite nach so sehr verdorben, daß von 161 nur zwei Drittheile der Rolle, von 308 nur die Hälfte, von 190 nur ein Drittheil, und von 191 nur ein Viertheil existirt. Durch die früheren Versuche wurden 474 zu Scorze. Von der ganzen Anzahl kamen 542 unter die Hände der Entroller, 210 derselben wurden ganz entrollt, weil sie lesbar waren, bei 127 war das letztere nicht der Fall, deßhalb wurden sie nur theilweise aufgerollt; und 205 wurden bei den angestellten Versuchen is vö llig verloren erfunden, indem sie entweder bei der leisesten Berührung in Staub zerfielen, oder als versteinert bei Seite gelegt werden mußten. Von den entrollten Papyrus sind gegen 2500 Seiten und Fragmente gezeichnet, und gegen 1000 in Kupfer gestochen. Im Druck erschienen sind bis jetzt bloß vier Bände Herculanensium codicum Tom. I. 1793. II. 1809. III. 1827. IV. 1832 in klein Folio mit lateinischer Uebersetzung und den nöthigsten Erklärungen. Der letzte Band kostet 12 Gulden rheinisch. Unter den völlig entrollten lesbaren Rollen befinden sich bloß 18 lateinische. Diese geringe Anzahl rührt zunächst daher, daß die lateinischen auf einen andern Stoff geschrieben sind, als die griechischen, welcher weit consistenter ist, und daher ist zu vermuthen, daß die versteinerten meist lateinische Rollen sind.

Im Jahre 1816 schenkte der damalige König beider Sicilien dem Könige von England 10 Papyrusrollen, worunter zwei schon entrollt waren. Es wurden dort Versuche nach einer neuen Entrollungsmethode gemacht, allein ohne Erfolg, sieben Rollen gingen dabei zu Grunde.

Was schließlich noch den Inhalt der Rollen betrifft, so ward schon oben bemerkt, daß keine Wissenschaft dadurch viel gewonnen hat. Es läßt sich aus Allem der Schluß ziehen, daß die aufgefundene Bibliothek einem Freunde der epicureischen Philosophie angehörte. Alle bis jetzt entrollten sind philosophischen In-

haits, entweder von Epicur selbst, oder von seinen Schülern, auch eine Rolle von Chrysippus; sie handeln über die Natur, über die Laster, über Rhetorik, Geometrie, Musik u. a. m. Geschichtliche oder poetische Werke wurden nicht entdeckt. Die Titel derselben, die gewöhnlich am Ende des Werks zu lesen sind, wurden bei 129 Rollen gar nicht vorgefunden; es wurde deßhalb von den Mitgliedern der Accademia ercolanese die Vermuthung geäußert, daß die Alten den Titel der Werke auch auf eine andere Art anbrachten, wie man auf einem Gemälde aus Pompeji sieht, wo an einer Rolle in der Mitte sich ein Hölzchen gezeichnet findet, auf welchen Buchstaben unterschieden werden; diese Hölzchen aber, meinen die Gelehrten, hätten bei der Verschüttung Herculanums nicht erhalten werden können, da sie zu klein und zu zerbrechlich gewesen wären.

Punderpur.*)

Im Dekkan, am südlichen Ufer des Flusses Bihma, wenige Meilen oberhalb seiner Vereinigung mit dem Maun, im Mittelpunkt einer fruchtbaren Ebene, liegt die heilige Stadt Punderpur, die reinlichste und bestgebaute, die ich in Indien noch gesehen, selbst die Hauptstadt Punah nicht ausgenommen. Sie nimmt einen bedeutenden Raum ein und zählt mehrere tausend Einwohner. Obgleich hier ein bedeutender Handel getrieben wird, so dankt sie doch weder diesem, noch etwa einem blühenden Fabrikwesen ihren Ruhm, sondern einzig und allein ihrem ungefähr in der Mitte stehenden Tempel, dem man eine besondere Heiligkeit beilegt, und zu dem jährlich am großen Fest des Desserah eine ungeheuere Zahl von Pilgern aus allen Theilen des Landes wallfahrten.

Punderpur bietet, von dem jenseitigen Ufer des Bihma aus betrachtet, einen sehr schönen Anblick; längs des Flusses, über eine Meile weit, laufen herrliche Quai's von Granit mit bequemen Stufen versehen, welche in das Wasser hinabführen, am Ufer hin, zur großen Bequemlichkeit für die Pilger, die ihre Abwaschungen in dem heiligen Fluß verrichten. Tritt man in die Stadt, so findet man breite reinliche Straßen, schönes Pflaster, einen Bazar mit wohl versehenen Läden und meist zweistöckige Häuser, den untern Stock aus Granit, den obern aus Backsteinen aufgeführt. Außerdem gibt es hier noch zwölf wohl befestigte Paläste, vornehmen mahrattischen Häuptlingen gehörig, von denen einige recht schöne Gebäude sind. Im Mittelpunkt der Stadt steht die Pagode, deren Godrum oder Spitze weit über die umstehenden Gebäude hinausragt und schon von ferne sichtbar ist. Der Tempel selbst ist, wenigstens im Vergleich mit andern Gebäuden dieser Art in Indien, nicht groß, denn er mißt nur ungefähr 300 Fuß in der Länge und 200 in der Breite, und ist zudem, vergleichungsweise, von neuerer Bauart. Nicht auf architektonischen Vorzügen oder einem blendenden Aeußern beruht sein Ruhm, und noch hat sein Inneres kein Fuß eines Europäers geschändet, wie die Hindus zu sagen pflegen, denn der Eingang wird von zwei mit gezogenen Schwertern davorstehenden Männern bewacht. Ich stieg die Stufen hinan und fragte höflich, ob es erlaubt sey hineinzutreten. „Ihr könnt es versuchen, entgegnete einer der Wächter, mich angrinsend, aber sobald Ihrs thut, rollt Euer Kopf auf den Boden.“ Ich dankte, wie man sich leicht vorstellen kann, für die Erlaubniß unter solcher Bedingung, und zog mich zurück.

Punderpur war längst schon wegen der Menschenmenge berühmt, die sich während des Huli und besonders zur Zeit des Desserah hier versammelte. In frühern Zeiten pflegten die vornehmsten Mahrattenhäuptlinge Punderpur alljährlich entweder in Person oder durch Stellvertreter zu besuchen, und es muß allerdings ein großartiger Anblick gewesen seyn, die Ebene rund um die Stadt von Lagern bedeckt und in den Straßen eine unermeßliche Menschenmasse aus allen Theilen Indiens wogen zu sehen. Hier versammelten sich der zierliche Perser, der schwarze Aethiopier, der zudringliche Araber, der kriegerische und stolze Patan, der ritterliche Radschput, der kühne Mahratte, nebst noch vielen andern mehr, Alle in der Tracht ihres Landes, mit herrlich geschmückten Elephanten und mit Kamelen, und mit Tausenden von Pferden, mit in der Luft flatternden Bannern und Fähnchen. Hindustan bietet jetzt, mit einziger Ausnahme der Messe von Hurdwar, keinen solchen Anblick mehr, und jedenfalls vermißt man auf der letztern die Pracht, die das Auge während des Desserah zu Punderpur zur Zeit des Mahrattenbündnisses ergötzte. Dieses Reich besteht nicht mehr; Ekindlah und Bhunsla sind auf ihre Gebiete beschränkt, Holkar zu einem kleinen Fürstenthum zusammengeschmolzen, der Guickwar hat mehr als die Hälfte seiner Macht eingebüßt, und der Peischwa ist Pensionär der brittischen Regierung. Die Macht des Bundes ist gestürzt, und Punderpur hat seinen Glanz verloren. Die Zahl der Pilgrime hat sich zwar nicht vermindert, allein sie hat ihren ganzen frühern Charakter verloren; kein Glanz, keine Pracht ergötzt das Auge, die oft blutigen Zwiste der aufgeregten Soldateska sind unterdrückt, und Friede ruht jetzt auf der ganzen unermeßlichen Menschenmenge.

*) Aus dem Bericht eines Reisenden in der Literary Gazette von Madras.

Nordamerikanische Indianer.

(Schluß.)

Die Erhaltung wilder Thiere, besonders der größern Klassen, ist unverträglich mit der gänzlichen Kultivirung des Landes. Die Lage der Indianer ist daher schwierig, und würde verzweifelt seyn, wenn keine Anzeichen ihres Wunsches vorhanden wären, diese Schwierigkeiten zu überwinden. Gerne führen wir jedoch an, daß eine Menge Beweise vorhanden sind, sowohl von ihrem Wunsche, sich auf dem Lande anzusiedeln, als auch Unterricht zu erhalten. Ein Theil der Mohawks, die sich schon seit vielen Jahren von ihrem Stamme trennten, wurden erträgliche Pächter, und einige von ihnen nahmen die Kleidung der Europäer an. Die Tschippewas, die sich auf ungefähr 500 Seelen belaufen, drückten stark den Wunsch aus, zum Christenthum zugelassen zu werden und die Lebensweise eines civilisirten Landes anzunehmen. Die Mississiquas, welche noch vor Kurzem wegen ihrer Trunksucht und ungeordneten Lebensart bekannt waren, siedelten sich nun in einem Dorfe an, das aus zwanzig achtzehn Fuß breiten und vierundzwanzig Fuß langen Loghütten besteht, deren jede ein oberes Stockwerk hat. Die Schule wird von einunddreißig Knaben besuche, die zum Theil fließend englisch lesen. Sie haben zwei abgeschlossene Räume von ungefähr sieben Acres mit Weizen, und an den Ufern des Flusses ein Feld, das etwa fünfunddreißig Acres enthält, mit indianischem Korn in einem günstigen Kulturzustande. An jeder ihrer Wohnungen befindet sich ein kleiner Platz für Kartoffeln und Gartenerzeugnisse. Die Kosten der Errichtung dieser Loghäuser betrugen ungefähr 250 Pfd. St. Seitdem fügten sie noch einige, diesen zuerst errichteten ähnliche, nach ihrer eigenen Bauart hinzu. Etwa 2000 der Mohawks und der sechs Nationen behielten 260,000 Acres guten Landes in Ober-Kanada inne. Ihre Kenntnisse in der Bebauung werden als äußerst gering angegeben, und beschränken sich hauptsächlich auf den Anbau indianischen Korns, der Bohnen und Kartoffeln; indeß pflanzen einige industriösere die meisten Arten englischen Getreides. Folgende Uebersicht ihrer Besitzthümer ward mit Sorgfalt und Aufmerksamkeit zusammengestellt: Wohnhäuser 416; Zahl der Acres von in Kultur befindlichem Lande 6872; Pferde 758; Kühe 869; Ochsen 613, Schafe 192; Schweine 1630. Im Jahre 1826 siedelte die Regierung 200 Indianer am Krebit-River an, und baute ihnen 20 Hütten. Sie selbst bauten seitdem noch sieben dazu. Sie besitzen ein Versammlungshaus, das für die Knaben zugleich als Schulhaus dient; eine andere Schule gibt es für die Mädchen, und ein Haus für den sich daselbst aufhaltenden Missionär. Im Allgemeinen liegt es ihnen sehr am Herzen, daß ihre Kinder irgend ein Gewerbe lernten, und besonders wünschen sie, daß sich ein Hufschmied unter ihnen ansiedeln möchte, der ihre Kinder in diesem Gewerbe unterweisen möchte, da sie durch die Versendung ihrer Ackerbaugeräthschaften an verschiedene Schmieden in schwere Unkosten kommen. Auch fand eine Aenderung erfreulicher Art in ihrem Geschmacke statt. Jenem Flitter und jenen buntscheckigen Kleidern, für welche sie in früheren Zeiten eine so große Bewunderung zeigten, legen sie gegenwärtig nur noch geringen Werth bei; Zwirn, Seile und Blei in hinreichender Menge, um ein

Paar Netze zu machen, wodurch sie sich mit Fischen versehen könnten, wären ihnen lieber. Die Frauen sind im Allgemeinen thätig, und erwerben sich durch Korbflechten eine beträchtliche Summe.

In Folge dieser und anderer günstiger Anzeigen machte man den Vorschlag, sie anstatt der gewöhnlichen Geschenke mit Ackerbauwerkzeugen zu versehen. Dieß würde zweifelsohne höchlich zur Verbesserung ihrer Lage beitragen, und den Werth des civilisirten Lebens in ihren Augen erhöhen, allein der Plan, nach welchem derartige Bestrebungen weiter geführt werden sollten, müßte umfassend seyn, und auch auf ihr moralisches Vorschreiten Bezug haben. Bereits verlangen sie nach Unterricht, und einer der Potagunser-Indianer drückte in der Versammlung seines ganzen Stammes deren Wunsch, in den ersten Anfangsgründen der nothwendigsten Kenntnisse unterrichtet zu werden, in folgenden Worten aus, die er an das Hauptmitglied des indianischen Departements richtete: „Vater, wir beobachteten mit einiger Eifersucht die Errichtung eines Platzes zu Michilimackinak, in welchem (der Missionsschule) die Kinder unseres großen Vaters (Indianer) in den Mitteln unterwiesen werden, auf die nämliche Weise zu leben, wie die Weißen, wo sie auch ihre Gedanken auf Papier zeichnen, und die Neuigkeiten aus Büchern denken (Lesen und Schreiben) lernen, wie ihr thut; wir hörten auch etwas, mein Vater, das uns Hoffnungen gibt, daß unser großer Vater uns die Mittel geben wird zu leben, wie die weißen Leute.

„Vater, unsere jungen Leute, die letzten Winter eure Papiere nach York brachten, sagen uns, daß unsere Brüder um diesen Platz, welche wie wir große Trunkenbolde und schlechtes Volk waren, nun nüchtern und betriebsam geworden sind. Der große Geist begünstigt sie, weil sie wissen, wie sie seinen Segen erflehen müssen. Ich bin überzeugt, wenn unsere Väter in York und Quebek mit dem Elend und den Mühseligkeiten bekannt wären, die wir auszustehen haben, sie würden uns lehren, wie wir von dem großen Geist geliebt seyn können, und wir würden glücklicher seyn.

„Vater, unser großer Vater in York gab unsern Brüdern die Mittel, den Boden zu zerschneiden (zu pflügen), und lehrte sie das Land anbauen. Wie sind sie begünstigt! Wir wünschen, er möchte uns auf die nämliche Weise begünstigen.

„Vater, wir möchten unsere Kinder nach Mackinak senden, um Verstand zu bekommen (unterrichtet zu werden), aber wir sind keine großen Messer (Amerikaner), darum wünschen wir, ihr möget dieses unser Wort unserm großen Vater in York mit euren eignen Händen überliefern und ihm unsere Bedürfnisse sagen. Ihr seyd eine lange Zeit bei uns gewesen, und kennt unser Elend. Sagt ihm, wir bedürfen ein solches Haus und gute Leute, wie sie in Michilimackinak haben, um uns lesen und schreiben und arbeiten zu lehren; wir haben eben so gut Arme wie die Weißen, aber wir wissen nicht, sie zu gebrauchen. Unsere Herzen sind dunkel, man muß sie uns weiß machen (wir müssen Christen werden). Wie würden wir lachen, zu sehen, wie unsere Töchter Kühe melken und Kleider für uns machen, und zu sehen, wie unsere jungen Leute Eisen schlagen und Schuhe für einander machen!

„Vater, sagt unserm Vater, daß wir ihn hart bei der Hand drücken, und vertrauen, er werde uns beistehen; sagt ihm, wir bedürfen einige Hauen und Spaten, um damit zu graben; verlaßt unsern Vater nicht, bis ihr ihn dahin bringt, Ja zu sagen."

Die Indianer, welche geneigt sind, ihre Gewohnheiten eines wilden Lebens zu verlassen und Siedler zu werden, sollten in Dörfer in keiner großen Entfernung von andern Ansiedlungen, aus deren Beispiel sie Nutzen ziehen könnten, versetzt werden. In seinen ersten Schritten in der Civilisation ist der Indianer wie ein Kind; man sollte ihren Ansiedlungen Personen beigeben, die fähig wären, sie in den Anfangsgründen des Ackerbaues zu unterrichten und ihnen nicht gestatten, über die ihnen angewiesenen Ländereien zu verfügen. Die wahrscheinlichen Kosten zur Ansiedlung von 700 Familien in sieben Niederlassungen würden für fünf Jahre 22.784 Pfd. St. betragen. Hiebei wären sieben Schulhäuser mit eingeschlossen (die für den ersten Augenblick auch als Kirchen dienten), mit einem Aufwand von 100 Pfd. für jedes; sieben Häuser für Schulmeister zu 60 Pfd. jedes, und die Gehalte der sieben Schulmeister für fünf aufeinanderfolgende Jahre, mit jährlichen 46 Pfd. für jeden. Auch würde es wünschenswerth seyn, in jeder Niederlassung ein Paar Ochsen zu unterhalten, um sie solchen Indianern zu leihen, die geneigt seyn möchten, sich ihrer beim Pflügen ihrer Ländereien zu bedienen. Endlich schlug Sir James Kempt, in der Absicht aus der Geneigtheit zur Ansiedlung, die gegenwärtig sehr allgemein sich bei den indianischen Stämmen zeigt, den besten Nutzen zu ziehen, vor, man sollte sie, durch Vermittelung ihrer großen Räthe, mit den Bedingungen bekannt machen, unter denen sie Land erhalten könnten, und ihnen zu verstehen geben, daß nach Verfluß einer gewissen Zeit die Aufmunterung, die man indianischen Siedlern anböte, zurückgenommen werden würde. Sir James empfiehlt, daß man nicht weniger als hundert Akres einem jeden indianischen Siedler bewilligen solle — ein Verhältniß, das, wenn man das Klima und andere Umstände berücksichtigt, die Bedürfnisse des indianischen Siedlers nicht überschreiten wird, und daß man ihnen einen endlichen Rechtsanspruch nur dann zugestehe, wenn sie gewisse Bedingungen erfüllt haben; z. B. zwei Akres Land müssen innerhalb des ersten Jahres kultivirt worden seyn, drei fernere innerhalb des zweiten, und am Ende des dritten Jahres müssen acht Akres gereinigt und kultivirt worden seyn. Die Versetzung der Indianer in bestimmte Landsantheile würde man zur Erweckung einer mäßigen und arbeitsamen Lebensweise für vortheilhafter finden, als wenn man sie in Dörfer zusammenbringt. Zur Etablirung von Schmieden, Zimmerleuten und andern Handwerkern in den indianischen Niederlassungen sollte man von Seite der Regierung in der Absicht aufmuntern, damit letztere ihre Ackerbauwerkzeuge herstellen, und ihre eigenen Häuser bauen lernen könnten. Ohne den Beistand der Regierung ist es, bei dem Charakter und der Lebensweise der Indianer, in der That unmöglich, irgend ein bedeutendes und wirksames Resultat zu erlangen. Ein anderes kräftiges Mittel zur Bewirkung einer Veränderung würde darin bestehen, einen Theil der indianischen Kinder in den gewöhnlichen englischen Schulen des Landes mit denjenigen der weißen Einwohner zu erziehen, so daß sie dann nachher als Schulmeister auftreten könnten. Einigen könnte man, um sie zu Missionären zu bilden, eine höhere Erziehung geben. Die Religion der Indianer in Niederkanada ist die römisch-katholische. In Oberkanada gibt es nur wenige dieses Glaubens, und die Missionäre bekehren mit großer Schnelligkeit den heidnischen Theil von ihnen zum Christenthum.

Obgleich wir in Kanada keine indianische Gemeinde bezeichnen können, die so viele Kennzeichen der Civilisation darbietet, wie die irokesische Nation, so ist doch der Wunsch, den viele kanadische Stämme an den Tag legen, ihr herumschweifendes Leben aufzugeben, als ein Symptom merkwürdig, das, wenn man es gehörig zu benutzen versteht, gleich glückliche Resultate zu erzeugen im Stande ist.

Vermischte Nachrichten.

Ein reisender Fakir erzählte, englischen Blättern zufolge, nachstehendes Abenteuer: „In Caschmir, sagt er, gibt es eine sehr tiefe Höhle, die ich besuchte, und in der ich eine fast ganz nackte Frau fand. Anfangs zweifelte ich, ob das, was ich vor mir sah, ein sterbliches Wesen oder ein Gespenst sey; ich ging also darauf los und fragte, wer sie sey, woher und wie sie an diesen Ort gekommen wäre. Sie antwortete mir, daß sie in der Nähe der Höhle von einer Karawane zurückgelassen worden sey, weil sie krank gewesen und sich außer Stand befunden habe, den Reisenden zu folgen; seit dieser Zeit lebe sie mit einem Bär der Wüste und verabscheue das ganze menschliche Geschlecht. Als ich sie fragte, wie sie es anfange, um sich die nöthigen Lebensmittel zu verschaffen, erwiderte sie, daß der Bär ihr so köstliche Früchte bringe, als sie unter den Menschen noch nie gegessen habe. Ich versuchte es, sie zu bereden, diesen abscheulichen Aufenthalt zu verlassen, allein sie weigerte sich standhaft, und rieth mir, mich schnell aus dem Staube zu machen, weil, wie sie sagte, der Bär jeden Augenblick kommen könne und mich sicher zerreißen würde, wenn er mich hier fände."

*

Matthew Lumsden, einer der größten Kenner des Persischen und Arabischen, starb am 31 März dieses Jahres zu Tooting in einem Alter von 58 Jahren. Seine vor 20 Jahren in zwei Bänden klein Folio erschienene persische Grammatik begründete seinen Ruf in Europa.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 118. 28 April 1835.

Reise in den Orient von Lamartine.

(Zweiter Artikel.)

Der arabische Räuberfürst. Ptolemais.

Die Reisenden hatten von Ramla aus zwei Gefahren zu bestehen, Pest und Räuber; gegen die erste schützte sie die ägyptische Eskorte, welche niemand erlaubte sich ihnen zu nähern, gegen die zweite bewahrte sie der Einfluß von Lady Stanhope, der Königin des Libanon, auf folgende Art.

„Wir machten uns vor Tagesanbruch auf den Marsch, und folgten zwei Stunden lang einem engen steinigen und unfruchtbaren Thale, das durch die Räubereien der Araber berühmt ist. Eine Menge sich windender kleiner Seitenthäler erlauben ihnen das Hauptthal in allen seinen Theilen zu beobachten, und sich hinter dem Rücken der Hügel zu verbergen, bis sie ihre Beute angreifen können. Der berühmte Abugosch, der Chef der arabischen Stämme des Landes, hält so die Schlüssel der Thäler, die nach Jerusalem führen, in seinen Händen, und öffnet und schließt sie nach Gefallen, und plündert die Reisenden nach Belieben. Sein Hauptquartier ist im Dorf Jeremie, einige Meilen von hier, und wir erwarteten jeden Augenblick seine Reiter erscheinen zu sehen.

„Etwa eine Stunde Weges von Jeremie verengt sich das Thal noch mehr, und die Bäume überdecken den Weg mit ihren Zweigen. Hier liegt ein alter Brunnen und die Ruinen eines Kiosk, und man steigt von da an eine Stunde lang durch einen engen und steilen Weg, der in den Felsen gehauen ist, und in der Mitte des Gehölzes hinauf, bis man plötzlich die Kirche und das Dorf auf dem Abhang des Hügels zu seinen Füßen sieht. Die Kirche, welche gegenwärtig eine Moschee ist, scheint zur Zeit von Lusignan, König von Jerusalem, mit vieler Pracht erbaut worden zu seyn. Das Dorf besteht aus 40 bis 50 ziemlich großen Häusern, welche auf beiden Seiten der Schlucht am Hügel hinaufsteigen. Einige Weinberge und Feigenbäume zeigen eine Art von Kultur an. Heerden weiden um die Häuser herum, und einige Araber rauchen ihre Pfeifen auf der Terrasse des hauptsächlichsten Gebäudes, in prächtige Kaftane gekleidet, etwa 100 Schritte von dem Wege entfernt. Im Hofe stehen 15 bis 20 gesattelte Pferde angebunden. Sobald die Araber uns sehen, steigen sie herab und aufs Pferd, nähern sich uns, und wir treffen auf einer kleinen wüsten Ebene vor dem Dorfe zusammen, auf dem einige Feigenbäume zerstreut stehen.

„Es war Abugosch mit seiner Familie. Er trat mit seinem Bruder allein hervor, ich ließ meine Leute halten, und ritt auch vor mit meinem Dolmetscher. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen fragte mich der Räuber, ob ich der fränkische Emir sey, den ihm seine Freundin, Lady Stanhope, die Königin von Palmyra, empfohlen, und in dessen Namen sie ihm eine schöne Jacke von Goldbrokat, die er anhatte, geschickt habe? ich wußte nichts von dem Geschenk, das Mylady die Güte gehabt hatte, in meinem Namen zu machen, allein ich antwortete, daß ich allerdings der Fremde sey, den sie ihren Freunden empfohlen habe, daß ich Palästina besuchen wolle, wo Abugosch's Herrschaft anerkannt sey, und ihn bitte, Befehle zu geben, damit sie keine Ursache haben möchte ihm Vorwürfe zu machen.

„Abugosch und seine Brüder stiegen sogleich ab, er rief einige seiner Reiter, und ließ sich von ihnen Teppiche, Matten und Kissen bringen, welche er im Schatten eines großen Feigenbaumes ausbreiten ließ, und bat uns so dringend abzusteigen, daß wir nicht widerstehen konnten. Da die Pest in Jeremie herrschte, so hütete er sich, uns oder unsere Kleider zu berühren, und setzte sich mit seinem Bruder in einer kleinen Entfernung uns gegenüber, während wir nur Strohmatten und Rohrgeflecht annahmen, weil diese die Pest nicht mittheilen. Wir hatten zuerst eine lange und allgemeine Unterhaltung, hierauf ließ er sein und mein Gefolge zurücktreten, um mir einige geheime Nachrichten zu geben, die ich hier nicht mittheilen kann. Endlich fragte er mich: „kennt man meinen Namen in Europa?" — „ja!" sagte ich, „die Einen halten Dich für einen Straßenräuber, der die Karawanen plündert, die Franken in Sklaverei wegführt, und ein wüthender Christenfeind ist: die Andern für einen tapfern Fürsten, der die Räubereien der Araber im Gebirge verbietet, die Straßen sichert, und den Franken, die des Weges kommen, freundlich begegnet." „Und ihr," sagte er „was sagt ihr von mir?" — „ich sage, was ich sehe, daß Du mächtig und gastfrei bist, wie ein fränkischer Fürst, daß man Dich verleumdet hat, und Du würdig bist, der Freund aller Franken zu seyn, welche, wie ich, deine Gastfreundschaft und den Schutz deines Schwertes erfahren." Abugosch und seine Brüder waren entzückt, er befahl einigen

seiner Neffen sich an die Spitze zu stellen, und uns nicht zu verlassen, so lange wir in Jerusalem oder der Umgegend blieben.

„Abugosch regiert de facto über 40,000 Araber, von Ramla bis Jerusalem, von Hebron bis Jericho. Seine Macht hat sich seit einigen Generationen in seiner Familie erhalten, und beruht auf keinem andern Recht, als dem ihres Schwerts."

Die Reisenden begaben sich von da nach Jerusalem, das sie von der Pest verwüstet fanden, und ans todte Meer, die Zeit war allzu ungünstig, alle Häuser geschlossen, alle Kommunikationen abgebrochen, so daß dieser Theil der Reise wenig Interessantes enthält. Bei seiner Rückkehr fand Lamartine seinen Freund Abugosch wieder, erhielt von ihm, daß er die fränkischen Klöster in der Nähe von Jerusalem gegen die Räubereien seiner Araber schütze, und war später in Damaskus im Stande, ihm seine Dienste zu vergelten, indem er zur Befreiung seines Bruders von Abugosch beitrug, den die Aegyptier gefangen und nach dieser Stadt gebracht hatten. Lamartine kehrte von Jaffa am Ufer hin nach Bairut zurück.

„Der Faulgeruch eines Schlachtfeldes kündigte uns die Nähe von St. Jean d'Acre an, wir waren nur noch eine Viertelstunde von seinen Mauern. Die Stadt ist ein Haufen von Ruinen, die Dome der Moscheen sind durchbrochen, die Mauern von ungeheuern Breschen angefressen, die Thürme in den Hafen gestürzt, sie hatte eine Belagerung erlitten, und war im Sturm erobert worden. Der Sand wurde mehr und mehr stinkend, wir fingen an Menschengebeine, todte Pferde und Kamele zu sehen, welche auf dem Sandufer lagen, und von der Sonne gebleicht wurden. Mit jedem Schritt vermehrten sich die Haufen von Leichen, und bald schien die ganze Gränzlinie zwischen dem Festland und dem Ufer damit bedeckt. Das Geräusch unseres Zuges verscheuchte Schwärme von Hunden, Schakals und Raubvögeln, welche seit zwei Monaten die Reste des entsetzlichen Gastmahles verzehrten, das die Kanonen von Ibrahim und Abdallah ihnen bereitet hatten. Die einen nahmen auf ihrer Flucht Glieder schlechtbegrabener Menschen, die andern Gebeine von Pferden mit sich, an denen noch die Haut hing, einige Adler, die auf Köpfen von Kamelen saßen, erhoben sich bei unserer Annäherung mit einem zornigen Gekreisch in die Luft, und kehrten selbst unter unsern Schüssen wieder zu ihrer gräulichen Beute zurück. Das Gras, die Schilfrohre und die Gesträuche waren gleich mit Resten von Todten bedeckt. Der Typhus, welcher in Acre einige Monate lang wüthete, hatte getödtet, was der Krieg verschont hatte, es blieben am Ende kaum 1500 Menschen von 15,000, welche die Stadt enthielt, und täglich warf man Leichname von den Mauern ins Meer, das sie aufs neue an das Ufer warf. Wir kamen bis an das östliche Thor der unglücklichen Stadt, aber die Luft war nicht mehr athembar, wir wendeten uns rechts an den eingestürzten Mauern hin, wo einige Sklaven arbeiteten, und durchschnitten das ganze Schlachtfeld, bis an das ehemalige Landhaus des Pascha's, das eine Stunde vom Meer in der Mitte der Ebene liegt. In der Nähe dieses prachtvollen und von eleganten Kiosks umgebenen Gebäudes sahen wir lange und niedere Erdaufwürfe, die etwa eine halbe Meile lang seyn und eine gleiche Breite einnehmen mochten. Dieß war der Lagerplatz von Ibrahim, und die Gräber der 15,000 Mann, die er in diesen Todtenlaufgräben einscharren ließ. Wir hatten Mühe den Boden zu durchreiten, der diese Schlachtopfer des Ehrgeizes eines sogenannten Helden enthält.

„Wir spornten unsere Pferde, deren Füße ohne Unterlaß gegen die Knochen anschlugen, welche die Schakals ausgegraben hatten, und schlugen unser Lager eine Stunde von dieser Blutstätte auf, in einem reizenden Ort, der mit laufendem Wasser belebt, mit Orangen und süßen Limonen bepflanzt, und außerhalb des Pestwindes der Stadt gelegen war. Diese Gärten, welche wie eine Oase in der Mitte der wüsten Ebene liegen, waren von dem berüchtigten Dschezzar-Pascha gepflanzt worden. Einige arme Araber, die sich in Lehmhütten geflüchtet hatten, brachten uns Eier, Hühner und Orangen."

Etwas über die Journalistik in Paris.

(Fortsetzung.)

Aber lustiger, erbaulicher geht es in den Gerichtsstuben der pariser Preßfreiheit zu, wenn ein Poet, ein Philosoph, ein Geschichtschreiber, ein Tänzer, ein Sänger u. s. w. vor Gericht stehen. Die Beisitzer des Gerichts sind privilegirte Geschworne, urtheilend über jedes Geistesprodukt. Sie sind furchtbare, gewaltige Richter und von den bekränzten Autoritäten der Akademie herab bis zu dem begeisterten Dichterlehrlinge in einer Dachstube zittert Alles vor ihrem Spruche. Sie sind sehr unparteiisch und machen keinen Unterschied zwischen groß oder klein, alt oder jung, berühmt oder namenlos — Alle erhalten ihr Urtheil, — wenn sie die Sporteln gehörig zahlen. Es kann sicher keine höhere Unparteilichkeit, keine schönere Gleichheit geben, als wenn es im Voraus bekannt ist, daß jedes Urtheil hundert Franken und drei Stunden Harrens in der Antichambre des Herrn Referenten und Correferenten kostet. Wer's zahlen kann, wer jene Vorzimmer nicht vernachlässigt, darf seines Urtheils sicher seyn; und zahlt er hundert Franken mehr als die einfache Taxe, macht er sechs statt drei Besuche, so darf er auch das Urtheil einzelner Stellen nicht fürchten. Heißt das nicht Gleichheit vor dem Gesetze? Rang, Stand, Reichthum, Ansehen, Alles schwindet vor derselben, vor der festgesetzten für alle gleiche Sporteltaxe. — Es ist ein seltsames Leben in diesen Antichambern der geschwornen Richter des Geistes und seiner Produktionen. Da sitzt ein grauer Romanenschreiber auf jenem hartgepolsterten Stuhle und erwärmt an einem dem Erlöschen nahen Kaminfeuer die von dem weiten Laufe erstarrten Füße. Seine Locken sind gebleicht unter der Last der Lorbeerkränze, seine Züge durchfurcht vom Spiele der Leidenschaften, die er als Mensch aufgesucht, um sie als Dichter beschreiben zu können. Mit der rechten Hand überzählt er in der Tasche heimlich seine Fünffrankenthaler, die er auf den Opferaltar des Richters zu legen bereit ist. Ein leiser Seufzer ist Alles, was er laut werden läßt, denn er ist bereits zu alt, zu gut gewöhnt, als daß er sich nicht willig in sein Geschick ergeben sollte. Bald meldet sich ein zweiter, der Staatsrath N. N., der Memoiren oder so was geschrieben

hat. Er ist frohen Muthes, leichten Sinnes; man siehts ihm auf den ersten Blick an, die 100 Fr. machen ihm keine Sorgen, er verdient sie mit weniger Mühe, als unser Romanenschreiber. Ungeduldig geht er im Zimmer auf und ab, würdigt seinen Vorgänger kaum eines Blickes, und spricht für sich von Geschäften, — von Staatsgeschäften. Er mag viel zu thun haben, aber der Richter geht vor Allem. Endlich kommt ein dritter, ein Vaudevilledichter. Er fehlte nur noch, um Leben in die Antichambre zu bringen. Nach dem nöthigen Grüßen redet er den Herrn Staatsrath an, und ganz natürlich bringt er die Sprache aufs Theater.

Ein neues Vaudeville wird hin und her besprochen. Der Staatsrath ist mit der Wahl des Gegenstandes nicht zufrieden; der Dichter vertheidigt denselben, er weiß weßwegen. Der Staatsrath glaubt, man müßte Gegenstände der neuern Zeit wählen, etwa aus den Memoiren des Staatsraths . . . und auch er weiß weßwegen. Noch eine Zeit lang schwebt das Resultat im Dunkeln, endlich wird es klarer. Der Staatsrath ist reich, und zeigt dem Dichter eine volle Börse im Hintergrunde, übernimmt auch die Sporteln des Geschwornengerichts, und der Dichter wird die Memoiren des Staatsraths auf den Brettern verewigen. Beide sind Handels einig, als der Büttel des Richters, sein Bedienter, den resignirten Romanschreiber durch ein ergoff-tes: voulez vous entrez! abruft. Oft sind diese Verzierungen des Gerichtssaales nicht so lebendig, und sie sehen mitunter den Wartzimmern eines Arztes ähnlicher. Trübe, traurige Gesichter, die Alle an der Krankheit der Sucht nach Lob leiden, sitzen im Kreise herum, und jeder trägt die Kosten der Visite in der Tasche, und geht, wie das so bei Aerzten der Fall ist, trotz des Besuches, trotz des Aderlasses ungeheilt nach Hause; nur sind die Schmerzen gelindert bis zur nächsten Krisis, die stets nach der Herausgabe eines neuen Buches, eines neuen Schauspiels, nach einem Conzerte, einer Vorstellung, u. dgl. eintritt.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Entdeckungsreise um die Welt und zu Aufsuchung La Peyrouse's. Von J. M. Dumont d'Urville, Schiffskapitain.

Der Bericht über diese Reise, aus der wir nach und nach umfassendere Auszüge mittheilen werden, ist endlich erschienen, und liegt sammt seinen Charten und Zeichnungen vor uns. Aus frühern Artikeln werden die Leser dieser Blätter sich erinnern, daß Hrn. d'Urville von der französischen Regierung der Befehl über die Korvette Astrolabe übertragen wurde, um in den Jahren 1826 bis 1829 eine Reise, nicht um die Welt, wie der Titel des Werkes besagt, wohl aber in die große Südsee zu unternehmen, um einen letzten Versuch zu Aufsuchung von Spuren der Expedition La Peyrouse's zu machen, der gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts verschwand, ohne daß man sich irgend eine Aufklärung über das Schicksal des unglücklichen Reisenden hätte verschaffen können. Der schlechte Erfolg früherer Expeditionen hatte, wie es scheint, die Regierung entmuthigt, denn Hr. d'Urville wurde, da man nicht allzuviel aufs Spiel setzen wollte, zu seinem Unternehmen sehr sparsam ausgerüstet.

Das Glück ersetzte indeß das Fehlende, und kürzte die Nachsuchungen, mit denen der Astrolabe beauftragt war, bedeutend ab. Während des Aufenthalts der Korvette auf Vandiemensland erfuhr Herr d'Urville, daß der Kapitän eines englischen Schiffs, Hr. Dillon, auf der Insel Vanikoro oder Manikolo die Trümmer des Schiffbruchs La Peyrouse's gefunden und Näheres über dieses unglückliche Ereigniß vernommen habe. Es blieb also Herrn d'Urville nichts Anderes übrig, als nach dieser Insel zu segeln, um sich von der Wahrheit zu überzeugen. Hr. Dillon hat bereits vor mehreren Jahren den Bericht über seine Entdeckung und seine Abenteuer im Südmeer herausgegeben, und aus diesem ist jetzt das traurige Schicksal der Expedition La Peyrouse's bekannt. Das Unglück wollte, daß dieser Seefahrer gerade an die allergefährlichste Stelle gerieth, welche es vielleicht in jenem ungeheuern Ocean gibt, nämlich auf eine Insel mit einem Bollwerk von Klippen umgeben, durch welche nur einige enge Kanäle führen, die man genau kennen muß, wenn man nicht scheitern will; auf eine Inse', wo eine Todtenluft weht, und die noch dazu von einem falschen, treulosen Volke bewohnt wird. Diese Insulaner betrachten ihre Klippen, an denen die Schiffe, welche sich ihnen nähern, scheitern müssen, mit einer wilden Freude, und berechnen kaltblütig die Zeit, welche ihr Klima braucht, um die Papalergui oder Weißen, welche mit jenen Schiffen kommen, aufzureiben. Sie kamen auch auf die Korvette Astrolabe, um durch die Luftlöcher nach den Kranken zu schauen, und freuten sich über die tägliche Zunahme der Anzahl derselben, in der Hoffnung, daß das Fieber ihnen die Weißen, deren Rache sie fürchteten, lebendig oder todt in die Hände liefern werde.

Nachdem Hr. d'Urville dem unglücklichen La Peyrouse und seinen Gefährten, die mit ihm zu Vanikoro umgekommen waren, ein Denkmal gesetzt, und die wenigen noch vorhandenen Effekten des Verstorbenen gesammelt hatte,*) hielt er es für gerathen, den unwirthlichen Boden so schnell als möglich zu verlassen, der selbst von den Bewohnern der nachbarlichen Inseln gefürchtet wird. Mehrere seiner Leute verlor er noch unterwegs in Folge des Aufenthalts an der Küste von Vanikoro.

Nur zwei Gefährten La Peyrouse's hatten ihn und den Schiffbruch überlebt, und waren einige Jahre vor Ankunft des Herrn Dillon auf der Insel gestorben, auf der sie höchst wahrscheinlich nie mehr einen Landsmann zu sehen bekamen. Andere Matrosen der Expedition hatten sich bald nach dem erlittenen Unfall auf einem von ihnen selbst erbauten Fahrzeug geflüchtet; was aus ihnen geworden, ist nicht bekannt. Zu bedauern ist es, daß der Astrolabe nicht nach den Salomonsinseln segeln konnte, wo, wie Herr d'Urville vermuthet, vielleicht einige Nachricht über ihr Schicksal zu erhalten wäre, wofern sie nicht zu Grunde gegangen sind, bevor sie noch irgend einen Archipel erreichten.

Vanikoro wird künftig als ein unheilvoller Punkt im Südmeer betrachtet werden, dem der Seefahrer sich nur mit Schrecken naht. Die Insulaner selbst sind nicht wenig in Furcht, seit die Weißen sich nach dem Schicksal ihrer Landsleute erkundigten; sorgsam verhehlen sie vor den Europäern das traurige Ende La Peyrouse's, und geben auf die Fragen, die man in dieser Hinsicht an sie richtet, gar keine Antwort. Nur durch Geschenke war das, was man weiß, aus ihnen herauszulocken. Da nach der Abfahrt des Astrolabe eine verheerende Epidemie auf der Insel ausbrach, so schrieben die Einwohner dieß der Rache der Franzosen zu, die, wie sie in ihrem Aberglauben wähnten, ihre Insel behext hätten, und gestatteten der bald hernach ankommenden Bayonnaise durchaus nicht auf Vanikoro zu landen.

Herr d'Urville ist der Meinung, daß die 1200 bis 1500 Einwohner der Insel, in Folge innerer Zwistigkeiten und böser Fieber, bald aufgerieben seyn werden. Vielleicht umschließen dann die Korallen das Eiland mit einer undurchdringlichen Mauer, und La Peyrousens Grab, das jetzt für die Einwohner tabu oder geheiligt ist, wird dann in einer Wüste mitten unter den Gebeinen der Wilden sich erheben, die das Unglück der Schiffbrüchigen vollendeten. Einer der Anker von den gescheiterten Schiffen, den man zwischen den Klippen fand, war bereits mit einer zwei Zoll dicken Korallenkruste überzogen. Diese Korallen sind wegen ihrer beharrlichen und unmerklichen Arbeit, deren Wirkungen nichts zu hemmen vermag, wahrhaft furchtbare Wesen im großen Ocean. Sie machen ganze Inseln unzugänglich, und bauen Klippen auf, an denen mächtige Schiffe zerschellen.

*) Die bedeutenderen hatte Kapitän Dillon mitgenommen, um sie nach Frankreich zu senden.

Hinsichtlich seiner Nachforschungen über das Schicksal La Peyrouse's hat mithin der Astrolabe seinen Zweck ohne große Mühe erreicht, wenn man die Gefahren ausnimmt, die er in den, wie der Verfasser sagt, stets von Stürmen bewegten südlichen Meeren zu bestehen hatte. Sein Bericht hat nach dem Dillons selbst das Verdienst der Neuheit verloren. Ein Schiff, das nichts zu thun hat, als die Meere zu durchsegeln, ohne sich lange an unbekannten Gestaden aufzuhalten, ist natürlich hauptsächlich darauf beschränkt, die Erscheinungen auf der See selbst zu beobachten, die, so merkwürdig sie auch sind, doch nicht mehr unter die Unbekannten gehören. Die Phosphorescenz des Meeres, die in unzähligen blauen Funken sich kund gibt, mag allerdings ein herrliches Phänomen seyn, allein die offene See hat auch ihre Monotonie, und es gibt nicht alle Tage bedeutende Erscheinungen zu beobachten.

Der Bericht des Herren d'Urville bietet indeß in anderer Hinsicht manches Interessante, und so hat der Verfasser unter Anderm vollständige Nachweisungen über mehrere australische Landpunkte gegeben, die er auf seiner Fahrt berührte.

(Schluß folgt.)

P u n a h. *)

Diese Stadt, vor mehreren Jahren die Hauptstadt von Dekkan, liegt am östlichen Ufer des Muta, der dicht unter ihren Mauern hinfließt, eine halbe Meile weiter abwärts sich mit dem Mula vereinigt, dann Muta-Mula genannt wird, und endlich, nach einem Lauf von 600 Meilen, unweit Masulipatam in die Bai von Bengalen fällt.

Punah war sowohl wegen seiner günstigen Lage für den Handel, als auch als Mittelpunkt eines glänzenden Hofes eine bedeutende Stadt mit herrlichen Bazars und Hauptstraßen von zwei bis drei Stock hohen Häusern von massiver Bauart. Die Straßen sind breit, einige gepflastert, und die Paläste der Großwürdenträger und des Peischwa waren Gebäude von ungeheurem Umfang. Von diesen letztern steht nur noch einer, ein zweiter wurde abgetragen, und ein dritter brannte vor mehreren Jahren nieder. Seit die Stadt in Besitz der brittischen Regierung kam, hat ihr Handel und ihre Wohlhabenheit bedeutend abgenommen, obschon sie eines der Hauptquartiere der Armee und der Sitz mehrerer Gerichtsstellen ist. Dessen ungeachtet kann sie immer noch für einen bedeutenden Platz gelten, da sie, ohne die Garnison des dazu gehörigen Lagers, 70,000 Einwohner zählt.

Die vormalige Mahrattenpolizei, die hier noch in ihrer alten Kraft gehandhabt wird, ist trefflich. Um zehn Uhr Abends werden die Thore geschlossen und eine Kanone auf den Wällen gelöst; von dieser Stunde an darf sich, die Polizeipatrouillen ausgenommen, kein Mensch mehr auf der Straße blicken lassen, und jeder, er sey nun Europäer oder Eingeborner, den man nach diesem Signal noch innerhalb der Ringmauern außerhalb seiner Wohnung antrifft, wird auf das Wachthaus geführt. Um 4 Uhr Morgens ertönt abermals ein Kanonenschuß, auf den die Thore wieder geöffnet werden. Diese Maßregeln haben den großen Nutzen, daß man in Punah weit weniger von nächtlichen Unordnungen und Räuberrien hört, als vielleicht in jeder andern großen Stadt. Dasselbe Polizeisystem wird in allen Städten durch ganz Dekkan mit mehr oder weniger Strenge gehandhabt, und dürfte vielleicht auch für andere Orte von einiger Bedeutung sich als heilsam erweisen.

Das Lager der brittischen Truppen befindet sich ungefähr 2 engl. Meilen östlich von der Stadt, und es liegen hier zwei Abtheilungen reitender Artillerie, ein Regiment europäischer Dragoner, nebst einem andern irregulären Kavallerieregiment, zwei europäische Infanterieregimenter, ein Bataillon europäischer Artillerie und drei Korps Infanterie von Eingebornen. Diese Kantonnirung ist eine der gesundesten in Indien, und nächst Mirut vielleicht der angenehmste Aufenthalt, den man sich wünschen kann. Einige Häuser sind vorzüglich, die übrigen Behausungen aber bestehen nur aus Bungalows oder Baracken. Obschon ziemlich hoch gelegen, herrscht dennoch Ueberfluß an Wasser, und Früchte und Gemüse gedeihen vortrefflich. Die europäischen Kasernen sind geräumig und bequem, aber dennoch immer ein unangenehmer Aufenthalt; das einzige Gebäude, welches Anspruch auf architektonische Schönheit machen kann, ist die Kirche. Der Exerzierplatz ist geräumig und die Straßen trefflich.

Ungefähr eine halbe Meile südlich von Punah erhebt sich ein kleiner niederer, aber steiler Hügel, Parbatty genannt, den man auf einer Treppe mit breiten Stufen besteigt, und dessen Gipfel mit einigen berühmten hindu'schen Tempeln geschmückt ist. Von den Platformen dieser Pagoden genießt man eine entzückende Aussicht. Unterhalb, zur Linken, wenn man mit dem Gesicht nach Norden gekehrt ist, schlängelt sich der Fluß Muta durch Gruppen von Mangobäumen, Getreidefelder und Wiesen mit wogendem Gras, bis zu dem Punkte, wo er sich mit dem Mula vereinigt und zu einem bedeutenden Strom wird. Gerade vor sich hat man die Stadt, deren Tempel, Paläste und Häuser von dem Grün zahlloser, herrlicher Tamarindenbäume durchschnitten, einen schönen, obschon unregelmäßigen Anblick bieten. Ein wenig rechts befindet sich der herrliche Garten, Hirah Bagh, mit seinem kleinen aber schönen See, der in den Strahlen der Morgensonne glänzt, mit hohen fast im Wasser stehenden Bäumen eingefaßt, und von Blumen und Früchten aller Art umgeben ist. Weiter weg liegt das Lager, das sich meilenweit rechter Hand hin ausdehnt, die weißen Häuser zur Hälfte hinter Buschwerke versteckt, während eine himmelanstrebende Gebirgskette als Hintergrund die Landschaft abschließt. Diese felsigen Gipfel und kahlen Klippen bilden einen schneidenden Kontrast mit der Ebene unterhalb, während immer höher hinter ihnen aufsteigende kegelförmige Spitzen von gewaltigen Bollwerken überragt, der Aufenthalt irgend eines wilden kriegerischen Häuptlings, gleichsam spottend auf die Bewohner der Ebene herabblicken.

*) Aus der Literary Gazette von Madras.

Vermischte Nachrichten.

Nach dem Dictionaire technologique zählt man in Paris 100 Dentisten mit einem Gesammteinkommen von 940.000 Fr. jährlich. Sie theilen sich in folgende Klassen ab:

1ste	Klasse	5	Dentisten	zu 40,000 Fr.	Einkommen.	200.000 Fr.
2te	—	5	—	zu 30.000 Fr.	—	150,000 —
3te	—	5	—	zu 25.000 Fr.	—	125.000 —
4te	—	5	—	zu 20,000 Fr.	—	100,000 —
5te	—	5	—	zu 15,000 Fr.	—	75.000 —
6te	—	10	—	zu 10,000 Fr.	—	100.000 —
7te	—	5	—	zu 8.000 Fr.	—	40,000 —
8te	—	10	—	zu 4,000 Fr.	—	40,000 —
9te	—	10	—	zu 5,000 Fr.	—	50,000 —
10te	—	10	—	zu 2,000 Fr.	—	20,000 —
11te Klasse, die nicht zur Fakultät gehört, 50 Dentisten zu 2000 Fr. Einkommen						60.000 —
					Gesammteinkommen	940.000 Fr.

In den Provinzen Frankreichs rechnet man 150 kunstverständige Dentisten mit im Durchschnitt 5000 Fr. Einkommen.

*

In einer Vorlesung, welche Herr Faraday neulich in dem königlichen Institut der Künste und Wissenschaften über die Fabrikation der Schreibfedern aus Gänsekielen und Stahl hielt, bemerkte derselbe unter Anderm, daß mehrere der alten Schreibfederfabrikanten in London jährlich 6,000,000 fertigen, und daß in den letzten sieben Jahren, von 1828 bis 1834, im Durchschnitt jährlich 21½ Millionen Kiele eingeführt wurden. Stahlfedern wurden jährlich ungefähr 220.000,000 verfertigt, wozu etwa 120 Tonnen Stahl erforderlich wären, da eine Tonne nahe an 2 Millionen Federn gibt. Von diesen 120 Tonnen verbrauchen die Herren Gilbat zu Birmingham, in deren Fabrik ungefähr 500 Menschen fortwährend beschäftigt sind, allein 40 Tonnen, also den dritten Theil.

*

Man hat in Paris einen zweiten Versuch mit einem Dampfschiffe gemacht, wo das Rad sich in der Mitte befindet. Der Versuch ist vollkommen gelungen. Das Dampfboot fuhr von Paris nach St. Cloud in 34 Minuten, und zurück gegen eine heftige Strömung in 54. Der zurückgelegte Weg betrug im Ganzen 22,060 Metres, oder über fünf Stunden. Der große Vortheil liegt darin, daß die Seitenwände der Kanäle in keiner Art beschädigt werden. Das Dampfboot war ganz von Eisen und im Atelier des Herren Cavé gefertigt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 119. 29 April 1835.

Expedition ins Innere von Afrika.

Die in einer unserer früheren Nummern *) erwähnte Expedition unter Leitung des Dr. Smith ist nicht die einzige, welche den Zweck verfolgt, das Innere Südafrika's näher kennen zu lernen. Es ist daselbst bemerkt worden, daß diese hauptsächlich das im Allgemeinen schon bekannte Gebiet unweit der Gränzen der Kapkolonie näher erforschen solle, eine zweite von der geographischen Gesellschaft entworfene Unternehmung hat dagegen zum Zweck, von der Delagoa-Bai aus möglichst weit ins Innere zu dringen, und weniger darauf Bedacht zu nehmen, sehr genaue als umfassende Nachrichten zu sammeln, und durch diese Erweiterung der geographischen Kenntniß den künftigen Forschern den Weg zu bahnen. Hiemit ist Kapitän Alexander beauftragt, dem man die Mittel in die Hand gegeben hat, am Kap eine angemessene Begleitung in seinen Dienst zu nehmen. Sein Zweck ist vorerst seinen Instruktionen zufolge sehr beschränkt. **) Sein Hauptaugenmerk soll vorerst seyn, den in die Delagoa-Bai fallenden Manice, den die Engländer König-Georgsfluß, die Portugiesen Rio del Espiritu Santo nennen, so weit zu erforschen, um sich zu vergewissern, ob er mit dem von den Betschuanen Mariqua genannten Flusse identisch ist oder nicht. Kapitän Owen untersuchte während seiner unglücklichen Expedition diesen Fluß bis 25° 21′ 10″ S. B. und 32° 51″ O. L. v. Greenwich (50° 30¾′ von Ferro), ***) oder ungefähr 50 englische Meilen von seiner Mündung aufwärts, aber nicht mehr als 8 Meilen von der See. Deßhalb wird Kapitän Alexander angewiesen, ein wenig nordwärts an der Küste zu landen, und geraden Wegs nach dem Strome zu gehen, um dadurch die mühselige Fahrt stromaufwärts zu vermeiden, und namentlich die Reise durch den tiefliegenden Alluvialboden möglichst abzukürzen. Der nördlichste Punkt des Mariquaflusses, den die Herrn Scoon und Leckie sahen, ist wahrscheinlich in 24° 50′ S. B. und 28° 30′ O. L. von Gr. (46° 10′ von Ferro), also etwa 300 englische Meilen in gerader Linie von dem äußersten bekannten Punkt des Manice entfernt. Wenn nun diese beiden Ströme mit einander in Verbindung stehen, so mag die Entfernung mit den Krümmungen 360 engl. Meilen oder eine Reise von 6 Wochen betragen: es ist dem Reisenden dann wegen der Rücksicht für seine Gesundheit und Sicherheit überlassen, ob er allen Krümmungen des Flusses folgen will oder nicht, doch ist er jedenfalls angewiesen, den frequentesten Straßen und der Linie der dichtesten Bevölkerung zu folgen. Wenn derselbe einmal den Mariqua erreicht hat, so können die Schwierigkeiten der Reise als beendigt betrachtet werden, da die Entfernung bis zur nächsten Missionsstation nur gering ist. Kapitän Alexander soll mit Anfang Mai's d. J. in der Delagoa-Bai anlangen, und seine Reise unverweilt beginnen.

Dieser wohlüberlegte Plan der geographischen Gesellschaft soll wahrscheinlich nur eine Einleitung seyn, um mit der Zeit eine Unternehmung nach dem obern Laufe des Zambezestroms mit desto größerer Sicherheit des Erfolgs einzuleiten.

*) S. in Nr. 106 den Artikel: Nachrichten von der Expedition ins Innere von Afrika.

**) Diese Instruktionen enthalten einen indirekten Tadel gegen einen neuern Vorschlag, den einige hochgeborene, darum aber mit den Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens gerade nicht sonderlich bekannte Herrn in England, als der Herzog von Sommerset, Graf Munster, Lord Bexley u. s. w. zu unterstützen geneigt seyn sollen. Dieser Vorschlag besteht darin, durch Subskription eine Expedition auszurüsten, welche die Länder zwischen der Betschuanastadt Litaku und den sogenannten Mondgebirgen (!) erforschen, und über den Tschad-See ans Mittelmeer vordringen soll. Zu solchen riesenhaften Unternehmungen — von Litaku bis zu den Mondgebirgen beträgt die Entfernung 50 bis 55 Breitegrade, 450 bis 500 geogr. Meilen in gerader Linie — ist die Zeit noch nicht gekommen.

***) So ist die Angabe des Journal of the geographical Society, dem das obige entlehnt ist; auf Owen's Karte aber: Survey of Delagoa-Bai, ist, wohl richtiger, der Fluß bis 25° 56′ S. B. und 32° 44′ O. L. verzeichnet.

Etwas über die Journalistik in Paris.

(Fortsetzung.)

So die Vorzimmer des Gerichtssaales. Wie wäre es, wenn wir einmal in das Heiligthum selbst eindrängen, wenn wir einem solchen Geschwornen bis in sein Arbeitszimmer folgten, wenn wir ihn belauschten bei der Ausarbeitung der Beweggründe seines Urtheils? — In einem reich meublirten Zimmer sitzt ein junger Mann auf einem üppig schwellenden Sopha. Die ziemlich regelmäßig scheinenden Züge seines runden Gesichts, die zierlich gekrauste Haarfülle, und die Eleganz des Aeußern mögen dafür zeugen, daß die Leidenschaft im Guten wie im Bösen nur die

Oberfläche seines Seyns berührt, was um so glaublicher, wenn man die sich als zukünftige Wohlbeleibtheit bereits ankündende Fülle der Glieder sieht. Aber die kaum gebogene Nase spricht für eine gewisse Selbstständigkeit, und die blitzenden Augen zeugen für homme d'esprit; homme d'esprit ist ein gar schönes Wort, nur bedeutet dieser esprit nicht gerade was unser deutsches Wort Geist ausdrückt, sondern verhält sich zu diesem etwa wie ein Feuerwerk zu einem Kunstwerke. Die große Mehrzahl unserer Feuilleton-Geschwornen sind solche homme d'esprit, und ihre kleinen artigen Witzfunken, ihre aufflackernden Gedankenlichtchen leuchten nur im Dunkeln, und haben nicht einmal das Feuer eines Johanneswürmchens, das wenigstens eine Nacht hindurch leuchtet. Doch zurück zu unserm Geschwornen. — Neben ihm sitzt eine Dame, die schön wie der Herbst ist; ihre Früchte sind reif, und im Frühling trug sie Blüthen. Der Geschworne spielt mit ihrer schönen kleinen Hand, als eben der Bediente Herrn D . . . . r meldet, und dieser vorgelassen wird. Die gewöhnlichen Redensarten sind bald zu Ende, und dann kommt man zur Hauptsache. Hr. D . . . . r hat ein Schauspiel, Charles III geschrieben; ob es gut oder schlecht war, kann uns einerlei seyn, denn wir gehören eben nicht zu den Geschwornen. Hr. D . . . . r aber möchte wenigstens, daß der hohe Richter des Feuilletons des Schauspieles Nachruhm durch ein Urtheil von Rechts wegen sicher stelle. Er glaubt Ansprüche auf die Freundschaft seines Richters zu haben, da dieser in seinem Hause wohnt, und er bis jetzt nicht einmal von der rückständigen Miethe gesprochen hat, um den Flug der Phantasie seines Freundes und Richters nicht zu stören. Aber wunderbar, der Herr Geschworne ist ein strenger Richter selbst gegen seine Freunde. Das nenne ich Gerechtigkeit. „Sehen Sie, mein Freund!" beginnt er endlich, „diese kleine Schöne hier, die ich liebe, und die mich liebt, wie sich je zwei Wesen geliebt haben. Julia und Romeo ist nur ein ganz gewöhnliches Trauerspiel gegen das Lustspiel unserer Liebe. Aber mein Freund, Sie wissen, wie theuer einem die Liebe ist, und ich versichere Sie, meine Liebe ist mir sehr theuer. Aber ich bin billig, unterschreiben Sie diese Quittungen hier für die Miethe, und das Urtheil Ihres Charles wird nach Wunsch ausfallen, und wir bleiben, was wir waren, gute Freunde." — Die Quittungen wurden nicht unterschrieben, und am Montage darauf war die Sentenz in einem vielgelesenen Blatte. Der Geschworne hatte sein: Schuldig! ausgesprochen, und die Motive des Urtheils wurden in der beschriebenen Viertelstunde redigirt.

Man wird mich fragen, ob ich dabei war, und ich muß antworten: Nein. Aber ich weiß das von einem sehr aufrichtigen Zeugen, der da heißt: der Leumund, das Gerücht, die öffentliche Stimme oder sonst ähnlich. Wer diesem Zeugen nicht den Glauben schenkt, den ich ihm schenke, mag die ganze Sache für ein Mährchen halten. Mir ist's einerlei; denn für mich ist es ganz gleichgültig, ob hier die öffentliche Stimme die Wahrheit spricht, oder nicht. Nur das glaube ich nicht, daß solche Mährchen aus dem Feenreiche der Unmöglichkeit hervorgezogen werden, sondern aus dem der Wahrscheinlichkeit, und wenn auch die Gaskognaden nicht alle wahr sind, so sind sie doch im Stande die Gascogner zu charakterisiren. Noch nie hat einer von einem Bettler noch erzählt, daß er große Kapitalien verschenkt und umgekehrt. Also wenn auch jene Erzählung ein Mährchen wäre, so zeigt sie doch, was von unsern Geschwornen zu halten ist.

Ein anderes Geschichtchen, das nicht so tragisch endigte, wie das vorige, ist nicht weniger lustig als jene tragische Komödie. Mad. M . . . . lle war vor Zeiten die Geliebte eines Königs. Die Juliusrevolution war nicht nach ihrem Wunsche, denn der Nachkömmling ihres theuren Freundes wurde durch dieselbe von einem Throne auf einen gewöhnlichen Lehnsessel versetzt. Solche Versetzungen haben oft ihre üblen Folgen, und die Schale der Mad. M. neigte sich, während die so vieler Andern in die Höhe schnellte. Sie wurde arm; allein sie war edel genug, sich zu erinnern, daß sie arbeiten gelernt. Dieß ihr Verdienst, dem der Lohn gebührt, der ihr geworden ist. Man glaube also nicht, daß wir Etwas gegen diese Dame haben, die sicher höher steht, als jene Helden, die sich versteckten als die Kugeln pfiffen, um nach dem Kampfe die Kämpfer um den Siegeslohn zu betrügen. Mad. M. hatte in ihrer Jugend zeichnen gelernt, und versuchte es, nachdem ihre Gönner verschwunden, durch Porträtmalen die Leere in ihrer Kasse auszufüllen. Aber wahrlich sie ist so gut eine Malerin, als ein Tambour der Nationalgarde ein Tonkünstler. Das Journal des Debats in seiner Allmacht nahm sich ihrer an, und that Wunder, denn es machte sie zu einer Künstlerin, zu einer Malerin, und heute malt die Geliebte eines Königs, wie sichs gebührt, lauter Könige und Königinnen der Franzosen und Belgier, und nur aus Gnade mitunter einen italiänischen Fürsten, einen deutschen Baron oder einen polnischen und kalmükischen Grafen. Das Beste aber bei der Sache ist, daß jedes dieser abgeschriebenen Gesichter mit 1500 Fr. bezahlt wird. Der Herr gebe ihr gute Augen, ein langes Leben, und erhalte ihr die Gunst des Journal des Debats und seiner Feuilleton-Geschwornen.

Doch genug der Geschichtchen. Alle Anzeigen, *alle kleinen* Lobartikel am Ende der Blätter, alle Recensionen, alle Aufsätze im Feuilleton, die wie Oel um das schwankende Schiff der Politik gegossen werden, damit dieses in dem Sturme nicht das gehörige Gleichgewicht verliere, sind eine Art von Leibrente für die Mitarbeiter der Zeitungen. Der Eine lebt von der Philosophie, der Andere nährt Frau und Kind durch die Geschichte, der Dritte kleidet ein schönes neckisches Grisettchen in Theaterkritiken u. s. w. Jede lockende Ankündigung muß baar bezahlt werden, und die besten Schriftsteller schämen sich nicht, auf diese Weise ihren Ruhm zu erkaufen. Nur die gehen frei ein, die selbst Recensionen schreiben können, denen selbst Blätter und Zeitschriften zu Gebote stehen. Eine Krähe hackt der andern kein Auge aus, ist in Deutschland ein altes Sprüchwort. — Wie schreien diese Herrn nicht über das Claqueurwesen in den Theatern! als ob es nur hier Claqueurs gäbe. Ein Uebel kommt nie allein, und wenns regnet, dann mehrt sich das Ungeziefer aller Art.

Aber die meisten Zeitschriften meinens doch recht gut, sie sind im Irrthum, und das ist verzeihlich. — Eine ganz einfache Thatsache mag hierauf antworten. Die Revue des deux mondes und die Revue de Paris sind zwei der besten Zeitschriften in Paris. Sie sind bittere Feinde. Die Revue des deux mondes

ist eine Republikanerin des jungen Frankreichs. Lamennais, Viktor Hugo, und eine Menge anderer Autoritäten Frankreichs, so wie Heine sind ihre Mitarbeiter. Viktor Hugo ist der Diktator für Frankreichs Angelegenheiten, Heine der für Deutschland. La Revue de Paris ist die gelehrte Anhängerin und Vertheidigerin des Juste-Milien, Viktor Hugo's Todfeind, Alexander Dumas, ist hier einer der Tonangeber. Die Tendenz ist ziemlich dreist entgegengesetzt in beiden, aber beide Zeitschriften gehören demselben Eigenthümer, und er bezahlt die Vertheidiger des Juste-Milieu so regelmäßig, als die der Republik, das Geld für die Anhänger des Resistance fließt aus demselben Beutel, als das für die Anhänger des Fortschrittes.

Die Presse von Frankreich ist das Monopol derjenigen, die Kautionen zahlen, Druckpressen unterhalten, Schriftsteller besolden können; und Kautionen und Stempel sind die Ursache, daß nie ein Blatt ohne die Hülfe dieser Monopolisten entstehen kann.

In der politischen Presse zeigt sich diese Thatsache mit allen ihren Folgen noch klarer. Was der Gros-Lama in Tübet, ein jüdischer Schenkwirth in einem Polendorfe, und ein Bürgermeister in Krähwinkel, ist Hr. Bertin ainé, Besitzer des Journal des Debats, in Paris. Ich habe den Herzog von Orleans in Gesellschaft gesehen. Niemand kümmerte sich um ihn. Aber kaum zeigte sich Hr. Bertin am Eingange des Saales, als ein Schwarm junger Schriftstellerlehrlinge und alter Schriftstellermeister, junger Aspiranten und alter Angestellter wie Wespen auf ein Honigbrett zustürzten. Wer unter der Restauration nicht zur Confrerie gehörte, konnte keine Ansprüche auf eine Anstellung machen, heute ist Alles anders. Wer nicht wenigstens ein paar Artikel im Journal des Debats geschrieben, bringt es höchstens bis zum suppléant d'Adjoint surnuméraire, denn Künstler und Schriftsteller stehen ebenfalls unter diesem unbeschränkten Herrn Bertin; und es braucht sich niemand zu wundern, der Hungers stirbt, wenn das Journal des Debats ihn nicht gehörig gelobt. Vor ganz Kurzem hat ein Redakteur dieses Blattes da seine Laufbahn begonnen, wo andere sich glücklich schätzen sie beendigen zu können, denn eine Stelle als erster Sekretär der Gesandtschaft in London ist ein Ziel, das selbst die hohen Erwartungen und Hoffnungen manches redlichen Vaters übersteigt. — Durch diese hohle (enge Schmutz-) Gasse muß er kommen, es führt kein anderer Weg zu Ehren und Würden.

(Schluß folgt.)

Die Flüsse des Pentschab.*)

Wir langten glücklich an den Ufern des Dschellum an, und standen nun an den Gewässern, welche die Flotte Alexanders getragen hatten. Das Ufer ist eine Klippenwand von acht bis zehn Fuß Höhe, an der der Strom pfeilschnell dahinschießt. Der Anbau war so weit vorgerückt worden, daß eben noch Raum für eine sehr schmale Straße blieb, voller Löcher und Krümmungen, die der Fluß ausgewaschen hatte. Längs des Flusses waren viele persische Räder zu Bewässerung der Felder angebracht. Die Breite des Flusses betrug da, wo wir uns einschifften, ungefähr 200 Y. (183 Mtrs), worauf sich jedoch keine richtige Schätzung seiner Wassermasse gründen läßt, da das Wasser am linken Ufer 12, in der Mitte aber 7 bis 8 Fuß tief war. Am nördlichen Ufer zeigte sich ebenfalls eine Tiefe von 8 bis 9 Fuß, und der Stromlauf mochte hier etwa drei engl. Meilen in der Stunde betragen. An einigen Stellen ist die Ausdehnung des Bettes sehr beträchtlich und der Lauf des Wassers durch die Bänke u. s. w., von denen es durchschnitten ist, sehr gekrümmt; doch reicht die Strömung allenthalben für die Schifffahrt aus. Der Fluß läßt sich nur am obern Theil seines Laufs durchwaten, wo er bei starkem Abhange und seichtem Bett sich in mehrere kleine Arme theilt. Der Indus breitet sich oberhalb Attock auf gleiche Weise über eine große Fläche aus, so daß man ihn in der kalten Jahreszeit durchwaten kann. Alle Flüsse des Pentschab scheinen diese Eigenheit mit einander gemein zu haben. Auch der Setledsch kann bei Belasspur, Rampur und Bissahir von Fußreisenden durchschritten werden.

Der Dschellum ist ein schöner Fluß, an den sich die Erinnerung der ewig denkwürdigen Thaten Alexanders knüpft. Daß der macedonische Held Caschmir ganz unbeachtet gelassen haben sollte, läßt sich nur durch die Annahme erklären, daß es zu jener Zeit noch nicht so bedeutend war, als es später wurde. Sind die mündlichen und schriftlichen Ueberlieferungen, welche den Landstrich als an einem von dem Dschellum gebildeten, aber trocken gelegten See bezeichnen, gegründet, so datirt sich ihre Entstehung nicht gar zu lange vor dem Zug Alexanders nach Indien. Die üppige Fruchtbarkeit eines Bodens, der seit so vielen Jahrhunderten allen den Wechsel erfuhr, den stets neu aufgelagerte Schichten von Alluvialland hervorbringen, konnte allein eine so gleichförmige Landschaft herstellen, um welcher willen Caschmir so berühmt ist.

Obschon die Gebirge, von denen es eingeschlossen ist, in der kalten Jahreszeit mit tiefem Schnee bedeckt sind, so schmilzt dieser doch vor dem Regen und der Hitze des Sommers bis dicht an den Gipfel hinauf. Bedeutend über die übrigen Gebirgsrücken emporragende Gipfel sind nicht bemerkbar, und der höchste Punkt der Kette ist nicht höher als 17,000 Fuß. Es gibt im Thal mehrere Pässe, doch sind die besuchtesten jene, welche die Gebirge an der nordwestlichen Seite durchschneiden, wo der Dschellum sich eine Kluft geöffnet hat. Der Winter sperrt diese Pässe keineswegs, und es mag noch so heftig geschneit haben, so finden die Eingebornen immer noch ihren Weg, woraus sich schließen läßt, daß diese Gebirgspässe nicht über 9000, und der höchste, der Pirkentschal, etwa 15,000 Fuß hoch liegen. Das Thal selbst mag sich in einer Höhe von 6000 Fuß befinden, was einem Klima von 52 Breitegraden, jedoch ohne die größte Kälte und Hitze desselben, gleichkommt. Das nordöstliche Thal ist von sehr hohen Bergen umgränzt, welche sich ununterbrochen bis Ladak hinziehen.

*) Aus dem Tagebuch eines Reisenden, in der Delhi Gazette.

Ueber einige Verhältnisse
der Landbebauer im Mississippi-Thale.

(Aus einem Privatschreiben aus Neu-Orleans vom 23 Februar d. J. von A. G. an C. W. gezogen.

In diesem jungen kräftig emporblühenden Lande muß das Geld nothwendig immer hohe Interessen abwerfen, so lange die Ackerbauindustrie fortwährend so großen Vortheil gewährt. Der Boden ist fruchtbar in dem ganzen großen Mississippi-Thale. Der leichte Ankauf öffentlicher Ländereien, die fast gänzliche Freiheit von Abgaben bei der unermeßlichen Ausdehnung noch unbesetzten und unangebauten Landes, das schnelle Anwachsen der Bevölkerung und die Leichtigkeit, alle Produkte abzusetzen, veranlassen eine Menge armer, aber fleißiger und ausdauernder Menschen Landbauer zu werden, und ich weiß aus ganz sicherer Quelle, daß man in vielen Gegenden des obern Landes für kleine Anlehen, welche einen Anfänger in den Stand setzen, die ersten Kosten zu bestreiten, nicht weniger als 50 Prozent jährlich zahlt. Zwei Ernten setzen ihn gewöhnlich in den Stand, diese Anlehen abzutragen, seine Arbeiten fortzusetzen, und jährlich durch die Erweiterung seines Anbaues sein Vermögen zu vermehren. Viele unabhängige und jetzt reiche Leute im Innern begannen mit Bezahlung dieses hohen Zinses. — hoch nur im Vergleich mit dem Ertrage eines Industriebetriebs in Europa, oder auf einem Handelsplatze, — doch nicht übertrieben in diesen durchaus Ackerbau treibenden Gegenden, wo ein Mann mit wenigen gut angewandten hundert Dollars und Lust

und Liebe zur Arbeit 100 Prozent gewinnen kann. Die verhältnißmäßige Billigkeit dieses Zinsfußes liegt darin, daß der Darleiher durch eigene Bewirthschaftung sein Geld eben so vortheilhaft umtreiben könnte, da er aber nicht alle hiezu erforderliche Arbeit allein thun kann, und unter gemietheten Dienern natürlich nicht denselben Eifer findet, so leiht er sein Geld an Leute aus, die keines haben, und es vortheilhaft finden, auf diese Art zu den Mitteln, die sie sich sonst nicht verschaffen könnten, zu gelangen, um für den kurzen Zeitraum von einem oder zwei Jahren Geld auch zu so hohen Zinsen aufzunehmen. Das Thal des Missisippi, das sich vom Golf von Mexiko bis nach Oberkanada hinauf erstreckt, kann mit dem Gebiete seiner Nebenflüsse eine Bevölkerung von 100 Millionen ernähren, und noch Produkte ausführen; Uebervölkerung ist also nicht zu fürchten. Wer Gesundheit, Kraft und Willen zur Arbeit hat, kann hier sein Unterkommen finden; hat er ein kleines Kapital, um so schneller wird sein Fortkommen seyn, und auch das größte Kapital kann mit Nutzen angewendet werden. Das Einströmen von Fremden aus allen Theilen der alten Welt ist fortwährend groß, und es geht ihnen im Allgemeinen gut. Hier in dieser Stadt hat sich eine deutsche Gesellschaft gebildet, um den Unbemittelten Gelegenheit zu verschaffen ins Innere zu gelangen. Um aber den redlichen fleißigen Mann durch diese Unterstützung nicht zum Bettler zu erniedrigen, gibt man ihm solche nur als Vorschuß, den er an die Fonds der Gesellschaft zurückzahlt, so bald er es vermag, indem die Schuld durchaus nur wie eine Ehrenschuld betrachtet wird.

Chronik der Reisen.

Entdeckungsreise um die Welt und zu Aufsuchung La Peyrouse's. Von M. J. Dumont d'Urville, Schiffskapitän.

(Schluß.)

In den letzten Bänden findet sich ferner eine ziemlich genaue Beschreibung der englischen Kolonie auf Vandiemensland, wo die Eingebornen vor der von den Europäern verbreiteten Civilisation eben so verschwinden, wie die Guanchos, die Mohawks und die Karaiben; denn leider können die Wilden neben europäischer Lebensweise nicht bestehen. Da wo der Europäer Städte baut und das Land umbricht, stirbt der Wilde und pflanzt sich nicht mehr fort, gleich der wilden Pflanze, die von dem Boden verschwindet, den die Hand der civilisirten Menschen mit nützlichen Gewächsen bebaut.

Der Australier ist das elendeste Geschöpf auf dem Erdball. Armselig, gebrechlich, dumm, kaum im Stande sich mit den nothwendigsten natürlichen Bedürfnissen zu versehen, könnte man fast von ihm sagen, er sey ein erster mißglückter Entwurf zu einem Menschengebilde. Auf der Rückkehr nach Europa hielt sich der Astrolabe an der Insel Mandano lange genug auf, daß der Verfasser die holländische Kolonie besuchen und einen Ausflug nach dem See Tudano machen konnte, der der Krater eines vormaligen Vulkans zu seyn scheint. Der Verfasser sah am Wege alte Gräber von Basalt mit Hieroglyphen bedeckt, deren Entzifferung einem Alterthumsforscher vorbehalten bleibt.

Ferner besuchte der Reisende auch den Wasserfall, den der Fluß Mandano, der aus dem See Tudano entspringt, auf seinem Laufe nach der Küste bildet. Von der Höhe eines Basaltfelsens herab stürzt sich der Mindanao in Gestalt einer immer mehr sich ausbreitenden Wassergarbe in einen tiefen Abgrund. „Ueber den Rand dieses Abgrunds geneigt, sagt der Verfasser, betrachtete ich mit einem nicht zu beschreibenden Gefühl die unaufhörliche gleichförmige Bewegung der Wellen, und lauschte dem gewaltigen Getöse, unter dem sie in der Tiefe durch einander zischten und schäumten. Die Wände des Abgrunds bestehen aus einem schwärzlichen unterhalb ganz kahlen Felsen, sind aber nach oben hin mit einem grünen Teppich von mehreren Arten von Farrenkraut überzogen. Der holländische Gouverneur, Herr Merkus, der mich begleitete, machte mich auf die schönen indischen Schwalben aufmerksam, die theils über den schäumenden Wellen flatterten, theils auf den Vorsprüngen des Felsen saßen. Das herrliche Atlasblau ihres Körpers und das schillernde Metallblau der Schwingen macht, daß diese außerordentlich kleinen Vögel fast wie eine gewisse in jenen Gegenden heimische Schmetterlingsgattung aussehen."

Durch die Gefälligkeit des Gouverneurs bekam Herr d'Urville zwei lebende Babirussas und einen Sapi-Outang; indeß erhielten die Eingebornen noch den Befehl, Alles herbeizuschaffen, was für die Naturkundigen der Expedition nur immer von einigem Interesse seyn könnte.

Der Astrolabe berührte auf seiner Fahrt auch Isle de France und die Insel Bourbon, wo er, besonders auf der erstern, die beste Aufnahme fand. Die Marine war hier, wie dieß in allen der englischen Herrschaft unterworfenen Kolonien der Fall zu seyn pflegt, im besten Stande. Sehr unangenehm wurden daher die Reisenden überrascht, auf Bourbon ganz das Gegentheil zu finden.

Gegen das Ende seines Berichtes läßt Herr d'Urville sehr häufig sein Mißvergnügen darüber durchblicken, daß sich das Marineministerium so gleichgültig gegen die Expedition des Astrolabe zeigte. Keine Belohnung, keine Aufmunterung irgend einer Art wurde den Männern zu Theil, die sich sechsmal in augenscheinliche Lebensgefahr begeben hatten. Bitter beklagt sich der Verfasser über die dürftige Ausrüstung der Korvette, über die schlechte Auswahl von Matrosen, von denen man mehrere aus den Gefängnissen von Toulon genommen hatte, und endlich über die Demüthigung des französischen Namens, mit einer so schlecht ausgerüsteten Expedition fremden Nationen unter die Augen zu treten. Englische Wallfischfänger seyen weit besser versehen als der zu wissenschaftlichen Forschungen bestimmte Astrolabe es war.

Aus der dem Werk beigefügten Denkschrift, in welcher der Verfasser seine Beschwerden ausspricht, geht hervor, daß er die für Einige seiner Mannschaft wiederholt angesprochenen Belohnungen nur erst bald nach der Julirevolution erhalten konnte, und daß er selbst genöthigt war, in einen Hafen zurückzukehren, um seine Stelle als Marineoffizier wieder einzunehmen, statt in Paris sich, seinem Wunsche gemäß, wissenschaftlichen Arbeiten widmen zu können, die in einem vergleichenden Studium der polynesischen und australischen Sprachen, und in einer Geschichte der Archipele der großen Südsee bestehen sollten. Nicht minder als mit dem Marineministerium scheint Herr d'Urville auch mit der Akademie der Wissenschaften unzufrieden zu seyn, denn er beklagt sich eben so sehr über ihre Gleichgültigkeit, als über die der Minister, die sich seitdem im Amte folgten.

Kapitän d'Urville muß sich in dieser Hinsicht mit dem Schicksal manches seiner Vorgänger trösten, denn mehr als ein Seefahrer hat schon vergebens auf der Tag der Vergeltung gewartet. Forster hatte alle Gefahren mit Cook getheilt, weit mehr Beobachtungen gesammelt und Beweise von einem weit philosophischeren Geiste gegeben, als der Kapitän selbst; dennoch ließ ihn die Reise, die seinen Namen berühmt gemacht hatte, arm, und er mußte sich mit einer Professur in Halle begnügen.

Eine herrliche Beigabe zu dem vorliegenden Werke ist der Atlas in Folio, der in zwei Lieferungen, die von den Offizieren der Expedition, den Herren Gressien und Lottin, Seekarten enthält, und unter denen sich jene der Inseln Witi, Tongatabu, Vanikoro und des von dem Astrolabe durchschifften Theiles des großen Oceans befinden; ferner noch die Landschaften und Abbildungen von Wilden, nach den Zeichnungen des Herrn Sainson. Seit lange schon war man daran gewöhnt, auf den den Reisebeschreibungen beigegebenen Kupfern die Wilden in Gestalt eines Herkules oder Apollo abgebildet zu sehen; nur in neuester Zeit erst sind die Zeichner zur Natur zurückgekehrt, indem sie diese Menschen so darstellen, wie sie wirklich sind. Man muß bekennen, daß die Bewohner von Neu-Holland, besonders die von König Georgssund, mit ihren dünnen Beinen und magern Schenkeln, ihren Dickköpfen und Satyrgesichtern abschreckend häßlich sind, und daß es kein Verlust wäre, wenn dieser Typus von dem europäischen gänzlich verdrängt würde, um so mehr, da ihre geistigen Fähigkeiten mit ihren Körperverhältnissen im Einklang stehen, und sie wahrhaft unglückliche Geschöpfe sind. Die Frauen der Eingebornen von Vandiemensland entweichen sehr oft mit englischen Matrosen, von denen sie zwar auch schlecht behandelt werden, aber doch immer noch nicht so sehr, als von ihren australischen Gatten. Aus solchen zufälligen Verbindungen sollen sehr schöne Kinder entspringen; vielleicht gelingt es den Engländern, den so häßlichen Typus der australischen Formen nach und nach zu verbessern.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 120. 30 April 1835.

Reise in den Orient von Lamartine.

(Dritter Artikel.)

Libanon und Antilibanon.

Bei seiner Rückkehr nach Bairut fand Lamartine seine Tochter kränkelnd und sie starb gegen Ende des Jahres; er ließ sie einbalsamiren, und beschloß, um nicht an dem Orte ihres Todes die Ankunft des Kriegsschiffes, das ihn nach Konstantinopel bringen sollte, abwarten zu müssen, mit seiner Frau nach Damaskus zu gehen. Er überstieg daher den Libanon auf der Straße die nach Balbek führt, und hier folgen einige der Scenen, welche das Gebirg darbot.

„Einer der schönsten Anblicke, welche die Werke Gottes dem Menschen anbieten, ist das Thal von Hammana; es liegt unter unsern Füßen, und beginnt mit einer schwarzen und tiefen Schlucht, welche fast wie eine Höhle in die höchsten Felsen und unter dem Schnee des Libanon gesprengt ist. Man unterscheidet das Thal zuerst nur durch den schäumenden Strom, der in der Tiefe einen glänzenden und beweglichen Faden bildet, beide werden nach und nach breiter, bis es sich nach und nach zu einer Breite von einer halben Meile ausdehnt, und in einem regelmäßigen Abfall bis gegen das Meer hinzieht. Es verliert sich oder erhebt sich zu Hügeln, je nachdem es in Felsen Schwierigkeiten seiner Ausdehnung trifft; auf diesen Hügeln trägt es Dörfer, welche durch Schluchten von einander getrennt sind, und ungeheure Plateaus, die mit Tannenwäldern bedeckt, und auf deren bebaute Abhänge schöne Klöster errichtet sind, während sich in den Schluchten die Wasser des Stromes in tausend Wasserfällen ergießen. Die beiden Felsenwände des Libanon, die es einschließen, sind selbst von schönen Tannengruppen unterbrochen, und tragen Klöster und Gebirgsdörfer, deren Rauch sich an den Abgründen hinzieht. Die Sonne ging eben im Meer hinter uns unter, seine Strahlen ließen das Thal in Dunkelheit und fielen nur auf die Dächer der Klöster und Dörfer, auf die Gipfel der Tannen und die höchsten Spitzen des Gebirges. Wasserfälle fielen auf allen Seiten von den beiden Gebirgswänden, und stürzten in Staubbächen durch alle Spalten der Felsen, und umgaben wie mit zwei breiten silbernen Armen dieß große Plateau, welches die Dörfer im Thal trägt.

„Das drusische Dorf Hammana, wo wir die Nacht zuzubringen gedachten, glänzte an dem obern Ende des Thals, es liegt auf einem Gipfel scharfer Felsen, die sich der Schneegränze nähern, und ist von dem Schloß des Scheich beherrscht, das auf einer höhern Spitze in der Mitte des Dorfes liegt. Zwei tiefe Gebirgspässe umgeben es auf allen Seiten, man hat einige Tannen darüber geworfen und passirt sie auf dieser Brücke ohne Geländer. Die Häuser, wie alle auf dem Libanon und in Syrien, bieten aus der Entfernung einen Schein von Regelmäßigkeit und von pittoresker Bauart dar, welche zuerst täuscht, man glaubt italiänische Villas mit ihren Terrassen und Balkonen zu sehen. Aber das Schloß des Scheich von Hammana übertrifft an elegantem und edlem Styl Alles, was ich seit dem Palast des Emir Beschir in Deir al Kamar gesehen habe, und ich kann es nur mit dem vergleichen, was die schönsten gothischen Schlösser von Europa einst seyn mußten. Die Fenster und gothischen Bogen sind mit Balkonen versehen, die große und hohe Thüre, reich in Schwibbogen, tritt aus der Mauer wie ein Portikus heraus, auf beiden Seiten lehnen sich steinerne verzierte Bänke an die Pfeiler des Thores, und sieben Stufen bilden eine breite Treppe, welche auf eine Terrasse hinabführen, die von Sycomoren beschattet und von einem Brunnen in einem marmornen Becken gekühlt wird. Sieben oder acht Drusen in ihrem schönen vielfarbigen Gewand und mit ungeheuern Turbanen bedeckt, scheinen die Befehle ihres Herrn zu erwarten, einige Neger stehen in blauen Jacken herum, und einige Pagen spielen auf den Stufen der Treppe, unter dem Schwibbogen über dem Thore sitzt der Scheich in einem purpurnen Kaftan, mit der Pfeife in der Hand, und sieht uns in der Stellung der Macht und Ruhe vorüberziehen; zwei schöne und junge Frauen zeigen sich, eine auf dem Balkon eines obern Fensters gelehnt, die andere auf dem Balkon über der Pforte stehend."

Von da besuchten die Reisenden die Ruinen von Balbek, aber wir übergehen die Spekulationen eines so ungeübten Alterthumsforschers darüber, so wie die Beschreibung eines Festes, das ihm der Scheich einer barbarischen Araberhorde, die sich an der Außenseite der Ruinen elende Hütten gebaut hat, gab, um mit ihm auf den östlichen Abhang des Libanon zu gelangen, und durch eines der Gebirgsthäler mit ihm gegen die Ebenen von Mesopotamien hinabzusteigen.

„Das Thal, in dem wir hinabstiegen, erweitert sich in sanften Windungen mehr und mehr gegen die Ebenen, welche sich von Damaskus nach Bagdad hinstrecken. Rechts und links vom Flusse fängt man an Spuren von Kultur zu sehen, und hört das Brüllen entfernter Heerden. Gärten mit Aprikosenbäumen bepflanzt, dehnen sich am Wege hin, man sieht Hecken, welche die Gärten von einander trennen, und hölzerne Thüren, welche in die schönen blühenden Pflanzungen führen, der Weg ist breit, eben und wohl unterhalten, als näherte man sich einer großen Stadt in Europa. Niemand von uns hatte je von dieser reizenden Oasis in der Mitte des fast unzugänglichen Antilibanon gehört, wir nähern uns sichtbar einem Orte, dessen Namen uns ein vorüberreitender Araber bezeichnet, er heißt Zebdani, wir sehen die Rauchsäulen, die zwischen den Bäumen aufsteigen, und betreten bald die Straßen des Dorfes, die breit, gerade, und auf beiden Seiten mit einem steinernen Seitenweg versehen sind. Die Häuser sind groß, und von Höfen umgeben, die mit Hausthieren gefüllt sind, und an wohlgebaute und wohlbewässerte Gärten gränzen. Kinder und Frauen zeigen sich unter den Fenstern, und empfangen uns mit einem wohlwollenden Lächeln. Wir fragen nach einem Karawanserai, das uns beherbergen könnte, allein es gibt keines, da Zebdani nicht auf einer Karawanenstraße liegt. Endlich kommen wir am Ufer des Flusses an einen großen Platz, wo uns ein beträchtliches Gebäude, mit einer Terrasse und Baumreihe, das Haus des Scheich anzeigt. Ich gehe mit dem Dolmetscher, um ein Haus für die Nacht zu verlangen, die Sklaven holen den Scheich, einen alten Mann mit weißem Bart und angenehmer Miene. Er bietet mir sein ganzes Haus mit einer Eleganz von Gastfreundschaft an, die ich nirgends so vollkommen gefunden, seine zahlreichen Sklaven und die hauptsächlichsten Bewohner des Dorfes bemächtigen sich unserer Pferde, bringen sie unter einen Schoppen, laden ab, und streuen Haufen von Gerste und Stroh vor ihnen hin. Der Scheich schickt seine Frauen in ihr Zimmer, bringt uns in seinen Salon, läßt uns Kaffee und Sorbet geben, und überläßt uns das ganze Haus, schickt uns ein Kalb und einige Schafe, und stellt uns, während man das Essen bereitet, seine Verwandte und Freunde vor, während seine drei Frauen der meinigen einen Besuch und Geschenke machen. Hierauf führt er uns auf eine Terrasse, die er am Ufer in der Nähe seines Hauses auf eingerammten Pfählen gebaut hat; der Boden ist mit Teppichen bedeckt, und eine Ottomanne läuft rings umher, ein ungeheurer Baum überschattet das Ganze und eine hölzerne Brücke führt vom Hause aus auf die Plattform. Hier bringt er seine Freistunden zu, und liebt wie alle Türken das Murmeln des Wassers und das Singen der unzähligen Vögel zu hören. Die Aussicht umfaßt die letzten Abhänge des Antilibanon, den Fluß und das Meer von Fruchtbäumen, das sich auf allen Seiten wie in Golfen in die Thäler des Gebirges eindrängt.

„Ich bat den Scheich unser Essen zu theilen, und er ergötzte sich sehr an unserer Art zu speisen, da er nie eines unserer Tischgeschirre gesehen hatte. Wir sprachen lange Zeit über Europa, dessen Sitten er sehr bewundert, und er erzählte uns seine Art zu administriren. Seine Familie regiert seit Jahrhunderten in diesem privilegirten Distrikt, und der Reichthum, die Reinlichkeit und gute Polizei, die uns so sehr überrascht hatten, ist das Werk dieser vortrefflichen Familie.

„Den nächsten Tag gab er uns einige Reiter mit, uns nach Damaskus zu begleiten, und wir ritten 3 Stunden lang zwischen wohlunterhaltenen Hecken und unter einem Gewölbe von Aprikosen und Birnenbäumen, rechts und links dehnten sich Gärten hin, und hinter ihnen Kornfelder, die mit Menschen und Vieh bedeckt waren. Die Berge zu unsern Rechten waren mit Schnee bedeckt, die Ebene links unermeßlich, und nichts beschränkte unsern Blick, als der Wald von blühenden Bäumen, wir konnten uns in der Mitte einer englischen oder lombardischen Landschaft denken, und nichts erinnerte uns an Barbarei und die Wüste, bis die Vegetation fast plötzlich verschwand, und unfruchtbare Hügel ihre Stelle einnahmen.

Etwas über die Journalistik in Paris.

(Schluß.)

Man sollte glauben bei den Oppositionsblättern gehe es anders zu; sie wenigstens wären selbstständiger, ihre Redaktoren unabhängiger. Aber der Glaube macht selig, und sonst nichts. Alle Blätter in Paris mit weniger Ausnahme sind auf dieselbe Weise entstanden, und der Gedanke, der sie geboren, lebt in denselben bis zu ihrem Tode fort. Und dieser Gedanke ist: durch das Blatt zu gewinnen. Der Temps, d. h. Hr. Coste, oder Hr. Coste, d. h. der Temps, wollten groß werden, viel Geld gewinnen, und am Ende in dem Fauteuil eines Ministers ausruhen. Er fing damit an, Polizeibeamter zu werden, und seit er sich von Hrn. Dupin getrennt, seit die Geschäfte schlecht gehen, sieht es beinahe aus, als ob er auch damit aufhören werde. Das wäre nun freilich für die Welt ein großes Unglück. — Der Constitutionel, selbst der Courier hegten und hegen ungefähr dieselben Hoffnungen, dieselben pekuniären Grundsätze, auf die es eigentlich hier ankommt.

Wer diesen Blättern folgt, sieht dieß Streben zu gewinnen, Geld zu machen, Stellen zu erlangen, oft so klar hervortreten, daß man sich beinahe über die Naivität derselben wundern muß. Kürzlich war ein Theil der Opposition ins Ministerium gekommen, die Blätter dieser Partei treten alsogleich als Blätter der Regierung in die Schranken. Aber nicht von Grundsätzen, von Regierungsmaßregeln u. dgl. war die Rede, sondern große Erbarmen erregende Klagen darüber, daß die Beamten der Doktrinärs nicht alsogleich ihre Entlassung eingegeben, und den Redaktoren und Mitarbeitern der Blätter des Tiers parti Platz gemacht, füllten die Spalten der Zeitungen.

Das Streben durch die Blätter zu gewinnen, bringt diese selbst der Regierung gegenüber in die unglücklichste Lage. Die Regierung durch ihre Angriffe zu zwingen das Gute zu thun, liegt ferne von jenen stets fertigen Nachfolgern der Minister. So oft sich die Gelegenheit aber bietet, sprechen sie davon, was sie gethan haben, was sie thun würden, wenn die Macht in ihrer Hand wäre. Aber diese Taktik ist gerade die schwächste, gerade diejenige, welche die meisten Blößen zeigt; denn dann lehrt

die Regierung nur die Waffe um, wird Opposition gegen diese imaginäre Regierung der Opposition, und zeigt meist die Unhaltbarkeit derselben. Nur ein Beispiel. Jeder kennt die Einmischung des Telegraphen in die Börsenangelegenheiten zur Zeit der Anerkennung der spanischen Schule. Frankreich war empört über des Telegraphen Sünden. Aber was thaten die Blätter der dynastischen Opposition? Der Courier français, der an der äußersten Gränze derselben steht, sprach sich einen Tag kräftig dagegen aus, aber schon am zweiten spielte er die Rolle des Regierenden und brachte ein nutzloses Gesetz über die Telegraphen. Er hatte nur die einfache, aber stets ihm vorschwebende Absicht zu zeigen, daß er und die Seinigen ganz anders, weit besser regieren würden, und somit von Gott und Rechts wegen Minister seyn müßten.

Ja selbst die Blätter der republikanischen Partei, der man sonst wenigstens Eigennutz nicht als Hauptlaster vorwerfen kann, sind von der Erdsünde der Blätter der Hauptstadt nicht ganz frei. Einzelne von ihnen, die Tribune, der Reformateur und vielleicht die kleinern Journale mögen in den Blättern oder ihren Redaktoren und Gründern durch die Taufe der Verfolgungen, ich könnte sagen durch die Blut-Taufe, die Erbsünde abgewaschen haben; dagegen kann man das Hauptorgan der Republik, den National, nicht ganz von derselben freisprechen. Man sieht es ihm nicht alle Tage an, daß er ein ungetaufter Heide des Journalisten-Egoismus ist, aber es leuchtet doch mitunter durch, und wurde jedem klar, der seine Ansichten in der spanischen Finanzfrage mit Achtsamkeit verfolgte. Sein Grundsatz ist Volkssouveränität. Aus diesem Grundsatze folgt, daß ein Volk keine Schulden bezahlen kann und darf, die zur Unterdrückung des Volkes selbst und zur Aufhebung seiner Verfassung gemacht wurden, wie dieß mit allen Schulden der Fall war, die in Spanien seit 1823 kontrahirt worden sind. Und eben so folgt aus diesem Grundsatze, daß die Corteschulden ganz und unberührt anerkannt werden müßten. Der National dagegen vertheidigte Toreno's Vorschlag. Die Aktiencensoren des National sollen gewußt haben weßwegen, und man glaubt dieß um so eher, wenn man die scharfe Consequenz berücksichtigt, die dieses Blatt von seinen Grundsätzen ausgehend sonst entwickelt. Man sage nicht, daß diese halbe Anerkennung und der halbe Bankerott nothwendig gewesen für Spanien, um neue Anleihen machen zu können, denn die reine Anerkennung der Cortesfonds hätte ihm die englischen Kaufleute, die jene besaßen, gewonnen, und seinen Kredit bei jenen sicher höher gestellt, als jener halbe Bankerott, jenes Juste-Milieu zwischen Wollen und Nichtwollen.

Alles das ist nothwendige Folge des Grundgedankens durch die Presse zu gewinnen, Folge der Erbsünde der Geburt jedes größeren Journals in der Hauptstadt Frankreichs.

Die neuen Strassenverbindungen
auf der Insel Sardinien.

Die Insel Sardinien war in Beziehung auf Straßenverbindungen, die den örtlichen Verhältnissen und dem Wachsthume der Nationalindustrie angemessen sind, bis vor kurzer Zeit noch auf dem niedrigsten Grade der Kultur. Man kannte den Gebrauch der Wagen nicht, man wußte von keinem andern Transport zu Lande, als von dem auf dem Rücken der Menschen und der Saumthiere. Vor fünfzehn Jahren noch hatte dieser ausgedehnte Theil der sardinischen Monarchie keine fahrbaren Straßen zwischen den verschiedenen Hauptstädten der Insel, geschweige denn ein System von zusammenhängenden Straßenverbindungen. Eine Reise in das Innere des Reichs, zumal in der Winterjahreszeit, war ein gewagtes, und für den Fremden sogar gefährliches Unternehmen, nicht wegen der Bewohner, die nur wenig gekannt und nicht selten aus Unkenntniß verschrieen sind, sondern wegen des Mangels an Wagen, und selbst an Fußpfaden. Seiner Lage nach steht Sardinien durch das Element des Wassers in Verbindung mit den entferntesten Nationen, und die Produkte der Insel werden auch zu Schiffe nach Frankreich und in andere Länder ausgeführt; allein Sardinien ist nicht bloß an den Ufern fruchtbar, im Gegentheil, im Innern sind gerade die fruchtbarsten Landstriche. Zwischen den beiden Hauptstädten, Cagliari und Sassari, war früher keine Verbindung zu Lande, als durch Fußboten. Weil kein unmittelbarer Handel zwischen beiden Städten stattfindet, indem beide mit den nothwendigsten Bedürfnissen — das Oel ausgenommen — auf gleiche Weise versehen sind, und ihnen die Colonialwaaren unmittelbar aus den fremden Ländern zu Wasser zugeführt werden, so erschien das Bedürfniß einer Verbindungsstraße zu Lande nicht so sehr nothwendig. Allein die sardinische Regierung wollte den reichen Quellen des innern Landes einen Ausgang öffnen, und seinen Bewohnern die Möglichkeit der Verwerthung ihrer Produkte verschaffen, sie wollte den Feldbau, die Industrie und den Handel der Insel heben, welche einst zu den Zeiten der alten Römer eine Kornkammer Italiens war. Zu diesem Zwecke wurde im Jahre 1821 eine Kommission niedergesetzt, welche den Plan zu einem Straßensystem auf der Insel vorlegen sollte. An ihrer Spitze stand als Direktor Giovanni Antonio Carbonazzi, und als Ingenieure wurden ihm beigegeben Musso, Cerruti und Vervieux. Um die Aufgabe zu lösen, mußte man auf die Verhältnisse der Insel, und auf die Verschiedenheit derselben von den Ländern des festen Landes Rücksicht nehmen. In den letztern sind die Hauptstädte und einige große Städte eben so viele Mittelpunkte von Handelsverbindungen. Der Landmann nährt mit seiner Arbeit den Bürger, und der Bürger mit seiner Industrie und seinen Künsten kleidet den Landmann; daher kommt es, daß in diesen Ländern die Straßenverbindungen in jenen Städten sich konzentriren. In Sardinien aber verhält es sich anders: der Landmann muß den Ueberfluß seiner Feldfrüchte andern Nationen zusenden, die Hauptstädte seines eigenen Landes bedürfen seiner nicht; er muß von andern Nationen Waaren verschiedener Art beziehen, denn im eigenen Lande sind nur wenige Manufakturen und Fabriken. Man mußte also bei dieser Aufgabe eines neuen Straßensystems auf der Insel nicht bloß auf die Verminderung der Transportkosten der Produkte an die Küste, sondern auch auf die möglichst erleichterte Einfuhr der Manufaktur- und Kolonialwaaren Rücksicht nehmen, daher war das Erste im Plane, von jeder größern Stadt im Innern auf dem kürzesten und bequemsten Wege Fahrstraßen an die Küsten und Häfen des Reichs zu bahnen. Allein weil durch so viele unzusammenhängende und vereinzelte Straßen die große Unbequemlichkeit entstehen würde, daß man, um von einem Punkte der Insel zum andern zu gelangen, jedesmal an die Seeküste zu reisen genöthigt wäre, und zur See die Reise fortsetzen müßte; so war das Zweite im Plane, alle diese Querstraßen durch eine einzige zu vereinigen, welche sie alle durchschneiden sollte; daß diese Hauptstraße von Cagliari nach Sassari führen sollte, war der Lage der Städte nach natürlich. Diese Straße, welche der Länge der Insel nach angelegt, ihrer Natur nach die wichtigste Straße werden muß, kann nur unter der Bedingung ihren vollständigen Zweck erreichen, wenn auch die Querstraßen an die verschiedenen Marinen vollendet seyn würden. Dieser Plan zu einem neuen Straßensystem wurde der Regierung vorgelegt und von ihr genehmigt.

Bei der Ausführung des Planes wurde von Carbonazzi die Richtung und Lage der Berge, der Lauf der Gewässer, die Natur des Bodens, die größere oder geringere Fruchtbarkeit desselben, der Zustand der Bevölkerung, kurz alle die Umstände berücksichtigt, welche bei einem solchen Unternehmen nur immer in Betracht kommen können. Nicht ohne Einfluß auf die Errichtung der neuen Straßen blieben die antiken Rö-

merstraßen, von welchen an vielen Stellen Spuren entdeckt wurden; namentlich fällt die neue Hauptstraße mit einer antiken beinahe zusammen, während die andern vom alten Hafen von Tibula, dem heutigen Golfo di Arsequena, nach verschiedenen Richtungen führten, und vor Allem über Terranova, dem alten Olbia, bis nach Cagliari. Es wird nicht uninteressant seyn, die Richtung der neuen Straßen mit den Namen der Ortschaften anzugeben, welche durch dieselben verbunden werden, zumal da die geographischen Karten Sardiniens noch viele Mängel haben, und von einer Reisekarte bis jetzt gar nicht die Rede seyn konnte.

Die Hauptstraße, genannt la strada centrale, führt von Cagliari über Monastir, Nuraminis, Villagreca, Serrenti, Sanluri, Sandara, Uras, Oristagni, Nurarinieddu, Massama, Tramaxa, Bauladu, Paulilatino, Abbasanta, Macomer, an Bonorva vorbei, über Toralba, Bonannaro, Codrongianus nach Sassari und Porto Torres.

Die Provinzialstraße von Iglesias führt von Cantoniera di Sestu, über Decimo Manno, Siliqua, Domos, Noas, Iglesias nach Portosceusu.

Die Provinzialstraße von Tortoli führt von Monastir über Senorbi, Suelli, Mandas, Serri, an Isili und unter Villanova vorbei, über Tulo, Secci, Lanusei nach Tortoli.

Die Provinzialstraße von Bosa führt von Macomer über Sindia und Suni nach Bosa.

Die Provinzialstraße von Orosei führt am Fuß der Steige von Macomer nach Birori, über Birori, Bortigali, Silanus, Bolotona, Illorai, Nuero, Oliena nach Orosei.

Die Provinzialstraße von Alghiero führt über Capo Abbas di Toralba, Tiesi, Itiri, über das Gebiet von Putifigari nach Alghiero.

Die Straße della Gallura führt durch die Weinberge von Bonannaro, über Mores, an Ozieri vorbei, über Oscari nach Terranova.

Die Straße della Marmilla führt über Sanluri, Furtei, Mara Arbarei, Ussana, Manna, Turi, Tuili, Escoveddu, Ulastrai, Usellus, Villa Urbana, Palmas nach Oristagni.

Ein einziger Blick auf die Landkarte Sardiniens zeigt, daß durch dieses Straßensystem alle Theile der Insel mit einander verbunden werden, nämlich durch die Centralstraße der Süden mit dem Norden, und durch drei Querstraßen das westliche mit dem östlichen Ufer, von Portosceusu nach Tortoli, von Bosa nach Orosei, und von Alghiero nach Terranova. Den größten Gewinn, neues Leben und neue Betriebsamkeit, werden durch diese Straßen die fruchtbaren Gegenden von Trexenta und della Marmilla erhalten.

Im Jahre 1825 wurde zur Ausführung dieser Straßen geschritten, und bis jetzt ist vollendet die Centralstraße und die Fahrstraße von Tortoli und von Alghiero, beinahe die Hälfte des großen Unternehmens. Die Centralstraße von Cagliari bis Sassari und Porto Torres ist 234,821 Metres lang, gegen 94 piemontesische Miglien oder 28 geographische Meilen. Im südlichen Theile läuft sie über ein beinahe ebenes Terrain, ähnlich den Straßen in der lombardischen Ebene; später erhebt sie sich allmählich auf die andere Ebene von Macomer auf 662 Metres über den Spiegel des Meeres, und führt in der Mitte von beinahe lauter vulkanischen Gebirgen bis Sassari fort, um sich wieder auf einem kleinen Abhange nach Porto Torres zu senken. Der höchste Punkt dieser Straße ist in der Nähe von San Simeone, auf dem Berge Muradu. Die volle Breite der Straße ist 7 Metres, die des fahrbaren Bodens $5\frac{1}{2}$ Metres, und die Höhe des Steinlagers $\frac{1}{4}$ Metres. Die Neigung übersteigt im Allgemeinen auf hundert nicht leicht 7 Meters, obgleich sich hie und da Anhöhen von 200 bis 500 Metres vorfanden, auf welche die Straße hinaufgeführt werden mußte. Das Steinlager der Fahrstraßen besteht im südlichen Theil aus Kies oder kleinen Steinen, die in den nahen Feldern gefunden wurden, im nördlichen Theil aus vulkanischen Steinen, zum Theil auch aus Basalt, und nur wo sich gar keine andern Materialien vorfanden, wurde Sand und auch Erde festgeschlagen, wie in Italien die flachen Dächer, in Deutschland die Fruchtennen verfertigt werden. Ueber die größeren Gewässer wurden Brücken aus Stein erbaut, und um über den Tirsi, den größten Fluß in dieser Linie, in der Nähe von Oristagni, zu setzen, benützte man die antike Brücke. Eine besondere Schwierigkeit boten diejenigen Bäche dar, welche den größten Theil des Jahres ohne Wasser sind, und nur durch Regengüsse zu Waldströmen anwachsen. Sardinien, dessen südlicher Theil bis zum 39sten Grad der nördlichen Breite reicht, hat schon tropische Regenströme, und keine Wasserleitung, keine Brücke wäre im Stande, den reißendschnell herströmenden Gewässern, die in einem Augenblick von den Gebirgen sich herabgießen, einen Ablauf zu verschaffen. Daher folgte man in dieser Hinsicht dem Beispiele der alten Römer, wie man die antiken Spuren in der Campedda di Macomer vorfand, und ließ solchen Bächen unter der Straße hin nur einen kleinen Abzugsgraben für das wenige Wasser, das den größten Theil des Jahres darin enthalten ist; wachsen sie zu Strömen an, so müssen sie ihren Lauf über die Straße hin nehmen.

Wo die Entfernung zwischen zwei bewohnten Orten mehr als zehntausend Metres betrug, wurde ein Gebäude zur größeren Sicherheit der Straßen, zum Schutzport der Reisenden und zum Aufenthalt der Straßenaufseher errichtet.

Die Centralstraße wurde in dem kurzen Zeitraum von sieben Jahren vollendet, gewiß ein sehr kurzer Zeitraum, wenn man bedenkt, daß die Zeit für solche öffentlichen Arbeiten im Innern der Insel auf fünf Monate beschränkt ist, vom Februar bis Junius; denn vor dem Februar hindert der Winter und die Regenzeit, und in der Mitte des Junius beginnt die außerordentliche Hitze des Sommers, welche wegen der schweren und tödtlichen Krankheiten eine öffentliche Arbeit unmöglich machen, da denselben nicht bloß die Fremden, sondern auch die Eingebornen unterliegen, sobald sie es wagen, mit den Elementen zu kämpfen. So kann man sagen, daß in 700 Arbeitstagen die Centralstraße in ihrer ganzen Ausdehnung vollendet wurde in einem Lande, wo sieben Jahre vorher das Gelingen derselben noch höchst problematisch war. Der ganze Kostenaufwand für dieselbe betrug beinahe vier Millionen Franken, eine Summe, welche den Ausgaben für die Straßenbauten in den Staaten des Festlandes ziemlich gleichkommt.

Zur Erhaltung der Straßen sind cantonieri (Straßenaufseher) aufgestellt, je einer auf 5000 Metres; sie sind militärisch gekleidet, tragen Schießgewehre, und erhalten einen monatlichen Sold. Sie sind verpflichtet, die Straßen in gutem Stande zu erhalten, bei kleinern Mängeln für die Steine zu sorgen, sie zu zerschlagen und auszubreiten; bei bedeutenderen Mängeln wird ihnen auf das Gutachten der Ingenieurs Hülfsmannschaft mit Wagen und Zugthieren beigegeben.

Es ist vorauszusetzen, daß die sardinische Regierung nicht auf halbem Wege stehen bleiben wird, und daß das ganze oben bezeichnete Straßensystem in einem Decennium seiner Vollendung nahe seyn wird. Die unmittelbare Folge wird das Wachsthum der Industrie, die Förderung des Feldbaues und die Ausdehnung des sardinischen Handels seyn. Es ist wahr, große Strecken der Insel sind noch unbebaut, und zum Theil rührt das ungesunde Klima derselben von dem Mangel an Anbau her; allein der Boden ist für sich ergiebig und fruchtbar, und war zu den Zeiten der Römer wegen seiner Fruchtbarkeit berühmt. Der erste Schritt zu der Wiedererlangung dieses Ruhmes ist mit der Anlage dieses Straßensystems geschehen. Die Regierung wird auch noch andere Mittel ergreifen, um diesen bedeutenden Theil der sardinischen Monarchie allmählich zu heben.

Vermischte Nachrichten.

Die Ausgrabungen auf dem Gebiete des alten Vulcia, jetzt Tenuta di Campo-Scala, werden, wie Berichte aus Rom melden, von einer unter dem Schutz des Kardinal Camerlengo stehenden Gesellschaft mit Eifer fortgesetzt. In den Gräbern hat man Becher und Vasen mit herrlichen für das Studium des Alterthums höchst interessanten historischen und mythologischen Gemälden gefunden. In der Stadt Vulcia selbst wurden bei den Nachgrabungen drei kolossale Statuen, zwei von Marmor und eine von Bronze, Instrumente von Gold und Silber, Basreliefs, Säulen und etruskische und lateinische Inschriften aufgefunden.

*

Es sind in Somersetshire Proben mit dem bekannten Valentiaweizen gemacht worden, der zwei Ernten im Jahre gibt, die eine im Junius, die andere im Oktober; die Säezeit für die erste ist Februar, die für die zweite Junius. Das gewonnene Mehl soll vorzüglich seyn.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 121. 1 Mai 1835.

Mexikanisches Allerlei.

Aktenmäßige Erzählung eines merkwürdigen Kriminalfalls.

H. A. Mackintosh, Sekretär des englischen Bergwerksvereins von Real del Monte, Führer eines von Mexiko aus dahin bestimmten Geldtransports von 14,200 Piastern, war am 28 Januar 1831 frühmorgens vor der Dämmerung aus Ozumbilla, seinem ersten Nachtquartier, aufgebrochen. *) Der das Geld enthaltende Karren wurde durch 14 berittene und bewaffnete Männer eskortirt, worunter fünf Engländer, die übrigen Mexikaner. Bald nach dem Aufbruche begegnete der Zug einem unbekannten Arriero (Maulthierfrachtführer), welcher angab, von einer zwischen Ozumbilla und Tizayuca postirten Straßenräuberbande, gegen 100 Mann stark, ausgeplündert worden zu seyn. Mackintosh, obwohl er diesen Bericht vernommen, blieb nichts desto weniger im Marsch; als jedoch kurz darauf ein zweiter begegnender und von ihm ausgefragter Arriero die Aussage des Ersten wenigstens dahin bestätigte, auch seinerseits 30 bis 40 sehr verdächtige Personen wahrgenommen zu haben, ließ der englische Führer Halt machen, bis es völlig hell geworden war; rückte dann aber wieder vor, und gelangte unangefochten nach Tizayuca. Hier ersuchte er den daselbst postirten Lieutenant der berittenen Landmiliz (civicos) Don Mariano Estrado um Verstärkung seiner Eskorte, die ihm auch willig gewährt ward. Der Lieutenant ließ neun Mann aufsitzen, an deren Spitze er persönlich den Zug begleitete. Kaum war derselbe um eine halbe Legua jenseits des Ortes gelangt, als etwa 60 berittene Räuber aus den Gebüschen zum Vorschein kamen, kavalleriemäßig uniformirt mit gelben und grünen Mänteln; zwischen ihnen auch viele Bewaffnete zu Fuß. Die berittenen Räuber vertheilten sich in kleine Trupps, und begannen sogleich auf die Eskorte des Transports zu feuern, worauf die 9 Milizen von Tizayuca alsbald Reißaus nahmen: ihr Offizier aber blieb, das Pistol in der Hand, neben dem Karren halten, um welchen, theilweise durch ihn gedeckt, sich auch der Rest der ursprünglichen Eskorte sammelte, zum äußersten Widerstande entschlossen, doch vergeblich. Ein wüthender Angriff der in Zahl so sehr überlegenen Räuber entschied schnell den Kampf. Von der Eskorte blieben der brave Milizenlieutenant, noch ein anderer Mexikaner und 1 Engländer todt, 9 andere verwundet auf dem Platze, von denen später noch zwei an ihren Wunden starben. Die Räuber ihrerseits hatten gleichfalls 3 Todte und mehrere Verwundete; sie bemächtigten sich der oben erwähnten Geldsumme, so wie eines Theiles der den Besiegten gehörigen Pferde, Waffen und Kleidungsstücke, und zerstreuten sich dann, vereinzelt oder in kleinen Trupps, nach verschiedenen Richtungen. Eine dieser Abtheilungen, aus 5 Mann bestehend, erregte am selbigen Nachmittage, bei Hacienda de Salinas, auf dem Wege nach Otumba vorüberziehend, den Verdacht des Verwalters dieses Landguts. Derselbe stieg mit 5 Knechten zu Pferde, setzte ihnen nach, erreichte sie in der Gegend Cerro Gardo, und es entspann sich ein blutiges Gefecht, worin von den Verfolgern einer, von den Verfolgten zwei auf dem Platze blieben. Die übrigen drei Räuber entflohen, mußten aber einen Theil ihrer gemachten Beute, namentlich fünf Pferde, eine Flinte, ein Paar Pistolen, zwei Säbel, und viele den Engländern abgenommene Kleidungsstücke im Stiche lassen.

Sobald das Gerücht des skandalösen Vorfalls nach der Hauptstadt gelangt war, ertheilte der kommandirende General, zu dessen Ressort solche, nach den bestehenden Gesetzen kriegsrechtlich zu verfolgende Verbrechen gehörten, dem Hauptmann D. Mariano Matamoros Befehl, „augenblicklich eine summarische Konstatirung der Thatsache zu beginnen, und alle Maßregeln einzuleiten, welche zur Entdeckung der Räuber, und, mittelst ihrer exemplarischen Bestrafung, zur Ehrenrettung des mexikanischen Namens und der mexikanischen Justiz zu führen geeignet seyn möchten." Derselbe ward zugleich angewiesen, von drei zu drei Tagen über die Lage der Sache zu berichten.

Seinerseits entwickelte ebenmäßig das Civil-Gouvernement des Föderaldistrikts den größten Eifer für Auskundschaftung und Festmachung der Verbrecher; auch ward seine Thätigkeit schon nach einigen Tagen mit einem Anfange glücklichen Erfolgs gekrönt. Der Gendarmerie-Sergeant Blas Mendoza, geleitet durch die in Ausübung seines polizeilichen Dienstes gesammelte Erfahrung und Personenkenntniß, begab sich am 2 Februar um 1 Uhr Nachmittags in die Wohnung des Francisco Ortega, genannt el Pollo, und versicherte ihn wohl zu wissen, daß er bei der Expedition

*) Ozumbilla liegt etwa 6 Leguas nördlich von Mexiko, auf dem östlichen Ufer des Christobalsees, an der Heerstraße nach Pachuca.

betheiligt gewesen sey. Ortega läugnete anfangs: stärker durch Mendoza gedrängt, gab er am Ende zu wirklich dabei gewesen zu seyn. Seinen Antheil an der Beute, sagte er, habe Juan Aguilar in Verwahrung genommen; der Catarino el Chino werde aber noch am selbigen Nachmittage kommen, um ihm 50 Piaster zu bringen, und diese ständen dem Sergeanten zu Dienste, wenn er reinen Mund und sie beide unangefochten lassen wolle. Mendoza gab sich das Ansehn, auf dieses Anerbieten einzugehn, und verlangte nur, daß Chino augenblicklich geholt werden möge, weil er nicht Zeit habe sich lange aufzuhalten.

Angekommen im Hause des Ortega und durch diesen von demjenigen unterrichtet, was zwischen ihm und dem Sergeanten vorgefallen war, erzählte el Chino den ganzen Vorgang umständlich und mit größter Freimüthigkeit; erklärte sodann, nach einigem Hin- und Herreden, zur Auszahlung der 50 Piaster als Lohn für Mendozas Stillschweigen sich bereit; ging mit ihm und Ortega nach dem Pulque-Laden des Juaz Perez, ließ das Geld bringen, und zahlte es dem Sergeanten. Dieser gab jetzt einer von ihm in der Nähe versteckt gehaltenen Patrouille seiner Leute das verabredete Zeichen, verhaftete mit ihrer Hülfe die beiden Raubgenossen, und ließ sie vorläufig nach der Gendarmerie-Kaserne in sichere Verwahrung bringen. Durch eine gleichzeitig in Ortegas Wohnung angeordnete Haussuchung kam man in den Besitz von vier Briefen, welche dieser an verschiedene Individuen zu Celaya und Queretaro geschrieben, aber noch nicht abgesendet hatte. Er erzählte darin den Raub als Augenzeuge, versicherte, „sie hätten den Engländern tüchtig eins ausgewischt, und ihren ganzen Geldtransport erbeutet; es sey scharf dabei hergegangen, und viele Leute seyen auf dem Platze geblieben, sie hätten mit blanken Waidmessern (á punto de machete) angegriffen, und höchst ehrenhaft die Sache ausgefochten; ihrerseits wären Pachito el Costeño und Villa Gomez unter den Todten; ihm selbst und dem Tarelo sey noch am selbigen Nachmittage lebhaft nachgesetzt worden; wenn Juan Aguilar etwa in dortige Gegend komme, möge man ihm sagen, Ortega bedanke sich, daß er ihm seinen Beuteantheil und seine Lanze mitgenommen, und man möge suchen ihn wieder zu dem zu helfen." Außerdem noch viel andere Details über denselben Gegenstand.

Man hatte nun für die fernere Untersuchung eine ziemliche Basis gewonnen. Schon bis zum 6 Februar ward eine bedeutende Anzahl verdächtiger Personen aufgehoben, und zur Disposition des kommandirenden Generals gestellt. Dieser verordnete, zur Beschleunigung der dem Publikum schuldigen Genugthuung, vorzugsweise die sechs Inkulpaten Ortega, Chino, Antonio Barrera, Andres Barrera, Tarelo und Ricarte zu prozessiren, vor das Kriegsgericht zu stellen und abzuurtheln. Nachstehendes ist ein getreuer Auszug der bei diesem Prozesse verhandelten Akten.

Franzisco Ortega, genannt el Pollo, 29 Jahre alt, gebürtig aus Celaya (Staats Guanaruato), verheirathet, Schuhmacher von Profession, Soldat im 2ten Linien-Infanterieregiment, von welchem er fünfmal desertirte, jetzt verhaftet am 2ten Februar und am 6ten desselben Monats zur Disposition der Generalkommandantur gestellt, ließ sich folgendermaßen vernehmen. Vier Tage vor dem Raubzuge habe Juan Aguilar ihn ersucht ihm seine Lanze zu leihen, deren er dringend bedürfe; und hinzugefügt, sie müßten sich recht bald wiedersehen. Er habe darauf die Lanze verabfolgt, und am 27sten Januar Nachmittags 4 Uhr von Aguilar durch Antonio Lopez die Einladung erhalten sich zu ihm zu verfügen: er sey dann zu Pferde gestiegen, und nach Peralvillo geritten, wo er den Aguilar zu treffen gehofft; indessen habe er dort nur den Camarilla getroffen, welcher ihm gesagt, daß Aguilar schon voraus sey. Indem er nun viele bewaffnete Leute, in kleinen Trupps zu drei und drei vorüberziehen gesehen, habe er den Camarilla gefragt, ob die alle dabei seyn würden? was dieser bejaht, und hinzugefügt, die beiden Barrera's und Charez wären auch schon voraus, und sie müßten sich gleichfalls tummeln: denn es sey darauf abgesehen einen englischen Karren aufzufangen, worauf viel Geld sich befinden solle; Zacualco sey der Sammelplatz. Er habe indessen den Camarilla allein seines Weges ziehen lassen, nachher jedoch zu drei Andern sich gesellt, mit denen er desselben Weges fortgezogen; keineswegs aber in der Absicht selbst am Raube theilzunehmen, sondern später anzukommen, und wenn Alles gut abgelaufen, zu sehen, ob man ihm nicht vielleicht irgend etwas schenken werde. Sie wären nun die ganze Nacht geritten, und gegen die Morgendämmerung in der Umgegend von Tizapuca angelangt: da sie hier keinen ihrer Kameraden getroffen, hätten sie den Streich mißlungen geglaubt, und die Rückkehr nach Mexiko beschlossen, jedoch einzeln und allmählich, um keinen Verdacht zu erregen. Er sey darauf Sonnabends um 7 Uhr Morgens in der Hauptstadt angekommen, bloß von Lopez begleitet: am 3ten Februar um 8 Uhr Morgens sey Catarino el Chino zu ihm ins Haus getreten, habe ihm Alles erzählt, wie es bei der Beraubung hergegangen, und Nachmittags wieder zu kommen versprochen: an demselben Nachmittage nun habe Sergeant Mendoza sich eingestellt, mit welchem sich begab, was oben bereits erzählt wurde.

Wenn nun gleich, wie man gesehen hat, Ortega durchaus in Abrede stellte, persönlich bei dem Raube betheiligt gewesen zu seyn, so rekognoscirte er nichts desto weniger die am Tage seiner Verhaftung in seinem Hause gefundenen Briefe als von seiner Hand geschrieben und unterzeichnet; räumte auch ein, daß er sie an ihre resp. Adressen abzusenden im Begriff gestanden habe. Es sind zwar nachher die Originale dieser Briefe — man weiß nicht wie, wahrscheinlich aber böslicher Weise, worüber eine besondere Untersuchung eingeleitet ist — aus den Akten verschwunden: doch existirt eine durch den Aktuar aufgenommene glaubhafte Certifikation ihres wesentlichen Inhalts, welche der Inkulpat später als richtig und mit den Originalien übereinstimmend gleichfalls anerkannt hat.

Von einer Konkubine Ortega's und zwei andern in demselben Hause wohnenden Zeugen ward ausgesagt: am Donnerstag Nachmittag 27sten Januar sey Ortega, mit Pistolen und Säbel bewaffnet, fortgeritten, und erst Sonnabends 29sten Morgens 7 Uhr, in Begleitung des Tarelo heimgekehrt: letzterer habe einen Scheckenfuchs, mit einem weißen Flecken im Gesicht, geritten. Das Signalement dieses Pferdes stimmte zu dem eines andern, welches in der Nacht vom 27sten bis 28sten Januar einem Wagen des D. Atanasio Rosas aus Guadalupe zu Zacualco aus-

gespannt und gestohlen worden war. Nach Aussage der Zeugen war Tarelo mit einem breiten Weidemesser bewaffnet, welches, nebst dem Pferde, er im Hause zurückließ. Während er daselbst Kaffee trank, will die Konkubine gehört haben, daß Ortega zu ihm sagte: „Mensch! wir wären ja thöricht! wollen sie uns etwas geben so nehmen wir es." Ferner deponirte dieselbe Konkubine, daß Ortega später ihr gesagt, „er sey, von Aguilar verführt, allerdings auf den Raub mit ausgezogen, habe sich aber mit Tarelo im Walde versteckt gehalten, wo er deutlich die während des Angriffs gefallenen Schüsse vernommen: und einer der andern Zeugen wollte diese Aeußerung gleichfalls theilweise mit angehört haben. Ortega aber und Tarelo läugneten standhaft sowohl was sie unter sich, als was jener zu seiner Konkubine, gesprochen haben sollten. Letztere, mit beiden konfrontirt, beharrte jedoch auf ihrer Aussage. Der Sergeant Mendoza hatte in seinem Verhaftungsberichte angeführt, daß Ortega ihm seine persönliche Anwesenheit bei dem Ueberfalle eingestanden habe; und obwohl bei der Konfrontation Ortega es ihm ins Gesicht läugnete, bestätigte er dennoch die Wahrheit seiner Versicherung.

Im artikulirten Verhör (confesion con cargos) blieb der Inquisit dabei, keinen persönlichen Theil am Raube gehabt zu haben. Den Inhalt seiner Briefe erklärte er aus den von Chino über die Expedition empfangenen Mittheilungen, und auf die Frage warum er überhaupt diese Briefe geschrieben? antwortete er: „er habe seine Korrespondenten zu überreden gewünscht, daß er bei Gelde sey, um sie bereitwilliger zu stimmen seiner zweiten in Queretaro wohnhaften Konkubine für seine Rechnung einen Vorschuß zu machen, dessen sie eben bedurft: und von seiner beim Raube mit Tarelo gehaltenen Kameradschaft habe er nur geredet, um zu zeigen, daß er es mit tapfern Leuten halte." Diese Erläuterung paßte indessen wenig zu seiner und Tarelo's früherer Behauptung, sich gegenseitig, als sie einander bei der Rückkehr nach Mexiko, nahe bei dieser Stadt, zum Erstenmale getroffen, völlig unbekannt gewesen zu seyn, und auch dann keine Unterhaltung mit einander geführt zu haben. Denn wäre dieß richtig, wie konnte Ortega wissen, daß Tarelo ein Mann sey, durch dessen Kameradschaft er in den Augen seiner Freunde gewinnen werde?

Vor dem Kriegsgericht und bei seiner Vertheidigung hat übrigens Inquisit lediglich seinen frühern Aussagen inhärirt.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Tagebuch einer Reise durch das Himalayagebirge zu den Quellen des Dschemna, und von da bis an die Gränzen der chinesischen Tatarei, zurückgelegt vom April bis Oktober 1827, von Kapitän C. Johnson. Mitgetheilt und mit Bemerkungen begleitet in einer der vorjährigen Sitzungen der geographischen Gesellschaft zu London von W. Ainsworth.

Kapitän Johnson verließ Caunpur am Abend des 1 April 1827 in Begleitung zweier Offiziere seines Regiments, und kam nach einer Reise von 550 (englischen) Meilen, in Palankins, gerade zur Zeit der großen Messe nach Hurdwar, *) die dort in der ersten Hälfte des Monats April gehalten wird. Hurdwar liegt am Fuße der ersten Gebirgskette, zu der man gelangt, wenn man sich den großen Centralketten nähert, und hier bricht sich die Vereinigung des Bagerutti und der Alcnunda, Ganga (Fluß) genannt, aus dem Thal von Deyra einen Weg in die Ebenen. Die Stelle, wo die Gewässer zuerst aus den Gebirgen heraustreten, ist besonders geheiligt, und so gab denn die Versammlung einer Menge von Menschen, die aus den entferntesten Theilen Indiens dorthin zogen, um ihre religiösen Abwaschungen zu vollziehen, endlich Anlaß zu einer Messe oder Zusammenkunft in Handelsgeschäften.

Die Pagoden und Ghauts, oder breiten steinernen Treppen, welche in das Wasser hinabführen, nehmen das rechte Ufer des Flusses unterhalb der Stadt ein, durch welche der einzige vorhandene Weg in das Deyra Dhun (Thal) führt. Die Gebirge zu beiden Seiten dieses Passes sind nicht bedeutend hoch, und steigen an der einen als eine nackte senkrechte Felsenwand und an der andern in sanftem Anstiege empor, auf dem Rücken mit Gehölz bedeckt. Die Fakirs, welche Hurdwar zu ihrem Aufenthalte gewählt haben, hausen meist in Felsenhöhlen oberhalb des Passes, zu denen man nur auf Leitern gelangen kann; nur wenige von ihnen wohnen in den Tempeln. Kapitän Johnson meint, daß die Angabe jener Reisenden, welche die Zahl der Hurdwar Besuchenden, ein Jahr ins andere gerechnet, auf zwei Millionen Seelen schätzen, eher zu niedrig als zu hoch sey.

Der Reisende benutzte seinen kurzen Aufenthalt zu Hurdwar, um Kunkul zu besuchen, eine unweit der Stadt beisammenstehende Anzahl heiliger Gebäude der Hindus. Es befinden sich hier Pagoden und Deotas von jeder Größe und Gestalt, von denen einige wahrhaft schöne Muster hindu'scher Architektur, andere aber durch die unförmlichen Gebilde ihrer Mythologie entstellt sind, die mit gänzlicher Vernachlässigung aller Verhältnisse und der Perspektive in grellen Farben auf den Außenwänden abgemalt stehen. Daß es den eingebornen Malern an aller Beobachtungsgabe fehlt, zeigt sich ganz deutlich aus der Abbildung des Tenth Avatar, wo Wischnu, gleich unserem Tod in der Offenbarung, auf einem weißen trottirenden Pferde sitzend vorgestellt wird, das die Hinter- oder Vorderfüße zu gleicher Zeit aufhebt, eine Eigenthümlichkeit, welche dem Kamel, aber nicht dem Pferde angehört.

Das Thal von Deyrah, das der Reisende durch den Paß von Hurdwar betrat, wechselt in der Breite von 12 bis zu 15 Meilen, kann ungefähr 70 Meilen lang seyn, und dehnt sich, von Osten nach Westen, bis an den Fuß der zweiten Gebirgskette aus. Der Eingang in das Thal wird besonders durch seine üppige, ja man könnte sagen Urvegetation verschönert. Die rankenden Gewächse erreichen hier eine ungewöhnliche Größe, und da sie, von Baum zu Baum sich schlingend, das sämmtliche Gehölz gleichsam zusammenflechten, so bildet sich auf diese Weise ein Dickicht, das selbst für einen Elephanten undurchdringlich ist. Das Thal ist deßhalb auch ziemlich ungesund, ausgenommen in der Nähe von Deyrah, wo das Gestrüpp auf mehrere Meilen in die Runde abgebrannt wurde. Uebrigens ist es kühl und von zahllosen Bächen bewässert, in denen es eine Menge den Forellen ähnliche Fische gibt; im Dickicht wimmelt es von Wild aller Art, vom Tiger bis zur Wachtel. Der Charakter der Bäume und der Scenerie überhaupt ist dem unter unsern Breiten sehr ähnlich, und die Täuschung wurde nur durch das Hervorblicken der schneebedeckten Gebirge und das gelegentliche Erscheinen von schwarzen Rebhühnern und Dschungelhähnen (jungle cocks) gestört. In diesen Gegenden fängt der Boden an mit grünem Graswuchse bedeckt zu seyn, und zwar vorzugsweise im Schatten der Banianenbäume.

So wie die Reisenden tiefer in das Thal eindrangen, mußten sie oft durch steinige Betten vertrockneter Bäche und Flüsse wandern; der bewaldete hügelige Boden, die lichten Plätze verschwanden immer mehr, und das Land wurde flach, fast sumpfig, oder war mit vertrocknetem Grase bedeckt. Die fernen schneebedeckten Gipfel des Himalaya boten, von hier aus betrachtet, einen ganz eigenen Anblick, weil sie, hie und da an den Seiten mit Wolken bedeckt, über diese hinausragten und ihre Umrisse im Blau des Himmels verschwammen.

Von Bäumen sieht man im Deyrah Duhn meist Tekholzbäume,

---

*) Eine Schilderung derselben findet sich in Nr. 61 und 62 dieser Blätter v. d. J.

Lisu und einige wenige Fichten. In der Nähe von Deyrah sieht man Gruppen von Mangobäumen, im Hofe des Sikh-Tempels Jackbäume und auf den Bergen jenseits Deyrah reich mit Getreide bebautes Land.

Die kleine Stadt Deyrah liegt ungefähr 4 Meilen von der zweiten Gebirgskette entfernt, und besteht aus den Lagern des Gorkharegiments, das nach dem Kriege mit Nepal errichtet wurde, und dem damit verbundenen Bazar der Eingebornen. Wenige Meilen von Deyrah befindet sich das Fort Katuga, ein zwar an sich selbst nicht fester Platz, aber in einer fast unzugänglichen Lage; das Fort wurde während des Kriegs mit den Ghorkas von diesem Stamme auf das hartnäckigste vertheidigt.

In Deyrah mietheten die Reisenden Kuli's und machten sich am 21 auf den Weg, den Windungen eines kleinen Gebirgsstromes folgend, bis sie zu einem niedern Wasserfall kamen, oberhalb dessen der Fluß sich zu einem kleinen See ausbreitete. Dann gingen sie über einen dicht mit Buschholz bedeckten Hügel, wo es von Fasanen und anderem Wildgeflügel wimmelte, und erreichten endlich das auf einer steilen Felsenbank über dem Flusse Sauni gelegene Dorf Nagul; das Flußthal bildet den Eingang in die zweite Gebirgskette. Vom Dorfe aus folgten die Reisenden dem Flußbette, das ungefähr eine Meile weit, bis zu dem Tropfsteinfelsen Sansadarrah, hie und da mit ungeheuren Felsenstücken bedeckt war; dem letztern Felsen gegenüber fanden sie eine kleine Bedachung für Reisende.

Der Tropfsteinfels Sansadarrah erhebt sich in bedeutender Höhe über ein kleines Wasserbassin, das nur einige Schritte vom Ufer entfernt ist. Der Fels hängt gleich einem Dache über dem Bassin und hat ungefähr 50 Schritte in der Länge. Oberhalb desselben befindet sich ein kleiner Fluß, der vom Gebirge herab bis zum Rande des Abgrundes fließt, wo er, statt einen Wasserfall zu bilden, von dem sumpfigen Boden eingesogen wird, und, durch den Felsen durchsickernd, in Gestalt eines unaufhörlichen Regens in das Bassin hinabfällt. Der Felsen ist mit Stalaktiten bedeckt, von denen man aber noch schönere Exemplare in einer Höhle rechter Hand, dem Felsen gegenüber, findet, die ganz damit angefüllt ist, und wo sie von der Wölbung herabhängend und vom Boden emporsteigend Pfeiler bilden. Auf dem Boden der Höhle steht das Wasser zwei Fuß hoch.

Rings um den Sansadarrah steigen die Berge fast senkrecht bis zu einer Höhe von ungefähr 5000 Fuß empor, und sind bis zum Gipfel hinauf mit schönem Gehölze bedeckt. Die Reisenden waren genöthigt hier die Decke ihres großen Zeltes zurückzulassen, da es unmöglich war, sie auf diesen unwegsamen Pfaden weiter fortzubringen. In der Nähe des Sansadarrah befindet sich eine geschwefeltes Wasserstoffgas enthaltende Quelle, die am Rande und auf dem Boden eine dicke Schwefelkruste absetzt, obschon das Wasser klar und geschmacklos ist.

Vom Sansadarrah aus zog sich der Weg während der ersten Meile, in bedeutender Höhe über dem Flusse, längs des Gebirgs hin. Nachdem die Reisenden eine offene Stelle zurückgelegt hatten, wo der Kaldi oder Gabh sich mit der Sauni vereinigt, zieht sich die Schlucht zusammen und der Weg senkt sich zum Flußbette hinab, wo gewaltige Felsenstücke das Fortkommen sehr erschweren. Hier begegneten sie einer Reisegesellschaft, die sich seit 20 Tagen von Gangotri aus unterwegs befand; drei Tagereisen hatte sie durch tiefen Schnee zurückgelegt. Einer von ihnen, dem ein herabrollender Stein den Fuß zerschmettert hatte, wurde von seinen Gefährten in einem Korbe getragen. Als unsere Reisenden über Rhubwarah hinausgekommen waren, stieg der Weg Zickzack, einen Abgrund zur Seite, fast 5000 Fuß hoch empor, und senkte sich dann wieder in das tiefe düstere Thal Muggra hinab.

Dieß ist die zweite Gebirgskette, welche man, sich dem Himalaya nähernd, übersteigen muß, und von deren Rücken aus man auf der einen Seite das üppige Thal von Deyrah nebst den fernen Ebenen von Sehampur und von der andern mit Fichten bedeckte Berge übersieht, hinter denen die alles überragenden Gipfel der schneebedeckten Gebirgskette emporsteigen. Hier kommen zum Erstenmal Fichten auf dem obern Theil der Berge zum Vorschein; tiefer unten gibt es Pflanzen, wilde Früchte und Gesträuch aller Art. Die Reisenden fanden Kirschen, Birnen, Himbeeren und Erdbeeren; nichts aber kam der Mannichfaltigkeit und Schönheit des blühenden Gesträuchs gleich: die Abhänge ganzer Gebirge waren mit gelbem und weißem Jasmin, Cistus und dem scharlachroth blühenden Rhododendron bedeckt, der hier die Größe eines Waldbaumes erreicht. Fasanen, Tschuccoris oder rothfüßige Rebhühner gab es in Menge.

Der Weg windet sich, wenn man das Dorf Beli im Rücken hat, aus dem Thal Muggra über einen Berg und senkt sich dann ungefähr eine Meile weit wieder abwärts. Die Reisenden schlugen ihr Lager auf einer kleinen Terrasse am Eingange eines schönen in seinen untern Theilen angebauten Thales auf. Unter ihnen lag das Dorf Phabi, um welches sich die Gebirge amphitheatralisch erheben. Unter den Bäumen bemerkte man Stechpalmen und Eichen, letztere jedoch von Gestalt und Blättern kleiner als die englische Art. An den Ufern des Uglawar waren die Berge bis zu einem Drittheil ihrer Höhe angebaut.

Die Bewohner dieses Thales schienen ziemlich wohlhabend zu seyn, denn sie hatten Büffel und Schafe in Menge. Ihre Kleidung ist ganz weiß und besteht aus Beinkleidern nebst einer Art Tunika, über die sie eine leichte wollene Decke werfen, die auf der Brust mit einer Nadel von Stahl oder Messing befestigt wird. Auf dem Haupte tragen sie eine lange weiße Mütze, deren oberer Theil straff über den Kopf gezogen und der untere herabhängende rund herum aufgerollt wird, so daß diese Kopfbedeckung so ziemlich einem Turban gleicht.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 122. 2 Mai 1835.

Schreiben aus Russland, v. 20sten Febr. 1835.

Abends bei ziemlich kalter Witterung kam ich in Rjäsan an. Diese Stadt ist 130 deutsche Meilen von St. Petersburg, und 26 Meilen von Moskau entfernt, und eine von den neuen Städten, welche unter der Kaiserin Katharina II angelegt und im Jahre 1783 zu einer Gouvernementsstadt erhoben wurde.

Die Stadt Rjäsan hat ein sehr freundliches Ansehen. Sie ist regelmäßig und völlig ausgebaut, hat mehrere Fabriken und Manufakturen und treibt einen ziemlich einträglichen Landhandel. Die meisten Häuser sind zwar von Holz, aber sauber und recht hübsch aufgeführt, und das Innere ist, wenn ich von einigen auf Alle schließen darf, gut und bequem eingerichtet. Die kaiserlichen Gerichtsgebäude, das Gouvernementshaus und noch etwa 20 andere Häuser sind von Stein; zusammen sind gegen 800 Wohnhäuser und etwa 7600 Einwohner hier, 16 steinerne und 2 hölzerne Kirchen, ein Popen-Seminarium, ein Gymnasium, eine Kreisschule, ein adeliges Erziehungs-Institut und 3 Parochialschulen. Die Stadt ist auch der Sitz eines Erzbischofs und hat ein beträchtliches Mönchskloster, das mit mehreren stattlichen Thürmen geziert ganz für sich allein auf einer Anhöhe liegt, und deßwegen in der Ferne zuerst in die Augen fällt. Der Umfang der Stadt beträgt etwa ½ Meile. Ihr Boden ist sehr uneben, auch ist sie nur erst zum Theil gepflastert, die meisten Gassen sind bloß mit Balken gebrückt, mehrere noch gar nicht gepflastert, wo daher im Herbst und Frühjahre viel Koth, im Sommer aber ein unerträglicher Staub ist. Sie hat keinen Wall, sondern ist bloß mit Pallisaden umgeben.

Die ungewöhnliche Lebhaftigkeit in den Straßen bei meiner Ankunft ließ mich auf eine besondere Feierlichkeit schließen; allein nach näherer Erkundigung erfuhr ich, daß heute — Schauspiel sey, und man eben nach dem Theater ginge. Was? dachte ich, hier ein Theater? — Das muß ich sehen! und statt vor das Haus des Gouvernementsraths K*** zu fahren, wohin ich von dem Grafen von B. adressirt war, fuhr ich gerade nach dem Schauspielhause. Nach einer solchen Reise von Moskau sehnte ich mich nach Zerstreuung und Erholung. Das Theater liegt keine halbe Werst von der Stadt auf einem besondern freien Platze, ist ziemlich geräumig und ganz von Holz erbaut, hat eine ganz artige innere Einrichtung und entspricht seinem Zwecke gut genug. Es ward kein Originalstück aufgeführt, sondern „die Jäger" von Iffland, gegeben. Die Schauspieler und Schauspielerinnen waren größtentheils Gouvernementsschreiber, Kanzlisten, Kopisten, Sekretäre ꝛc. mit ihren Weibern und andern Personen aus dem Mittelstande. Die Darstellung des Stücks war zwar hie und da etwas schleppend, aber im Ganzen doch erträglich. Das Legegeld war in die Logen 50 Kopeken Kupfergeld (12 Gr.) und ins Parterre 25 Kopeken (6 Gr.), also nur die Hälfte von dem Eintrittspreise in Moskau und Petersburg. Wie man mir sagte, fällt nach Abzug der Kosten das Uebrige den Schauspielern anheim, als ein geringer Beitrag zu ihren schmalen Besoldungen. Nicht nur die Städter besuchen dieses Schauspiel alle Sonnabende, als den gewöhnlichen Spieltag, sondern auch die Landbewohner kommen bei gutem Wetter oft 30 und mehrere Werste (4 bis 5 Meilen) weit deßwegen hieher gefahren; denn die Russen lieben Vergnügungen dieser Art sehr; auch haben sie für das Komische im Lustspiele viel Talent, hingegen ernstere, tragische Charakter-Rollen wissen sie nicht so wahr und täuschend vorzustellen als deutsche Schauspieler. Ihre Operetten und pantomimischen Ballette sind hörens- und sehenswerth, und möchten sie darin wohl mit den Deutschen wetteifern, ja in den letztern sie vielleicht gar übertreffen, denn sie sind ungemein geschickte Tänzer.

Als die Komödie zu Ende war, wunderte ich mich nicht wenig, daß, ganz gegen russische Sitte, sehr viele zu Fuße aus dem Theater nach Hause gingen, da es doch sonst jeder Bemittelte und Angesehene in Rußland für entehrend hält, nur eine Straße lang zu Fuße zu gehen. Vielleicht setzte man sich hier mehr über das lächerliche Vorurtheil hinweg, daß der Gebrauch seiner eigenen Füße eine Schande sey. Mein Herr Wirth, der Rath K***, zu welchem ich bereits meine Equipage geschickt, und den ich im Theater hatte kennen lernen, gehörte nicht unter diese Zahl; denn ein schöner Wagen mit vier Pferden bespannt, erwartete uns auf dem Platze, in welchem ich mit ihm nach Hause fuhr. Ich ward sehr freundlich und höflich im Hause empfangen, und auf das Beste bewirthet, so daß ich über die Leibesnahrung nicht klagen konnte, die Geistesnahrung war dagegen desto kläglicher beschaffen, fad, trocken und ohne alle Würze. Hiezu kam noch, daß der Herr Rath keine andere als seine Muttersprache verstand. Doch wäre dieses noch verzeihlich gewesen,

weil man auch ohne Kenntniß fremder Sprachen ein sehr gescheidter Kopf seyn kann; allein der Herr Rath schien auch von seiner Muttersprache wenige Kenntniß zu haben; denn er hatte sich so wenig in der russischen Literatur umgesehen, daß er noch weniger als ich davon wußte. Aber auch in den russischen Gesetzen und Ukasen von Peter I an bis auf Alexander, nach deren einigen ich mich erkundigte, war der Herr Rath nicht sonderlich bewandert. Zum Glück sind nicht alle russischen Räthe von diesem Schlage, denn ich habe unter der Menge von Hof-, Kollegien-, Regierungs- und andern Räthen, die es in Rußland so gut wie in andern Ländern gibt, viele wackere, ja mit unter gelehrte Männer, gefunden, welche den gerechtesten Anspruch auf jedermanns Beifall und Achtung machen konnten.

Mexikanisches Allerlei.

Aktenmäßige Erzählung eines merkwürdigen Kriminalfalles.

(Fortsetzung.)

Catarino Jaime el Chino, gebürtig aus S. Jose Casas viejas, 30 Jahre alt, Schlächter von Profession, verhaftet am 2 Februar und vor Gericht gestellt am 6ten, deponirte wie folgt. Am 27sten Januar um Mittagszeit, als er mit Hilario el Charro durch das Katharinengäßchen gegangen, sey er dem Chaparrito mit zwei Unbekannten begegnet, deren Kleidung er beschrieb. Es habe sich ein Gespräch zwischen ihnen entsponnen, in dessen Verlauf die Verabredung getroffen worden sey, an dem Ueberfalle Theil zu nehmen: Chaparrito habe die Disposition dergestalt entworfen, daß sie sämmtlich noch an selbigem Tage gegen Abend in kleinen Trupps ohne Aufsehn aus Mexiko wegreiten, kurz jenseits Guadalupe aber sich vereinigen sollten. Es sey darauf wirklich besagten Abends zur Barriere von Peralvillo herausgeritten, und schon gleich außerhalb derselben mit Hilario el Charro zusammengetroffen; beide zusammen hätten sie sich dann nach den Hügeln (von Tapeyecac) begeben, daselbst etwa 20 Männer beisammen gefunden, bis gegen 9 Uhr sich stille gehalten, und dann sich nach Tizayuca in Marsch gesetzt. Sie wären die ganze Nacht durch geritten, und hätten um die Morgendämmerung an einem Hügel Halt gemacht, um hier den Transport zu erwarten. Sobald sie denselben ansichtig geworden, habe Chaparrito Ordre gegeben, darauf loszustürzen, und also sey es geschehn; sie hätten das Geld geraubt, und zwei Engländer wären todt auf dem Platze geblieben, er (Chino) habe einen Piastersack (talega) genommen, und ihn, wie jeder den seinigen, am Sattelknopfe befestigt: darauf hätten sie sich zerstreut, aber etwa 2 Leguas weiter sich wieder vereinigt, und alles Geld in eine Masse zusammengeworfen, worauf Chaparrito die ordentliche Theilung vorgenommen. Auf des Deponenten Antheil wären etwa 170 Piaster gefallen, wovon er nachher 120 dem Schenkwirth Inaz Perez zu Mexiko in Verwahrung gegeben. Nach der Theilung sey jeder seines eigenen Weges gezogen, und Deponent nach Mexiko zurückgekehrt. Am Lichtmeßtage Nachmittags sey er zu Ortega ins Haus gegangen, habe daselbst den Mendoza getroffen, und nun alles Uebrige, wie schon vorhin erzählt, sich begeben. Deponent fügte noch hinzu, daß er an diesem Nachmittage durch Mendoza verwundet worden sey.

Dieser Angeklagte, welcher solchergestalt sein Verbrechen ohne Rückhalt eingestanden, und außerdem freiwillig erklärt hatte, seit längerer Zeit schon aus Diebstahl und Raub eine Lebensgewohnheit und seinen Lebensunterhalt gemacht zu haben, verweigerte nachher im artikulirten Verhör mit größter Halsstarrigkeit jede Antwort auf die ihm vorgelegten Fragen. Zugleich wußte er, während des ganzen Laufes der Untersuchung, und noch in der Armensünder-Kapelle, bald mit schlauer Umgehung, bald mit stolzer Zurückweisung, jede Aeußerung zu vermeiden, die zur Entdeckung neuer Mitschuldiger oder zur Ueberführung der schon bekannten hätte dienen können. Den Chaparrito, den einzigen, welcher von ihm genannt und gravirt worden war, hatte er augenscheinlich unter fingirtem Namen aufgeführt. „Wenn Kameraden durch ihn ins Unglück geriethen,“ sagte er mehr als einmal, „würde das ein ewiger Schandfleck auf seinem stets behaupteten Charakter eines braven und rechtschaffenen Mannes seyn.“ Am Tage der Schlußverhandlung vor dem Kriegsgericht wiederholte er sein früheres Bekenntniß eigener Schuld mit größter Bestimmtheit und Festigkeit, erklärte auch, daß er nichts zu seiner Vertheidigung hinzuzufügen habe. Bei Publikation des Todesurtheils zeigte er die größte Fassung, schalt heftig einen Mitverurtheilten wegen seines feigen, unmännlichen Benehmens, und machte einem andern bittere Vorwürfe, in Bezug auf Mitschuldige mehr ausgesagt zu haben als er verantworten könne. Etwa eine Stunde vor der Hinrichtung schien es, als ob er noch etwas auf dem Herzen habe; der Richter, dem es gemeldet ward, begab sich mit dem Aktuar in die Armensünder-Kapelle, und suchte ihm über Mitschuldige noch einige Aeußerungen abzugewinnen. Chino bat ihn aber, sich keine Mühe zu geben, und fügte hinzu: „was er zu sagen gewünscht habe, sey nur, daß die beiden Barreras unschuldig hingerichtet würden; sie wären zuverlässig nicht beim Raube gewesen, da er sie nicht gesehen habe.

Antonio Barrera, gebürtig aus Celaya, 54 Jahr alt, ledigen Standes, Schmuggler von Profession, war von der Polizei des Föderaldistrikts verhaftet, und gleichfalls am 6 Februar dem Gericht übergeben worden. Befragt, was er am Abend des 27sten und den ganzen 28 Januar hindurch getrieben, an welchen Orten er sich aufgehalten und mit welchen Personen er verkehrt habe? behauptete er damals am Schnupfen gelitten, und die besagten Tage und Nächte in seinem Hause zugebracht und geschlafen zu haben: beschrieb sehr genau Alles, was er angeblich vorgenommen, und nannte 12 Zeugen, mit welchen er an verschiedenen Orten, und aus bestimmten detaillirt von ihm angegebenen Gründen verkehrt haben wollte. Diese Zeugen, vorgefordert und befragt, läugneten aber theils gänzlich die Richtigkeit der auf sie bezogenen Thatsachen, und gaben sogar Gründe an, warum sie durchaus nicht richtig seyn könnten, theils behaupteten sie derselben nicht mehr sich zu erinnern. Der Inquisit Francisco Ortega versicherte von Camarilla gehört zu haben, daß beide Barreras in Gesellschaft des Chavez beim Raube gegenwärtig gewesen; es sey aber

dieser Charez nicht der Verhaftete und in Untersuchung befindliche, sondern ein anderer gleiches Namens.

Die Beischläferin des Andrea Barrera, welche jedoch mit beiden Brüdern lebte, sagte aus: „Donnerstag Nachmittag 27sten Januar gegen 6 Uhr seyen Andrea und Antonio zu Pferde gestiegen und fortgeritten: letzterer habe eine Flinte, ein Paar Pistolen und einen Degen besessen, und beide hätten, wie sie sich zu erinnern glaube, diese Waffen unter sich vertheilt. Auf ihre an Andrea gerichtete Frage, wann er heimzukehren gedenke, habe derselbe erwidert, vielleicht am Sonnabend: und wirklich sey es etwa gegen Mittag dieses Tages oft geschehn. Nachdem sie ihre Pferde abgesattelt, sey Andrea schlafen gegangen, Antonio aber aus dem Hause, sie glaube zum Mittagessen.“ Befragt, ob sie die Gebrüder Barrera mit irgend einer Arbeit zur Gewinnung ihres Lebensunterhalts beschäftigt gesehn habe, antwortete sie: „in der ganzen Zeit, die sie mit ihnen verlebt, habe sie niemals gesehn, daß sie gearbeitet: vielmehr hätten sie stets sich müßig umher getrieben, und all ihre Habe sey allmählich ins Leihhaus gewandert. Zuweilen habe sie in der That sie sagen gehört, sie müßten ausgehn um Tabak zu holen (einzuschwärzen), niemals aber dergleichen wirklich bei ihnen gesehen; doch glaube sie jetzt, daß ihre Abwesenheit vom 27 bis 29 Januar wohl nie solches Tabaksgeschäft zum Gegenstande gehabt haben könne.

Die Beischläferin des Catarino el Chino erklärte: „Sonnabends 29 Januar etwa um Mittag — also zur Zeit wo Chino, seinem eigenen Geständnisse zufolge, von der Expedition zurückkehrte — sey sie im Pulque-Laden des Vasquez am Peñol (eine halbe Stunde von Meriko) gewesen, als sie ihren Zuhälter den Chino in vollem Galopp ankommen gesehen, begleitet von einem Manne, dessen Kleidung so wie das Signalement seines Pferdes sie umständlich beschrieb; beide wären eingetreten, und hätten Pulque gefordert; indessen habe dem Chino ihre Anwesenheit unbequem geschienen, und sie hätten sich bald wieder entfernt, den Weg nach der Stadt einschlagend: den Mann, welcher damals in ihres Zuhälters Gesellschaft sich befunden, habe sie später in der Gendarmerie-Kaserne und im Gefängnisse unter den Verhafteten wieder gesehn.“ Als man von Gerichts wegen ihr mehrere Abtheilungen Gefangener, aus solchen, die wegen des Raubes bei Tizapuca verhaftet waren, und aus andern gemischt, vorführen ließ, griff sie sofort den Antonio Barrera heraus, und versicherte, dieser sey es gewesen, der ihren Zuhälter zur erwähnten Stunde begleitet.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Tagebuch einer Reise durch das Himalaya-Gebirge zu den Quellen des Dschemna, und von da bis an die Gränzen der chinesischen Tartarei, zurückgelegt vom April bis Oktober 1827 vom Kapitän E. Johnson. Mitgetheilt und mit Bemerkungen begleitet, in einer der vorjährigen Sitzungen der geographischen Gesellschaft zu London, von W. Ainsworth.

(Fortsetzung.)

Die Reisenden machten zunächst an einem Platze Halt, der, nach einem Tempel, Bewauni genannt wird; das ihm zunächst liegende Dorf, aus dem sie sich mit Lebensmitteln versahen, heißt Thaun. In der Nähe dieses Platzes gab es weiße und rothe Himbeeren im Ueberflusse. Ueber den Fluß Dschumli kommt man hier auf einem Sango oder Brücke aus Fichten. Je weiter die Reisenden auf ihrem Wege, der bald am Flusse, bald längs der Felsen hinführte, vorwärts kamen, desto wilder wurde die Gegend. Einzeln stehende riesige Deodars (Pinus deodas), ganz der ächten Ceder ähnlich, stiegen aus dem kahlen Felsen empor. Der Kankur, oder bellende Hirsch, und der Ghurl, oder die wilde Ziege, hausen auf den nächstgelegenen Bergen. Nachdem die Reisenden durch das Dorf Bala gekommen waren, erreichten sie Morarra, ein elendes Dorf auf einem schwarzen Hügel. Hier wurde Kapitän Johnson krank und mußte von den Kuli's weiter getragen werden. Der Weg führte bergauf nach dem Corassu-Gorge (Paß) und dann 4½ Meilen weit abwärts an einem Abgrunde hin durch das Dorf Lalarie zu dem Nagun Gadh, einem ziemlich bedeutenden Flusse, am Fuß des Berges Janba'gan, über den die Reisenden gingen und ihr Lager am jenseitigen Ufer aufschlugen. Das Land war rings umher gut angebaut. Auf dem Corassu gab es hauptsächlich Eichen, Fichten und Rhododendron. Hier mußte der Kapitän wegen fortdauernden Uebelbefindens verweilen.

Am 1 Mai setzte er seine Reise im Tragsessel fort. Der Weg führte eine Meile weit aufwärts, und lief dann zwei Meilen weit theils eben, theils sanft abhängig zu dem Gebirge hin, an dessen Fuß sich der Nagun mit dem Bagirutti vereinigt. Der letztere Fluß strömt hier durch ein schönes, angebautes, ungefähr eine halbe Meile breites Thal. Die Berge steigen fast senkrecht empor, und an der westlichen Seite liegen drei oder vier Dörfer. Nach einem angenehmen Wege von fünf Meilen kamen die Reisenden nach Baretti, gingen dann durch das Dorf Dhurassu und setzten über den Gudol, wo sie, ein wenig oberhalb des Flusses, in einer Höhle, das letzte übrige Mitglied aus einem Kloster von Dschogi-Nonnen, ein achtzigjähriges Weib fanden, von dem sie mit Rosen beschenkt wurden. Nachdem sie noch zwei Meilen bergauf zurückgelegt hatten, kamen sie in das Dorf Pottorrah, wo sie ihr Lager in einer Höhe von ungefähr 4000 Fuß gerade über dem Bagirutti aufschlugen, der sich im Sonnenschein gleich einer Blutsteinader unter ihnen hinwand.

Nach einem Marsch von sechs Meilen, bald auf-, bald abwärts und durch Fichtenwälder, kamen unsere Reisenden in das kleine und sehr unreinliche Dorf Dhaudra. Die Häuser hatten, wie gewöhnlich, drei Stockwerke; in dem untern befinden sich die Viehställe, im zweiten die Kornspeicher und im dritten wohnt die Familie. Unterhalb des Dorfes wird der Fluß von zwei vorragenden Felsen eingeengt, über welche ein Sango gelegt ist.

Im Dorfe Matti, der nächsten Station, stand das Thermometer im Zelt auf 91° F. (26⅔° R.). Nachdem die Reisenden auf einem sehr schlechten Sango über den Baretti gegangen waren, kamen sie in die Stadt Barahat. An diesem Tage fanden sie auf einem Baume ein Ameisennest aus Blättern gebildet, die mit einer dem Gummi ähnlichen Substanz zusammengefügt waren. Der Kapitän besuchte in dieser Stadt einen Tempel, der im Jahre 1803 durch ein Erdbeben eingestürzt worden war. Hier befand sich ein Dreizack aus Erz von ungefähr 16 Fuß Höhe, am Ende des Schafts mit einer Kugel von 50 Zoll Durchmesser versehen; auf dem achteckigen Schaft selbst steht eine Inschrift, über welche Raper, der einen des Nagri Sanskrit und des Persischen kundigen Mann bei sich hatte, keine genügende Auskunft erhalten konnte. Der Radschah von Nepal schickte vor einigen Jahren Gelehrte zu diesem Zweck aus, allein auch diese konnten die Buchstaben nicht entziffern. Unter den Einwohnern der Stadt geht die Sage, daß das Land einst von der chinesisch-tatarischen Dynastie bewohnt, oder ihr doch wenigstens tributpflichtig gewesen sey, und man will in der That zwischen den Buchstaben jener Inschrift und den chinesischen Zeichen Aehnlichkeit entdecken.

Am 6 Mai verließ unser Reisender den Bagirutti, und wendete sich links, um den Gebirgsrücken zu ersteigen, der diesen Fluß von dem Dschemna trennt. Der Weg führte längs des Baretti Gadh eine steile Anhöhe hinan, zu dem Dorfe Halla, und senkte sich dann in ein dicht von Bäumen und Schlingpflanzen beschattetes, fast ganz dunkles Thal, an dessen Ende das Dorf Kowa im Distrikt Salma liegt, umgeben von einem Gehölz von Deodars, unter denen einige von ungewöhnlicher Größe. Die Reisenden kamen hierauf durch einen Wald von Rhododendern in das Dorf Dyrekhot, stiegen dann über eine Gebirgskette, von welcher aus sie abermals in ein Thal gelangten, aus dem sie, einen

steilen Berg hinan, zu dem ungefähr 9000 Fuß hohen Paß Dschalini Ghati emporklimmten, von wo aus sie eine schöne Aussicht nach dem Rudru Himalaya, den Gebirgen oberhalb Gangotri, hatten. Von hier aus stiegen sie zu dem Schialba, einem Beifluß des Dschemna, hinab; der Weg führte in das Thal zu dem Dorf Kanura, wo sie zum Erstenmale den Dschemna sahen, der sich 1500 Fuß unter ihnen in einer Schlucht hinwand. Den Reisenden gegenüber, auf gleicher Höhe, befanden sich die Dörfer Patra und Thaur. Die Häuser in Kanura waren fünf und sechs Stockwerk hoch, von denen das erste nebst dem Dach rings herum sechs Fuß weit vorragte.

Von hier aus gingen die Reisenden, den Dschemna aufwärts nach Catnaur, einem Dorfe in einem kleinen angebauten, etwa 500 Fuß über dem Flusse gelegenen Gebirgswinkel. Das Wasser des Dschemna war so dunkelblau, daß es fast wie Dinte aussah. Auf den Gebirgen rings umher waren mehrere Stellen mit Schnee bedeckt; das Thermometer zeigte bei Sonnenaufgang 48° F. und zu Mittag 72°. F. Nachdem sie durch einen Fichtenwald gegangen waren, kamen sie in ein Gehölz von großen Deodars, das gebrannt hatte, und von dem nichts mehr übrig war, als schwarze verkohlte Baumstöcke. Der Fluß hatte dem Feuer Einhalt gethan, denn auf dem jenseitigen Ufer waren die Bäume grün. Der Weg, den unsere Reisenden von Barahat aus eingeschlagen hatten, ist keineswegs der kürzeste, es gibt noch einen andern, höher gelegenen, der in das Thal des Dschemna hinabführt, allein dieser war zu jener Jahreszeit des tiefen Schnees wegen nicht gangbar.

Von Catnaur aus folgte Kapitän Johnson auf eine kurze Strecke dem Laufe des Flusses, über den er dann auf einem zwanzig Schritte langen und zwei Fuß breiten Sango ging. Die Felsen steigen vom Fluß aus 1500 bis 2000 Fuß hoch empor, und sein Bett ist von 200 bis zu 500 Schritt breit. Der Fels besteht meist aus Granit, doch schienen einige herabgefallene Blöcke weißer Marmor zu seyn. Die Reisenden kamen durch das Dorf Dscheni, welches auf einem steilen, auf drei Seiten vom Flusse umgebenen Felsen liegt; hier stand vormals ein Fort, das aber im Jahre 1803 durch ein Erdbeben zerstört wurde. Von dieser Stelle aus hatten sie den ersten deutlichen Anblick des Benderpautsch. Nachdem man noch über einen höchst gefährlichen Sango gekommen war, gelangten die Reisenden durch ein dichtes Gehölz von Aprikosen und Wallnußbäumen in das Dorf Consala.

Jenseits desselben gingen sie auf einem Sango über den Sumna Gadh, und stiegen über steile Felsen zu dem wohlgebauten Dorfe Kana empor. Hier schlängelte sich der Weg, ungefähr 800 Fuß über dem Fluß, durch ein Gehölz von Maulbeer-, Aprikosen- und Wallnußbäumen. Ein rauher Pfad führte die Reisenden dann zu dem Rheam Gadh hinab, der einen etwa 60 Fuß hoch herabstürzenden Wasserfall bildet. Der Weg lief von hier aus zu dem Dorfe Bahri aufwärts, und senkte sich dann wieder zum Bette des Bhurai Ganga hinab, das fast eben so breit als das des Dschemna ist, und über das die Reisenden auf einem Sango gelangten. Sie setzten dann ihren Weg, dem Lauf des letzten Flusses folgend, fort, den sie endlich auch auf einer Brücke von gleicher Bauart überschritten und in das Dorf Bonassu kamen. Von diesem aus folgten sie dem Laufe des Flusses, über den sie mehreremale setzten, und zwar zum Letztenmale an der Stelle, wo er den Imri oder Unia Ganga aufnimmt, einen reißenden Strom, der seine Quellen in dem Schnee des Bhim ke Dhar, einem Ausläufer des Benderpautsch, hat; der Aufweg zu dem Dorfe Cursolu (ungefähr 9003 Fuß über der Meeresfläche) war sehr steil und mühsam. Cursolu ist höchst isolirt, denn der einzige zu ihm führende Pfad ist der kaum gangbare Weg, auf dem unsere Reisenden gekommen waren. Dennoch hatte es einen Anschein von Wohlhabenheit; es bestand aus etwa 25 Häusern, 3 oder 4 Tempeln aus Stein und Fichtenholz erbaut, und ungefähr 150 Acres Ackerland. Die Bewohner verfertigen die weißen wollenen Stoffe zu ihrer Kleidung selbst, und scheinen wenig Bedürfnisse zu haben.

Das Dschemnotri-Thal von sehr düsterm und gar nicht einladendem Aussehen, lief von hier aus in nord-nordöstlicher Richtung fort. Die Gipfel der Berge konnte man in diesem beschränkten Raume nicht sehen, denn sie lagen hinter ungeheuern Deodars verborgen, die den Fuß der Gebirgsgruppe beschatteten. Die Reisenden hatten hier eines jener fürchterlichen, den alpinischen Regionen eigenen Gewitter zu bestehen.

Von Cursolu nach Luki am Bagerutti, zwei Tagereisen von Gangotri, führt ein Weg, der zu dieser Jahreszeit ungangbar war. Er geht über den Bhim ke Dhar, zwei Tage im Schnee und vier Tage ohne eine Wohnung zu treffen. Fraser legte ihn im Julius in tiefem Schnee zurück, und schätzte die Höhe des Gebirgsrückens auf 15,700 Fuß, wobei er die nordwestliche Spitze des Benderpautsch noch 7000 bis 8000 Fuß über sich hatte.

Da seit den letzten zwei oder drei Jahren Niemand nach Dschemnotrie gekommen war, so schickten unsere Reisenden Leute voraus, um Brücken und Leitern anfertigen zu lassen. Am Morgen des 12 Mai gingen sie das Thal hinauf nach Dschemnotri; das angebaute Land erstreckte sich eine Meile weit über das Dorf hinaus. Dann stiegen sie zwischen Felsenmassen und losem Gestein zum Bett des Flusses hinab, über den sie zu verschiedenenmalen hin- und hergingen, bald auf Sangos, bald hindurch watend. Der steile Aufweg nach Bheiro Ghati führt durch Niederholz, aus Zwergbambus und Kreuzdorn mit einzelnen Fichten untermischt bestehend. Die Reisenden kamen hier zu einem Tempel, aus drei aufrechtstehenden Steinen und einem oben darauf gelegten zusammengesetzt, in dem sie Opfergaben aus kleinen Dreizacks von Eisen bestehend fanden, Byram Dschi, der Gottheit des Flusses, geweiht. Ueber einen steilen Abhang auf losem Gestein und über Thonerde stiegen sie zum Fluß hinab, den sie an der Stelle erreichten, wo er einen kleinen Gebirgsstrom aufnimmt, der 60 Fuß hoch vom Felsen herabstürzt, und unter dem sie durch mußten.

Die Reisenden gingen jetzt flußaufwärts über steile schlüpfrige Felsen, die sie auf Leitern überstiegen, welche aus in Fichtenstämme gehauenen Kerben bestanden, bis sie endlich an eine Stelle kamen, wo das Thal etwa 40 Schritte breit ist und der Schnee 20 bis 30 Fuß hoch über dem Fluß liegt, der sich seinen Weg unter demselben durch sehr seltsam aussehende Höhlungen bahnt. Felsen von grauem Granit steigen zu beiden Seiten 12 bis 14,000 Fuß hoch fast senkrecht empor, und ungeheure in den Spalten wurzelnde Fichten, die sich über das Thal herabneigen, tragen nicht wenig zu dem wilden unheimlichen Charakter der Scenerie bei.

Die Reisenden setzten ihren Weg ungefähr anderthalb Meilen weit in dieser schauerlichen Schlucht immer aufwärts fort, wobei sie bald auf dem Schnee, bald im Bette des Flusses selbst gingen; denn da, wo die Klippen weit genug von einander standen, daß die Sonne eindringen konnte, war der Schnee verschwunden. Indem sie so im Flußbett fortgingen und an eine engere Stelle kamen, wo der Schnee noch nicht geschmolzen war, erhielten sie den vollen Anblick jener seltsamen Höhlungen. Der Schnee war an mehreren Stellen von dem Felsen in der Höhe von 5 bis 6 Fuß über dem Fluß weggeschmolzen, während die oberhalb liegende, noch 18 bis 19 Fuß dicke Masse gleich einem Bogen noch immer fast die ganze Breite des Thales einnahm oder hier und da von einem höhern Felsen gestützt wurde, der diesem Eisdach als Pfeiler diente. Auf einer der Schneeschichten fanden die Reisenden die Ueberbleibsel mehrerer Moschusthiere und Costuries, die, obschon sehr verwittert, doch immer noch einen starken Bisamgeruch verbreiteten.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Im verflossenen Jahre erschien zu Helsingfors eine Uebersetzung der Oden Anakreons und Sappho's von C. A. Ingmann in die finnische Sprache, ferner eine Uebersetzung des „Goldmacherdorfs" und die erste Tragödie, die je in dieser Sprache gedichtet wurde. Es ist dieß eine lokalisirte Nachahmung Macbeths von Fr. Lagerwall. Dr. Lönrot, Distriktsarzt zu Kajana, hat auf seinen zahlreichen Fußwanderungen, die sich bis ins Gouvernement Archangel erstreckten, eine große Sammlung alter finnischer Lieder und Balladen zusammengebracht, die er jetzt in Ordnung bringt, und welche von der finnischen literarischen Gesellschaft zu Helsingfors herausgegeben werden wird.

*

Eine neuere Reise nach Nubien bis über Meroe hinauf wird in Kurzem in England mit vielen bildlichen Darstellungen der Tempel und sonstigen Ueberreste des Alterthums von einem Herrn Hoskins erscheinen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 123. 3 Mai 1835.

Reise in den Orient von Lamartine.

(Vierter Artikel.)

Damaskus.

„Wir sollten heute Damaskus erreichen, und nahmen daher vollständige türkische Kleidung an, um in der Nähe der Stadt nicht als Franken erkannt zu werden. Meine Frau hüllte sich vom Kopf bis zu den Füßen in einen weißen Schleier von Leinwand. Die fanatische Bevölkerung der Stadt macht diese Vorsicht nothwendig, denn unter allen Orientalen haben die Damascener allein den religiösen Haß gegen Europäer und ihre Kleidung beibehalten, sie allein haben sich geweigert europäische Konsuln zuzulassen, und die freie und heilige Stadt durch etwas beflecken zu lassen. Troz der Drohungen der Pforte, troz der Oberherrschaft von Ibrahim und einer ägyptischen Garnison von 12,000 Mann haben die Damascener dem englischen Generalkonsul von Syrien den Eintritt versagt, und zwei furchtbare Aufruhre sind auf das bloße Gerücht seiner Ankunft ausgebrochen. Die Ankunft eines Europäers in fränkischer Bekleidung würde denselben Erfolg hervorbringen, und wir haben alle erdenklichen Vorsichtsmaßregeln genommen. Ein einziger Europäer der die Sitten und die Kleidung der Araber angenommen hat, und für einen armenischen Kaufmann gilt, hat sich seit einigen Jahren der Gefahr eines Aufenthalts in der Stadt ausgesezt, um dem Handel auf der Küste von Syrien nüzlich seyn zu können. Es ist Herr Baudin, der französische Konsulatsagent. Er war früher Agent von Lady Stanhope, welche er auf ihren ersten Reisen nach Balbek und Palmyra begleitete, später wurde er von der französischen Regierung mit dem Kauf von Pferden in der Wüste beauftragt: er spricht arabisch wie ein Eingeborner, und hat Freunde unter allen Stämmen der Umgegend. Er hat eine Araberin von europäischer Abstammung geheirathet, lebt seit 10 Jahren in Damaskus, und war troz seiner zahlreichen Verbindungen mehrmals in Todesgefahr. Zweimal war er genöthigt zu entfliehen, um einem gewissen Tode zu entgehen; er hat daher ein Haus in der christlichen Stadt Zalli am Fuße des Libanon gebaut, wohin er sich zu Zeiten von Unruhe flüchtet. Und dieser muthige, intelligente, thätige Mann, der Frankreich die größten Dienste leistet, und das einzige Mittel der Kommunikation von Europa mit dieser großen Stadt ist, hat nur eine Besoldung von 1500 Fr., während die Konsuln in den Häfen der Levante in Sicherheit und umgeben von allem Luxus leben. Ich hatte ihn im lezten Jahre kennen gelernt, meine Reise nach Damaskus mit ihm verabredet, und schickte ihm diesen Morgen einen arabischen Boten, um ihn von unserer Ankunft zu benachrichtigen.

Gegen neun Uhr Morgens ritten wir an einem Berge hin, der mit den Gärten und Landhäusern der Damascener bedeckt ist, eine schöne Brücke führt über den Strom an seinem Fuße, und zahlreiche Züge von Kamelen brachten Steine, um zu neuern Bauten zu dienen. Alles zeigte die Nähe einer großen Stadt, die Wege sind mit Reisenden, Bauern und Soldaten bedeckt; wir steigen eine tiefe Schlucht hinab, die links von einer senkrechten Gebirgswand, rechts von einem vierzig Fuß hohen Parapet von Felsen beschränkt ist, die Araber von Zebdani, welche uns geleiteten, stießen plözlich ein Freudengeschrei aus, zeigen mir eine Oeffnung in der Felsenwand rechts, und es öffnet sich durch sie meinem Blick der prachtvollste Horizont den ich gesehen habe. Einige hundert Schritte unter uns lag Damaskus umgeben von seinen Mauern von gelbem und schwarzem Marmor mit ihren unzähligen Thürmen, und ihren ausgebrochenen Zinnen, beherrscht von einem Wald von Moscheen und Minarets, durchbrochen von den sieben Armen seines Flusses und zahllosen Bächen; es dehnte sich ins Unendliche hin in einem Labyrinth von blühenden Gärten, und streckte hin und wieder seine unermeßlichen Arme in die grüne Ebene hinein, die es auf 10 Meilen im Umkreis mit einem Wald von Sycomoren und Brunnen aller Form umgab: es schien sich von Zeit zu Zeit unter dem Gewölbe der Bäume zu verlieren, und erschien dann wieder in breiten Gruppen von Häusern, Vorstädten, Landhäusern und Dörfern. Es war ein Labyrinth von Gärten, Palästen, Wassern, worin das Auge sich verlor. Wir drängten uns an die Oeffnung im Gebirge wie an ein Fenster, und betrachteten bald stillschweigend, bald unter Ausrufungen von Erstaunen das zauberische Schauspiel, das sich so plözlich und so vollständig vor unsern Augen entwickelte.

Endlich ritten wir weiter, die Felsenwand, die uns die Stadt verbarg, wurde immer niedriger, und ließ uns bald den ganzen Horizont offen, wir waren nur noch 500 Schritte von den Mauern der Vorstädte, die von zierlichen Kiosken und Land-

häusern umgeben gleichsam einen goldenen Ring um die Stadt bilden. Die viereckigen Thürme, mit denen die Mauer besetzt ist, sind mit Arabesken bedeckt, welche von gothischen Bogen mit dünnen Säulen wie biegsamem Rohr, durchbrochen, und deren Zinnen in Form von Turbanen ausgehauen sind. Die Mauern bestehen aus weißen und schwarzen Quadern, welche symmetrisch abwechseln; die Gipfel der Cypressen im Innern der Stadt erheben sich über sie, und bekrönen sie mit einem dunkeln Grün. Die zahllosen Kuppeln der Moscheen und Paläste einer Stadt von 400,000 Seelen werfen die Sonnenstrahlen zurück, und die blauen und glänzenden Wasser der sieben Strömungen erscheinen und verschwinden zwischen dem Wasser und Gärten. Ueberall schlingt sich wie in Neapel die Rebe um die Fruchtbäume, und die Erde unter ihnen ist mit Getreide, Mais und Gemüsen bedeckt; kleine weiße Häuser erscheinen hin und wieder unter dem Grün der Gärten, und dienen den Gärtnern zur Wohnung oder dem Besitzer zum Landhaus; die Gärten sind mit Pferden, Schafen, Kamelen, Tauben und Allem was die Natur beleben kann, bevölkert, sie sind gewöhnlich einen bis zwei Morgen groß und durch Hecken getrennt; eine Menge von beschatteten und mit Bächen gekühlten Wegen schließt sich durch die Masse der Gärten, und verzweigen sich bis auf 20 und 30 Meilen von der Stadt.

Hier erschien unser erwarteter Führer, es war ein armer Armenier mit dem schwarzen Turban, den alle Christen der Stadt tragen müssen; er machte uns ein Zeichen, und führte uns an den Mauern hin an ein fast verlassenes Thor im armenischen Quartier, wo Baudin wohnt. Man ließ uns ungestört durch das erste Thor ziehen, aber am zweiten, denn jedes Quartier hat seine Mauern und Thore, wurden wir angehalten. Ich wünschte unbekannt zu bleiben, und für einen syrischen Kaufmann zu gelten. Da jedoch der Streit am Thore sich verlängerte, und eine Menge Menschen sich versammelte, so gab ich meinem Pferde die Sporen und ritt an die ägyptische Hauptwache, die uns angehalten hatte, weil sie Jagdflinten unter dem Gepäck bemerkt hatte, deren Einführung von dem ägyptischen Gouverneur der Stadt, Scherif Bei, verboten war, da man täglich einen Aufstand gegen die Aegyptier erwartete. Ich hatte glücklicherweise einen Brief, den ich kürzlich von Ibrahim erhalten, bei mir, und gab ihn dem kommandirenden Offizier, er las ihn, drückte ihn an die Stirne, und ließ uns unter vielen Entschuldigungen passiren. Wir irrten hierauf eine Zeit lang in einem Labyrinth enger und schmutziger Straßen herum, die aus kleinen Häusern von Erde bestanden, deren Wände auf uns hereinzufallen schienen. An den Fenstern bemerkten wir zwischen den Gittern die reizenden Gesichter junger armenischer Mädchen, welche durch das Geräusch unserer Cavalcade angezogen, uns vorbeireiten sahen, und uns ihr Salam zuriefen. Endlich hielten wir an einer kleinen engen Thüre, in einer Gasse, die kaum breit genug war uns durchzulassen, wir stiegen ab, passirten einen niedern und finstern Gang, und fanden uns wie durch Zauberei in einem Hof, mit Marmor gepflastert, von Sycomoren beschattet, von zwei morischen Springbrunnen gekühlt, und von marmornen Säulengängen und reichverzierten Salons umgeben: wir waren bei Baudin. Sein Haus ist wie die aller Christen in Damaskus, von Außen eine elende Ruine, von Innen ein Palast. Die Tyrannei der fanatischen Menge zwingt diese Unglücklichen ihren Wohlstand zu verbergen, und äußerlich nichts als Ruinen und Elend zu zeigen.

(Fortsetzung folgt.)

Mexikanisches Allerlei.

Aktenmäßige Erzählung eines merkwürdigen Kriminalfalls.

(Fortsetzung.)

Außer der Anklage bei dem jetzt in Frage stehenden Straßenraube mitgewirkt zu haben, lastete auf beiden Barrera's noch dringender Verdacht anderer schwerer Verbrechen. Erstlich sollten sie, in Gesellschaft mehrerer Spießgesellen, die Urheber des meuchelmörderischen Ueberfalls gewesen seyn, welchen am 12 Dec. 1829 der geistliche Diaconus D. José Tenorio, in der Gasse de los siete principes erlitten hatte. Von dem Verletzten und drei Zeugen war ausgesagt worden, sie hätten an einer Straßenecke sich versteckt gehalten, und einen Kundschafter ausgestellt, sie von der Annäherung des Paters zu benachrichtigen; als dieser gekommen, sey Antonio Barrera zu Pferde, ein Pistol in der Hand, auf ihn losgesprengt, habe ihm erst einen Peitschenhieb ins Gesicht versetzt, dann das Pistol auf ihn losgedrückt, dessen Kugel ihm durch die Brust gegangen; als er darauf zu den Füßen des Pferdes niedergesunken, sey Andrea Barrera, gleichfalls beritten und bewaffnet, hinzugekommen, und habe auch sein, jedoch versagendes Pistol, auf ihn abgedrückt. Antonio habe darauf zum Waidmesser gegriffen, und damit dem Halbtodten noch mehrere Hiebe und Stiche über den Kopf, ins Gesicht und auf den Arm versetzt. Glücklicherweise habe der herbeigeeilte Kutscher des D. Franc. Arteago ihn noch aus den Händen der Bösewichter gerettet, welche dann die Flucht genommen. — Der Pater lag lange Zeit hoffnungslos an seinen Wunden darnieder, genas zwar endlich, bleibt aber paralytisch für seine Lebenszeit. — Zweitens wollte man die besagten Gebrüder als Mitglieder einer Räuberbande erkannt haben, welche im Jahre 1823 einen nächtlichen Ueberfall zu Xochimilco ausgeführt, und sogar gegen aufgebotene Truppen mit größter Frechheit sich zur Wehre gesetzt hatte.

Im artikulirten Verhör beharrte Inquisit Antonio Barrera dabei, seine Anwesenheit beim Straßenraube zu Tizayuca durchaus zu läugnen. Er wiederholte die frühere Demonstration seines angeblichen Alibi, und ließ sich nicht dadurch irren, daß sämmtliche Zeugen, auf die er sich berufen hatte, ihre dieselbe entkräftende Aussagen ihm ins Gesicht erneuerten. Seine Beischläferin sowohl als die des Chino bestätigten bei der Konfrontation ihre frühern Depositionen. Doch ließ letztere sich später verleiten, die ihrige unter dem Vorwande zu widerrufen, daß sie durch den Fiskal erzwungen worden sey. Inquisit suchte hierauf eine Perhorrescenz desselben Fiscals zu begründen, indessen ergab die über diesen Incidentpunkt angestellte summarische Untersuchung, daß jenes Weibsbild einer argen Verleumdung durch ihr Vor-

geben sich schuldig gemacht, und nur auf fremde Verleitung im Interesse der Angeklagten sich derselben erfrecht hat.

Ueber Anton Barrera's Schuld bei Verwundung des Pater Tenorio ward voller Zeugenbeweis zu den Akten gebracht, und endlich auch des Inquisiten eigenes Geständniß erlangt. Er suchte sich mit Gründen persönlicher Feindschaft gegen den besagten Pater zu entschuldigen.

Am Raubversuch zu Xochimilco und der dabei den Truppen geleisteten Gegenwehr läugnete Inquisit zwar alle Theilnahme, indessen ward dieselbe durch 10 Zeugen erwiesen, worunter drei Defensional- und drei Augenzeugen: die vier übrigen zeugten zwar nur von Hörensagen: ihre Aussagen bewiesen aber wenigstens die öffentliche Notorität der Sache unter allen Einwohnern von Xochimilco. Es erwies sich vollständig bei dieser Gelegenheit, daß seit langen Jahren schon beide Gebrüder durch die öffentliche Meinung als Raubgesindel bezeichnet worden waren.

Vor dem Kriegsgericht benahm sich Antonio mit großer Frechheit und Heftigkeit gegen den Fiscal. Seine Vertheidigung brachte nichts Neues von Erheblichkeit zum Vorschein.

Andrea Barrera, gebürtig aus Celeya, 30 Jahre alt, unverheirathet, seines Gewerbes ein Maulthierfrachtführer, war dem Gerichte am 6 Februar durch die Polizei des Föderaldistrikts übergeben worden. Befragt über Aufenthalt und Beschäftigung am 27 bis 29 Januar, behauptete er, wie sein Bruder, diese Tage zu Hause und die Nächte in seinem Bette zugebracht zu haben. Wie beim Bruder aber läugneten die zum Beweise des Alibi von ihm aufgerufenen Zeugen theils gänzlich die Thatsachen ab, welche sie bestätigen sollten, theils wenigstens alle Erinnerung derselben.

Für die Anwesenheit dieses Inkulpaten beim Raube von Tizayuca streiten — mit einziger Ausnahme der nicht ihn, sondern allein seinen Bruder berührenden Aussage der Beischläferin des Chino — dieselben Argumente, welche schon im Prozesse des Antonio erwähnt wurden. An der Mißhandlung des Pater Tenorio läugnete er jede Theilnahme, und behauptete, jedoch ohne es zu beweisen, daß er zu jener Zeit gar nicht in Meriko anwesend gewesen sey; die Zeugen aber hielten einstimmig und beharrlich ihm das Gegentheil vor. In Xochimilco wollte er anfangs auch nicht zugegen gewesen seyn, und überhaupt ganz und gar nichts von der Sache wissen: in der Konfrontation mit den Zeugen ward er jedoch am Ende dahin gebracht, einzuräumen, er sey in jener Nacht mit seinem Bruder im Orte gewesen. Daß er aber, wie die Zeugen aussagten, Waffen, und namentlich einen Karabiner geführt, stellte er fortwährend in Abrede, läugnete auch das von ihnen erwähnte, und selbst von seinem Bruder zugestandene Flintenfeuer gehört zu haben. Vor dem Kriegsgericht wiederholte er bloß seine früher schon aktenmäßig gewordenen Aussagen.

Pedro Gutierrez Tarelo, gebürtig aus Orizaba, 36 Jahre alt, ledig, Schmuggler von Profession, war ebenfalls am 6 Febr. durch die Gouvernementspolizei dem Gerichte überliefert worden. Auf die Fragen über seinen Aufenthalt und Verkehr zwischen dem 27 bis 29 Januar, versicherte er, „den ganzen Donnerstag den 27sten zu Hause gewesen zu seyn; am Freitage aber sey er nach Llanos de S. Lazaro gegangen, einer von seinem Schwager José Maria Carranza zu bringenden Ladung Tabak entgegen (es war dieser sein Schwager schon seit Oktober v. J. aus Meriko entfernt, ohne daß man seit dem die mindeste Nachricht von ihm erhalten). Er habe die ganze Freitagsnacht in jenen Waidegehegen (potreros) zugebracht, stets den Tabak erwartend, und Sonnabend Morgens gegen 6 Uhr sey er wieder nach Hause gekehrt. Diese ganze Expedition habe er zu Fuße abgemacht, weil er kein Pferd besitze; niemand habe ihn begleitet und er mit niemand gesprochen, ja niemanden gesehn, so wie auch er von niemanden gesehn worden. Einen Schuster (den Ortega) habe er in diesen Tagen gar nicht besucht, und auch nirgends Kaffee getrunken, eben so wenig irgend jemanden ein Pferd, ein Waidmesser, oder sonst irgend etwas aufzubewahren gegeben. Er kenne weder den Juan Aguilar noch den Ortega el Pollo. Noch niemals habe er im Verhaft gesessen; auch sey er erst vor wenigen Monaten nach der Hauptstadt gekommen, wo er folglich auch keine Bekanntschaften irgend einer Art besitze."

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Tagebuch einer Reise durch das Himalayagebirge zu den Quellen des Dschemna, und von da bis an die Gränzen der chinesischen Tatarei, zurückgelegt vom April bis Oktober 1827, von Kapitän C. Johnson. Mitgetheilt und mit Bemerkungen begleitet in einer der vorjährigen Sitzungen der geographischen Gesellschaft zu London von W. Ainsworth.

(Fortsetzung.)

Der Weg führte jetzt auf eine Felsenwand, über deren einen Theil sich der Fluß mit großer Gewalt herabstürzte, und dann kamen die Reisenden zu den heißen Quellen von Dschemnotri. Diese Quellen entspringen aus einem Felsen, zehn oder zwölf Fuß über dem Flußbett, und ergießen sich in den Strom, wobei sie den Felsen mit einem Niederschlag von verschiedenen Farben, hauptsächlich aber von gelber, bedecken, der weich und schlammig anzufühlen ist. Oberhalb der Felsenwand springt ein Strahl des heißen Wassers fünf bis sechs Fuß hoch durch eine Spalte empor, und hier ist der Schnee im einem Umkreis von 20 bis 30 Schritten geschmolzen. Die Hindus baden in einem kleinen Bassin, in welchem sich das Wasser der heißen Quellen mit dem des Flusses vermischt, und doch noch warm genug ist; nach dem Bade zeichnen sie sich mit einem gelben Strich, von dem Niederschlag der Quelle, an der Stirn. Dieser Platz mit seinen Quellen galt bisher allgemein für die Stelle, wo der Dschemna entspringt, und war der fernste Punkt, den Hodgson und Frazer erreichten. Nur mit Mühe konnten unsere Reisenden den Pundit (Dolmetscher) bewegen, weiter zu gehen, da von seiner Gegenwart das Bleiben oder Gehen der Führer abhängig ist. Man ging noch eine halbe Meile weit vorwärts über eine Schneeschichte, die den Fluß in einer Dicke von 30 bis 40 Fuß bedeckte; die Schlucht wurde immer enger, und endlich kam man an eine Oeffnung, wo die Felsen ein kleines Amphitheater bildeten, und wo die Schneeschichte sich über einen Raum von ungefähr drei Akres ausbreitete. Dem Eingang zu diesem Cirkus gerade gegenüber befand sich ein nackter Fels von ungefähr 40 Fuß Höhe, über den eine augenscheinlich von dem oberhalb schmelzenden Schnee erzeugte Wassermasse in ein kleines Bassin von Granit herabstürzte, von wo aus sie sich unter dem Schnee einen Weg in der Richtung nach den heißen Quellen hin bahnte. Linker Hand war eine enge ganz mit Schnee ausgefüllte Schlucht ohne irgend eine Spur von Wasser sichtbar, und nach Oben schauend hatten die Reisenden den vollen Anblick des mit gefrornem Schnee überzogenen Gebirges, das sich bei 4000 Fuß hoch erhob. Dieß war also der höchste bis jetzt erreichte Punkt des Dschemna, den Kapitän Johnson auf 11,200 Fuß über dem Meeresspiegel schätzt; die heißen Quellen liegen 10,840 Fuß hoch. In einer Höhe von 1600

bis 2000 Fuß über dem Standpunkt der Reisenden stiegen noch Fichten aus dem Schnee empor.

Die Vegetation am Eingange der Schlucht bestand aus Stechpalmen, die hier die Größe eines Waldbaums erreichen, Eichen- und Haselnußbäumen nebst einem Niederholz von gelbem Jasmin, Rosenbüschen und Rhododendron in den Felsenspalten. Dann kamen verkrüppelte Birken und Berberitzen, bis endlich auch der Zwergbambus verschwand, und nichts mehr zu sehen war, als ungeheuere Deodars, die aus dem Schnee emporstiegen, und sich, so weit das Auge reichte, in Waldungen ausbreiteten.

Die Entfernung von Dschemnuter nach Cursoli beträgt in gerader Linie wahrscheinlich nicht mehr als fünf Meilen, und die Reisenden kamen ohne Unfall zurück, ausgenommen daß der Dolmetscher und zwei der Führer eine ziemliche Strecke weit in den Schnee hinabrollten. Alle hatten jedoch sehr von der Sonnenhitze gelitten und waren sehr ermüdet.

Kapitän Johnson und seine Gefährten brachen jetzt ohne Verzug nach dem Süden auf, weil sie den Broang Ghati, den niedrigsten der Päße, welche nach Kunawar führen, noch vor Eintritt des periodischen Regens zu erreichen wünschten. Der Weg, den sie dahin einschlugen, war vor ihnen noch von keinem Europäer betreten worden. Nach ihrer Rückkehr besuchten sie die Stelle zu Bonassa, wo der Fluß 80 Fuß hoch über einen Felsen von gelbem dem Marmor ähnlichen Gestein herabstürzt. In der Nähe fand sich eine heiße Quelle, deren Wasser einen gelben Niederschlag absetzte, und heiß genug war, um Reiß darin zu sieden.

Von Consala gingen die Reisenden nach Catnaur zurück, von wo aus sie durch einen hoch über dem Flusse gelegenen Fichtenwald wanderten, und dann in ein angebautes, hie und da mit Buschholz bedecktes Land bis zum Bett des Flüßchens Schialra hinabstiegen. Später gelangten sie auf einem Sango über den Dschemna, der aus nichts als einem unbehauenen Fichtenstamm bestand, welcher bis zu einem in der Mitte des Flusses stehenden Felsen reichte, von wo aus eine ähnliche Vorrichtung an das jenseitige Ufer führte. Dann folgten die Reisenden dem Laufe des Flusses auf dem rechten Ufer, und kamen endlich in das auf einer steilen 500 Fuß hohen Anhöhe gelegene Dorf Thaun. Von diesem Dorfe aus gingen sie in südlicher Richtung nach dem Rugwan Gadh, kamen durch das Dorf gleiches Namens und machten in dem großen volkreichen Dorfe Patra Halt.

Nachdem sie hier erfahren hatten, daß man auf einem kürzern Wege, durch das Rama Serai (glückliche Thal), zu dem Zusammenflusse des Pabur und Tonse gelangen könne, wendeten sich unsere Reisenden nach Westen, gingen über den Rücken des Gebirges nach Dukeat und nahmen dann ihren Weg in westnordwestlicher Richtung den Bunal Gadh aufwärts. Sie legten eine Strecke von ungefähr fünf Meilen in dem Thal dieses Flusses zurück, das dicht mit Dörfern und auf jedem Quadratfuß seines Bodens angebaut ist. Da sie die ersten Europäer waren, welche dieses Weges kamen, so erregten sie die Neugier der Eingebornen im höchsten Grade.

Die Reisenden gingen bei dem Dorfe Guduri über den Bunal Gadh und setzten dann ihren Weg den Kanda Gadh aufwärts fort; ein schönes Thal, in welchem es von schwarzen Rebhühnern wimmelte. Nach einem Marsch von drei Meilen kamen sie in das auf die Höhe des Durstall Ghati mitten in einem Gehölze von Bäumen mannichfacher Art gelegene Dorf Kanda. Auf dem Gipfel des Ghati genossen sie den ersten Anblick des fruchtbaren etwa zwei Meilen breiten Thales Rama Serai, das sich in nordöstlicher Richtung 11 bis 12 Meilen weit bis zu dem alten Fort Sircot ausdehnt, das auf der höchsten Spitze des Kedar Kanta liegt, ein hoher Gebirgsvorsprung und Ausläufer des Schneegebirgs zwischen dem Benderpantsch und den Quellen des Tonse. Rama Serai war vormals unter einheimischer Herrschaft königliche Waldung und Jagd, ist aber jetzt sehr vernachlässigt und schwach bevölkert, weil seine üppige Vegetation es sehr ungesund macht. Es gibt hier Leoparden, Bären und wilde Schweine in Menge, von Tigern aber, die ebenfalls hier hausen sollen, sah Kapitän Johnson keine Spur, auch wußten die Bewohner, bei denen er viele Bären- und Leopardenfelle fand, nichts von Raubthieren dieser Art.

Vier Meilen vom Eingange erreichten die Reisenden das Dorf Kundal, unweit Ghundeat, welches das größte Dorf im Thal ist; hier kauften sie Schafe, um sie mit sich in die Berge zu treiben. Als sie Ghundeat hinter sich hatten, stiegen sie einen steilen Berg zu dem Dschermala Ghati an der westlichen Seite des Thales empor, gingen dann in nordwestlicher Richtung, das Fort Sircot rechts lassend, durch einen Fichtenwald abwärts, kamen über den Kedar Kanta und gelangten endlich auf einem jäh abwärts führenden Wege an den Gurn Gadh, einen Beifluß des Tonse. Diesen Strom mußten sie zweimal durchwaten, ehe sie in das Dorf Kursar kamen, dessen Einwohner noch niemals Europäer gesehen hatten.

Am Ausflusse des Gurn Gadh sahen sie den Tonse zum Erstenmal; ein tiefer Fluß mit starker Strömung, zweimal größer als der Dschemna, dessen Wasser durch den geschmolzenen Schnee getrübt waren. Die Reisenden gelangten auf einem Sango über denselben und lagerten sich an seinem Ufer, auf einer Stelle, Ghun Khatra genannt, wo jedoch kein Dorf stand. Die Scenerie war hier die gewöhnliche: seltsam geformte, rauhe, zackige Felsen und fast senkrecht emporsteigende Klippen, deren kahlste Stellen mit Fichten besetzt waren, dann Wälder von diesen Bäumen und hie und da ein Grasplatz.

Unsere Reisenden verließen den Tonse, indem sie dem Marmur Gadh folgten, einem kleinen Flusse in einem düstern mit Gras und Schilf bedeckten Thal, und stiegen dann, an der Quelle dieses Flusses, rechter Hand eine steile Anhöhe hinan, wo sie das kleine Dorf Petri fanden, das rings von Aprikosenbäumen umgeben war, aus deren Zweigen der Ruf schwarzer Rebhühner und Tschuccoris ertönte.

Von Petri aus ging es über den Berg nach Soraß, von wo die Reisenden nach einem andern kurzen Aufwege und auf einem durch einen schönen Wald von Silbertannen tief abwärts führenden Pfade an den Fuß des Baltschu Kanta kamen. Die Schwierigkeit des Ersteigens wurde durch eine ungeheure Anzahl umgefallener Deodars vermehrt, von denen mehrere 16 bis 20 Fuß im Umfange hielten. Aus dem Ghati oder der Gebirgsschlucht stiegen sie durch schöne Waldungen zu dem Tschigbin Gadh, einem Beiflusse des Pabur, herab, hielten sich zu Gokal Khoti, einem einige hundert Fuß über dessen Bett gelegenen Dorfe auf und gingen dann über den Fluß, dessen Lauf sie bis zu seiner Vereinigung mit dem Cuneat Gadh, einem breiten und reißenden Strom verfolgten, wobei sie durch das Dorf Dughull kamen. Ueber den zuletzt genannten Fluß gelangten die Reisenden auf einem Sango, und hatten dann einen äußerst beschwerlichen aufwärts führenden Weg bis zu dem sehr ärmlichen Dorfe Kirwau zurückzulegen, das ungefähr 5000 Fuß hoch über dem Pabur zwischen ungeheuren losgerissenen Felsenmassen liegt, von denen mehrere so groß als das Dorf selbst waren. Aprikosenbäume standen rings um dasselbe, und in den Felsenspalten krochen Schaaren von Eidechsen umher. Ein kurzer Weg am Abhange des Berges führte die Reisenden nach Azalt, ein dem Pabur gegenüber sehr schön gelegenes Dorf mit reich angebauten Ländereien.

Von Azalt aus ging es jäh abwärts zu dem Cumoan Gadh, und dann wieder aufwärts über den Gipfel eines Berges in das Thal des Pabur hinab. Von hier aus führte der Weg bergauf durch Mandal, ein großes, volkreiches Dorf, nach Kontau, 2700 Fuß oberhalb des Flusses und 7898 Fuß über dem Meeresspiegel. Der Boden, auf welchem die Reisenden lagerten, war, wie Kapitän Johnson sagt, unsern Braunkohlengruben ganz ähnlich Der Kapitän mußte hier einige Tage verweilen, weil er abermals von einer Unpäßlichkeit befallen wurde; er und seine Gefährten fühlten sich hier sehr von kleinen Fliegen, ungefähr von der Größe der Sandfliege, belästigt.

Der Pabur ist breiter als die übrigen bereits genannten Flüsse, er gleicht minder einem Gebirgsstrom, auch steigen die Gebirge zu beiden Seiten nicht so steil, sondern die ersten 3000 Fuß in sanften Abhängen empor. Seine Ufer sind gut angebaut und mit Dörfern besetzt, von denen jedes von einem Gehölze von Aprikosen- und Wallnußbäumen umgeben ist, während jenseits der Gränze des Anbaues die Gipfel der Berge mit dichten Fichtenwäldern besetzt sind, zwischen denen hie und da ein grüner Grasplatz hervorblickt, auf welchen die Dorfbewohner ihre Heerden weiden lassen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 124. 4 Mai 1835.

Mexikanisches Allerlei.

Aktenmäßige Erzählung eines merkwürdigen Kriminalfalles.

(Schluß.)

Nun glaubte man durch die Untersuchung hinlänglich aufgeklärt, daß Tarelo, in Ortega's Gesellschaft, bewaffnet mit einem breiten Waidmesser, und einem Fuchsschecken mit weißem Gesichtsflecken reitend am 29sten Januar nach Ortega's Hause gekommen sey, daselbst Kaffee getrunken, über den Raub von Tizapuca allerlei Gespräche geführt, endlich Waidmesser und Pferd — welches letztere, wie oben schon erwähnt, dem Atanasio Rosas in der Nacht des 27sten zu Tizapuca gestohlen war, und nach Ortega's Verhaftung durch einen bekannten Räuber Gerardo Arriaga wiederum aus dessen Stalle entwendet wurde — dort in Verwahrung gelassen habe. Bemüht die Widersprüche zwischen diesen Thatsachen und seinen Aussagen zu versöhnen, verstrickte sich Inquisit beim artikulirten Verhör in ein Lügennetz, so daß daraus Verdachtgründe gegen ihn hervorgingen, stark genug in ihrer Gesammtheit, um wenigstens die Anwendung einer schweren außerordentlichen Strafe gesetzlich zu rechtfertigen. Daher verurtheilte das Kriegsgericht diesen Inquisiten, nachdem er bei der Schlußverhandlung nur seine früheren Angaben wiederholte, ohne sie wahrscheinlicher zu machen, zu achtjähriger Festungsarbeit, womit er sich vollkommen zufrieden bezeigte, und ohne weitere Berufung, das Urtheil die Rechtskraft beschreiten ließ.

Juan Ricarte, gebürtig aus Meriko, 29 Jahr alt, ledig, Steinmetz von Profession, war ebenfalls am 6ten Februar durch die Gouvernementspolizei dem Gerichte zur Verfügung gestellt worden. Er erklärte zuvörderst von der ersten Kompagnie des Regiments Nr. 11 desertirt zu seyn. Die Tage des 27sten und 28sten Januars wollte er ruhig in der Werkstatt des Carlos Ricarte gearbeitet, und die Nächte in seinem Hause geschlafen haben. Zur Bestätigung dieser Angaben ließ er sieben Zeugen laden, deren Mehrzahl auch in der That sie bestätigte. Dagegen stritten wieder gleichförmige Aussagen zweier Zeugen, welche ihn, am Nachmittage des 27sten Januars, in Gesellschaft eines Unbekannten, durch Guadalupe auf den Weg nach Zacoalco reitend gesehen haben wollten. Der Inkulpat läugnete hartnäckig, während des ganzen Prozesses, die Richtigkeit dieser Angaben, behauptete seine eben am besagten Nachmittage ununterbrochen statt gefundene Anwesenheit in erwähnter Werkstatt, und ward in dieser Behauptung durch seine Defensionalzeugen beharrlich unterstützt. Konfrontirt mit den Anklagezeugen perhorrescirte er sie, weil zwischen ihm und ihnen Gründe persönlicher Feindschaft obwalteten, wovon freilich die Zeugen nichts wissen wollten. Unter diesen allerdings zweifelhaften Umständen fand das Kriegsgericht sich veranlaßt den Juan Ricarte in dieser Sache freizusprechen. Jedoch ward er seinem Regimente zurückgesendet, um daselbst für seine Desertion nach dem Gesetze behandelt zu werden.

Was aber die vier erstgenannten Delinquenten betrifft, so erkannte das Kriegsgericht, nach sorgfältiger Erwägung aller Resultate des Prozesses und seiner zu 469 Folien angewachsenen Akten, so wie nach Anhörung der Defensoren in ihrer Vertheidigung der Angeklagten, und des Fiskals in seinen Schlußanträgen, einstimmig auf geschärfte Todesstrafe gegen Francisco Ortega el Pollo, Catarino Jaime el Chino, Antonio Barrera und Andrea Barrera. Die Schärfung der in Kriegsrechtsfällen üblichen Todesstrafe durch die Kugel bestand darin, daß nach der Hinrichtung ihre Köpfe aufgepfählt, und — wie die C. C. C. sagt — „Andern zum abscheulichen Exempel" öffentlich aufgestellt werden sollten, und zwar die des Ortega und Chino bei Tizapuca, am Ort des begangenen Raubes; die der beiden Barrera's am Eingange des Marktfleckens Xochimilco.

Dieses Erkenntniß ward vom kommandirenden General des Föderaldistrikts nach erhaltenem Gutachten des ihm beigeordneten rechtsverständigen Auditeurs (asesor letrado), in allen Punkten bestätigt, und am 30sten Mai 1831, also gerade 4 Monate nach Eröffnung des Prozesses, zu Meriko vollzogen. Ortega und Chino bekannten kurz vor der Hinrichtung sich noch als alleinige Urheber eines vor etwa 6 Monaten zwischen der Hauptstadt und dem Flecken St. Angel begangenen Straßenraubs, wobei sie 400 Piaster und 3 Pferde erbeutet hatten. Ein als dieser That sehr verdächtig verhaftetes Individuum erhielt dadurch seine Freiheit zurück.

Daß man aus der großen Masse von Individuen, welche successiv als muthmaßliche Theilnehmer am Straßenraube von Tizapuca verhaftet wurden, vorläufig jene Sechs zu einer sum-

marischen Prozessirung und Aburtheilung herausgriff, ward wohl hauptsächlich durch politische Gründe bestimmt. Der englische Gesandte, welchen und seine Nation die Regierung bei allen Gelegenheiten vorzugsweise zu berücksichtigen und bei guter Laune zu erhalten wünschte, hatte sehr laut und ernstlich gesprochen; überhaupt waren die Interessen des fremden Bergbau's in Mexiko — dem Lande selbst vielleicht noch wichtiger und gewinnversprechender als den Aktionären — durch eine Gewaltthat dieser Art auf das Bedenklichste kompromittirt: die Regierung fand also nöthig, so schnell als möglich durch einige statuirte Exempel wenigstens zu zeigen, daß sie Alles thue, was von ihr abhänge, dem fremden Eigenthume Schutz zu sichern, und dergleichen grobe Verletzungen desselben bei ihren eigenen Landsleuten streng zu ahnden. Natürlich war jedoch die Untersuchung in dieser Sache mit Hinrichtung der erwähnten Individuen noch keineswegs beendigt: nur ward sie jetzt mit der dem Lande gewöhnlichen Langsamkeit und Methodik fortgesetzt, mit geringerem Drange auf erhebliche Resultate und fernere strengere Strafexempel, nachdem man einmal den Ansprüchen der vindicta publica genügt, und das Geschrei der Engländer beschwichtigt zu haben glaubte. Sieben Monate nach der erwähnten Exekution erließ unterm 17ten December 1831 der kriegsrechtliche Untersuchungsrichter eine offene Ladung an sämmtliche bis dahin bekannt gewordene, aber noch nicht verhaftete Theilnehmer des fraglichen Straßenraubes, deren wesentlichen Inhalt wir hier folgen lassen, als charakteristisch für Wesen und Form der mexikanischen Justizpflege:

„Ich, Mariano Matamores ꝛc. füge zu wissen:

Da die nachbenannten Individuen, Susanno Camarilla, Antonio Lopez, Gregorio Charez, Hilario el Charro u. s. w. (folgen noch 55 andere Namen) sich aus dieser Hauptstadt entfernt hatten, obgleich verwickelt in die mir übertragene Untersuchung wegen des gegen einen englischen Geldtransport am 28sten Januar v. J. bei Tizayuca begangenen Straßenraubes: so habe ich, in Ausübung des für solche Fälle von der Nation den Offizieren ihrer Armee gesetzlich übertragenen Rechtes, die besagten Verbrecher (delincuentes) hiedurch öffentlich heischen und laden, und entweder das Gefängniß der Akordada oder, außerhalb desselben, jede kompetente Obrigkeit ihnen anweisen wollen, um binnen 30 Tagen, von heute an gerechnet, sich daselbst zu gestellen, und ihre Entschuldigungen und Vertheidigungsmittel anzugeben, widrigenfalls die Untersuchung fortgesetzt, und ohne weitere Heischung oder Ladung, über das schwer verpönte Verbrechen, welches sie zur Flucht veranlaßt hat, kriegsgerichtlich gegen sie in contumaciam (en rebaldia) erkannt werden wird, was Rechtens. Hieran geschieht der Wille unserer höchsten Regierung, und soll gegenwärtige Ladung gedruckt und gehörig verbreitet werden, auf daß derselben Folge möge geleistet werden können.

Gegeben Mexiko, den 17 December 1831 ꝛc."

Schwerlich war zu erwarten, daß irgend einer der flüchtigen Straßenritter dieser Aufforderung freiwillig entsprechen dürfte, und eigentliche Steckbriefe mit Signalement und Befehligung der Obrigkeiten zu ihrer unfreiwilligen Beischaffung wurden, wenigstens öffentlich, nicht erlassen. Wirklich vernahm man auch während des Verfassers noch viermonatlicher Anwesenheit im Lande weiter nichts über ferneren Fortgang des Prozesses, und in den gleich nachher gefolgten bürgerlichen Unruhen wird derselbe wahrscheinlich definitiv ertränkt worden seyn!

Daß übrigens bei der rascheren und ernstlicheren Expedition seines ersten Akts die Politik größern Einfluß als die Justiz gehabt, indem aus Rücksichten, welche der ersteren angehörten, man um jeden Preis einige Opfer bluten zu lassen wünschte, ergibt sich vorzüglich aus der Hinrichtung der beiden Gebrüder Barrera, welche, wie man nach Einsicht der Akten und mit einiger Kenntniß des allgemeinen Ganges mexikanischer Kriminaljustiz sicher behaupten mag, ohne ein solches mitwirkendes Motiv schwerlich erfolgt seyn dürfte. Bezüglich auf den Raub bei Tizayuca lieferten die Akten gegen Antonio Barrera bei weitem noch keinen hellen Beweis, und gegen seinen Bruder Andrea kaum überhaupt irgend einen Schatten des Beweises. Augenscheinlich war selbst Antonio weniger gravirt als Tarelo, gegen welchen nur eine außerordentliche Freiheitsstrafe erkannt worden ist. Auch ist es klar, daß nicht wegen dieses Verbrechens beide Brüder zum Tode verurtheilt wurden, sondern wegen Theilnahme an dem älteren Raubversuch zu Xochimilco; denn die Aufpflanzung ihrer Köpfe ward am letztern Ort, und nicht zu Tizayuca verordnet. Allein auch über ihre wirkliche Betheiligung beim Attentat von Xochimilco war der Beweis keineswegs so vollständig geführt, daß Anwendung der poena ordinaria gesetzlich gerechtfertigt hätte erscheinen können. Was endlich die Mißhandlung des Pater Tenorio betrifft, so war Antonio derselben allerdings überwiesen und geständig, keineswegs aber Andrea: und in keinem Falle konnte, da Tenorio nicht an seinen Wunden gestorben war, ein Todesurtheil hier rechtlich begründet seyn. Es ist demnach höchst wahrscheinlich, daß beide Barrera's mit längerer oder kürzerer Festungsstrafe abgekommen wären, hätte die Politik nicht gesagt — „oportet aliquos pro populo mori!" Jedenfalls darf man zugeben, daß sehr übelberüchtigte und für das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft abkömmliche Subjekte, zu Sühnböcken auserlesen worden waren.

Reise in den Orient von Lamartine.

Damaskus.

(Fortsetzung.)

Den 2 April 1833. „Im strengsten türkischen Kostüme gekleidet, durchwanderte ich heute die hauptsächlichsten Theile von Damaskus in der Begleitung von Baudin. Zuerst durchgingen wir die finstern, schmutzigen und krummen Straßen des armenischen Quartiers, das man für eines der elendesten Dörfer der Provinzen in Frankreich halten könnte. Die Häuser bestehen aus Erdmauern, welche auf die Straße heraus von einigen kleinen vergitterten Fenstern mit rothen Laden durchbrochen sind. Die Häuser sind nieder und die Thüren sehen aus wie Stallthüren; fast überall liegen Haufen von Schmutz und stehen Lachen von faulem Wasser vor den Thoren. Wir betraten jedoch einige der

Wohnungen der vornehmsten armenischen Kaufleute, und ich war überrascht über die Eleganz und den Reichthum im Innern; nach einem finstern Gange gelangt man in einen Hof, der mit prachtvollen marmornen Springbrunnen geziert, von persischen Weiden beschattet, mit Marmor gepflastert und von Weinreben umgeben ist. Die Mauern sind von weißem und schwarzem Marmor, und fünf bis sechs Thore, deren Pfeiler auch aus Marmor mit darauf ausgehauenen Arabesken sind, führen in eben so viele Zimmer des Salons, wo sich die Familie aufhält. Diese sind groß und gewölbt, und haben eine Menge kleine sehr hohe Fenster, um immer die Luft frei durchziehen zu lassen. Sie sind fast alle in zwei Theile abgetheilt, unten halten sich die Sklaven und Diener auf, hierauf kommen einige Treppen, welche zu einer Estrade führen, welche den Rest des Salons einnimmt, und von dem untern Theil durch eine marmorne oder aus geschnitztem Cedernholz bestehende Balustrade getrennt ist; gewöhnlich finden sich in der Mitte oder in den Ecken des Zimmers Springbrunnen, deren Ränder mit Blumengefäßen umgeben sind, und wo sich zahme Tauben und Schwalben baden. Die Wände des Zimmers sind bis zu einer gewissen Höhe aus Marmor, weiter oben sind sie mit Stucco bekleidet und mit tausendfarbigen Arabesken oder mit eingelegten Zierrathen von Gold bedeckt. Prachtvolle persische Teppiche bilden den Boden, und eine Menge von seidenen Kissen und Matratzen liegt in der Mitte des Zimmers herum, und dient der Familie als Sitz und zum Anlehnen. An den Wänden läuft eine Ottomanne mit kostbaren Stoffen und unendlich feinen Teppichen bedeckt herum. Die Frauen und Kinder halten sich gewöhnlich niedergekauert, oder liegend, und sind mit Hausarbeiten und Spielen beschäftigt. Die Wiegen der kleinen Kinder stehen auf dem Boden zwischen den Kissen. Der Hausherr hat immer einen der Salons für sich allein, wo er die Fremden empfängt, und wo er gewöhnlich auf seiner Ottomanne mit seinem Schreibzeug auf dem Boden neben sich zu finden ist, er hält ein Blatt Papier auf dem Knie oder in der linken Hand, und schreibt und rechnet den ganzen Tag, denn Handel ist die einzige Beschäftigung der Damascener.

Ueberall, wo wir die Besuche zurückgaben, welche wir den Tag zuvor erhalten hatten, wurden wir von dem Hausherrn artig und herzlich empfangen; er ließ uns Pfeifen, Kaffee und Sorbet bringen, und führte uns in den Salon der Frauen, deren Schönheit oft Alles übertraf, was ich erwartete, oder in Rom und Athen gesehen hatte; ihre Kleidung ist von großer Eleganz und Pracht, bestehend aus einer kleinen Jacke von Seide mit Gold und Silber durchwirkt, mit weiten geschlitzten Aermeln, weiten weißen Hosen, die in Falten bis auf den Knöchel herabfallen, ein langes seidenes Gewand von heller Farbe, war offen, und durch einen Gürtel zusammen gehalten, gelben Pantoffeln an den nackten Füßen. Die europäischen Gebräuche, die Lebensart unserer Frauen waren die gewöhnlichen Gegenstände unsrer Gespräche, sie schienen sie in nichts zu beneiden. Sie selbst sind nicht ganz von der Gesellschaft der Männer ausgeschlossen, aber diese beschränkt sich auf Verwandte und einige Freunde des Hauses.

Nach diesen Besuchen verließen wir das armenische Quartier, das durch ein Thor, das alle Abend geschlossen wird, von dem nächsten Stadttheile getrennt ist. Ich fand hier eine breite und gerade Straße, sie ist durch die Häuser der vornehmsten Agas gebildet, d. h. des Adels von Damaskus. Die Façaden dieser Paläste bestehen aus langen Erdwällen ohne Fenster, wie Gefängnißmauern, hin und wieder sieht man eine große Thüre, die sich in einen Hof öffnet, und eine Menge von Stallknechten, Sklaven und Dienern pflegt sich im Schatten des Thorwegs zu lagern. Ich machte zwei dieser Agas, Freunden von Baudin, Besuche; das Innere ihrer Paläste ist bewunderswürdig, zuerst ein breiter Hof mit Springbrunnen und Bäumen, dann Zimmer, welche noch schöner und reicher geziert sind, als bei den Armeniern. Einige derselben haben 100,000 Piaster an Dekorationen gekostet, und es gibt in Europa nichts Prachtvolleres; einige der Paläste haben bis auf 10 solche Salons. Die Agas sind gewöhnlich Söhne oder Nachkommen von Paschas von Damaskus, welche ihre Reichthümer zur Verzierung ihrer Häuser verwendet haben: es ist der römische Nepotismus unter einer andern Form; ihre Zahl ist sehr bedeutend, und sie versehen die ersten Stellen unter den von der Pforte gesendeten Paschas. Sie besitzen große Güter in der Umgegend, ihr Luxus besteht in Palästen, Pferden, Frauen u. s. w., aber auf ein Zeichen des Pascha's fallen ihre Köpfe, und ihre Reichthümer werden immer neuen Günstlingen des Glücks zu Theil. Eine solche Gesetzgebung ladet natürlich zur Ruhe und zum Genuß des Augenblicks ein, und Wollust und Fanatismus sind die nothwendigen Folgen eines ähnlichen Despotismus.

Die beiden Agas die ich besuchte, empfingen mich mit der ausgesuchtesten Höflichkeit, der brutale Fanatismus der Masse erhebt sich nicht bis zu ihnen. Sie wissen, daß ich ein europäischer Reisender bin, und halten mich für einen geheimen Agenten der europäischen Mächte, um Nachrichten über die Streitigkeiten der Türken und Ibrahims einzuziehen. Ich drückte einem von ihnen den Wunsch aus, seine Pferde zu sehen, und eines zu kaufen, und ließ mich durch seinen Sohn und seinen Stallmeister in seine ausgedehnten Ställe führen, wo er 30 bis 40 der schönsten Pferde aus der Wüste von Palmyra hält. Sobald sie mich hereintreten sahen und mich in einer fremden Sprache sprechen hörten, so drehten sie alle ihre Köpfe gegen mich, und drückten durch Wiehern und ein sonderbares Falten ihrer Naslöcher ihren Schrecken aus. Ich habe schon mehreremale Gelegenheit gehabt, zu bemerken, wie sehr die Intelligenz dieser Thiere in Syrien entwickelter ist, als bei uns. Ich kaufte um 6000 Piaster einen dreijährigen Hengst, der vor kurzer Zeit aus Palmyra gekommen war, und 5000 P. und einen goldgestickten seidenen Mantel gekostet hatte (ein Piaster galt damals etwa 8 Sous).

Scherif Bey, der ägyptische Gouverneur von Syrien, hat heute Damaskus verlassen, die Nachricht von dem Siege Ibrahims über den Großwessier bei Iconium kam heute Nacht an, und Scherif Bey benutzt den Schrecken der Damascener, um nach Aleppo zu gehen. Er läßt die Verwaltung der Stadt einem ägyptischen General, dem ein Rath von den ersten Kaufleuten aller Nationen zur Seite steht. Ein Lager von 6000 Aegyptiern und 3000 Arabern bleibt vor der Stadt. Nichts kann pittoresker seyn, als der Anblick desselben. Zelte aller Formen und Farben

stehen unter den großen Fruchtbäumen am Ufer des Flusses, die Pferde sind in langen Reihen an Stricken, die von einem Ende des Lagers zum andern gehen, angebunden. Die undisciplinirten Araber bieten sich dem Blick in der ganzen Verschiedenheit ihrer Stämme, Kleidung und Bewaffnung dar, einige Gruppen sehen aus wie Versammlungen von Königen oder Patriarchen, andere wie Haufen von Straßenräubern.

Ich ging, die Abreise von Scherif zu sehen. Alle Agas der Stadt und die Offiziere der ägyptischen Regimenter waren im Serail versammelt. Die weiten Höfe, welche die zerfallenen Mauern des Gebäudes umgeben, waren mit Sklaven gefüllt, welche reichgeschmückte Pferde hielten. Scherif Bey frühstückte im Innern, ich blieb mit einigen ägyptischen und italiänischen Offizieren im Hof, wo wir die Menschenmenge außen, die Ankunft der Agas, und die schwarzen Sklaven sahen, welche auf ihren Köpfen ungeheure Zinnplatten trugen, auf denen die Speisen standen. Der Bey ritt gegen Mittag weg, und wurde bis auf zwei Stunden von der Stadt von einer zahlreichen Cavalcade begleitet.

(Schluß folgt.)

Odessa. *)

Die Stadt Odessa liegt am westlichen Ufer einer Bay, welche durch einen zwischen den Mündungen der Flüsse Bug und Dniester bei 15 Werste tief in das Land einschneidenden Arm des schwarzen Meeres gebildet wird. Gegen Norden, Süden und Westen ist sie von Steppen begränzt; der Hafen ist bequem und wird durch zwei Hafendämme gegen die vorherrschenden Westwinde geschützt. Aus mehrere Jahre nach einander fortgesetzten Beobachtungen ergibt sich, daß die Schifffahrt des Hafens im Durchschnitt nur 39 Tage im Jahre durch Eis unterbrochen wird, obschon in einigen besonders kalten Jahren der Golf zwei Monate lang mit Eis bedeckt blieb, während dagegen in andern die Schifffahrt ganz und gar nicht, selbst im Monat Januar nicht, gehemmt wurde.

Odessa zählt, den neuesten Angaben zufolge, 6494 Wohngebäude verschiedener Größe, 17 Gebäude für den Gottesdienst verschiedener Kulte, 5 mildthätige Anstalten, 546 Getreidespeicher (mithin ungefähr einen auf je ein Dutzend Häuser), 909 Läden, 4 große Gasthöfe und 1555 Keller, von denen 496 als Niederlagen für Wein u. s. w. dienen. Die Quartiere waren früher sehr theuer, und selbst jetzt noch kann man ein aus 7 bis 8 Gemächern bestehendes nicht leicht unter 1200 bis 2000 Rubeln haben.

Dem letzten im Jahre 1833 aufgenommenen Census zufolge enthält Odessa nebst seinen Umgebungen eine Bevölkerung von 50,312 Seelen, **) worunter 26,532 männliche und 23,780 weibliche. Von dieser Gesammtzahl besteht so ziemlich der achte Theil aus Juden. Die Sterblichkeitslisten weisen im Durchschnitt 117 Todte für jeden Monat des Jahres nach; die größte Zahl von Sterbefällen kommt im Julius und August, und die geringste im Januar und Februar vor. Nachstehend einige Angaben über die Durchschnittszahl der Sterbefälle in den vier Jahren von 1824 bis 1827 nach dem Alter geordnet:

Alter.	Jährl. Durchschnitt für die 4 Jahre.
1 Monat	615
von 1 bis zu 3 Jahren	270
— 3 — 5 —	64
— 5 — 10 —	50
— 10 — 20 —	44
— 20 — 40 —	114
— 40 — 60 —	105
— 60 — 80 —	77
— 80 — 100 —	59

Hinsichtlich des Erziehungswesens besitzt Odessa acht öffentliche und zehn Privatseminarien für den Unterricht. Zwei Drittheile dieser Anstalten sind Knabenschulen mit 1374 Zöglingen; in den Mädchenschulen werden 597 Kinder weiblichen Geschlechts unterrichtet. Hiernach stellt sich das Verhältniß der Schülerinnen zur weiblichen Bevölkerung wie 1 zu 60, und das der Schüler gegen die männliche Bevölkerung wie 1 zu 19 heraus. Das Verhältniß der Zöglinge beider Geschlechter zur Gesammtbevölkerung wäre demnach wie 1 zu 28. Den im Jahre 1827 bekannt gemachten Berechnungen des Staatsrathes Lewschin zufolge war das Verhältniß der Schüler zur männlichen Bevölkerung wie 1 zu 22, und das der Schülerinnen zur weiblichen Bevölkerung wie 1 zu 77. Es scheint also, daß der öffentliche Unterricht in noch höherem Grade zugenommen hat, als die Bevölkerung.

Literatur und Wissenschaften betreffend, so betrug die Zahl der in Odessa aus fremden Staaten eingeführten Bücher im Jahre 1831 25,000 und im Jahre 1832 40,000, mithin ergibt sich eine Zunahme von 15,000 Bänden oder $^3/_5$. Die Gesammtzahl der in den Jahren 1832 und 33 in Odessa gedruckten Bücher belief sich auf 16, wovon 6 Werke über wissenschaftliche, 6 über allgemeine literarische Gegenstände und die übrigen auf Erziehung bezügliche Elementarschriften waren. Außer zwei Buchhandlungen, der der Stadt und der der Gesellschaft für die Landwirthschaft, und einem Museum für Alterthümer, besitzt Odessa vier Leihbibliotheken, zwei französische, eine russische und eine deutsche, welche eigene Lesezimmer und 230 Subskribenten haben, mithin 1 auf je 218 Einwohner. Außerdem erscheinen noch fünf periodische Blätter in französischer und russischer Sprache.

Die Beschaffenheit des Bodens um Odessa, und das häufige Eintreten von gänzlicher Dürre legen dem Ackerbau bedeutende Hindernisse in den Weg. Die Ernte des Jahres 1832 brachte auch in der That nicht einmal die Aussaat ein, und die ganze Quantität Getreide, welche man erhielt, belief sich auf nicht mehr als 3998 Tschetwert. Der Durchschnittspreis des Getreides im November dieses Jahres war: für Roggen 12 Rubel 90 Kopeken, für Weizen 16 Rubel 80 Kopeken für den Tschetwert. Im Laufe desselben Jahres (1832) betrug die durch den Hafen von Odessa nach fremden Ländern ausgeführte Quantität Getreide 895,000 Tschetwert. Wiewohl man vor 30 Jahren kaum Einen Garten in der Umgegend der Stadt sah, so schmücken doch jetzt 226 Obst- und Weingärten die Umgebung. Die Weinernte des Jahres 1832 gab 9589 Wedros Wein.

Die Zahl der Manufakturen in Odessa, drei Druckereien mit eingerechnet, beläuft sich auf dreißig, bei denen 550 Arbeiter beschäftigt sind. Die Zahl der in den Werkstätten der Künstler und Handwerker während der zehnjährigen Periode von 1823 bis 1832 beschäftigten Arbeiter belief sich auf 2627 oder 1 auf je 19 Einwohner. Nimmt man an, jeder habe, ein Jahr ins andere gerechnet, 50 Rubel monatlich verdient, so ergibt sich, daß der Arbeitslohn für die im Jahre 1832 in Odessa gefertigte Arbeit 1,764,000 Rubel betrug; im Jahre 1823 belief er sich auf nur 892,200 Rubel. Kapitalisten befanden sich im Jahre 1833 46 in Odessa. Die Fischerei an den Ufern des schwarzen Meeres wird von 489 Personen betrieben, die sich in 46 Gesellschaften theilen.

Hinsichtlich der Aus- und Einfuhr durch den Hafen von Odessa ergibt sich, daß die erstere während der neun Jahre von 1824 bis 1832 sich im Durchschnitt auf jährlich 16,451,289, und die letztere auf 8,117,341 Rubel belief, wonach sich bei der Ausfuhr ein Ueberschuß von mehr als der Hälfte herausstellt. Die stärkste Aus- und Einfuhr fand in den Jahren 1830 und 1832, die schwächste 1828 und 1829 statt; in dem ersten der beiden zuletzt genannten Jahre sank die Ausfuhr, die im Jahre 1827 18 Millionen betrug, plötzlich um $^{11}/_{18}$ herab, und die Einfuhr (10 Millionen) fast um die Hälfte.

*) Nach einer Mittheilung in einer der jüngsten Sitzungen der statistischen Gesellschaft, über die Statistik von Odessa vom Grafen Serristori.

**) Im Jahre 1804 betrug die Bevölkerung von Odessa 15,000 und im Jahre 1820 36,000 Seelen.

Man hat in England angefangen, die Korrespondenz der englischen und irischen Regierung unter Heinrich VIII herauszugeben, und es sind bereits drei Bände erschienen, das Werk wird immer noch fortgesetzt, und verspricht immer interessanter zu werden. Heinrich VIII war nämlich der erste brittische König, der einen festen Plan zur Begründung der englischen Suprematie in Irland verfolgte, ein Plan, zu dem er freilich durch seine Religionsänderung starke Veranlassung fand. Mit dieser Regierung beginnt die eigentliche Unglücksgeschichte Irlands.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 125. 5 Mai 1835.

Die Verhältnisse der Kap-Kolonie zu den Kaffern.

(Aus Pringle's African Sketches.)

1. Frühere Verhältnisse zu den Kaffern bis zum Ende des Jahres 1811.

Der Name Kaffern ist wie der der Hottentotten in der Sprache dieses Volkes selbst völlig unbekannt. Die arabischen Bewohner der nordöstlichen Küste nannten die Nationen des südöstlichen Afrika's, welche den Islam nicht angenommen hatten, Kafirs oder Ungläubige, und die frühern europäischen Seefahrer nahmen diese Benennung von den Arabern an. Obwohl dieselbe manchmal auch jetzt noch in ausgedehntem Sinne gebraucht wird, so versteht man darunter in der Kap-Kolonie selbst gewöhnlich nur die drei benachbarten Stämme der Amakosa, Amatembu und Amaponda,*) wovon man die letztern als identisch mit dem Volke der Mambos oder Mambukis betrachten kann. Diese drei Stämme machen, obwohl sie unter mehrern unabhängigen Häuptlingen stehen, doch entschieden nur Ein Volk aus, denn Sprache, Sitten, Gewohnheiten und Regierungsverfassung sind durchaus dieselben. Die Amakosa, deren Gebiet vom Winterberge bis zur Küste an die Kolonie stößt, sind derjenige Stamm, mit welchem der Verkehr in Krieg und Frieden am häufigsten ist.

Die Kaffern sind ein schlanker, schön und athletisch gebauter Stamm, dessen Züge sich vielfach denen der europäischen oder asiatischen Race nähern, und, mit Ausnahme des wolligen Haares wenige Eigenthümlichkeiten der Negerrace haben; ihre Farbe ist ein klares Dunkelbraun, ihr Benehmen frei, heiter und männlich, ihre Regierungsform patriarchalisch, wobei die Vorrechte des Rangs durch die Häuptlinge sorgfältig aufrecht erhalten werden. Ihr Hauptreichthum und Unterhalt besteht in ihren zahlreichen Rinderheerden. Die Frauen bauen auch in ziemlich ausgedehntem Maße Hirse, Mais, Wassermelonen und andere Felderzeugnisse an. Die Kaffern sind aber vorherrschend ein Hirtenvolk, und Krieg, Jagd, Tauschhandel und Ackerbau nur gelegentliche Beschäftigungen.

Einige ihrer Gebräuche und Sagen scheinen darauf hinzudeuten, daß sie vor sehr alter Zeit von einem weit höher civilisirten Volke abstammten, als jetzt irgend eines in Südafrika sich findet; die allgemein unter ihnen übliche Beschneidung, ohne irgend eine sonstige Spur von Islamismus, und mehrere andere den levitischen Lehren von der Reinigung ähnelnde alte Gebräuche scheinen auf ein Volk von arabischer, hebräischer oder abyssinischer Abkunft hinzuweisen. Sie haben keinen regelmäßigen Götterdienst, aber es finden sich Spuren eines Glaubens an ein höheres Wesen sowohl als an untergeordnete Geister, und einige abergläubische Uebungen gleichen den Trümmern ehemaliger religiöser Institutionen. Der Glaube an Hexerei ist am schädlichsten, und führt, wie unter den Negern der Westküste, zu vielen empörenden Grausamkeiten und Tyranneien.

Die Kleidung beider Geschlechter besteht aus Thierhäuten, die durch eine besondere Bereitung weich und biegsam gemacht werden. Ihre Waffen sind die Hassagaie oder der Wurfspieß, eine kurze Keule, und ein breiter Schild von Ochsen- oder Büffelhaut. Die Kriege unter den oben benannten benachbarten Stämmen sind selten sehr blutig, entstehen meist durch Streitigkeiten über Weidegründe und Viehdiebstähle, und sind den wilden zerstörenden Kriegen, wie die Zulavölker sie führen, sehr unähnlich. Den Frauen geschieht in den innern Kriegen selten ein Leid, und auch in ihren Kämpfen mit den Kolonisten gibt es viele Beispiele von menschlicher Behandlung der Frauen, die in ihre Hände fielen. Sie sind Barbaren, aber nicht Wilde im strengen Sinne des Wortes.

Es ist ein charakteristischer Umstand, daß die erste Nachricht von einem Zusammentreffen der Kap-Kolonisten mit den Kaffern sich von einem Räuberzug der erstern gegen die letztern herschreibt. Im Jahre 1701 marschirte eine Bande holländischer Freibeuter, unter dem Namen von Tauschhändlern, gegen Osten, und kehrte nach siebenmonatlicher Abwesenheit mit einer großen Menge Hornvieh und Schafen zurück, die sie einer Cabuquas *) oder große Kaffern genannten Nation und zwei Hottentottenkraals gewaltsam abgenommen hatten. Bei dieser Gelegenheit waren eine Menge Eingeborne niedergemetzelt worden. Diese Umstände sind in einer im J. 1702 von dem Gouverneur und Rath des Kaps der guten Hoffnung nach Holland gesendeten Depesche enthalten, worin diese „die unerträglichen und fortdauernden Excesse einiger freien Einwohner, ihre Gewaltthätigkeiten, Räubereien und Mord-

*) Ama bedeutet nämlich Volk oder Leute.

*) Wahrscheinlich Tambuquas, d. h. Amatembu's.

thaten, wobei diese armen Leute ihrer Unterhaltsmittel beraubt werden," lebhaft beklagen, aber auch ihre Unfähigkeit erklären, die Verbrecher zu bestrafen.

Diese Straflosigkeit der Freibeuter, welche größtentheils aus dem Auswurfe Europa's, entlassenen Soldaten von den in holländischem Dienste stehenden Miethtruppen u. dgl. bestanden, führte, wie zu erwarten, zu zahlreichen Wiederholungen solcher Raubzüge. Theils hiedurch, theils durch die allmähliche Besetzung der besten Ländereien wurden die Hottentottenstämme entweder ausgerottet oder unterjocht, zum Theil auch in die nördlichen Wüsten getrieben. Die Kaffern, ein zahlreiches und kriegerisches Volk, das in größern Massen auftrat, war nicht so leicht zu überwältigen; sie scheinen bei vielen Gelegenheiten den Kolonisten glücklichen Widerstand geleistet zu haben, litten aber doch oft furchtbar, da sie dem Feuergewehr nur ihre schwachen Wurfspieße entgegen zu setzen wußten.

Die Kaffern hatten seit mehrern Generationen von Osten her allmählich auf die Hottentotten gedrängt, ein Umstand, der nicht nur aus ihren Ueberlieferungen bekannt ist, sondern auch daraus hervorgeht, daß westlich vom Kei alle Flußnamen hottentottischen Ursprungs sind. Die Hottentottenstämme scheinen jedoch von ihnen nicht ausgerottet, sondern theils weiter nach Westen gedrängt, theils ihren Gränzelans inkorporirt worden zu seyn. Der einst zahlreiche und mächtige Gonaquastamm war von gemischter halb kaffrischer, halb hottentottischer Abstammung, und der von den Gränzkaffern jetzt gesprochene Dialekt hat bis zu einem gewissen Grade das hottentottische Schnalzen (cluck), eine Eigenthümlichkeit, die sich bei den weiter rückwärts wohnenden Stämmen nicht findet.

(Fortsetzung folgt.)

Reise in den Orient von Lamartine.

Damaskus.

(Schluß.)

Der große Bazar von Damaskus ist etwa eine halbe Stunde lang; er besteht, wie alle andern, aus Straßen, welche mit einem hohen Dache bedeckt sind, und an denen Buden, Kaffeehäuser, Magazine hinlaufen. Die Buden sind enge und nicht tief, der Kaufmann sitzt davor auf seinen Fersen, die Pfeife im Munde; die Magazine sind mit Waaren aller Art, besonders mit indischen Stoffen gefüllt, welche in Menge durch die Karawanen von Bagdad gebracht werden. Die Barbiere laden die Vorübergehenden ein, sich den Kopf scheeren zu lassen, und ihre Buden sind immer voll Leute. Die Menschenmenge, welche sich den ganzen Tag im Bazar drängt, ist nicht geringer als die unter den Gallerien des Palais-Royal, aber sie ist weit mehr pittoresk. Man sieht die Agas in langen rothen seidenen Kaftans mit Marder ausgeschlagen, und ihren reichen Waffen mit Diamanten eingelegt. Hinter ihnen gehen fünf bis sechs Diener und Sklaven, die ihre Pfeifen tragen, sie bringen einen Theil des Tages auf den Ottomanen der an den Ufern der Kanäle erbauten Kaffeehäuser zu, rauchen hier unter dem Schatten großer Platanen, und unterhalten sich mit ihren Freunden. Dieß ist, außer den Moscheen, der einzige Versammlungspunkt der Damascener. Hier bereiten sich fast stillschweigend die zahlreichen Revolutionen vor, welche Damaskus mit Blut überschwemmen, die Gährung glimmt eine Zeit lang, bis sie endlich wüthend ausbricht, das Volk läuft zu den Waffen, stellt sich unter einen der Agas, und die Regierung fällt für einige Zeit in die Hände des Siegers. Die Besiegten werden niedergehauen, wenn es ihnen nicht gelingt in die Wüste zu entfliehen, wo ihnen die unabhängigen Stämme ein Asyl geben. Die Offiziere und Soldaten der ägyptischen Regimenter in ihren fast europäischen Uniformen schleppen ihre Säbel auf dem Bazar herum, manche reden uns italienisch an, sie sind sehr auf ihrer Hut in der Stadt, da sie dem Volk ein Gräuel sind, und jeden Augenblick eine Empörung ausbrechen kann. Scherif Bey hat außer dem Lager außerhalb der Stadt eine Garnison in der Citadelle; hätte Ibrahim das geringste Treffen verloren, so wäre der Kampf in Damaskus furchtbar geworden, und die 30,000 Christen in der Stadt wieder ein Opfer des Siegs der Türken, denn die Mohammedaner der Stadt sind erbittert über die Art von Gleichheit, welche Ibrahim zwischen ihnen und den Christen eingeführt hat, um so mehr als einige dieser ihren augenblicklichen Einfluß mißbraucht, und ihre Feinde beleidigt haben, was den Fanatismus gegen sie furchtbar gesteigert hat.

Die Araber der Wüste sind in großer Zahl in der Stadt, und füllen den Bazar an: sie sind nur mit einem Mantel von weißer Wolle bekleidet, mit der sie sich wie antike Bildsäulen drapiren. Ihre Züge sind verbrannt, ihr Bart schwarz, ihre Augen haben einen wilden Blick; sie bilden sich in Gruppen vor den Tabakshändlern und den Waffen- und Sattelmagazinen; ihre Pferde stehen gesattelt in den Straßen und auf den Plätzen. Sie verachten die Aegyptier und die Türken gleich, im Fall eines Kampfes würden sie sich aber gegen Ibrahim auflehnen, dieser marschirte bei seinem Durchzuge durch Damaskus mit Artillerie gegen sie, konnte sie jedoch nur eine Tagreise weit zurückdrängen.

Jede Art von Industrie hat ihr eigenes Quartier im Bazar, ich habe die Buden der Schwertfeger durchgegangen, aber umsonst einen Säbel und einen Dolch von der alten Vortrefflichkeit gesucht. Die berühmten Waffenfabriken*) der Stadt (wenn je die unter dem Namen derselben bekannten Waffen hier verfertigt wurden, existiren nicht mehr, man verfertigt nur gemeine

*) Der Verfasser täuscht sich wenn er glaubt, daß diese Säbel je in Fabriken verfertigt wurden, sie waren immer das Werk einzelner Meister, und dieser gibt es noch jetzt in Persien. Sie pflegen ihren Namen in Gold auf den Klingen einzulegen, und die Waffen haben einen mehr oder minder hohen Werth, nach dem Namen des Meisters. Die persischen Waffenschmiede halten Agenten in Indien, um den berühmten Wutzstahl an Ort und Stelle aufzukaufen. Uebrigens werden allerdings die Säbel von hohem Preis täglich seltener, weil die Einführung stehender Heere in Indien, der Türkei, Aegypten und Persien eine mittelmäßige und einförmige Klasse von Waffen in Gebrauch gesetzt hat, und die Sicherheit des Soldaten weit weniger als früher von der Güte seiner Waffen, als von der Taktik seiner Generals abhängt. Artillerie und Kriegskunst machen im Orient diesem großen Luxus in Waffen ein Ende, wie sie es in Europa gethan haben.

Klingen, und die Buden der Händler enthalten auch keine alten Waffen von ausgezeichneter Güte. Die guten Säbel kommen jetzt aus Khorassan in Persien, aber man fabricirt sie auch dort nicht mehr. Es gibt eine gewisse Anzahl alter Säbel, die von Hand zu Hand gehen, wie kostbare Reliquien und einen fast unschätzbaren Werth haben. Die Klinge, welche man mir geschenkt hat, hatte dem Pascha 5000 Piaster (2000 Fr.) gekostet, und sie ist der Gegenstand der Bewunderung der Türken und Araber, welche sie an ihre Stirne drücken, als ob sie ein so vollkommenes Todeswerkzeug anbeteten.

Die Bijoutiers zeigen weder Kunst noch Geschmack im Fassen der Edelsteine und Perlen; sie besitzen aber unglaubliche Quantitäten derselben. Der ganze Reichthum der Orientalen besteht in beweglichen Gütern, damit man ihn vergraben oder entfernen kann. Die Goldschmiede sind sehr zahlreich, sie stellen indeß wenig aus, sondern halten ihre Kleinodien in kleinen Büchsen, die sie öffnen, wenn man kaufen will.

Die Sattler sind das zahlreichste und geschickteste Handwerk im Bazar: nichts in Europa kommt dem Reichthum und der Eleganz ihres Pferdezeugs nahe. Die Sättel sind mit Sammt und Seide bedeckt, mit Gold durchwirkt und mit Perlen gestickt. Die Zügel sind weit zierlicher als bei uns, sind von Maroquin in verschiedenen Farben und mit seidenen und goldenen Tressen besetzt. Diese Waaren sind verhältnißmäßig sehr wohlfeil, ich kaufte zwei der schönsten Zügel um 60 Piaster das Stück.

Die Buden, wo Lebensmittel verkauft werden, sind die reinlichsten und zierlichsten unter allen. Sie sind mit einer Menge von Körben besetzt, welche alle Arten getrocknete Früchte, Gemüse und Bohnen enthalten, deren Namen ich nicht weiß, die jedoch äußerst appetitliche Formen und Farben haben, daneben sind Brode in jeder Größe und Qualität ausgesetzt, für jede Tagesstunde gibt es andere Brode und Kuchen, die man warm verkauft, und deren Geschmack vortrefflich ist. In andern Buden findet man warme Fleischspeisen, aber weder Tische noch Bestecke dazu, das Fleisch wird in kleinen Stücken an Bratspießen gebraten, der Käufer legt sie auf eines der kleinen goldfarbigen Brode, und ißt sie aus der Hand; die zahlreichen Springbrunnen des Bazar bieten ihm dazu sein einziges Getränk an. Man kann sich in Damaskus vollkommen gut mit zwei Piastern täglich ernähren, und das Volk verwendet kaum Einen auf sein Essen; man würde ein hübsches Haus für 2—300 Piaster jährlich finden, und mit 4—500 Franken jährlich gemächlich leben, wie überhaupt in ganz Syrien.

In der Mitte des Bazar liegt der schönste Khan des Orients, der von Hassad Pascha. Eine ungeheure Kuppel, wie die des Sankt Peter ruht auf Granitsäulen, hinter welchen Magazine und die Treppen liegen, welche in die obern Zimmer führen, wo sich die Kaufleute aufhalten. Jeder große Kaufherr miethet eines dieser Zimmer, und hält dort seine kostbarsten Waaren und seine Rechnungsbücher. Der Khan wird Tag und Nacht bewacht; daneben stehen Ställe für die Pferde der Reisenden und der Karawanen; Springbrunnen kühlen das Innere, das eine Art von Börse bildet. Die Thüre, welche auf den Bazar geht, ist eines der schönsten Muster maurischer Baukunst, reich im Detail und großartig im Effekt. Der Khan ist vor etwa 40 Jahren gebaut, und ein Volk, das Baumeister und Arbeiter für ein solches Werk liefern konnte, ist für die Kunst nicht abgestorben. Gewöhnlich werden diese Khans von reichen Paschas gebaut, welche sie ihrer Familie oder der Stadt hinterlassen; sie werfen große Einkünfte ab.

Chronik der Reisen.

Tagebuch einer Reise durch das Himalayagebirge zu den Quellen des Dschemna, und von da bis an die Gränzen der chinesischen Tatarei, zurückgelegt vom April bis Oktober 1827, von Kapitän C. Johnson. Mitgetheilt und mit Bemerkungen begleitet in einer der vorjährigen Sitzungen der geographischen Gesellschaft zu London von W. Ainsworth.

(Fortsetzung.)

Als unsere Reisenden Mandal verließen, kamen sie durch Racengurh, eine Station für einige wenige Gorkhas, in das Dorf Haut, ein Weg von ungefähr 4 Meilen abwärts, der sie gegen 3000 Fuß tiefer führte. Der Weg, der von diesem Dorfe nach Roru am Pabur aufwärts führt, war der beste, den die Reisenden bis jetzt noch im Gebirge getroffen hatten. Von diesem letztern im Entstehen begriffenen Dorfe bis nach Mundla war der Weg steinig, kahl und uninteressant; von dem Dorfe Mundla aus machten die Reisenden einen Ausflug nach Tschegong, um sich mit Mundvorrath zu versehen. Nachdem sie über den Andreyti, den westlichen Arm des Pabur, gegangen waren, der vom Fuße des Schainl-Passes ausfließt, stiegen sie nach Pekal hinauf und kamen dann nach Tekri, wo die Scenerie anmuthiger wurde. Dschaen war das letzte Dorf thalaufwärts, und von hier aus erreichten sie nach einem langen und beschwerlichen Wege den Rücken des Gebirgs. Der Fluß am Fuß desselben macht eine plötzliche Wendung, so daß der nun in nördlicher Richtung laufende Weg den Reisenden die unermeßliche Gebirgskette mit ihren Schneegipfeln in all ihrer Größe und Erhabenheit vor Augen brachte.

Am Eingange dieses Thales wurde ein herrlicher Wasserfall betrachtet; mehrere kleinere Bäche flossen unterhalb der Schneelinie zusammen und stürzten in nur zwei Absätzen ungefähr 1500 Fuß hoch über eine Felsenwand in den Pabur. Der erste Absatz ist der längste, und das Wasser bleibt eine Zeit lang in einer ganzen Masse beisammen, die sich dann aber in weißen Schaum auflöst, der weiter unten verschwindet und in noch größerer Tiefe in eine Art von Kanal zusammenfließt, aus dem sich das Wasser in einem zweiten Absatze in den Pabur ergießt.

Auf dem Wege nach Litl kamen die Reisenden zu der Region der abwechselnden Gras- und Schneeplätze und zu den letzten Bäumen; was man hier Bäume nennt, besteht aus einigen verkrüppelten Patras, einer Art Birken, die noch nicht einmal ein Blatt getrieben hatten. Da, wo der Schnee unlängst geschmolzen war, sproßten Primeln empor; der Fluß ist hier mit einer sehr dicken Schneeschichte bedeckt. Kapitän Johnson bemerkt, daß das, was er hier eine Schneeschichte nenne, einem Gletscher in den Alpen entspreche, da die Schneeschichte des Pabur größer, aber sonst ganz dem Gletscher der Quelle der Rhone ähnlich sey.

Der Schnee, durch den die Reisenden ihren Weg zum Bruang-Paß fortsetzten, wurde einzig durch den Pabur unterbrochen, der in einer Höhe von 12,914 Fuß aus der Schneedecke hervorbrach, über einen nackten Felsen, ungefähr 50 Fuß hoch, herabstürzte und sich dann sogleich wieder im Schnee verlor. In späterer Jahreszeit soll der Pabur aus einem klaren etwa eine halbe Meile breiten See ausfließen, der jedoch jetzt zugefroren und mit Schnee bedeckt war. Nach drei Stunden mühevoller Anstrengung erreichte man den Gipfel des Passes und befand sich in einer Höhe von 15,500 Fuß. Die Reisenden hatten hier die herrlichste Aussicht: zu beiden Seiten, nach Norden und Süden, breitete sich, so weit das Auge reichte, der Schnee aus, und gegen Osten und Westen ragten die riesigen Gipfel des Himalaya noch von fünf- bis zu siebentausend Fuß hoch empor. Die minder steilen waren bis zur Spitze

hinan mit einer Schnee- und Eiskruste überzogen; andere dagegen, wie z. B. der Kuibung (21,105 Fuß), ragten als kahle und zu senkrecht abgeschnittene Felsen empor, als daß der Schnee sich irgendwo festsetzen könnte, und stellten sich dem Auge als nackte Granitpyramiden dar, um welche sich dunkle Wolken sammelten.

Von einem Gewitter überfallen, waren die Reisenden genöthigt ihre Schritte zu beflügeln, bis sie endlich, nach Verlauf einer Stunde, in welcher sie sechs Meilen auf dem schneebedeckten Wege zurückgelegt hatten, die ersten Bäume an der Nordseite erreichten und unter einem überhängenden Felsenstück Schutz suchten. Einige Leute aus Dschaen kamen an diesem Abend und brachten ein kleines Zelt nebst Mundvorrath mit sich; von den Kuli's oder Trägern fielen einige gegen Einbruch der Nacht in eine Art von Erstarrung. Dr. Gérard, der im Gunaß-Paß, wenige Meilen östlich von dem gelegen, in welchem unsere Reisenden sich befanden, von einem Gewitter überfallen wurde, verlor mehrere seiner Leute, die vor Kälte umkamen, und er selbst entging dem Tode nur dadurch, daß er sich mit aller Anstrengung des Schlafes erwehrte, erfror aber die Fußzehen und verlor alle seine mathematischen Instrumente, von denen einige ein Jahr später wieder gefunden wurden.

Als die Reisenden nach Brnang hinabstiegen, kamen sie durch Wälder, denen auf der Südseite ähnlich; sie maßen einen Deodar, der 35 Fuß im Umfange hielt, und der erst in einer Höhe zwischen 60 und 70 Fuß Zweige ausbreitete. Brnang ist ein ziemlich großes Dorf, am Zusammenflusse des Buitschutter und des Buspa gelegen; der letztere, ein großer Fluß, entspringt vier Tagereisen ostsüdöstlich auf der Nordseite des Himalaya, in Bhurassu, und fällt 10 oder 12 Meilen unterhalb Puari in den Setledsch.

Unsere Reisenden befanden sich jetzt in Kurawar, wie die Eingebornen das Land nennen; die Bewohner der andern Seite bezeichnen es mit dem Namen Budh Mulak, augenscheinlich von Budhlar abstammend, und folglich die Gränze von Tübet. An diesem Tage sahen sie den ersten Yak, den sie bis jetzt noch zu Gesiche bekommen hatten; der Weg längs des Flusses war mühsam und gefährlich. Unweit der Vereinigung des Buspa mit dem Setledsch gingen sie auf einem Sango über den erstern. Der Setledsch war von hohen beinahe senkrecht emporsteigenden Felsen eingeengt und ungefähr 60 Schritte breit. Sein Wasser war von dem Sand, den er mit sich fortschwemmte, fast ganz weiß.

An einem Abgrunde hin verfolgten die Reisenden einen höchst gefährlichen Weg nach Kallah, einem kleinen von Aprikosenbäumen und Weinstöcken umgebenen Dorfe. Von siebzig Begleitern blieben funfzig aus Furcht vor Gefahren und aus Vorurtheil gegen den Besuch eines fremden Landes hier zurück. Die Reisenden kamen durch das auf einem hohen Felsen unter dem Harung-Paß gelegene Dorf Barung, und gelangten auf einem Wege über Sandstein in das kleine schöne Dorf Puari, unterhalb des wilden Kulbung in einem Wäldchen von Aprikosen-, Pfirsich-, Wallnußbäumen und Weinstöcken gelegen.

Der Setledsch ist hier ungefähr 80 Schritte breit, sehr tief, von Felsen durchschnitten, aber von starker Strömung und von vielen Wirbeln unterbrochen. Auf den gegenüberliegenden Gebirgen, etwa bis zum ersten Viertel ihrer Höhe, wachsen sorgsam an Staketen gezogene Weinstöcke, über diesen befinden sich Kornfelder, höher hinauf ist das halbe Gebirge mit dunkeln Fichtenwaldungen und die Gipfel sind mit Schnee bedeckt. Unten liegen die Dörfer Kungy und Telingi, gleich den meisten dieser Gegend auf Felsen gebaut, welche über den Fluß vorragen und von Gehölzen von Wallnuß- und Aprikosenbäumen beschattet. Die Bewohner sind, so wie die meisten Gebirgsstämme, sehr unsauber in ihrer Kleidung.

Von Puari aus gingen die Reisenden auf einer Hängebrücke, oder Jula,*) über den Fluß nach Telingi. Auf ihrem Wege nach dem großen volkreichen Dorfe Pundschi kamen sie aus den Fichtenwaldungen in Landstriche, welche ganz mit einer Art wilder Kamillen bedeckt waren, und erreichten endlich, nachdem sie auf einem Sango über einen Waldstrom gegangen, das Dorf, in welchem sie sich zwei Tage aufhielten.

Der Weg führte von hier aus nach Nordost, hoch oberhalb des Flusses hin, und bot einige schöne Aussichten auf die Schneegebirge; der Kulbing war am deutlichsten zu sehen. Kapitän Johnson ist der Meinung, daß ein Felsen derselben Gruppe, von minder rauhem Aussehen, wirklich höher sey. Er liegt zwischen dem Setledsch und dem Buspa, und über einem seiner Vorsprünge befindet sich der Harung-Paß. Die Felsen wurden von Habichten umschwärmt, und die Adler schossen zu drei und vier herab, um die Fremdlinge zu beschauen.

*) Eine Beschreibung dieser Brücken findet sich Seite 1316 des Auslandes vom vorigen Jahre.

Nachdem die Reisenden den Kaptok-Paß erstiegen hatten, klimmten sie zu dem Bett des Lisa hinab, das mit Schnee bedeckt war, den eine Lawine vom Gipfel des Urung Lisa herabgeführt, die sich eine einige hundert Schritte breite Bahn durch einen Fichtenwald gebahnt hatte. An den Ufern des Flusses steht ein wohlgebauter Weiler, der dessen Namen führt.

In den nächsten Tagen der Reise, die gerade nach Norden ging, begegneten die Reisenden Salzhändlern, die nach Süden zogen. Schafe und Ziegen sind die einzigen Lastthiere in den Bergen; sie tragen Eisen oder Salz in Säcken, die dann auf dem Rückwege mit Korn angefüllt werden. Eine solche Karawane wird von großen Hunden mit langem schwarzem seidenähnlichem Haar begleitet. Der Yak stieß ihnen jetzt häufig genug auf, so wie auch große ungefähr 5½ Fuß hohe Affen mit schwarzen Gesichtern. Die Reisenden gelangten über schönen mit Gruppen von Fichten besetzten Weidegrund in das Dorf Labrung, ungefähr 2560 Fuß oberhalb des Setledsch. Einer Schlucht gegenüber auf schönem Tafelland und von reichem Anbau umgeben liegt die ziemlich große Stadt Kanum. Die Häuser stehen hier sehr eng beisammen und haben flache Dächer; einige, sieben und acht Stockwerk hohe, sehen fast wie Wachthürme aus. Diese Stadt liegt 8998 Fuß über dem Meeresspiegel, und genießt im Schatten einer herrlichen Temperatur. Es befindet sich hier ein Lamatempel und eine herrliche Bibliothek, welche eine Abschrift von jedem Werke der großen Bibliothek zu Teschu Lumbo enthalten soll. Hier trafen die Reisenden mit dem bekannten ungarischen Reisenden Csoma Körös zusammen, der durch Persien und den Pentschab hieher gekommen war; er hatte sich in Ladak aufgehalten, dort aber Argwohn erregt und sich daher nach Kanum begeben, um die Bibliothek dieser Stadt zu benutzen. Er war, wie er sagte, so glücklich gewesen in derselben einige merkwürdige Entdeckungen zu machen, und unter andern Uebersetzungen alter Klassiker namentlich eine sehr genaue des Virgil zu finden. Der ungarische Reisende führte ein sehr einsiedlerisches Leben *) und war überhaupt eben nicht mittheilend.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Das Verhältniß der Geschwindigkeit der Stürme und Orkane in Amerika und Westindien ist, wie das American Journal of Science sagt, zu verschiedenen Malen als abweichend befunden worden, kann aber auf 12 bis 50 Meilen in der Stunde angeschlagen werden. Einer der Orkane, der im August 1830 wüthete, erhob sich in der Nähe der karibischen Inseln, nahm seine Richtung nach der Küste von Florida und den Carolinen, und von da nach den Küsten von Neufundland, eine Strecke von über 3000 Meilen, die er in sechs Tagen zurücklegte. Die Dauer seines heftigsten Wüthens betrug an den verschiedenen Orten, über die er hinfuhr, ungefähr 12 Stunden; an vielen Orten hielt er im Ganzen mehr als noch zweimal so lange an. Ein anderer Orkan, der in demselben Monat ausbrach, nahm von den Windwards-Inseln eine östlichere, aber der erstern ziemlich gleiche Richtung, und durch Journale und Berichte von Reisenden erhielt man nähere Mittheilungen über die täglichen Stationen seines 2500 Meilen weiten Zuges. Der Orkan am 10 August 1831, der die Insel Barbados verwüstete, ging von da in gerader Richtung an die nördlichen Gestade des Golfes von Mexico und Neu-Orleans, wo er am 16 desselben Monats ankam, und mithin binnen sechs Tagen 2300 Meilen zurückgelegt hatte.

*

In der Sitzung der asiatischen Gesellschaft zu London am 21 März wurden sämmtliche Werke vorgelegt, welche aus der von dem verstorbenen Abbas Mirza zu Tauris errichteten Presse hervorgegangen waren.

*) Er lebe hauptsächlich von einer ihm durch die Kompagnie bewilligten Summe.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 126. 6 Mai 1835.

Reise in den Orient von Lamartine.

(Fünfter Artikel.)

Die Maroniten.

Nach seiner Abreise von Damaskus besuchte Lamartine die industrielle und sich schnell hebende christliche Stadt Zarklé im Libanon, versuchte umsonst sich den berühmten Cedern von Salomo zu nähern, was ihm wegen des tiefen Schnees nicht gelang, und schiffte sich endlich in Jaffa ein, um nach Konstantinopel zu gehen. Ehe wir ihn dahin begleiten, geben wir jedoch seine Beschreibung der Maroniten, da sie in der letzten Zeit einen so großen Einfluß auf das Loos von Syrien gehabt haben, und bestimmt scheinen, in der dem türkischen Reich bevorstehenden Krisis eine noch wichtigere Rolle zu spielen. Das Wenige was über den Ursprung dieses sonderbaren Gebirgsvolks bekannt ist, hat Volney längst bekannt gemacht, und so lange ihre einheimischen Geschichten, die in den Handschriftensammlungen von Rom und Paris vergraben liegen, nicht gedruckt und übersetzt sind, läßt sich wenig Neues darüber sagen; jedenfalls ließ es sich nicht von einem ungelehrten Reisenden wie Lamartine erwarten, allein seine Bemerkungen über den gegenwärtigen Zustand des Volks sind keineswegs ohne Interesse.

„Die Nation der Maroniten, welche im Jahre 1784 nach Volney sich auf 120,000 Seelen belief, zählt gegenwärtig über 200,000, und dehnt sich von Jahr zu Jahr aus. Ihr Territorium begreift etwa 150 Quadratmeilen, allein seine Gränzen sind nicht festgesetzt; sie dehnt sich daher in den Thälern des Libanon, und in den benachbarten Ebenen in dem Verhältniß aus, als sich ihre Zahl vermehrt, und sie neue Kolonien gründen kann. Die Stadt Zarklé, am Ende des Thales des Bka, gegenüber von Balbek, welche vor 20 Jahren kaum 1000 bis 1200 Einwohner zählt, enthält jetzt 12,000, und ihre Zahl vermehrt sich täglich.

„Die Maroniten stehen unter dem Emir Beschir, und bilden mit den Drusen und Metualis eine Art von despotischer Konföderation unter diesem Emir. Obgleich diese drei Stämme sich durch Ursprung, Religion und Sitten unterscheiden, und sich nie in denselben Dörfern niederlassen, so hält sie doch das gemeinschaftliche Interesse der Vertheidigung gegen die Besitzer der Ebenen, und die starke Hand des Emir zusammen. Ihre Besitzungen erstrecken sich auf der Einen Seite von Latakie bis St. Jean d'Acre, auf der andern von Bairut bis Damaskus. Der hauptsächlichste Distrikt der Maroniten liegt in den mittleren Theilen, und auf den höchsten Gipfeln des Libanon von Bairut bis Tripoli. Die Abhänge des Gebirges sind fruchtbar, und durch zahlreiche Gebirgsströme befruchtet; die höchsten Gipfel sind fast unzugänglich, aber die unermüdliche Thätigkeit eines Volks, das keinen andern Zufluchtsort für seine Religionsfreiheit finden konnte, hat selbst dem nackten Felsen Früchte abgezwungen, hat von den Felsentrümmern Terrassen bis auf die höchsten Punkte aufgeführt, und die Erde, welche die Bergströme in die Schluchten herabgerissen hatten, hinter diesen Wällen aufgehäuft, sie hat sogar die Steine zermalmt und ihren Staub mit einiger Erde vermengt und gedüngt, und so den Libanon in einen Garten von Maulbeerbäumen, Oelbäumen, Feigenbäumen und in Fruchtfelder verwandelt. Der Reisende kann nicht von seinem Erstaunen zurückkommen, wenn er nach einem Tage langen Hinsteigen an den nackten Felswänden auf einmal in einer hohen Felsenschlucht, oder auf dem Plateau des Gebirges ein schönes Dorf trifft, aus weißem Stein gebaut, von einer reichen und zahlreichen Bevölkerung bewohnt, mit einem maurischen Schloß in seiner Mitte, einem Kloster in der Ferne, und rings umher einen Horizont von Vegetation, wo Kastanien und Maulbeerbäume die Reben und Fruchtfelder beschatten. Diese Dörfer hängen bisweilen fast senkrecht über einander, man kann einen Stein von dem Einen ins Andere werfen, und die Stimme hören, während die Steilheit des Gebirges eine bis zwei Stunden erfordert, um von Einem ins Andere zu kommen.

„In jedem dieser Dörfer findet sich ein Scheich, eine Art von Lehensherr, welchem die Verwaltung und die Gerechtigkeitspflege gehört; man kann von seinen summarischen Entscheidungen an den Emir und seinen Rath appelliren. Die Justiz gehört zum Theil dem Emir, zum Theil den Bischöfen, und daraus entstehen viele Konflikte in Heirathsfällen, Dispensationen u. s. w., bei denen der maronitische Patriarch entscheidet. Gegen diesen haben der Emir und die weltlichen Obrigkeiten die größte Schonung zu beobachten, denn die Macht der Geistlichkeit ist äußerst bedeutend und unbestritten, der Klerus besteht aus einem Patriarchen, gewählt von den Bischöfen und bestätigt vom Papst, einem päpstlichen Legaten, der im Kloster Antoura oder in Kanobia residirt, in Bischöfen, Klosterobern und Geistlichen. Die römi-

sche Kirche hat sich genöthigt gesehen, in dem Cölibat der Priester nachzugeben, und den maronitischen Geistlichen, ausgenommen den Bischöfen und Mönchen, die Heirath zu erlauben. Die Abgeschiedenheit, in der die arabischen Frauen leben, die Einfachheit der patriarchalischen Sitten und die Gewohnheit haben alle übeln Folgen des Gebrauchs verhütet, und er hat im Gegentheil zu der Reinheit der Sitten des Klerus beigetragen, und man kann sagen, daß in keinem Lande von Europa die Kirche so rein, so einzig ihren Pflichten ergeben, und eben so mächtig ist als hier, und der strengste Philosoph hätte keine Reform in der öffentlichen und Privatexistenz der Geistlichen hier vorzuschlagen, wo sie die Muster und Rathgeber und Diener des Volks geblieben sind.

„Es bestehen im Libanon etwa 200 maronitische Klöster verschiedener Orden, die von 20—25,000 Mönchen bewohnt sind. Diese sind aber weder reich noch Bettler, ihr Leben ist das eines fleißigen Landbauers. Sie besorgen ihr Vieh und ihre Seidenwürmer, bauen mit ihren Händen die Mauern ihrer Terrassen, hacken, säen und ernten. Die Klöster besitzen wenig Grund und Boden, und nehmen nur so viele Mönche an, als sie ernähren können. Ich habe lange unter diesem Volk gewohnt, und mehrere dieser Klöster besucht, ohne je die leiseste Klage über ein Aergerniß zu hören, das diese Mönche gegeben hätten. Jedes Kloster ist nur ein armes Pachtgut, dessen Diener Freiwillige sind, die für ihre Arbeit ein Dach, die Nahrung von Einsiedlern und die Gebete ihrer Kirche erhalten. Die Bischöfe haben eine absolute Autorität in den Klöstern ihres Distrikts, diese sind aber sehr beschränkt, da fast jedes große Dorf seinen Bischof besitzt.

„Das Volk theilt die Tugenden seines Klerus, und bildet im Orient eine ganz abgesonderte Nation, die eher wie eine europäische Kolonie ist, die man in die Mitte der arabischen Stämme geworfen hätte. Die Männer sind groß, schön, ihr Blick ist stolz, ihre Augen blau, ihre Nase gebogen, ihr Bart blond, ihre Bewegungen stolz, ihr Betragen höflich ohne Niederträchtigkeit, ihre Kleidung und Waffen prachtvoll. Wenn man durch ein Dorf reitet, und den Scheich unter dem Thor seines gezinnten Schlosses sitzen, seine schönen Pferde im Hofe angebunden, und rings umher die Vornehmsten der Bewohner sieht, in ihren reichen Pelzen, mit ihren Gürteln von rother Seide, und angefüllt mit Säbeln und Dolchen mit silbernen Griffen, bedeckt mit einem ungeheuren Turban vielfarbiger Seide, so glaubt man ein Volk von Königen zu sehen. Sie betrachten die Europäer als ihre Beschützer gegen die Türken, und nehmen unsere Reisenden, Missionäre und Interpreten auf wie entfernte Verwandte. Man logirt sie im Kloster oder bei dem Scheich, liefert ihnen Alles was das Land anbietet, führt sie bei den Frauen ohne Mißtrauen ein, und bildet Freundschaftsverbindungen mit ihnen, deren Andenken sich bei den Kindern erhält. Die vortrefflichste Polizei, welche weit mehr das Resultat der Sitten als der Gesetze ist, herrscht in dem ganzen Lande der Maroniten, man reist allein und mit vollkommener Sicherheit, Tag und Nacht; Verbrechen sind fast unbekannt, der Fremde ist dem mohammedanischen Araber geheiligt, aber noch weit mehr dem christlichen, sein Thor ist ihm immer offen, er schlachtet seine Ziege ihm zu Ehren, und überläßt ihm seine Rohrmatte. In jedem Dorfe findet man eine Kirche, worin der katholische Ritus nach den Formen der syrischen Kirche und in syrischer Sprache gefeiert wird. Beim Evangelium dreht sich der Priester gegen die Versammlung, und liest den Text des Tages in einer arabischen Uebersetzung.

„Die Maroniten sind wie alle Gebirgsbewohner tapfer und kriegerisch von Natur, und der Emir kann 30—40,000 Mann zusammenbringen. Die Türken haben nie *gewagt in den Libanon zu dringen*, so lange die Bewohner *unter sich einig sind*. Ich weiß nicht ob ich mich täusche, aber es scheint mir *dieses* Volk sey zu großen Dingen bestimmt, es hat patriarchalische Sitten, Wohlstand, einige Freiheit und viel Patriotismus, und wird durch Handelsverhältnisse und Religionseinheit immer der europäischen Kultur zugänglicher. Während Alles rings *herum* zu Grunde geht, scheint es allein neue Kräfte zu sammeln, und je mehr Syrien sich entvölkert, um so mehr breitet es sich in den Ebenen aus. Es könnte Handelsstädte an dem Meere gründen, den wilden Thieren die verlassenen Ebenen von Syrien entreißen, und eine neue Herrschaft da gründen, wo die alten einstürzen. Fände sich ein Mann von Talent unter seinen Bischöfen, oder seinen Familien von Scheichs, so könnte er Alles *dieses* zu Stande bringen, und Syrien hätte dann eine größere Zukunft vor sich als Aegypten, denn dieses besitzt nur einen Mann, aber der Libanon enthält ein Volk."

Die Verhältnisse der Kap-Kolonie zu den Kaffern.

1. Frühere Verhältnisse zu den Kaffern bis zum Ende des Jahres 1811.

(Fortsetzung.)

Das Land zwischen dem Camtus und dem *großen Fischfluß* war bis zum Jahre 1778 theils von den Gonaquas, theils von andern noch einer prekairen Unabhängigkeit genießenden Hottentottenstämmen besetzt, theils von Kaffern, die mit Gonaquas untermischt waren, und endlich von europäischen Kolonisten, die, trotz der Kolonialgesetze, die besten Stellen jenseits der Nominalgränze, welche damals der Camtusfluß bildete, in Besitz genommen hatten. Im Jahre 1778 besuchte der Gouverneur, van Plettenberg, auf einem Ausflug, den er ins Innere machte, auch Bruintjeshoogte, und da er eine bedeutende Menge Kolonisten jenseits der Gränze angesiedelt fand, so dehnte er, statt sie innerhalb der gewöhnlichen Gränzen zurückzurufen, nach dem gewöhnlichen Verfahren früherer und späterer Gouverneure das Gebiet weiter aus, und schlug mit einem Federstrich etwa 1500 *geogr.* Quadratmeilen zu dem bisherigen Gebiete der Kolonie. Damals wurde zuerst der große Fischfluß für die Gränze derselben im Osten erklärt. Die Rechte der Gonaquas und anderer unabhängigen Hottentottenstämme wurden nicht im Mindesten beachtet, man ließ die Boers *) mit ihnen verfahren, wie sie mit den bereits untergegangenen Stämmen verfahren waren, und nur mit den mächtigern Kaffern wurde die Form einer Uebereinkunft

*) Holländische Bauern, aber mit weitläufigem Landbesitz.

beobachtet. Oberst Collins berichtet, daß Oberst Gordon *) bis zum Keiskamma hin gesendet wurde, um Kaffern aufzusuchen, und endlich „einige wenige" zum Gouverneur brachte, der von ihnen ihre Einwilligung erhielt, daß der große Fischfluß künftig als die Gränze zwischen beiden Ländern gelten sollte.

Wer diese „Wenigen" waren, die ihre Einwilligung gaben, ist unnöthig zu untersuchen, gewiß ist aber, daß die bedeutendsten Kafferhäuptlinge, welche ein Interesse an der Sache hatten, diese Einwilligung nicht anerkannten. Jalumba, damals Häuptling des Amandanka-Clans der Amakosa, war bemüht, sich zu Bruintjeshoogte zu behaupten. „Die Einwohner," sagt Collins, „erinnerten Jalumba im J. 1781 an den kürzlich abgeschlossenen Vertrag, und verlangten, daß er augenblicklich abziehen solle. Als diese Vorstellungen unbeachtet blieben, sammelte sich ein Kommando, und verjagte die „Eingedrungenen," wobei Jalumba und ein großer Theil seiner Anhänger auf dem Platze blieb; sein Sohn Dlodlo kam zwei Jahre später bei einem ähnlichen Versuche um." Dieß ist der Kolonialbericht über diese Sache, aber Oberst Collins, der seine Nachrichten lediglich von den Boers und Lokalbehörden erhielt, hat nicht erwähnt, daß diese Expedition, deren Anführer Adrian von Jaarsveld war, den Kaffern 5200 Stücke Vieh entriß, die derselbe, nach Berathung mit dem Veldwagtmeester und den Korporalen unter das Kommando vertheilte. Und dieß ist nicht das Schlimmste. Ein Herr Brownlee hat die kaffrische Erzählung von dieser Begebenheit mitgetheilt, die zum Mindesten so viel Glauben verdient, als die Berichte der Kolonisten, die sich von dem Raube der ermordeten Kaffern bereichert hatten, und daraus geht hervor, daß Jalumba und sein Clan auf die niederträchtigste Weise ins Verderben gelockt und ermordet wurden. Vaillant, der im folgenden Jahre eine Zeit lang in dieser Gegend sich aufhielt, gibt einen Bericht über den Geist der Boers an der Gränze, der mit der von Brownlee mitgetheilten Erzählung von der Niedermetzlung der Amandanka nur allzu wohl übereinstimmt. „Ein Mulattenkolonist erzählte mir, das Gerücht, daß diese Nation barbarisch und blutdürstig sey, werde absichtlich von den Kolonisten verbreitet, um die abscheulichen Diebstähle, deren sie sich täglich gegen dieselben schuldig machten, zu beschönigen, und als Repressalien erscheinen zu lassen. Oft gebe man vor, Vieh verloren zu haben, um Einfälle in die Kafferländereien zu machen, wobei ganze Kraals ohne Unterschied des Geschlechts und des Alters ausgemordet, das Vieh weggetrieben und das Land in eine Wüste verwandelt werde. Diese Art, sich Vieh zu verschaffen, sey viel leichter, als die langsame Methode, es aufzuziehen. Auf diese Weise versicherte er mich, hätte man im vergangenen Jahre 20,000 Stück erhalten." Als Vaillant sein Erstaunen ausdrückte, daß der Gouverneur nicht Soldaten hersende, um Leute, die allen Behörden zum Trotz solche Verbrechen begingen, zu verhaften, erwiderte der Boer: „wenn man dieß versuche, würden sie die Hälfte der Soldaten ermorden, und sie den Uebriggelassenen eingesalzen mitgeben, zum Zeichen, was sie thun würden, wenn irgend eine Behörde sich in ihre Angelegenheiten menge." Solcher Art sind die Leute, welche im Jahre 1796 und noch einmal im Jahre 1815 gegen die britische Regierung aufstanden, um ihr Recht zu behaupten, die Eingebornen ungestraft zu berauben und zu ermorden.

(Fortsetzung folgt.)

*) Damals in holländischen Diensten.

Der Pottfisch. *)

Der Pottfisch oder Cachelot, jene Wallfischart, welche das bekannte Spermaceti oder den Wallrath liefert, ist mancherlei Krankheiten unterworfen, worunter auch gänzliche oder theilweise Blindheit. Ein vollkommen blinder Pottfisch wurde von Kapitän Swain gefangen; seine Augen waren gänzlich desorganisirt, indem die Augäpfel aus einer schwammigen, weit hervorragenden Masse bestanden, woraus sich erkennen ließ, daß der Fisch schon seit geraumer Zeit seines Gesichtes beraubt gewesen seyn mußte; dennoch war er fett und gab eben so viel Thran als ein anderer von gleicher Größe. Außer der Blindheit findet man bei dem Pottfisch auch noch Difformitäten der untern Kinnlade, wovon ich selbst zwei Beispiele gesehen habe, bei denen die Mißgestalt so groß war, daß es unmöglich schien, daß das Thier hätte kleinere Fische fangen und verschlucken können; dennoch gaben beide Fische eben so viel Thran als andere von gleicher Größe.

Alte erfahrne Wallfischfänger behaupten, daß diese Difformität eine Folge des Kampfes dieser Thiere unter sich sey. Sie fechten, den Rachen weit geöffnet und heftig auf einander losstürzend, wobei ihre Absicht zu seyn scheint, den Gegner bei der untern Kinnlade zu fassen, weßhalb sie sich auch oft seitwärts wenden. Auf diese Weise fassen sie sich, kreuzweis zusammentreffend, bei den Kinnladen, und kämpfen in dieser Lage mit Anstrengung aller ihrer Kräfte um den Sieg. Ich hatte nie Gelegenheit einen solchen Kampf mit anzusehen, finden sie aber wirklich statt, woran ich übrigens gar nicht zweifle, so darf man sich nicht wundern, so viele verstümmelte Kinnladen bei den Pottfischen zu finden, wenn man die ungeheure Kraft dieser Thiere und die verhältnißmäßige Schwäche ihrer Kinnladen in Anschlag bringt. Was die angeführte Meinung zu bestätigen scheint, ist der Umstand, daß man bei den Weibchen jene Difformität nie oder doch nur höchst selten antrifft.

Aus dem Angeführten läßt sich schließen, daß ein blindes mit einer verstümmelten Kinnlade versehenes Thier wohl gänzlich unfähig seyn würde seine Nahrung zu fangen und sein Leben zu erhalten, wenn ihm diese nicht buchstäblich in das Maul liefe, und zwar, wie Einige meinen, von dem eigenthümlichen starken Geruch des Pottfisches angelockt. Es ist eine anerkannte Thatsache, daß viele Fischgattungen von weißen glänzenden Dingen angezogen werden, und nicht nur der hungrige Haifisch, sondern auch der vorsichtige und gewandte Delphin werden, wie ich oft gesehen habe, ein Opfer dieser Eigenheit. Als der Kent, ein Wallfischfänger der Südsee, an der Küste von Peru fischte, fingen die Matrosen in einer einzigen Nacht eine Menge Sepia octopedia (Tintenfische), die hauptsächliche Nahrung des Pottfisches, bloß damit, daß sie ein Stück polirtes Blei mit Haken versehen bis zu einer gewissen Tiefe in das Wasser hinabließen. Die Fische versammelten sich in so großer Menge um das Blei, daß man nur die Schnur zu bewegen brauchte, um ihnen die Haken in den Leib zu treiben.

Die Zähne des Pottfisches sind höchstens zum Fassen, aber keineswegs zum Zermalmen geeignet, und wirklich sind die Fische, welche er zuweilen ausspeit, ganz und unversehrt. Wie die Jungen an der Mutter saugen, hat man noch nicht ergründen können. Der ganz eigenen Gestaltung des Mundes wegen scheint es unmöglich, daß sie mit dem vordern Theil desselben die Zitzen der Mutter fassen könnten, denn an dieser Stelle befinden sich keine weichen Lippen, sondern statt derselben sind die Kinnladen mit einer glatten, sehr harten, aber dennoch knorpelartigen Masse eingefaßt. Zwei Fuß vom Mundwinkel ist das Thier jedoch mit etwas den Lippen Aehnlichem versehen, das im Mundwinkel selbst einige weiche, elastische Falten bildet, und daher glaubt man, daß es dieser Theil des Mundes sey, mit dem das junge Thier die Zitzen der Mutter fasse, um zu saugen.

Alle Pottfische, kleine und große, verständigen sich unter einander durch ein Signal von irgend einer nahenden Gefahr, und zwar selbst, wenn sie sich in größern Entfernungen von 4, 5, ja sogar 7 Meilen von einander befinden. Worin dieses Signal bestehe, ist ein bis jetzt noch nicht ergründetes Geheimniß. Der Pottfisch wird selten oder nie in geringer Tiefe gefunden; er bewohnt den blauen unergründlichen Ocean,

*) Aus T. Beale's so eben in London erschienenen Bemerkungen über die Naturgeschichte des Pottfisches.

und sucht seine Beute und gebärt seine Jungen weit vom Lande entfernt. Zuweilen nähert er sich wohl der Küste, aber nur bis zu einer gewissen Entfernung, und immer an Stellen, wo das Wasser unergründlich ist.

Chronik der Reisen.

Tagebuch einer Reise durch das Himalaya-Gebirge zu den Quellen des Dschemna, und von da bis an die Gränzen der chinesischen Tartarei, zurückgelegt vom April bis Oktober 1827 vom Kapitän E. Johnson. Mitgetheilt und mit Bemerkungen begleitet, in einer der vorjährigen Sitzungen der geographischen Gesellschaft zu London, von W. Ainsworth.

(Fortsetzung.)

Unsere Reisenden verließen Larrung am 25 Junius, stiegen den Kurmug Ghati hinan und übernachteten in einer Höhe von ungefähr 15,000 Fuß. An diesem Tage wurde ihnen zu ihrem größten Verdruß von dem zu Subalhu befehligenden Offizier Lord Amhersts strenges Verbot mitgetheilt, durchaus keinen Versuch zu wagen über die Gränze von Hungrung zu gehen, um den Argwohn der Chinesen auf keine Weise zu erregen. Am nächsten Morgen erreichten sie den Gipfel des Passes (14.500 Fuß). Auf der Nordseite lag tiefer Schnee, doch nicht in großer Ausdehnung. Im Hinabsteigen besuchten die Reisenden Sungnam, ein großes volkreiches Dorf, in einem kleinen gut angebauten, damals aber sehr heißen Thal gelegen, denn das Thermometer zeigte zu Mittag 95° F. (28° R.). Dieses Dorf steht unter der Lama-Theokratie; die Einwohner verbrennen ihre Todten nicht, sondern begraben sie unter einem langen Haufen von Steinen, auf dem ein Schieferstein sich erhebt, mit den „Worten der Macht" beschrieben. Diese Grabhügel sind so angelegt, daß auf jeder Seite sich ein freier Pfad befindet, damit die Reisenden in den Stand gesetzt sind, die unwandelbare Regel befolgen zu können, welche vorschreibt, daß wenn man von einem Grabe sich wieder entfernt, dieß stets auf der rechten Seite geschehen muß. Bei dem zuletzt genannten Dorfe vereinigen sich die Flüsse Durhony und Bukio, und bilden den Ruskolang, der sich bei dem Dorfe Schiapu, dem Aufenthaltsorte eines Wessiers, in den Setledsch ergießt.

Vom Ufer des Bukio aus stiegen die Reisenden ungefähr 2000 Fuß aufwärts über einen öden Landstrich, auf dem nichts wuchs als Kamillen, Münzen, Wachholdersträuche und Brombeeren, nebst einer Art Wermuth, und gelangten dann auf einem gewundenen Pfade auf den Gipfel des Ghant (14,800 Fuß). Die Scenerie war hier die gewöhnliche: der Fels schieferartig, meist mit Schnee bedeckt und fast gar keine Vegetation. Ein jäh abwärts führender Weg brachte die Reisenden in das Dorf Llango, dessen Einwohner platte tatarische Nasen hatten, und in schwarze und rothe tatarische wollene Decken gekleidet waren; ihre Sprache wich von der bis hieher gebräuchlichen ab, und nur bis nach Sungnam war einige Aehnlichkeit mit dem Hindustanischen bemerkbar.

Durch Felsen von Schieferformation gelangten die Reisenden in das Dorf Tuling, wo der kleine Fluß, dessen Ufer sie bis dahin verfolgt hatten, sich mit dem Spiti oder dem großen westlichen Arm des Setledsch vereinigte. Gegen Westen stiegen die Spitzen des Tuzigung oder Pandschinl empor, die Gérard im Jahre 1818 bis zu einer Höhe von 19.411 Fuß erstiegen hatte. Obschon in einer früheren Jahreszeit sich befindend, die natürlich größere Schwierigkeiten erwarten ließ, beschlossen die Reisenden dennoch dieses interessante Unternehmen zu wagen. Das erste Dorf am Spiti ist Leo, das etwas angebautes Land besitzt, eine wahre Seltenheit in dieser Region der Felsen und Abgründe. Die männlichen Einwohner des Dorfes trugen dicke Zöpfe und fast röhrenförmige Schuhe von gegerbtem Leder. Nördlich von Puari wird kein Leder gegerbt, und auf dem, welches die Reisenden zu sehen Gelegenheit hatten, befand sich das russische Zeichen. Das des Anbaues fähige Land an den Abhängen der Gebirge wird hier mit im Joch gehenden Schafen umgepflügt. Von Leo aus gingen die Reisenden auf einem Sango über den Spiti oder Tulukna, und stiegen dann 4000 Fuß hoch bis zum Dorfe Nako empor. Die Felsen um Leo und Nako sind fast ohne alle Vegetation, und liegen dem Anschein nach ohne alle Ordnung in ungeheuren Massen auf einander gethürmt, als ob der Einfluß einer unterirdischen Gewalt sie zusammengestürzt hätte. Nako hat drei aus rothen Backsteinen gebaute Tempel; in einem derselben schlugen unsere Reisenden ihre Wohnung auf und machten die nöthigen Vorbereitungen. Die Einwohner des Dorfes gaben sich viele Mühe sie durch übertriebene Erzählungen von den Schwierigkeiten, die ihnen aufstoßen würden, und von dem Bis, oder giftigen Winde, der über den Schnee hinwehe, von ihrem Vorhaben abzubringen.

Am 1 Julius um 5 Uhr Nachmittags traten die Reisenden ihren Weg auf das Gebirge an; sie gingen zuerst in einer vom Dorfe aus aufwärts führenden Schlucht, erstiegen dann den Berg rechter Hand und erreichten nach Verlauf einer Stunde einen der Vorsprünge des Gebirgs. Ein zweiter Marsch, abermals von einer Stunde, brachte sie auf einen ebenen Platz unter einer überhängenden Felsenwand, wo ihre Zelte aufgeschlagen waren. Die Aussicht von dieser Stelle aus war ungemein herrlich, und da sich kein Lüftchen regte, so konnte man das Rauschen des Spiti und des Setledsch hören, welche den Gebirgsrücken trennen, obschon sich die Reisenden in einer Höhe von ungefähr 14,600 Fuß über diesen Flüssen befanden. Niederes Gras und Gestrüpp wuchs umher. Am folgenden Morgen um 6 Uhr brach man auf, nachdem man eine Stunde lang auf den Aufgang der Sonne gewartet hatte, und erreichte nach 3/4 Stunden ein ausgedehntes Tafelland, dessen fließende Gewässer dick mit Eis belegt waren. Als die Reisenden am andern Ende der Fläche wieder aufwärts stiegen, wich der Schnee an manchen Stellen so weit unter ihren Füßen, daß sie bis an den Gürtel einsanken. Einer von der Gesellschaft, Kapitän Browne, sank bis an den Mund in den Schnee, und da man ihn, weil er etwas zurückgeblieben war, nicht sogleich hörte, so verging einige Zeit, ehe man ihn aus seiner gefährlichen Lage befreien konnte. Nach einem Wege von anderthalb Stunden wurde es unmöglich weiter in dieser Richtung vorzudringen, man hielt sich daher rechts und stieg gerade den Berg hinan, wo die Reisenden anfänglich wegen der Härte des Schnees viele Schwierigkeiten zu überwinden hatten, dennoch aber die Höhe glücklich erreichten. Als sich die Wolken verzogen, wurden sie gewahr, daß sie sich am Rande eines Abgrundes befanden. „Es war belustigend anzusehen, sagt der Kapitän, wie jeder von uns, so wie der Wolkenschleier vor seinen Augen verschwand, sich behende, und ohne ein Wort zu sagen von dem Schneesaum zurückzog, mit dem der Abgrund eingefaßt war, und von dem, wie wir uns später, vorsichtig auf Händen und Füßen kriechend, überzeugten, lange Eiszapfen in die Tiefe hinabhingen."

Von dieser Stelle aus gingen die Reisenden längs des Bergrückens hin, da der Schnee weich genug war, daß sie festen Fuß fassen konnten. Ein schmaler Felsenstreif lief von diesem Gebirgsrücken aus gegen den Setledsch hin und bog sich diesem gegenüber nach Osten; am äußersten Ende dieses Isthmus stieg die Spitze des Berges in Gestalt eines nackten Granitkegels empor, nur hie und da auf den Vorsprüngen und in einigen Höhlungen mit Schnee bedeckt. Die Reisenden erstiegen eine Anhöhe am Anfange des Isthmus, wo sie sich auf gleicher Höhe mit dem Fuß des Granitkegels befanden. Die nordöstliche Spitze des Gebirgs, welche einige hundert Fuß über den Granitkegel emporragte, wurde jetzt in einer horizontalen Entfernung von ungefähr zwei Meilen sichtbar.

Kapitän Johnson hatte später Gelegenheit seine Beobachtungen mit denen des Dr. Gérard zu vergleichen, und fand zu seiner nicht geringen Freude, daß er dieselbe Stelle erreicht, auf welcher jener Gelehrte seine barometrischen Versuche anstellte. In einer Höhe von 19.411 Fuß über dem Meeresspiegel versuchten es die Führer aus dem Dorfe ihn zu täuschen, indem sie ihn auf eine weit niedrigere Stelle brachten. *) Humboldts Station in den Anden war 19.574 Fuß hoch. Von allen indischen Begleitern unserer Reisenden wagte sich nur einer mit ihnen auf diesen Höhenpunkt; die übrigen warfen sich, beide Hände an die Kehlen gelegt, in den Schnee, und der Nasir Sipahi, der mit ihnen hinanstieg, klagte sehr über Uebelbefinden. Merkwürdig ist es, daß unsere Reisenden, erschwertes Athemholen ausgenommen, durchaus keine Unbequemlichkeit empfanden. Sogar in ihrem Nachtlager war es uns möglich eine Cigarre zu rauchen. Das Aufspringen der Haut im Gesicht und am Hals fiel ihnen indeß später sehr beschwerlich, und einer der Gesellschaft wurde auf einige Tage schneeblind. (Forts. f.)

*) Dieselbe Höhe gab, im Jahre 1821 geometrisch gemessen, 19,442 Fuß. Dr. Gérard hat seitdem den Paß an der nordöstlichen Gränze von Khuwawar, eine Höhe von 20,000 Fuß, erstiegen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 127. 7 Mai 1835.

Ueber die physische Geographie der Anden zwischen 14° u. 20° S. B.

In der Sitzung der geographischen Gesellschaft von London am 23 März wurde über diesen Gegenstand ein Memoire Hrn. Pentlands vorgelesen. Es beginnt mit der Angabe, daß die große Andenkette, welche von der äußersten Spitze des amerikanischen Kontinents bis nahe an den Wendekreis des Steinbocks einen einzigen fortlaufenden Bergrücken bilde, *) sich nahe bei der Stadt Potosi (19° 35′ S. B.) in zwei große Ketten spalte, welche eine ungeheure Alpenebene von 12 bis 13,000′ über dem Meere einschließen, und etwa um 14° sich wieder vereinigen, und die Anden von Vilcañote und Cusco bilden. Die westliche Kette läuft dem Ufer des stillen Meeres parallel, und heißt darum die Küstenkordillere, die östliche oder innere dagegen die königliche. Die dazwischenliegende Ebene bildet das Bassin des Titicaca-Sees, dessen physische Gestaltung eben so merkwürdig, als seine Geschichte interessant ist: der See hat eine ungeheure Ausdehnung, nach Pentland über 300 geogr. □ M. (5000 engl. □ M.); **) seine Tiefe wurde bis auf 120 Faden sondirt, ist aber an einigen Stellen wahrscheinlich viel größer. Er hat nur Einen Ausfluß, den Desaguadero, der, nachdem er 150 engl. M. gegen Südwesten gelaufen, sich in einem kleinen See verliert. An den Ufern dieses Binnensees erschien Manco Capac zuerst den Peruanern, und auf einigen Inseln nahe an seinem südöstlichen Ende waren die reichsten und heiligsten Gegenstände der Religion aufgehäuft, auf welche er sein mächtiges und hoch civilisirtes Reich gründete.

*) Dieß ist nicht ganz wahr, vielmehr zeigt das Gebirge schon ziemlich bald die Neigung zu Verästungen. Ungefähr unter 43°, S. B. etwas nordwärts vom Vulkan von Minchimadira, läuft ein Ast gegen Nordwest; ein Gleiches findet etwas südwärts von Mendoza statt, wo nach dem Lauf der Gewässer zu schließen, sogar ein bedeutender Landstrich von einem Landrücken eingeschlossen, und nur an einer einzelnen Stelle von dem Ausfluß des Lago de Silveiro durchbrochen ist. Von da an folgen sich mehrere Becken, die man beinahe Steppenbecken nennen möchte, namentlich das, dessen tiefster Punkt der Lago de Andalgala ($26\frac{1}{2}$° S. B.) bildet. Einige andere Becken sind gegen Osten geöffnet.

**) Geographisch pflegen die Engländer jetzt 60 ihrer Meilen auf einen Grad zu rechnen, wonach also 4 = 1 geogr. und 16 = 1 geogr. □ M. sind. An einem andern Orte gab Pentland die Ausdehnung des Sees sogar auf mehr zu 6000 engl. □ M. an.

Bei der spanischen Eroberung wurde der größte Theil derselben von den verzweifelten, aber noch immer feindlich gesinnten Peruanern in den See geworfen, und Garcilasso de la Vega, selbst ein Nachkömmling der Inkas, gibt einen Erstaunen erregenden, und doch vielleicht nicht unwahren Bericht von den so geopferten Schätzen. Viele, wenn auch nicht werthvolle, doch gewiß interessante Gegenstände werden vielleicht noch auf diesem klassischen Boden verborgen gehalten, den noch kein unterrichteter Reisender besucht hat. Hr. Pentland konnte sich kein Boot verschaffen, um darüber zu setzen.

Der mathematischen und physischen Geographie dieser Gegend scheint seine Hauptaufmerksamkeit gewidmet gewesen zu seyn, und so bestimmte er unter anderm auf seinem Wege von Lima nach La Paz die Lage, und zum Theil auch die Höhen von mehr als 70 Orten, welche früher irrig, namentlich als zu weit westwärts gelegen, angegeben wurden: Hr. Arrowsmith ist beschäftigt, danach eine Karte zu entwerfen. Ueber die physische Configuration dieses merkwürdigen Landstrichs sind Hrn. Pentlands Angaben vollständig. Im Allgemeinen ist die westliche Kordillere die höhere, da sie an vielen Stellen eine absolute Höhe von 22 bis 24,000 (engl.) Fuß erreicht, während die östliche zwischen 19° und 16° 45′ S. B. fast nirgends 17,000′ übersteigt. In der letzten Breite erhebt sich jedoch der riesenhafte Illimani auf 24,200′, und nördlich davon überragen einige hohe Punkte sogar die Höhe der westlichen Kette. Der höchste Punkt unter 16° 10′ S. B. ist der Nevado de Sorata, der eine Höhe von 25,250′ erreicht. Auch in dem allgemeinen Charakter sind beide Ketten verschieden. Die Höhen der westlichen sind meist dom- oder glockenartig gestaltet, die in der östlichen gezackt, so daß sie sägenförmig erscheinen. Beide fallen gegen Osten und Westen steil ab, doch die westliche gegen das Bassin des Titicaca-Sees in minderem Grade als die östliche. Die Breite der erstern ist etwa 20 g. M., die der letztern läßt sich nicht so leicht bestimmen, da auf der Ostseite manche Seitenzweige auslaufen, deren Länge man als einen Theil der Breite der Hauptkette betrachten kann. Abgesehen hievon jedoch hat sie auf dem schmalsten Punkte (17° 58′ S. B.) etwa 7 g. M., auf dem breitesten über 14 g. M. Breite. Die Gesammtbreite der beiden Ketten, das Bassin des Titicaca-Sees mit eingeschlossen, und abgesehen von den Seitenarmen, wechselt zwischen 40 und 60 g. M., mit den Seitenarmen beträgt sie über 100.

Die Hydrographie dieses Landstrichs ist in hohem Grade merkwürdig. Alle Gewässer von dem Ostabhang der westlichen Kordilleren und dem Westabhang der östlichen, bis zur Höhe von 14,000′, fließen in den Titicaca-See und seinen Ausfluß den Desaguadero, von wo sie durch Einsaugung und Verdunstung abgeleitet werden, da auf keiner Seite ein sichtbarer Abfluß vorhanden ist. Höher als 14,000′ aber werden die Gewässer der Ostkette durch eine niedere, nur etliche hundert Fuß hohe Hügelreihe, die wahrscheinlich aus Alluviallagern besteht, von ihrem Laufe ab gegen Süden gewendet, wo sie ungefähr unter 16° S. B. gegen Osten vorbrechen, und den Mapiri bilden; dieß ist einer der bedeutendsten Beiflüsse des großen Beni, der mit dem Mamore den Madera bildet, einen der beträchtlichsten Zuflüsse des Marañon.

Die Gewässer eines Theils des Westabhangs der Cordillera Real fließen also gegen Osten, und Hr. Pentland gibt die Schlucht, durch welche der Abfluß statt findet, auf 18,000′ Tiefe an, denn die umliegenden Berge sind 24,000′ hoch, und die Höhe des Bodens der Schlucht über dem Meere beträgt nicht über 6000′. Diese Angabe ist freilich nur approximativ, denn sie beruht hauptsächlich auf dem Charakter der Vegetation in der Schlucht selbst. Auch gibt Hr. Pentland nicht an, ob diese Schlucht eine Spalte ist, welche ehemals zusammenhängende Schichten durchschnitten hat, oder ob der Einschnitt natürlich ist, und die Gränze verschiedener Formationen bezeichnet. Die Frage ist für die Geologie jener Länder sehr interessant, Hr. Pentland scheint der erstern Meinung zu seyn, denn er gebraucht häufig den Ausdruck, die Wasser hätten sich in dieser Richtung eine Bahn gebrochen (cut), und seine Ansichten über die Wirkungen natürlicher und noch thätiger Ursachen auf die Veränderung der Erdoberfläche sind sehr umfassender Art, denn er bemerkt z. B. an einer andern Stelle, die domartige Bildung eines der höchsten Berge in der westlichen Kette mache es wahrscheinlich, daß er gleich dem Chimborasso und Nevado von Chuquibamba nur aus Einer ungeheuern trachytischen Erhebung bestehe.

Es läßt sich nicht anders erwarten, als daß die Linie des ewigen Schnees in diesem Erdstriche sehr hoch sey. Die große Ebene von Titicaca ist wie ein Spiegel, der die Strahlen der Hitze mächtig zurückwirft, gerade wie die ähnlich gebildeten Ebenen von Tübet die Veranlassung sind, daß an dem nördlichen Abhang des Himalaya gleichfalls die Schneelinie hoch hinauf gerückt ist. Man darf deßhalb nicht erstaunt seyn, wenn Herr Pentland sie auf etwa 17,000 Fuß angibt, obgleich diese Höhe sicher beispiellos ist. Der vulkanische Charakter des Landes und die Nähe der See mögen wohl das Ihrige dazu beitragen.

Die Verhältnisse der Kap-Kolonie zu den Kaffern.

1. Frühere Verhältnisse zu den Kaffern bis zum Ende des Jahres 1811.

(Fortsetzung.)

Ungefähr um dieselbe Zeit hatte sich Zaka, das Haupt des Gunnuquebi-Clans, mit einigen von den Schaaren der Amakosa, in Besitz des Zuurevelb gesetzt, indem er die Erlaubniß sich dort anzusiedeln erhielt, und eine große Menge Vieh von Kohia, den die Kolonisten Ruiter nennen, erkaufte; dieser war damals das Oberhaupt der Gonaqua-Hottentotten, der ursprünglichen Besitzer des Landes. Zugleich rückten die Kolonisten von Westen her in das Zuureveld vor. Viele Jahre lang hatten Boers und Kaffern diesen Distrikt gemeinschaftlich inne, und Wohnungen und Heerden mischten sich friedlich unter einander, bis im Jahre 1786 einige Streitigkeiten sich zwischen ihnen erhoben, und die Kolonisten den Häuptling Islambi, den Feind Zaka's, zu Hülfe riefen. Der letztere, von den Boers auf der einen, von Islambi mit 3000 Kriegern auf der andern Seite angefallen, unterlag und wurde erschlagen, sein Stamm, die Gunnuquebi, von den Verbündeten fast seines sämmtlichen Viehs beraubt, und die Noth trieb ihn, die Kolonisten zu plündern, um nur zu leben. Indessen erreichten diese letztern ihren Zweck dennoch nicht. Kongo, der Sohn Zaka's, zu dem bald darauf Malu, Toti, Etoni und mehrere andere gegen Islambi und Gaika feindlich gesinnte Häuptlinge und der Ueberrest der Amandanka unter Olila, Jainmba's Bruder, stießen, und die Gunuqueb imit ihren Alliirten, setzten sich wieder in dem Zuureveld fest, trotz der Kolonisten, die nun ihrerseits eine Menge Vieh verloren; von diesem Zeitpunkte und von der Vernichtung der Amandanka auf Bruintjeshoogte datirt die bittere Feindschaft der früher freundlich gesinnten Gränzstämme und ihre Raubzüge gegen die Kolonisten.

In Folge der Vorstellungen der Kolonisten wurde im J. 1793 ein starkes Kommando Burgher-Miliz abgesendet, um die Kaffern zu züchtigen. Diese Truppen marschirten unter Anführung Hrn. Maynier's, Landdrosten zu Graaff Reinett, durch das Zuureveld, und drangen vier Tagmärsche weit jenseits des großen Fischflusses ins Land der Amakosa ein, trieben die Eingebornen allenthalben vor sich her in die Wälder, und erbeuteten auch einige Viehheerden, einen entschiedenen Vortheil errangen sie aber nicht über den Feind, der, sobald das Kommando sich zurückzog, wieder in seine alten Sitze zurückkehrte. Ein Vertrag ward endlich abgeschlossen, der die Dinge durchaus ließ, wie sie waren, und worin, wie Oberst Collins bemerkt, nichts erwähnt wurde von dem Abzug der Kaffern aus dem strittigen Gebiet. In einem von dem Landdrost Maynier an die Regierung erstatteten Bericht über die Ursachen dieses Kriegs bemerkt derselbe, „daß die Einfälle der Boers in das Kafferland, um zu jagen, der zwischen ihnen und den Kaffern getriebene Handel, und die schlechte Behandlung der letztern, wenn sie sich im Dienste der Boers befänden, die Hauptveranlassung des Bruchs gewesen seyen.“ *)

Im Jahre 1795 fiel die Kolonie in die Gewalt der Engländer, und da die Boers im Distrikte Graaff Reinett im folgenden Jahre ihren neuen Landdrost, einen Herrn Bresler verjagten, so gerieth die ganze Ostprovinz in die größte Anarchie. Die Kolonisten reizten einige Kafferhäuptlinge auf, die unter Sir J. Craig zur Aufrechthaltung der Ordnung hergesendeten Truppen anzugreifen. Viele Hottentotten machten sich die Krisis zu Nutze,

*) Herr Maynier lebte noch im Jahre 1824, und gab vermuthlich der damals niedergesetzten Kommission manche sehr werthvolle Nachweisungen über den Zustand an der Gränze.

standen auf gegen ihre Herrn, und bewogen die Kafferlans im Zuurefeld sich mit ihnen zu vereinigen, um die Gränzboers, die somit in ihrem eigenen Netz gefangen wurden, auszuplündern und zu verjagen. So dauerten Raub und Blutvergießen mehrere Jahre lang fort.

Dieß war die Lage der Dinge an der Ostgränze, als Lord Macartney im J. 1797 die Stelle eines Gouverneurs übernahm, und Herr Barrow mit einer Mission in das Kafferland beauftragt wurde, worüber er in seinem ausgezeichneten Werke über die Kap-Kolonie einen so interessanten Bericht abstattet. Die Politik der britischen Regierung war damals gewiß von einem Geiste der Gerechtigkeit und des Wohlwollens geleitet. Die Unterdrückung des kecken Versuchs der Boers von Bruintjeshoogte, sich in den dauernden Besitz des Landes am Katzen- und Kunapfluß zu setzen, und der Ton von Lord Macartneys Proklamation vom 14 Julius 1798, worin eine bestimmte Gränze für die Kolonie festgesetzt wurde, beweisen, daß man von bessern Grundsätzen ausgehen wollte. Dennoch wurden große Mißgriffe begangen, denn damals begann jene ungerechte und verderbliche Politik mit einem Kafferhäuptling, nämlich Gaika, zu unterhandeln, statt mit allen denen, die oft weit näher bei der Gränzfrage betheiligt waren, und zwar trotz dem, daß Gaika der Wahrheit gemäß erklärte, er sey zwar der vornehmste Häuptling an der Gränze,*) aber diejenigen, welche die Landstriche westlich vom großen Fischfluß besäßen, seyen so gut Häuptlinge, wie er, und völlig unabhängig von ihm. Man achtete nicht der Ansprüche der Kafferhäuptlinge auf das Zuurefeld, obwohl diese sich durchaus weigerten, den Vertrag mit Gaika anzuerkennen, oder das Land zu verlassen, das sie mit gutem Grunde als durch Kauf und Eroberung erworbenes Eigenthum betrachteten. Noch weniger Beachtung scheint man den noch weit unbestreitbarern Rechten der Ureinwohner geschenkt zu haben, nämlich der Gonaquas und anderer Hottentottenstämme, welchen ursprünglich der große Landstrich gehörte, den der Gouverneur van Plettenberg im J. 1778 ohne weiteres usurpirt hatte. Die damals der Kolonie vindicirten Gränzen wurden durch die Proklamation Lord Macartney's wiederum in Anspruch genommen.

Es würde zu weit führen, wollte man hier in die Details der Politik eingehen, welche in den zwölf auf Barrow's Gesandtschaft an Gaika folgenden Jahren geübt wurde. Der Gunuquebi-Clan unter Kongo behauptete sich in den schwer zugänglichen Strichen des Zuurebergs und des umliegenden Landes, bis an die Mündungen des Buschman- und Sonntagflusses. Islambi, der sich mit Gaika im Kriege befand, war gleichfalls über den großen Fischfluß gegangen, und hatte sich im Zuurefeld festgesetzt. Ihre Verbindung mit den aufgestandenen Hottentotten wurde schon erwähnt. Mit den Boers waren sie bald im Kriege, bald in prekairem Waffenstillstand.

(Fortsetzung folgt.)

*) Im Amakosastamm überhaupt stand er dem Häuptling Hinza nach.

Chronik der Reisen.

Tagebuch einer Reise durch das Himalayagebirge zu den Quellen des Dschemna, und von da bis an die Gränzen der chinesischen Tatarei, zurückgelegt vom April bis Oktober 1827, von Kapitän C. Johnson. Mitgetheilt und mit Bemerkungen begleitet in einer der vorjährigen Sitzungen der geographischen Gesellschaft zu London von W. Ainsworth.

(Fortsetzung.)

Die Reisenden schlugen rückwärts einen andern Weg ein, und kamen in 5 Stunden 40 Minuten, nachdem sie den Gipfel verlassen hatten, wieder im Dorfe an. Da die Bewohner desselben gastfrei und gefällig waren, so blieben sie vom 2 bis zum 15 Julius in Nako. Die Einwohner dieses Dorfes sprechen Tübetanisch, haben stark hervorragende Backenknochen und platte Nasen und sind der Religion des Lama ergeben. Ihr Anbau beschränkt sich auf den in den Bergen gewöhnlichen, und die Weiber müssen alle schwere Arbeit verrichten. Die einzigen Früchte, welche es hier gibt, sind Stachelbeeren und Aprikosen; aus den Kernen der letztern bereiten die Eingebornen ein sehr gutes Oel.

Am 15 Julius setzten die Reisenden ihren Weg in nördlicher Richtung durch ein ödes und steiniges Land fort. Der schiefergraue Fasan, den Kapitän Johnson nie in geringerer Höhe als 12.000 Fuß traf, und der selbst höher hinaufstreicht, als wo der Schnee schmilzt, war in Menge auf den Bergen sichtbar. Auf dem Wege nach Tschango waren die Gebirge abgerundet, und hatten das Ansehen, als ob sie von Bergströmen ausgewaschen worden wären. Die Vegetation bestand aus Rosen- und Stachelbeerbüschen, etwas Stechginst und einigen verkrüppelten Cedern. Tschango ist so von Gebirgen eingeschlossen, daß es dort, obschon es in einer Einbiegung der Felsen am Flusse liegt, dennoch unerträglich heiß war. Rings umher wuchs tatarische Gerste. Holztauben und eine Krähenart mit rothen Füßen und Schnabel wurden in Menge angetroffen.

Die Reisenden setzten nördlich von Tschango über den Spiti, und gingen an seinem Ufer hin nach Schialkhur, die Gränzfeste des Landes Bischur, die aus nichts als einigen mit einer hohen steinernen Mauer umgebenen auf einer steilen Anhöhe gelegenen Häusern besteht und die Pässe nach Ladak beherrscht. Es befand sich keine Besatzung daselbst. Der Felsen rings umher trug alle Spuren, daß er der Einwirkung des Feuers ausgesetzt gewesen war, entweder eines vulkanischen oder dem des Brennens des Gesteins selbst (anthracitartiges Erdpech mit Schwefelkies). Der Verfasser spricht von schwarzer Asche, gebrannter Erde, Ziegelstücken und Steinen, welche zusammengeschmolzen umherlagen. Der Schieferfels war nur auf seiner Oberfläche verbrannt.

Die Reisenden verließen Schialkur bei früher Tageszeit, und kamen nach einem beschwerlichen Aufwege von einer Stunde und zehn Minuten in eine Gegend, welche sich durch niedere abgerundete und mit langem starkem Gras bedeckte Hügel auszeichnete. Von hier aus stiegen sie in eine tiefe, von dem Bergstrom Tschalodockpo gebildete Schlucht hinab, und kamen auf einem guten Wege nach Tschangridsching; die Berge wurden hier minder rauh, doch bestand die Vegetation aus nichts als verkrüppelten Deodars und einigen Pappeln.

Am 19 schlugen die Reisenden den Weg gegen Schucktul, das erste Dorf auf chinesischem Boden, ein. Die Schluchten waren mit Buschweiden, Brombeerbüschen und Johannisbeersträuchern besetzt; über ungeheure Felsenmassen wand sich eine Pyrocantha. Den besten Nachrichten zufolge, welche sie einzuziehen vermochten, befanden sich die Reisenden jetzt noch 3 bis 4 Tagereisen von dem Weidelande oder den Hochsteppen von Ladak. Jenseits des Tschemoril, etwa acht Tagereisen von ihm entfernt, sind die niedern Gebirge durch eine rauhe, aber nicht hohe Gebirgskette von dem Thal des Indus oder dem Singetscho, wie es sonst noch genannt wird, entfernt. An den Ufern des Indus, in einem schönen offenen Thal, liegt die Stadt Leh, der gegenüber die Gebirge wieder emporsteigen. Die Kenntniß der Führer erstreckte sich nicht weiter als bis zur Schneekette der Gebirge, welche, wie sie sagten, weit höher sey als der Himalaya, und der sie den Namen Kailas beilegten, was so viel als Himmel bedeutet. Kapitän Johnson ist der Meinung, daß er kein Hinderniß gefunden haben würde, wenn es ihm vergönnt ge-

wesen wäre seine Reise noch weiter nach Westen fortzusetzen, allein mit Bedauern sah er sich genöthigt den erhaltenen Befehlen Folge zu leisten, und so trat er denn am 20 mit seinen Begleitern den Rückweg über Tschango und das Tschangrung-Gebirge an.

Die Reisenden hielten sich abermals zu Nako bis zum 1 August auf, gingen dann nach Leo, und von da, nachdem sie sich Gebirgspferde angeschafft hatten, nach Hango. Von Pundschi aus schlugen sie denselben Weg ein, den sie auf der Hinreise verfolgt hatten; sie hielten sich am westlichen Ufer des Flusses, kamen durch Tschini, ein schön gelegenes, aber unsauberes Dorf, von den gewöhnlichen Obstbäumen umgeben, und gelangten dann nach Rhogi, die Gränze, bis zu welcher der periodische Regen reicht, und jenseits welcher der Weinstock verschwindet. Die Reise ging hier bald auf-, bald abwärts auf Staffeln in den Felsen gehauen, eine Stelle ausgenommen, über welche sie auf Fichtenstämmen gelangten. Der Weg nach Meru wand sich an einem Abgrunde hin, auf dessen Boden der Setledsch in einer Tiefe von 4000 Fuß strömte, und war an manchen Stellen kaum einen Fuß breit. Nur die größte Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit konnte die Reisenden glücklich über solche Pässe bringen, die sehr häufig in den Gebirgen, besonders aber längs der Ufer des Setledsch vorkommen.

Auf dem Hinabwege von Meru kamen die Reisenden auf einem Sango über den Ula Gadh und dann in das Dorf Urni; Gras, Disteln und Nesseln wucherten hier mannshoch. Durch Wälder von immergrünen Eichen führte der Weg nach Tschegong, wo die Reisenden Geflügel und Honig erhielten. Von hier aus brachen sie im Regen nach dem Ufer des Setledsch auf, das in dieser Gegend sehr felsig und die Strömung außerordentlich reißend ist. Der Weg am Ufer hin wurde durch einen sehr hohen Felsen unterbrochen, über den man klettern mußte, um zu dem Bett des Bodbeh Gadh zu gelangen, dessen Fall die Reisenden auf der einzigen sichtbaren Meile seines Laufes auf tausend Fuß schätzten. Jenseits desselben gelangten sie auf eine gebahnte Straße, gingen dann auf einem schönen breiten Sango über den Setledsch und kamen auf einem berganführenden Wege in das Dorf Natschan. Von da aus ging es durch dichtes acht bis neun Fuß hohes Buschholz durch das kleine Dorf Sungra, das einen chinesischen hölzernen Tempel hat, über den Burhi Gadh, wo die Reisenden drei schöne Wasserfälle bewunderten und dann aufwärts nach Tranda. In einem Walde von Deodars, seitwärts des Weges, sahen sie eine Menge der verschiedenartigsten Affen.

Von Tranda führte der Weg bald ab-, bald aufwärts nach Tuarra, wo sich die Reisenden nicht aufhielten, sondern 7248 Fuß tief nach Seram hinabstiegen, wo sie sich unweit des Palastes des Radschahs lagerten. Die Angoraziegen, welche sie aus den Gebirgen mit sich gebracht hatten, litten sehr durch die Hitze und mehrere kamen um. Als die Reisenden von Seram aufbrachen, fanden sie die Brücke über den Waldstrom, den sie zu passiren hatten, weggerissen, und mußten während der größten Hitze beinahe fünf Stunden warten, bis ein Sango geschlagen war. Der Ausweg jenseits, durch Gehölze von den verschiedenartigsten Bäumen, nach Gonra Koti, wo sie ihr Lager in der Verandah eines Grabmals aufschlugen, war äußerst angenehm. Das ringsum liegende Land war angebaut oder mit Fichtenwäldern bedeckt.

Am nächsten Tage gelangten die Reisenden nach Rampur, die Hauptstadt von Bischur, am Ufer des Setledsch in einer Einbiegung von glänzenden Felsen gelegen, was diesen Ort zu einem der heißesten in ganz Nordindien macht. Die Häuser sind ins Viereck gebaut, und jedes mit einem Hofraum, Verandahs und rings herum laufenden Gallerien versehen. Die Bedachung besteht aus großen dicken blauen Schieferplatten, welche unbefestigt auf dem Sparrwerk aufliegen.

Am 14 gingen die Reisenden auf größtentheils ebenem, zu beiden Seiten von niedern abgerundeten Bergen umgebenem Wege nach Dutnagor, von wo aus sie aus Mißverständniß statt nach Kotghur die Straße nach Cobmarsein einschlugen, ein Dorf auf einem Bergrücken zwischen zwei Thälern, welche von dem Naig Kunda-Paß herablaufen und das Gebiet eines kleinen Rana bilden, der unter den Gebirgshäuptlingen in hoher Achtung steht. Die Reisenden wurden von dem Sohn des Rana in englischer Sprache eingeladen in seines Vaters Hause abzutreten, zogen es aber vor nach Kotghur weiter zu gehen, das sie nach einer langen beschwerlichen Tagereise glücklich erreichten. Hier fanden sie Aufnahme, im Hause des Kapitäns Gérard das eine schöne Lage am Abhange eines angebauten und oberhalb mit einem Fichtenwalde bedeckten Berges hatte. Es lag ungefähr 7800 Fuß über dem Meeresspiegel und 4000 Fuß über dem Bett des Setledsch; das Thermometer stieg nie über 65°, und der Schnee blieb nur einen Monat bis sechs Wochen drei bis vier Fuß hoch liegen. Im Walde hausten Bären, auch Leoparden ließen sich sehen, und die Hyänen waren sehr häufig und verwegen. Kapitän Gérard hatte zwei Gärten, einen am Ufer des Flusses und den andern am Hause; in dem einen baute er europäische Küchengewächse und im andern indische Pflanzen.

Nachdem die Reisenden einige Tage in Kotghur ausgeruht hatten, brachen sie durch einen wilden Fichtenwald nach dem Naikgunda-Paß auf, auf dessen Gipfel sich eine Barracke zur Bequemlichkeit der Reisenden befand. Dieser Paß liegt 9016 Fuß über dem Meeresspiegel. Von hier aus setzten sie ihren Weg nach dem Bungalow oder der Barracke von Muttiana fort, welche auf einer kahlen Stelle oberhalb des Dorfes gleiches Namens liegt, und wo die Reisenden Stacheln von Stachelschweinen fanden. Dann gingen sie auf dem Rücken des Berges weiter, von dem aus sie eine schöne Aussicht auf die Gebirge hinter sich hatten. Von ferne betrachtet, sagt Kapitän Johnson, scheint die Gebirgskette in ihren größern Massen fast durchaus von gleicher Höhe zu seyn; nur ungefähr jeder zehnte Gipfel steigt meist in einem scharfen Winkel empor, der in eine Spitze ausläuft, die, selbst wenn sie auf der Ebene stünde, unersteiglich seyn würde. Viele von diesen Spitzen neigen sich gegen Nordwest, als wären sie durch eine nach derselben Richtung wirkende Kraft aus ihrer senkrechten Stellung verrückt worden, und bilden gegen den Horizont einen Winkel von wenig mehr als 45°.

Durch Phago und über das Gebirge Tschur (12,800 Fuß) in Sirmur reisend, erreichte die Gesellschaft Semlah, wo sie auf dem Rücken des Dschacko mehrere sehr hübsche in einem Gehölze von Rhododendron recht angenehm liegende Häuser, ganz zu Sommerwohnungen geeignet, fanden. Von hier aus gingen die Reisenden nach Lairi, wo sie die erste Aussicht auf die Ebenen oberhalb Sabathu hatten. Um in diese Stadt, die von kahlen Sandbergen umgeben und die Station eines Ghorkhabataillons ist, zu gelangen, hatten sie noch das Fort und Dorf Harripur zu passiren. Im Dorfe wimmelt es von Tausendfüßen und Schlangen, unter welchen letztern die Brillenschlange am häufigsten vorkommt, deren Biß bekanntlich lethargische Wirkungen hervorbringt. Adler, welche jedoch an Größe dem Gurrit nicht gleichkommen, Geier und weiße Habichte gibt es in Menge.

Am 1 Oktober legten unsere Reisenden ihren letzten Marsch in diesen Gebirgen zurück, die Gegend wurde immer weniger wild, und endlich erreichten sie die Stelle, wo sich die Berge in den Ebenen des flachen Landes verlieren. Noch an demselben Abend verließen sie mit schwerem Herzen diese schönen höhern Regionen, setzten sich in die Palankins, die zu Bajor ihrer harrten, und traten die Reise durch den Sand und die Dschungeln Nordindiens an.

(Hieran schließen sich die Bemerkungen.)

Vermischte Nachrichten.

Ein weiblicher Geolog, Miß Mary Anning zu Lyme Regis, in der Grafschaft Dorsetshire, hat den größten Ichthyosaurus entdeckt, den man bis jetzt noch gefunden hat. Die Gebeine des gigantesken Thieres müssen bei der Verwesung des Körpers aus einander gefallen seyn, ehe sie noch von einem Liasniederschlage bedeckt wurden, der sich dann in ein Kalksteinlager verwandelte. Die Knochen liegen wie gewöhnlich in dem dazwischen befindlichen Mergel. Das Thier, dem dieses Skelett angehörte, war wahrscheinlich ein Ichthyosaurus Platyodon; es muß wenigstens 55 Fuß lang und von bedeutender Dicke gewesen seyn. Miß Anning kann nur wenige Knochen auf einmal erhalten, denn sie liegen so zerstreut, daß sie nur einzeln und so wie die Schichten aufgebrochen werden, zum Vorschein kommen.

*

In England häufen sich die Uebersetzungen von Goethe's Faust; jetzt hat Herr Robert Talbot eine in Versen herausgegeben: dieß ist seit einem halben Jahre die dritte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

›
Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 128. 8 Mai 1835.

Reise in den Orient von Lamartine.

(Sechster Artikel.)

Konstantinopel. Türkische Gardeoffiziere. Der Sultan.

Nach Syrien besuchte Lamartine Rhodus und Smyrna, von wo er nach Konstantinopel ging. Die Stadt und der Bosporus sind oft und besser beschrieben worden, wir begnügen uns daher einige Details auszuheben, welche in der gegenwärtigen Lage des türkischen Reichs ihr Interesse haben, und sich auf den neuen Hof beziehen. Die Bekanntschaft des Reisenden mit einem ehemaligen piemontesischen Offizier Calosso, der gegenwärtig unter dem Namen Rustem Bey mit der Bildung der türkischen Kavallerie beauftragt ist, und das militärische Faktotum des Sultans zu seyn scheint, setzte Lamartine in eine ungewöhnlich günstige Lage, etwas von dem Innern des Hofes und Serails zu sehen.

„Wir hatten zuerst Namek Pascha, einem der Günstlinge des Sultans, einen Besuch zu machen; er hatte mich zu einem Frühstück in seiner Kaserne in Scutari eingeladen, und eines seiner Pferde angeboten, um die Gebirge der asiatischen Seite des Bosporus zu durchreiten. Namek Pascha hatte diesen Tag Dienst im Palast von Beglierbey, am Ufer des Kanals, und wir ließen uns dort aussetzen. Der Rang von Rustem Bey verschaffte uns Eintritt in die Gärten des Palastes, und erlaubte uns die Umgebungen der Wohnung des Sultans zu besichtigen. Er war im Begriff sich in eine kleine Moschee gegenüber vom Palast, auf der europäischen Seite des Bosporus zu begeben, seine prachtvollen Kaiken lagen am Quai, der am Palast hinläuft, und seine arabischen Pferde wurden im Hofe von Stallknechten gehalten, damit er durch die Gärten reiten könnte. Wir betraten einen von dem Hauptgebäude getrennten Flügel, wo sich die Paschas, die diensthabenden Offiziere und der Generalstab aufhalten, und kamen durch eine Reihe großer Säle voll von Offizieren, Beamten und Sklaven. Alles war in Bewegung, wie in einem europäischen Palast an einem Tage von Feierlichkeiten. Das Innere des Palastes war keineswegs mit vieler Pracht meublirt, Ottomanen, Teppiche, Freskomalereien und Krystallhängleuchter machten die ganze Dekoration aus. Das schöne orientalische Kostüm war gegen eine ärmliche und ungeschickte Nachahmung des fränkischen ausgetauscht worden, und nur der Diamantstern, den die Paschas auf der Brust tragen, erinnert noch an die alte Pracht und bildet ihre einzige Auszeichnung. Endlich kamen wir in einen kleinen Salon, der auf die äußersten Gärten des Palastes sieht, wo wir Namek Pascha trafen, der uns sitzen hieß, Pfeifen und Sorbet bringen ließ, und uns mehrere junge Paschas vorstellte, die mit ihm die Gunst des Sultans theilen. Gardeoberste kamen auch heran und nahmen an der Unterhaltung Theil. Namek Pascha spricht mit Leichtigkeit und Eleganz französisch, und seine Manieren sind die eines europäischen Diplomaten; eben so spricht Halil Pascha, der damals Kapudan-Pascha war, und seitdem die Tochter des Sultans geheurathet hat, sehr gut französisch, so wie Achmet Pascha, ein türkischer Elegant, der ganz europäischen Ton hat. Ohne die schwarzen Sklaven, die Verschnittenen und die vergitterten Fenster des Harems hätte nichts daran erinnert, daß wir in der Mitte eines orientalischen Hofes waren. Wir sprachen mit Discretion, aber ohne Verstellung über den Zustand der Unterhandlungen mit Aegypten, über die gemachten und noch zu machenden Fortschritte der Türken in der Taktik, der Gesetzgebung und über die Politik der verschiedenen Staaten in ihren Verhältnissen zur Türkei. Diese jungen Leute, voll Wißbegierde, sprachen von sich und ihren Fortschritten mit einer edlen und rührenden Bescheidenheit. Als sich die Stunde des Gebets näherte, nahmen wir Abschied, und Namek Pascha empfahl uns einem Gardeobersten, der uns in den Vorhof der Moschee bringen sollte, um den Sultan zu sehen. Wir setzten über den Bosporus, und wurden an die Thüre der Moschee auf die Treppen derselben gestellt; schon nach einigen Minuten kündigten die Kanonen der Flotte und der Citadellen der Hauptstadt die Abfahrt des Sultans an. Wir sahen die zwei kaiserlichen Kaiken die asiatische Küste verlassen, und wie Pfeile die Meerenge durchschneiden; kein Luxus von Pferden und Wagen kann dem orientalischen Luxus dieser vergoldeten Barken gleichkommen, deren 24 Ruderer durch den gleichförmigen Schlag ihrer langen Ruder den Schlag zweier großen Flügel nachahmen, und jedesmal die Barke in einen Dunst von Wasserstaub hüllen, während unter einem Pavillon von Gold, Seide und Federn der Großherr auf einem mit Caschemiren bedeckten Thron sitzt, und seine Paschas und Admirale zu seinen Füßen. Sobald die Barke das Land berührte, stützte er sich auf die Schultern von Namek und Achmet und sprang leicht ans Ufer. Die Musik der Garde

stimmte Fanfaren an, und der Sultan kam schnell zwischen zwei Reihen von Offizieren herauf. Er ist ein Mann von 45 Jahren, mittlerer Statur und eleganter Form; sein Auge ist blau und mild, seine Gesichtsfarbe bräunlich, und sein dichter schwarzer Bart fällt in Locken auf die Brust herab. Dieß ist der einzige Rest, den er von der alten Sitte beibehalten hat, im Uebrigen nähme man ihn für einen Europäer, er trägt Stiefel, lange Hosen, einen braunen Ueberrock, dessen Kragen mit Diamanten gestickt ist, eine Mütze von rother Wolle mit einer Zottel von Edelsteinen. Sein Gang war ungleich und sein Blick unruhig: es mußte ihn etwas geärgert haben, er sprach heftig zu den Paschas die ihn begleiteten. Als er sich uns näherte, ging er langsamer, grüßte uns durch eine leichte Kopfbeugung, deutete durch einen Wink Namek Pascha an, daß er die Bittschrift einer türkischen verschleierten Frau nehmen sollte, und trat in die Moschee, wo er 20 Minuten blieb, während welcher Zeit die Musik Opernstücke spielte. Hierauf kam er mit offenem und heiterem Blick wieder heraus, grüßte rechts und links, ging langsam gegen das Meer zu und sprang in die Barke."

Die Verhältnisse der Kap-Kolonie zu den Kaffern.

1. Frühere Verhältnisse zu den Kaffern bis zum Ende des Jahres 1811.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1811 endlich beschloß die Kolonialregierung, sämmtliche Kaffern über den großen Fischfluß zu treiben, und eine große Anzahl Truppen und Bürgermiliz sammelte sich unter Oberst Graham's Befehl. Die Kaffern zeigten großes Widerstreben, ein Land zu verlassen, das sie beinahe ein Jahrhundert hindurch inne gehabt hatten, und mit Recht als ihr eigenes betrachteten. Auch stellten sie dringend vor, wie hart es sey, ihre Mais- und Hirsefelder zu verlassen, die jetzt beinahe reif waren und deren Verlust sie ein ganzes Jahr hindurch einer Hungersnoth aussetzen würde. Alle Vorstellungen waren umsonst, und man gestattete ihnen nicht einen Tag Aufschub. Die Kolonialtruppen rückten in das Zuureveld ein: den rechten Flügel kommandirte Major Cuyler, das Centrum, bei dem sich der Oberbefehlshaber befand, Kapitän Fraser, und den linken Flügel Landdrost Stockenstrom.*) Am Morgen des 28sten Decembers übergab Stockenstrom die Aufsicht über sein am Fuße des Zuurebergs an der Nordseite befindliches Lager seinem Sohne, dem jetzigen Kapitän Stockenstrom, und ging mit etwa 40 Mann über die Berge, um eine Unterredung mit Oberst Graham zu haben. Auf ihrem Wege hatten sie eine schmale, Slagters-Nek genannte Hügelkette zu passiren, welche beide Arme der großen Kette vereinigt, und von wo aus man in einen der Kloofs (Thalschluchten) des weißen Flusses sieht, der mit schlanken Waldbäumen und dichtem Unterholz besetzt ist, mit einem andern eben so malerischen und prachtvoll bewaldeten vereinigt sich ins Thal des Kurang hinabzieht, und mit den oberhalb mächtig emporsteigenden Steilfelsen, welche über die tiefen, düstern Schluchten hereinhängen, eine der bemerkenswerthesten Landschaften Südafrika's bilden. Als Stockenstrom und seine Leute sich diesem Passe näherten, sahen sie zahlreiche Schaaren von Kaffern aus dem Dickicht hervorkommen, und sich auf beiden Seiten des Fußpfades sammeln, auf dem sie längs der schmalen Hügelkette fortgehen mußten, um auf das jenseitige Hochland zu gelangen. Einige von den Boers stellten die Nothwendigkeit vor, sich diesem Schwarm nur mit Vorsicht zu nähern, andere hielten es für's Beste den Kaffern durch einen raschen Angriff zuvorzukommen. Stockenstrom aber voll Vertrauen auf die großmüthige Gesinnung der Kaffern, betrachtete dieß als eine gute Gelegenheit Blutvergießen zu hindern, und die Kaffern durch freundliches Zureden zu vermögen, das Land ohne weitere Feindseligkeiten zu verlassen. Den Vorstellungen seiner vertrautesten Rathgeber, der Feldkornets Potgieter und Grpling, gerade entgegen, ritt er auf die Schaaren der Kaffern zu, und stieg mitten unter ihnen ab. Dieses Zutrauen schien sie mit einem Mal zu gewinnen, die Häuptlinge und Vornehmern bildeten einen Kreis um den von ihnen geachteten Mann, und die beiden erwähnten Feldkornets nebst mehreren andern folgten ihm auf dem Fuße, entschlossen alle Gefahren, in die sein edelmüthiges Zutrauen ihn stürzen konnte, zu theilen. Die Zahl der Kaffern wuchs mit jedem Augenblick, immer aber noch war die Unterredung von der freundschaftlichsten Art, so daß auch die übrigen vorher höchst argwöhnischen Boers alles Mißtrauen fallen ließen, und sich achtlos unter die Kaffern mischten. Stockenstrom rauchte mit den Häuptlingen auf die vertraulichste Weise, und schien in Betreff des Gegenstandes, der ihm am Herzen lag, gute Fortschritte zu machen, als einer seiner Leute eine dichte Masse Kaffern bemerkte, die sich in einiger Entfernung in tiefem Dickicht hielten, und durch Boten in Verbindung standen mit einigen der in Stockenstroms Nähe befindlichen Häuptlingen, die allmählich in Unruhe geriethen.

Kapitän Stockenstrom erzählte mir viele Jahre später, er habe mit mehreren bei dem Ereigniß anwesenden Kaffern über dasselbe gesprochen, und sey durch ihr einstimmiges Zeugniß, das sie ihm unter Umständen gaben, wo sie nicht die Absicht haben konnten, ihn zu täuschen, zu der Ueberzeugung gelangt, daß kein vorbedachter Verrath im Spiele gewesen. Als sie die Kolo-

---

*) Stockenstrom war ein geborner Schwede, und hatte im Jahre 1805, als die innern Distrikte der Kapkolonie in einem höchst anarchischen Zustande sich befanden, auf vielfaches Andringen die Stelle eines Landdrosten von Graaff Reinett angenommen. Er besaß alle nöthigen Eigenschaften und Kenntnisse für einen so wichtigen Posten, und der Ruf seiner Klugheit, Gerechtigkeit und Menschenliebe war so groß, daß er nicht nur die Achtung der Kolonisten und Hottentotten, sondern auch das Vertrauen der Gränzkaffern sich erworben hatte. Als die Truppen unter Oberst Graham in das Zuureveld einrückten, wurde Stockenstrom, der die Kolonialmiliz von bewaffneten Boers befehligte, an Gaika gesendet, um diesem zu versichern, daß keine Feindseligkeit gegen ihn beabsichtigt sey, sondern nur gegen seinen Oheim Islambi, gegen Habanna, Kongo und ihre Verbündete, welche einen Landstrich westlich vom großen Fischfluß inne hätten, den die Kolonialregierung in Anspruch nehme. Gaika versprach, daß seine Untergebenen die Abwesenheit der Boers aus ihrer Heimath nicht benutzen, sondern mit der Kolonie in Frieden bleiben sollten, und hielt auch sein Wort.

nialtruppen in der Entfernung vorrücken sahen, hätten sie sich versammelt, um sich durch einen offenen Angriff in diesem engen gefährlichen Paß ihrem Weitermarsche gegen Süden zu widersetzen; als aber Hr. Stockenstrom mit offenem Zutrauen sich in ihre Gewalt begeben, seyen ihre alten freundschaftlichen Gesinnungen gegen ihn angeregt worden, und kein Verrath beabsichtigt gewesen, bis unglücklicher Weise mitten in der Konferenz ein Bote mit der Nachricht anlangte, daß der rechte Flügel und das Centrum der britischen Truppen die Feindseligkeiten begonnen hätten, daß Blut geflossen, und einige Männer von Wichtigkeit auf Seite der Kaffern bereits gefallen seyen. Diese Nachricht wurde einem Häuptling *) überbracht, der sich damals mit einer starken Abtheilung im Walde befand, und alsbald drang einer seiner Räthe (amapagati) darauf, man soll die gute Gelegenheit, einen entscheidenden Streich zu führen, nicht ungenützt verstreichen lassen; er war nämlich der Meinung, der Tod des Landdrost Stockenstrom, den die Kaffern für die höchste Behörde im Innern des Landes hielten, und der der beiden Feldkornets, welche, wie sie wußten, die Hauptanführer der Boers waren, werde einen solchen Schrecken erzeugen, daß sämmtliche Truppen sich zurückziehen, und sie im ruhigen Besitz des Landes lassen würden. Der Vorschlag wurde den übrigen Häuptlingen bekannt gemacht; die Versuchung war zu stark für die in Wuth gesetzten Afrikaner, und ein flüsterndes Besprechen erfolgte alsbald zwischen den Kaffern im Dickicht und denen, welche den Landdrost umgaben. Brownlee, der Missionär im Kafferland gewesen war, behauptete, wie es scheint nach Erzählungen von Kaffern selbst, daß einige Leute vom Amandanka-Clan sich bei der Konferenz befunden hätten, und vermuthet, daß die rachlustige Erinnerung an jene frühere verrätherische That der Kolonisten, durch welche ihr Clan beinahe ausgerottet wurde, sie veranlaßt habe, ihre Landsleute zu blutiger Wiedervergeltung anzureizen.

(Schluß folgt.)

*) Man weiß nicht genau, welcher Kafferhäuptling dieß war. Islambi befand sich in Zuurveld in dem Distrikt nahe am Kowie-Fluß. Kongo, der an einer unheilbaren Krankheit darnieder lag, wurde wenige Tage später, als er, unfähig sich vom Lager zu erheben, in seiner Hütte auf den Addo-Höhen sich befand, von einer Abtheilung Boers auf eine barbarische Weise ermordet; Habanna und Cassa waren die Hauptanführer auf dem Zuureberg, und einer von ihnen muß es wohl gewesen seyn.

Die englischen Kolonien
seit der Sklaven-Emancipation. *)

Die aus den Antillen erhaltenen Nachrichten ließen für den verhängnißvollen Tag der Emancipation Auftritte der beunruhigendsten Art voraussehen. Zu Trinidad hielten die Neger tumultuarische Zusammenkünfte, und weigerten sich bereits in den Pflanzungen zu arbeiten. Zu Dominika drohten sie sie anzuzünden, und in Granada sah man sie zu Hunderten entweichen. Zu St. Christoph kündigten sie schon 14 Tage vorher an, daß sie sich der Lehrzeit nicht nur nicht unterwerfen, sondern sich auch mit Gewalt in dem Hause und auf den Grundstücken behaupten würden, wo sie als Sklaven gearbeitet hätten. Der Gouverneur, der sie zur Ordnung zurückführen wollte, ward mit Steinwürfen begrüßt. In Tabago, Montserrat und St. Luzia war es nicht viel ruhiger; um Unordnungen vorzubeugen, und der schwarzen Bevölkerung Achtung einzuflößen, hielt man die ganze Militärmacht unter den Waffen, die Kriegsschiffe kreuzten nach allen Richtungen, kurz die großen und kleinen Antillen befanden sich in einer Art von Belagerungszustand. Ungeachtet der von dem Gouverneur vorgekehrten Maßregeln zitterte man selbst in Jamaika, und so groß war die Unbehaglichkeit der Gegenwart, und die Furcht vor der Zukunft, daß ein Grundeigenthum, welches unlängst auf 53,000 Piaster geschätzt worden war, für 1350 verkauft wurde.

*) Aus dem in der Versammlung der französischen Gesellschaft für Abschaffung der Sklaverei von Hrn. v. Montrol vorgelesenen Bericht.

Tortola, Antigua, Barbados und die Bermuden genossen indeß der tiefsten Ruhe. Auf Antigua hatte sich die Legislatur schon seit längerer Zeit mit Vorbereitungen zur Emancipation der Sklaven beschäftigt; sie erließ ihnen die Lehrzeit, und indem sie sich auf ihre freiwillige Arbeit verließ, verbot sie zu gleicher Zeit den Pflanzern, ihnen jene Beschäftigung zu verweigern, der sie sich gegen den von der Bill vorgeschriebenen Lohn etwa widmen wollten. Ferner war auch die Peitsche seit länger als einem Jahre abgeschafft worden, vom 1 August an hatte man die gänzliche Freiheit der Sklaven verkündet, und fürchtete sich so wenig vor übeln Folgen dieser Maßregel, daß Grundeigenthum, welches vor der Bill (mithin sammt den Sklaven) kaum 400 Pfd. abwarf, jetzt zu 800 Pfd. St. verpachtet ward. In diesen Kolonien bereiteten sich die Neger auf den feierlichen Tag ihrer Freilassung nur durch Dankgebete in den Kirchen vor, und die Briefe aus jener Zeit schildern die rührenden Ceremonien, von denen die für diese Gelegenheit angeordneten öffentlichen Gebete begleitet waren. Zu Bermuda waren die ersten Tage, welche dem Befreiungstage folgten, statt der Unordnungen, welche man fürchtete, Tage der Ruhe und des geselligen Vergnügens für die ganze Kolonie. Viertausend Neger wurden in den Genuß ihrer Menschenrechte wieder eingesetzt.

Auch die Kolonisten von englisch Guyana waren den Artikeln der Bill hinsichtlich der Lehrzeit zuvorgekommen, indem sie dieses System schon 5 oder 6 Monate früher zu dem Zweck in Anwendung gebracht hatten, um die Sklaven auf ihre neue Lage vorzubereiten. Die Unruhe, welche bei Annäherung des 1sten August in Demerari bemerkbar wurde, schien mehr auf Verlegenheit zu deuten, wie man künftig die Beschäftigungen der Neger ordnen solle, als auf Furcht, daß sie einen Mißbrauch von ihrer Freiheit machen könnten. Auch hier richteten die Priester aller Kulte Gebete an den Allmächtigen und fromme Ermahnungen an die Schwarzen. Dieser Ermahnungen ungeachtet wurden dennoch einige Meuterer mit den Waffen in der Hand ergriffen. Einer derselben ward mit dem Tode bestraft, ein anderer nach Neu-Südwallis deportirt, und die minder Strafbaren zur Peitsche und zu Gefängniß verurtheilt, welchen Spruch der Gouverneur jedoch nicht vollziehen ließ, weil er einsah, daß versöhnende Maßregeln und Sanftmuth eher zu Wiederherstellung der Ordnung und zu Aufrechthaltung der Gesetze in der Kolonie führen würden als Strenge.

Werfen wir jetzt einen Blick auf Jamaika. Nach den Zählungen vom Jahre 1829 belief sich die Sklavenbevölkerung in den englischen Niederlassungen in den fünf Welttheilen auf 855,408 Seelen, wovon 666,509 auf Amerika kommen, von denen in Jamaika allein 341,812 lebten. Man kann daher leicht denken, wie wichtig es war, die Ruhe auf dieser Insel, der größten unter den westindischen, aufrecht zu erhalten. Je umfassender die dem Gouverneur zu Erhaltung der Ordnung zu Gebote stehenden Mittel sind, und je wirksamer sie mithin auch seyn müssen, um so mehr sind auch die Resultate, welche man von ihnen erwartet, der Beachtung würdig. Vom 14 Julius an hatte man mehrere Neger die Pflanzungen einzeln verlassen sehen, auf denen sie bisher gearbeitet hatten; die einen zogen sich ins Innere des Landes zurück, und andere sammelten sich in einiger Entfernung von Kingston, wo sie Furcht und Schrecken verbreiten. Man schickte eine Abtheilung Linientruppen und Freiwillige mit 6 Kanonen gegen sie aus, und zwei Schiffe stellten sich im Hafen auf. Nach Rockfort und die am meisten bedrohten Positionen wurden Truppen gelegt, alle Behörden waren auf ihrer Hut. Dennoch war der erste August, dem man als einen Schlachttag entgegen sah, der über Leben oder Tod der Kolonie entscheiden würde,

ein Tag allgemeinen Vergnügens. Eine vom Marquis von Sligo an die Ausreißer erlassene Proklamation brachte bald eine bedeutende Anzahl derselben zurück, unter denen sich auch mehrere längst verschollene Landstreicher befanden, welche ebenfalls ihren Antheil an den Lasten und Vortheilen des Gesetzes ansprachen. Seit dieser Zeit haben neue Entweichungen, neue Meutereien, wiederholte Weigerungen sich den Arbeiten der Lehrzeit zu fügen, ja sogar einige Brandstiftungen das Einschreiten militärischer Hülfe erforderlich gemacht, ohne daß es jedoch nöthig gewesen wäre, so wie zu St. Christoph geschehen war, das Martialgesetz zu verkünden. Jetzt ist die Ruhe auf Jamaika fast gänzlich wiederhergestellt; die Lehrlinge streiten sich nur noch um den Lohn, den sie ansprechen, denn sie sind der Meinung, daß die Freiheit, die man ihnen gegeben hat, nicht bloß ein leerer Name seyn müsse, mit dem sie nach wie vor zur Arbeit ohne Nutzen für selbst verurtheilt blieben. Die Brandstiftungen zu Savanna la Mar, der offene Aufstand der 400 Neger auf der Pflanzung von Shrewsbury und die Empörung zu St. Anna sind dagegen Vorfälle, welche entweder übertrieben wurden, oder auch zum Theil gar nicht stattfanden. Die neuesten Nachrichten vom Monat December zeigen, daß man sich auf dieser Insel, welche uns in öffentlichen Blättern als eine Beute der traurigsten Unordnungen geschildert wurde, mit Bällen und Festen unterhielt. Die auf der Insel selbst erscheinende Royal-Gazette erklärt, daß die Rebellion nur in den Köpfen derer spuke, welche Unordnungen wünschen, um eine Zurücknahme der Bill zu beschönigen.

Nach den neuesten Briefen aus Tabago, Montserrat, Granada, St. Luzia, St. Dominika und selbst aus St. Kits, das New-Yorker Blätter als gänzlich der Plünderung preisgegeben schilderten, herrscht allenthalben Ruhe, und der Anbau beginnt aufs Neue. Man bewirkt zwar, wie behauptet wird, diesen Anbau nur durch die Furcht vor den Bajonetten, allein wäre dieß auch, so ist diese Furcht doch immer noch nicht so schlimm als die Anwendung des Stocks und der Peitsche.

Zu St. Christoph, wo sich die Neger unter einander das Wort gegeben hatten, nur freiwillig und gegen Lohn zu arbeiten, nahm der Gouverneur das Martialgesetz zurück und verkündete eine Amnestie, die ihre Früchte getragen hat. Die Neger, welche die Freiheit verlangten, die man zu Antigua bewilligt hatte, haben sich dennoch in ihr neues Verhältniß gefügt, sobald man ihnen nur die Nothwendigkeit desselben begreiflich gemacht hatte. Es wurden, wie es heißt, wirklich zwei Einwohner von St. Christoph nach Antigua geschickt, um die dort bestehende Form der vollkommenen Emancipation kennen zu lernen, und fünf reiche Eigenthümer der Kolonie, unter denen man die Lords Combermere und Rodney nennt, haben die Neger auf ihren Pflanzungen bereits freigegeben.

Die neuesten Blätter aus Barbados versichern, daß dort die Lehrlinge weit fleißiger arbeiten als vor der Emancipation. Briefe aus Antigua geben fast gleichlautende Versicherungen. Die Gegner der Bill sagen zwar, daß man diese Ausnahmen nur der besondern Lage und den Verhältnissen beider Inseln zuzuschreiben habe, von denen die eine das Hauptquartier der englischen Truppen, die andere flach, ohne Gebirg sey, und nichts als anbaufähiges und allenthalben angebautes Land besitze, wo es im Interesse der Pflanzer liege, den Freigelassenen Lohn zu geben, um der weit kostspieligeren Sorge für ihren Unterhalt enthoben zu seyn. Es läßt sich indeß vermuthen, daß wenn die Neger von Antigua, 50,000 an der Zahl, jetzt arbeitsamer sind, dieß nur darum geschieht, weil ihre Arbeit eine freiwillige Arbeit ist, denn man hat ihnen die Freiheit ohne alle Bedingung gegeben.

Was die Aufrechthaltung der Ruhe in Barbados betrifft, so verdankt man sie dort, eben so wie die Wiederherstellung der Ordnung in Jamaika, hauptsächlich den Civilbehörden, den Friedensrichtern und jenen Eigenthümern, welche die Neger mit Sanftmuth und durch Zureden gewonnen haben.

Wahr ist es zwar, daß sie nicht jenen Eifer für die Beschäftigungen, die ihnen noch auferlegt sind, mit auf den Arbeitsplatz bringen, als wenn sie den Vollgenuß ihrer Arbeit und Freiheit zugleich hätten; wahr ist es, daß der Bau des Zuckers und Kaffees leiden, und daß das Einkommen der Pflanzer 1855 geringer seyn wird als 1834 oder 1853; allein diese augenblickliche Einbuße wird man wohl kaum ernstlich beklagen, wenn man an das große edle Resultat denkt, das aus ihr erwachsen wird. Wenn auch der Handel im Augenblick leidet, so wird er später sicher gewinnen, und kommende Jahrhunderte werden ihren Beifall zollen.

Die Neger-Emancipationsbill wurde als der Vorbote unausbleiblicher Anarchie und des Mordes aller Weißen verschrieen. Zwar stellte sich Aufregung und Unbehagen fest überall, Ungehorsam und Meuterei hie und da ein; ein Theil der Lehrlinge verband sich, entweder nicht oder nur gegen Lohn zu arbeiten, aber nirgends kam es bis zur Anarchie, nicht ein Tropfen Blut der Kolonisten, und nur das eines einzigen Negers wurde vergossen.

Die Kaprias.

Diese Sekte, deren Entstehung, so wie jene der meisten religiösen Orden unter den Hindus in tiefes Dunkel gehüllt ist, hat ihren Namen daher, daß sie der Parvati, der Gattin Siva's, unter ihrer Benennung Kala puri oder Kaya puri gewidmet ist. Die Kaprias geben Kalla Dschas Radschah, den Gefährten Ramtschanders für ihren Stifter aus, der, nachdem er Ceylon erobert hatte, diesen zu Mharr verließ, um auf ausdrücklichen Befehl der Göttin diese Sekte zu stiften. Die Einrichtung dieses Ordens ist höchst eigen; die Zahl seiner Mitglieder ist auf 120 oder 150 beschränkt. Sie widmen sich dem Cölibat durch eine feierliche Verpflichtung, und stirbt eines der Mitglieder, so wird es durch eine aus einer hindu'schen Kaste genommene Person ersetzt, sie sey von welchem Alter sie wolle, wenn sie nur mehr als 8 oder 9 Jahre zählt. Sobald der neue Bruder eingeführt ist, schneidet man ihm das Haar oben auf dem Kopfe ab und gibt ihm die dem Orden eigene Mütze, worauf noch andere Ceremonien folgen. Der der Gottheit des Ordens geweihte Tempel zu Mharr ist eben so alt als berühmt, und der Werth, den man auf das Wohlwollen Asapura's (so wird sie von den Bewohnern von Kutsch genannt) legt, ist so groß, daß die Raos oder Fürsten des Landes nicht eher als sicher auf ihrem Throne betrachtet werden, bis sie das Heiligthum besucht haben. Die fruchtbarsten Dörfer des Bezirks sind Eigenthum dieses Ordens, und man sieht dort mehr Wohlstand als in irgend einem andern Theil der Staaten des Rao.

Im Admiralitätsgerichtshofe zu Jamaika werden die Kinnladen eines Haifisches aufbewahrt, der Ursache davon war, daß ein feindliches Schiff, durch falsche Papiere als ein neutrales erklärt, weggenommen und als gute Prise erklärt wurde. Lieutenant Whylie erhielt im Jahre 1799 von dem Befehlshaber der Station Jamaika den Auftrag in Begleitung noch eines andern Schiffes, Abergavenny, unter Kommando des Lieutenants Fitton, in der Mona Passage zu kreuzen. Bald darauf fuhren beide ab, und am nächsten Tage, als Alles ruhig war, bemerkte Lieutenant Fitton auf der Höhe der Südseite von St. Domingo mehrere Haifische. Er ließ also einen vierpfündigen Haken mit einem daran befestigten Stück Schweinefleisch auswerfen, das sogleich von einem der größten Haifische verschlungen wurde. Als der Fisch an Bord gezogen und geöffnet wurde, fand man in seinem Magen ein Bündel mit einer Schnur zusammengebundener Papiere, die sich auf eine Schiffsladung bezogen, die in einen feindlichen Hafen adressirt war, und unter denen ein Brief sich befand, der mit den Worten anfing: „Der Ueberbringer, mein guter Freund, Herr C. Schulz, Superkargo der amerikanischen Brick Nancy, wird Ihnen dieses einhändigen.“ Eine Stunde später traf der Sparrow (das Schiff, welches Lieutenant Whylie befehligte) wieder mit dem Abergavenny zusammen, und Whylie besuchte den Lieutenant Fitton, um mit ihm zu frühstücken. Lieutenant Whylie hatte während seiner Abwesenheit eine amerikanische Brick angehalten, die ihm verdächtig vorgekommen war, und als er diesen Vorfall beim Frühstück erzählte, rief Fitton sogleich: „Heißt sie nicht Nancy und der Superkargo Schulz von Baltimore?“ — „Der Teufel, entgegnete Whylie, haben Sie mit ihm gesprochen?“ — „Keineswegs, war die Antwort, aber hier liegt ein guter Freund (indem er auf den Haifisch deutete), der mir alle Nachweisung über ihre Brick gebracht hat.“ Es zeigte sich jetzt, daß die dem Lieutenant Whylie vorgelegten Papiere falsch und die ächten über Bord geworfen worden waren, wo der Haifisch sie dann verschlungen hatte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 129. 9 Mai 1835.

emerkungen über das Eismeer.

(Nach dem Tagebuche eines russischen Seeoffiziers, mitgetheilt von Legationsrath Tiez.)

Die sibirischen Fischer und Jäger, welche jährlich nach den Inseln Koteinoi und Neu-Sibirien reisen, und sich dort den Sommer über aufhalten, haben bemerkt, daß zwischen dem Festlande und diesen Inseln das Eismeer erst in der letzten Hälfte des Monats Oktober fest gefriert, obgleich an der Küste schon viel früher das Eis sich ansetzt. Eben so findet auch umgekehrt das Verhältniß statt, indem die Küsten schon gegen Monat Junius vom Eise befreit werden; in weiter Entfernung vom Ufer bricht das Eis erst einen Monat später, also erst Ende Julius, nachdem sich im Frühling, oder auch wohl schon im Winter eine Menge Spalten gebildet haben, die die Stärke des Eises schwächen.

Große und kleine Eisschollen, die durch Strömungen und Winde nach verschiedenen Richtungen getrieben werden, bedecken im Sommer in Menge das Meer; an einigen Stellen, wo das Meer nicht sehr tief ist, steht das Eis fest, und in manchen Jahren geht es von einigen Küsten des Festlandes gar nicht fort. Die Luft von dicken Nebeln verfinstert, hindert die Sonne auf das Eis zu wirken, so daß ein Theil desselben nicht durch die Wärme, sondern durch die starke gegenseitige Reibung zerbröckelt; ein Theil wird auch wohl durch Strömungen in wärmere Meere geführt und zerschmilzt dort. Zu dem jährlich hinzufrierenden See-Eise kommt nun noch die Menge, die aus den Flüssen hinabschwimmt, so daß diese Gesammtmasse die Verringerung unstreitig übersteigt, und daher die Eismasse alljährlich im Meere zunimmt. Diese Meinung wird durch die Aussage der Bewohner des Nordkaps bekräftigt, die bemerkt haben wollen, daß in früherer Zeit im Sommer das Meer vom Eise befreit wurde, dessen sie sich jetzt aber seit mehreren Jahren nicht mehr erinnern können. Im Winter sieht das Eismeer wie eine waldlose Gegend Sibiriens aus, wo sich unübersehbare gefrorene Sümpfe von Bergen umgeben hinziehen. Reihen von Eisbergen erstrecken sich weit in das Meer, bilden Thäler und begränzen Ebenen, auf welchen der tiefe Schnee so fest wie Eis gefriert, und in wellenförmigen Erhöhungen sich dem Auge zeigt. Gespaltene und größere offene Stellen bilden auf diesen Eis-Ebenen Flüsse und kleine Seen.

Mögen nun nach diesem allgemeinen Ueberblick die Haupterscheinungen, die sich auf dem Eismeer dem Auge zeigen, folgen; wir wollen mit den „Torossen" beginnen.

Es ist bekannt, daß nicht nur auf großen Flüssen, sondern auch auf großen Seen mitten im Winter das Eis bricht, und sich dann durch eine Kraft von unten her, die ihre Wirkung in vertikalen Linien nach oben zu äußert, schichtenweise aufrichtet. In Flüssen kann man diese Kraft von der zufälligen Vermehrung des Wassers und der verstärkten Strömung herleiten; woher kommen aber diese Erscheinungen auf solchen Seen, die in keiner Verbindung mit Flüssen stehen, also auch keinen stärkern Wasserzufluß erhalten? Mag nun aber auch ein plötzlicher, strenger Frost, oder irgend etwas Anderes die Ursache zur Bildung dieser Eisschichten: „Torossen" genannt, auf Seen und Flüssen seyn, so zeigen sie doch im Meere eine noch größere Wirkung, wie dieß die wohl gegen 80 Fuß hohen Eisberge beweisen. Die Bewohner Sibiriens nennen die Eisschollen, die im Winter überhaupt die horizontale Fläche des Meers bedecken, im Allgemeinen: Torossen, und unterscheiden zweierlei Arten, nämlich: Torossen von frischem Bruch, und alte Torossen.

Die erstern, nämlich die von frischem Bruch, sind solche, welche vom Herbst an durch die Brechung des Meeres entstehen, und wieder in zwei Unterabtheilungen, nämlich 1) in Herbst-Torossen, und 2) in Winter- und Frühlings-Torossen zerfallen.

Was die ersten, Herbst-Torossen, betrifft, so ist Folgendes zu bemerken. Daß ein Meer von großem Umfange sich auf einmal mit Eis bedecke, ist schwer zu glauben; es beginnt dieß Zufrieren nämlich von den Küsten der Inseln und des Festlandes. Heftige Winde bringen das Wasser der nicht zugefrorenen Stellen des Oceans zum Wogen und diese Bewegung theilt sich dann auch dem Wasser mit, das schon mit Eis bedeckt ist. So bekommen die zugefrorenen Theile des Oceans offene Stellen und größere Lücken, worauf die offenen Stellen wieder zufrieren, oder sich wenigstens durch eine zufällige Bewegung der angränzenden Eisschollen zusammenziehen und verkleinern. Eisschollen von verschiedener Form und Größe, die zerbrochen sind durch Entstehung von offenen Stellen und auf diesen umhertreiben, frieren durch die folgende Kälte aneinander, und decken das Meer in großen Räumen als Torossen. Diese entstehen, nach glaubhaften Meinungen im Herbste oder Anfangs des Winters, wenn das Meer noch

viele offene Stellen hat. In dieser Zeit sind die Reisen auf dem gefrorenen Meere am schwierigsten, da die Räume zwischen den scharfgezackten Eismassen, die wohl die Menschenhöhe übersteigen, mit solch lockerem Schnee ausgefüllt sind, daß die mit Hunden bespannte Narta (so heißen dort die bootförmigen Schlitten) leicht darin versinkt. Doch sind die im Laufe des Winters oder im Frühlig entstandenen Torossen gefahrbringender.

Wenn sich das Meer von den Küsten aus bis zu den stets offenen Stellen, von denen später noch gesprochen werden soll, in ein ununterbrochenes Eisgefilde verwandelt hat, so enthalten die entstehenden temporären und einzelnen Lücken beinahe regelmäßige Richtungen, auf deren beiden Seiten das Eis bricht, und sich schichtenförmig erhebt. Gewöhnlich erheben sich die bedeutendsten dieser Eisgebirge parallel neben einander, und ziehen sich so nach der Richtung der stets offenen Stellen, nämlich nach Süd-Ost; sie finden sich in einiger Entfernung von der Küste, doch sind, nach der Nähe der Lücken und der Tiefe des Meeres, diese Entfernungen verschieden. Südlich von den Inseln Neu-Sibirien und Kotelnoi finden sich gar keine Eisgebirge im Meere, und die Torossen sind unregelmäßig. Jene Torossen sind von verschiedener Form und Gestalt, so daß die Seiten ganz gleiche Neigung haben, oder diese auf der einen Seite steil, auf der andern mehr schrägerer Richtung sind. Der russische Verfasser dieses Aufsatzes beschreibt in seinem Reisejournal einen Toroß von der letztbemerkten Gestalt, den er selbst sah, folgendermaßen.

„Wir kamen, nachdem wir mehrere hohe Torossen mit vieler Mühe passirt hatten, in der Richtung nach Nordwest an eine ziemlich ebene, enge Stelle, die rechts von Herbst-Torossen begränzt war, links aber an eine Eiserhöhung stieß, die an der Südwest-Seite schräg sich absenkte, nach der Nordost-Seite aber eine senkrechte Höhe von 36 Fuß bildete. An dieser letztern Seite war eine Spalte, hinter welcher man, so weit das Auge reicht, Lücken sieht. Große und kleine Eisstücke füllten das Innere dieser Erhöhung an der senkrechten Seite; ein Theil war sogar oben aufgeworfen. Unten am Fuße der schrägen Absenkung des Eisgebirges quoll an mehreren Orten das Wasser heraus, und breitete sich 15 bis 20 Fuß weit aus. Die schräge Seite der Erhöhung entlang, ungefähr in der Mitte derselben, zeigte sich hin und wieder eine horizontale, über einen Fuß breite Spalte, durch die man das Innere des Eises, aber kein Wasser erblicken konnte, wobei zu bemerken war, daß sich das Eis hier in mehreren parallelen Schichten von beinahe zwei Fuß übereinander gelegt hatte."

(Fortsetzung folgt.)

Die Verhältnisse der Kap-Kolonie zu den Kaffern.

1. Frühere Verhältnisse zu den Kaffern bis zum Ende des Jahres 1811.

(Schluß.)

In diesem Augenblicke theilte der Boer, der schon früher die Bewegung und Unruhe unter den Kaffern bemerkt hatte, seine Befürchtung dem Landdrost mit, der jedoch, ganz in die friedliche Unterredung mit einigen Häuptlingen vertieft, lächelnd erwiderte, es sey keine Gefahr zu besorgen. Kaum waren aber diese Worte gesprochen, als ein furchtbares Geheul, der Kaffern Kriegsgeschrei, das Signal zur Vernichtung gab; wild hallten die umliegenden Berge und Thäler den Ruf zurück, und plötzlich stürzten die Kaffern von allen Seiten auf die Kolonisten ein. Die tragische Scene war kurz: Stockenstrom und 14 seiner Leute fielen von unzähligen Wunden durchbohrt. Einige Boers, denen es gelang die Gewehre vom Sattel schnell genug loszumachen, feuerten aufs Gerathewohl und schossen einige Kaffern todt, die Uebrigen aber, zum Theil verwundet, waren froh auf ihren schnellen Pferden längs dem Bergzuge zu entkommen; gegen Abend erreichten sie das Lager Oberst Graham's, mit Ausnahme von zweien, die, nicht im Stande zu Pferde fortzukommen, ins Dickicht krochen, und vor den nachsuchenden Kaffern sich verbargen, bis die einbrechende Dunkelheit sie in den Stand setzte, über die Berge nach dem Lagerplatze zu gehen, den sie am Morgen verlassen hatten. Ein kleiner Buschknabe, der Gewehrträger eines Boers, war, als die Metzelei begann, unvermerkt entkommen, und brachte etwa eine Stunde nach dem tragischen Vorfall die Nachricht davon in das Lager, wo der junge Stockenstrom kommandirte. Die Gefühle dieses damals noch sehr jungen Mannes lassen sich besser denken als schildern. Er eilte mit etwa 20 Mann zur Stelle, und traf auf dem Marsche eine zahlreiche Schaar von Kaffern, die von dem Schauplatze des Mords triumphirend mit den Pferden und Gewehren der ermordeten Kolonisten zurückkehrten. Ein hitziger Kampf entspann sich, wobei die Ebenheit des Bodens den berittenen Boers ein entschiedenes Uebergewicht gab; die Kaffern, unfähig, der so kurz erst erbeuteten Feuerwaffen sich wirksam zu bedienen, wurden mit großem Verlust geschlagen und auf die Hauptmasse ihrer Landsleute zurückgeworfen, welche in starker Anzahl die gefährlichen Bergpässe in der Nähe des Slaghters-Nek, dem Schauplatz des Mords, besetzt hielten. Die Sonne ging unter, und da es offenbar zu spät war, irgend einen der auf dem Platze liegen gebliebenen Kolonisten zu retten, zog sich der junge Stockenstrom nach einem vergeblichen Versuche, die Stelle, wo sein Vater gefallen war, zu finden, zum Schutze seines Lagers zurück, das von andern Seiten her durch Abtheilungen des Feindes bedroht war. Am folgenden Morgen schickte Oberst Graham eine Reitereiabtheilung unter Kapitän Fraser aus, der seine Vereinigung mit dem jungen Stockenstrom bewerkstelligte, nachdem er gleichfalls von den Kaffern wüthend, jedoch ohne Erfolg angegriffen worden war. Diese vereinte Streitmacht schlug nun in der Nähe der Mordscene ihr Lager auf, und begrub die verstümmelten Ueberreste des lebhaft beklagten Landdrostes und seiner Unglücksgefährten.

Man wird sich nicht wundern, daß nach diesem Vorfalle die Verjagung der Kaffern mit einer großen Härte betrieben wurde, die jedoch selbst in jener furchtbaren That keine hinreichende Entschuldigung findet. Ich habe das Journal eines meiner Freunde vor mir liegen, der damals Lieutenant im Kapregiment war. Daraus geht hervor, daß man Männer und Weiber ohne Unterschied niederschoß, wo man sie fand, wenn sie auch keinen Widerstand leisteten. Freilich sagt Hr. Hart, — so hieß der Lieutenant.

— die Weiber seyen unabsichtlich erschossen worden, weil die Boers in den Wäldern Männer von den Weibern nicht hätten unterscheiden können, man hatte also, um die Sache kurz abzumachen, Alles erschossen, was man hatte erreichen können. Läßt man jedoch auch diese Entschuldigung gelten, obwohl sich viele Fälle anführen lassen, wo sie durchaus unzulässig ist, was werden gebildete Europäer von nachfolgendem Vorfalle denken! Eine Abtheilung, welche den Häuptling Islambi aufsuchen sollte, traf auf einen Mann, den dessen Sohn mit einer Botschaft ins Lager der Kolonisten sandte. Man marterte diesen, bis er versprach, den Häuptling mit seinem ganzen Anhang in die Hände der Kolonisten zu liefern. Welcher Schrei des Unwillens würde in Europa ertönen, wenn man den Ueberbringer einer Stillstandsflagge so behandelte? Es ist eine nur allzu traurige Wahrheit, daß selbst Leute, die sonst Edelmuth, Güte und ein feines Ehrgefühl besaßen, im Verkehr mit Wilden nicht einmal die gewöhnlichen Gesetze der Redlichkeit, Gerechtigkeit und Menschenliebe befolgten. Kapitän (jetzt Oberst) Fraser zog am folgenden Morgen in Begleitung des kaffrischen Abgesandten aus mit 303 Boers, 27 freien Hottentotten, 4 Subalternoffizieren, 5 Sergeanten, 6 Hornisten und 120 Mann vom Kap-Regiment, um den Häuptling Islambi aufzusuchen, den sie glücklicherweise nicht fanden, denn der kaffrische Abgeordnete verrieth ihn nicht, und sie kehrten nach dreitägigem erfolglosem Suchen ins Lager zurück.

Das genannte Tagebuch enthält eine Menge Details über das furchtbare Elend, das die gewaltsame Verjagung über diese Clans verhängte. Truppenabtheilungen waren Wochen lang beschäftigt, die Hütten und Dörfer der Eingebornen nieder zu brennen, und ihre Mais- und Hirsefelder zu zerstören, indem sie große Viehheerden darüber hintrieben; endlich wurden sie, 20,000 an der Zahl, über den großen Fischfluß zurückgedrängt, wobei sie eine Menge Vieh, das von den Truppen genommen wurde, verloren; eine große Anzahl Männer und Weiber ward in den Wäldern erschossen, und die Alten und Kranken, die sie nicht mit sich nehmen konnten, wurden eine Beute des Hungers und der Hyänen.

Die unglückliche Politik der Kolonialregierung, die Kaffern plötzlich und gewaltsam aus dem Zuurevelb zu vertreiben, statt denselben Zweck auf eine billigere und mildere Weise auszuführen, oder noch besser, einen vernünftigen Plan zu ihrer Civilisirung zu verfolgen; das seltsame Vorurtheil, um keinen härtern Ausdruck zu gebrauchen, das die auf einander folgenden Gouverneure bis zum Jahre 1816 veranlaßte, die Bekehrung der Eingebornen durch die Missionäre zum Christenthum zu verbieten, Alles dieß hatte zur Folge, daß die Gunuquebis und andere Clans, welche leicht, — wie sie es jetzt sind, — friedlich gesinnte Freunde und werthvolle Unterthanen hätten werden können, durch die grausame Verjagung wenige Tage vor der Ernte und die muthwillige Ermordung ihres sterbenden Häuptlings viele Jahre lang bittere Feinde und eine zerstörende Geißel für die Gränzdistrikte wurden.

Bemerkungen zu Kapitän Johnsons Reise durch die Himalayagebirge.

(Von W. Ainsworth.)

Beschreibende Geographie. Das Himalaya- oder eigentlich Himmaleh-Gebirge dehnt sich in der Richtung von Nordwest nach Südost ungefähr 2000 englische Meilen weit aus. Seine Verlängerung gegen Westen, in neuern Zeiten Hindu-Kusch, oder indisches Gebirg, genannt (von Humboldt als eine Verlängerung des Kuen-lun betrachtet), war der Emodus der Macedonier und der Imaus, dessen Plinius gedenkt, und wurde in jenen Tagen vielleicht ebenfalls Himma-leh genannt, da die griechische Benennung dem Sanskrit entlehnt war.

Die Kulminationspunkte der Himma-leh-Kette haben eine Höhe von über 28,000 Fuß. Der niedrigste unter den Gebirgspässen, der Tungrung, ist 13,739, und der höchste, nordöstlich von Kunawar, 20,000 Fuß hoch, wonach sich also das Verhältniß der geringsten Erhebung zum Kulminationspunkt wie 1 : 1, 6⁶/₁ herausstellen würde. Herr von Humboldt gab vor einigen Jahren 1 : 1, 8 an.

Die östliche Verlängerung des Himma-leh wird, wie Obrist Kirkpatrick angibt, im Norden von Yumila Humla und weiterhin Arun genannt; auf der Hamiltons Geschichte des Gorkha-Kriegs beigegebenen Karte findet sie sich mit dem Namen Harpala-Gebirge bezeichnet. Klaproth und Abel Remusat haben aus chinesischen Schriften Nachrichten über den Zug der mit Schnee bedeckten Gebirgskette gesammelt; diese wendet sich an den Gränzen von Hu-Kuang plötzlich nach Nordwesten und verliert sich endlich (von Humboldt zufolge, der in der beschreibenden Geographie den Beweis für die Höhe der Gebirgsketten auf die Längenspalten begründet) bei der vulkanischen Insel Formosa ins Meer.

Geologie. Die von Kapitän Johnson mitgetheilten geologischen und mineralogischen Bemerkungen bestätigen das, was wir früher von der Struktur dieser großen alpinischen Kette, die in ihrer Zusammensetzung eine so große Mannichfaltigkeit zeigt, bereits wußten. Aus dem, was Hodgson, Fraser, Gérard und unser Reisender mittheilen, ergibt sich, daß der Granit besonders am Fuß der Gebirge vorkommt, und also, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Basis der Kette bildet. Man hat behauptet, daß das Vorherrschen des Gneiß auf dem Himma-leh dem Gebirge einen sekundären Charakter gäbe; allein dieses Vorherrschen ist weder erwiesen, noch würde es, wenn dieß auch wirklich der Fall wäre, dem primitiven und krystallinischen Charakter der die Basis der Kette bildenden Felsen irgend etwas entziehen. Von den Ebenen (durch die erste und zweite Gebirgskette) zur großen Gebirgskette selbst scheint eine Schichtenreihe von in der Mitte aufliegenden Felsen, gefolgt von Sandstein, Kalkstein und Uebergangsgestein (Thonschiefer und Erdharz), abwechselnd auf Glimmerschiefer, Gneiß oder Granit lagernd, sich hinzuziehen. In dem Mittelpunkte der Kette befinden sich Massen von Kalkstein und Intermediärfelsen, hie und da in aufwärts stehenden krystallinischen Gebilden zusammenhängend (wie der Sandstein am nördlichen Abhange), und diese krystallinischen Felsen tragen auf ihren Gipfeln und zackigen Spitzen Gestein von sehr neuer Formation. So ist Sandstein in einer Höhe von 16,700 Fuß gefunden worden, Ammoniten in Kalkstein in der Höhe von 16,500 Fuß, Kalkstein höher als 20,000 Fuß, und Kapitän Johnson fand im Hungrung-Paß in der Höhe von 14,000 Fuß Thon. Niederschlagsgestein mit organischen Ueberresten und andern Ueberbleibseln der Vorwelt wird in solcher Höhe auch auf den hohen europäischen Alpen, sowohl in der Schweiz als auch in den Pyrenäen, gefunden. Der Charakter dieser Formationen, die Anzahl derer, die sich nach und nach gebildet haben, und das Alter der äußern Schichten bezeichnen die Epoche der Erhöhung der Gebirgskette in Vergleich mit andern, und wurde ferner noch rücksichtlich des Einflusses beobachtet, den dasselbe relative Alter auf die Richtung der Kette im Vergleich zu den Meridianen oder Parallelen unseres eigenen Sphäroiden hatte. Kapitän Burnes hat gefunden, daß der geologische Charakter des Hindu-Kusch dem, was wir von dem Himma-leh wissen, so ziemlich gleichkommt, nämlich daß die höchsten Spitzen aus Granit oder Gneiß mit beigesellten Glimmerschiefer, aus Quarz mit eingeschalteten außerhalb liegenden Konglomeraten, Sandsteinen und Kalksteinen bestehen, und zwar weißer und feinkörniger Kalk auf dem Gebirge, Muschelkalk in der Ebene.

Zoologie. Die geringe Anzahl von Thiergattungen, welche Kapitän Johnson aufzählt, stimmt mit dem Wenigen überein, was uns von der Zoologie jener größtentheils unzugänglichen Wildnisse bekannt ist.

Der Yak, dessen unser Reisender öfter gedenkt, ist der Bos peophagus, Bos grunniens der Alten; der grunzende Ochs Schaws und Pennants. Er ist auf einem weiten Landstriche vom Altaigebirge bis nach Centralindien, ja selbst in einem großen Theil von China heimisch, und weidet, nach Turner, in den kältesten Theilen von Tübet auf dem den dortigen Gebirgen und kalten Ebenen eigenen kurzen Graswuchse. Dieses Thier ist für die tatarischen Stämme von großem Werthe, denn es ist nicht nur ein gutes Lastthier, sondern gibt auch Milch in Ueberfluß. Die Roßschweife, welche bei den Persern und Türken die Stelle der Standarten vertreten, werden, so wie auch Tschanries oder Fliegenwebel, aus dem Haar ihrer Schweife gemacht. Der Stier wird Yak, die Kuh Dhó genannt.

Der Ghurl oder die wilde Ziege (Capra aegagrus) wird von den meisten Naturforschern als den Varietäten der zahmen Ziege verwandt betrachtet. In diesem Fall wären, was jedoch zweifelhaft ist, die Kaschmirziege, die Tübetziege (Capra Jemlahica), Blainville's Capra cossus und die Ziege von Nepal nichts als Varietäten. James Wilson ist indeß der Meinung, daß die Ziege des Dschemlah-Gebirges nicht zu dem Genus Capra aegagrus gerechnet werden könne.

Hinsichtlich des Hirschgeschlechts bedient sich der Reisende der landesüblichen Benennungen, nach welchen sich die verschiedenen Arten nur mit Mühe in der naturgeschichtlichen Eintheilung auffinden lassen; es dürfte daher am besten seyn, diejenigen Spezies dieses Geschlechts, von denen es bekannt ist, daß sie im Himma-leh oder dessen nächster Umgebung hausen, hier kurz aufzuzählen. Von den Moschineae, das Moschusthier (Moscus moschiferus), das Xé der Chinesen. Moschus kommt hauptsächlich aus Tübet, doch ist die Ursache hievon nicht sowohl in dem häufigern Vorkommen dieses Thieres in den Gebirgsgegenden dieses Landes, als vielmehr in dem Handelsgeiste seiner Bewohner zu suchen. Unser Reisender fand Gebeine mehrerer Arten dieser Thiere am Fuße eines Felsens unweit Dschemnotri. Unter den Cervineae: der Hirsch von Nepal (Cervus Wallichii) von gelblich braungrauer Farbe, mit einem großen runden blassen Fleck auf dem Rücken. Ferner der schwarze Hirsch, der auch in den Gebirgen von Nepal vorkommt, der Cervus Aristotelis Duvaucels, und endlich eine Art Capreotinae, der Cervus capreolus, der in den Schluchten an der Gränze haust. Von den Antilopen gibt es, in einer Gegend, wo ein so verschiedenartiges Klima herrscht, wahrscheinlich mehrere Arten. Eine merkwürdige Gattung ist der Tschiru (Antilope kemas, Smith), die man, weil sie häufig nur Ein Horn hat, als den Monoceroten, Licornen oder Unicornen (Einhörner) angesehen hat, und der Goral des Himma-leh (Antilope goral, Hardwicke). Hinsichtlich des Tetraceri von Leach hat Wilson die Frage aufgeworfen: „Ist die Antilope quadricornis von der Antilope chickara verschieden?“ Wenn nach den von Blainville an aus Indien gekommenen Schädeln angestellten Untersuchungen die vordern Hörner bei der einen gerad, bei der andern ein wenig nach hinten gebogen, und die hintern Hörner bei der erstern gerad und bei der letztern ein wenig nach vorn gebogen sind, so sind es wahrscheinlich zwei verschiedene Arten, da zudem auch nur bei der letztern der untere Theil der Hörner gewunden ist. Demnach würden wir, wie Lesson annimmt, Antilope quadricornis und Antilope chickara — den Tetracerus striaticornis von Leach haben. Der Nyl-ghau (Antilope picta) ist ein merkwürdiges Thier, von welchem mehrere Exemplare unlängst nach England gekommen sind.

Von den von Kapitän Johnson angeführten Vögeln ist bloß zu bemerken, daß der Gurrit, den er für einen Condor zu halten geneigt ist, ohne Zweifel der Lämmergeier (Gypoetus barbatus) war. Der Tschnecori ist Herrn Hamilton zufolge Perdix rufa oder rubra, Brisson. Der Kukuk (Cuculus canorus), den unser Reisender in den Gebirgen hörte, wurde auch von Turner in Bhutan beobachtet. Die südlichen Höhen der Gebirgskette sind der Aufenthalt zweier sehr schöner Vögel: des Impeyan Fasan oder Monaul (Lophophorus refulgens) und des gehörnten Fasans (trapogan). Die von dem Reisenden auf dem Spiti gesehene rothfüßige Krähe ist ohne Zweifel der Coracias graculus (Pyrrho corax, Tem. Fregilus, Cuvier), und die Holztaube dieselbe, wie sie auch in unsern Gegenden gefunden wird. Bei dieser Gelegenheit muß bemerkt werden, daß selbst die im Pflanzenreiche vorkommenden Analogien zwischen den Erzeugnissen der gemäßigten Klima's der Gebirge von Centralasien und den Ebenen und Gebirgsgegenden unserer eigenen Breiten bei weitem nicht so interessant und merkwürdig sind, als die überraschende Identifikation der Vögel des Himma-leh mit denen des westlichen Europa's. Die der Sandfliege ähnlichen Fliegen, von denen die Reisenden am Pabur belästigt wurden, werden auch von Turner erwähnt, welcher erzählt, daß die meisten Leute um Muritschum von ihren Stichen gezeichnet gewesen seyen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

In einer der jüngsten Sitzungen der königlich geographischen Gesellschaft zu London wurde die Vorlesung einer umfassenden Denkschrift des Herrn J. Farquharson, „über die Bildung des Eises auf dem Grunde der Flüsse,“ geschlossen. Der Verfasser schreibt sie, ganz gegen die Meinung anderer Gelehrten, der Ausstrahlung von Hitze von dem Boden des Flusses oder Stromes zu. Er stellte mehrere Versuche auf dem Don und einem der Beiflüsse desselben Anfangs Januars d. J. an, aus denen hervorgeht, daß das Eis auf dem Grunde, oder der Eisbrei,*) nicht den glasähnlichen Platten auf der Oberfläche gleicht, sondern eine löcherige zusammenhängende Masse ist, ungefähr einem Blumenkohlkopfe gleichend, glänzend und von silberweißer Farbe. Durch das Anhäufen solcher Massen steigt der Wasserstand der Flüsse oft höher als gewöhnlich, zu nicht geringer Verwunderung derer, die mit der Ursache nicht bekannt sind. Die Pferde scheinen das Vorhandenseyn solchen Eises recht gut zu erkennen, denn sobald es unter ihren Füßen nachgibt, weigern sie sich durch Flüsse zu gehen, welche sie vorher schon öfter passirten. Der Verfasser fand solches Eis gewöhnlich bei heiterem Himmel, ein Umstand, der mit den Untersuchungen Herrn Arago's nicht übereinstimmt, der es nur bei trübem Wetter gefunden haben will. Herr Easedale schreibt es einem Reife zu, der sich, gleichsam wie ein Niederschlag, zu Boden senke, weil es, wie er sagt, meist bei windigem Wetter vorkommt. Der Verfasser widerspricht beiden Meinungen. Er stellte seine Versuche während der ersten dreizehn Tage des Januars an; das Thermometer stand an den verschiedenen Tagen auf 17°, 23° und zuletzt auf 19° F. (+ 6 2/3°, — 4° und — 6° R.). Er fand den Grund der Stromschnellen des Don an jedem Tage mit Eis belegt, und schließt durch Analogie, daß diese Erscheinung weder mehr noch weniger sey, als der auch am Lande vorgehende Prozeß, welcher durch die in Folge von Ausstrahlung der Hitze erzeugte Erkältung der Erdoberfläche eintritt, wovon Modifikationen an vielen Bäumen durch die Wirkung des Schattens sichtbar werden.

*

In Rußland betrug nach den Berichten des Synodus die Zahl der Geburten in den 43 Eparchien des Reichs 942,856 Knaben und 902,209 Mädchen, zusammen 1,845,045. Es starben 779,140 Personen männlichen und 706,151 weiblichen Geschlechts, zusammen 1,485,291. Ueberschuß der Geburten 299,754. Ehen wurden geschlossen 361,225. Dieß betrifft jedoch nur die Mitglieder der griechischen Kirche.

*

Eine schöne antike Glasurne wurde bei Yebleron in Frankreich entdeckt. Sie hat einen Handgriff und ist von viereckiger Form. Es fand sich darin eine Bronzemedaille mit dem Kopfe des Antoninus und der Zeitangabe, daß sie aus seinem dritten Konsulate sey, also aus dem Jahre 140 n. Chr.

*

In Hobart-Town ist eine Bank unter dem Namen „Bank von Australasien“ mit einem Kapitalfonds von 200,000 Pfd. St. gestiftet worden. Sie soll für Neusüdwales, Vandiemensland und andere Niederlassungen in Australasien als Zettel- und Depositenbank dienen.

---

*) Siehe den in Nr. 70 dieser Blätter von diesem Jahre befindlichen Artikel: „Ueber das Zufrieren der Newa.“

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 130. 10 Mai 1835.

Reise in den Orient von Lamartine.

(Siebenter Artikel.)

Das Serail.

„Rustem Bey hatte versprochen, mir das Serail zu zeigen, das seit Lady Montagne kein europäischer Fuß betreten hatte. Wir ließen uns am Ufer des alten Serails aussetzen, und traten ohne Schwierigkeit in den ersten Hof, der dem Publikum offen steht; er ist groß, mit schönen Bäumen bepflanzt, und zieht sich auf der einen Seite gegen die Münze hin, ein prächtiges neues Gebäude, das aber keinen orientalischen Charakter hat. Die armenischen Münzdirektoren empfingen uns mit vieler Artigkeit, und öffneten uns die Büchsen, welche die Kleinodien enthielten, die sie für das Serail fabriciren lassen, es war eine Masse von Perlen und Diamanten, ein armer Reichthum, der ein Land ruinirt. Wir blieben nicht lange, und traten in den zweiten Hof des Serails, der niemand zugänglich ist als den Beamten und den Gesandten am Tage ihres Empfangs; er stößt an verschiedene Flügel von Palästen, und an Kiosks, die von einander getrennt stehen, und die Wohnungen der Verschnittenen, der Garden und Sklaven enthalten; Springbrunnen und Bäume kühlen ihn. An der dritten Pforte hielten uns die Soldaten, die im Thorweg Wache standen, an, und weigerten sich uns zuzulassen; umsonst ließ sich Rustem Bey von dem wachhabenden Offizier anerkennen: dieser versicherte, daß er seinen Kopf verlieren würde, wenn er uns durchlasse. Wir kehrten daher um, und trafen unterwegs den Großschatzmeister, der aus der Münze zurückkam, und ins Innere des Serails, wo er wohnt, zurückkehrte. Er ist ein Freund von Rustem Bey, redete ihn an, und lud uns ein, ihm zu folgen, so daß wir mit ihm ohne Schwierigkeit in den Hof der Ikoglans kamen. Dieser ist kleiner als die vorhergehenden, und wird von mehrern kleinen Palästen in Form von Kiosken gebildet, deren sehr niedrige Dächer sieben bis acht Fuß über die Mauer herausstehen, und auf dünnen Säulen ruhen. Mauern, Dächer, Säulen sind völlig von geschnitztem und bemaltem Holz. Die Höfe und Gärten, welche durch die Zwischenräume der Paläste unregelmäßig gebildet sind, sind eben so unregelmäßig mit schönen Bäumen bepflanzt, deren Zweige die Dächer beschatten, und die Balkone überdecken. Der rechte Flügel dieser Gebäude besteht aus den Küchen, die einen ungeheuren Raum einnehmen, denn der Sultan speist Alles was zum Hofe gehört, d. h. über 10,000 Personen täglich. In einiger Entfernung von den Küchen steht ein zierlicher kleiner Palast, der von einem Portikus umgeben ist, und den Ikoglans, d. h. den Pagen des Serails zur Wohnung dient. Hier läßt der Sultan die Söhne seiner Hofleute, und die jungen Sklaven erziehen, die zum Staats- und Hofdienst bestimmt sind. Der Palast diente früher den Sultanen selbst zur Wohnung, und ist von Außen und von Innen mit einem Ueberfluß goldener Zierrathen geschmückt, die Decken sind mit reichen Fresken bemalt, wie in den schönsten Palästen von Frankreich oder Italien, und die Fußböden bestehen aus Mosaik. Er ist in mehrere Säle getheilt, an deren Wänden Abtheilungen von geschnitztem Holz herumlaufen, welche etwa den Stühlen der Chorherrn in unsern Domkirchen gleichen. Jede derselben ist Einem der Pagen bestimmt und bildet sein Zimmer, gegen die Wand hin hat es eine Estrade, wo er seine Teppiche und seine Kissen ausbreitet, und den vergoldeten Kasten hält, in dem er seine Kleider aufbewahrt. Ueber diesem Zimmerchen läuft eine Tribüne herum, welche ebenfalls in solche Plätze abgetheilt ist, und das Ganze ist durch Kuppeln und kleine Fenster im Dache erhellt.

Die jungen Leute führten uns überall herum, und am Ende in ihren Erholungssaal, der einen Kiosk bildet, welcher durch Springbrunnen gekühlt ist, welche auf allen Seiten aus marmornen Schalen an der Wand springen. Eine Treppe im Innern der Mauer führt in die Küche, wo die zahlreichen Sklaven den Pagen immer Kaffee, Pfeifen und Sorbet bereit halten. Man sieht im Salon Spiele aller Art, einige spielten Schach; sie ließen uns Sorbet und Eis geben, wir warfen uns auf die Ottomane und plauderten lange von ihren Studien und der Zukunft des Reichs, sie sind enthusiastisch für die Reformen des Sultans. Während dieser Zeit hatte der Großschatzmeister den Verschnittenen und Sklaven Befehl gegeben, uns überall herumgehen zu lassen, und uns zu zeigen, was wir verlangten.

Am Ende des Hofes verschloß uns ein großes Gebäude die Aussicht; es ist der Palast, den die Sultane selbst bewohnen; er ist ebenfalls von einer Galerie umgeben, welche durch das hervorstehende Dach gebildet wird, und worauf die Thürenn nd Fenster der Zimmer gehen. Das Gebäude ist einstöckig; wir traten in die großen Vorzimmer, von denen aus sich die verschiedenen

Apartements öffnen; sie sind ein wahres Labyrinth, unterbrochen von den Säulen, welche das Dach tragen, und endigen sich auf allen Seiten in große Korridors, welche in Halbzirkeln um die Apartements herumlaufen. Die Mauern, Säulen, Deken und Alles ist aus geschnitztem und reichverziertem Holze. Wir durchgingen eine große Anzahl der kaiserlichen Zimmer, die sich alle in Verzierungen gleichen. Sie endigen sich in hölzernen oder marmornen Kuppeln, mit Arabesken durchbrochen, von denen ein gebrochenes und sanftes Licht auf die Zimmer fällt, breite und niedrige Ottomanen laufen an den Wänden herum, sonst sieht man keine Meubeln noch Sitze, sondern bloß Teppiche und Kissen. Die Fenster gehen bis auf einen halben Fuß auf den Boden herab. Auf der Hinterseite des Palastes findet man eine Terrasse mit Marmorplatten gepflastert, und auf ihr einen schönen kleinen Kiosk, in dem der Sultan die Gesandten empfängt, er ist mit einer Ottomane angefüllt, und von runden Fenstern überall durchbrochen, durch welche man die freieste Aussicht über Konstantinopel, die Meerenge und das Meer von Marmora hat. In der offenen Galerie, welche zwischen dem Palaste und der Terrasse hinläuft, spielen Springbrunnen in marmornen Becken, und das Ganze bildet eine unbeschreiblich schöne Scene. Die Zweige der Gesträuche in den kleinen Gärten unter der Terrasse kriechen an der Balustrade herauf, und füllen die Luft mit dem Duft ihrer Blüthen. An der Wand hängen einige Gemälde, Ansichten von Mekka und Medina, ohne alle Perspektive.

Wir folgten dieser Terrasse links, und kamen dann durch einen engen Balkon, der auf hohen Terrassen ruht, an das Harem. Es war geschlossen und enthielt nur noch einige Odalisken, wir näherten uns diesem verbotenen Ort nicht weiter. Doch sahen wir die Fenster und die reizenden Balkone, welche mit Gittern umgeben waren, durch die sich Blumen schlangen, und wo die Sultaninnen ihre Zeit mit der Betrachtung der Gärten, der Stadt und des Meeres zubringen. Wir sahen eine Menge von Blumengärten, umgeben von marmornen Mauern, bewässert durch Springbrunnen, und symmetrisch mit Pflanzen aller Art besetzt. Man steigt durch Treppen, die unter sich in Verbindung stehen, in diese Gärten hinab, die mit Kiosken versehen sind, in denen die Frauen und Kinder der Natur genießen.

Es war gerade Essenszeit, und wir sahen eine Menge Sklaven vorbeigehen mit großen Zinnplatten auf dem Kopfe, auf denen das Essen der Offiziere, Beamten und Frauen des Serails stand. Wir beobachteten mehrere dieser Essen, sie bestanden in Pilaus, Geflügel, kleinen Kugeln aus Reiß und Fleisch in Weinblättern gebraten, in Brodkuchen und einem Wasserkrug. Wo der Sklave seinen Herrn traf, setzte er sein Essen vor ihm nieder, es mochte in einem Salon, auf einer Terrasse, im Garten unter einem Baum, oder unter einem Portikus seyn.

Der Großschatzmeister kam hierauf uns zu suchen, und führte uns in den Kiosk, den er bewohnt, gegenüber vom Schatze. Dieses ist ein großes niederes Gebäude mit einem Portikus, die Thüren sind niedrig, die Gewölbe unter der Erde; hier liegen seit der Errichtung des Reichs große Schätze in Gold und Silber, welche in rothgemalten hölzernen Kisten verschlossen sind. Jede Woche werden einige derselben herausgenommen und zum öffentlichen Dienst verwendet, wir sahen mehrere unter den Thüren. Außer dem Golde enthält der Schatz große Massen von Perlen und Diamanten, da diese Kleinodien aber nur einen konventionellen Werth haben, so würde der Sultan, wenn er sie in Umlauf setzen wollte, den Markt bald überführen, so daß der große scheinbare Werth im Grunde nur ein unbedeutendes Hülfsmittel darbietet. Bei dem Schatzmeister fand ich zum Erstenmal in der Türkei einige europäische Bequemlichkeiten, die Ottomanen waren hoch und mit seidenen Kissen bedeckt, Tische standen in den Zimmern, und an den Wänden hin liefen hölzerne Rahmen, welche Karten, Bücher und Erdkugeln enthielten. Man brachte Sorbet und eingemachte Früchte, wir sprachen über Künste und Wissenschaften, der Schatzmeister ist ein offener, heiterer, unterrichteter und vorurtheilsfreier Mann, der das Gelingen der Reformen von Mahmud wünscht, allein er ist alt, und hat unter vier Regierungen sein Leben im Serail zugebracht. Daher hofft er wenig und überläßt Alles mit philosophischer Ruhe der Zukunft. Er wollte, daß ich die Nacht bei ihm zubringe, allein ich entschuldigte mich mit der Unruhe meiner Frau, und er begleitete mich bis an die Treppen, die von der Terrasse des Sultans in die kleinen Gärten des Harems hinabführen, wo er mich dem Chef der Bostandschis anvertraute, der uns von Kiosk zu Kiosk, von Garten zu Garten bis an die Thüre einer hohen Mauer brachte, welche das Serail von dem äußersten Park abscheidet. Hier fanden wir uns unter ungeheuern Platanen, welche sich über hundert Fuß hoch an den Mauern und Balkonen des Serails erheben, und einen Wald bilden, der von lichten Stellen unterbrochen ist; weiter hin findet man Fruchtbäume und Gemüsegärten, welche von schwarzen Sklaven bebaut werden, deren Hütten unter den Bäumen liegen.

Nicht weit vom Harem liegt der alte und prachtvolle Palast von Bajazet, der jetzt dem Epheu und den Nachtvögeln überlassen ist. Er ist von Stein in einem bewunderswürdigen maurischen Styl gebaut, und wenn man ihn wieder herstellte, was leicht geschehen könnte, so wäre er mehr werth als das ganze Serail, allein die Sage geht, daß er von bösen Geistern bewohnt sey, und kein Türke betritt ihn je. Ich trat unter einige der Bogen des Palastes, und die Treppen die ich sah, waren von der schönsten Arbeit. Hier fanden wir uns an der äußern Mauer des Serails, und wir gingen zurück, um die äußern Gärten zu besehen, die uns bis an das Ufer des Meers von Marmora führten, wo wir einige Paläste sahen, welche die Sultane im Sommer bewohnen. Die Zimmer sehen gegen die Meerenge, und sind von dem Seewinde gekühlt. Weiter hin sieht man Hügel mit Rasen bedeckt, und von kleinen Moscheen, Kiosken und Springbrunnen gekrönt, welche mit gigantischen Bäumen umgeben sind. Wir setzten uns hier unter den Blüthen und den springenden Wassern, hinter uns die hohen Mauern des Serails, vor uns ein Rasen, der sich ans Ufer hinzieht, durch eine Reihe von Cypressen und Platanen am Meer, durch deren Zwischenräume man die Wellen, die Inseln der Prinzen, die Segel der Schiffe, Scutari und die goldenen Gipfel des Riesengebirgs, so wie die Schneekuppen der phrygischen Berge sieht.

Seit dem Blutbade der Janitscharen bewohnt Mahmud das

Serail nicht mehr, sey es, daß die Blutflecken seiner Regierung ihm ein widriges Andenken sind, sey es, daß er sich unter der fanatischen Menge von Stambul nicht sicher findet, und vorzieht in seinen Palästen am Bosporus Einen Fuß in Asien und den Andern auf seiner Flotte zu haben. Der Charakter des Serails ist weder Bequemlichkeit, noch Größe, noch Pracht, es besteht aus hölzernen vergoldeten und durchbrochenen Zelten. Dieser Instinkt für Natur, schöne Aussichten, Quellen, glänzende Meere und weite Horizonte ist der ganzen Nation gemein. Im Schatten zu sitzen, im Anblick eines schönen Horizonts, über dem Kopfe die Blätter eines Baumes, neben sich eine Quelle zu haben, und so Tage in endlosem Nachdenken zu sitzen, ist das wahre Leben des Türken.

Bemerkungen über das Eismeer.

(Fortsetzung.)

Die Reihen der Torossen von frischem Bruch sind größtentheils aus einer Menge von ungeheuren Eismassen und kleinern Stücken gebildet, die in Form und Größe verschieden und durch einen bewunderungswürdigen Mechanismus aneinander gefügt sind. Oft bildet eine vertikal stehende Eisscholle von der Größe eines Quadratfußes und der Dicke von zwei Fuß die Grundlage für einen vielleicht 45 Kubikfuß großen Eisblock, bei einer Höhe von 70 Fuß über den Horizont des Wassers. Die aus abgebrochenen Stücken alten Eises, wie auch aus frischem Eise bestehenden Torossen haben verschiedene Farben; die Farbe ist unrein und grau bei Eismassen vom Herbstbruch, wenn das Wasser bei weniger Tiefe durch die Wogen trübe gemacht ist, und friert, ehe sich die schlammigen Theile niedergesenkt haben. Die Oberfläche des alten Eises ist weißlich, die des letzten Wintereises scharf blaugrünlich. Westlicher vom Kap Schelagskoi befindet sich eine stete Lücke, in deren Nähe bis 70 Fuß hohe Torossen-Reihen sich hinziehen, die aus Schollen von drei Zoll bis drei Fuß Dicke bestehen. Es sind dieß Eismassen vom letzten Winterfroste, beinahe gar nicht durchsichtig, ohne Höhlungen im Innern und von einer schönen, glänzenden blaugrünen Farbe, die in sonnenhellen Tagen schon von fern dem Auge entgegenschimmern. Der widerlich-süße Geschmack dieses Eises nimmt um so mehr zu, je grüner die Färbung ist. Dazwischen fand man Eis von bläulicher Farbe, das einen süßen, guten Geschmack hatte, und auch mehr durchsichtig war, wie das andere. Die Passage über diese steilen, aus scharfgezackten Eisstücken bestehenden Torossen ist für die Zughunde und für die Menschen sehr gefährlich.

Ueber die „alten Torossen" sey Folgendes mitgetheilt. Wird das horizontale Eis, das im Winter eine Dicke von 10 Fuß erlangte, in einzelne Stücke zerbrochen, so schwimmt es, leichter als das Wasser, auf diesem, indem es sich 8 Fuß unter dessen Oberfläche senkt. Nun kann man annehmen, daß im folgenden Winter wieder ein 5 Fuß dickes Eis daran anfriert, so daß die Masse nun schon 15 Fuß dick geworden, die sich dann, wenn sie im Sommer frei wird, bis auf 13 Fuß ins Wasser senkt. Nun hat die Eismasse schon eine bedeutende Festigkeit erlangt und kann, wenn sie im Winter anfriert, nicht mehr so leicht zerbrochen werden, wie das Eis, das sich rund umher neu bildet. Hat dieß neu gebildete nun, wie wir annehmen wollen, wieder eine Dicke von 10 erreicht, und bricht es durch keine andern Ursachen, als durch die Wogen, so lehnt es sich an die nächste Eismasse, und es erheben sich über ihr, eine über die andere gleitend, ungeheure Eisschollen, während andere, von den benachbarten Eisschollen gedrückt, sich in die Tiefe senken, und sich an der untern Fläche der oben erwähnten Masse ansetzen, mit welchen nun sowohl diese, als auch jene Eisschollen durch den Frost zu einem unzertrennlichen Körper sich vereinigen, der also jetzt schon eine Dicke von 35 Fuß hat. Im Laufe mehrerer Jahre können solche einzelne Eismassen bis zur Stärke von 150 Fuß anwachsen, die dann, im Sommer umherschwimmend, schon in einer Meerestiefe von ungefähr 130 Fuß stranden, und dann unbeweglich stehende Eisberge werden. Der auf der obern Fläche der Schichten liegen gebliebene Schnee, welcher auf der vertikalen Fläche der dicken Massen des alten Eises in dünnen, parallel laufenden Streifen erscheint, befördert das Zusammenfrieren des Eises.

Diese dicken Eismassen nehmen durch die verschiedenartige Vertheilung im Meere allerlei Gestaltungen an; so erscheinen sie: als einzelne emporstarrende Felsen, die 20 bis 30 Fuß hoch sind, und 100 Fuß im Umfange haben. Dann zeigen sie die Form eines Walles, wo eine Menge dicker Eismassen sich in langen fortlaufenden Reihen vereinigt haben. Endlich auch zeigen sie sich wohl als Hügel, wenn einzelne Massen sich rund um andere in einiger Entfernung reihen, und so allmählich sich immer niedriger bis auf die Eisebene hinabsenken. Diese Massen in Hügelformen werden gewöhnlich von allen Seiten mit Schnee bedeckt, so daß sie endlich Zuckerbroden oder runden Kuppeln ähnlich werden.

Wir führen hier wieder eine wörtliche Stelle aus dem Reisejournal des russischen Verfassers an, worin Torossen von dieser letzten Gestalt, ungefähr 25 Meilen von der Küste, beschrieben werden:

„Wir fuhren am 4 April 1821 zwischen Torossen, deren Gestalt ganz anders war, als die, die wir bisher gesehen hatten: es waren von allen Seiten gleich abschüssige Hügel, über die man bequem wegfahren konnte. An Größe und Gestalt waren sie verschieden, indem einige wie Kuppeln aussahen, andere spitzen, vulkanischen Piks glichen, zwischen welchen tiefe Thäler lagen, aus denen sie sich in verschiedener Höhe von 10 bis 70 Fuß erhoben. Das Eis, woraus diese Berge bestehen, hat eine weiße Farbe, zuweilen mit einer schwarzdunkeln Schillerung; es ist hart und brüchig, und von süßem Geschmack. Es ist zu vermuthen, daß diese Eismassen, gleich dem Gletscher-Eise, durch Frieren des herabfallenden Regens, Nebels, des thauenden Schnees u. s. w., nicht aber aus gefrornem Seewasser entstehen. Wir gruben in einer tiefen Versenkung ein vier Fuß tiefes Loch, auf dessen Grunde das Eis dieselbe weiße Farbe, und eben den süßen Geschmack hatte, wie auf dem Gipfel des höchsten vulkanischen Piks. Im Jahre 1823 sahen wir dem Sand-Kap gegenüber viele To-

rossenhügel, und bei einer unserer letzten Fahrten auf dem Meer fuhren wir längs einer Eisinsel mit mehreren, bis 80 Fuß hohen Piks; an den Seiten derselben im festen und dicken Schnee befanden sich viele Bärenhöhlen."

Als Eigenthümlichkeiten des alten Eises sind zu bemerken: der süße Geschmack, dann die größere Festigkeit wie die des frisch gefrornen Meereises, das immer einen salzigen, bittern Geschmack hat, und endlich die Farbenmischung von weiß, braun und dunkelblau.

Es ist schon oben der stets offenen Stellen des Meers und seiner Strömungen erwähnt worden, was hier näher erörtert werden mag.

(Schluß folgt.)

Sittenschilderungen aus Nordamerika.

Der Sonntag.

Die Feier des Sonntags beschränkt sich in Amerika nicht, wie bei uns, auf Eine Ceremonie: sie dauert vielmehr den ganzen Tag. Nach dem Gottesdienste kehrt jeder nach Hause zurück, und bald sieht man weder Wagen, noch Männer, Frauen und Kinder auf der Straße. Diejenigen Straßen, welche in die Nähe der Kirchen führen, werden, damit kein Fahrzeug sich nähern kann, mit Ketten 2 Fuß hoch über dem Boden gesperrt. Nach der Stille, welche allenthalben herrscht, sollte man wähnen, die Stadt sey ausgestorben. Das Gesetz von New-York verbietet am Sonntage alle Belustigungen, als z. B. die Jagd, das Scheibenschießen, das Spiel, das Pferderennen. Jedem Gastwirthe ist der Verkauf geistiger Getränke, jedem Kaufmanne der von Waaren irgend welcher Art verboten.

Man darf annehmen, daß eine große Zahl der Amerikaner, welche sich den Sonntag über zu Hause halten, sich mit Dingen beschäftigen, welche nichts weniger als fromm sind; einige geben sich zügellos der Leidenschaft des Spieles hin, was in Amerika um so gefährlicher ist, da selbst die unschuldigsten Spiele verboten sind, und der Spieler sich daher heimlich den verderblichsten hingibt. Andere berauschen sich mit geistigen Getränken. Eine Menge Menschen aus den arbeitenden Klassen legt sich gleich nach dem Gottesdienste nieder. Dasselbe Verfahren kann man auch in England wahrnehmen, wo es eine Folge derselben Ursache ist. Der Protestantismus, welcher am Sonntage Stille und Sammlung des Gemüthes vorschreibt und alle rauschenden Vergnügungen verbietet, scheint nur die höhern Klassen berücksichtigt zu haben. Diese ganz intellektuelle Beobachtung des heiligen Tages eignet sich allerdings für Menschen von kultivirtem Geiste, nicht aber für die niedern Volksklassen. Es ist unbillig zu verlangen, daß der Mensch, der die ganze Woche hindurch körperlich gearbeitet hat, den Sonntag mit Nachdenken zubringe. Schneidet man ihm alle öffentlichen Belustigungen ab, so zieht er sich in sein Haus zurück, und überläßt sich dort den gröbsten Lüsten.

In Massachusetts besteht ein Gesetz, kraft dessen man Leute, welche am Sonntage reisen, verhaften und zu einer Geldstrafe verurtheilen darf. Wer in dringenden Angelegenheiten reisen muß, bedarf eines Erlaubnißscheines hiezu von der Obrigkeit für den Sonntag. Der Kondukteur eines öffentlichen Fahrzeugs, der ohne diese Erlaubniß abfährt, verliert auf 5 Jahre sein Patent.

Ehemals war der Dienst der Posten während des Sonntags suspendirt, und selbst das Brieffelleisen mußte liegen bleiben. Seit einigen Jahren ist man von dieser Strenge abgekommen. Die meisten Einwohner billigen diese Aenderung; nur die Presbyterianer tadeln sie bitter, und finden darin den Grund zu einer Anklage gegen die Gottlosigkeit des Jahrhunderts.

Bemerkungen zu Kapitän Johnsons Reise durch die Himalayagebirge.

(Fortsetzung.)

Vegetation. Der Teckholzbaum (Toctonia grandis), der, wie Kapitän Johnson berichtet, nebst dem Lisu und einigen Fichten die Vegetation des Deyra Dhun bildet, gehört zur Familie der Verbenaceen, ist einer der größten Bäume Indiens, und besonders seines herrlichen Bauholzes wegen geschätzt. Die Vegetation jener Thäler erscheint minder mannichfaltig in ihren Bäumen und Sträuchen, als in ihren grasartigen Pflanzen. Fast unter denselben Breiten, auf den Taryani oder Ebenen von Nepal, sind die am häufigsten vorkommenden Bäume der Palas (Erythema monosperma) und der Simul (Bombax heptaphyllum, Lam.). Der untere Theil der Gebirgsregion von Nepal und einige der angränzenden Ebenen sind mit Saul-Waldungen (Shorea robusta, Roxburgh) bedeckt.

Der Mango (Mangifera Indica) ist ein großer Baum mit Blättern, welche denen des Kastanienbaumes etwas ähnlich sind. Mangos und Tamarindenbäume werden, wie Forbes sagt, gewöhnlich gepflanzt, wenn man ein Dorf baut. Der Mango gehört unter die Bäume, welche mit zu dem Reize der indischen Scenerie beitragen.

Der Jack (Artocarpus integrifolia) ist größer als sein Geschlechtsverwandter der Brodfruchtbaum (A. incisa), da sein Samen, nach Roxburgh, zehn bis zwölf Fuß im Umfange hält. Die Frucht wird auf Ceylon und besonders in Bhutan gegessen.

Daß der Baum- und Pflanzenwuchs, besonders aber die Obstbäume in den Gebirgen des Himma-leh mit denen unserer Gegenden analog, ja oft selbst gleich sind, geht auch aus dem Bericht unseres Reisenden hervor, der sehr oft der Wallnuß- und Aprikosenbäume, der Stachelbeer- und Johannisbeerbüsche u. s. w. gedenkt. Die am Fuße der Gebirge vorherrschenden Bäume sind Eichen, Kastanien- und Lorbeerbäume und Birken; höher hinauf Fichten (Pinus longifolia) und Deodars (Pinus deodas). Die Wälder von Rhododendron (Rhododendron arboreum) waren besonders schön. Weiße Varietäten, von Dr. Wallich in Nepal in einer Höhe von 10,000 Fuß gefunden, traf Kapitän Johnson auf dem Passe von Laptok. Der Silbertanne, des Haselnuß, Jasmin und Cistus gedenkt er gleichfalls in seinem Bericht. Einige Stellen waren mit einer gelbblühenden der Kamille ähnlichen Pflanze bedeckt; das von unserem Reisenden bemerkte Weidengebüsche wächst, Turner zufolge, an den Ufern des Tschintschia und nebst dem Pepulbaum (ficus Indica), auch um das Dorf Bhutan. Rosengebüsche finden sich auch zuweilen; Saunders gedenkt der Rosa Alpina, R. centifolia, R. canina, R. Indica und der R. spinosissima als auf den östlichen Gebirgen wachsend. Dr. Gérard erwähnt drei Arten Rhododendron, eine wächst in einer Höhe von 6 bis 10,000 Fuß und hat eine große rothe Blüthe; die zweite, mit einer zarten der Nelke ähnlichen Blüthe, findet sich in der Höhe von 11 bis 12,000 Fuß und die dritte trifft man in einer Höhe bis zu 14,000 Fuß, wo sie jedoch nur als Strauch vorkommt.

Das in jenen Gebirgen heimische Getreide besteht aus Gerste und Weizen, rothem und gelbem Bhattu (Amaranthus anarchana), Tschinah (Panicum miliaceum und Khoba (Paspalum scrobiculatum). Der Ua (Hordeum celeste) und der Phapur (Paniculum tartaricum) wachsen in einer Höhe von über 13,000 Fuß. Ganz irrig ist es, wenn man behauptet, daß der Weinstock auf der Seite des Himma-leh nach Hindustan zu nicht gedeihe; Grasplätze finden sich unmittelbar am Fuße der Berge.

Korn wird auf der südlichen Seite in einer Höhe über 10,000 Fuß nicht mehr gebaut. Gérard spricht von schlechtem Korn in einer Höhe von 13,600 Fuß. Dem Kapitän Webb zufolge befanden sich um den Tempel von Mileum, in einer Höhe von 11,408 Fuß, Roggen- und Buchweizenfelder; Lavendel sah derselbe Reisende in einer Höhe von 13,000 Fuß; Erdbeeren- und Johannisbeerbüsche fand er am 11 Junius in einer Höhe von 11,680 Fuß in der Blüthe. Dr. Gérard sammelte auf dem Schetul-Passe, in einer Höhe von 16,800 Fuß, den Samen einer Campanula, und Kapitän Johnson fand Stechginst und Grasplätze in einer Höhe von 14,600 Fuß. Berge von 5000 Fuß waren bis zum Gipfel hinauf mit Waldung bedeckt. Auf dem Passe Sitl. 11,000 Fuß, findet sich Polyanthus; Aepfelbäume oberhalb Kanum, 8998 Fuß. Roßkastanienbäume und Pappeln wachsen zu Rhogi in einer Höhe von 9096 Fuß; dem Kapitän Burnes zufolge ist die Kette des Hindu-Kusch gänzlich von Waldung entblößt, und steht mithin in dieser Hinsicht gegen den Himma-leh in grellem Kontrast.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 131. 11 Mai 1835.

Die Verhältnisse der Kap-Kolonie zu den Kaffern.

2. Der Krieg vom Jahre 1818. Makanna.

Der Versuch der unzufriedenen Boers an der Gränze im Jahre 1815, sich mit den Kaffern zu verbinden, öffnete allmählich der Regierung zum Theil wenigstens die Augen über die so lange befolgte Politik, und über die Nothwendigkeit, die Kaffern wo möglich zu civilisiren; so erhielt Herr Williams, ein von der Londoner Missionsgesellschaft ausgesendeter Missionär, endlich im Jahre 1816 die Erlaubniß, sich in das Land der Kaffern zu begeben. Er schlug seinen Wohnsitz am Katzenfluß in Gaika's Gebiet auf, wo er mit unermüdlichem Eifer und ziemlich glücklichem Erfolge thätig war, bis zu seinem Tode im Jahre 1818. In dieser Beziehung war also der Anfang gemacht, in politischer Hinsicht aber blieb man noch in den alten Irrthümern befangen. Im Jahre 1817 hatte Lord Ch. Somerset eine Konferenz mit Gaika, in der Nachbarschaft von Herrn Williams Wohnung, in der Absicht, frühere Verträge zu erneuern und Bestimmungen festzusetzen, wie die Raubzüge der Kaffern in das Gebiet der Kolonie verhindert oder bestraft werden könnten. Die falsche Politik, Gaika als den König der Amakosa zu behandeln, und weder auf den anwesenden Islambi, noch auf irgend einen andern Häuptling, die gar keine Oberherrlichkeit Gaikas's anerkannten, Rücksicht zu nehmen, wurde auch hier befolgt, und trug nicht wenig dazu bei, die unter den Gränzhäuptlingen bereits bestehende üble Stimmung zu vermehren.

Im folgenden Jahre brach ein innerer Krieg unter den Amakosa-Clans aus, und ein mächtiger Bund bildete sich gegen Gaika, dessen angeborner Hochmuth durch die ihm ausschließlich von der Kolonialregierung bezeigte Achtung noch erhöht worden zu seyn scheint. Er hatte durch tyrannische Handlungen und höhnendes Benehmen fast alle vornehmen Häuptlinge tödtlich beleidigt, namentlich auch dadurch, daß er einem der ersten Räthe Islambis seine Frau mit Gewalt entführt hatte. Im Bunde gegen ihn befanden sich seine Oheime Islambi und Jaluhsa, Habanna, Makanna, der junge Kongo, Häuptling der Gunuquebi, und Hinza, der vornehmste Häuptling der Amakosa, welchem Gaika im Range nachstand. In einer Schlacht in der Nähe des Flusses Debe wurde Gaikas Partei völlig geschlagen, die meisten seiner alten Räthe und Kriegsmänner fielen, und er wurde mit einem starken Verlust an Vieh nach dem Kunapfluß getrieben. Die Sieger drängten ihn nicht weiter, auch griffen sie auf dem Kolonialgebiete, dessen Gränze damals der große Fischfluß war, nicht an: die Sache betraf also bloß die innern Verhältnisse des Stammes, welche die Kolonie nichts angingen.

Unglücklicherweise dachte die Kolonialregierung anders; sie hatte Gaika als den ersten Häuptling oder König des Kaffernlandes erklärt, und das sollte er seyn und bleiben. Zur Behauptung dieser so seltsamen Politik wurde Oberstlieutenant Brereton am Ende des Jahres 1818 mit einer starken Anzahl Truppen ins Land der Kaffern gesendet. Die vereinigten Häuptlinge, deren ostensibles Haupt Islambi war, beschwerten sich über diesen Einfall, zu dem sie keine Veranlassung gegeben, erklärten ihren Wunsch mit der Kolonie in Frieden zu bleiben, zugleich aber auch ihren Entschluß, sich dem besiegten Gaika nicht zu unterwerfen. Die Truppen marschirten indeß trotz dieser Vorstellungen vorwärts, die Einwohner wurden in ihren Dörfern angegriffen, ihres Viehs beraubt und niedergemetzelt oder in die Wälder getrieben. Verständige Offiziere, die an dieser Expedition Theil genommen hatten, versicherten, man habe aus dem Gebiete der verbündeten Clans nicht weniger als 23,000 Stücke*) fortgeführt; 9000 davon erhielt Gaika, um ihn für seinen Verlust zu entschädigen, der Rest wurde in die Kolonie gebracht, und zum Theil unter die Gränzboers ausgetheilt, zum Theil verkauft, um die Kosten des Zugs zu decken.

Die Folgen dieser Politik zeigten sich bald. Die große Mehrzahl des Amakosa-Stammes wurde nicht nur durch einen so unveranlaßten Einfall muthwilliger Weise erbittert, sondern völlig zur Verzweiflung gebracht, da Tausenden von ihnen jedes Unterhaltsmittel fehlte. Es wäre sehr zu verwundern, wenn sie unter solchen Umständen ruhig geblieben wären. Nicht sobald war die angreifende Truppe zurückgekehrt und die Bürgermiliz entlassen, als die Kaffern in zahlreichen Schaaren, raub- und rachlustig in die Kolonie einfielen. Wiedervergeltung war leicht und schnell auszuführen. Die Gränzdistrikte bis in die Nähe der Algoabai waren bald überzogen, mehrere abgesonderte militärische Posten

*) Hierunter sind mehrere tausend Stücke nicht mit einbegriffen, welche das Jahr vorher durch ein Kommando unter Major Fraser geraubt, und wie ein getaufter Kaffer, John Tzatzoe, sagte, durch einen Mißgriff Gaika's Unterthanen genommen wurden.

eingenommen, und zahlreiche Abtheilungen und Patrouillen britischer Truppen niedergehauen. Die Boers wurden aus dem Zunreveld vertrieben, Theopolis wiederholt mit Wuth angegriffen, und nur durch die Tapferkeit der hottentottischen Einwohner gerettet. Enon wurde geplündert und verbrannt, und längs dem großen Fischfluß und in den angränzenden Distrikten einer Menge Landleuten das Vieh weggeführt. „Bei diesen Angriffen," sagt Herr Brownlee, „zeigten die Kaffern den festen Entschluß, ihr Vieh wieder zu erhalten, und obwohl sie viele Soldaten und Kolonisten tödteten, zeigten sie doch nicht den sonst unter Barbaren gewöhnlichen Blutdurst. Konnten sie das Vieh ohne Widerstand bekommen, so wurden die Einwohner verschont."

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen über das Eismeer.

(Schluß.)

Drei und eine halbe Meile nördlich von den Inseln Neu-Sibirien und Kotelnoi friert das Meer auch im Winter nicht zu. Der Ssotnik Tatarinow, der mit dem Landmesser Pschenizün im April 1811 in Neu-Sibirien sich aufhielt, fand jene Gegend vom Eise frei und das Meer offen. Im Jahre 1810 traf Hr. v. Hedenström östlich von Neu-Sibirien eine offene Stelle, die sich in südöstlicher Richtung hinzog. Der Flotten-Lieutenant Anjou fuhr längs einer offenen, sich an der Nordseite um die Inseln Neu-Sibirien und Kotelnoi hinziehenden Stelle, bei der er an der westlichen Seite, im Nordwesten der Insel Kotelnoi, eine wechselnde Strömung wie Ebbe und Fluth bemerkt haben wollte. Im Jahre 1764 ging der Landmesser Leontjew auf eine gute halbe Tagreise, ungefähr 6 Meilen nördlich von der „Vier-Säulen-Insel" auf die See, wo er von dünnem Eise aufgehalten wurde, das stets, wenn es großen Umfang hat, als Vorzeichen von einer in der Nähe befindlichen offenen Stelle angesehen werden kann. Wir auf unserer Fahrt (es spricht hier wie immer der russische Verfasser) fanden 11 Meilen in Nord-Nord-Ost von der Vier-Säulen-Insel dieß dünne Eis, und kamen dann an 17 Meilen große offene Stellen, die uns an weiterm Vordringen aufhielten. Der Reisende Hedenström fand im Nord-Nord-Ost von dem „Kleinen-Widder-Felsen" im Jahre 1810 eine offene, breite Spalte und dünnes Eis, das nach seiner Angabe 55 Meilen von der Küste entfernt war, und unter welchem er eine rasche Strömung in der Richtung nach Ost-Süd-Ost gewahrte. Hr. v. Hedenström hat hier das Meer 66 Fuß tief gefunden, eine Messung, die von unserer im Jahre 1821 und 1822 in dieser Gegend vorgenommenen stark variirt, was sonst in diesem Meere nicht der Fall zu seyn pflegt. Es ist möglich, daß Hedenström die Entfernung von der Küste größer angegeben hat, wie sie wirklich ist, da er ohne Messung nach beobachteten Breiten, nur nach dem Gang der Hunde, berechnete. Wir fanden 27 Meilen nordöstlich vom „Kleinen-Widder-Felsen" im Jahre 1821 gebrochenes dickes Eis, voller Spalten und Lücken, wo wir, indem wir längs desselben 40 Meilen in südöstlicher Richtung fuhren, eine starke Strömung nach Ost-Süd-Ost fanden, obgleich damals der Wind stark aus Nord-Ost wehte. Im Jahre 1822 wurden wir 40 Meilen im Nord-Nord-Ost vom „Großen-Widder-Felsen" durch Lücken und den Bruch des See-Eises aufgehalten. Längs diesem Felsen fuhren wir südöstlich bis zum Meridian des Kaps Schelagskoi, von wo aus wir ungefähr 11 Meilen nördlich dieselbe große Lücke erblickten. Im Jahre 1823 begaben wir uns von der Küste an der Mündung des Flusses Werkon, 15½ M. nord-nord-östlich auf das Meer hinaus; auf dem Rückwege riß sich ungefähr 4 Meilen von der Küste eine Eisscholle, auf der wir unser Nachtquartier gehalten hatten, los und versenkte einen großen Theil unserer Lebensmittel. Der Lieutenant Matjuschkin fand auf der Entfernung von einer Meile von der Küste dieselbe Lücke noch weiter nach Osten. Obgleich der Wind stark aus Nord-West blies, bemerkten wir doch eine schnelle entgegengesetzte südöstliche Strömung. Die Tschuktschen erzählten uns, daß das offene Wasser weiter, als Jakan gegenüber, von dem Nordkap zu reichen pflegt. Wir bemerkten, daß Winde aus Nord, Nord-Ost und Nord-West einen feuchten Nebel herantrieben, der unsere Haare, Kleider und Zelte ganz durchnäßte.

Dieser feuchte Nebel bei Nordwind, und die von mir angeführten andern Bemerkungen, gaben Beweis von der stets offenen Stelle im Meere, die, dem Anscheine nach, einer festen Richtung nach Süd-Ost folgt, und je näher sie dem Jakan kömmt, sich auch dem Festlande mehr naht, dann sich aber östlich von demselben wieder entfernt. Nordwestlich von der Insel Kotelnoi könnte man den Anfang dieser offenen Stelle annehmen, wo sich, in Folge der obenbemerkten Ebbe und Fluth, ein weites Meer ausdehnt, woher es auch wohl kommen mag, daß bei Winden aus West und Nord-West sich das Meer stärker bricht. Dieser Bruch zieht sich sichtbar von Nord-West nach Süd-Ost, auch wird die Strömung des Meeres durch Nordwest-Winde verstärkt. Die Fischer und Jäger, die in Neu-Sibirien den Sommer zubringen, haben in der „Meerenge zur Verkündigung Mariä" eine beständige Ebbe und Fluth bemerkt, wogegen weiter nach Osten das Meer dieses regelmäßige Naturgesetz nicht befolgt. Es ist wohl möglich, daß zwischen den Meridianen des Kaps Schelagskoi und Jakan, nordwestlich von der Insel Kotelnoi in dem von mir vermutheten großen Meere, bei einem stillen und kalten Winter im Januar und Anfangs Februar keine Eislücken sich vorfinden.

Nach dem Zeugniß der Seereisenden, nämlich des Kaufmanns Schelaurow, der im Jahre 1762 bis zum Kap Schelagskoi kam, dann des Bürgers Liachow, der im Jahre 1773 in einem kleinen Boote bis zu einer unbekannten, dann nach ihm benannten Insel, gelangte, und des Kapitäns Billings, der im Jahre 1787 vom „Großen Widder-Felsen" aus die Reise machte, geht die Strömung vom „Heiligen Vorgebirge," bis zur Insel Koljutschin im Sommer von Ost nach West, im Herbste aber von West nach Ost. Auch die an der Seeküste, zwischen dem Kap Schelagskoi und der Insel Koljutschin wohnenden Tschuktschen behaupten, daß das Eis im Sommer sehr rasch nach Westen treibe, im Herbste aber in entgegengesetzter Richtung zurückkehre. Nur ein einziger Tschuktsche am Nordkap (Ir-Kaipi) sagte, daß die Strömung im Sommer nach Osten, im Herbste aber nach Westen

gehe, eine Behauptung, die wohl jedenfalls durch die irrige Auslegung unseres Dolmetschers entstand, da es sonst eine höchst sonderbare Ausnahme wäre. Der Kapitän Cook hat auch nördlich von der Beringsstraße eine schwache Strömung nach Westen gesehen. Die, die wir und Hedenström im Sommer in den Eisstücken beobachteten, ist muthmaßlich den frischen Nordwest-Winden zuzuschreiben, wodurch diese Eisstücken entstehen.

Was die Meerestiefe betrifft, so nimmt diese sehr schnell in Osten, sehr allmählich jedoch im Norden zu, so daß etwa 28 Meilen nördlich vom „Kleinen Widder-Felsen" die Tiefe 75 Fuß betrug, dagegen 10 Meilen östlich vom „Großen Widder-Felsen" das Fahrzeug Jassaschna im Jahre 1787 eine Tiefe von 102 Fuß fand. Im Norden von der nördlichen Mündung der Sfabadeißtischen Meerenge, in einer Entfernung von 36 Meilen war das Meer 85 Fuß tief, dagegen 10 Meilen südlicher und 2½ Meilen östlicher schon 126 Fuß. Kapitän Cook hat ebenfalls östlich vom Nordkap das Meer gemessen, woraus ebenfalls eine bedeutende Zunahme der Tiefe in der Länge von Osten bis zum Meridian der Beringstraße hervorgeht. Bei unsern Untersuchungen fanden wir den Meeresgrund überall weich, und aus grünlichem Schlamme bestehend; ein einziges Mal zeigt das Tagebuch, daß in 72° 5′ der Breite, und 166° 12′ östlicher Länge von Greenwich, der Grund Stein war.

Die Bewohner der sibirischen Nordküste behaupten allgemein, daß das Meer von diesen Küsten zurückweiche, indem sie als Beweis dafür anführen, daß man 7 Meilen vom Meere auf niedrigen, gefrorenen Sümpfen, und auch auf Hügeln, in nicht unbedeutender Höhe über der Meeresfläche, viel verfaultes Treibholz antreffe, und diese Orte jetzt weder vom Meer, noch vom Eise erreicht werden. So ist auch jetzt die Meerenge, durch welche der Seefahrer Schelaurow segelte, und die auf seiner Karte östlich vom „Heiligen Vorgebirge" zwischen dem Festlande und der Insel Diomed angegeben ist, verschwunden, mit Erde ausgefüllt, und durch die an der Insel lehnenden Eismassen, erstere der übrigen Küste gleich gemacht. Es ist freilich nicht erwiesen, ob diese Erscheinung von der wirklichen Abnahme des Wassers im Eismeer herrührt, oder von der Erde, die von den Bergen längs der Seeküste durch die Flüsse oder den herabströmenden Regen abgespült wird. Einerseits muß freilich durch die hier statt findende jährliche Zunahme des Eises die Wassermasse abnehmen; andererseits würde aber auch dieser Verlust wieder durch die Strömungen aus andern Meeren, deren Gewässer in gegenseitigem Verhältniß bleiben müssen, ergänzt werden. Unweit dem „Kleinen Widder-Felsen," nahe bei dem sogenannten „Willigins Kies" steht eine Felsensäule im Meer, die früher bei weitem weniger aus dem Meere hervorragte, als nach der Messung im Mai 1823, wo sich die vertikale Höhe derselben von der Spitze bis zum Eise des Meers, auf 30 Fuß ergab.

Das Innere des frisch gefrorenen Eises ist von sehr widrigsüßem Geschmack, ein Beweis, daß das Wasser des Eismeers eine große Menge Salz in sich enthält. Die Seelacke, d. h. das Salz, das auf der Eisoberfläche bleibt, wenn das Meer gefriert, findet man überall, wo das Eis mit einer dicken Schneeschichte bedeckt ist. Wir fanden diese Seelacke auf dünnem Eis, und namentlich bei der Lücke so häufig, daß es durch die fünf Zoll dicke Schneeschichte gedrungen war, woher es kam, daß an sonnenhellen Tagen der Schnee schmolz. Wo viel Seelacke vorhanden ist, erheben sich aus ihr nach Sonnenuntergang Dämpfe, aber nicht sehr hoch über der Eisfläche. Man kann die Seelacke im Nothfalle auch wohl zu den Speisen gebrauchen, besonders thun dieß die Fischer und Jäger auf ihren Fahrten von der Jana zu den Inseln, weßhalb sie sich selten mit einem Salzvorrath versehen, weil sie auf dem Eise genug davon finden. Doch ist der Geschmack dieser Lacke etwas bitter, und sie äußert eine abführende Kraft. Die Schlitten gehen eben so schwer auf der Seelacke, wie im Sande.

Bedeutend ist die Wirkung der Refraktion der Erde auf dem Eismeere, im Winter durch die vom Frost verdickte Luft, im März und April durch die Ausdünstung des Schnees. Die Seetorossen und auch die Berge nehmen dann verschiedene Gestalten und sonderbare Formen an, so daß sie manchmal in der Luft zu hängen scheinen. Es müßten sich auch wohl entfernte Gegenstände durch die Wirkung dieser Strahlenbeleuchtung zeigen, wenn die einförmige Weiße, die auf der ganzen Natur ruht, und aus andern Ursachen entstehende Täuschungen dieß nicht verhinderten. Dunkle Dünste erheben sich aus den offenen Stellen des Oceans, verdicken sich in der Luft, und indem sie sich dann niedersenken, erscheinen sie als Küsten oder bergiges Land. Es ist dieß eine Erscheinung, die auf allen Meeren bemerkt wird, wo Nebel herrschen; hier auf dem Eismeere geben die hohen Torossen dieser Erscheinung noch eine täuschendere Trüglichkeit.

Der Improvisatore Cecconi.

Kürzlich fand zu Paris in dem Conservatoire de Musique eine sehr interessante geistige Unterhaltung statt. Dieß war eine „Academia," wie es die Italiener nennen, gegeben von Hrn. Cecconi, einem römischen Improvisatore, dem einzigen außer dem berühmten Sgricci, der bis jetzt den glücklichen Versuch gemacht hat, über ein gegebenes Thema augenblicklich ein ganzes Trauerspiel aus dem Stegreif zu dichten. Mehrere Herren und Damen des Auditoriums hatten die Titel von mehr als 50 tragischen Sujets in eine Urne geworfen; eine Dame zog das Loos, und man fand auf dem Zettel den Namen „Crescenzio." Die bekannte Geschichte des Kampfs Kaiser Otto's III gegen Crescentius und den von ihm eingesetzten Gegenpapst Johann XVI war es, welche der Improvisatore augenblicklich zu einem tragischen Gedichte gliedern und ordnen sollte. Er entwarf sogleich das Verzeichniß der dramatischen Personen, die Zahl der Akte, die er auf drei festsetzte, und die ganze Oekonomie des Stücks. Nun begann seine Improvisation mit einem Vorspiel in Chören, dessen Interlocutoren Engel und Dämonen waren, welche das gute und böse Prinzip, die Freiheit und die Knechtschaft personifizirten; er stellte nämlich, was dem Italiener nachzusehen ist, seinen Crescentius als einen römischen Freiheitshelden dem deutschen Kaiser gegenüber. Die lyrischen Verse, welche Cecconi jenen allegorischen Personen in den Mund legte, zeugten nicht allein von fruchtbarer Einbildungskraft und wunderbarer Leichtigkeit der Versifikation, sondern auch von nicht gewöhnlicher philosophischer Tiefe der Ansichten und von Adel der Gesinnung. Der Charakter des Crescentius als Krieger und Vaterlandsfreund war sehr kraftvoll gezeichnet; eben so war Kaiser Otto, von Ehrgeiz entflammt, und nach der Eroberung Italiens dürstend, eine imposante Gestalt. Als schönen Gegensatz zu diesen beiden männlichen Charakteren beschwor der Dichter mit ächt dramatischer Kunst die zarte Stephania voll lieblicher Schwermuth, Crescentius' Gattin, herauf, welche ihr Fürchten und ihren Schmerz in lyrischen Strophen aussprach, deren viele durch tiefes Gefühl und rhythmischen Wohllaut ausgezeichnet waren. Zu den trefflichsten Stellen dieses Stegreif-Trauerspiels gehörte ein geistreich aufgefaßter Dialog zwischen den zwei Päpsten, in denen die Charaktere beider in klaren Umrissen hervortraten. Eine Scene zwischen Otto und Crescentius enthielt ebenfalls meisterhafte Züge, und die Erzählung des Crescentius, worin er die Schlacht bei Rom beschreibt, riß durch reiche und

kraftvolle Schilderung alle Hörer hin. Die Art, wie Cecconi die Katastrophe milderte, war originell und nicht ohne Anmuth. Aus einer Wolke, welche vom Himmel niederschwebt und die Leiche des Crescentius verhüllt, tritt der Engel der Religion, begleitet von zwei himmlischen Geistern, der Liebe und der Freiheit. Sie beklagen in einer Hymne das Daseyn des Uebels, und preisen ihren eigenen freundlichen Einfluß als das alleinige Heil oder den einzigen Trost der armen Welt. Von diesem begeisterten und schönen Gesang konnte ich (sagt der Berichterstatter) leider nur folgende, an Manzoni's Weise *) erinnernde Zeilen im Gedächtnisse behalten:

„Noi temprìamo quell' ira feroce
Percorrendo de' secoli il giro:
Fra le scuri, le spade un sospiro
Fino al ciel fasciamo volar."

Die letzten Worte der Engel lauteten:

„Spiegheranno l'impero sul mondo
Libertà, Religione ed Amor." **)

Der wiederholte und enthusiastische Beifall einer Versammlung, welche wohl urtheilsfähig war, da sie größtentheils aus rühmlich bekannten Gelehrten und Schriftstellern, darunter Chateaubriand und Lamartine, bestand, bewies, wie glücklich Cecconi sein kühnes und schwieriges Unternehmen durchgeführt hatte. Cecconi ist ein schöner Mann mit ausdrucksvollen Gesichtszügen, einer kräftigen und metallreichen Stimme, und besitzt dabei ein nicht geringes mimisches Talent. Er trat als Minstrel gekleidet, oder in der schwarzsammetnen Kleidung auf, wie man gewöhnlich Hamlet auf der Bühne sieht.

Bemerkungen zu Kapitän Johnsons Reise durch die Himalayagebirge.

(Fortsetzung.)

Physikalische Geographie. Der Tropfsteinfelsen von Sansadarrah, dessen der Reisende gedenkt, gleicht dem, was auch bei uns in Kalksteinformationen und zuweilen auch im Sandsteinfels vorkommt, wenn eine der größten Schönheiten, die hängenden Stalaktiten, fehlt. Die Quelle von Sansadarrah ist größer und von prachtvollerer Scenerie umgeben, als vielleicht jede andere der von Reisenden bereits beschriebenen. Der Tropfsteinfels von Knaresborough in England ist etwas Aehnliches. Eine kleine Quelle dieser Art befindet sich zu Roslin unweit Edinburg, die deshalb merkwürdig ist, weil sie jene Vegetation von Marchantien, Jungermannien u. s. w. hat, welche in den verschiedenen Graden der Feuchtigkeit vorkommt.

Kapitän Johnson beschreibt das Wasser des Dschemna als ganz dunkel und von fast schwarzblauer Farbe. Dieß war in einer Entfernung von nicht mehr als 30 Meilen von seiner Quelle, und große Massen von Schnee lagen hie und da auf den Bergen rings umher. Dieß ist ein wichtiger Umstand, weil es an Beobachtungen über die Farbe des Wassers, da wo man annehmen kann, daß es sich in seinem reinsten Zustande befinde, nämlich an der Stelle, wo es aus den mit ewigem Schnee bedeckten Gebirgen fließt, noch gar sehr fehlt. „Nichts, sagt Humboldt, beweist, daß Gewässer weiß sind," und in Fällen, wie der, von dem hier die Rede, sind die Naturforscher sehr geneigt, die Farbe des Wassers für Blau oder Grün zu halten. Ein bereits verstorbener, ausgezeichneter Chemiker war der Meinung, daß die Farbe des Meerwassers von dem Vorhandenseyn von Jodine herrühre. Wenn Flüsse einen färbenden Stoff enthalten, so ist dieser stets in so geringer Quantität vorhanden, daß er der chemischen Untersuchung entgeht. Man hat ferner bemerkt, daß die Tinten des reflektirten Lichts, dessen Farbe stets aus der innern und nicht von der obern Schichte des Fluidums zum Auge dringt, gewöhnlich sehr von den Tinten des durchfallenden Lichtes verschieden sind. Die in der Färbung des Wassers der Flüsse sich darstellende Verschiedenheit ist sehr groß; Herr von Humboldt meint, ob die Aguas negras in Südamerika nicht vielleicht durch Kohlenwasserstoff gefärbt seyen, was an Dr. Mac Cullochs sinnreiche Vergleichung des extraktiven Pflanzenstoffs, der bei der Verwandlung der Pflanzen in Torf auflöslich wird, mit dem Rösten oder Brennen des Kaffees erinnert.

Eine Quelle wird als schwefelwasserstoffhaltig und als selbst auf dem Boden Schwefel absetzend beschrieben. Humboldt glaubte bei einem Fall dieser Art (die Quellen von Bergantine und Cumana), daß die atmosphärische Luft im Wasser von dem Schwefelwasserstoff zersetzt und Stickgas dadurch frei werde. Die Untersuchungen, welche Professor Daubeny mit dem Wasser der Thermalquellen von Bath anstellte, führten ihn zu der Ueberzeugung, daß das Stickgas, welches diese Quellen in so großem Verhältnisse entwickeln, nicht von der atmosphärischen Luft herrühre.

Die Wärme, welche die schwefelwasserstoffhaltigen Quellen der neuen Welt im Innern der Erde haben, nimmt, wie man beobachtet hat, in dem Verhältnisse ab, wie das Wasser aus der Urformation in eine aufgelagerte übergeht, und dieß stimmt ganz mit dem überein, was uns jetzt von der progressiven Erkältung der Erdkruste bekannt ist. Gediegenen Schwefel hat man auch schon in Spalten von krystallinischem Urfels abgesetzt gefunden, dessen Temperatur höher war, als die mittlere Temperatur der umgebenden Atmosphäre. In dieser reichlichen Entwicklung des Stickgases liegt mithin nichts, was gegen die von seiner Erzeugung gehegte Meinung des zuerst genannten Philosophen stritte.

Thermalquellen gibt es im Himmaleh-Gebirge so viele, daß man, wie unser Reisender sagt, fast täglich auf eine oder die andere stößt. Die berühmten Quellen von Dschemnotri, welche Eisenoxyd absetzen und aus Schneehöhlen entspringen, haben, wie Hodgson sagt, eine Temperatur von 194° F., was, wenn man die Höhe von 10,849 Fuß in Anschlag bringt, dem Siedepunkte des Wassers gleichkommt; sie entspringen aus Granit. Nicht weit von dieser Stelle fand Kapitän Johnson eine Quelle, deren Wasser so heiß war, daß man Reis darin sieden konnte. Das Vorkommen solcher heißer Quellen in krystallinischen Felsen ist ein Faktum von hoher geologischer Wichtigkeit, besonders wenn, wie sie sich in Gebirgsketten vertheilt finden, deren Anhöhen mit nicht besonders alten Niederschlagsformationen bedeckt sind, und sie in neuern Zeiten noch immer der Fokus unterirdischer Bewegungen zu seyn scheinen. Kapitän Hodgson spürte bei seinem Besuche des Gangotri leichte Erdstöße; auch unser Reisender sagt, daß das Fort von Dschenné im Jahre 1805 durch ein Erdbeben zerstört worden sey, und Kapitän Burnes fühlte im Februar 1832 zu Lahur heftige Erdstöße. Wie neu oder alt mag wohl die Erhebung der vom Wasser ausgewaschenen Felsen seyn, welche Kapitän Johnson zwischen Nako und Tschango auf dem Spiti sah und die sich über einen bedeutenden Strich Landes erstreckten? Alles führt auf die Vermuthung, daß in einer vergleichungsweise neuern Zeit Veränderungen in der Gestaltung des Bodens in der Nähe des Himmaleh vorgegangen seyn müssen. Die Braminen behaupten jetzt noch, daß Kaschmir vor noch nicht all zu langer Zeit ganz mit Wasser bedeckt und ein See gewesen sey. Bernier, ein Franzose, der unter der Regierung Aurengzebs in Caschmir gereist seyn soll, sammelte zuerst Fakta zum Beweis dieser Sage. Professor Ehrenberg hat das gegenwärtige Vorhandenseyn des Königstigers aus Bengalen in den kirgisischen Steppen nachgewiesen, und dieses Faktum hat der Herr von Humboldt mit der Auffindung von Elephantenknochen an der Mündung der Lena und an der Escholtz-Bai zusammengestellt, um sowohl die allmähliche Veränderung der Temperatur, als auch das geringe Alterthum der auf dem Boden von Asien vorgegangenen Revolution zu erweisen.

Der Wasserfall unweit der Quellen des Pabur, von dem unser Reisender erzählt, steht an Interesse keinem der bereits bekannten nach. Der Ruikan Foß, der höchste unter allen bis jetzt bekannten Katarakten, besteht aus drei Fällen oder Absätzen, von denen einer 800 Fuß hoch ist. Unser Reisender schätzt die beiden Fälle des Pabur auf 1500 Fuß; der Chute de Gavarnie, der höchste einfache Wasserfall, stürzt 1160 Fuß hoch herab. Das Umherspritzen des Wassers, bevor es den Boden erreicht, kommt auch bei ähnlichen Fällen in Mexiko vor, und eine noch merkwürdigere Erscheinung bietet der Fluß Maltan am Fuß des Eldorus dar, wo, wie man sagt, keine Strömung zu sehen ist, sondern wo die ganze Wassermasse getrennt und in isolirten Massen herabfällt. (Schluß folgt.)

*) In den schönen Chören des „Grafen von Carmagnola.

**) Wir sänftigen jenen wilden Zorn, der den Kreis der Jahrhunderte durchstürmt: zwischen den Streitäxten, den Schwertern fliegt ein Seufzer von uns zum Himmel auf."
„Ausbreiten werden ihre Herrschaft über die Erde, die Freiheit, die Religion und die Liebe."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 5.)

№ 5.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

Aufforderung.

Schiller's Denkmal.

An die deutschen Frauen.

Mit ehrerbietigem Vertrauen wagte es der unterzeichnete Verein, die Mitwirkung der edlen gebildeten deutschen Frauen zur Ausführung des Denkmals der Verehrung und Liebe für unsern Schiller in Anspruch zu nehmen, und der Erfolg rechtfertigte, wie der Verein dankbar anerkennt, bis jezt dis Vertrauen vollkommen. Die Aufforderung im vorigen Jahre zu diesem Zweke ist aber für den darin bestimmten Zeitpunkt der Abschließung nicht früh genug allgemein bekannt geworden, und dis macht es dem Verein zur Pflicht, dieselbe nach vielfältigem Verlangen mit Verlängerung des Termins und mit einigen andern Bestimmungen zu erneuern.

Der Verein ladet daher wiederholt die edlen gebildeten deutschen Frauen von allen Ständen gehorsamst ein, es — wie dis bereits von mehreren an verschiedenen Orten geschehen ist — zu übernehmen, ohne noch eine besondere Legitimation dazu zu erwarten, im Kreise ihrer Bekannten die Einsammlung von Beiträgen für das zu Stuttgart ihrem unsterblichen Sänger zu errichtende Denkmal zu veranstalten. Den einzelnen Beitrag bittet der Verein zwar, wegen der gewünschten allgemeinen Theilnahme an diesem National-Denkmale, nicht höher als zu — :. 24 Kr. rheinisch oder deren Werth in preußisch Kourant (etwa acht Silbergroschen) zu bestimmen; dagegen es freizustellen, mit wie vielen solchen Beiträgen dem Einzelnen gefällig ist, Theil zu nehmen.

Die Art der Einsammlung bleibt gänzlich dem Ermessen der geehrten Frauen anheimgestellt, und bitten wir die Kosten der Aussendung von Namensverzeichnissen und ähnliche vom Ertrage der respektiven Sammlungen abzuziehen. — Nur wird gewünscht, daß diese Einsammlungen mit dem 31 Julius 1835 geschlossen und der Ertrag gefälligst durch Vermittlung einer sichern Buchhandlung, „an die J. G. Cotta'sche oder Mezler'sche Buchhandlung in Stuttgart," oder in Ermanglung einer sichern Gelegenheit mit der Post in Anweisungen auf Berlin, Frankfurt am Main, Augsburg, Leipzig, Hamburg, oder in preußischen Kassen-Anweisungen oder auch in baarem Gelde „an den Unterzeichneten" eingesendet werden.

Die Kosten der Einsendung übernimmt der Verein. — Der Empfang wird mit Namennennung der geehrten Einsender zunächst im hiesigen Schwäbischen Merkur und in der Allgemeinen Zeitung von Augsburg bescheinigt werden. — Die Anzeigen der Sammlungen werden aber wohlverwahrt in den Grundstein des Denkmals gelegt, und von der angemessenen Verwendung der Gelder wird seiner Zeit öffentliche Rechenschaft abgelegt werden.

Stuttgart, im März 1835.

Im Namen und Auftrag des Vereins für das Denkmal Schiller's — der Vorstand:

Hofrath Dr. Reinbeck.

Musard et **Tolbecque,** Pariser Contretänze aus **Norma** und **Ludovic,** mit Angabe der Tanztouren f. Pfte. à 8 gr.

Neithardt, 1 Walser, 1 Galopp und 1 Mazurka aus **Robert der Teufel,** für Pfte. 4 gr.

— **Alpensänger-Walzer,** Kochlöffel-Walzer, Galopp aus: **die neue Amazone,** Contretänze aus: **Robert der Teufel,** Polonaise aus: **Ottavio Pinelli,** f. Pfte. à 2 — 8 gr. oder 9 — 36 kr.

Ochsenwalzer, aus **Haydn's Ochsenmenuett,** für Pfte. 6 gr. oder 27 kr.

Charte des Königreichs Würtemberg.

In der Unterzeichneten ist erschienen:

Charte
des
Königreichs Würtemberg
in Einem Blatte,

nach den neuesten Ergebnissen, mit einer Darstellung der Gebirge und Höhen des Landes und der Tiefen des Bodensees

gezeichnet von

PAULUS,

Topographen bei dem königl. statistisch-topographischen Bureau,

in Stein gravirt in der königl. lithographischen Anstalt von C. Sommer und Rebmann.

Maafsstab $^1/_{450000}$.

Diese neue Charte des Königreichs Würtemberg wurde unter Aufsicht des königl. statistisch-topographischen Bureau's bearbeitet, mit Benüzung aller Ergebnisse der Landes-Vermessung. Das Blatt ist 2′ 2″ lang, 1′ 5″ breit, hat über 4500 Ortsnamen, zeichnet sich auser der möglichsten Vollständigkeit insbesondere durch eine deutliche Darstellung der Gebirgszüge, durch Schärfe der Conturen, schöne Schrift u. s. w. aus, und enthält sowol die Oberamts- als Kreisgränzen, Posten, Berg- und Hüttenwerke, Salinen, Bäder u. s. w. Wenn sie daher schon an und für sich für die Herren Beamten jedes Zweiges der Staatsverwaltung, wie für jeden Staatsbürger geeignet seyn dürfte, so ist sie auf Schreibpapier noch besonders allen denjenigen zu empfehlen, welche sie zum Eintragen auf irgend eine Art benuzen wollen.

Wie in der in unserm Verlag erschienenen, aber längst vergriffenen Land- und Höhen-Charte von Würtemberg, so ist auch in dieser wieder eine, jedoch stark vermehrte, Höhen-Charte, nach dem Entwurfe des Herrn Prof. Dr. **Schübler** beigefügt; eine weitere Zugabe sind die Durchschnitts-Ansichten von der Tiefe des Bodensees in 12 verschiedenen Richtungen nach den von dem königl. statistisch-topographischen Bureau veranstalteten Messungen.

auf Landcharten-Papier . . . . 1 fl. 12 kr.
auf gut geleimtem Schreibpapier zum Eintragen . 1 fl. 18 kr.
nach Regierungs- und Oberamtsbezirken kolorirt 1 fl. 24 kr.

Stuttgart und Tübingen, im März 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Alphabetisch-chronologisches

Namen- und Sachregister

nebst

Titelblatt

für den Jahrgang 1833 der

Allgemeinen Zeitung.

Preis 45 kr.

Von diesem Register sind zu den Jahrgängen 1822, 1823 (1824 fehlt) und 1825 bis 1832 gleichfalls noch Exemplare vorräthig und können zum Preise von 30 kr. per Jahrgang durch alle soliden Buchhandlungen bezogen werden.

Stuttgart und Tübingen, im März 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Bei Gödsche in Meißen ist erschienen und in Augsburg bei Kollmann, so wie in allen andern Buchhandlungen daselbst und anderwärts zu haben:

Das Benehmen der Prinzen des Hauses Bourbon während der Revolution, der Emigration und des Consulats (1789 — 1805). Geschrieben im Auftrage von Napoleon Bonaparte durch Barrière, ehemal. Mitglied des National-Conventes, und mit Anmerkungen vermehrt durch den Grafen Réal. Nebst fac simile. Aus dem Französischen übersezt von L. v. Alvensleben. 8. geb. 1 Thlr. 12 gr. 2 fl. 42 kr.

Dieses Werk, aus authentischen Quellen geschöpft, ist um so wichtiger durch den Namen dessen, der den Auftrag zur Herausgabe gab, und den Plan dazu selbst ordnete; eben so ist der Name des Verfassers geeignet, der Schrift ein lebhaftes Interesse zu gewinnen. Der Schleier mit dem so manche Handlungen jener denkwürdigen Epochen noch immer verhüllt waren, wird hier gelüftet, so daß man frei in das innere Räderwerk blikt.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle soliden Buchhandlungen versandt worden:

Anleitung
zur
Untersuchung des Biers
nach
seinen sowol erlaubten als unerlaubten Bestandtheilen
für
Polizeibehörden, Chemiker und Bierbrauer.

Von

Professor Zenneck,

mehrerer naturforschenden Gesellschaften Mitglied.

Mit einer Steintafel.

Preis 1 fl. 36 kr.

Für wen das Buch geschrieben, bezeichnet der Inhalt genau.

Inhalt.

Erster Abschnitt: Anleitung zur Untersuchung von den erlaubten Bestandtheilen eines Biers.

Vorwort: Mangel an gehöriger Belehrung darüber in den bisherigen Schriften über das Bier. — Verschiedene Methoden der Untersuchung. A. Erklärung der verschiedenen Methoden. 1. Bestandtheile der deutschen Biere, und welche davon bei einer Untersuchung am leichtesten zu bestimmen sind. 2. Unmittelbare Beurtheilungsweise von der Güte eines Biers, und wie weit dabei die Bestimmung derselben gehen kan. 3. Physikalische Methode, nach der sich die drei wichtigsten Bestandtheile eines Biers genau und leicht bestimmen lassen. I. Auseinandersezung dieser neuen Methode in Bezug auf A. Die Kohlensäure. B. Den Weingeist. C. Die Masse, oder den Extrakt mit salzsauren Salzen. II. Apparat und Gang der Untersuchung nach dieser Methode durch ein Beispiel erläutert. III. Berechnung der drei wichtigsten Bestandtheile nach Tausendtheilen von dem Gewicht des unveränderten Biers. IV. Tabellen, die Untersuchung nach dieser Methode betreffend. a) Tabellen zur Bestimmung 1) des Weingeistgehalts, 2) des Massen- (oder Extrakt-) gehalts. b) Tabellarische Uebersicht von mehreren nach dieser Methode angestellten Bieruntersuchungen. 4. Chemische Methode, nach der sich die übrigen Bierbestandtheile untersuchen lassen, und zwar

I. das zur Bierfabrikation genommene Wasser. a) Verfahren bei der Untersuchung des Wassers. b) Resultate der Untersuchung von einigen Stuttgarter Wassern. II. Der Hopfengeist. III. Die Essigsäure, welche bei älterem Bier eintreten kan. IV. Das Schwefelwasserstofgas, das hie und da schon darin angetroffen wurde. V. Das Schleimgummi und die Stärke. VI. Der Zuker, der von der Malzgährung noch darin übrig ist. VII. Das fette Oel und das Harz, das etwa darin ist. VIII. Der Extraktivstof des Hopfens und des Malzes. IX. Die Gerbsäure (Gerbstof) und die Aepfelsäure, welche von dem Hopfen in das Bier übergeben. X. Die Gährungsstoffe und zwar vorzüglich die Hefe. XI. Die Salze und Erde, welche theils vom Wasser, theils vom Hopfen und Malz herkommen. B. Beilagen zur Anleitung von der Untersuchung der erlaubten Bierbestandtheile. 1. Statische Bestimmungen. I. Maaß- und Gewichtsverhältnisse, welche bei Bieruntersuchungen zu bemerken sind. II. Verschiedene Arten, nach denen sich das spezifische Gewicht eines Biers bestimmen läßt. III. Erklärung von Beck's Aräometer. IV. Graduirung des Aräometers zur Bestimmung von dem Massengehalt nach Prozent. 2. Versuche, die Bieruntersuchung betreffend. I. Bestimmung von dem spezifischen Gewichte eines Bierextrakts. II. Aräometrische Versuche zur Errichtung einer Tabelle über den Massengehalt eines Biers nach Prozent. (S. oben A. 5. IV.) III. Experimente über das Verhalten einiger Bierbestandtheile zu Kalkwasser, Zinnauflösung und Bleizuker. IV. Gährungsversuche. 5. Bieruntersuchungen von andern Verfassern.

Zweiter Abschnitt: Anleitung zur Untersuchung der unerlaubten Bestandtheile eines Biers.

Vorwort: Mangelhafter Zustand der Wissenschaft in Bezug auf die Untersuchung von schädlichen Bierzuschlägen. — Aufzählung der schädlichen Ingredienzien. A. Untersuchung der unerlaubten unorganischen Bestandtheile. 1) Des Schwefels. 2) Des Kupfers. 3) Des Bleis. 4) Der Potasche. 5) Des Kalks. 6) Des Alauns. 7) Des Kochsalzes. 8) Des Eisenvitriols. B. Untersuchung der unerlaubten organischen Bestandtheile. 1) Des Branntweins. 2) Der bittern Stoffe. 3) Der scharfen Stoffe. 4) Der süßen Säfte. 5) Der betäubenden Mittel. 6) Des Harzes. 7) Des Eiweißes.

München, 21 März 1835.

Litterarisch-artistische Anstalt.

---

[112] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schauspiele

von

Eduard v. Schenk.

1ster Theil. 8. Velinpapier. Preis 2 fl.
Inhalt: Belisar und Kaiser Ludwigs Traum.
2ter Theil. 8. Velinpapier. Preis 2 fl. 42 kr.

Inhalt: Widmung an J. M. die regierende Königin von Bayern. Henriette von England. Trauerspiel in fünf Aufzügen, mit geschichtlichen Erläuterungen. Albrecht Dürer in Venedig. Lustspiel in einem Aufzug. Der Untersberg. Singspiel in drei Aufzügen.

Der Inhalt dieses zweiten Theiles ist eben so reich und anziehend als der des ersten, welcher mit so allgemeinem Beifall durch ganz Deutschland aufgenommen worden ist, daß er neben dem Namen des gefeierten Verfassers keine weitere Empfehlung bedarf.

Stuttgart und Tübingen, im April 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[105] Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen:

Leben
der
ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister
von Cimabue bis zum Jahre 1767 beschrieben
von
GIORGIO VASARI,
Maler und Baumeister.
Aus dem Italienischen.
Mit den wichtigsten Anmerkungen der frühern Herausgeber, so wie mit neuern Berichtigungen und Nachweisungen begleitet und herausgegeben
von
LUDWIG SCHORN.
ERSTER BAND,
enthaltend der Original-Ausgabe ersten Theil.
Mit 30 lithographirten Bildnissen.

Seitdem in Deutschland ein erneutes, man darf wohl sagen leidenschaftliches, Interesse für die bildende Kunst und ihre Geschichte erwacht ist, hat man vielfaltig das Bedürfnifs gefühlt und den Wunsch ausgesprochen, die Lebensbeschreibungen der Künstler, durch deren Aufzeichnung der aretinische Maler Vasari noch unter dem Schuze des glorreichen Hauses Medici den Grund zu der gesamten neuern Kunstgeschichte gelegt hat, ins Deutsche übersezt und nach dem Stand unserer jezigen Kenntnisse berichtigt und vervollständigt zu sehen. Aber theils die Schwierigkeiten der Uebertragung eines so sachreichen, eigenthümlichen und anmuthigen Schriftstellers, theils die mühevolle Arbeit, welche mit der Aufhellung mancher Irrthümer und mit der Beibringung dessen, was spätere Schriftsteller hinzugefügt haben, verbunden ist, liefs bisher ein Unternehmen dieser Art nicht zur Ausführung kommen. Um so mehr dürfen wir uns Glük wünschen, dem deutschen Publikum in der obigen Uebersezung das Werk eines mit dem Genius der italienischen, wie mit dem der deutschen Sprache gleich vertrauten Geistes vorlegen zu können, welcher Ton und Inhalt des Originals mit eben so viel Treue als Leichtigkeit wiedergibt. Der Herausgeber, dessen nun fünfzehnjährige Leitung des Kunstblattes so viel für die Würdigung unserer lebenden Künster gewirkt, welcher die von Vasari geschilderten Kunstwerke gröfstentheils aus eigner Ansicht und Untersuchung kennt und in den speciellsten Theilen der gesamten Kunstgeschichte einheimisch ist, hat diese Uebersezung mit allen wünschenswerthen Nachträgen und Berichtigungen ausgestattet, so dafs, wer nun in Italien eine neue Ausgabe des Vasari veranstalten will, die deutsche Uebersezung wird zu Hülfe nehmen müssen. Ausserdem wird dieses Werk durch die umfassenden Register, welche im lezten Bande folgen sollen, und durch das geringere Volumen für den Gebrauch im Studirzimmer und auf Reisen weit zwekmäfsiger seyn, als die neueren, bändereichen und nicht mit Registern versehenen italienischen Ausgaben.

Das Erscheinen des zweiten Bandes ist durch verschiedene unvorgesehene Hinderungen, hauptsächlich durch die Versezung des Herausgebers in einen anderen Wirkungskreis aufgehalten worden; wir hoffen aber, nun den zweiten und dritten Band desto schneller auf einander folgen lassen zu können.

Das ganze Werk wird mit den sorgfältig gearbeiteten Copien sämtlicher, in den Original-Ausgaben enthaltenen Bildnisse begleitet werden. Der Preis ist für den 1sten Band 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 16 Gr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten sind so eben erschienen und an alle soliden Buchhandlungen versandt worden:

Kapitän S. E. Cook's

Skizzen aus Spanien

während
der Jahre 1829 bis 1832.
Aus dem Englischen übersezt von
Dr. P. Frisch.
Preis 5 fl.

Inhalt: Ausflug von Madrid nach Cordova, Granada, Malaga, Ronda und Sevilla. — Ausflug von Madrid nach Granada, über Murcia, Almeria und die Alpujarras. — Die Sierra de Segura. — Ausflug von Bilbao nach Gijon und Oviedo, Leon, Valladolid und Burgos. — Ausflug von Madrid nach Cuenca und Guadalaxara über die Alcarria. — Ausflug nach Zaragoza und Pamplona, die nördlichen oder freien Provinzen. — Sevilla, Cadiz, Estremadura, Valencia und Katalonien. — Madrid. — Die Stiergefechte. — Verwaltungswesen. — Straßenbau und Diligenzen. — Gerichtswesen. — Medizinalwesen. — Die Geistlichkeit. — Die Mönche. — Einkünfte der Kirche. — Die Armee. — Generalkapitäne. — Charakteristik des Volkes im Allgemeinen. — Die Räuber. — Handel und Staatseinkünfte. — Finanzen. — Steuererhebung. — Marmorbrüche. — Pferdezucht. — Weinbau. — Minen. — Architektur. — Bildhauerkunst: — (Alhambra. — Escurial. — Kastilianische Schule. — Andalusien. — Schule von Sevilla. — Granada und Oberandalusien.) — Malerei: — (Schule von Kastilien. — Schule von Valencia. — Schulen von Andalusien. — Schule von Sevilla. — Schule von Cordova. — Granada.) — Naturhistorische Betrachtungen. — Die Waldungen. — Neueste politische Veränderungen in Spanien. — Stuttgart und Tübingen, im Dezember 1834.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Karte von Spanien und Portugal.

In der Unterzeichneten ist erschienen, und bei Gerold in Wien, Wild u. Sohn in Lemberg, Hartleben in Pesth, Kuhn u. Millikowsky in Lemberg zu haben:

Karte von dem Iberischen Halb-Insellande oder den Königreichen
SPANIEN UND PORTUGAL,
entworfen und bearbeitet
von
Dr. H. Berghaus
in Kupfer gestochen
von
Brose.

Masstab $\frac{1}{500,000}$. Preis 4 fl. 30 kr.

Die vorstehende Karte, deren Verfasser beide rühmlichst bekannt sind und in ihrem Fache eines so ausgezeichneten Rufes geniessen, dürfte in den jetzigen, für beide Länder so hochwichtigen Zeiten durchaus keiner weiteren Empfehlung bedürfen.

München, im Mai 1835.

Litterarisch - Artistische Anstalt.

Wiederholt an uns gerichtete Wünsche veranlassen uns anzuzeigen, daß man auf das fünf Mal wöchentlich in unserm Verlag erscheinende Journal:

Der Freimüthige

oder

Berliner Konversationsblatt

redigirt von

W. Alexis (Dr. W. Häring)

für das mit dem 1sten April beginnende zweite Quartal mit 2 Thlr. bei allen löbl. Postämtern und Buchhandlungen abonniren kan. Der Absaz dieses Journals vergrößert sich fortwährend, und ist ein ehrenwerthes Zeugniß der großen Theilnahme, welche das Publikum an den Bestrebungen der Redaktion nimmt. Der litter.-musik.-artistische Anzeiger steht Antikritiken und Anzeigen offen.

Schlesingersche Buch- und Musikhandlung in Berlin.

In der Unterzeichneten ist erschienen, und in allen Buchhandlungen, in Wien bei Gerold, in Pesth bei Hartleben, in Lemberg bei Wild u. Sohn, Kuhn u. Millikowsky zu haben:

Aufsäze

aus den

Papieren eines Verstorbenen.

Herausgegeben

von Carl Freiherrn von Hacke,

großh. badischem Staatsminister.

8. broschirt. Velinpapier. Preis 2 fl.

Inhalt: Der Mensch. — Der Mensch im Naturzustande. — Der Mensch im civilisirten Zustande. — Unterschied zwischen dem civilisirten Menschen und dem Wilden. — Der Mensch verglichen mit dem Thiere. — Freiheit des Menschen. — Natur des Menschen, Unkörperlichkeit der Seele. — Vernunft. — Menschliches Wissen. — Menschliche Größe. — Menschliche Schwäche. — Menschliche Weisheit. — Studium des Menschen. — Das Weib. — Das Mädchen. — Eheliche Verbindung. — Pflichten der Mütter. — Pflichten der Väter. — Erziehung. — Kinder. — Das Jünglingsalter. — Liebe — Eifersucht. — Liebhaber. — Freund, Freundschaft. — Gefühl. — Gott. — Atheismus. — Fanatismus. — Religion. — Evangelium. — Gebet, Frömmigkeit, Frömmelei. — Aberglaube. — Gewissen. — Moralität unserer Handlungen. — Moralisches Uebel, physisches Uebel. — Leidenschaften. — Glük. — Tugend. — Laster. — Heuchelei. — Bosheit, Boshafte. — Ehre. — Charakter. — Keuschheit, Sittenreinheit, Schamhaftigkeit. — Koketterie. — Eitelkeit. — Eigenliebe, Selbstliebe. — Vaterlandsliebe. — Willkürliche Gewalt. — Freiheit. — Abhängigkeit. — Humanität, Wohlthätigkeit. — Mitleid, Mitgefühl. — Bettler. — Reiche, Reichthum. — Widerwärtigkeiten, Schläge des Schiksals. — Vergnügen, Unterhaltung. — Gespräch, Höflichkeit. — Undankbarkeit. — Natur, Gewohnheit. — Arzneikunde, Aerzte. — Ueber das Leben. — Ueber den Tod. — Ueber den Selbstmord.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1834.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

In der Unterzeichneten sind erschienen und können durch alle soliden Buchhandlungen, in Wien durch Gerold, Lemberg durch Wild u. Sohn, Kuhn u. Millikowsky, Pesth durch Hartleben 2c. bezogen werden:

Novellen

von

A. Freihrn. v. Sternberg.

Vierter Theil.

Erste und zweite Abtheilung.

Velinpapier. brochirt.

Inhalt:

Erste Abtheilung: Waldgespenst. Ein Mährchen. — Die Doppelgängerin. — Der fliegende Holländer. Eine Schiffersage. — Voltaire in Ferney. — Das Grab des armen Andreas. Ein Nachtstük aus dem Leben der Kaiserin Elisabeth. — Die Jesuitenschüler.

Zweite Abtheilung: Die Schlacht bei Leipzig. — Eine Gespenstergeschichte aus alter Zeit. — Die lezte Rose des Kallenfels. Aus Familienpapieren. — Copernicus. — Der Herr von Mondschein. Ein Mährchenbild nach Callot.

Stuttgart u. Tübingen, im März 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

---

[108] In der Unterzeichneten ist erschienen und kan durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

De Candolle, A. P., Organographie der Gewächse, oder kritische Beschreibung der Pflanzen-Organe. Eine Fortsezung und Entwiklung der Anfangsgründe der Botanik und Einleitung zur Pflanzen-Physiologie und der Beschreibung der Familien. Mit 60 Steintafeln. Aus dem Französischen übersezt und mit einigen Anmerkungen versehen von Dr. Carl Fr. Meisner. 2 Bände. Mit 60 Steindruktafeln. gr. 8. 6 fl. 45 kr.

Stuttgart und Tübingen, im April 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 132. 12 Mai 1835.

Die Ströme der Erde.

(Mit einer lithographirten Beilage.)

Einleitung.

Von den Gebirgen kommen wir zu den Strömen, von dem, was der Mensch als das Festeste und Unbeweglichste anstaunt, zu dem Beweglichsten, und doch stehen beide in so tausendfacher Wechselbeziehung. Von dem Himmel fällt der Regen; aus der Gebirge Tiefen dringt der Quell hervor, und beide vereinigen sich, werden zu Flüssen und Strömen, und suchen im schwellenden Laufe ihre Bahn in den Schoß der allgemeinen Meeresmutter. In mannichfacher Weise durchziehen die Gebirge bald als breite, bald als schmale Erhebungen die Oberfläche unseres Erdballs, und wie die größern Erdrücken die Meere in verschiedenen Becken trennen, so theilen die Ausläufer derselben die verschiedenen Fluß- und Stromgebiete. Doch ist dieses letzte keineswegs durchaus wahr, vielmehr hat eben die Meinung, daß da, wo Wasserscheiden sind, auch Gebirge seyn müßten, zu zahlreichen geographischen Irrthümern Anlaß gegeben. Die Lehre von den Wasserscheiden, divortia aquarum, wie schon die Römer sie nannten, ist eine der dunkelsten in der Geognosie, denn diese, und nicht die bloß mit der Oberfläche der Erde sich beschäftigende Geographie, hat die sich ergebenden Fragen zu lösen, und die Erklärung liegt wohl hauptsächlich in dem verschiedenen Alter der Gebirge, und der Art der Erhebungen des Bodens. So besteht z. B. das Plateau, welches die Wasserscheide zwischen dem Missisippi und den in die Baffinsbai fallenden Strömen bildet, aus Urgestein, dem erst in einiger Entfernung von der Scheidungslinie, ohne daß die Senkung der Oberfläche noch von Bedeutung wäre, andere Gesteinsarten aufgelagert sind. Nicht minder merkwürdig ist die Wasserscheide zwischen dem kaspischen und dem Eismeere gegen Sibirien hin, wo das angebliche alghinskische Gebirg, das eben jenem oben angeführten Irrthum allein sein Daseyn verdankt, gar nicht existirt. Doch muß auch hier eine gewisse gewölbte Erhebung des Bodens statt finden, ungefähr wie in Südamerika die sogenannten Mesas, die aus einer bloßen Wölbung der Savane bestehen, aber dennoch die Scheidung der Gewässer bewirken. Merkwürdig ist auch, daß selbst da, wo die allgemeine Erhebung eines langen Gebirgsgürtels eine Scheidung der Gewässer unumgänglich nöthig macht, diese Scheidungslinie keineswegs immer in den Höhen des Gebirgs, sondern oft in Gebirgsebenen liegt, wie z. B. in den Karpathen, wo die große Scheidungslinie zwischen dem schwarzen und baltischen Meere nicht in den nördlichen Liptauer Alpen, in dem eigentlich sogenannten polnischen Grat, liegt, sondern im Thale zwischen den südlichen und nördlichen Liptauer Alpen.*) Man sieht leicht, welche mannichfachen Fragen über das innere Gezimmer der Erde, ossature du globe, wie Desmarest sich ausdrückt, hier sich erheben, und nur eine möglichst vollständige geognostische Erdbeschreibung, wozu manche Forscher unserer Zeit mühevoll die Materialien zusammentragen, kann mit der Zeit zur Lösung dieser Fragen führen.

Wenn wir aber auch hinsichtlich der Lehre von den Wasserscheiden uns in keine vagen Vermuthungen einlassen können, so drängen sich doch bei Betrachtung einzelner Flüsse Eigenthümlichkeiten in Menge auf, die manche geognostische Thatsache als nothwendig voraussetzen. Dahin gehört namentlich der auffallende Umstand, daß sehr häufig die Quellenbezirke mehrerer nach ganz verschiedenen Weltgegenden und Richtungen fließender Ströme sich in ganz geringer Entfernung von einander finden, so Rhein und Rhone, so der Rio del Norte, Columbia-Strom und Missouri, so der Setledsch, Ganges und Dzangbo; ja es findet sich, daß Flüsse von sehr verschiedenen Richtungen aus Einem Plateausee entspringen.**) Wir haben früher solche Gegenden als Gebirgsknoten bezeichnet, womit freilich wenig gesagt ist, aber es wird doch ungefähr so viel dadurch angedeutet, daß dieß die Hauptpunkte sind, welche weithin über das Gehänge des Landes und den Lauf der Flüsse entscheiden. Vielleicht aber hat diese Nähe der Quellen mehrerer Flüsse noch eine weit größere Bedeutung, als die bloße Seltsamkeit des Umstandes, indem die Flüsse wirklich nicht bloß vorwärts laufen, sondern auch immer tiefer zurück ins Hochgebirge treten, da die Quellen auf das Innere des Bodens, aus dem sie hervorkommen, sehr zerstörend einwirken. Ist nicht vielleicht auf

*) Siehe die Karte der alpinischen Karpathen nach Wahlenbergs und Beudants Messungen entworfen. Herausgegeben von der litterarisch-artistischen Anstalt in München.

**) So erzählt Burnes, daß die Bewohner von Badakschan entschieden behaupten, der Jaxartes, Oxus und ein Arm des Indus entsprängen aus dem See Surikol auf dem Plateau von Pamer. Weit entfernt kann auch die Quelle des auf den gewöhnlichen Karten Yarkand genannten Steppenstromes nicht seyn, der in dem Lopsee sich endigt.

diese Art mancher Alpensee entstanden, mancher Gebirgsgipfel durch die Jahrtausende fortwährende Aushöhlung seines Innern in sich zusammen gestürzt? Sind nicht, um die Frage jetzt umzukehren, manche auf diese Weise gebildete Gebirgsseen, nachdem ihre Gewässer eine gewisse Höhe erreicht, endlich durchgebrochen, haben Strömen das Daseyn gegeben, und die Gestaltung des Landes wesentlich geändert? Die Erde ist ja kein todtes Werkstück, von dem der Herr und Meister, nachdem er es hingeworfen in den unendlichen Raum, seine Hand abgezogen, daß es in ewig gleicher Pendelschwingung fortgehe, wie ein gemeines Uhrwerk, sondern sie ist ein organisches Ganzes, dessen schaffende und zerstörende Kräfte immerdar thätig sind, und die Gestaltung der Erde seit Jahrtausenden vielfach verändert haben, und noch immer verändern.

(Schluß folgt.)

Die Verhältnisse der Kap-Kolonie zu den Kaffern.

2. Der Krieg vom Jahre 1818. Makanna.

(Fortsetzung.)

Die Berathschlagungen der verbündeten Kafferhäuptlinge wurden damals von einem außerordentlichen Manne geleitet, den man in der Kolonie unter dem Namen Links kannte, dessen eigentlicher Name aber Makanna war. Seiner Geburt nach war er ein Kaffer von gemeinem Stande, und ohne allen Anspruch auf Verwandtschaft mit dem Geschlecht Tognh, welche mit Ausnahme der Kongofamilie, das edle Blut der Amakosa ausmacht; seine Talente und Gewandtheit erhoben ihn allmählich zu Rang und Auszeichnung. Ehe der Krieg ausbrach, hatte er häufig das britische Hauptquartier zu Grahamstown besucht, und eine unersättliche Wißbegierde sowohl als einen scharfen Verstand gezeigt. Mit den Offizieren sprach er vom Kriege, oder auch von mechanischen Arbeiten, wie sie ihm gerade unter die Augen kamen, sein größtes Vergnügen aber bestand darin, mit dem Kaplan, Hrn. Vanderlingen, zu sprechen, ihn über die Lehren des Christenthums auszufragen, und ihn mit metaphysischen Subtilitäten und mystischen Träumereien zu plagen.

Ob Makanna richtige Begriffe vom Christenthum erhielt, ist sehr zweifelhaft, das aber, was er wußte, benutzte er auf eine außerordentliche Weise. Was er über die Schöpfung, den Fall des Menschen, die Versöhnung, die Auferstehung und andere christliche Lehren aufgefaßt hatte, verband er mit einigen abergläubischen Sagen seiner Landsleute und seinen eigenen ausschweifenden Phantasien: so bildete er ein wunderliches religiöses Quodlibet, und trat gleich einem zweiten Muhammed keck als ein unmittelbar vom Himmel begeisterter Prophet und Lehrer auf, suchte seine niedere Geburt mit einem mysteriösen Mantel zu umhüllen, und nannte sich den Bruder Christi. Für gewöhnlich beobachtete er eine feierliche Zurückhaltung, und verbarg sich vor den Augen der Menge, wenn er aber zu dem Volke sprach, das in Masse herbeiströmte, um ihn zu hören, dann schien er in gewaltigem Redestrom seine ganze Seele zu ergießen. Der Missionär Read, der ihn im Jahre 1816 im Kafferland besuchte, schildert sein Aeußeres als höchst imposant, und seinen Einfluß über die Häuptlinge sowohl als über das gemeine Volk als ungeheuer. Er redete in Read's Gegenwart die versammelte Menge wiederholt mit großem Nachdruck an, drang auf strengere Sittlichkeit, und warf keck den mächtigsten Häuptlingen ihre Laster vor; zu andern Zeiten unterrichtete er sie in der biblischen Geschichte, und führte als Beweis der allgemeinen Ueberschwemmung das Vorhandenseyn unermeßlicher Lager von Seemuscheln auf den Spitzen der benachbarten Berge an. Gegen die Missionäre benahm er sich freundlich, und drang in sie, ihren Wohnsitz im Lande unter seinem Schutze aufzuschlagen, aber sein mysteriöses Benehmen setzte sie in Verlegenheit, seine Ansprüche, für den Bruder Christi zu gelten, wiesen sie mit Abscheu von sich, und so zogen sie aus seinem ganzen Treiben den Schluß, daß er sehr viel Gutes oder Böses zu thun im Stande sey, je nachdem er am Ende seinen Einfluß anwende.

Allmählich gewann er eine vollständige Obergewalt über alle Häuptlinge, mit Ausnahme Gaika's, der ihn haßte und fürchtete. Er wurde über alle wichtigen Angelegenheiten um Rath gefragt, erhielt zahlreiche Geschenke, sammelte eine große Anzahl Anhänger um sich, und wurde sowohl als Kriegshäuptling wie als Prophet anerkannt. Ueber seine weitern Absichten ist man nie klar geworden, doch scheint es nicht unwahrscheinlich, daß er sich zum Herrscher sowohl als zum Priester seiner Nation erheben wollte, wobei er den patriotischen Plan verfolgte, seine barbarischen Landsleute politisch und geistig mehr auf gleichen Fuß mit den Europäern zu heben. Was indeß auch seine im Frieden auszuführenden Plane seyn mochten, der unerwartete Einfall der englischen Truppen im Jahre 1818 gab seinem Unternehmungsgeiste eine neue unheilvollere Richtung. Die verbündeten Häuptlinge wandten ihre Waffen gegen Gaika freilich auch im Zorn über die selbst erlittenen Unbilden, folgten jedoch dabei hauptsächlich der Leitung des Propheten, denn es war einer seiner Plane, diesen Häuptling, der das Haupthinderniß seiner nationalen, und vielleicht auch seiner persönlichen Plane war, zu demüthigen, wo nicht gänzlich zu unterdrücken. Mit den englischen Behörden hatte er die freundschaftlichen Verhältnisse sorgsam unterhalten, und offenbar bei dieser Gelegenheit kein feindliches Zusammentreffen mit ihnen befürchtet. Aber nach Oberst Brereton's verheerendem Einfall, wobei Makanna's Anhänger gleich den übrigen verbündeten Clans grausam gelitten hatten, scheint seine ganze Seele mit dem Gedanken beschäftigt gewesen zu seyn, sich für die Angriffe der Kolonisten zu rächen, und sein Land von ihrer Herrschaft zu befreien. Daß dieß nicht mit bloßen Raubzügen, wie die Kaffern bisher den Krieg stets geführt hatten, zu bewerkstelligen sey, sah er vollkommen ein. Die große Schwierigkeit war, die Kräfte seiner Landsleute zu einem entscheidenden Schlage zu vereinigen, und dieß gelang ihm auch endlich. Durch seine anregende Beredsamkeit, seine angeblichen Offenbarungen und seine zuversichtlichen Prophezeihungen eines vollständigen Erfolgs, wenn sie nur unbedingt seine Rathschläge befolgten, überredete er die große Mehrzahl der Amakosa-Clans, mit Einschluß einiger Kriegshauptleute unter Hinza, ihre Macht zu einem gemeinsamen Angriff auf Grahamstown, das Hauptquartier der briti-

schen Truppen zu vereinigen. Er sagte ihnen, er sey von Uhlanga, dem großen Geiste gesendet, um alle ihre Unbilden zu rächen, er habe Macht die Geister ihrer Vorfahrer aus dem Grabe emporzurufen, um ihnen im Kampfe gegen die Amanglezi beizustehen, welche sie ohne anzuhalten über den Zwartkopsfluß und in das Meer treiben würden; „dann," sagte der Prophet, „wollen wir uns niedersetzen und Honig essen!" Unbekannt mit den großen Hülfsquellen seiner Feinde, glaubte Makanna vermuthlich, mit der Einnahme von Grahamstown sey der Kampf mit den usurpirenden Europäern für immer entschieden.

Als Makanna und Duschani, der Sohn Islambi's, welcher letztere wenigstens dem Namen nach Oberfeldherr war, aus den verschiedenen Clans die Krieger aufgerufen hatten, musterten sie ihre Macht in den Wäldern des großen Fischflusses, und fanden sich nun an der Spitze von 9 bis 10,000 Mann. Hierauf sandten sie in Gemäßheit einer unter Kafferhelden beobachteten Sitte eine Ausforderung an Oberst Willshire, den britischen Kommandanten, und kündigten ihm an, daß sie „am nächsten Morgen mit ihm frühstücken würden."

Als der Tag graute, waren die Krieger zum Kampfe geschaart auf den Bergen um Grahamstown, wo Makanna in glühender Rede sie ermuntert, und ihnen im Kampfe mit den Engländern übernatürliche Hülfe versprochen haben soll, welche den Hagelsturm ihrer Feuerwaffen ins Wasser ableiten würde. So angefeuert wurden sie zum Angriff geführt von den verschiedenen Häuptlingen, die aber alle unter der Oberleitung des Propheten selbst und Duschanis standen. Die Engländer wurden vollkommen überrascht, als die Kaffern bald nach Sonnenaufgang eilig über die Höhen um Grahamstown hinmarschirten, denn Oberst Willshire, der die Botschaft für eine bloße Prahlerei ansah, hatte nicht die geringste Vorkehrung getroffen, und wäre beinahe gefangen genommen worden, als er Morgens mit einigen Offizieren einen Spazierritt machte. Wären die Kaffern bei Nacht vorgerückt, so hätten sie unfehlbar den Platz mit leichter Mühe genommen.

Alles war jetzt geschäftig in der kleinen Garnison, die nur aus 310 europäischen Soldaten und einem kleinen Korps disciplinirter Hottentotten bestand. Der Platz hatte keine regelmäßigen Festungswerke, und die wenigen Feldgeschütze waren nicht völlig in Bereitschaft. Die Kaffern stürzten mit ihrem wilden Kriegsgeschrei zum Angriff, wurden jedoch, als sie in dichten unordentlichen Massen vorrückten, von einem mörderischen Musketenfeuer empfangen, von dem jeder Schuß traf, während der Hagel von Hassagaien die Truppen nicht erreichte, oder wenig Wirkung that; dennoch rückten sie unter dem Zuruf ihrer Häuptlinge muthig vor, fast bis vor die Mündung der Gewehre, wo man viele ihrer vordersten Krieger die letzte Hassagaie abbrechen sah, um sich eine kurze Stoßwaffe zu verschaffen, der Anweisung Makanna's gemäß auf die Truppen loszustürzen, und die Sache im Kampfe Mann gegen Mann zu entscheiden. Dieß war etwas ganz anders, als ihr bisheriges Gefecht aus der Ferne, namentlich im Walde, und zeugt für Makanna's Beurtheilungskraft, denn wären sie dieser Anweisung rasch und entschlossen nachgekommen, so wäre der Erfolg unfehlbar gewesen. Bei der großen Körperkraft und Gewandtheit der Kaffern und ihrer ungeheuern Ueberzahl wäre die schwache Garnison in wenigen Minuten überwältigt gewesen.

In diesem gefahrvollen Augenblicke, wo noch andere Kolonnen von Kaffern anrückten, um den Platz auf der Seite und im Rücken anzugreifen, eilte der alte Hottentottenkapitän Boezak, der eben in Grahamstown mit einem Theile seiner Leute ankam, unerschrocken dem Feinde entgegen. Er kannte die meisten Kafferhäuptlinge und Kriegsanführer, und an ihr wildes Aussehen und wüthendes Geschrei war er gewöhnt; er bezeichnete die kühnsten unter denen, die jetzt ihre Leute zum letzten Angriff ermunterten, und so streckten Boezak und seine Leute, Büffeljäger aus Theopolis und unter den besten Schützen der Kolonie, in wenigen Sekunden eine Anzahl der ausgezeichnetsten Häuptlinge und Krieger zu Boden. Dieß hielt den Angriff einen Augenblick auf, die britischen Truppen stießen ein Freudengeschrei aus, und erneuerten lebhaft ihr Feuer; zugleich waren jetzt auch die Feldgeschütze in Bereitschaft und eröffneten ein verheerendes Kartätschenfeuer auf die dichtesten Haufen der Feinde. Einige Krieger stürzten wie rasend vorwärts und warfen ihre Speere auf die Artilleristen, aber es war umsonst: die vordersten Reihen wurden niedergemäht wie Gras, die hintern wichen, ein panischer Schrecken und eine unaufhaltsame Flucht folgte. Makanna begleitete sie, nachdem er vergeblich versucht hatte, sie wieder zu sammeln. Die Verfolgung ging nicht weit, denn die Handvoll Reiterei durfte nicht wagen, ihnen in die tiefen Schluchten zu folgen, wohin ihre Flucht gerichtet war. Die Zahl der Todten war groß für einen so kurzen Kampf, ungefähr 1400 Kaffern deckten das Schlachtfeld, und noch viele starben an ihren Wunden, ehe sie ihre Heimath erreichten.

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen

zur Naturgeschichte des Ornithorhynchus paradoxus.

Ueber dieses merkwürdige, die Eigenschaften eines Quadrupeden und eines Vogels gleichsam in sich vereinigende Thier wurde in einer der jüngsten Sitzungen der zoologischen Gesellschaft zu London eine Denkschrift von Herrn G. Bennett verlesen, der den Ornithorhynchus in den Jahren 1832 und 1833 in der Kolonie von Neu-Südwales und im Innern von Neuholland beobachtete. Der Verfasser sagt im Wesentlichen Folgendes:

Aus einem der von diesen Thieren bewohnten Löcher wurde ein lebendes Weibchen genommen und in ein Faß mit Gras, Schlamm, Wasser u. s. w. gelegt; in dieser Behausung wurde es bald ruhig und schien sich in seine Gefangenschaft zu finden. Da Herr Bennett nunmehr, im Fall das Thier trächtig seyn sollte, im Stande zu seyn hoffte, den Charakter der Gattung bestimmen zu können, so kehrte er am 15 Oktober nach Sidney zurück und nahm das lebende Thier in einem mit Erde gefüllten Kästchen mit sich, zwischen der sehr enge Zwischenräume gelassen waren. Am nächsten Morgen band er dem Thier eine lange Schnur an den Fuß und brachte es an das Ufer des Flusses, um es zu baden, was er am zweiten Tage wiederholte.

Bei dieser Gelegenheit fand das Thier bald den Weg in das Wasser und ging stromaufwärts, wobei es besonders an den Stellen gern zu verweilen schien, wo sich Wasserpflanzen befanden. Wenn es in tiefem klarem Wasser untertauchte, konnte man seine Bewegungen deutlich sehen; es sank schnell zu Boden, schwamm da eine kurze Strecke fort und stieg dann wieder auf die Oberfläche empor. Es hielt sich indeß vorzugsweise dicht am Ufer, wo es den Schnabel zuweilen in den Schlamm steckte, aus dem es augenscheinlich seine Nahrung zog, denn sobald es den Schnabel

herauszog, sah man ihn ganz so in Bewegung, wie bei einer Eule unter ähnlichen Umständen. Wenn es gefressen hatte, legte es sich in das Gras am Ufer, oder hielt sich bald in, bald außer dem Wasser auf, und putzte und reinigte sich mit den hintern Pfoten den Körper. Dieß dauerte gewöhnlich einige Zeit, und das Thier gewann dadurch ein glattes glänzendes Aussehen.

Nach der zweiten Exkursion wurde das Thier in die Kiste gebracht, die man erst am nächsten Morgen wieder öffnete, wo sich dann fand, daß der Gefangene entschlüpft war. — Als Herr Bennett eine andere Höhlung untersuchte, fand er drei junge Ornithorhynchi, welche augenscheinlich seit Kurzem erst geboren worden waren. Bruchstücke von Schalen waren eben so wenig zu bemerken, als irgend eine Spur, welche hätte vermuthen lassen, daß die Jungen aus Eiern zur Welt gekommen wären; sie waren mit dünnem Haar bedeckt und ungefähr 1⅞ Zoll lang.

Von einem alten Weibchen mit drei Jungen, welche Herr Bennett später fing, theilt er Folgendes mit: Die Mutter war ziemlich unansehnlich; aus ihren Zitzen konnte weit weniger Milch ausgedrückt werden, als man nach dem Aussehen der kräftigen Jungen hätte erwarten sollen. Die Jungen ließ ich im Zimmer umherlaufen, die Alte aber war so unruhig und beschädigte, mit ihren Versuchen Höhlen zu graben, die Wände so sehr, daß sie wieder in den Kasten gebracht werden mußte. Den Tag über blieb sie ruhig und lag bei ihren Jungen, allein bei der Nacht wurde sie unruhig und suchte zu entkommen. Die Jungen spielten wie junge Hunde und waren munter und possierlich. Während des Tages ruhten sie gern in einem dunkeln Winkel, und blieben gewöhnlich an dem Orte, den sie gewohnt waren, wechselten ihn aber oft auch plötzlich und gleichsam aus Laune. Tiefes Wasser liebten sie nicht, badeten aber gern in einem seichten Pfuhl, auf dessen Boden sich in einer Ecke ein Stück Rasen befand; selten blieben sie länger als 10 bis 15 Minuten im Wasser.

Obschon sie die Nacht oder doch die kühle Dämmerung dem hellen heißen Mittag vorzuziehen schienen, so war ihr Benehmen in dieser Hinsicht dennoch zu unregelmäßig, als daß sich ein bestimmter Schluß hätte machen lassen. Sie schliefen viel, und häufig war es der Fall, daß während das eine schlief, das andere herumlief, und dieß geschah fast zu allen Zeiten des Tages. Sie kletterten oft auf ein Bücherbrett, dessen höchsten Absatz sie mit Hülfe ihrer starken Muskeln und ihren Krallen bald erreichten. Ihre Nahrung bestand aus in Wasser geweichtem Brode, gehackten Eiern mit ein wenig sehr klein geschnittenem Fleische, und es schien eben nicht, als ob sie der Milch vor dem Wasser den Vorzug gäben. Zwei der Jungen starben nach einer Gefangenschaft von ungefähr fünf Wochen; die Mutter war schon früher gestorben.

Bemerkungen zu Kapitän Johnsons Reise durch die Himalayagebirge.

(Schluß.)

„Die Schneeschichten des Himma=leh, sagt Kapitän Johnson, sind die Gletscher der europäischen Alpen.“ Das heißt, die Zusammensetzung der großen Schneemassen, welche in den Höhlungen oberhalb der Thäler und auf den Anhöhen der Gebirgsgruppen liegen, besteht nicht aus einer Anhäufung von lockerem, sondern von geschmolzenem und wieder zusammengefrorenem Schnee, eine Masse, welche bald fest und zusammenhängend, bald porös und ausgehöhlt sich darstellt, und wo, wie Ramond in den Pyrenäen in einer vertikalen Sektion beobachtet hat, die heißen Sommer sich durch dünne, durchsichtige Schichten, die gemäßigteren durch ein poröses Eis auszeichnen, welche beide wiederum von dem Schnee und Eis des Winters verschieden sind.

Unser Reisender bemerkt ferner, daß die höchsten und senkrecht emporsteigenden Spitzen des Himma=leh frei von Schnee gewesen seyen. Von Buch hat in seinen Reisen in Norwegen bereits bemerkt, daß es, um Gletscher zu bilden, nicht hinreichend sey, wenn ein Gebirge sich bis in die Region des ewigen Schnees erhebe, sondern daß der Schnee auch den gehörigen Raum haben müsse, um sich festzusetzen; denn ein vereinzelt stehender hoher Berg und eine kleine Gebirgskette können natürlich nicht so viel Eis ansammeln als nöthig ist, um einen Gletscher zu bilden, der aus den höhern Regionen bis in die wärmern Thäler herabreicht. Die Gletscher oder Schneeschichten auf den Anhöhen der Gebirge gleichen den Eiszapfen, die nur an ihrem untern Ende schmelzen, und so treiben auch die Schneeschichten oberhalb der Thäler immer wieder neue Massen abwärts.

Ein Schriftsteller hat die Gränzen des ewigen Schnees in den Himma=leh=Gebirgen in der Höhe von 11,000 Fuß angenommen; dieß wäre nur wenig über der geringsten Höhe, in welcher unter denselben Breitegraden Schnee fällt und die von Humboldt unter 20° n. Br. zu 5020 Metres annimmt. Kapitän Webb gibt die Gränze des ewigen Schnees auf 13,500 Fuß, Fraser von 15 bis 16,000 Fuß an. Kapitän Hodgson sah den Bagirutti am 31 Mai aus einer Schneeschichte hervorbrechen. Ungefähr um dieselbe Jahreszeit besuchte Hodgson und am 12 Mai 1827 Kapitän Johnson die Quellen des Dschemna, die ebenfalls in einer Höhe von 10,840 Fuß aus dem Schnee hervorkamen. Im November sah Kapitän Webb den Gauri in der Höhe von 11,543 Fuß gleichfalls aus dem Schnee herausbrechen, allein dieß waren Schneeschichten, welche aus den unerschöpflichen Vorräthen des Gebirgs herabgetrieben worden waren. Es ist ein artiger Gedanke von Hodgson, wenn er sagt, daß die heißen Quellen von Gangotri und Dschemnotri da wären, um dadurch, daß sie im Winter den Schnee schmelzen, den Fluß mit Wasser zu versorgen. Philosophisch ist diese Bemerkung aber nicht, denn der Theorie zufolge wäre die Höhe der Schneelinie zwischen den Breiten von 27 und 35° 11,400 Fuß. Die Fakta, welche dem eben Angeführten am meisten widersprechen, sind die Beobachtungen Webbs, Gérards und anderer über die Höhe, in welcher bewohnbare Stellen, ja sogar Dörfer getroffen werden, und über die physische Beschaffenheit jener hohen Regionen. So fand der erstere der genannten beiden Reisenden den Setledsch in einer 14,924 Fuß über dem Meeresspiegel gelegenen Ebene zwischen schönem Weidelande fließen. Die Angaben hinsichtlich der Vertheilung der verschiedenen vegetabilischen Formen tragen dazu bei, einen Begriff von der Mannichfaltigkeit des in diesen Bergen herrschenden Klima's zu geben, während auch sie zu gleicher Zeit gegen das tiefe Herabsinken der Schneelinie sprechen. Bei fernern Beobachtungen über diesen Gegenstand dürfte es von Wichtigkeit seyn, einen Unterschied zu machen zwischen Beobachtungen, angestellt oberhalb quer durchlaufender Thäler und denen auf den Gebirgshöhen selbst, oder zwischen denen auf stark abwärts geneigten Flächen oder einzeln stehenden Gebirgsspitzen und Rücken. Die Gestaltung des Bodens, so wie die Richtung, welche die Gebirgskette nimmt, und der diaphane Charakter der Luft (Humboldt), der zugleich die Strahlung der Ebenen und die durchscheinende Kraft der Wärmestrahlen steigert, ferner die leitende Kraft des Felsens oder des Bodens, die freie unbeschattete Lage der Stelle, wo man beobachtet, oder die runde Gestalt der mit mauerähnlichen Felsenwänden umgebenen Vertiefungen — alle diese Umstände haben Einfluß auf die Temperatur des Bodens und der Luft, und führen, wenn sie bei den anzustellenden Beobachtungen unberücksichtigt bleiben, ganz natürlich höchst unrichtige Schlüsse hinsichtlich der Bestimmung der Schneelinie herbei. Jacquemont schrieb die Verschiedenheit hinsichtlich der Höhe der Schneelinie auf den beiden Seiten des Himma=leh dem heitern Klima der Ebenen von Ladak und dem gegen Hindustan zu herrschenden nebligen Klima zu, eine Meinung, welche Herr von Humboldt in seinen Ansichten von den klimatischen Verhältnissen Asiens theilt. Der Charakter eines excessiven Klima's zeigt sich hier, wie er sagt, in der niedrigeren Gränze der Schneelinie, die selbst im Kaukasus 250 bis 500 Toisen höher ist als unter derselben Breite in den Pyrenäen. Dieser ausgezeichnete Gelehrte bestimmt die Gränze des ewigen Schnees auf dem Himma=leh unter 30¾° 31° am südlichen Abhange auf 1950 Toisen und am nördlichen Abhange auf 2600 Toisen. „Diese große Höhe der Schneelinie, bemerkt er, auf den Ketten des Himma=leh und des Kuenlun zwischen 31 und 36° der Breite, und gegen Nordost unter vielleicht noch höhern Breitegraden ist eine weise Vorsorge der Natur; denn indem sie der Entwicklung organischer Formen für das Hirtenleben und den Ackerbau ein weiteres Feld öffnet, wird durch diese Höhe der Schneeregion und die strahlende Kraft der Ebenen von Tübet in Asien eine alpinische Zone bewohnbar, die in den Aequinoktialgegenden von Amerika unter einer südlicheren Breite unter Schnee begraben läge, oder kalten Winden ausgesetzt wäre, die alle Vegetation vernichten würden.“

München, in der literarisch=artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Stromkarte Nr. 1.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 133. 13 Mai 1835.

Die Verhältnisse der Kap-Kolonie zu den Kaffern.

2. Der Krieg vom Jahre 1818. Makanna.

(Fortsetzung.)

Dieser furchtbare, in den bisherigen kaffrischen Kriegen beispiellose Angriff setzte die Kolonialregierung in Unruhe und weckte ihre ganze Rache. Die Bürgermiliz wurde im ganzen Umfang der Kolonie aufgeboten, und marschirte gegen die Ostgränze, um die „Wilden" zu züchtigen. Oberst Willshire sammelte alle verfügbaren britischen und hottentottischen Truppen, und rückte von der einen Seite ins feindliche Land, während Landdrost Stockenstrom mit 1000 Mann berittener Bürgermilizen von der andern Seite her einbrach. Die Dörfer der feindlichen Clans wurden verbrannt, ihr Vieh weggetrieben, ihre Mais- und Hirsefelder niedergetreten, und die Einwohner aller Klassen in die Wälder gejagt, mit Kartätschen und kongrevischen Raketen beschossen. Obwohl durch den fehlgeschlagenen Versuch entmuthigt, und bei jedem Versuch zum Widerstand geschlagen, obwohl ihre Weiber und hülflosen Greise oft ohne Unterschied mit den Bewaffneten niedergehauen wurden, obwohl ihre vornehmsten Anführer Jslambi, Kongo, Habanna, und vor Allem ihr Prophet Makanna „geächtet," und dieß Volk mit gänzlicher Vertilgung bedroht wurde, wenn dieselben nicht „todt oder lebendig" ausgeliefert würden, blieben die Kaffern doch ihren Führern treu. Unter der zur Verzweiflung getriebenen, vor Mangel hinsterbenden Menge fand sich auch nicht Einer, der den hohen, von den Siegern für die Herbeischaffung derselben gebotenen Lohn zu verdienen bereit gewesen wäre.

Der von Makanna unter diesen Umständen eingeschlagene Weg ist bemerkenswerth und gibt einen höhern Begriff von seinem Charakter, als irgend ein anderer Theil seiner Geschichte, so weit diese uns bekannt wurde. Er beschloß sich selbst als Geißel für sein Land zu überliefern. Kapitän Stockenstrom befand sich mit seinen Leuten auf dem Hochland östlich von der sogenannten Trumpeters Drift am großen Fischfluß. Der Regen war seit mehreren Tagen in Strömen gefallen, und die Kaffern hatten sich, um dieß für die Feuerwaffen ungünstige Wetter zu benutzen, wiederholt in starker Anzahl gezeigt, als beabsichtigten sie einen wüthenden Angriff; auch waren sie mit ihrem gewöhnlichen Kriegsgeschrei vorgerannt, hatten sich aber, mit einem lebhaften Feuer empfangen, eben so schnell in die bewaldeten Schluchten zurückgezogen. Am Nachmittag des 15 Augusts 1819 kamen zwei Gonaqua-Weiber ins Lager, verlangten mit dem Befehlshaber zu sprechen, und benachrichtigten Kapitän Stockenstrom, daß der Häuptling Makanna sie gesendet habe, um Frieden zu erbitten; er selbst wolle kommen und über die Bedingungen unterhandeln, wenn man ihm Leben und Freiheit sichere. Kapitän Stockenstrom erwiderte, für des Häuptlings Leben verpfände er sein feierliches Wort, seine Freiheit könne er ihm nicht versichern, da ein Hauptzweck der Expedition und ein Theil seiner eigenen bestimmten Instruktionen darin bestehe, sich Makanna's lebend oder todt zu bemächtigen. Die Weiber entfernten sich mit dieser Botschaft, und Kapitän Stockenstrom war eher geneigt ihre Sendung einer Spionerie zuzuschreiben, denn einer ernstlichen Absicht Makanna's sich auszuliefern, als zu seinem Erstaunen am folgenden Tage der Häuptling ohne alle Begleitung ins Lager kam, mit einer Miene ruhigen Stolzes, die unwillkürliche Achtung einflößte. Die Weiber hatten wirklich ihre Botschaft richtig überliefert. „Man behauptet," sagte der afrikanische Häuptling mit einem Hochsinn, der einem alten Römer Ehre gemacht haben würde, „ich sey die Veranlassung des Kriegs; ich will sehen, ob meine Auslieferung an die Sieger dem Lande den Frieden zurückgibt." Er schien jedoch sehr erschüttert, als er erfuhr, daß er nicht mit dem „vornehmsten Mann" spreche, und daß Kapitän Stockenstrom keine Vollmacht besitze, die Friedensbedingungen zu bestimmen. Am nächsten Tage kam Oberst Willshire, damals Oberbefehlshaber, mit der Hauptmasse der Truppen, und führte Makanna mit sich fort. Das Nachfolgende ist aus Kapitän Stockenstroms Tagebuch.

„Wenige Tage später ließ sich ein kleiner Haufe Kaffern am Rande eines Waldes, in der Nähe von Oberst Willshire's Lager sehen, und machte Zeichen, daß sie eine Unterredung wünschten. Der Oberst, begleitet von einem andern Offizier und mir selbst, ging unbewaffnet auf sie zu, und zwei Kaffern näherten sich: es waren zwei Räthe (pagati), der eine von Jslambi, der andere von Makanna; ihr Aussehen war so edel, ihr Benehmen so würdig als ich es je sah. Nach einigen Fragen und Antworten über Makanna's künftiges Schicksal, — dieser war bereits in die Kolonie abgeführt, — und über die Aussichten zu einer Ausgleichung, hielt der Freund des gefangenen Häuptlings eine Rede

in so männlicher Weise, mit so viel Anmuth, so viel Gefühl und Lebhaftigkeit, daß die farblose Uebersetzung, die ich nach meinen eiligen und unvollständigen Bemerkungen mittheile, nur eine sehr schwache Idee seiner Beredtsamkeit geben kann.

„„Der Krieg, britische Häuptlinge,““ sagte er, „„ist ungerecht, denn ihr sucht ein Volk auszurotten, das ihr genöthigt habt, die Waffen zu ergreifen. Als unsere Väter und die Väter der Boers (Amabulu) zuerst im Zuurevelb sich niederließen, wohnten sie bei einander in Frieden. Ihre Heerden graseten auf denselben Bergen, ihre Hirten rauchten zusammen aus denselben Pfeifen; sie waren Brüder, bis die Heerden der Amakosa so anwuchsen, daß die Herzen der Boers traurig wurden. Was diese habgierigen Menschen von unsern Vätern nicht für alte Knöpfe erhalten konnten, nahmen sie mit Gewalt. Unsere Väter waren Männer; sie liebten ihr Vieh, ihre Weiber und Kinder lebten von Milch: sie kämpften für ihr Eigenthum. Sie begannen die Kolonisten zu hassen, die nach all ihrem Gut begehrten, und auf ihre Vernichtung sannen.

„„Später waren ihre Kraals und die Kraals unsrer Väter getrennt. Die Boers machten Kommando's gegen unsere Väter, unsere Väter aber vertrieben sie aus dem Zuurevelb, und wir wohnten darin, weil wir es erobert hatten. Hier wurden wir beschnitten, hier heuratheten wir unsere Weiber und hier wurden unsere Kinder geboren. Die weißen Männer haßten uns, konnten uns aber nicht wegtreiben; wenn Krieg war, so plünderten wir euch, wenn Friede war, stahlen einige von unsern schlechten Leuten, aber unsere Häuptlinge verboten es. Euer verrätherischer Freund Gaika war stets im Frieden mit euch, und doch, wenn seine Leute stahlen, theilte er mit ihnen den Raub. Haben eure Patrouillen je in Friedenszeiten Vieh, entlaufene Sklaven oder Ausreißer in den Kraals unsrer Häuptlinge gefunden? Sind sie je in Gaika's Land gegangen, ohne solches Vieh, solche Sklaven, solche Ausreißer in Gaika's Kraals zu finden? Aber er war euer Freund, und ihr wünschtet das Zuurevelb zu besitzen. Ihr kamt endlich gleich Heuschrecken. *) Wir standen, wir konnten nicht mehr thun; ihr sagtet, geht über den Fischfluß, das ist Alles, was wir begehren. Wir gaben nach und kamen hieher.

„„Wir lebten in Frieden; einige schlechte Leute stahlen; vielleicht, aber die Nation war ruhig, die Häuptlinge waren ruhig. Gaika stahl, — seine Häuptlinge stahlen, — sein Volk stahl. Ihr sandtet ihm Kupfer, ihr sandtet ihm Korallen, ihr sandtet ihm Pferde, auf denen er ritt, um noch mehr zu stehlen. Uns schicktet ihr nur Kommando's.

„„Wir hatten Streit mit Gaika über die Weide, das ging euch nichts an. Ihr schicktet ein Kommando, **) — ihr nahmt unsere letzte Kuh, ihr ließet uns bloß einige Kälber, welche aus Mangel starben mit unsern Kindern. Ihr gabt die Hälfte der Beute an Gaika, die Hälfte behieltet ihr selbst. Wir hatten keine Milch, unsere Kornfelder waren verwüstet, wir sahen unsre Weiber und Kinder sterben, wir sahen, daß wir selbst sterben mußten, wir folgten daher den Spuren unseres Viehs in die Kolonie. Wir plünderten und fochten um unser Leben. Wir fanden euch schwach, wir tödteten eure Soldaten. Wir sahen, daß wir stark waren und griffen euer Hauptquartier an; hätten wir gesiegt, so war unser Recht gut, denn ihr habt den Krieg begonnen. Wir waren unglücklich und ihr seyd nun hier.

„„Wir wünschen Frieden, wir wünschen in unsern Hütten zu ruhen, wir wünschen Milch zu bekommen für unsere Kinder, unsre Weiber wünschen das Land zu bauen. Aber eure Soldaten bedecken die Ebenen, und schwärmen in den Wäldern, wo sie den Mann nicht von dem Weib unterscheiden können und alle erschießen.

„„Ihr wollt uns zu Unterthanen Gaika's machen. Dieses Mannes Gesicht ist schön für euch, aber sein Herz ist falsch; überlaßt ihn sich selbst. Macht Friede mit ihm, möge er für sich selbst kämpfen, und wir werden euch nicht um Hülfe anrufen. Setzt Makanna in Freiheit, und Islambi, Dusch ani, Kongo und die übrigen werden kommen um Frieden mit Euch zu machen, wenn ihr es wollt. Wollt ihr aber den Krieg fortsetzen, so könnt ihr freilich den letzten Mann von uns tödten, aber Gaika soll nicht über uns, über die Anhänger derjenigen herrschen, welche ihn für ein Weib halten.““

(Schluß folgt.)

*) Dieß bezieht sich auf den Feldzug vom Jahre 1811.

**) Oberst Beretons Zug.

Die Ströme der Erde.

Einleitung.

(Schluß.)

Wenn wir jedoch alle jene Fragen als zu weit führend bei Seite lassen, so ist doch zur richtigen Auffassung des Laufs der Ströme nöthig, solchen mit Bezugnahme auf die Formation des Landes in vier Abtheilungen einzutheilen, nämlich in Quellland, oberer, mittlerer und unterer Lauf. Das erstere ist nothwendig immer ein ziemlich beschränkter Bezirk, allein auf der Verschiedenheit des obern, mittlern und untern Laufs beruht die ganze Verschiedenheit des Landes mit seinen verschiedenen Abstufungen bis zum Meer. Nimmt man den See Lauri *) als die Quelle des Tunguragua oder Marannon an, so kann man den Oberlauf desselben höchstens zu 140 bis 150 geographische Meilen rechnen, nämlich bis zu der Zusammenschnürung (estreito) gleich unterhalb der Einmündung des San Yago-Flusses, denn hier tritt er heraus aus dem Gebirge; mittlerer Lauf und unterer Lauf, wenn man unter dem letztern nicht den Bezirk der Deltabildung allein verstehen will, fallen aber hier völlig zusammen, und betragen, die Krümmungen ungerechnet, beinahe 25 Längengrade oder 375 geogr. Meilen, während der Hoangho erst nach drei Viertheilen seines Laufs bei Ho-nan **) in gleicher Art aus dem Gebirge heraus in die Ebene tritt. Von manchen afrikanischen Strömen dagegen, wie vom Coanzo und

**) Gewöhnlich Lauricocha genannt, aber cocha (spr. cotscha) bedeutet im Peruanischen einen See.

**) Siehe unsere Karte.

Zaire kann man sagen, sie hätten gar keinen Mittellauf, denn sie gleichen fast auf ihrem ganzen Laufe einem Bergstrom, der in mannichfachen Wasserfällen und Stromschnellen *) sich durch die verschiedenen Terrassen des afrikanischen Hochlands windet, und so wie sie in der Ebene ankommen, erweitern sie sich zu einer wahren Meeresbucht.

Hieraus ergibt sich nicht bloß ein bedeutender Unterschied in der Art des Laufs, sondern auch ein wichtiger Rückschluß auf die Beschaffenheit des Landes, das eine scheinen die Wasser geebnet und gleichsam durch ihre Niederschläge geschaffen zu haben, in dem anderen bahnt sich das die Tiefe suchende Wasser mit Mühe seinen Weg: der riesenhafte Marannon, der mächtige Orinoko sind nur schmale Rinnen in einer ungeheuren Fläche, während die Doppelströme China's, der Jan-tse-kiang und der Hoangho, in wundersamen Krümmungen die tiefsten Stellen des Gebirgs aufsuchen, und zum Theil mit Gewalt den Weg sich bahnen. Um aber genau kennen zu lernen, in welcher Art und Weise die Gewässer da und dort sich Bahn gebrochen, dazu gehört eine Kenntniß der Landschaft, welche von dem Flusse durchströmt wird, genaue Nachrichten über die Schichtungen des Bodens u. dergl., wie wir sie noch von wenig Flüssen in der Welt besitzen. Der Dschellum oder Hydaspes bestand wahrscheinlich vor höchstens dritthalbtausend Jahren gar nicht, über Zeit und nähere Verhältnisse seines Durchbruchs durchs Gebirg, bei welcher Gelegenheit das Thal von Caschmir trocken gelegt wurde, wissen wir aber nichts. Das untere Nilthal, das Seinethal, das Rheinthal waren einst tiefe Meeresbuchten, wofür der Beweis, wenn der allgemeine Anblick des Landes nicht überzeugend genug wäre, aus den Schichtungen des Bodens, und aus den fossilen Knochen, die darin gefunden wurden, unschwer sich führen läßt, und auch schon geführt wurde; doch ist auch nicht zu läugnen, daß selbst nach dem Zurücktreten des Meers noch weit breitere Strombetten zurückblieben, als jetzt sich zeigen, wie man denn überhaupt bei vielen Flüssen und Strömen zweierlei Ufer, ein weiteres und ein engeres unterscheidet, vielleicht auch eine Folge früherer Seedurchbrüche in höher gelegenen Gegenden.

Von den breiten Stromgebieten, die recht eigentlich ausgetrockneten Meeresbuchten gleichen, sind sehr jene tief eingefurchten Thäler zu unterscheiden, über deren Ursprung schon so viel gestritten worden ist, da sie sich unmöglich durch die Wirkung der fließenden Gewässer allein erklären lassen. Lyell, der erste Geognost unserer Zeit, sagt ausdrücklich: man kann diese Frage nicht unabhängig von der Einwirkung der Erdbeben betrachten. Die Flüsse fangen nicht erst dann zu wirken an, wenn ein Land schon hoch über dem Niveau des Meers liegt, sondern auch wenn es noch durch successive Bewegungen sich hebt und sinkt. Zur Zeit jener heftigen Bewegungen wird theils der Boden stärker unterwühlt, theils stürzen überhangende Massen in Folge von Erderschütterungen ein, und werden von den Flüssen nach und nach weggewaschen und in die Tiefe geführt. Die größern Thäler aber, von tausend und mehr Fuß Tiefe und mehrere Stunden Breite, müssen hauptsächlich gebildet worden seyn, als das jetzt feste Land noch als Untiefe unter dem Meere lag, und die Macht seiner Strömungen den noch minder harten Boden ausfurchte.

*) Dort Pellala's genannt.

Alles jetzt sichtbare Land ist freilich in einer mehr oder minder frühen Periode über das Meer emporgehoben, und somit jedes bedeutendere Thal mehr oder minder von gewaltigen Meeresfluthen ausgewühlt worden, allein der Zeitraum, welcher verfloß von der Zeit an, wo der ganze Kontinent mit Wasser bedeckt war, bis zu der, wo er völlig darüber emporragte, ist sehr verschieden, und begründet in Verbindung mit der Thätigkeit oder Unthätigkeit vulkanischer Kräfte die Verschiedenheit der Thalbildungen. Die Llanos, Bosques und Pampas in Südamerika stehen mit einander nicht wohl mehr als fünfzig Toisen über der Meeresfläche, *) und scheinen mit einem Mal von den sie bedeckenden Fluthen verlassen worden zu seyn; im Seinebecken aber, das wir um deßwillen anführen, weil es von Cuvier und Brogniart so genau untersucht wurde, stritt sich Meer und Land viele Jahrhunderte lang, wie aus den wechselnden Süß- und Meerwasserformationen deutlich hervorgeht. Spanien mit seinen von hohen Gebirgen eingeschlossenen weiten Ebenen scheint seine jetzige Formation mehreren in langen Zwischenräumen stoßweise erfolgten Erhebungen zu danken, denn während die weiten Flächen von Alt- und Neukastilien darauf hindeuten, daß sie lange Zeit vom Meere bedeckt waren, sieht man an den tiefen Schluchten und Thälern des obern Stromlaufs, daß allenthalben vulkanische Kräfte mit dabei thätig waren. Zur Formation der Thäler des Marannon und des untern Seinelaufs haben ganz sicherlich vulkanische Kräfte nicht mitgewirkt, was bei den letztern aus der oben angeführten Schichtung des Bodens hervorgeht, bei dem erstern auch der Umstand beweist, daß die Sierra Parime und die Sierra Parecis, welche südlich und nördlich das Thal begränzen, durchaus keine Spuren von thätigen Vulkanen zeigen, und überhaupt in ihrer ganzen Struktur von den benachbarten in allen Theilen durch Vulkane erschütterten Anden sehr abweichen.

So lassen sich, wo irgend das geographische Wissen ausreicht, aus der Gesammtbeschaffenheit des Landes wichtige Bemerkungen ableiten über Thalbildung und Stromsysteme; aber eine solche Auseinandersetzung würde uns hier zu weit führen, außer dem daß sie höchst unvollständig bleiben müßte.

*) Mit jenen drei Namen bezeichnet man bekanntlich die Ebenen des Orinoko, Marannon und Paraguay. Die Höhe der ersten und letzten wird von Humboldt bestimmt auf 40 bis 50 Toisen angegeben, es ist indeß sehr wahrscheinlich, daß die der Bosques nicht größer ist, denn Humboldt führt eine barometrische Messung der Höhe des Marannon zu Jaen de Bracamoros auf, und diese beträgt 194 Toisen, hier aber ist der Strom noch völlig zwischen zwei Gebirgsarmen eingeschlossen, zwischen denen hindurch er nach zahlreichen Wasserfällen und Schnellen (pongos) in der oben erwähnten Zusammenschnürung bei San Borja sich Bahn bricht, und dann erst in die Ebene eintritt. Die Entfernung zwischen Jaen de Bracamoros und San Borja beträgt 45 bis 50 Meilen, während die von Bracamoros bis zum Kamme der Anden wenig über 15 beträgt; es ist demnach zu vermuthen, daß auf der ersten Strecke sich noch ein sehr bedeutender Fall zeigt.

Baron Roger.

(Vormalige Gouverneur im Senegal.)

Der Baron Jakob Franz Roger wurde am 26 Januar 1787 geboren. Seine Jugend verfloß unter anhaltenden und ernsten Studien über allgemeine Gesetzgebung, politische Oekonomie, Agrikultur, moralische und philosophische Wissenschaften. Von seiner Kindheit an zeigte er viel Geschmack an Seereisen, eine Laufbahn, die ihm jedoch während der Kriege des französischen Reichs so gut als gänzlich verschlossen war. Das Alter, in welchem man sich für einen Platz in der menschlichen Gesellschaft entscheiden muß, rückte allmählich heran; nachdem er einigemal als Advokat plaidirt hatte, wurde er im Jahre 1812 zum Advokaten am Kassationshofe, und bald nachher auch im Staatsrath ernannt. Er schien in dieser ehrenvollen Stellung mehr darauf bedacht zu seyn, Menschen und Geschäfte kennen zu lernen, als sich hier für sein ganzes Leben fixiren zu wollen, und die von dem Rechtsgang unzertrennliche Langeweile war nicht geeignet, ihn seine lange gehegte Neigung vergessen zu machen, die zudem noch, durch einen unerwarteten Umstand geweckt, lebhafter als je in ihm rege wurde.

Die im Jahre 1818 beschlossenen ersten Versuche einer Kolonisation an der westlichen Küste von Afrika hatten die Aufmerksamkeit vieler Freunde des Landes und der Menschheit erregt. Auch Baron Roger interessirte sich lebhaft dafür, und es schien ihm gleichsam ein Ruf des Schicksals zu seyn, als man ihm die oberste Leitung einer großen Niederlassung antrug, welche das Ministerium des königlichen Hauses als Aufmunterungs- und Musteranstalt zu gründen beabsichtigte. Er bedachte sich keinen Augenblick, den Antrag anzunehmen.

Im Jahre 1819 in Senegal angekommen, beschäftigte sich Baron Roger einzig und allein mit Versuchen hinsichtlich des Ackerbau's. Da er aber sah, daß man keine Anstalten zur Kolonisation machte, und daß die in der Verwaltung eingetretene Aenderung nichts für seine Unternehmung hoffen ließ, so kehrte er nach 18 Monaten nach Frankreich zurück, und reichte seine Entlassung ein, denn er hatte einen andern Zweck im Auge, als den einer bloßen Anstellung in Afrika. Seine Meinungen und Ansichten hatten indeß Zeit gehabt, sich zu ordnen und zu befestigen; seine Reisen, seine Untersuchungen und Erfahrungen hatten ihm die gehörige Kenntniß des Landes, und der Verbesserungen, deren es bedurfte, verschaffe. Ohne die Meinung Einiger zu theilen, welche behaupteten, Senegal könne eine große und reiche Kolonie, ein vollkommener Ersatz für den Verlust von St. Domingo werden, glaubte er auch nicht, daß dieses Land von allen Hülfsquellen entblößt sey, und nichts hoffen lasse. Ihm zufolge konnte Frankreich die interessantesten und nützlichsten Niederlassungen gründen; Senegal war der Punkt, von welchem aus sich die Civilisation am leichtesten einen Weg in den unermeßlichen Kontinent bahnen könnte, und wo sich für den französischen Handel ein bedeutender Absatz eröffnen ließ. Zu diesem Ende mußte man aber wenigstens die Zugänge zu dem Lande anbauen, denn Ackerbau ist das erste Element aller Civilisation; man mußte die Eingebornen durch eigenes Beispiel zum Bearbeiten ihres Bodens aufmuntern, sie so mit europäischen Künsten und Vorzügen vertraut machen, Kolonialprodukte durch freie Schwarze anbauen lassen, und auf diese Weise die Kultur dahin verpflanzen, wo Arme zur Arbeit sich befinden, statt umgekehrt zu verfahren. Dieß war im Wesentlichen die Meinung des Baron Roger; sie bezweckte den Sklavenhandel auf indirekte Weise abzuschaffen, und die Emancipation der Schwarzen vorzubereiten.

Baron Roger hatte bis dahin noch keine Verbindung mit dem Marineminister angeknüpft; indeß wurden seine Arbeiten und Beobachtungen auf eine indirekte Weise in jenem Ministerium bekannt. Der Minister wünschte sich mit ihm zu besprechen, verlangte eine Denkschrift über Kolonisation, Handel und die verschiedenen Zweige des öffentlichen Dienstes von ihm, und bald darauf wurde Baron Roger zu seinem nicht geringen Erstaunen zum Kommandanten und Administrator von Senegal und den noch dazu gehörigen Ländereien ernannt.

Erzählen was er während der fünf Jahre, die er dieses Amt bekleidete, in einem Lande gethan hat, wo es bisher nicht einmal eine Faktorei gab, welche Schwierigkeiten sich ihm entgegenstellten, und durch welche Erfolge sein Eifer belohnt wurde, hieße die Geschichte der Kolonisation am Senegal schreiben, und würde zu weit führen.

Man hat gefragt, warum Hr. von Roger eine in jeder Hinsicht so interessante Unternehmung, die ihm so viel Arbeit und Mühe gekostet hatte, verlassen habe. Was man hierüber erfuhr, besteht in Folgendem. Der Plan Kolonialprodukte durch freie Schwarze an der Küste von Afrika anbauen zu lassen, hatte keineswegs den Beifall gewisser Kolonisten auf den Antillen und auf Bourbon, welche großen Einfluß auf die Bureaux in Paris übten. Wenn sie sich nicht gleich anfänglich dem Unternehmen widersetzten, so geschah dieß, wie sie selbst sagten, in der Meinung der Versuch könne nicht gelingen, und würde dann einen Beweis mehr zu Gunsten des Fortbestehens der Sklaverei abgeben, indem man sich überzeugen würde, daß es unmöglich sey mit freien Schwarzen zu arbeiten. Nun erfolgte aber ganz das Gegentheil; die anfangs seltenen und theuren Arbeiter fanden bald Geschmack am Landbau, und an den französischen Produkten, mit denen sie bezahlt wurden, so daß gegen die letzte Zeit Neger aus bis zu 200 Stunden entfernten Ländern herbeikamen um Arbeit zu suchen. Es fand sich eine so große Zahl ein, daß es unmöglich war sie unterzubringen, und daß der Arbeitslohn, den sie zusammen erhielten, bis auf 500 bis 600 Fr. monatlich herabsenkte. Als dieß bekannt wurde, erhob sich eine große Bewegung unter den Pariser Kolonisten und im Marinebureau, denn ging das so fort, so erhielt das Sklavensystem unfehlbar den Todesstreich. Man mußte also die Kultur am Senegal zerstören, und gab nicht eher nach, als bis auch die letzten Bäume in dem schönen gleichsam als Pflanzschule dienenden Garten von Richard Tol umgehauen waren. Sobald Baron Roger Nachricht von diesem Wechsel des Systems erhielt, konnte er sich nicht verhehlen, daß die Hindernisse, welche sich gegen die Kolonisation erhuben, an den Ufern der Seine weit ernster seyen, als an denen des Senegal, und so gab er denn seine Entlassung, um wenigstens sein Werk in Paris vertheidigen zu können.

Man hat behauptet, Baron Roger sey von seiner Stelle abberufen worden, allein er hat den Wählern in seinem Departement die Briefe vorgelegt, in denen der Minister mit den ehrenvollsten Ausdrücken erklärt, daß man mit einigem Bedauern und nur seinen und seiner Familie dringenden Bitten nachgebend, seine Entlassung annehme. Nach seiner Abreise aus der Kolonie liefen von den Konseils des Handels, des Ackerbau's u. s. w. den Maires und den angesehenen Einwohnern Adressen ein, welche die große Zufriedenheit mit der Verwaltung des Barons Roger aussprachen und baten, daß man ihn offiziell beauftrage, ihre Interessen in Frankreich zu vertreten.

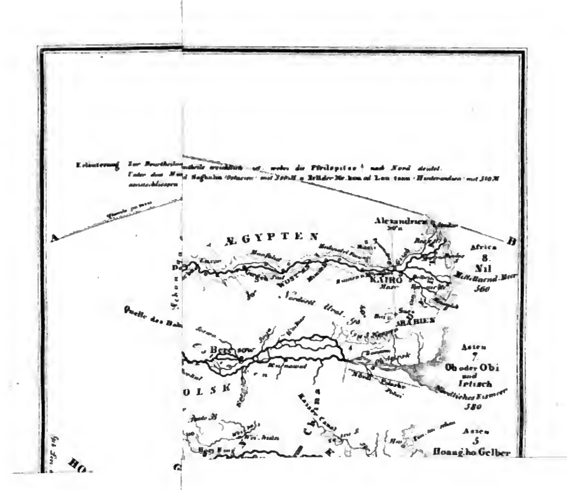
Die Regierung ernannte ihn nach seiner Rückkehr zum Offizier der Ehrenlegion; zwei Jahre vorher hatte man ihn, ohne daß er darum nachgesucht hätte, zum Baron erhoben. In der Zurückgezogenheit, in welcher er lebte, beschäftigte er sich immer noch mit Senegal, und gab nach und nach drei Werke über jene merkwürdigen Gegenden heraus.

Miscellen aus indischen Journalen.

Herr Falconer, Arzt zu Saharnupur, ist nach dem Mirut Observer bei Dschemnotri um 2000 Fuß höher gestiegen als irgend ein anderer Reisender. Er hat seine botanische Sammlung mit mehrern neuen Pflanzen bereichert, die am äußersten Rande der Vegetation des Himalaya wuchsen, und hätte ohne einen heftigen Fieberanfall wahrscheinlich noch interessantere Entdeckungen gemacht.

Auf Ceylon sind zahlreiche Verhaftungen vorgenommen worden wegen der angezettelten Verschwörung, es sind aber Leute von so verschiedenartiger Gesinnung, Leute, die einander bitter hassen, Leute, die selbst unter Engländern aufgewachsen sind, und die Unmöglichkeit eines Gelingens recht gut beurtheilen konnten, kurz ein solches wunderliches Amalgam von Menschen verhaftet, einige auch nach wenigen Tagen wieder auf freien Fuß gesetzt worden, daß man durchaus nicht weiß, ist etwas Wahres an der Verschwörungsgeschichte, oder ist es eine Intrigue, die einer großen Anzahl vornehmer Candyer gespielt wurde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.


ÆGYPTEN
Alexandrien
KAIRO
ARABIEN
Africa
8.
Nil
Beresow
Asien
7.
Ob oder Obi
und
Irtisch
Asien
5.
Hoang-ho Gelber
A
B

München, in der [illegible]
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 134. 14 Mai 1835.

Die Ströme der Erde.

Südamerika.

Schon der bloße Anblick der Karte von Südamerika zeigt, daß von Strömen und Stromgebieten nur ostwärts von der Cordillerenkette die Rede seyn kann, denn westwärts sind es nur die Gebirgswasser, die in fast durchaus westlicher Richtung von den Gebirgen herabkommen, und nach kurzem Laufe ins Meer fallen. Eine kleine Ausnahme von dieser Regel, auf die wir später zurückkommen werden, machen die westlichen Gewässer von dem Hochlande Quito an, wo das Gebirge sich in drei Arme spaltet. Das Gerippe des gesammten Landes bilden, wie früher schon erwähnt, die Cordilleren im Westen, die Sierra de Parime im Norden, die Sierra dos Parecis in der Mitte der Landveste, und die Küstenkette im Osten, aber erst der Lauf der verschiedenen Flüsse zeigt das mannichfach modificirte Gehänge des Landes. Gehen wir von der wenig bekannten Südspitze aufwärts gegen Norden, so ersieht man bald aus dem Laufe der Gewässer, daß das Gebirge, das ausgesprochenste Kettengebirge der Erde, zeitig die Tendenz zeigt zu Gesammterhebungen des Bodens und zur Bildung von Steppenbecken. Schon von dem Lago Coluguape unter 47° S. B. ist es ungewiß, ob er einen Ausfluß ins Meer hat, und bald erscheinen zahlreiche kleine Flüsse, welche Seen bilden auf ihrem Laufe, und sich ihr Bett bis ans Meer noch nicht durchgegraben haben. Indeß ist das ganze Gebiet von 45° S. B. bis über den Rio Colorado hinaus noch sehr unbekannt, und die Karten auch meist falsch gezeichnet: so sollen alle von 43° bis 55° S. B. ostwärts von den Anden entspringenden Flüsse, auch der Rio Diamante, im Cusu Leuvu oder Rio Negro zusammenfallen, wogegen nach Parchappe der Rio Diamante mit mehreren andern einen der Zuflüsse des Rio Colorado bildet. Der Cusu Leuvu ist der ansehnlichste Fluß zwischen dem La Platastrom und der magellanischen Meerenge, und gilt auch für die, freilich imaginäre, Gränze der argentinischen Republik gegen Patagonien hin. Er entspringt im hohen Gebirge, und läuft zwischen unfruchtbaren Wüsteneien in einem Thale, das er gleich dem Nil periodisch überschwemmt und befruchtet. Ueber seine wahrscheinliche Verbindung mit den zahllosen Seen *) und Sümpfen am Fuße der Anden wissen wir so gut wie nichts, nach der Sage aber soll in frühern Zeiten kurz nach der Eroberung eine Verbindung zwischen Buenos-Ayres und Chili auf dem Cusu Leuvu unterhalten worden seyn.

*) Gewöhnlich zählt man dort drei große Wassersammlungen: den Desaguadero, die große Lagune und den See Tehuel.

Nordwärts des Rio del Diamante und Colorado stehen wir abermals auf unbekanntem Boden; die meisten Geographen setzen zwar den Rio Colorado mit dem großen See und Sumpfe los Canaverales in Verbindung, diese ist aber sehr problematisch, denn nordwärts des Rio del Diamante ist eine Erhebung des Landes, wie namentlich aus dem Umstande hervorgeht, daß der Rio Tunuyan zuerst nördlich und dann erst östlich sich wendet; nordwärts von dem bekannten Laufe des Colorado wissen die spanischen Karten sogar von Sierras, ein Zusammenhang mit den östlichen Ausläufern der Anden, oder mindestens eine Wasserscheide wie in der Provinz Chiquitos, ist hier also gar nicht unwahrscheinlich, um so mehr als das Land auch hier von größern und kleinen Seen wimmelt.

Die Tendenz, Steppenbecken zu bilden, zeigt sich immer auffallender gegen Norden, namentlich durch die völlige Trennung der westlichen Gewässer von denen des Paranastroms; der Rio de Tunuyan fließt in einen See oder Sumpf, die oben genannten Los Canaverales, der Rio de Mendoza fließt in den See Guanacache, von da in den Silverio, und endlich gleichfalls in die Los Canaverales; alle Gewässer zwischen 30° und 23° S. B. und 68° bis 72° W. L. fließen in eine Menge kleinerer und größerer Seen, worunter der Lago de Andalgada der bedeutendste ist, keiner bahnt sich einen Ausweg aus dem Gebirge; erst weiter nordwärts wird dieß anders, denn dort sammeln sich die Gewässer der nur halb geschlossenen Steppenbecken in einem Strome, der das Hochland durchbricht. Dieß sind der Pilcomayo und der Rio Grande, beträchtliche Nebenflüsse des Paraguay vor seiner Vereinigung mit dem Parana. Von den aus dem östlichen Abhange des geschlossenen Hochlands herabkommenden Flüssen aber erreichen nur zwei, der Rio Salado und der Rio Tercero die Gewässer des Parana, alle übrigen: Rio Dolce, Rio Primero, Rio Segundo, Rio Quarto und einige andere verlieren sich in Seen, zum Theil in Salzseen.

Hieraus geht hervor, daß das untere Stromgebiet des Parana noch keineswegs ausgebildet ist; entweder werden die genannten Flüsse sich noch mit der Zeit ihr Bette graben und in

den Parana ausmünden, oder der Parana weiter gegen Westen drängen, wie der Mississippi gegen Osten drängt, denn eine Wasserscheide findet sich hier der Analogie der andern Flüssen zufolge nicht. Beweise für die tiefe Lage des ganzen Paraguaythals, namentlich aber des rechten Ufers, liefern die zahlreichen Seen längs dem Ufer des Pilcomayo, und des mit ihm parallel laufenden Rio Vermejo; die ganze Strecke zwischen dem 20° und 35° S. B. und dem 61° und 66° W. L. mag wohl einst der Boden eines Meerbusens gewesen seyn, und noch scheint die salzige Beschaffenheit des Rio Salado und einiger Seen, namentlich der Lagos Salados de los Porongos, auf große Salzniederlagen hinzudeuten, wie z. B. in den Steppen um den Oxus sich gleichfalls kleine Salzflüsse finden. Von ganz anderer Beschaffenheit ist das Quellland des Pilcomayo und Rio Grande. *) Sie fließen in unvollkommen geschlossenen wasserreichen Steppenbecken, die eigentlich zwischen den unermeßlichen Ebenen des Paraguay und der schmal sich hinziehenden Andenkette das Mittelglied bilden, auch in so fern, als die einschließenden Höhen keine bloßen Mesas sind, obwohl sie sich nur zu einer geringen Höhe erheben. Einen eigenthümlichen völlig für sich dastehenden Erdrücken bilden die sogenannten Montanas de los Yuanos, welche eine kleine Wasserscheide zwischen dem Rio Grande und Rio Salado ausmachen.

Das Quellland des Paraguay, und das Gebiet des Parana und des Uruguay sind sehr verschieden von dem westlichen Ufer.

(Fortsetzung folgt.)

*) Häufig Rio grande de Jujuy, auch San Salvador genannt.

Die Verhältnisse der Kap-Kolonie zu den Kaffern.

2. Der Krieg vom Jahre 1818. Makanna.

(Schluß.)

Diese männlichen Vorstellungen, wodurch einige der Anwesenden bis zu Thränen gerührt wurden, vermochten nicht, das Schicksal Makanna's zu ändern oder seinen Landsleuten eine Erleichterung zu verschaffen, welche fortwährend mit Strenge aufgefordert wurden, alle diejenigen auszuliefern, welche die Kolonialregierung geächtet hatte. Indeß schlugen alle Bemühungen, sich auch der andern Häuptlinge zu bemächtigen, fehl, und selbst Verrath ward umsonst versucht. Nachdem alles Vieh im Lande, das man nur finden konnte, geraubt war, zog das „christliche" Kommando, Zerstörung und Elend hinter sich lassend, in das Kolonialgebiet zurück, ohne den Zweck zu erreichen, um dessentwillen der Krieg angeblich unternommen war, aber mit einer Beute von weitern 20,000 Stück Vieh, die man den verhungernden und verzweifelnden Landeseingebornen entriß.

Die Behandlung und das Schicksal Makanna's lassen sich mit kurzen Worten melden. Auf Befehl der Kolonialregierung wurde er von der Algoa-Bai zur See nach der Kapstadt gesendet, dort als Gefangener in das gemeine Gefängniß eingesperrt, und endlich nebst einigen andern seiner Landsleute, ohne eines andern Verbrechens als des Kampfs für sein Heimathland gegen civilisirte Räuber schuldig zu seyn, auf Lebenslang nach der Robbeninsel, dem Botany-Bay des Kaps, verurtheilt, einen Ort, wo überführte Verbrecher, rebellische Sklaven und andere Uebelthäter gefesselt in den Schieferbrüchen arbeiten müssen. Nachdem Makanna etwa ein Jahr an diesem Wohnorte des Elends gewesen war, hatte er durch die eigenthümliche Ueberlegenheit seines Charakters über die Inwohner dieses Aufenthalts eine solche Herrschaft errungen, daß er einen Aufstand gegen die Wache erhob, diese überwältigte und entwaffnete; dann bemächtigte er sich einer Pinasse, und hätte wahrscheinlich mit seinen Anhängern die Flucht bewerkstelligt, wenn nicht das überladene Schiff, das er zuletzt bestieg, an der schroffen Küste, an der er zu landen versuchte, umgestürzt worden, und der unglückliche Häuptling ertrunken wäre. Mehrere seiner Gefährten, welche glücklich entkamen, erzählten später, Makanna hätte sich eine Zeit lang an einen Felsen geklammert, und man habe ihn mit seiner tiefen klangreichen Stimme die, welche mit den Wellen kämpften, laut aufmuntern hören, bis er endlich von der Brandung fortgerissen und verschlungen wurde. Herr Kay, der mehrere Jahre im Kafferland zubrachte, gibt in seinem interessanten Werke *) an, der allgemeine Glaube an Makanna's übernatürliche Kräfte sey unter seinen Landsleuten so allgemein gewesen, daß viele die Nachricht von seinem Tode gar nicht glauben wollten, und noch immer zuversichtlich seine Rückkehr erwarteten.

Ueber die Behandlung des kaffrischen Volks bei dieser Gelegenheit ist es unnöthig irgend eine Bemerkung zu machen. Thatsachen, welche durch so viele achtungswerthe Zeugen über allen Zweifel erhoben sind, sprechen laut genug zum Herzen jedes Rechtlichgesinnten. Tiefe Trauer erregt, was den Häupting Makanna betrifft, der Gedanke, welches tüchtige Werkzeug zu Beförderung der Civilisation unter den Kafferstämmen offenbar durch die schändliche Behandlung und den indirekten Mord dieses außerordentlichen Mannes zu Grunde ging, den eine klügere und edelmüthigere Politik zum dankbaren Verbündeten der Kolonie und zum dauernden Wohlthäter seiner Landsleute hätte machen können.

Der Krieg endigte mit einer Handlung, die mit dem Geist, in welchem er geführt worden war, völlig übereinstimmte. Man hatte ihn begonnen unter dem Vorwand, den Alliirten der Kolonie, Gaika, zu unterstützen, und endete mit einem Vertrag, worin dieser genöthigt wurde, eine der schönsten Provinzen des Gebiets der Amakosa abzutreten. Die Kaffern, Freunde und Feinde, und selbst der Ueberrest des Gonaquastamms, der im Jahre 1812 über den großen Fischfluß getrieben worden war, und sich östlich von demselben unter Gaika's Schutz angesiedelt hatte, mußten jetzt noch einmal weichen, und sich über den Keiskamma und Chumi zurückziehen. Durch diese ungerechte Handlung wurden etwa 150 □ M. (3000 engl.) zu dem schon allzu ausgedehnten Koloniegebiet geschlagen, während die Eingebornen auf eine Bevölkerung zurückgetrieben wurden, für welche bei ihrem Hirtenleben das Land vorher schon viel zu eng war. Die Uebereinkunft wurde in der Kapzeitung ein Vertrag genannt, aber es

*) Siehe Ausland vom vorigen Jahre Nro. 167 ff.

war ein Vertrag wie zwischen Wolf und Lamm, und man darf sich daher nicht wundern, wenn der arme Gaika, als er mit Herr Brownlee von seinen Verbindlichkeiten gegen die Kolonialregierung sprach, die Bemerkung machte: „wenn ich aber den großen schönen Landstrich betrachte, den man mir genommen hat, so muß ich gestehen, daß ich von meinen Beschützern mehr unterdrückt als beschützt bin.“ Dieser Landstrich wurde zuerst der neutrale Boden genannt, seine spätere Ve:wendung wird sich aus dem Verlauf der Erzählung ergeben.

Während der zwei folgenden Jahre blieb die Ostgränze in einem weit ruhigern Zustande, als man unter solchen Umständen hätte erwarten können. Mehrere Kaffer-Clans, denen man Alles, oder beinahe alles Vieh genommen hatte, *) erduldeten alle Schrecken der Hungersnoth; sie sahen ihr altes Besitzthum, das Zunreveld, von britischen Siedlern bebaut und blieben in Frieden. Einige Viehheerden wurden am Ufer des großen Fischflusses von kleinen Räuberschaaren fortgetrieben, und einigemal auch die Hirten erschlagen: dieß war Alles, was die angebliche Raubsucht und der Blutdurst der Kaffern verübte, und gewiß war es von Leuten, deren Weiber und Kinder hinstarben, weil die Kolonialkommando's ihnen alle ihre Milchkühe fortgetrieben hatten, kein so „entsetzliches“ Verbrechen, wie einige Siedler es anzusehen geneigt waren.

*) In den zwei vorhergehenden Jahren im Ganzen über 50,000 Stück.

Ceylan.*)

Außer einem einheimischen Regiment Jäger und zwei Artilleriekompagnien liegen noch vier Linienregimenter auf dieser Insel. Das einheimische Regiment besteht hauptsächlich aus Malayen, und versieht den Dienst auf jenen Posten, wo Europäer nicht zu verwenden sind.

Colombo ist die Hauptstadt der Insel und wird als Sitz der Regierung betrachtet; diese Stadt ist gut befestigt und umschließt die Wohnung des Gouverneurs, die für die Behörden bestimmten Gebäude und eine zahlreiche Bevölkerung. Sie liegt auf einer von drei Seiten vom Meer umgebenen Erdzunge, und die vierte wird zum großen Theil von einem Süßwasser-See begränzt, der groß genug ist, um bequem von Gondeln befahren werden zu können. Der Raum zwischen dem See und dem Meer wird die Ebene von Gallé genannt; hier werden die Truppen am Abend in den Waffen geübt und auch Pferderennen gehalten. In der Nähe der Befestigungen befindet sich eine bedeutende Anzahl wohlgebauter Häuser, von denen jedes mit einer aus Erde aufgeführten Mauer umgeben und von Kokospalmen beschattet ist. Diese Häuser werden größtentheils von Civilbeamten und auch von einigen Offizieren bewohnt, welche die Erlaubniß erhalten haben, außerhalb der Mauern zu wohnen. Jeden Montag morgens rückt die ganze Garnison zu Waffenübungen aus und alle Tage ist Parade.

Der in der Stadt herrschende Ton ist gesellig und angenehm; außer mehrern Privatgesellschaften wird jeden Monat ein öffentlicher Ball gegeben, und sogar das Militär hat seine Kränzchen und Abendgesellschaften. Es befindet sich eine Leihbibliothek in der Stadt, in welcher man auch Zeitungen und andere periodische Schriften erhalten kann, und jedes Regiment hat seinen Billardsaal, der in den Stunden, wo die große Hitze das Ausgehen erschwert, sehr besucht wird. Die Spaziergänge in den Umgebungen von Colombo sind reizend, besonders jene in den großen Gärten von Zimmetbäumen, welche nebst den zwischen ihnen wachsenden wilden Blumen die Luft mit den lieblichsten Gerüchen erfüllen. Die kältesten Monate ausgenommen, wohnen der Gouverneur und die Regimentskommandanten zu Candy oder zu Nevera-Ilia.

Candy liegt im obern Theil der Insel, 75 Meilen von Colombo auf einer schönen 1700 Fuß über den Meeresspiegel erhobenen Hochebene. Eine Kunststraße, so schön als nur irgend eine in England, die unter der Verwaltung Sir Edward Barnes's vollendet wurde, führt nach dieser Stadt. Diese Straße verdankt ihre Anlage der Beharrlichkeit des Gouverneurs und der den Bau leitenden Ingenieure, denn es waren große Schwierigkeiten zu überwinden. Das Land zwischen Colombo und Candy ist außerordentlich angenehm; Alles, was Wälder, Gebirge und Gewässer nur immer Schönes bieten können, findet sich hier vereint. Ein militärischer Marsch erstreckt sich selten über 12 englische Meilen täglich, und um 7 Uhr Abends rückt man in die Nachtquartiere. Am Nachmittage beschäftigen sich die Soldaten gewöhnlich mit der Jagd.

*) Aus dem Schreiben eines britischen Offiziers.

Vier Meilen von Candy fließt der Mahavilla Ganga, über den man auf einer hölzernen Brücke mit einem einzigen 206 Fuß weiten Bogen gelangt; diese Brücke ist 22 Fuß breit und in der Mitte 67 Fuß hoch.

Candy liegt in einem von ziemlich hohen Hügeln eingeschlossenen Thal; die Temperatur ist hier etwas gemäßigter und für die Europäer erträglicher als in Colombo. Am frühen Morgen zeigt das Thermometer 65° F. (14⅔° R.), den Tag über steigt aber die Hitze zuweilen bis zu 81° F. (21⅘° R.). Der Anblick, welchen die Stadt bietet, hat bedeutend durch die große Anzahl neuer unlängst erst gebauter Häuser gewonnen; der Pavillon, den der Gouverneur bewohnt, ist ein schönes Gebäude, und der Palast der letzten Könige von Candy ist zur Wohnung für die Civilbeamten eingerichtet worden. Die Kasernen haben eine kühle luftige Lage. Ein vormaliges Serail wurde in ein Spital verwandelt, in welchem die Aerzte nebst dem übrigen Personal wohnen; es hat in seinen Ringmauern schattige Spaziergänge für die Genesenden, einen See, ferner eine Bibliothek und ein geräumiges Lokal für Versammlungen.

Die Umgebungen von Candy sind so gebirgig, daß man sie unmöglich im Wagen kennen lernen kann; dagegen bieten sie herrliche Aussichten, die sich zu Fuß und theils auch zu Pferde in Augenschein nehmen lassen. Vier Meilen von Candy befindet sich der botanische Garten, wo ein Gasthaus nach europäischer Art die Besuchenden aufnimmt, und ein öffentliches Fuhrwerk den, der sich dessen bedienen will, nach Colombo bringt.

Fünfzehn Meilen weiter im Innern findet man das 7000 Fuß über dem Meeresspiegel gelegene Nevera-Ilia, ein für die Europäer sehr zuträglicher Aufenthalt, wo viele europäische Gewächse gedeihen, wo es herrliche Erdbeeren gibt und der Rhododendron eine bedeutende Höhe erreicht. Der Pedrogalla, ein benachbartes Gebirge, erhebt sich noch 1000 Fuß über die Hochebene von Nevera-Ilia, auf dessen Gipfel, von dem aus man eine entzückende Aussicht genießt, ein Weg gebahnt worden ist. Das Land zwischen diesem Ort und Candy, das man auf einer trefflichen Straße in 5 Stunden erreicht, ist so schön als nur irgend eine der malerischsten Schweizergegenden.

Nevera-Ilia ist wahrhaft ein Wunder wirkender Ort, denn die hieherkommenden kranken, oft schon halbtodten Europäer bedürfen nur einer Woche, um wieder zu Kräften zu kommen, und obgleich mehrere, die man so gut als aufgegeben hatte, hieher kamen, so ist doch, so viel mir bekannt, noch keiner gestorben. Es befinden sich auf dieser Station gegen 200 europäische Soldaten, von denen noch keiner ins Spital gekommen ist, obschon sie den ganzen Tag mit Straßenbau, Holzfällen u. s. w. beschäftigt sind. Einige, welche ziemlich kränklich aus dem niedern Lande hieher kamen, waren schon nach acht Tagen vollkommen hergestellt und bei trefflichem Appetit. Das Klima ist das ganze Jahr hindurch gleich gesund, obwohl es zuweilen ganze Monate hindurch regnet. Im December, Januar und Februar ist die Erde mit Reif bedeckt, und des Morgens fällt das Thermometer bis auf 28° Fahr. (— 1°, 57 R.). Weiße Ameisen und Insekten überhaupt sind sehr selten; Elephanten sind die einzigen großen Thiere dieses Bezirks, man findet sie in großer Anzahl, doch thun sie niemand etwas zu Leid. Das Fleisch erhält sich hier 10 bis 12 Tage lang frisch, und die hier bereiteten Schinken, so wie auch das Pökelfleisch, sind besser als das, was aus England kommt. Das Eisen rostet hier fast niemals, und Riegel und Thürangeln sehen aus, als ob sie eben erst angeschlagen worden wären.

Die Briefpost geht dreimal wöchentlich zwischen Colombo und Candy hin und her, und bis zum 1 Januar 1834 wird wohl eine Straße von Nevera-Ilia nach Candy fertig seyn, auf welcher Wagen fahren können. Die Entfernung beträgt 52 Meilen, die selbst jetzt nur für eine Tages-

reise gerechnet werden. Auf allen öffentlichen Straßen der Insel findet man von 12 zu 12 Meilen Ruhehäuser für Reisende, von denen einige zum Theil mit Möbeln versehen sind und drei Familien aufnehmen können.

Heute am 30 August bin ich von Kopf bis zu den Füßen in Tuch gekleidet und trage Flanell auf dem bloßen Leibe; mein Zimmer ist sorgfältig verschlossen und ich kann kaum die Feder halten. Das Thermometer steht in diesem Augenblick auf 60° F. (12° 45 R.), und in 2 bis 3 Stunden wird es im Innern des Hauses 54° F. (9° 77 R.) zeigen. Morgens und Abends kann man nicht ohne Feuer seyn, und zwei wollene Decken des Nachts sind nicht zu viel.

Genüsse aller Art gibt es im Ueberflusse, nur mangelt es an Weide für das Vieh, da das hiesige Gras zu rauh ist; die englischen Gräser, mit denen jedoch nur ein kleiner Raum bebaut wurde, gedeihen jedoch vortrefflich. Zu Fort Macdonald, 13 Meilen von Nevera-Ilia, wo ein sehr mildes Klima herrscht, finden sich schöne Weideplätze, auch sollen dort alle indischen und englischen Gewächse sehr gut fortkommen.

Sittenschilderungen aus Nordamerika.

Strenge der Puritaner in Neu-England.

Diese Strenge zeigt sich nicht nur in den Sitten, sondern auch in den Gesetzen. Trunkenheit, Hazardspiele, Unzucht, Fluchen, Nichtbeobachtung des Sonntags sind Vergehen, welche in Massachusetts theils mit Gefängniß-, theils mit Geldstrafen belegt werden. Der in Neu-England herrschende Puritanismus übt seinen Einfluß auf beinahe alle Staaten der Union aus. So belegt das Strafgesetzbuch des Ohio den vertraulichen Umgang zwischen unverheiratheten Männern und Frauenzimmern mit Gefängnißstrafe. Ich habe zu Cincinnati einzelne Individuen zu dieser Strafe verurtheilt gesehen; sie wurden in einen ungesunden Kerker gesperrt, in welchen keine frische Luft einzudringen vermochte.

In New-York sind alle Hazardspiele, als Karten, Würfel, Billard an öffentlichen Plätzen, in Gasthäusern, Schenken und auf Packetbooten bei einer Strafe von 10 Dollars für die Haus- oder Schiffseigenthümer verboten. Jedes Individuum, das eine Summe Geldes in einem Hazardspiele gewinnt, hat den fünffachen Betrag der gewonnenen Summe als Strafe zu erlegen. Wer im Spiele oder durch Wetten eine Summe von 25 Dollars verliert oder gewinnt, wird eines Vergehens schuldig erklärt, und wenigstens um das Fünffache der verlornen oder gewonnenen Summe bestraft. Deßgleichen bestraft das Gesetz in diesem Staate alles Fluchen und Schwören; es verbietet den Verkauf gebrannter Wasser in der Nähe einer religiösen Zusammenkunft auf eine Entfernung von wenigstens zwei Meilen. Auch in Pennsylvanien bestehen ähnliche Gesetze. Trunkenheit wird theils mit Geld, theils mit Gefängniß bestraft; dem Wirthe, bei welchem das Vergehen stattfand, wird sein Patent entzogen. Ist ein Individuum als dem Trunke ergeben bekannt, so wird ihm, gleich einem Geistesschwachen, ein Pfleger gesetzt, und wer Wein oder Branntwein an ihn verkauft, wird um 10 Dollars gestraft.

Das weibliche Geschlecht in Amerika.

Der auffallendste Zug bei den amerikanischen Frauen ist ihre Ueberlegenheit über die Männer.

Vom zartesten Alter an widmet sich der Amerikaner den Geschäften; kaum kann er lesen und schreiben, so wird er Kaufmann. Der erste Klang, der zu seinen Ohren dringt, ist der des Geldes; die erste Stimme, die er vernimmt, ist die des Interesses. Mit der Geburt schon athmet er gewissermaßen eine industrielle Luft ein. Die ersten Eindrücke, die er empfängt, überzeugen ihn, daß das Geschäftsleben das einzige sey, welches für ihn paßt.

Ganz anders gestaltet sich das Loos des Mädchens; ihre moralische Erziehung währt bis zu dem Tage, an welchem sie sich verheirathet; sie erwirbt sich Kenntnisse in der Geschichte, in der Literatur. Im Allgemeinen erlernt sie eine fremde Sprache (meist französisch); sie versteht etwas von der Musik; ihr ganzes Leben ist intellektuell.

Diese so unähnlichen jungen Leute beider Geschlechter vereinigen sich dereinst durch eine Heirath. Der Mann folgt dem Laufe seiner Gewohnheiten, und bringt seine Zeit entweder auf der Börse oder in seinem Magazine zu. Die Frau, welche von dem Tage ihrer Vermählung vereinzelt dasteht, vergleicht das reelle Leben, welches ihr zu Theil ward, mit der Existenz, von der sie träumte. Da von dieser neuen Welt, welche sich ihr öffnet, nichts zu ihrem Herzen spricht, so nährt sie sich von Luftbildern und liest Romane; es lächelt ihr wenig Glück, sie wird fromm und liest Predigten. Hat sie Kinder, so lebt sie unter diesen, und pflegt und liebkost sie. Auf solche Weise fließen ihre Tage dahin. Am Abend kommt ihr Mann nach Hause; er ist sorgenvoll, unruhig, von Anstrengungen erschöpft; er überbringt der Frau die Früchte seiner Arbeit, und träumt von den Spekulationen des folgenden Tages. Er setzt sich zum Mittagessen und gibt kein Wort von sich; die Frau weiß nichts von den Geschäften, welche seine Seele ausfüllen; so kommt es denn, daß sie selbst in Gegenwart des Mannes noch vereinzelt dasteht. Der Anblick seines Weibes, seiner Kinder vermag den Amerikaner nicht der positiven Welt zu entreißen, und so selten gibt er derselben ein Zeichen seiner Liebe, seiner Zärtlichkeit, daß man denjenigen Familien einen Spottnamen gibt, in welchen der Mann nach seiner Heimkehr seine Frau und Kinder umarmt; man nennt sie: the kissing families (küssende Familien). In den Augen des Mannes ist die Frau keine Gefährtin, sondern eine Handelsgenossin, die das von ihm durch den Handel gewonnene Geld für seine Wohlfahrt theilweise wieder ausgibt.

Aus der sitzenden und zurückgezogenen Lebensweise der amerikanischen Frauen und aus den klimatischen Verhältnissen erklärt sich die physische Schwäche ihres Geschlechts. Sie verlassen das Haus selten oder nie, machen sich keine Leibesbewegung, leben von leichter Nahrung und haben meist viele Kinder; es darf daher nicht verwundern, wenn sie vor der Zeit alt werden und jung sterben.

Solche Gegensätze bilder das Leben beider Geschlechter in Amerika; das der Männer ist bewegt, abenteuerlich, beinahe fieberhaft, das der Weiber traurig und eintönig. Gleichförmig verfließt es bis zu dem Tage, wo der Mann seiner Frau ankündigt, daß er Bankerott gemacht habe. Dann wird aufgebrochen, und dieselbe Existenz anderswo aufs Neue begonnen.

Jede amerikanische Familie schließt daher zwei wesentlich verschiedene Welten in sich: die eine ist ganz materieller, die andere ganz moralischer Natur. Wie innig auch das Verhältniß seyn mag, das beide Gatten vereinigt, stets bemerkt man die Schranke, welche den Körper von der Seele, die Materie von der Intelligenz scheidet.

Wer ein Mädchen verführt, det dadurch die Verpflichtung auf sich, sie zu heirathen. Unterläßt er dieß, so erfährt er allenthalben die Mißbilligung der Welt, und wird aus jeder Gesellschaft zurückgewiesen.

Wenn in England ein junger Mensch der Aristokratie ein Mädchen des Mittelstandes verführt, so macht dieß wenig Aufsehen, und die große Welt verzeiht ihm leicht den Schaden, den er in der untern Klasse angerichtet hat. Ganz anders verhält es sich in einer Gesellschaft, wo alle Stände gleich sind, und sich kein Rang über den andern erhebt.

Selten legen in diesem Fall die Eltern den Mädchen etwas in den Weg; höchstens machen sie einige Einwendungen, die jedoch durch eine kleine Beständigkeit bald überwunden werden. Die Gesellschaft würde einen Vater sehr tadeln, der den Wünschen seines Kindes längere Zeit widerstände. Man darf jedoch ja nicht wähnen, es sey in diesem Lande der Freiheit die väterliche Gewalt sehr beschränkt; das Gesetz gibt den Eltern das Recht der Enterbung im weitesten Sinn; allein sie machen unter solchen Umständen keinen Gebrauch davon, weil die Gebräuche und Sitten mächtiger sind als die Gesetze, und erstere die freie Wahl bei den Heirathen beschützen.

Zuweilen findet man junge Leute, welche vermöge eines großen angeerbten Vermögens und einer feinen Erziehung sich in Intriguen und Galanterien einlassen; sie sind jedoch ihrer zu wenige, um schädlich zu seyn, und fällt es ihnen je bei, den Frieden einer Haushaltung zu stören, so verbündet sich die ganze amerikanische Gesellschaft gegen sie, um den gemeinschaftlichen Feind zu vernichten. Hieraus erklärt es sich auch, warum unverehlichte Amerikaner, welche Vermögen haben, selten in den Vereinigten Staaten bleiben, vielmehr lieber nach Europa gehen, wo sie intellektuelle Männer und verdorbene Weiber genug finden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 135. 15 Mai 1835.

Ueber die
Verwendung der Neger als Soldaten in Westindien.

(Nach Dr. Fergusson.)

Eine nothwendige Folge der Freilassung der Sklaven besteht darin, daß sie künftig die Ackerbauer und Milizsoldaten des Landes seyn werden. Ein Kind der tropischen Sonne, ist die physische Tauglichkeit des Negers zum Kriege in einem solchen Klima ausgezeichnet, seine moralischen Eigenschaften erfordern genauere Erwägung: er ist gutmüthig, seinen Führern ergeben, gelehrig, liebt den Glanz und Flitter militärischer Paraden, und hat in dieser Hinsicht Alles, um einen guten Soldaten aus ihm zu machen; auf der andern Seite ist er unbeständig und sinnlich, ohne die nöthige Festigkeit und Ausdauer, und leicht durch Schwierigkeiten und Unfälle entmuthigt. Vor europäischen Soldaten verdient er für den westindischen Dienst vielfach den Vorzug: er weiß seinen Unterhalt viel leichter sich selbst zu verschaffen, ist einfach im Essen, an das Klima gewöhnt, darum gesund, zufrieden und stets diensttauglich. Obwohl sinnlich, ist er selten ein Trunkenbold, und selbst die britischen Rumportionen, die man unklugerweise auch ihm verabreichte, so wie böses Beispiel, konnten ihn nur selten verderben, denn die Negerstämme sind unter allen Menschenracen am wenigsten der Trunksucht ergeben.

So zeigten sich bisher die Neger-Soldaten in den englisch-westindischen Regimentern. Ob man sie je dahin bringen wird, das Feuer einer Batterie auszuhalten, ist sehr die Frage; man kann sie zum Angriff führen, denn sie besitzen, wie alle Wilden, thierischen Muth, aber den Muth des Verstandes muß man nicht von ihnen verlangen. In einem Wald- und Gebirgskriege, wo sie das Klima für sich haben, werden sie sicherlich eine europäische Truppenzahl zu Grunde richten, vor der sie im offenen Felde gewiß nicht Stand halten würden. Unter irgend einer Form müssen indessen die schwarzen Truppen den Hauptdienst in Westindien verrichten, besonders was die innere Sicherheit des Landes betrifft, wenn nicht die europäischen Soldaten oft nach einem Jahre schon hinsterben sollen. Die Fähigkeit des afrikanischen Negers *) für den westindischen Dienst ist ausgezeichnet: durch eine wundersame Idiosynkrasie scheint er gegen endemische Fieber wie gefeit: Sumpfmiasmata, welche den europäischen Soldaten unfehlbar zu Grunde richten, sind für ihn kein Gift; die warmen, feuchten, niedern Seegestade, wo sich verderbliche Ausdünstungen erzeugen und anhäufen, sind ihm in jeder Hinsicht angemessen, er lebt gerne daselbst, und findet Leben und Gesundheit darin, während die Luftzüge auf den Berghöhen, wo der Weiße allein Sicherheit gegen tropische Krankheiten findet, seinem ganzen Wesen zuwider sind; wird er dahin versetzt, so wird er von Schmerzen auf der Brust und in den Eingeweiden befallen, die meist tödtlich sind. Hieraus geht schon hervor, wo man sie, und wo man europäische Truppen einquartiren muß. Bei Aufständen und Unruhen im Innern, wo Wälder und Sümpfe durchsucht werden müssen, ist der Negersoldat an seinem Platze, und er ist allein im Stande, den Feind, der seine eigene Farbe trägt, in den Wildnissen Westindiens zu verfolgen und einzuholen. Der europäische Soldat, schon physisch unfähig hiezu, wird bald hinfällig und stirbt, wenn die Anstrengung vorüber ist, an den Folgen der Hitze, welcher er ausgesetzt war, und den endemischen Krankheiten, deren Keim er während dieser Art von Kriegführung eingesaugt.

Man hat bisher den groben Fehler begangen, den uncivilisirten Afrikaner, wie er aus seinen heimischen Wäldern kam, plötzlich in einen englischen Soldaten umwandeln zu wollen, und hat ihn in eine volle Uniform gesteckt, die Schuhe nicht zu vergessen, die ihn wenigstens auf ein Jahr lahm und dienstuntauglich machten. Seine Eßlust und seine Verdauungsorgane sollten sich gleichfalls plötzlich an seinen neuen Stand gewöhnen, denn statt vegetabilischer Nahrung, an die er sein Leben lang gewöhnt war, lieferte man ihm gesalzenes Fleisch und Rum; er sollte in einer Kaserne wohnen, wo die Sonne, unter der er geboren war, und in deren Strahlen er lebte und sich wohl fühlte, sein Antlitz nicht bescheinen sollte, als zu den bestimmten Stunden der Morgen- und Abendparade; er sollte aufhören zu arbeiten, und dadurch den Gebrauch seiner einzigen stets besessenen Fähigkeiten, nämlich den seiner Hände und Füße verlieren. Die schwarzen Truppen sind nicht so gesund, als ihre halbnackten Brüder auf einer gut eingerichteten Plantage, und das ist nicht zu verwun-

*) Es ist nämlich zu bemerken, daß bis zur Emancipation die schwarzen Truppen nur aus afrikanischen Negern, nicht aus ehemaligen westindischen Sklaven oder Negerkreolen bestanden, welche letztere künftig zu Soldaten genommen werden sollen.

dern, wohl aber, daß sie bei dem rohen Experiment und der unnatürlichen Lebensweise, zu der man sie verdammte, nicht in großer Anzahl durch Krankheiten hingerafft wurden. Um aus den Negern tüchtige Soldaten zu machen, muß man sie statt der trägen Ruhe in den Kasernen angemessen beschäftigen, damit Seele und Leib wieder Gesundheit erlangen; man darf ihnen nicht die Ration eines englischen Soldaten, namentlich keinen Rum geben, sondern muß ihnen zu ihrem und des Staats Vortheil eine wohlfeilere, reichlichere Pflanzenkost liefern; man braucht nicht mehr mit ungeheuern Kosten und zur geringen Bequemlichkeit der Schwarzen Kasernen zu unterhalten, sondern soll sie allenthalben anhalten, sich selbst Hütten zu bauen, *) was sie zum Krieg in Wäldern und Bergen vortrefflich vorbereiten würde. Der Neger muß der Jäger und Schanzarbeiter in Westindien seyn, dazu ist er ausnehmend geeignet, während der europäische Soldat ohne fast gewisse Lebensgefahr weder das eine, noch das andere seyn kann.

Das Schicksal der weißen Truppen läßt sich in wenig Worten schildern, denn es ist stets dasselbe; sie landen, stürmen die Batterien mit fast unwandelbarem Erfolg, und dann — darf man den Sieg feiern mit dem Begräbniß der Sieger, denn zwölf Monate nachher findet man nicht den zehnten Theil mehr am Leben. Fast alle westindischen Festungswerke sind nahe an der See, im Hintergrunde von Baien u. dgl. angelegt, um dem Handel sichere Häfen zu geben. Hier können die Weißen nicht leben. **)

Der volle Sold und die Rationen eines englischen Soldaten sind an den Neger weggeworfen: der erste ist viel zu groß, die zweiten seinen Bedürfnissen durchaus unangemessen, denn etwas Nachtheiligeres als ein Pfund gesalzenes Fleisch, ein Pfund Zwieback oder auch Brod und Rum läßt sich kaum denken: eine solche von England aus gesendete Ration kostet nicht weniger als 2½ Sch. (1 fl. 30 kr.) und mit Transport, Magazinirung, Verlust u. s. w. vielleicht das Doppelte, was an den Neger rein weggeworfen ist, denn mit dem zehnten Theil lebt er weit besser. Die ganze Ausgabe für einen Negersoldaten darf monatlich sechs Dollars (etwas über 15 fl.) nicht übersteigen, und das ist noch eine sehr reichliche Bezahlung, denn jeder Offizier, der in Ostindien war, weiß, daß der schwarze Hausbediente sich gegen Vergütung von zwei Dollars monatlich verköstigt, und ein wohlgenährter Plantageneger kostet auch nicht so viel. Der Neger war nie gewöhnt, Salzfleisch dem Pfunde nach zu verzehren, er braucht minder concentrirte, mehr den Magen füllende Nahrung, und diese findet er leicht in den einheimischen Pflanzen, den Yamswurzeln, süßen Kartoffeln, Cassava u. dgl.; würzt er diese mit etwas gesalzenem Fisch oder Fleisch, das nie mehr als ein Viertelpfund seyn darf, so hat er ein wahrhaft epikureisches Mahl. Liefert man ihm im Felde, wo er von allen seinen Märkten ferne ist, ein Viertelpfund gesalzenes Fleisch nebst einer vollen Ration Reiß, und allenfalls Cacaobohnen und Zucker zum Frühstück, dann sind alle seine Bedürfnisse befriedigt.

Was die Kleidung betrifft, so muß sie leicht seyn, und der Neger eine Decke für die Nacht haben, dann ist Alles genügend; die Farben kann man für den sinnlichen Neger nicht zu hell wählen. Die jetzige Kopfbedeckung der westindischen Truppen wiegt zwei Pfund, ist heiß und schwer, und besteht aus Stoffen, welche Hitze und Feuchtigkeit einsaugen. Diese erhitzende Last auf dem Kopf ist wahrscheinlich eine starke prädisponirende Ursache der tropischen Fieber, die, wie sich bei Sektionen ergab, ihren Grund in Inflammationen des Gehirns hatten. Man sollte die Kopfbedeckung wo möglich aus Korkbaumrinde machen, welche die Hitze nicht leitet, und keine Feuchtigkeit durchläßt. *) Auch könnten sie aus dem einheimischen zartgespaltenen Bambus gefertigt werden, den man zu Korbarbeiten braucht; jedenfalls aber müßten sie mit gefirnißter Leinwand überzogen werden, damit sie die Strahlen der Sonne zurückwirft. Die Frage über die Fußbekleidung ist noch wichtiger: wenn man auch dem in Reih und Glied marschirenden Soldaten, der sich die Stelle, wo er hintreten will, nicht auswählen kann, eine Fußbedeckung geben muß, so ist auf der andern Seite gewiß, daß die gewöhnlichen Schuhe für den Fuß des Negers nicht passen; dieser ist platt, dünn und die Zehen weit ausgespreizt. Eine offene Sandale, welche die Sohle schützt und den Zehen völlige Freiheit läßt, ist alles was der Neger braucht und tragen kann; die Schuhe sollten für immer verbannt werden, denn so wie sie der Neger anlegt, er geht verso ist die Bewegung an der Fußbiege gehindert, er geht vermittelst der Kniebiege, und schleppt den Fuß wie ein todtes Gewicht nach. Die Negerarmee auf St. Domingo hatte nicht Einen Schuh im Vermögen, und es war das barfüßige Negerregiment Bourbon auf Barbados, das im Jahre 1816 bei dem Sklavenaufstand die Insurgenten zuerst überfiel, und, was die Schnelligkeit betrifft, die andern Truppen alle überholte.

Aus dem Obigen wird man ohne Mühe abnehmen, daß in der verständigen Verwendung der Neger zum Soldaten England ein Mittel in der Hand hat, seine Kolonialherrschaft zu sichern, und dem Staate Menschenleben und Schätze zu erhalten. Doktor Ferguson schließt seine Abhandlung mit folgenden Worten: „so

*) Sie sind im Hüttenbauen so erfahren, und es entspricht so sehr ihren Gewohnheiten, daß z. B. bei einem neuerlichen Orkan in St. Lucia, als sämmtliche Kasernen mit Ausnahme des Magazins vom Sturme niedergeworfen und die Trümmer fortgerissen wurden, ein schwarzes Regiment innerhalb 24 Stunden nicht nur sich selbst Schutz gegen das Unwetter verschaffte, sondern auch den europäischen Offizieren und Soldaten. Ein Vortheil dieser Hütten für den Neger besteht auch noch darin, daß er seine Frau bei sich haben kann, denn der Neger ist kein Freund der Ehelosigkeit, und kann in diesem Punkte nicht zu der gleichen Entbehrung angehalten werden, wie der europäische Soldat; auch ist die gleich dem Manne abgehärtete und weit minder indolente Frau kein Hinderniß im Lager, vielmehr sehr nützlich; sie ist der Lastträger, der Fouragier, der Koch und die Wäscherin des Mannes. Man hat in St. Domingo die Erfahrung gemacht, daß die Truppen munter und willig, oder unzufrieden waren und auszureißen suchten, je nachdem die Weiber im Lager sich befanden oder nicht.

**) Während die Engländer St. Domingo besetzt hielten, also während vier Jahren, starben nicht weniger als 628 Offiziere, die gemeinen Soldaten in noch viel größerm Verhältniß. Die Vernichtung der französischen Armee, welche St. Domingo wieder erobern sollte, ist nach allem diesem auch kein Räthsel mehr.

*) Trotz der Leichtigkeit können sie doch einen Säbelhieb abhalten.

ein mittelmäßiger Soldat der Neger in Vergleich mit dem Europäer seyn mag, so unüberwindlich ist er in seinen heimischen Wildnissen, und wer ihn dort aufsucht, wird ein unrühmliches Ende finden. Zeuge dessen ist St. Domingo, wo die schönste Armee Frankreichs nach einem Jahre zu Grunde gerichtet war; jeder Versuch, dieß schöne Land mit einer andern Truppe als mit einer Negerarmee zu erobern, wäre ein eitler Kampf gegen feindliche Elemente. Möge England diese Macht gehörig pflegen und weise verwenden, sonst kann sie sich gegen uns selbst kehren, und die Herrschaft vernichten, zu deren Erhaltung sie berechnet war. Es widerspricht aller Kenntniß des Negernaturells, wenn man glaubt, er werde nach Vollendung der Emancipation ein geordneter, fleißiger Landbauer werden. Sein Paradies liegt in der Abwechslung von Indolenz und heftiger Aufregung, nicht in den Genüssen einer nüchternen Industrie, und für ein solches Naturell hat das militärische Leben unwiderstehliche Reize. Ihn zu bezwingen wird schwer seyn, ihn zu einer Arbeit wie früher zu bewegen, unmöglich; das Waffenhandwerk allein kann seine Seele fesseln, und wenn man die Soldaten aus nahezu einer Million Menschen wählen kann, welche Nation, die noch Sklaven hat, *) wird es wagen, das Land der freien Negersoldaten anzugreifen, wenn diese von englischen Offizieren befehligt, und nach englischer Kriegsordnung organisirt sind. Die Herrschaft des tropischen Amerika beruht von nun an in der Kraft des emancipirten Sklaven, und diese Herrschaft ist der Preis desjenigen Landes, das diese Macht am besten zu gebrauchen versteht."

*) Aus dieser Anspielung geht deutlich hervor, daß man mit der Negeremancipation hauptsächlich den Vereinigten Staaten einen Streich versetzen wollte, denn die Pflanzer blickten sehnsüchtig nach diesem Lande, das ihnen Schutz für ihren Sklavenbesitz anbieten konnte, und vielleicht eventuell anbot.

Die Ströme der Erde.

Südamerika.

(Fortsetzung.)

Von den Lagunen in der Provinz Chiquitos erhebt sich das Land in der Sierra Agoapehy, dos Pariçis, do Pary, wo der Paraguay aus den Sette Lagoas (7 Seen) entspringen soll, und eine schwache Wasserscheide zieht sich hinab zur Sierra do Sacco; dieser Halbkreis schließt den Oberlauf des Paraguay und seiner Zuflüsse ein. Ganz getrennt von der Sierra do Sacco steht die Sierra Galhano, aber näher dem Paraguay, und zwischen diesen beiden findet sich eine ziemlich seltsame Wasserscheide **) zwischen den Gewässern, die dem Paraguay und die dem Parana zufließen. Im Süden des erwähnten Halbkreises liegt der See Xarayes, ***) der in der Regenzeit auf beiden Seiten des Flusses auf mehr als hundert Meilen sich ausdehnt. Der Strom fließt in einer schmalen Furche von unbeträchtlicher Tiefe gerade gegen Süden durch die niedrigen Pampas, *) und vereinigt sich bei Corrientes mit dem Parana. Das Quellland dieses letztern Flusses, das aus einer Menge Gebirgsausläufern besteht, reicht hinauf bis zum 16° S. B., und sein linkes Ufer ist mit Ausnahme des Landstrichs zwischen den Zuflüssen Rio Grande und Tiete, und einiger andern Strecken sehr uneben bis hinab zum Einflusse des Rio Uguazu; tiefer unten aber, kurz vor der Einmündung des Paraguay, befindet sich eine ungeheure Lagune, Caracares genannt, die ein wahrer Seitenausbruch des Stroms, und um so merkwürdiger ist, als einige Ausflüsse derselben tiefer unten, theils in den Parana, theils aber auch in den Uruguay fallen.

Die Configuration des Landes östlich von Paraguay in Bezug auf den Flußlauf ist überhaupt ziemlich seltsam. Von der Südspitze der Provinz Montevideo, nämlich von Maldonado an, steigt ein schwacher Landrücken mit unbedeutenden Krümmungen aufwärts bis $28^1/_2$° S. B., und wendet sich dann plötzlich ostwärts im rechten Winkel gegen das Meer, weßhalb er auch in seinem weitern Verlaufe Sierra do Mar genannt wird. Westwärts von diesem Landrücken fallen alle Gewässer so ziemlich unter rechten Winkeln in den Uruguay, der unter 28° S. B. in einer Entfernung von nur einem halben Grade vom Meer entspringt, und bis zu seinem Ausfluß in den la Plata einen Bogen von 60 Graden beschreibt. *) Einen zweiten Bogen über dem ersten oder vielmehr einen Halbkreis beschreiben der Rio Uguazu und der Parana. Dieselbe Richtung wie der Uguazu halten der Ivahy, der Paranapanema, der Tiete und Rio Para ein, die alle von Osten nach Westen laufen, und in geringer Entfernung vom Meere entspringen. Die obengenannten Flüsse sind in der Richtung von Süden nach Norden angegeben; die welche weiter nordwärts, theils von der rechten, theils von der linken Seite in den Parana fallen, gehören zu dessen oberem Lauf, wo er noch nicht einmal seinen spätern Namen führt: die bedeutendsten sind von Ost nach West der Rio das Velhas, Paranahyba, Curumba, Turvo: die Quellen sind in den Montes Pireneos, ostwärts von Villaboa, der Hauptstadt der Provinz Goyaz.

Der Ober- und Unterlauf des Paraguay, Parana und Uruguay sind durch kleine Bergzüge von verschiedener, doch nirgends bedeutender Höhe geschieden, und dieß ist das Hauptunterscheidungszeichen des Landes und der Gewässer im Gegensatz gegen das westliche Ufer wo die Ebenen vorherrschen, und eine zahllose Menge von Seen sich finden, die oft in der Regenzeit sich in ein unermeßliches Binnenmeer vereinigen. Dieß ist auf der Ostseite des Parana und Paraguay nicht der Fall, aber dennoch sind die Erhebungen und südlichen Ausläufer des Brasilien durchziehenden Gebirges ohne Vergleich in Betracht der Thalbildung unbedeutender als die gegen Norden, wo langgestreckte, obwohl hinsichtlich der Erhebung gleichfalls unbedeutende Gebirgsarme

**) Die Quellflüsse des Tacoary und Vermelho fließen parallel mit einander von der Sa. do Sacco und Sa. Galhano herab, wenden sich aber dann plötzlich, die ersten nordwestlich, die andern südöstlich. Doch muß das Land hier ziemlich hoch liegen, denn der Rio Vermelho hat auf seinem nicht langen Lauf zum Parana viele Katarakten.

***) Einige neuere Karten führen ihn nicht mehr auf, sondern die einzelnen Seen.

*) Auf einer Strecke von 200 g. Meilen hat der Strom kaum 500' Fall.

*) Es durchbricht, die Sierra do Mar umgehend, das Land gerade wie im Norden der San Francisco und Tocantins.

mächtige Stromgebiete einschließen, und ihre Gewässer dem riesenhaften Marañon zuführen.

Ehe wir aber zu diesem größten aller Stromgebiete kommen, wollen wir noch einen Blick auf die Ostküste werfen, in so weit sie nicht zu demselben gehört. Der Parana und Uruguay bilden vereint den La Plata, der mit seiner ungeheuren Breite (22 geogr. Meilen) mehr einer Meeresbucht als einem Strome gleicht. Indeß scheint auch das Meer an der Bildung dieser ungeheuren Mündung seinen großen Antheil gehabt zu haben, denn die Wassermasse, die dem La Plata, namentlich durch den Parana zugeführt wird, ist verhältnißmäßig, das heißt im Vergleich mit dem Orinoko und Marañon, nur unbedeutend zu nennen; da der Parana so wenig tief ist, daß die Schifffahrt schon bei der Stadt Buenos-Ayres auf Schwierigkeiten stößt. La Plata ist mehr als ein Liman oder negatives Delta anzusehen. Das Land von diesem Liman aufwärts zerfällt in fünf hinsichtlich des Laufs der Gewässer sehr verschiedene Theile.

Der erste geht von der Südspitze von Maldonado bis zum 29° S. B. und westwärts bis zum 57° W. L. Alle Gewässer dieses Landstrichs fließen in zwei große Lagunen zusammen, die La. Mirim und die La. dos Patos, von denen sich die erstere in die letztere durch den Fluß Gonzalez ergießt, und von dieser führt der Rio Grande de San Pedro ins Meer: er wird gleichfalls unter den Flüssen aufgezählt, ist aber eigentlich nur die Mündung der Lagune. Die bedeutendsten Flüsse des Landstrichs sind von Süden her der Rio Sabopty, von Westen her der Camapuam, von Norden der Rio Jacuy. Der Charakter der ganzen Landschaft ist also eine muldenförmige Vertiefung.

Die zweite Abtheilung erstreckt sich vom 29° bis zur Stadt Santos unter 24° S. B. Hier streicht die Sierra do Mar in so geringer Entfernung vom Ufer hin, daß sich keine bedeutenden Flüsse bilden, und die Quellen des gegen Westen fließenden und in den Paraguay fallenden Tiete nur wenige Meilen von der Ostküste des Kontinents entfernt sind.

Die dritte ist die längste, denn sie geht von 24° bis 11° S. B. Hier entfernt sich die Hauptkette auf ungefähr 4½° oder zwischen 60 und 70 Meilen von der Küste, und sendet in ihrem fast gerade gegen Norden gerichteten Laufe eine Menge kleiner Ausläufer *) gegen Osten, weßhalb das Land sehr hügelig ist. Auch hier bildet sich kein großes Stromsystem, sondern eine bedeutende Anzahl kleinerer Stromthäler, die von Süden nach Norden gezählt, folgende sind: das des Parahyba, das R. Doce, R. Gr. do Belmonte, R. Patype, de Contas, Peruagnaçu, Itapicuru und Vazabarris; alle diese entspringen im Hauptgebirge, eine unzählige Masse kleiner Flüsse aber entspringen in den Verästungen desselben, und fallen ins Meer, ohne sich mit einem der größern zu vereinigen.

Diese dritte Abtheilung scheint ganz den Uebergang zu bilden von der zweiten zur fünften; weder in der zweiten noch dritten bildet sich, wie schon bemerkt, ein großes Stromsystem, und noch weit weniger in der fünften. Die vierte Abtheilung aber, welche nur eine Breite von 20 bis 25 Meilen hat, unterbricht diese mehr nach Außen gewölbte, als gegen die Mitte eingesenkte Formation, denn auf einmal öffnet sich wieder das innere Land. Die bisherige Sierra do Mar, die freilich vom Meere schon ziemlich entfernt war, aber doch immer noch das innere Land von der Küste scharf gesondert hielt, läuft mit einem Mal aus, und das innere Land öffnet sich gegen das östliche Meer. Wie der Uruguay im Süden, so bildet der San Francisco hier einen großen Bogen, sein Lauf beträgt etwa 300 Meilen, und er fließt in einem verhältnißmäßig schmalen lang gestreckten Thal von nicht mehr als 10 bis 20 Meilen Breite. Dieses Vorbrechen eines Stroms aus dem innern Lande, dieses Umgehen der vorliegenden Erhebungen des Landes, wie der San Francisco in viel auffallenderer Weise als der Uruguay es darbietet, wiederholt sich später, und ist ein interessanter Zug in dem Baue des Landes.

(Fortsetzung folgt.)

*) Doch liegt auf einem derselben gerade die höchste Erhebung der ganzen Kette, der Itambé.

Sittenschilderungen aus Nordamerika.

Nachsicht mit dem Bankerott.

Ich glaube nicht, daß in irgend einem Lande größere kommerzielle Wohlhabenheit herrscht, als in den Vereinigten Staaten, und dennoch gibt es bei keinem Volke der Erde so viele Bankerotte. Diese Erscheinung hat zwei Hauptursachen: Eines Theils befindet sich der Handel der Vereinigten Staaten in den günstigsten Verhältnissen, die man sich nur denken kann; ein unermeßlicher, überaus fruchtbarer Boden; riesenhafte Flüsse, welche natürliche Kommunikationsmittel bilden; zahlreiche und wohl angelegte Häfen; ein Volk voll Unternehmungsgeist, das der Genius des Seewesens belebt — alle diese Umstände vereinigen sich und machen aus den Amerikanern ein Handelsvolk: dieß sind die Ursachen seines Reichthums. Allein eben deßhalb, weil der Erfolg so wahrscheinlich ist, verfolgt man ihn auch mit einer ungezügelten Hitze. Der Anblick eines rasch entstandenen Glückes berauscht den Spekulationsgeist, der blindlings diesem Ziele nachläuft, und hierin liegt die Ursache des Verderbens. Alle Amerikaner treiben Handel, weil Alle darin ein Mittel sehen sich zu bereichern: die meisten machen Bankerott, weil sie sich zu schnell bereichern wollen. Einige Zeit nach meiner Ankunft in Amerika befand ich mich in einem Cirkel, der die Auswahl der Gesellschaft in einer der größten Städte der Union umfaßte. Ein Franzose, der seit längerer Zeit hier lebte, flüsterte mir zu: „Hüten Sie sich ja von den Bankeruttiers Uebles zu sagen.“ Ich folgte seinem Rathe und that wohl daran, denn unter all den reichen Leuten, denen ich vorgestellt wurde, war nicht ein Einziger, der nicht ein- bis zweimal in seinem Leben Bankerott gemacht hatte, ehe er reich ward.

Da alle Amerikaner Handel treiben, und beinahe Alle mehr oder weniger häufig fallirt haben, so folgt hieraus, daß man sich in den Vereinigten Staaten nicht viel aus den Bankerotten macht. Die Nachsicht gegen Bankeruttiers rührt erstens daher, weil dieß ein allgemeines Unglück ist, zweitens aber auch daher, weil man sich so leicht wieder erheben kann. Daher besteht in den Vereinigten Staaten auch kein Gesetz, welches den Bankerott bestraft. Wahlmänner und Gesetzgeber sind Kaufleute und dem Falliren ausgesetzt. Gegen die allgemeine Sünde will man keine Strafe verhängen, und selbst wenn es ein Gesetz gäbe, würde es beinahe nie vollzogen werden. Das Volk macht die Gesetze durch seine Vertreter; es vollstreckt sie, oder verweigert ihre Vollstreckung in den Tribunalen, wo es durch die Jury vertreten wird. Unter diesen Verhältnissen wird der amerikanische Handel gegen Betrug und übeln Willen durchaus nicht geschützt. Jeder kann Handel treiben ohne ein Buch zu führen. Es gibt keine legale Unterscheidung zwischen dem Kaufmann, der Unglück hat, und zwischen dem Bankeruttier, der ein Betrüger oder Verschwender ist. Alle Handelsleute sind dem gemeinen Rechte unterworfen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 136. 16 Mai 1835.

Vanikoro.

(Aus Dumont d'Urville's Voyage pittoresque autour du monde.)

Die Gruppe von Vanikoro wurde zuerst im Jahre 1788 von La Perouse entdeckt, der diese Ehre theuer bezahlte, denn bekanntlich scheiterte sein Schiff an den Korallenriffen derselben; im J. 1791 sah Edwards sie wieder, und nannte sie die Pitts-Insel. Im Mai des Jahres 1793 fuhr d'Entrecasteaux, der zur Aufsuchung von La Perouse mit der Recherche und Esperance ausgesendet worden war, in einer Entfernung von 12 Meilen vorüber, und gab ihr den Namen seines Schiffs. Später kamen im J. 1823 die Coquille unter Kapitän Duperrey, dann Dillon, hierauf d'Urville, und endlich Hr. Le Goarant.

Die Gruppe besteht aus zwei Inseln von ungleicher Größe, die von einem Korallenriff von etwa 36 Meilen im Umfang umgeben sind. Hr. d'Urville ließ der größern den Namen Recherche, und nannte die kleinern nach dem bedeutendsten Dorfe Tevai; die erstere hat 30, die letztere nicht über 9 M. im Umfang. Nach den Beobachtungen des Astrolabe liegt der Hafen von Ocili unter 11° 40′ S. B. und 164° 31′ O. L. (von Paris): beide Inseln sind von den Ufern bis zu den Bergspitzen im Innern mit Waldungen bedeckt: der höchste Punkt, der Berg Kapogo, hat 474 Toisen Höhe, und man sieht ihn in einer Entfernung von 20 Meilen. Außer den beiden Hauptinseln finden sich noch einige kleine, die nicht über 500 Toisen im Umfang haben: die eine derselben in der innern Bai heißt Manevai, nach dem sie bewohnenden Stamm, die andere, Narunha, liegt auf der Ostseite der Gruppe.

Die Brandung, welche die ganze Gruppe umgibt, ist nur an der Ostseite auf einer Strecke von acht Seemeilen unterbrochen; auch auf andern Punkten sind mehr oder minder enge Durchfahrten, in denen man bis 40 Klafter Tiefe findet, aber mit zahlreichen Korallenmassen, die oft bis auf 10 Fuß unter dem Wasserspiegel emporsteigen. Ein zweites ans Ufer anstoßendes Riff läuft rings um die Inseln, und macht die Landung der Kanots schwierig. Ocili und Payou sind die einzigen bekannten Punkte, wo ein sandiges Ufer die Anfahrt erleichtert.

Eine schwache und elende Bevölkerung von nicht mehr als 1500 Seelen bewohnt diese fruchtbaren Inseln, deren Küsten bloß bis höchstens auf eine Meile vom Ufer bebaut sind, denn das Innere ist ein unermeßlicher, undurchdringlicher Wald. Der Taro, Yamswurzeln, Bananen und der Kava werden von den Eingebornen am sorgfältigsten angebaut. Diese sind meist klein, mager, schmächtig, ihre Haut ist schwarz, ihre Physiognomie unangenehm. Die unmäßige Höhe der Stirne und ihre Verengerung um die Höhe der Schläfe gibt dieser Race ein wunderliches wildes Aussehen. Holzstücke oder Muscheln in dem Nasenknorpel verschönern ihre Stumpfnase keineswegs. Sie sind fast sämmtlich sehr gelenkig, geschmeidig und behend, doch sah man auch Leute sich hinschleppen, die mit Aussatz und Geschwüren behaftet waren. Die Weiber sind wo möglich noch häßlicher, und dennoch zeigen sich die Männer sehr eifersüchtig, und stellen sie nur äußerst ungern den Blicken der Fremden zur Schau. Ihr durch Kindersäugen frühzeitig angegriffener Busen hängt häßlich herab, und sie beschleunigen dieß noch, indem sie den Hals mit einer Art Gürtel zuschnüren. Die Kleidung der Männer beschränkt sich meist auf einen Gürtel aus Hibiscusfasern oder geflochtenem Palmgras, woran ein kleines Stück Tuch hängt; die Kleidung der Weiber ist dieselbe, nur reicht die Schürze bis auf die Kniee. Beide Geschlechter schlagen, wenn sie sich besonders putzen wollen, die Haare zurück, und wickeln sie in ein Stück Zeug, das in Form eines langen Sacks hinabhängt. Männer und Weiber überladen die Ohren und manchmal auch die Nase mit einer Menge von Ringen aus Schildpatt; auch tragen sie Bracelette, die aus sehr kleinen Scheiben von Muscheln und Kokosnußschalen geflochten sind, und worauf sie einen großen Werth setzen.

Die Vanikoroer kauen viel Betel, was ihnen die Zähne abscheulich verdirbt, und bauen zu dem Ende auch Pfeffer oder Kava, denn dessen Gebrauch als geistiges Getränk ist ihnen unbekannt. Eine kleine ciselirte und mit einem Holzpfropf geschlossene Kalebasse enthält den in sehr feinen Staub verwandelbaren Kalk; die Arekanüsse und der Betel sind in zwei kleinern Säcken. Sie kennen das Tättowiren durch Nadelstiche, wenden es aber nur auf dem Rücken an, wo sie Fische, Eidechsen und Wolfszähne abbilden; indeß ist die Tättowirung wegen der Schwärze ihrer Haut kaum sichtbar. Die Nahrung dieser Insulaner besteht aus Fischen, Schildkröten, Schnecken, Taro, Kokosnüssen, Bananen und einer Art süßer Kartoffeln; auch haben sie zwei Arten Brodfruchtbäume, den inocarpus und pandanus, aber der Arum (Zehrwurz) oder Taro, den sie auf eine eigenthümliche Art reiben,

bildet ihr Hauptnahrungsmittel. Schweine scheinen sehr selten, und Hausgeflügel gibt es gar nicht.

Ihre Hütten sind 10 bis 20 Fuß lang und 6 bis 10 Fuß breit, das Dach, von beiden Seiten schräg anlaufend, wird von drei Reihen Pfähle gestützt, und geht bis auf 4 oder 5 Fuß vom Boden herab. Grobe Matten aus Kokosblättern bilden das Dach und die Wände; an dem einen Ende ist eine Thüre, in der Mitte ein Herd, und auf kleinen Erhöhungen in den Ecken liegt das Hausgeräthe. Einige hübscher gebaute und geräumigere Häuser werden Atuas genannt, und dienen zugleich als Arsenal, als Rathssaal und als Tempel. Mehrere derselben sind mit Bogen und Pfeilen versehen, und die außen herumlaufenden Estraden dienen den Insulanern als Feldbetten.

Ihre Pirogues sind sehr roh, und bestehen meist nur aus einem einzigen fast cylindrischen Balken, aber die Höhlung ist oben so eng, daß sie nur gerade die Beine hineinstecken können: auch diese Spalte ist häufig mit Brettern bedeckt, damit das Wasser nicht hineinlaufe; diese Pirogues sind mit einer Wippe und einem ungeheuern dreieckigen Segel versehen. Die Vanikoroer sind indeß hinter den Polynesiern in der Schifffahrtskunde ungemein zurück.

Ueber die Religion derselben konnte man bis jetzt nichts Gewisses erfahren; es muß eine Art Fetischismus seyn, denn der alte Moembe, Priester von Manevai, den d'Urville aufforderte, ihm seine Atuas, Cubo und Vanie, zu zeigen, führte ihn zu einer elenden Hütte, und zeigte ihm als ersten Atua das Loch einer Landkrabbe, als zweiten, das von einigen ameisenartigen Insekten in die Erde gemachte Nest. Als d'Urville diesen sonderbaren Gottheiten seine Opfer dargebracht hatte, sprach der fromme Moembe lange Gebete, wickelte dann die dargebrachten Gegenstände sorgfältig ein, und nahm sie mit sich. Zugleich bezeichnete er den Gipfel des Berges Kapogo und namentlich einen weißlichen, kahlen Felsen als die Wohnung eines mächtigern Gottes.

Die Vanikoroer haben stets die Menschenfresserei abgeläugnet, jedoch zugegeben, daß sie die Leichen der im Kampfe Gefallenen im Meere aufweichen ließen, um dann das Fleisch von den Knochen zu trennen. Auch bewahren sie die Hirnschädel als Trophäen auf, und bedienen sich der Knochen, um ihre geschärften Pfeilspitzen daraus zu bereiten. Man hat behauptet, solche Pfeile brächten tödtliche Wunden bei, aber die am Bord des Astrolabe vorgenommenen Proben haben dieß nicht bestätigt.

Die Sprache von Vanikoro ist von den polynesischen Dialekten wesentlich verschieden, obgleich sie einige Ausdrücke mit denselben gemein hat. Uebrigens gibt es auf den Inseln selbst verschiedene Dialekte. Die Sprache ist ziemlich sonor, und hat nichts Unangenehmes; auch haben die Eingebornen ziemliche Anlage zu Sprachen, und sprechen die europäischen Worte besser als irgend eine polynesische Race aus. Die geringe Bevölkerung ist in acht Dörfer vertheilt, die je aus 30 bis 40 Hütten bestehen. Jedes erkennt ein Oberhaupt oder Aligui an, aber der Umfang seiner Befugnisse läßt sich schwer bestimmen. Hr. d'Urville hat bloß in Erfahrung gebracht, daß diese Oberhäupter im Kriege neutral bleiben, und niemals feindlich gegen einander auftreten.

Die Produkte dieser Inseln sind dieselben, wie im übrigen Oceanien, aber die asiatische Natur zeigt bereits ihre Einwirkung. Kapitän Dillon fand die Mangofrucht daselbst, Fische von allen Arten gibt es in Ueberfluß, und die Riffe nähren eine Menge Mollusken, wovon einige sehr merkwürdige bis jetzt völlig unbekannt waren.

Die Ströme der Erde.

Südamerika.

(Fortsetzung.)

Wir können die fünfte Abtheilung der Küsten von der La Plata Mündung an gerechnet bis zu der des Marañon nicht ohne die Landschaft Guyana betrachten, denn sie gehören nothwendig zu einander. Diese fünfte Abtheilung umfaßt die Küste von 9° S. B. bis zur Mündung des Para oder Tocantins, und zerfällt durch die Sa. de Hibiappaba in zwei sehr ungleiche Theile, deren Gränzen im innern Lande zwei sich durchschneidende Bogen bilden. Der kleinere Theil umfaßt namentlich die Kapitanate Parahyba und Ceara, der größere die von Piauhy, do Maranhao und einen kleinen Theil von Para. Beide Landstrecken, die, beiläufig bemerkt, im Innern noch wenig bekannt sind, bilden blasenartige Erhebungen des Bodens, von denen die Gewässer nach drei Seiten hinabfließen. Ausgesprochener ist dieser Charakter noch in dem kleinen Theile; im größern bildet wenigstens der Parahyba ein wenn auch im Vergleich mit den andern Strömen Südamerika's äußerst unbedeutendes Stromgebiet.

Eine ähnliche auswärts gewölbte Erhebung bildet im Norden der Marañonmündung die Landschaft Guyana; vom Cabo di Norte bis zum Cabo Corobana, von dem unbedeutenden Carapapury bis zum Demerary findet sich nirgends ein eigentliches Stromsystem, obwohl dieser Landstrich nicht unbedeutende Flüsse, als Oyapok, Marony, Surinam, Corentin und Berbice enthält. Alle diese Flüsse, namentlich der Oyapok und der vor etlichen Jahren weit hinauf befahrene Marony haben zahlreiche Schnellen und Wasserfälle, so wie auch schmale Stromthäler, die sie während der Regenzeit überschwemmen.

Wie der San Francisco südlich von Marañon mit Einemmal das Land gegen Osten öffnet, so nördlich von demselben der gleich dem Oyapok und Marony mit Wasserfällen und Schnellen reich versehene Essequibo, mit dem sich kurz vor der Mündung noch der aus Nordwesten herkommende Capona vereinigt. Auf der Sa. Tumucucuraque entspringt der Essequibo und Marony, auf der Sa. Parahyba entspringt der Fluß gleiches Namens, und der Nordabhang der letztern schließt mit dem Südabhang der erstern die Mündung des Marañon und der Tocantins ein, die, wenn gleich nicht vor der Mündung vereinigt, doch zu demselben Stromgebiet gehören. Alle übrigen Gewässer des Parimegebirges, wovon die Sa. Tumucucuraque nur den östlichsten Theil ausmacht, fallen in den Orinoko und Marañon, von denen der letztere ohne Widerspruch der größte Strom nicht nur Amerika's, sondern des ganzen Erdbodens, der erstere aber durch die Eigenthümlichkeiten seines Laufs wo nicht der merkwürdigste, doch gewiß einer der merkwürdigsten Ströme der Erde ist. Hin=

sichtlich der Länge des Laufs kann sich der Orinoko mit dem Marañon nicht messen, denn der des letztern beträgt 760 oder nach Humboldt 720 *) geogr. Meilen, der des Orinoko nur 280, aber die Wassermasse ist kaum geringer, denn Humboldt fand ihn 140 Meilen von der Mündung bei hohem Wasserstande noch über 16,000′ breit. Man rechnet das Stromgebiet des Marañon auf mehr als 88,000 □Meilen, während das des Orinoko höchstens auf den vierten Theil anzuschlagen ist: um so mehr ist die ungeheure Wassermasse zu verwundern.

Betrachtet man das Land vom Parimegebirg gegen Süden, Südwesten und Westen genauer, folgt man dem labyrinthischen Geflechte der Stromrinnen, den endlos ausgestreckten Llanos und Bosques, die auf Hunderten von Meilen keine fortlaufende Erhöhung von nur 100 Fuß darbieten, so daß die Gewässer, man möchte sagen launenhaft, von einem Stromgebiet ins andere wandern, so kann man sich des Gedankens kaum erwehren, daß man hier einen ehemaligen Seeboden vor sich hat, und daß die jetzigen Flüsse nur noch schwache Reste eines ehmaligen Binnenmeers oder einer tiefen Bucht sind. Selbst jetzt noch kommen während der Regenzeit große Fahrzeuge von Angostura am Orinoko bis San Fernando de Apure, und auf dem Rio Santo Domingo bis nach Torunos in den Hafen der Stadt Varinas. Gleichzeitig wird die Landschaft in einer Ausdehnung von 400 □Meilen durch die Ueberschwemmungen der Flüsse unter Wasser gesetzt. Aehnliche Ueberschwemmungen finden noch in mehreren Strecken dieses unermeßlichen Gebiets statt.

Der Glaube, daß einst all dieß ebene Land von der See überfluthet gewesen, ist auch unter den Ureinwohnern jener Gegenden allenthalben verbreitet, und seltsame Umstände unterstützen denselben. Bei Encamarada steht in der Savane ein Felsen, Tepu-mereme, „der gemalte Fels“ genannt, wo Thierbilder und symbolische Schriftzüge in großer, jetzt nur durch mächtige Gerüste zu erreichender Höhe eingegraben sind. Aehnliches kommt zwischen den Gestaden des Orinoko und Cassiquiare, bei Capuchino und Caycara, viel tiefer unterhalb am Orinoko vor, und die Eingebornen sagen, „zur Zeit der großen Wasser seyen ihre Väter in Kähnen zu jener Höhe gelangt.“ Doch ist dieß nicht die einzige Andeutung einstmaligen weit höhern Wasserstandes: in Carichana, San Borja, in Atures und Maypures, wo der Strom durch Berge sich den Weg gebahnt hat, sind auf hundert, zuweilen hundertdreißig Fuß über dem gegenwärtigen höchsten Wasserstand schwarze Streifen und Anfressungen sichtbar, welche den vormaligen Stand der Gewässer bezeichnen. Welche unermeßlichen Ströme müssen damals der Marañon und Orinoko gewesen seyn! Ueber den Abfluß dieser Gewässer sagt Humboldt: „könnten geologische Thatsachen uns berechtigen, die drei großen Ebenen des Orinoko, des Marañon und La Plata als Becken vormaliger Seen anzusehen, so wäre man versucht, in den Ebenen des Rio Vichada und Meta einen Kanal zu erblicken, durch den sich die Gewässer des obern Sees und die der Ebenen des Amazonenstroms einen Weg ins untere Becken, dasjenige der Llanos von Caraccas öffneten, indem sie die Cordilleren der Parime von der der Anden trennten.“ Sollte nicht vielleicht diese Entleerung der obern Landtheile und die Zertrümmerung einiger Gebirgsstrecken auf der Westseite des mittlern Orinoko, wovon sich zahlreiche Spuren tiefer abwärts am Apure in den Glimmerschichten finden, in Einen Zeitraum zusammenfallen?

(Fortsetzung folgt.)

*) Man rechnet in der Hydrographie gewöhnlich die Krümmungen auf ein Drittheil der Gesammtausdehnung des Laufes, und da ergibt sich leicht ein Unterschied von 40 Meilen.

Italien.

(Von Mery.)

1. Genua.

Zwischen Marseille und Neapel segelt der Sully hin und her, wobei er in drei italienischen Häfen anlegt. Der Sully gleicht einer fliegenden Brücke, einer Brücke von drei Jochen, die zwischen Marseille und dem Vesuv geschlagen ist. Den ganzen Weg kann man im Bett zurücklegen, woferne man an der Seekrankheit leidet, ein Uebel, an welchem übrigens niemand stirbt, und das den Reisenden von dem mittelländischen Meer statt eines natürlichen Brechmittels gesendet wird.

Man fährt gleichsam wie zu einem Feste ab; ein Zelt ist auf dem Verdecke aufgeschlagen, der Mast mit Blumen geziert, das Segel erglänzt im Sonnenschein; man gleitet über ein ruhiges Meer zwischen zwei schäumenden Streifen, alle Gesichter sind heiter, alle Augen nach Süden gewendet, der Name Italien schwebt auf allen Lippen; es liegt so nahe, daß niemand an die Langweile der Fahrt denkt. Von Marseille nach Genua hat man eigentlich nur einen Fluß zu überschreiten, es ist dieß die schönste der Spazierfahrten.

Nicht leicht fühlte ein nach Italien segelnder Pilger inniger als ich jene brünstige Künstlerandacht, welche sich an alle großen Erinnerungen knüpft. Es war nicht das Italien der andern Reisenden, welches ich zu besuchen gedachte: es war mein eigenes, das Italien meiner Kindheit, meiner Studien, meiner Träume aus dem Schlafsaale des Kollegiums; das Italien des Nisus und Euryalus, das Latium des Janus, das Italien meines Mannesalters, der Antonine, Sixtus V, Leo's X, Dante's, Giotto's, Michel Angelo's, Raphaels. An alle diese Namen, Eindrücke und Erinnerungen hatte ich von meinen Jugendjahren an gewisse Bilder, Neigungen, Physiognomien geknüpft, die mir eigen waren, die sich in mein Inneres gegraben hatten, und die keine Reisebeschreibung zu ändern vermochte. Ich hatte deren so viele gelesen! Solche, die sich durch eisige Phrasen zu begeistern suchen, deren Kraft in Ausrufungszeichen besteht; andere, welche die Begeisterungstaktik ihrer Vorgänger umkehrten, die neue Monumente kritisiren, weil sie nicht alt, und alte, weil sie nicht neu sind; endlich solche, die den Titel führen: Italien von der Schattenseite betrachtet, und die Zeilen auf Zeilen häufen, um auf einer herrlichen Statue von Marmor einen mikroskopischen Flecken zu entdecken. Ich war im Begriff Italien mit den mir persönlich eigenthümlichen Eindrücken zu betreten, ich hatte sie aus der Geschichte der Kunst und nicht aus Reisebeschreibungen geschöpft. Ich brannte vor Begierde, um zu erfahren, ob ich der alten Anbetung entsagen, oder einen Kultus bestätigt sehen sollte, den ich als meine zweite Religion zu betrachten gewohnt war. Gleich Aeneas stand ich auf dem Vordertheile des Schiffes, auf demselben Meere. Schon brach die Nacht herein, sie war frisch, wie alle Frühlingsnächte. Nur ungern ging ich in die Kajüte hinab, aber Ein Gedanke durchbebte mich: ich wußte, daß wenn ich am Morgen das Verdeck betreten würde, Italien vor mir liege.

Ich konnte nicht schlafen; nach einigen durchwachten Stunden begab ich mich wieder hinauf. Eine sternenhelle Nacht glänzte mir entgegen. Die Küste war so nahe, daß man Dörfer und den Rand der Gebirge zu unterscheiden vermochte. Der Sully flog dahin gleich einem Vogel. Seine Räder schienen Funken aus dem Schaume zu schlagen. Die Luft war von Wohlgerüchen durchwürzt, die nur diesem Meere, dieser Küste, diesem Himmel eigen sind. — Wo sind wir? fragte ich den Kapitän Arnaud, der auf dem Verdecke auf- und abging. — Vor uns liegen Italiens Küsten, war seine Antwort. Dieses Dorf heißt Albenga. — Nie tönte der Name eines geliebten weiblichen Wesens sanfter in meinen

Ohren, als diese harmonische Benennung. Mein ganzes Leben hindurch werde ich mich des Namens Albenga erinnern, ausgesprochen unter den Sternen, im Schweigen der Nacht, auf dem ruhigen Meere und den Küsten von Italien gegenüber. Den Arm auf das Geländer des Sully gestützt, folgte mein Auge lange Zeit durch den nächtlichen Nebel dem Kirchthurme von Albenga, und einer benachbarten Insel, auf der ein Thurm sich erhob.

Der Sully richtete sein Vordertheil auf Genua. Die stolze Stadt erhob sich am Fuße der Apenninen aus dem Meere. Ihre fernen Küsten schienen mit weißen glänzenden Punkten übersäet; je mehr wir uns näherten, desto größer wurden diese Punkte. Nach einigen Stunden entfaltete sich die Stadt in ihrer ganzen Pracht; ihre Stirne erhob sie in einer strahlenden Atmosphäre, während sie ihren Fuß im ligurischen Golfe badete. Noch waren wir ziemlich weit entfernt, und doch konnten wir schon ihre Riesengebäude, ihren Leuchtthurm, ihre luftigen Befestigungen, ihre Klöster, ihre Dome, ihre Thürme und ihre in das Meer heraushängenden Villa's unterscheiden. Nichts verkündigt Italien auf herrlichere Weise als Genua; es ist dieß der würdige marmorne Portikus jener ewigen Galerie, die am Meerbusen von Tarent endigt. Zwar beim Eingange in den Hafen war ich, offen gestanden, durchaus nicht betroffen, wie so manche andere Reisende, von der Erinnerung an den Ruhm der Dogen. Der Ruhm der Dogen hat mich von jeher sehr wenig interessirt. Vielmehr nahm eine durchaus materielle Ansicht alle meine Blicke in Anspruch: es war dieß ein Palast, der bis in das Meer hineinreichte, und dessen herrliche Säulenreihe von weißem Marmor sich auf dem ruhigen Wasser spiegelte. Dieses Gebäude schien gänzlich unbewohnt, die Einsamkeit gab ihm eine rührende Physiognomie. Seiner Lage, seiner Schönheit nach — von welchen Scenen der Freude und der Bewegung mußte es nicht der Schauplatz gewesen seyn! Jetzt aber erschien es mir als ein weites Grab, wo irgend ein gestorbener König unter dem Flüstern der Pomeranzenbäume und der Wellen seinen Todesschlaf hält.

Das ist der Palast Doria, sagte ein Reisender neben mir, der zweimal des Jahres des Nudelhandels wegen nach Genua kam; er schien nichts zu betrachten, und begnügte sich rechts und links zu sagen: „Gehen Sie zu Michel, dort ist man sehr gut untergebracht und speist zu jedem Preise, oder in den Gasthof von Malta, am Hafen, da wohnt man auch nicht übel; ich meines Theils gehe stets zu Michel; man findet da hübsche französische Damen, und speist Austern, so groß als ein 5 Frankenthaler. Vergessen Sie ja nicht die Brücke von Carignano zu besuchen; ich habe sie schon hundertmal gesehen. Stellen Sie sich vor, daß wenn man oben drüber geht, man Häuser von sechs Stockwerken unter seinen Füßen erblickt. Es ist dieß das Schönste, was man in Genua sehen kann.“

Man hat Blitzableiter erfunden, und die ehrliche Menschheit hat aus dieser Erfindung ungeheuern Lärm gemacht, als ob die Hälfte des menschlichen Geschlechts gewöhnlich durch den Blitzstrahl zu Grunde ginge. Es gibt aber Blitze die man nicht ableiten kann, und die den reisenden Künstler bei jedem Schritte, im schönsten Augenblicke seiner Entzückung auf das Haupt fallen. Wie schade, daß Franklin nicht auch über dieses Phänomen nachgedacht hat! Sobald ein Gedanke, ein Traum, eine Phantasie in die Luft strömt, so darf man versichert seyn, daß ein Wort von Blei aus irgend einem ungeschickten Munde fällt und Alles tödtet.

Ich fragte diesen Zerstörer aller Illusion ja nicht, ob dieß der Palast Doria sey. Das hochpoetische Gebäude war in meinen Augen etwas ganz Anderes als der Palast Doria, es war Alles und jetzt ist es mir nichts mehr. Es ist das Haus eines Admirals, der eine Flotte befehligte, die heut zu Tage von einer einzigen unserer Bricks in den Grund gebohrt würde. Allein wenn einmal eine Störung der Illusion begonnen hat, so ist es unmöglich sie aufzuhalten. Ein Sanitätsbeamter von St. Roch, Kontagionist von Profession, fragt, ob man die Cholera nicht habe; ein Kellner irgend eines Gasthofes schiebt einem eine Karte in die Hand, auf der italienisch geschrieben steht: Französische Küche. Ein Polizeibeamter des Königs von Sardinien fordert den Paß ab; der Schiffskapitän stellt seine Reisenden auf, und zählt sie ab, wie Schafe. Man wirft sich in ein Boot mitten unter den Verwünschungen aller derjenigen Schiffer, die man nicht mit seiner Wahl beglücken konnte. Wo aber ist Genua, die Stolze, die Marmorstadt, die Königin Liguriens? — Schmutzige Straßen, häßliche Häuser, eine Gefängnißpforte statt des Thores; eine Douane, die jede Tasche des Reisenden visitirt. Endlich, nachdem man schmutzige, enge, dunkle Straßen durchschritten hat, gelangt man zu Michel, der ein Frühstück auftragen läßt und einem ein Zimmer anweist. Man öffnet das Fenster, und sieht nichts, durchaus nichts als das gegenüberstehende Haus, an dem man sich beinahe den Schädel einstößt. Wo aber ist Genua, die Stolze?

Nach dem Frühstück verläßt man den Gasthof; man geht an der Kirche von San Siro vorüber, steigt einen sanften Abhang hinauf und erblickt Genua vor sich. Ganze Marmorberge sind in Stücken zerschlagen worden, und haben die Gestalt dieser ganz aus Palästen bestehenden wundervollen Straße erhalten. Das Auge ist auf eine solche Ueberraschung nicht vorbereitet; es schließt sich unwillkürlich, wie bei dem raschen Uebergange aus der Finsterniß in die Sonne. Es gibt nichts Glänzenderes als diese in zwei Linien sich hinziehende Reihenfolge von Portiken, die ein Pflaster von Granit scheidet, und die mit jenem sanften durchsichtigen Lichte vergoldet sind, womit der italienische Himmel so gern die Werke seiner Kinder schmückt. Man findet sich diesen luftigen Wundern gegenüber so leicht, daß der Körper kaum der Treppen zu bedürfen scheint, um die Terrassen zu ersteigen. Die Durchsichtigkeit der Luft, der Glanz des Tages, die Reinheit des Himmels, der Wohlgeruch des benachbarten Meeres, Alles ertheilt dieser unvergleichlichen Straße eine Poesie, einen Zauber, welchem man sonst nur im Traume begegnet. In Entzücken versunken, bringt man ganze Stunden vor diesen Portiken, vor diesen von Löwen vertheidigten Treppen, vor diesen Statuen, welche sich an Marmorsäulen lehnen, zu. Innerlich erfreut, betritt man die Schwelle eines Palastes, und blickt durch ein geheimnißvolles Helldunkel in den marmornen Hof, wo die Garbe des Springbrunnens schäumt, unter Bogen blühender Citronenbäume. Hier lachen junge Frauen, geschaffen für diese Bäume, diese Quellen, diese Gärten, Frauen, die ein üppiges Leben voll süßen Müßigganges führen, wahrhafte Feen dieser fantastischen Paläste, aus deren Munde wollüstige Töne erklingen, gleich dem Rauschen eines seidenen Gewandes. Andere Frauen schweben Außen leicht, frisch und weiß über das geglättete Pflaster. Oft gleicht ihr Zug einer Prozession von Raphaels Jungfrauen, die aus ihren Rahmen heraustreten, um die Strada Baldi zu besuchen. Mit weit geöffnetem Auge bleibt man am Fuße dieses Palastes Durazzo stehen, der sich mit seinen Säulenflügeln bis in die Wolken erhebt, oder am Fuße des Palastes Doria Tursi, der sich weit in die Breite ausdehnt, nachdem er Carara erschöpft hat, und dessen Haupt mit Gärten gekrönt ist. Bei jedem Schritte macht man Halt, denn das Wunder, das man sieht, ist durchaus verschieden von demjenigen, das man bereits gesehen hat oder noch sehen wird. Man tritt in den Palast Serra, der den Fremden in seinen fabelhaften Saal von Lapis Lazuli und von Gold aufnimmt; korinthische Säulen umgeben ihn, die mit schwarzen Sphinxen geziert sind. Ueberall in diesen Palästen sind die Galerien mit jener idealischen, bezaubernden Welt bevölkert, wie sie Van Dyck, Guido, Andrea del Sarto, Veronese, Titian, Albano und die Caraccis auf die Leinwand warfen. Einsamkeit und Schweigen geben diesen Wohnungen heut zu Tage einen Charakter von feierlicher Melancholie.

(Schluß folgt.)

Nach langer Unterbrechung bringen die indischen Zeitungen wieder Nachrichten über Schah Schudscha bis zum 23 September und 1 Oktober vorigen Jahres. Es geht daraus hervor, daß zwar allerdings Schah Schudscha eine Schlappe erhielt, indem Campbell mit seinem Bataillon allzu hitzig vordrang, und dieses endlich von Dost Muhammeds Afghanen durchbrochen und größtentheils niedergehauen wurde. Schah Schudscha hat sich jedoch mit seinem Neffen Schahsade Kamran von Herat vereinigt, und soll im Begriff seyn, Candahar anzugreifen. Zwei Dinge scheinen für die jetzt in Afghanistan herrschende Familie der Barekzis*) sehr ungünstig: erstens soll Dost Muhammed über den Verlust eines jüngern Bruders, der in der Schlacht gegen Schah Schudscha fiel, sehr niedergeschlagen und entmuthigt seyn; zweitens sind die Vorbereitungen Randschit Sings, nach Besetzung von Peschawer auch Kabul anzugreifen, äußerst drohend.

*) Siehe Ausland v. d. J. Nr. 1 und 2. Ueber die Lage des Orients.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 137. 17 Mai 1835.

Angriff von Budschia

durch die Kabylen in der Nacht vom 10 bis 11 Okt. 1834.

(Vom Bataillons-Chef Musis des 2ten afrikanischen Bataillons.)

Budschia ist eigentlich nichts anderes, als ein Schutthaufen, aus dem die Ruinen von 5 bis 6 übereinander liegenden Städten hervorragen, die bald den Mauren, Arabern und Spaniern, bald den Beduinen angehörten. Jetzt wird noch eine französische Stadt hinzukommen. Im Mittelalter war Budschia die Hauptstadt eines mächtigen Königreichs; damals hatte es sich der ganzen Christenheit furchtbar gemacht. Duguesclin, beseelt von dem Religionseifer seines Zeitalters, entwarf den Plan zu dessen Eroberung. Karl V bemächtigte sich der Stadt im Jahre 1510, und die Spanier blieben im Besitze derselben bis zum J. 1555. Peter von Navarra, einer der geschicktesten Ingenieure seiner Zeit, der bei der Belagerung von Neapel die erste Anwendung des Pulvers zum Minenkriege machte, und später in französischen Dienst trat, erbaute zu Budschia das Fort Moussa und die Casbah, wobei man das später aufgenommene System der Bastionen von Errard anwendete. Der Graf Peralta, Gouverneur dieser Stadt, übergab sie im Jahre 1555 den Mauren, und ward auf Befehl Karls V enthauptet, weil er diesen Platz nicht mit größerem Nachdrucke vertheidigte.

Eine französische Expedition, welche unter dem General Trezel aus dem Hafen von Toulon auslief, bemächtigte sich Budschia's am 29 September 1833.

Die Stadt liegt östlich von einer weiten, aber unsichern Bucht, die überdieß nicht tief genug ist. Auf der Nordseite wird sie von dem Berge Gourayah, einem nackten, steilen Felsen dominirt, der sich etwa 800 Metres über den Meeresspiegel erhebt; auf dem höchsten Punkte desselben war ein Marabu erbaut, die Franzosen warfen hier ein Fort auf, das die Umgegend bestreicht, und zugleich einem Wachposten zur Aufnahme dient. Auf zwei stufenförmigen Abhängen des Gourayah ist die Stadt erbaut; eine heutzutage zerfallene Mauer von einer zweistündigen Ausdehnung vertheidigte die alte Stadt zur Zeit ihrer Macht, als ihre Könige das Küstenland des Mittelmeeres zittern machten und das nördliche Afrika unter ihrem Joche hielten. Drei Forts beherrschen den Hafen und die Annäherung zu dem Platze. In allen Richtungen findet man umgestürzte Säulen, Sockel, Kapitäler und Grabschriften aus der Römerzeit.

In die Bucht von Budschia mündet der Fluß Sumam, der beträchtlichste der ganzen Umgegend, der jedoch in Frankreich nur als unbedeutend erscheinen würde; eine Römerstraße führte entlang demselben nach dem alten Cirta, dem heutigen Konstantine.

Die Kette des Atlas, welche in einer Entfernung von 10 Meilen an Algier vorbei zieht, nähert sich hier dergestalt dem Meere, daß Budschia mitten im Gebirge liegt, und man sechs Monate des Jahres hindurch die schneebedeckten höchsten Spitzen desselben sieht.

Das Land gewährt einen unfruchtbaren wilden Anblick. Die Einwohner tragen denselben Charakter. Sie sind kriegerisch, wild und raubgierig, und sollen von den alten Numiden abstammen, deren Sitten und punische*) Sprache sich unter ihnen erhalten zu haben scheint. In den Thälern findet man treffliche Weiden und ein Grün, das nie erstirbt. Wachs, Honig, Baumwolle, Oliven, Pomeranzen, einiges Bauholz, Mineralien und Metalle im Ueberflusse sind die Gegenstände, welche der Handel dereinst hier ausbeuten könnte. Aber wie viele Gefechte müßten bis dahin den Eingebornen noch geliefert werden?

Seit die Franzosen im Besitze von Budschia sind, haben sie unermeßliche Arbeiten hier aufgeführt, die wir jedoch aus Mangel an Raum hier nicht aufzählen können. Die Straße über den Gourayah, von den Sapeuren und dem 2ten afrikanischen Bataillon in den Felsen gehauen, ist in verkleinertem Maßstabe ein Meisterstück, das der Straße über den Mont Cenis verglichen werden kann.

Seit dem 25 Julius 1834, an welchem Tage uns die Kabylen 400 Stücke Vieh wegnahmen, waren wir ziemlich ruhig. Allein Krankheiten griffen um sich und decimirten die Besatzung. Budschia war in ein weites Spital verwandelt, in Folge der Entzündungsfieber, welche eine beständige Hitze von 34 bis 35 Graden erzeugt hatte. Es verdient bemerkt zu werden, daß der Gourayah, der sich über der Stadt erhebt, sie gegen die erfrischenden Nordwinde deckt, so daß sie gewöhnlich nur die verpesteten Lüfte der Wüste empfängt, die der Lunge und den Organen des Athmens höchst schädlich

*) Punisch, d. h. phönizisch war die Sprache der Numiden nie, sondern ein Dialekt der Berber- oder Schelluhsprache. A. d. R.

sind. Der Anblick, den Budschia darbot, war äusserst traurig; allenthalben sah man nur Kranke mit bleichen Gesichtern, wahrhafte Gespenster, welche sich zwischen den Ruinen hinschleppten.

Von 3000 Mann, welche die Besatzung bildeten, waren Dreiviertel krank oder in der Genesung begriffen.

Da unsere mißliche Lage den Beduinen bekannt war, so beschlossen sie, einen allgemeinen Angriff auf die Stadt zu unternehmen. Sie schmeichelten sich mit der Hoffnung, uns zu vernichten, so daß nicht einer von uns übrig bleiben sollte, um die Kunde unserer Niederlage nach Frankreich zu bringen. Seit mehrern Tagen ging das Gerücht von großen Zusammenkünften unserer Feinde, in welchen sie beschlossen, sich in Masse zu unserm Untergange zu erheben.

Von ihren Entwürfen unterrichtet, hielten wir uns auf der Hut. Aber immerhin war es eine schwierige Sache, mit etwa 800 Mann einen offenen Platz von einer 2stündigen Ausdehnung zu behaupten. Wir wußten, daß der Feind in großer Menge heranstürmen und sein wildes Kriegsgeschrei erheben würde, an das wir gewöhnt waren, daß eine wahre Fluth von Barbaren, ohne Ordnung, ohne Kriegszucht, von denen jeder der Befehlshaber seiner Person war, über uns hereinbrechen würde, und daß, wofern wir nur manövriren konnten, wir schon mit Gottes und unserer Bajonnette Hülfe mit ihnen fertig werden würden.

Der 10 Oktober war der äußerste Termin, den diese wilden Gebirgsvölker unserer Existenz auf afrikanischem Boden gesetzt hatten. Ihre Zahl betrug 6000 Mann; sie führten Frauen und Kinder mit sich, um ihnen vorkommenden Falles bei der Plünderung von Budschia zu helfen. Schon am 17 und 18 Januar hatten sie bei den damaligen Angriffen ihre Familien mitgenommen, welche auf den Höhen aufgestellt, sie durch Geheul und wüthende Gebärden zum Kampfe anreizten.

Es kann nicht geläugnet werden, daß der bevorstehende Angriff mit einer gewissen Bangigkeit erwartet wurde. Viele Kaufleute hatten sich mit ihren Familien eingeschifft, um eine Stadt zu verlassen, welche der Finger Muhammed's mit dem Siegel einer abermaligen Zerstörung bezeichnet zu haben schien.

(Schluß folgt.)

Die Ströme der Erde.

Südamerika.

(Fortsetzung.)

Der Marañon entspringt ungefähr unter 10° 30′ S. B. auf dem Ostabhang der Hauptkette der Anden, in einem Längenthale, das durch die Westkette und die mittlere Andenkette begränzt wird, und bildet sich durch die Vereinigung des Aguamiros und Rio Chavinillo, welcher aus dem See Lauri oder eigentlich Llauri (spr. Liauri) entspringt. In diesem Längenthale läuft er in fast nordwestlicher Richtung fort bis Jaen de Bracamoros, wo er, wie oben erwähnt, nicht mehr als 194′ über der Meeresfläche fließt, und ungefähr so breit ist wie der Rhein bei Mainz. Auf ieser Streke hat der Strom keine Wasserfälle, wenigstens keine solche, die der Kahnschifffahrt Hindernisse in den Weg legen. Erst da wo der Amazonenstrom sich ostwärts wendet, und die mittlere hier bedeutend breiter werdende Andenkette *) durchschneidet, beginnen die Wasserfälle oder Pongos, wie man sie hier nennt. Es sind dieß keine hohen Fälle, sondern das Wasser stürzt über wenig erhöhte Steindämme herab, die oft in beträchtlichen Entfernungen einander folgen. Der höchste und furchtbarste derselben, der Pongo von Mayasi, hat noch keine drei Fuß Höhe. Der Pongo von Tupuchue, wo die Hügel der Anden nur noch 40 bis 60 Toisen über der Wasserfläche des Amazonenstroms stehen, ostwärts von dem Engpaß von Manseriche, ist der letzte; von den Hügeln von Tupuchue an, bis zum Ausflusse ins Meer ist die Schifffahrt völlig frei,**) und der Fall des Wassers beträgt auf der ganzen Strecke von 450 Meilen, in gerader Richtung gerechnet, nur noch höchstens 300 Fuß. Er kommt mit einer Wassermasse ins Meer, deren Gewalt sich über 60 geogr. Meilen weit fühlbar macht, denn so weit hinaus vermischt sich sein Wasser nicht ganz mit dem des Oceans. Merkwürdig ist die Fortschaffung der vom Strom ins Meer geführten Erdtheile durch die Strömung des Meers. Von den Küsten von Afrika her kommt eine große durch die Passatwinde gebildete Strömung, welche nahezu eine Meile in der Stunde zurücklegt; sie durchkreuzt die Strömung des Marañon, und treibt die Niederschläge desselben gegen die Küste von Guyana, wo ein ungeheurer Strich von Moor mit einer langen Reihe von sumpfigen Sandbänken gebildet und in Land verwandelt wird.

Die Zuflüsse des Marañon auf der rechten Seite zerfallen in drei Klassen; solche die von den Anden herabfließen, solche die aus Quellen theils auf den Anden, theils auf der Sa. dos Parecis entspringen, und endlich solche, die zwischen Ausläufern der Sa. dos Parecis eingeschlossen, besondere Strombetten bilden. Ueber die Zuflüsse der ersten Klasse enthalten die Mittheilungen von Thaddäus Hänke ***) das Neueste, obwohl sie schon vom Anfange dieses Jahrhunderts sind.

*) In dem Knoten der Berge von Pasco und Huanico findet eine Trennung in drei Ketten statt, die westliche ist die Hauptkette, und führt den Namen Cordillera real de Nieve; die mittlere Kette trennt die Gewässer des obern Marañon oder Tunguragua von denen des Huallaga; die dritte östliche Kette streicht längs dem rechten Ufer des Huallaga und verliert sich bei 7° S. B. Der Marañon hat also nur die mittlere Kette zu durchbrechen.

**) In dem ganzen Amazonenthale erhebt sich jeden Tag um 2 Uhr Nachmittags ein starker Wind, der stets der Strömung entgegenweht, und ausschließlich nur im Flußbett verspürt wird. Mit Hülfe dieses periodischen Windes, der oberhalb Jaen de Bracamoros manchmal in einen Sturm übergeht, segelt man mit Leichtigkeit den Marañon aufwärts von Großpara bis Tefe. Dieser Wind weht auch am untern Orinoko, aber nicht am mittlern, auch nicht im Thale des Magdalenastroms, also nur von Ost nach West, nicht aber von Norden nach Süden. Der Grund dieser Erscheinung ist also wohl im Umschwunge der Erde zu suchen.

***) Der Chemiker Hänke, einst Mitglied der Akademien von Prag und Wien, begleitete Malaspina auf seiner Reise in den stillen Ocean. Später wurde er von der spanischen Regierung beauftragt, die Minen von Peru zu untersuchen, und Verbesserungen in ihrer Bearbeitung einzuführen. Er hatte also alle mögliche Gelegenheit das Land zu erforschen, aber die Revolution schnitt seine Verbindung mit Europa ab, und er starb endlich in Bolivia. Der

„Der erste Zufluß unterhalb des berühmten Passes oder Falls von Manseriche ist der Huallaga, welcher nicht fern vom Marañon ungefähr unter 11° S. B. entspringt. Er ist schiffbar bis hinauf wo der Chinchao sich in ihn einmündet, oberhalb dieses Punkts haben beide einen zu starken Fall, als daß man sie hinauffahren könnte, obwohl die Indianer, welche in der Leitung ihrer Balsas oder Flöße sehr geschickt sind, beide von weiter oben hinabfahren. Unterhalb der Einmündung des Chinchao kann man ihn hinauf und hinab beschiffen, denn er strömt zwischen sekundairen Bergketten, welche parallel mit der großen Andenkette laufen. Dieses Thal ist ausnehmend fruchtbar, und die Nebenflüsse, welche den Hauptstrom nähren, kommen alle aus den reichsten Minendistrikten herab.

„Der nächste Fluß von derselben Klasse ist der Ucayale, bei seiner Vereinigung mit dem Marañon nicht kleiner als dieser, weßhalb man ihn häufig für den eigentlichen Marañon hielt. *). Er entspringt im See Chinchai in den Ebenen von Pombom, ungefähr 20 Leguas östlich von Lima unter 11° 20 S. B., und seine Nebenflüsse bewässern ein weites Gebiet. Seine Ufer sind von einer Menge verschiedener Indianerstämme bewohnt, deren Namen allein eine lange Liste füllen würde. Der Fluß ist nebst seinen bedeutendsten Nebenflüssen bis weit hinauf schiffbar.

„Unterhalb Omaguas, wo der Ucayale sich mit dem Marañon verbindet, fallen nach einander (von dem Ostabhang eines unter dem Namen Andes de Cuchao und Cerros de Conomamas bekannten Ausläufers der Cordilleren) der Yurari, Yutay, Yuruta, Tefe und Coary ein, Flüsse vom zweiten Rang in Vergleich mit dem vorhergehenden, doch von den Indianern weit hinauf befahren. Weiter ostwärts ist der Purus oder Cuchivara, nach den Aussagen der Indianer, die ihn auf einem großen Theile seines Laufes beschiffen, ein Fluß erster Größe; er soll zwischen Vilcañote und den Gebirgen von Caraboga entspringen; die Flüsse, welche von diesen herabkommen, führen alle Gold. Seine Ufer sind sehr bevölkert, wurden aber nie von Europäern besucht; nahe bei seinem Ursprung heißt er Manoa, und soll ein flaches, dicht bewaldetes Land durchströmen. Er fällt zwischen 317° und 318° L. in den Marañon."

Die zweite Klasse der südlichen Zuflüsse des Marañon bildet allein der Madeira, so genannt wegen der großen Menge Holz (portugiesisch madeira), welche er in seinem Lauf mit sich fortschwemmt. Die Angaben Hänke's darüber sind folgende: „Fünfzig Leguas weiter gegen Osten (ungefähr 320° 15′ L.) fällt der Madeira in den Marañon, der vereinte Stamm dreier kolossaler Ströme. Der erste ist der Beni, dessen entfernteste Nebenflüsse auf dem Westabhang **) der Centralcordilleren entspringen, dessen Quellland *) überhaupt aber von sehr großer Ausdehnung ist. Er ist schiffbar bis Apolobamba. Der zweite ist der Mamore, schiffbar oberhalb Santa Cruz de la Sierra; der dritte am wenigsten bekannte ist der Itenez, von manchen Geographen auch Guapore genannt. Sie bilden zusammen einen mächtigen Strom, der vom 12° bis 8° S. B. eine Menge Cachoeiras oder Fälle darbietet, meist nichts anders als Schnellen, wie sie sich im Marañon finden. **)

Die dritte Klasse der südlichen Zuflüsse desselben ist leicht aufzuzählen; es sind ihrer eigentlich nur zwei, der Tapajoz und der Xingu. Gewissermaßen kann man auch den vereinigten Araguay und Tocantins dazu rechnen, obwohl diese eigentlich in den Para fallen, oder vielmehr den Para bilden, wie der Parana und Uruguay den La Plata, allein sie stehen auch mit dem Marañon in Verbindung durch Seitenarme, welche die Ilha do Joannes oder Marajo vom festen Lande abschneiden.

(Fortsetzung folgt.)

---

größere Theil seiner Papiere ist wahrscheinlich verloren; einige seiner offiziellen Berichte sind in Azara's Werk abgedruckt, und von großem Werthe. Einige andere Aufsätze sind in bekannten Privathänden, und es ist zu hoffen, daß sie bald bekannt gemacht werden. Das obige wurde von Hrn. Parish in der geographischen Gesellschaft zu London vorgelesen.

*) Er ist auch auf unserer Karte noch als „alter Marañon" bezeichnet.

**) Dieß ist also ganz dieselbe Angabe wie die von Pentland (s. Ausland Nr. 127 v. d. J.) Ein Blick auf die gewöhnlichen Karten zeigt, welcher Verbesserung diese bedürfen; gewöhnlich steht auf diesen der Rio Beni mit dem Ucayale, auch Paro genannten Flusse in Verbindung.

*) Sein Durchmesser muß 60 bis 80 Meilen betragen.

**) Hänke sagt: „Diese Flüsse durchströmen ein an jeder Gabe der Natur überreiches Land, dessen Produkte einen besondern Charakter von Vortrefflichkeit darbieten; der zweite größte Klumpen reinen Goldes, der je gefunden wurde, kam aus diesem Distrikt, und große Stücke überhaupt, und zwar von besonderer Reinheit, sind zahlreich. Der Cacao, der hier wächst, ist unendlich besser als der von Guayaquil. Die beste Qualität von Chinarinde wächst auf dem östlichen Abhang der Anden; Indigo gibt es in unmäßiger Menge; Baumwolle und Reiß, Sarsaparillen, Gummi aller Arten, und die duftreichsten Arten von Vanille im Ueberfluß; endlich liefern die endlosen Wälder, welche alle diese Flüsse begränzen, das schönste Holz, namentlich zum Schiffbau, während zu gleicher Zeit von den Bäumen die vorzüglichsten aromatischen und medicinischen Gummiarten träufen." Man glaubt eine moderne Schilderung eines Eldorado zu hören.

Die Osseten.

Man betrachtet die Reise durch die Gebirge des Kaukasus als ein etwas gefährliches Unternehmen, nicht nur wegen der natürlichen Schwierigkeiten des Weges, sondern auch der ungestümen und barbarischen Volksstämme wegen, von denen sie bewohnt sind. Wenn daher Reisende in der Nachbarschaft ankommen, so setzen sie ihren Weg nicht in abgesonderten Partien fort, sondern warten auf die Post, die einmal in der Woche unter starker Eskorte über die Gebirge geht. Gewöhnlich warten sie in dem netten Städtchen Mosdok, am Flusse Terek, im Angesicht der höchsten Bergspitzen des Kaukasus. Nimmt man die Umgegend dieser Stadt in Augenschein, so wird die Aufmerksamkeit des Fremden auf ein kleines Dorf mit niedrigen Häusern gezogen, die aus mit Thon bedeckten Hürden gebaut sind, während die Nebengebäude mit Kuhdung überzogen zu seyn scheinen. Sie haben sämmtlich flache Dächer, die zum Kornschwingen dienen. In diesem Dorfe wird sich der Reisende unter einem Völkchen befinden, deßgleichen er bis dahin noch keines sah. Die Leute sind im Allgemeinen klein und etwas beleibt; die Kleidung der Männer besteht aus einem Oberkleide das bis auf die Kniee reicht, und Pantalons aus grobem wollenem Stoffe und gemeiniglich hellbrauner Farbe. Auf dem Kopfe tragen sie eine schaflederne Kappe, die enge ansitzt und beinahe ganz flach ist. Die Weiber tragen ihr Haar in einem langen über den Rücken hinunterhängenden Zopf; sie haben gewöhnlich ein grobes Halstuch um ihren Kopf herum, und ihre Pumphosen reichen beinahe auf die Knöchel hinab, ihre Füße aber sind bloß. Ihr Oberkleid besteht aus einer Art Bettrock mit langen engen Aermeln; auch hüllen sie sich manchmal, wenn sie außerhalb des Hauses sind, in eine Art Leintuch, ziehen es jedoch nicht über ihr Gesicht herab. Diese Leute sind Osseten, und gehören zu einem Stamme des gleichen Namens, dessen eigentlicher Sitz in den höchsten bewohnbaren Theilen der kaukasischen Gebirge ist, und der nicht den unbeträchtlichsten mehrerer merkwürdiger Stämme bildet,

welche verschiedene Theile dieser ausgedehnten Gebirgsreihe bewohnen. Unser Bericht wird sich mit diesem Volke beschäftigen, wie man es in seinen Stammsitzen findet.

Die Osseten werden nach ihrem Religionsbekenntniß etwas ungenau in drei Sektionen getheilt: einige sind Christen, andere Moslems und andere Heiden. Der Unterschied zwischen ihnen ist nicht sehr bestimmt, da sowohl Christen als Mohammedaner viele heidnische Gesinnungen und Gebräuche beibehalten, und eine starke Neigung an den Tag legen, wieder in ihre ursprüngliche Götzendienerei zurückzufallen. In der That bezeichnen auch wenig mehr als einige unvollkommene kirchliche Gebräuche und Formen den Unterschied des Religionsbekenntnisses; merkwürdig bleibt jedoch, daß sie Alle individuell für sich einen besondern Schutzgeist annehmen, an den sie sich in Unglück und Gefahr wenden, und dessen Beistand sie bei der Schlichtung häuslicher Fehden, bei der Führung von Kriegen und Raubzügen, und selbst bei der Plünderung von Karawanen und Reisenden anrufen. Diejenigen, deren Dörfer der Reisende sieht, wenn er auf der Hauptstraße, die im Norden dem Laufe des Terek und im Süden dem des Aragwi folgt, die Gebirge übersteigt, gehören meist ausschließlich zur christlichen und mohammedanischen, hauptsächlich aber zur erstern Abtheilung des Stammes. Man betrachtet sie als den civilisirtesten Theil nicht nur ihres eigenen Stammes, sondern aller Stämme, welche diese Gebirge bewohnen, was sie, wenn es wahr ist, größtentheils ihrem bedeutenden Verkehr mit den Russen verdanken, die einige kleine Städte in ihrer Nachbarschaft besitzen und Militärstationen durch das Gebiet errichteten, das einst jenen gehörte, und in der That, mit alleiniger Ausnahme der nächsten Umgebung der Straße, welche die Eindringlinge anlegten, noch gehört.

Die Dörfer der Osseten sind sehr interessant und malerisch, wenn man sie von der Ferne, in den Thälern, in Bergschluchten, und manchmal in scheinbar unzugänglichen Lagen auf steilen Abhängen und auf den Gipfeln hoher Felswände sieht. Die Häuser stehen gewöhnlich um die Reste eines alten steinernen Thurmes herum beisammen, der in frühern Zeiten zur Beschützung der Pässe gegen die Einfälle feindlicher Stämme diente. Wenn man sie indessen näher untersucht, so findet man, daß die Dörfer aus sehr gemeinen und niedern flachdachigen Hütten bestehen und aus Lehm auf eine Grundlage von Stein gebaut sind. Licht bringt durch die Thüre und durch eine kreisförmige Oeffnung in dem Dache hinein. Diese Oeffnung dient auch zum Abzuge des Rauchs als Kamin. In den höhern Theilen ihres Landes werden sie indessen von dem Rauche nicht sehr belästigt, da das Brennmaterial sehr sparsam und ein elendes aus getrocknetem Dung und ein wenig Holz bestehendes Feuer ein großer Luxus ist. Allein ungeachtet der gemeinen Hütten, in denen sie leben, findet man in denjenigen Theilen, wo der Paß sehr eng ist, und mit dem besten Erfolge vertheidigt werden kann, alte Schlösser und Thürme von beträchtlicher Stärke und manchmal vortrefflicher Arbeit, die gemeiniglich auf ungeheuern Felsmassen oder Vorbergen errichtet sind, über welche zuweilen die riesenhaften Felswände des Hauptgebirges überhängen. Einige davon waren Forts zur Vertheidigung des Passes, und einige dienten und dienen noch zur Wohnung der ossetischen Mirzas oder Häuptlinge.

Dieß Volk scheint sich hauptsächlich mit Viehzucht und Ackerbau zu beschäftigen, und vielleicht gibt es auf der ganzen Reise durch die Gebirge nichts Erstaunlicheres, als die Orte, in denen man sie mit solchen Beschäftigungen sich abgeben sieht. So kann man Schäfer auf steilen uneingehegten Abhängen, unter denen jähe Abgründe von drei-, vier- und sechshundert Fuß sind, ihre Heerden weiden sehen. Die einzelnen Ackerbauarbeiten, wie Pflügen u. s. w., werden in ähnlichen Orten verrichtet. An einigen Stellen kann man auf den steilen Seiten der Gebirge mehr als 1500 Fuß über dem Thale des Terek und an Orten, wo es unmöglich schiene, daß ein menschliches Wesen seinen Fuß hinsetzen könne, Heuschober sehen. Ein beträchtlicher Theil des Heues wird auf Eseln heruntergebracht, und von solchen Stellen, die selbst für diese Thiere unzugänglich sind, läßt man es auf einer Art Schlitten, sobald der Winterschnee anfängt die Gebirge zu bedecken, an Seilen herunter. Der Pflug wird von vier Joch Ochsen gezogen und ist beinahe zweimal so groß als ein gewöhnlicher Pflug; der Vordertheil ruht auf zwei Rädern. Zur Handhabung dieses unlenksamen Werkzeugs sind vier Personen erforderlich: eine hält den Pflug, zwei leiten die Ochsen, und die vierte geht neben dem Pflüger einher, um das Gras wegzuschaffen, das sich etwa an der Pflugschar ansammeln mag. Beim Pflügen der steilen Seiten der Hügel verfahren sie auf folgende Weise: Die Räder des Pfluges sind dann von sehr verschiedenem Durchmesser — der des einen hat vielleicht drei Fuß und der des andern nur zehn Zoll; die Achse ist von solcher Länge, daß sie dem kleinern Rade, am obern Theil der ansteigenden Fläche, erlaubt Schritt zu halten mit dem großen, das in dem Geleise unterhalb läuft. Die Deichsel ist nicht mitten in der Achse befestigt, sondern näher an dem großen Rade. Dieß sinnreiche Verfahren, obgleich in seiner Ausführung noch roh, ist doch gut berechnet, um dem beabsichtigten Zwecke zu entsprechen.

(Schluß folgt.)

Italien.

1. Genua.

(Schluß.)

Da die Sonne mir noch einige ihrer Strahlen schenkte, so wanderte ich vor die Stadt hinaus, um den Palast Doria zu besuchen. Das Thor stand offen, ich trat ein; ich durchlief die einsamen Gänge, wo Perino del Vaga die Seethaten des Hauses Doria al fresco gemalt hatte. Allenthalben herrschte Einsamkeit und Schweigen; ich begegnete niemand, und befand mich gleichsam in einem jener Zauberpaläste, wo der Wanderer allein vor Bildsäulen vorübergeht, die ihn betrachten. Die Galerien waren nach dem Geschmacke des 16ten Jahrhunderts möblirt; schwere Lehnstühle mit schwarzem Leder überzogen, breite mit Sorgfalt geschnitzte Consol-Tische, hohe venetianische Spiegel von sechs Stücken, weite Kamine von dunkeln Marmor, an denen sich Riesen hätten stehend wärmen können; Tapeten mit Porträts nach Rembrandts Manier waren hier zu sehen. Es schien, als wäre eben eine Dogenfamilie von diesen Lehnstühlen aufgestanden. Ich benutzte meine Einsamkeit und setzte mich auf die Stühle; ich öffnete ein Fenster und blickte auf den Meerbusen hinab; ich nahm die Porträts herab, um sie genauer zu betrachten. Endlich stieg ich in den Garten hinab: auch hier herrschte dieselbe Einsamkeit, dieselbe Stille. Die Terrasse des Palastes Doria ist wunderschön. Macht man aus allen Gemälden Claude Lorrains im Louvre ein einziges, so hat man eine Skizze dieser bewundernswerthen Landschaft. Säulen, Thore, Treppen, Alles ist von Marmor. Citronen- und Pomeranzenbäume machen die Alleen schattig; links erhebt sich Genua mit seinen Bergen, die eben so bevölkert sind als seine Straßen. Auf einer Höhe steht der Dom der Kirche von Carignan, dieser Nachahmung der St. Peterskirche im Kleinen. Unmittelbar vor dem Beobachter liegt das Meer, die große Straße von Neapel nach Sicilien; es ist belebt und doch ruhig; es hat eine Stimme, eine Seele, eine Melodie, es wälzt sich in den Hafen und beugt seine Wellen vor dem Leuchtthurme, als wollte es den riesigen Beschützer der Schiffe begrüßen.

Ich war in dieses Gemälde versenkt, als eine Stimme hinter mir einige Worte murmelte; ich gewahrte eine alte Frau, die auf dem Boden saß, den Rücken an eine Säule der Terrasse gelehnt; ihre jugendliche Tochter schlief in Lumpen gehüllt auf ihren Knieen. Was macht ihr hier, arme Frau? fragte ich sie. „Ich freue mich der Sonne," erwiderte sie mir lächelnd. Ihr arbeitet also nicht, um euch den Lebensunterhalt zu verschaffen? „Nein, Herr, ich bitte um Almosen; heute ist mein Tagewerk gethan und ich ruhe aus." Und was werdet ihr morgen thun? „Morgen wird die heilige Jungfrau mir an der Thüre der Kirche della Consolazione eben so viel verleihen." Somit fehlt es euch also nie an Brod? „Niemals." Ihr seyd also glücklich? „Ja." Wer hat euch erlaubt, euch hier herzusetzen? „Niemand, dieß Thor steht jedermann offen."

Das junge Mädchen wachte auf; mit ihren Händen strich sie ihre prächtigen schwarzen Haare zurück, die ihr Haupt und ihre Schultern bedeckten, und ließ mich ein hinreißend schönes Gesicht sehen. Ein Freund, mein Reisegefährte, trat in diesem Augenblicke zu mir. Könnte ich mich nicht auf sein Zeugniß berufen, so würde ich jetzt glauben, das Begegnen dieses armen jungen Mädchens sey nur eine Vision, eine Einbildung, wie der Reisende sie sich zuweilen macht, gewesen. Allein der sonderbarste Zufall hatte hier eine lebende Allegorie vor mein Auge gebracht: das schönste, süßeste Geschöpf in einer Umhüllung von Lumpen!

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 138. 18 Mai 1835.

Die Ströme der Erde.

Südamerika.

(Fortsetzung.)

Betrachtet man die südlichen und nördlichen Zuflüsse des Marañon auf der Karte, so fällt augenblicklich auf, daß die nördlichen theils dem Hauptflusse länger parallel laufen, theils unter spitzigern Winkeln einfallen; das Land muß deßhalb, die nächste Umgebung des Marañon selbst ausgenommen, welche gegen Mitte und Ende des Laufs ziemlich gleich tief ist, hier viel flacher seyn. Darum sind auch die Stromrinnen sehr wandelbar, und auf die Karten läßt sich, auch abgesehen von der noch sehr mangelhaften Kenntniß jenes Landes, darum nicht allzuviel bauen. Kaum begreift man, wie sich auf dem flachen Boden bestimmte Flußthäler und Stromscheiden bilden konnten. Jedenfalls setzt diese Bildung der Flußthäler und Stromscheiden in einem an Wasser so überreichen Lande, *) wie dieser Theil von Amerika, einen weit längern Zeitraum voraus. Hierüber bemerkt Humboldt: „Die Anspülungen, welche sich überall bilden, wo die Schnelligkeit des laufenden Wassers sich mindert, tragen unstreitig dazu bei, die großen Strombetten zu erhöhen, und die Ueberschwemmungen zu vermehren; in die Länge aber werden durch die Ueberschwemmungen die Flußarme und die schmalen Kanäle, welche benachbarte Flüsse mit einander verbanden, gänzlich angefüllt und verstopft. Die vom Regenwasser hergeschwemmten Materien bilden durch ihre Anhäufungen neue Schwellen, Theilungspunkte, die zuvor nicht vorhanden waren; es entstehen Quererhöhungen mit entgegengesetzten Abhängen, durch die zuletzt jede Spur der früheren Verbindung verschwindet." Dieser Prozeß ist im Marañonthale noch keineswegs vollendet, **) und jedenfalls gilt diese Entstehung von Schwellen nur von den Zuflüssen eines und desselben Stroms, aber nicht von der Scheidung der Gewässer verschiedener Stromgebiete. Der Guainia (Rio Negro) ist vom Japura weiter entfernt, als von Inirida oder Guaviare, dennoch aber steht er durch Gabeltheilungen mit dem erstern, gleichfalls in den Marañon fallenden, nicht aber mit dem letztern in Verbindung, der in den Orinoko fällt. Vielmehr hat hier die Wasserscheide, so unbedeutend sie großen Theils ist, eine weit größere Wichtigkeit. Die Böschung der Anden gegen das Marañon- und Orinokogebiet ist östlich, theilt sich jedoch in eine nordöstliche und südöstliche Senkung. „Ein unmerklicher Kamm," sagt Humboldt, „dehnt sich von 2° N. B. von den Timana-Anden gegen die Landenge zwischen dem Inirida und Guainia. Nordwärts dieser Linie fallen die Gewässer in den Orinoko; südwärts, in den Ebenen, welche den nördlicher gelegenen völlig zu gleichen scheinen, fließen der Caqueta oder Japura, der Putumayo oder Iça, der Napo, Pastaza und Morona dem Bette des Amazonenstroms zu. Dabei ist auch bemerkenswerth, daß dieser Scheidekamm selbst nur eine Verlängerung desjenigen ist, welchen ich in den Cordilleren auf dem Wege von Popayan nach Pasto wahrgenommen habe." Wieder ein Beweis, daß die Wasserscheiden verschiedener Stromsysteme gar keine so zufällige Sache sind.

Eine Bestätigung dieser Angabe über die Scheidungslinie beider Gebiete liegt darin, daß bei weitem nicht alle Ströme, welche auf den Karten gewöhnlich als auf dem Ostabhang der Anden entspringend angegeben werden, wirklich hier ihren Ursprung haben, indem sich zwischen die nördlichern und südlichern Ströme ein Bergzug hineinschiebt. Zählt man die bedeutendern Flüsse von Süden nach Norden auf, so ergibt sich folgendes: Putumayo, Caqueta entspringen in den Anden, der Guayne, Rio Negro (Guainia), der Inirida, Zama, Vichada entspringen theils in den Savannen, theils in dem oben erwähnten Gebirgsland, das von den Anden so gut wie völlig unabhängig ist; Guaviare und Meta entspringen wieder in den Anden. So ist also die Theilung der Gewässer im Westen beschaffen, im Osten aber findet jene merkwürdige Verbindung zwischen beiden Stromgebieten statt, die von den Geographen so lange angefochten wurde.

Der Rio Negro, den die Karten in seinem obern Laufe gewöhnlich mit seinem indianischen Namen Guainia bezeichnen, ist der nördlichste aller Zuflüsse des Marañon, und auch der

*) Der Japura z. B. ist etwas oberhalb seiner Einmündung in den Marañon 1200 Toisen breit; 150 Meilen weiter oben nur 200. Solche Beispiele schneller Wasserzunahme sind sehr häufig.

**) Der Japura oder Caqueta, — der erstere Name ist mehr bei den Portugiesen, der letztere bei den Spaniern gebräuchlich — steht durch acht Arme mit dem Marañon in Verbindung, davon fließen aber drei nicht aus dem Japura in den Marañon, sondern umgekehrt aus dem Marañon in den Japura. Außerdem fallen noch zwei Arme des letztern mit besondern Namen, Rio Urarira und Carapurary, seitwärts in den Rio Negro, und erst durch diesen in den Marañon.

merkwürdigste. Er hat seinen Namen von der Dunkelheit seines Wassers, *) sein Lauf ist anfangs gegen Nordosten gerichtet, als sollte er in den Orinoko fallen, unter 3° N. B. wendet er sich aber gerade gegen Süden, empfängt einen Arm des Orinoko, den Cassiquiare, unter 0° wo der Guape sich in ihn einmündet, wendet er sich gegen Osten, nimmt dann alle bedeutendern Zuflüsse, die von der Sa. Parime herabkommen, namentlich den Rio Branco oder Quecuene auf, und fällt endlich mit einer so bedeutenden Wassermasse in den Marañon, daß dieser von nun an einen andern Namen, Rio dos Solimoes, **) erhält.

Bei diesem seltsamen Laufe bleibt die Verbindung mit dem Orinoko immer das Merkwürdigste. Der Landstrich, welcher von dem Rio Negro, Juirada, Orinoko ***) und Cassiquiare eingeschlossen wird, ändert den Lauf der Gewässer gänzlich. Der Rio Negro wendet sich, wie schon bemerkt gegen Süden, der Orinoko allmählich gegen Nordwesten, um endlich völlig gegen Norden umzubiegen. Dieser seltsame Lauf, obwohl nicht ohne Beispiel, erschien den Geographen so unglaublich, daß man lange die Quelle des Orinoko nicht in der Sierra Parime, sondern im Westen in den Anden suchte. Auch der einfache Sinn der Indianer sträubte sich gegen die Annahme, daß ein Fluß auf eine so seltsame Weise von seiner ersten Richtung abgehen sollte, und sie betrachten insgesammt den Guaviare †) als den Hauptstrom, in den der obere Orinoko oder Paragua sich einmünde.

Diese Meinung ist so unrichtig nicht, als sie auf den ersten Anblick erscheinen mag, denn außerdem, daß dann der Lauf des Flusses viel natürlicher erscheint, spricht noch ein ganz eigenthümlicher Umstand dafür.

Mit der Einmündung des Zama in den Orinoko kommt man in das Gebiet der schwarzen Wasser; der Zama, Mataveni, Atabapo, Tuamini, Temi und Rio Negro führen aguas negras, d. h. in Masse betrachtet sehen sie kaffeebraun oder schwarzgrünlich aus. Nichts desto weniger sind es vollkommen helle, ganz klare und sehr angenehm schmeckende Wasser. Diese Erscheinungen sind so auffallend, daß die Indianer allenthalben die Gewässer in schwarze und weiße eintheilen. ††) In der Umgebung dieser schwarzen Wasser fehlen die Mosquitos fast ganz, und von Krokodilen findet sich keine Spur. Die letztern, so wie die Flußdelphine, fehlen auch in dem obern Orinoko, obwohl dieser nicht schwarz ist, gänzlich, finden sich jedoch, so zahlreich als im untern Orinoko, im Guaviare wieder, und überhaupt gleicht dieser Rio Guaviare durch die Beschaffenheit seiner Ufer, seiner fischfangenden Vögel und seiner Fische weit mehr dem Orinoko als die von Esmeralda herabkommende Abtheilung des letztern Flusses; *) auch hält Humboldt den Guaviare für den breiteren Strom.

Aus allem diesem läßt sich wenigstens so viel abnehmen, daß diese Ansicht der Indianer, welche den obern Orinoko oder Paragua für einen Zufluß des Guaviare, und diesen für den Hauptfluß halten, sehr viel für sich hat. Indeß ist zu Gunsten der bisher gewöhnlichen Ansicht zu bemerken, daß der Paragua schon vor der Einmündung des Guaviare sich gegen Norden wendet.

(Schluß folgt.)

*) Sein Wasser ist von kaffeebrauner Farbe, wie das der übrigen schwarzen Wasser (aguas negras). Merkwürdigerweise ändert sich seine Farbe durch den Einfluß des weißen Cassiquiare nur sehr wenig.

**) Eigentlich Sorimoes, mit Anspielung auf das Gift der Nation der Sorimanen.

***) Auf dieser Strecke von den Indianern Paragua genannt.

†) Der Guaviare entsteht aus der Vereinigung des Ariari und Guayavero, und ist weit bedeutender als der Juirada, der meist auf den Karten als der größere angegeben wird.

††) Die obengenannten Flüsse liegen alle ziemlich nahe bei einander, die Sache beschränkt sich aber hierauf nicht, der Wasiva-See, der sich in den Cassiquiare ausmündet, ist gleichfalls schwarz, und selbst auf den Anden bei Cuenca finden sich drei Flüßchen, von denen zwei weiß, und der dritte, der Yanuncal, schwarz ist.

*) Dieser letztere hat helleres, durchsichtigeres Wasser, als der Orinoko unterhalb San Fernando; die Gewässer des Guaviare sind weiß und trüb; ihr Geschmack ist nach dem Urtheil der Indianer, die hiefür sehr zarte Organe haben, mit dem Gewässer des Orinoko in der Nähe der Katarakten völlig gleich.

Angriff von Budschia

durch die Kabylen in der Nacht vom 10 bis 11 Okt. 1834.

(Schluß.)

Am 10 Oktober, gegen 8 Uhr Abends griffen die Kabylen, ihren Drohungen getreu, von allen Seiten unsere Vorposten an. Signal-Raketen wurden angezündet, der Generalmarsch durch die Stadt geschlagen, und jeder begab sich auf den Posten, der ihm bezeichnet worden war.

Der Schlüssel von Budschia, sein eigentlicher strategischer Stützpunkt, ist das sogenannte obere verschanzte Lager, das von dem 2ten afrikanischen Bataillon besetzt war. Hier befindet sich eine alte römische Citadelle, wo die Mauren zur Zeit ihres Glanzes starke Verschanzungen von Mauerwerk aufführten, von denen jedoch heutzutage nur noch Trümmer übrig sind. Vielleicht in der Folge kömmt diesem Orte der Name eines verschanzten Lagers mit mehr Recht zu. Im gegenwärtigen Augenblick ist es eine gänzlich offene Stellung, die von den umgebenden Höhen überragt und dominirt wird. In diesem Lager standen drei Feldgeschütze und 250 Mann Fußjäger vom zweiten afrikanischen Bataillon in geschlossenen Kolonnen; diesem war die Vertheidigung der Stellung aufgetragen.

Vor dem obern Lager, in einer Entfernung von 600 Meter liegt das Blockhaus Salem, das die Zugänge zu demselben vertheidigt.

Der Plan der Kabylen war nicht ohne Geschicklichkeit entworfen, denn sie richteten ihren Hauptangriff auf diesen Posten, ihr kriegerischer Instinkt ließ sie die Nothwendigkeit fühlen, sich desselben zu bemächtigen, und von da gegen das verschanzte Lager vorzudringen. Die Feinde stürzten sich daher in Masse auf das Blockhaus Salem, in den Graben, auf die Brustwehr, in die Schießscharten, wobei die Luft von ihrem wilden Kriegsgeschrei ertönte. Mit Hauen und Aexten suchten sie die Thüre zu erbrechen. Die Besatzung des Blockhauses bestand aus 20 Jägern vom 2ten afrikanischen Bataillon und aus vier Kanonieren. Sie empfing den Angriff der Feinde mit einer vollen Ladung, wo-

durch viele Beduinen getödtet und verwundet wurden; dessen ungeachtet setzten sie den Sturm mit gleicher Entschlossenheit fort. Man hörte, wie sie sich mit lautem Zurufe ermunterten, man sah, wie sie ohne alle Ordnung das Teufelshaus (so nennen sie unsere Blockhäuser) umschwärmten, das aus seinen Schießscharten Tod und Verderben in ihre Reihen schleuderte. Sechs volle Stunden dauerten auf diese Weise ihre Angriffe auf das Blockhaus Salem mit einer Wuth, die der Widerstand noch zu vermehren schien, während ganze Schwärme ihrer Schützen die Felsen erkletterten, welche die Stadt beherrschen, und die schwache Kolonne in dem verschanzten Lager mit einem Kugelregen überschütteten.

Von den Kugeln der Beduinen gehen gewöhnlich 25 bis 26 auf das Pfund; ehe sie laden, kauen sie dieselben, so daß sie beim Abfeuern einen pfeifenden, schneidenden Ton hervorbringen; man wird ganz taub von diesem Pfeifen. Diese Kugeln, welche bis in die Stadt reichten, verbreiteten Verwirrung unter den bürgerlichen Einwohnern, die sich eiligst in die Casbah zurückzogen. Die Malteser, welche in Budschia den Detailhandel ausschließlich betreiben, hatten sich bereits eingeschifft.

Unterdessen ward von Seiten der Kabylen der Sturm auf das Blockhaus Salem mit Wuth fortgesetzt. Aexte, Hauen, Kugeln, Steine, verursachten einen furchtbaren Lärmen. Die französische Besatzung dagegen ließ in ihrer Thätigkeit auch nicht nach; ihr Feuer ruhte keinen Augenblick; die Granaten brachten Unordnung und Schrecken unter die Stürmenden.

Während dieses Kampfes der Verzweiflung zeigte sich ein anderes Schauspiel in der Ebene, die gleichfalls mit Feinden bedeckt war. An vielen Punkten schienen Irrlichter aufzutauchen, sich zu kreuzen, zu nähern und wieder zu entfernen; es waren dieß die Oberhäupter der Stämme, zu Pferde, mit Laternen in der Hand, welche Befehle in Betreff des Angriffes auf das Blockhaus ertheilten. Die Lage des letztern ward immer kritischer, das Geschütz des verschanzten Lagers durfte nicht wohl feuern, um nicht mit einer unglücklichen Kugel das Blockhaus selbst zu treffen.

Die Casbah und das Fort Moussa feuerten von Zeit zu Zeit und schleuderten ihre Wurfgeschosse unter die Feinde. Um diese Scene vollständig zu machen, erhob sich ein furchtbarer Sturm und mischte seine Blitze mit denen der Feuerschlünde. Die widerhallenden Echo's des Gourayahs gaben die verschiedenen Arten von Donner wieder, und verlängerten sie bis weit hinein in den alten Atlas; tiefe Dunkelheit herrschte, ein unermeßlicher Regen ergoß sich, gleichwohl dauerte das Feuer von beiden Seiten fort.

Da der enge Pfad, der unter vielfachen Krümmungen den Berg hinauf nach dem Blockhause Salem führt, von unzähligen arabischen Schützen besetzt war, so war es unmöglich, demselben zu Hülfe zu kommen. Eine Kolonne, welche diesen Weg eingeschlagen hätte, wäre ohne alle Möglichkeit sich zu vertheidigen, vernichtet worden; es blieb uns somit nichts übrig, als die Entwicklung dieses blutigen Drama's abzuwarten.

Die Redoute des Blockhauses Salem, in welcher sich nur eine Gebirgshaubitze befand, war mit Schanzkörben versehen, durch welche sich die Kanoniere während der Bedienung des Geschützes deckten. Die Beduinen glaubten nichts Besseres thun zu können, als diese Schanzkörbe in Brand zu stecken; die Flammen verbreiteten ihr röthliches Feuer weit umher. Einen Augenblick glaubten wir, das Blockhaus werde in die Luft fliegen; allein bald beruhigten wir uns, als wir das lebhafte Kleingewehrfeuer der tapfern Besatzung vernahmen. Von diesem Augenblicke an war die Ueberlegenheit der Franzosen über ihre Gegner entschieden. Die durch das Feuer erzeugte Helle gestattete den Schützen besser zu zielen, worauf auch das verschanzte Lager sein Feuer begann. Noch hielten sich die Beduinen nicht für geschlagen, aber ihre Hitze ließ bedeutend nach; die Kartätschenkugeln und Granaten gelangten trefflich an ihre Adresse. Nach und nach ward das Feuer schwächer, und hörte endlich ganz auf. Man hörte die feindlichen Ausrufer, welche dort den Dienst unserer Hornisten versehen, wie sie den Rückzug verkündeten. Ihrer Flucht folgte tiefe Stille. Wir brachten die Nacht unter den Waffen zu.

Mit Tagesanbruch besuchten wir das Blockhaus Salem, dessen Besatzung sich so trefflich gehalten hatte. Die dreifarbige Fahne wehte auf demselben, von Kugeln zerrissen. Die Brustwehr der Redoute war geschleift, die Thüre höchst beschädigt; 3 Jäger und 1 Unteroffizier waren verwundet, dafür floß aber auch das Blut in dem Graben und eine Menge einzelner Körpertheile lag vor dem Blockhause. Die Beduinen, welche man gleich einem weißen Streifen über das Gebirge ziehen sah, hatten ihre Todten und Verwundeten mit sich genommen, weßhalb es unmöglich ist, ihren Verlust anzugeben.

Die Bambaras und andere Völker am obern Senegal.

(Von Kapitän Hesse, ehemaligem Kommandanten von Galam und Gorée.)

Die Bambaras haben einen großen Theil des Landes inne, das, gegen Sego hin, zwischen dem obern Senegal und dem Dscholiba liegt. Sie bilden zwei Nationen: die Bambaras von Sego und die von Kaarta. Die ersteren standen früher unter der Botmäßigkeit der letzteren, ja man behauptet, sie seyen ursprünglich ihre Sklaven gewesen, und nur durch ihren Muth und nach langen und blutigen Kriegen frei geworden. Diese Völker befinden sich beinahe immer noch in einem Zustande der Feindseligkeit, was für die Entwicklung des Handels ein großes Hinderniß ist. Der König von Sego ist mit absoluter Gewalt bekleidet. Es soll in diesem Lande das Vorurtheil herrschen, der König könne keinen Weißen sehen, ohne daß ihm dieser Anblick alsbald tödtlich werde: es würde ihm im Laufe des Jahres den Tod zuziehen. Dieses Vorurtheil, das mit großer Sorgfalt von den Mauren unter den Oberhäuptern dieser Nation unterhalten wird, hat einen politischen Zweck, der darin besteht, die Europäer von allem Handel mit Sego auszuschließen, aus Furcht, der übrige im Innern von Afrika möchte darunter leiden. Die Bambaras von Sego zählen unter sich viele Götzendiener; sie sind große Freunde von starken gebrannten Wassern, und verfertigen deren selbst mit einer Mischung von Honig und Wasser, worin man gewisse Körner und manchmal Wurzeln gähren läßt. Dieses Getränk soll sehr berauschend seyn. Sie erzeugen Honig, Reiß u. s. w. in Ueberfluß.

Die Bambaras von Kaarta sind mächtig und kriegsgewohnt, fürchten indessen diejenigen von Sego, die, wie man versichert, einst ihre Gefangenen waren; ihre Hauptniederlassungen sind nicht weit von den Ufern des Senegal entfernt, drei oder vier Tagereisen ungefähr, und höchstens acht Tagereisen von unserem Posten zu Bakel. Man erzählt, im Jahre 1821 habe der König von Sego dem von Kaarta sagen lassen, er gedenke ihn nächstens zu besuchen und für seine Frauen Schürzen weben zu lassen; dieß war eine ironisch ausgedrückte Drohung. Da der König von Kaarta fürchtete, sie möchte ins Werk gesetzt werden, so beeilte er sich dem von Sego ein Paar massivgoldene Fesseln zu schicken, mit der

Aufforderung, sie seinen Pferden anzulegen, damit sie nicht nach Kaarta kämen. Auch sandte er ihm ein paar Steigbügel aus gleichem Metall. Diese Höflichkeit hatte für den Augenblick die erwartete Wirkung. Die Bambaras von Kaarta waren ruhiger, glauben jedoch, sie werden früher oder später beunruhigt und vielleicht aus dem Lande, das sie inne haben, verjagt werden, so zwar, daß sie alle ihre Kräfte anstrengen, mehr in unsere Nähe zu kommen, und den Senegal zwischen ihnen und den Segoanern zur Gränze zu setzen. Dieß ist der Grund, warum sie auf die Bondus, welche das linke Ufer des Flusses bewohnen, einen Angriff zu machen wünschen. Die Bondus sind ein feiges und perfides Volk, das sich nichts desto weniger von einem jährlichen sehr beträchtlichen Tribute befreite, den es seinen Nachbarn zahlte.

Die Bambaras von Kaarta sind vielleicht das grausamste Volk der Erde. Es gibt keine Abscheulichkeiten, die sie nicht in ihren Kriegen an ihren Feinden verüben: nachdem sie Alles der Plünderung preisgegeben, schleppen sie die Frauen, die Mädchen, die Kinder in Sklaverei, und beinahe alle Männer werden auf die barbarischste Weise getödtet. Man schneidet ihnen zuerst den Kopf ab, dann öffnet ihnen der Henker — eine leider nur zu wichtige Person unter ihnen — den Bauch, macht sich aus ihren Eingeweiden ein Halsband, verstümmelt sie, und steckt ihnen selbst die Gegenstände dieser Verstümmlungen in den Mund.

Herr Gray machte mir bei seiner Rückkehr von Kaarta folgende Beschreibung von dem Henker, den er sah: „Er ist, sagte er mir, ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren und sehr kleinem Körperbau; sein Leib ist beinahe eben so breit als hoch; der Kopf übermäßig groß, die Gestalt ungeschlacht, der Blick wild; in dem Munde und zwischen den dicken Lippen hindurch sieht man seine gelben Zähne; die Stirn ist schmal, die Augen hervorstechend und der Stirne gleich; nur die Hörner fehlen ihm, um das leibhaftige Bild des Satans vorzustellen. Dieses Ungeheuer, mit zwei Dolchen oder einer Art kurzer und breiter Säbel bewaffnet, trägt eine rothe Mütze, und als einzige Kleidung einen schmalen baumwollenen Schurz. Sein Sohn, das Ebenbild des Vaters, dient ihm bei seinen abscheulichen Verrichtungen als Gehülfe; sie haben viel zu thun und sind sehr reich, weil unter zehn Gefangenen, die sie zu enthaupten haben, ihnen einer verwilligt ist, den sie als Sklaven verkaufen können, und man alljährlich so viele Leute bei den Bambaras tödtet, daß dieser grausame Zehnten sie bereichert.“ Herr Gray erzählte mir von diesem Lande noch mehrere andere gleich unmenschliche Gebräuche: „Die Frauen des Königs dürfen von niemanden angesehen werden; wenn sie ausgehen, und man ihnen begegnet, so muß man, von wie fern man sie auch bemerken mag, stille halten und ihnen den Rücken wenden, bis sie sich wieder entfernt haben; wehe dem, der dawider handelte, mit seinem Kopfe müßte er diese Verwegenheit bezahlen. Herr Gray war Zeuge einer Verletzung dieser Sitte, welcher die Bestrafung der Schuldigen auf dem Fuße folgte. Zwei junge Gefangene kamen an der Hütte des Königs vorüber; er saß bei einer seiner Frauen. Die Gefangenen wandten maschinenmäßig den Kopf nach dieser Seite; der König ward aufgebracht, ließ beide binden, zog selbst seinen breiten Dolch, und hieb dem einen von ihnen den Kopf ab, während dem zweiten durch einen Andern das Gleiche geschah.“

Wenn der König stirbt, werden seine Frauen unter dessen Söhne vertheilt, die jedoch Sorge tragen ihre eigene Mutter nicht zu nehmen. Sie machen sie zu ihren Frauen. Wird der Sohn des Königs beschnitten, so gibt man ihm eine große Zahl männlicher Gefangenen, die man zu gleicher Zeit beschneiden läßt; auch erhält er eine gleiche Anzahl junger Mädchen, ein ausgedehntes mit einer hinreichenden Menge Hütten versehenes und mit einer Mauer umgebenes Stück Land, das man Tata nennt; nun ist er um so mehr ein Prinz, als er über alle diese entstehenden kleinen Familien herrscht. (Schluß folgt.)

Die Osseten.

(Schluß.)

Obwohl die Osseten durch die Gegenwart der russischen Militärstationen bedeutend eingeschränkt sind, so zeigen sie sich doch keineswegs als ein Volk, wie es diese friedlichen Beschäftigungen anzudeuten scheinen. Sie sind in der That ein kühnes, muthiges Geschlecht, dessen wahren Charakter man am deutlichsten daraus ersieht, daß kein Mann unter ihnen je ohne übergehängte geladene Flinte, oder einen Dolch in seinem Gürtel, gemeiniglich aber mit beiden, sich öffentlich zeigt. Selbst die Schäfer, wenn sie ihrer Heerden warten, sind auf diese Art bewaffnet; eben so die Ackersleute, mit Ausnahme dessen, der den Pflug führt; allein auch er hat seine Waffe so an dem Pfluge angebracht, daß er sie mit Leichtigkeit erreichen kann. Der Dolch ist eine seltsame Waffe; nahe am Griffe ist er breit, wird nach der Spitze hin schmaler und ist im Ganzen etwa achtzehn Zoll lang. Beim Gebrauche desselben bückt sich der Angreifende nieder, und sucht ihn seinem Gegner in den Unterleib zu stoßen.

Dieses kriegerische Aeußere nehmen sie nicht bloß aus Großthuerei an, wie es bei den Persern und Türken geschieht. Es ist zum Theil das Ergebniß eines Grundsatzes, der die Rache zu einer überlegten und feierlichen Pflicht macht, welche die Folge in sich schließt, daß jedermann bewaffnet geht, sey es nun um sich selbst gegen den Rächer, der einem nach dem Leben trachtet, zu vertheidigen, oder bereit zu seyn, eine günstige Gelegenheit, die sich darbietet, gegen einen Andern zu ergreifen, nach dessen Leben man selbst trachtet. Dr. Henderson erwähnt ein schlagendes Beispiel hievon in seinen „Biblischen Nachforschungen und Reisen in Rußland,“ und obgleich sich seine Erzählung auf einen andern kaukasischen Stamm (die Inguschen) bezieht, so ist doch seine Schilderung, da der Gebrauch dem unter den Osseten üblichen genau ähnlich ist, vollkommen auf diese anwendbar.

„Der geringste Umstand reicht oft hin Streitigkeiten zu erregen, welche selten ohne Mord endigen. Hartnäckig an dem orientalischen Gesetze: „Blut für Blut,“ hängend, geben sie sich nicht eher zufrieden, als bis sie den Tod ihrer Verwandten gerächt haben; ein Grundsatz, dem man von Geschlecht zu Geschlecht so lange Folge leistet, bis er den Tod des Mörders oder eines seiner Abkömmlinge nach sich zieht, auf den er, wie man voraussetzt, seine Schuld vererbte. Die Missionäre wurden mit einem jungen Manne bekannt, der durch die beständige Furcht, in der er lebte, daß man an ihm einen, noch ehe er geboren, von seinem Vater begangenen Morde rächen würde, fast zum Skelete abgezehrt war. Er kann mehr als hundert Personen aufzählen, die sich für verbunden halten, ihm, sobald sich nur eine günstige Gelegenheit hiezu darbietet, sein Leben zu rauben. Kaum findet man ein Haus, in welchem nicht jemand in so Etwas verwickelt ist.“

Eine andere Ursache für das kriegerische Aeußere der Osseten ist jener Hang zum Plündern, den sie mit den andern Stämmen in diesen Gebirgen gemein haben. Bei ihnen selbst wird indessen dieser Hang durch die auf ihrem Gebiete errichteten russischen Militärstationen und durch die Art und Weise, wie Kaufleute und Reisende über die Gebirge geleitet werden, bedeutend im Zaume gehalten; dessen ungeachtet lauschen sie mit Wachsamkeit auf Gelegenheiten die Unbeschützten oder Unvorsichtigen zu überfallen, und bei den Räubereien, welche sie bei solchen Gelegenheiten verüben, läuft es zuweilen nicht ohne Mordthaten ab; gewöhnlicher aber suchen sie solche Personen, deren Aeußeres die Hoffnung gewährt, ein gutes Lösegeld von ihnen erwarten zu dürfen, als Gefangene wegzuführen. Es gibt Beispiele, wo sie sich russischer Offiziere von Rang auf solche Weise bemächtigten und sie nur nach Bezahlung des geforderten Lösegeldes frei gaben. Manchmal greifen die Osseten zu solchen Maßregeln als Wiedervergeltung für das, was sie als nicht zu rechtfertigendes Betragen der russischen Autoritäten gegen sie betrachten. Sie haben in den Bergen so schwer zugängliche Schlupfwinkel, daß man solchen Vorgängen nur durch die äußersten Vorsichtsmaßregeln wirksam Einhalt thun kann. Die Kühnheit, womit sie dergleichen Angriffe fast unter den Augen der Militärstationen ausüben, ist erstaunlich. Die Personen, mit denen der Verfasser dieses über die Gebirge reiste, legten bei allen Gelegenheiten die ängstlichste Vorsicht, sich nicht aus dem Gesichtskreise der Schildwachen hinaus zu wagen, an den Tag. Einmal sah der Verfasser in dem tiefen und engen Paß von Dariol einen Soldaten hoch oben auf einem Vorsprunge der senkrecht aufsteigenden Felswände postirt, und erfuhr, man habe ihn hier aufgestellt, weil wenige Tage zuvor nahe bei diesem Platze, der nur in kleiner Entfernung oberhalb der Militärstation von Lars liegt, ein Mann von Rang erschossen worden sey.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 139. 19 Mai 1835.

Bilder aus Paris. Nr. 3.

Das neue Luxembourg.

Paris am 4 Mai 1835.

Ich hatte seit langer Zeit den schönen Garten des Luxembourg nicht besucht, und von dem neuen Anbau an dem Pairspalast war mir bisher, außer den Berichten der Zeitungen nichts bekannt geworden, ich hatte nie an den wirklichen Prozeß geglaubt, für welchen ganz eigens dieser Bau aufgeführt wurde, und war gewöhnt, das Ganze für eine Spielerei oder für einen Regierungskunstgriff zu betrachten; ich wollte daher, ehe noch das Schauspiel angefangen, heute, am 4 Mai, diese Anstalten sehen, denn Morgen am Tage der Eröffnung der Gerichtsverhandlungen wäre es zu spät. Das ist das Eigene der hiesigen Oeffentlichkeit, daß das Publikum nur wie ein Ungefähr oder aus Gnade Platz findet.

Der oberflächlichste Anblick schon bietet in dem sonst so friedfertigen Palaste und seiner Umgebung etwas Fremdartiges dar. Da, wo nur die gebrechliche Ehrwürdigkeit oder die ehrwürdige Gebrechlichkeit der Pairs hinschwankten, bewacht von einer Truppe Veteranen, trägt sich jetzt die junge Linientruppe mit kriegerischem Schnurrbarte und trotziger Miene. Die Eingänge in den innern Hofraum des Hauptgebäudes, links und rechts, sind zu Wachstuben hergerichtet, Adjutanten und Ordonnanzen gehen hin und her, und das Ganze sieht dem Hauptquartiere eines im Felde stehenden Obergenerals viel ähnlicher als der stillen Wohnung eines gesetzgebenden Körpers.

Wie der innere Hofraum so die äußere Umgebung. Von der Seite des Odeons, vom Eingange an bis an die hintere Façade des Gebäudes ist aus Pfählen und starken Querbrettern eine Art von Hohlweg gebildet, in dessen Tiefe nur eine sehr geringe Anzahl Personen halten können, und der gar wohl für eine Barricade des Palastes angesehen werden könnte. Man sagte mir, daß sie der Eingang für das Publikum sey, welches den Sitzungen beiwohnen wolle. Dieß würde herrlich bestätigen, was ich oben von der Oeffentlichkeit gesagt habe.

Niemand, der in den Garten selbst tritt, wird die Nähe einer Pairskammer, die Nachbarschaft eines Gerichtshofes ahnen; jedermann wird an eine Kaserne, an einen Kriegsplatz denken. Unter den schönen Alleen, da wo ich stets das ruhige Publikum des Quartier St. Jacques gesehen, ist jetzt die Infanterie rottenweise aufgestellt und exercirt. Nachdem ich an drei, vier Haufen vorüber gegangen war, fiel es mir auf, daß sämmtliche sich übten die Muskete zu laden und das Bajonnet zu fällen. Ist dieß gewöhnlich so? fragte ich sehr überflüssigerweise einen gewöhnlichen Spaziergänger des Luxembourg; daß ich nicht wüßte, war die Antwort, erst seit einigen Tagen haben wir diese Gäste, sie scheinen zur Dekoration der großen Aufführung zu gehören, die Morgen ihren Anfang nehmen wird.

Und während die Truppe vor dem Gebäude sich einübte, war im Innern des Palastes große Probe. Ich kann nichts dafür, wenn meine Ausdrücke mit der Hochachtung, welche man gewöhnt ist einem großen Kollegium zu zollen, nicht im Einklang stehen. Ich erzähle bloß und berichte unbestrittene Thatsachen; ich habe die Natur der Dinge nicht zu verantworten. Das Pairsgericht war im neuen Saal versammelt und hielt Sitzung — zur Probe. Angeklagte, Zeugen, Vertheidiger, Publikum und Polizei waren durch eine Bande Polizeidiener und Sapeurs-pompiers vorgestellt, die Einen in bloßen Ermeln oder in der Jacke, als Publikum und Zeugen, die Andern in Uniform als wirkliche Polizei, die Andern in fliegendem, auf der Schulter angestecktem Mantel als Vertheidiger in der Amtstracht u. s. w.

Das Innere des neuen Saales soll für das Auge geschmackvoll und mit allen Bequemlichkeiten für die Herrn Pairs ausgestattet seyn, gleichwohl will man denselben kalt und unangenehm gefunden haben. Ein anders ist es mit den Angeklagten, diese haben einen sehr engen Platz. Herr Thiers, der zugegen war, bemerkte sehr scherzhaft, die Angeklagten müßten sich behelfen, wie man in den kleinen Schenken thue, wo der Platz für 50 berechnet sey und 60 sich niederließen. Das Hauptgefängniß der Angeklagten liegt rechts am Palaste und auf dieser Seite, von dem Palaste an bis zu der Reiterkaserne in der Rue de Vaugirard, die zum Gefängniß umgewandelt wurde, führt ein ganz ähnlicher und noch sorgfältiger verwahrter geschlossener Gang zu dem Bewahrungsorte der Angeklagten. Sie werden in den Gerichtssaal gelangen, und von da zurück in ihre Kerker, ohne daß sie von dem Publikum auch nur etwas hören können, geschweige denn sehen. In dem Saale selbst ist genau berechnet, daß im günstigsten Falle nur für 200 Menschen, unter dem Titel Publikum, Raum gelassen ist; da nun aber unter diesen 200

Menschen vor Allem die offiziellen, halboffiziellen und versteckten Getreuen, Trabanten, Fremde, willfährigen und unterwillfährigen der Polizei und ihrer Unterverzweigungen den ersten Platz nehmen werden, kraft der Vergünstigungen und besondern Bewilligungen, zu welchen das Volk den Weg nicht kennt, so kann es geschehen, daß als sogenanntes Publikum, als Verwirklichung der gesetzlich vorgeschriebenen Oeffentlichkeit während ganzer Tage des denkwürdigsten Prozesses, der jemals vorkam, auch nicht eine einzige Seele aus der unparteiischen Masse des Volkes zugegen ist, und die Angeklagten von der Berührung der übrigen Welt gänzlich abgeschnitten bleiben. Dieß ist unerhört, und scheint darum unmöglich; es scheint nur so, es ist nicht.

(Schluß folgt.)

Die Ströme der Erde.

Südamerika.

(Schluß.)

Mag man jedoch den obern Orinoko oder den Guaviare für die eigentliche Quelle *) des mächtigen Stroms halten, der seine Gewässer durch den Drachenschlund in den atlantischen Ocean ergießt, immer bleibt dieser Fluß merkwürdig durch seine Gabeltheilung und die Eigenthümlichkeit seines spiralförmigen Laufes. Die erstere findet in der Nähe von Esmeralda statt, und gewährt einen sehr imponirenden Anblick. Hohe Granitberge erheben sich an der Westseite; am linken Ufer des Orinoko westwärts und ostwärts der Gabeltheilung bis gegenüber der Einmündung des Tamatama gibt es keine Berge; wenn der Orinoko südwärts nicht mehr von Bergen umgeben ist, und zur Oeffnung eines Thales oder vielmehr einer gegen den Rio Negro auslaufenden Niederung gelangt, so theilt er sich in zwei Aeste: der Hauptstamm setzt seinen Lauf nordnordwestlich fort, die Gruppe der Parimeberge umziehend; derjenige Arm, der die Verbindung mit dem Marañon bildet, wirft sich in die Ebenen, welche überhaupt eine südliche Senkung haben, und sich hauptsächlich südöstlich dem Bassin des Rio Negro zuwenden. Dieß geht daraus hervor, daß die östlichen Zuflüsse des Cassiquiare meist unter rechten Winkeln einfallen, und der Cassiquiare selbst auf der Mitte seines Laufes einen Arm, den Conorichite oder Itinivini, gegen Westen sendet, welcher früher als er selbst in den Rio Negro fällt. Diese Gabeltheilung, wenn schon seltsam genug, ist es doch bei weitem minder, als die in der Nähe von Esmeralda.

Der Orinoko fließt, sobald er das höhere Gebirge verlassen hat, in denselben Ebenen wie der Marañon, aber in völlig entgegengesetzter Richtung. Wir haben oben bei der Scheidelinie der Gewässer zwischen diesen beiden Strömen gesehen, daß diese sich als unmerkliche Theilungsgräte, Mesa, hereinzieht in das wunderliche Viereck, zwischen Inirada, Orinoko, Cassiquiare und Rio Negro, diese eigentliche Heimath der schwarzen Gewässer. Diese Theilungsgräte nun zieht augenscheinlich sich hinauf bis zum Orinoko, und theilt diesen in zwei Theile. Jede Ebene, sie mag auch dem Auge noch so flach erscheinen, ist auf verschiedenen Seiten verschieden gegen den Horizont geneigt, und wie in der Nähe des Meers durch Anschwemmungen u. dgl. Gabeltheilungen und Deltabildungen erfolgen, so kann ein Gleiches auch im innern Lande geschehen. Hiezu muß freilich der Lauf eines Flusses am Rande der zwei Becken von einander scheidenden Theilungsgräten das Meiste beitragen. Diese Theilungsgräte kann das Bett oder den Thalweg eines Flusses der Länge nach treffen, und dann muß die Gabeltheilung erfolgen, wozu die größere oder geringere Breite eines Flusses — und der Orinoko ist hier wenigstens 3—4000′ breit — bedeutend beiträgt. Sondirt man nämlich einen ziemlich breiten Fluß im Querdurchschnitt, so findet man, daß sein Bett gewöhnlich aus mehreren ungleich tiefen Furchen besteht; je breiter der Fluß ist, desto zahlreicher sind diese Furchen, welche selbst in großen Entfernungen einen mehr oder minder vollkommenen Parallelismus behalten. Es folgt daraus, daß die meisten Flüsse als aus mehreren neben einander liegenden Kanälen zusammengesetzt betrachtet werden können, und daß eine Gabeltheilung statt findet, wenn ein kleines Stück des Uferlandes niedriger ist, als der Grund einer Seitenfurche. Das Merkwürdige beim Orinoko ist nur, daß die Gabeltheilung nicht im nämlichen Becken, sondern auf der Theilungskante zweier Becken statt findet.

Dieß ist in Kürze die Erklärung, welche Humboldt von dieser merkwürdigen Erscheinung gibt, man sieht aber daraus, daß nicht sowohl die Gabeltheilung, die an und für sich betrachtet, die alltäglichste Erscheinung in jedem Flusse ist, sondern der wunderliche Lauf der Wasserscheide das eigentlich Bemerkenswerthe ist. Beizufügen ist hier noch, daß mit dem Augenblick des Ueberschreitens der Wasserscheide der Lauf des Cassiquiare, der eigentlich wie über einen Kamm hinüberkam, mit einem Mal sehr reißend wird.

Weit ruhiger ist der Lauf des eigentlichen Orinoko bis hinab nach Santa Barbara, wo der Ventuari, *) der bedeutendste Nebenfluß nach dem Guaviare sich einmündet; bald darauf unterhalb San Fernando de Atabapo wendet sich der Strom gegen Norden, und betritt das Gebiet der Katarakten (Raudales). Zahlreiche Granitketten durchziehen an verschiedenen Stellen das Bett des riesenhaften nun schon von 1500 bis 3000 Toisen breiten Stroms, und besäen dasselbe mit Granitblöcken und Inseln, an denen die Wasser sich mit Wuth brechen. **) Einigemal z. B. bei der Einmündung des Paruasi und bei Baraguan wird auch der Stromlauf durch mächtige Felsenmassen so verengert, daß der Strom beim Hindurchdringen zu sieden scheint, so zusammengepreßt sind seine Gewässer. So gelangt er endlich, den Meta, Arauca, Capanaparo und Apure von Osten her aufnehmend, nach Caycara, wo er von Neuem sich wendet, und nun seine Richtung gegen Osten nimmt; diese Aenderung seines Laufes ist indeß weit nicht

*) Ueber die Quelle des erstern im Parimegebirg ist man immer noch ungewiß: Alles was man von einem See Parime wissen wollte, gehört immer noch zur Sage. Auch über seinen Lauf bis Esmeralda weiß man nur wenig, denn über die von Guaicas-Indianern besetzten Katarakten, 6½ Tagreisen oberhalb Esmeralda, ist noch kein Europäer hinaufgekommen; dort hat er indeß schon eine Breite von 3—400 Toisen.

*) Dieser kommt vom Parimegebirg herab.

**) Die beiden berühmtesten von Humboldt so interessant geschilderten sind die von Atures und Maypures.

so merkwürdig, als die erste Wendung gegen Norden, denn die dießmalige wird veranlaßt durch die südöstliche Böschung des Landes im Nordwesten. Beachtenswerth ist aber vor Allem hier die tiefe Lage des Landes gegen diese Seite hin, welche so groß ist, daß die Gewässer des Arauca beinahe gar keinen Fall haben, und namentlich zur Zeit der Anschwellung des Orinoko oft rückwärts gedrängt werden, so daß man statt abwärts zu fahren, wenn man den Kahn dem Strom überläßt, vielmehr den Fluß hinauffährt; eine Folge hievon mag auch seyn, daß die Wassermasse des Apure im obern Laufe größer ist als bei der Einmündung in den Orinoko, indem das Wasser vermuthlich wegen Mangels an Fall, und öfteren Zurückdrängens dermaßen durch den Boden sickert, daß wenn man auf 50 oder 80 Schritte vom Ufer mit einem Ruder in den Boden schlägt, alsbald Wasser emporspringt.

Eben so beachtenswerth ist das enge Anschließen des Stroms an das Gebirge, welches sicherlich mit einer sehr umfassenden geologischen Erscheinung zusammenhängt. Fährt man den Orinoko von Esmeralda bis Angostura hinab, so hat man immer auf dem rechten Ufer in einer Entfernung von 150 Meilen sehr hohe Berge, auf dem linken Ufer dehnen sich Ebenen aus, so weit das Auge reicht. Die Linie der größten Tiefen, das Maximum der Depression, befindet sich demnach am Fuße der Sierra Parime selbst; der Granit dieser letztern erscheint beinahe überall massenförmig, nicht aufgeschichtet, und so läßt sich hart daran eine starke Senkung des Bodens erwarten, wie auch in Binnenseen und Binnenmeeren die tiefsten Stellen da sich finden, wo die Küsten am steilsten und höchsten sind.

Von Caycara an wendet sich der Strom, welcher beim niedrigsten Wasserstande 2000, beim höchsten, wenn die tropischen Regen die Flüsse schwellen, über 5500 Toisen Breite hat, gegen Osten, und mündet sich endlich, nachdem er noch den auf der Sa. Baracayna entspringenden Carony aufgenommen, mit tobendem Gebrause ins atlantische Weltmeer, mit dessen indigoblauer Farbe seine grünen, auf den Untiefen milchweißen Wellen seltsam kontrastiren. Zwischen einzelnen thurmähnlich emporragenden Klippen drängt sich die Wassermasse durch den **Drachenschlund** in die **Trauerbucht** mit so furchtbarer Gewalt, daß Schiffe mit vollen Segeln und bei günstigem Winde nur mit Mühe dagegen anstreben.

Der Charakter des Stromgebiets bleibt sich gleich, rechts die Gebirge, links die weite unbegränzte Ebene. Hier liegen nordwärts vom Orinoko die Mesas de Amana, de Guanipa, de Jonora, lauter unmerkliche Wölbungen der Savanen, welche aber doch die Wasserscheide zwischen dem Orinoko und der Nordküste der Terra ferma machen. Stärker werden die Schwellen weiter gegen Westen, wo zuerst die Laguna de Maracaybo, gewiß einst durch ein furchtbares Erdbeben gegen das Meer zu geöffnet, die Wasser sammelt; dann kommt das Becken der Laguna de Zapatosa, die ihren Hauptzufluß von Norden her hat, und durch den Rio Cesare in den Magdalenenstrom sich ausmündet. Dieser letztere fließt, gleich dem Cauca, mit dem er sich vereinigt, in einem Längenthal der Anden, wie der obere Marañon vom Laurisee bis Jaen de Bracamoros. Kleiner als diese, obwohl ganz derselben Klasse angehörig ist der Rio Atrato, der gleichfalls ins Antillenmeer fällt. Zieht man eine Linie durch Ceja (etwas südlich von Timana), durch den Paramo de las Papas gegen den Alto del Roble zwischen 1° 45′ und 2° 20′ N. B. bei einer Höhe von nahe zu 6000′, so findet man die Wasserscheide zwischen dem Antillenmeere und dem stillen Ocean.*) Die Flüsse, welche in den letztern fallen, namentlich der Guayaquil, der Mira, Patia und San Juan, haben trotz ihres kurzen Laufs am Ende desselben eine ungewöhnliche Breite und Tiefe, und bilden zum Theil Seen und weite Busen, indem ihre Gewässer durch die Fluthen des Oceans zurückgehalten und gedrängt werden.

*) Diese Scheidungslinie stößt mit der Wasserscheide zwischen dem Marañon und Orinoko im Winkel zusammen.

Sittenschilderungen aus Nordamerika.

Theater.

Zu Philadelphia bestehen drei Theater; zwei derselben gehören zu den bessern, sind für das Trauerspiel und für das Lustspiel bestimmt; das dritte wird nur von der niedern Volksklasse besucht.

Die beiden grossen Theater sind nur im Winter während der langen Abende geöffnet; das dritte Theater wird nie geschlossen. Die beiden erstern sind selbst den Winter über selten voll. Das Publikum, welches dieselben besucht, besteht aus folgenden Elementen: 1) Aus den Fremden, welche ins Theater gehen, weil sie nicht wissen, wo sie ihren Abend zubringen sollen. 2) Aus Freudenmädchen, welche die Gegenwart der Fremden anzieht. 3) Aus jungen Amerikanern von leichten Sitten. 4) Endlich aus einigen Kaufmannsfamilien, welche durch den öftern Besuch des Theaters sich in übeln Ruf setzen. Personen, welche durch ihr Vermögen oder durch ihre Stellung sich auszeichnen, gehen gewöhnlich nicht ins Theater; es muß etwas Außerordentliches vorkommen, um sie anzuziehen, wie z. B. die vorübergehende Anwesenheit eines berühmten Schauspielers; in diesem Fall geht Alles ins Theater, aber nicht etwa aus Geschmack für die Sache, sondern aus Mode. Eigentlich liebt man das Theater in den Vereinigten Staaten nicht; wer hingeht, besucht es aus Langweile. Daher wird der Vorstellung selbst gar keine Aufmerksamkeit geschenkt; Amerikaner, welche in Frankreich einer Vorstellung anwohnten, können sich nicht genug über die Stille der Zuschauer, so wie über den Antheil des Publikums wundern. In Amerika bekümmert man sich gar nicht um das Stück, welches gegeben wird. Man spricht, man diskutirt, und benutzt die Gelegenheit des Zusammenseyns im Theater, um zu trinken. Das Stück selbst flößt auch nicht das geringste Interesse ein.

Die Lehre der Quäker, welche sich zuerst in Pennsylvanien ansiedelten, verbot das Theater gänzlich. Da die Quäker heutzutage nicht mehr die Majorität bilden, so werden auch ihre Gesetze nicht mehr allgemein beobachtet; aber ein Theil ihrer Sitten besteht noch fort. Eben dasselbe gilt auch von den Presbyterianern in Neu-England. Zu Boston hat man sich von ihren strengen Grundsätzen entfernt, und die Errichtung von Theatern gestattet. Allein die Einwohner finden keinen Geschmack an den Schauspielen. Gleiches gilt auch von New-York; zwar sind dort die Theater mehr besucht, aber diese Stadt zählt allein 20.000 Fremde, für welche das Theater gewissermaßen ein Bedürfniß ist. Zu New-York könnten daher mehrere Theater ihr Auskommen finden, ohne daß dieß zu dem Schlusse berechtigte, die Einwohner dieser Stadt fänden Geschmack daran.

Verbotene Belustigungen.

Oben war die Rede von den strengen Sitten der Puritaner, und von der Art, wie sie ihren Sonntag zubringen. Vergnügungen, welche an diesem Tage verboten sind, können darum doch nicht an einem der Wochentage nachgeholt werden. In manchen Staaten ist das Verbot durch förmliche Gesetze ausgesprochen. In Connecticut sind alle Schauspiele, als den guten Sitten zuwider, verboten, ohne daß selbst große

Städte, wie Hartford, New-Haven, davon ausgenommen sind. In New-Jersey sind die Pferderennen untersagt, sie geben, so heißt es, nur Veranlassung zum Spiel, zu Wetten, zum Luxus, zur Unordnung und Abweichung von den alten Gewohnheiten, und seyen folglich unmoralisch. In Boston sind die Orgelspiele auf der Straße verboten, weil sie die Pferde scheu machen. Zu New-York verbietet das Gesetz alle öffentlichen Belustigungen, wie man sie z. B. zu Paris in den elysäischen Feldern sieht, als Luftballons, Ringspiele, Caroussel u. s. w. Alle diese Dinge rauben nur Zeit, und zerrütten die ökonomischen Verhältnisse des Volkes.

Die Bambaras und andere Völker am obern Senegal.

(Schluß.)

Die Erzeugnisse sind die nämlichen wie im Lande Sego, und sehr reichlich. Das Land soll 15,000 Fußgänger und 10,000 Reiter bewaffnen können; letztere Zahl scheint fast übertrieben.

Die Gränzen Bondu's sind im Norden Fonta, im Süden Cassau, im Westen Bambuc und ostnordöstlich das Land Galam, von welchem sogar einige Dörfer an den Ufern des Flusses die Alliirten des Almamy in seinen Kriegen sind; Almamy ist der Titel, den das Oberhaupt der Bondu's führt. Die Gniéclimakas bewohnen Conguell und Yafré, und stehen unter dem Schutze Bondu's. Der Almamy hat eine große Macht über seine Unterthanen; indessen sind einige von ihnen durch ihre Reichthümer, welche in Gefangenen bestehen, im Stande, dieses Oberhaupt im Respekt zu halten. Noch vor Kurzem war Bondu an Kaarta zinspflichtig; unter dem Almamy Amady, dem Vorgänger dessen, der noch im Jahre 1824 regierte, schüttelten sie das Joch ab. Als nämlich der König von Kaarta durch fünf Gesandte seinen Tribut holen lassen wollte, ließ der Almamy Amady vieren von ihnen den Kopf abhauen, und sagte dem fünften: „Bring' deinem Herrn diese Kugeln und dieses Pulver, dieß ist der Tribut, den ich ihm von nun an schicken werde." Der König sammelte hierauf eine bedeutende bewaffnete Macht und fiel plötzlich in Bondu ein; seinerseits rückte der Almamy nach Kaarta vor, das er wohl bewacht fand, wo er aber dessen ungeachtet einige Plünderungen unternahm. Während dieser Zeit verwüsteten die Kaartaner Bondu, ihre Erfolge waren aber von kurzer Dauer; denn da sie auf keine Hindernisse stießen und viele Beute gemacht hatten, überließen sie sich unklugerweise dem Schmause, und wurden unversehens von dem wachsamen Almamy, den sie nicht erwarteten, angegriffen. Er machte so viele Gefangene, daß die Henker zum Abhauen der Köpfe nicht hinreichten. Seit dieser Zeit dauert der Krieg zwischen den beiden Völkern mit mehr oder weniger Thätigkeit fort, je nachdem sie von einer andern Seite Ruhe haben oder nicht. Kaarta ergreift immer die Offensive, und der Krieg, welcher dem Handel der Europäer Nachtheil bringt, wird wahrscheinlich nur ein Ende nehmen, wenn die Bambaras ihr altes Vorrecht über Bondu wieder errungen haben, oder sie dergestalt geschlagen worden sind, daß sie nicht mehr dahin zurückkommen können; ich bin jedoch geneigt zu glauben, daß Bondu früher oder später unterjocht werden wird.

Die Bonduaner erzeugen Honig und Mais in Ueberfluß; auch haben sie eine ziemlich große Menge Reiß, dessen Farbe nicht schön ist, der aber einen guten Geschmack hat, und mir eine gesunde Nahrung schien; dieser Reiß wird in Sümpfen nahe bei Moorgegenden und im Allgemeinen an allen Orten angebaut, die während der schlechten Jahreszeit überschwemmt sind; es gibt sogar viele Orte, wo diese Pflanze ohne Kultur gedeiht; man säet sie niemals an hochgelegenen Orten; die Aussaat beginnt mit dem Eintritt der Regenzeit, gegen den Julius hin, und die Ernte findet zu Ende Oktobers und in den ersten Tagen Novembers statt.

Die Häuptlinge und alle guten Familien nennen sich auszeichnungsweise Zizibés. Dieses Land bringt eine Frucht hervor von violetter oder weißer, schmutziger Farbe und bitterem Geschmack, deren Fleisch der Konsistenz nach dem der Kastanie gleicht. Sie spaltet sich und gibt zwei gleiche Stücke; diese natürliche Abtrennung findet der Länge nach statt, und ist durch ein kleines schwarzes Häutchen bezeichnet, das den Spalt umgibt. Die Eingebornen legen großen Werth auf dieselbe; es machen sogar nur die angesehenen Personen davon Gebrauch; aber sie kauen sie beinahe beständig; auch der Almamy hatte einen guten Vorrath davon, als er mich besuchte; er theilte mir einige mit, und alle die kläglichen Wesen, die seinen Hof bilden, waren über seine Großmuth erstaunt; ich aß aus Höflichkeit, obschon die Frucht wegen ihrer Bitterkeit für mich wenig Angenehmes hatte; sie besitzt indessen das Eigenthümliche, daß sie, wenn man davon gegessen hat, einen ziemlich guten Geschmack zurückläßt, und daß man das Wasser frisch und süß findet.

Die Bondu's können 1000 und selbst 2000 Reiter, und 5 bis 6000 Mann Fußvolk unter die Waffen bringen. Sie bekennen sich zum Islam und sind fanatisch; unter ihren Fehlern ist Heuchelei nicht der kleinste.

Das Land Galam liegt auf dem rechten Ufer des Senegal, von dem Dorfe Willisgara an, diesen Fluß aufwärts, bis zum Felsen Felon ungefähr; seine größte Ausdehnung in das Innere der Länder beträgt nur anderthalb Stunden; alle seine Dörfer liegen an den Ufern des Flusses, und sind von einem Oberhaupte abhängig, das man Thunka nennt.

Es gibt im Lande vier Klassen Individuen; die erste besteht aus den Baqueries, welche die ursprünglichen Oberhäupter des Landes sind; die zweite ist aus mehreren Familien Jolofs gebildet, welche sich vor langer Zeit hieher flüchteten: sie schlossen Verbindungen mit den Baqueries und nahmen die Benennung Jo'guayes an; sie genießen vieler Achtung und sind nicht sehr zahlreich. Die dritte Klasse dieser Bevölkerung besteht aus freien Männern, die im Range unter den beiden ersten und über der vierten Klasse stehen, da diese nur aus Sklaven gebildet ist. Dieses Volk hält weder Treu noch Glauben, ist heuchlerisch, treulos, schmeichlerisch; seine Habgier ist unersättlich. Wenn sie Gewehre, Geld u. s. w. bemerken, verschwindet bei ihnen jede Rücksicht. Es fehlt ihnen nicht an Verschlagenheit und Geist. Das Oberhaupt eines Dorfes sagte mir eines Tages bei Gelegenheit des Krieges, den ich mit den Baqueries hatte: „Diese Menschen kennen die Weißen nicht; ein Weißer ist wie eine junge Baumwollenstaude; wenn derjenige, welcher sie besitzt, beim Einernten ihrer Baumwolle nicht mit Vorsicht zu Werke geht, so kann er leicht den Strauch so verletzen, daß er nichts mehr davon zieht; wenn er im Gegentheil sanft damit umgeht, so wird sich ihr Ertrag jedes Jahr im Verhältniß der Schonung vermehren. Die Baqueries verloren den Ertrag ihrer Baumwollenstaude, indem sie zu viel von ihr forderten."

Folgendes ist ein Beispiel der Barbarei der Bambaras von Kaarta, das an Schauderhaftigkeit Alles übertrifft, was ich weiter oben anführte. Der Major Gray erzählte es, zur Zeit seiner zweiten Reise unter diese Völkerschaften, in meiner Gegenwart dem Abbé Barabère. „Am Abend vor einer Schlacht, sagte er, vereinigen sich die Bambaras, und drei von ihnen, die als die Tapfersten bekannt sind, werden getödtet, in Stücke geschnitten, an die Anführer und Soldaten vertheilt, und ihre dergestalt zerstückelten und mit denen mehrerer geschlachteten Stiere vermischten Körper dienen bei dieser Gelegenheit zu einem Festmahl, das dem Kampfe vorausgeht. Die Bambaras sind überzeugt, auf diese Weise einen Theil der Kraft ihrer Helden zu erben, und mit deren Blut auch ihren Muth in das Herz einzusaugen." Wenn die Sache wahr ist, ist dieß ein großes Reizmittel zum Heroismus!

Vermischte Nachrichten.

Bufonan sagt in seinem Study of Nature, daß in der Bai von Rand in Norwegen jährlich ungefähr 80 Jagts Häringe gefangen werden. Hundert Tonnen machen eine Jagt und jede Tonne enthält 1200 Häringe. In derselben Bai wurden, wie Pontoppidan in seinen Nachrichten über Norwegen sagt, in einer einzigen Fangszeit 49 Millionen gefangen. Der Häring ist eines der Hauptnahrungsmittel der Norweger und ein bedeutender Handelsartikel. Viele hundert Ladungen gehen jährlich von Bergen allein ab, und im Januar 1752 versendete diese Stadt vom Januar bis Oktober 152,156 Tonnen. Wie viele werden noch an andern Orten gefangen, und wie ungeheuer muß demnach der jährliche Verbrauch an Häringen seyn!

*

Die Mäßigkeitsgesellschaften gewinnen auch in England immer mehr Boden. Zu Nottingham wurden in kurzer Zeit 700 und in den benachbarten Dörfern über 500 Mitglieder eingeschrieben. Die Gesammtzahl in Großbritannien und Irland wird auf 200,000 angeschlagen.

München in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 140. 20 Mai 1835.

Ueber die Fischerei in Russland, und die dadurch für den Handel und Manufakturen gewonnenen Produkte.

Es werden nicht viele Länder auf dem Erdboden gefunden, die an Reichthum der Fische und anderer Wasserprodukte Rußland übertreffen. Dieses unermeßliche Reich besitzt einen solchen Ueberfluß an Flüssen, Seen und Meeren, daß die Fischerei ein Hauptgewerbe von mehreren der rohesten Nationen des weitläufigen Sibiriens, im Ganzen aber auch ein sehr wichtiger Nahrungszweig fast aller Bewohner Rußlands ist, und mancherlei nicht unbedeutende Artikel in den Handel und zu Manufakturen liefert. Natürlich können nur Völker, die an den Küsten des Meeres, oder an fischreichen Landseen und Flüssen wohnen, sich hauptsächlich oder wohl gar ausschließlich mit der Fischerei beschäftigen und davon nähren, so wie es auch in der Natur der Sache liegt, daß bloß noch unkultivirte, halbwilde Völkerschaften sich einzig auf diesen, als einen Hauptnahrungs- und Erwerbszweig legen können.

Nur wenige russische Fischervölker benutzen dieses Gewerbe bloß und allein zu ihrem eigenen Lebensunterhalte; andere hingegen, wie z. B. die don'schen und ural'schen Kosaken, und mehrere Völkerschaften an der fischreichen Wolga, treiben auch mit den Produkten ihrer Fischerei einen sehr einträglichen und wichtigen Handel. Sie bietet ihnen demnach nicht nur einen unerschöpflichen Konsumtionsartikel dar, sondern liefert ihnen auch Fischbein, Wallroßzähne, Thran, Kaviar, Fischleim und Fische zur Ausfuhr, die einen Gegenstand von mehr denn 15 Millionen Rubel ausmacht. Sie theilt sich in See- und Flußfischerei ein; mit jenen ist zugleich der Fang auf die großen Säugethiere des Meers, der Seeinsekten und Seegewürme verbunden. Bei den meisten sibirischen Völkerschaften wird Jagd und Fischerei neben einander und abwechselnd, jene im Winter, diese im Sommer, getrieben.

Weil der Umfang und die Mannichfaltigkeit der Gegenstände der russischen Fischerei so groß ist, so wollen wir sie im Allgemeinen, um einige Ordnung in die Eintheilung zu bringen, nach den verschiedenen Gegenden betrachten, wo sie hauptsächlich nur mit Erfolg getrieben wird.

Wenden wir uns demnächst zuerst zu der Fischerei im Nordoceane und dem weißen Meere. Sie ist in allen Gewässern dieser Meere, und den sich in dieselben ergießenden Strömen, an den Inseln, Küsten und Buchten derselben ganz frei, und an ihr nehmen außer den Samojeden, Ostjäken, Tschuktschen, Lappen und andern sibirischen Nationen, vorzüglich die Einwohner von Archangel und Olonetz Theil, welche auch Schiffe auf den Wallfisch- und Wallroßfang nach Nowaja Semlja und Spitzbergen schicken. Das weiße Meer ist vorzüglich reich an Bjelugen, von welchen die Samojeden das Fett ausbraten. Der Ob und die übrigen Eismeerflüsse liefern vornehmlich Störe, Lachse, Hausen, Sterläder, Welse u. a. m. Der große Vortheil dieses wichtigen Fischfangs erstreckt sich über ganz Rußland; denn außer den schon erwähnten Seethieren und Fischen finden sich auch noch Narwalle, Pottfische, Delphine, Robben von allen Arten, Seelöwen, Seebären, Seekühe, Seekälber, Seehunde u. s. w., ferner zahllose Schaaren von Häringen, Stockfischen, Omulen oder Wanderlachsen, und andere kleinere Fischarten, die alle von mehr oder weniger beträchtlichem Nutzen sind.

Die Schilderung der verschiedenen Arten von Fischfang im Eismeer ist zu interessant, als daß ich hier nicht wenigstens das Hauptsächlichste davon anführen sollte.

Den Fang der größern Seethiere, die sich nur selten den bewohnten Küsten nähern, betreiben die verschiedenen russischen Völkerschaften vornehmlich auf den unbewohnten Inseln des Eismeers, Spitzbergen und Nowaja Semlja. Diese Inseln, die wegen des äußerst rauhen Klima's und ihrer natürlichen Armuth für Menschen unbewohnbar sind, obgleich schon mehrere Europäer daselbst überwintert haben, und Russen noch jährlich dort überwintern, sind der Aufenthalt von mancherlei wilden See- und Landthieren, und werden vorzüglich wegen des so ergiebigen Wallfisch- und Wallroßfangs besucht; denn die übrige Fischerei und Jagd wird nur als Nebensache getrieben.

Der Wallfischfang in den nördlichen Meeren ist bekannt; wir wollen daher hier nur den Wallroßfang kurz schildern, welches mühsame und gefährliche Gewerbe das Hauptgeschäfte des nordischen Seejägers ist. Zu demselben werden nun die Wallroßfänger von einem Unternehmer oder Rheder, der die Kosten vorschießt, entweder für einen festgesetzten Lohn von 8, 10 bis 12 Rubeln, oder für einen bestimmten Antheil an der Beute, auf einen Sommer gedungen, oder auf ein ganzes Jahr mit Lebensmitteln versehen, weil sie oft gezwungen sind, in diesen un-

wirthlichen Gegenden zu überwintern. Sie stechen mit ihren Fahrzeugen zu verschiedenen Zeiten ins Meer. Wollen sie nicht überwintern, so geschieht dieß zu Anfang des Sommers, wenn die Küste von dem Eise frei wird. Die größte Gefahr droht ihnen dann das Treibeis. Sind die Wallroßfänger glücklich an dem Orte ihrer Bestimmung angelangt, wo sie sich in gewöhnlich schon vorhandenen Hütten lagern, so gehen sie an dem ersten schönen Tage in kleinen Booten auf den Fang aus; denn die Wallrosse pflegen alsdann gern auf dem Lande oder auf dem Eise auszuruhen, wohin sie sich auch begeben, theils um der Begattung willen, welche bei diesen Thieren 1 bis 2 Monate dauert, theils um sich von der Plage der Seewanzen zu befreien. Aus diesen verschiedenen Ursachen versammeln sich oft große Haufen von Wallrossen auf den Klippen und Eisschollen. Die Jäger können ein solches Lager schon von weitem entdecken, weil diese fetten Thiere, besonders im Sommer, einen widerlichen Geruch weit um sich her verbreiten. Die Fänger müssen sich aber einem solchen Lager mit Behutsamkeit und gegen den Wind nähern; denn diese Thiere haben einen so feinen Geruch, daß sie mit dem Winde die Annäherung der Menschen schon in einer sehr weiten Entfernung wittern, und sich sodann ungesäumt ins Wasser begeben. Im entgegengesetzten Falle aber bleiben sie ruhig liegen, wenn sie auch das Boot auf sich zukommen sehen.

Sobald die Fänger das Lager erreicht haben, steigen sie aus ihren Booten, und eilen, bloß mit Piken bewaffnet, den Wallrossen den Rückweg ins Wasser abzuschneiden, von welchen sie dann diejenigen niederstechen, welche sich zuerst ins Meer flüchten wollen. Denn da diese Thiere gewohnt sind, über einander wegzuspringen, so entsteht aus den erstochenen bald ein Bollwerk, welches den Lebenden vollends den Rückweg versperrt. Dann morden die Fänger so lange fort, bis sie alle Wallrosse zusammen getödtet haben, so daß sie wegen der großen Menge oft nur die Köpfe oder Zähne mitnehmen können, und das Fett und die Häute zurücklassen müssen.

Aber eben so leicht, als es auf dem Lande ist, ganze Schaaren von Wallrossen ohne Gefahr zu erlegen, eben so schwer und gefährlich ist der Kampf mit jedem einzelnen dieser Thiere im Meere, wo man sie mit Harpunen zu fangen sucht, da sie sich dann muthig zur Wehre setzen, und als Thiere so groß wie Ochsen, mit scharfen Zähnen und zwei langen spitzigen Hauern bewaffnet dem Menschen leicht gefährlich werden, und nicht selten ganze Boote umstoßen oder zersplittern. Im Sommer beschäftigen sich die Wallroßfänger auch häufig mit dem Einsammeln der Eiderdunen. Man benutzt bekanntlich den Wallroßthran, die Wallroßhäute und die schönen weißen Wallroßzähne, die noch vor dem Elfenbein den Vorzug haben.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Paris. Nr. 3.

Das neue Luxembourg.

(Schluß.)

Wenn die edeln Pairs zu Gericht sitzen, bietet sich ihrem Auge eine doppelte Aussicht dar: von den Fenstern des Palastes, in den beiden Hauptwegen des Gartens, sind 18 Kriegszelte aufgeschlagen, in welchen die Truppe wie im Bivouac kampiren, und die Unantastbarkeit des hohen Richterpersonals nöthigenfalls zu schützen sich bereit halten wird. Diese Zelte, das Ab- und Zugehen der Ordonnanzen und Offiziere, die zahllose Menge Polizei und Sbirren, die Verwunderung des unbetheiligten Publikums, welches an die so gänzlich ungestörte Ruhe dieses stillen, schönen Ortes gewöhnt ist, geben dem Garten des Luxembourg einen Charakter, der zugleich karnevalsmäßig lächerlich und verhängnißvoll finster ist. Um noch Spaß zu seyn, ist die Sache zu weit getrieben, sind die Gesichter zu gefährlich, die sich hier herumtreiben. Die Wachen, die hier im Garten, im Innern des Gebäudes und im Hofe, in den Kasernen rechts und links und weiter hinaus in dem Baumgarten kampiren, stets zum Aufbruche bereit und gerüstet, haben als Masse hinter sich, in Paris und in der nächsten Umgegend, eine Truppenzahl von ungefähr hunderttausend Mann, worunter die erprobten Regimenter von Grenoble, Lyon und der Rue Transnonain. Als Kommandant der Truppen auf dem linken Seineufer, während des Prozesses, ist General Bugeaud ernannt. Gleiche Maßregeln wie für die Linie, sind für die Nationalgarde getroffen, ihr Dienst ist äußerst streng, und ihr Befehl lautet, sich stets zum Aufbruch bereit zu halten.

Nachdem ich diese Anstalten gesehen, fragte ich mich: gegen wen alle diese Vertheidigungsmaßregeln? auf dem Wege nach dem Luxembourg und zurück sah ich nur Soldaten und Polizei, und Polizei und Soldaten. Wenn diese nicht einen Aufstand machen oder die edle Pairie, so weiß ich kaum, wie diese Vorkehrungen irgend ein besonderes Resultat haben werden!

Ich habe Ihnen von der ersten Aussicht des Gerichtes gesprochen. Die zweite und etwas entferntere ist die Allee nach dem Observatorium, und die Stelle, an welcher Ney im J. 1815 erschossen worden ist. Olim meminisse juvabit! ist dieß nicht eine zarte Aufmerksamkeit des Baumeisters!

Der neue Bau ist lediglich aus Holz und Gyps aufgeführt, und hat daher zu großer Besorgniß in Betreff seiner Dauerhaftigkeit Anlaß gegeben. Gleichwohl ist sein Aeußeres schön und in vollständigem Einklang mit dem Hauptgebäude, gegen welches er jetzt einen Vorsprung bildet, wie früher die beiden Flügelgebäude einen Vorsprung gegen den Mitteltheil bildeten.

Der Pairspalast wurde von Marie de Medicis erbaut, auf einem Platze, welcher dem Herzog von Piney-Luxembourg gehört hatte. Daher sein Name. Der Palast selbst ist aufgeführt nach dem Plane des Palastes Pitti in Florenz. Von Marie de Medicis ging derselbe auf ihren Sohn Gaston de France, Bruder Ludwigs XIII, von diesem auf Mademoiselle de Montpensier und die Herzogin von Guise über; die Herzogin von Guise verkaufte ihn an Ludwig XIV im Jahre 1694. Später wurde er von der Herzogin von Braunschweig und Mademoiselle d'Orleans bewohnt. Ludwig XVI gab ihn an Monsieur (Bruder des Königs); während der Revolution ward er in ein Gefängniß umgewandelt. Sodann wollte ihn das Direktorium bewohnen, erhielt aber die Zeit nicht, darauf nahm ihn der Senat ein, bis die Pairskammer ihren Sitz darin aufschlug und Louis Philipp im J. 1835 einen Prevotalgerichtshof zur Vertilgung der Republik daraus machte.

Der Pairspalast ist berühmt wegen seiner reinen und schönen Bauart, besonders ist daran stets die hintere Façade, gegen den Garten zu, bewundert worden; diese gerade ist jetzt verbaut und man sieht nur mehr die beiden zurückgetretenen Flügelgebäude. Es schien schwer, in so kurzer Zeit einen großen Anbau zu Stande zu bringen, welcher nicht das Ebenmaß des schönen Palastes auf das unangenehmste störte. Diese Aufgabe ist indessen befriedigend gelöst. Das Hauptgebäude ist von Quadern erbaut; der neue Anbau, in leichtem Gyps, ahmt den Quaderbau nebst aller Steinhauerei und Gesimsverzierungen so täuschend nach, daß man an die gänzliche Abwesenheit von Mauersteinen nur mit Mühe glauben kann. Das Häßliche dieses Baues ist nicht seine Außenseite.

Noch vor wenigen Tagen hatte ich die Bildergalerie in Luxembourg besucht. Brutus, der seine Söhne verurtheilt, hatte mich lange Stunden beschäftigt. Ueber der meisterhaften Kunst, welche auf den Zügen des heroischen Römers wohnt, habe ich den Namen des Künstlers vergessen, aber das Bild fiel mir ein, beim Anblick dieses Richterschauspiels; ich wollte Brutus wieder sehen, — vergeblich, während des Prozesses, der wenigstens vier Monate dauern wird, bleibt die Galerie geschlossen.

Selbst der Garten des Luxembourg, dieser einzige Zufluchtsort des Volkes, welches in seinen engen mephitischen Straßen der Quartiere St. Jacques und St. Marcel eingepfropft ist, wird an den Sitzungstagen geschlossen seyn. Bei dieser Nachricht eilte ich, um mindestens einmal noch die wunderschönen Tulpenbeete zu sehen, die eben jetzt im herrlichen Flore stehen, tausendfarbig und buntverschieden, ein lachendes Bild des Lebens! und wäre es nur um dieser freundlichen Poesie willen, man hätte den Garten nicht verschließen dürfen; was wird dann, in diesen langen finstern Tagen einer unheimlichen Vehmerei, heiteres bleiben, wenn selbst die Blumen unzugänglich sind?

Chronik der Reisen.

Ausflüge in die Provinz Rio grande do Sul, in Brasilien, im Jahre 1834.

(Aus der noch ungedruckten Reisebeschreibung Arsène Isabella's von Havre.)

1. Porto Alegre.

Am westlichen Ende eines von Osten auslaufenden Hügels unter 30° südlicher Breite und 51° westlicher Länge vom Meridian von Paris erhebt sich amphitheatralisch auf einem kleinen Abhange von ungefähr 60 Metres die artige kleine Stadt Porto Alegre, deren hohe vorspringende rothe Dächer auf den weißen, einfach aber zierlich gebauten Häusern auf eine ganz eigene Weise heraustreten.

Fünf Flüsse, der Jacuy, der Cay, der Rio dos Sinos, der Gravatay und der Riacho vereinigen sich, indem sie den Rio grande do Sul bilden, Angesichts der Stadt zu einem großen Bassin, das von einer Menge von Inseln durchschnitten wird, die mit Gehölzen bedeckt und mit Landhäusern geziert sind. Der erstere der genannten Ströme ist der Hauptfluß, der letztere kann von großen Piroguen nicht befahren werden. Hinter der Stadt, in der Entfernung von einer Stunde, beschreibt eine ungefähr 200 Meter hohe Gebirgskette einen Halbzirkel, und zieht sich dann nach Süden, indem sie den Fluß auf ungleiche Weise in einer Ausdehnung von 8 bis 9 Stunden begränzt. Zwischen dieser Gebirgskette und dem Hügel, auf dem die Stadt liegt, breitet sich eine ungefähr 3 bis 4 Stunden im Umkreise haltende niedere Ebene aus, die gegen Süden von der Gebirgskette, gegen Osten und Norden von den Hügeln und gegen Westen vom Rio Grande eingeschlossen wird, der seinen Lauf nach Süden fortsetzt und im Verfolge desselben die Lagoa dos Patos bildet.

Die neuern Häuser der Stadt sind von Backsteinen und Werkstücken meist ins Viereck gebaut, haben gewöhnlich nur Ein Stockwerk, das aber sehr hoch ist, nur im ersten Stock eine Menge von Fenstern und im Erdgeschosse nichts als mehrere 15 bis 17 Fuß hohe schmale Eingänge hat. Auch die Fenster sind meist sehr hoch, gewöhnlich mit zwei Flügeln und mit großen verschiedengestaltig geschnittenen Scheiben versehen. Ein zierlich gearbeiteter, oft vergoldeter Balkon nimmt die ganze Vorderseite des Hauses ein, und wird von Entfernung zu Entfernung von kleinen Bogen überwölbt, zwischen denen man während der großen Hitze ein Zelt ausspannt. Das aus runden Ziegeln bestehende Dach tritt, indem es nach Art der chinesischen Dächer aufwärts steigt, über ein reich verziertes Karnieß heraus; dieser Theil des Daches ist roth angestrichen, und sticht herrlich gegen das weiße Gesims ab.

Die Häuser älterer Bauart sind niedrig und haben Schiebfenster und Thüren mit Jalousien; seit indeß Don Pedro I in einem Anfalle von übler Laune alle Rotulas in Rio-Janeiro wegnehmen ließ, verschwinden sie nach und nach auch in den andern Städten des Reichs.

Man kann sich nichts Widerwärtigeres denken als diese Rotulas, eine Art Thüren oder Fenster mit einem fein geflochtenen Gitter versehen, das die Stelle der Jalousien vertritt. Geht man durch eine lange Straße, die zu beiden Seiten mit solchen Rotulas versehen ist, die den Schönen als Hinterhalt dienen, so muß man sich verspotten hören, ohne sich durch einen verachtenden Blick rächen zu können. Anfangs tritt einem Schamröthe auf die Wangen, wenn man die Rotulas öffnen und dann plötzlich wieder schließen sieht, wie vor einem Cholerakranken; zeigt man sich ungeduldig, so wird das Gelächter stärker, erzürnt man sich, so bricht es aus vollem Halse los, und es bleibt zuletzt nichts übrig, als die Barbarei der Portugiesen zu verwünschen, die ihre Weiber in dieser Art von Harem so unwissend aufwachsen ließen, daß der Anblick eines Fremden für sie ein Schattenspiel, eine Phantasmagorie ist. So war es vor der Ankunft Don Pedro's in Rio-Janeiro, und so ist es noch jetzt in vielen kleinen Städten.

Zu Porto Alegre ist man nicht ganz denselben Mystifikationen ausgesetzt; die Portugiesen und Brasilier sind zwar dort nicht minder eifersüchtig als zu Rio, Bahia, Pernambuco und anderwärts, allein ihre Eifersucht zeigt sich doch nicht auf eine so anstößige Weise. Die Nachbarschaft der Castellanos (so nennen sie die Bewohner der Provinzen von La Plata) trägt viel dazu bei, ihre Sitten zu mildern. Die Zeit ist nicht mehr fern, wo die Frauen dieses interessanten Theils von Brasilien dieselbe Freiheit erhalten werden, welcher die Bewohnerinnen von Montevideo und Buenos-Ayres sich erfreuen, und bis zu dieser glücklichen Aenderung tragen sie noch das Joch ihrer Haustyrannen, die, nicht zufrieden sie in der gräulichsten Unwissenheit zu lassen, sie auch noch in abgelegene Gemächer einsperren. In dieses geheimnißvolle Heiligthum eingeführt zu werden, hält sehr schwer, und die Strenge der Ehemänner läßt nur dann etwas nach, wenn ein Fremder nach einigem Aufenthalt in der Stadt durch tadellose Aufführung den Beweis gegeben hat, daß man ihn ohne Gefahr bei der Familie des Brasiliers, an den er empfohlen ist oder dessen Bekanntschaft er gemacht hat, einführen könne. Nur dann öffnet sich ihm das Heiligthum, doch muß er von dieser Begünstigung nur den allervorsichtigsten Gebrauch machen, denn wehe ihm, wenn er es wagte, das Vertrauen des Argus zu mißbrauchen: eine tüchtige Tracht Schläge wäre ihm gewiß. Nur der argwöhnische eifersüchtige Charakter der Brasilier ist Schuld an der abgesonderten Lebensweise ihrer Frauen; ich habe deren sehr liebenswürdige kennen gelernt, die keinen andern Wunsch hegten, als zuweilen auf die Promenade und in Gesellschaft zu gehen, um durch ihre Gegenwart die höchst langweiligen, um nicht zu sagen widerwärtigen Zusammenkünfte der Männer zu verschönern.

Der Handel geht in Porto Alegre sehr lebhaft; stets sah ich bei fünfzig theils einheimische, theils fremde Fahrzeuge auf der Rhede liegen, eine große Anzahl Piroguen von jeder Größe und mehrere Chalanas ungerechnet, welche zum Transport der Waaren auf den fünf genannten Flüssen verwendet werden, und die die Verbindung mit der Bevölkerung im Innern des Landes bedeutend erleichtern.

Der Jacuy (sprich Schakui) besonders ist beständig von Lichtern, Chalanas und eleganten Gondeln bedeckt, welche Produkte aus Europa, den Vereinigten Staaten oder andern brasilischen Provinzen nach Rio Pardo und La Cachoeira führen, kleine in raschem Aufblühen begriffene Städte; die erstere besonders kann für den Stapelplaz des Nordens der Provinz gelten, welcher die eigentliche Serra und die Missionen am Uruguay begreift.

Die europäischen Schiffe unter 200 Tonnen können bis nach Porto Alegre fahren. Die meisten der Schiffe, welche nach Porto Alegre kommen, sind nordamerikanische, brasilische, italienische und einige englische. Von Zeit zu Zeit sieht man auch ein von Marseille oder von Bordeaux kommendes französisches Schiff, doch machen diese nur selten gute Geschäfte, weil ihre Ladungen von schlechter Auswahl, die Artikel geschmacklos und unpassend oder dem Lande nicht zusagend sind. Vorzüglich aus dem Hafen von Marseille laufen die am schlechtesten berechneten Expeditionen aus; ihre Weine, ihr Pökelfleisch sind von der geringsten Sorte. Doch nicht nach Porto Alegre allein kommen so ungereimte Ladungen, auch in den übrigen Häfen Brasiliens und La Plata's kommen Fälle der Art vor.

Porto Alegre ist eine ganz neue Stadt, denn es sind kaum sechzig Jahre seit ihrer Gründung verflossen; kurz vor jener Zeit war die Stelle, auf der sie jezt steht, noch mit Wäldern bedeckt, in denen Tiger, Löwen und Kaimans hausten, jezt aber ist sie die Hauptstadt der Provinz Rio Grande do Sul oder Sao Pedro, und mag, wenn man die ab- und zureisenden Fremden, welche sich hier aufhalten, mit rechnet, eine Bevölkerung von wenigstens 15,000 Seelen zählen. Die lezten Jahre besonders hat sich der immerfort im Zunehmen begriffene Handel bedeutend gehoben, und die Zahl der Häuser steigt fast mit jedem Tage.

Die Stadt ist so gut gebaut, als dieß ihre Lage an dem ein wenig steilen Abhange eines Hügels nur immer gestattet. Man ist zudem damit beschäftigt den Boden zu ebenen, und die östlich und westlich, nördlich und südlich laufenden und mit Trottoirs versehenen Straßen möglichst nach der Schnur anzulegen. Die von Norden nach Süden laufenden Straßen sind am unangenehmsten zu passiren, weil sie bergauf führen; jene, welche mit dem Hügel parallel gehen, sind weit schöner, vornehmlich zwei, die Straße da Praia und die Straße da Igreja, welche sich durch ihre schönen Häuser auszeichnen. Die erstere ganz am Fuß des Hügels sich hinziehende ist vorzüglich durch den Handel belebt, und hier befinden sich die Magazine und die Häuser der bedeutendsten Kaufleute. Die zweite der beiden genannten Straßen liegt auf der Platte des Hügels, und hier sieht man das Regierungsgebäude, das Schazamt und die Hauptkirche, Gebäude, welche sich durch ihre Einfachheit auszeichnen. Hier ist auch das Stelldichein der schönen Welt bei allen bürgerlichen und religiösen Festen. Man findet hier eine der herrlichsten Aussichten und den angenehmsten Aufenthalt in schönen Nächten.

Ganz am Fuß des Hügels, dicht am Ufer, werden noch immer schöne Häuser gebaut, die zuweilen Ueberschwemmungen ausgesezt sind, wie dieß namentlich gegen Ende des Jahres 1833 der Fall war. Man hat daher den Plan gemacht Quais anzulegen, wodurch man nicht nur das Wasser bedeutend zurückzudrängen, sondern auch Raum zu Erweiterung der Stadt zu gewinnen hofft. Am Ufer des Flusses befindet sich auch die Douane, ein massives viereckiges Gebäude, aus dessen nach dem Quai führenden Thor eine Art hölzerner von gemauerten Pfeilern getragener Damm bei hundert Schritte weit in den Fluß hinein läuft, an dessen Ende ein großer Schuppen steht, in welchem sich der Krahn befindet, und wo die Schiffe aus- und eingeladen werden.

Porto Alegre hat fünf Kirchen, ein Hospital, eine Armenanstalt, ein Arsenal, zwei Kasernen und ein neuerlich erst gebautes Gefängniß. Noch andere öffentliche Gebäude sind im Werke; so hat man unter Anderem auch den Plan gefaßt, noch eine neue Stadt hinter der gegenwärtigen anzulegen und sie Bargem zu nennen. Man würde dann noch ein Museum nebst einem botanischen Garten errichten, und so vielleicht in der Folge eine der schönsten Städte Brasiliens und eine der bedeutendsten für den Handel ins Leben rufen.

Die Erziehung ist in der Provinz Rio Grande sehr vernachlässigt; ein Uebelstand, der sich allenthalben bemerkbar macht. Die zu Advokaten, Priestern oder Aerzten bestimmten jungen Leute werden auf die sehr im Ansehen stehende Universität von St. Paul geschickt. In Porto Alegre, so wie in andern Städten, hat man nichts als einige Primärschulen, doch hat ein junger Belgier, Herr Gielis, in Verbindung mit einem Portugiesen, unlängst eine höhere Unterrichtsanstalt begründet, und es dürfte dem Eifer und den Talenten dieses jungen Mannes vielleicht gelingen, Geschmack an Kenntnissen zu verbreiten, der bis jezt durch einen unmäßigen Hang zu Spiel und Ausschweifungen unterdrückt war.

(Schluß folgt.)

Der neueste Ausbruch des Vesuvs.

(Aus einem Privatschreiben in der Litterary Gazette.)

Die Einwohner von Neapel sind seit langer Zeit an die Erscheinungen des Vesuvs gewöhnt, aber der Ausbruch vom 1 April Abends war mit Umständen begleitet, wovon die ältesten Beobachter sich kein Beispiel erinnern. Einige Tage lang hatte der Berg nur etwas Rauch ausgestoßen, als plözlich am 1 April Abends um 7 Uhr eine furchtbare Explosion sich vernehmen ließ und eine Masse brennender Lava aus dem Krater hervorbrach. Man kann sich von dieser ungeheuren Feuermasse keinen Begriff machen. Die fünf kleinern Krater, welche bei dem frühern Ausbruche am 25 März sich gebildet hatten, waren verschwunden und in Einen furchtbaren Schlund vereinigt, der mindestens 2000 Fuß im Durchmesser hatte, und ganz von der Feuersäule ausgefüllt war, welche sich bis auf eine Höhe von 1200' Fuß erhob; die brennenden Massen, welche in die Luft geschleudert wurden, fielen mit furchtbarem Krachen in den Krater zurück, der sie ausgestoßen hatte, und rissen wenigstens 25 Fuß vom Plateau mit sich. Wegen dieser Decke von Erde und Schutt konnten keine neuen Ausstoßungen erfolgen, dadurch wurde der ganze Berg erschüttert, und vier Erdstöße fühlte man bis nach dem über 3 Stunden entfernten Neapel, zwischen dem und dem Berge sich noch überdieß ein Seearm befindet.

Eine Zeit lang zeugten die dunkeln Blize, die man durch die Spalten der höchsten Seitenwände des Vesuvs bemerkte, und das schreckliche Getöse, das sie begleitete, augenscheinlich von dem Kampfe, der auf der Höhe des Plateaus begonnen hatte. Eine furchtbare Explosion, gleich der erstern, kündigte an, daß die Gewalt des Ausbruchs den Krater wieder geöffnet hatte, und bis 10 Uhr in der Nacht warf der Vulkan ohne Unterbrechung ungeheure Feuersäulen und brennende Felsen bis zur Höhe von 12 oder 1500 Fuß empor, und diese Ausbrüche folgten einander so rasch, daß Steine und Felsen im Herabfallen mit den frisch aufgeworfenen zusammenstießen, und die Detonationen waren so unaufhörlich, daß sie bald dem rollenden Donner, bald dem Lauffeuer eines furchtbaren Artillerieparks glichen. Die Bewohner des umliegenden Landes und der benachbarten Städte flohen mit ihrer werthvollsten Habe, als um 10 Uhr mit dem lezten Ausbruche brennender Massen die Detonationen völlig aufhörten. Das Herabfallen dieser Massen füllte abermals den Krater, was bald heftige Erdstöße erwarten läßt, aber eine Viertelstunde nach diesem Ausbruche waren die Neapolitaner schon wieder in ihrer gewohnten Sorglosigkeit.

Vermischte Nachrichten.

Mehrere Schneider haben sich bisher vergeblich bemüht, mechanische Hülfsmittel zu wohlfeilerer und schnellerer Verfertigung der Kleider zu erfinden. Dieses Problem ist endlich von einem Pariser Schneider, Namens Chalumeau, gelöst worden, der vermittelst einer Maschine einen vollständigen Anzug binnen einigen Minuten zuschneidet. Der Sekretär des Comité's für Künste und Manufakturen hat der Akademie für französische Industrie einen sehr günstigen Bericht darüber erstattet, auf welchen dem Erfinder eine Ehrenmedaille zuerkannt wurde.

*

Der Bengal Hurkaru (Bote) meldet, daß vier Schiffe beauftragt sind, sich bereit zu halten, um mit einer Abtheilung Sipahis, Artillerie, Sapeurs und Mineurs nach Socotra abzugehen. Kapitän Harris soll Gouverneur der Insel werden, zu deren Ankauf er 10,000 Dollars mitnimmt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 141. 21 Mai 1835.

Ueber die Beweise einer allmählichen Erhebung des Bodens in einigen Theilen Schwedens.

(Von Ch. Lyell.)

Schon seit langer Zeit besteht die Meinung, daß die Wasser des baltischen und überhaupt des ganzen nördlichen Meeres allmählich sinken, und der Inhalt des im Titel genannten Aufsatzes, aus dem wir hier Einiges mittheilen, besteht in den Beobachtungen, welche der Verfasser während des Sommers 1834 in Bezug auf diese merkwürdige Frage machte. Auf seinem Wege nach Schweden untersuchte er die östlichen Ufer der dänischen Inseln Möen und Seeland, aber weder hier, noch in Schonen konnte er Anzeigen einer neuerlichen Erhebung des Landes entdecken, auch unterstützte in diesen Gegenden keine Sage eine solche Vermuthung. Der erste Ort auf seiner Reise, wo man eine solche Erhebung für wahrscheinlich hielt, war Calmar, bei dessen Festungswerken, die im Jahre 1030 angelegt wurden, es sich erwies, daß die Grundlagen ursprünglich unterhalb der Meeresfläche angelegt wurden, obwohl sie jetzt nahe an zwei Fuß über dem jetzigen Spiegel des baltischen Meeres liegen. Ein Theil des Grabens auf der einen Seite des Schlosses, der wie man glaubte, ehemals mit Seewasser gefüllt war, ist jetzt trocken und der Grund mit grünem Rasen bedeckt. Zu Stockholm fand der Verfasser mehrere geologische Beweise einer Aenderung in dem relativen Stande von See und Land, seit dem Zeitpunkt, wo das baltische Meer von denselben Testaceen *) bewohnt wurde, die es auch jetzt noch enthält; eine große Menge Schalen derselben Art trifft man in den Lehmschichten u. s. w., auf verschiedenen Höhen von 50 bis 90′ über der Meeresfläche. Sie bestehen hauptsächlich aus Cardium edule, Tellina baltica und Littorina littor. nebst Theilen von Mytilus edulis, meist zersetzt, doch oft noch erkennbar an der violetten Farbe, die sie der ganzen Masse mitgetheilt haben. Als man von Södertelje zum Mälar-See einen Kanal grub, fand man mehrere Schiffe unter dem Boden, wovon einige augenscheinlich von hohem Alterthum waren, da sie kein Eisen enthielten, sondern die Planken durch hölzerne Nägel an einander befestigt waren. An einem andern Orte grub man einen Anker auf, an einer andern Stelle auch einige eiserne Nägel. Die Ueberreste eines viereckigen hölzernen Hauses fand man ziemlich in gleicher Höhe mit dem Meere, aber in einer Tiefe von 64 Fuß unter dem Boden. Auf der Flur dieses Häuschens war ein unregelmäßiger Ring von Steinen, augenscheinlich ein roher Feuerherd, denn es lag eine Menge Kohlen und verkohltes Holz darin; außerhalb des Rings lag ein Haufe unverbranntes Föhrenholz, das man zur Unterhaltung des Feuers zusammengebrochen hatte; auch die getrockneten Nadeln und die Rinde der Zweige waren erhalten. Das ganze Gebäude war in feinen Sand eingehüllt.

*) Molluskenarten die mit Schalen bedeckt sind.

Hierauf führt der Verfasser zunächst mehrere Umstände in Bezug auf Gebäude in Stockholm und den Vorstädten an, aus denen er schließt, daß die Erhebung des Landes in den letzten drei oder vier Jahrhunderten gewisse enge Gränzen nicht überschritt. Zu Upsala fand er die gewöhnlichen Andeutungen eines frühern höhern Standes der See, indem sich Muscheln derselben Art, wie sie jetzt im baltischen Meere sich finden, auch in gewissen Höhen am Ufer vorfanden. Mehrere Pflanzen, wie die Glauca maritima und der Triglochin maritimus, welche eigentlich nur in den Salzsümpfen in der Nähe des Meeres gedeihen, blühen in einer Wiese südlich von Upsala, ein Umstand, der die Vermuthung bestätigt, daß der ganze Mälar-See und das umliegende niedere Land vor nicht allzu langer Zeit mit Seewasser bedeckt waren. Einen gleichen Schluß zieht der Verfasser aus den Beobachtungen, die er an der entgegengesetzten oder westlichen Küste von Schweden zwischen Uddevalla und Gothenburg machte, namentlich auf den Inseln Orust, Galholmen und Marstrand.

Allenthalben erstattet der Verfasser einen umständlichen Bericht über den geologischen Bau und die physische Gestaltung derjenigen Landestheile, welche er besuchte, und das allgemeine Resultat seiner Vergleichungen zwischen den östlichen und westlichen Küsten und ihrer Inseln spricht durchaus für die allmähliche Erhebung des Landes; jeder Strich war zuerst eine Untiefe in der See, und dann eine Zeit lang ein Theil des Ufers. Die Meinung, daß das Land sich hebe, und das Meer demnach sinke, wird auch durch das Zeugniß der Bewohner, namentlich Lootsen und Fischer, vielfach bestätigt; das Maß der Erhebung ist jedoch an verschiedenen Plätzen sehr verschieden: im Süden von Schonen

findet sich keine Spur von Veränderung. An denjenigen Orten, wo das Steigen mit der größten Genauigkeit angemerkt wurde, scheint es etwa 3 Fuß in hundert Jahren zu betragen. Da das Phänomen ein stets wachsendes Interesse unter den Naturforschern Schwedens, und auch die Aufmerksamkeit von Berzelius erregt hat, so werden nun die nähern Nachforschungen, um die Sache genauer ins Licht zu setzen, gewiß nicht ausbleiben.

Die obigen Beobachtungen von dem ersten lebenden Geognosten bestätigen durchaus diejenigen, welche in neuerer Zeit von Brunkrona und Hällström angestellt wurden, so wie die Behauptungen Leopolds von Buch; hinsichtlich der vermuthlichen Gründe dieser Erscheinung verweisen wir auf den neuerlich von Babbage aufgestellten Satz*) in Betreff der Ausdehnung von Felsen durch innere vulkanische Hitze.

Ueber die Fischerei in Russland,

und die dadurch für den Handel und Manufakturen gewonnenen Produkte.

(Fortsetzung.)

Robben aller Art, Seebären, Seelöwen, Seekälber, große und kleine Seehunde sind im Eismeere sehr häufig. Der Seelöwe, der von seiner Mähne diesen Namen hat, wird bis 25 Fuß lang, und vertheidigt sich im Nothfalle wüthend. Man greift dieses furchtbar aussehende Thier auch nicht leicht im Meere an, sondern überfällt es, wenn es auf dem Lande schläft. Es wird jedoch so vieler Muth und Geschicklichkeit zu dieser Jagd erfordert, daß ein Kamtschadale, der einigemal auf derselben glücklich gewesen ist, für einen Helden gilt. Die Fetthaut und das Fleisch dieser Thiere ist sehr wohlschmeckend, und aus den Floßfedern an den Füßen bereiten die Kamtschadalen einen Gallert, den sie für einen Leckerbissen halten. Die Haut wird zu Leder und Riemen benutzt.

Die Seebären, welche nicht über 9 Fuß lang werden, setzen sich gegen ihre Verfolger muthig, ja wüthend zur Wehre, werden aber doch sehr häufig gejagt, und meistens mit Wurfpfeilen erlegt. Die größten wiegen 700 bis 800 Pfund. Die Kamtschadalen benutzen die Haut, essen ihr Fleisch und trinken ihr Blut.

Den Seehunden lauern die Samojeden gewöhnlich im Frühlinge auf, wenn diese Thiere sich an den Mündungen der Flüsse durch die Oeffnungen, welche sie vermittelst ihres Athems in dem Eise erhalten, aus dem Wasser erheben. Dann zieht der hinter einer Eisscholle aufpassende Jäger ein hiezu bereit liegendes Brett mit einem Stricke über die Oeffnung, und der Seehund, dem auf diese Weise der Rückweg abgeschnitten ist, wird mit leichter Mühe erschlagen. Man findet auch Seehunde in mehreren Landseen, besonders im kaspischen Meere, welchen man auflauert, wenn sie am Lande schlafen, und sie dann mit schweren Keulen todtschlägt. Auch in der Ostsee und an den Küsten derselben, zumal bei den Inseln Oesel, Dagen und Worms, schlagen die Bauern die Seehunde, wenn sie am Ufer schlafen, mit Prügeln todt, und bringen dann die Felle derselben in die Städte zum Verkauf. Eine schöne Gattung von Seehunden wird Seehase genannt, und ihr silberhaarenes Fell theuer verkauft; sie sind aber selten.

An den Küsten des Eismeeres ist übrigens die eigentliche Fischerei, theils wegen der meist unzugänglichen Ufer, theils wegen des Mangels an Menschen, nicht so beträchtlich, als sie es seyn könnte. Am stärksten ist sie an den Küsten des weißen Meeres, wo besonders sehr viele Schellfische, Stockfische, Dorsche, Schollen und Häringe gefangen werden; die Häringsfischerei wird jedoch nicht gehörig betrieben. Die Wanderlachse oder Omule, die im Eismeere einheimisch und sehr schmackhafte Fische sind, fängt man an den Küsten des weißen Meers in besonders dazu gemachten Verzäunungen in solcher Menge, daß man sie mit Eimern aus dem Wasser schöpfen muß. Die weißen Delphine oder Meerdjelungen finden sich im Eismeere in ganzen Heerden, und werden im weißen Meer und in der Mündung des Ob von den Samojeden mit Harpunen gefangen. Dieser Fisch wird oft bis zu drei Klafter lang, und hat zwar ein schwarzes und schlechtes Fleisch, aber viel reines Fett, das in Konsistenz, Ansehen, Geschmack und Anwendung in der Küche dem Schweinfett ähnlich ist.

Auch die Flüsse, die sich ins Eismeer ergießen, haben einen großen Reichthum an Fischen, wodurch eine beträchtliche Fischerei veranlaßt wird. Die Dwina und Petschora sind reich an Lachsen und Schnäpeläschen. Der Ob hat eine außerordentliche Menge von Gangfischen, Weißfischen, Stören, Sterlädern, Weißlachsen, Hechten, Muränen, Quappen und vielen andern Arten. In den untern Gegenden dieses Flusses wird die Fischerei hauptsächlich von den Samojeden und Ostjaken, in den obern Gegenden aber von allen Anwohnern betrieben. Außer den Zugnetzen und mancherlei andern Arten zu fischen, bedienen sich die Ostjaken bei ihrem Fischfange auch einer besondern Art von Sacknetzen. Die Samojeden sind auch sehr geschickt, die Fische mit Gabeln zu stechen. Auch die Lena, der Irtysch und Jenisei sind überaus fischreich, und die Bewohner dieser Flüsse treiben ebenfalls einen starken Fischfang.

Die Fischerei im Ostocean ist ebenfalls ganz frei und hauptsächlich auf Wallfische, Seebären, Seekühe und Seeottern, deren Felle außerordentlich geschätzt werden, und daher sehr theuer sind, gerichtet. Mit ihrem Fange beschäftigen sich insbesondere die Kamtschadalen, Kurilen, Aleuten, Tungusen, Lamuten und Tschuktschen. Merkwürdig ist vornehmlich die ungeheure Menge der Lachse auf der Halbinsel Kamtschatka, und der Fischfang ist sowohl hier als an den andern Küsten dieses Meers einer der reichsten und wichtigsten. Die zum Theil noch wilden Bewohner dieser Gegenden und Inseln, wo die stiefmütterliche Natur durch Boden und Klima jeden Anbau und selbst beinahe alle Viehzucht unmöglich macht, sehen sich genöthigt, ihren Lebensunterhalt in der Jagd und der Fischerei zu suchen. Diese letztere muß sie vorzüglich mit den unentbehrlichsten Lebensbedürfnissen versorgen; denn die Gewässer dieses Erdstrichs sind dann eben so reichlich mit den seltensten, nutzbarsten und wohlschmeckendsten Wasserthieren versehen, als das trockene Land an Naturerzeugnissen arm ist.

*) Siehe Ausland Nro. 81 v. d. J. über den Serapistempel zu Pozzuoli.

Besonders häufig gibt es in dem östlichen Meere die in mehr als einer Hinsicht so nützlichen Wallfische. An den Küsten von Kamtschatka sind diese Thiere so häufig, daß man sie nicht selten beim Ablaufen des Wassers am Meeresufer schlafend findet. Der Wallfisch verfolgt hier die Fische, die ihm zur Nahrung dienen, oft bis in die Häfen und Flußmündungen; auch werden zuweilen todte Wallfische an die Küsten geworfen, welches die Kamtschadalen für ein glückliches Ereigniß halten, weil der Fang dieser Seeungeheuer eben so gefährlich, als beschwerlich ist. Die Kamtschadalen setzen denselben auf dem Meere theils in Kähnen nach, und suchen sie im Schlafe mit vergifteten Pfeilen zu tödten, theils fangen sie sie in großen starken Schlagnetzen, in welchen sich der Wallfisch so verwickelt, daß er leicht bezwungen werden kann. Die Wallfischfänger schleppen ihn dann unter mancherlei seltsamen und abergläubischen Gaukeleien ans Ufer, wo er geschlachtet wird.

Besonders angelegentlich wird der Wallfischfang von den Tschuktschen, und beinahe auf dieselbe Art, wie von den Europäern, mit Harpunen getrieben und die Thiere am Ufer vollends getödtet. Diese sind hier von großem Nutzen; ihr Fleisch wird theils frisch, theils getrocknet gegessen; die Haut gibt ein überaus starkes Sohlenleder; der Speck ein schmackhaftes Fett und der Thran ist von bekanntem Gebrauche. Mit dem Fischbein fügen die Kamtschadalen ihre Kähne (Baidaren) zusammen, und machen Fischreusen, Fuchsfallen und Wassereimer daraus. Aus den Knochen der Unterkiefern verfertigen sie Schlittenläufe, Messerstiele und Ringe für ihre Hundegeschirre, *) und die Sehnen dienen ihnen anstatt des Bindfadens, so wie sie die Rückenwirbel als Stampfmörser gebrauchen.

Außer den eben genannten Robbenarten, den Seelöwen, Seebären, Seekälbern und Seehunden, die hier vorzüglich zu Hause sind, und welchen daher auch hier mehr als anderswo nachgestellt wird, sind von Seethieren in diesen Gewässern noch besonders die Seekühe und Seeottern zu bemerken. Die Seekühe (Manati, Trichechus manatus) sind eine Art von großen Wallrossen, die 15 bis 20 Fuß lang und 600 bis 800 Pfund schwer werden. Ihr Kopf gleicht dem eines Büffels. Die Anhänglichkeit der Männchen für ihre Weibchen (jeder hat nur eines) geht so weit, daß sie dem Tode trotzen, um ihre Gefährtinnen zu retten, und vor Betrübniß und Schmerz oft bei den Gerippen derselben verhungern. An den Mündungen der Flüsse findet man sie nicht selten zu ganzen Heerden gelagert, und sie sind so zahm, daß man ohne Furcht zu ihnen hingehen und sie streicheln kann. Man fängt sie mit eisernen Spießen, welche Widerhaken haben, und an welche ein langer Strick befestigt ist. Man muß aber behutsam dabei zu Werke gehen; denn sie suchen sich mit der größten Anstrengung loszumachen, wobei alle die andern dem Verwundeten ungesäumt zu Hülfe kommen. Ihr Fleisch ist überaus schmackhaft, ihr Fett vortrefflich und gleicht der Butter, und ihre starke, dicke Haut gibt ein sehr dauerhaftes Leder.

Die Seeottern, die sich bloß durch ihren Aufenthalt im Meere, durch ihre Größe (denn sie werden 4 bis 5 Fuß lang) und durch ihren feinern Pelz von den Flußottern unterscheiden, werden eben um ihrer kostbaren Felle willen, an den Küsten und Inseln des östlichen Oceans, besonders an den amerikanischen Küsten sehr häufig verfolgt. Man tödtet sie im Meere theils mit Pfeilen und Lanzen, theils fängt man sie in Stellnetzen. Fürchterlich und höchst gefährlich ist aber die Jagd derselben auf dem Treibeise, wo sie von den Jägern mit Keulen todtgeschlagen werden. Die Jagd auf diese Thiere wird zum Theil in ganzen Gesellschaften getrieben, weil sie meistens ergiebig ausfällt, und sehr einträglich ist. *)

Außer diesen erwähnten Wasserthieren (die jedoch keine eigentlichen Fische sind) ist der östliche Ocean überaus reich an mancherlei Fischarten, so daß von der Menge derselben, welche in die Flüsse von Kamtschatka hinaufsteigen, dieselben ordentlich anschwellen und in lebendigen Wellen aus ihren Ufern treten, dergestalt, daß man die Fische mit den Händen fangen und mit Eimern aus dem Wasser schöpfen kann; dennoch bleibt noch eine so große Menge derselben todt am Ufer liegen, daß ihre Ausdünstungen die Luft verpesten würden, wenn nicht Winde sie zerstreuten. Die Fische müssen auch zum Theil bei den Kamtschadalen, welche sie auf verschiedene Weise zuzubereiten verstehen, die Stelle des Brodes vertreten. Außerdem wird ihr Fleisch auch zu einer Grütze geschabt, durch welche man die Suppe dicker und nahrhafter zu machen pflegt. Die gewöhnlichen Mittel aber, sie einzusalzen, geräuchert und gefroren aufzubewahren, sind nur dem in Kamtschatka wohnenden Russen bekannt, und bei diesen üblich.

(Fortsetzung folgt.)

*) Bekanntlich bedient man sich in Kamtschatka der Hunde zum Fahren, anstatt der Pferde.

*) Im Handel gehen sie am stärksten nach China, weil die Chinesen dieses Pelzwerk vorzüglich und theuer bezahlen.

Ein Duell bei den Wilden in Nordamerika.

Folgendes sind die nähern Umstände eines Duells, das kürzlich zwischen zwei Häuptlingen des Stammes der Natchez, deren einer Chalgas hieß, stattfand.

Am hellen Mittage sah man Chalgas mit seiner Familie in die Stadt kommen: er war auf bizarre Weise bemalt; sein ganzer Leib schien roth. In der Rechten hielt er ein Gewehr, das er bald auf diese, bald auf jene Weise schüttelte, und in der Linken eine Flasche. Es folgten ihm zwei Freunde, die langsamen Schrittes einhergingen. Bald erschienen andere Indianer, in deren Mitte sich ein Mann befand, auf eben so bizarre Art bemalt als der Erstere; er war unbewaffnet; eine Frau hielt ihn mit ihren Armen umfangen und schien ihn zurückzuhalten. Plötzlich entzieht er sich ihren Armen, springt vorwärts, hält ungefähr acht Schritte von seinem Gegner und bietet ihm seine entblößte Brust dar. Chalgas legt an, nimmt dann das Ansehen als besänne er sich eines Andern, läßt sein Gewehr fallen, bringt die Flasche, die an seinem Faustgelenke hing, an den Mund, während sein Feind geduldig und unerschrocken die Brust entblößt hielt. Nachdem er getrunken, stößt er einen Schrei aus, zielt von Neuem, und der Indianer fällt todt zu seinen Füßen. Hierauf lädt er sein Gewehr wieder, übergibt es dem Sohne des Opfers, der zugegen war, entblößt seinerseits die Brust, und wird auf der Stelle erschossen. Diese beiden Indianer hatten wegen einer Flasche einen Streit gehabt; der Eine war von dem Andern verstümmelt worden, und hatte ihm auf Tod und Leben Krieg erklärt.

Chronik der Reisen.

Ausflüge in die Provinz Rio grande do Sul, in Brasilien, im Jahre 1834.

1. P o r t o A l e g r e.

(Schluß.)

Es erscheinen vier oder fünf ausschließlich der Politik gewidmete periodische Schriften. Die Bewohner von Porto Alegre sind gleich denen der übrigen Städte des Reichs in zwei Parteien getheilt, nämlich in C a r a m u r u s, unter denen man alle Anhänger und Vertheidiger der monarchischen Regierungsform begreift, und in F a r r u p i l h a s oder Sansculotten, Anhänger der Republik. Die letztern sind die stärkern, und die Majorität der Brasilier scheint für die Republik gestimmt; allein es herrsche unter ihnen selbst Zwiespalt. Die Einen wollen die Einheit, die Andern die Föderation, und hier tritt der Egoismus an die Stelle des Patriotismus. Die Provinz Rio Grande, welche die übrigen, denen sie jedoch höchst nöthig ist, entbehren kann, ist für die Föderation, wogegen die andern sich gegenseitig nicht versteht. Dieser Mangel an Einigkeit hinsichtlich der Form wird wahrscheinlich unter den Republikanern die Anarchie herbeiführen, und es steht zu fürchten, daß die Vereinzelung den Vorzug erhalten und man statt einer achtzehn Republiken haben wird. Die Ursache dieses Zwiespaltes ist in nichts Anderem zu suchen, als in der tiefen Unwissenheit, mit welcher die Politik Portugals oder des Kolonialsystems den Keim der edeln Gefühle, der bei den Brasiliern, ihres Mangels an Aufklärung ungeachtet, dennoch oft durchbricht, zu umhüllen suchte.

Porto Alegre hat noch kein Theater, denn ein altes, halb unter der Erde liegendes Magazingebäude, in welchem zuweilen einige Vorstellungen gegeben werden, verdient diesen Namen nicht. Es ist eines im Bau begriffen, das sehr schön werden soll, nur muß man bedauern, daß es auf der Höhe einer Straße liegt, die, wenn es regnet, zu einem wahren Wasserfall wird. Eine Vorstellung, der ich in dem oben erwähnten Lokal beiwohnte, gab mir einen Begriff, wie es bei solchen Gelegenheiten zugeht.

Es war am Tage eines Nationalfestes, an einem Tage, an welchem die F a r r u p i l h a s einen vollständigen Sieg über die C a r a m u r u s davon getragen hatten, d. h. ein Gouverneur der letztern Partei war abgesetzt, fortgejagt und durch einen andern, einen F a r r u p i l h a, ersetzt worden. Dieser versprach, der Sitte gemäß, viel, folglich war man fröhlich, brannte Petarden in den Straßen los, die Damen durften sichtbar werden, und zuletzt gab es noch eine allgemeine Beleuchtung mit papiernen Laternen.

Durch Begünstigung erhielt ich ein Billet ins Theater. Als ich in die Thüre trat, glaubte ich fehlgegangen und in eine beleuchtete Kapelle gerathen zu seyn, denn ich sah denselben Ueberfluß an Wachskerzen, Flittergold, Tressen, Sammet und künstlichen Blumen. Der von zwei Reihen Logen umgebene Saal war sehr klein; die erste Reihe sah aus wie Badezimmer, und die zweite war nichts als eine offene Galerie mit Abtheilungen für je vier Personen. Die Vorderseite oder die Balustrade war durchbrochen, wodurch dem unten Stehenden das Vergnügen zu Theil wurde, hie und da einen schönen Fuß, oder auch, je nach dem Grade der Koketterie der den Platz einnehmenden Schönen, wohl gar eine volle Wade zu sehen. Die Bänke des Parterres waren numerirt, Saal und Theater durch Wallrathkerzen in silbernen Armleuchtern erhellt. Die Versammlung war zahlreich und gewählt. Die Damen sitzen gewöhnlich allein in ihren Logen, die Männer befinden sich im Parterre. Die Brasilierinnen sind weder schön noch anmuthig; vergebens behängen sie sich mit Juwelen, Flitterstaat und Blumen, alles dieß belebt weder ihre Gesichtsfarbe, noch gibt es ihren Augen Ausdruck oder leiht ihren Bewegungen jene anmuthige Freiheit, welche die P o r t e n a s (Frauen von Buenos-Ayres) so verführerisch macht. Vergebens sucht man auf ihren Gesichtern zu lesen, was in ihrem Innern vorgeht; sie sind leere Tafeln, auf denen gar nichts, nicht einmal Treuherzigkeit geschrieben steht, und die ganze Figur ist ein Automat; das haben die Portugiesen aus ihnen gemacht. Man sagt, sie seyen im Tête a Tête ganz Feuer und leidenschaftlich bis zum Uebermaß — dieß ist also die Entschädigung, welche sie suchen.

Der Staat besteht aus einem gold- oder silbergestickten Kleide von weißem Atlas, Schuhen und Handschuhen, ebenfalls von Atlas, vielen Juwelen und einem Kopfputze von falschen Blumen; die gewöhnliche Kleidung ist verschiedenartig. Obschon diese Damen die französischen Moden nachahmen, so lieben sie gleichwohl grelle Farben und bizarre Muster. Da sie sehr häuslich sind und eingezogen leben, so nehmen sie ihre Kleidung wohl in Acht, weßhalb auch die Modehändler eben so schlechte Geschäfte machen als die Apotheker. Ein Hut dauert eine Ewigkeit, und Moden, die in Paris vor 6 Jahren im Gange waren, machen in Brasilien noch Aufsehen. Die Männer kleiden sich ebenfalls nach der Pariser Mode, und sehen besser aus als die Frauen, obschon sie den Fehler stark vorragender Nasen mit diesen gemein haben.

Kurz vor Aufgehen des Vorhangs zündete der Souffleur seine Lichter im Orchester an und stieg vom Theater aus in sein Loch. Jetzt ging der Vorhang auf und das Stück begann. Wenn ich sagen sollte, was man spielte, so befände ich mich in nicht geringer Verlegenheit, denn ich verstand durchaus nichts. Die Liebhaber, welche die Vorstellung gaben, waren Maschinen, von der im ganzen Haus hörbaren Stimme des Souffleurs belebt. Die einzige im Stück vorkommende Frauenzimmerrolle war durch einen geschmackvoll nach Pariser Mode gekleideten jungen Menschen besetzt, obschon das Stück, wie ich glaube, zur Zeit der Entdeckung von Amerika spielte. Das Schlimmste war noch das, daß der artige Mensch, im Flitterstaat einer französischen Dame, ein paar Augenbraunen hatte wie ein Tyrann in einem Melodram und dennoch die verliebtesten Reden hersagte. Das Publikum hörte kalt zu; in den Zwischenakten lasen mehrere Personen Gelegenheitsgedichte vor, man klatschte, stampfte, schrie Viva! und regalirte die armen C a r a m u r u s und ihre guten Freunde, die P e s d e C h u m b o,*) (Bleifüße) mit Sticheleien.

Nach dem Schauspiel kam ein Ballet, das die Herren gewaltig lachen machte, aber nichts als eine erbärmliche Posse war. Ich bemerkte, daß die Damen, so oft sie unwillkürlich zu einer Aeußerung von Fröhlichkeit hingerissen wurden, sogleich ihr ernstes, zurückhaltendes Wesen wieder annahmen, gleichsam als hätten sie es bereut sich einen Augenblick vergessen zu haben.

Als das Schauspiel aus war, gingen die Herren zuerst hinaus und die Männer erwarteten ihre Frauen an der Thüre. Nur der Mann, Bruder oder Vetter darf es wagen einer Dame den Arm zu bieten, jeder Andere würde sich einer trocknen Weigerung, vielleicht auch noch etwas Schlimmerem aussetzen. Ein Freund, der mich begleitete, beging diesen Fehler, indem er dem jungen Frauenzimmer, dessen Familie er öfter besuchte, eine Schmeichelei sagte, und man floh ihn von diesem Augenblick an wie einen Verbannten.

Die Aufmerksamkeit der englischen Aerzte ist seit zwei Jahren auf eine bisher unbekannte Krankheit gerichtet, die um so mehr Interesse erregt, weil sie bloß und allein eine eigene Klasse von Menschen befällt, nämlich die Arbeiter in den Kohlengruben, nicht nur jene, wie man doch glauben sollte, welche im Innern der Gruben arbeiten, werden von ihr befallen, sondern auch die, deren Geschäft es ist, die Kohlen zu zerschlagen und wegzuführen. Die meisten von denen, bei welchen diese Krankheit mit den hervortretendsten Symptomen beobachtet wurde, waren seit einer Reihe von Jahren mit dieser Arbeit beschäftigt, und einige sogar seit ihrer Kindheit. Zwei Bedingungen scheinen demnach zu Entwicklung dieser Krankheit unerläßlich, nämlich, daß man an den Orten wohne, wo die fortwährende Manipulation mit den Kohlen einen feinen in der Luft schwebenden Staub unterhält, und endlich ein langer Aufenthalt an jenen Orten. Die Symptome, durch welche diese Krankheit sich kund gibt, haben viel Aehnliches mit denen der Lungenschwindsucht, und wahrscheinlich rechnet man die meisten an der erstern Krankheit Gestorbenen unter die, welche von der letztern hingerafft wurden. In allen Fällen, wo es möglich war, die Lungen der an ihr Gestorbenen nach dem Tode zu untersuchen, fand man diese Organe mehr oder minder desorganisirt, und fast ganz schwarz, wie Kohle. Die Höhlungen in denselben sind gewöhnlich mit einer schwarzen Flüssigkeit angefüllt, der Tinte ähnlich, und ganz dem Auswurfe des Kranken gleich.

*) So nennt man in Brasilien die Portugiesen aus Europa, die dagegen wieder die Brasilier mit der Benennung P e s d e C a b e a (Ziegenfüße) beehren.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. W i d e n m a n n.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 142. 22 Mai 1835.

Ein orientalischer Prätendent.

Der vorletzte König von Oude, Sadet Ali, hatte zwei Söhne, deren ältester Ghazieddin, der jüngere Schems Eddaulah hieß, jener war ein schwacher, indolenter und verschwenderischer Mensch, dieser ein Knabe, der gute Hoffnungen geben konnte. Der Vater war ein Mann von Talent und Rechtlichkeit, und bestimmte daher den zweiten seiner Söhne zu seinem Nachfolger. Allein bei seinem Tode erkannte das englische Gouvernement auf den Vorschlag des damaligen englischen Residenten in Oude, Oberst Baillie, diese Successionsordnung nicht an. Der Resident war ein gewaltthätiger, herrschsüchtiger Mann, der wahrscheinlich lieber einen König auf dem Throne sah, der ihm Alles verdankte, und ohnehin wegen seiner natürlichen Schwäche dem englischen Einfluß keine Schranken setzen konnte. Ueberdieß bedurfte die Kompagnie Geld zu ihren Kriegen, und Ghazieddin erbot sich ihr 2 Millionen Pf. St. zu leihen. Dennoch wollte die Kompagnie den von ihr entfernten Prätendenten nicht ganz der Gnade seines Bruders überlassen, und setzte daher fest, daß sie direkt aus den Zinsen, welche sie für das Anlehen zu entrichten hatte, die Pensionen bezahle, welche für die verschiedenen Mitglieder der Familie festgesetzt waren. So lange das Anlehen nicht zurückbezahlt war, ging Alles gut, die Pensionen wurden pünktlich bezahlt, aber endlich tilgte die Kompagnie ihre Schuld. Ghazieddin und sein Bruder starben beide, und der Sohn des erstern, der ihm auf dem Thron nachfolgte, weigerte sich, der Familie des letztern ihre Pensionen zu bezahlen, so daß diese in die tiefste Armuth fiel. Während der letzten Jahre hat aber der König sein Land so erbärmlich administrirt, seine Serailsregierung ist so verschwenderisch, gewaltthätig und nachlässig, daß die Engländer schon mehreremale beschlossen hatten, das Land an sich zu nehmen, um den Erpressungen und den innern Kriegen, welche die mächtigen Generalpächter ohne Aufhören unter sich, mit ihren Provinzen und oft mit dem Könige führen, ein Ende zu machen, allein sie zögerten immer mit der Ausführung der Maßregel, da es gegen ihre Politik ist, mehr Territorium unmittelbar zu verwalten, als zur Erhaltung ihres Reiches nothwendig ist. Unter diesen Umständen hat der Sohn des vom Thron entfernten Schems Eddaulah seine Ansprüche auf den Thron seines Vaters geltend zu machen versucht, und die Mittel die er dabei anwendet, sind ein charakteristisches Beispiel der bizarren Mischung von europäischen und orientalischen Sitten des heutigen Indiens, und von dem tiefen Fall der indischen Fürstenfamilien. Er begab sich gegen Ende des letzten Jahres nach Calcutta, wo er ein Buch, persisch und englisch, unter dem Titel Ikbali Ferenk, oder das Glück der Europäer von Nabob Ikbal eddaulah (dieß ist sein Name und Titel) herausgab. Es handelt darin in sieben Kapiteln von den Kenntnissen, der Gerechtigkeit, der Philosophie, der Gesetzgebung, der Tapferkeit, der Großmuth und der Zuverlässigkeit der englischen Nation, die er über den Himmel erhebt, und in Redensarten von wahrem Pomp und Bombast preist. Er sagt in der Vorrede, daß er dieses Buch geschrieben habe, um seinen Verwandten und Freunden unter dem indischen Adel, welche die Engländer nur unvollständig kennen, und ihnen nicht Gerechtigkeit wiederfahren lassen, eine bessere Meinung von diesen beizubringen. Er trägt zwar schon hier die Farben etwas zu stark auf, besonders in der Lobsprache, die er dem Generalgouverneur und andern einflußreichen Individuen mit sehr freigebiger Hand austheilt, aber im Ganzen hätte ein scheinbar uninteressirtes, wenn auch sichtbar übertriebenes Lob von Seite eines der natürlichen Feinde der Europäer diesen nur angenehm seyn können, und ihm die Bedeutung seiner Privatunterhandlungen nur erleichtern können. Aber hier fängt der Prätendent an es zu versehlen, und bringt am Ende des Buches mit großer Naivität ein Gesuch in folgenden Worten an: „Die Ursache der Kürze dieses eleganten Buches ist diese; von dem Augenblicke an, daß ich in Folge des schielenden Auges dieser verächtlichen Welt, und der Veränderlichkeit des camäleonartigen Glücks, und des grundlosen Suspendirens meiner Pension von dem König von Oude, in Geldverlegenheiten kam, wurde mein Geist betrübt, ich schämte mich, meinen Freunden und Verwandten in Indien mein Elend zu erzählen, und wünschte mich dem König von England, dem gnädigen, dem Freund der Freundlosen, dem Helfer der Beeinträchtigten, dem mächtigen Dschemschid, dem Sonnenbekrönten, zu nähern, und den Saum der Hoffnung mit den Perlen des Ueberflusses zu füllen, denn seine Großmuth ist ein mächtiger Ocean, und seine perlenstreuende Hand ertheilt Kronen an Arme und Reiche. Wenn die Nachricht von meinem Kummer die der Wahrheit immer offenen Ohren dieser gerechten Richter, besonders des Generalgouverneurs, des Nuschirwan unserer Zeit, erreicht, so wird in kurzer Zeit das

Boot meiner Erwartung das Ufer meiner Wünsche erreichen, meine dürstenden Lippen das Sorbet des Trostes einschlürfen, meine Füße in dem Schoß der Bequemlichkeit liegen, und von den Beschwerden der Reise Ruhe finden. Dann wird der Baum des Kummers die Früchte des Ueberflusses tragen, und ich werde ein ausgedehnteres Buch verfassen, welches das Lob dieser den Tag des Gerichts fürchtenden Nation ausführlicher enthalten wird." Allein weder die Pension noch die ausführlichere Lobrede ist sein eigentlicher Zweck, dieser besteht in der Erbschaft seines Vetters, wenn er von der Kompagnie abgesetzt worden seyn würde, da er aber nicht wagte, dieses unter seinem eigenen Namen und direkt drucken zu lassen, so nahm er von seiner Bitte um die Pension Anlaß, die Lobrede zu schreiben, während er in den englischen Journalen von Calcutta indirekt der Kompagnie vorstellen läßt, daß es kein Mittel gebe Ordnung in Oude herzustellen, als dadurch, daß man ihn, einen der Kompagnie so ergebenen und so aufgeklärten Mann, auf den Thron setze. Das Ganze bildet eine eigene Mischung unverschämter orientalischer Schmeichelei und europäischer Zeitungsintriguen. Seine Hoheit hat vollkommen begriffen, daß die europäische Art von Publicität keineswegs das Intriguiren ausschließt, aber sie ist noch sehr unerfahren darin, und muß erst lernen, daß dieses ihr neue Mittel andere Formen verlangt, als die nur für das Auge eines Einzelnen bestimmte Schmeichelei eines Briefs an einen orientalischen Großen; bis jetzt hat der Nabob sein Ziel überschossen, der Eindruck, den sein Buch in Calcutta gemacht hat, ist gegen ihn, und ohne Zweifel wird er weder Pension noch einen Thron erhalten, und sein großes Buch ungeschrieben lassen müssen.

Ueber die Fischerei in Russland,
und die dadurch für den Handel und Manufakturen gewonnenen Produkte.

(Fortsetzung.)

Die Fischerei im kaspischen Meere, auf der Wolga und im Ural, ist unstreitig für Rußland die wichtigste und einträglichste. Nirgends ist der Fischfang so ergiebig als hier, nirgends wird er so ins Große getrieben, und nirgends liefert er so viele geschätzte Gegenstände für Konsumtion und Handel. Diese reichhaltige und gewinnbringende Fischerei ist an den russischen Küsten des genannten Meeres und an dem Ausflusse der Wolga theils von der Krone an astrachanische Kaufleute verpachtet, theils den ural'schen Kosaken gehörig. Die Pächter errichten, sobald im April die Fischerei beginnt, gewisse Kompagnien oder Watagen an den Küsten. Jede Watage gibt eine bestimmte und nach dem Gewinne verhältnißmäßige Abgabe. Eine solche Watage besteht aus 50, 80 bis 100 Mann, hat ihr eigenes Fahrzeug und beschäftigt sich bloß mit dem Fange der Störe, Hausen und Sewrjugen, wozu auch wohl noch Welse und Barben kommen. An Ort und Stelle nimmt man die gefangenen Fische auch gleich aus, richtet sie zu, salzt sie ein und bewahrt sie auf. Hier ist es auch, wo aus dem Rogen der Störe, Welse, Sewrjugen, Sterläder und anderer Fischarten der so beliebte Kaviar, und aus der Schwimmblase der Hausen, Welse, Störe und Sewrjugen der so sehr geschätzte Fischleim zubereitet wird. Wir wollen hier, weil es eben der schicklichste Platz dazu ist, die Verfertigung beider Produkte kurz beschreiben.

Sobald die gefangenen Fische, vorzüglich Störe und Hausen, ans Land gebracht werden, theilt man sie in zwei Theile, wovon der eine zu augenblicklicher Benutzung zu Kaviar und Fischleim, der andere aber zur Aufbewahrung und zum Verführen bestimmt ist. Die im Winter gefangenen Störe und Hausen werden fast alle von den Kosaken sogleich und uneröffnet, nach ungefährer Schätzung ihres Werthes, an die in Menge gegenwärtigen Kaufleute und Fuhrleute übergeben, und sowohl der Fisch als sein Rogen eingepackt und gefroren verführt. *) Der Preis eines guten Störs ist auf der Stelle 5—6 Rubel; große aber, wenn sie auch keinen Rogen haben, werden mit 8—10 Rubel das Stück bezahlt. In St. Petersburg, Moskau und Riga, wohin sie häufig verführt werden, kauft man im Einzelnen das Pfund von diesen delikaten Fischen zu 15—18 Kopeken (3—4 gr.). Das Bjelugenfleisch aber ist dem Gewichte nach beinahe um die Hälfte wohlfeiler; allein ihre oft ungeheure Größe macht sie theuer. Die größten Bjelugen, die man in der Wolga und im Ural fängt, geben ungefähr 5 Pud (à 40 Pfund) Rogen oder Kaviar, welcher jedoch, wegen des vielen zähen Schleims, den dieser Fisch bei sich führt, für den schlechtesten gehalten, und das Pud kaum mit 2—2½ Rubel bezahlt wird. Die Störe hat man 3—4 Ellen lang, und die allergrößten sollen gemeiniglich Milchner seyn, die 5—6 Pud wiegen. Uebrigens aber fallen im Allgemeinen die Rogner immer am größten, und enthalten oft 40—50 Pfund an Kaviar, welcher, als der beste, schon aus der ersten Hand auf 4—5 Rubel das Pud getrieben wird. Eine besondere Art desselben, die nicht so häufig ist, und ins Weißliche fällt, an Geschmack jedoch den gemeinen Kaviar weit übertrifft, wird gewöhnlich an den Hof nach St. Petersburg geschickt.

Aller frische Rogen wird gereinigt, indem man denselben mit den Händen sanft durch ein enges, ausgespanntes Netz oder grobes Sieb durcharbeitet; und weil in diesem südlichen Klima nach dem neuen Jahre öfters schon gelindes Wetter einfällt, wobei der ganz ungesalzene Kaviar verderben würde, so pflegt man demselben etwas Salz beizumischen. Man rechnet im Winter etwa 1 Pfund Salz auf jedes Pud Rogen, bei dem Herbstfang aber bis auf 1½ Pfund. Uebrigens will man bemerkt haben, daß, je weiter abwärts im Ural der Fisch gefangen wird, der Rogen desto schleimiger und schlechter sey, sich hingegen immer mehr bessere, je weiter die Fische im Flusse heraufsteigen.

Der Rogen aus den Sewrjugen gibt dem von Stören wenig nach, und wird auch an der Wolga, wo man diesen Fisch bis zum Winter lebendig aufzubewahren weiß, mit dem Störrogen vermischt; allein am Ural kann derselbe nicht anders als gesalzen erhalten werden, und ist deßhalb viel geringer im Preise,

*) Solche gefrorne, ganze große ungeheure Fische 5 bis 6 Arschinen lang, sah der Verfasser gar oft im Winter zu St. Petersburg, Riga, Rewal, Pernau u. a. a. O. auf öffentlichen Marktplätzen liegen, und mit einer dicken Kruste von Schnee und Eis überzogen wie dicke Balken den Umstehenden in die Augen fallen. Sie kommen meistens von der Wolga, 3—400 Meilen weit her.

wozu noch die außerordentliche Menge dieser Fische das Ihrige beiträgt. Den gesalzenen Kaviar bereitet man hier auf dreierlei Art. Die schlechteste Sorte ist die gemeine gepreßte (Rajusnaja Ikra). Der Rogen wird nur von den gröbsten Fasern gereinigt, mit etwa 2 Pfund Salz auf 1 Pud eingesalzen, und so auf Matten an der Sonne ausgebreitet, worauf man ihn endlich mit Füßen tritt, und das Pud zu 2—2½ Rubel verkauft.

Eine bessere Sorte ist der so genannte körnige, allein wegen seines vielen Salzes nicht jedermann angenehme Kaviar (Sennistaja Ikra). Man salzt den gereinigten Rogen in langen Trögen mit 8—10 Pfd. Salz auf das Pud, schaufelt Alles wohl durch einander und schüttet ihn sodann theilweise auf Siebe oder ausgespannte dichte Netze, um ihn abtriefen und dick werden zu lassen, worauf man ihn gleichfalls in Fässer preßt. Das Pud wird zu 2½—3 Rubel verkauft, und ist eine der gewöhnlichsten Fastenspeisen des gemeinen Russen.

Die reinlichste und beste, dem Ansehen nach aus ganzen Körnern bestehende, auch nicht leicht stinkend werdende Art ist diejenige, welche wegen ihrer Bereitung den Namen Mescheschnaja Ikra (gefärbter Kaviar) bekommt. Man macht nämlich zuerst eine starke Salzsoole fertig: dann nimmt man lange schmale Säcke aus starkem Leinenzeug, füllt sie bis zur Hälfte mit frischem Rogen an, und gießt sie hiernach bis oben voll Salzsoole. Sobald die Soole durchgeseiht ist, werden diese zwischen mehreren Querstangen aufgehängten Säcke nach einander mit den Händen tüchtig ausgerungen, und der Rogen, nachdem man ihn noch 10—12 Stunden in den Säcken hat abtrocknen lassen, in Fässer getreten. Von dieser Sorte kostet das Pud 4—5 Rubel.

Der andere edle Theil, der von allen Störarten gesammelt und zu Gelde gemacht wird, ist die Schwimmblase. Die Kaufleute, welche die ganzen Fische auskaufen, pflegen gemeiniglich diesen Theil den Kosaken wieder zurück zu verhandeln, welche den Fischleim daraus zubereiten; und dieses geschieht hier nur auf einerlei Art. So frisch, wie die Blase aus dem Fische kommt, wird sie gewaschen und an der Luft zum Trocknen hingelegt, so daß die äußere Haut zu unterst, die silberweiße innere Leimhaut hingegen oben zu liegen kommt. Dadurch wird ihre Absonderung leichter, worauf man sie in ein feuchtes Tuch schlägt. Man rollt sodann eine Leimblase nach der andern auf und klemmt sie in Gestalt einer Schlange oder eines Herzens zwischen 2 Pflöckchen, deren viele auf einem Brette eingeschlagen sind; und wenn sie in dieser Lage etwas trocken geworden sind, hängt man sie im Schatten an Fäden auf, bis sie alle Feuchtigkeit verlieren. Der so bereitete Fischleim hat sehr unbestimmte Preise; der von Sewrjugen, welcher für den besten gehalten wird, kostet nicht selten à Pud 40—50 Rubel; der von Stören gilt 25—30 Rubel; der vom Hausen aber, von welchem Fische der deutsche Name Hausenblase herrührt, wird als der gemeinste und schlechteste mit 18—20 Rubel das Pud bezahlt. *)

*) Man verfertigt auch einen Leim von der Schwimmblase der Welse, welcher ganz weiß aussieht, allein wegen seiner geringern Güte nicht viel über 8 bis 10 Rubel das Pud bezahlt wird. In der gegenwärtigen Krise möchten indessen die Preise noch um ein Beträchtliches gestiegen seyn.

Der Fang aller dieser Fischarten geschieht am häufigsten im Frühjahre, Herbst und Winter, vermittelst eines Gezeugs, das ein Netz genannt wird, und aus Tauen besteht, an welche Stricke mit großen Angelhaken befestigt sind, woran kleine Fische als Köder hängen. Man benutzt das Fleisch auf sehr mannichfaltige Art zur Speise; das frische Fett dient statt der Butter, und aus dem Rogen wird, wie gedacht, Kaviar, aus der Blase aber Fischleim bereitet. Der Fang ist daher überaus einträglich. Die gewöhnliche Größe der Hausen ist von 25—50 Pud, bisweilen werden aber auch welche von außerordentlicher Größe und Schwere gefangen. So fing man im Jahre 1769 einen an der Küste des kaspischen Meers, welcher über 6 Arschinen (4,27 Metres) lang war, und 45 Pud wog. Welse und Barben sind auch hier sehr groß und fett. Man fängt sie in Zugnetzen, benutzt indeß ihren Rogen weniger als den der andern Fischarten, sondern wirft ihn meistens weg; doch bereitet man aus der Blase einen schlechten Leim.

(Schluß folgt.)

Die Bahama-Inseln.

Das merkwürdigste Ereigniß in der Geschichte der Bahamas, das sich zugleich in seinen Folgen als höchst wichtig für das ganze Menschengeschlecht erwies, nämlich die Entdeckung der neuen Welt, ereignete sich auf Guanihani, einer Insel dieser Gruppe, wo Columbus auf der westlichen Hemisphäre zuerst den Fuß an das Land setzte. Genau genommen geschah jedoch die Entdeckung dieses Theils unseres Erdballs durch die Watlings-Insel, welche ungefähr 50 Meilen windwärts von Guanihani entfernt ist, und auf welcher Columbus in der Nacht vor seiner Landung ohne Zweifel jenes Licht erblickte, dessen in der Geschichte seiner Entdeckung gedacht wird. Der unsterbliche Seefahrer war zu sehr von religiösen Gefühlen durchdrungen, als daß er seine Entdeckung nicht in der zu seiner Zeit üblichen Weise hätte bezeichnen sollen; er gab daher der Insel Guanihani den Namen San Salvador, weil sie gerade noch zeitig genug erschien, um den von seinen unwissenden Reisegefährten über ihn verhängten Tod abzuwenden. Jetzt wird sie gewöhnlich Cats Island genannt, ein Name, gegen den sich allerdings Vieles einwenden läßt, weil er durchaus nicht an das große Ereigniß erinnert, das diesem an sich unbedeutenden Ort eine weltgeschichtliche Bedeutung gibt, die durch den oben genannten Namen weit passender bezeichnet wäre. Sehr natürlich erscheint es, daß die Gemüther der kühnen Seefahrer nach einer so langen Abwesenheit vom Lande für die angenehmsten Eindrücke empfänglich waren, welche der Verkehr mit einem gutmüthigen, gastfreundlichen Menschenschlage und der Anblick einer ihnen ganz neuen Natur auf sie machte. Man darf sich daher auch über ihre übertriebene Beschreibung von der Schönheit und Fruchtbarkeit der Inseln, die sie hier zum Erstenmal sahen, nicht wundern, eine Schilderung, die sich jedoch bei spätern Untersuchungen freilich nicht bestätigt hat. Von Guanihani segelte Columbus nach Conception, von da nach Yuma oder Long-Island, und besuchte dann die Mucaras, wo er die Bahamas verließ, um Cuba aufzusuchen. Diese Inseln gehörten mithin Spanien, allein die großen und wichtigen Entdeckungen, welche Columbus und Andere später für diese Macht ins Werk setzten, waren Ursache, daß man diese ersten Früchte vernachlässigte, bis man sie nachher als Anhaltspunkte für weitere Unternehmungen benutzte. Die Spanier nannten sie Los Cayos, oder die Bänke, Felsen und Eilande, eine sehr bezeichnende Benennung, unter welcher man sie, oder auch als Lucayos, noch auf mehrern Karten findet. In Ermanglung gegentheiliger Belehrung läßt sich annehmen, daß sie von den nun ausgestorbenen Urbewohnern Bahamas genannt wurden, denn der Wohllaut dieses Namens paßt sehr gut zu dem einiger andern der Gruppe, von denen sich vermuthen läßt, daß sie ihre ursprünglichen Benennungen auch jetzt noch

haben. Die übrigen entfernter liegenden der genannten Inseln wurden wahrscheinlich zu verschiedenen Zeiten entdeckt; doch wird nicht erwähnt, daß man, außer den von Columbus besuchten, Einwohner auf ihnen gefunden habe; da jedoch von diesen letztern gesagt wird, daß sie bevölkert waren, so ist keine Ursache vorhanden zu vermuthen, daß die andern es nicht gewesen seyen. New-Providence scheint nicht vor 1667 bekannt gewesen zu seyn, wo Kapitän William Seyle, nachmals Gouverneur von Carolina, auf seiner Fahrt nach Amerika vom Sturm verschlagen landete und der Insel damals seinen Namen gab. Merkwürdig genug ward er auf einer andern Reise abermals dahin getrieben, und nun legte er ihr aus einem Gefühl von Dankbarkeit den Namen bei, den sie seitdem behalten hat. Er benachrichtigte seine Vorgesetzten, die Erbeigenthümer von Carolina, von seiner Entdeckung, und mehrere von ihnen wirkten aus, daß ihnen alle zwischen dem 22 und 27° der Breite gelegenen Bahamas überlassen wurden. Diese Breitegrade bezeichnen auch jetzt noch ihre Gränze in dieser Richtung, und ihre Längengränze befindet sich zwischen dem 75sten und 81sten Meridian. Die Krone behielt sich jedoch bei dieser Bewilligung die Herrschaft über die Inseln vor.

Ihre Lage zwischen den windwärts gelegenen Passagen und der Straße von Florida — den großen Hauptstraßen, auf denen die Reichthümer des Westens nach Europa geführt wurden — und ihre Nähe an den Quellen derselben, bezeichneten sie als die vortheilhaftesten Punkte, von denen aus dem Handel Frankreichs und Spaniens Hindernisse in den Weg gelegt werden konnten. Dieser Umstand und die Erwägung, daß sie von den beiden genannten Mächten zu gleichem Zweck gegen den Handel Englands mit Amerika benutzt werden möchten, war höchst wahrscheinlich die Veranlassung zu ihrer Besitznahme, denn daß sie jemals für den produktiven Handel nutzbar gemacht werden könnten, kam gewiß auch der ausschweifendsten Einbildungskraft nicht zu Sinnen. Die erste Niederlassung wurde von den Spaniern vertrieben, die sich mit diesem Erfolge begnügt zu haben scheinen. Auch die Gründer der Kolonie widmeten ihr später keine Aufmerksamkeit mehr, denn im Jahre 1688 ließen sich auf New-Providence und dem 50 Meilen davon gelegenen Harbour-Island Buccaniers nieder, denen die Lage und Beschaffenheit der Gruppe eine Menge sicherer Schlupfwinkel bot, welche für größere Schiffe unzugänglich waren. Höchst wahrscheinlich verübten diese Räuber die meisten ihrer Thaten unter englischer Flagge, weil viele ihrer Anführer der britischen Nation angehörten, wie dieß in einem alten, jetzt sehr selten gewordenen englischen Werk: „Nachricht von den Piraten, von ihrer ersten Niederlassung auf New-Providence bis zu ihrer endlichen Ausrottung im Jahre 1718," zu lesen ist.

Diese Vorgänge zogen zuletzt die öffentliche Aufmerksamkeit an, denn im Jahre 1717 richtete das Haus der Lords eine Petition an den König, in welcher es Sr. Majestät vorstellte, daß die Bahamas während des Kriegs zweimal von den Franzosen und Spaniern überfallen und geplündert worden wären, daß keine Regierung irgend einer Art sich dort befinde, daß der Hafen von New-Providence leicht in Vertheidigungsstand gesetzt werden könne, und schloß mit der Bitte, daß Vorkehrungen zu Sicherstellung jener Inseln getroffen werden möchten. Auf diese Petition wurde im September desselben Jahres der Befehl erlassen, daß die Piraten von New-Providence und Harbour-Island, auf welch letzterer Insel sie eine Befestigung nebst einer Batterie hatten, vertrieben, und daselbst Niederlassungen und Forts für die Sicherheit und zum Nutzen des Handels und der Schifffahrt in jenen Meeren angelegt werden sollten. Kapitän Woodes Rogers wurde demzufolge im Jahre 1718 zum Gouverneur von den Bahamas ernannt, und mit der zu Erreichung der genannten Zwecke erforderlichen Ausrüstung von England abgeschickt. Der Erfolg war der beste, denn Kapitän Roger nahm die Stadt Nassau auf New-Providence nebst dem dazu gehörigen Fort und die ganze Insel in Besitz; die Einwohner nahmen ihn mit der größten Freude auf, und mehrere der Piraten unterwarfen sich. Nachdem er alle nöthigen Anstalten getroffen hatte, um die Insel sicher zu stellen, ging er weiter, und war in seinen Unternehmungen so glücklich, daß bis zum 1 Julius 1719 nur noch drei oder vier Piraten ihr Unwesen trieben, von denen zwei genommen, das Schiffsvolk hingerichtet und die übrigen verjagt wurden.

Die merkwürdigsten Ereignisse in der Geschichte dieser Inseln sind noch: ihre kurze Besetzung durch die Amerikaner in der ersten Zeit des Unabhängigkeitskriegs; ihre Wegnahme durch die Spanier von Cuba aus im Jahre 1782 und die im nächsten Jahre erfolgte Zurückgabe, und endlich ihre mehrmalige Verwüstung durch Orkane.

New-Providence ist ungefähr 25 Meilen lang und 10 breit, und obschon sie an Ausdehnung und Fruchtbarkeit mehreren der übrigen Bahamas nachsteht, doch die volkreichste. Sie ist der Sitz der Regierung, und dankt den Vorzug, den ihr die ersten Ansiedler gaben, wahrscheinlich dem Umstand, daß sie den besten Hafen hat und im Mittelpunkt der Gruppe gelegen ist. New-Providence ist gebirgiger als die übrigen Inseln, und ihr Boden besteht aus Fels und Sand mit Seemuscheln vermischt. Man findet jedoch einige wenige Striche fruchtbaren Landes, welches eine Auswahl vortrefflicher Früchte und Gemüse und unter Anderem gute Ananas trägt, die einen ziemlich bedeutenden Handelsartikel ausmachen. Den ergiebigsten Boden für Ananas besitzt jedoch Harbour-Island, von wo aus jährlich mehrere ganz damit beladene Schiffe von hundert Tonnen nach Britisch-Amerika und den Vereinigten Staaten gehen. Dieß ist der einzige Ausfuhrartikel von New-Providence, allein es besitzt dennoch einen bedeutenden Handel, weil es der Stapelplatz der übrigen Inseln ist, deren Produkte in kleinen Fahrzeugen mit und ohne Verdeck hieher gebracht werden. Diese Artikel bestehen in Schwämmen, Baumwolle, Indigo, Schildkrötenschalen, grauem Amber, Mahagony-, Campechen- und Brasilienholz, nebst noch mehrern andern Farbe- und Schreinerhölzern, die gegen Manufakturwaaren, Mundvorrath und hölzernes Geräthe vertauscht, und zu Nassau für die englischen oder amerikanischen Märkte verladen werden. Selten kommen indeß mehr als vier Schiffe direkt von England jährlich hieher, doch macht ein Packetboot jeden Monat die Fahrt nach Jamaika und ein anderes nach Crooked-Island; der Verkehr mit den Vereinigten Staaten ist dagegen sehr lebhaft.

Im Jahre 1832 belief sich der Werth der Ausfuhr von den Bahamas nach England auf 17,915 Pfd. St.; die Tonnenzahl von England und den Kolonien 1560 Tonnen, nach England und den Kolonien 1338 Tonnen. Die vorzüglicheren Kolonialprodukte werden auf den Inseln nicht in hinlänglicher Menge gebaut, um ausgeführt werden zu können, Baumwolle ausgenommen, deren Ernte im Jahre 1831 sich auf 51,036 Pfd. belief. Die Sklaven werden daher größtentheils als Holzhauer, Hirten, zum Anbau eßbarer Wurzeln und als Matrosen verwendet. Als Seeleute sind die Bahamianer sehr geschickt; ihre Schiffe bestehen meist aus Schoonern und Sloops von nicht über hundert Tonnen. Die Bevölkerung der Bahamas stellte sich im Jahre 1831 folgendermaßen heraus: 4240 Weiße, 2991 freie Farbige, 4608 männliche Sklaven, 4668 weibliche; zusammen 16,507. Die Emancipation wird hier sehr wahrscheinlich die Selbinteressen und die bestehende gesellschaftliche Ordnung minder empfindlich berühren als in den Zuckerkolonien, weil die Sklavenbevölkerung sehr zerstreut lebt und der Boden eben nicht sehr fruchtbar ist. Die Neger sind mithin hier hinsichtlich ihres Unterhalts weit abhängiger von ihren Herren, und werden sich folglich auch weit bereitwilliger zeigen gegen Lohn zu arbeiten als in den Zuckerkolonien, wo der außerordentlich fruchtbare Boden bei geringer Arbeit den Lebensunterhalt sichert. Die Versicherung unterrichteter Einwohner von New-Providence, daß es ihnen nie schwer geworden sey, freigelassene Sklaven zur Arbeit zu erhalten, stimmt mit dieser Ansicht vollkommen überein.

(Fortsetzung folgt.)

Als die Sultanin Saliha, Gemahlin Halil Paschas, am 22 März d. J. von einem Knaben glücklich entbunden wurde, ward dieß nach der neutürkischen Sitte als ein freudiges Ereigniß betrachtet, und da es im Orient das Herkommen fordert, daß der Hausherr bei einem solchen seine milde Hand aufthut gegen die Inwohner seines Hauses, so drückten die Damen des Harems, die dem Gerücht zufolge sich über des Sultans Sparsamkeit häufig zu beklagen haben, einstimmig und sehr unumwunden ihre Ansprüche an seine Freigebigkeit aus. Die schönen Bittstellerinnen erhielten auch wirklich das Versprechen, daß ihre Schulden bezahlt werden sollten. Glücklicherweise beliefen sich diese bei Modisten und andern Handelsleuten nur auf etwa anderthalb Millionen türkische Piaster oder ungefähr 250,000 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 143. 23 Mai 1835.

Die Verhältnisse der Kap-Kolonie zu den Kaffern.

3. Lord Somersets abermalige Verwaltung.

Die Gränzpolitik der Kolonie wurde unter Sir Rufane Donkins Verwaltung nach dem alten Systeme fortgeführt, jedoch, so weit es sich mit den unheilbaren Mängeln derselben vertrug, wie es scheint mit ziemlichem Erfolg hinsichtlich der Vertheidigung der Kolonie und ohne absichtliche Ungerechtigkeit oder muthwilligen Angriff gegen die Landeseingebornen.

Am Schlusse des Jahres 1821 übernahm Lord Ch. Somerset wieder die Oberleitung, und stieß alle Anordnungen um, welche Sir Rufane in den östlichen Distrikten getroffen hatte. Die Politik an der Kaffergränze nahm bald wieder den Charakter einer hochmüthigen und aufregenden Tyrannei gegen die Eingebornen an, und ließ doch zugleich die britischen Ansiedler fast ohne Schutz gegen die rachsüchtige Wiedervergeltung, die sie hervorrief, ein Umstand, den die Ansiedler zu Albany in einer Vorstellung an den damaligen Kolonialminister Graf Bathurst ausdrücklich hervorheben. Im März 1822, drei Monate nach Lord Somersets Rückkehr, während die Kaffern in vollem Frieden mit der Kolonie waren, erhielt der kommandirende Offizier an der Gränze Befehl, mit einer Truppenabtheilung Gaika in seiner eigenen Wohnung zu ergreifen und gefangen in die Kolonie zu führen. Diese verbrecherische That mißlang glücklicherweise in der Ausführung; Gaika entkam, indem er sich in den Mantel einer seiner Frauen hüllte, und sich stellte, als sey er mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt. Aber der hinterlistige Anschlag erregte große Erbitterung und Argwohn in Betreff der englischen Plane. Wäre der Anschlag gelungen, so würde fast unfehlbar ein neuer Kafferkrieg ausgebrochen seyn, was auch in der That beabsichtigt gewesen zu seyn scheint. *)

Gegen Ende desselben Jahrs schickte Se. Herrlichkeit eine Depesche an Graf Bathurst ab, worin er ihm vorstellte, daß die bedeutendsten Kafferhäuptlinge eine Verbindung eingegangen hätten, um die Kolonie anzugreifen, und Anstalten zu einem furchtbaren Einbruch träfen. Zur Zeit, wo diese Depesche abgefertigt wurde, lagen auf des Gouverneurs Tische Mittheilungen von Oberst Scott, dem Gränzkommandanten, und von Herrn Thompson, dem Regierungsagenten im Kafferlande, die beide übereinstimmend versicherten, daß die Kafferhäuptlinge völlig ruhig und daß die absichtlich in Grahamstown verbreiteten Gerüchte von feindseligen Absichten derselben völlig grundlos seyen. Nichts desto weniger schickte der Gouverneur seine falsche und betrügerische Depesche ab, und erreichte seinen Zweck, nämlich eine starke Vermehrung der Militärmacht in der Kolonie, und dadurch die allmähliche Beförderung seines Sohnes, des damaligen Kapitäns Somerset, zum Major, zum Oberstlieutenant, und endlich zum Oberkommandanten an der Gränze. *)

Im Laufe des Jahres 1823 hatte Lord Somerset durch allerlei schlaue Intriguen, deren Detail nicht hieher gehört, seine Absichten in Bezug auf die Beförderung seiner Söhne großen Theils erreicht, und Major Henry Somerset hatte das Oberkommando an der Gränze erhalten. Die Politik Sr. Herrlichkeit gegen die Kaffern hatte inzwischen ihre unvermeidlichen Wirkungen geäußert. Gereizt, gestachelt, geplündert, oft ohne alle Ursache, und der Unschuldige gestraft statt des Schuldigen, hatten sie zur Wiedervergeltung ihre räuberischen Einfälle erneuert. Dieß gab dem jungen Kommandanten einen leidlichen Vorwand zu einem neuen Feldzug. Im Anfang December 1825 griff Major Somerset mit einer starken Anzahl Truppen und Bürgermiliz den Kraal oder das Dorf Makomos, des Sohns Gaikas, an der Quelle des Katzenflusses plötzlich an, und führte, nachdem er so viel Eingeborne als er für angemessen hielt, hatte niedermetzeln lassen, gegen 7000 Stück Vieh weg. Kein Widerstand scheint geleistet worden zu seyn, denn der offizielle Bericht gibt

*) Dieß war wenigstens die allgemeine Meinung an der Gränze. Als Lord Somerset aufgefordert wurde, auf die an Graf Bathurst gelangten Klagen der Ansiedler zu Albany Rede und Antwort zu geben, läugnete er peremtorisch jede Kenntniß von dieser Sache ab. „Von der Gefangennehmung Gaika's," sagte er, „habe ich nie gehört, bis ich dieses Lügengewebe las." Eben so peremtorisch beantwortete er mehrere andere schwere Anklagen mit den Worten: „das ist eine reine Lüge." Als aber endlich die Kommissäre den eigenhändig von ihm geschriebenen Befehl zur Gefangennahme Gaika's zu Grahamstown auffanden, hatte er die Frechheit, die Maßregel zu vertheidigen, und sein Bedauern auszudrücken, daß sie nicht gelungen sey.

*) Sir Rufane Donkin und Oberst Bird haben in ihren Pamphlets diese Intriguen umständlich geschildert und bewiesen. Die Sache ist eine auffallende Probe, wie die hohe Aristokratie Englands mit den Aemtern in den Kolonien hauste. Die unnöthige Vermehrung der Truppen kostete der Kolonie jährlich 5 bis 4000 Pf. St.

an, daß nicht ein Mann von den Kolonialtruppen verwundet worden sey. Ich erfuhr aus andern authentischen Quellen, daß eine bedeutende Menge Weiber und Kinder gleichfalls von den Boers erschossen wurde, troß des Befehls, den Major Somerset, sehr zu seiner Ehre, bei dieser Gelegenheit ertheilt hatte. *)

Aehnliche Angriffe mit gleichem Erfolge wurden gegen mehrere Gränzhäuptlinge gemacht; man trieb den Kaffern eine Menge Vieh weg, und vertheilte es freigebig unter die Gränzboers, bei denen natürlicherweise der junge Kommandant bald einen Grad von Popularität erlangte, der alle seine Vorgänger in Schatten stellte. Einige Kafferhäuptlinge mochten auch wirklich ihre Leute zu Raubzügen aufgemuntert, oder diese wenigstens geduldet haben, aber, auch dieß zugegeben, so läßt sich doch nicht läugnen, und die Kommissäre, welche später die ganze Verwaltung Lord Somersets genau untersuchten, haben es selbst in ihrem Berichte anerkannt, daß das aufregende Benehmen der Boers und des Kommandanten eine weit schlimmere Wiedervergeltung gerechtfertigt hätte, besonders da bei dem jetzt befolgten summarischen System der Abhülfe der Unschuldige meist für den Schuldigen leiden mußte, während es zugleich eine anerkannte Thatsache ist, daß viele schlecht gesinnte Kolonisten große Heerden kaffrischen Viehs erhielten, indem sie Entschädigungsansprüche für Verluste geltend machten, die sie niemals erlitten hatten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Nachstehendes ist eine kurze Probe des offiziellen Berichts in der Kapzeitung vom 20 Dec. 1825, wo dieser Vorfall als eine sehr tapfere und verdienstliche That geschildert wird. „Als am 5ten der Major Somerset mit Tagesanbruch alle seine Truppen gesammelt hatte, zog er eilig längs des Bergrückens fort, und hatte mit Sonnenaufgang das Vergnügen, in die Mitte von Makomos Kraal mit einer Raschheit einfallen zu können, welche die Kaffern vollständig aus der Fassung brachte. Einige wenige Hassagaien wurden geworfen, aber der Angriff geschah so kraftvoll, daß wenig Widerstand geleistet werden konnte. Als so viele Kaffern gefallen waren, als man für nöthig hielt, um unsere Ueberlegenheit und Macht zu zeigen, that Major Somerset dem Gemetzel Einhalt, und ließ das Vieh, 7000 Stücke an der Zahl, nach Fort Beaufort treiben, wo man zu dessen Aufnahme schon vorläufige Anstalt getroffen hatte.“ Nachdem man an die Gränzboers von diesem Vieh freigebig ausgetheilt hatte, als Entschädigung für ihre wahren oder angeblichen Verluste, wurde der Ueberrest, nach der Angabe der Kapzeitung, an Makomo zurückgegeben, „um die Weiber und Kinder seiner Leute vor Mangel zu schützen.“ Wer entschied aber über die Gerechtigkeit der Ansprüche der Boers? was war dieser Ueberrest? und vor welchem Gerichtshofe sollten die Kaffern klagen?

Ueber die Fischerei in Russland,

und die dadurch für den Handel und Manufakturen gewonnenen Produkte.

(Schluß.)

Die Fischerei in der Wolga, Kama und in den übrigen Strömen, die sich ins kaspische Meer ergießen, beschäftigt die Anwohner beinahe mehr als der Ackerbau. Besonders ist die Fischerei in der Wolga, der Königin aller russischen Flüsse und der fischreichsten von denen, die ins kaspische Meer fallen, überaus wichtig und einträglich; denn sie versieht die meisten Provinzen Rußlands nicht nur mit Stören, Sterläden und Kaviar, sondern auch mit einer beinahe unglaublichen Menge geringerer Fischsorten; daher vernachlässigen auch die Anwohner dieses Flusses über der ergiebigen und für sie sehr gewinnreichen Fischerei den Ackerbau und die Viehzucht. Man fängt hier außer den verschiedenen Arten von Stören auch noch Welse, Barben, Lachse, vorzüglich Weißlachse, Aeschen, Goldfische, Karpfen, Brachsen, Hechte, Barsche, Quappen, Maifische u. a. m. Auch gibt es in diesen Flüssen Krebse von außerordentlicher Größe, aber von schlechtem Geschmacke. Man bedient sich hier, vorzüglich bei Astrachan, einer Menge zum Theil sehr künstlicher und sinnreicher Mittel und Maschinen zum Fischfange, worunter besonders die Fischwehren und Fischfallen zu bemerken sind, die hier aber nicht näher beschrieben werden können.

Der Fischfang im Ural gehört ausschließlich den Kosaken von Uralsk. Er ist nicht minder beträchtlich und einträglich, und vortrefflich eingerichtet. Der Fluß ist bei Uralsk so durch ein Fischwehr geschlossen, daß die Fische zwar frei aus dem kaspischen Meere in den Fluß treten, aber nicht weiter als bis Uralsk in demselben hinaufsteigen können. Man findet in diesem Flusse auch beinahe alle Fischarten der Wolga, besonders Störe, Sterläde, Hausen, Sternstöre, Lachse, Welse, Karpfen, Barben u. a. m. Die Sternstöre oder Sewrjugen ziehen hier in solcher Menge, daß sie schon einmal das Fischwehr bei Uralsk durch ihr Andringen durchbrochen haben. Die erste große Fischerei im Ural, welche auch die wichtigste des ganzen Jahres ist, findet im Januar statt und geht vornehmlich auf Hausen und Störe. Da sie für die ural'schen Kosaken eigentlich eine Nationalangelegenheit ist, so wird deßhalb auch jedesmal eine allgemeine Nationalversammlung gehalten, welche die nöthigen Anstalten zu diesem wichtigen Geschäfte trifft, und einen Anführer (Ataman oder Hettman) dazu wählt. Jeder zum Dienst eingeschriebene Kosake erhält sodann einen Erlaubnißschein zum Fischen, bereitet sich dazu vor, und erscheint an dem bestimmten Tage auf dem angewiesenen Platze, wo alle dazu berechtigte Kosaken ordentlich gemustert werden, und nachher beginnt die Fischerei selbst auf ein gegebenes Signal von zwei Kanonenschüssen. Jeder Fischer macht sich dann ein Loch ins Eis und sucht, so gut als möglich, die darunter befindlichen Fische mit Haken herauszuziehen. Die Sewrjugen werden aber erst im Frühjahre mit Netzen gefangen. Die Herbstfischerei geschieht mit großen Wurfnetzen, jedesmal aber in einer bestimmten regelmäßigen Ordnung. *)

Die Fischerei auf dem schwarzen, besonders asowschen Meere vom Don bis Perekop, ist ebenfalls wichtig, doch kommt sie der

*) Die Jemba und der Terek, die sich auch ins kaspische Meer ergießen, sind zwar weniger fischreich, doch werden auch Störe, Lachse, Welse, Hausen, Barben, Karpfen u. a. m. ziemlich häufig gefangen. Wie einträglich übrigens die Fischerei des kaspischen Meeres ist, ersieht man unter andern aus folgenden Angaben. Pallas (man sehe dessen Reisen) schätzte im Jahre 1793 den Ertrag des Störfangs auf 524.155, des Sewrjugenfangs auf 985.810, des Hausenfanges auf 540,000, des Gerolschen Fanges auf 100,000, und der kleinen Fischerei auf 500,000 Rubel.

auf dem kaspischen Meere nicht bei. Es fehlt hier eben so wenig an mancherlei vortrefflichen und nutzbaren Gattungen von größeren und kleineren Fischen, worunter auch mehrere Arten von Stören sind. Man fischt an diesen Küsten hauptsächlich mit einer Art von Sacknetzen, in welchen zuweilen auf einem einzigen Zug, der etwa 5 oder 6 Stunden dauert, bis auf 60,000 Stück Fische gefangen werden, worunter jedoch nur wenige von den größern Arten sind. Man bereitet hier auch Kaviar, Fischleim, Thran, und aus dem Rogen der Meeräschen Botargo (ebenfalls eine Art stark gesalzenen Kaviars), diesen letztern aber nur in geringer Menge. Die gesalzenen und geräucherten Makrelen sind ein wichtiger Handelsartikel Tauriens (der ehmaligen Krimm), wo überhaupt bedeutende Fischwerfte sind, zumal bei Kertsch und Jenikale, besonders nach Stören, Sterläden und Surucken.

Die Fischerei im baltischen Meere, in dessen Busen und Flüssen, ist gleichfalls beträchtlich. Man zählt hier fünfzigerlei verschiedene Gattungen von Fischen. In den Gewässern von Kur-, Lief-, Ehst- und Finnland sind die Lachse, Hechte, Strömlinge (eine Abart von Häringen), Külloströmlinge (kleinere Häringe, eine Art Sardellen) und Aale, nebst den Neunaugen, die wichtigsten Fischarten für den Handel. Von den Strömlingen sind oft auf einem einzigen glücklichen Zug 300,000 gefangen worden. Die übrigen dienen bloß für die einheimische Konsumtion. Der finnische Meerbusen ist besonders reich an Sterläden, Lachsen und Karpfen, auch hat er Störe, Hechte und Brachsen. Im Ladoga- und Onega-See fängt man ebenfalls Störe, Lachse, Messerfische und andere, ja auch Seehunde. Der Peipussee liefert fette Brachse, Hechte, Quappen, Aale, Muränen, Rebse (eine Art Häringe) u. a. m., und man rechnet, daß an diesem letzteren See gegen 20,000 Menschen vom Fischfange leben. Im Ilmensee werden Welse, Barsche, Brachsen, Sanderten oder Hechtbarsche, Hechte, Karanschen, Schleien, Butten, Rebse und viele andere in ziemlicher Menge gefangen.

Auch der See Baikal im asiatischen Rußland zeichnet sich durch seinen Reichthum an Fischen aus. Er hat außer einem großen Ueberfluß an andern Fischen, vorzüglich eine Menge Forellen, Aeschen, Muränen, Lenbri, Omulen oder Wanderäschen (einer Art kleiner Lachse) u. s. w. Ferner findet man in ihm Seehunde und einen ganz besondern, durchaus thranigen Fisch, der nur dem Baikal-See eigen ist, nämlich den Spinnenfisch, russisch: Solomjänka.

Man fischt in Rußland überhaupt auf eine sehr mannichfaltige Weise, und mit äußerst verschiedentlich gestalteten Netzen, mit Fischreußen, mit Angeln, theils einzelnen, größern und kleinern, theils in ganzen Reihen an Stricken befestigt, mit großen und kleinen Haken, mit Harpunen, Pfeilen, Spießen und Gabeln, und selbst auch mit den Händen, mit Sieben und mit Eimern. Mehrere Völkerschaften zeichnen sich durch besondere Geschicklichkeit im Fischen aus. Dennoch aber wird, bei allem Reichthum und Ueberfluß an Fischen in Rußland, im Ganzen genommen, noch bei weitem nicht der größtmögliche Vortheil aus diesem Industriezweige gewonnen.

Da in St. Petersburg allein jährlich 200,000 Pfund Fischleim und über 400,000 Pfund Kaviar ausgeführt werden, wozu noch der weit stärkere Verbrauch im Lande selbst, und die wenigstens eben so beträchtliche Ausfuhr in den übrigen Häfen des Reichs hinzukommen; so läßt sich schließen, daß die Menge der gefangenen Fische ungeheuer groß seyn müsse, was für ein Land, in welchem die Religion den Genuß der Fleischspeisen kaum 4 Monate im Jahre erlaubt, gewiß von der größten Wichtigkeit ist. In Petersburg selbst ist übrigens der Ueberfluß an Seefischen nicht so groß, als man wohl vielleicht glauben sollte. Ungeachtet diese Stadt fast unmittelbar am Meere liegt, hat man daselbst doch keine anderen Seefische, als den Stint, der im kronstädtischen Meerbusen von vorzüglicher Größe und Güte gefangen wird; die Butten, welche aus Kurland, Lief- und Ehstland gedörrt zugeführt werden, die Strömlinge und Aale, welche von Reval und Narwa kommen; die Nawagen und Kabliau, die im Winter aus Archangel, und die Störe, Sterläde und Welse, welche von der Wolga her gefroren ankommen. An Flußfischen hingegen, z. B. Weißlingen, Karpfen, Hechten, Brachsen, Karanschen, Sandern, Aeschen, u. a. m., die sämmtlich in den Flüssen des Newasystems gefangen werden, hat die Stadt einen reichlichen Ueberfluß.

Erfurt. Professor Petri.

Der Lederhandel in Frankreich und England.

Dieser Industriezweig, den man gewöhnlich nicht besonders beachtet, ist dennoch von höchster Wichtigkeit, denn er liefert nicht nur einer Menge von Arbeitern das Werkzeug und den Urstoff zugleich, sondern er deckt auch die Bedürfnisse des Luxus eben sowohl, als die des Mittelstandes und der niedern Klassen. In Werkstätten und Fabriken, in der Landwirthschaft und in der Wohnung des Privatmannes, allenthalben findet man ihn unter den mannichfachsten Gestaltungen, aber stets Nutzen bringend und oft unentbehrlich.

Im Jahre 1803 schlug Sir F. Eden den Werth der in England aus den verschiedenen Zweigen der Lederbereitung hervorgehenden Produkte auf 12 Millionen Pfd. St. an; aus den Ergebnissen anderer Untersuchungen über diesen Gegenstand läßt sich jedoch abnehmen, daß diese Angabe für die damalige Zeit etwas übertrieben war, denn der Betrag der Lederbereitung belief sich in spätern Jahren auf nicht mehr als 12,500,000 Pfd. St., die sich folgendermaßen vertheilen:

Werth der rohen Häute	1,000,000	Pfd. St.
Zubehör bei der Bereitung und Gewinn der Unternehmer	2,000,000	—
Lohn für 28,500 Arbeiter	1,000.000	—
Die Verarbeitung der gegerbten Häute .	1,700,000	—
Lohn für 226,000 Arbeiter	6,800,000	—
Zusammen	12,500,000	—

Da indeß im Jahre 1830 der Zoll auf Leder abgeschafft wurde, so hat dieser Industriezweig bedeutend an Ausdehnung zugenommen, und es läßt sich daher annehmen, daß der Werth seiner Erzeugnisse sich im Jahre 1834 auf 16 Millionen Pfd. St. belaufen haben mag. Die Rothgerberei, d. h. die Bereitung der starken Ledersorten, hat in England in Folge mehrerer Erfindungen gelehrter Chemiker große Fortschritte gemacht, hinter denen auch Frankreich nicht zurückgeblieben ist, denn die starken Ledersorten, welche in Pont-Audemer, Chateau-Renaud und Blois verfertigt werden, stehen den besten englischen Fabrikaten dieser Art in nichts nach. Die Erzeugnisse der Gerbereien zu Paris sind nicht so vollkommen, was hauptsächlich dem starken Begehr, der die Fabrikanten zwingt die Bereitung zu übereilen, und den Säuren zuzuschreiben ist, deren man sich bei der Gerberei bedient. Diese Agentien, welche das Gahrwerden beschleunigen, machen das Leder spröde, und verursachen,

daß es früher zusammenschrumpft und bricht. Dessen ungeachtet sind die Pariser Fußbekleidungen allgemein gesucht und beliebt, und nicht nur die wohlhabendern Klassen der neuen Welt, sondern auch die englische Aristokratie ziehen die Pariser Erzeugnisse allen andern vor. Herr Say schätzte die Zahl der in Frankreich verfertigten Schuhe vor einigen Jahren auf 100 Millionen Paar, und den Arbeitslohn auf 300 Millionen Franken, eine ungeheure Summe, die den Werth des Rohstoffs mindestens verdoppelt. Der Arbeitslohn in England beläuft sich der obigen Uebersicht zufolge auf nur 8 Millionen Pfd. St. (200 Millionen Franken), die sich unter 264,500 Arbeiter vertheilen.

Die französische Sattlerarbeit steht im Auslande in hohem Ansehen, und in Südamerika wird nicht leicht ein Sattel von der bessern Sorte verkauft, der nicht in Paris verfertigt worden wäre; dieser einzige Industriezweig stellt sich für die Ausfuhr mit einer Summe von nicht weniger als 2 Millionen Franken heraus. Seit sich einige englische Fabrikanten in Pont-Audemer niedergelassen haben, macht auch das Lackiren des Leders große Fortschritte in Frankreich. Das lackirte französische Leder ist geschmeidiger als das in England verfertigte, und wird in Südamerika für Schuhmacherarbeit mehr gesucht als dieses leztere.

Frankreich hat dem Orient die Bereitung des Maroquins abgelernt, und man kann nichts Vollkommneres sehen, als das in der Fabrik zu Choisy verfertigte Leder dieser Art. Von allen Zweigen dieser Fabrikation ist indeß die Weißgerberei diejenige, welche in Frankreich die größten Fortschritte gemacht und ihre Ueberlegenheit über die englische behauptet hat. Den Werth der Handschuhe, welche jährlich in Frankreich verfertigt werden, kann man auf 50 Millionen Franken schätzen. Vor ungefähr zwölf Jahren war Grenoble die einzige Stadt, welche Handschuhe in den Handel lieferte, jezt aber sind Paris, Chaumont, Lüneville und mehrere andere Städte des Nordens mit ihr in Konkurrenz getreten. Die Fabriken von Lüneville allein beschäftigen 10,000 Arbeiter; Vendome verfertigt ausschließlich ordinäre Handschuhe, Rennes die hirschledernen, und Niort hat den Preis hinsichtlich der Kastorhandschuhe davon getragen. England bezieht jährlich 1,500,000 Paar Handschuhe aus Frankreich, obschon Woodstock, London, Yeovil, Ludlow und Leominster eine bedeutende Menge fabriziren. Worcester ist jedoch der Centralpunkt dieser Industrie, denn hier werden jährlich 500,000 Paar Kastorhandschuhe und 5,600,000 Paar von Lamm- und Ziegenfellen verfertigt, im Werthe von etwa 375,000 Pfd. St. Nottingham und Leicester liefern außerdem noch eine ungeheure Menge baumwollener Handschuhe in den Handel.

Die Bahama-Inseln.

(Fortsezung.)

Eine bedeutende, wiewohl ihrer Natur nach ungewisse Beschäftigung erwächst den Einwohnern von New-Providence durch die Ankunft weggenommener und als Prisen verurtheilter Schiffe, und dann auch durch die häufigen Schiffbrüche, welche sich an den Bahamas ereignen. Außer durch Orkane werden solche Unfälle durch die starken und unsichern Strömungen herbeigeführt, die hier oft alle Voraussicht auch des erfahrensten Seemannes täuschen, und daher kommen Schiffbrüche hier eben so häufig bei schöner als bei schlechter Witterung vor. Die Wreckers von New-Providence, wie die geübten Seeleute der Bahamas genannt werden, haben ihre Aufmerksamkeit theils auf der See, theils von irgend einem versteckten Ankerplaz aus auf die vorüberfahrenden Schiffe gerichtet. Allgemeine Klage hat sich gegen diese Leute erhoben, daß sie fremde Fahrzeuge auf gefährliche Stellen locken, von denen sie sich dann erbieten sie wieder wegzubringen, und daß, wenn ihre Vorschläge nicht sogleich angenommen werden, sie alles Mögliche anwenden, um die Mannschaft so sehr einzuschüchtern, daß sie das Schiff verläßt. So viel ist gewiß, daß eine gute Anzahl von Schiffbrüchen für New-Providence einträglicher ist als die ergiebigste Ananaserute. Während des Kriegs zog die Kolonie auch bedeutende Vortheile durch Ausrüstung von Kapern und Verkauf von Prisen, denn es befindet sich ein Viceadmiralitätshof hier.

Auf den Bahamas werden mehrere Arten schöner Muscheln gefunden, aus deren kleinsten Exemplaren die Frauen in Nassau künstliche Blumen zusammenzusetzen verstehen. Die Hohl- oder Schneckenmuschel ist hier sehr häufig, und mit diesem Namen (im Englischen conch) werden die Eingebornen von den Bahamas bezeichnet, wahrscheinlich weil sie wie die Muschel an die Schale an ihre Inseln gebunden sind. Die Aermeren leiden zuweilen bittern Mangel an Nahrung, der durch große Dürre und andere Ursachen herbeigeführt wird, wo sie dann ihre Zuflucht zu Fischen nehmen müssen, mit welchen das Meer sie in ziemlich bedeutender Menge versieht. Diesem Mangel an Nahrungsmitteln ist es vielleicht zum Theil zuzuschreiben, daß so viele der ärmern Klasse den dringenden Wunsch äußern, mit nach Honduras zu gehen, wenn ein Theil des zweiten westindischen Regiments sammt den dazu gehörigen Familien nach dorthin eingeschifft wird. Dieses Regiment versieht die Garnison beider Pläze, zwischen denen außerdem keine Verbindung besteht würde, und dieser Umstand macht es auch erklärlich, wie die Bahamianer Kenntniß von den „Fleischtöpfen“ von Honduras erhalten hatten, wo in der That die Sklaven besser gehalten werden, als in irgend einer der britischen Kolonien.

Die Hauptstadt der Bahamas ist Nassau; sie ist zugleich der einzige Ort des ganzen Gouvernements, der den Namen einer Stadt verdient, und ihr Anblick überrascht den Reisenden um so angenehmer, je weniger die Inselgruppe mit ihren mit Niederholz bedeckten, grotesk gestalteten Küsten und den hie und da emporragenden Sandhügeln oder weißen Klippen geeignet ist, große Erwartungen zu erregen. Nassau liegt auf der Nordküste von New-Providence am Abhange eines Hügels, der vom Hafen aus sanft emporsteigt; die Hauptstraße, oder vielmehr die einzige Reihe von Gebäuden, läuft dem Hafen parallel und ist ungefähr eine halbe Meile lang. Die übrigen Straßen laufen von ihr rechtwinklich in unbedeutender Länge aus, sind aber breit genug. Die meisten Häuser stehen einzeln, was in den westindischen Städten gewöhnlich der Fall ist. Nassau hat für seine Größe mehr schöne Häuser als manche andere bedeutendere Stadt; das Wort schön nämlich in dem Verhältniß genommen, das es an einem Ort haben kann, wo es keineswegs Reichthümer im Ueberfluß gibt, und wo die Einwohner, wenn man sie über die Hülfsquellen der Kolonie befragt, ihre Armuth ganz offenherzig bekennen. Dennoch herrscht hier allenthalben ein Anschein von Wohlhabenheit, den man in andern westindischen Städten, wo viele große Gebäude wegen der veränderten Vermögensumstände ihrer Besizer verfallen, vermißt. (Schluß folgt.)

Zu Ferrière la Grande, unweit Maubeuge, hat man unlängst ungefähr 200 Schritte östlich von den dortigen Hochöfen eine Entdeckung gemacht, welche um so merkwürdiger ist, als dergleichen nur selten im Bezirk von Maubeuge vorkommen. Arbeiter, welche eben den Grund zu einem Hause gruben, fanden in der Tiefe von 4 bis 5' drei Menschengerippe, von denen zwei, vermöge ihrer Lage, einen rechten Winkel bildeten und das dritte ein wenig weiter entfernt war. Neben dem einen, und zwar parallel mit dessen Schenkelknochen, befand sich ein zweischneidiges Schwert, ungefähr 3' lang und 2½" breit, um welches herum mehrere kleine Gegenstände von Kupfer lagen, als Schnallen, Haken u. s. w., die wahrscheinlich zur Garnitur des Gürtels gehörten und sämmtlich gut erhalten waren. Ferner fand man noch eine Art Dolch von einem Fuß Länge, ein Beil und die Bruchstücke eines andern dreischneidigen Dolchs, und einer sehr schmalen Lanze. Diese Bruchstücke sind so oxydirt, daß sich ihre Form nur mit Mühe erkennen läßt. Das Schwert dankt seine Erhaltung nur seiner Dicke und Schwere, die von der Art sind, daß es nur von einem Mann von ungewöhnlicher Körperkraft geführt werden konnte. Herr Lebeau, Dr. der Medizin zu Maubeuge, schloß aus einem der noch ganz erhaltenen Schenkelknochen, daß der Mann wenigstens 6 Fuß 7 bis 9 Zoll hoch gewesen seyn müsse. Zwei Gefäße von leichtem graulichem Thon, die nichts als Erde enthielten, wurden an derselben Stelle gefunden; das eine davon war von der Hacke getroffen und zerbrach, das andere aber, welches in der Mitte stark ausgebaucht ist und an der Mündung 8 Zoll im Durchmesser hält, ist unbeschädigt geblieben. Es läßt sich vermuthen, daß irgend ein römischer Anführer *) hier beerdigt lag; leider hat man keinen Stein mit irgend einer Inschrift gefunden.

*) Wenn die irdenen Gefäße nicht entschieden von römischer Arbeit sind, so sollte man eher auf einen Normannenhäuptling schließen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 144. 24 Mai 1835.

Ueber den Asphalt-See in Trinidad.

(Aus Websters Voyage *) made in the years 1829—31 by order of the Lords Commissioners of the Admiralty.)

Der gesammte Bau der Insel Trinidad liefert nichts Außerordentlicheres, als die ausgedehnte Pechformation. Die Pechgründe, wie man sie nennt, sind etwa 24 (engl.) Meilen von Port Spain, an einem Point Breea genannten Orte, und sollen sich über 1500 Akres erstrecken. Landet man bei Point Breea, so sieht man große schwarze Pechfelsen sich thurmartig über dem Sande erheben, und Stücke davon rollen in Menge glatt wie Kiesel in der Bai umher. Auch große Massen davon zeigen breite, glatte Oberflächen. Jeder Schritt, den man thut, ist auf Pechgrund. Manchmal führt die ganze Straße darüber hin, manchmal zwischen großen Strecken hindurch, die sich einige Fuß über den Boden erheben. An andern Stellen ist es gerade, als ob ein Pechfaß umgestürzt worden wäre, und sein Inhalt sich mit dem Boden vermischt hätte. Gemeiniglich ist das Pech nur eine dünne Schichte auf der Oberfläche, und nur bei genauerer Untersuchung findet man, daß die fruchtbare Landschaft umher mit Hütten und Gärten auf Pechgründen ruht, wo die Vegetation üppig gedeiht. Der Pechgrund ist indeß keine fortlaufende Masse, sondern eine Reihe unregelmäßiger, auf beträchtlichen Zwischenräumen von Erdschichten unterbrochener Striche. Ist man einige tausend Schritte von der See über einen sanften Abhang aus Pechgrund hinaufgegangen. so erreicht man den sogenannten Pechsee, der etwa 1000 Schritte lang ist, und in seiner größten Breite etwa 120 Schritte mißt. Zahlreiche Wasserpfühle finden sich darauf, und die tiefen Spalten und Risse sind gleichfalls mit Wasser gefüllt, worin kleine Fische und Frösche spielen, denn das Wasser ist vollkommen frisch und gut. Das Pech scheint nach den Spalten und Rissen zu schließen, an einigen Orten sehr tief, ist hart genug, daß es einen Menschen trägt, wird aber durch die Hitze der Sonne etwas weicher, so daß manchmal Personen in geringer Entfernung von einander verschwinden, indem sie in die durch ihr eigenes Gewicht gebildeten Löcher einsinken. Am Rande des Sees ist die Vegetation äußerst kraftvoll, und Ananas, die auf Pechgründen wachsen, sollen vorzüglich gut seyn. Viele Pflanzen wachsen auf dem Peche selbst, ohne eine Spur von Erde, in der sie wurzeln könnten; früher soll hier die Unfruchtbarkeit größer gewesen seyn.

Den Namen Pechsee (pitch-lake) kann man nur der kleinen oben bezeichneten Stelle geben, und es entsteht nun die Frage, ob der See als das Bassin oder die Quelle des Ganzen zu betrachten ist, von der aus das umliegende Land überströmt wurde. Der Anschein spricht dagegen: ein wenig nordwärts ist eine Quelle von fließendem Peche, aber das Pech ist nicht auf den See beschränkt, sondern es finden sich auch Lager unter dem Meere. Zwischen Point Naparina und Point Breea ist eine ausgedehnte Pechbank nur 10 oder 12 Fuß unter dem Wasser, die man gewöhnlich an einem starken unangenehmen Geruch, und an einem Fetthäutchen (pellicle of tar) auf der Oberfläche erkennt. Bei niederem Wasserstand haben manchmal Schiffe auf dieser Bank gestrandet, und wenn man Anker auswirft, so werden Anker und Thau mit Pech überzogen; das Wasser in der Nähe der Pechbank ist voll von Fischen. An der Schlangenmündung sind einige Riffe aus Pech, die bald wachsen, bald wieder verschwinden, und wie man glaubt, mit dem Schlammvulkan in Verbindung stehen. Das Pech selbst ist eine schwarze feste Masse, die in ebenen Stücken bricht, und sich leicht mit einem Messer ritzen läßt; in Salzwasser sinkt es schnell, und auf dem Papier macht es einen mattbraunen Fleck; bei etwa 310° F. (125 1/2° R.) schmilzt es unvollständig in eine weiche Masse, die mehr einer weich gewordenen Kohle, als zerschmolzenem Pech gleicht; Weingeist, Salpetersäure und starke Alkalien haben keinerlei Wirkung darauf, somit ist es in seinen chemischen Bestandtheilen vom Pech verschieden, und kann nicht zu denselben Zwecken verwendet werden. Auf Trinidad braucht man es beim Straßenbau und als Cement, um Steine unter dem Wasser zu verbinden. Auch hat man Gas daraus gewonnen. Jedenfalls ist die Verwandtschaft dieser Masse mit der Steinkohle nicht zu bezweifeln, und was man auch über den vegetabilischen Ursprung der letztern sagen mag, so ist es doch noch keinem Naturforscher gelungen, mit allen ihren chemischen Prozessen auch nur das kleinste Stück Steinkohle zu erzeugen. Was den Umstand betrifft, daß man vegetabilische Ueberreste in den Kohlenlagern findet, so bietet dieser Asphaltsee ent-

*) Dieses Bruchstück ist aus dem Edinburgh New Philosophical Journal entnommen, das vor zwei Jahren einen Artikel über denselben Gegenstand von Kapitän Alexander mittheilte. Siehe Ausland Nr. 121 v. J. 1835.

sprechende Erscheinungen dar, welche dieselben erklären können. Die Ueberreste eines Kohlenlagers zeigen die Vegetation eines heißen Klima's und einer feuchten Lage, die Vegetation eines an Farrenkräutern und Rohrpflanzen, wie Bambus und Palmen, reichen Landes. Um den Asphaltsee wachsen diese in größtem Ueberfluß, eine Palme heißt sogar die Pechseepalme, wegen der Eigenthümlichkeit, daß sie hier gedeiht. Nimmt man an, die Steinkohle sey von gleichem Ursprung, so mag auch ihr Verhältniß zur Vegetation dasselbe gewesen seyn, und dann ist es nicht schwer zu erklären, wie vegetabilische Substanzen sich in Menge darin vorfinden können. Wenn die Pechgründe von Trinidad unter andern Felsen begraben würden, so müßten die jetzt darin wachsenden Vegetabilien sich in spätern Zeiten vorfinden. Es gibt Pechlager in der See, die weich genug sind, daß ein Schiffsanker darin einsinkt, und so können auch Seemuscheln sich darin finden; in den tiefen Spalten des Pechsees sind kleine Teiche von süßem Wasser, welche Fische enthalten, und in geringer Entfernung davon können Salzwasserfische in die Pechlager der See versinken; ein Fluß kann über die Pechgründe sich ergießen, und dann finden sich alle möglichen Gattungen. Somit können mehrere einander scheinbar widersprechende Erscheinungen sich nahe bei einander ergeben. Die Kohlenformationen Englands waren vermuthlicherweise ursprünglich in demselben Zustande, wie jetzt die Pechgründe von Trinidad, eine Annahme, die zur Erklärung einiger seltsamen Erscheinungen nicht wenig beitragen würde. Die Pechgründe sind meiner Ansicht nach ursprünglich (primordial) und nicht aus einer Umwandlung vegetabilischer Stoffe entstanden. Die Vegetation der Pechgründe könnte dazu führen, die organischen Ueberreste, die sich in den Kohlenlagern finden, zu erklären, und ich bin überzeugt, daß man eine erstaunliche Gleichförmigkeit entdecken würde.

Die Verhältnisse der Kap-Kolonie zu den Kaffern.

3. Lord Somersets abermalige Verwaltung.

(Fortsetzung.)

Die Vertheilung eines großen Theils des im Jahre 1819 den Kaffern entrissenen Gebiets unter die Gränzboers ist eine Handlung, die nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf. Dieser Distrikt war von Gaika, — so weit er nämlich Macht hatte ihn abzutreten, — nur mit Widerstreben abgetreten worden, unter der Bedingung, „daß die Wasser des Kunap, des Katzenflusses und des Keiskamma fortan ungestört in den Ocean fließen sollten," d. h. es solle ein neutraler Boden bleiben, auf dem weder Kaffern noch Kolonisten wohnten. In einer spätern Konferenz mit Sir Rufane Donkin hatte Gaika, den man noch immer als den absoluten Herrscher des Kaffernlandes behandelte, eingewilligt, daß dieß Gebiet für immer zu der Kolonie geschlagen werde, jedoch nach der Angabe des Missionärs Brownlee, der bei der Konferenz gegenwärtig war, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß das Land nicht von holländischen Boers, den erblichen Feinden der Kaffern, sondern von britischen Ansiedlern besetzt werden sollte. In Gemäßheit dieser Bestimmung wurden die Ländereien am Katzenfluß und Kunap auf Befehl Sir Rufane Donkins ausgenommen, um die erwarteten schottischen Emigranten dorthin zu versetzen, während eine Niederlassung von britischen Offizieren und Soldaten am Beka- und Golanafluß nahe an der Küste gebildet wurde. Die schottischen Emigranten kamen jedoch niemals an, die Niederlassung Fredericksburg wurde von Lord Somerset im Jahre 1822 aufgelöst, und im Jahre 1824 und 1825 fand Se. Herrlichkeit ohne Berücksichtigung seiner eigenen und Sir Rufane's Uebereinkunft mit den *Kaffern* für gut, die besten Theile dieses schönen Landstrichs an die Gränzboers zu vertheilen. Es ist ein charakteristischer Zug der *Kolonialpolitik* gegen die Eingebornen, daß die Verträge oder Uebereinkünfte über diesen „neutralen", "abgetretenen", „streitigen" Boden alle m ü n d l i c h waren, so daß wenn die Bedingungen gebrochen wurden, keine Urkunde vorhanden war, auf die man sich hätte berufen können. Auch ist es sehr die Frage, ob beide Parteien sich je über alle Punkte klar verständigt hatten, und endlich ist es ganz gewiß, daß die übrigen vornehmern Häuptlinge, die man nicht zu Rathe gezogen hatte, völlig in Abrede stellen, daß Gaika je Fug und Macht gehabt habe, eine solche Abtretung des Stammgebiets zu machen.

Es ist bemerkenswerth, daß der von Lord *Somerset* auf diese an die Boers vertheilte Landstrich derselbe ist, den die Väter derselben vor 30 Jahren durch einen kecken Streich in Besitz zu nehmen versucht hatten, aber durch die männliche Festigkeit von Sir J. Craig verhindert worden waren. Wir wollen nun untersuchen, mit welchem Rechte man den Söhnen im Jahre 1824 gab, was man den Vätern im Jahre 1796 verweigert hatte.

Neun Jahre früher hatten dieselben Leute, bloß weil das Gesetz zum Schutze der eingebornen Race gegen einen derselben in Ausübung gebracht worden war, eine Verschwörung gegen die Regierung angezettelt, und Alles aufgeboten, um die *Kaffern* dahin zu bringen, die englischen Truppen an der Gränze nicht im offenen Kampfe, sondern durch mitternächtlichen Ueberfall zu vernichten; der Besitz des Zuurveld's war ihnen *als Lockspeise* für ihre Hülfe angeboten worden. Als den Boers dieser Versuch mißlang, waren sie nichts desto weniger gegen die britische Regierung bewaffnet aufgestanden, und würden ohne die Thätigkeit der Lokalbehörden die östlichen Distrikte mit Blut überschwemmt haben. Dieser verbrecherische Versuch wurde durch die Hinrichtung von fünf Rädelsführern, und durch Verhängung milderer Strafen, die noch überdieß später fast alle erlassen wurden, *gegen* andere kaum minder Schuldige geahndet. Man kann zu Gunsten dieser Leute anführen, daß ihr Benehmen seit dieser heilsamen Lektion ruhig und unterwürfig gegen die Regierung war, und daß es nach einer Probe von neun Jahren eben so unbillig als ungerecht gewesen wäre irgend einen Unterschied in *der* Behandlung zu machen; auch muß man zugeben, *daß* die meisten von ihnen, ihre Vorurtheile gegen die *Eingebornen* abgerechnet, wohlgesinnte Leute sind, doch gibt *es* auch nur allzuviele gewissenlose Schurken unter ihnen. Aber die eigentliche Frage ist, welchen Anspruch hatten diese Leute auf eine besondere Gunst, auf eine verschwenderische Freigebigkeit der britischen Regierung, an Belohnungen auf Kosten der Kaffern, denen

sie und ihre Väter schon so manches schwere Unrecht angethan hatten, und noch überdieß in direktem Widerspruch mit der feierlichen Uebereinkunft, die man mit den Kafferhäuptlingen abgeschlossen hatte? Welches Unrecht endlich hatten so manche Rädelsführer der rebellischen Boers im Jahre 1815 auf ungeheure Landverwilligungen, in demselben Augenblick, wo der Gouverneur mit hochmüthiger Verachtung den Vorstehern der Emigranten zu Albany, Leuten von Rang, Erziehung und Unbescholtenheit, die unter dem besondern Schutze der britischen Regierung und mit großen Kosten eine britische Niederlassung gegründet, von denen viele den Frühling ihres Lebens im Dienste ihres Landes zugebracht, und ihr ganzes Vermögen in diese Unternehmung gesteckt hatten, das nöthige Land zu ihrem nothdürftigen Unterhalt verweigerte? *) Welches Recht hatten auch die achtungswerthesten unter den holländisch-afrikanischen Kolonisten, die fast alle schon hinreichend große Güter, manchmal von ungeheurem Umfange **) besaßen, auf solche Beweise von des Gouverneurs besonderer Gnade, während er sein Aeußerstes that, um englische Ansiedler, zum Theil von sehr angesehenen Familien, zu unterdrücken, und aus der Kolonie zu treiben?

Worin diese Ansprüche der Gränzboers bestanden, läßt sich einfach erklären. Im Jahre 1824, als Lord Somerset fand, daß die Klagen, welche man gegen ihn an die Regierung in England hatte gelangen lassen, sich nicht länger mit der hochmüthigen Verachtung behandeln ließen, die er anfangs dagegen gezeigt hatte, bemühte er sich in den verschiedenen Theilen der Kolonie lobende Adressen zu Stande zu bringen, um diese als Gegengewicht gegen die zahlreichen schweren Anklagen über seine schlimme Verwaltung zu benutzen. Der Gerichtshof, der Burgher-Senat, die Landdrosten und Heemraden, und die Civilbeamten mit einigen wenigen ehrenvollen Ausnahmen waren mit schmeichlerischen Adressen auf den ersten Wink bei der Hand; die Korn- und Weinboers in der Hauptstadt, und die Sklavenbesitzer überhaupt, denen man sagte, daß ihre einzige Sicherheit gegen die Emancipationisten von dem Verbleiben Lord Somersets im Amte abhänge, blieben nicht zurück. Da aber die lautesten Klagen von der östlichen Gränze herkamen, so war es vorzugsweise wünschenswerth, dieselben durch günstige Adressen aus derselben Gegend zu neutralisiren, denn Se. Herrlichkeit bewegte eben damals Himmel und Erde, um die dauernde Anstellung seines Sohnes als Gränzkommandant zu erlangen. Eine Bittschrift an den Gouverneur, allen seinen Einfluß bei der Regierung in England anzuwenden, damit Major Somerset in diesem Posten verbleibe, wurde im August 1824 zu Grahamstown entworfen, und zwei mit dem Kommandanten in vertrautem Verhältniß stehenden Boers, Hans und Lodewyk Bothma, und den Feldkornets Erasmus und Vandernest übergeben; diese ritten Tag und Nacht, um bei ihren Landsleuten Unterschriften zu sammeln gegen Versprechungen großer Landbewilligungen in dem abgetretenen Gebiet. Vandernest rühmte sich gegen einen Offizier, daß er für seine eigenen Dienste in dieser Sache 6 bis 8000 Akres zu erhalten hoffe. Ihr Erfolg war vollständig. Major Somerset war bereits unter diesen Leuten in hohem Grade populair, und allerdings was ihre Interessen betraf, auch mit Recht. In Erwartung der versprochenen Ländereien hätten sie Alles unterzeichnet, was er und sein Vater verlangt hätten. Diese Bittschrift wurde, mit Unterzeichnungen stattlich ausgerüstet, nach dem Kap gesandt, und von Sr. Excellenz gnädig aufgenommen. *)

Im Jahre 1825 wurde dieselbe Posse abermals aufgeführt an demselben Orte und unter denselben Leuten in der Form von Dankadressen an Lord Somerset für seine weise, wohlthätige und väterliche Verwaltung. Die Beförderung derselben übernahmen Hr. Makay, Landdrost des Distrikts Somerset, de Klerk und Durant, zwei Heemraden, und wiederum Erasmus, Vandernest und andere ultra-„loyale" Feldkornets. Van Wyk aber, ein anderer Heemrad, und ein Mann von unabhängigem Charakter, der außer seinen übrigen Verdiensten auch als Feldkommandant im Tarkadistrikt zur Unterdrückung des Aufstandes der Boers im Jahre 1815 hauptsächlich mitgewirkt hatte, weigerte sich, eine ihm zugesandte Adresse zu unterzeichnen, oder zu Unterzeichnungen aufzumuntern, und ward alsbald seiner Stelle entlassen. Für die „loyalen und tapfern Burghers" aber, welche ohne Umstände unterzeichneten, wurden in dem abgetretenen Gebiet am Kunapfluß hundert Gütertheile, die zusammen wenigstens 200,000 Akres ausmachten, ausgemessen und ihnen übergeben. Man sagte später, diese Verwilligungen seyen von den Kommissären, welche Lord Somersets Verwaltung untersuchten, als ungesetzlich kassirt wurden, leider aber hatte Lord Somerset, als er im Jahre 1826 nach England ging, bei Graf Bathurst noch Einfluß genug, eine Bestätigung dieser Landverwilligungen auszuwirken. **)

*) Sir Rufane Donkin sah die Nothwendigkeit, den zu engen Raum für die britischen Ansiedler zu erweitern, und hatte auch schon einigen Abtheilungen größere Landtheile angewiesen. Andern Ansiedlern hatte er schriftliche oder mündliche Versprechungen ertheilt, die er zu erfüllen im Begriff war, als Somerset zurückkehrte und alle diese Versprechungen, wo diese nicht schon durch gesetzliche Urkunden bestätigt waren, kassirte, und bei dieser Politik verharrte er hartnäckig, bis er im Anfang des Jahres 1825 gezwungen wurde, sein System zu ändern.

**) Ein gewisser Gerand de Klerk, z. B. besaß damals einen Landstrich, der urkundlich 21,574 Akres maß, wovon der größte Theil aus frühern Bewilligungen der Regierung bestand, er erhielt dennoch das Versprechen von vier andern Landstrichen für sich und seine Familie in dem abgetretenen Landstriche, die zusammen 10 bis 12,000 Akres maßen. Seinem Bruder, dem Heemrad de Klerk, welcher bereits 6000 Akres besaß, wurden noch etwa 12,000 in dem abgetretenen Landstriche versprochen; Durant, ein anderer Heemrad in demselben Distrikt, der schon 12,648 Akres besaß, erhielt das Versprechen neuer Landbewilligungen für ihn und seine Söhne.

(Schluß folgt.)

*) Lord Somerset berief sich später in der gegen ihn eingeleiteten Untersuchung auf dieses Dokument, um die Vortrefflichkeit seiner Gränzpolitik zu beweisen.

**) Alle diese Einzelnheiten wurden mit den umständlichen Beweisen im Jahre 1837 in die Hände Sir J. C. Hobhouse's und später Hrn. Lombe's niedergelegt, der eine Motion über die Angelegenheiten des Kaps angekündigt hatte, aber Lord Somerset legte seine Stelle als Gouverneur nieder, und sein und seiner Familie Einfluß, nebst dem des mit ihm kompromittirten Grafen Bathurst, waren bedeutend genug, um jede parlamentarische Untersuchung zu verhindern.

Die Bahama-Inseln.

(Schluß.)

Auf dem Rücken des Hügels hinter der Stadt steht das Gouvernementshaus, ein massives mit einem eisernen Gitter umgebenes Gebäude, das eine weite Aussicht beherrscht. Vor diesem Hause, das überdieß am Eingange einer der besten Straßen gelegen ist, steht eine kolossale Statue von blaßgelbem Stein, Columbus vorstellend, welche der Gouverneur Carmichael auf seine Kosten in London verfertigen ließ. Leider hat roher Vandalismus es versucht, dieses Standbild eines Mannes, der doch gerade hier in noch höherer Achtung stehen sollte als irgend wo anders, bald nach seiner Aufstellung zu beschädigen.

Die Stadt besitzt noch eine recht artige Kirche, und eine andere ähnliche, doch von roherer Architektur, steht an einem ihrer äußersten Enden. Fast in der Mitte des Orts befindet sich ein geräumiges Gerichtshaus, wo die öffentlichen Geschäfte der Kolonie verhandelt werden, denn die Bahama-Inseln bilden ein privilegirtes Gouvernement mit einem Rath und einer Assemblee. Hinter dem Gerichtsgebäude steht ein schöner Seidenbaumwollbaum, der, wie seine Größe und sein wahrscheinlich sehr hohes Alter vermuthen lassen, noch ein Ueberbleibsel von den Waldungen ist, welche einst die Stelle bedeckten, wo jetzt die Stadt steht. Ungefähr eine Meile von Nassau führt die große Heerstraße der Insel durch eine Niederlassung freier Schwarzen, von denen jede Familie ihr eigenes Haus nebst einem Antheil von Grundstücken zu ihrem Unterhalt hat. Es läßt sich indeß nicht vermuthen, daß bei der nicht sehr bedeutenden Fruchtbarkeit des Bodens alle gleich geeignet seyen diesen Zweck zu erfüllen. Ein ähnlicher Versuch wurde auf einer kleinen Insel unweit Providence gemacht, die ganz von freigelassenen Negern bewohnt ist. Einige Meilen weiter im Innern der Insel bietet der Boden denselben unfruchtbaren Anblick, denn er ist größtentheils mit nichts als Zwerggebüsch, schlechtem Gras und Wasser bedeckt. Hog-Island, eine lange schmale Insel, liegt in der Entfernung von ungefähr einer halben Meile der Stadt gerade gegenüber, und der dazwischen befindliche Raum bildet den gut geschützten, geräumigen Hafen. Die westliche Einfahrt, welche die beste ist, wird durch einen am äußersten Ende von Hog-Island gelegenen Leuchtthurm bezeichnet. Die östliche Einfahrt ist schwieriger, und wird vorzugsweise von kleinen von Südost kommenden Fahrzeugen benutzt. Südsüdöstlich von Nassau befindet sich der neue Ankerplatz (New-Anchorage), wo die größten Fregatten liegen können. New-Providence ist sehr niedrig, weßhalb auch der Seefahrer die Forts und Häuser von Nassau eben so bald erblickt als das umliegende Land. Die übrigen bedeutenden Inseln sind folgende: Groß-Abaco, die größte der ganzen Gruppe, welche gutes Holz zu Masten von mittlerer Größe und guten Mais liefert. Auf der Höhe des südöstlichen Endes dieser Insel ragt ein merkwürdiger Fels empor, das Loch in der Mauer (Hole in the Wall) genannt, der durch irgend eine unterirdische Erschütterung oder die Gewalt der Brandung durchlöchert worden zu seyn scheint. Im Jahre 1832 litt ein amerikanisches nach Neu-Orleans bestimmtes Schiff mit 165 Sklaven an Bord hier Schiffbruch. Die Neger waren frei und wurden auf der Insel untergebracht.

Eine von den beiden Inseln, Groß-Bahama oder Abaco, wird in dem 1690 erschienenen Veneto Atlante und in De Witts Atlas von etwas späterem Datum Lucainoque genannt, allein die Hydrographie der Bahamas ist in diesen und andern gleichzeitigen Werken so verunstaltet worden, daß es zweifelhaft bleibt, welcher der Inseln dieser Name beigelegt wurde, und es ergibt sich hieraus, wie wenig man damals mit den Bahamas bekannt war. Auf einigen andern neuern Karten wird eine der beiden eben genannten Inseln noch immer Lucaya genannt.

Andros. – Die Küsten jener unter den Bahamas, welche auf Sandbänken aufsteigen, und besonders die dieser Insel, erzeugen die feinste und mehrere geringere Sorten der sogenannten Bad- oder Waschschwämme. Dieser Zoophyt wächst in großen Büscheln auf dem Grunde des Meeres; die Stellen, wo er sich befindet, sind durch ihre dunkle von dem weißen Sande abstechende Farbe leicht zu unterscheiden, denn das Meerwasser ist hier so außerordentlich klar, daß man durch eine Tiefe von zehn Faden bis auf den Boden sehen kann. Auf solche Flecken läßt man eiserne Haken hinab und reißt Stücke von dem Schwamm los, die man dann am Ufer so lange in Haufen aufgeschichtet liegen läßt, bis das lebende Prinzip abgestorben ist, und dann wird der Schwamm von der daran hängenden gallertartigen Materie von Sand und Steinen gereinigt. Zu Nassau wird das Pfund von diesem Schwamm für 1 Schilling bis zu 18 Pence verkauft, ein sehr unverhältnißmäßiger Preis gegen den in England, wo indeß ein hoher Zoll auf diesen Artikel gelegt ist.

Eleuthera, Yuma, Exuma, San Salvador, Watlings, Samana, Inagua-Islands und Rum-Cay sind sämmtlich bewohnt, jedoch mit Ausnahme von Inaguas, das sich eben so wenig bedeutend über den Meeresspiegel erhebt als seine niedrigen Nachbarn. Alle sind mehr oder minder fruchtbar. Exuma ist das Eigenthum des Lords Rolle. Oestlich von den meisten dieser Inseln liegt eine dicht zusammengedrängte Gruppe, Crooked-Islands genannt, von der eine Insel deßhalb wichtig ist, weil sich auf ihr die Hauptpoststation der Bahamas befindet, wo das nach England segelnde Packetboot von Jamaika das Felleisen abholt. Dieß und einiger Salzhandel hat Veranlassung gegeben, daß man den wenigen hier stehenden Häusern nebst der Batterie den Namen Pittstown beigelegt hat. Die östlichste Spitze der Bahamas besteht aus einer kleinen Inselgruppe von geringer Bedeutung, Turks-Island, Salt und Grand-Cays genannt. Die erstere, die bedeutendste unter ihnen, hat eine Ausdehnung von ungefähr fünf Meilen, aber kein Holz und kein anderes Wasser als Regenwasser. Salz wird hier von Sklaven bereitet, die hauptsächlich von Fischen und Schildkröten leben, die es hier im Ueberfluß gibt. Eine kleine Abtheilung des zweiten westindischen Regiments liegt hier in Garnison. Die Bewohner der beiden Cays leben von ähnlichen Beschäftigungen und in gleicher Lage. Die Quantität Salz, welche auf diesen Inseln gewonnen wird, ist sehr beträchtlich, denn der gewaltige Orkan, der diese Inseln im Jahre 1815 heimsuchte, zerstörte auf Grand-Cay allein 2500 Tonnen. Das Salz wird nach den britischen Kolonien und den Vereinigten Staaten ausgeführt. Von den kleinern Inseln, welche theils an den Küsten der Bahamas, theils in der Reihe derselben liegen, haben einige Wasser und des Anbaues fähigen Boden, und sind zum Theil bewohnt, andere bieten nur theilweis die zu Erhaltung des Menschen nöthigen Erfordernisse, und die übrigen deren gar keine. Die gesammte Bahama-Gruppe besteht aus ungefähr 500 Inseln mit einem Flächenraum von 512 Quadratmeilen.

Auf der Fahrt nach Nassau, sagt der englische Seefahrer, dem wir diese Skizze von den Bahamas verdanken, brachten wir fast eine Woche damit zu, um durch den Nordwestkanal von Providence zu kommen, ein Weg von ungefähr hundert Meilen, weil wir durch die starke Strömung aufgehalten wurden. An einem Vormittage kam das Schiff unweit von Groß-Stirrup-Cay, einer der Berry-Inseln, vorüber, und da ich von einem Hause auf derselben eine Flagge der Union bemerkte, so ging ich in einer sandigen Bucht vor Anker. Der Herr der Insel, ein Mulatte, Namens Ellis, empfing mich und führte mich in sein von Treibholz erbautes Haus. Hier erfuhr ich, daß er sich vor ungefähr zehn Jahren auf der Insel angesiedelt und in der Folge eine Bewilligung des Eigenthumsrechts von der Regierung erhalten habe. Die Insel hat etwa sieben Meilen im Umfange, hohen und ziemlich guten Boden. Sie ist mit Gehölz bedeckt, zwölf Acres ausgenommen, die er und seine Familie lichteten, um Küchengewächse und Mais zu bauen. In guten Zeiten wird mehr als der Bedarf der Bewohner gebaut, deren es zehn und zur Hälfte Sklaven sind. An Viehstand gab es einige Kühe, viele Schweine, Ziegen und Geflügel. Ellis besaß auch mehrere Boote und eine kleine Sloop, mit der er seinen Ueberfluß nach Nassau führt und auch auf Schiffbrüche lauert. Ellis und seine Frau versicherten mich, daß sie hier weit glücklicher als zu Nassau lebten. Oft kommen in Einem Tage wohl gegen 20 amerikanische Schiffe von 100 bis 400 Tonnen in Musketenschußweite an der Insel vorüber, die meist von den Vereinigten Staaten nach Cuba und dem Golf von Mexiko segeln. Sie fahren am „Loch in der Mauer“ und an Stirrup vorüber; dann gehen sie, wenn das Wetter bedrohlich scheint, durch den Nordwestkanal, außerdem aber richten sie ihren Lauf gegen Groß-Bahama und südlich an den Cat-Cays vorüber, wo sie in die Straße von Florida kommen, und dann ihre Reise von einem Punkt aus verfolgen, wo der Golfstrom weniger reißend ist als gegen Norden hin. Auf dieser Fahrt sprachen wir ein Schiff von der Elbe an, das mit Emigranten nach Neu-Orleans ging.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 145. 25 Mai 1835.

Bilder aus Paris. Nr. 4.

Neue Kunst und Gemälde.

Der Spartacus in den Tuilerien hat Gesellschaft bekommen. Auf der nämlichen Linie, der Seine zu, stehen nun Cincinnatus und Phidias; alle drei sind gegen den königlichen Palast gewendet. Wenn Ludwig Philipp an sein Fenster zu treten geruht, so fallen seine Blicke auf den empörten Sklaven Spartacus, der die Fesseln der Knechtschaft sprengt, und mit wuthentflammtem Blicke, das drohende Schwert in der aufgehobenen Hand, gegen den Herrscherpalast schreitet. Wahr bleibt es immer, auch ohne tiefer in politische Betrachtungen eingehen zu wollen, die Gegenwart dieses Spartacus in seinem historischen Charakter, ganz besonders aber in dieser musterhaften Ausführung, ist ein denkwürdiges Räthsel vor dem Schlosse der französischen Könige der ältern wie der jüngern Bourbonenlinie; es ist schon heute für jeden Uneingeweihten ein Räthsel, es wird ein solches in noch höherm Grade für die Nachkommen seyn, die einst die Geschichte des Julius-Königthums lesen, an welcher wir alle jeden Tag schreiben. Damit man indessen Louis Philipp nicht für noch anarchischer halte, als er etwa durch die Gegenwart des Spartacus erscheinen könnte, hat man Sorge getragen, eine anfänglich auf den Sockel dieser Bildsäule eingegrabene Großthuerei wieder auszukratzen. In dieser einzigen Thatsache, die wahr und an sich pflichtschuldigst war, da sie nur der Wahrheit ihr Recht ließ, liegt gleichwohl ein charakteristischer Beitrag zur Geschichte Louis Philipps. Der Fuß des Spartacus trug nebst dem Namen des Künstlers Foyatier eine Zeit lang das Datum „27 Jul. 1830." Dieß war eine Unwahrheit, denn die Statue war unter Karl X bestellt und gefertigt worden, und weder die Julinsrevolution noch Louis Philipp hatten damit etwas gemein. Allein in der ersten Zeit der Aufregung, in welcher das Haus Orleans noch revolutionärer that, glaubte man sich eine kleine Unwahrheit wohl erlauben zu dürfen, um so mehr als Spartacus die Revolution, welcher man sein königliches Daseyn verdankte, vortrefflich zu versinnlichen schien, vielleicht auch, weil man es mit der Wahrheit von jeher nicht so genau genommen hat. Man gab also dem Spartacus das Nativitätsdatum vom 27 Julius 1830, erster Tag des Volksaufstandes. Sonderbar, mit dem Verschwinden der Dankbarkeit gegen diesen Volksaufstand erwachte der Gewissensscrupel und die Achtung vor der Wahrheit; man könnte vielleicht beifügen: und vor dem Andenken der theuern Verwandten, — und die Zahl 7 wurde in 6 verwandelt; seitdem ist es nicht mehr wahr, daß Spartacus ein Sinnbild der Julinsrevolution ist. Wie aber kam Karl X dazu, den Spartacus zu beschwören? Karl X hat den Spartacus als Sinnbild von irgend etwas Antiköniglichem nicht beschworen; für Karl X war Spartacus ein Kunstprodukt ohne weitere Beziehung, und diejenige, die im Jahre 1830 jedem andern daran auffallen mußte, entging nothwendigerweise den Bourbonen der ältern Linie, eben weil sie Bourbonen waren, denn darin hat sich ihr Geschlecht von jeher ausgezeichnet, daß sie keine Gefahr irgend einer Art vorausgesehen und ihr Reich stets von der Ewigkeit verbürgt geglaubt haben, selbst dann, wenn das Feuer bereits in den untern Gemächern des Palastes wüthete.

Und ein zweiter Blick des Königs Louis Philipp fällt auf die Bildsäule des Cincinnatus, des bescheidenen, dem Vaterlande ergebenen römischen Bürgers. Mehr als Einmal konnte ich bemerken, wie die Beschauenden vor dem Cincinnatus, nach einer Weile stummer Betrachtung, und sobald sie die sinnbildliche Beziehung des Kunstwerkes auf den königlichen Nutznießer dieses Ortes errathen hatten, einen kurzen Blick auf die Tuilerien warfen, und mit verzogenem Lippenwinkel, oder mit leichtem Achselzucken weiter gingen. Dieß ist in so fern zu bedauern, als es der gerechten Würdigung der Bildhauerei Eintrag thut. Foyatier hat auch in dem Cincinnatus sein hohes Talent und eine sinnige Auffassung des Gegenstandes beurkundet. Cincinnatus steht, auf seinen Pflug gelehnt, und hält den Beschluß des Senates, der ihn zum Diktator erwählt, in seiner linken Hand, die rechte ist auf die Hüfte gestützt. Die Haltung ist die eines Ueberlegenden, Sinnenden, die Gestalt edel, und männlich schön, der Kopf ein ächtes Römerhaupt mit sprechendem Ausdruck. Ich halte das Ganze für ein gelungenes Kunstwerk und des schönen Charakters, welchen es darstellt, würdig. Nur wird Foyatier einem Vorwurfe nicht entgehen, man wird zu viel äußere Aehnlichkeit dieser Bildsäule mit jener des Spartacus entdecken, und eine nur oberflächliche Beschauung kann diesen Tadel gegründet nennen. Ich sage eine oberflächliche Betrachtung, denn ein tieferes Würdigen muß leicht zur Ueberzeugung gelangen, daß gewisse allgemeine Aehnlichkeiten einer

stehenden Haltung, so wie des männlichen Körperbaues in seinen Umrissen, natürlich unverkennbar sind, daß aber das Unterscheidungsmerkmal beider Gestalten, bei Spartacus die höchste Spannung der Glieder, Nerven und Muskeln und der Ausdruck der größten Leidenschaftlichkeit in der Haltung und auf dem Gesichte, bei Cincinnatus die tiefste Ruhe und der normalste, durch keine Leidenschaft in Aufregung gebrachte Zustand eines vollendet schönen Körpers, und das Bild eines edlen, in seine Gedanken vertieften Römers auf das vollkommenste hervorgehoben ist.

Und ein dritter Blick Louis Philipps fällt auf den Phidias und dessen olympischen Jupiter, und der König fragt sich, indem er beide Fensterflügel öffnet: bin ich nicht ein ausnehmender Patron und Beschützer der Künste, ich, der ich den Tuilerien zwei Façaden gegeben und den Triumphbogen de l'Etoile beinahe seiner wahrscheinlichen Beendigung entgegengeführt, der ich den Grundstein zu dem Monument auf dem Bastillenplatze gelegt, und dem Pairspalaste einen neuen Flügel zur Beherbergung des Aprilprozesses angefügt habe, nicht zu rechnen die Verschönerung des Tuileriengartens und des Napoleon im Ueberrocke auf der Vendome-Säule und des Schiffes von Pappe, welches die Juliusfeier des Jahres 1833 verherrlicht hat? zwar hat mich die Presse wegen keines einzigen meiner Kunstwerke gelobt, selbst der Constitutionnel nicht, der doch, so zu sagen, gar nicht mehr als etwas Verfängliches oder Bösartiges gilt, aber wann hätte mich die arge Presse für irgend Etwas gelobt?

Und ein vierter Blick fällt auf den Pericles, der sich so eben in der genannten Gesellschaft eingefunden hat.... Doch genug für heute von der Bildhauerei und der Maurerkelle, von Pericles und von Louis Philipp, ein andermal von Euern Thaten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Verhältnisse der Kap-Kolonie zu den Kaffern.

3. Lord Somersets abermalige Verwaltung.

(Schluß.)

Wir wollen nun einige Beispiele des Benehmens dieser Gränzkolonisten mittheilen, welche Lord Somerset als so „achtungswerth" schilderte, und deren „Meinungen und Wünsche" er mit allem Gewichte seines Einflusses bei der Regierung Sr. Majestät in England unterstützen wollte.

Im Anfang Novembers 1824 gingen einem der eifrigsten Unterstützer der obenerwähnten Bittschrift, einem Boer Namens Louw (oder Lodewyk) Bothma neun Kälber verloren oder wurden gestohlen. Es war nicht der geringste Beweis vorhanden, daß dieselben von den Kaffern genommen worden seyen, im Gegentheil hatte man allen Grund anzunehmen, daß sie entweder von Hyänen zerrissen wurden, da man sie ohne Hüter in dem Gehölze herumlaufen ließ, oder daß sie von den räuberischen Buschmännern oder hottentottischen Ausreißern weggetrieben wurden, welche damals in den benachbarten Wäldern herumstreiften. Da aber nichts zu gewinnen war, wenn man den Raub den Buschmännern oder Hyänen zuschrieb, so schob der ehrliche Louw die Schuld ohne weiters auf die Kaffern, und bat den Kommandanten eine Abtheilung Truppen auszusenden, um diese anzugreifen. Diesem Begehren wurde augenblicklich entsprochen, und Kapitän Massey mit einer starken Anzahl Kap-Kavallerie und bewaffneter Boers ausgesendet, um den Kraal Makomo's abermals zu plündern. Die in der Nachbarschaft wohnenden Missionäre versicherten mich, *) man hätte nicht die geringste Spur entdeckt, daß die verlorenen Kälber dahin geführt worden seyen. Nichts desto weniger kehrte das Kommando, wenn gleich nicht so glücklich, wie bei der frühern Gelegenheit, wo 7000 Stück Vieh erbeutet worden waren, doch nicht mit leeren Händen zurück; 411 Stück wurden weggetrieben, wovon Louw Bothma einen großen Theil erhielt, und der Ueberrest wurde unter seine Landsleute ausgetheilt, die dem Zuge beiwohnten.

Das war schlimm, und doch noch nicht Alles. Zwei Tage nach diesem Raubzuge kamen drei Kaffern mit zwei Ochsen und einer Sklavin nach der Wohnung des Feldkornets Vanderneſt zu Glen-Lynden mit einer Friedensbotschaft von ihrem Häuptling Makomo; er wünsche sehr, erklärten diese, mit den Kolonisten auf freundschaftlichem Fuße zu leben, und habe daher zwei Ochsen, welche Kolonisten zugehörten, und die seine Leute den in den Wäldern lebenden Landstreichern **) abgenommen hätten, nebst einer aus der Kolonie entflohenen Sklavin, deren Auslieferung man kürzlich verlangt hätte, zurückgesendet; dieß habe er gethan, um seinen Wunsch in Freundschaft zu leben, kund zu thun; dagegen bitte er den Feldkornet, seinen Einfluß bei dem Kommandanten anzuwenden, daß das Vieh zurückgegeben würde, das seinen Leuten ohne irgend eine gerechte Ursache von dem letztern Kommando entrissen worden sey. Statt daß diese vernünftige Aufforderung, welche theils von einem der kafferischen Abgesandten, welcher holländisch sprach, theils von der sie begleitenden Sklavin vorgebracht wurde, bei dem Feldkornet und den vor seinem Hause versammelten Boers eine günstige und freundliche Aufnahme gefunden, scheint sie vielmehr nur die Befürchtungen dieser habsüchtigen Menschen, welche alle einen Antheil an der Beute erhalten hatten, und ihren erblichen Haß geweckt zu haben. Eine Patrouille von 42 bewaffneten Boers war damals unter Vanderneſt's Befehlen; sie standen vor seinem Hause um ihn her, und er befahl ihnen eilig, ihre Gewehre zu holen. Als die Kaffern dieß hörten, und aus allen Anzeichen den Schluß zogen, daß ihre Botschaft übel aufgenommen worden sey, wurden sie für ihre Sicherheit besorgt, und rannten eilig fort gegen den Wald. Vanderneſt rief ihnen zu, inne zu halten, sie waren aber einmal in Schrecken, und setzten ihre Flucht fort, worauf er seinen Leuten befahl Feuer auf sie zu geben, — ein Befehl, der nur allzurasch vollstreckt wurde. Einer der Kaffern blieb auf der Stelle todt, ein anderer, tödtlich verwundet, kroch ins Dickicht, wo man ihn umkommen ließ, der dritte entkam und erzählte den Vorfall seinem Häuptling und seinen Landsleuten, unter denen er lange Zeit eine allgemeine und tiefe Entrüstung erweckte.

Kapitän Massey, der beim nächsten militärischen Posten stationirt war, ritt, als er den Vorfall erfuhr, an Ort und Stelle,

*) Pringle, aus dessen „afrikanischen Skizzen" das Ganze entnommen ist.

**) Nämlich Buschmänner und Ausreißer.

fragte nach den einzelnen Umständen, und berichtete wahrscheinlich an den Kommandanten. Auch dem Landdrost des Distrikts, Hrn. Mackay, wurde die Sache gemeldet, man weiß indeß nicht, welche Verkehrungen dieser traf; gewiß ist indeß, daß sie auch an den Gouverneur gelangte, denn Vanderneſt erhielt bald darauf eine Mittheilung Sr. Excellenz, worin er wegen seines „Eifers" sehr belobt, jedoch wegen seiner Uebereilung bei dieser Gelegenheit mild getadelt und gewarnt wurde, mit dem Feuern gegen unbewaffnete Eingeborne minder voreilig zu seyn.

Als ich im April folgenden Jahrs nach Glen-Lynden kam, begab ich mich nach Vanderneſt's Wohnung, untersuchte die Sache durch Befragung achtungswerther Personen, die anwesend gewesen waren, genau, und theilte die einzelnen Umstände den königlichen Kommissären mit, welche, so viel mir bekannt, alsbald eine Untersuchung anordneten, und, nachdem sie einen möglichst vollständigen Zeugenbeweis erhoben, den Fall ohne Zweifel an die Regierung nach England berichteten. Nichts desto weniger erhielten die Theilhaber dieser Metzelei Landverwilligungen von der Kolonialregierung, die später durch Graf Bathurst bestätigt wurden, und Vanderneſt ist bis auf diese Stunde noch Feldkornet von Glen-Lynden. Während diese mit unschuldigem Blute befleckten Menschen sich mit Kafferbeute und großen Landbewilligungen in dem abgetretenen Distrikte bereicherten, hat der Häuptling Makomo bis auf diesen Tag nicht die geringste Genugthuung für die ungerechte Plünderung seines Kraals, und die unveranlaßte Ermordung seiner „Friedensboten" erhalten.

Dennoch darf man nicht glauben, daß Cornelius Vanderneſt nichts als ein roher Mörder sey; er ist im Gegentheil einer der achtungswerthesten dieser Gränzboers, und gilt, abgesehen von seinen erblichen Vorurtheilen gegen die Eingebornen, allgemein als ein gutmüthiger, wohlgesinnter Mann. Leider sind selbst die besten dieser Leute von Kindheit auf gewöhnt worden, die Buschmänner und Kaffern nicht anders als wie Raubthiere zu betrachten, so daß man sie kaum dahin bringen kann, auch nur die verrätherische Ermordung derselben als ein Verbrechen zu betrachten. So sehr indeß dieser Umstand die Schuld dieser halb roh aufgewachsenen Leute mildert, ein um so schlimmeres Licht wirft er auf die Behörden, welche die Sitten und Vorurtheile dieser halbbarbarischen Leute kennen, und ihnen eine gefährliche Gewalt gegen die Eingebornen anvertrauen, die sie der Natur der Dinge nach oft gröblich mißbrauchen müssen.

Es wäre ungerecht, wenn man behaupten wollte, diese Gesinnungen gegen die Eingebornen beschränkten sich bloß auf die holländisch-afrikanische Bevölkerung. Einige der britischen Ansiedler, und leider nicht bloß von der niedern Klasse, scheinen dieselben unmenschlichen Vorurtheile gegen die Ureinwohner in vollem Maße eingesogen zu haben, und hatten sogar die Frechheit, diese Gesinnungen in öffentlichen Schriften kund zu geben. Einige entlassene Soldaten, die an der Ostgränze angesiedelt wurden, haben eine schlimme Berühmtheit in dieser Beziehung erlangt. Ein Mann dieser Klasse, der Vanderneſt's Schwester geheurathet hatte, war einer der Hauptheilnehmer an der Ermordung von Makomo's Abgesandten, und der nachstehende Vorfall ist ein abermaliger trauriger Beweis von dem Vorherrschen dieser Gesinnung.

Einige Monate vor jener obenerzählten Ermordung von Makomo's Abgesandten kamen fünf Kaffern, wie gewöhnlich mit Hassagaien bewaffnet, jedoch einer davon mit einem weißen Linnentuch als Friedensflagge versehen, nach der Wohnung meines Vaters zu Glen-Lynden. Dieser, der nie vorher Besuche von bewaffneten Kaffern erhalten hatte, war nicht ganz unbesorgt über ihre Absichten, unterdrückte aber seinen Argwohn, und war entschlossen nicht der angreifende Theil zu seyn, sondern sie freundlich zu behandeln, so lange sie nicht Anlaß gäben, anders gegen sie zu verfahren. Einer von ihnen, der holländisch sprach, erklärte, sie seyen Boten, die der Häuptling Makomo an den Feldkornet Steenkamp am Tarkafluß gesendet habe; sie verlangten bloß etwas Nahrung und die Erlaubniß, die Nacht über da zu bleiben. Man gab ihnen also ein Schaf, und eine leere Hütte um darin zu schlafen; sie zündeten alsbald ein Feuer an, und setzten sich mit der größten Zufriedenheit und Zuversicht nieder, um ihre Abendmahlzeit zu bereiten, und ihre Pfeifen zu rauchen. Während sie damit beschäftigt waren, und mit den hottentottischen Dienern ruhig sich unterhielten, kam ein gewisser Hozie, ein entlassener Sergeant des 72sten Regiments, der in der Nähe ein kleines Gut hatte, in großer Eile mit seinem Gewehre herbeigelaufen; „er habe gehört," sagte er, „daß Fremde angekommen seyen; er habe viele Kommando's mitgemacht, und kenne deßhalb die „Natur" der Kaffern, die nicht besser als Wölfe und sehr verrätherisch seyen; die hieher gekommenen Leute könnten nur schlimme Absichten haben, und wollten wahrscheinlich in der Nacht die ganze Familie ermorden, und das Vieh wegtreiben; er schlug deßhalb, als das Beste, um alles Unheil zu vermeiden, ganz kaltblütig vor, während die Kaffern äßen, die Hütte mit den Dienern zu umringen, und *sie alle auf der Stelle todt zu schießen.* Mein Vater, glücklicherweise nicht so „erfahren," wie sein kriegerischer Landsmann, verwarf den Vorschlag mit Unwillen und Abscheu. Man ließ die armen Kaffern ruhig essen und schlafen; am nächsten Morgen vor ihrer Abreise kamen sie und drückten auf die freundlichste Weise ihre Dankbarkeit für die gastfreundliche Behandlung aus. Hierauf zogen sie ab, und kehrten durch einen andern Weg in ihr Land zurück, ohne irgend jemand den geringsten Nachtheil zuzufügen. Einer derselben, derjenige welcher holländisch sprach, war der nämliche, welcher später die Botschaft seines Häuptlings an Vanderneſt ausrichtete, und nachdem er dem verrätherischen Anschlag des schottischen Sergeanten entkommen war, von den Boers ermordet wurde.

Ein Landmann im Departement der Ardèche hat zwei schöne Gemsen gezähmt, die mit außerordentlicher Schnelligkeit einen leichten Wagen fortziehen. Diese Thiere besitzen eine ungeheure Muskelkraft, die man bei ihren zarten Gliedern und ihrem schmächtigen Wuchs gar nicht bei ihnen vermuthen sollte. Wenn sie sich in Galopp setzen, so kann man sie, da der Bau ihres Kopfes und Mundes die Anwendung eines Zaumes nicht gestattet, nicht sogleich anhalten. Um den hieraus entstehenden Nachtheilen vorzubeugen, hat der Eigenthümer den Wagen so eingerichtet, daß er mittelst eines eigenen Mechanismus die Deichsel sammt den beiden Gemsen augenblicklich losmachen kann. — Auch in England sind in dem Garten der zoologischen Gesellschaft sehr befriedigende Versuche mit den Wapiti-Hirschen angestellt worden; diese Thiere haben, an einen Wagen gespannt, eine Tagereise mit einer Geschwindigkeit von 12 bis 14 englischen Meilen in der Stunde zurückgelegt.

Reisen
und
Länderbeschreibungen
der ältern und neuesten Zeit,
eine Sammlung
der interessantesten Werke über Länder- und Staaten-Kunde, Geographie und Statistik.

Mit Karten.

Als Erweiterung des Planes

des

Auslandes.

Herausgegeben von

Dr. E. Widenmann, Redakteur des Auslandes, und **Dr. H. Hauff**, Redakteur des Morgenblattes.

Mit jedem Tage wird die Verbindung der Völker inniger und erweitert sich über ehemalige Gränzen bis zu den entferntesten Punkten der Erde. Dem Handel, der diese Bande zuerst geknüpft, und der, wenn er den materiellen Interessen diente, zugleich die Entwicklung geistiger Kräfte förderte, kommt jetzt eine allgemein verbreitete Lektüre zu Hülfe, die über den beschränkten Raum unserer Heimath hinaus in das unermeßliche Völkerleben blicken läßt und eine bunte Reihe fremder, überraschender Erscheinungen aus der physischen, wie aus der sittlichen Welt an uns vorüberführt.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, ist das Studium der Geographie nud Völkerkunde eine eben so gesunde Geistesnahrung, als die Geschichte, mit der sie Hand in Hand gehen. Diese Sammlung von Reisen und Länder-Beschreibungen soll darum keineswegs sich auf außereuropäische Länder beschränken, sondern auch Europa nicht außer Acht lassen; ebensowenig soll sie bloß das Neueste über fremde Welttheile mitzutheilen suchen, sondern auch einzelne ältere Werke bearbeiten oder wiedergeben, die weniger allgemein bekannt sind, und doch in der Geschichte des geographischen Wissens einen bedeutenden Rang einnehmen. Ueber Europa selbst darf freilich nur das Neueste, oder, wenn es nicht ganz das Neueste berührt, nur Originalwerke gegeben werden, über die andern Welttheile aber, die uns noch so viele unerforschte Gegenden darbieten, die zum Theil in älterer Zeit genauer als in den letzten Decennien untersucht wurden, wie dieß namentlich hinsichtlich Afrika's und Amerika's von Portugiesen und Spaniern geschah, wird gewiß auch das Aeltere, das sich nach einer solchen Reihe von Jahren immer noch als das Beste bewährt hat, seine Leser finden.

In demselben Verhältnisse, als man nach und nach die Bewegungen der Menschheit aus immer höherem Standpunkte betrachten gelernt hat, macht die Naturforschung in allen ihren Fächern und auf allen Punkten bedeutende Fortschritte; die Berührungspunkte zwischen Naturgeschichte und Menschengeschichte werden immer häufiger und fruchtbarer, und Naturkenntniß ist ein nothwendiges Element im Ideenkreise des Gebildeten geworden. Unser Unternehmen wird daher, neben dem Material für Geographie, Völker und Staatenkunde, die neuesten Entdeckungen und Berichtigungen, so wie geistreiche Schilderungen aus dem ganzen Umfang der Naturwissenschaften fleißig berücksichtigen. Im Allgemeinen werden die Herausgeber darauf bedacht seyn, keine bedeutende neuere Erscheinung im Fache der Reisen ganz zu übergehen. Wenn sie gleich mit ihren besten Kräften bemüht seyn wollen, den fremden Stoff in der würdigsten Form zu geben, so dürfte doch dem Publikum die Anzeige willkommen seyn, daß verschiedene bedeutende Original-Arbeiten deutscher Reisenden bereits in ihren Händen sind.

Der vorliegende, immer reicher werdende Stoff, welchem der enge Rahmen eines Tagblattes nicht mehr genügt, führte auf den Gedanken, dem Plane des, mit vielseitigem Beifall aufgenommenen Auslandes eine passende Erweiterung durch diese Sammlung von Reisen und Länderbeschreibungen zu geben. Je nachdem nun dieser Stoff sich häuft, werden häufiger oder seltener, immer aber nur zwanglose Bändchen ihn zu veröffentlichen bemüht seyn, deren Preis wegen der artistischen Beigaben im Voraus nicht bestimmt werden kann, welcher aber möglichst niedrig gehalten werden soll.

Neben dem allgemeinen Titel der Sammlung, werden dieselben immer auch noch einen speciellen erhalten und unter demselben auch einzeln verkauft werden.

Die ersten zur Veröffentlichung bestimmten und eben in Arbeit befindlichen Werke sind:

1. **Uebersezungen.**
   a) Burnes's Reise nach Bukhara, mit einer Karte.
   b) J. Barrow's Besuch in Island, mit Holzschnitten.
   c) W. Irving's Ausflug in die Prairien.
   d) Pringle's Afrikanische Skizzen.
2. **Original-Werke.**
   a) Algier wie es ist, mit einer sehr schönen Karte Algiers und des Mittelmeeres.
   b) Irland's gegenwärtiger Zustand.
   c) Briefe in die Heimath geschrieben während einer Reise über Frankreich, England und Nordamerika nach Mexico, von Keppe.
   d) Reiseschilderungen von Dr. Reumont.

Demnächst verschickt werden: Irland's gegenwärtiger Zustand, und Algier wie es ist.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Stuttgart und Tübingen, im April 1835.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 146. 26 Mai 1835.

Die Mongolen im Jahre 1830.

Der polnische Reisende Kowlewski, welcher die russische Mission nach Peking im Jahre 1830 begleitete, kündigt ein Werk über China und die Mongolei an, das in 6 Bänden polnisch erscheinen soll, die drei ersten werden von den Mongolen und Burüten handeln, der vierte und fünfte von den Chinesen, der sechste über die katholischen Missionen in China, und soll viele neue Data über die letzten Arbeiten der Jesuiten in Peking geben. Das Werk wird mit Uebersetzungen offizieller Dokumente, Legenden, historischen Fragmenten u. s. w. begleitet werden. Ein Fragment desselben ist in dem in Paris erscheinenden Journal: le Polonais erschienen, aus dem wir folgende Details über die cacharischen Mongolen entlehnen.

„Die Mission durchzog vom 28 Oktober 1830 bis zum 6 Nov. die von den Lagern der Cacharen eingenommenen Steppen, und zog über ihre Organisation folgende Nachrichten ein. Der Stamm bildet eine militärische Division der Mongolei, und ist in acht Regimenter getheilt, die nach der Farbe ihrer Fahnen folgende Benennungen tragen, das gelbe Regiment, das gelbe mit Einfassung, das weiße, das weiße mit Einfassung, das rothe, das rothe mit Einfassung, das blaue, das blaue mit Einfassung; das weiße Regiment ist das erste im Rang, und schlägt sich nur, wenn alle andern geschlagen sind. Es enthält 18 Eskadronen, jede von 70 Reitern. Jede Eskadron hat einen Kapitän (Dzangina), der 200 Silberrubel Sold erhält, zwei Lieutenants mit 120 Rubel, vier Unteroffiziere mit 40 Rubel; die Hälfte der Reiter sind Schützen, und erhalten 48 Rubel, die andere Hälfte erhält 24 Rubel Sold. Diese Truppen sind jährlich einer allgemeinen dreitägigen Revue in der Nähe des Schlosses Dzan Dziaken, das einen Theil der großen chinesischen Mauer bildet, und wo ihre Generale residiren, unterworfen: jedes Regiment hat noch besondere Revuen, die in ihren Standlagern gehalten werden, und wo sie sich mit Bogen und Pfeilen einfinden müssen, den ersten Tag schießen sie zu Fuße, die folgenden Tage zu Pferde.

„Seit die Mandschus den Thron bestiegen haben, ist die Erziehung der Cacharen völlig militärisch geworden, jeder Knabe wird im fünften Jahre in die Rollen eingetragen, und erhält Sold. Sie haben Privilegien die sie zum Rang der Mandschus erheben, und worauf sie sehr stolz sind, sie verachten alle fremden Nationen, so wie die übrigen mongolischen Stämme, und selbst die Kommissäre, die das chinesische Gouvernement bei ihnen unterhält, müssen sich sehr behutsam betragen. Sie sind ein schöner Menschenschlag, und den Kalkhasmongolen sehr überlegen. Ihr Territorium stößt unmittelbar an die große Mauer, wodurch sie Gelegenheit haben die Produkte ihrer Steppen sehr vortheilhaft zu verkaufen; eben so ist der Transit der chinesischen Waaren, die nach Rußland, nach der Tartarei und Westasien gehen, für sie eine Quelle von Reichthum. Sie werden auf Kamelen transportirt, deren Erhaltung den Mongolen nichts kostet, denn so dünn auch die Steppen seyn mögen, so nähren sie doch Kamelheerden, während ihr Miethpreis sehr beträchtlich ist. Wir trafen eine Karawane von 128 Kamelen, welche Thee nach Kiachta trugen, jedes Kamel wurde für die Reise, welche einen Monat dauert, mit 36 Silberrubeln bezahlt: jede Last betrug 480 Pfund.

„Daher sind auch die Jurten der Lager der Cacharen größer, reinlicher und besser, als die der übrigen Stämme, die Bewohner sind besser genährt, die Beamten, statt in Schafpelzen oder in einem farbigen Gewand zu paradiren, tragen seidene Gewande, reiten auf schönen Pferden, bedecken sich den Kopf mit Mützen von geschmackvollen bucharischen Shawls, und verzieren ihre Sättel mit Silberplatten; die Geräthe in den Jurten sind reinlich, die Opfergefäße reich geziert und kostbar. Die Kästen und Koffer, welche an den Wänden der Jurten hinstehen, sind bemalt und vergoldet, die Weiber tragen silberne Zierrathen und Edelsteine in den Haaren. Der buddhistische Clerus ist reich, und sehr demoralisirt; obgleich den Geistlichen das Cölibat vorgeschrieben ist, so schämen sie sich doch nicht die Zahl ihrer Kinder zu gestehen, und anstatt der Welt und ihrer Eitelkeit zu entsagen, suchen sie auf alle Weise sich die Ehrenzeichen der Rangstellen in China zu verschaffen, und ihre Reichthümer durch Handel zu vermehren.

„Ein großer Theil der Mongolen spricht Chinesisch und Mandschu, und vergißt oder entstellt wenigstens seine Muttersprache durch Worte aus diesen Sprachen. Ueberhaupt ist die Nationalität der Cacharen fast verschwunden, man findet bei ihnen weder die Offenheit noch die freie Gastfreundschaft der übrigen mongolischen Stämme, daher sind sie auch von den Kalkhas verachtet, und als des Namens von Mongolen unwürdig angesehen.

„Die Steppen, welche wir durchziehen, bieten reiche Wiesen-

gründe dar, und Tausende von Argalis durchwandern die Hügel und Ebenen. Die Mongolen lauern mit Büchsen bewaffnet auf sie und treiben mit ihren Fellen einen sehr vortheilhaften Handel in Peking, wo jedes 8—10 Silberrubel gilt. Wir sahen von Zeit zu Zeit große Heerden dieser flüchtigen Thiere an uns vorbeirennen.

„Ein großer Theil der tacharischen Ebenen ist von den Heerden des Kaisers von China bedeckt, welche zu den Bedürfnissen der Armee bestimmt sind, die Kamele dienen zur Bespannung der Artillerie *) und zum Transport, die Pferde liefern die Remonten der Kavallerie, die Schafe und Ochsen werden den Regimentern zu ihren Rationen abgeliefert. Die Hirten werden aus den verschiedenen Regimentern genommen, erhalten eine Zulage von Sold und Belohnungen, wenn sich ihre Heerden ungewöhnlich vermehren, sind aber für ihre Verminderung verantwortlich; sie bilden zugleich eine Art von innerer Polizei der Chinesen gegen die etwaigen Plane der mongolischen Regimenter. Je sechs Hirten stehen unter einem Aufseher, und jeder von diesen hat 1200 Schafe, oder 500 Pferde oder 300 Kamele unter sich; jedes Regiment liefert ungefähr 300 Hirten für Schafe, 180 für Pferde und 120 für Kamele, und jeder Regimentaldistrikt enthält 60,000 Schafe, 15,000 Pferde und 6000 Kamele, doch ist diese Vertheilung nicht ganz gleichförmig, das blaue Regiment z. B. liefert allein 1380 Pferdehirten für 120,000 Pferde.

„Der Chef der Tacharen, Gusay Ambaki, hat die Oberaufsicht über diese Heerden, er kontrolirt jedes Jahr die Register und erstattet dem Kaiser einen Bericht, und alle drei Jahre wird ihm ein chinesischer Beamter dazu beigegeben. Dennoch bestehen die größten Mißbräuche in dieser Administration, und die Staatszeitung von Peking enthielt im Jahre 1829 einen Verweis an die Administration, aus dem man sieht, daß ein großer Theil dieser Heerden nur auf dem Papier besteht. Der Kaiser unternimmt von Zeit zu Zeit große Jagden jenseits der chinesischen Mauer, theils um sich diesen Provinzen in allem seinem Glanz zu zeigen, theils um den Militärgeist bei ihnen aufrecht zu halten, und bei diesen Gelegenheiten werden die Pferde und Kamelheerden der Domainen zum Transport des Hofes und der Truppen requirirt.

„Je mehr wir uns der großen Mauer näherten, um so größer wurde die Lebhaftigkeit des Verkehrs auf der Heerstraße, zahlreiche Karawanen von Kamelen defilirten neben uns. Lehmhütten ersetzten die Jurten, welche mehrere Monate lang unsere einzigen Wohnungen gewesen waren. Besonders erfreulich war der Anblick kleiner Küchengärten, welche von Chinesen am Wege hin angelegt worden waren, und welche die Arbeit dieses gewerbsamen Volkes reichlich bezahlten. Die Zahl dieser Auswanderer aus dem Innern nimmt jährlich zu, und obgleich es eigentlich gegen die Gesetze ist, so sieht die Regierung dabei durch die Finger, da sie den offenbaren politischen Vortheil einer chinesischen ackerbauenden Bevölkerung in der Mitte der nomadischen Stämme vollkommen einsieht."

Es ist zu wünschen, daß der Verfasser dem diese Noten entlehnt sind, die vollständige Erzählung seiner Reise herausgebe, er ist kein Gelehrter, und nur ein höchst mittelmäßiger und verworrener Schriftsteller, nach den Auszügen zu schließen, die bisher von seiner Arbeit erschienen sind, aber da er sich sichtbar Mühe gegeben hat, die Zeit seiner Reise zu benutzen, so muß er eine gewisse Masse neuer Beobachtungen und Fakta zusammengebracht haben, welche seinem Werke eine günstige Aufnahme sichern werden.

*) Es könnte sonderbar scheinen, daß der Verfasser die Kamele als Zugthiere anführt, da sie gewöhnlich nur als Lastthiere gebraucht werden; allein die Engländer in Indien haben Versuche gemacht sie zur Bespannung von Wagen und Kanonen zu brauchen, und sie gelehrig und zweckmäßig gefunden; sie haben einen sehr ausdauernden Trab, und ein Major Low hat in Luknow die Mode eingeführt, sie an Kabriolete zu spannen; eben so hat man in Calcutta Versuche damit gemacht, die aber wieder aufgegeben wurden, weil die Pferde der übrigen Wagen sich nicht an den Anblick gewöhnen wollten. D. Ueb.

Bilder aus Paris. Nr. 4.

Neue Kunst und Gemälde.

(Fortsetzung.)

Wäre ich Louis Philipp, so würde ich mir verbitten, daß man mich in meinem eigenen Palaste zum Gespötte des hochlöblichen Publikums mache. Ich würde mir verbitten, daß man die sogenannte alljährliche Malerei-Ausstellung zum sehr schlechten Vorwand benutzt, um allerlei ehrenrührige und meine körperlichen und geistigen Vorzüge sehr verkümmernde Bilder auszuhängen und meinen Namen darunter zu schreiben. Ich würde mir verbitten, daß man mir stets ein Aussehen gäbe, welches dem eines Schlächters oder eines von Grog und etwas unvermischten Brandy erhitzten Farmers von Michigan viel ähnlicher sieht, als einem königlichen Antlitz. Wunderbares, ärgerliches Spiel! der König Louis Philipp ist bekanntlich ein schöner Mensch, und die Künstler, welche ihn malen, wollen ihn sicherlich nicht kränken, — ich denke, dieß ist sehr richtig raisonnirt, — wie geschieht es, daß Alle und Jede, vom berühmten Horace Vernet an bis zum letzten Farbenklecker diesen unglücklichen Regenten so arg entstellen? Es ist nicht zum Ansehen. Da hängt er dießmal als wunderbarer Erretter des Postillons Werner, welchen er durch einen unzeitigen Aderlaß nicht getödtet hat, ein Bild des Jammers! ich brauche Louis Philipp nicht zu lieben, und ich mache von dieser meiner Freiheit vollen Gebrauch, aber ich sehe nicht ein, welches Interesse die Verfertiger solcher Gemälde haben können, ihrem Gegenstande einen unverkennbaren Schimpf anzuthun. Haben Sie jemals Bilder aus der ersten Kindheit der Holzschnitte oder der Malerei auf Holz gesehen, haben Sie eine Abbildung des Christoph gesehen, wie er den Jesusknaben durch das Wasser trägt, einen köstlichen Holzschnitt, in welchem der Kopf des guten Christophs einige Ellen lang ist und an alle Häuser und Bäume, Felsen und Wege auf den Ufern des Flusses angewachsen scheint, und die Wurzeln des Baumes, an welchem er sich hält, im Strome sichtbar sind, so haben Sie ungefähr eine Vorstellung des Geschmackes, mit welchem die Gestalt und das Antlitz des Königs auf dem Gemälde des Werner'schen Ader-

lasses abkonterfeit sind. Wenn die bezahlten Freunde dieses Monarchen ihn so malen, was würden denn die Republikaner aus ihm machen! jetzt läßt man ihm einen sehr häßlichen, zuletzt erschien er gar ohne Kopf.

Ich habe Ihnen nicht versprochen, ein Kunsturtheil über die Malerei-Ausstellung zu liefern, ich bin ein Laie in diesem Tempel, und erzähle Ihnen bloß, was ich beim Anblick dieses Chaos empfunden, und wann und wie ich aus dem dumpfen Gewirre einer endlosen Masse von Plattheit, Gemeinheit, Geschmacklosigkeit und Lächerlichkeit, durch einige herrliche Lichtpunkte zu freiem Athmen und behaglichem Genusse zurückgeführt worden bin. Sie würden es sich ja gefallen lassen, wenn ich Ihnen von einem langweiligen Auftritte im Gerichtssaale oder von einem traurigen Lustspiele am Theatre Français berichte; vergönnen Sie mir also, daß ich Ihnen von Malerei rede, ich habe dazu eben so viel Beruf als die 99 Hundertstel derer, welche seit zwei Monaten die Pariser „Gutmüthigkeit" durch ihre „gelehrten Würdigungen" auf die Probe setzen: ich verstehe nichts davon; und ich habe vor jenen voraus, daß ich mittheile, was ich wirklich gedacht und empfunden habe.

Es gab einen Augenblick in der Schlacht von Waterloo, den das treulose Glück sich ausersehen, um den zerrissenen Vertrag hohnlachend vor die Füße seines kaiserlichen Schützlings zu werfen. Ueber alle, die Höchsten, hatte es ihn emporgetragen; tiefer als alle, in beispiellosen Abgrund ihn zu stürzen, war nun sein Wille; nichts sollte an dieser Demüthigung fehlen, und um dem Mißgeschicke seine volle Schwere zu verleihen, hatte das trügerische Antlitz des alten Glückes noch Einmal, zum letztenmal, geleuchtet; die entscheidende Schlacht, die zuletzt verlorene, war anfänglich gewonnen, Napoleon hatte triumphirt; Paris feierte seinen Sieg, während Waterloo das Kaiserreich begrub.

In jenem Augenblicke, wo das kaiserliche Heer aus allen Stellungen verdrängt, überflügelt, zerstückelt und aufgelöst war, lenkte der Kaiser sein Pferd gegen einen kleinen Hügel, auf welchem das Gefecht mit Hartnäckigkeit fortdauerte, der Feind hatte seine Uebermacht und eine verdoppelte Wuth auf diesen Punkt gerichtet. Dort stand die heilige Schaar, der Granit-Phalanx von Marengo, eine einzige Heldenfamilie, Männer wie Riesen, ähnlich unter einander wie eine altgermanische Brüderschaar, unbeugsam wie der Tod, ihm hatten sie sich geweiht. La garde meurt et ne se rend pas! Cambronne hatte das Wort gesprochen, welches auf alle Zeiten den französischen Soldaten zum Helden machen wird, und der Tod war mit schaudervoller Thätigkeit beschäftigt, das Wort des Helden zu ehren: La garde meurt et ne se rend pas! Der Ausdruck dieser Worte schwebt noch auf den Lippen von Cambronne, der mit Todesruhe unter seinen Grenadieren steht, und dem Feind das offene unerschütterliche Antlitz zeigt, als der Kaiser auf dem Hügel anlangt. Diesen Moment hat der Maler Steuben auserwählt, um ihn in einem Gemälde mittlerer Größe zu versinnlichen. Napoleon ist zu Pferd und bildet die höchste Figur in der Gruppe, über welche er bedeutend hervorragt. Sein weißes Streitroß, rasch angehalten, steht mit ausgestreckten Vorderfüßen die Nüstern weit geöffnet und das Auge stier, als ob es halb erschrecke, halb scheue. Es begreift sich dieß durch den Anblick seiner Umgebung. Im Vordergrunde, rechts, stehen die ersten Reihen der Grenadiere, welche unablässig feuern und dem Geschicke trotzen, allmählich werden ihre Reihen lichter, der Tod raset unter ihnen und Einer um den Andern bedeckt die Wahlstatt. Vorn liegt eine der kaiserlichen Fahnen, sie dient dem getödteten Fähndrich zum Leichentuch, die andere flattert noch in der Luft, aber, wie in düstrer Vorbereitung sind ihre Farben kaum mehr erkennbar, der Wind spielt in ihren Falten und der dichte Pulverdampf verschleiert ihre Formen. Von dem Augenblicke an, wo Napoleon sichtbar ist, scheint Alles seine Gegenwart zu fühlen, und Alles äußert dieses Gefühl, jedes nach seiner Weise. Diese Darstellung ist schön. Die Grenadiere ehren ihren Feldherrn durch unsterbliche Tapferkeit, ihn anzusehen, haben sie keine Zeit, ihr Ziel ist anderswo, und unermüdet senden sie dahin ihren tödtlichen Gruß. Nur die Fallenden, die Verwundeten wenden sich ein Letztesmal zu dem Kaiser, ihm zuwinkend, daß er sich von dieser Stelle des unvermeidlichen Todes entferne. Dieser Gedanke ist mit tiefer Wissenschaft auf dem Gesichte eines Offiziers und eines tödtlich verwundeten Grenadiers ausgedrückt, welcher letztere die beiden Hände gegen den Kaiser aufhebt und ihn beschwört, nicht länger zu verweilen; neben ihm versucht ein anderer, der so eben umgeworfen wurde, noch einmal sich aufzuraffen und einen letzten Schuß zu thun. Herrlich ist die Figur von Cambronne, in seinen Zügen, in seiner Haltung hat der Maler einen doppelten Ausdruck versinnlicht. Cambronne gehört seinen Grenadieren an, sein Beruf ist, unter ihnen und mit ihnen zu sterben, das will er, und keine Gottheit würde ihn zu Anderem bestimmen. Sein Auge ist mit Falkenschärfe auf den immer verhängnißvoller werdenden Kampf und die Bewegungen des Feindes gerichtet; er sieht den Kaiser nicht an, und gleichwohl ist sein Sinn bei ihm: dieß tritt hervor durch eine gewisse Nähe bei Napoleon und durch einen Zug, den ich deutlich wahrgenommen habe, den ich aber vergeblich versuchen würde, mit Worten zu beschreiben. Ich bescheide mich gern, ich habe von jeher den Dichter höher gehalten als den Schreiber, und vertraue überall dem Urtheil des Herzens mehr als dem des kritischen Verstandes. Auf beiden Seiten des Kaisers sind mehrere historische Figuren sichtbar, unter ihnen Soult, Gourgaud, Drouot und einige Adjutanten, einer der letztern stürzt so eben neben dem Kaiser nieder. Alle sind um den Kaiser beschäftigt, und sehen zu ihm hinauf, Napoleon gewahrt sie nicht, die drei Generale umgeben ihn, und flehen mit entblößtem Haupte, daß er sich vor dieser Todesstätte, wo er Allen kenntlich und sichtbar ist, zurückziehen möge, Napoleon hört sie nicht. Ueber sie Alle, über die Häupter der Garde hinweg heftet sich sein Blick auf den nahen Feind. Sein Auge ist finster, hoffnungslos, und drückt das volle Bewußtseyn seiner verzweifelten Lage aus, er bedarf des sonst unentbehrlichen Fernrohres nicht mehr, dieses ruht müßig in seiner rechten Hand; was er hier erschaut, tritt in Riesenumrissen hervor, und er sieht mehr mit geistigem als mit körperlichem Blicke. Die Haltung des Kaisers ist zwar aufrecht und gerade, wenn man jeden Theil im Einzelnen mustert, aber das Ganze gewährt ein anderes Bild. Es ist als ob das

Geschick mit aller seiner unerbittlichen Last sich auf das verlassene Haupt gesenkt habe, und drohe, dasselbe in den Boden zu drücken, ohne über die geistige Unabhängigkeit etwas zu vermögen. Links vom Kaiser, seitwärts, werden zwei gefangene Feinde abgeführt, der eine ein Engländer, der andere ein Bergschotte. Der Engländer sieht mit kalter Neugier nach dem Kaiser, seine Züge verrathen in gemeinem Ausdrucke die doppelte Empfindung des Erstaunens, den Kaiser an dieser Stelle zu sehen, und zugleich die Freude, daß dessen Lage so rettungslos ist. Ganz anders der Schotte: seine klaffende Wunde auf der Wange stört ihn nicht in seiner gespannten Anschauung, sein Antlitz ist offen und grade, wie das eines muthigen und wackern Streiters, er hat die Feinde vergessen, um den Helden zu bewundern, mit einer Aufmerksamkeit und einer Theilnahme, die beinahe zum freudigen Gefühle werden, sieht sein strahlendes Auge auf die kolossalen Bärenmützen, sein Herz pocht, es sagt ihm: dieß ist das vollendetste Muster heroischer Tapferkeit, und nichts in seiner Lage kann ihn von der Huldigung und Anerkennung solcher Größe abhalten. Es war ein tief poetischer Gedanke des Malers, den Feind in die Anschauung des untergehenden Gestirnes zu bringen, und sehr sinnreich hat er hiezu einen Engländer und einen Schotten gewählt.

(Schluß folgt.)

G o a. *)

Goa, einst der Sitz eines europäischen Vicekönigthums im Osten, das Emporium des Handels zwischen Europa und Indien, der Schauplatz so mancher Thaten der Frömmigkeit und des Heldenmuths, der Mittelpunkt, in welchem Xaviers Pilgerfahrten und Albuquerque's und Gama's Thaten zusammentrafen, Goa, diese einst so berühmte Stadt, ist jetzt eine traurige Einöde, in welcher bösartige Fieber hausen, wo Dornen und Disteln wuchern, und wo man nur durch einige vereinzelte Klöster und Kirchen, die bis jetzt der Zeit getrotzt haben, daran erinnert wird, daß man sich in keiner Wüste befindet.

Die erste Nachricht von dieser Stadt findet sich im Ferischta und reicht bis zum Jahre 1574 hinauf, zu welcher Zeit sie ein Seehafen war, der den Königen von Anagundi oder Bidschanagor gehörte. Damals war sie fast ganz von Hindus bewohnt. Im Jahre 1469 nahm Mullik-ul-Tudscha Khodschah Dschehan, der Wessier Muhammeds II, die Insel, und sie blieb nun in den Händen der Moslems, unter der Bidschapur-Dynastie, bis der große Alphonso von Albuquerque, der zweite portugiesische Gouvernenr von Indien, im Jahre 1510 ihre Eroberung unternahm. Am 7 Februar dieses Jahres lief er mit seiner Flotte in den Hafen ein, überfiel die Garnison und bemeisterte sich der Stadt. Die Portugiesen wurden indeß später von den Muhammedanern unter Adilschah von Bidschapur angegriffen, und gezwungen, sich auf ihre Schiffe zurückzuziehen. Albuquerque nahm jedoch bald darauf die Stadt wieder ein, die auch seit jener Zeit in den Händen der Portugiesen geblieben und die Hauptstadt ihrer indischen Besitzungen ist. Es war am 25 November 1510, daß sie zum zweiten Mal der Herrschaft der Portugiesen unterworfen wurde, und da dem römischen Kalender zufolge dieser Tag der heiligen Katharina gewidmet ist, so wurde diese zur Schutzpatronin der Stadt gewählt.

Albuquerque's erste Sorge war, die schwächern Theile der Stadt zu befestigen, und die Festungswerke wieder herzustellen und zu vermehren; seine nächste, sie durch Errichtung von Palästen und Kirchen zu verschönern. So fuhr Goa fort aufzublühen bis zum Jahre 1570, zu welcher Zeit sie im Hochpunkt ihrer Macht und ihres Glanzes stand.

In demselben Jahre wurde sie aber auch von einer ansteckenden Krankheit heimgesucht, die viele ihrer Einwohner wegraffte, und im darauf folgenden Jahre hatte sie eine hartnäckige Belagerung von Ali dem fünften Könige von Bidschapur auszuhalten, der jedoch endlich zum Abzuge gezwungen wurde. Zu jener Zeit nahm Goa, ohne seine Vorstädte, einen Raum von ungefähr 1½ englischen Quadratmeilen ein, hielt sechs englische Meilen im Umkreise und hatte viele schöne Gebäude, von denen nur noch eines, der Palast Albuquerque's, wiewohl auch schon ziemlich verfallen, übrig ist. Die Pracht ihres Bazars und der Reichthum ihrer Läden war damals weltberühmt, und ihre Bevölkerung soll sich auf 150,000 Christen und ungefähr 50,000 Moslems und Hindus belaufen haben. Ueberdieß befanden sich noch fünf Mönchsklöster in der Stadt, von denen zwei den Jesuiten gehörten, jedoch nicht ein einziges Nonnenkloster. „So schwer fällt es den Frauen von Goa," ruft der Portugiese Linchosten aus, „sich den Gesetzen des Cölibats zu unterwerfen!"

Im Jahre 1603 blokirten die Holländer Goa mit einer Flotte, wurden jedoch bald zum Abzuge gezwungen; allein von dieser Stunde an gerieth die portugiesische Macht in Indien in Verfall, denn die Holländer begannen damals den Handel im Orient zu beherrschen, wie dieß jetzt die Engländer thun. Anfänglich war dieser Verfall noch nicht bemerkbar, allein als im Jahre 1643 die Portugiesen abermals belagert wurden und auch Ceylan und Malacca verloren, schien ihr Schicksal entschieden. Von diesem Schlage erholten sie sich nie wieder, und Tavernier erzählt uns, daß in der Zeit zwischen seinen beiden Besuchen, in den Jahren 1642 und 1648, so nachtheilige Veränderungen eingetreten waren, daß er viele, die er als reiche Leute verlassen hatte, bei seiner Wiederkehr am Bettelstabe fand, und daß sogar Damen sich Preis gaben, um nur das Leben zu fristen. Der Verfall schritt immer weiter, und im Anfange des 18ten Jahrhunderts sagte der Jesuit Antonio de Souza, daß Goa von dem Range einer kaiserlichen Metropole bis zur Hauptstadt eines verarmten Landes herabgesunken sey. Zudem fanden sich der Krankheiten wegen mehrere der reichern Einwohner veranlaßt, auf ihre Güter in den Provinzen zu ziehen, und so stand denn die Stadt halb verödet da.

In den Jahren 1737 und 1739 wurde die portugiesische Macht vollends gestürzt; die Mahratten machten einen Einfall in die Provinzen, nahmen Salsette und Bassin unweit Bombay, und wären die Engländer nicht gewesen, so würden die Portugiesen gänzlich aus Hindustan vertrieben worden seyn. Im Jahre 1759 kam indeß ein Friedensvertrag zwischen dem Vicekönige von Goa und dem Peischwa zu Stande, und seit dieser Zeit waren die Portugiesen nicht mehr in Kriege verwickelt.

Die Stadt Goa verfiel inzwischen immer mehr, doch begannen die Provinzen nach dem Friedensschlusse wieder aufzublühen, und das Dorf Pangi wurde, da es zur Residenz des Vicekönigs erhoben worden war, nach und nach immer bedeutender. Pangi ist jetzt die neue Stadt Goa, sie liegt der See 6 Meilen näher als ihre ältere Schwester, die nunmehr Alt-Goa genannt wird, und, einige religiöse Gebäude ausgenommen, ganz verödet steht. Die ältesten Männer versichern, sie in keinem bessern Zustande gekannt zu haben, als der ist, in welchem sie sich gegenwärtig befindet.

Der Palast des Vicekönigs ist ohne Dach; der Triumphbogen Albuquerque's verfallen, die Spitäler, die Kasernen, die Zollhäuser liegen in Ruinen und die Straßen sind von Schutthaufen versperrt, aus denen das Geheul des Schakals und der Hyäne ertönt. Von den religiösen Gebäuden stehen mehrere Kirchen leer, andere stürzen ein, und das prächtige Kloster St. Rocca ist ein förmlicher Ruinenhaufe. Doch haben einige der Alles verheerenden Zeit getrotzt, und noch tönt von manchem Thurme das harmonische Geläute, das sonst die Christen zum Gebete rief.

Die noch am besten erhaltenen Gebäude sind das Dominikanerkloster mit seiner Kirche, seinen 700 Fuß langen Galerien, seinen tausend Porträts und seinem schön gewölbten Chor; die Kathedrale, in welcher noch täglich Gottesdienst gehalten wird und bei der über 80 Geistliche angestellt sind; die Kirche und das Kloster der Augustiner, und Kirche und Kloster vom guten Jesus, vormals der Hauptsitz der Jesuiten in Indien. Ferner befindet sich noch ein gut erhaltenes Franziskanerkloster hier, und die nach dem Modell der Peterskirche in Rom erbaute Kapelle des Vicekönigs, jetzt die Kirche des Ordens des heiligen Cajetan. Endlich darf auch das Kloster der heiligen Monica und der Senatspalast nicht vergessen werden, welchem gerade gegenüber vormals das Inquisitionsgebäude stand, das jetzt nur noch ein Schutthaufen ist. Hie und da stehen noch einige zerstreute Hütten, und auf einem Raum, auf dem einst 200,000 Menschen lebten, hausen jetzt Geistliche, Nonnen, ihre Diener, und Alles zusammengerechnet nur noch einige hundert.

(Fortsetzung folgt.)

*) Aus der Literary Gazette von Madras. Von einem englischen Offizier.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 147. 27 Mai 1835.

Die Verhältnisse der Kap-Kolonie zu den Kaffern.

4. Allgemeine Bemerkungen. Neuere Zustände.

Es würde mir zum großen Vergnügen gereichen, wenn ich behaupten könnte, daß das Benehmen der Gränzkolonisten oder das System der gegen die Kafferstämme befolgten Politik seit 1825 wesentlich verbessert worden sey. Es ist aber eine traurige Thatsache, daß zwar die Verwaltung der Kolonie seit dem März 1826 in den Händen von Leuten ist, die man keiner unwürdigen persönlichen Zwecke verdächtigen, und deren Eifer für den öffentlichen Dienst man nicht in Zweifel ziehen kann, aber durch ein unglückliches Verhängniß läßt man die alte elende Politik der militärischen Repressalien, — das Kommandosystem, — troß aller Erfahrungen und troß aller Vorstellungen der königlichen Kommissäre noch immer fortdauern, und zwar selbst auch den neuesten Nachrichten zufolge, welche nach England gelangten, in seiner alten Barbarei und Ungerechtigkeit. Ich kann unmöglich alle die vorgefallenen Schändlichkeiten anführen, und muß mich auf einen einzigen Fall beschränken, der für viele andere gelten kann.

Im Junius 1830 drang ein Kommando unter den Befehlen Oberstlieutenants Somerset, des Militärkommandanten an der Gränze, und des Kapitäns Stockenstrom, Generalkommissärs der östlichen Provinz, in das Kafferland ein, um wegen Viehs, das wirklich oder angeblich den Gränzboers gestohlen worden war, Repressalien zu gebrauchen. Wie die beiden Hauptbefehlshaber sich dabei benahmen, ist mir nicht genau bekannt, auch hörte ich von keiner Klage über sie, aber unter einem der untergeordneten Beamten ereignete sich nachstehender Vorfall:

Der Feldkornet Erasmus wurde mit einer Abtheilung Boers ausgesendet, um Vieh von Kolonisten in den Kraals von Seko, einem vornehmen Häuptlinge, dem Bruder Islambis und Jaluhsa's und Oheime Gaika's, aufzusuchen. Man fand weder bei ihm noch bei seinen Leuten Vieh, das den Kolonisten gehört hätte, nichts desto weniger nahm Erasmus die ganze Heerde weg, die dem Clan gehörte. Als der Häuptling fragte, was dieß heißen solle, erwiderte man ihm, das Vieh werde weggenommen zur Wiedervergeltung für Räubereien der Kaffern in der Kolonie. Seko bat nun, daß man wenigstens die Milchkühe da lassen möge, um die Weiber und Kinder gegen Hunger zu schützen, und verlangte Erlaubniß, den Feldkornet und seine Abtheilung nach Fort Willshire zu begleiten, und dem Kommandanten vorzustellen, wie hart und ungerecht es sey, ihn und seiner Leute wegen Vergehen, woran sie zum Mindesten gesagt keinen Antheil hatten, alles ihres Eigenthums zu berauben. Nach einigen Bedenklichkeiten willigte Erasmus in dieß Verlangen, gab die Milchkühe zurück, und gestattete Seko und sieben seiner Leute, seine Abtheilung zu begleiten, jedoch unter der Bedingung, daß sie ihre Hassagaien zurückließen, und das weggenommene Vieh treiben hülfen.

Hierauf verließen Boers und Kaffern den Platz mit einander, Seko und seine Leute trieben, nur mit Stöcken in der Hand, die Heerde. Sie waren indeß nicht weit gekommen, als einige Eingeborne in der Entfernung pfiffen, worauf das kaffrische Vieh, welches an dieß Signal gewöhnt war, sich plötzlich nach dieser Seite wandte; augenblicklich richteten die Boers ihre Gewehre auf die unbewaffneten Kaffern, obwohl diese nicht im geringsten Miene machten, das Vieh wegzutreiben, und schossen den Häuptling und sechs seiner Leute auf der Stelle todt. Als die Abtheilung nach Fort Willshire gelangte, hatten sie wie gewöhnlich schon ein Geschichtchen in Bereitschaft: man erzählte dem Kommandanten von einem hitzigen Gefechte mit Seko und seinen Leuten, wobei sie gezwungen gewesen seyen, auf einige derselben Feuer zu geben; dieser Bericht wurde nur allzu leicht geglaubt, einer der Boers aber plapperte später den wahren Verlauf der Sache aus, worauf Kapitän Stockenstrom sich ins kaffrische Gebiet begeben, die Sache genau untersucht und an die Kolonialregierung berichtet haben soll. Dem sey indeß wie ihm wolle, gewiß ist, daß die Kaffern für den Mord ihres Häuptlings und seiner unbewaffneten Leute keine Genugthuung erhielten, und daß Peter Erasmus, einer der Hauptanführer der rebellischen Boers im Jahre 1815, einer von denen, welche in den Jahren 1824 und 1825 mit Ländereien in dem abgetretenen Gebietstheile am reichlichsten bedacht wurden, und der Befehlshaber bei diesem feigen und niederträchtigen Morde im Jahre 1830, — noch immer Feldkornet ist, und die unverminderte Gunst der Kolonialregierung besitzt.

Ein anderer Vorfall setzt den Geist, der immer noch unter den Gränzboers lebt, in ein helles Licht. Im December 1831 wurden unter diesen unwissenden und vorurtheilsvollen Menschen absichtlich Gerüchte ausgestreut, daß die Hottentotten am Katzenfluß, gegen die sie, wie zu erwarten, die bitterste erbliche Feindschaft

hegten, den Anschlag gemacht hätten, sie am Neujahrstage anzugreifen. Die Feldkornets, statt diese abgeschmackten Gerüchte den bürgerlichen Behörden anzuzeigen, riefen die bewaffnete Miliz auf, und marschirten gegen den Katzenfluß, um der angeblichen Verschwörung zuvorzukommen. Der Kommandant, Oberst Somerset, hatte indeß von ihren Absichten Nachricht erhalten, und eilte ihnen an den Katzenfluß voraus. Es war Sonntag, und er fand die Hottentotten ruhig und unbewaffnet zum Gottesdienste versammelt. An einem Orte waren 500 Menschen beisammen, von denen 109 so eben das Abendmahl eingenommen hatten. Er setzte die arglosen Leute von den verbreiteten Gerüchten in Kenntniß, nahm die drei farbigen Feldkornets Groepe, Valentyn und Stoffels mit sich, und ritt der vom Kunapflusse herkommenden Kolonialmiliz entgegen. Nur durch energische Vorstellungen gelang es ihm, diese gewaltthätigen, rachsüchtigen Menschen zur ruhigen Rückkehr nach Hause zu bewegen, und am 11 Jan. 1832 erließ der Gouverneur eine Proklamation, worin er das unvernünftige und unheilvolle Benehmen der Kolonisten und ihrer Lokalbehörden aufs strengste tadelt. Ohne den glücklichen Zufall, daß die Absichten der Boers entdeckt und vereitelt wurden, wäre diese Hottentottenniederlassung aller Wahrscheinlichkeit nach mit unschuldigem Blute überschwemmt worden, und eine bittere Fehde hätte begonnen zwischen den weißen und farbigen Klassen, die vielleicht ganze Generationen hindurch gedauert hätte.

Obwohl der oben erzählte Ausbruch erblichen Hasses der Gränzboers gegen die farbige Race, und nicht gegen die Kaffern, gerichtet war, so gehört er doch hieher, da er auf eine schlagende Weise zeigt, wie unpassend es war, diese Leute in das abgetretene Gebiet zu versetzen, auch wenn sich gegen eine solche Verfügung über diesen Landstrich sonst keine Einwürfe machen ließen; eben so klar geht daraus hervor, wie völlig unpassend es für jetzt noch ist, diesen Leuten hinsichtlich der Verhältnisse mit den eingebornen Stämmen irgend eine Vollmacht zu ertheilen. Trotz dieser augenfälligen Thatsache, und trotz seiner eigenen Proklamation vom 11 Januar 1832 erließ der letzte Gouverneur, Sir Lowry Cole, fast als die letzte Akte seiner Amtsgewalt, am 6 Jan. 1833 einen Befehl, worin er eine Proklamation des ersten britischen Gouverneurs im Jahre 1797 zu Gunsten des Kommandosystems erneuerte, und eigene Zusätze machte, durch welche jeder geringe Provinzialbeamte mit großen Vollmachten bekleidet, und er nicht nur die Erlaubniß erhält, sondern aufs stärkste aufgefordert wird, wann und wo es ihm gut dünke, ein Kommando gegen die Eingebornen zu senden, und diese gefährliche Willkürgewalt soll nicht auf Civilkommissäre oder Friedensrichter beschränkt, sondern auf jeden „Feldkommandanten, Feldkornet, oder Vicefeldkornet" ausgedehnt seyn, also auch auf so unwissende und halbwilde Bauern, wie Erasmus, Vanderneſt und andere.

Und hier muß ich bemerken, daß, wo auch immer der Fehler liegen mag, die Gränzpolitik während der letzten Jahre zwar nicht so niederträchtiger Art, wie unter Lord Ch. Somerset, aber doch in vielen Fällen durch beklagenswerthe Schwäche und noch beklagenswerthere Ungerechtigkeit bezeichnet war. Die Schwäche zeigte sich namentlich an der Nordostgränze, wo man eine Menge Boers über die Gränze gehen, und einen weiten Landstrich zwischen den großen Zweigen des Oranjeflusses in Besitz nehmen ließ; hier sind sie jetzt angesiedelt, und gleich ihren Vorfahren thätig beschäftigt, die einheimischen Stämme zu unterdrücken und allmählich auszurotten, ohne daß die Regierung auf eine wirksame Weise sie im Zaume zu halten suchte. Zu gleicher Zeit verbreiten einheimische Räuber, denen Boers und schlechtgesinnte Handelsleute unerlaubter Weise im Austausch gegen ihren Raub Munition liefern, Verheerung unter den Stämmen der Betschuana's, und verschonen selbst die Gränzen der Kolonie nicht.

Welcher Art war dagegen die Politik an der Kaffergränze. Man hat bis auf diese Stunde das schändliche und barbarische System der Kommando's fortdauern lassen, durch welches die ruhigen, wohlgesinnten Häuptlinge fortwährend gestraft und geplündert werden für die Vergehen einzelner kaffrischer Räuber oder ganzer Banden, über die sie keine Gewalt besitzen, und durch deren Plünderungen sie selbst leiden. Durch diese Politik werden die achtungswerthesten Gränzhäuptlinge unterdrückt und zu Grunde gerichtet, die Kolonisten aber nicht geschützt, und niemand gewinnt dabei, als die verworfensten unter den Gränzboers, deren Gewerbe es ist, Unruhe zu nähren und sich durch Plünderungen zu bereichern.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Paris. Nr. 4.

Neue Kunst und Gemälde.

(Schluß.)

Wenn es das Eigenthümliche der guten Musik ist, das Ohr zu erfüllen und in demselben fortzutönen, selbst wenn das Spiel verstummt ist, den Zuhörer aus der Gegenwart hervorzuheben, und in andere Regionen zu versetzen, ihn mit dem Charakter der Musik zu verschmelzen und fortzureißen, so mag die Malerei, da wo sie in meisterhafter Gelungenheit hervortritt, ein Gleiches bieten. Steuben's Napoleon zu Waterloo wird zur lebenden Geschichte, zur Handlung und treibt das Blut in schnelleren Kreislauf. Haben Sie es eine Viertelstunde angesehen, so mag Ihnen leicht geschehen wie mir, daß Sie nach drei Stunden noch davor stehen, und in diesen drei Stunden mit gehofft, mit gefürchtet, mit geweint, mit geflucht, und mit gekämpft haben, — Sie fühlen mit brennender Wahrheit die verklärte Größe eines dem Tode geweihten Heldenmuthes, Sie begreifen ihn und das Gegentheil erfüllt Sie mit Abscheu, Sie sagen sich alsdann: selbst der armseligste Feigling müßte sich hier die Kraft und den Entschluß getrauen, in ähnlicher Lage ein Bayard zu seyn.

Man sagt, Napoleon habe in jener finstern Stunde den Tod gesucht, seine unbeschirmte offene Stellung in der unmittelbaren Nähe des Feindes scheint diese Behauptung zu rechtfertigen. Betrachten Sie Steuben's Gemälde, und Sie verwerfen dieselbe als eine kleinliche Verleumdung. Steuben's Napoleon sucht nicht den Tod, er verachtet ihn, sein Geist schwebt über der Gefahr, und der Tod weicht vor ihm zurück. Um dieses Momentes willen mag die Stimme der Menschheit verstummen, und das Verdammungsurtheil gegen ihren Peiniger vor dem Lorbeer-

kranze des Ruhmes, vor der Verklärung der poetischen Größe in Vergessenheit zerfallen.

Die Kritik, die ihr gewöhnliches Amt der stupiden Einseitigkeit geübt, hat diesem Gemälde nicht alle verdiente Gerechtigkeit widerfahren lassen, dieß beweist nichts; es mag das Beste seyn von den 2175 aufgehängten, und ich halte für Pflicht, den Namen des Künstlers „Steuben" so laut als möglich zu nennen.

Rechten Sie darum nicht mit mir, daß ich bei ihm so lange verweilt, alle übrigen 2174 zusammen sollen mich nicht so viel beschäftigen, als der Einzige. Steuben wird erst dann volle, wahre Anerkennung finden, wenn sein Werk allein steht, und von der buntscheckigen Gesellschaft, in welcher es bisher war, entfernt ist. Nichts ist ungünstiger für ein wahres Kunstwerk als die Ausstellung unter diesem Chaos von Figuren, Farben und Gegenständen, auf welchen das Auge in der Regel wie verblendet und in verwirrter Ermüdung hinstreift, unfähig, irgend einen Gedanken festzuhalten oder mit Ruhe zu würdigen.

Einen wahren Kampf unter den hiesigen Kritikern hat ein ganz kleines Gemälde von Delaroche veranlaßt. Delaroche, der Verfertiger der Anna Boleyn der vorjährigen Ausstellung, hat dießmal die Ermordung des Herzogs von Guise, in dem Schlosse von Blois, dargestellt. Der Herzog liegt todt auf dem Boden und die Mörder statten so eben ihrem Herrn und Meister den Bericht ab. Die zwei Hauptfiguren des Gemäldes, Guise und Heinrich III, sind vollendet gezeichnet. Noch im Tode sieht man auf den Zügen des Herzogs die Ueberlegenheit und die geistigen Vorzüge, welche den feigen König veranlaßten durch Meuchelmord einen Gegner aus dem Wege zu räumen, welchen er auf offenem Wege zu bekämpfen nicht den Muth hatte. Nichts ist wahrer als diese Leiche; gänzlich todt verräth sie dennoch das so eben noch vorhandene Leben, und wenn gleich bewegungslos, besitzt sie mehr Kraft in jedem Gliede als der König in seiner ganzen Gestalt voll Leben und Triumph. Heinrich III öffnet leise die Thüre seines Gemaches, er wagt es kaum zu gehen, und schleicht mehr als er auftritt, er hat Furcht und Zittern noch vor dem Todten, und scheint seine treuen Henkersknechte um die Reihe zu fragen, ob der Herzog auch wirklich todt sey, was diese ihm mit Worten und Zeichen betheuern. Wenn auch vielleicht in den Nebenfiguren, in der Gruppe dieser wackern Mordwerkzeuge, etwas mehr Leben gewünscht werden könnte, so bleiben doch die Hauptgestalten in großer Vollkommenheit, und dieß reicht um so mehr hin, als Leidenschaft ohnehin bei diesen pflichtschuldigsten Knechten nicht zu suchen ist, die da mordeten, weil es ihnen befohlen war, wie sie dem Herzog die Schuhe geküßt haben würden, wenn es ihnen befohlen worden wäre, und als der Maßstab so außerordentlich klein ist — das ganze Gemälde hat ungefähr einen Schuh im Quadrat — daß man die Einheit der Züge und das Gepräge der Empfindungen auf diesen zwei so verschiedenen Gesichtern nicht genug bewundern kann.

Unter diesem Jahrmarkte von Bildern, unter diesen 2170 Rahmen hängt wohl noch mehr als eine gute Arbeit, allein es ist schwer sie herauszufinden und der Eckel beim Anblick aller dieser gemalten krämerlichen, spießbürgerlichen Eitelkeit in Frack, in Oberrock, in Schlafrock, mit Bärenmützen und mit Ehrenkreuzen, zu Pferd und zu Fuß, und aller dieser Damen, die Hände haben wollen wie die Venus selbst nicht gehabt, und die Alle die Hände auf den Leib legen wie Weiber in gesegneten Umständen, damit man sie — die Hände — und die Brillanten an den Fingern besser gewahre, macht ein längeres Mustern zum Brechmittel.

Ein Zuckerrohrbrand auf den Antillen.

Im Monat November, dem Zeitpunkt der Blüthe, ist ein Zuckerrohrfeld eines der prachtvollsten Gemälde der Natur. Je nach der Beschaffenheit des Bodens oder der Kultur richtet sich die Höhe der Pflanzen. Ist aber der Augenblick der Reife vorhanden, so prangt das ganze Feld als ein weiter Teppich im reinsten Goldglanze, dem die Sonnenstrahlen in breiten Purpurstreifen ihre verschiedenen Schattirungen aufdrücken. Die Spitze der Stängel ist schwärzlich grün, doch ändert sich, je nachdem die Pflanzen durch Wärme oder Reife trocknen, ihre Farbe, und wird rothgelb; lange und schmale Blätter fallen oben von den Stängeln herab, und scheinen sich zu öffnen, um einen Pfeil, eine Silberspitze, hervorspringen zu lassen. Seine Höhe schwankt zwischen zwei und sechs Fuß, und auf seiner Spitze schwebt sanft ein Busch weißer Federn, die sich in einer zarten Franze endigen, deren Farbe an die blühenden Büschel unserer Syringen erinnern.

Fängt aber diese Pflanzung, welche die Sonne wie zum Voraus für die Verwüstungen des Brandes zubereitet, Feuer, dann zeigt sich das malerisch-schrecklichste Schauspiel, dessen ganze Pracht nur ein Dichter oder Maler darzustellen im Stande ist; kein Brand hat dieses Erschreckende, keiner so reißende Flammen, wie der Blitz bahnen sie sich ihren Weg, und wie er verzehren sie auf was sie treffen. Manchmal fängt ein kurz zuvor abgeerntetes Feld Feuer, es dehnt sich aus, verbreitet sich und bedeckt bald den Hügel; es folgt den kreisförmigen Linien, die man zog zur regelmäßigen Pflanzung der Rohre; seine majestätischen Wellen haben anfangs einen Glanz und einen Schimmer, die nicht durch Worte zu schildern sind; wenn dann die Gewalt des Windes die Intensität der Wärme noch vermehrt, so nehmen sie eine düstere Färbung an, und man glaubt jene flüssigen Lavaströme zu sehen, die sich mit Ungestüm von feuersprühenden Bergen herabwälzen.

Sobald man bemerkt, daß das Feuer eine Pflanzung ergreift, schlägt man mit verdoppelten Schlägen auf die Appel-Muscheln; die Echos ertönen und senden den Schall weithin; der Lärm verbreitet sich auf den benachbarten Niederlassungen. Das Geräusch dieser Muscheln, der Anblick der Neger inmitten all der Feuer, das Ausdrucksvolle in ihren Pantomimen, ihre Arbeiten, das ungeduldige Toben und Lärmen der Weißen, die Gruppen von Pferden und Mauleseln, welche den Hintergrund des Gemäldes bilden, die Bewegung, Unordnung und Verwirrung, die überall herrschen, die Wirbelsäulen des Rauchs, das reißende Umsichgreifen der Flammen, das Knarren und Krachen der verbrennenden Rohre — all dieß bildet ein Schauspiel, das die Einbildungskraft nur unvollkommen zu schildern vermag, und das, bietet es sich dem Auge mitten in der Nacht dar, wahrhaft erhaben wird.

Sobald man im Augenblicke der Ernte in einer Pflanzung Feuer bemerkt, sucht man in aller Eile einen Theil davon einzusammeln, um dem Weitergreifen des Brandes Einhalt zu thun. Nichts gleicht der Schnelligkeit und Geschicklichkeit, die man in solchen Augenblicken an den Tag legt. Bricht es nach der Ernte in dem Gestrüppwerk aus, und verbreitet es sich mit Heftigkeit, so macht man schnell am Ende des Feldes einen Haufen von trocknen Blättern und Gräsern; es ist das kürzeste Mittel die Fortschritte des Feuers zu hemmen, wenn man es um diesen Haufen brennbarer Stoffe konzentrirt und es seine Richtung gänzlich ändern läßt. Die freien Zwischenräume, die man zwischen den Feldern läßt, bilden manchmal eine heilsame Schranke gegen die Fortschritte des Brandes; allein die brennende Dürre des Rasens, der dieselben bedeckt, ist von der Art, daß es aller erdenklichen Vorsichtsmaßregeln bedarf, um zu hindern, daß dieser Boden sich nicht selbst entzünde.

G o a.

(Fortsetzung.)

Was Reinheit und Schönheit des Styls betrifft, gebührt der Kirche des heiligen Cajetans, hinsichtlich der großartigen Dimensionen aber der des heiligen Dominikus der Vorzug. In Pracht der innern Ausschmückung übertrifft die Kirche des heiligen Augustin alle übrigen, den tiefsten Eindruck auf das Gemüth aber läßt die vom guten Jesus zurück, denn hier ruhen in einem Sarge von herrlichem italienischem Marmor mit Bronzeschildern geschmückt, auf denen seine verschiedenen Pilgerfahrten vorgestellt sind, die Gebeine des heiligen Xaver, über die sich ein Altar von Silber und Erz erhebt. Der heilige Xaver starb im Jahre 1552 auf der Insel Sancian an der Küste von China. Sein Leichnam wurde nach Malacca und von da im Jahre 1554 mit großem Gepränge nach Goa gebracht, wo man ihn im Kollegium von St. Paul beisetzte. Dort soll er mehrere Jahre, vollkommen erhalten, dem Publikum gezeigt worden seyn. Im Jahre 1584 wurde er dahin versetzt, wo er sich noch jetzt befindet, und bis zum Jahre 1783 zu verschiedenen Zeiten öffentlich ausgestellt. Dann verschloß man ihn in den mit drei Schlössern versehenen Altar, deren Schlüssel vom Erzbischof, dem Senat, und der dritte in Lissabon aufbewahrt werden.

Im Innern der Kirche ruhen außerdem noch mehrere Vicekönige, Erzbischöfe und solche Beamte, die sich durch ruhmwürdige Thaten oder religiösen Heroismus ausgezeichnet haben. Alle liegen unter dem Fußboden der Kirche, und eine Tafel von Erz oder Marmor bezeichnet die Stelle, wo sie ruhen.

In dieser Kirche findet bei Ankunft eines jeden neuen Gouverneurs eine ganz eigene Feierlichkeit statt: der Gouverneur begibt sich nämlich im größten Staat dahin und verehrt dem Heiligen einen Stab, wogegen er einen andern aus den Händen des Erzbischofs empfängt. Dieß nennt man das Amt von dem Heiligen empfangen.

Hier soll auch der vollkommen erhaltene Körper der heiligen Pauline aufbewahrt werden, wenigstens ist eine noch ganz gut aussehende Hand sichtbar. Man kann sich indeß des Gedankens an mönchische Täuschung, um das Volk anzulocken, nicht erwehren, denn höchst wahrscheinlich ist die ganze Figur aus irgend einer Komposition verfertigt. Wenigstens läßt sich bei dem Klima von Goa nicht erwarten, daß sich ein menschlicher Körper zwei Jahrhunderte lang in einem vollkommen guten Zustande erhalten könnte.

Von den vielen Gemälden, welche die Altäre und die Wände der verschiedenen Kirchen bedecken, sind nur wenige beachtenswerth. Nur in der Kirche von St. Cajetan befinden sich einige bessere, mit denen die sieben Altäre geschmückt sind; sie stammen aus Italien, und sind die besten, welche Goa aufzuweisen hat. Außerordentlich schön sind die aus italienischem Alabaster gearbeiteten Weihbrunnenkessel.

Die größte und am reichsten verzierte Kirche in Goa ist die Kathedrale, in welcher der Erzbischof bei feierlichen Gelegenheiten das Amt hält. Das Aeußere des Gebäudes ist einfach, aber im Innern hält es 200 Fuß in der Länge, und, eine Reihe von Kapellen an jeder Seite ungerechnet, 80 Fuß in der Breite. Durch zwei Reihen von Pfeilern wird es in drei Schiffe getheilt. Der Seitenflügel, der einen rechten Winkel mit dem Schiffe bildet, ist ungefähr 150 Fuß lang und 50 breit; der Chor erhebt sich nur einige Stufen hoch, und ist so breit als das Mittelschiff, oder ungefähr 45 Fuß. Das Mittelschiff ist gewölbt, 50 Fuß hoch und wird durch oben angebrachte Fenster erleuchtet. Die Seitengänge sind etwas niedriger. Die Kathedrale hat nicht weniger als fünfzehn Altäre, von denen der Hochaltar die ganze Vorderseite des Chors bis zur Wölbung hinauf einnimmt. Er ist in drei Reihen Nischen abgetheilt, eine über der andern und drei in jeder Reihe, die durch gewundene und vergoldete Säulen getrennt sind. Diese Nischen sind mit Gemälden bedeckt und der ganze Altar prächtig vergoldet. Das Gemälde in der mittlern Nische der untern Reihe stellt die heilige Katharina vor, wie sie ihren eigenen Vater tödtet, einen Türken, der ihre Hinrichtung befohlen hatte, weil sie zum Christenthum übergetreten war. Er liegt todt zu ihren Füßen und die Heilige hält den blutigen Dolch in der Hand. Die katholische Legende sagt, daß sie eine Prinzessin von Alexandria war, nach ihres Vaters Tode den Thron bestieg, und daß alle ihre Unterthanen Christen wurden.

Pangi ist jetzt der Sitz der Regierung; es liegt dicht am Wasser auf dem niedern steinigen Ufer des Flusses. Einige wenige Gebäude, worunter das der Regierung, leihen dem Orte, vom Wasser aus betrachtet, einen artigen Anblick, allein der größte Theil der Bewohner haust in elenden halb hinter Kokospalmen versteckten Hütten. Es gibt weder Fahrstraßen, noch Pferde, Esel oder Kamele auf der Insel. Alle Güter werden durch Lastträger oder auf Booten transportirt, von welchen letztern mehrere wohl bemannte nach allen Richtungen hinfahren; das Geschrei, welches die Mannschaft während des Ruderns erhebt, ist eines der unangenehmsten, die man nur hören kann. Die Bevölkerung von Pangi beläuft sich auf etwa 9000 Seelen.

Westlich von Goa liegt die artige Vorstadt St. Peter oder Pannelly mit ungefähr 1500 Einwohnern, und zwischen dieser und Pangi das hübsche Dorf Ribunder mit ungefähr 5000 Bewohnern. Hier leben die meisten der begüterten vornehmern Portugiesen, und hier befindet sich auch der Civil- und Kriminalgerichtshof der Kolonie. Dieses Dorf ist mit Pangi durch einen schönen theils durchaus gemauerten, theils mit Bogen versehenen Dammweg verbunden, der durch Sümpfe und Gewässer führt, die sich in den Hauptstrom ergießen; dieser Damm ist vielleicht das schönste Bauwerk dieser Art in Indien. Goa, St. Peter, Ribunder und Pangi liegen sämmtlich am südlichen Ufer; wenn man durch Pangi ungefähr eine Meile weit gegen Westen geht, so kommt man an die offene Bai, wo der Fluß in das Meer fällt. Hier, am nördlichen Ufer, steht das Fort Reis mit seiner halben Batterie Kanonen; an die Barre schlägt die Brandung, die hier stets bedeutend ist. Etwa zwei Meilen weiter weg erheben sich die beiden Vorgebirge, welche den Eingang in den Hafen bilden; gegen Norden das Fort Aguad und gegen Süden das Kloster der reformirten Franziskaner zu Cabo, und an dieses letztere stoßen die Kasernen und das Hospital, die von 1801 bis 1815 von englischen Truppen besetzt waren.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Aus offiziellen auf dem Präfekturbureau der Seine niedergelegten Berichten ergibt sich (dem Londoner medizinischen und chirurgischen Journal zufolge), daß die Einnahme der Pariser Spitäler im Jahre 1853 sich auf 10,186,588 Franken belief, die sämmtlich ausgegeben wurden. Den bedeutendsten Theil der Einkünfte bilden Miethzinse mit 1,156,271 Fr., Staatsrenten mit 4,201,472 Fr. und von der Stadt Paris 5,258,000 Fr. Die niedrigsten Einkünfte werfen Beiträge von Privaten ab, 11,000 Fr.; Einkünfte vom Mont de Piété oder den privilegirten Leihhäusern 281,970 Franken; von den Theatern 60,000 Fr. Von den Departements beziehen die Spitäler ebenfalls 400,000 Fr., und zwar für die Unterhaltung der Findlinge, weil man voraussetzt, daß nicht alle diese armen Geschöpfe von Pariser Eltern kommen. Unter den Ausgaben stehen die für Nahrung und Pflege der Armen mit 5,627,906 Fr. oben an. Es muß hier bemerkt werden, daß in den französischen Hospitälern viele Kranke für ärztliche Behandlung und Pflege bezahlen, was in dem genannten Jahre 586,100 Fr. einbrachte. Fernere Ausgaben: für außer dem Hause geleisteten Beistand 1,516,025 Fr.; Findlinge und Waisen 1,450,000 Fr.; Material, Bettfurnitur u. s. w. 1,581,478 Fr.; Verwaltungskosten 1,156,025 Fr. — Diese wohlthätigen Anstalten zerfallen in drei Abtheilungen; erstens in Hospitäler, 24 an der Zahl, von denen 13 Krankenanstalten mit 5537 Betten sind; 11 sind Armenanstalten (hospices) für alte gebrechliche Leute und Waisen, in denen 11,740 Personen Unterkunft finden. Die Gesammtanzahl der Betten in allen diesen Anstalten beläuft sich auf 17,077. Die zweite Klasse bilden gewisse Zufluchts- oder Versorgungshäuser und Schulen; die Zahl der in denselben untergebrachten Personen belief sich im Jahre 1855 auf 68,986. In die dritte Klasse gehören die Findelhäuser.

*

In dem Dorfe Rosult, nahe bei St. Amand, fand man kürzlich 4 bis 500 römische Bronzemedaillen mit den Bildnissen der Kaiser und Gegenkaiser vom Jahre 250 bis etwa 275 n. Ch.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 148. 28 Mai 1835.

Die Sprache der Albaneser oder Schkipetaren.

Unter diesem Titel erschien *) von dem bekannten militärischen Schriftsteller J. von Xylander eine Zusammenstellung des Wissenswürdigsten über diese Sprache, theils aus wenig bekannten, theils aus ziemlich unzugänglichen Werken geschöpft. Wenn gleich gegen die Behandlung der Sache von dem streng wissenschaftlichen Standpunkte aus sich manches einwenden läßt, was übrigens der Verfasser selbst anerkennt, so hat derselbe doch auch der Völkerkunde **) hier einen Dienst geleistet. Fragte man sonst nach der Sprache dieses vereinzelt dastehenden Volkes, so erhielt man immer die kurze von Unwissenheit zeugende Antwort: „es ist ein Gemisch von griechisch, lateinisch und türkisch. Ein Gemisch ist es allerdings, aber ein solches Gemisch macht noch keine Sprache aus, es fragt sich, was ist der Grund der Sprache, und hierüber blieb man gewöhnlich die Antwort schuldig.

Die Lage und Verhältnisse des Volkes seit so vielen Jahrhunderten lassen erwarten, daß von den Sprachen der umwohnenden Völker, namentlich der Griechen, und in neuerer Zeit auch der Türken, eine Menge Worte eingedrungen seyn müssen: ein Gleiches ist mit der römischen Sprache und ihren Töchtern der Fall, allein nach allem dem bleibt immer noch ein erheblicher eigener Stamm übrig. Unter etwa vierthalbtausend Worten, welche Xylander sammelte, finden sich ungefähr 190 türkische oder auch arabische und persische Worte, die im Türkischen gebraucht werden, 400 griechische, 650 lateinische und 60 slavische, dieß macht 1300 Wörter oder etwas über den dritten Theil. Herr v. Xylander scheidet nicht gehörig das zufällige Daseyn fremder Bestandtheile von demjenigen, welches aus Verwandtschaft der Sprache herrührt, denn so führt er an, daß ungefähr 500 Worte mit den in den verschiedenen germanischen Dialekten gebräuchlichen übereinstimmen. ***) Daß die geringe Anzahl türkischer Worte rein zufällig sich in der Sprache vorfindet, und nur durch die neueren Verhältnisse der beiden Völker in dieselbe übergegangen ist, braucht keines Beweises. Eben so erklärlich ist das Vorhandenseyn der 400 griechischen Worte, so wie der 60 slavischen, wobei nur zu verwundern ist, daß deren nicht mehr sind, da die Albaneser seit so manchen Jahrhunderten von Völkerschaften umgeben sind, welche slavische Dialekte reden. Merkwürdiger schon ist die große Zahl römischer Wörter, die nur zu einem sehr geringen Theile romanischen Ursprungs, d. h. aus den Töchtersprachen der römischen abgeleitet sind, wie die altrömische Aussprache beweist, z. B. ergent, Silber, kiel, Himmel, wonach also die Aufnahme dieser und ähnlicher Wörter früher erfolgt seyn muß, ehe die Aussprache des c und g vor e und i sich änderte.*) Es läßt sich die große Menge römischer Worte nur aus dem langen Verkehr mit Rom, aus der Ansiedlung römischer Kolonien u. dgl. erklären. Immerhin bleiben aber auch diese römischen Worte ein ganz fremdartiger Bestandtheil.

Anders ist dieß mit den deutschen und gälischen Worten: diese lassen sich nur aus der innern Verwandtschaft der Sprachen erklären, gerade so wie die große Menge deutscher Worte im Persischen nur auf einen gemeinsamen Ursprung hindeuten kann. Die Zahl derjenigen Worte, welche ganz oder beinahe mit dem jetzigen deutschen Worte übereinstimmen, ist freilich nicht groß, obwohl sich auch hier oft äußerst überraschende Aehnlichkeiten finden, **) desto bedeutender aber ist die Menge derjenigen Worte, deren Bedeutung oder Laut einigermaßen verändert ist, die aber offenbar demselben Stamme angehören; z. B. kau,

---

*) In der Andreäischen Buchhandlung in Frankfurt.

**) Seine andern Zwecke, wozu namentlich auch gehört, den in Griechenland befindlichen Deutschen, welche mit Albanesern in mannichfachen Verkehr kommen können, eine Anleitung an die Hand zu geben, gehen uns hier nicht an.

***) Auch will er von den eigentlich albanesischen Worten die baskischen, keltischen und tschudischen (!) abziehen; sehr mit Unrecht, denn eben so wohl könnte man auch von den 12,000 persischen Wurzelwörtern die 5 bis 4000 rein germanischen Worte abziehen wollen. Wo würde man damit hingerathen!

*) Merkwürdig ist kiel auch wegen des eingeschobenen i oder eigentlich j, eine Eigenthümlichkeit der Aussprache, die sich bei Türken, Slaven, Dänen und zum Theil noch bei den Engländern trifft (deren Aussprache ohnehin ohne Kenntniß des Dänischen sich nicht leicht erklären läßt, da sie die angelsächsische Schreibart behielten, und die dänische Aussprache annahmen); so sagt der Türke kiatib, Schreiber, statt des arabischen katib; askier, das Heer, statt asker, im Russischen ist es Regel, das e im Anfang der Worte und nach Vokalen auch in der Mitte wie jo auszusprechen; im Dänischen sagt man jord, Erde, jevn, eben, namentlich aber gehört hieher das gj., z. B. gjelte, gelten, gjerne, gern. Im Englischen findet sich diese Eigenthümlichkeit hauptsächlich nur beim u, z. B. human, sp. jumen, use, sp. juse.

**) Z. B. stap, Stab, nat, Nacht, mase, Maß; miel, Mehl, grope, Grube, stigt: er stach u. dgl.

Ochse, deutsch Kuh; purre, Mann, deutsch: Pursche, auch Bauer, das alte baro. Diese Beispiele lassen sich leicht sehr vermehren, auch ohne daß man sich in ein weitläufiges Etymologisiren einläßt.

Was die Formenlehre der Sprache betrifft, so scheint sie manche Aehnlichkeit mit den gälischen Dialekten darzubieten, auch klingen einige persische Bildungsformen an, z. B. die Bildung der zukünftigen Zeit mit der Vorsylbe me. Ueberhaupt ist die Bildung namentlich der Zeitwörter dem sonstigen Charakter der sogenannten indogermanischen Sprachen völlig angemessen.

Aus diesen wenigen Andeutungen scheint wenigstens für die Abstammung des Volkes und der Sprache so viel hervorzugehen: die Albaneser oder Schkipetaren, *) wie sie sich nennen, sind kein während des Völkersturmes zwischen dem vierten und zehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung erst in diese Gegenden, die sie noch bewohnen, eingewanderter Stamm, sondern sie haben sich seit unvordenklicher Zeit unter mannichfachen Stürmen und Anfechtungen in ihren Wohnsitzen behauptet, sie gehören der großen Völkerfamilie an, die man namentlich seit Alexander dem Großen mit dem sehr unbestimmten Namen Illyrier, früher aber mit dem noch unsichereren Namen der Thraker bezeichnet hat. Je weniger man von diesen Völkern weiß, die erst von Griechen, nachher von den Römern angegriffen und bezwungen, endlich völlig erlagen, und das Wenige, was ihnen diese noch von Nationalität übrig gelassen, in dem verwüstenden Sturme, den die slavischen Völker über Südosteuropa gebracht, **) völlig verloren, desto mehr Aufmerksamkeit verdient dieser kleine Volksstamm, der im Gebirge seine uralte Sprache bewahrt hat, deren gründliche Untersuchung manche Dunkelheit in der alten und so interessanten Geschichte des südöstlichen Europa's aufhellen kann, um so mehr als sich Ueberreste dieser Sprache oder anderer mit ihr verwandte Dialekte in der Sprache der Wlachen und anderer Volksstämme jenes Länderstrichs finden müssen.

*) Schkipetar heißt wohl nichts anders als Gebirgsbewohner von Schkipe, Fels, Felsengebirg, und der männlichen Ableitungssylbe tar.

**) Siehe Fallmerayers Geschichte.

Die Verhältnisse der Kap-Kolonie zu den Kaffern.

4. Allgemeine Bemerkungen. Neuere Zustände.

(Fortsetzung.)

Während dieser ganzen Zeit befand sich in der Kolonie ein Offizier von ausgezeichneter Thätigkeit und Einsicht, der Generalkommissär der östlichen Provinz, der, wie man glaubt, den besondern Auftrag hatte, ein wirksameres und menschlicheres Gränzsystem einzuführen. Aber diesem Offizier wurde, aus Gründen, die nur der Kolonialregierung und vielleicht auch der in England bekannt waren, nicht gestattet den Plan fortzusetzen, den er mit so gutem Erfolge am Katzenfluß begonnen hatte, er ward im Gegentheil meistentheils ohne alle Beschäftigung in der Kapstadt zurück=, und über die wichtigsten Gränzvorfälle in völliger Unwissenheit gehalten, während die alte, kurzsichtige und barbarische Politik in vollem Glanze blieb. Dieß war wenigstens die allgemeine Meinung in der Kapstadt, als Kapitän Stockenstrom, dieß war der genannte Offizier, die Kolonie unwillig verließ, nach England ging, und seine Bestallung zu einem ehrenvollen und wichtigen Amte, das man zu einer nutzlosen und gehässigen Sinecure gemacht hatte, in die Hände der Regierung zurückgab.

Es wäre leicht, das neuere Gränzsystem zu schildern durch Aufzählung zahlreicher Angriffe der Kolonialbehörden, so wie der gewaltthätigen und tyrannischen Handlungen von Einzelnen. Doch damit würde man nie zu Ende kommen, und ich will mich darauf beschränken, die Behandlung Eines Häuptlings näher zu bezeichnen. Makomo, der älteste Sohn Gaika's, ist einer der Häuptlinge vom höchsten Range an der Gränze. Nach den Sitten der Amakosa's ist er nicht der Haupterbe des Ranges seines Vaters, sondern der legitime Nachfolger ist Sandili, ein Knabe von 12 Jahren, aber von höherem Blute als Makomo, da seine Mutter eine Schwester Pomana's, des Amatembuhäuptlings ist: Sandili ist auch von dem ganzen Stamme, so wie von seinem ältern Bruder, als das künftige Haupt desselben anerkannt, aber Makomo ist an Gewalt der nächste nach ihm, und scheint mit Sandilis Mutter die Regentschaft zu theilen. Alle welche ihn persönlich kennen, halten ihn für einen Mann von ausgezeichnetem Verstande und Rechtschaffenheit. *) Wir wollen nun sehen, welcher Art die Behandlung war, die dieser Häuptling bis auf die neuesten Zeiten von Seite der Kolonie erfuhr.

Die räuberischen Angriffe gegen Makomo in den Jahren 1823 und 1824, so wie die unbestraft gebliebene Ermordung seiner Abgesandten zu Glenlynden sind bereits erwähnt worden. In den Jahren 1828 und 1829 war eine Fehde zwischen Makomo und Chellala, einem benachbarten Amatembuhäuptlinge, während welcher der erstere die Heiligkeit des Kolonialgebiets verletzt haben soll, indem er seinen Feind über die Gränze trieb, und einige Leute desselben, die in dem Tarkadistrikt eine Zuflucht suchten, ergriff und ausplünderte. Makomo gab eine Erklärung dieses Vorfalles, der zufolge er der Beleidigte war, indem er auf Anstiften seines Feindes Chellala von Oberst Somerset zweimal angegriffen, und gezwungen wurde, mehr Vieh zurückzugeben, als er dem Amatembuhäuptling abgenommen hatte, obwohl der letztere wirklich die Räubereien in der Kolonie begangen, deren

*) Herr Bruce, der in der ostindischen Kompagnie eine hohe Stelle begleitet, besuchte im Jahre 1835 Makomo und andere Gränzhäuptlinge, und machte in den Kapzeitungen ihren Bericht von der durch die Kolonisten erfahrenen Behandlung bekannt. Er ertheilt namentlich Makomo und Botma als sehr verständigen und redlichen Männern großes Lob, und doch war es Kolonialpolitik, sie als kaffrische Räuber und Landstreicher zu behandeln, und im Verkehr mit ihnen jeden Grundsatz des Völkerrechts außer Acht zu setzen. Botma äußerte sich einmal gegen Bruce: „es sind drei Dinge, die ich stets bedauern muß; erstens, daß ich nicht in einer Sprache sprechen kann, die wir gegenseitig verstehen, um Euch all das Unrecht zu erzählen, das die Kolonie meinen Leuten angethan hat; zweitens, daß ich nicht ein Buch schreiben, und das Unrecht veröffentlichen kann; das dritte und letzte ist, daß ich nicht ein Schiff besteigen, und all das Unrecht dem König von England vor Augen legen kann.“

er, Makomo, angeklagt worden war, und kurz zuvor seinen Verwandten und Bundesgenossen Powana, gleichfalls einen standhaften Freund der Kolonie, erschlagen hatte. Wie es nun auch mit diesen Clansfehden, die, wie man glauben sollte, die Kolonie nichts angingen, gewesen seyn mag, gewiß ist, daß im Mai 1829 Makomo und sein Clan auf Befehl der Kolonialregierung aus einem großen und fruchtbaren Landstrich an den Quellen des Katzenflusses, der später einer Hottentotten-Niederlassung angewiesen wurde, vertrieben wurden, unter dem Vorwande, dieser Landstrich liege innerhalb der Gränzen des abgetretenen Gebiets, man habe Makomo nur daselbst, so lange er sich gut benommen, geduldet, die Ansprüche auf diesen Besitz aber habe er verwirkt, indem er Ghellala beraubte, mit einer bewaffneten Bande über die Gränze ging, und seine Leute Räubereien auf dem Gebiete der Kolonie begehen ließ. Makomo wurde also mit seinem ganzen Clan hinausgewiesen, und obwohl diese Ausweisung in anderer Beziehung auf eine milde Weise bewerkstelligt wurde, so wurden doch nicht bloß die kaffrischen Dörfer, sondern auch die unter Makomo's Schutze errichtete Missionsanstalt von Balfour zerstört.

Makomo wich dießmal ohne Widerstand, doch nicht ohne kräftige Vorstellungen zu machen. Viele Gerüchte wurden damals in der Kolonie verbreitet, er sey thätig beschäftigt einen furchtbaren Bund der Kafferhäuptlinge zu Stande zu bringen, um die große Gebietsstrecke, deren seine Nation in den letzten zehn Jahren auf eine so ungerechte Weise beraubt worden war, durch Waffengewalt wieder zu erringen. So augenfällig aber auch aus den oben angeführten Thatsachen hervorgeht, daß, wenn die Kafferhäuptlinge einen solchen Bund schließen, sie das Recht und die Gerechtigkeit völlig auf ihrer Seite hätten, so fand doch in der That keine solche Verbindung, keine feindliche Demonstration irgend einer Art statt. Wie groß auch ihre Entrüstung und ihr Unwille gewesen seyn mögen, sie unterdrückten diese Gefühle und blieben im Frieden. Sie sind längst völlig überzeugt, daß sie nicht im Stande sind, der Macht der Kolonie Widerstand zu leisten, und das Elend, welches die frühern Angriffe der Engländer über sie gebracht haben, war so furchtbar und gräßlich, daß wahrscheinlich nur der höchste Grad von Tyrannei, unter welcher die lang andauernde Geduld endlich der Wuth der Verzweiflung weicht, sie wieder zu einem allgemeinen Krieg mit der Kolonie treiben kann. Treibt man sie aber wirklich zu diesem Aeussersten, dann wird es ein barbarischer Krieg, ein Krieg der Vertilgung.

Es ist anerkannt, daß Makomo auf jede Weise seinen Wunsch zu erkennen gab, in Frieden mit der Kolonie zu leben, und ruhig in dem schmalen Landstrich am Chumi zu wohnen, den der Generalkommissär Stockenstrom und der Kommandant Somerset nach seiner Vertreibung vom Katzenflusse im Jahre 1829 in seinem Besitze ließen, und den auch Sir Lowry Cole ihm ausdrücklich garantirt zu haben scheint. Er hat stets die Missionäre und Handelsleute geschützt, er hat bereitwillig seine eigene Leute, von denen einige Raub an den Kolonisten begingen, streng gestraft, und zu wiederholten Malen gestohlenes Vieh, das von unbekannten Räubern aus andern Clans durch sein Gebiet getrieben worden war, vier- und fünffach ersetzt. Trotz alles dessen wird er von den Kolonisten fortwährend mitleidslos mißhandelt, obwohl Oberst Somerset, der früher so streng gegen ihn verfuhr, später eine freundlichere Gesinnung angenommen haben soll.

Am 7 Okt. 1827 wurde Makomo von Hrn. Read eingeladen, einer jährlichen Zusammenkunft der Auxiliar-Missionsgesellschaft zu Philipton am Katzenflusse beizuwohnen. Der Häuptling wandte sich an den Offizier, der den nächsten Gränzposten kommandirte, und bat um Erlaubniß der Versammlung beiwohnen zu dürfen, die ihm jedoch rund abgeschlagen wurde. Er wagte es dennoch auf einem andern Wege zu kommen, mit seinem gewöhnlichen Gefolge, aber völlig unbewaffnet, und hielt eine Rede, worin er den Vorschlag Hrn. Thomsons, des Geistlichen der englischen Kirche, unterstützte, welche auf die Bekehrung der Kaffern abzweckte. In der kräftigen Sprache seines Landes sprach er von dem rohen Verbot, dieser christlichen Versammlung beizuwohnen, während eine große Anzahl Handelsleute sich im Kafferland befänden.*) „Es sind keine Engländer am Katzenfluß, es sind keine Engländer in Grahamstown, sie sind alle in vollständiger Sicherheit mit Weibern und Kindern in meinem Lande, während ich hier stehe, wie ein Spitzbube und Landstreicher, der sich hereinstehlen muß.“ Dann wandte er sich an seine Leute und sagte: „Ihr Söhne Kahabis, ich habe euch hieher geführt, damit ihr sehet, was das Wort Gottes gewirkt hat. Diese Hottentotten waren gestern noch verachtet und unterdrückt, wie wir, die Kaffern, es heute sind. Aber seht was das große Wort für sie gethan hat. Sie waren todt, jetzt leben sie; sie sind noch einmal Menschen geworden. Geht und erzählt meinem Volke, was ihr gehört und gesehen habt; denn solche Dinge, wie wir sie hier gesehen und gehört, hoffe ich bald auch in unserem Lande zu finden. Gott ist groß, der es gesagt hat, und der es sicherlich ausführen wird.“ Während so der afrikanische Häuptling seinen Leuten die Annahme des großen Worts empfahl, das eine gesellschaftliche und geistige Wiedergeburt mit sich bringe, erschien plötzlich von dem militärischen Posten eine Abtheilung Dragoner, um Makomo zu verhaften, weil er ohne Erlaubniß die Gränze überschritten habe. Dieß wurde auf die brutalste und beleidigendste Weise ins Werk gesetzt, sogar nicht ohne Lebensgefahr für den Häuptling durch das schändliche Benehmen eines betrunkenen Sergeanten, obwohl nicht der mindeste Widerstand versucht ward. Diese Thatsachen wurden mit mehreren empörenden Einzelnheiten in zwei Kapzeitungen bekannt gemacht, sie wurden nicht widersprochen, aber auch keine Aufklärung darüber gegeben.

Der South African Advertiser vom 30 Nov. 1833 enthält ein hieher gehöriges Schreiben von einem Handelsmanne (Trader) aus Grahamstown, der über die Behandlung der Kaffern Nachstehendes bemerkt: „ich will nicht allen Tadel auf die Behörden werfen, das ganze System ist durchaus falsch. Ein Gouverneur kommt nach dem andern und galoppirt herum, aber ihre Gedanken sind durchaus militärisch; statt an Versöhnung zu denken, suchen sie den besten Platz zu einer militärischen Station. Sie sind so gewöhnt zu befehlen, daß sie einen unbedingten Gehorsam auch

*) Zu dieser Zeit befanden sich über 200 Handelsleute aus der Kolonie zum Theil mit Weibern und Kindern im Kafferlande.

von unabhängigen Häuptlingen verlangen, welche 20,000 Unterthanen haben, die ihnen schon von Geburt an ergeben sind, und um sie zu unterstützen ihr Leben aufopfern würden; man bedroht die Häuptlinge, wenn sie nicht die erhaltenen Befehle vollstrecken, augenblicklich mit einem Kommando. Ich habe gesagt, ich werfe nicht allen Tadel auf unsere Behörden hier, aber ich muß gestehen, daß ihr Benehmen keineswegs versöhnlich ist. Man nimmt gegen die Kaffern durchaus ein hochmüthiges Wesen an, das sie noch einmal zum Kriege treiben wird. Möge diese Zeit nicht näher seyn, als man glaubt."

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an die Expedition nach Madagascar in den Jahren 1829 und 1830. *)

(Von einem französischen Offizier, der derselben beigewohnt hat.)

Seit der Zeit Ludwigs XIV hat Frankreich mehrere Versuche einer Niederlassung auf der Insel Madagascar unternommen, weil es die Wichtigkeit einer solchen bei der Nähe der Inseln Isle de France und Bourbon nur allzu sehr fühlte. Diese Unternehmungen fielen jedoch in Folge des Unverstandes derer, denen die Leitung anvertraut war, und der wenigen Mittel, welche die Regierung dazu bewilligte, immer unglücklich aus.

Gleichwohl leistete die Regierung auf ihre Kolonisationsentwürfe nie Verzicht. Im Jahre 1821 gründete sie eine Niederlassung auf der kleinen Insel St. Maria; allein auch dieser Versuch fiel nicht besser aus als der frühere. In kurzer Zeit rieb das verheerende Klima die ganze Besatzung und die Mannschaft der Fahrzeuge auf, die verödet auf der Rhede blieben, wo man noch heutzutage die Trümmer derselben gewahrt.

Die große Sterblichkeit, die gänzliche Nullität der Kolonie und ihre kostspielige Unterhaltung hätten die Regierung für immer von ähnlichen Unternehmungen heilen sollen. Allein sie war schlecht unterrichtet. Anfangs hatte man ihr glauben gemacht, es gehe Alles vortrefflich, und es sey nöthig den Kreis unserer Besitzungen durch eine Niederlassung auf der großen Insel in der Nähe von Tintingue zu erweitern, wo sich eine treffliche Rhede finde, die sich ganz zur Anlegung eines militärischen Postens eigne. Dieser Umstand war allerdings für Frankreich sehr wichtig; denn die Rheden von Bourbon sind, besonders zum Ueberwintern, so schlecht, daß sich seit der Wegnahme von Isle de France durch die Engländer behaupten läßt, daß die Franzosen in ganz Indien nicht einen militärischen Posten, ja nicht einmal einen guten Hafen besitzen.

Durch diese Gründe bestimmt, entsendete der damalige Seeminister, Hyde de Neuville, eine Fregatte von der Station von Rio-Janeiro, kombinirte ihre Ankunft zu Bourbon mit der einiger anderer Schiffe und einer Truppensendung nach der Kolonie, und befahl dem damaligen Gouverneur der Insel Bourbon, Herrn von Cheffonville, aus allen diesen kleinen Abtheilungen eine Division zu formiren, welche unter den Befehlen des Schiffskapitäns G. eine Gesandtschaft nach Madagascar bringen sollte; diese Gesandtschaft hatte den Auftrag, der Königin von Madagascar im Namen des Königs von Frankreich Geschenke anzubieten, und sie in Kenntniß zu setzen, daß wir von dem Punkt Tintingue Besitz nehmen würden. Die Befehle des Ministers waren genau abgefaßt; die Sendung des Schiffskapitäns schien eine friedliche. Die Division sowohl als die Truppen waren nur bestimmt ein kriegerisches Gepränge zu entwickeln, und der Königin einen hohen Begriff von Frankreich beizubringen.

Die Insel Madagascar liegt unter dem 23° 18' der Breite und unter dem 40° 19' der Länge. Ihre Länge beträgt etwa 340 Stunden; die Zahl ihrer Bewohner mag sich auf 2 Millionen belaufen. Eine Gebirgskette durchstreift sie von Norden nach Süden. Sie hat weite Ebenen, breite und tiefe Flüsse und unermeßliche Wälder, welche treffliches Bauholz liefern. Die Meeresufer sind im Allgemeinen sehr ungesund wegen des sumpfigen Bodens, der sich zum Reißbau vortrefflich eignet. Im Innern des Landes ist das Klima gesund, und gemäßigter als an den Küsten. Getreide und der Weinstock würde sehr gut hier fortkommen; auch hat die Insel einige Eisen- und Silberminen. Die Einwohner theilen sich in mehrere Kasten, welche man durch die Verschiedenheit ihrer Haare, Farbe, Sprache und Sitten von einander unterscheidet. Die drei Hauptkasten sind: die Ovas, die Saclaven und die Malgaschen.

Die bewährteste Ansicht geht dahin, daß die Ovas von den Arabern abstammen, die sich einst in der Mitte der Insel niederließen. Ihre Haut ist kupferfarbig; aber ihre Haare und ihre Gesichtszüge haben große Aehnlichkeit mit denen der Europäer. Die Ovas sind stolz und kriegerisch.

Radama Manjaka, ihr letzter König, hat nicht wenig zur Civilisation seines Volkes beigetragen. Die Natur hatte diesen Fürsten mit einer edlen Seele und einem unter diesem Himmelsstriche seltenen Genie begabt. Er liebte den Ruhm, kannte die Geschichte unserer großen Männer, von denen er sich Bildnisse verschafft hatte, und bewunderte ihre Thaten. Häufig fand man ihn vor Napoleons Büste in Betrachtungen versunken. Unter seiner Regierung erhoben sich Buchdruckereien, Schulen für die ersten Elemente des Lesens und Schreibens und der Mathematik, und Werkstätten für Bijouterie- und Schlosserwaaren. Da er Eroberungen machen wollte, so bemühte er sich ein Heer zu schaffen und die strengste Mannszucht in demselben einzuführen. Wer vor dem Feinde floh, ward lebendig verbrannt. Ein geschlagener General mußte in der Hauptstadt sein Benehmen rechtfertigen und sich der Giftprobe unterwerfen; starb er, so galt er für schuldig; hielt er die Probe aus, so ward er für unschuldig erklärt. Radama führte, stets glücklich in seinen Unternehmungen, Krieg mit allen kleinen Fürsten der Insel, besiegte sie, und unterwarf ganz Madagascar seiner Herrschaft. Unglücklicherweise raffte ihn der Tod noch in seiner Jugend und zu frühe für sein Land hinweg. Er starb den 24 Julius 1828 in einem Alter von 27 Jahren. Seine Unterthanen zeigten durch ihren tiefen Schmerz, daß sie den ganzen Verlust, der sie betraf, zu fassen fähig waren. Die Weiber schnitten sich nach altem Gebrauche die Haare ab. Eine allgemeine Trauer verbreitete sich über die ganze Insel. Sein Leichenbegängniß war prächtig. Die Leiche ward in einem Sarge von Silber durch die ersten Beamten des Reichs in ein besonders hiezu erbautes Mausoleum gebracht. Sechs der schönsten Pferde des Königs und 200 Ochsen wurden ihm geopfert.

Die Königin Ranavalo hatte den Obergeneral des Heeres zum Geliebten, dem sie mittelst Anwendung unzähliger Ränke ihre Hand reichte.

Doch wir kehren zur Beschreibung der verschiedenen Kasten der Insel zurück.

Malgaschen. Malgaschen oder Madecassen nennen die Europäer im Allgemeinen alle Eingebornen von Madagascar. Auf der Insel selbst nennt man nur die Nomadenkaste Malgaschen, die, in verschiedene Stämme getheilt, die Küsten von Madagascar bewohnen. Die Haut der Malgaschen ist sehr schwarz, ihre Haare sind kraus, und ihre Züge lange nicht so regelmäßig als die der Ovas. Der Malgasche ist weichlich, feig und weibisch. Hat er ein Haus oder eine Pirogue, so bringt er, besonders wenn die Zeit des Reißbaues noch nicht herangenaht ist, den ganzen Tag damit zu, daß er auf einer Matte sitzt und auf einem aus Bambus gefertigten Instrumente spielt, dessen düstere Töne melancholisch stimmen. Der Reißbau und die Wartung seiner Heerde sind seine Hauptbeschäftigung. Die Weiber arbeiten an sehr feinen Geweben aus der Rinde eines Baumes.

Saclaven. Saclaven heißt man die Einwohner der westlichen Küste; sie leben gleich denen der Ostküste als Nomaden; ihre Haut ist schwarz wie Ebenholz; ihre Haare sind sehr kraus. Ihre Gesichtszüge sind dieselben wie die der Malgaschen, aber der Saclave ist stolz, tapfer und kriegerisch. Radama fand Gegner an ihnen, die schwer zu unterwerfen waren, und noch jetzt tragen diese Stämme jedes Joch ungern.

(Fortsetzung folgt.)

*) Vergleiche „die neueste Staatsumwälzung in Madagascar." Ausland Jahr 1833 Nr. 261 ff.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 149. 29 Mai 1835.

Bemerkungen über Paris.

(Von Prof. Dr. Dieffenbach. Aus der Berliner Wochenschrift für die gesammte Heilkunde 1834.)

Paris hat sich seit dreizehn Jahren, wo ich dasselbe zuletzt sah, in jeder Beziehung verändert. Es ist nicht allein das Aeußere der Stadt, nicht das Treiben in derselben, welches jetzt ganz anders aussieht, sondern die Menschen selbst von Außen und von Innen sind andere geworden. Die Stadt hat unendlich gewonnen durch das Abreißen vieler alten geschmacklosen Gebäude, in dem engen, schmutzigen, ungesunden Theile derselben, überall hat man gelüftet, und der Luft und der Sonne einen Zutritt zu den von ewiger Dämmerung bedeckten Gäßchen und Durchgängen verschafft, überall hat man im Innern aufgeräumt, und sich daher mehr nach Außen ausgebreitet. Herrliche Paläste sind an die Stelle alter kleiner Gebäude getreten, oder auf wüsten Plätzen im Umkreise der Stadt aufgeführt worden. Die schmutzigen Rinnsteine in der Mitte der Straßen werden nach und nach an die Seite gebracht, wenn die Breite der Straße es irgend erlaubt, und häufig durch künstliche Wasserleitungen gesäubert; die Trottoirs fangen an gleichmäßiger und höher zu werden, und der Fußgänger ist weniger den Gefahren, von den Rädern und Deichseln des Cabrioletts beschädigt zu werden ausgesetzt.

Wenn man durch die wogende Menge der Menschen sich hindurchdrängt, so wird einem so bange, als wäre man ganz allein auf der Welt; man fühlt so recht das unbedeutende seiner Person gegen das große Ganze, als könnte man übergefahren oder von Pferden zertreten werden, ohne daß eine Seele sich darum bekümmerte, und dennoch — das ist der Charakter der Franzosen — eilt Alles mitleidsvoll herbei, wenn den geringsten Bettler ein kleiner Unfall trifft, und steht ihm mit der That bei.

So wie man sich nun aber dem Gedränge der wogenden Menge entzieht, den Weg durch die höhern Theile der Stadt nach dem Mont-Martre zu nimmt, diesen ersteigt und dann herab von dieser Höhe auf dieses aschgraue unendliche Meer von Häusern herabblickt, aus dem die Thürme gleich Felsenspitzen hervorragen, so fühlen wir uns jetzt eben so groß, als wir uns vorher klein fühlten, und als wären alle die, welche da unten sich ergehen und leben, kleinere Menschen, und als wäre all ihr Treiben ein Jagen nach Nichts oder nach kleinlichen und erbärmlichen Dingen.

So wie alles Leblose in Paris an Aeußerlichkeit zugenommen hat, so scheinen die Menschen sich dagegen verändert zu haben. Um es mit einem Worte auszudrücken: es sieht so aus, als wäre die ganze frühere Nation mit Weib und Kind ausgewandert, als hätte dieses lustige, leichtsinnige, scherztreibende, deklamirende, immer geputzte Volk sich auf die Völkerwanderung begeben, und durch ein ernsteres, ruhigeres, körperlich kraftvolleres, nordisches Volk gedrängt, südlichere Landstriche aufgesucht. Ohne Widerrede ist die ganze jetzige Nation größer, blonder, ruhiger, verständiger (wie trostvoll für ihre Nachbarn!) wie ein wenig deutsch und ein wenig spanisch zugleich geworden.

Sollte es wohl möglich seyn, daß eine ganze Nation wachsen, und eine ganze Nation in wenigen Jahren ein anderes Gesicht bekommen könne? Ich glaube ja. Die jetzige jüngere Generation sind die Kinder der tapfern Männer, welche Napoleon zur Schlachtbank führte, und welche uns so viel zu schaffen machten; solche Väter, wenn auch von kleinem Stamm, häufig mit Ausländerinnen verheurathet, außerdem von Tausenden in Frankreich eingewanderter Väter erzeugt, mußten einen bedeutenden Einfluß auf die ganze Nachkommenschaft ausüben; die ganze frühere Generation unter Napoleon wurde allmählich durch Schlachten und Leiden geprüft und so ernst gemacht, daß der, welcher dem Eistode an der Beresina entging, in Frankreich mit seiner Frau nicht leicht einen Laffen erzeugte; oder sollten den Kindern der gefallenen Väter keine Erinnerungen der Vergangenheit geblieben seyn?

Im Allgemeinen sahen alle Leute blässer aus als in Deutschland, außerdem sind sie durchgehends viel magerer wie die Deutschen. Wir legen uns nach dem 40sten Jahre, wenn es uns nur irgend erträglich geht, einen Bauch zu, der dann nach den Umständen wieder zu- oder abnimmt. So wie aber der Franzose dieses Alter erreicht hat, so fängt er in der Regel an, eher magerer als fetter zu werden, und ist dann im 60sten Jahre oft bis zur Mumie eingetrocknet, aber frisch und gesund, und fest wie Stahl; die blitzenden Augen drücken die geistige Kraft aus; fast alle geistvollen Männer, deren Büsten sich in den Sammlungen vieler Privatpersonen befinden, wie von Benjamin Constant, Foy, Manuel ꝛc., sind auch äußerst mager.

Häufiger als die Männer erlangen hier die Frauen ein gewisses embonpoint, besonders die einen kleinen aber einträglichen Handel auf der Straße treiben, und deren sind viele Tausende. Die Obst- und Gemüsehändlerinnen, die Fleisch- und Geflügelhändlerinnen und vor allen die Fischfrauen; die frische Luft, das Sitzen und die leichten Gemüthswallungen scheinen ihnen so gut zu bekommen; die wandelnden handelnden Frauen sind dagegen meist mager und oft von kümmerlichem Aussehen, was auch von den Männern gilt.

Höchst auffallend ist die Verschiedenheit des körperlichen Aussehens der Armee; während die Kavallerie und Artillerie von Kraft und Jugend strotzt, während sich besonders die letztere durch ungemeine Frische und Schönheit der Gestalt auszeichnet, sieht die Mehrzahl von Infanteristen, Gemeine und Offiziere bleichgelb und äußerst mager aus; es ist ein Aussehen, als lebten sie in ungesunden feuchten Wohnungen, und bekämen keine ihren Anstrengungen angemessene Nahrung. Oder drückt sie alle der Gedanke, daß der Soldat jetzt nur Füsilier und der Bürger, und sey er auch nur 4 Fuß hoch, der natürliche Grenadier sey? Diese Nationalgarde ist es, welche dieses vulkanische Land in Ruhe erhält, und die ewigen neuen Ausbrüche des unterirdischen Feuers beschwichtigt; es ist ein imposanter Anblick wie Männer, welche zum Theil bedeutende Posten bekleiden, mit größter Selbstverläugnung die Verrichtungen des gemeinen Soldatenstandes übernehmen, bald sich muthig in die Gefahren des Volksaufstandes hineinbegeben, bald sich zur unerträglichen Langenweile der Schildwache verwenden lassen.

Die Verhältnisse der Kap-Kolonie zu den Kaffern.

4. Allgemeine Bemerkungen. Neuere Zustände.

(Fortsetzung.)

Das Schlimmste kommt aber noch. Die brutale Gefangennehmung mag vielleicht bloß das unbefugte Verfahren hochmüthiger Subalternen gewesen seyn, das Nachfolgende ist die That des funktionirenden Gouverneurs, des Oberstlieutenants Wade, der zwischen der Abreise des einen und der Ankunft des andern Gouverneurs seine nur einige Monate dauernde Amtsgewalt dadurch bezeichnen zu müssen glaubte, daß er abermals von dem kaffrischen Gebiet ein Stück abriß, von dem Gebiet, das selbst Lord Ch. Somerset aus Mitleiden Gaika *) gelassen, und auch Sir Lowry Cole dessen Sohne Makomo verwilligt hatte. Herr Fairbairn sagt darüber in dem bereits genannten Blatte vom 7 December 1833 Folgendes:

„Unter der britischen Regierung ist das kaffrische Gebiet sehr beschränkt worden; sie wurden aus dem Zuureveld, dann aus dem neutralen Gebiet vertrieben, und immer noch sucht man eine bestimmte Gränze umsonst. Hätte man absichtlich alle Gränzfragen in einem Zustande von Ungewißheit gelassen, um nach Gefallen mehr und mehr davon abzureißen, hätte man den Entschluß gefaßt in Zukunft einmal das ganze Kafferland an sich zu reißen, so hätte man nicht anders verfahren können, als es geschehen ist. In allen Gränzstreitigkeiten hat die Kolonialregierung stets nur nach ihrem eigenen Gefallen entschieden, und die widerstrebenden Häuptlinge als Verbrecher behandelt, obwohl sich nicht leicht zwei Leute finden lassen, welche einig darüber sind, wie von mehrern Gouverneuren die Gränze festgesetzt wurde.

„Vor wenigen Jahren wurde Makomo ohne Umstände von dem Katzenfluß vertrieben, wo nicht nur sein Vieh weidete, sondern auch Korn gebaut wurde. Viele seiner Leute kamen in den Bergen vor Hunger und Kälte um, aber er erhielt keine Entschädigung. Herr Roß, der eine Missionsstation und eine Schule inmitten seines Stammes errichtet hatte, legte seine Klage und seine Vorstellungen dem Gouverneur vor, und wurde für seine Mühe gröblich beleidigt. Warum? Weil der Katzenfluß ein Theil des neutralen Gebiets war, und um dieß zu beweisen, wurde es augenblicklich Hottentotten aus der Kolonie angewiesen. Was erhielt dagegen Makomo? Nichts. Jetzt ist der Sturm einigermaßen vorüber, und nun weist man Makomo in einem Augenblick tiefen Friedens über den Chumi. Warum? Weil das Land, welches er jetzt inne hat, ein Theil des neutralen Gebiets ist, und um diese Neutralität zu beweisen, soll es jetzt abermals Leuten aus der Kolonie angewiesen werden."

Dasselbe Blatt enthält ein Schreiben Makomo's, der zwar wie der europäische Adel im Mittelalter nicht selbst die Feder führen kann, aber der Brief ist von ihm diktirt, und von zwei achtungswerthen Männern als ächt bestätigt. Die wichtigsten Stellen daraus lauten folgendermaßen:

„Da ich und mein Volk über den Chumifluß getrieben worden, ohne daß man uns sagte, warum, so möchte ich doch von der Regierung erfahren, was wir Uebels gethan haben. Man bedeutete uns bloß, wir müßten über den Chumi zurückweichen, aus welchem Grunde aber wurde mir nicht mitgetheilt. Stockenstrom und Somerset erklärten einstimmig, ich und mein Volk sollten westlich sowohl als östlich vom Chumi uns aufhalten dürfen, ohne gestört zu werden. Wann wird man mich und mein Volk in Ruhe lassen?

„Als mein Vater lebte, herrschte er über das ganze Land vom Fischfluß bis zum Kei, von dem Tage an aber, wo er sich weigerte, den Boers gegen die Engländer zu helfen, hat er durch diese mehr als die Hälfte seines Landes verloren. Mein Vater war stets der beste Freund der englischen Regierung, obwohl er durch sie verlor. Mein armes Volk fühlt schwer den Verlust seines Weidegrundes, ohne den wir nicht leben können, aber auch den unsers Kornlandes. Unser Korn ist zum Theil schon ziemlich hoch; alles dieß müssen wir verlassen.

„Ich habe friedlich mit meinem Volke westlich vom Chumifluß gelebt, seit Somerset und Stockenstrom mir erlaubten, in meinem eigenen Lande zu bleiben. Wenn jemand aus meinem Volke den Kolonisten stahl, so habe ich das Gestohlene zurückgegeben. Ich gab selbst das Vieh zurück, was die Leute anderer Kraals gestohlen hatten. Dennoch habe ich und mein Bruder Tjali fast kein Land mehr, in welchem wir mit unserm

*) Bei der Abtretung des neutralen Gebiets im Jahre 1819 rettete Gaika den schönen Landstrich zwischen dem Chumi und den Quellen des Keiskamma durch die inständigen Bitten, ihm doch das Land seiner Geburt zu lassen.

Vieh leben könnten. Auch bin ich sehr unzufrieden über die falschen Anklagen, die man häufig gegen mich vorbrachte. Ich weiß nicht, warum so viele Kommando's in dieß Land kommen, unser Vieh fortführen und unsere Leute tödten, ohne zureichenden Grund. Wir thun der Kolonie keinen Schaden, und doch bleibe ich unter dem Fuße der Engländer. Ich möchte Euch *) um die Gunst bitten, bei der Regierung für mich über den Grund aller dieser Dinge nachzufragen."

Euer Freund,

Makomo, der Häuptling.

Die oben angeführten beiden Stellen fanden sich im South African Advertiser während Oberst Wade's Verwaltung. Das Nachfolgende ist ein Theil des Hauptartikels im ersten Blatte, das nach der Ankunft des neuen Gouverneurs, Sir Benjamin d'Urban, erschien.

„Die größte Geschicklichkeit, geleitet von den richtigsten Grundsätzen, ist unverweilt nöthig, um ein gerechtes, menschliches und ehrenhaftes Verhältniß mit den eingebornen Stämmen jenseits der Gränze in Gang zu bringen. Jetzt gibt es gar kein System, oder eines, das gar nichts taugt, und ein Gewitter zieht sich auf jener Seite zusammen, das, wenn man nicht schnell mit Klugheit und Redlichkeit einschreitet, sicherlich in Strömen von Blut sich entladen wird. Die Barbaren oder Wilde, wie wir sie so gerne nennen, verstehen einen einfachen Fall so gut als die gebildetsten Männer, und in den meisten, wo nicht in allen unsern Streitigkeiten von Anfang an würden sie vor unparteiischen Richtern unschwer einen Urtheilsspruch gegen uns erhalten. Wie die Sachen stehen, so glüht das Gefühl der erlittenen Ungerechtigkeit in ihren Herzen, und die Härte, womit in neuerer Zeit nicht zu rechtfertigende Befehle ausgeführt wurden, hat sie entweder zur Verzweiflung gebracht, oder zu Racheplanen erbittert. Die höhnische Behandlung des Häuptlings wurde noch erschwert durch den Muthwillen untergeordneter Befehlshaber, und unerträglich gemacht durch die Brutalität der Soldaten. Wir meinen hier die Verhaftung des Kafferhäuptlings Makomo. In dem Verkehr mit einem solchen Manne dürfen wir nichts darnach fragen, daß er schwarz ist oder hauptsächlich von Milch lebt, und sich in eine Ochsenhaut kleidet. Er ist ein Mann von Gewandtheit und gesundem Verstande, und unbezweifelt der gesetzmäßige Fürst eines Volks. Da er ein solcher ist, so sollten der Gouverneur oder angemessene Stellvertreter desselben ihn auf einem Fuße vollkommener Gleichheit behandeln. Unsere Ueberlegenheit sollte sich zeigen in größerer Artigkeit und höherem Anstande, Eigenschaften, die nie verfehlen einen günstigen und tiefen Eindruck auf die Gemüther von Leuten in einer so unglücklichen Lage, wie er, zu machen: zudem haben wir Gelegenheit gehabt, zu erfahren, daß das Herz dieses Häuptlings solchen Eindrücken besonders zugänglich ist. Er ist so eben des letzten Landstrichs beraubt worden, auf den die schlaue Auslegung einer sehr bestreitbaren mündlichen Uebereinkunft der Kolonialregierung einen Schatten von Anspruch gab. Se. Exc. wird ohne Zweifel den Gründen nachforschen, weßhalb man ihn zu einer Zeit als sein Korn beinahe reif war, und sein Vieh des Grases nothwendig bedurfte, so plötzlich und summarisch verjagte, und wird erkennen, ob nicht etwa die Habgier Einzelner mehr Antheil an einem solchen Verfahren hatte, als reiner Eifer für den öffentlichen Dienst."

Dieß war die Lage der Dinge an der Kaffergränze im Anfang des Jahres 1834.

(Schluß folgt.)

*) Der Brief war an einen Missionär gerichtet.

G o a.

(Schluß.)

Die Aussicht vom Kloster aus ist herrlich. Gerade gegenüber durch die Bai, auf der äußersten westlichen Spitze, steht Aguad, vom Hafendamm am Rande des Wassers an bis zum Gipfel des Hügels hinauf mit glänzenden Kanonen bespickt. Dann gleitet der Blick an einem felsigen, zwei Meilen langen Gestade hin, und wird endlich von dem Fort Reis gefesselt, das die Barre des Flusses beherrscht. Weiterhin liegt die Stadt Pangi halb hinter Bäumen verborgen, hinter denen der breite Fluß sich hinschlängelt und sich dann in weiter Ferne verliert, während sich im Hintergrunde die westlichen Ghauts emporthürmen. Verfolgt man nun von Pangi abwärts das Ufer bis zu dem Felsen unter dem Kloster, so fühlt sich das Auge von der herrlichen Bai angezogen, in welcher Fahrzeuge aller Art vor Anker liegen. Man kann sich nicht leicht einen schönern Anblick denken, und Tavernier selbst stellt in seiner Reise nur den des Hafens von Stambul über ihn. Wendet man sich gegen Süden, so hat man das rauhe Vorgebirge von Murmogoa mit seinem befestigten Gipfel in einer Entfernung von einigen Meilen vor sich. Dazwischen rollt die Fluth des Meeresarmes, der mehrere Meilen weit in das Land hineintritt, und sich endlich mit dem nördlichen Arme vereinigend die Insel bildet. Blickt man nach Westen, so breitet sich der unermeßliche Ocean aus, in den die untergehende Sonne hinabtaucht und ihn mit ihren Strahlen vergoldet.

Das Gebiet von Goa besteht aus zwei Provinzen — Salsette und Bardes — und aus ungefähr einem halben Dutzend Inseln, auf deren einer Pangi liegt. Das Gebiet hat zwei große Städte — Mergaon in Salsette und Mapuca in Bardes — jede mit ungefähr 10,000 Einwohnern. Hinsichtlich des gesunden Klima's und der Fruchtbarkeit verdient Salsette den Vorzug, denn die Insel Goa ist der ungesundeste und am wenigsten fruchtbare Theil des Gebiets. Die Gesammtbevölkerung mag sich auf etwa 500,000 Seelen belaufen, wovon ungefähr zwei Drittel Christen sind. Mehrere Theile des Gebiets sind gut angebaut, und die Einkünfte belaufen sich, nach Abzug aller Ausgaben und nach Erlegung von 2 Laks an den königlichen Schatz in Portugal für das Tabaksmonopol, auf 9 Laks Rupien.

Der Handel der Provinz ist jetzt höchst unbedeutend, indem er sich nur auf einigen Küstenverkehr beschränkt; auch die Märkte heißen nicht viel, ausgenommen in Fischen, Reiß und Geflügel. Rindfleisch ist nur selten und schlecht, Schöpsenfleisch gar nicht zu haben, dagegen sind Enten, Gänse, Indians u. s. w. häufig und wohlfeil.

Ueber Sitten und Moral der Goanesen ist viel Widersprechendes gesagt worden; alle Schriftsteller aus dem Zeitalter des heiligen Xaver stimmen indeß darin überein, sie, besonders die Weiber, als sehr in sinnlicher Lust versunken zu schildern. Tavernier entwirft im 17ten Jahrhundert ein sehr düsteres Gemälde von der Zügellosigkeit der höhern Klassen, und selbst in neuerer Zeit ist ihre Unsittlichkeit oft bitter getadelt worden. Wenn indeß auch das Benehmen vieler Leute aus der Volksklasse Stoff zu Klagen geben mag, so läßt sich dagegen glauben, daß die Beschwerden gegen die Vornehmen, jetzt wenigstens, größtentheils ungegründet sind, da diese im Ganzen ein geregeltes, ruhiges und sittliches Leben führen. Es gibt weder öffentliche Spaziergänge noch Theater, keine öffentlichen und nur sehr wenige Privatgesellschaften, und die einzige Gelegenheit, wo die Vornehmern sich versammeln, sind religiöse Feste. Schwerlich wird man aber dagegen in irgend einem andern

Lande ein so zügelloses und undisciplinirtes Militär finden, als die europäischen Soldaten in Goa sind. In Pangi wagt sich, sobald es dunkel geworden ist, niemand aus dem Hause, aus Furcht von diesen Menschen ausgeplündert zu werden; sogar Mordthaten sind nicht selten. Man wird sich hierüber weniger wundern, wenn man weiß, daß ein bedeutender Theil dieses Militärs Verbrecher sind, die man aus Portugal hieher sendet; aber darüber muß man sich billig entrüsten, daß keine Vorkehrungen gegen solche Gräuel getroffen werden. Portugiesische Soldaten und Matrosen scheinen indeß allenthalben etwas undisciplinirt zu seyn, denn als ich zu Pangi ans Land stieg, sah ich die Schildwache Gewehr beim Fuß mit der Cigarre im Munde dastehen, und weder mich, der ich doch in Uniform war, noch andere vorübergehende Offiziere salutiren.

Privatreichthum ist nur wenig in der Kolonie. Nur Einige haben ein Einkommen von 200 Rupien monatlich, und vielleicht kaum zwei oder drei von 1000 Rupien. Der Gehalt des Gouverneurs beläuft sich nicht über 20,000 Rupien jährlich. Zunächst dem Gouverneur in Rang und Gehalt steht der Erzbischof, der das Prädikat Excellenz und 8000 Rupien jährlich hat. Der Obergeneral der Truppen, ein portugiesischer Feldmarschall, hat nur 7000 und der Generalsekretär 1200 Rupien jährlich. Alle übrigen Gehalte sind sehr niedrig. Die Mehrheit der Eingebornen geht europäisch gekleidet, und den Turban sieht man hier so selten als in Madras. Nur wenige Goanesen verstehen Hindustanisch oder eine andere orientalische Sprache. Der Jargon der niedern Klasse besteht aus einer barbarischen Mischung des Portugiesischen und des Concani; die Vornehmern sprechen rein Portugiesisch und einige wenige der letztern verstehen oder sprechen Englisch.

Erinnerungen an die Expedition nach Madagascar in den Jahren 1829 und 1830.

(Fortsetzung.)

Wir gehen nunmehr zur Expedition selbst über. Am 2 Julius 1829 trafen die Fregatte Terpsichore, die Korvette Nièvre, Chevrette, Infatigable und das Avisoschiff der Colibri, denen sich später noch die Korvette Zélée und die Gabarre Madagascar anschlossen, im Hafen von St. Maria mit 500 Mann des 16ten leichten Regiments, 100 Artilleristen und 100 Arbeitern derselben Waffe zusammen.

Am 7 Julius segelten diese Schiffe nach Tamatava, dem Hauptpunkte der Ostküste, ab, wo sie am 9 Julius Nachmittags anlangten. Die Fregatte begrüßte mit 19 Kanonenschüssen die Fahne der Königin, welche auf einem die Rhede beherrschenden Fort wehte. Dieses Fort war mit 21 Geschützen besetzt. Die Begrüßung ward mit einer gleichen Anzahl Schüsse erwidert.

Am 10 Julius stieg der Kommandant des Geschwaders in Begleitung mehrerer Offiziere ans Land, und machte dem Gouverneur dieses Theiles der Insel, Andreas Soa, einen Besuch; er trat mit diesem Beamten in Verbindung, indem er ihn versicherte, seine Sendung sey friedlicher Art, er bringe Geschenke für die Königin, und habe Befehle ihr dieselben durch eine Deputation überreichen zu lassen. Aller dieser Versicherungen ungeachtet zeigte Soa viel Mißtrauen. Er bemerkte dem Kommandanten, daß strenge Befehle ihm verbôten, einen Fremden ohne Ermächtigung der Königin nach der Hauptstadt reisen zu lassen; gleichwohl gestattete er in Anbetracht der ganz eigenen Verhältnisse nach langem Nachdenken der französischen Gesandtschaft endlich freien Zutritt an den Hof.

Diese unerwartete Schwierigkeit führte Verstimmung herbei, und erschien als eine üble Vorbedeutung. Als am folgenden Tage ein kleines Schiff, das die Bestimmung hatte Lebensmittel aufzusuchen, durch ein Mißverständniß wie zum Kriege ausgerüstet wurde, ließ Soa ein Geschütz auf dasselbe richten. Der Kommandant G. hierüber aufgebracht, befahl alle Verbindung mit der Insel abzubrechen. Einige Personen aus der Umgebung des Herrn von G. riethen aus verschiedenen, jedoch dem Hauptzwecke der Expedition ganz fremden Gründen, zur Eröffnung der Feindseligkeiten. Herr von G. schwankte noch, was er thun sollte, als ein Ereigniß, das sich später mehr lächerlich als beunruhigend auswies, ihn veranlaßte, keine Gesandtschaft abzuschicken und nur einfach an die Königin zu schreiben, und ihr das Gesuch der französischen Regierung kund zu thun. Das Ereigniß, welches ihn hiezu bestimmte, war folgendes: Eines Abends, während wir auf unsern Schiffen nach einer überaus drückenden Tageshitze die Wohlgerüche einathmeten, welche der Wind uns von der Küste herüberwehte, geschahen 7 Kanonenschüsse aus dem Fort der Ovas. Jeder beschäftigte sich darüber mit Vermuthungen; von Vermuthungen kommt man zu Bestätigungen, und bald wollten Mehrere Kugeln pfeifen gehört haben. Herr von G. ließ unverzüglich sämmtliche Schiffe in schlagfertigen Stand setzen und sendete einen Offizier an den Gouverneur ab. Der französische Offizier fand Soa an der Tafel, umgeben von seinem Stabe, und verlangte Erklärung darüber, daß man auf die französischen Schiffe gefeuert habe. Soa brach in Lachen aus, und ließ dem Herrn von G. sagen: er möge sich beruhigen, die sieben Schüsse seyen zu Ehren eines auf das Wohl der Königin ausgebrachten Toasts geschehen. Diese Antwort zog den Chef der Expedition auf unangenehme Weise aus seinem Irrthum. Gern hätte er den fröhlichen Gästen einige Kugeln seiner 36pfünder zugeschickt, allein dazu brauchte er Gründe, die ihm fehlten. Er nahm daher zu einem andern Auskunftsmittel seine Zuflucht, indem er sich darüber beleidigt stellte, daß Soa ihm seinen Besuch nicht zurückgegeben habe. Der Fregattenkapitän Letourneur ward abgeschickt den Gouverneur über diesen Verstoß zur Rede zu stellen, und ihm zu wissen zu thun, man werde ihm den Krieg erklären, wofern er den einem Repräsentanten des Königs von Frankreich angethanen Schimpf nicht wieder gut mache. Soa, der keinen Begriff von den europäischen Höflichkeitsformen hatte, erstaunte nicht wenig, entschuldigte sich jedoch, und kam schon am folgenden Tage mit seinem Generalstabe an Bord der Fregatte, wo man ihm die geeigneten militärischen Ehrenbezeugungen erwies.

Mehrere Wochen verstrichen, ehe der an die Königin abgesandte Eilbote mit der Antwort zurückkam. Um diese kostbare Zeit nicht zu verlieren, segelten wir am Morgen des 21 Julius von Tamatava nach St. Maria ab. Vor Foule Pointe machten wir Halt, um diesen wichtigen Küstenpunkt zu rekognosziren.

An demselben Tage stattete Herr von T. in Begleitung mehrerer Land- und Seeoffiziere dem Gouverneur dieses Ortes, Rakelly, einen Besuch ab. Beim Eingange in das Fort wurden wir von dem Chef des Generalstabs empfangen, der uns durch eine lange Reihe ausgerückter Truppen führte. Rakelly trug englische Uniform, die ihm sehr gut stand, und empfing uns mit großer Würde. Mit Hülfe eines Dolmetschers wechselte er einige Reden mit Herrn von T., und ließ uns hierauf durch Sklaven einige Erfrischungen, in Früchten des Landes und englischem Biere bestehend, anbieten. Allein trotz dieses scheinbar freundschaftlichen Empfanges war es leicht ein gewisses Mißtrauen zu bemerken, das wir einflößten, und als wir von ihm Abschied nahmen, um das Dorf zu besichtigen, dessen Werke wir näher untersuchen wollten, mußte uns in einiger Entfernung eine Abtheilung Soldaten folgen. Am andern Morgen lichteten wir die Anker nach St. Maria, wo wir am 28 anlangten.

(Fortsetzung folgt.)

Kapitän Peter Dillon, der die Stelle auffand, wo La Peyrouse Schiffbruch litt, und einige aufgefundene Ueberreste dieser Expedition nach Frankreich schickte, segelte im vergangenen Jahre von England ab, um den großen Ocean aufs neue zu befahren. Ein von ihm eingelaufener Brief von Port Sidney (Neusüdwales) vom 11 November 1834 berichtet, daß er von dem Kapitän eines Wallfischfängers ein sehr seltsames Instrument erhalten habe, das ebenfalls zu einem der Schiffe La Peyrouse's gehört hatte, und das auf der Insel Mannicolo (nach d'Urville Vanikoro) aufgefunden worden war. Niemand fand sich in der englischen Kolonie, der zu sagen gewußt hätte, was dieß für ein Instrument sey; Kapitän Dillon ist willens es nach Frankreich zu schicken, und kündigt außerdem noch an, daß er Hoffnung habe einen alten Chinesen aufzufinden, der sich mit auf dem Schiffe La Peyrouse's befand.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 150. 30 Mai 1835.

Der gegenwärtige Zustand der historischen Malerei in Italien.

(Von Filippo Marsigli, Professor der historischen Malerei in Neapel. Il progresso delle Scienze, lettere ed arti. Anno III, quaderno XV. Napoli 1834.)

Es ist unläugbar, daß in unserm Jahrhundert alle Wissenschaften und Erkenntnisse einen höhern Grad von Ausbildung erhalten haben, und wie die Wissenschaften und edlern Künste unstreitig unter sich einer wechselseitigen Verwandtschaft sich erfreuen, so glauben wir auch bestimmt, daß diese letzteren gegenwärtig in gleichen Fortschritten begriffen sind, davon zeugen die vielen Kunstwerke unserer gegenwärtigen Künstler, welche mit jener Genauigkeit und Reinheit schöner Formen aufgefaßt und vollendet wurden, die man nur in den Kunstwerken griechischer Künstler bewundert.

Bei unsern ältern Malern stoßen wir so häufig auf so bedeutende Anachronismen und Verirrungen, daß, würden solche von unsern lebenden Malern begangen, sie nicht nur für gering geachtet, sondern ihnen auch alle Ansprüche auf einen guten Geschmack genommen würden. Wir erinnern an solche Fehler, welche nach unserem Dafürhalten die bedeutendsten sind, und mit einer philosophischen Ansicht in der Kunst im Widerspruch stehen. Solche sind z. B., wenn vor die büßende Magdalena oder vor einen heiligen Hieronymus ein gedrucktes Buch gelegt wird, wenn man bei der Verkündigung der Maria ein Crucifix an der Wand des Zimmers aufhängt, wenn man im Gefängniß des h. Petrus Soldaten malt, die nach der Weise des Mittelalters bewaffnet sind, wenn man die römische Architektur zeichnet bei einem Gegenstand, der aus der Geschichte Griechenlands genommen ist, wenn man bei verschiedenen klimatischen Verhältnissen nicht die Verschiedenheiten im Pflanzenreich berücksichtigt, und anderes der Art. Wir erinnern an die Mißgriffe in Darstellung der verschiedenen Charaktere: wir finden den göttlichen Erlöser bei den ältern Malern dargestellt wie einen nervigen Facchin, den Moses wie einen bärtigen Landmann.

Wenn die Malerei auf eine treue Weise genau den Charakter der verschiedenen Geschichte und der mythologischen Beschreibungen, so wie der physischen Verhältnisse, wie sie den Gegenständen angemessen sind, darzustellen hat; so können wir nicht den Vorzug verschweigen, den hierin die gegenwärtigen Maler vor den frühern voraushaben. Um die Wahrheit unserer Behauptungen von den Vorzügen der gegenwärtigen Malerei nachzuweisen, wollen wir eine kurze Uebersicht derselben darlegen, indem wir den Werth eines jeden unsrer Künstler auseinandersetzen in der Erfindung, in der Zeichnung, im Kolorit, in den Kostümen und in allem Andern, was zur historischen Malerei unumgänglich nothwendig ist. Wir können der Kürze wegen nicht die einzelnen Kunstwerke derselben aufzählen, sondern geben eine allgemeine Charakteristik der jetzt lebenden Künstler. Ehe wir aber unsere analytische Nachricht beginnen, müssen wir einige Ideen vorausschicken, welche zu einem unparteiischen Urtheil in solchen Gegenständen nothwendig sind.

Die Malerei hat stets in Italien geblüht. Zwar rühmte sich ganz Europa einer großen Anzahl von Malern, welche dem Vaterlande, dem sie angehörten, die größte Ehre errungen haben; allein eben so wahr ist es, daß keiner von ihnen es je wagte, in das Heiligthum der großen Italiäner Vinci, Buonarroti, Vecellio und besonders des unsterblichen Urbinaten einzudringen. Der erste zeigte uns, mit welcher Weisheit der denkende Künstler den ganzen philosophischen Theil in der Disposition des Gegenstandes bearbeiten müsse, der zweite die ungeheure Kraft der höhern Begeisterung, der dritte die bezaubernde Kraft des natürlichen und schönen Kolorits, und der letzte endlich die Vollkommenheit der Zeichnung, die unerreichbare Schönheit und den Ausdruck der Figuren, jene Verschiedenheit der Charaktere, wie sie uns die Natur in jedem Geschöpfe darstellt, die Feinheiten im Kolorit und andere unzählige Vorzüge, welche jenes Genie in der Kunst zu vereinigen wußte. Solcher Meister erfreute sich die Malerei in Italien, allein die Schüler folgten mehr oder weniger ihrer Lehre; wir übergehn die zahllose Reihe von Malern, die vom 15ten bis 18ten Jahrhundert blühten, und beschränken unser Urtheil auf die lebenden. Dieses sey geleitet von den Hauptgrundsätzen in der historischen Malerei, und solche beziehen sich auf die richtige Auffassung des Gegenstandes, die Vollkommenheit in der Zeichnung, die Wahl in den Formen, die genaue Nachahmung des Kolorits, die Darstellung der Gewänder, die Architektonik je nach der Zeit der Darstellung, und endlich auf die Perspektivik. Mit diesen Normen wollen wir uns an die Uebersicht über die Künstler wagen, welche zu den Fortschritten der Malerei in

Italien beigetragen haben, nicht aber wie es so häufig von solchen geschieht, welche gänzlich unbekannt mit den schönen Künsten über sie ein Urtheil fällen wollen, den Blinden gleich, die sich ein Urtheil über die Farben erlauben, daß sie auf die große Schwierigkeit nicht Rücksicht nehmen, welche eine Prüfung der Art selbst für solche mit sich führt, welche mit dieser Kunst vertraut sind.

Im verflossenen Jahrhundert blühten in Italien, zumal in Rom, Corvi, Sublerас, Battoni, Cauca, die dem Manierirten ein weites Feld geöffnet haben, sowohl in der Zeichnung, im Kolorit, in den Falten, als auch in den Charakteren, die weit entfernt vom wahren Schönen sind; allein Camuccini, Benvenuti, Landi, Palagi unternahmen es, den falschen Weg herauszuheben, auf welchem jene Schulen sich befanden, und dagegen den rechten Weg und eine philosophische Ansicht der Kunst zu zeigen, für jeden, der sich damit beschäftigt.

Vor allen ist der höchsten Bewunderung würdig Camuccini von Rom, wegen der Philosophie in der Kunst, mit welcher er seine Werke disponirte, wegen der großen Einheit in der Zusammenstellung der Figuren, und wegen der männlichen Kraft, mit der sie von ihm gezeichnet wurden, lauter Vorzüge, die ihn unvergleichlich machen. Seine Gewänder sind immer aufs beste gehalten, und man sieht den Charakter und den Schnitt der Kleidungen streng beobachtet; die Kostüme jeden Alters sind mit Genauigkeit beibehalten, die Vertheilung der Farben ist immer ausgezeichnet ausgeführt, Alles ist voll Bewegung und voll Geist in seinen Bildern, und dieß zeigt deutlich, daß dieser ausgezeichnete Künstler beinahe alle diejenigen Eigenschaften in sich vereinigt habe, welche einen klassischen Maler bilden. Doch wenn wir an ihm ein größeres Festhalten an der Reinheit der Formen, eine genauere Nachahmung des Kolorits gemäß der höhern Wahrheit erblicken würden, würde dieser Meister uns gezeigt haben, daß alle Vorzüge sich vereinigen können, um das Höchste, das Unerreichbare in der wahren historischen Malerei zu bilden.

Benvenuti, der Zeitgenosse und Nebenbuhler Camuccinis, stellt seine Gemälde mit gleicher Kenntniß dar, aber nicht mit gleicher Einfachheit; lobenswerth und kräftig ist die Zeichnung und das Kolorit, die Falten sind auf die schönste Weise ausgeführt, das Kostüme gemäß der Epoche der Darstellung; oft sahen wir in seinen Malereien das Licht auf die überraschendste Weise vertheilt. Aber es ist unstreitig, daß diese Werke von so viel Verdienst noch eines größeren Lobes würdig wären, wenn sie weniger von einer unnöthigen Kraft in der Darstellung begleitet wären, denn oft führt eine solche Methode zur Uebertreibung in der Nachahmung der Natur. Gewiß ist, daß Florenz auf den Besitz eines solchen Künstlers stolz seyn darf, der mit Camuccini die Krone der schönen Künste in Italien uns zu theilen scheint.

Landi von Parma war der dritte Nebenbuhler Camuccinis und Benvenutis, und erhielt einen großen Ruf wegen seines ausgezeichneten Kolorits. Wir müssen aber zur Ehre der Wahrheit bekennen, daß der größte Theil dieses Rufes ihm nicht gebührt: denn seine Gemälde entbehren eines glücklichen Entwurfs, der Kraft in der Zeichnung, der Richtigkeit in den Theilen, und auch des Kolorits, das der Wahrheit gemäß wäre. Die Werke, die ihm den größten Ruhm verschafft haben, zeigten immer die vollkommenste Uebereinstimmung im Kolorit, aber auch einen solchen Mangel an kräftiger Zeichnung, daß es in Wahrheit sehr befremden muß, wie in jener Epoche die Gemälde dieses Künstlers mit jenen des Camuccini und Benvenutis zusammengestellt werden konnten.

(Schluß folgt.)

Die Verhältnisse der Kap-Kolonie zu den Kaffern.

4. Allgemeine Bemerkungen. Neuere Zustände.

(Schluß.)

Nach der voranstehenden Schilderung wird es niemand Wunder nehmen, daß der lang angehäufte Haß sich endlich blutig entlud. Die nächste Veranlassung zum Ausbruch war zwar wiederum ein Kommando, das den Kaffern für angeblich von ihnen gestohlene Pferde die Heerden wegtrieb, dieß war aber nur der zündende Funken, denn wenn man die langen Auszüge der englischen Blätter aus dem Grahamstown-Journal durchliest, so kann man sich unmöglich des Gedankens erwehren, daß die Kaffern ihren Racheplan schon seit geraumer Zeit mit großer Ueberlegung ausgesonnen, und still den Haß im Herzen bewahrt hatten bis zum Tage gerechter Wiedervergeltung. Zwar sprechen jene Berichte vielfach von perfidious and bloody barbarians, wenn man aber das seit vierzig Jahren gegen sie befolgte Verfahren bedenkt, so darf man sich keinen Augenblick wundern, daß der Haß tief im Herzen wurzelte, und das Andenken des in den frühern Kriegen erlittenen Elends sie vorsichtiger und schlauer machte. Und auch dießmal erwiesen sie sich nicht blutdürstig; zwar erschlugen sie die Weißen fast allenthalben, wo sie dieselben fanden, aber nur die Männer und die Kolonialjournale zählen viele Fälle auf, wo sie Weiber und Kinder entkommen ließen; auch dießmal zeigten sie also nicht jene rohe Mordlust der Zula-Völker. Doch zur Sache.

Am 22 Dec. 1834 erhielten die Einwohner von Grahamstown Nachricht, daß die Kaffern in großen Schaaren etwa 9000 Mann stark vorrückten, Dörfer und Bauernhöfe auf der ganzen Gränzlinie angriffen, das Vieh wegtrieben, und das Land verwüsteten. Energische Maßregeln wurden augenblicklich ergriffen, um die Stadt zu schützen; die Kirchen wurden in Waffendepots umgewandelt, die Stadt mit Pallisaden umgeben, und Alles was Waffen tragen konnte, etwa 700 bis 800 Mann, mit Waffen versehen. Nachts wurden berittene Patrouillen ausgesendet, und am 24sten erfuhr man mit Bestimmtheit, daß der unermeßliche Niederwald (thicket) der die Ufer des großen Fischflusses begränzt, und eine Scheidungslinie zwischen der Kolonie und dem neutralen Gebiete bildet, völlig von den Kaffern besetzt sey. Den ganzen Tag über kamen Nachrichten in die Stadt, daß sich die Kaffern rasch in dem umliegenden Lande ausbreiteten, und alles Vieh wegtrieben. Der Schrecken der Boers und übrigen Landbewohner läßt sich unmöglich schildern; wer nur immer konnte, floh mit seiner Familie nach der Stadt, während die übrigen im tiefsten Kummer zurückblieben, da sie ihre hülflose Lage nur allzugut kannten.

Am Nachmittage des 25sten langten Nachrichten von dem Feldkornet des East-Rietriver, Piet Erasmus, an, denen zufolge die Kaffern jenen Landstrich mit großer Macht angefallen hatten, mehrere Boers waren bereits ermordet, und Alles in panischem Schrecken. Erasmus meldete, er werde alles Mögliche thun, um eine Anzahl bewaffneter Boers zu sammeln, bat aber aufs dringendste um Hülfe. Nicht tröstlicher lauteten die Nachrichten des Gränzkommandanten Oberst Somerset; er beobachtete und verfolgte einzelne Kafferschaaren, die sich in der Nähe des Forts Willshire und Beaufort gezeigt hatten. Gleicher Art waren seine Nachrichten am folgenden Tage. Er hatte etwa 200 Stück Vieh wieder gewonnen, — ein wahres Nichts, denn die Kaffern hatten Vieh zu vielen Tausenden weggetrieben — und 40 Kaffern waren in den verschiedenen Scharmützeln getödtet worden. Allein seine Leute und seine Pferde waren tödtlich erschöpft durch die Anstrengung, er war nicht im Stande gewesen, auch nur ein kleines Korps Burgher-Miliz zu sammeln, da jeder einzelne mit dem Schutze seiner Familie genug zu thun hatte, und beschwor die Einwohner, die kräftigsten Maßregeln zum Schutze der Stadt zu ergreifen, da er nichts für ihre Sicherheit thun könne, die er übrigens auch nicht gefährdet glaube.

Den 26 Dec. brachten die Einwohner in derselben Erwartung zu, aber kein Kaffer erschien um die Stadt anzugreifen. Die Nachrichten von niedergebrannten Bauernhöfen, erschlagenen Weißen und weggeführten Heerden dauerten fort, und noch an demselben Tage vernahm man auch, daß mit wenigen Ausnahmen alle im Kafferland befindlichen Handelsleute ermordet worden seyen. Fast alle Missionsstationen waren verlassen, und allenthalben herrschte Schrecken und Verwirrung.

Der Gouverneur der Kolonie eilte selbst nach Grahamstown und ein Theil des 75sten Regiments wurde unter Major Cox ausgesandt, um das zunächstgelegene Kafferland zu durchstreifen. Nachdem Cox Enno's Kraal angegriffen und dort übel gehaust hatte, rückte er weiter nach dem Kraal des Häuptlings Tjali, des thätigsten und kühnsten unter den verbündeten Häuptlingen. Diesen Platz aber fand man leer, keine menschliche Seele war zu sehen, und von den unermeßlichen Heerden, die aus der Kolonie fortgetrieben worden waren, auch nicht eine Spur zu finden. Die Truppen begnügten sich daher, die verlassenen Hütten in Brand zu stecken, und zogen dann nach Grahamstown zurück, wo sie am 18 Januar d. J. eintrafen. Auf diesem Rückwege vernahm Major Cox, daß ein Beobachtungsposten von 45 mit Musketen bewaffneten Kaffern von Tjali auf der Spitze des Chumiberges und an dessen bewaldeten Seiten aufgestellt worden seyn. Der Ort war für den beabsichtigten Zweck ausnehmend gut gewählt, da man von dort aus das ganze Land bis auf eine Entfernung von 50 engl. Meilen innerhalb des Koloniaigebiets überschauen konnte. Die Häuptlinge Tjali, Makomo und mehrere andere hatten mit einer starken Anzahl Stellung genommen am Amatola, einem kleinen in den Keiskamma fallenden Fluß, der durch einen äußerst bergigten mit Schluchten und steilen Abstürzen angefüllten Strich des Kafferlandes fließt, wo Reiter nur schwer durchkommen, und nicht mit Wirksamkeit verwendet werden können.

Die große Masse der Kaffern hatte sich nach diesem Zuge unter Cox wie es scheint in ihr Land zurückgezogen, aber einzelne kleine Abtheilungen schwärmten nach allen Richtungen umher, und verheerten allenthalben das Land. Nach späteren Nachrichten aus Grahamstown bis zum 20sten Februar war es endlich gelungen diese kleine Haufen größtentheils von dem großen Fischfluß und aus dem neutralen Gebiet zu vertreiben, mit geringem Verlust, was zu beweisen scheint, daß die Kaffern hier wie bei dem ganzen Einfall ein Zusammentreffen mit den Truppen zu vermeiden suchten.

Dieß sind die Hauptzüge dieses Einfalls, so weit sie bis jetzt allgemeiner bekannt wurden, und man wird daraus ersehen, daß die Kaffern, wie oben schon bemerkt wurde, nach einem wohl ausgesonnenen Plane verfuhren. Fürs erste hatten sie sich eine gute Anzahl Flinten verschafft, da sie unschwer bemerkten, daß sie mit ihren leichten Hassagaien gegen die Feuerwaffen der Weißen allzusehr im Nachtheil standen. Eben so klug war ihre Kriegsweise ausgesonnen. Eine blutige Erfahrung hatte sie unter Makomo's Anführung belehrt, daß der offene Angriff einer Stadt oder einer Truppe im freien Felde nur selten gelinge und immer mit vielem Blute erkauft werden müsse, darum traten sie in zahllosen kleinen Abtheilungen auf, wichen den Truppen aus, ermüdeten diese und verheerten das Land auf eine viele Jahre hinaus fühlbare Art, denn sie verbrannten auch die Ernten, wo sie konnten, und da sie die Heerden wegtrieben, so muß den Ansiedlern auf lange hinaus der Unterhalt fehlen.

Uebrigens ist der Krieg noch nicht zu Ende.*) Die neuesten Nachrichten sagen bloß, daß man die Kaffern aus der Umgebung des Fischflusses und dem neutralen Gebiete verjagt habe, also nur aus denjenigen Distrikten, welche von den Kaffern mit Krieg überzogen und verheert worden waren. Der Umstand, daß man Tjali's Kraal leer fand, ist für die Kolonie das Bedenklichste, denn es geht daraus hervor, daß man Weiber und Kinder, eingedenk der früher erlittenen Drangsale, in Sicherheit gebracht und nur die Männer zum Kriege ausgesendet hatte; um diesen Entschluß zu beugen, müßten die Kolonisten im Kafferlande selbst festen Fuß fassen, ein gewagtes, kostspieliges und wahrscheinlich dennoch unnützes Unternehmen. Indeß sind die Sachen auf die Spitze getrieben; jetzt muß man entweder mit den Kaffern wie mit einer Macht nach halbem Siege unterhandeln und ein billiges Verhältniß festsetzen, was sehr schwer halten wird, da die Kaffern zu tief erbittert und zu oft getäuscht worden sind, oder man muß sie völlig unterjochen, ein Unternehmen, das im Jahre 1819, nach Makomo's unglücklichem Ausgang, unter weit günstigen Umständen vergebens versucht worden war.

*) Nach den neuesten bis um die Mitte März reichenden Nachrichten brachen die Kaffern am 7ten d. M. in großen Schaaren abermals ins Koloniaigebiet ein.

Erinnerungen an die Expedition nach Madagascar in den Jahren 1829 und 1830.

(Fortsetzung.)

Ohne die Antwort der Königin und ihre Einwilligung zur Besitznahme von Tintingue durch uns abzuwarten, setzte sich Herr von G.

hier fest. Eine aus sieben Mitgliedern bestehende Kommission unter dem Vorsitze des Herrn von T. ward beauftragt, das Terrain zu rekognosziren, einen Bericht über den vortheilhaftesten Punkt zu einer Niederlassung zu erstatten und einen Befestigungsentwurf auszuarbeiten. Der Schiffsarzt Russenil mußte seine Ansicht über die gesunde Lage des Ortes abgeben, und sprach sich zu Gunsten derselben aus, obwohl er bis jetzt noch nie ans Land gekommen war. Die Arbeiten dieser Kommission rückten nicht vorwärts, weil Herr von T. Alles angeben wollte, obwohl er nichts von den Grundsätzen der Fortifikation verstand. Um die Angelegenheiten zu beendigen, übertrug der Kommandant sämmtliche Anordnungen dem Hauptmann Gally, Artillerie-Direktor der Insel Bourbon, was allerdings das Beste war.

Hauptmann Gally tracirte die projektirten Werke und Alles legte Hand ans Werk. Jeder ward durch den Gedanken beseelt, daß er vielleicht den Grundstein zu Frankreichs künftiger Macht in diesem Lande legen helfen, und arbeiteten mit einem Eifer, den die brennende Hitze des Klima's nicht zu mindern vermochte. Die Offiziere gaben das Beispiel, zogen die Uniform aus und arbeiteten mit dem Spaten. In wenigen Tagen bedeckte sich die wilde Gegend mit kleinen hölzernen Häusern, breite und tiefe Gräben umzogen den äußern Umfang des zu besetzenden Platzes. Batterien, die mit Geschütz versehen wurden, vertheidigten weithin den Zugang. Ein pallisadirtes Werk mit zwei Steinmörsern, das beide Flanken an das Meer lehnte, ward in einer Ausdehnung von 150 Toisen vorgeschoben.

Am 19 September 1829 war das Fort so weit gediehen, daß man die französische Fahne auf demselben aufpflanzen konnte. Alle Schiffe der Rhede begrüßten sie mit 21 Schüssen. Der Kommandant der Expedition, Herr von G., hielt bei dieser Gelegenheit eine Rede, worin er die Besitznahme aussprach, und die Ceremonie beendigte ein Eid, den er der Besatzung abnahm, für die Vertheidigung des Forts zu kämpfen und zu sterben, und den Eingebornen von Madagascar, welche sich hieher flüchten würden, Schutz zu verleihen.

Die Ovas ließen uns ganz ruhig Besitz nehmen von Tintingue, keiner ihrer Soldaten zeigte sich. Frieden und Ruhe herrschten längs um uns her. Die Eingebornen aus dem Küstenlande brachten uns, angezogen durch den Reiz des Geldes, Lebensmittel im Ueberflusse. Herr von G. benutzte die Zeit; während er Tintingue mit Werken umgab, ließ er die westliche Küste durch eines seiner Schiffe in Beziehung auf die Stimmung der Saclaven untersuchen, ob sie nicht etwa zur Empörung aufzureizen wären. Allein die Unterstützung, die er ihnen an Waffen und Munition zukommen ließ, brachte ihnen eine so traurige Idee von uns bei, daß trotz ihres Verlangens, das Joch der Ovas abzuwerfen, auch nicht Einer sich zu unsern Gunsten erhob.

Am 23 September traf endlich die Antwort der Königin auf das Schreiben des Kapitäns ein. „Ich empfange, so lautete es, die Gesandten des Königs von Frankreich mit Vergnügen; aber ich werde nie zugeben, daß ihr euch auf meinem Gebiet festsetzt. Habt ihr, weil ich ein Weib bin, in einem anmaßenden Tone an mich geschrieben, und glaubt ihr, mir in meinen Staaten befehlen zu können, so will ich euch zeigen, daß ihr euch getäuscht habt."

Jetzt beschloß der Kommandant zu Zwangsmitteln zu schreiten, und sprach unverhohlen seine Ansicht aus. Nachdem er in dem Fort Tintingue eine zu dessen Vertheidigung hinreichende Besatzung und auf der Rhede die Korvette l'Infatigable zurückgelassen hatte, segelte er am 4 Oktober mit der Fregatte und zwei Korvetten vor Tamatava. Am 10 Morgens streifte die Fregatte beim Eingange in das Fahrwasser ein Felsenriff, und wäre ohne die schleunige Hülfe der andern Fahrzeuge verloren gewesen. Hätten die Ovas in diesem Augenblicke auf uns gefeuert, so würden sie uns großen Schaden zugefügt haben; allein sie blieben ruhige Zuschauer. Sie hatten so wenig einen Begriff von unserem Plane, daß ihre Häuptlinge einen Theil der Nacht bei einem zu Ehren der Ankunft des Prinzen Corroler gehaltenen Gelage zubrachten. Am 11 Oktober rüsteten sich mit Tagesanbruch die Fregatte und die Korvetten Nièvre und Chevrette, nebst den Landungstruppen zum Kampfe. Die Witterung war schwankend; der Wind schlug häufig um; erst gegen 7 Uhr konnten sich die Schiffe quer legen. Um 7½ Uhr sendete der Kommandant den Seekadetten Marceau mit zwei Briefen an den Prinzen Corroler ab; in dem ersten stellte er die Frage an ihn, ob er bevollmächtigt sey zu unterhandeln; der zweite enthielt eine Kriegserklärung, und sollte nur im Fall einer verneinenden Antwort übergeben werden. Der Prinz war noch nicht aufgestanden, als sich der Seekadet bei ihm meldete. Nachdem er von dem ersten Briefe Kenntniß genommen hatte, erklärte er, die Königin habe seine Vollmacht nicht so weit ausgedehnt. Marceau kehrte unverzüglich in sein Boot zurück, übergab einem Adjutanten des Prinzen seinen zweiten Brief und suchte das Weite. Kaum hatte er dem Kommandanten Bericht erstattet, als dieser das Feuern zu eröffnen befahl. Das Fort der Ovas ward mit einem Hagel von Kugeln überschüttet, allein ihr Geschütz antwortete nachdrücklich; als jedoch ein Pulvermagazin durch eine unserer Kugeln entzündet wurde, sprang ein Theil des Forts mit schrecklichem Gekrach in die Luft, und das Feuer theilte sich den Palisaden, von denen es umgeben war, mit. Die Kanonade dauerte noch einige Zeit fort, nachdem die Landungstruppen bereits ausgeschifft waren; eine Abtheilung der Ovas, welche sich denselben entgegenwarf, ward durch einige Kartätschenschüsse zersprengt. Der Hauptmann Phenix vom 16ten leichten Infanterieregiment, der die Kolonnen führte, schickte rasch 50 Jäger vor, allein die Ovas hielten nicht Stand und entflohen nach allen Seiten. Von unsern Schützen lebhaft verfolgt, machten sie an einem Walde Halt, und richteten ein gut unterhaltenes Rottenfeuer auf dieselben, das uns einige Soldaten tödtete und verwundete; als aber die Kolonne anlangte und die Schützen, in zwei Züge formirt, Anstalten zum Bajonnetangriffe machten, rückten sie tiefer in den Wald, wohin es unklug gewesen wäre ihr zu folgen.

Das Resultat dieses Tages bestand in 23 Kanonen, 212 Gewehren und etwa 80 Mann, welche die Ovas ohne ihre Verwundeten verloren. Man fand auch eine große Menge gemünzten und geschmolzenen Silbers. Der Kommandant ließ sich dasselbe ausliefern, und versprach, es unter die Soldaten zu gleichen Theilen zu vertheilen, welches Versprechen jedoch, vielleicht wegen der spätern Ereignisse, nicht in Erfüllung ging.

Seit unserem Erscheinen in den Gewässern von Madagascar streiften die Engländer um uns her, indem sie jede unserer Bewegungen ausspähten. Den Tag nach unserer Landung bei Tamatava ankerte eine ihrer Kriegsbricks auf der Rhede, und verlangte von dem französischen Kommandanten freies Geleit für dreißig junge Ovas, die sie an Bord hatte. Diesem Gesuche ward von unserer Seite entsprochen. Einige Tage später, bei dem Angriff auf Foule Pointe, erkannten wir dieselben Ovas wieder, indem sie die Geschütze in den dortigen Werken bedienten.

Klugerweise hatten wir die Ovas nicht durch den dichten Wald verfolgt, wo es ihnen leicht gewesen wäre, uns einen Hinterhalt zu legen; als wir jedoch bald darauf erfuhren, daß sie sich sieben Stunden von da an einem Orte, Ambalumanoris genannt, verschanzt hatten, setzten wir uns den 15 Morgens 6 Uhr gegen sie in Marsch.

Nach vier Stunden kamen wir an einem Dorfe, Namens Yvondru, an, wo wir einige Zeit rasteten. Eine Abtheilung unter dem Artilleriehauptmann Schöll überschritt mittelst eines Kanots den tiefen und breiten Fluß, der an dem Dorfe vorbei fließt, und rückte, während der Hauptmann Phenix mit dem Reste der Kolonne dieß Dorf besetzte, unter der Leitung zweier Führer gegen die Trümmer der Besatzung von Tamatava vor. Dieser mit Tapferkeit und Umsicht geleitete Zug hatte einen glücklichen Erfolg. Mit Tagesanbruch langte Schöll mit seiner Abtheilung in der Nähe der Ovas an. Die ausgestellten Wachen machten sogleich mit dem Rufe: Vasa! Vasa! (Weiße) Lärm. Schöll drang mit dem Bajonnette vorwärts, nach einem kurzen Widerstande wurden die Ovas aus den Schanzen geworfen und zur Flucht gezwungen. Prinz Corroler, der hier kommandirte, ward verwundet, und wäre beinahe gefangen worden.

Bis jetzt hatten sich die Ovas nur mit den andern Kasten des Landes gemessen, wobei sie vermöge ihrer Disziplin, ihrer Instruktionen und ihrer Waffen stets die Oberhand behalten hatten. Dadurch waren sie so sehr von sich eingenommen worden, daß sie sich für unüberwindlich hielten. Man denke sich nun die moralische Wirkung, welche die beiden Niederlagen auf sie machen mußten!

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 151. 31 Mai 1835.

Der gegenwärtige Zustand der historischen Malerei in Italien.

(Schluß.)

Von Palagi gestehen wir, daß, so unbedeutend auch die Anzahl seiner Werke ist, auch dieser wackere Maler in seinen Gemälden immer die glücklichsten Entwürfe, immer Anmuth in der Zeichnung, immer eine strenge Methode in den Falten, genaue Charakterzeichnung, und beinahe immer ein glückliches Kolorit zeigte; unerreichbar ist er in dem Hintergrund seiner Gemälde, seyen es Landschaften, oder architektonische Darstellungen. Nur hätten wir in seinem Kolorit mehr Aufmerksamkeit auf die Wahrheit der Linien, [illegible] Nachahmung der Natur gewünscht.

In Mailand wohnt gleichfalls der ausgezeichnete Venetianer Hayez, wo er viele Gemälde vollendet hat. Wir haben seine Kompositionen zu loben, obschon sie nicht überall mit gleichem Glücke sich darstellen; auch vermissen wir an ihm die Treue in der Geschichte. Eben so können wir weder die Einheit der Theile, noch jene Reinheit der Formen finden, wie sie zum Charakter eines wahren Zeichners gehören. Die architektonischen Theile sind immer mit viel Geschmack dargestellt, die Landschaften des Hintergrunds bilden den schönsten Kontrast mit den Figuren, und der optische Effekt ist oft sehr glücklich erreicht. Was das Kolorit betrifft, so müssen wir zu unserer größten Zufriedenheit bekennen, daß darin das Höchste erreicht ist, wodurch Hayez klar an Tag legt, daß er mit dem ersten Meister im Kolorit das Vaterland theilt, mit dem Venetianer Vecellio.

Sabatelli im Florentinischen zeigte, daß er ein sehr glückliches Genie besitze sowohl in seinen Oelgemälden, als in den Freskomalereien. Viel Leben erblickt man in seinen Entwürfen, die Zeichnung ist kräftig, die Farben sind grell, der Effekt überraschend, kurz Sabatelli stellt sich als einen Künstler dar, der nach unserm Dafürhalten den Buonarroti aufs eifrigste studirt hat. Allein dabei müssen wir bemerken, daß es bloß einem Michelangelo erlaubt war, auf dem von ihm eingeschlagenen Wege zum Großen zu gelangen, allein jeder andere, der dieß vollführen wollte, und nach einer solchen Schule arbeitete, in Uebertreibung gerathen und sich nicht allein von dem rechten Wege entfernen würde, sondern auch von dem Hauptziele der Kunst, die alles Schöne und jede Anmuth nachzuahmen hat.

Minardi von Rimini können wir wegen der Zeichnung und der glücklichen Ausführung seiner Entwürfe rühmen, allein es bleibt uns zu wünschen übrig, von ihm größere Arbeiten von einiger Bedeutung zu sehen, um ein gerechtes, unpartheiisches Urtheil über ihn fällen zu können. Die Entwürfe seiner Erstlingsarbeiten haben uns schon ein großes Verdienst gezeigt, und er hat der Natur seine Schuld abzutragen, welche ihm große Gaben geschenkt hat, um ein ausgezeichneter Maler zu werden.

Renci, der in Florenz sich aufhält, hat beinahe immer Gemälde geliefert, auf welchen die Figuren den dritten Theil der natürlichen Größe haben. Die Zeichnung und die Zusammen- Formen Anmut[illegible] ist von gutem, richtigem Geschmack, in den nach guten Regeln angeleg[illegible] und schwach; das Kolorit obgleich mit Fleiß bearbeitet, erscheint matt; die Linien des Hintergrundes sind mit Kunst entworfen, der Totaleffekt erscheint uns überall schwach.

Der Piemontese Calliano hat nur wenige Oelgemälde gefertigt, und einige Freskomalereien. Allein wir müssen diesem trefflichen Künstler die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er seinem Vaterlande die größte Ehre macht, denn er zeigte große Kunst in den Entwürfen seiner Darstellungen. Seine kräftige Zeichnung zeugt von einer guten Schule in Hinsicht der schönen Formen; gewissenhaft beachtet er das Kostüme einer jeden Zeit, und fleißig hat er darin eine Auswahl getroffen; der Hintergrund, zumal in der Architektonik, ist immer aufs glücklichste gewählt. Sein Kolorit aber befriedigt nicht, vornehmlich die Farbengebung in den Freskomalereien läßt Manches zu wünschen übrig, denn die Farben sind trübe und matt; wir können einen sonst trefflichen Künstler nur damit entschuldigen, daß er zu wenig Erfahrung in solchen Malereien hat.

In den Bildern des Cavalleri finden wir oft Köpfe, welche durch das Bizarre im Kolorit abstoßen; im Ganzen aber sind seine Darstellungen sehr gut gezeichnet und auf den Effekt berechnet. Allein nicht verschweigen darf man die leichte Ausführung derselben, und wir fügen hinzu, daß diese Leichtigkeit den Künstler oft von dem rechten Wege abführt, und ihn von dem Ziele der wahren Malerei entfernt, d. h. von der unveränder-

lichen Nachahmung der Natur in allen ihren Eigenschaften. Nichts desto weniger ist dieser Künstler für ein höheres Streben in der Malerei begeistert, und wie er von seinem Vaterlande ermuthigt und geehrt wird, so wird auch er Piemont zum Ruhme gereichen.

Biscara, auch von Turin, zeigt in Hinsicht der Erfindung eine Richtigkeit und Genauigkeit, die wenig zu wünschen übrig läßt; die Zeichnung empfiehlt sich dem Auge, wie auch die Zusammenstellung der Figuren; die Gewänder sind nach den besten Vorschriften genau und pünktlich ausgeführt; im Kolorit ist diejenige Schule nachgeahmt, welche in dieser Hinsicht am ausgezeichnetesten war. Jedoch hätten wir gewünscht, daß in seinen Arbeiten einige Grundsätze der Malerei, in Beziehung auf Einfachheit, mehr hervortreten würden sowohl in Hinsicht der Zeichnung als in Hinsicht des Kolorits.

Podesti von Ancona zeigte stets viel Glück in seinen Kompositionen, viel Kenntniß in der Zeichnung, so daß er nach unserm Dafürhalten mit Recht unter die italienischen Künstler der ersten Klasse gezählt werden kann. Die Gewänder seiner Figuren sind nach dem Vorbild der besten Maler, das Kolorit ist gut, nur hie und da etwas Uebertreibung; der Gesammteindruck ist aufs glücklichste erreicht; oft zeigt sich die Strenge seiner Grundsätze in der Anwendung der Kostüme; kurz dieser wackere Jüngling gibt unserm Italien die Hoffnung, den Ruhm seiner alten Maler wieder zu erlangen.

Goghetti von Bergamo beurkundet in seinen Darstellungen eine hohe Begeisterung für die Kunst, und vereinigt damit die Gabe vollkommen richtiger Zeichnung; das Kolorit ist im höchsten Grade bizarr, der Effekt wohl [illegible] Es scheint [illegible] wenn dieser junge Künstler die Gluth seiner Begeisterung durch Wahrheit in den Darstellungen dämpft, so kann er mit Recht zu den ersten Malern gezählt werden.

Wir haben bis hieher des Zustandes der Malerei und ihrer Fortschritte in Italien von den Apenninen bis zur Stadt der sieben Hügel Erwähnung gethan: es bleibt uns noch übrig, über Neapel und Sicilien ein Wort zu reden.

In der Stadt Neapel kommt die Malerei erst seit dem Anfange des Jahres 1817 in Betracht, und wird meist von jungen Künstlern gepflegt. Vor diesem Zeitabschnitte gab es wohl auch Maler, allein, redlich gestanden, von beschränkten Kenntnissen in der Kunst; mit dem Cavaliere Sessa von Neapel beginnen die späteren Künstler. Sessa huldigt der Malerei zu seinem Vergnügen mit großer Liebhaberei. Wir bewundern die glückliche Erfindungsgabe in seinen Darstellungen, die Richtigkeit in der Zusammenstellung der Figuren, und eine vollkommene Zeichnung. Die Faltenwürfe sind im Allgemeinen gelungen, das Kolorit der Hautfarbe gut, der Totaleffekt der Schatten höchst befriedigend, der architektonische Hintergrund immer dem Charakter der Vorstellung gemäß. Sessa läßt in uns bloß den Wunsch, daß er in seinen Gemälden in der Hinsicht eine Verbesserung eintreten lassen möge, daß er die schöne Natur auf eine genauere Weise nachahme. Wenn er diese Eigenschaft noch hinzufügen würde, so könnten wir uns eines ausgezeichneten Malers rühmen, der aus dem Adel des Königreichs beider Sicilien entsprossen ist.

Foggia von Neapel verräth in verschiedenen seiner Zeichnungen eine gute Kenntniß in dem wissenschaftlichen Theil der Kunst; die Zeichnung ist gut, sowohl in Zusammenstellung der Figuren, als in einzelnen Formen und in der Verschiedenheit der Charaktere; auch das Kolorit verdient Lob und der Totaleffekt ist wohl gelungen.

De Laurentiis von Chieti zeichnet sich vorzüglich durch den philosophischen Theil in der Kunst aus, denn seine Darstellungen waren immer aufs genaueste überdacht, die einzelnen Theile mit eben so viel Kenntniß ausgearbeitet, und der Charakter des Kostüms entspricht allen Anforderungen. Der nackte Theil der Figuren war nicht so glücklich getroffen. In Hinsicht des Kolorits müssen wir zu unserem Bedauern gestehen, daß dieser Künstler hierin zwar mit unermüdetem Eifer arbeitet, daß aber die Natur im richtigen Takt der Farbengebung ihn vernachlässigt zu haben scheint. In den Darstellungen des Hintergrundes, sowohl bei architektonischen Gegenständen, als bei Landschaften, ist er äußerst glücklich, und der Charakter der Zeiten der Darstellungen wird von ihm gehörig beachtet.

Carta von Sicilien liefert sehr liebliche Gemälde, allein wenig philosophisches Genie offenbart sich in seinen Arbeiten, denn oft finden wir darin einen Verrath gegen den historischen Charakter. Die Zeichnung ist gut, und die Formen des Einzelnen gefallen dem Auge, allein man vermißt Einheit im Charakter und in der Zusammenstellung der Figuren. In den Gewändern und Falten spricht der Charakter der Wahrheit an. Im Kolorit finden wir einzelne Theile herrlich gehalten, aber nicht überall [illegible]. Die Vegetation, die wir auf seinen Gemälden finden, ist oft dem Klima nicht entsprechend. Der Effekt im Allgemeinen ist nicht schlecht.

Der Neapolitaner Bivo hat große Verdienste in der Kunst der Nachahmung. Er lieferte schon einige Arbeiten, woraus wir sehen, daß er in der Erfindung nicht sonderlich glücklich ist, denn es leuchtete eine völlige Vernachlässigung der Geschichte daraus hervor. In Hinsicht der Zeichnung gebührt ihm Lob, zumal in der Zeichnung des Nackten, das sich bei ihm auch durch die Farbengebung auszeichnet; es scheint, daß er in dieser Hinsicht glücklicher ist, als in jedem andern Darstellungsgegenstande. Im Hintergrunde seiner Gemälde wandte er oft eine Architektur an, die zum Charakter der Darstellung gar nicht paßt, und dadurch zeigte er klar, wie wenig er in dieser Hinsicht, und auch in der Perspektivik unterrichtet ist.

Mit dem Neapolitaner Guerra schließen wir die Charakteristik der italiänischen Historienmaler. Wie er uns durch seine Arbeiten das größte Vergnügen gewährt, so erntet durch dieselben unser Vaterland ausgezeichnete Ehre. Sein Genie zeigt sich vor Allem in dem philosophischen Theile der Kunst; seine Kompositionen sind alle äußerst glücklich; die Zeichnung ist in Hinsicht der Methode ausgezeichnet, und nähert sich den besten Formen, eben so glücklich ist er in Betracht der Einheit der einzelnen Theile. Die Gewänder verdienen Lob, das Kolorit entspricht fast immer den Principien der genauen Nachahmung der schönen Natur, der Hintergrund in den Darstellungen ist stets dem Gegenstand gemäß; die Landschaften sind vorzüglich schön gemalt,

nur das müssen wir bemerken, daß die Natur der Pflanzen nicht immer dem Orte entspricht, wo die Scene dargestellt ist; sowohl die Linien- als Luftperspektive ist über allen Tadel erhaben; der optische Effekt in Hinsicht auf die größeren Massen der Schatten ist vollkommen gelungen.

Einige Bemerkungen über Südindien.

Am 9 Mai wurde der zwölfte Jahrestag der asiatischen Gesellschaft gefeiert. Sir Alexander Johnston, der Sekretär der Korrespondenz-Kommittee, bemerkte in einer umständlichen Rede über die Leistungen derselben, daß die Bemühungen derselben unter Anderem hauptsächlich auch auf die alte Geschichte Südindiens gerichtet gewesen seyen, nämlich desjenigen Theils, der im Norden durch den Fluß Krischna begränzt wird, im Süden mit dem Kap Comorin endigt und etwa 140,000 englische Quadratmeilen (über 8000 geographische Quadratmeilen) umfaßt. Er machte namentlich auf das eigenthümliche Klima in den Ghatsgebirgen und den Nilagiribergen *) aufmerksam, daß eine größere und wunderbarere Mannichfaltigkeit in den Erzeugnissen des Thier- und Pflanzenreichs hervorbringe, als man in irgend einem Tropenlande in demselben Raume beisammenfinde. Ueber die Frage, ob die jetzigen Bewohner der Nilagiris die ursprünglichen Bewohner der Ebenen gewesen seyen, bemerkte er, daß in der südlichen Halbinsel vier verschiedene Sprachen geherrscht hätten, welche die Grundlage des Tamil, Telugu, Malayalma und Canari (Sprache des Carnatic) bildeten. Scheide man von diesen letztern alle darin sich findenden Sanskritworte aus, so blieben genau die Sprachen übrig, welche noch heutigen Tages unter den Bewohnern der Nilagiris gesprochen werden. Sodann ging der Redner auf die Ueberreste der prächtigen Wasserbehälter und Wasserleitungen über, welche mit einer außerordentlichen Kunst entworfen und ausgeführt sind; auch führte einer der alten Fürsten den großartigen Plan aus, einen Arm des Cavery in das Land Tandschur (Tanjore) zum dauernden Vortheil der Einwohner zu leiten. Handel und Manufakturen standen einst dort in hoher Blüthe, unter Anderem wurden die Tücher von Madura durch die Holländer in großer Menge nach Südamerika verführt.

Hiebei bemerkte Sir Alexander noch, daß der verstorbene Obrist Mackenzie eine große Sammlung von Materialien über die Geschichte und Statistik Südindiens veranstaltet habe, welche jetzt zum Theil im Besitze der ostindischen Kompagnie seyen. Nach erhaltener Erlaubniß hatte der Kapitän Harkneß diesen Theil der Sammlung untersucht und stattete einen Bericht darüber ab, der dahin lautete, daß sich aus diesen Materialien eine gute Geschichte Südindiens schreiben lassen würde.

Erinnerungen an die Expedition nach Madagascar in den Jahren 1829 und 1830.

(Schluß.)

Die Zeit war indessen kostbar; man mußte das Glück benutzen, so lange es uns lächelte. Es wäre daher nöthig gewesen, nach Foule Pointe zu marschiren, und sich dieses zweiten Hauptpunktes der Insel zu bemächtigen, ehe die Ovas Zeit fänden, sich von ihrem ersten Schrecken zu erheben.

Statt dessen zeigte sich jedoch die Expedition erst am 27 Oktober vor Foule Pointe. Am Morgen des 28 begannen die Schiffe die Beschießung des Forts; allein der Feind hatte die versäumte Zeit benutzt, und zwei Blockhäuser auf einer Landzunge erbaut, auf der wir landen mußten. Die Korvette Chevrette, welche diese Zunge während des Angriffs umschifft hatte, ward längere Zeit aus einem Belagerungsgeschütze beschossen, das in dem ausspringenden Winkel der Werke aufgestellt war. Mehrere Matrosen wurden durch die Schüsse dieses Geschützes verwundet; endlich gelang es uns dasselbe zu demoliren; die Fregatte und die Korvette Nievre hatten sich in zu großer Entfernung quer gelegt, so daß ihre Kugeln kaum das Land erreichten, und während der zweistündigen Kanonade dem Fort nur wenig Schaden zufügten. Nach Verfluß dieser verlornen Zeit kündigten die Wachposten im Mastkorbe an, daß die Blockhäuser von den Ovas geräumt worden seyen; man hielt dieß für eine Flucht derselben, es war jedoch nur eine Kriegslist.

General Rackelly, benachrichtigt von dem Brande von Tamatava, und gleiches Schicksal befürchtend, wenn er sich im Innern seines pallisadirten Forts vertheidige, hatte hinter demselben in einer weiten Ebene eine Schanze aufgeworfen und mit acht Geschützen armirt, und beschloß, uns hier zu erwarten. Wir kamen daher derselben ziemlich nahe, ohne daß auch nur ein Flintenschuß auf uns geschah. Als jedoch unsere Schützen in die Ebene kamen, waren sie nicht wenig erstaunt, ihnen gegenüber eine Schanze zu erblicken, die sie mit Kartätschenschüssen empfing, und sie zum Rückzuge auf die Hauptkolonne zwang. Diese, eingedenk ihres leichten Sieges bei Tamatava, glaubte, sie dürfe sich nur zeigen, um die Feinde zur Flucht zu bringen; als sie aber die feste Haltung der Ovas bemerkte, ward sie überrascht, stutzte, und erlitt durch das feindliche Kartätschenfeuer beträchtlichen Verlust. Hauptmann Schöll, das Gefährliche dieses Zögerns einsehend, rückte mit seiner aus Yoloffs (Afrikaner) bestehenden Kompagnie vor und ward von einer Kugel getroffen; als die Yoloffs ihren Hauptmann fallen sahen, ergriffen sie die Flucht, und verbreiteten Unordnung in der Kolonne, durch die sie sich zu decken suchten.

Diesen günstigen Augenblick benutzte Rackelly zu einem Ausfalle. Das Geschrei der Wilden vermehrte den Schrecken in unsern Gliedern. Hauptmann Phenix, erschöpft durch das furchtbare Fieber von Madagascar, kann die unter solchen Umständen nöthige Thätigkeit nicht entwickeln, und seine Kolonne ergreift endlich die Flucht. Erst hinter den Blockhäusern, wo man gelandet war, gelang es, die Flüchtigen zu sammeln, während die Fregatte und die Korvette sich dem Ufer näherten, und dem Verfolgen des Feindes durch einige Kartätschenschüsse Einhalt that.

Zur Zeit, als die Kolonne zum Angriffe vorging, hatte Lieutenant Larevachère Befehl erhalten, mit 50 Mann die pallisadirten Stellen des Forts zu durchsuchen, und von dort aus einen Scheinangriff in einer der Hauptkolonne entgegengesetzten Richtung zu machen. Er führte diesen Befehl aus, allein die Flucht der Kolonne setzte ihn der größten Gefahr aus, der er sich nur dadurch entzog, daß er sich mitten durch die erstaunten Feinde eine Bahn brach und der Kolonne wieder anschloß.

Die Ovas machen keine Gefangenen. Sie schnitten vor unsern Augen dem unglücklichen Hauptmann Schöll und noch dreizehn andern Soldaten die Köpfe ab, und trugen diese auf Lanzen im Triumphe umher. Es ward nicht ohne Grund getadelt, daß Herr von G., der Kommandant der Expedition, nicht einen zweiten Angriff auf die Ovas unternommen habe; auch fand man es nicht geeignet, daß er an Bord der Fahrzeuge blieb, statt an derjenigen Stelle zu seyn, wo die größte Gefahr war; gleich darauf mußten wir uns auf seinen Befehl wieder einschiffen.

Herr von G. sah jetzt ein, wie sehr ihn diejenigen getäuscht hatten, welche ihm die Ovas als unfähig für jeden Widerstand vorstellten. Zu spät und zu empfindlich fühlte er die Unklugheit, mit 400 Mann Landungstruppen einem Volke den Krieg zu erklären, das 50,000 Mann wohl organisirter Truppen unter die Waffen rufen kann. Der schlimme Ausgang drückte Herrn von G. dergestalt nieder, daß er uns seine Entmuthigung nicht verbergen konnte. Jetzt traf ein, was sich oft ereignet: von der Kühnheit verfiel man in eine übertriebene Vorsicht. Ohne eine zweite Landung zu versuchen, lichteten wir in der Nacht die Anker und kehrten nach St. Maria zurück.

In der Nähe unseres Etablissements zu Tintingue hatten indessen die Ovas eine militärische Stellung inne, mittelst welcher sie uns die Verbindung zu Lande mit diesem Punkte abschneiden konnten; es war dringend nöthig, sie aus dieser Stellung zu vertreiben. Es ward Kriegsrath gehalten, in welchem die Meinung einiger tapfern Offiziere durchdrang: man beschloß, die feindliche Stellung anzugreifen.

Am 5 November legten sich die Schiffe quer vor das Fort von Larée. Am folgenden Tage in der Frühe begannen sie ihr Feuer auf das Fort. Allein die Mauern, die aus zwei mit Sand ausgefüllten

*) So schreiben die Engländer jetzt richtiger als früher, wo sie stets Neilgherries schrieben.

Pallisadenreihen bestanden, wurden kaum durch dasselbe beschädigt. Die Landungstruppen wurden übergesetzt, und zogen in zwei Kolonnen dem Feinde entgegen; die erste, 200 Mann stark, unter dem Lieutenant Beaudeson vom 4ten Artillerieregiment; die zweite unter dem Lieutenant Larevanchère. Der Hauptmann Despagne kommandirte das Ganze.

Der Feind leistete, wie bei Foule Pointe, den hartnäckigsten Widerstand, und ließ sich eher mit dem Bajonnette niederstechen, als daß er wich. Endlich siegte der Ungestüm unserer beiden Kolonnen, und das Fort fiel in unsere Hand. Dieser Erfolg kostete uns einige Soldaten. Lieutenant Beaudeson erhielt drei Kugeln in die Brust und schwebte lange Zeit in Lebensgefahr. 119 Ovas waren getödtet, 27 gefangen worden; 8 Geschütze, 700 Pfund Pulver, viele Gewehre und eine Heerde von 250 Ochsen fielen in unsere Gewalt. Herr von G. bezeugte in einem Tagsbefehle der ganzen Division seine Zufriedenheit.

Dieser Erfolg war geeignet, die zu Foule Pointe erlittene Niederlage wieder auszugleichen. Mehrere Offiziere wünschten, man möchte den Muth, der die Landungstruppen beseelte, benutzen, und zum Angriff jenes Punktes zurückkehren, um die Ovas zu überzeugen, daß wenn es auch einem ihrer Führer gelungen sey, eine erste Landung zurückzuweisen, sie sich doch noch, was die Kriegskunst anbelange, zu sehr in der Kindheit befänden, um sich troy ihrer Tapferkeit mit uns messen zu können. Sie waren ferner der Ansicht, wir seyen es den Manen unserer gebliebenen Gefährten schuldig, sie zu rächen, und eine zweite Landung bei Foule Pointe zu unternehmen; allein Herr von G. erachtete die Jahreszeit zu weit vorgerückt, und traf Anstalten zur Rückkehr nach Bourbon.

Indessen befürchtete die Königin, der dieser Beschluß unbekannt war, neue Angriffe. Sie suchte Zeit zu gewinnen, damit der Winter anbräche, der in jenen Himmelsstrichen ein sehr gefährlicher Feind ist, und den besten Schutz gegen eine europäische Invasion bildet. In dieser Absicht sendete sie den Prinzen Corroler und den General Ratistuar an Herrn von G. ab, um einen Waffenstillstand einzuleiten und wegen des Friedens zu unterhandeln. Diese Abgeordneten zeigten sich über die einzelnen Artikel des Vertrages sehr willfährig, sie hatten jedoch keine unumschränkte Vollmacht, und da die Königin als erste Bedingung des Friedensvertrages verlangte, daß kein fremder Soldat auf ihrem Gebiet zurückbleibe, so verwarf sie den bereits abgeschlossenen Frieden, untersagte ihren Unterthanen bei Todesstrafe jeden Umgang mit den Franzosen entlang der ganzen Insel, und schrieb an den König von Frankreich, indem sie sich über Herrn von G. beklagte.

Jetzt war allerdings die Jahreszeit zu weit vorgerückt, um die Feindseligkeiten wieder zu beginnen. Herr von G. ernannte den Hauptmann Gally zum Gouverneur von Tintingue, komplettirte die Besatzung auf zwei Kompagnien Infanterie, eine Abtheilung Artillerie und 150 Yoloffs, ließ zwei Korvetten auf der Rhede von Tintingue stationirt zurück und segelte nach Bourbon, indem er uns unserem unglücklichen Schicksale überließ.

Seine Abfahrt war der Anfang aller Widerwärtigkeiten, welche über uns hereinbrachen. Gern möchte ich mir das traurige Gemälde derselben ersparen, den schmerzlichen Verlust so vieler braver Gefährten, welche die verpestete Luft dieses Landes dahinraffte, vergessen, der ich selbst nur durch ein Wunder entging; allein ich halte es für Pflicht, noch einige Zeilen dieser Expedition zu widmen, von der auf jener Insel nichts mehr übrig ist, als die gebleichten Gebeine einiger hundert Soldaten, die dem Reisenden, der dort anlegt, die Thorheit unserer Unternehmung verkündigen. Herr von G. verließ uns am 28 November; schon am 30 November brach das Landesfieber unter uns aus. Im Laufe des Decembers machte die Krankheit so reißende Fortschritte, daß zu Ende des Monats nur noch 20 Weiße in gesundem Zustande übrig waren. Alle Tage beerdigten wir 2 bis 3 Todte. Dieselbe Krankheit herrschte auch an Bord der zwei zurückgebliebenen Korvetten. Die kränkesten Soldaten wurden in einem schlechten Lokal, das uns zum Spital diente, untergebracht; die übrigen blieben auf ihren Zimmern. Alle beinahe ohne Hülfe, weil der einzige Arzt, den man zurückgelassen hatte, nicht hinreichend war, und es häufig an den nöthigsten Medikamenten fehlte. Ueberdieß waren wir auf der Landseite von den Ovas blokirt, und dadurch von allem Verkehr mit den Eingebornen abgeschnitten, und die Hälfte der Zeit auf gesalzenes Schweinefleisch beschränkt, um den geringen Vorrath des noch lebenden Viehes aufzusparen.

Diejenigen Malgaschen, welche sich von den Ovas losgesagt und unter unsern Schutz begeben hatten, wagten nicht ihre Reißfelder zu bebauen, und starben vor unsern Augen Hungers, ohne daß es uns möglich war ihnen zu helfen.

Am 9 Januar 1830 wurden wir alarmirt; unsere Soldaten schleppten sich gleich Gespenstern auf die Wälle, mehr um die Ehre ihrer Fahnen, als den Rest eines Lebens, dessen sie überdrüssig waren, zu vertheidigen. Damals sahen wir das Jammervolle unserer Lage vollkommen ein. Hätten die Feinde uns ernstlich angegriffen, so wären wir außer Stande gewesen, Widerstand zu leisten, und keiner von uns wäre dann der Grausamkeit der Ovas entkommen. Hauptmann Gally ließ sich halbtodt an die Brustwehr tragen, und wartete hier die Rückkehr einer von ihm ausgeschickten Patrouille ab; diese brachte die glückliche Nachricht, daß die Malgaschen, welche überall Ovas zu sehen wähnten, unnöthiger Weise alarmirt hatten.

Vier Tage darauf, den 13 Januar, starb Gally, und ward an derselben Stelle, nach der er sich am 9 hatte tragen lassen, mit allen militärischen Ehren beerdigt. Am 15 erlitten wir gleichfalls einen großen Verlust durch den Tod des Wundarztes Roubaut, der durch den Wundarzt der Korvetten ersetzt werden mußte; Letzterer entwickelte große Thätigkeit, und erwarb sich die Achtung und Freundschaft der ganzen Kolonie.

Zu diesen Unglücksfällen kam noch eine Ueberschwemmung, welche mehrere Tage lang einen Theil der Halbinsel deckte; die Yoloffs empörten sich, und hätten uns beinahe ermordet. In Beziehung der Sterblichkeit war die kleine Insel St. Maria ganz in denselben Verhältnissen.

In dieser Lage befanden wir uns, als Herr von G. am 26 Februar nach dreimonatlicher Abwesenheit von Bourbon hier anlangte. Man erwartete ihn gleich einen Messias; jeder hoffte Hülfe oder doch Trost von ihm. Allein die Meisten sahen sich getäuscht. Man machte ihm eine Art von kalter Gleichgültigkeit gegen die Leiden zum Vorwurfe, die er nicht getheilt hatte, und als deren Ursache Manche ihn betrachteten; besonders erhob sich eine allgemeine Stimme gegen die Strenge, mit der er in einem Gesundheitsrathe einem Offizier und 20 Soldaten die Rückkehr nach Bourbon abschlug. Mehrere dieser Unglücklichen entleibten sich aus Verzweiflung.

Bald darauf erfuhr man zu Bourbon die wahre Lage der Dinge, in welcher sich Tintingue befand, obgleich Herr von G. sich alle Mühe gab, nichts davon kund werden zu lassen. Der Handelsstand, dessen Interessen unsere Expedition verletzt hatte, beklagte sich bei Herrn von Chiffontaine, dem Gouverneur der Kolonie, der hierauf eine Gesandtschaft an die Königin Ranavalo schickte. Allein es war zu spät, sie nahm die Gesandtschaft nicht an.

Die Julirevolution machte diesem Zustande der Dinge ein Ende. Die neue Regierung sah ein, daß es in der schwierigen Lage, in welcher wir uns befanden, das Beste sey, das Fort Tintingue zu räumen und die alten Handelsverbindungen mit den Ovas wieder anzuknüpfen. Diese waren Zeugen der Schleifung des Forts, dessen Bau und Behauptung uns so vieles Blut gekostet hatte.

Vermischte Nachrichten.

Zu Boissy wurden unlängst an einer Stelle, wo vormals ein Wald stand, mehrere kleine, drei bis vier Zoll hohe Statuen ausgegraben. Eine derselben stellte einen Jupiter Gallia vor, eine andere eine Fortuna mit dem Füllhorn und einem Lotusblatt statt des Diadems, und eine dritte eine Victoria, in einer Hand eine Krone und in der andern einen Palmzweig haltend.

*

Der Astronom, Herr Paravey, erbietet sich, den Beweis zu führen, daß die Trabanten des Jupiters den Chinesen schon längst bekannt und auf ihren Himmelskarten angegeben waren, und daß sie sich endlich schon seit den frühesten Zeiten der Teleskopen bedient hätten.

*

Die Gesammtzahl aller Sklaven in Jamaika betrug am 1 August v. J. 309.167, welche auf 15.552.506 Pfd. St. oder 40 Pfd. 13 Sch. 11½ Pence jeder geschätzt wurden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 152. 1 Junius 1835.

Skizzen

einer Reise in die Gegend jenseits des Kaukasus.

(Aus dem Reisetagbuch eines Russen, mitgetheilt von Legationsrath Tiey.)

Acht Tage hielten mich Fieberanfälle in der langweiligen Stadt Mosdok zurück, und gaben mir Muße, meinen Erinnerungen an die geliebte Heimath nachzuhängen. In Georgiewsk hatte ich die Bekanntschaft eines katholischen Priesters und mit ihm die Reise nach Mosdok gemacht, wo ich der Pflege dieses mit trefflichen medizinischen Kenntnissen ausgestatteten Mannes viel verdankte. Seine Sorgfalt verschaffte mir bald Erleichterung von dem Fieber, so daß ich im Stande war die Stadt zu besichtigen, und auch Spaziergänge in deren einsamen Umgebungen zu machen.

Die jetzige Kreisstadt der Provinz Kaukasien, Mosdok, war früher eine Gränzfestung und die Schutzwehr der russischen Gränzlinie gegen die Einfälle der Kabardiner. Die Einwohner sind Russen, Grusinier, getaufte Osseten und Armenier, wovon die Letzteren die Mehrzahl der Bevölkerung bilden, und hinsichts ihrer Gewandtheit die Zigeuner und Juden überflüssig machen, weßhalb sie sich auch des Handels und des Tausches mit den benachbarten, im Kaukasus hausenden Völkern bemächtigt haben. Die Beschäftigung der Russen und Osseten besteht in Viehzucht, Ackerbau und dem Transport russischer Waaren nach Grusien.

Die Stadt hat, bis auf ein paar, keine steinerne, sondern nur hölzerne Wohnhäuser, ungefähr tausend an der Zahl, nebst einigen russischen und armenischen Kirchen und einer katholischen: zu diesem letztern Glauben bekennen sich auch einige Osseten und einige Armenier. Mehrere Straßen der Stadt sind regelmäßig und breit gebaut, da sie aber nicht gepflastert sind, so erzeugt auch schon ein unbedeutendes Regenwetter einen fürchterlichen Schmutz. Hier — nämlich in Mosdok — hat auch der im Jahre 1793 von Katharina der Großen gestiftete Ober-Gränz-Gerichtshof für die kaukasischen Völker seinen Sitz, dessen Mitglieder von den Kumiken, Kabardinern und den andern Völkerschaften gewählt werden. Der Präsident dieses Gerichts ist auch jedesmal zugleich Kommandant von Mosdok.

Der Terek fließt bei der Stadt vorbei, deren ganzer südlicher Theil übrigens unmittelbar am Flusse liegt, der im Frühjahr die Ufer unterwühlt und früher der Stadt große Gefahr drohte, indem einige Gebäude und Gärten fortgerissen waren. Später wurden durch eine zu diesem Zwecke zusammengetrete n Gesellschaft die Ufer des Terek durch Bollwerke befestigt. Das Klima ist während des Sommers in Mosdok heiß und sehr ungesund, wozu die niedrige Lage beiträgt und die Sümpfe, die sich in Norden und Osten um die Stadt hinziehen, und in der Hitze die Luft mit schlechten, Krankheit erzeugenden Dünsten füllen.

Diejenigen, die nach Grusien reisen wollen, müssen in Mosdok, oder eine Viertelmeile südwestlich davon, jenseits des Terek in der alexandrowschen Redoute, die Post aus Rußland abwarten, um den Schutz vor den Räubern durch die Convois mit zu genießen, die die Post und also auch die ganze versammelte Karawane durch die kleine Kabarda bis zur konstantinowschen Redoute begleitet. Dieses militärische Bedeckungs-Detaschement besteht gewöhnlich aus einer Kompagnie Infanterie mit einer Kanone, und aus etwa dreißig Mann Kosaken von der Linie; wenn die Gerüchte von der Unsicherheit der Gegend sich vermehren, wird die Bedeckung verstärkt.

In Begleitung des obenerwähnten katholischen Priesters verließ ich an einem schönen Abend im Monat Junius die Stadt Mosdok. Am Ufer des Flusses nahm mein Begleiter von mir Abschied, und rasch langte ich auf der Fähre am jenseitigen Ufer an, wo ich mich gleich nach der alexandrowschen Redoute verfügte, um der feuchten, kalten und ungesunden Luft der nahenden Nacht zu entgehen.

Als die ersten Strahlen der Sonne in das Thal hinableuchteten und die Nebel verscheuchten, die sich wie Rauchwolken in die höhere Luft hoben, brach die ganze Karawane aus der Redoute auf. Wie eine Feuerkugel flammte die Sonne über den von Schnee bedeckten Gipfeln der Berge, und der herrliche Morgen erweckte rings die Natur. Ueber meinem Haupte begrüßte mit schmetterndem Gesang die muntere Lerche den Tag. Wie Brillanten glänzten die Thautropfen auf dem grünen Rasen des Thals. Rings vor mir dehnte sich die gewaltige Gebirgskette des Kaukasus mit ihren scharfen Spitzen aus, über die sich die beiden Schneehäupter des Kasbek, wie blinkende Brillantdiademe erhoben.

Der Kaukasus bildet die Trennungslinie zwischen Grusien und der Kabarda, so wie der Provinz Kaukasien, und erstreckt

sich vom kaspischen bis zum schwarzen Meere. Sein felsiges, unzugängliches Inneres wird von verschiedenen kriegerischen Stämmen bewohnt, die in wilder Ungebundenheit leben, und sich durch Kleidung, Sprache, Gewohnheiten, Charakter, Sitten und Religion von einander unterscheiden. Unser Weg führte durch große Thäler, die früher durch volkreiche und häufige Niederlassungen der Kabardiner belebt waren, und in welchen sich dieselben mit der Zucht der Bienen, des Rindviehs, der Schafe und einer vorzüglichen Race von Pferden beschäftigten. Blutige Kämpfe dieses Volkes mit ihren Nachbaren, Zwistigkeiten unter sich, so wie die Strenge, die man von Seite Rußlands gegen sie, wegen ihrer beständigen Raubzüge und Mordthaten auf russischem Gebiet, vorwalten lassen mußte, war die Ursache, daß ein Theil ihrer Niederlassungen vernichtet wurde, und daß sie sich zum Theil auch selbst zerstreuten. Eine große Menge floh in die Gegenden jenseits des Kuban, wo sie noch jetzt, doch ganz getrennt von den andern transkubanischen Völkern leben. Mehrere Tausende unterwarfen sich dem Scepter Rußlands, wurden aber größtentheils ein Opfer der Pest, weil sie gegen dieselbe aus altem Vorurtheil keine Sicherungsmaßregeln nahmen. Jetzt sind jene Thäler öde und wüst, und das Auge sucht vergebens eine menschliche Wohnung. Kein fleißiger Ackersmann bearbeitet und besäet das fruchtbare Erdreich; die üppigen Wiesen grünen unbenutzt, wo Rosse reichliches Futter finden würden; keine Heerden weiden auf den kräuterreichen Matten der Bergabhänge. Scheue Gemsen und Hirsche sind die einzigen Bewohner jener grünen Ebenen, und fliehen ängstlich dahin, wenn der Fußtritt eines Reisenden sie aus ihrer sorglosen Ruhe aufstört. Wehmuth und Kummer erfüllt die Brust, wenn man diese Oede erblickte, auf der dazu noch jeder Fleck mit Menschenblut genetzt ist.

Jemehr man der konstantinowschen Redoute sich naht, desto mehr verschwindet die leblose Einfachheit der Landschaft, indem belaubte Hügel und Baumgruppen schon mehr Abwechslung dem Auge gewähren. Rechts von der Straße sieht man einen großen Platz mit wuchernden Nesseln bedeckt: es ist das weite Grab einer volkreichen, wohlhabenden Ansiedlung von Kabardinern, die vor mehreren Jahren gänzlich der Pest unterlag.

An demselben Abende, wo wir am Morgen des Tages unsere Reise angetreten, um sechs Uhr langte unsere Karawane bei der konstantinowschen Redoute an, um daselbst die Nacht zuzubringen. Diese Redoute ist weiter nichts, als ein viereckiger Platz, auf dem sich einige hölzerne Kasernen befinden, und der von allen Seiten mit dicken, starken Pallisaden umgeben ist. Die Besatzung besteht aus zwei Kompagnien des kabardinischen Infanterieregiments, mit drei Kanonen, und aus hundert Kosaken vom Don. Am folgenden Morgen früh um vier Uhr weckte uns Trommelschlag zur Fortsetzung unserer Reise, die ich auch gern antrat, weil ich hoffte, am nächsten Abende ein besseres Nachtlager zu finden. Hier hatte ich, weil ich es im Gedränge des Wirthshauses nicht auszuhalten vermochte, die Nacht auf dem Hofe zugebracht, wo ich aber vor dem Geschrei und der lebhaften Unterhaltung der Kaufleute aus Mosdok und Tiflis kein Auge schließen konnte.

Der Weg nach der jelisawetinschen Redoute führt über einen der konstantinowschen gegenüberliegenden Bergrücken, der von tiefen Schluchten durchschnitten ist. Die Straße führt, höchst beschwerlich, fast eine Meile stets bergan. Auf den Höhen ist überall Wald, aus verschiedenen Arten wilder Fruchtbäume bestehend, unter welche sich jedoch auch Ahorn, Taxus, Eichen, Linden und sibirische Zwergrüstern mischen, und in ihrem Dickicht Bären, Füchsen, Wölfen, wilden Katzen, Gemsen und Hirschen Wohnung geben. Im verderblichen Hinterhalte lauert hier, verborgen in dem düstern, großen Walde der räuberische Bergbewohner auf den Augenblick, in dem er seinen Angriff ausführen kann. Wenn die nahende Karawane auf dem Berge in ihrem Marsche sich, vielleicht eine Viertelmeile lang, ausdehnt, stürzen die Buschklepper aus ihrem Hinterhalte hervor, schießen ihre Gewehre auf die Reisenden ab, werfen sich dann in die Mitte der Karawane, zerstreuen sie, ergreifen Menschen und Thiere, was sie nur erlangen können, und ziehen sich dann schnell mit ihrer Beute in das Gebüsch zurück. Bei diesen Angriffen nutzen die beiden Kanonen, von denen sich eine an der Spitze, die andere am Schlusse des Zuges befindet, gar nichts, da man durch die Schüsse nur die eigenen Leute niederschmettern würde.

Oben auf dem Gipfel des Berges sprudelt reines, klares Wasser aus einer kleinen Quelle, an der die Karawanen gewöhnlich eine Stunde auszuruhen pflegen. Die Aussicht von hier oben ist recht interessant: unter sich hat man eine weite, grüne Ebene, aus der Gruppen schattiger Bäume sich emporheben; im Süden fällt der Blick auf die zackigen Felsen des Kaukasus. Durch dieses Thal führt der Weg zur jelisawetinschen Redoute und nach Wladikawkas. An Trinkwasser hat man keinen Mangel, da auf beiden Seiten des Weges sich gegrabene Brunnen mit gutem Wasser vorfinden.

Schon um vier Uhr Nachmittags an demselben Tage erreichten wir die jelisawetinsche Redoute, in die wir aber nicht hineinritten, sondern nahe dabei auf der Landstraße anhielten. Wir ließen unsere Päße visiren, bezahlten das Postgeld und erhielten dafür frische Reitpferde. Auch wechselte hier unsere militärische Bedeckung mit einer neuen. So, nachdem wir hier etwa eine Stunde geruht hatten, zogen wir unter Trommelschall weiter. Die Redoute, ganz wie die konstantinowsche, ist auf eine Stelle gebaut, die von den Osseten Kumbelei genannt wird. Dicht dabei liegt ein großes Dorf der Osseten, das denselben Namen führt. Früher lebten seine Bewohner, ehe sie, gelockt durch den trefflichen Boden und die fruchtbaren Triften hier einwanderten, in dem taganrschen Hohlwege und in andern Schluchten des Kaukasus. Sie stehen unter taganrschen Aeltesten aus der Familie Dudarow, die durch ihre große Anzahl sich bei den Kaukasus-Stämmen und in den Bergen in hohe Achtung gesetzt hat.

Abends um eilf Uhr kamen wir in Wladikawkas an, wo ich mich zu dem dortigen Kommandanten begab.

Wladikawkas ist eine kleine Festung von unbedeutendem Umfange, in Form einer viereckigen Redoute mit Bastionen gebaut, die mit Feldgeschützen der Garnisons-Artillerie besetzt sind. Die Brustwehr ist von Erde aufgeworfen und hat bedeutend durch die Zeit gelitten; der Graben ist nicht tief, nur schmal und mit Pallisaden besetzt. Unweit der Festung, die am Fuße des Kaukasus liegt, fließt der Terek vorbei. So klein sie ist, hält

sie doch die Gebirgsvölker in gebührendem Respekt. Ueberdem haben diese Geißeln geben müssen, die in einem besonders für sie erbauten und eingerichteten Hause, neben der Hauptwache, unter militärischer Aufsicht leben. Die Besatzung der Festung besteht aus dem sogenannten Wladikawkasischen Garnison-Regiment, das zwei Bataillons stark ist. Der Regiments-Kommandeur ist zugleich Kommandant der Festung, und unter seinem Befehle steht außerdem noch ein donisches Kosakenregiment, das außerhalb der Befestigungen in Kasernen wohnt, die mit einem starken Flechtzaun umgeben sind, dann einige Feldstücke nebst dem dazu erforderlichen von einem Offizier befehligten Kommando, ferner die Garnisons-Artillerie und eine Kompagnie Pionniere von der Bauabtheilung des Korps der Wegeverbindungen.

Im Innern der Festung sind nach einem regelmäßigen Plane für die Soldaten gute Kasernen von Holz mit einem großen Hospital gebaut, eben so recht hübsche, hölzerne Häuser für die Offiziere, unter welchen sich das aus gleichem Material errichtete Wohnhaus des Kommandanten auszeichnet. Es liegt auf einer Erhöhung an der Ostspitze der Festung und gewährt einen Ueberblick über das ganze Innere derselben. Außerdem steht hier ein bequemes Wirthshaus zur Aufnahme von Reisenden, dann einige russische Marketenderbuden mit allerlei Lebensmitteln, Getränken und andern Bedürfnissen, so wie mitten in der Festung auf einem ebenen Platze eine vor noch nicht langer Zeit erbaute, ziemlich ansehnliche Kirche von Stein. Eine Vorstadt erstreckt sich zwischen der Festung und dem Flusse Terek, und besteht aus zwei Theilen. Im ersten liegen die Kasernen der Pionnier-Kompagnie, nebst einigen von russischen Marketendern und mosdok'schen Kaufleuten errichteten Buden, in deren eine sich auch ein Billardzimmer befindet. Hinter diesen Buden stehen zwei Reihen niedlicher kleiner Häuser mit dazu gehörigen Höfen, worin die verheuratheten Soldaten wohnen. In der andern Abtheilung der Vorstadt erblickt man unansehnliche, unreinliche Hütten, in welchen ungefähr dreißig ossetische Familien leben, die sich hieher geflüchtet haben, um der Rache anderer Gebirgsstämme zu entgehen, bei denen sie Räubereien und Mordthaten begingen. Ihre Beschäftigung besteht in dem Bebauen des Ackers und der Viehzucht, was sie beides aber sehr kümmerlich betreiben, einmal weil sie von Natur schon sehr faul sind, aber auch deßwegen, weil sie fürchten, daß die Rache der von ihnen beleidigten Bergbewohner sie auch bis hieher verfolgen und ihr Eigenthum zerstören würde.

In der nächsten Umgebung von Wladikawkas auf beiden Seiten des aus Mosdok hieher führenden Weges liegen große Küchengärten, den Offizieren und Soldaten der Besatzung gehörig. Gemüse aller Arten, besonders aber Kohl und Kartoffeln, die Hauptnahrungsmittel des gemeinen Mannes, gedeihen vortrefflich. Der verstorbene Generalmajor del Pozzo, früher Kommandant von Wladikawkas, später Befehlshaber an der kaukasischen Linie, der sehr bemüht war, seinen Offizieren Vortheile und der Garnison reichlichen Unterhalt zu verschaffen, legte den noch jetzt bestehenden und reichergiebigen sogenannten „Fruchtgarten des Kommandanten" an, den auch nach einem bestimmten Uebereinkommen die adelige Gesellschaft von Wladikawkas benutzt.

Die Taxe für alle Lebensmittel, die hier insgesammt vortrefflich sind, wird vom Kommandanten nach einem billigen Maßstabe festgesetzt. Die Reisenden, die nach Grusien hier durchgehen, pflegen sich in Wladikawkas auf zwei bis drei Tage mit allem Nöthigen zu verproviantiren, da man in dem Gebirge nichts antrifft, als etwa schlechte Milch, Käse, Eier und Hühner, und das auch nicht immer und zu sehr hohen Preisen.

Die Gründung der Festung Wladikawkas ist von ersprießlichem Nutzen gewesen, für die Sicherung der Verbindung zwischen Rußland und Grusien und die Bändigung der zügellosen Stämme des Kaukasus. Uebrigens haben sich diese Bergbewohner jetzt schon ziemlich daran gewöhnt, die Macht des Festungs-Kommandanten zu beachten, so daß sie seinem Urtheile sogar öfter ihre innern Streitigkeiten unterwerfen. Zur bessern Unterhandlung mit diesen Gebirgsvölkern sind dem Kommandanten einige Dolmetscher beigegeben, die von der Regierung einen Gehalt beziehen. Der Garnison von Wladikawkas liegt außer dem Schutze der Festung auch noch die Verpflichtung ob, Regierungs-Transporte und Reisende jeden Standes auf dem Wege nach und von Grusien, durch die kaukasische oder tagaur'sche Schlucht zu geleiten. Dort sind, um die Bergbewohner besser zügeln zu können, auch in der Nähe ihrer Dörfer an zweckmäßigen, erhöhten Orten, in geringer Entfernung von einander, Posten und kleine Redouten errichtet, deren Besatzung aus einzelnen Kompagnien und Detaschements der Garnison aus Wladikawkas, so wie aus kleinen Kosaken-Kommando's besteht. Von jenen Anhöhen aus wachen sie über die Sicherheit der Reisenden und beherrschen das ganze untere Terrain der Schlucht; weiter in die Berge hinein erstreckt sich freilich ihr Einfluß nicht. Wegen der geringen Entfernung zwischen den einzelnen Wachtposten ist es ihnen leicht, sich in der Noth einander schnell zu Hülfe eilen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise nach den arktischen Regionen.

(Von Kapitän Roß.)

Eine allgemeine Uebersicht der Unternehmungen des Kapitäns Roß haben wir unsern Lesern bereits in Nr. 516 dieser Blätter vom Jahre 1833 mitgetheilt, und kommen nun zu dem eben erschienenen Bericht über die zweite Reise dieses Seefahrers. Dieser letzte Versuch, eine nordwestliche Durchfahrt zu finden, war bekanntlich Privatunternehmung, da die Regierung nach einer Reihe von Expeditionen, welche zu keinem Ziele geführt hatten, sich nicht mehr mit der Sache befassen wollte. Obschon man zu der Ueberzeugung gekommen war, daß weder von fernern Untersuchungen, noch von Entdeckung der Durchfahrt selbst irgend ein Vortheil für den Handel zu hoffen stehe, so hörte man doch den Entschluß, daß weitere Versuche aufgegeben würden und das Problem ungelöst bleiben solle, mit Bedauern. Der Gegenstand hatte die öffentliche Aufmerksamkeit seit länger als drei Jahrhunderten in Spannung erhalten, zahllose Unternehmungen waren gemacht worden, bei denen England voranstand, und der Muth, die Geschicklichkeit und die Ausdauer der britischen Marineoffiziere hatte, was Entdeckungen betrifft, allerdings Bedeutendes geleistet; allein sie dienten nur dazu, die Hoffnungen eines möglichen Erfolgs noch mehr zu beschränken. Einige Sanguiniker glaubten indeß immer noch an die Möglichkeit, eine Durchfahrt durch Prinz-Regents-Kanal zu finden; es war bekannt, daß man an dem äußersten Punkte, den die Fury erreichte, und an der dem Kap Turnagain gegenüberliegenden Küste, zu der man durch die Behringsstraße gelangt war, offenes Meer gefunden hatte, und diese beiden Punkte liegen nur einige hundert Meilen aus einander. Auf diese Thatsachen gestützt, be-

schloß Kapitän Roß, sein Glück noch Einmal zu versuchen, und entweder durch die Straße zu segeln, wenn eine solche existire, oder zu erweisen, daß der Kontinent von Amerika jede Hoffnung auf Entdeckung einer Durchfahrt vereitle.

Ein Privatmann, ein Bürger von London, Sir Felix Booth, entschloß sich die Kosten der Expedition zu tragen. Erfahrung hatte den Kapitän Roß gelehrt, daß ein Dampfboot die sicherste Bürgschaft für den Erfolg biete, denn unter jenen nördlichen Breiten ist der Wind, so wie das Meer frei wird, gewöhnlich widrig, und bei dem schmalen Fahrwasser hat ein Dampfboot außerdem noch bedeutende Vortheile vor einem Segelschiff. Es wurde mithin ein Fahrzeug von der erstern Art angekauft, mit neuen Patentdampfmaschinen versehen, und nachdem alle nöthigen Vorbereitungen getroffen waren, lief die Victory (so wurde das Fahrzeug genannt) in Begleitung eines Proviantschiffs, das die erforderlichen Vorräthe bis zum Prinz-Regents-Kanal führen sollte, am 25 Mai 1829 aus der Themse aus, begleitet von den besten Wünschen Aller und den besorglichen Voraussagungen der Sachkundigen. Mancherlei Hindernisse, welche sich bei der Abfahrt einstellten, waren böse Vorbedeutungen für die Zukunft; die unzureichende Kraft der Dampfmaschinen erwies sich schon in den ersten Stunden, so daß sie als untauglich herausgenommen werden mußten; die Mannschaft des Proviantschiffs wurde noch dazu schwierig, und weigerte sich, die Reise fortzusetzen.

Dieser entmuthigenden Umstände ungeachtet stand Kapitän Roß nicht einen Augenblick an seinen Zweck zu verfolgen, und nachdem er noch mit sehr ungünstiger Witterung zu kämpfen gehabt hatte, erreichte er die Davisstraße Anfangs Julius, und ging am 25 desselben Monats bei der dänischen Niederlassung Holsteinberg vor Anker, wo er die beste Aufnahme fand. Als die nöthigen Ausbesserungen ins Werk gesetzt worden waren, und der Kapitän sich Manches, was ihm noch fehlte, von dem Wrack eines Londoner Wallfischfängers verschafft hatte, fuhr er am 26 weiter. Am 30 Julius sah er das erste Eis, und lief am 6 August in den Lancaster-Sund ein. Er fuhr jetzt den Sund abwärts gerade dem Prinz-Regents-Kanal zu, und erreichte am 12 August die Stelle, wo die Fury Schiffbruch gelitten hatte.

„Da jetzt, sagt Kapitän Roß in seinem Bericht, die Victory in einer Eisbucht, eine Viertelmeile von der Stelle, wo die Vorräthe der Fury gelandet wurden, sicher vor Anker lag, so waren wir sehr begierig jenen Ort näher zu untersuchen, und nachdem ich meinen Leuten ein gutes Mahl bereiten lassen und ihnen die Ruhe gegönnt hatte, deren sie so sehr bedurften, ging ich mit dem Kommandeur Roß, Herrn Thom und dem Wundarzt ans Land. Wir fanden fast die ganze Küste mit Kohle bedeckt, und mit nicht geringer Bewegung gingen wir zu dem einzigen Zelt, das noch ganz bestand. Es war das Speisezelt der Offiziere der Fury gewesen, aber, wie der Augenschein zeigte, häufig von Bären heimgesucht worden. Nicht weit vom Eingange hatte sich eine Tasche befunden, in welcher der Kommandeur Roß sein Notizenbuch und einige Vögel hatte stecken lassen, allein sie war herabgerissen und keine Spur mehr von ihrem Inhalt vorhanden. Auch die Seitenwände waren an mehrern Stellen vom Boden losgerissen, sonst aber befand sich das Zelt noch in ziemlich gutem Zustande.

„An dem Orte, wo das Fleisch und die Hülsenfrüchte aufbewahrt worden waren, fanden wir noch Alles ganz. Die Körbe hatte man in zwei Haufen auf einander geschichtet, und obschon vier Jahre lang allem Wechsel des Klima's bloßgestellt, waren sie doch noch gänzlich unbeschädigt. Das außerordentlich dichte Geflecht hatte verhütet, daß die Bären den Inhalt riechen konnten, denn wären diese dahinter gekommen, was darinnen war, so hätten wir wohl nicht viel mehr davon zu sehen bekommen. Als wir den Inhalt untersuchten, fand sich, daß er weder gefroren war, noch daß sich der Geschmack der Eßwaaren auch nur im Geringsten geändert hatte, was uns nicht wenig erfreute, da unsere Existenz und die Hoffnung auf Erfolg mit dieser Entdeckung in innigem Zusammenhange standen. Wein, Branntwein, Zucker, Brod, Mehl und Cacaobohnen waren von noch gleich guter Beschaffenheit, jedoch mit Ausnahme eines Theils der letztern, den man in vorräthige Fässer geschüttet hatte. Der Citronensaft und das Pökelfleisch hatten nicht viel gelitten, und sogar die Segel, welche gut zusammengerollt waren, befanden sich nicht nur vollkommen trocken, sondern schienen auch gar nicht naß geworden zu seyn. Merkwürdig war, daß während das Kabelgarn sich ganz gebleicht hatte, auch jede Spur und Geruch vom Theer verschwunden war.

„Wir begaben uns jetzt an die Bucht, wo die Fury verlassen worden war, fanden aber nicht Eine Spur mehr von ihrem Wrack. Da wir oft gesehen hatten, mit welcher Gewalt die schwimmenden Eismassen an diese Küste antrieben, so ließ sich unschwer errathen, welches Loos ihn getroffen hatte. Entweder war er ganz fortgeschwemmt oder zermalmt worden, und hatte so die Masse des Treibholzes in diesen Gegenden vermehrt. Weder während der zehn Meilen, die wir in Pistolenschußweite vom Strande, südlich von dieser Stelle, an der Küste hingefahren waren, noch zwei Meilen weiter gegen Norden war eine Spur von dem Wrack zu sehen.

„Wir kehrten daher an Bord zurück, und machten Anstalten, hinlängliche Vorräthe einzuschiffen, und unsere Ausrüstung für eine Zeit von zwei Jahren und drei Monaten zu vervollständigen. Ich brauche wohl nicht erst zu versichern, daß es uns eine eben so neue als willkommene Erscheinung war, hier in dieser einsamen verlassenen Gegend zwischen Eis und Felsen einen wohlversehenen Markt zu finden, auf dem wir uns mit Allem versehen konnten, was uns abging, und wo wir auf einem Punkt bei einander alle die Gegenstände fanden, die wir in London aus mehrern Vorrathshäusern hätten zusammentragen müssen. Es versteht sich, daß von Allem das Beste ausgesucht wurde.

„Wir setzten diese Arbeit bis zum 14 August fort, wo wir noch zehn Tonnen Kohlen luden, und willens waren, die Mundvorräthe nebst einem Theil der übrigen Sachen noch vor dem Mittagsessen an Bord zu schaffen. Wir benutzten noch Alles, was zu benutzen war, und fanden bei dieser Gelegenheit einige der Kisten, in welchen sich Kerzen befanden, entweder von Hermelinen oder Mäusen zum Theil oder gänzlich ausgeleert. Kein einziges von den Tauen war verfault, obschon sie sich, wie das Kabelgarn, gebleicht hatten. Auch das Kabeltau war noch vollkommen gut, und daraus schlossen wir, daß der Kannevas von den Zelten durch Stürme fortgeführt worden seyn möchte, nachdem die Bären die Pflöcke ausgerissen hatten, um sich einen Eingang zu bahnen.

„Die Kabelkette und die Karonaden waren von kleinen Steinen des Gestades bedeckt, und, ein wenig Rost ausgenommen, noch ganz so, wie man sie verlassen hatte. Das von den übrigen Vorräthen etwas entfernt niedergelegte Pulvermagazin war unbedeckt und das darüber gebreitete wasserdichte Tuch in Stücken zerrissen, doch hatte sich das in Patentkapseln verschlossene Pulver vollkommen trocken erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Paris, den 10 Mai.

Man hat hier Briefe von dem deutschen Reisenden Moritz Rugendas erhalten; er befand sich im Oktober letzten Jahres in Valparaiso in Chili, und war im Begriff an den Cordilleren herauf nach Hochperu und von da nach Columbien zu gehen, von wo er den Orinoco hinab reisen wollte. Er hatte damals eine große Masse ethnographischer und naturhistorischer Zeichnungen gesammelt; die Frage ist, ob ihm der Zustand von Hochperu, das durch die Empörung von Flores in der größten Unordnung war, erlaubt hat, diesen Weg zu nehmen, und seine Absicht auszuführen, den See von Titicaca und die auf den Inseln in demselben liegenden alten Königsgräber zu besuchen; wenn dieß ihm nicht gelingen sollte, so war sein Plan, die Cordilleren direkt zu übersteigen und durch die Pampas nach Montevideo zu gehen.

*

Eine Statistik der am Ende des Jahres 1835 in Frankreich vorhandenen Dampfmaschinen und Apparate ist von den Ingenieuren des Bergbaues im J. 1834 vollendet worden. Es befanden sich nach ihrer Angabe am Schlusse des Jahres 1835 in Frankreich 947 Dampfmaschinen, zusammen mit einer Kraft von 14,746 Pferden. 759 von diesen Maschinen waren in Frankreich, 144 im Auslande verfertigt worden, und von 44 konnte nicht ausgemittelt werden, woher sie stammten. Unter den 903 Maschinen, deren Ursprung nachgewiesen werden konnte, befanden sich 334 mit niederem und 569 mit hohem Druck.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 153. 2 Junius 1835.

Die katholischen Geistlichen in Irland. *)

Seit Heinrich VIII wurden in Irland die katholische Kirche und die katholischen Priester aufs bitterste verfolgt; kaum gewährten die Regierungen der spanischen Maria, Karls I und Jakobs II ihnen einige Ruhe, und die Begünstigung der Katholiken durch den letztern mußten sie nach dem Siege Wilhelms III am Boynefluß theuer bezahlen. „Alle früheren Strafgesetze und Verpönungen wurden aufs neue eingeschärft und mit so großer Strenge durchgeführt, daß die politische Existenz der Katholiken dadurch aufgehoben, und ihnen bloße Vegetation, und selbst diese nur bedingt, gestattet wurde.

„Die katholischen Geistlichen, seit langer Zeit daran gewöhnt, ein flüchtiges Leben zu führen und den Gottesdienst heimlich in Scheunen, Ställen oder dergleichen Zufluchtsorten abzuhalten, hatten jetzt ohne weiteres den Tod zu erwarten, wenn sie ausgeforscht oder gar beim Messelesen betroffen wurden. Sie waren daher genöthigt, unter allen möglichen Verkleidungen umherzuwandern und um ihr tägliches Brod und Nachtlager zu betteln. Desto herzlicher hing das Volk ihnen an; wo es nur, ohne von Protestanten bemerkt zu werden, geschehen konnte, versammelten sich die Leute hinter Hecken, in Sümpfen, Bergen oder andern abgelegenen Orten, um Messe und Predigt zu hören, wobei sie jedesmal förmliche Schildwachen ausstellten, um plötzliche Entdeckung und Ueberrumpelung zu verhüten. Unter diesen Umständen fanden sich nur noch selten Leute aus den bessern Klassen, die zum geistlichen Stande aspirirten; daher waren es seit den Zeiten der heftigen Verfolgungen fast ausschließlich Söhne armer gottesfürchtiger Handwerker oder Landleute, die ihr Leben dem Priesteramte weihten. Natürlich fehlte es diesen Menschen oft an der nothdürftigsten Erziehung; Ergebenheit gegen ihren Glauben und die allerunumgänglichsten theologischen Kenntnisse waren fast das Einzige, worauf die Mehrzahl der irischen Priester während des vorigen Jahrhunderts Anspruch machen konnte, weßhalb sie auch von den Protestanten mit dem Schimpfnamen Heckenpfaffen belegt wurden. Schon seit Heinrichs VIII Regierung gab es in Irland kein einziges Institut mehr zur Erziehung von Geistlichen, und die Umstände erlaubten auch später nicht dergleichen auf der Insel anzulegen, da dieselben auf keinen Fall hätten lange unentdeckt bleiben können. Fremde Priester, die der Schliche und Wege und außerdem auch der nicht leicht zu erlernenden irischen Sprache unkundig waren, konnten sich nur selten ins Land wagen, ohne die größte Gefahr zu laufen, gehängt zu werden. Daher wurden die jungen Irländer, welche sich dem geistlichen Stande widmen wollten, durch milde Beiträge ihrer Bekannten und Freunde mit den nothwendigsten Reisekosten versehen und ins Ausland geschickt, um dort in ihrem Beruf unterwiesen zu werden. Schon im Jahre 1563 war ein irisches Priesterseminar zu Douay angelegt worden, und diesem waren später andere kleinere und größere Etablissements der Art zu St. Omer, Tournay, Lille, Antwerpen, Alcala de Henares, Lissabon, Sevilla, Salamanca, Paris, Toulouse, Rheims, Bordeaux, Nantes, Rom u. s. w. gefolgt, wo der Beistand fremder Geistlichen, frommer Laien und namentlich des heiligen Vaters die Fonds dazu hergeschossen hatte. Weil jedoch unter den obwaltenden Umständen beständig ein großer Mangel an Priestern in Irland herrschen mußte, so war es bei dem besten Willen den Vorstehern dieser Anstalten kaum möglich, ihren Zöglingen eine mehr als oberflächliche Erziehung zu geben. Etwas Latein, die nothdürftigste Bewandertheit in der Theologie und besonders der Controverse war gewöhnlich alles, was die neugeweihten Geistlichen in ihr Vaterland zurückbrachten, und oft sah es selbst mit diesem Wenigen schlecht genug aus. Indessen wenn sie wirklich auch noch so gelehrt gewesen wären, so würde dieß wenig genutzt haben; ihr Mangel an Bildung und Erziehung war sogar in vieler Hinsicht vortheilhaft, weil er sie mehr mit dem Volke assimilirte. Beständig mit dem Galgen bedroht, schlichen sie von Haus zu Haus, unterwiesen die Kinder und die Alten in Katechismus und den einfachsten Glaubenslehren, und gaben in ihrem Eifer gewiß den ersten Christen wenig nach. Diese Verhältnisse dauerten bis zur Aufhebung der peinlichen Gesetze, zu Ende des vorigen Jahrhunderts, fort, und es gibt daher noch Leute genug, welche sich jener Zeiten lebhaft erinnern. Nicht ohne Rührung kann ich an die Beschreibungen denken, welche mir ein armer alter Mann in Dublin, dessen Knabenalter in jene Periode fiel, mehrmals davon gegeben, wie er sich zu den

*) Aus dem Werke: Darstellung des gegenwärtigen Zustands von Irland, welches die erste Lieferung der im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart erscheinenden Sammlung der Reisen und Länderbeschreibungen der ältern und neuesten Zeit bildet.

Nachbaen gestohlen und ihnen ins Ohr geflüstert habe, daß ein Priester bei seinen Eltern sey, der unterrichten oder vielleicht auch eine Messe lesen wolle; wie er sich dann gleich einem Dieb, der jeden Augenblick ertappt zu werden fürchtet, ungesehen und auf Umwegen wieder nach Hause geschlichen, um ja die heilige Handlung nicht zu verfehlen.

„Nach Aufhebung des peinlichen Koder durften die Katholiken nun zwar Priester, aber keine öffentlichen Gotteshäuser haben; sie konnten sich von denselben trauen lassen, aber die von ihnen geschlossenen Ehen bestanden nur vor Gott, nicht vor dem Gesetz, und die darin erzeugten Kinder waren also Bastarde, wenn die Eltern nicht auch die Vorsicht gebraucht hatten, sich von einem protestantischen Geistlichen copuliren zu lassen, wie dieß noch jetzt der Fall ist. In Hinsicht auf die Kirchen wurde jedoch Rath. Man kaufte oder miethete Häuser im Namen eines Individuums, gewöhnlich des Pfarrers, und richtete dieselben nach Vermögen zum Gottesdienste ein, so daß bis zur Emancipation alle Gebäude der Art Privateigenthum waren, und daher zum Unterschiede von den protestantischen Kirchen bis auf den heutigen Tag Kapellen genannt werden. Da nun das Leben der Priester gegen den Galgen gesichert war, so wurde es auch nöthig, sie vor dem Verhungern zu schützen und zu gleicher Zeit für die Altarbedürfnisse zu sorgen. Deßhalb verstanden sich denn die Pfarrkinder auf der ganzen Insel von selbst dazu, jeden Sonn- und Festtag an den Kirchthüren nach Vermögen eine Kleinigkeit zu geben, und die Hausbesitzer u. s. w. kamen dahin überein, ihrem respektiven Pfarrer außerdem zu Ostern eine Abgabe zu entrichten, welche Due (das Schuldige) genannt wird, und deren Betrag in jedermanns Belieben steht; dieß, nebst den Trau- und Taufgebühren, ist Alles, was die katholischen Geistlichen noch jetzt zu ihrem Unterhalte, zur Bestreitung der Kirchenerfordernisse und zur Entrichtung des Grundzinses für die Kapellen haben. Sie hängen also ganz von der Milde ihrer Gemeinden ab und können gesetzlich nichts verlangen.

„Um den Prälaten ein einigermaßen erträgliches Einkommen zu sichern, geben die Pfarrer ihrer respektiven Diöcesen ihnen einen Theil ihrer eigenen Almosen, womit sie sehr zufrieden sind. Wie viel dieß indessen in Summa austrägt, weiß ich nicht bestimmt; doch ist mir oft gesagt worden, daß der Erzbischof von Dublin jährlich etwa 500 Pfd. St. hat. Bekannt ist mir, daß er nicht im Stande ist, sich Wagen und Pferde zu halten, sondern eine reiche katholische Familie hält ihm eine Equipage.

Durch die Emancipationsakte wurde den Katholiken endlich wieder gestattet, auch öffentliche Gotteshäuser zu haben und Glocken zu läuten, welches letztere ihnen seit beinahe 250 Jahren verboten gewesen war. Zum Kirchenbau gehört indessen Geld, und dieß aufzutreiben ist um so schwieriger, da bis 1829 fast alle ihre Kapellen auf dem Lande nichts als Scheunen oder eingerichtete Ställe mit einem Altar, und selbst in den Städten nur erbärmliche Gebäude in den miserabelsten Gäßchen waren, gerade so wie sie sie zur Zeit der Aufhebung der Pönalgesetze in der Eile hatten ankaufen oder erbpachten können. Da man sich seit Jahren mit der Hoffnung geschmeichelt hatte, daß man bald wieder ordentliche Kirchen würde besitzen dürfen, so befanden sich manche derselben in so baufälligem Zustande, oder waren so eng, daß Neubau schon längst vonnöthen gewesen wäre, und nur in der Erwartung günstigerer Zeiten verschoben worden war. Jetzt aber wollte man anständige Gotteshäuser haben, und da das Gouvernement zum Bau derselben keine Fonds herschoß, so schritten die Gemeinden zu einem Mittel, welches ihnen außerordentlich zur Ehre gereicht. Die Wohlhabenden gaben nach Vermögen größere oder kleinere Summen entweder auf einmal her, oder machten sich anheischig, dieselben in halb- oder vierteljährigen Terminen zu bezahlen, während die arbeitenden und ärmern Klassen, welche nichts als ihren Wochenlohn haben, bloß ihre Namen als Geber aufzeichnen ließen, und dann jeden Sonntag regelmäßig ihr Schärflein nach Maßgabe ihres Erwerbs brachten. Auf diese Art gaben einige wöchentlich einen Schilling, andere Dürftigere einen oder zwei Pfennige. Alle Beiträge waren rein freiwillig, und nur etwa alle vier oder sechs Wochen wurde von den Kanzeln dazu aufgefordert. Mehr war aber auch nöthig; der Eifer der Leute brauchte nur etwas gespornt, keineswegs aber erst erregt zu werden. Die Pfennig-Beisteuern beliefen sich bei der jetzt fertigen Allerheiligen-Kirche auf nicht weniger als 4000 Pfd. Sterl., und betrugen mehr als die Subskriptionen der Begüterten. Auf diese und ähnliche Art hat man kürzlich in der Hauptstadt drei schöne, große Kirchen, in Tuam eine Kathedrale, und überall auf dem Lande viele Pfarrkirchen gebaut, worüber die Protestanten ihre Verwunderung eben so wenig als ihren Aerger verhehlen.

Skizzen

einer Reise in die Gegend jenseits des Kaukasus.

(Fortsetzung.)

Hier in Wladikawkas hatte ich die Bekanntschaft des Barons M. gemacht, mit dem ich zusammen um 7 Uhr des Morgens die Reise nach Grusien antrat, begleitet von einem schützenden Kosaken-Detaschement. Den Terek bei der Festung überschritten wir auf einer ziemlich langen und breiten hölzernen Brücke, die auf starken Pfeilern von Stein ruht. Dann führt der Weg durch eine sich sanft erhebende Ebene, eine Meile weit ins Gebirge, bis zu der sogenannten „neuen Redoute," die beinahe am Eingange in die tagaur'sche Schlucht auf einem Hügel liegt, und von 60 Infanteristen und 10 Kosaken unter Kommando eines Offiziers besetzt ist. Dicht dabei befinden sich zwei Dörfer der Osseten, die von zwei Aeltesten aus der Familie der Dudarow, Namens Inal und Sultan verwaltet werden. Als die Russen die kubanischen Osseten für ihre Raubzüge züchtigten, unterstützte sie Inal mit großem Muthe, und erhielt dafür von dem Kaiser die goldne Medaille am Georgenbande, worauf er sich nicht wenig zu Gute thut.

Der Eindruck ist schwer zu schildern, den die erste Wanderung durch den Kaukasus auf den russischen Reisenden macht. Die Schlucht öffnet sich ihm, wie das Thor einer neuen unbekannten Welt. Alle frühern Ansichten der Natur verschwinden vor diesem Anblick und sind vergessen. Alles, was hier das Auge erschaut,

ist neu, überraschend, majestätisch, aber fremdartig. Die Phantasie schweift über diese furchtbaren, für sie ungewöhnlichen Gegenstände; doch der Anblick alles dessen ist von Schmerz getrübt, denn nun fühlt der Reisende, daß er sein Vaterland verläßt, daß er sogar aus Europa geschieden. . . .

Wenn man die Schlucht betritt, stellen sich dem Blicke auf einer Seite nackte Kalkwände dar; sie sind mit ungeheuern Steinen besäet, die aus den Bergen hervorzuwachsen und in der Luft zu schweben scheinen, so daß man glaubt, sie schwanken und könnten jeden Augenblick herabstürzen. Auf der andern Seite braust durch die jähe Tiefe der Terek dahin. Es sprudeln seine Wasser, stürzen sich schäumend über die Felsblöcke hin und betäuben das Ohr des Reisenden durch ihr Getöse. Die Straße führt über einen steilen Felsbruch, der weit über den Fluß hinüberhängt. Nur schaudernd wagt man hinabzublicken. Nun senkt sich der Weg und läuft längs dem niedrigen Ufer des Terek fort. Hier verlieren die Berge an jäher Steilheit, und auf ihrer Abdachung grünt in amphitheatralischer Abstufung die Zwergrüster, der Ahorn, die hundertjährige Eiche und die blühende Linde mit ihrer Schattenkrone; um die feuchten Felsen schlingt sich der grüne Epheu, und aus den Bergspalten rieseln klare Quellen hervor. Der Weg wird von einem kleinen Bache durchschnitten, der kaum in dem Felsen geboren, bald als Opfer des Terek von den wüthenden Wellen dieses Flusses verschlungen wird. Auf ihrem kurzen Laufe wirkt diese Quelle doch Gutes, indem sie einige kleine Mühlen treibt. Als wir vorbeiritten, umstanden das Wasser einige Gruppen von Ossetinnen mit Schöpfeimern. Die Mädchen dieses Volksstammes sind durch Schönheit berühmt, und ihre frischen blühenden Gesichter erregen das Interesse der Reisenden. Leidenschaft strahlt aus den großen, blauen Augen, und in ihrer ganzen Haltung zeigt sich die Sorgfalt, mit welcher sie bemüht sind, die Blicke der vorüber reisenden stattlichen Jünglinge und Männer auf sich zu ziehen.

Immer mehr erhebt sich die Schlucht, je weiter man auf der grusinischen Militärstraße vorückt, so wie der Fall des Terek, neben dem der Weg größtentheils hinführt, immer höher wird. Dieser Fluß, der an mehrern Punkten die Uferbefestigungen vernichtet, seinen Lauf nach einer andern Richtung verändert und hart am Fuße der Berge hinrauscht, bot uns auf unserm Wege bald genugsame Schwierigkeiten, ja Gefahren dar. Immer schäumender werden seine reißenden Wellen, über die wir mehreremale mit Hülfe der militärischen Arbeiter-Kommando's, die wir an einigen Orten antrafen, setzten. Durch den eigenmächtigen Lauf des Terek ist diese Militärstraße oft dergleichen Beschädigungen unterworfen, so daß die Verbindung mit Tiflis sehr erschwert, manchmal auf einige Tage ganz gehemmt wird. Ein hoher, fast senkrechter Felsen versperrte auch uns auf einmal den Weg, so wie auch keine Stelle sich ermitteln ließ, wo wir über den Fluß setzen konnten. Dem Anschein nach sollte unsere Reise hier endigen; da ließ man uns vom Gipfel des Felsens Stricke herab, die wir, von den Pferden steigend, uns über der Brust unter den Armen festbanden und so in die Höhe gezogen wurden, wodurch wir kletternd und an jeden Vorsprung uns anklammernd, endlich den Gipfel erreichten. Die Beschwerlichkeiten dabei waren nicht gering. Ich trat zuerst diesen schwebenden Marsch an, dann der Baron M., und zuletzt alle unsere Kosaken, einer nach dem andern, die auch noch ein kleines Pack mit Sachen und Lebensmittel mitbrachten. Eine kurze Erholung war uns nöthig, dann wanderten wir zu Fuße weiter über steinige und beschwerliche Pfade, ungefähr eine Viertelmeile weit, bis wir um 7 Uhr Abends auf dem Militärposten Balta anlangten, der auf einer Bergspitze liegt. Seine Benennung hat er von einem dabeiliegenden, gleichnamigen ossetinischen Dorfe, das von einem Aeltesten: Dewiet-Mirsa, ebenfalls aus der oft genannten Familie Dudarow, verwaltet wird. Dewiet-Mirsa war damals russischer Lieutenant, und bezog von der Krone einen jährlichen Gehalt von 300 Silberrubeln. Meinen Begleiter, den Baron M. kannte er schon von früher, weßhalb er, als er dessen Ankunft erfahren, uns auch gleich besuchte und zu sich auf sein Schloß einlud, welches unfern von der Redoute lag.

Mitten in einer kleinen, viereckigen Befestigung, aus niedern aber dicken Mauern, mit Thürmen an den Ecken bestehend, liegt ein kleines zweistöckiges Haus, an dessen ganzer Vorderseite sich ein langer Balkon hinzieht, und das ein Bretterdach hat. Im obern Stockwerk sind nur zwei Zimmer, auf orientalische Art mit schönen Teppichen und niedern, rundum laufenden Divans versehen. Dieß ist der Palast oder das Schloß des Lieutenants Dewlet-Mirsa, und mit Recht verdient das Gebäude diesen Namen, im Gegensatz zu den andern Wohnhäusern im Kaukasus, die nur unreinliche, kleine Hütten sind.

Der Dorf-Aelteste empfing uns mit größter Höflichkeit, und setzte uns schlechten Thee und gutes Bier vor, in dessen Bereitung aus Gerstenmalz die Osseten excelliren. Dann nöthigte er uns zum Abendessen, das aus Eiern, gekochten Hühnern, saurer Milch und Hammelfleisch bestand, das am Spieße gebraten und dann mit einer Sauce übergossen war. Das Getränk dazu bestand aus Bier, da Wein nicht vorräthig war. Um diesen Mangel zu ersetzen, schickten wir in die Redoute und ließen von unserm dort zurückgelassenen holen. Dewlet-Mirsa fand ihn, dem Koran dessen Anhänger er ist zum Trotz, recht gut, und that uns fleißig Bescheid. Nach dem Abendmahl begaben wir uns auf den Wachtposten zurück, um dort zu schlafen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise nach den arktischen Regionen.

(Fortsetzung.)

„Eine heftige westwärts strömende Fluth trieb uns aus unserem Zufluchtsorte, und brachte uns gerade an der engsten Stelle bis auf ungefähr drei Schritte in die Nähe einiger unter dem Wasser stehenden Felsen. Da wir hofften, diese gefährliche Stelle umschiffen und in stilles Wasser kommen zu können, so arbeiteten wir angestrengt, um das Schiff durch Werpen *) in eine gegenüberliegende kleine Bucht zu bringen, wo wir sicher zu seyn glaubten. Unglücklicherweise befand sich aber ein Wirbel in derselben, und nachdem wir wohl eine Stunde lang herumgedreht worden waren, sahen wir uns genöthigt, wieder auszulaufen und noch einmal in die uns umringenden Gefahren zu wagen. In dieser Lage blieb uns nichts übrig, als uns an eine in der Mitte der Strömung schwimmende Eismasse zu befestigen, um mit Hülfe derselben vielleicht aus der Bedrängniß zu kommen, in der wir uns befanden.

*) Warpen oder Werpen heißt, das Schiff mittelst des Warp- oder Wurfankers vorwärts bringen. Man läßt nämlich den Anker durch ein Boot an den bestimmten Ort bringen und ihn dort auswerfen, dann wird das Tau auf dem Schiffe aufgewunden, und dieses so fortgezogen, bis es in die Nähe des Ankers kommt.

Endlich gelang es uns, wiewohl nicht ohne Gefahr, denn unser Eisberg riß uns westwärts gegen einen starken Wind fort. Die Fluth nahm indeß ab, je weiter wir vorwärts kamen, und da die kleinern Eisstücke, welche um uns herschwammen, nicht so nahe an das Schiff herankamen, als die Eismasse, an der wir uns fest gemacht hatten, so wurde das Wasser ganz ruhig und frei, und wir konnten Nachmittags vor Anker gehen.

„Die Gefahr war indeß noch nicht vorüber, denn wir mußten gewärtig seyn, von der nächsten Fluth wieder rückwärts getrieben zu werden, wenn es uns nicht gelang, vor Eintritt derselben aus ihrem Bereiche zu kommen. Der Wind war uns aber gerade entgegen, wir konnten daher, wenn wir auch die Segel aufsetzten, um den Wind zu kneifen, doch nicht hoffen, mit einem Fahrzeuge, wie das unserige war, weit vorwärts zu kommen, und an einer Stelle, wo die Fluth so stark antrieb, vor Anker zu gehen, war durchaus nicht thunlich. Wir bemerkten bald, daß wir den Grund verloren, gegen 4 Uhr aber wurde es plötzlich ruhig, und nun kamen wir bedeutend vorwärts. Nicht weit weg sahen wir eine Bucht, in die wir uns mit Hülfe der Boote werpten, und da hinter einem mit Eisbergen besetzten Felsenriff, ungefähr eine Kabelslänge vom Lande, Schutz fanden; wir legten uns dicht an zwei dieser Eismassen, die in einer Tiefe von vier Faden auf dem Grunde auffaßen.

„Mehrere von uns waren zwar mit ähnlichen Gefahren vertraut, daß wir aber hier ohne Schaden davon gekommen waren, dafür konnten wir Gott nicht genug danken. Dem Leser eine anschauliche Schilderung von dieser Scenerie zu geben, ist unmöglich, und auch der Pinsel des Malers kann nicht die furchtbare Bewegung und das Getös ausdrücken, das hier herrscht. Wer so Etwas nicht gesehen hat, denkt bei dem Worte **Eis** an das, was er etwa auf einem Binnensee oder Fluß sah, hat aber keinen Begriff von den Gefahren, von denen ein arktischer Seefahrer umringt ist. Eis ist hier eine Steinmasse, ein schwimmender Fels, und hat ein Vorgebirge, oder eine Insel von Eis Grund gefaßt, so ist sie so fest als Granit. Nun denke sich, wer es vermag, diese ungeheuren Krystallgebirge von einer gewaltigen Fluth durch eine enge Straße getrieben, wie sie mit donnerähnlichem Getös zusammenstoßen, sich entweder in ungeheure Blöcke zerschellen oder zerspalten, bis sie endlich, das Gleichgewicht verlierend, der Länge nach umstürzen, daß das Meer wie eine gewaltige Brandung emporsteigt oder Wirbel bildet, während die flachern Eistafeln, gegen diese Massen oder gegen Felsen angetrieben, emporsteigen, bis sie endlich wieder auf sich zurückfallen, und die herrschende Bewegung und den tobenden Lärm vermehren.

„Von solchen Gefahren umringt, fühlt man sich der äußersten Hülflosigkeit preisgegeben, denn man weiß im gegenwärtigen Augenblick nicht, was im nächsten geschieht. Seltsam genug klingt es, ist aber wahr, daß man in dieser schaudervollen Lage dennoch keine Zeit hat sich zu fürchten, so unerwartet treten die Ereignisse ein und so schnell folgen sich die Uebergänge. So zerstreuend auch das Geräusch, die Bewegung und die Eile sind, in der Alles ringsum vorüberfliegt, und so unmöglich es auch scheint, die Aufmerksamkeit in solcher Verwirrung auf einen bestimmten Punkt zu richten, so muß man doch stets wachsam seyn, um den rechten Augenblick abzupassen, in welchem es möglich ist, der drohenden Gefahr zu entgehen.

„Am 30 September benahm die Jahreszeit jede Hoffnung zu Fortsetzung der Reise, und es mußte nun an die Winterquartiere gedacht werden. Es war nichts mehr zu unternehmen, und eine traurige Gefangenschaft zwischen Eismassen stand uns bevor. Am 8 Oktober gewann diese Aussicht immer mehr Bestand, denn nirgends war auch nur eine Spur von freiem Wasser mehr zu sehen, und, einen hie und da hervorragenden dunkeln Felsen ausgenommen, sah man nach dem Lande zu Alles bis zum Horizont mit Schnee bedeckt; in der That ein düsterer Anblick. Vor Tagesanbruch hörte es auf zu schneien, es erhob sich aber ein starker Nordwind, bei dem uns tüchtig fror, obschon das Thermometer nur 18° F. ($- 6\frac{2}{9}$° R.) zeigte, eine Temperatur, die uns noch vor wenig Tagen gar nicht unangenehm vorgekommen war. Ueber die hygrometrische Beschaffenheit der Luft zeichneten wir keine Bemerkungen auf, denn dieß ist keineswegs eine so einfache Sache, als sie auf den ersten Anblick zu seyn scheint. Jedermann weiß, daß eine feuchte, dunstige Luft das Gefühl von Kälte erzeugt, sie ist ein besserer Wärmeleiter, und doch bringt auch die entgegengesetzte Beschaffenheit der Atmosphäre dieselbe Empfindung hervor. Eine trockne Luft vermehrt die Ausdünstung des Körpers und diese Ausdünstung erzeugt Kälte. Will man die Frage nach ihrem ganzen Umfange erörtern, so ist die Beschaffenheit des Körpers selbst von nicht minderer Bedeutung. Das Gefühl der Kälte tritt, wie bekannt, bei gewissen Fiebern auch unter der brennenden Sonne von Afrika ein, und dieselbe innere Empfindung von Frost macht sich auch bei kleinen, oft unmerkbaren Unpäßlichkeiten bemerklich. Merkwürdig ist es, daß bei Fiebern das Gefühl einer außerordentlichen Kälte selbst dann eintreten kann, wenn sich die Temperatur des Körpers mehrere Grade über ihren natürlichen Stand erhoben hat, so daß der Kranke, wenn er andere berührt, brennend heiß erscheint, und sich nach Verlauf von einigen Minuten auch selbst so fühlen kann, obschon in der herrschenden Temperatur keine Veränderung eingetreten ist. Aehnliche Umstände und Wirkungen werden durch Mangel oder Ueberfluß an Nahrungsmitteln herbeigeführt, denn der Genuß derselben wirkt auf die Kraft, welche die animalische Hitze erzeugt, und die größere oder geringere Thätigkeit dieser Kraft ist vielleicht die Hauptursache aller der Erscheinungen, die sich oft so schwer erklären lassen. Jene Kraft wird indeß auch nicht durch Nahrung oder Bewegung allein angeregt, denn es kommen Fälle vor, wo man selbst bei Mangel an Nahrung und Uebung der Muskelkraft eine hohe Temperatur im menschlichen Körper bemerkt. So wenig diese Verhältnisse, mindestens so viel mir bekannt, auch noch von den Physiologen beachtet worden sind, so ist doch jene Kraft, welche die Wärme erzeugt, in den verschiedenen Individuen sehr verschieden, und ein jeder Konstitution eben so besonders eigenthümlicher Theil, als die Muskelkraft und die geistigen Fähigkeiten. Jeder, dem daran gelegen ist, kann sich durch Beobachtungen im gemeinen Leben hievon überzeugen, und wir hatten diesem Gegenstande unter uns so viele Aufmerksamkeit gewidmet, daß es uns leicht fiel zu bestimmen, wer von gewissen Kältegraden, die ein Anderer gar nicht achtete, werde zu leiden haben.

„Ich würde daher rathen, bei jeder Expedition in eine Polargegend, und zwar besonders während der Winterquartiere, auf eine Vermehrung der Mundvorräthe ganz besonders Bedacht zu nehmen. Gut wäre es, wenn die Seeleute sich an grönländische Nahrung gewöhnen könnten, denn die Erfahrung hat bewiesen, daß reichlicher Genuß von Oel und Fett in diesen Eisgegenden das beste Mittel zu Erhaltung des Lebens ist, und daß die Eingebornen ohne sie nicht bestehen können, sondern krank werden und sterben, wenn man sie auf magere Kost setzt. Ich zweifle nicht, daß viele der unglücklichen Leute, welche beim Ueberwintern unter diesen Himmelsstrichen zu Grunde gingen, gerettet worden wären, wenn man die angegebenen Umstände berücksichtigt und sie angehalten hätte, nach der Lebensweise der Eingebornen sich zu bequemen, was sich gewöhnlich als heilsam erweist. Kein Versuch, durch besonders eingerichtete Kleidung den Eindrücken der äußern Temperatur zu trotzen, wird sich da wirksam zeigen, wo es an der innere Wärme erzeugenden Kraft mangelt, und äußere durch Jener erzeugte Hitze ist ein *nur* unvollkommenes Aushülfsmittel. Wem innere Wärme fehlt, der wird sie durch Bekleidung eben so wenig ersetzen, als man ein Stück Eis dadurch erwärmen könnte, daß man es in eine wollene Decke wickelt, und es ist ein allgemeiner Irrthum, wenn man glaubt, daß ein Mittel, welches nur dazu dient, die Wärme zu erhalten, sie auch erzeugen könne.

(Fortsetzung folgt.)

Um die jetzt so sehr überhand nehmenden Vergiftungen zu erschweren, machen französische Chemiker folgenden Vorschlag. Vom Jahre 1825 bis 1833 betrug die Zahl der in Frankreich des Verbrechens der Vergiftung angeklagten Personen 273, und es ergab sich bei der Untersuchung, daß mehrere der ausersehenen Opfer durch den schlechten Geschmack, den das Gift der Speise oder dem Getränke mittheilte, gerettet worden waren. Man sollte daher allen Giften eine Farbe oder einen Geschmack geben, durch die sie sich bei den Beimischungen an Speisen oder Getränk verriethen. Zu diesem Zweck wurde Aloe vorgeschlagen, und von vielen französischen und englischen Chemikern gebilligt. Eben so wurde darauf angetragen, allen Giften einen starken Geruch, Bisam z. B. mitzutheilen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 154. 3 Junius 1835.

Neue französische Literatur.

Théatre Européen: nouvelle Collection des chefs-d'œuvres du théâtre Allemand, Anglais, Espagnol, Danois, Français, Hollandais, Italien, Polonais, Russe, Suédois etc. avec des notices et des notes historiques, biographiques et critiques.

Unter diesem Titel ließe sich ein Werk herausgeben, welches ausgezeichnetes Verdienst haben, und für Frankreich von um so grösserem Werthe seyn könnte, als der hauptsächliche Fehler der französischen Literatoren in Unkenntniß des Ausländischen und Fremden beruht. Daher der Leichtsinn, die Frivolität und häufig die grotesken Schnitzer in ihren Beurtheilungen. Etwas Großes ist auch angekündigt wie der Titel zeigt; nebst England, Deutschland, Spanien und Italien, sollen auch Rußland, Polen, Holland, Dänemark und Schweden ihre dramatischen Schätze liefern und die Zahl der zu übersetzenden Stücke (die französischen also nicht mit begriffen) soll über 250 betragen. In dieser Zahl ist sicherlich Platz, um alles Gute aufzunehmen, was seit der Erschaffung der Welt in dramatischer Beziehung geschrieben worden ist. Wie immer ist der Prospektus dieses neuen Unternehmens mit einer Reihe von Namen geziert, die theils verdienten, theils erborgten Klang haben; das Publikum ist überall Schaf und geht der Schelle nach, je mehr Geklingel, je mehr Zulauf.

Der Titel, die Versprechungen, mein eigner Wunsch, die so vernünftige Idee der großen Befreundung der europäischen Geisterwelt, ihrer Verwirklichung um einen Schritt näher geführt zu sehen, ließ mich etwas Schönes und gewissenhaft Ausgeführtes hoffen. Meine Erwartung ward nicht erfüllt, mindestens bis jetzt nicht, und in so fern von dem deutschen Theater die Rede ist; ich enthalte mich von den übrigen zu sprechen, von welchen übrigens bis jetzt nur ein Stück von Sheridan (the Critic) und eines von Calderon (el medico de su honra, der Arzt seiner Ehre) erschienen sind.

Was die Herausgeber ihren Abnehmern in Betreff des deutschen Theaters zu leisten versprechen, möge aus dem erhellen, was sie über die deutsche Bühne sagen:

„En Allemagne où le drame vraiment national n'est venu que plus tard, le théâtre s'est hâté de suppléer au vide de son passé en évoquant aussi les anciennes mœurs et les anciennes annales germaniques. C'est sur la scène que l'Allemagne se présente *aujourd'hui* à l'observateur dans toute l'originalité de ses faces multiples, nation à la fois idéaliste et guerrière, enthousiaste de poësie et amoureuse des plaisirs domestiques, sentimentale, et s'égarant dans la haute sphère de ses rêveries vagues pour redescendre par une transition paisible, sur ce que Madame de Staël appelait le terrain prosaïque de la vie."

Wenn von Deutschland die Rede ist, ist die Anführung der Frau v. Stael obligat, sie kannte Deutschland so gut! und nach ihr alle Franzosen, die nichts sind als Franzosen! einen Beweis davon liefert obige Anzeige. Wie wollen die Herausgeber des théâtre européen in der deutschen Bühne, so wie sie heute ist, einen treuen Spiegel des Nationalcharakters geben? wir haben von jeher kein Lustspiel gehabt, weil angewöhnte Sitte und unterwürfiger Sinn uns nicht erlaubten, die Mängel, Schwächen und Gebrechen der bevorrechteten Klassen zu geißeln, und dem Drama, dem Trauerspiel waren stets und sind heute mehr als je alle Gegenstände verschlossen, die im entferntesten die Politik und das gesellschaftliche Leben im weitern Sinne berühren. Das aber wissen die französischen Herausgeber nicht, sie betrügen ihre Abnehmer nicht, sie führen sie nur in Irrthum und Täuschung, wie sie selbst in Irrthum und Täuschung befangen sind.

Wer sich von der chronologischen Entstehung, Fortbildung und Reihenfolge unsrer Theaterliteratur eine Vorstellung machen wollte, wäre sonderbar in der Verwirrung, wenn er der folgenden Anzeige nachginge:

„Das deutsche Theater, wenn gleich beinahe eben so reich als das Englische, wird nur zwei Serien erhalten, und zwar wegen der Data: die erste Serie wird enthalten Lessing, Schiller und ihre Zeitgenossen (wer?); die zweite Goethe, Kotzebue, Werner, Müllner, sodann die gegenwärtige Epoche, als: Grabbe, Raupach, Grillparzer, Iffland, Kleist, Körner, Zimmermann u. s. w. Gibt es Gold genug um diese thurm-babelsmäßige Ignoranz, dieses Durcheinander und köstliche Wischiwaschi zu bezahlen, — der ungerechten Auslassung und Unvollständigkeit nicht zu gedenken? Lessing und Schiller als Zeitgenossen ohne Goethe! Goethe, Kotzebue, Werner und Müllner in der Vergangenheit als Todte, und Iffland, Kleist und Körner unter den Lebenden in der heutigen Epoche! wahrlich, trotz aller Liebenswürdigkeit, die Ihr besitzen möcht, Ihr Herrn Herausgeber des théâtre européen, das heißt ein wenig Mißbrauch treiben mit der vergönnten Nachsicht. Das

heißt das Publikum zum Besten haben auf eine impertinente Weise. Von Huwald, von Auffenberg und Andern hatten die großen Literatoren St. Marc-Girardin, Marmier, Janin keine Ahnung!

Und welches ist der deutsche Dramaturg, welches ist der große Name, der unter den deutschen Theaterdichtern auserwählt ward, um die Franzosen mit unserm Drama, mit unsrer Bühne bekannt zu machen? **Körner!** und von den körner'schen Stücken welches? der **Nachtwächter**, eine Studentenposse ohne Salz mit etwas spießbürgerlicher Hölzernheit vermischt. Diese kunstsinnige Auswahl ist ohne Zweifel dem Herrn Marmier zu verdanken, einem jungen Literator, der sich stellt, als ob er Beruf habe über deutsche Literatur und Geschichte zu schreiben, und in mehrern der hiesigen Monatschriften einzelne Abhandlungen über Gegenstände deutscher Literatur zu liefern versucht hat; seine Sprache ist flach, sein Urtheil gewöhnlich, obenweg, und seine Kenntniß scheint weit von der Gründlichkeit abzustehen. Was sein Geschmack sey, brauche ich nach obiger Auswahl kaum mehr zu sagen. Er hat der Uebersetzung des Nachtwächters einige biographische und literarische Notizen vorausgeschickt, die nicht schlechter und nicht besser sind als die Einleitungsnotizen in den deutschen Ausgaben, aus welchen sie ganz einfach abgeschrieben sind. Das wäre der geringste Fehler, denn Hr. Marmier brauchte nichts Neues zu erfinden, allein er hätte wissen sollen, welches literarische Ansehen Körner in Deutschland genießt, und er hätte hiernach dessen Platz bemessen sollen. Nicht seine Verse, nicht seine Dramas, und unter diesen vor allen Dingen nicht der Nachtwächter, haben Körner zu einem gefeierten Mann erhoben, sondern sein edler deutscher Sinn, der Heldenmuth, der in seinen lyrischen Gedichten waltet, und die mit dem Tode besiegelte treue Hingebung für die Errettung des unterdrückten Vaterlandes. Kein Zweifel, daß dieser Lorbeer göttlicher ist als jener des Parnasses, aber das théâtre européen hat nicht eine Biographie deutscher Helden, sondern eine Galerie der deutschen Bühne herausgeben wollen, und dazu konnte, ohne einen sehr schlechten Scherz, der Nachtwächter nicht als Frontispiz dienen.

Und wenn das französische Publikum die von den gröbsten Fehlern wimmelnde, zudem vom deutschen Nationalcharakter gänzlich entblößte Uebersetzung liest, wird es sagen: das also ist eine Probe der deutschen Schauspieldichtung, — das lohnt kaum der Mühe, welche Trivialität, welche Flachheit, welche Unzierlichkeit! trivial, flach, und unzierlich seyd vor Allem Ihr, die Ihr aus einem schönen literarischen Unternehmen eine bloße Geldspekulation macht, und dazu alle Unwissenheit einbringt, die Euch volksthümlich auszeichnet, Ihr, die Ihr deutsche Sprache und deutsche Sprüche nicht versteht, und Eure Unwissenheit dadurch bemäntelt, daß Ihr solche anstößige Stellen entweder gar nicht übersetzt, oder eine auseinander fließende Umschreibung daraus macht. Ihr seyd nicht bloß lächerlich, weil Ihr nichts wißt, sondern Ihr seyd tadelnswerth, weil Ihr nicht lernen wollt.

Skizzen

einer Reise in die Gegend jenseits des Kaukasus.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen um sieben Uhr nahm ich die Redoute in Augenschein, deren Befestigung nur in ihrer vortheilhaften Lage besteht. Die Besatzung bilden hundert Infanteristen mit einer Kanone und zwanzig Kosaken, nebst zwei Offizieren. Als wir unsern Marsch berghinunter von diesem Posten fortsetzten, strahlte die Morgenbeleuchtung auf die Schneekoppen des Kaukasus. In der Brechung der Sonnenstrahlen schimmerten die Gipfel in den schönsten Regenbogenfarben, doch unten in der tiefen Schlucht dampften noch feuchte Nebel, und dunkle Schatten lagerten auf den wilden Strudeln des brausenden Terek. Das herrliche Gemälde der Natur nahm meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, doch nicht genugsam, daß ich nicht mit Wohlbehagen mir bald darauf die reizenden Ossetinnen betrachtete, die mit hölzernen, an Riemen getragenen Eimern nach Wasser gingen. Obgleich ihre Kleidung ärmlich und unreinlich war, so that dieß doch den schönen, frischen Gesichtern keinen Abbruch.

Wir hatten den baltaschen Posten um halb acht Uhr in Begleitung von zehn Kosaken verlassen, und anfangs einen sehr beschwerlichen Weg durch die steilen, am Rande furchtbarer Felsentrümmer befindlichen Auf- und Abfahrten gefunden. Bald kamen wir auf den steinigen Grund der Schlucht, die allmählich immer breiter wird, und von dem Grün der Gebirgswaldungen entblößt, keine Reize darbietet. Später stiegen auf beiden Seiten nur nackte, kolossale Felsen empor, auf welchen wir an einigen Stellen schmale Fußstege bemerkten, die den Bergräubern des Kaukasus zu ihren Schleichwegen dienen. Die Kosaken machten uns auf das, auf dem Gipfel eines Berges liegende Dorf der Osseten, Kaidukina genannt, aufmerksam, neben welchem ebenfalls eine militärische Befestigung liegt. Der traurige Anblick der düstern, unansehnlichen Hütten des Dorfs harmonirt recht mit der öden Umgebung, in der es liegt. Wir zogen ohne anzuhalten vorüber, da unser Kosaken-Convoi uns bis Kasbek geleiten sollte, wohin sie aus Wladikawkas beordert waren, das dortige Detaschement zu verstärken. Der einförmige, uninteressante Anblick der öden Berge verschwindet, je näher man der Befestigung Lars kommt, wo das dunkle Grün schattiger Baumgruppen mit dem sanften Schmelz der Bergmatten abwechselt.

Die Festung Lars besteht aus einem ziemlich ausgedehnten, regelmäßigen Quadrat, gebildet von steinernen, dünnen, etwa sieben Fuß hohen Mauern, die zwei Soldatenkasernen, ein Zeughaus, ein Gebäude für die Offiziere nebst einem kleinen Wirthshause für Reisende schützend umgeben. Obgleich sämmtliche Gebäude von Stein erbaut waren, schienen sie mir doch nicht sehr dauerhaft. Die Befestigung lehnt sich an einen abschüssigen Berggipfel, der von einer tiefen Schlucht abgeschnitten wird, durch die ein bedeutender Arm des Terek fließt, an dem einige kleine, unbedeutende Mühlen der Osseten liegen. Unterhalb der Festung und von ihr beherrscht, befindet sich das Dorf Lars. Ein senkrechter Felsen begränzt den Berg im Süden. Auf jenem steht

ein hoher vierstöckiger Thurm, die Wohnung des Aeltesten des Dorfs Lars, Namens Shanchot-Dudarow, der den Charakter eines Lieutenants der russischen Armee besitzt, für seine Tapferkeit eine goldene Medaille am Georgenbande trägt, und eine jährliche Pension von der Krone bezieht.

Weiter südlich von Lars zieht sich die kaukasische Schlucht zum waldigen Engpaß zusammen, in der hin und wieder große Felsblöcke liegen, die durch die Kraft des Orkans, oder durch die Hand der Alles zertrümmernden Zeit hier hinabgeschleudert seyn mögen. Hinter diesen Felstrümmern liegen oft die blutdürstigen Bergbewohner im Hinterhalte, um gleich Tigern sich von da aus auf die Vorüberreisenden zu stürzen, die ihnen dann zur leichten Beute werden. Die Straße windet sich hier neben dem Terek fort, der an dieser Stelle so wild dahin strömt, daß er durch seine Strömung sogar ungeheure Steine mit forttreibt.

Die darjalsche Schlucht, in die wir jetzt gelangten, ist von düstern hohen Felsen eng zusammengedrängt, und fast immer von einem unheimlichen Dunkel erfüllt, da nur spät am Tage die Strahlen der Sonne hier Eingang finden und auch schon früh am Nachmittag von den Felsenwänden zurückgedrängt werden. Diese Schlucht bildet das Thor des furchtbaren Kaukasus, durch welches in grauer Vorzeit räuberische Völker hervorbrachen, um den Süden verheerend zu überschwemmen. Im Alterthum war dieser gefährliche und enge Paß durch eine Festung gesperrt, deren Mauertrümmer noch jetzt auf einem hohen Felsen am linken Ufer des Terek thronen. Wißbegierigen Reisenden erzählt man von jener Festung allerlei Wunder, aus welchen man, wollte man sie sammeln, einen interessanten, mehrbändigen Schauerroman für Liebhaber gräulicher Begebenheiten zusammenschreiben könnte. Was ich hievon Zuverlässiges und Wahres erfahren habe, ist das, daß ein hiesiger Postbeamter vor mehreren Jahren sich einbildete, in der Festung Darjal müsse ein verborgener Schatz liegen, der für ihn bestimmt sey. Er ließ deßwegen die alten Mauern durch eine Pulvermine sprengen, wobei ein Theil derselben höchst geschickt in den Terek geschleudert wurde. Jetzt hat man auf der rechten Seite des Flusses, gegenüber von der alten Festung, zum Schutze dieses kaukasischen Thores, eine kleine Redoute erbaut, wo hundert tapfere russische Soldaten in hölzernen Kasernen ein sehr einsames Leben führen, das nur manchmal durch Gefechte mit den Volksstämmen der räuberischen Kisten unterbrochen wird, die man dadurch im Zaum zu halten sucht. Von der Redoute gelangt man über den Terek vermittelst einer hübschen hölzernen, auf Steinpfeilern ruhenden Brücke auf das rechte Flußufer, auf welchem von hier an die grusinische Militärstraße fortläuft. Auf einem fürchterlich schroffen Abhange sahen wir eine Heerde ruhig weidender Argali's.

Von der darjalschen Redoute führt anfangs, ungefähr eine Meile weit, die Straße auf einem schmalen Steinboden fort, eingeschlossen auf einer Seite von Terek, auf der andern von Schieferfelsen, in denen viel Schwefelkies sich vorfindet und die auf einer Basis von Granit ruhen. Auf dem linken Ufer des Terek, eine halbe Meile von Darjal, erblickt man zwischen Bergen das kleine Dorf Gulet, das von Kisten bewohnt wird, die sich der russischen Regierung unterworfen haben. Dieser Volksstamm besteht aus verwegenen und geschickten Jägern, die auf den steilsten Felsen die scheuen Gemsen, und auf den glatten Eiswänden die behutsamen Argali's kühn verfolgen. Je weiter man sich von diesem Dorfe entfernt, desto weniger Wald findet sich in der Schlucht, die sich allmählich erweitert und immer mehr aufsteigt, dennoch bietet der Weg wenig Hindernisse und Beschwerlichkeiten dar. Zuletzt sieht man auf beiden Seiten nichts als hohe Felsenwände. Ein tiefer Hohlweg, von den Grusinern Kuro genannt, aus dem eine kleine Quelle einen kleinen Bach in den Terek sendet, durchschneidet kurz vor dem Flecken Kasbek den Weg. Bei den Russen wird dieser Hohlweg „die tolle Schlucht" genannt, weil starke Regengüsse oder der aufthauende Schnee von den Bergen Steinhaufen und ganze Erdschichten in die Schlucht hinabrollen, die jedes sich ihnen entgegenstellende Hinderniß zertrümmern und verschütten. Auf diese Weise hat schon mancher unglückliche Reisende seinen Tod gefunden.

Der Flecken Kasbek, auch Stefan-Zminda genannt, hat sechzig Häuser, die aus Schiefertafeln erbaut sind, und ein Bild der ekeln Unsauberkeit dem Blicke darbieten. Die Häuser sind alle auf dem abschüssigen Bergabhange, der plötzlich von dem Terek abgeschnitten wird, eng an einander gedrängt; die Bewohner sind Grusiner. Zum Ackerbau taugliches Erdreich findet sich wenig hier vor, und auch Viehzucht wird nur unbedeutend betrieben. Dennoch sind diese Leute heiter und zufrieden mit ihrer dürftigen Lage, und es würde ihnen schwer werden, ihre düstre Natur, die unfruchtbare Erde und die wilden Felsen mit den fruchtbareren Ebenen des Südens zu vertauschen.

In diesem Flecken residirt der von Seite der russischen Regierung eingesetzte Gouverneur der Bergvölker. Bei meiner Anwesenheit war es der aus einer ossetischen Familie abstammende, jetzt bereits verstorbene Generalmajor Kasbek, nach dem auch der Flecken Stefan-Zminda den Namen Kasbek erhalten hat. Der Generalmajor war keineswegs, wie selbst manche Russen glaubten, gebietender Fürst dieses Fleckens, sondern die Einwohner sind Unterthanen der russischen Regierung. Der Baron und ich besuchten den Gouverneur, der schon ein alter Mann und die belebende Seele des transkaukasischen Handels war, der durch gewandte Armenier betrieben wurde. Seine Umgebung bestand aus lauter Osseten.

Dem Flecken Stefan-Zminda gegenüber, auf der andern Seite des Terek liegt in einer düstern Bergschlucht der Flecken Gergetü, von Grusinern bewohnt. Eine Merkwürdigkeit ist eine noch dabei, auf einer der höchsten Bergspitzen liegende alte, ziemlich hübsche Kirche, die von den Grusinern Rameba genannt wird, und bei allen benachbarten Gebirgsvölkern in großer Achtung steht.

(Schluß folgt.)

Die Theepflanze in Indien.

Der berühmte Botaniker Dr. Wallich, Direktor des botanischen Gartens in Calcutta, hat den 17 December letzten Jahres der Agrikulturgesellschaft von Bengalen einen höchst interessanten Bericht über die Entdeckung der Theestaude im englischen Gebiete von Indien erstattet. Diese für indischen Landbau so wichtige Entdeckung wurde von dem Kapitän Jenkins und dem Lieutenant Charlton gemacht; sie haben sich unendliche Mühe gegeben, und am Ende den vollkommensten Beweis geliefert, daß die Staude auf der Nordwestgränze von Indien in Ober-

Assam, zwischen Suddea und Bisa, in einem Distrikt von 50 Tagereisen Länge an der chinesischen Provinz Junnan hin wild wächst. Der Generalgouverneur hatte schon vor einigen Jahren eine Kommission niedergesetzt, welche Versuche machen sollte die Theestande aus China nach Indien zu verpflanzen, zu berichten, ob sie als Handelsartikel gebaut werden könne, und dazu Theegärten in verschiedenen Theilen des Himalaya anzulegen, wo man hoffen konnte, daß die Pflanze einen ihr zukommenden Boden und ein günstiges Klima finden werde. Diese Kommission hatte schon früher von jenen beiden Offizieren Berichte über das Vorkommen der Staude in Suddea erhalten, und sogar schon im Jahre 1826 hatte der jezt verstorbene D. Scott von Munipur Blätter einer Pflanze geschickt, die er als die Theestaude beschrieb; allein die Kommission hatte sich nicht definitiv darüber aussprechen können, da sie keine Früchte der angeblichen Theestaude aus Assam erhalten konnte, nach denen allein sie die Frage entscheiden konnte. Endlich aber erhielt die Kommission im Anfange des Monats von Lieutenant Charlton die so sehnlich erwarteten Früchte, welche keinen Zweifel über die Identität dieser und der chinesischen Pflanze lassen.

Dr. Wallich bereitete einige der Blätter, und fand, daß der Thee, den sie gaben, einen dem Bohea ähnlichen Geschmack hatte. Dieß ist nun zwar allerdings eine der wenigst feinen Theearten, allein da man jezt vollkommen weiß, daß alle Arten von Thee von derselben Spezies von Pflanze kommen, so läßt sich hoffen, daß durch Kultur und Bereitung feinere Sorten erhalten werden können. Die indische Regierung wird alles Mögliche thun, um diese Entdeckung zu benuzen; sie hat einen Agenten, Namens Gordon, nach Canton geschickt, um sich aus Fokien Samen und junge Theestauden, und Chinesen, welche die Bauart verstehen, zu verschaffen; einige Theegärten in den Thälern zwischen den Quellen des Dschemna und des Ganges sind errichtet worden, und es ist sehr möglich, daß man sich Arbeiter aus der chinesischen Provinz Junnan verschaffen kann, welche an den Theedistrikt von Assam stößt, und wo die Theestaude seit langer Zeit gebaut wird.

Chronik der Reisen.

Reise nach den arktischen Regionen.

(Fortsezung.)

„Es wurden jezt die thätigsten Vorbereitungen für den Winter getroffen. Am 20 Oktober ließ ich die Ueberreste der Dampfmaschine aus dem Schiffe herausnehmen, eine Arbeit, bei der jeder mit Vergnügen half, denn ihre Unbrauchbarkeit und die unaufhörlichen Ausbesserungen hatten uns vielen Verdruß gemacht. Es wurde jezt nöthig das Eis um das Schiff herum auszuhauen, worauf es sich, als dieß geschehen war, um neun Zoll hob, und nun thürmten wir rund herum eine Schanze von Schnee und Eis auf, um uns gegen die Kälte zu schüzen. Die Schiffsküche wurde versezt und in die Mitte gerückt, damit die Hize des Feuers sich gleichmäßiger vertheilte, und endlich ein großer Zuber von Eisenblech auf dem obern Deck über die Kessel gestürzt, eine Vorkehrung, durch welche wir den Dampf zusammenhielten und verdichteten.

„Mit Ende Oktobers waren unsere Sicherheitsanstalten zu ihrem Ziele gediehen, und es blieb nichts mehr übrig, als unsere Umschanzung zu vervollständigen und das obere Deck mit Schnee zu belegen. Außer den bereits angeführten Vorkehrungen waren auch noch andere im Innern des Schiffes getroffen worden. Ich hatte nämlich im Stern einen Verschlag zu Aufbewahrung der Koffer der Mannschaft und des zum Kochen und Backen gehörigen Geräthes einrichten und rings herum kupferne Röhren anbringen lassen, um dem Dampfe einen Abzug zu verschaffen. Ueber der Dampfküche, dem Ofen und dem hintern Gange wurden Oeffnungen in das obere Deck gemacht, über die wir eiserne Zuber, mit der Oeffnung einwärts gekehrt, stürzten. In diesen Zubern sammelte und verdichtete sich der Dampf, der dann, wie wir hofften, als Wasser herabfallen würde und benuzt werden könnte, allein es fror gemeiniglich schon in der Höhe, und der beabsichtigte Gewinn war mithin vereitelt.

„Diese leztere Vorkehrung erprobte sich indeß dennoch als eine der nüzlichsten, und zwar hauptsächlich deßhalb, weil sie den für die Mannschaft bestimmten Raum trocken hielt, was uns der Nothwendigkeit enthob, die Temperatur zu erhöhen, wie dieß bei frühern Gelegenheiten geschehen war, wo man den Dampf frei gelassen, und ihm Raum gegeben hatte sich an den Balken und an der Decke zu sammeln und zu verdichten. Auf die von uns befolgte Weise ersparten wir bedeutend an Brennmaterial, denn wir überzeugten uns, daß eine Temperatur zwischen 40 und 50° F. (4 bis 8° R.) hinreichte den Raum trocken und warm zu erhalten, während unsere Vorgänger, um diesen Zweck zu erreichen, genöthigt gewesen waren, die Temperatur bis auf 70° F. (17° R.) zu steigern. Der Schnee, dessen wir zu unsern Arbeiten bedurften, wurde in Quaderstücken ausgehauen, und als Bindemittel bedienten wir uns des Wassers, woraus man auf die Festigkeit des Schnees in dieser Gegend schließen kann.

„Es wird Manchem seltsam vorkommen zu hören, daß unsere Leute bei ihren Arbeiten mehr von Durst als andern Ungemächlichkeiten litten. In unsern heimathlichen Gegenden, wo der Schnee niemals einen hohen Kältegrad hat, wo er schon bei der gewöhnlichen Wärme des Körpers schmilzt, und wo man sich seiner im Nothfall statt des Wassers bedienen kann, denken jene, die mit den Eigenthümlichkeiten der arktischen Regionen nicht bekannt sind, nicht an den mächtigen Unterschied, der auch hiebei in der Temperatur herrscht. In England beträgt die Temperatur des Schnees selten viel unter Null, und hier sinkt sie bis auf 80° F. (— 50° R.) herab. Wäre er nicht ein so schlechter Leiter, so könnte man ihn in den arktischen Regionen weder in den Mund, und auch, so wenig als glühendes Eisen, nicht einmal in die Hände nehmen. Die Wirkung, die er hier hervorbringt, ist, daß er den Durst, statt ihn zu löschen, vermehrt, und so ertragen selbst die Eingebornen lieber die höchste Qual desselben, als daß sie versuchen, sich dadurch, daß sie Schnee essen, davon zu befreien.

„Auf den Weihnachtstag schienen selbst die Elemente uns aufmerksam machen zu wollen, denn er brach mit einem prachtvollen, das ganze Himmelsgewölbe überziehenden Nordlicht an. Zuerst entwickelten sich mehrere Stunden lang eine Reihe von Bogen, die, so wie sie von Osten nach Westen am Horizont hinzogen, immer größer wurden. Wir hielten den für diesen Tag vorgeschriebenen Gottesdienst, dem ein reichliches Mahl folgte, wie es die Etiquette des Seedienstes mit sich bringt; alle Flaggen wurden aufgezogen, und der glänzende Abendstern schien uns die Feier des Tages auf angemessene Weise zu beschließen.

„Am 9 Januar wurde ein Signal gegeben, daß man vom Observatorium aus Fremde in der Nähe gesehen habe. Ich begab mich sogleich nach der bezeichneten Richtung, und sah bald unweit eines kleinen, nicht weit vom Lande und ungefähr eine Meile vom Schiffe entfernten Eisbergs vier Eskimos, die sich, sobald sie mich erblickten, hinter denselben zurückzogen. Als ich näher ging, trat jedoch die ganze Gesellschaft aus ihrem Versteck, und bildete drei Mann hoch und zehn in der Fronte eine Masse; einer von ihnen wurde auf der Landseite sichtbar, der, so viel ich unterscheiden konnte, in einem Schlitten saß. Ich schickte meinen Begleiter zurück, um den Kommandeur Roß nebst einiger Mannschaft herbeizuholen, die ich in geringer Entfernung hinter mir Halt machen ließ. Nun ging ich allein ungefähr hundert Schritte weit vorwärts, wo ich dann erkennen konnte, daß jeder mit einer Lanze und einem Messer bewaffnet war; Bogen und Pfeile bemerkte ich nicht.

„Da mir das Begrüßungswort dieser Stämme: Tima tima, bekannt war, so rief ich es ihnen zu, und erhielt von Allen die gleiche einstimmige Antwort. Meine Begleiter stießen jezt zu mir, und wir gingen den Eskimos bis auf 60 Schritte entgegen, wobei wir unter dem Ruf: Aja, Tima! unsere Flinten ablegten, weil wir wußten, daß dieß die hergebrachte Sitte sey einen freundschaftlichen Verkehr zu eröffnen. Die Eskimos warfen hierauf ihre Messer und Lanzen nach allen Richtungen in die Höhe und gaben uns den Ruf Aja zurück, indem sie auf ihre Waffen zeigten, um anzudeuten, daß auch sie unbewehrt seyen. Da sie indeß ihre Pläze nicht verließen, so gingen wir zu ihnen, umarmten Alle, welche in der vordern Reihe standen, und strichen mit der flachen Hand über ihre Kleidung, eine bei ihnen übliche Freundschaftsbezeugung, die sie auf der Stelle erwiderten. Die Eskimos gaben ihre Freude durch Lachen, Geschrei und allerhand seltsame Gebärden zu erkennen, und zeigten uns das unbeschränkteste Vertrauen.

(Fortsezung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 6.)

№ 6.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

Aufforderung.

Schiller's Denkmal.

An
die Theater Deutschlands.

Mehrere geehrte Theater Deutschlands kamen der vor acht Jahren ergangenen Aufforderung des unterzeichneten Vereins, eine Vorstellung von einem der unsterblichen Meisterwerke unsers großen Dichters zum Vortheile des demselben zu errichtenden Denkmals zu geben, mit Bereitwilligkeit entgegen. Die kk. Hoftheater zu Stuttgart und München erfüllten dis vertrauensvolle Gesuch damals sogleich, und nicht weniger die kk. Hoftheater zu Berlin und Dresden, so wie das Theater in Hamburg. Die bald darauf stattgefundenen öffentlichen Verhältnisse traten verzögernd dazwischen; gegenwärtig ist aber das Unternehmen im erwünschtesten Fortgange, und das k. Hoftheater zu Stuttgart ist abermals mit einem rühmlichen Beispiele vorangegangen, und hat am 27 Februar d. J. unterm Zuströmen des Publikums den „Fiesko" zum Vortheil des Denkmals gegeben mit einem bedeutenden Ertrage, welchem Se. Majestät der König aus allerhöchster Werthschäzung des Dichters die königliche Gabe von 1000 fl. beizufügen geruht haben. Dis macht es dem Verein zur Pflicht, die noch rükständigen geehrten deutschen Bühnen ergebenst aufzufordern, jezt auch an ihrem Theile die Zweke desselben auf eine ähnliche Weise zu befördern; denn wessen Anerkennung verdient Schiller mehr, als die der deutschen dramatischen Kunst, und besonders der Anstalten, für welche derselbe so ausgezeichnet gewirkt hat, und denen seine dramatischen Werke stets zur höchsten Zierde gereichen werden.

Beachtenswerthe Anzeige für Prediger, Schullehrer und Bibelfreunde.

An alle Buchhandlungen ist so eben versandt:

Gutbier, F. A. P., Superintendent und Konsistorialrath in Ohrdruff.

Summarien,

oder

kurzer Inhalt, Erklärungen und erbauliche Betrachtungen der heil. Schrift des neuen Testaments, zum Gebrauch bei kirchlichen Vorlesungen, zur Vorbereitung für Prediger auf freie, erklärende und erbauliche Vorträge über ihre Vorlesungen, auch für Schullehrer zur Erklärung für die Schulkinder und zur häuslichen Erbauung für jeden fleißigen Bibelleser.

2ter Theil, zweite Abtheilung: Die Apostelgeschichte von Lukas. gr. 8. Preis 16 gr. Leipzig bei A. Wienbrack. (I. 1—5 und II. 1. ebendaselbst, kosten 2 Rthlr. 10 gr.)

Ueber die frühern Theile dieses so zeitgemäßen als lehrreichen Werkes, das nicht allein für Prediger und Schullehrer, sondern für jeden Bibelfreund Interesse hat, sprachen die meisten Kritiken sich günstig aus. Auch dieser Theil ist in gleichem Geiste bearbeitet und wird den Besizern der erstern nicht minder willkommen seyn.

In der Unterzeichneten hat so eben die Presse verlassen und ist an alle Buchhandlungen versandt werden:

Molière.

Eine Novelle

von A. Freiherrn von Sternberg.

Ein Seitenstük zum Lessing.

Velinpapier, in Umschlag geheftet. Preis 2 fl. 24 kr.

Stuttgart u. Tübingen.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Faust.

Eine Tragödie

von

Goethe.

Beide Theile in Einem Bande.

Mit des Verfassers wohlgetroffenem Bildniß in Stahlstich.

Gebunden. Preis 4 fl. 48 kr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen u. durch alle Buchhandlungen (Wien bei Gerold, Lemberg bei Wild u. Sohn, Kuhn u. Millikowsky, und in Pesth bei Hartleben) zu beziehen:

Gedichte

von

August Grafen von Platen-Hallermünde.

Zweite, um mehr als ein Drittel vermehrte Auflage.

8. Velinpapier. Preis 3 fl. 48 kr.

Von demselben Verfasser sind ferner in unserm Verlag herausgekommen:

Die verhängnißvolle Gabel.

Ein Lustspiel.

8. Preis 36 kr.

Der romantische Oedipus.

Ein Lustspiel.

8. Preis 45 kr.

Schauspiele.

Erster Band.

8. 2 fl.

In Kurzem erscheinen:

Die Abbassiden

Stuttgart und Tübingen, im März 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Verzeichniss

der im Jahre 1834 im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung zu Stuttgart und ihrer litterarisch-artistischen Anstalt zu München erschienenen Werke.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Alberti, Fr. v., Beitrag zu einer Monographie des bunten Sandsteins, Muschelkalks und Keupers und die Verbindung dieser Gebilde zu einer Formation. Mit 2 Steintafeln. gr. 8. 3 fl.

Ausland, das, ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker. 7r Jahrgang. 1834. gr. 4. 16 fl.

Bernoulli, Dr. Chr., elementarisches Handbuch der industriellen Physik, Mechanik und Hydraulik. 1r Band, einen Abriß der allgemeinen und industriellen Physik enthaltend. Mit 7 Steindrucktafeln. gr. 8. 5 fl. 24 kr.

Beschreibung der Stadt Rom von Ernst Platner, Carl Bunsen, Eduard Gerhard und Wilh. Röstell. Mit Beiträgen von B. G. Niebuhr und einer geognostischen Abhandlung von F. Hoffmann. Erläutert durch Plane, Aufrisse und Ansichten von den Architekten Knapp und Stier, und begleitet von einem besondern Urkunden- und Inschriftenbuch von E. Gerhard und Emiliano Sarti. Zweiter Band. Das vatikanische Gebiet und die vatikanischen Sammlungen. Zweite Abtheilung oder der Beschreibung zweites Buch. gr. 8. 5 fl.

— — Bilderhefte dazu, enthaltend: Kupferstiche und Lithographien, welche theils zum ersten, theils zum zweiten Bande gehörten, in Portefeuille. gr. 4. 10 fl. 48 kr.

Cook, S. E., Skizzen aus Spanien während der Jahre 1829 bis 1832. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. P. Frisch. 8. 5 fl.

Correspondenzblatt des königl. württ. landw. Vereins. Neue Folge. Band V. Jahrgang 1834. 6 Hefte. gr. 8. broch. 5 fl.

Cousin, V., über französische und deutsche Philosophie. Aus dem Französischen von Dr. Hubert Beckers. Nebst einer beurtheilenden Vorrede des Herrn Geheimen-Raths v. Schelling. gr. 8. 1 fl.

Eichwald, Dr. E., Reise auf dem caspischen Meere und in den Caucasus. Unternommen in den Jahren 1825—1826. Erster Band, erste Abtheilung, den historischen Bericht der Reise auf dem caspischen Meere enthaltend. Mit 4 Kupfern und Karten. gr. 8. 5 fl.

Elsner, J. G., Hand- und Hülfsbuch für den kleinen Gutsbesitzer und Landmann. gr. 8. 2 fl. 30 kr.

Freiberg, M. v., Sammlung historischer Schriften und Urkunden. Geschöpft aus Handschriften. 4r Bd. 1s Heft. gr. 8. 1 fl. 48 kr.

Goethe, J. W. v., Faust, eine Tragödie. Beide Theile in Einem Bande mit dem Bildniß des Verfassers. 4 fl. 48 kr.

Goethe's Portrait in 4. auf chinesischem Papier. 1 fl.

Hacke, C. v., Aufsätze aus den Papieren eines Verstorbenen. 8. 2 fl.

Handbuch für Kaufleute oder Uebersicht der wichtigsten Gegenstände des Handels und Manufakturwesens, der Schiffahrt und der Bankgeschäfte, mit steter Beziehung auf Nationalökonomie und Finanzen. Nach dem Englischen des Dictionary practical, theoretical and historical, of Commerce and commercial Navigation, by R. Mac Culloch, Esq., in alphabetischer Ordnung frei bearbeitet und mit den nöthigen Anmerkungen und Zusätzen versehen von C. F. C. Richter. Erster Band, zweite Abtheilung bis zweiter Band zweite und letzte Abtheilung mit 5 Lithographien. gr. 8. Beide Bände 13 fl. 30 kr.

Hauff, Dr. J. G., bibl. Real- und Verbal-Konkordanz, oder alphabetisch geordnetes biblisches Handbuch, worin alle in der Bibel vorkommenden Begriffe, Worte und Redensarten erläutert, die lutherische Uebersetzung berichtigt, das Verständniß der Bibel durch historische, geographische, physische, archäologische und chronologische Bemerkungen befördert und alle Bibelstellen homiletisch anwendbaren Inhalts wörtlich citirt werden; zunächst für Religionslehrer, sodann für jeden gebildeten Bibelfreund bearbeitet. Zweiter Band zweite und letzte Abtheilung oder Buchstaben R bis Z. 5 fl. 24 kr.

Höfler, Dr. C., Geschichte der englischen Civilliste. gr. 8. 30 kr.

Huber, Th., die Geschichte des Cevennen-Kriegs. Ein Lesebuch für Ungelehrte. Nach Memoiren und geschichtlichen Nachrichten erzählt. 8. 2 fl.

Jahrbücher, würtembergische, für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie. Herausgegeben von Memminger. Jahrgang 1833. 2 Hefte. 8. 5 fl. 30 kr.

Journal, polytechnisches. Eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Pharmacie, der Mechanik, der Manufakturen, der Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft &c. Herausgegeben von Dr. J. G. Dingler, unter Mitredaktion von Dr. E. M. Dingler und Dr. J. H. Schultes. Fünfzehnter Jahrgang 1834. 24 Hefte mit vielen Kupfern. 16 fl.

Kerner, J., Dichtungen. Neue vollständige Sammlung in Einem Bande. gr. 8. 5 fl.

Kunth, Enumeratio plantarum omnium hucusque cognitarum, secundum familias naturales disposita, adjectis characteribus, differentiis et synonymis. Supplementum Tomi primi, exhibens descriptiones specierum novarum et minus cognitarum. Cum tabulis XL lithographicis. 8 maj. 5 fl. 24 kr.

Kunstblatt, Fünfzehnter Jahrgang 1834. Herausgeg. von Dr. L. Schorn. gr. 4. 6 fl.

Lenau, N., Gedichte. Zweite, vermehrte Auflage. 8. 5 fl.

Litteraturblatt. Jahrgang 1834. Redigirt von Dr. W. Menzel. gr. 4. 6 fl.

Memminger, J. G. D. v., Beschreibung des Königreichs Württemberg. 10s Heft, enthaltend: Beschreibung des Oberamts Waldsee. Mit einer Karte des Oberamts, einer Ansicht von Waldsee und vier Tabellen. gr. 8. 1 fl. 12 kr.

Menzel, Dr. W., Geschichte der Deutschen bis auf die neuesten Tage. Zweite, durchaus umgearbeitete Auflage in Einem Bande. Sieben Lieferungen. 8 fl. 30 kr.

— — Taschenbuch der neuesten Geschichte. 4r Jahrgang. Geschichte des Jahres 1832. 2r Theil, mit 11 Portraits. 12. broch. 3 fl.

— — 5r Jahrg. Geschichte des Jahres 1833. 1r Theil, mit 12 Portraits. 12. broch. 3 fl.

Morgenblatt für gebildete Stände. Acht und zwanzigster Jahrg. 1834. gr. 4. 20 fl.

Müller, J. v., sämmtliche Werke in 40 Bändchen. Taschenausgabe. 6te Lieferung. Herausgegeben von J. G. Müller. Velinp. gr. 8. 4 fl. 30 kr. Druckp. 3 fl.

Nationalkalender für die deutschen Bundesstaaten auf das Jahr 1835. Für Katholiken, Protestanten, Griechen, Russen (nach dem Stuttgarter Meridian), zum Unterricht und Vergnügen für Geistliche und Weltliche, Lehrer, Beamte, Bürger und Landleute. Begründet von Ch. K. André, fortgesetzt von J. H. Meyer. Erster Jahrgang, mit 2 Musikblättern und einigen Holzschnitten. gr. 4. broch. 1 fl. 12 kr.

Nees ab Esenbeck, Dr. Ch. G., Hymenopterorum Ichneumonibus affinium Monographiae, genera europaea et species illustrantes. Volumen primum, Ichneumonidum braconoideorum et alysioideorum, tum evanialium monographias complectens. 8 maj. 2 fl. 36 kr.

Nees ab Esenbeck, Dr. Ch. G., Volumen secundum, Pteromalinorum, codrinorum et dryinorum monographias complectens. 8 maj. 3 fl. 48 kr.

Platen, A. v., Gedichte. Zweite, vermehrte Auflage. gr. 8. broch. 5 fl. 48 kr.

Plieninger, Dr. Gemeinfaßliche Belehrung über den Maikäfer als Larve und als Käfer, seine Verwüstungen und die Mittel gegen dieselben; ein Beitrag zu der landwirthschaftlichen Fauna. Für den Bürger und den Landmann nach fremden und eigenen Beobachtungen zusammengestellt. gr. 8. broch. 30 kr.

Prechtl, J. J., technologische Encyklopädie oder alphabetisches Handbuch der Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens. Zum Gebrauche für Kameralisten, Oekonomen, Künstler, Fabrikanten und Gewerbtreibende jeder Art. Fünfter Band. Eisen bis Feuerschwamm. Mit den Kupfertafeln 86—101. gr. 8. 6 fl.

Pyrker, J. L. v., sämmtliche Werke. Dritter Band. Perlen der heiligen Vorzeit. Neue durchaus verbesserte und vermehrte Ausgabe. gr. 8. 5 fl.

Retzsch, M., Umrisse zu Goethe's Faust. Erster Theil. Von dem Verfasser selbst retouchirt und mit einigen neuen Tafeln vermehrt. gr. 4. 4 fl.

Reumont, Dr. Alfr., ein Beitrag zum Leben Michel-Angelo Buonarotti's. 8. 45 kr.

Rhetores graeci ex codicibus Florentinis Mediolanensibus Monacensibus Neapolitanis Parisiensibus Romanis Venetis Taurinensibus et Vindobonensibus emendatiores et auctiores edidit suis aliorumque annotationibus instruxit indices locupletissimos adjecit Chr. Walz. T. III. Schreibp. 8 maj. 7 fl. 54 kr. Drukp. 5 fl. 36 kr.

T. VI et VII. p. 2. Schreibp. 16 fl. 48 kr. Drukp. 13 fl.

Rom im Jahre 1833. Mit einem Grundrifs der Stadt Rom. 8. broch. 3 fl.

Rumohr, C. F. v., Schule der Höflichkeit. Für Alt und Jung. 8. broch. 1 fl. 36 kr.

Runen, finnische. Finnisch und deutsch von Dr. H. R. v. Schröter. Herausgegeben von G. H. v. Schröter. Mit einer Musikbeilage. 8. 1 fl. 12 kr.

Schnaase, Carl, niederländische Briefe. gr. 8. 5 fl. 48 kr.

Schubert, Dr. G. H. v., die Geschichte der Seele. Zweite, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Nebst 8 lithographirten Tafeln. gr. 8. 7 fl. 12 kr.

Stadtplan von Rom, in Kupfer gestoch. 3 fl. 36 kr.

Sternberg, Frhr. A. v., Novellen. Dritter Theil. Lessing. 8. broch. 3 fl.

Vierter Theil. erste Abthl. 8. broch. 5 fl.

— — zweite — 8. broch. 5 fl.

Uhland, L., Bildniß in Stahl gestochen. gr. 4. Auf chinesisch Papier. 1 fl.

— — Gedichte, 7te vermehrte Auflage, mit des Verfassers Bildniß. 8. broch. 3 fl. 36 kr.

Wessenberg, Frhr. J. H. v., sämmtliche Dichtungen. 4 Bändchen. 12. broch. 5 fl.

Wochenblatt für Haus- und Landwirthschaft, Gewerbe und Handel. Herausgegeben von der Centralstelle des Landwirthschaftlichen Vereins zu Stuttgart, in Verbindung mit der Gesellschaft für Beförderung der Gewerbe in Würtemberg, der Weinverbesserungs-Gesellschaft und dem pomologischen Vereine. Erster Jahrgang 1834. 26 bis 48 Quartal. Mit mehreren Steindrucktafeln. gr. 4. 1 fl. 8 kr.

Zedlitz, Frhr. J. Ch. v., dramatische Werke. Zweiter Theil, enthaltend: Kerker und Krone. Der Königin Ehre. 8. broch. 2 fl. 42 kr.

Zeitung, allgemeine, für das Jahr 1834. gr. 4. 16 fl.

Alphabetisch-chronologisches Namen- und Sach-Register dazu, verfaßt von G. v. E. 45 kr.

Verlag der litterarisch-artistischen Anstalt in München.

Beck, F., Geschichte eines deutschen Steinmezen. 8. 1 fl. 12 kr.

Büchlein, ein, für die Jugend. Enthaltend die Legende von Placidus und seiner Familie, das Mährchen vom Marienkind, die Volkssagen vom Untersberg, nebst vielen andern erbaulichen und ergözlichen Historien. Vom Verfasser des Volksbüchleins. 8. 1 fl. 30 kr.

Brulliot, Dictionnaire des monogrammes, marques figurées, lettres initiales, noms ebrégés etc., avec lesquels les peintres, dessinateurs, graveurs et sculpteurs ont designé leurs noms. Volume VI. 4., contenent les noms ebrégés et estropiés, ainsi que les appendices. gr. 4. 7 fl. 30 kr.

Hohn, Dr. K. L., Beschreibung des Königreichs Bayern nach den neuesten Bestimmungen. gr. 8. 5 fl.

Ringseis, über den revolutionairen Geist auf den deutschen Universitäten. gr. 8. br. 24 kr.

Schubert, Dr. G. H., die Alter der Kunst. gr. 8. 24 kr.

Sonne, H. D. A., Beschreibung des Königreichs Hannover. 4r Band. gr. 8. 5 fl. 24 kr.

Wibmer, Dr. K., die Wirkungen der Arzneimittel und Gifte im gesunden thierischen Körper. 2r Bd. 2s Heft. gr. 8. broch. 1 fl. 30 kr.

3r Bd. 1s Heft. 1 fl. 30 kr.

Kunstartikel und Landkarten.

Schnoderhüpfeln, d. i. bayerische Gebirgslieder mit Bildern, gezeichnet von E. Neureuther. Fol. 2s Heft, mit 4 lithographirten Blättern. 1 fl.

Tischgebet, nach J. van Stoen, lithographirt von Tröndlin. 1 fl. 12 kr.

Madonna, nach Titian, lithographirt von Selb. 1 fl. 12 kr.

Maria und Martha mit dem Christuskinde, lithogr. von Leiter. 1 fl. 30 kr.

Familie Napoleons, ein grosses Tableau mit 14 Portraits, lithogr. von Selb. 1 fl. 12 kr.

Der Violinspieler, nach Raphael, lithogr. 1 fl. 12 kr.

Herzog August v. Leuchtenberg, lithogr. von Leiter. 1 fl. 12 kr.

Victor Hugo, lith. von Heindel. 27 kr.

Schlacht bei Sendling, nach Lindenschmidt, lithogr. von Hohe. Velinp. 4 fl. Chinesisches Papier. 5 fl.

Ansicht, Plan und Umgebung der Stadt Nauplia. 18 kr.

Hammerschmiede in Tyrol, nach Dorner, lithogr. von Wölffle. 1 fl.

Die sieben Freuden der Maria, in 3 Blatt Contouren, gestochen von Schäfer. 6 fl.

Berghaus, Karte von Spanien und Portugal, in Kupfer gestochen von Brose. 4 fl. 30 kr.

Boisserée, Gallerie, 37ste, 38ste und lezte Lieferung. à 10 fl.

Einzeln: 37ste Lieferung.

1) Die heilige Elisabeth, 3 fl.
2) Die heilige Catharina, 3 fl. von einem kölnischen Maler aus dem Anfang des 14ten Jahrhunderts.
3) Die Maria mit dem Kinde, 4 fl. von einem kölnischen Maler aus der zweiten Hälfte des 14ten Jahrhunderts.

38ste Lieferung.

1) Bildniß des Herrn Georg Weiß, 34 Jahre alt, 3 fl. von Hans Asper, gemalt i. J. 1533.
2) Die heilige Barbara, 3 fl. von Martin Schön.
3) Die Anbetung der drei Könige, 7 fl. aus dem Bilde: die sieben Freuden der Maria, von Hemling.

In der Unterzeichneten ist folgendes, hauptsächlich Landwirthen empfehlenswerthes Werkchen erschienen:

Der Maikäfer als Larve und als Käfer.

Gemeinfaßliche Belehrung über seine Verwüstungen und die Mittel gegen dieselben.

Für den Bürger und Landmann nach fremden und eigenen Beobachtungen zusammengestellt

von **Prof. Dr. Plieninger,**

wissenschaftlichem Sekretair der Centralstelle des Landwirthschaftlichen Vereins in Würtemberg.

5¼ Bogen 8. in Umschlag geh. Preis 30 kr. oder 8 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im April 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten hat so eben die Presse verlassen und kann durch alle soliden Buchhandlungen bezogen werden:

Taschenbuch der neuesten Geschichte.

Herausgegeben von

Dr. Wolfgang Menzel.

Fünfter Jahrgang.

Geschichte des Jahres 1833.

Zweiter Theil.

Mit 12 Portraits.

Inhalt: Der Orient. Die Türkei. — Griechenland. — Rußland und Polen. — Scandinavien. Schweden. — Dänemark. — Die Schweiz. — Deutschland. Allgemeine Angelegenheiten. — Oestreich. — Preußen. — Bayern. — Würtemberg. — Baden. — Hessen-Darmstadt. — Hessen-Kassel. — Hannover. — Braunschweig. — Sachsen. — Die übrigen kleinen Staaten Deutschlands. — Amerika. Die Vereinigten Staaten. — Die englisch-westindischen Kolonien. — Hayti. — Mexico. — Brasilien. — Die südamerikanischen Freistaaten. a) Neu-Granada. Venezuela, Ecuador (vormals Columbia). b) Peru. c) Chili. d) Buenos-Ayres. — Asien, Afrika und Australien. Persien und Chiwa. — Ostindien. — China. — Java. — Australien. — Afrika. — Kleine Chronik. Naturerscheinungen. — Reisen. — Nekrolog des Jahres 1833. — Chronologische Tabelle über alle wichtigen Begebenheiten des Jahres 1833. — Stuttgart und Tübingen, 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Sehr interessantes neues Buch für Botaniker, Landwirthe und Gartenfreunde.

Bei uns ist erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

A. P. Decandolle's Pflanzen-Physiologie, oder Darstellung der Lebenskräfte und Lebensverrichtungen der Gewächse in drei Theilen. Aus dem Französischen von Joh. Röper, Prof. der Botanik in Basel. Erster Theil.

Preis 4 fl. 30 kr.

Dieses Werk des berühmten Verfassers schließt sich an die früher bei uns erschienene „Organographie der Pflanzen" an, und ist für den Botaniker vom Fach, wie für den Forstmann, Gärtner, Gartenfreund und Landwirth, in gleichem Grade empfehlenswerth, ja unentbehrlich. Es enthält nicht allein eine sehr faßliche Darstellung des Pflanzenlebens (Wachsthum, Ernährung, Fortpflanzung, Keimung u. s. w.), so wie eine Darstellung des Einflusses, den Luft, Wärme, Kälte, Nässe, Dürre u. s. w. darauf üben, sondern außerdem alle praktischen Erfahrungen der Landwirthschaft. Es handelt von der Bewässerung, vom Einflusse des Bodens und der verschiedenen Dungarten auf die Vegetation, von den schädlichen Thieren und Pflanzen, von der zweckmäßigen Aufeinanderfolge der Getreide und Futterkräuter, von der vortheilhaften Eintheilung der Felder, den Unkräutern, dem Beschneiden der Fruchtbäume u. s. w.

Der berühmte Name des Verfassers überhebt uns jeder Lobpreisung des Inhalts. Wir bemerken nur, daß Decandolle auf Befehl Napoleons 8 Jahre lang das gesamte ehemalige französische Kaiserreich bereiste, um einen umständlichen allgemeinen Bericht über den Zustand des Akerbaues, der Forstwissenschaft und Gartenkunst zu entwerfen, daß er seitdem mit den französischen, deutschen, englischen und italienischen Landwirthen in steter Verbindung blieb, und alle Erfahrungen seines reichen Lebens in vorstehendem Werke niedergelegt hat.

Dem Uebersezer stand nicht allein Decandolle's Original-Manuscript zu Gebot, wodurch ihm möglich wurde, den durch mehrere Hundert Drukfehler entstellten Text der französischen Ausgabe zu verbessern, sondern derselbe wurde

auch durch seinen Aufenthalt in Genf, so wie durch sein Verhältniß zum Verfasser, in den Stand gesezt, manche erläuternde und berichtigende Anmerkung beizufügen. Die Uebersezung kan sonach füglich als eine zweite verbesserte Ausgabe des Originals angesehen werden.

Aus Obigem wurde besonders abgedrukt, um als eigene Tabelle in den Ateliers der Chemiker, Apotheker, Materialisten u. s. w. zum täglichen Gebrauche zu dienen:

Tabellarische Uebersicht der Elementar-Zusammensezungen der einfachen Pflanzen-Verbindungen, mit einer Anweisung zum Gebrauch derselben.

Preis 1 fl. 21 kr.

Stuttgart und Tübingen, im April 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schmeller, J. A.,

bayerisches Wörterbuch.

Sammlung von Wörtern und Ausdrüken, die in den lebenden Mundarten sowol, als in der ältern und ältesten Provinzial-Litteratur des Königreichs Bayern, besonders seiner ältern Lande, vorkommen, und in der heutigen allgemein-deutschen Schriftsprache entweder gar nicht, oder nicht in denselben Bedeutungen üblich sind, mit urkundlichen Belegen, nach den Stammsylben etymologisch-alphabetisch geordnet. 1r Thl. enthaltend die Buchstaben A, E, I, O, U, B, P, D, T, F, V. gr. 8. Preis 5 fl. 2r Bd. enthaltend die Buchstaben G, H, J (Cons.), K, Q, L, M, N. gr. 8. Preis 6 fl.

Dieses Wörterbuch ist, nach seiner auf dem Titel ausgesprochenen Aufgabe, nicht blos ein Idiotikon über die in den lebenden Dialekten vorkommenden Ausdrüke, und nicht blos ein Glossarium über die in ältern Schriften und Urkunden gefundenen, sondern beides zugleich. Was ist, findet in dem, was war, und dieses in jenem seine natürliche Erklärung.

In der litterarisch-artistischen Anstalt in München ist erschienen:

vom 1sten und 2ten Heft

Die zweite Auflage

von

Pocci's und Görres

Festkalender

in Bildern und Liedern,

geistlich und weltlich.

Ferner ist herausgekommen von demselben Werke

das 5te Heft

nebst einem lithographirten Umschlag für die ersten 5 Hefte

darstellend die Zeiten

mit einem Gedicht begleitet.

Preis 6 kr.

Das 5te Heft enthält:

1) Weihnachtslied.
2) St. Elisabeth.
3) St. Katharina.
4) Die Rosen der heil. Dorothea.
5) Karl der Grosse.
6) Robert Bruce.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lehrbuch der englischen Sprache

nach Hamiltonschen Grundsäzen

von

Dr. Leonhard Tafel.

Zweiter Kurs (in zwei Theilen.)

58⅓ Bogen. Preis 2 fl. 42 kr.

Der erste Theil enthält eine Sammlung von Gesprächen, eine kurze englische Geschichte nebst einer vergleichenden katechetischen Grammatik, der zweite denselben englischen Text mit zwischenzeiliger wörtlicher Uebersezung.

Die analytische Methode, welche in unsern Tagen auch in Deutschland eine so günstige Aufnahme findet, erfüllt alle Forderungen, welche man an einen zwekmäßigen Sprachunterricht zu machen berechtigt ist. Dadurch, daß jedes Wort in seiner Grundbedeutung in dem entsprechenden Redetheil der Muttersprache und zwar sogleich in ganzen Säzen und Sazverbindungen aufgefaßt wird, lernt der Schüler die fremde Sprache gleich Anfangs nach ihren verschiedensten Bestandtheilen kennen und erhält so in äußerst kurzer Zeit nicht nur ein treues Bild derselben, sondern lernt auch durch die stete Abprägung des Deutschen in die fremde Sprachform in dieser denken und, da er nach einer unbestrittenen Erfahrung auf's schnellste einen sehr großen Wörtervorrath gewinnt und mit dem fremden Saz und Periodenbau vertraut wird, seine Gedanken schriftlich und mündlich regelrecht ausdrüken. Daß die Methode aber nicht nur zu schneller und gründlicher Erlernung der fraglichen Sprache führt, sondern sogleich in hohem Grade auch formell bildend wird, beweist die Thatsache, daß Schüler mit ordentlichen Anlagen in sehr kurzer Zeit, oft schon nach sieben einstündigen Lektionen, in welchen der Lehrer die betreffenden Säze oder Perioden vorgesprochen hatte, wofern jede Lektion gehörig repetirt worden war, schon so viel Kenntniß der Aussprache und der einzelnen Redetheile sich erworben hatten, daß sie, nach der Erfahrung des Verfassers, ohne weitere Beihülfe des Lehrers, als jeweilige Verdeutschung neuer, noch nicht vorgekommener Wörter, oder etwaige, jedoch seltenere Berichtigung der Aussprache mit ziemlicher Fertigkeit in dem ersten Kurse lesen und weiter übersezen konnten. Mit dem zweiten Kurse das heißt, je nach Maaßgabe der Erfüllung der in dem Vorworte gestellten Bedingungen schon im ersten, zweiten, dritten Monat, beginnt in besonders dafür ausgesezten Stunden der förmliche grammatische Unterricht, nachdem sich die Schüler bereits in dem ersten Kurse durch Abstraktion eine Art von Grammatik gebildet hatten. Der Schüler erwirbt sich nicht nur eine Fertigkeit und Sicherheit in der Beugung oder Abwandlung der betreffenden Redetheile, sondern sucht auch an der Hand des Lehrers die organischen Geseze auf, nach welchen sich die fremde Sprache in den verschiedenen Redetheilen entwikelt hat, und erkennt in den einzelnen Worterscheinungen nicht mehr einen blos faktischen Bestand, sondern eine Nothwendigkeit an. Die katechetische Grammatik gibt auf jede Frage die Antwort in Beispielen, ganzen Säzen oder Perioden, aus denen sich der Schüler theils allein, theils mit Hülfe des Lehrers die Regel abstrahirt, wodurch nicht nur die Denkkraft gewekt und geübt wird, sondern auch die fragliche Regel sogleich in anschaulicher Anwendung vor Augen tritt. Die Grammatik sucht ferner durch Vergleichungen mit theilweise schon Bekanntem in andern Sprachen das Einzelne dem Gedächtniß bleibender einzuprägen und weis't besonders auf die auffallende Uebereinstimmung des Englischen mit dem Dänischen nicht nur in Wörtern, sondern auch im Sazbau und in den Sazverbindungen hin. Auch unter der Interlinear-Uebersezung wird, bei den einzelnen Wörtern (neben den Worterklärungen) auf ihre Verwandtschaft mit oder Abstammung aus dem Französischen und dem Dänischen aufmerksam gemacht. Wann und in welcher Stufenfolge mit der rein deutschen Uebersezung begonnen werden soll, ist in dem Vorworte angegeben. Uebungen im Uebertragen deutscher Stüke in die fremde Sprache stellt die analytische Methode erst dann an, wenn sie weniger zeitraubend sind, d. h. wenn die Schüler durch längere Lektüre einen bedeutenden Wörterschaz gesammelt haben und mit der fremden Ausdruksweise vertraut geworden sind. Für Uebungen im Sprechen ist durch Aufnahme der (zu memorirenden) Gespräche und auch dadurch gesorgt, daß jedem größeren Abschnitte englische Fragen folgen, welche der Lehrer, nachdem das Gelesene gehörig repetirt ist, mündlich beantworten läßt und daran leicht noch weitere Unterhaltungen anknüpfen kan. Die analytische Methode wird um so wichtiger, da durch sie neben gründlicher Erlernung der fremden Sprachen auch in philologischen Schulen noch hinlänglich Zeit gewonnen wird, außer der Muttersprache und der Mathematik auch die Naturgeschichte, Physik, Geographie und Geschichte gründlicher und zwar so zu behandeln, daß sie nicht blos große materielle Ausbeute gewähren, sondern auf die von dem Verfasser vorgeschlagene und von mehreren tüchtigen Schulmännern bereits gutgeheißene Weise traktirt, auch fruchtbare formelle Bildungsmittel werden, wodurch nach der Ansicht des Verfassers auch die philologischen Schulen dem ihnen so oft und nicht mit Unrecht gemachten Vorwurfe der Einseitigkeit entgehen und eine harmonischere Entwiklung der verschiedenen Seelenkräfte erzielen würden.

Stuttgart und Tübingen, im April 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Goethe's und Uhland's Portraits.

In der unterzeichneten Verlagshandlung sind erschienen und können durch alle soliden Buchhandlungen bezogen werden:

Goethe's Bildniss,

in Stahl gestochen auf chinesisch Papier in Quart. Preis 1 fl.

Ludwig Uhland's Bildniss;

in Stahl gestochen auf chinesisch Papier in Quart. Preis 1 fl.

Diese wohlgetroffenen Portraits werden den vielen Freunden und Verehrern beider Dichter, so wie den Besizern der frühern Auflagen von Uhland's Gedichten gewiß eine sehr willkommene Gabe seyn.

Stuttgart und Tübingen, Februar 1835.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 155. 4 Junius 1835.

Lord Napier in Canton.

Es ist nicht leicht über den Streit, der sich in Canton zwischen dem bald darauf verstorbenen Lord Napier und dem chinesischen Gouverneur entspann, zu einer klaren Ansicht zu kommen, da die englischen Zeitschriften in ihren Darstellungen von sehr verschiedenen Ansichten ausgehen, von denen wohl keine die nähern Schwierigkeiten der dortigen Verhältnisse genau hervorhebt. Der Streit der Freunde des freien Handels mit China gegen das ehemalige Monopol der ostindischen Kompagnie verrückt den rechten Standpunkt völlig, und die müßigen Bravaden mancher Engländer,*) welche eine Revolution im chinesischen Reiche und den Sturz der Mandschu-Dynastie für alsbaldige und unvermeidliche Folgen einer ernstlichen Kollision zwischen England und der chinesischen Regierung betrachten, regen einerseits die Besorgniß der Chinesen, andrerseits bei den Engländern eine Verachtung und einen Hochmuth auf, die nur geeignet sind, die Sache zu verschlimmern. Der Stolz, die Feigheit und Bestechlichkeit der chinesischen Behörden, wovon die Reisen der Schiffe Amherst **) und Sylphe so viele schlagende Beweise lieferten, sind allerdings nicht geeignet, den Engländern Achtung vor den chinesischen Machthabern einzuflößen,***) und das vielleicht etwas allzu unterwürfige und nachgiebige Benehmen der Faktoreibeamten reizte den Uebermuth der Chinesen freilich noch mehr auf. Allein die ostindische Kompagnie hatte, namentlich früher, zu einem so submissen Benehmen ihre triftigen Gründe. In mannichfache, größtentheils sehr unfreiwillige Kriege mit den Fürsten in Indien verwickelt, die ihr eine beträchtliche Schuldenlast zugezogen hatten, konnte sie nicht an ein feindliches Auftreten gegen China denken, um so mehr, als von einem ununterbrochenen Handel mit diesem Lande ein nicht unbedeutender Theil ihres Einkommens abhing. Der Handel zwischen Indien und Europa war schon vor dem Jahre 1815, wo derselbe freigegeben wurde, sehr unproduktiv geworden, und wurde nach diesem Zeitpunkte eher mit Verlust geführt, aber das Monopol des Chinahandels *) warf bedeutende Vortheile ab, und deckte zum Theil das Deficit in den indischen Finanzen.

Ein weiterer Grund, die oft mit den chinesischen Behörden ausbrechenden Streitigkeiten nicht auf die Spitze zu treiben, lag wohl in der Lage und in den Verhältnissen des unermeßlichen chinesischen Reiches selbst. Die Direktoren der ostindischen Kompagnie kannten sicher eben so gut als englische Journalisten und Schmuggelkaufleute die innere Schwäche und Auflösung desselben. Sie wußten eben so gut, daß der Krieg einer europäischen Macht mit der gehaßten und zum Theil auch verachteten Mandschuregierung, vereint mit den Folgen einer Einstellung des Handels,**) innere Unruhen und Aufstände gegen die Regierung veranlassen könne, denen diese in die Länge nicht gewachsen wäre. Wir entheben in dieser Beziehung aus dem Metropolitan Magazine vom März d. J. folgende Stelle: „die Chinesen sind zu klug, um uns (den Engländern) je einen Vorwand zu Gewaltmaßregeln zu geben. Was sie am meisten fürchten, ist Krieg, gerade das laute Prahlen in allen ihren Edikten beweist die Größe ihrer Furcht. Die eigentlichen Chinesen sind eine außerordentlich industriöse, dem Handel sehr ergebene Nation. Die unermeßliche Dichtigkeit der Bevölkerung macht ihnen den Handel zu einer Sache von erster Wichtigkeit. Diese Millionen arbeitsamer Menschen werden niedergetreten durch die Dynastie der Mandschus, welche keine andere Regierungsmaxime als Gewalt,

*) Siehe hierüber auch Ausland Jahrg. 1832. Nr. 132 ff.

**) Siehe Ausland Jahrg. 1834. Nr. 31 ff.

***) Ein Herr Innes, der nicht zu der Kompagnie gehörte, lieferte ein schlagendes Beispiel, was man von chinesischen Behörden durch Festigkeit, ja durch gewaltsames Benehmen erlangen kann. Der Vorfall ereignete sich im Jahre 1833. Herr Innes wollte einen Mandarin Geschäfte halber besuchen, als einer von dessen Dienern mit einem großen hölzernen Messer aus einem dunkeln Gange auf ihn losstürzte und ihm mehrere Stöße ins Gesicht versetzte. Herr Innes begab sich zum Hoppo, oder Polizeibeamten der Stadt, und verlangte Gerechtigkeit; dieser lachte ihm ins Gesicht, Hr. Innes aber erklärte ihm, wenn er nicht vor 8 Uhr Abends Gerechtigkeit erhalten habe, so stecke er des Mandarins Haus in Brand. Der Hoppo lächelte abermals, und begab sich in ein Landhaus jenseits des Flusses zu einem Feste, nach acht Uhr Abends aber kehrte er voller Schrecken zurück, weil des Mandarins Haus in vollen Flammen stand. Hr. Innes erhielt volle Genugthuung.

*) Eigentlich hatte sie nur ein Monopol des Theehandels, aber was wollten andere Handelsleute als Rückfracht aus China nehmen? Dadurch steigerten sich die Transportkosten der von diesen letzten nach China geführten Waaren auf das Doppelte, und sie konnten mit denen der Kompagnie nicht Konkurrenz halten.

**) Die Chinesen stellen den Theehandel immer als eine Nothwendigkeit für Europa und namentlich England dar, während die Nothwendigkeit des Absatzes für die Chinesen weit mehr vorhanden ist.

keine andere Politik als Heuchelei kennen. Man kann diese Herrschgewalt mit einem fressenden Krebs vergleichen, der über einen allzu vollsäftigen Körper sich ausbreitet. Gern würde die Nation diese Gewalt abwerfen, diese hat sich jedoch zu tief ins ganze System eingewurzelt, als daß sie dieß durch eigene Anstrengung bewerkstelligen könnte: bei der mindesten Hülfe von Außen aber würde dieß gelingen."

Das mag sehr wahr seyn, aber die Folgen? die Geschichte lehrt uns, daß die Eroberung Chinas durch die nördlichen Völker, die man unter dem sehr unrichtigen Namen der tatarischen Nationen begreift, so wie die Erhebung der eigentlichen Chinesen gegen die fremde Herrschaft, wie dieß unter Ming geschah, stets von den furchtbarsten Erschütterungen des ganzen Innerasiens begleitet war, und begleitet seyn muß, da die Herrschaft der Chinesen sich über den ganzen Westen Mittelasiens von der großen Mauer bis nach Yarkend ausdehnt, und nur auf der Kraft der tatarischen Nationen selbst beruht, wenn gleich die Schlauheit der chinesischen Politik jetzt das Ganze zusammenhält. Sobald China gegen die Mandschus aufsteht, sind alle Völkerverhältnisse vom Ausfluß des Amurstroms bis zu den Quellen des Orus verrückt, und niemand kann berechnen, ob nicht wie unter Dschengis Khan und Timur-Leng eine Völkerfluth hervorbricht aus Innerasien, und durch den Reiz des Südens gelockt, in Persien und Indien einbricht. Das mag die ostindische Kompagnie bedacht haben, und das wird auch die englische Regierung bedenken, ehe sie die Hand dazu bietet, China in seinem Innern zu erschüttern, wozu manche unbesonnene Rathgeber sie auffordern.

Napiers Sendung nach Canton sollte wohl nur bezwecken, allmählich die Einleitung zu einem eigentlich diplomatischen Verhältniß mit China zu treffen. Bei der Auflösung der ostindischen Kompagnie, deren merkantile Geschäftsführer bisher alle Unterhandlungen geleitet hatten, mußte nun ein Bevollmächtigter von der Regierung ernannt werden, und wahrscheinlich lauteten seine Instruktionen dahin, sich, so weit dieß immer gehen mochte, als Gesandter anerkennen zu lassen. Das aber eben wollte die chinesische Regierung nicht, und diesem Ansinnen wich sie, wie man aus dem Folgenden ersehen wird, durch eine studirte Argumentation aus den bisherigen Verhältnissen aus. Daß der chinesische Gouverneur von Canton, wie englische Blätter meinen, seiner Regierung aus irgend einem unlautern Grunde die Auflösung der Kompagnie verschwiegen haben sollte, durch die Ankunft Lord Napiers, welche seine Fehler kund machen mußte, überrascht worden sey, und um sich aus dieser häßlichen Lage zu retten, den Streit angefangen habe, ist eine durch nichts begründete Voraussetzung, und wenn der Gouverneur auch wirklich, wie ein Schreiben aus Canton von 21 August v. J. vermuthet, aus Nachlässigkeit die Meldung über Auflösung der Kompagnie und das Einholen von Instruktionen unterlassen, so ändert dieß den Stand der Dinge keineswegs, da der Gouverneur unmöglich wissen konnte, mit welchen Ansprüchen der neue Abgeordnete auftreten würde, und jedenfalls läßt sich das ganze Benehmen des Gouverneurs und der Regierung aus dem Entschlusse erklären, keinen residirenden Gesandten zu dulden.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen
einer Reise in die Gegend jenseits des Kaukasus.

(Schluß.)

Es war schon spät und wir beschlossen in Stefan-Zminda zu übernachten. Ich bestieg in der erfrischenden Abendkühle einen Felsen, um von dort aus die Sonne untergehen zu sehen. Schon hatte die Königin des Tages ihr strahlendes Antlitz hinter den Gipfeln des Kaukasus verborgen. Die glänzenden Eismassen warfen das blendende Licht zurück, und glichen einem riesig-großen Lüstre unter der gewölbten Decke des Himmels schwebend, um das nächtliche Dunkel der ruhenden Erde zu beleuchten. Immer mehr erbleichte das Feuer und nur ein zarter rosiger Duft schwamm noch um die Kronen des Kaukasus. Stille herrschte rings umher, die mich in tiefes Nachdenken versenkte, und Bilder des Vaterlands und meiner Vergangenheit vor meiner Phantasie aufsteigen ließ. Wieder erhob ich den gesenkten Blick, doch schon war die mich umgebende Natur in Nacht versunken; in den Schluchten dampfte der Nebel, und nur das Brausen des Terek unterbrach die Stille. Ich begab mich zu meinem Begleiter, dem Baron M. zurück, der diese Gegend schon kennend, bereits in den Armen des Schlafes lag.

Die aufgehende Sonne fand uns am andern Morgen schon auf dem Wege zum Posten Kobi. Die Straße führt von Stefan-Zminda einen glatten, abschüssigen Berg hinab auf ein großes Feld, durch welches das aus der Felsenschlucht Gudo-Maur hervorquellende Flüßchen Sno strömt, und sich in den Terek ergießt. Hier liegt auf einer Anhöhe, links von der Straße das kleine Dorf Atschchot, von Osseten bewohnt. Auf der Hälfte des Weges befindet sich ein anderes grusinisches Dorf, Sion genannt, auf einem einzeln stehenden hohen Felsen, mit zwanzig Häusern und einer alten, recht hübschen Kirche. Von hier aus bis Kobi fort verengt sich die Schlucht und ist ganz ohne Wald. Die auf beiden Seiten emporsteigenden Kalkfelsen täuschen von fern das Auge, indem man bald Thurmzinnen, spitze Pyramiden oder Mauertrümmer verfallener Gebäude zu sehen glaubt.

Die Redoute Kobi ist ebenfalls in Form eines Quadrats erbaut; die Mauern sind nicht stark, niedrig und umschließen zwei Kasernen von Stein für die Soldaten, nebst einem Gebäude für die Offiziere, in welchem sich auch zwei Zimmer für Reisende befinden. Dicht bei liegt das Dorf der Osseten, Almas genannt, auf der Höhe der hier ziemlich breiten kaukasischen Schlucht an dem Fuße des Kreuzberges. Seinen Namen hat der Militärposten von einem andern ossetischen Dorfe: Kobi, das sich ihm gegenüber beim Anfange der uchatschen Schlucht befindet, wo diese sich in die östlichen Gebirge zieht. Der Terek, der von Westen her aus den Bergen kommt, fließt in diese Schlucht, wo er sich aber sogleich nach Norden wendet, nachdem er vorher das südlich heranströmende Flüßchen Barsamzage aufgenommen hat.

In Kobi erhielten wir noch einen Reisegefährten, nämlich einen grusinischen Geistlichen, dem Baron M. schon von früher bekannt, der in diesen Gegenden den Osseten das Christenthum gepredigt hatte, und sehr gut russisch sprach. Außer ihm wurde unsere Gesellschaft noch durch einige, in Handelsgeschäften nach

Tiflis reisende Armenier aus Kisliar vermehrt. Es war mir sehr angenehm, die Bekanntschaft jenes Geistlichen gemacht zu haben, da er den Weg, den wir bereits zurückgelegt hatten, so wie die ganze Gegend sehr gut kannte, und mir darum über Manches Auskunft geben konnte, was meiner Wißbegierde interessant erschien.

Die vielfachen Theile des Kreuzberges werden von den Grusiniern und Osseten in ihrer Sprache mit verschiedenen Namen belegt. Im Osten und Westen ziehen sich um diesen Berg nackte, hohe und spitze Felsen, zwischen welchen jetzt im Sommer noch der Schnee in den Vertiefungen lag. Vom Militärposten Kobi steigt der Weg nach diesem Berge, eine kurze Strecke weit, allmählich aufwärts, bis zur Quelle Bodoi-Don, die aus den westlichen Felsen hervorfließt. Von hier an ähnt der Weg noch dem vorigen bis an eine enge, sich in den östlichen Gebirgszweig verlierende Schlucht, durch die ein bedeutender Bach, Ssasele-Don genannt, strömt. Von jetzt ändert sich der Weg ganz und gar, indem er sich sehr verengt, von vielen Hohlwegen unterbrochen wird, und die Auffahrten sich steil erheben. Auf beiden Seiten der Straße findet man viele saure Mineralwasser-Quellen, an welchen der Kaukasus einen Ueberfluß hat, und von denen einige sehr viel Aether enthalten, orangegelben Ocker absondern und sich in vielen Krankheiten als sehr heilsam beweisen. Zwei dieser Quellen in von der Natur gebildeten Bassins, welche ebenfalls heilbringendes Mineralwasser in sich enthalten, sind deßwegen merkwürdig, daß sie, wie mir von mehreren versichert wurde, eine unergründliche Tiefe haben. Alle diese Gewässer, auch die süßen Quellen ergießen sich in das Flüßchen Barsamzage. Ungefähr eine Meile von Kobi liegen rechts von der Straße zwei schmutzige, elende Hütten mitten in einer wüsten, leblosen Natur. Trotz ihres traurigen Aussehens sind sie dennoch rettende Zufluchtsorte, in welchen die Reisenden, die von oder nach Grusien gehen, Schutz vor dem unabwendbaren Untergange finden, wenn im Winter furchtbare Stürme wüthen und dichtes Schneegestöber die Luft verfinstert und den Weg verschwinden macht. Die hier wohnende Familie der Osseten wurde wegen dieser Ursache von der Regierung eingeladen, ihren Wohnsitz in der trussowschen Schlucht zu verlassen und sich hier ansässig zu machen, wofür sie von der Krone einen jährlichen Gehalt, Nahrungsmittel und Holz erhält. Diese Niederlassung führt den Namen der sie bewohnenden ossetischen Familie, nämlich „Beidara.“ In der Nähe kommen von Westen her zwei große Quellen mit klarem, krystallreinem Wasser, Olial-Urss-Don genannt, die besonders das Flüßchen Barsamzage vergrößern. Die erste Quelle dieses kleinen Flusses entspringt auf dem Gipfel des Kreuzberges, auf welchem, auf dem höchsten Gipfel, eine kleine Pyramide mit einem daraufstehenden Kreuze von Marmor errichtet ist. Von der Niederlassung Beidara bis zu diesem Kreuz-Monument beträgt die Entfernung eine Viertelmeile, wo es auf einem steinigten Lehmboden, jedoch nicht sehr steil, bergauf geht. Die Abfahrt an der südlichen Seite des Kreuzberges ist anfangs sehr abschüssig, fast immer von Wasserströmen ausgehöhlt, und darum nicht ohne Gefahr zu passiren. Dann gelangt man in eine Bergvertiefung auf eine ebene Anhöhe, auf welcher ein grüner Teppich mit kräftigen Kräutern blüht. Die Grusinier nennen diese kleine Hochebene Dshawar-tale, die Osseten aber Pillia-Fed; sie erstreckt sich vom Kreuzberge bis zum Berge Gud in einer Länge von nicht einer vollen Viertelmeile. Zwei aus früherer Zeit herrührende große Aufwürfe von kleinkörnigem, sehr hartem Steine begränzen gegen Süden diese Ebene, zwischen welchen die vierzehnhundert Schritt lange beschwerliche, aus lehmigem Boden bestehende Auffahrt zum Berge Gud anfängt. Dann wird die Straße sechs bis acht Ellen breit, und leitet längs einem tiefen Abgrunde bis zur gudschen Schlucht, wo sich am Wege ein Geländer befindet, und einige Osseten wohnen. Dieß ist im Winter die gefährlichste Stelle, da sie zu der Zeit gewöhnlich von Schnee so verweht wird, daß nur ein schmaler Fußsteig übrig bleibt, in dem sich häufige Durchbrüche vorfinden. Nur mit schwindelndem Schauder vermochte ich in den Abgrund zu blicken. In der Ferne zeigen sich dem Auge blühende und grüne Hügel, auf welchen sich Dörfer der Osseten befinden, in deren Mitte sich große, graue Steinthürme erheben. Um jene Hügel windet sich die reißende Aragwa. Weit niederer als der Berg Gud ist der kaischaursche Berg, und von diesem senkt sich nun der Weg nach Grusien immer mehr berghinunter.

Am südlichen Abhange des Berges Kaischaur liegt der Militärposten gleichen Namens, dessen Gebäude niedrig und eng, und wenig haltbar auf Lehmunterlagen von Sandsteinen erbaut sind. Neben demselben steht das Dorf Kaischaursch-Kar mit ungefähr fünf bis sechs von Grusiniern bewohnten Häusern und einigen Buden, in denen ossetischer Käse, Eier, getrocknete Fische und schlechter Wein verkauft werden. Von dem Militärposten Kaischaur führt nach Osten zu ein abhängiger Hohlweg, durch den sich die für Reitpferde gangbare Straße in die von Grusiniern bewohnte Schlucht Chada zieht.

Kommodore Decatur und die Sicilianer.

Als Decatur sich mit der Eskadre unter seinen Befehlen zu Syrakus befand, machte er die Bekanntschaft einer schönen Sicilianerin und besuchte sie ziemlich oft. Eines Tages ward die Dame plötzlich unwohl und schickte nach ihrem Beichtvater. Inzwischen kam Decatur, die Dame fühlte sich etwas besser, und als der Beichtvater endlich anlangte, wurde er von Decatur, der nicht wußte, daß derselbe von der Schönen selbst herbeschieden sey, nicht zum freundlichsten empfangen, und mochte es nun aus angeerbter protestantischer Abneigung gegen Papisten oder aus irgend einem Verdachte seyn, genug er forderte ihn ohne Weiteres auf, sein tête-à-tête mit der Dame nicht zu stören. Der Geistliche, aufgebracht darüber, daß man ihn hatte rufen lassen und jetzt so schnöde abweise, wollte durchaus bleiben, und deutete an, wenn irgend jemand im Zimmer zu viel wäre, so möchte es wohl der tapfere Kapitän selbst seyn. Dieser verlor die Geduld, packte den geistlichen Herrn beim Kragen und warf ihn die Treppe hinab, von wo er mit blutender Nase hinaus lief auf die Straße und Mord! schrie. Polizei und Pöbel sammelte sich alsbald, und erhob, entrüstet über die ketzerische Gewaltthat, den Ruf: agli Americani! worauf die letztern, die sich eben in großer Anzahl in der Stadt befanden, von den frommen Sicilianern alsbald mit Stöcken, Steinen und Messern angefallen wurden, und so gut es ging sich in Masse vereinigten und Widerstand leisteten. Als Kommodore Decatur, durch den Tumult ans Fenster gelockt, sah wie die Sachen standen, eilte er hinab und stellte sich an die Spitze seiner Leute. Die Amerikaner zogen sich jeden Fuß breit Bodens streitig machend gegen den Hafen, um sich unter den Schutz ihrer Schiffe zu stellen. Wurfgeschosse aller Art wurden von Fenstern und Dächern auf die weichenden Yankees herabgeschleudert, die, fest zu-

sammenhaltend, sich endlich durch den mehr als fünfzigfach überlegenen Feind ihren Weg bahnten. Auf beiden Seiten gab es zerschlagene Köpfe und einige böse Wunden, so viel man aber weiß, auf keiner Seite einen Todten.

Chronik der Reisen.

Reise nach den arktischen Regionen.

(Fortsetzung.)

„Die Erfahrung des Kommandeurs Roß war uns hier von großem Nutzen, und nachdem die Eskimos unterrichtet worden waren, daß wir Europäer (Kablunà) seyen, erhielten wir zur Antwort, sie wären Innuit-Männer. Ihre Zahl belief sich auf 31; der älteste, Namens Illicta, war 56 Jahre alt, sechs andere zwischen 40 und 50, und zwanzig zwischen 40 und 20; vier Knaben machten die Zahl voll. Zwei der älteren waren lahm, und wurden nebst dem alten Manu von den übrigen in Schlitten gezogen. Einer der Gelähmten hatte, so viel wir verstehen konnten, durch einen Bär ein Bein verloren, und der andere war an der Hüfte beschädigt. Alle waren sehr gut, und zwar die meisten in schöne Rennthierfelle gekleidet; die Oberkleidung umschloß den ganzen Körper, und reichte vorn vom Kinn bis auf den halben Schenkel; hinten hing eine Kappe herab, die über den Kopf gezogen werden konnte, und das Kleid lief hier spitz zu, ungefähr wie die Schößen eines Fracks, und ging bis an die Waden. Die Finger waren von den Aermeln bedeckt, und von den beiden Fellen, aus denen alles dieses bestand, war das eine mit den Haaren nach Innen, das andere aber mit der rauhen Seite nach Außen gekehrt. Die Fußbekleidung bestand aus zwei paar Stiefeln, bei beiden die Haare nach Innen gekehrt, und darüber trugen sie weit herabreichende Beinkleider von Rennthierfell. Bei Einigen sahen wir Schuhe über den Stiefeln und Beinkleider von Seehundsfell.

„In dieser Kleidung erschienen sie weit größer als sie in der That waren. Alle trugen Lanzen, einem Spazierstock nicht unähnlich, an dem einen Ende mit einem hölzernen oder elfenbeinernen Knopf und am andern mit einer Spitze von Horn versehen. Die Schäfte waren aus kleinen Holzstücken oder Knochen sehr schön zusammengesetzt. Die Messer bestanden aus Knochen oder Rennthierhorn, ohne Spitze und Schneide, und waren eine sehr nutzlose Waffe; wir bemerkten jedoch bald, daß jeder auf seinem Rücken noch ein anderes Messer mit eiserner Spitze oder Schneide hängen hatte. Eines derselben schien aus der Klinge eines englischen Einschlagemessers verfertigt zu seyn, da der Name des Messerschmieds noch darauf stand; der jetzige Besitzer hatte es in einen Dolch verwandelt. Dieser Umstand schien darauf zu deuten, daß dieser Stamm in Verkehr mit den Stämmen stehen mußte, die mit Europäern Handel treiben, oder vielleicht selbst zu einem solchen gehörte.

„Drei von den Eskimos nahmen wir mit uns in das Schiff. Die Kupferstiche, welche ihre auf frühern Reisen abgezeichneten Landsleute vorstellten, ergötzten sie nicht wenig, und sie erkannten deren Bedeutung auf der Stelle. Das größte Erstaunen zeigten sie jedoch bei dem Anblick der Spiegel. Auch die Lampen und Leuchter erregten ihre Aufmerksamkeit, doch äußerten sie kein Verlangen nach irgend Etwas, und nahmen nur das, was ihnen geboten wurde, mit unverkennbaren Zeichen des Dankes an. Unser Essen verschmähten sie, und nur Einer steckte, gleichsam aus Höflichkeit, einen Bissen in den Mund mit der Aeußerung, es sey sehr gut. Als ihn jedoch der Kommandeur Roß aufs Gewissen fragte, bekannte er, daß er gesagt habe, was nicht wahr sey, und nun legten Alle nach erhaltener Erlaubniß das, was sie genommen hatten, wieder hin. Derselbe Mann trank jedoch das ihm gereichte Oel mit sichtlichem Vergnügen, und sagte, dieß sey wirklich gut.

„Wir betrachteten diesen Tag als einen glücklichen, denn wir hatten bereits alle Hoffnung aufgegeben Eingeborne zu treffen, und doch durften wir nur von diesen geographische Nachweisungen erwarten, die uns für die Fortsetzung unserer Reise von Nutzen seyn konnten. Für den Philosophen bot diese kleine so abgesonderte, in einem wilden, unfruchtbaren Lande lebende, und dennoch aus gesunden und dem Anschein nach wohlhabenden Leuten bestehende Horde Stoff zu interessanten Beobachtungen; Alle waren reichlich mit Nahrungsmitteln und den ihnen nöthigen Gegenständen versehen.

„Am folgenden Tage machte ich mich auf, um den Eskimos einen Gegenbesuch abzustatten. Das Dorf lag bald vor mir, und bestand aus zwölf in einer Vertiefung am Ufer, ungefähr 2½ Meilen vom Schiff stehenden Schneehütten, die fast aussahen wie umgekehrte Schalen. Sie standen ohne alle Ordnung durch einander, und jede war mit einem langen gekrümmten Anhange versehen, der den Eingang bildete, an welchem die Weiber mit den Kindern saßen. Wir wurden eingeladen einzutreten, und die Geschenke an Glaskorallen und Nadeln, die wir austheilten, verscheuchten bald die Furcht, die unser Erscheinen erregt hatte.

„Der lange gekrümmte Eingang führte in das zirkelförmige gewölbte Hauptgemach, das zehn Fuß im Durchmesser hielt, wenn es für Eine Familie bestimmt war; wohnten aber zwei darin, so hielt es 15 Fuß in der Länge, 10 Fuß in der Breite und war oval. Der Thüre gegenüber befand sich eine Bank von Schnee, die fast ein Drittheil der ganzen Breite des Raums einnahm, ungefähr 2½ Fuß hoch, oben flach und mit verschiedenen Fellen bedeckt war; auf dieser Bank schläft die Familie. Auf dem Ende des Sitzes thront die Hausfrau der Lampe gegenüber, die, wie gewöhnlich in diesen Gegenden, aus Oel und Moos besteht, und eine hinreichende Flamme gibt, um Licht und Wärme zu verbreiten. Ueber der Lampe hängt der steinerne Kessel mit Rennthier- und Seehundsfleisch, woran, so wie an Thran, kein Mangel ist. Alles übrige, Kleidung, Geräthe und Mundvorrath, liegt durch einander umher, und zeigt, daß Ordnung nicht unter die Tugenden der Eskimos gehört.

„Von diesen ganz aus Schnee erbauten Hütten muß bemerkt werden, daß das Licht durch ein großes ovales Stück klares Eis einfällt, das gegen Osten in der Mitte des Daches oder der Kuppel befestigt ist. Später bemerkten wir auch, was uns früher wegen der in den Hütten herrschenden Dämmerung entgangen war, daß nämlich von der Mitte des Ganges aus ein Seitenweg nach einem für die Hunde bestimmten Gemach führt. Die äußere Oeffnung zum Eingange wird gelegentlich verändert, so zwar, daß sie immer nach der Leeseite gekehrt ist, damit der Wind nicht eindringen kann. Die Hütten, die wir hier sahen, waren eben gebaut worden und kaum einen Tag alt; die Bauanstalten nehmen mithin hier zu Lande nicht viel Zeit weg. Ihre Vorräthe an Rennthier- und Seehundsfleisch für den Winter, die sie im Sommer einthun, werden von den Eskimos in den Schnee vergraben, ein Verfahren, das man bei den Eingebornen dieser Gegend bisher noch nicht bemerkt hatte.

„Die Weiber waren nicht hübsch, standen jedoch wenigstens ihren Männern nicht nach; Alle über 13 Jahre schienen verheurathet zu seyn, und wir sahen drei bis vier in Einem Hause. Ob sie jedoch Alle zu einer und derselben Familie gehörten, konnten wir nicht mit Gewißheit erfahren, indeß befand sich bei den jungen Weibern auch immer eine Alte. Die Frauen waren klein, und weit schlechter gekleidet als die Männer; besonders befand sich ihr Haar in einem sehr ungeordneten Zustande. Ihre Gesichtszüge waren nicht unangenehm, und ihre Wangen gleich denen der Männer geröthet; das Gesicht eines der Mädchen von ungefähr 15 Jahren konnte für hübsch gelten. Alle waren mehr oder weniger tättowirt, besonders auf der Stirn und zu beiden Seiten des Mundes und des Kinns. Diese Verzierung bestand bloß aus Linien ohne andere Figuren, ganz so wie bei den von mehrern Reisenden geschilderten nordwestlichen Eskimos von Amerika.

„Dem Eskimo, der ein Bein verloren hatte, ließ ich ein hölzernes verfertigen, in dessen Gebrauch sich der Mann bald fand, und nun ganz entzückt umherstieg. Einen Andern, der an einem Halsgeschwüre litt und dem wir früher schon eine Arznei gegeben hatten, sahen wir jetzt das Fläschchen mit andern Zierrathen um den Hals tragen; es schien noch gar nicht geöffnet zu seyn, und wurde von dem Mann wahrscheinlich für ein Amulet gehalten. Um seine Dankbarkeit dafür zu bezeugen, behandelte er den Wundarzt, der an Zahnweh und einem geschwollenen Gesicht litt, nach der Weise des Landes, er berührte ihm nämlich dreimal die Wange und blies ihm eben so oft ins Gesicht. Seltsam genug wurde der Arzt bald wieder hergestellt, und wenn diese sympathetische Kur schuld daran war, so muß man bedenken, daß ja auch bei uns das Zahnweh auf ähnliche Weise zu heilen versucht wird."

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 156. 5 Junius 1835.

Neue französische Literatur.

Le monde dramatique.

Es ist das Eigenthümliche der hiesigen neuen literarischen Unternehmungen, daß niemals eines allein kommt. Dieß hat seinen Grund darin, daß alle diese Unternehmungen zugleich und hauptsächlich merkantilischer Natur sind, und die Konkurrenz wie die Neugier eine vorherrschende Eigenschaft der Pariser ist.

Kaum ist das théâtre européen mit seinen ersten Lieferungen ans Licht getreten, so kündigt sich schon ein neues Werk an, unter dem Titel: „monde dramatique," welches sichtlich durch das Erscheinen des théâtre européen hervorgerufen worden, dennoch aber von demselben wesentlich verschieden ist.

Die monde dramatique wird den gegenwärtigen und den vergangenen Zustand, und die Produkte der französischen und fremden Theater anzeigen, schildern und beurtheilen, er wird die Geschichte des Theaters, des neuen wie des alten, des fremden wie des inländischen, die Biographie großer Schauspieler und Theaterdichter, der ausländischen wie der eigenen, der ältesten wie der neuern geben, und jede seiner Lieferungen mit einer gewissen Anzahl von Stahlstichen bereichern. In der Folge seiner Lieferungen verspricht er seinen Abnehmern die Stahlstiche zu Shakespear und Goethe in 8° von Retzsch; die Sammlung der Stahlstiche zum griechischen Theater von Flaxman; die Holzschnitte von Cruikshank zu den englischen Komödien; die ganze Sammlung der dramatischen Grotesken von Callot, Coppel, Hogarth, die weniger bekannten von Titian, und vielen andern englischen, deutschen, französischen und spanischen Malern, (Prospektus-Styl!) zudem alte und neue Theateranzüge, Bildnisse berühmter Schauspieler und Schauspielerinnen u. s. w.

Man muß bekennen, halten die Herausgeber nur einen geringen Theil ihrer Versprechungen, so schaffen sie eines der interessantesten Werke, welches besteht, denn was kann es Anziehenderes geben als die Geschichte der theatralischen Kunst, wie sie sich von ihren ersten lyrischen, rohen Anfängen zur metrischen Regelmäßigkeit, von dem Thespiskarren zu dem Kothurne gesteigert hätte, was Bunteres und Lehrreicheres als die Vergleichung dieser Fortbildung in den verschiedenen Ländern Europa's. Das Interesse dieser Ankündigung erhöht sich durch die Geringfügigkeit des Preises, welcher seyn soll: für einen Band von 15 Lieferungen, die Lieferung einen Bogen stark, groß 8° und von zwei Stahlstichen begleitet, 3 Fr. 50 C., oder die 4 Bände 13 Fr. Was übrigens beispiellose Wohlfeilheit, verbunden mit der ausgezeichnetsten Schönheit und mit dem bleibendsten Werthe angeht, so werde ich nächstens dem „Auslande" die Beschreibung einer von dem Buchhändler Paulin dahier veranstalteten Prachtausgabe des Gil-Blas, des Molière und Donquixotte mittheilen, welche geeignet ist, die Aufmerksamkeit von ganz Europa zu erregen und dieselbe zuversichtlich erregen wird.

Möge nur die „monde dramatique" ihrem Prospektus besser nachkommen, als das théâtre européen bisher gethan hat. Mich würde besonders interessiren, wie die Herausgeber die Geschichte unseres deutschen Theaters darstellen würden, und die Urtheile über unsere Dramaturgen. Was mein Mißtrauen auch hier zu begründen scheint, ist die Aufzählung dessen, was in den vier ersten Lieferungen vom Stapel laufen soll; natürlich verspricht man hier das Beste, was man hat. Unter dem Rubrum: „deutsches Theater" lese ich: le théâtre de Mr. Heine. Wer kennt das Theater des Herrn Heine?

Lord Napier in Canton.

(Fortsetzung.)

Nach der obigen Einleitung wird man das Benehmen des Gouverneurs von Canton sehr erklärlich und zweckdienlich finden. Um auf die Dekrete und Verordnungen die er erließ, nicht den Schein des Lächerlichen zu werfen, wollen wir in den Stellen, die wir daraus anführen, die Ausdrücke Barbarenauge *) u. dergl., welche für Europäer, aber nicht für Chinesen, etwas höchst Komisches haben, weglassen, und den allerdings oft widerlichen Kanzleistyl mehr in europäische Form umschmelzen, wo sich dann bald zeigen wird, daß Lord Napier bei der ganzen Verhandlung den Vortheil eben nicht auf seiner Seite hatte.

Lord Napier kam am 14 Julius 1834 auf dem Kriegsschiff Andromache zu Macao an, zeigte aber, wie es scheint, seine Ankunft dem Gouverneur der Provinz Quangtong (Canton), wohin Macao gehört, nicht an, denn in den Erlassen des Gouverneurs ist nie davon die Rede, und das Asiatic-Journal sagt ausdrück-

*) Siehe Ausland Nr. 104 v. d. J.

lich, daß diese offizielle Meldung unterlassen worden sey. Deßhalb erließ der Gouverneur am 21sten Julius ein Schreiben an die Hongkaufleute, durch welche bisher immer die Unterhandlungen mit den Engländern geführt worden waren, da man auf eine studirte Weise vermied, dem Verkehr mit denselben irgend einen politischen Anstrich zu geben, indem sie nur als gebuldete Kaufleute betrachtet wurden, die, wenn sie eine Vorstellung an den Gouverneur bringen wollten, diese bittweise einreichen mußten. Der Inhalt dieses Schreibens ist kürzlich folgender: „man hat mir gemeldet, daß ein englischer Beamter zu Macao angelangt ist, da vorher doch nur Taipan's, d. h. Handelsagenten gekommen waren; die Hongkaufleute haben mir gemeldet, daß in diesem Jahre die englische Handelskompagnie aufgelöst wurde, der jetzt angelangte englische Beamte ist also nicht mit den ehemaligen Taipan's auf gleiche Linie zu stellen, und wenn er nach Canton kommen will, so ist vorerst die kaiserliche Willensmeinung einzuholen. Wenn die Umstände eine Veränderung der Handelsregulative nöthig machen, so muß eine Vorstellung eingereicht und von den Hongkaufleuten darüber berichtet werden." Demnach erhielten die Hongkaufleute Befehl, sich nach Macao zu begeben, und Lord Napier zu fragen, in welcher Absicht er gekommen sey, und welche Aenderungen in den Handelsregulativen zu treffen seyen. Eine Deputation der Hongkaufleute begab sich also nach Macao, um Lord Napier aufzufordern, in Macao zu bleiben, und die Befehle des Kaisers an den Gouverneur abzuwarten. Lord Napier war jedoch auf der Andromache bereits nach Chuen-pe abgegangen, und als eine andere Deputation sich dahin begeben wollte, war er schon im Kutter Louisa nach Canton abgesegelt, wo er am 25sten Julius eintraf, und am folgenden Tage ein Schreiben an den Gouverneur an den Thoren der Stadt abgeben wollte, was aber nicht angenommen wurde, weil die Form verfehlt war, da eine Bittschrift und nicht ein Brief hätte abgegeben werden sollen. Die chinesischen Diener der Engländer erhielten zugleich Befehl sich von den letztern zu entfernen, und Verbote wurden an die chinesischen Schiffer erlassen, Fremde zu führen.

Das ungewöhnliche Verfahren Lord Napiers wurde von dem Gouverneur in einem andern Befehl an die Hongkaufleute vom 27sten Julius für einen groben Bruch der bestehenden Gesetze erklärt; da aber derselbe erst neuangekommen sey, und wahrscheinlich die Gesetze nicht kenne, so wolle er das Unpassende dieses Benehmens nachsehen; er verlangte aber mit einer sehr höflichen Wendung, daß Lord Napier, sobald seine dringenden Geschäfte, die ihn wahrscheinlich so eilfertig nach Canton geführt hätten, beendigt seyen, nach Macao zurückkehre. Der Gouverneur entschuldigt seine Weigerung, den Brief anzunehmen dadurch, daß den Großbeamten von China nicht gestattet sey, Privatschreiben von Fremden zu empfangen. Er erinnert daran, daß alle Nationen ihre Gesetze und Gebräuche hätten, was ein Mann von Lord Napiers Rang und Stellung vor allen Andern zu beachten habe; „es ist der Wunsch des Kaisers," setzt er hinzu, „daß Fremde gut behandelt werden, und er habe durchaus keine Absicht, sie zu beleidigen, aber den Gesetzen müsse Folge geleistet werden, und er selbst wage nicht sie zu überschreiten. Ferner warnt er Lord Napier höflich, gegen indiskrete Rathgeber auf seiner Hut zu seyn, um nicht den Zweck, weßhald er gekommen zu verfehlen, und entschuldigt sich schließlich noch, daß er die Hongkaufleute als Unterhändler zwischen ihm und Lord Napier benütze; diese seyen aber allein mit der Sprache und den Sitten der Fremden vertraut.

Wenn diese Erlasse gleich nicht direkt an Lord Napier gerichtet waren, so mußten sie ihm doch natürlicher Weise unter die Hände kommen, und ohne seine Befangenheit, die ihn veranlaßte, die Chinesen als halbe Barbaren zu behandeln, hätte er das Vernünftige und Gemäßigte in den Vorstellungen des Gouverneurs sicherlich nicht verkannt; es müßte dann seyn, er habe dasselbe absichtlich verkennen wollen, zu welcher Vermuthung freilich sein späteres Betragen Anlaß genug gibt. Er weigerte sich nämlich entschieden, Canton zu verlassen, worauf am 30sten Julius ein dritter Befehl an die Hongkaufleute erging, der in drohendem Tone abgefaßt war, und worin diese bei der strengsten Ahndung aufgefordert werden, dahin zu wirken, daß Lord Napier Canton alsbald verlasse. „Die Sache," bemerkte er darin, „betrifft die Nationalwürde; ich, der Gouverneur werde gegen die besagten Kaufleute einen Bericht erlassen, damit sie vor Gericht gestellt werden." Als auch dieß ohne Erfolg blieb, erschien am folgenden Tage ein vierter Befehl, den englischen Beamten zur sofortigen Abreise nach Macao zu nöthigen.

Es heißt freilich von Seite des Gouverneurs das Formenwesen etwas weit treiben, daß die Befehle immer an die Hongkaufleute gerichtet, und diese mit den strengsten Strafen, ja die Dolmetscher sogar mit dem Tode bedroht wurden, wenn sie nicht die Entfernung Lord Napiers bewirkten, doch thut dieß hier nichts zur Sache. Genug, die Hongkaufleute versuchten die Erlasse des Gouverneurs dem Lord Napier zu übergeben, der sie jedoch nicht annahm, sondern ihnen nur durch einen englischen Kaufmann wissen ließ, er könne die Erlasse nicht annehmen, wünsche aber Abschriften davon zu erhalten, um sie nach England senden zu können. Die Hongkaufleute waren in bitterer Verlegenheit, um so mehr als Lord Napier sich auch weigerte, sie als Mittelsmänner in seinem Streit mit dem Gouverneur zuzulassen: in dieser Lage wußten sie kein anderes Mittel, als die englischen Kaufleute am 12ten August zu einer Konferenz einzuladen, um mit diesen gemeinschaftlich zu besprechen, was unter den jetzigen Umständen zu thun sey. Auch diesen Schritt vereitelte Lord Napier, indem er auf denselben Tag die englischen Kaufleute zu einer Versammlung zusammen berief, und sie bewog, diese Konferenz abzulehnen. Die Sprache, die Lord Napier hier führte, ist zum mindesten gesagt, sehr auffallend, weßhald wir aus seiner Rede einige Stellen ausheben: „Sie kennen wohl alle meine gegenwärtige Lage, meine Instruktionen und meine Vollmacht; ich bin nicht hier, um einen Handelstraktat abzuschließen, und ich habe keine Vollmacht direkt mit Peking zu unterhandeln, indem meine Aufträge nur an den Vicekönig gehen. Es ist mir gelungen, gegen den Wunsch des Gouverneurs und der Hongkaufleute hieher in meine Wohnung zu gelangen, und mein Geschäft beschränkt sich jetzt darauf, über Alles, was die britischen Inter-

essen in China betrifft, Nachrichten einzuziehen, die als Grundlage für meine künftigen Instruktionen dienen können. Ich rathe Ihnen, meine Herren, der Konferenz mit den Hongkaufleuten nicht beizuwohnen, da dieß nicht nur auf meine jetzigen Plane störend einwirken, sondern später auch Ihren eigenen Interessen nachtheilig seyn müßte. Zwar wird dadurch vielleicht für den Augenblick der Handel gesperrt, und der Gouverneur weist mich von hier weg; da aber die ganze Verantwortlichkeit auf mir ruht, so kann ich bloß sagen, daß man mich nur mit dem Bajonnett (on the point of the bayonet) aus diesem Hause treibt." Wenn Lord Napier glaubte, durch seine Hartnäckigkeit den Gouverneur zwingen zu können, ihn ohne weiteres als politischen Agenten anzuerkennen, so hat er sich, wie der Erfolg zeigte, sehr verrechnet. Die bei ihm versammelten Kaufleute unterschrieben auf seine Aufforderung einen von ihm abgefaßten Brief an die Hongkaufleute, in welchem sie die verlangte Konferenz abschlugen. Zu ihrer Willfährigkeit mögen nun freilich zwei Dinge wesentlich beigetragen haben, erstens daß sie sich mit Lord Napier nicht überwerfen wollten, und zweitens weil sie wußten, daß die schon oft gedrohte Einstellung des Handels ein wahres Hirngespinnst und eine ganz eitle Drohung sey, da der Handel größtentheils durch Schmuggel betrieben wird. Ein Brief aus Canton, den das Metropolitan-Magazine mittheilt, äußert sich darüber auf folgende Weise. „Der Handel und die Personen der Kaufleute erleiden hier die willkürlichsten, unnöthigsten und gewaltthätigsten Beschränkungen. Die Ein- und Ausfuhrzölle sind so lästig, daß der offene Handel fast zu Ende ist, und jede gewinnbringende Handelsspekulation durch Schmuggel betrieben wird. Die Mandarinen, welche die Zölle beaufsichtigen sollen, nehmen Theil an dem Unterschleife, und allenthalben ist nur Erpressung oder Betrug. So ist die Lage des Handels zu Canton. Bei Lintin, in der Nähe von Macao, hat jedes Haus ein Schiff, aus welchem die chinesischen Kaufleute, oder eigentlicher zu reden, Schmuggler, mit allen Waaren von einem Baumwollenballen bis zur Opiumpille versehen werden."

Unter solchen Umständen haben freilich die englischen Kaufleute von einem Handelsverbot nichts zu fürchten, und ein stärkeres Auftreten eines englischen Abgesandten gegen die chinesischen Behörden kann nur ihre Stellung dem Hochmuthe der Letztern gegenüber verbessern. Lord Napier aber, dessen Sprache beweist, daß er feindliche Schritte erwartete, und darauf vorbereitet war, konnte durch ein solches Benehmen seine Stellung nur erschweren.

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen
über einige der Azoren und der kapverdischen Inseln.

(Nach Bartholomew, Kapitän in der englischen Marine.)

San Miguel.

Theils nach Traditionen, theils nach einzelnen Beobachtungen behauptet man, daß diese Insel ursprünglich mit einer prächtigen Vegetation bedeckt gewesen sey; jetzt aber bietet sie fast nur Berge, Hügel und Thäler dar, die sichtlich das Ergebniß vulkanischer Ausbrüche sind. Die konische Form der Berge, die kraterartige Aushöhlung auf dem Gipfel, die Lava, die Schlacken und der vulkanische Sand, Alles spricht für diese Ansicht. Die Vulkane scheinen erloschen, brennen aber innerlich fort; die heißen Quellen im Farnanthale und in andern Theilen der Insel beweisen dieß. Das genannte Thal ist etwa 25 (engl.) Meilen nordöstlich von Porto del Gardo, und in seinem südöstlichen Theil sieht man ein kleines Dorf, Careuis, auch Farnan genannt. Auf einer kleinen Anhöhe von etwa einer englischen Quadratmeile im Umfange bemerkt man eine große Menge kleiner Hügel, an denen die Wirkung des Feuers allenthalben sichtbar ist. Hier findet man Kies, Lava, Bimssteine, Marmor, Thon von verschiedenen Farben, Ocker, Eisenerz und Kalkerde mit Alaun und Schwefel gemischt, auch eine Menge heiße und viele kalte Quellen. Die heißen bilden Bäche, welche auf ihrem Laufe Schwefeldämpfe ausstoßen, die bei ruhigem Wetter sich zu einer großen Höhe erheben. Die größte dieser siedenden Quellen, Caldeira genannt, hat etwa 50' im Durchmesser, und ihre Tiefe ist unbekannt. Ihr siedendes Wasser ist in fortwährender Aufwallung, ihr Dampf ist sehr schwefelartig, der Geruch gleicht verbranntem Schießpulver, ihr Geschmack ist scharf, und ihr Niederschlag eine thonichte Substanz von hellblauer Farbe.

Einige Klafter weiter hin, hinter einem Lavaflusse und am Fuße eines vorspringenden Felsen, ist die zweitgrößte Quelle, la Forga (die Schmitte) genannt; wegen ihres dicken Schwefeldampfes kann man nur selten die Oberfläche des stets heftig aufwallenden Wassers sehen, das außer dem Dampfe auch eine große Menge schönen klebrigen Thons von weißer Farbe ausstößt, der auf dem umherliegenden Boden inkrustirt.

Außer diesen beiden Hauptquellen gibt es noch mehrere andere, und an vielen Stellen sieht man Dampf aus den Felsenspalten hervorbrechen. Legt man das Ohr an einige dieser Spalten, so hört man deutlich das Aufbrausen, und manchmal springt auch das Wasser heraus, und verbrüht diejenigen, welche sich unvorsichtig nähern. Die Temperatur dieser Quellen ist nicht gleich: bei den einen ist sie auf dem Siedepunkt, andere sind sehr mäßig heiß, noch andere sehr kalt. In einigen ist das Wasser klar und durchsichtig, in andern hat es einen weißlichen, röthlichen Schimmer, und fast alle setzen eine rothe oder blaue thonichte Substanz ab. Man findet im Thale von Farnan Krystalle von Alaun und Schwefel, zum Theil sehr schön und merkwürdig, und wenn der Dampf sich durch Ritzen und Spalten des Bodens einen Ausweg bahnt, so finden sich Krystalle von ein bis zwei Zoll Länge.

Ein kleiner Bach läuft in diesem Thale, an dessen Rande sich hie und da heiße Quellen finden, und an einigen Stellen bemerkt man das Aufwallen solcher Quellen mitten im Flusse. Dieser setzt auf die Steine und Kiesel seines Bettes einen Ockerniederschlag ab; manchmal aber hat dieser Niederschlag eine grüne Farbe und gleicht dem Eisenvitriol. Die Gebüsche in der Nähe sind mit Schwefel und Alaun inkrustirt.

Der Geschmack dieser Wasser wechselt: einige sind mit Schwefelsäure geschwängert, andere mit Kohlensäure, einige haben einen Alaun- und Eisengeschmack, während andere völlig geschmacklos sind. Die Anwohner benutzen diese Quellen, und ersparen dadurch Holz: sie stellen ihre Küchengefäße über eine heiße Quelle oder eine Spalte, aus welcher Dampf ausströmt; das Vieh nähert sich, vermuthlich durch den Instinkt geleitet, diesen Orten, und stellt sich in den Schwefeldampf, um sich von den stechenden Insekten zu befreien.

In einiger Entfernung von den heißen Quellen ist ein Bimssteinshügel, aus dem mehrere kalte Quellen hervorspringen, die an seinem Fuße einen Bach bilden. Auf ihrem kurzen Laufe setzen einige dieser Quellen ein bald blasseres, bald dunkleres Ockergelb ab; ihr Geschmack ist herbe und säuerlich, ihr Geruch eisenartig: in einem Glase schäumt das Wasser von einigen wie Champagner. Eine Viertelstunde weiter gegen Westen sind eine Menge anderer warmer Quellen, in denen viel gebadet wird, und noch eine halbe Stunde gleichfalls gegen Westen ist ein kleiner Fluß, dem man wegen seiner rothen Farbe den Namen Sanguinolenta gegeben hat.

San Miguel handelt mit Lissabon, England, Amerika und Rußland. Es schickt nach Portugal Getreide, Erbsen, Geflügel, Vieh und Gemüse, und erhält dagegen Tabak, Zucker, Kaffee, Kinderspielzeug, Kirchendispensen, Indulgenzen, Heiligenbilder, Reliquien u. s. w. Man schickt alle Jahre etwa 60 Schiffe mit Früchten nach England, und diese bringen Tücher, Quincaillerie, Fayence u. dgl. zurück. Von Amerika erhält die Insel Bauholz, Bretter, Dauben, Reiß, trockne Fische, Harz, Pech und verschiedene indische Waaren, die mit Wein bezahlt werden. Derselbe Handel besteht mit Rußland. Ein weiterer Handel besteht mit Madera und den Kanarien, wohin Getreide, Vieh und Geflügel gebracht und mit baarem Gelde bezahlt werden.

San Miguel hat etwa 80.000 Einwohner; die Kriegsmacht besteht

aus 1250 Mann Infanterie, 100 Artilleristen, 3 Milizregimentern zu 1000 Mann jedes, und endlich aus der Ordenanza oder dem Aufgebot in Masse, das ungefähr 6000 Mann ausmacht. Die Kleidung beider Geschlechter in den Städten ist so ziemlich die englische, die Bauern tragen dagegen eine seltsame Kopfbedeckung: sie hat eine konvexe Form, wie einige Hüte aus englischem Leder, und einen breiten vorn schaufelförmigen Rand von 18 bis 20 Zoll Breite; ein zweiter Appendix wird unter dem Kinn zusammengeknüpft und bedeckt die Schultern. Diese Kleidung ist den Einwohnern von San Miguel eigenthümlich. Auf den Straßen sieht man nicht viel Frauen, doch sollen sie auch wenig zu Hause bleiben. Sie sind sehr gesprächig, aufmerksam für die Fremden und ungemein gastfrei.

Chronik der Reisen.

Reise nach den arktischen Regionen.

(Fortsetzung.)

Am 20 Januar schien, nach einer Abwesenheit von 50 Tagen, die Sonne zum Erstenmal wieder. Um diese Zeit wurden die Reisenden inne, daß ihre Gäste nicht so streng ehrlich waren, als sie geglaubt hatten.

„Ein großes Glas, von der Art, deren sich blödsichtige Personen beim Lesen bedienen, war seit einigen Tagen verschwunden, und ich hatte deßhalb gegründeten Verdacht gegen den Beschwörer Otukin, weil, als ich ihm eben den Nutzen dieses Glases in der Kajüte erklärte, das Licht erlosch. Noch mehr Bestätigung erhielt mein Argwohn dadurch, daß eben dieser Mann mir später bei einem Besuche, den ich im Dorfe abstattete, durchaus den Eintritt in seine Hütte verweigerte. Ich sagte ihm daher, daß der geschwollene Backen, von dem er geheilt zu werden wünschte, durch das magische Glas entstanden sey, und daß dieses durchaus zurückgegeben werden müsse. Hierauf bekannte er sogleich und versprach es am folgenden Tage zu bringen, wogegen ich ihn versicherte, wenn er dieß nicht thäte, würde auch der andere Backen aufschwellen. Das Glas wurde sammt einem Hammer, der gleichfalls abhanden gekommen war, richtig zurückgestellt, und dabei eingestanden, daß die Lichtputze nebst einem der Gläser meiner Brille, das herausgefallen und von einem Kinde gefunden worden war, sich im Besitze eines der Weiber befinde. Die Furcht des Beschwörers war so groß, daß er sogar einen Haken und eine Harpune zurückbrachte, gegen die ich einen Bogen von ihm eingetauscht hatte, die ich ihm jedoch, zufrieden ihm einen uns sehr nützlichen Schrecken eingejagt zu haben, wieder gab.

„Wir kauften einige Gegenstände von den Eingebornen, gestatteten ihnen aber nicht, an Bord zu kommen. Dieser Handel war indeß nicht der einzige Zweck ihres Besuchs, denn wir erfuhren, daß eine allgemeine Rückgabe aller entwendeten Gegenstände beschlossen worden sey, worunter sich auch ein Tischmesser, ein Stück Eisen, ein anderes von einem eisernen Reif und eine Scheibe von einer Winde befanden. Diese allgemeine Reue hatten wir den Kanonenschüssen zu verdanken, welche abgefeuert wurden, um Versuche hinsichtlich des Schalles anzustellen. Einer der Eingebornen, der den Kommandeur Roß nach dem Observatorium begleitete, fragte, was denn die Kanonen „sagten," und erhielt von diesem die Antwort, daß sie die Diebe namhaft machten, welche uns unser Eigenthum vom Schiffe entwendet hätten, worauf sogleich eine allgemeine Versammlung im Dorfe gehalten und beschlossen wurde, Alles zurückzugeben."

Wir kommen jetzt zu den Berichten, welche der Kommandeur Roß über die verschiedenen Expeditionen mittheilt, die er unternahm, um Inseln, Kanäle und die nordwestliche Durchfahrt aufzusuchen, die er indeß nicht fand, sondern das westliche Meer zu Lande und nicht zu Wasser erreichte. Alle diese Unternehmungen waren mit vielen Gefahren verbunden, und der Bericht über die letzte und erfolgreichste, bei der er bis auf 200 Meilen vom Kap Turnagain vordrang, ist von hohem Interesse.

„Meine Leute, von denen ich mich auf kurze Zeit getrennt hatte, verkündeten ihre Ankunft am westlichen Meer durch ein dreimaliges Freudengeschrei. Es war für sie, und für mich als ihren Anführer vielleicht noch mehr, ein interessanter Augenblick, der allerdings den seemännischen Jubelruf verdiente, denn der Ocean, das Ziel unserer Anstrengungen und Hoffnungen, der freie Raum, der uns, wie wir einst glaubten, um den amerikanischen Kontinent führen und uns den Sieg über alle unsere Vorgänger verschaffen sollte, lag vor uns. Er hätte auch alle unsere Hoffnungen erfüllt, wenn die Natur hier nicht hindernd in den Weg träte, wenn jene Kette von Seen ein Kanal wäre, und wenn dieses Thal eine freie Kommunikation zwischen den östlichen und westlichen Meeren bildete. Indessen hatten wir doch wenigstens die Unmöglichkeit erwiesen; das ersehnte Meer lag vor uns, und uns blieb nun zum mindesten der Trost, alle Zweifel beseitigt, alle Ungewißheit gehoben zu haben.

Zum Schlusse möge hier noch eine gedrängte Uebersicht dieses wichtigen Unternehmens folgen:

„Kap Isabella erhebt sich steil und oft senkrecht bis zu einer Höhe von ungefähr 500 Fuß über den Meeresspiegel, und besteht aus grauem Granit, hie und da mit Vegetation bedeckt, die für dieses Klima im letzten Sommer ungewöhnlich reich gewesen zu seyn schien. Fährten von Hasen, Füchsen und Haselhühnern waren die einzigen hier sichtbaren Spuren thierischen Lebens.

„Den Berichten der Eskimos zufolge hatte ich erwartet eine schmale Einfahrt in den Kanal jenseits des Kaps zu finden, dem sie den Namen Ik-ke-rusch-yuk gaben, und das sie mir als aus einem niedern Vorgebirge gegen Westen und einigen Inseln gebildet beschrieben. Statt dessen behielt das Land, auf dem ich stand, seine westliche Richtung, während das gegenüberliegende Ufer abwich, woraus ich schloß, daß der erwähnte Kanal sich auf der dem Platz, auf dem ich mich befand, gegenüberliegenden Seite befinden müsse, die auf ihrem nördlichen Theil von mehrern nach Südwest laufenden Inseln eingefaßt war. Unter diesen Umständen hielt ich es für das Beste, die Küste bis zu der Einfahrt in den Kanal zu verfolgen, der wahrscheinlich von dem Eis des Oceans begränzt war. Die genauesten Untersuchungen des Kaps wurden nun vorgenommen, allein indem ich zu meinen Leuten zurückkehrte, hatte ich das Unglück, meinen einzigen Kompaß durch einen Fall zu zerbrechen, ein Unfall, der jede weitere Beobachtung über die Abweichung der Magnetnadel unmöglich machte, und eine sehr zu beklagende Lücke in meinem Tagebuche herbeiführte.

„Unsere Anstrengungen hatten unsere Kräfte erschöpft; es wurde daher festgesetzt, daß wir künftig um 4 Uhr Nachmittags aufstehen, und nach eingenommener Mahlzeit zwischen 6 und 7 Uhr unsere tägliche oder vielmehr nächtliche Reise, deren Länge wir auf 10 Stunden festsetzten, antreten wollten. Das Aufschlagen des Lagers, das Nachtessen, Ausbessern der Kleider und anderer Beschäftigungen nahmen 3 bis 4 Stunden weg, so daß uns 7 bis 8 für den Schlaf übrig blieben.

„Die Richtung der Küste ist ungefähr zehn Meilen weit westnordwestlich, worauf sie mehr nördlich wird; es war nun vor Allem nöthig alle Buchten und Kanäle zu untersuchen, weil ich von den Eingebornen erfahren hatte, daß die Einfahrt des Kanals, den wir suchten, schmal sey. Allenthalben war das Wasser sehr seicht, so daß ich Alles genau untersuchen konnte, während meine schwer beladenen Leute zwischen den verschiedenen Vorsprüngen an der Küste hingingen.

„Nach einer sehr ermüdenden Tagereise von 20 Meilen machten wir bald nach 4 Uhr des Morgens Halt. Heute, so wie am vergangenen Tage, waren wir an mehrern mit Steinen bedeckten Kanots und einigen verborgenen, den Eskimos gehörigen Vorrathskammern vorüber gekommen, die wir unberührt ließen. Das Seetang, die Krabben und Schellfische, die wir zuweilen sahen, bestätigten unsere Vermuthung, daß wir uns wirklich an den Ufern des Oceans und nicht an einem Süßwassersee befänden, wie dieß Einige von uns anfänglich deßhalb glaubten, weil nirgends eine Fluthmarke zu sehen war.

„Wir setzten unsere Reise fort, und nachdem wir 5 bis 6 Meilen gegen Nordnordost zurückgelegt hatten, kamen wir an das Ende des Kanals, wo wir die Mündung eines Flusses sahen, dessen Ufer sich, gerade an seinem Ausflusse, bis auf einige hundert Fuß verengten, so daß sich eine Stromschnelle bildete, während er weiter oberhalb wenigstens eine Viertelmeile breit war. Die Menge von Kanots, die wir am westlichen Ufer eingegraben fanden, bewies, daß hier eine Fischerstation der Eskimos war, was überdieß auch aus den vielen Gränzzeichen und dem verborgenen Mundvorrathe ersichtlich war.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 157. 6 Junius 1835.

Indo-baktrische Monumente.

Die Denkmäler, welche die Reisenden der letzten Jahre in einem großen Theil des östlichen Afghanistan entdeckt haben, und welche für Grabmäler baktrischer und indo-scythischer Könige gelten, sind noch bei weitem nicht hinlänglich untersucht, beschrieben und bekannt, um uns zu berechtigen eine positive Meinung über ihr Alter, ihren Ursprung und ihre Bestimmung auszusprechen. Die Alterthümer, welche der deutsche Reisende Honigberger, und der französische, Masson, bei der Eröffnung einer großen Zahl dieser sonderbaren Bauwerke gefunden haben, werden vielleicht den Schlüssel zum Räthsel geben. Indessen ist es von Interesse, die Details, welche die Reisenden über die Monumente geben, weiter bekannt zu machen, und wir geben daher einige Auszüge aus einer Notiz, welche Dr. Gerard, der Reisegefährte von Burnes, in dem Journal der asiatischen Gesellschaft von Calcutta vom Julius 1834 gegeben hat. Der Verfasser zeigt sich darin von weit weniger vortheilhafter Seite als Burnes, seine Beschreibungen sind oft verworren, sein Styl affektirt, und seine Etymologien verdienen keine Beachtung; wir beschränken uns daher auf positive Data, die er aus eigener Anschauung, oder aus der Erzählung von Reisenden, die ihre Entdeckungen noch nicht selbst bekannt gemacht haben, kannte.

„Die Topen oder Grabmäler, welche man in der Umgegend von Kabul findet, stehen mit wenigen Ausnahmen auf dem Abhang der Gebirgszüge, welche sich aus der Hochebene erheben. Das vor ihnen liegende flache Land trägt sichtbare Spuren, daß es ehemals einen See gebildet hatte, der nach und nach durch Flüsse abgeleitet wurde, und noch jetzt ausgedehnte Sümpfe zurückgelassen hat. Die ersten Bewohner schienen den Abhang am Fuße der Gebirge zu ihren Wohnplätzen gewählt zu haben, und das Kabul, von dem noch Haufen von Ruinen sichtbar sind, liegt ebenfalls in dieser Linie. Die Topen stehen gewöhnlich dicht unter einer Felsenwand, oder in abgelegenen Schluchten, aber immer neben einem laufenden Wasser.

„Die Monumente, welche Honigberger untersucht, und von denen er etwa 30 geöffnet hat, stehen größtentheils in Dschellalabad und in der Umgegend; es ist wahrscheinlich, daß hier eine der baktrischen Dynastien ihre Hauptstadt hatte, und die Lage des Platzes auf der Gränze tropischer und gemäßigter Länder war dem Sitz eines Reiches sehr angemessen. Die Monumente stehen hier in großer Zahl an beiden Ufern des Stroms, der den nördlichen Theil der Ebene bewässert, und da, wo er dicht an der Basis der Sefid Kuh (des weißen Berges) hinfließt, erheben sich diese von Alter geschwärzten Grabmäler von Balabagh an bis zum Einfluß in den Kabulfluß bei Dronte, eine Strecke von 10 englischen Meilen einnehmend. Beim Vorbeireiten sahen wir mehrere, welche keine Spuren von Zerfall trugen, während andere, und zwar die Mehrzahl, zu bloßen Steinhaufen zusammengesunken waren; einige, aber nur wenige von diesen stehen in der Ebene, in der Mitte von Saatfeldern. Die größere Zahl derselben steht in langen Reihen auf dem aus Konglomeraten gebildeten Vorsprung des weißen Gebirges, das die Gränze des anbaufähigen Landes bildet; einige derselben stehen auf natürlichen Hügeln, andere auf künstlich erbauten Terrassen. Zwischen ihnen haben sich die Gebirgswasser tiefe Schluchten gerissen, deren Seiten von Höhlen durchbrochen sind, welche die Bewohner für die Wohnungen der Kafirs (der Ungläubigen) halten. Sie sind noch von nomadischen Stämmen bewohnt, welche nach den Jahreszeiten mit ihren Heerden wandern, und im Winter diese troglodytischen Wohnplätze beziehen. Die Topen beherrschen die Aussicht umher, und sehen auf der Einen Seite gegen die reiche Vegetation der engen Schluchten, und gegen Süden auf das 10 bis 12 englische Meilen breite Hochthal, das bis an den Fuß des weißen Gebirges mit Kieselsteinen und Geröll bedeckt und vollkommen wüste ist. Aber in den Biegungen der Gebirgsthäler, und an seinem Abhang hin, sieht man eine Menge von Dörfern, umgeben von reichen Gefilden hinauf, bis wo der Schnee den Anbau hindert. Wahrscheinlich hielt Alexander der Große in dieser Gegend seine bacchischen Feste, und besonders Ein Platz an dem Abhang des Schneegebirgs, wo sich auf der Gränzscheide der erstickenden Hitze der Ebene und des Schnees der Höhen eine unbeschreiblich thätige Vegetation zeigt, scheint der Beschreibung des Lokals jener Feste völlig zu entsprechen. Der Fürst von Dschellalabad hat hier seinen Sommersitz, allein da diese Gegend seine Autorität nur unvollkommen anerkennt, so wird sie selten besucht, und ich zweifle keineswegs, daß wenn sie besser bebaut wäre, sich eine Menge von Alterthümern an der prachtvollen schneebedeckten Gebirgsreihe hin entdecken ließen. In einer der Schluchten, tief in den Bergen, steht eine griechische Säule, ge-

nannt Surkh Minar, der rothe Thurm; ihre Lage ist ein isolirter und steiler Hügel umgeben von senkrechten Felsen. Ein anderes griechisches Monument sieht man auf dem Gipfel der Gebirgsreihe in einer großen Höhe, keines von beiden enthält Inschriften oder Sculpturen, aber ihr griechischer Ursprung scheint unzweifelhaft.

„Der Zerfall fast aller auf der Südseite des Thales von Dschellalabad stehenden Monumente erklärt sich leicht aus der Natur der Materialien, aus denen sie gebaut sind; diese bestehen nämlich fast allein aus großen Kieselsteinen oder Felsenblöcken, welche vom Rollen im Wasser gerändert worden, und bei dem Bau nur durch einen Mörtel von Lehm verbunden worden sind.*) Sie sind daher meistens zusammengefallen, und haben die Form gigantischer Ameisenhaufen angenommen. Alle, welche man bis jetzt an ihrer Basis geöffnet hat, enthalten eine kleine viereckige Kammer von behauenen Steinen, in welcher eingeschlossen ist, was das Grabmal enthalten sollte. Darin unterscheiden sie sich sehr wesentlich von den Topen von Manikyala und Osman Khatir, in denen die mittlere Kammer in Form eines Schachtes vom Gipfel bis auf die Basis hindurchgeht. Diese Form findet sich in keinem derjenigen, die ich oder Herr Honigberger geöffnet haben. Wenige unter ihnen sind vollkommen gleich, sondern die meisten unterscheiden sich in Größe, Verzierungen und Bauart, obschon die Form einen gemeinschaftlichen Typus hat, wie sich erwarten läßt, wenn man annimmt, daß sie die Mausoleen Eines Königsgeschlechtes sind.

„Die dreißig oder mehr Monumente, welche Hr. Honigberger geöffnet hat, haben ihm eine höchst merkwürdige Sammlung von Alterthümern geliefert, obgleich in manchen derselben gar nichts gefunden wurde, was zum Theil der Untreue der Arbeiter zuzuschreiben seyn mag, obgleich einige, bei deren Oeffnung man die genaueste Aufsicht veranstaltete, auch durchaus nichts lieferten. Der größere Theil derselben ist nicht von bedeutender Größe, 30 bis 50 Fuß hoch, und 80 bis 110 Fuß im Umfang. Nur in Einem derselben wurde eine Münze gefunden (ein goldener Soter megas), der in einem silbernen Gefäß eingeschlossen war, und ein ähnliches noch uneröffnetes Gefäß verspricht vielleicht einem ähnlichen Fund. Dieses besteht aus einem harten Metall, und scheint eine Flüssigkeit zu enthalten. Herr Honigberger ließ es aber geschlossen, um es erst bei seiner Rückkehr zu öffnen. Die übrigen Alterthümer finden sich in hohlen Cylindern, die aus einem weichen gestreiften Steine gedreht waren, von derselben Art, wie der, welcher in der Bomben- und Kugelfabrik von Abbas Mirza in Mesched gebraucht wurde. Der Cylinder ist durch einen Deckel mit einem Knopf geschlossen. Sie enthalten Gebeine und Aschen, Perlen, Rubine und Stücke von Ambra, und eines derselben enthielt ein beschriebenes Stück Papier, das wahrscheinlich Aufschluß über die Gründer des Gebäudes geben wird. Daneben fanden sich kleine Lampen aus gebrannter Erde, und länglichte Gefäße von derselben Materie, welche ebenfalls Gebeine und Juwelen, kleine Vögel aus Gold u. s. w. enthielten.

„In der Schlucht des Kheiberpasses, der von Peschawer aus in das Hochland führt, steht ein prachtvolles Monument, an Größe dem von Manikyala gleich oder überlegen. Honigberger schickte einen seiner Bedienter als Fakir verkleidet dahin, um diese und ähnliche Reste des Alterthums zu untersuchen. Der Mann suchte die Bewohner zu bewegen, nachzugraben, und machte ihnen Hoffnung daß sie darin Schätze finden würden. Glücklicherweise verlangten sie voraus bezahlt zu werden, und so unterblieb die Verwüstung der Grabmäler.

*) Die Monumente von Manikyala und im Kheiberpaß dagegen sind von gehauenen Steinen gebaut, und in ihrer äußern und innern Konstruktion den andern weit überlegen. Wäre es daher nicht wahrscheinlich, daß sie von den griechischen Königen von Baktra errichtet wurden, und die von Dschellalabad von den indo-scythischen Dynastien, welche der griechischen folgten und ihre Bauwerke nachahmten, so gut die eingerissene Barbarei ihnen erlaubte. Woher indeß die Griechen diese von ihrer vaterländischen Bauart so sehr verschiedene Form entlehnten, ist noch keineswegs klar, es ist aber denkbar, daß sie die hohen Grabhügel der nordöstlichen asiatischen Völker zum Muster nahmen, und ihnen nur durch künstlichern Bau eine bestimmtere und eines civilisirten Volkes würdigere Form gaben. D. Uebers.

Lord Napier in Canton.

(Fortsetzung.)

Da nun Lord Napier keine Mittheilung von den Hongkaufleuten annehmen wollte, und eine Konferenz mit denselben den englischen Kaufleuten untersagte, so blieb den erstern nichts übrig, als sich schriftlich an die englischen Kaufleute zu wenden. Dieß thaten sie in einem Schreiben, worin sie höflich, aber unumwunden und einfach vorstellten, daß die Befehle des Gouverneurs mit den Reichsgesetzen völlig in Uebereinstimmung seyen, daß Lord Napier diesen Gesetzen sich fügen müsse, gerade wie ein Fremder, der nach England komme, den englischen, und endlich, daß sie, bei der ungesetzlichen Weigerung die Befehle des Gouverneurs anzunehmen, als amtlich aufgestellte Kaufleute mit den britischen Kaufleuten keinen Handelsverkehr mehr unterhalten dürften. Nach Empfang dieses Schreibens berief Lord Napier am 16ten August abermals eine Versammlung der Kaufleute, wobei sich indeß alsbald zeigte, daß die englischen Kaufleute unter sich selbst uneins seyen, denn Lord Napier erwähnte ihre Uneinigkeit als einer schon seit längerer Zeit bekannten Sache, und ermahnte sie zur Einigkeit. Es ist nicht schwer zu errathen, welcher Art diese Uneinigkeit seyn mag. Alle diejenigen Kaufleute, welche als Theilhaber oder Schützlinge der ostindischen Kompagnie vorher den Handel auf dem gewöhnlichen Wege getrieben hatten, konnten unmöglich mit denen, welche hauptsächlich Schmuggelhandel betrieben, in sonderlich gutem Vernehmen stehen, Die erstern sehen sich durch die letztern mehr oder minder beeinträchtigt, und diese konnten gegen den lang hergebrachten und wohlverdienten *) Ruf der erstern in Canton

*) Die Faktoren der Kompagnie waren in hohem Grade wachsam, daß ihre Waaren hinsichtlich Qualität und Quantität mit dem schriftlichen Verzeichniß des Inhalts der Ballen vollkommen übereinstimmen, so daß die chinesischen Kaufleute, wenn sie nur das Zeichen der Kompagnie auf einem Ballen sahen, unbedingt kauften, und die Waaren, ohne weiter nachzusehen, ins Innere sandten.

nicht recht aufkommen, sie waren es auch hauptsächlich, welche darauf drangen, daß man Alles aufbieten solle, den Chinesen größere Handelsfreiheiten und die Eröffnung einer größern Anzahl Häfen abzunöthigen. So erklärt sich, wie einer dieser Kaufleute nach England schreiben konnte: „Warum stellt man nicht an eine so jämmerliche Regierung, welche sich den Wünschen ihres Volks wie dem Handel der Fremden widersetzt, eine gebührende Forderung, und unterstützt diese mit der nöthigen Macht? Einer so unterstützten Forderung würde augenblickliche Gewährung folgen, sollte sie aber abgeschlagen werden, dann zerstört ihre Batterien und Kriegsdschonken längs der Küsten, laßt die Kauffahrer ungestört, unterbrecht nicht den Handel, und thut den Städten keinen Schaden. Besetzt irgend einen festen Punkt an der Küste, bis sie nachgeben, und die Frage ist für immer abgemacht. Das englische Volk muß und will die Häfen geöffnet haben. Gewiß wäre es ein unblutiger Sieg; man hat nur nöthig standhaft zu beharren, um diesen Tartargurgeln, welche das Vermögen des Volks verschlingen, von dem sie gehaßt und verabscheut werden, Civilisation mit Gewalt einzutränken (cramm civilization down those Tartar throats)."

Eine solche Sprache und solche Gesinnungen konnten den argwöhnischen Chinesen wohl nicht unbekannt seyn, und sie vermutheten sicher nicht mit Unrecht, daß Lord Napier derlei Rathgeber um sich habe, denn in der oben erwähnten Versammlung der Kaufleute*) am 16ten erklärte er, „die Schiffe Sr. Majestät, Imogene und Andromache, würden nach Whampoa kommen,**) und wenn diese Demonstration noch nicht zureiche, unter den Mauern der Stadt Anker werfen." Die Kaufleute erklärten auf seinen Vorschlag den Hongkaufleuten, daß sie das Schreiben derselben nicht annehmen könnten, indem es amtliche Gegenstände enthalte.

Als dem Gouverneur durch die Hongkaufleute die Anzeige davon gemacht wurde, erließ er alsbald, schon am 18ten August, ein Schreiben an die Hongkaufleute, das, in europäischen Styl übersetzt, ungefähr folgendermaßen lautet: „Während der langen Zeit, wo zwischen China und den Engländern in Canton Handelsverkehr bestand, wurden eine Menge heilsamer Regulative festgestellt und beobachtet. Ob Lord Napier ein Beamter oder ein Kaufmann ist, davon bin ich nicht offiziell in Kenntniß gesetzt worden, da er indeß gekommen ist, um die Handelsangelegenheiten seiner Nation zu beaufsichtigen, so ist es billig und recht, daß er die eingeführten Gesetze und Regulative beobachte. Wer ein fremdes Land besucht, namentlich in Handelsangelegenheiten, dem schreibt schon der gesunde Sinn vor, daß er die Sitten und Gebräuche kennen zu lernen suchen müsse, um nicht dagegen anzustoßen. Lord Napier (Lut Laopi, wie die Chinesen sagen), der angeblich von dem König von England abgesendet wurde, ist doch gewiß ein Mann von Verstand und Einsicht; indeß ist seine übereilte Reise nach Canton ohne irgend eine vorangegangene offizielle Ankündigung seiner amtlichen Stellung und der Verhältnisse, welche seine Reise nach China veranlaßten, eine Verletzung des Anstands. Da indeß Lord Napier in China fremd ist, und vielleicht dessen Gesetze und Gebräuche nicht kennt, so schickte ich die Hongkaufleute, die allein zu solchen Mittheilungen berechtigt sind, zu ihm, um ihm diese Gesetze zu erklären, und nach dem Zwecke seines Besuchs zu fragen. Wäre es durch die Auflösung der Kompagnie nöthig geworden, neue Regulative für den englischen Handel zu entwerfen, so sollten sie den Lord Napier um Mittheilung bitten, damit sie in aller Eile nach Peking gesandt und dem Kaiser vorgelegt würden; inzwischen sollte derselbe nach dem eingeführten Herkommen in Macao bleiben.

„Dieß Verfahren steht nicht nur mit den Sitten und Gebräuchen China's, sondern auch mit denen Europa's in Einklang; kommt z. B. ein Beamter eines fremden Landes mit einer Mission nach England, wäre es nicht eine Verletzung der guten Sitte und der der Nation gebührenden Achtung, wenn er seine Ankunft dem König des Landes nicht ankündigte, sondern statt dessen ganz nach seinem Gutdünken verführe? Da Lord Napier sich für eine offizielle Person ausgibt, so sollte er um so mehr die Gesetze des Anstands kennen, deren Verletzung deßhalb um so weniger entschuldbar ist. Es that mir leid, sein Schreiben an mich, als er nach Canton kam, zurückweisen zu müssen, da aber die Gesetze des Reichs mir verbieten Mittheilungen dieser Art anzunehmen, so konnte ich unmöglich anders handeln. Die Hongkaufleute sind die einzigen autorisirten Mittelspersonen, durch welche Briefe über Handelsangelegenheiten befördert werden können, ich machte in meinen Briefen an die Hongkaufleute wiederholt darauf aufmerksam, und kein fremder Kaufmann in Canton ist mit diesem Herkommen unbekannt; man kann also nicht sagen, daß ich Lord Napier oder seine Nation achtungswidrig behandelt hätte. Unterwirft er sich dem Gesetze, so kann er bleiben, wo nicht, so muß er gehen; es gibt kein Drittes.

„In dieser Lage der Dinge benachrichtigten mich die Hongkaufleute, daß Lord Napier sie hochmüthig behandelt habe, keinen Verkehr mit ihnen unterhalten, sich den eingeführten Gebräuchen nicht unterwerfen wolle, und darauf beharre, mit den öffentlichen Beamten direkt und offiziell zu korrespondiren, was diesen, wie er sich leicht überzeugen kann, verboten ist. Bisher ist zwischen den Engländern und den chinesischen Beamten keine solche offizielle Korrespondenz geführt worden. Die englischen Kaufleute zu Canton haben keinen politischen Verkehr mit dem Reiche; der Handel ist der Zweck ihres Hieherkommens, und die hohen Staatsbeamten China's bekümmern sich nicht darum, weil man ihn nach unsern Gesetzen als zu unbedeutend für ihre unmittelbare Beaufsichtung betrachtet. Seit in Canton Handel getrieben wird, stehen die Handelsangelegenheiten und die fremden Handelsleute unter der unmittelbaren Aufsicht der für ihr Benehmen verantwortlichen Hongkaufleute. Eine direkte Verbindung mit

*) Er suchte in derselben auch eine Vereinigung der uneinigen Kaufleute zu bewerkstelligen durch Errichtung einer Handelskammer, wozu auch einige Parsis, die sich in Handelsangelegenheiten in Canton aufhielten, gezogen, und worin die Angelegenheiten und Interessen des britischen Handels gemeinsam berathen werden sollten. Vermuthlich war dabei auch der Zweck, den chinesischen Behörden eine Körperschaft, wie die ehmalige Faktorei der ostindischen Kompagnie, entgegenzustellen, wo dann im Fall von Zwistigkeiten der englische Agent als Vermittler dazwischen getreten wäre. Für solche diplomatische Feinheiten sind aber die Chinesen zu schlau.

**) Sie trafen auch in der That beide noch an demselben Tage ein.

den Beamten der Regierung wurde von keiner fremden Nation unterhalten, und wenn man sie Einer gestatten wollte, müßte man sie allen verwilligen, was eben so nachtheilig als unnöthig und mit unsern Begriffen von Würde und Anstand unvereinbar ist.

„Da die Hongkaufleute den Lord Napier nicht bewegen konnten, sich den bisherigen Regulativen zu fügen, machten sie den ganz angemessenen Vorschlag, den Handel mit den britischen Kaufleuten einzustellen. Bei der Hartnäckigkeit, womit Lord Napier die Gesetze des Reichs und den gebührenden Anstand verletzte, wäre ein solcher Schritt völlig gerechtfertigt; da jedoch der König von England die chinesische Regierung nie muthwillig beleidigt hat, so ist es nicht wahrscheinlich, daß er das Benehmen Lord Napiers billigen würde, und es wäre grausam, eine ganze Nation für den Fehler Eines Mannes büßen zu lassen. Die chinesische Regierung betrachtet die von den englischen Kaufleuten hiehergebrachten Waaren und die dafür bezahlten Zölle als eine Sache von untergeordneter Bedeutung; wir wissen aber wohl, daß unser Thee und unsere Seide von vergleichungsweise weit größerer Wichtigkeit für England sind. Diese Betrachtungen und der bekannte Wunsch des Kaisers, Fremde, eben so wie die Unterthanen von China, mit Güte behandelt zu sehen, veranlassen mich, die für die englischen Kaufleute so nachtheilige Maßregel der Einstellung des Handels noch zu verschieben, und die Hongkaufleute zu beauftragen, diese Bemerkungen dem Lord Napier zur ruhigen Ueberlegung mitzutheilen. Er soll ein Mann von Einsicht und mildem Benehmen seyn. Wenn er über die Sache nachdenkt, und nicht schlimmen Rathgebern Gehör gibt, so wird er die Nothwendigkeit einsehen, sich den bestehenden Gesetzen des Reichs zu fügen oder dasselbe zu verlassen. Im erstern Fall soll der Handel wie gewöhnlich fortgehen; weigert er sich aber, so ist dieß so viel als eine Erklärung, daß er nicht wünscht, daß die englische Nation Theil nehme an dem Handel, welchen die chinesische Regierung ihren Unterthanen im Hafen von Canton mit den Fremden gestattet, und der Handel wird demgemäß für die Zukunft eingestellt werden."

Dieß ist eine beinahe vollständige und zum Theil wörtliche Uebertragung des Schreibens, welches der Gouverneur an die Hongkaufleute erließ, und das in seiner chinesischen Form allerdings für europäische Ohren etwas Lächerliches hat. Allein das Raisonnement ist so verständig und methodisch, so frei von den ausschweifenden und grundlosen Anmaßungen, die man gewöhnlich der chinesischen Regierung schuld gibt, daß man beinahe auf den Verdacht kömmt, Se. Exc. der Gouverneur Ta-jin-loo habe sich bei Abfassung dieses Schreibens europäischer oder amerikanischer Hülfe bedient.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise nach den arktischen Regionen.

(Fortsetzung.)

„Da die Witterung sehr schön blieb, so erstieg ich einen Hügel von ungefähr tausend Fuß Höhe, wo ich eine weite Aussicht über eine Kette von Seen hatte, die sich in nordöstlicher Richtung durch einen Kalkboden hinzog; die Granitberge hatten eine nordnordwestliche Richtung.

„Ein frischer Wind machte unser Lager kälter als uns lieb war, obschon das Thermometer noch immer über Null stand. Der Regen und Nebel, von dem er begleitet war, hinderte uns vor 8 Uhr Abends aufzubrechen, wo wir unsere Reise längs der Küste fortsetzten, die sich von Nord zu West hinzog, und bald überzeugte uns der erfreuliche Anblick des mit Eismassen bedeckten Meeres, daß wir endlich die von den Eskimos mit dem Namen Ik-ke-rusch-yuk bezeichnete Straße erreicht hatten. Indem wir immer an der Küste hingingen, fanden wir, daß sie sich plötzlich nach Nordwesten wendete, während das stark ausgewaschene Meereis zu unserer Linken keinen Zweifel an der Richtung übrig ließ, die wir jetzt verfolgten.

„Ich beschloß deßhalb, wo möglich die gegenüberliegende Küste zu erreichen, und da wir eine gute glatte Eisstrecke fanden, so verließen wir noch vor Mitternacht die, auf der wir uns befanden. Indem wir so vorwärts gingen, stießen wir auf einen ungefähr 50 Fuß hohen Eisblock, der uns den Weg versperrte, so daß wir genöthigt waren, mit Aexten einen Pfad für unsere Schlitten auszuhauen. Diese Arbeit nahm mehr als eine Stunde weg, und da wir, als wir glücklich jenseits angekommen waren, gegen Südwesten einige Inseln gewahrten, die der Eisblock uns verborgen hatte, so gingen wir darauf zu. Nachdem wir einige der kleinern hinter uns hatten, die mit dem flachen Eis fast von gleicher Höhe waren, wurden wir durch einen plötzlich einfallenden Nebel genöthigt, nach einem Wege von ungefähr 16 Meilen, gegen 5 Uhr Morgens auf der Ostseite einer großen Insel Halt zu machen. Es war der 25 Mai, der Jahrestag unserer Abreise von England, den wir hier bei gefrornem Roastbeef und einem Glase Grog, unter den jetzigen Umständen eine Seltenheit, feierlich begingen.

„Zur gewöhnlichen Zeit setzten wir unsere Reise fort, fanden aber den Weg auf dem rauhen Eis sehr beschwerlich, und unsere Mühseligkeiten wurden noch durch einen dicken Reif vermehrt, der sich in solcher Masse auf unsere Kleider legte, daß wir uns unter ihrer Last kaum bewegen konnten. Die Mannschaft war so erschöpft, daß sie nur mit Mühe das Lager aufschlagen konnte, als wir um 6 Uhr Morgens Halt machten. Auf diesen beschwerlichen Tag folgte eine ruhelose Nacht; die gefrorne Kleidung wieder in einen brauchbaren Zustand zu setzen, war ebenfalls eine mühevolle Arbeit, doch wurde der Abend schön, und mit neuem Muthe machten wir uns wieder auf den Weg.

„Am nächsten Tage machten wir eine Reise von 20 Meilen, und als wir um 8 Uhr wieder aufbrachen, fanden wir, daß sich das Land in westnordwestlicher Richtung fortzog. Nachdem wir über einen breiten Kanal gegangen waren, änderte sich die Richtung nach Norden. Als ich hier die Einbiegungen der Küste, die wir theils gesehen, theils passirt hatten, betrachtete, begann ich zweifelhaft darüber zu werden, wo wir uns eigentlich befänden. Die Frage erhob sich, ob wir wirklich einen Kontinent bereisten, oder ob dieses unregelmäßige Land nicht vielleicht eine Inselkette sey. Die mit diesem Klima nicht Bekannten müssen sich, wenn ihnen eine solche Ungewißheit seltsam vorkommen sollte, daran erinnern, daß da, wo Alles Eis, Alles eine weiße glänzende Masse und das Meer selbst in Eisfelsen aufgethürmt ist, das Land dagegen flach erscheint, und überhaupt Land und Wasser nicht zu unterscheiden sind, es keine so leichte Aufgabe ist, eine Frage zu entscheiden, die sich in Worten so einfach darstellt.

„Wären wir fest überzeugt gewesen, uns auf dem Festlande zu befinden, so hätten wir einen Theil unserer Provisionen irgendwo verborgen, und wären dann im Stande gewesen, die Reise schneller und mit weniger Beschwerde fortsetzen zu können. Befanden wir uns dagegen auf einer Inselkette, so waren unsere Vorräthe, wenn wir sie hier niederlegten und dann die Rückreise auf dem Festlande machten, verloren. Es wurde daher beschlossen, die beschwerliche Last noch ferner fortzuschleppen. So sehr auch ihr Gewicht wegen der Lebensmittel, welche wir täglich verzehrten, abnahm, so wurde die Bürde doch schwerer als je, weil die Kräfte abnahmen. Die Hunde wurden durch die angestrengte Arbeit fast ganz unbrauchbar, und wir durften es nicht wagen ihnen einige Tage Erholung zu gönnen, weil das Ende der schönen Witterung nicht mehr fern war. Unter diesem Klima ist das Reisen im hohen Sommer eben so unmöglich als im tiefen Winter, nicht als ob die, wiewohl beschwerliche Hitze unerträglicher wäre als die Kälte, sondern weil die gefrorne Oberfläche so locker und naß wird, daß man unmöglich fortkommen kann. Zuletzt hatten wir nur noch zwei dienstfähige Hunde, von denen endlich auch einer starb, als wir eben den Lagerplatz erreicht hatten.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 158. 7 Junius 1835.

Die Ströme der Erde.

Nordamerika.

Fassen wir die Gestaltung des Landes im Allgemeinen auf, so müssen wir hier uns wiederum an die Cordillerenkette als den Hauptstamm der Landveste halten; die zweite nicht minder wichtige Linie bildet die Hochfläche, welche sich in geringer Breite zwischen 48° und 49° N. B. von der Cordillerenkette ostwärts zieht. Alle andern Züge im Bilde sind untergeordneter Art. Der erste unter diesen ist die Kette der Alleghanny und Apalachen, welche das Uferland des atlantischen Meeres von dem Mississippithale scheidet; der zweite wird durch die Wasserscheide zwischen Lorenzostrom und Baffinsbai, der dritte durch die Wasserscheide zwischen Baffinsbai und Eismeer gebildet. Diese letzte ist die am wenigsten bekannte, wie man überhaupt das Land nördlich und nordöstlich vom großen Sklaven-See genauere Aufschlüsse erst von Kapitän Back erwarten muß.

Weit bedeutender und eigenthümlicher als in Südamerika sind in Nordamerika die von der Westseite der Anden ins Meer fallenden Ströme. In Centralamerika sind diese Flüsse nicht nennenswerth, wohl aber in Mexiko. Einer der größten ist der Rio Tololotlan, auch San Jago genannt, dessen Quellen im Gebirge nur zum Theil bekannt sind; beinahe eben so bedeutend ist der Hiaqui, der schon von einem Arme des sich vom Meere entfernenden Gebirgs herabkommt. Tief im innern Lande entspringt der Gila *) in einer engen Schlucht, neben welcher sich eine der in diesem Gebirge zahlreichen Quellen siedenden Wassers befindet. Folgt man dem Laufe dieses Flusses, so stößt man auf einen von Ost nach West streichenden Gebirgsarm; hier stürzt sich der Fluß in eine Höhle, und erscheint wieder auf der andern Seite. Etwas tiefer unten mündet sich der Rio San Francisco ein, ein eben so bedeutender Fluß als der Gila selbst. Die Quelle desselben ist in hohen schroffen Gebirgen, wo auch der Rio Colorado und der westliche Arm des Gila entspringen. **) Aber auch unterhalb der Einmündung des San Francisco ist der Rio Gila noch nicht aus den Bergen getreten, noch einmal stellt sich ihm ein Gebirgsarm entgegen, und sein Wasser bahnt sich den Weg durch eine tiefe unzugängliche Schlucht, worauf er den von Südwest kommenden Biberfluß oder Ciotaro aufnimmt; man kann demnach sagen, daß der Gila drei verschiedene Bassins durchläuft. Diese Richtung des Laufes ist bemerkenswerth, weil sie das Verhältniß der Gebirgsbildung auf der Ost- und Westseite der Hauptkette zeigt. Der Rio Bravo del Norte läuft lange völlig südlich in einem etwas über eine geogr. Meile breiten Thal, nur Eine Beugung des Gebirgs lenkt ihn ab gegen Osten, worauf er bald seinen südlichen Lauf wieder beginnt, aber der Gila fließt, nachdem er auf seinem anfänglich südlichen Laufe die von Osten nach Westen streichenden Gebirgsausläufer durchbrochen, dennoch gegen Westen. Tiefer abwärts fällt, vor der Einmündung des Gila in den Colorado, nur noch der schwarze Fluß in den erstern.

Der Colorado, der eine Breite von 2 bis 300 Yards (6—900') hat, fließt in einem 2000 Schritt breiten, und von hohen Steilfelsen eingeschlossenen Thale; *) auch er betritt nach einem Laufe von etwa 60 g. Meilen im Gebirge die Ebene durch eine tiefe, ungangbare Schlucht. Ueber die einzelnen obern Arme ist man noch sehr im Ungewissen, wie nahe aber hier die Quellen der nach sehr verschiedenen Seiten fließenden Flüsse von einander sind, geht daraus hervor, daß die oben angeführten amerikanischen Handelsleute in wenigen Wochen die Quellen von sechs Flüssen besuchten, und auch ausdrücklich bemerkten, daß die Quellen derselben, nämlich des Colorado, Norte, Platte-Fluß, Arkansas, Pierre-janne und Clarke **) sehr nahe bei einander sind.

Nordwärts vom Colorado ist das Land sehr unbekannt; nach Dr. Coulter und dem amerikanischen Handelsmann Pattie finden sich in Neukalifornien gegen die Berge hin Sandwüsten, die vermuthlich Schuld waren, daß das Land weniger bekannt wurde als weiter nach Norden hin; einige große Seen sollen sich dort finden, über den Lauf der an den Küsten bekannten Flüsse, del Sacramento, San Felipe aber weiß man nichts.

*) Berühmt in den Sagen der Azteken, als der Fluß, von dem ihre Züge ausgingen.

**) Diese, so wie ein Theil der folgenden Notizen sind den Nachrichten amerikanischer Handelsleute und Biberfänger entnommen, welche vom J. 1824 bis 1833 diese Landstriche bis ins Oregangebiet hinauf durchstreiften.

*) Weiter oben ist es aber 1 bis 2 geogr. M. breit. Merkwürdig ist, daß die Fluth sich mehr als 20 g. M. oberhalb der Einmündung des Rio Gila noch bemerkbar macht.

**) Wenn dieß keine Verwechslung mit dem Lewis ist, so sind unsere Karten in kläglichem Irrthume.

Bemerkenswerth ist das Gebiet des Columbia-Stroms: es ist ein reich bewässertes Becken, *) das nur dieser Strom gegen Westen geöffnet hat; der Saptin oder Lewis, in zwei Armen, ist der südliche, der Clarke und Oregon, der nördliche Arm desselben; zwei bedeutende Zuflüsse kommen aus Seen, der Multnomah aus dem Timpanogos, der Otchenankam aus dem See gleichen Namens. Nennen wir endlich noch den Caledonia River und den Tacoutche Tesse, welche parallel mit dem Otchenankam laufen, aber in den Georgia-Sund sich ausmünden: so sind wir mit der Kenntniß von den Flüssen der Westküste Nordamerika's zu Ende.

Den ganzen Strich nordwärts von dem Plateau, auf welchem der Mississippi entspringt, müssen wir übergehen, Wasser- und Stromscheiden sind hier allzu wenig bekannt, und die Aufführung einzelner Ströme nutzt wenig. Der Mackenzie, der ins Eismeer fällt, ist bei weitem der bedeutendste, und er gibt sich auch am meisten als selbstständige Strombildung kund; **) allein bei mehrern in die Hudsonsbai fallenden Strömen läßt sich so eigentlich nicht angeben, was für Gewässer sie ins Meer führen, denn der Winnipeg-See empfängt durch den nördlichen und südlichen Sakatschewa, den rothen und Winnipeg-Fluß, der eigentlich mehr eine Seenreihe ist, gewiß mehr Wasser als er durch den Nelson und die Severn ***) in die Hudsonsbai abführt. Diese ganze Gegend ist das Gebiet der Seen, nicht der Flüsse. Auf diesem weiten Landstrich herrscht durchaus Granitformation vor, und steht vielfach zu Tage an. Heftige Erschütterungen scheinen größere und kleinere Spalten und Risse in diesem einst von Wasser †) bedeckten Boden veranlaßt zu haben, denn anders läßt sich z. B. die Erscheinung des Flusses Saguenay nicht erklären; dieser seltsame Strom, der bei Tadousac in den Lorenzstrom fällt, hat nämlich auf einer Länge von etwa 60 engl. Meilen eine Tiefe, die von 600 bis 900 Fuß abwechselt, und ist bei der Vereinigung mit dem Lorenzstrom noch 600′ tiefer als dieser, so daß demnach die absolute Tiefe an dieser Stelle 840′ beträgt, denn der Lorenzstrom hat hier 240′ Tiefe. Ein solches Bett kann sich der Fluß niemals gegeben haben, sondern es muß eine Erdspalte seyn, was auch dadurch bestätigt wird, daß ansehnliche Gebirge von 2000′ Höhe dieses Thal begränzen.

Weit unbedeutender als die Flüsse der Westküste sind die der Ostküste; als bedeutendere Flüsse kann man nur aufführen Passamaquoddy, Penobscot, Connecticut, Hudson, Susquehannah, Potomak, Pimlico, St. Maria ††) und St. John (in Florida). Hinsichtlich der Gestaltung des Landes westlich von den Alleghannys ist zu bemerken, daß die nördlichen Flüsse bis zum Susquehannah herab fast gerade von Norden nach Süden strömen; die Flüsse vom Patapsco bis zum Pimlico von Westen nach Osten, vom Neuse an südöstlich, bis sie endlich mit den in den merikanischen Golf fallenden Gewässern wieder südlich fließen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Auch ist das Bett des Flusses wandelbar; so fanden Clark und Lewis einen ganzen Fichtenwald aufrechtstehend unter dem Wasser des Stroms, und nach dem Ansehen der Bäume zu schließen, konnten sie erst seit etwa 20 Jahren überschwemmt seyn.

**) Auch der Kupferminenfluß; doch ist dieser viel unbedeutender.

***) Ob man behaupten kann, daß die Severn aus dem Winnipeg-See kommt, ist noch keineswegs ausgemacht.

†) So urtheilt namentlich Schoolcraft in seiner Reise an die Quellen des Mississippi. denn das Land ist dort theils mit Diluvialsand, theils mit Granittrümmern, welche das Wasser nach und nach abgerundet hat (bolsters), bedeckt; der Grund des Bodens ist aber allenthalben Granit

††) Durch seine große Tiefe bei kurzem Lauf bemerkenswerth.

Lord Napier in Canton.

(Fortsetzung.)

Lord Napier hatte die Sache auf eine Spitze getrieben, daß sie unmöglich günstig für ihn ausfallen konnte. Er hätte weder seinem Range, noch seiner Sendung etwas vergeben, wenn er ruhig zu Macao die förmliche Erlaubniß vom Vicekönig abgewartet hätte, und einige Umstände scheinen darauf hinzudeuten, daß sein Benehmen von Europäern und Amerikanern mit wenigen Ausnahmen mißbilligt wurde. Wir können die spätern Verhandlungen ziemlich kurz zusammenfassen.

Am 2ten September erließ der Gouverneur ein Edikt, worin die vorläufige Einstellung des britischen Handels bestätigt, jedoch eine freie Ausfuhr aller Waaren, über welche schon am 16ten August Kontrakte abgeschlossen waren, gestattet wurde. Zugleich erhielten die Hongkaufleute erneuerten Befehl, alle chinesischen Diener aus den Faktoreien zu entfernen. In Folge dieses Edikts wurden Lord Napier und sein Gefolge durch die Chinesen sowohl als durch sämmtliche anwesende Fremde von aller Zufuhr abgeschnitten, so daß sie von gesalzenem Rind- und Schweinefleisch leben mußten, die man ihnen von dem Schiffe aus zusandte. Am 5ten September schrieb Lord Napier an den Sekretär der britischen Kaufleute, beklagte sich über die Einstellung des Handels, nachdem durch den Befehl vom 18ten August Nachsicht und Aufschub verwilligt worden wäre, und erklärte dieß als einen „Grund zu schwerer Klage gegen den Gouverneur von Seite der Engländer.“ In Bezug auf den Befehl an die chinesischen Diener und Arbeiter, sich zu entfernen, bemerkt er, daß theils um den Mangel zu ersetzen, theils um die vorräthigen Gelder zu schützen, eine Wache von Marinesoldaten ans Land gesetzt werden solle, und daß die Kriegsschiffe Andromache und Imogene Befehl hätten in den Fluß einzulaufen, und bei Whampoa Stellung zu nehmen, um die englischen Unterthanen und ihr Eigenthum wirksamer zu schützen.

Nun waren die Feindseligkeiten so gut wie erklärt, am 6ten September erhielt Lord Napier eine Mittheilung von den Hongkaufleuten, daß der Gouverneur allen Forts und Wachtschiffen Befehl gegeben habe, alle englischen Boote und Schiffe hinaus-, aber keines hereinzulassen, eine Ankündigung, auf welche er antwortete, der Gouverneur solle sobald wie möglich erfahren, daß wenn man so weit gehe, die britische Flagge, bevor sämmtliche Waaren eingeschifft seyen, zu beschießen, eine solche Beleidigung gebührend werde geahndet werden. Indessen hatten schon am 2ten September mehrere englische Kaufleute bei dem Hoppo eine Bittschrift eingereicht um Erneuerung des britischen Handels, worauf dieser in seiner Antwort vom 7ten sich über das „unbesonnene und unwissende“ Benehmen Lord Napiers beschwert, die von dem Gouverneur bewiesene Nachsicht hervorhob, und erklärte,

daß noch jetzt, wenn Lord Napier Canton alsbald in Gemäßheit der Gesetze des Reichs verlasse, und sich nach Macao zurückziehen wolle, Befehle zur Wiedereröffnung des Handels gegeben werden sollten.

Lord Napier stritt sich noch in einem Schreiben vom 8ten September an den Sekretär der englischen Kaufleute um einige Einzelnheiten in Betreff der gegen den englischen Handel erlassenen Verfügungen, drohte aber dann dem Gouverneur sein falsches und hinterlistiges Benehmen an den Kaiser nach Peking zu berichten, und da die Hongkaufleute vielleicht nicht geneigt seyen, dieß Schreiben dem Gouverneur mitzutheilen, so werde er, wenn nicht bis zum 15ten eine Antwort eintreffe, Abdrücke dieses Schreibens in den Straßen unter dem Volke austheilen lassen. Auf diesen polternden Brief antwortete der Gouverneur am 11ten ganz gelassen, zählte alle Verstöße, die Lord Napier gegen das Herkommen und die Regeln des Anstands begangen, auf, und erklärte, daß die militärischen Vorbereitungen Lord Napiers und das Hereinbringen von Mannschaft und Waffen in die Faktoreigebäude ihn veranlaßt hätten, kein englisches Boot mehr in den Fluß einlaufen zu lassen; trotz der wiederholten Verletzungen des Gesetzes könne er sich immer noch nicht entschließen, ihn mit Gewalt hinauszutreiben, indeß habe Lord Napier durch den Befehl an die Schiffe, mit Gewalt einzulaufen und auf die chinesischen Truppen zu feuern, seinem ganzen Verfahren die Krone aufgesetzt. „Durch so unwissendes und abgeschmacktes Benehmen," bemerkt der Gouverneur, „ist er bereits in meiner Hand. Anstalten sind getroffen, daß sich eine starke Macht zur See und zu Land sammle."

Inzwischen waren bereits zwischen den chinesischen Forts und den britischen Fregatten Gefechte vorgefallen. Den von Lord Napier erhaltenen Befehlen gemäß hatten die Imogene und Andromache am 7ten September die Anker gelichtet, um in den Fluß einzulaufen, wozu sie wegen widrigen Windes zwei Tage bedurften. Die Forts gaben Feuer auf sie, das von den Fregatten, wie es scheint, sehr wirksam beantwortet wurde; nach dem Verlaufe der beiden Gefechte am 7ten und 9ten, und nach den Aussagen einiger Engländer zu schließen, fochten die Chinesen nicht ohne Muth, wenn sie gleich schlecht schossen, und eine europäische Batterie die englischen Schiffe sicherlich in den Grund gebohrt, oder doch übel zugerichtet zum Rückzug genöthigt haben würde.

Während dieser Vorfälle blieben alle englischen Unterthanen ruhig in Canton, besuchten den Bazar wie gewöhnlich, niemand belästigte sie, und die chinesischen Dienstboten harrten ruhig bei ihnen aus, nur Lord Napier und sein Gefolge waren von Allen verlassen. Da erkannte er, daß er sich vergebens gegen den Willen der chinesischen Regierung sträube, und schrieb am 14ten an Herrn Boyd, den Handelssekretär, daß er „jede weitere Bemühung von seiner Seite, die Regierung zu einem geziemenderen Benehmen zu bewegen, für ganz überflüssig ansehe," und da der Hoppo in seiner Antwort am 7ten erklärt habe, daß der Handel wieder geöffnet werden solle, sobald er, Napier, nach Macao abreise, so bitte er Hrn. Boyd, die nöthigen Schritte zu thun, daß der britische Kutter nach Whampoa kommen dürfe, „um dieß ins Werk zu setzen." Auf ähnliche Weise drückte er sich am folgenden Tage in einem Schreiben an die Kaufleute selbst aus, welche in ihrer Antwort zwar auf eine höfliche, aber unverkennbare Weise das Benehmen des Lords tadeln, indem sie sagen: „wir haben uns absichtlich enthalten, die Wirkung der Maßregeln Euer Herrlichkeit durch unzeitige Einmischung zu schwächen, indem wir weder Furcht noch Unzufriedenheit blicken ließen, und eben so wenig einen unverlangten Rath aufdringen wollten über eine Unterhandlung, deren Umfang wir nicht vollständig kannten. Wir bedauern ungemein, daß in diesem Falle nicht die Einigkeit der Gesinnung herrschte, welche bei solchen Streitigkeiten so wünschenswerth ist, namentlich in einem Lande, wo unsere Macht und unser Einfluß nur moralischer Art sind. (where our only power is reason and moral influence.)" Schonender für den bereits erkrankten Lord Napier konnten sie ihre entschiedene Mißbilligung des ganzen Verfahrens nicht ausdrücken.

Lord Napier war am 11ten September, während eine furchtbare Hitze herrschte, und die Geschäfte ihn den ganzen Tag, selbst am Abend aufs dringendste in Anspruch nahmen, erkrankt, und hatte sich am 14ten, als er den Chinesen seinen Wunsch anzeigte, sich nach Macao zurückzuziehen, bereits zu Bette legen müssen. Der Aerger und Kummer über das Mißlingen seiner Plane, die schlechte, für die Jahrszeit wenigstens sehr ungesunde Nahrung mochten sein Unwohlseyn erschweren, und er befand sich am 18ten so schwach, daß ihm sein Arzt jedwede Arbeit entschieden untersagen mußte. Von jetzt an ist es nicht mehr Lord Napier, welcher handelt, sein unbesonnenes, hochfahrendes Benehmen hatte ihn in Schwierigkeiten gestürzt, aus denen er sich nicht mehr herauswinden konnte; die Freiheit des Handelns war ihm benommen, und er mußte erwarten, was die chinesischen Behörden über ihn beschließen würden.

(Schluß folgt.)

Inseln des grünen Vorgebirgs.

Fuego.

Diese Insel ist fruchtbar, und bringt eine große Menge Mais, Erbsen und alle Arten von Küchengewächsen hervor; auch wird Leinwand für den Guineahandel und den Bedarf der Einwohner und den der andern Inseln verfertigt. Das Klima, obschon heiß, ist doch wegen der durch den Vulkan bewirkten Verdünnung der Luft gesund. Es sind mehrere Stellen vorhanden, wo Kanots anlegen können, für Schiffe von starkem Tonnengehalte aber ist der einzige Landungsplatz die Bai Luz auf der Westseite der Insel. Der Leven warf hier Anker in einer Tiefe von 25 Faden auf einem Grunde von feinem Sande, fast in gleicher Linie mit dem Brunnen und 1½ engl. Meilen von der Küste entfernt. Das Wasser ist hier selten und schlecht, obschon es aus dem Felsen kommt; der Brunnen aber, aus dem man es zieht, ist in der Tiefe an dem mit feinem schwarzem Sande bedeckten Ufer. Wenn das Meer hoch ist, so tritt es in das Land hinein, geht über das Gestade und bringt auch durch den Sand, wodurch das Wasser im Brunnen salzig wird. Um zu diesem Brunnen zu gelangen, müssen die Einwohner sammt ihrem Vieh auf einem in den Felsen gehauenen Fußpfade eine Tiefe von 80 Fuß hinabsteigen.

Brava.

Diese Insel ist sehr hoch, und man würde sie schon in weiter Ferne sehen, wenn sie nicht stets in einen dichten Dunstkreis gehüllt wäre; das Klima ist indeß dennoch gesund und gemäßigt. Brava erzeugt ebenfalls eine große Menge Mais, Erbsen und Küchengewächse, Holz aber ist außerordentlich selten. Es gibt hier vier Landungsplätze, doch ist keiner von allen sicher für Schiffe, welche tief im Wasser gehen, weßhalb man auch nur kleine Fahrzeuge anlegen sieht, welche Färberflechte oder Getreide laden.

Gegen Nordost, ungefähr 5 bis 6 Meilen von Brava, sieht man

zwei kleine Inseln, die Inseln Rombo oder die runden Inseln genannt. Diese Inseln hängen fast mit andern kleinen Felsen zusammen, von denen einige über das Wasser emporragen und einen Halbmond bilden. Zwischen der westlichsten Insel (welche hoch ist und auf der sich ein Spitzfelsen erhebt) und den zunächst liegenden Felsen bildet sich eine ungefähr eine halbe Meile breite Durchfahrt, wo man 25 Faden Wasser findet. Die östlichste Insel hat eine Felsenkette, die sich nahe an zwei Meilen weit gegen Nordnordosten ausdehnt, und von der ein Theil unter Wasser steht. Gegen Süden befindet sich eine gute Durchfahrt zwischen der oben erwähnten Insel und dem nördlichen Theil von Brava. Am westlichen Ende dieses Kanals warfen wir das Senkblei aus und fanden 80 Faden Wasser. Das zweifelhafte Wetter gestattete nicht ihn ganz zu durchschiffen, doch kann ihn, so viel wir beobachten konnten, jedes Schiff im Nothfall passiren, wenn es sich nur in der Mitte hält.

Chronik der Reisen.

Reise nach den arktischen Regionen.

(Schluß.)

„An demselben Tage schoß ich zwei Rebhühner, die uns, eine Seltenheit für uns, ein Mahl von frischem Fleisch verschafften, und uns zugleich in den Stand setzten einen Theil unserer Vorräthe zu ersparen, was in unserer Lage von nicht geringer Wichtigkeit war. Da das Wetter hell und schön blieb, so konnten wir fortwährend die Küste unterscheiden, die sich noch immer gegen Nordwest zog, was mich bestimmte, unsere Reise wo möglich noch ein paar Tage fortzusetzen, in der Hoffnung, daß die Küstenlinie die Richtung nach Kap Turnagain nehmen werde, dessen Erreichung für uns ein Gegenstand von hoher Wichtigkeit war, weil wir dann diese ganze Küstenlinie bereist haben würden, und, hier wenigstens, für künftige Forschungen nichts mehr zu thun gewesen wäre. Meine Leute waren von dem gleichen Verlangen beseelt, und ich würde eine Ungerechtigkeit begehen, wollte ich nicht ihres Muthes und ihres Ehrgeizes gedenken. Um unsern Zweck zu erreichen, war es nöthig eine weitere Beschränkung in Austheilung der Lebensmittel vorzunehmen, was für den, der ohnehin nur schmale Bissen bekommt und sich dabei über seine Kräfte anstrengen muß, allerdings ein großes Opfer ist. Als ich jedoch einen von ihnen, Namens Abernethy, mit meinen Wünschen bekannt machte, eröffnete mir dieser, daß die Mannschaft bereits willens gewesen, mir denselben Vorschlag zu machen, und nur auf eine passende Gelegenheit gewartet habe. Ich brauche wohl nicht zu versichern, daß mich dieses Benehmen meiner Leute innig erfreute, und so wurde denn die nöthige Beschränkung sogleich vorgenommen.

„Wir machten uns um 8 Uhr Abends auf den Weg, und nachdem wir über einige kleine Seen gekommen waren, erreichten wir um 11 Uhr Nachts das Meer. Hier setzten wir unsere Reise längs der Küste in nordwestlicher Richtung bis nach Mitternacht fort, wobei wir viel von einem starken Nebel zu leiden hatten, endlich aber doch am 28 Mai um 2 Uhr Morgens ein Vorgebirge erreichten, das die eine Seite einer großen Bucht bildete. Wir nannten diese Bai nach dem Dr. Richardson, und da wir uns überzeugten, daß hier ein bequemer Platz für eine Niederlage sey, so beschlossen wir, da wir ohnehin denselben Weg auch rückwärts einschlagen mußten, einen Theil unseres Gepäcks hier liegen zu lassen. Wir ließen demnach Alles zurück, was wir nur immer entbehren konnten, nahmen Lebensmittel auf vier Tage in den Schlitten, gingen über die Richardsons-Bai und machten um 6 Uhr Halt. Als wir um 6 Uhr Abends wieder weiter zogen, behielt die Küste bis Mitternacht eine nordwestliche Richtung, wo wir dann zu einem Vorgebirge kamen, das wir dem Ausrüster unserer Expedition zu Ehren Kap Felix nannten; hinter demselben befand sich eine Anhäufung von Eismassen. Dieser Punkt ist das südwestliche Vorgebirge des Golfs von Boothia, nach jenem Manne so genannt, der dem Namen eines britischen Kaufmanns stets zur Ehre gereichen wird.

„Hier nahm die Küstenlinie eine südwestliche Richtung, während der vor uns liegende weite Ocean uns die Gewißheit gab, daß wir endlich die nördliche Spitze dieses Theils des Kontinents erreicht hatten, der uns nach Kap Turnagain führen sollte. Nachdem wir bis ungefähr 2 Uhr Morgens in südwestlicher Richtung fortgegangen waren, kamen wir an den nördlichen Vorsprung einer Bai, über die wir gingen, und nach einem höchst beschwerlichen Wege von zwei Stunden durch Eismassen glücklich zu ihrem südlichen Vorsprung kamen. Von hier aus lief die Küstenlinie Südwest zu Süd fort, und nach einer Reise von 20 Meilen machten wir gegen 6 Uhr Abends sehr ermüdet Halt. Die Breite war hier 69° 46′ 19″ und die Länge 98° 32′ 49″.

„Der Gedanke, daß wir jetzt die nördlichste Spitze dieses Theils des Kontinents umgangen und uns überzeugt hätten, daß die Küstenlinie in der gewünschten Richtung fortlaufe, gereichte uns zu nicht geringer Zufriedenheit. Das weite von keinem Lande begränzte Meer, das man vom Kap Felix aus übersah, diente ebenfalls dazu unsern Muth zu beleben, denn nun, da wir wußten, was wir vor uns hatten, durften wir hoffen, die Aufnahme der ganzen nördlichen Küste von Amerika vollenden zu können. Da mir vor Allem daran gelegen war, die Oertlichkeiten, so weit dieß möglich war, genau zu bestimmen, und nicht etwa durch einige große Einschnitte in der Küste getäuscht zu werden, widmete ich den ganzen Tag den genauesten Untersuchungen. Wie höchst verdrießlich es mir war, an dieser Stelle, von der aus der Zweck der Expedition erreicht werden konnte, umkehren zu müssen, kann man sich leicht denken. Die Entfernung, in der wir uns jetzt vom Kap Turnagain befanden, war nicht größer als die, die wir bereits zurückgelegt hatten; noch einige Tage und wir konnten triumphirend zur Victory zurückkehren, und Früchte, unserer Entbehrungen und Anstrengungen würdig, nach England bringen. Allein diese Tage standen uns nicht mehr zu Gebote, denn nicht um die Zeit, sondern um unsere Existenz handelte es sich. Wir hatten Mundvorrath auf 21 Tage vom Schiffe mitgenommen, wovon, aller Einschränkungen ungeachtet, ohne die wir nicht einmal bis dahin gekommen wären, wo wir uns jetzt befanden, schon mehr als die Hälfte verzehrt war. Es blieb mithin nichts übrig, als sich der Nothwendigkeit zu fügen und den Rückweg nach dem Schiffe anzutreten, der, wenn wir auch die kürzeste Richtung einschlugen, ungefähr 200 Meilen betrug, wozu wir, selbst bei der größten Einschränkung, nicht mehr als auf höchstens zehn Tage Lebensmittel hatten.

„Mehrere meiner Leute litten an den Füßen, ich benützte daher diese Gelegenheit ihnen einen Ruhetag zu gönnen, und verließ die Station in Begleitung Abernethy's um 8 Uhr Abends. Da es hell war, so schritten wir rasch längs der Küste nach Südwesten bis Mitternacht fort, wo wir von einer ungefähr 40 Fuß hohen gestrandeten Eismasse in einer Entfernung von etwa 15 Meilen gegen Südwesten ein Vorgebirge erblickten, dessen Zusammenhang mit dem auf welchem wir standen, wir mit den Augen verfolgen konnten; diese Linie bildete eine weite mit mächtigen auf einander geschichteten Eisblöcken angefüllte Bucht. Eine genauere Untersuchung ließ uns jedoch in Zweifel, ob jenes entfernte Vorgebirge nicht vielleicht eine Insel sey, da ungefähr acht Meilen weit noch ein anderes dazwischen lag. Uns Ueberzeugung zu verschaffen, war jetzt unmöglich, da unsere Zeit zu Ende ging, und es großer Anstrengung bedurft hätte, um über das rauhe Eis zu kommen, das dazwischen lag.

„Wir pflanzten daher unter den gewöhnlichen Ceremonien die brittische Flagge auf, und nahmen Besitz von dem Lande bis zu jenem fernen Vorgebirge, während wir dem, auf welchem wir uns befanden, den Namen Victory Point beilegten, weil es das non plus ultra unserer Bemühungen war, und eine bleibende Erinnerung an die Mühseligkeiten seyn wird, welche die Mannschaft des Schiffes überwand.

„Wir errichteten auf Victory Point einen 6 Fuß hohen Steinhaufen, in welchem wir eine Büchse niederlegten, die einen kurzen Bericht verschloß über das, was die Expedition seit ihrer Abreise aus England erfahren hatte, wobei wir jedoch wenig Hoffnung hegten, daß diese kurze Erzählung unserer Abenteuer, wenn sie auch nicht in die Hände der Eskimos fiele, je von Europäern gelesen werden würde. Allerdings würden wir jedoch diese Arbeit mit ganz andern Gefühlen unternommen haben, wenn wir damals hätten ahnen können, daß man uns für verloren hielt, und daß unser treuer Back sich aufgemacht habe, um uns zu suchen; denn es ist ja nicht unmöglich, daß ihn sein Weg ostwärts vom Kap Turnagain zu dieser Stelle führen könnte, wo er dann auch den Beweis unserer „Umkehr“ finden würde. Am Morgen des 30 Mai kehrten wir diesem letzten und fernsten Punkt unserer Reise den Rücken.“

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 159. 8 Junius 1835.

Lord Napier in Canton.

(Schluß.)

Nach einigen Bedenklichkeiten über mehrere Stellen in dem Brief Lord Napiers meldeten endlich die Hongkaufleute am 17ten September, daß wenn die englischen Kriegsschiffe den Fluß verließen und nach Lintin gingen, so würden die höhern Beamten den Befehl ausstellen, daß der Kutter Louisa nach Canton komme, um den Lord nach Macao zu führen. Am folgenden Tage schrieb Lord Napiers Arzt, Herr Colledge, an den Sekretär der Handelskammer, man möchte doch in Anbetracht der fortdauernden Krankheit desselben die Unterhandlungen einstellen, und seine Abreise nicht verzögern. Indeß kam der Kutter nicht, und es zeigte sich erst später, daß der widrige Wind seine Ankunft verhindert hatte; so lieferte endlich die Regierung zwei Boote, die der Lord und sein Gefolge am 21sten Abends bestiegen: er war indeß so schwach, daß er nicht ohne Hülfe nach dem Boote gehen konnte. Unmittelbar darauf schifften sich die 13 Mann Seesoldaten, welche der Lord nach den Faktoreigebäuden hatte kommen lassen, in einem dritten Boote nach Whampoa ein, und nahmen den Befehl an die Fregatten mit sich, die Anker zu lichten und in See zu stechen.

Hiemit waren indeß die Verdrießlichkeiten Lord Napiers noch nicht zu Ende. Wir wollen Hrn. Colledge, der die Fahrt mitmachte, selbst sprechen lassen. „Wir erwarteten nun, daß man Lord Napier und sein Gefolge nach Macao gehen lassen werde, wie dieß sonst bei Fremden gewöhnlich ist, nämlich so, daß nur an dem Paßhause von Hiang-shang angehalten werde. Kaum aber hatten wir Canton einige Stunden verlassen, als ich mit dem lebhaftesten Unwillen bemerkte, daß bewaffnete Boote uns geleiteten, daß man uns für diesen Abend nur wenige Meilen weit fahren lassen wolle, und endlich die Boote beim Pagodafort, von dem aus man noch einen Theil von Canton übersieht, Anker warfen. Am 22sten gingen wir wieder unter Segel, und fuhren mit unerträglicher Langsamkeit weiter unter der Begleitung von acht bewaffneten Booten: ferner waren drei Transportschiffe in der Nähe, von denen zwei Kriegsmandarine, das dritte einen Civilmandarinen an Bord hatte, der die ganze Eskadre befehligte. Obgleich der Wind im Allgemeinen günstig war, kamen wir doch erst am 23sten um Mitternacht nach Hiang-shang, und hier habe ich eine Scene von Hinterlist zu beschreiben, die für Se. Herrlichkeit nicht nur im höchsten Grade verdrießlich, sondern in solchem Grade nachtheilig war, daß die Symptome seiner Krankheit sich verschlimmerten, und er einen Rückfall erlitt, nachdem er sich vor seiner Abreise von Canton kaum ein wenig erholt hatte. Wir wurden hier vom 23sten Abends bis 25sten Mittags aufgehalten, und dabei durch das Schlagen von Gongs und andern lauten Instrumenten ein solcher Lärmen gemacht, daß Se. Herrlichkeit es kaum aushalten konnte. Ich beklagte mich wiederholt hierüber, und schickte endlich am 25sten um Tagesanbruch einen Dolmetscher an den Civilmandarin, und ließ diesem erklären, daß ich für das Leben Sr. Herrlichkeit nicht mehr stehen könne, wenn man mit einem so unverantwortlichen Benehmen fortfahre. Der Mandarin empfing den Dolmetscher, gab ihm aber keine nähere Auskunft über die Zeit, wo man uns nach Macao würde abfahren lassen. Empört über diesen grausamen Mißbrauch der Gewalt forderte ich den Dolmetscher auf, mich zu dem Mandarin zu begleiten, was dieser auch ohne Widerstreben that, und als derselbe dem Mandarin meinen Namen sagen ließ, wurde mir augenblicklich eine Unterredung gestattet. Ich schilderte ihm Lord Napiers Leiden und die Gefahr der Verzögerung; der Mandarin erwiderte, er müsse sich mit den Behörden von Hiang-shang bereden, ehe er versprechen könne uns frei zu lassen, werde übrigens augenblicklich von meinen Vorstellungen Bericht abstatten. Keine weitere Mittheilung fand statt bis um ein Uhr Nachmittags, wo der besagte Mandarin begleitet von zwei andern niedereren Ranges zu uns kam, und mir den Hiang-Shang-Paß einhändigte. Ich glaube, daß Lord Napiers Krankheit durch diese unverantwortliche Verzögerung sehr erschwert wurde.“ Lord Napier kam erst am 28sten September Morgens nach Macao, wo er endlich am 11ten Oktober starb.

So heftig sich manche Engländer über das Benehmen der chinesischen Behörden beschwerten, so entschuldbar und natürlich ist es doch. Lord Napier war ohne vorgängige Anzeige, und ohne Erlaubniß, — denn er hatte nicht einmal den gewöhnlichen Paß *) — nach Canton gekommen, und noch dazu in einem Kriegsschiffe,

*) Dieß ist in der Meldung des Zollaufsehers besonders angemerkt. In diesem komischen Aktenstück steht unter anderm: „wir bemerkten ein Schiffsboot, das vier englische Teufel nach Canton brachte.“

dem Kutter Louisa, ein Umstand, der vermuthlich nach chinesischem Gesetze sehr verpönt war.*) Der Gouverneur wollte wahrscheinlich keinen zweiten Fehler begehen, und ließ deßhalb Lord Napier zwar abreisen, hielt ihn jedoch unterwegs auf, bis er Nachricht erhielt, daß die Kriegsschiffe wirklich abgesegelt seyen.

Lord Napier war noch nicht in Macao angekommen; so erschien bereits, am 27sten, ein Edikt, das den Handel wieder öffnete. Eine Stelle desselben lautet: „Sollte einer derselben (der englischen Kaufleute nämlich) Unruhe säen oder Störung veranlassen, so sollt ihr (die Hongkaufleute) mit vereinter Kraft ihn austreiben. Macht nicht, daß Alle darein verwickelt werden; dieß ist es, was ich, der Gouverneur, aufrichtig wünsche.“ Am 19ten Oktober erschien abermals ein Edikt desselben, worin die englischen Kaufleute aufgefordert werden, sich zu versammeln, und Einen aus ihrer Mitte zu wählen, der verantwortlich für das Betragen seiner Landsleute werden solle; ferner sollen sie alsbald nach England schreiben, damit ein anderer tai-pan, (Handelsvorsteher) nach Canton komme, „aber,“ bemerkt der Gouverneur, „es ist unnöthig, daß ein Barbarenauge oder Oberaufseher komme, da nur Hindernisse und Verlegenheiten dadurch bereitet werden.“ Dem zufolge war der von Lord Napier ernannte Oberaufseher, Hr. Davis, nicht anerkannt worden. Im Laufe des Novembers theilte das Canton Register den Bericht, welchen die Lokalbehörden über die ganze Verhandlung mit Lord Napier an den Kaiser sandten, mit, worin der Gouverneur räth, Lord Napier „gehörig zu bestrafen.“ Der Bericht ward aber ungnädig aufgenommen, denn es lief von Peking eine Proklamation ein, welche den Gouverneur von seinem Amte suspendirte und ihn der Pfauenfeder beraubte, weil er die ganze Sache schlecht geleitet, und die britischen Fregatten nicht „aus dem Wasser geblasen habe.“ Dieser wunderliche Ausdruck soll wohl nichts anderes bedeuten, als daß der Gouverneur nicht streng genug verfahren sey.

Wir können diesen Artikel nicht schließen ohne einige Worte über das Canton Register zu sagen, das die Hauptquelle aller Nachrichten aus China, aber im Sinne der heftigsten Feinde der chinesischen Regierung geschrieben ist, und es auch an Rodomontaden gegen dieselbe nicht fehlen läßt. Nachdem es aufs entscheidendste Napiers Ansichten und Benehmen vertheidigt, und sein lebhaftes Bedauern über dessen, keineswegs freiwilligen, Entschluß Canton zu verlassen ausgedrückt, behauptete es, die Hongkaufleute hätten an demselben Tage, wo Napier diesen Entschluß kund gegeben, nämlich am 14ten September, auf Privatwegen Vergleichsvorschläge gemacht, und die Zurücknahme der beleidigenden Edikte angeboten, wenn man die Fregatten alsbald entfernen wolle, da sie glaubten, die Boote der Kriegsschiffe würden ohne Verzug vor Canton erscheinen; da diese aber nicht erschienen seyen, hätten die Chinesen wieder Muth gefaßt, und ihre Eröffnungen zurückgenommen. Eben so behauptet dieses Blatt, nachdem es das Mißlingen von Napiers Ansichten der „unpatriotischen Widersetzlichkeit eines Theils der Handelsleute“ zugeschrieben, „wenn man die chinesischen Forts an der Bogue und der Tiger-Insel in die Luft gesprengt, die Fregatten erleichtert und den Fluß hinauf gewarpt hätte, so würde Lord Napier eine Unterredung mit dem Gouverneur gehabt haben, und Alles glücklich abgelaufen seyn.“ Beide Behauptungen sind sehr zu bezweifeln. Am Tage wo Lord Napier sich einschiffte, hatten die Chinesen eine Anzahl Feuerflosse (fire rafts) in Bereitschaft gesetzt, und in die Nähe der Faktoreien gebracht. Auch war der Fluß tiefer unten bei einem der Forts durch drei Reihen Pallisaden vertheidigt, zwischen denen nur eine Durchfahrt von etwa 50′ gelassen war, die noch überdieß bei Nacht durch eine Kette gesperrt wurde. Die untere Mündung des rechten Arms war gleichfalls durch eingerammte Balken und versenkte Dschonken tüchtig vertheidigt. Die weitere Behauptung des Canton Register, daß der Gouverneur während der Unterhandlungen 2000 Soldaten nach Macao habe wolle marschiren lassen, aber durch das muthige Benehmen des portugiesischen Gouverneurs daran verhindert worden sey, indem dieser gedroht habe, auf die chinesischen Truppen feuern zu lassen, diese Behauptung wollen wir ganz dahin gestellt seyn lassen, obwohl die sonstige Unterwürfigkeit der portugiesischen Behörden und der Umstand, daß es nicht das Erstemal wäre, daß chinesische Truppen nach Macao kamen, auch dieß ziemlich unwahrscheinlich machen.

Um eine Probe der Ansichten zu geben, von denen dieses Blatt ausgeht, wollen wir zum Schlusse noch folgende Stelle anführen. „Wir hoffen, die chinesische Regierung in Bälde durch kräftige Schritte des englischen Ministeriums zur Einsicht ihres barbarischen Benehmens gebracht zu sehen. Das Wegweisen des königlichen Bevollmächtigten und das Beschießen englischer Schiffe berechtigen zu einer Blokade des Hafens, die von einer hinlänglich starken Macht unternommen werden sollte, damit man alle fremden Flaggen nöthigen kann sie zu respektiren. Zugleich sollte ein Schreiben des Königs von England, — und nichts weiter, — nach Peking gesendet werden, worin die Beschwerden aufgezählt, und als Genugthuung für vergangene Unbilden und zum künftigen Schutze des Handels die Abschließung eines Handelsvertrags gefordert würde. Schlägt man diesen ab, dann hat die britische Nation größere Beschwerden zu rächen, als die „sieben Beschwerden,“ welche die Mandschus zum Kriege gegen Ming veranlaßten. und es sollte erklärt werden, daß die gegenwärtige Ta-tsing-Dynastie die Feindin des Menschengeschlechts, und daß es die Pflicht aller Menschen sey, gegen diese Unterdrücker aufzustehen und sie auszurotten!“

Wenn etliche englische Kaufleute einige Theekisten weniger aus-, und einige Opiumkisten weniger einführen, dann ist dieß ein Verbrechen gegen die Menschheit; es ist sehr zu bezweifeln, ob die englische Regierung diese Ansicht theilt; sollte dieß aber der Fall seyn, dann hat man allerdings in kurzer Zeit interessante

*) Eine Stelle in dem Schreiben Lord Napiers vom 8ten September weist darauf hin, denn es wird darin unter anderem dem Gouverneur und einem andern höhern Beamten vorgeworfen, sie hätten einige Dolmetscher torquiren lassen, und einen achtungswerthen Hongkaufmann eingekerkert, weil diese in die Lüge nicht einstimmen wollten, daß Lord Napier in einem Kauffahrer gekommen sey. Wäre dieß der Fall gewesen, so fiel die Schuld auf die Hongkaufleute, da er aber in einem Kriegsschiff kam, so fiel sie auf die höhern Beamten. Die Sache zeigt indeß, daß es ziemlich paschamäßig von Seite der Gouverneure zugehen kann.

Nachrichten aus China zu erwarten. Indeß wird die englische Regierung sich doch die Sache überlegen, ehe sie ein so gewaltsames Verfahren einschlägt. Entweder die Rodomontaden der englischen Kaufleute in Canton über die Schwäche der chinesischen Regierung sind wahr oder falsch; im letztern Falle möchte England schwerlich geneigt seyn, einen kostspieligen und doch unnützen Krieg zu führen; im ersten Falle aber wird sie sich wohl besinnen, ehe sie China in Verwirrung stürzt, die Mandschu-Dynastie demüthigt, und dadurch einen großen Theil der Mongolei Rußland in die Arme wirft, abgesehen von den möglichen Folgen einer großen Erschütterung in Innerasien.

Die Ströme der Erde.

N o r d a m e r i k a.

(Fortsetzung.)

Bei weitem der merkwürdigste Zug in der Hydrographie Amerika's ist das Plateau, auf welchem der Missisippi, der Lorenz-Strom und der in den Winnipeg-See fallende Red River entspringen. Es ist das Tafelland zwischen den Gewässern der Hudsonsbai und des mexikanischen Golfs; auch entspringen hier die entferntesten Zuflüsse des St. Louis, der durch die ganze zusammenhängende Kette von Seen läuft, und als die Quelle des St. Lorenz-Flusses betrachtet werden muß. Man nennt den Landrücken, der das Missisippithal und den rothen Fluß scheidet, an Ort und Stelle *) da wo man vom Lac Plaie zum Ottertail-See hinübergeht, Hauteur des Terres; von diesem Punkte wendet er sich nördlich, und trennt die Zuflüsse des Rabenflusses (Riviere des Corbeaux) von denen des rothen Flusses. Endlich erstreckt er sich über beide Zweige des Missisippi, durchsetzt den westlichen bei dem Punkte der Kakabiconce oder der kleinen Felsen-Fälle (little rock falls), geht dann nordwestlich vom Lac Traverse und Turtle-See, und läßt sich abermals in der Wasserscheide zwischen dem Turtle-See und rothen See wieder erkennen.

Diese genaue Schilderung ist von Hr. Schoolcraft, der im J. 1832 in Auftrag seiner Regierung die Quelle des Missisippi aufsuchte. Im J. 1820 schon war der Gouverneur Caß eine bedeutende Strecke über die Fälle von St. Anthony (ungefähr 45° N. B.) hinaufgekommen bis zu einem großen See, zwischen 47° 30′ und 47° 40′, dem er seinen Namen gab. Mangel an Nahrungsmitteln und die Seichtigkeit des Wassers, — man befand sich im höchsten Sommer — hatten damals Hrn. Caß und seine Gesellschaft zum Umkehren veranlaßt. Im J. 1832 endlich gelangte man ans Ziel. In den Caß-See mündet sich von Nordwesten her der Turtle-Fluß **) ein, der aus dem unter 47° 50′ N. B. gelegenen Turtle-See kommt, und auf dem nur etwa 6 g. M. langen Laufe nicht weniger als 10 kleinere und größere Seen bildet. Von Westen her fällt der Missisippi aus dem Lac Traverse kommend in den Caß-See; vom Lac Traverse gelangt man in den Irving-See (unter 47° 38′ N. B.) und erst südwärts von diesem theilt sich der Fluß in zwei Arme, den westlichen oder Itasca-Arm *) und den südlichen oder Plantagenet-Arm, weil er auf seinem Wege noch diesen letztern von den Indiern Kubakunna genannten See bildet. Der Itasca-See und die Quelle des Plantagenet-Arms sind aber nur wenige Stunden von einander entfernt. Aus dem Itasca-See, der ein klares durchsichtiges Wasser hat, fließt der Fluß in einer Breite von 10 oder 12 Fuß und einer Tiefe von 12 bis 18 Zoll.

Dieß ist der schwache Ursprung des mächtigen Stroms, der vielleicht mehr Grade der Breite durchströmt als irgend ein anderer Fluß in der Welt, und dessen Länge man nicht unter 600′ g. M. anschlagen kann. Er entspringt in einem schweren und ausgedehnten Bette von Diluvialboden, der über Urgestein lagert, gräbt sich bald seine Bahn tiefer ein, und läuft gegen 60 g. M. weit über dieses hin, bis er in den Fällen von St. Anthony und Pukaigama, wo sein Strom zum Schaume gepeitscht wird, und den Schiffen Verderben droht, über die kohlenhaltige Kalksteinformation hinabstürzt, die unterhalb diesem Punkte so weit sich ausdehnt, und so reich an Mineralien ist. Bis hieher kann man seinen Oberlauf setzen. Merkwürdig ist der Boden, durch den dieser Oberlauf führt. Der Sand und das Gerölle von dem er bedeckt ist, sind die Trümmer von Granitfelsen und anderem Urgestein, die durch Meeresfluthen gebrochen, und in merkwürdige Landrücken und einzelne Erhöhungen aufgeschichtet wurden, die jetzt den äußeren Anblick des Landes bezeichnen. Man kann der Vermuthung sich nicht erwehren, daß diese Veränderungen nur durch die Wirkung des Wassers vor sich gehen konnten, das allein solche Massen zerreiben und zertrümmern kann. Die Forschung, in welcher Art und Weise das Wasser sich hier verlor, wäre gewiß nicht ohne Interesse, und einen Fingerzeig hierüber kann die Art geben, wie die größten und schwersten Trümmer aus ihrem ursprünglichen Orte fortgeführt wurden. Merkwürdigerweise nämlich werden diese Massen, je weiter man den Missisippi hinabgeht, immer kleiner; schon in den weiten Ebenen des Mittellaufs werden sie seltener und verschwinden ganz am untern Laufe.**) Diese Bemerkung stimmt völlig zu dem öden und unfruchtbaren Charakter dieser nördlichen Gegenden, von dem alle Reisenden sprechen.

Merkwürdiger als die Abdachung des oft erwähnten Plateau's gegen Süden ist die gegen Osten in der Seenreihe, die man als den unentwickelten Lauf des Lorenz-Stroms betrachten kann. Das Land fällt in dem kurzen Raume zwischen dem Itasca- und obern See um 900′ ab, denn der Itasca-See hat nach Schoolcraft etwa 1500′ absolute Höhe, der obere See nur 600′. Der zweite bedeutende Abfall ***) ist in den Niagarafällen, welche 330 Fuß hoch sind. †) Hiebei zeigt sich ein merkwürdiges Phänomen. Der

*) Die Namen auf dieser Strecke sind mit Ausnahme der indischen, meist französisch, weil man von Canada aus zuerst bis hieher drang: erst in neuerer Zeit mischen sich auch englische Namen ein.

**) Ein anderer etwas tiefer unten erst einfallender Zweig ist der Riv. des Corbeaux, der aus dem Blutegel-See (Leech lake) kommt.

*) Bei den Canadiern heißt dieser See la Biche.

**) Ein ganz gleicher Fall findet sich auf einem beschränktern Raume am Ararat. S. Parrots zweite Reise S. 207 und 208.

***) Der obere See ergießt sich durch den 20′ hohen Fall St. Marie in den Huron-See.

†) Nämlich den ganzen Fall zwischen Erie- und Ontario-See zusammengenommen.

Fluß führt die Gewässer des Erie-Sees nach dem 6 bis 7 g. M. entfernten Ontario, und füllt dabei sein Ufer fast vollständig aus, so daß er bei einem mäßigen Steigen seines Wasserstandes die flachen Gegenden in Oberkanada und im Staate New-York unter Wasser setzen müßte; er schleßt hier reißend dahin, denn er hat auf einer Strecke von etwa 100 Fuß einen Fuß Fall. Die ungeheure Wassermasse — der Fluß ist oberhalb des Falles etwa 5000′ breit und 25 Fuß tief — stürzt über eine horizontal gelagerte Schichte von hartem Kalkstein, welcher auf einem noch mächtigern Schieferlager aufliegt. Dieses letztere wird durch den feinen Staubregen, den der Wind und das Aufschäumen der Wassermasse in die Höhe treibt, ohne Unterlaß zersetzt, so daß der seiner Unterlage beraubte Kalkstein in großen Felsenmassen nachstürzt. Dieß ist erst in diesem Jahre noch geschehen. Bekanntlich wird der Fluß oberhalb des Falls durch eine Insel in zwei Theile getheilt; der eine auf der Canada-Seite bildet den sogenannten Hufeisenfall, der ungefähr 1800′ weit ist und 158′ senkrechte Höhe hat; der amerikanische Fall hat 600′ Weite und 164′ absolute Höhe. Auf der Canada-Seite erstreckte sich ein ungeheurer Felsen, von dem aus man den Hufeisenfall mit der größten Bequemlichkeit sehen konnte, und den man wegen seiner ebenen Oberfläche den Tafelfelsen nannte, weit in den Strom hinein. Schon seit einiger Zeit war er beträchtlich unterwühlt, und einige Spalten auf der Oberfläche deuteten den baldigen Bruch an, der denn auch vor kurzer Zeit erst erfolgte, nachdem schon vor zwei oder drei Jahren ein Theil desselben eingestürzt war. Solche Fälle erfolgen mit einem donnerähnlichen Gekrache, und auf weite Strecken hin fühlt man den Stoß.

Durch diese fortdauernde Zerstörung ihres Bodens sind die Niagara-Fälle in den letzten 40 Jahren um etwa 150 Fuß dem Erie-See näher gekommen, und man hat Gründe zu glauben, daß die Fälle einst weiter unten bei Queenstown waren: um bis zu der jetzigen Stelle zu gelangen, waren, wenn das Verhältniß des Rückgangs stets dasselbe war, ungefähr 10,000 Jahre nöthig, und wenn dieß Verhältniß, wie nicht ganz wahrscheinlich, dasselbe bleibt, so müssen die Fälle innerhalb eines Zeitraumes von 30,000 Jahren bis an den Erie-See zurückweichen, und eine furchtbare Ueberschwemmung erfolgen, wenn nicht der Erie-See noch früher ausgefüllt wird, denn die in denselben sich mündenden Flüsse führen so viel Sand und Gerölle mit sich, daß sein Umfang und seine Tiefe sich gleichmäßig vermindern.

Nach dem Sturze ist der Charakter des Stroms mit Einemmale gänzlich umgeändert. Er strömt mit Wuth innerhalb eines tiefen von mauerähnlichen Abhängen eingeschlossenen Thals, das die fortwährende Einwirkung der Gewässer im Laufe von Jahrhunderten in die horizontalen Schichten eingegraben haben. Die Schlucht fällt so steil ab, daß man sie erst sieht, wenn man beinahe an ihrem Rande steht. Durch diesen tiefen und engen Schlund strömt der Fluß etwa drei Stunden weit fort, worauf das mit dem Erie-See fast gleich hohe Tafelland mit Einemmale bei der Stadt Queenstown abfällt, und der Strom in eine Ebene tritt, die sich bis zum Ontario-See fortzieht. Bei seinem Abfluß aus dem Ontario-See bildet derselbe den See der tausend Inseln, und erlangt unterhalb Quebek, nachdem er mehreremale sich zu kleinern Seen erweitert, die Breite eines Meeresarms. Er ist der einzig bedeutende Strom Nordamerika's, der sich ins atlantische Meer ausmündet. (Fortsetzung folgt.)

Notizen über Rußland.

Militärischer Ueberblick seiner Gränzen.

Nord- und Ostgränze. Rußland hat vermöge seiner geographischen Lage die nördliche Gränze vollkommen gedeckt, denn von den Küsten des nördlichen Eismeeres hat es wahrlich von keiner Seite eine Landung zu befürchten; eben so wenig ist es von den Küsten des ochozkischen Meeres zugänglich.

Die Gränzen gegen China und die Tatarei sind bewacht durch einige Militärposten und Kosakenpulke. Auch von dieser Seite wird das russische Reich nicht beunruhigt werden, so wenig als es in dieser Richtung sich zu vergrößern strebt.

Südgränze a. gegen Persien. Bevor Georgien mit Rußland vereint war, bildeten der Kuban und der Terek die natürliche Gränze dieses Reichs. Die erste dieser Linien war durch Nicolaia-Kaukaskaja, Ekaterinograd und Taman gedeckt, welche Pläze von den Quellen des Flusses bis zu seiner Mündung in das schwarze Meer liegen. Die Linie des Terek war durch Mosdok, Na-our und Kislar vertheidigt. Beide Linien hingen durch die Festung Gregoriew zusammen, welche sich über Ekaterinograd an den Terek und über Stawropol an den Kuban schloß. Die Festungen dieser beiden Linien darf man nicht mit den festen Pläzen Europa's vergleichen; sie bestanden größtentheils nur aus Lagern in viereckiger Form, welche mit einem Wall und Graben ohne Pallisaden umzogen und mit vier Geschützen ausgerüstet waren, die jedoch hinreichten, um die Tscherkessen abzuhalten, ein kriegerisches Nomadenvolk, das auf dem nördlichen Abhange des Kaukasus seine Wohnsitze hat.

Seit jedoch Georgien dem russischen Reiche einverleibt ist, bildet die Kette des Kaukasus, welche sich zwischen dem schwarzen und dem kaspischen Meere hinzieht, eine zweite Vertheidigungsgränze, während die erste an den Araxes und den Bathys vorgeschoben wurde. Die Linie des Bathys hat nur die Festen Arnaudschl und Batum zu unmittelbaren Stützpunkten; sie kann aber 10 Myriameter rückwärts durch Akaltzik am Kur unterstützt werden. Die Linie des Araxes stützt ihren rechten Flügel an Erzerum, und wird durch Hassan Kale, Bairanlu, Eriwan, Abbasabad und Dschulfa vertheidigt. Die Wassermasse und die Schnelligkeit des Flusses bilden an sich schon eine hinreichende Schranke, vermöge welcher Rußland nichts von der Türkei und von Persien zu befürchten hat, während es seine Angriffsmittel gegen diese beiden Reiche hinter denselben vorbereiten und sammeln kann.

Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, welche politische oder Handelsinteressen Rußland haben kann, von seiner dominirenden Lage in Asien Nutzen zu ziehen, um eine Armee über Kleinasien nach Konstantinopel, oder durch Medien nach Teheran zu senden. Es ist hinreichend, zu bemerken, daß in der einen oder der andern dieser beiden Hypothesen das Invasionsheer nur bei einigen Flüssen auf Hindernisse stoßen würde, indem die unterwegs liegenden schwachen Festungen selbst der Feldartillerie keinen dauernden Widerstand entgegen zu setzen vermögen. Es muß jedoch bemerkt werden, daß die Kommunikationen aus dem diesseits des Kaukasus gelegenen Rußland mit Georgien nichts weniger als leicht sind; es führen nämlich nur drei Straßen dahin: die eine mitten über die Gebirgskette von Gregoriew nach Tiflis und Eriwan; die zweite entlang dem westlichen Ufer des kaspischen Meeres; die dritte endlich entlang dem Ufer des schwarzen Meeres. Die mittlere Straße führt über Abgründe, ist für Fuhrwerk sehr schwierig, steigt zu den Quellen des Terek hinauf, und wird durch die Festen Wladiskawkas, Darial, Kasbek, Koby, Passanova, Ananouri und Metzketh vertheidigt. Die Straße, welche dem kaspischen Meere entlang führt, ist in den Felsen gehauen und häufig überschwemmt; sie führt über Kislar und Derbend, ein schlechter Hafen, aber ein wichtiger Platz, der als einer der Schlüssel von Schirwan betrachtet werden kann, und dessen Werke durch eine auf den Bergen erbaute Citadelle beherrscht werden. Diejenige Straße endlich, welche entlang dem schwarzen Meere führt, wird auf ihrem nördlichen Theil durch den Kuban häufig unter Wasser gesetzt, und durch die Forts Anapa, Sudschuk-Kale, Gelindschik, Anakria, Redut-Kale und Poti an der Mündung des Phasis vertheidigt. Von diesen drei Straßen ist die von Gregoriew nach Tiflis die kürzeste, und für Truppen und Geschütz die geeignetste. Von der Hauptstadt Tiflis führen Straßen nach Eriwan und Kars. Von Eriwan führt eine Straße über Tauris nach Teheran und von Kars eine andere nach Erzerum. In dieser Stadt laufen die Straßen von Cesarea, Diarbekir, Mosul und Bagdad zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 160. 9 Junius 1835.

Dr. M. Lumsden.

Der bekannte Orientalist M. Lumsden starb vor einigen Wochen in Cheltenham. Er war im Jahre 1777 in Schottland geboren und begab sich frühe nach Indien, wo er sich in den neu eroberten Provinzen niederließ, und sich dem Bau und der Fabrikation des Indigo widmete. Er fühlte bald die Wichtigkeit, welche die Kenntniß der Landessprachen für ihn hatte, und sein vortreffliches Gedächtniß kam ihm bei ihrem Studium sehr zu Statten; er machte namentlich im Persischen bald ungewöhnliche Fortschritte, und der Ruf seiner Kenntnisse eröffnete ihm nun eine Laufbahn, an die er anfangs nicht gedacht hatte.

Der Marquis von Wellesley, damaliger Generalgouverneur von Indien, hatte angefangen, den Besitzungen der Kompagnie die Form eines politischen Reiches zu geben, er hatte die Kompagnie zum Protektor von Indien und zum Schiedsrichter über Krieg und Frieden unter den eingebornen Fürsten erklärt; die Größe, welche das indische Reich erlangen werde und mußte, zum Voraus bestimmt, und ihm den Anstoß gegeben, dem es noch heute folgt und folgen wird, bis es die Gränzen erreicht hat, die dieser große Staatsmann ihm gesetzt hat. Er fühlte, daß die Administration Beamte bei diesen neuen Verhältnissen nöthig habe, deren Erziehung nicht mehr wie bisher vom Zufall abhänge, sondern ihnen die Kenntniß und die Geistesrichtung geben könnte, deren sie in der Erfüllung ihrer wichtigen und schweren Pflichten bedürfen würden. Dazu wollte er eine große orientalisch-europäische hohe Schule gründen, worin die künftigen Administratoren und Staatsmänner von Indien in den gelehrten Sprachen des Orients, in seinem Staatsrecht, seiner Geschichte, Statistik und Literatur unterrichtet werden sollten; sie sollte ein geistiges Band zwischen Europa und dem Orient bilden, und jenes in die Kenntniß des Orients, diesen in europäische Wissenschaften einweihen. So wurde das College Fort William gestiftet, und die in den verschiedenen orientalischen Sprachen gelehrtesten Europäer mit liberalen Besoldungen (1600 Pf. St. jährlich) als Professoren berufen: Bailly für arabische, Carey für Sanskrit, Lumsden für persische Literatur. Ihnen wurden gelehrte Hindus und Muhammedaner beigegeben, eine Presse errichtet, und ein System freigebiger Unterstützung der von ihnen herauszugebenden Werke eingeführt. Die Anfänge der Anstalt waren überaus glänzend, die jungen Leute sahen ein gewisses Mittel einer fast unbeschränkten Carriere in ihre Hand gegeben, und die öffentlichen Examen unter den Augen des Generalgouverneurs, die glänzenden Belohnungen und das schnelle Avancement der Ersten jeder Klasse spornten sie zu den äußersten Bestrebungen an. Hätte der Marquis von Wellesley einen Mann gefunden, der die Anstalt in seinem Geiste geleitet hätte, so hätte sie für die politische Zukunft von Indien, für das Wiederaufleben der Gelehrsamkeit unter den Eingebornen, für die Verbreitung europäischer Kenntnisse unter ihnen, und für die Studien der Europäer über den Orient unberechenbare Folgen haben können. Allein es ist hier nicht der Ort die Fehler zu erzählen, die begangen worden sind, und die Interessen und Intriguen auseinander zu setzen, mit denen die Institution zu kämpfen hatte, bis sie endlich nach einer Existenz von 30 Jahren durch die beschränkten Ansichten, die gegenwärtig in Calcutta herrschen, zerstört worden ist.

Lumsden blieb 25 Jahre lang Professor am College, und füllte seine Stelle mit vielem Erfolg aus, er widmete sich ihr ausschließend, und gab eine beträchtliche Anzahl von Werken heraus. Es fehlte ihm weder an Scharfsinn noch an Gelehrsamkeit, allein er konnte sich doch nie auf die höchste Stufe als Gelehrter erheben, da es ihm an höherm literarischem Sinn fehlte. Er besaß die seine Landsleute charakterisirende Kälte, logische Ordnung und Bedürfniß von Zurückführen auf allgemeine Grundsätze, er war ein Mann etwa in der Kategorie von Dugald Stewart. Er hätte ohne Zweifel ein praktisches Leben und unmittelbar anwendbare Studien allem Andern vorgezogen, da ihn aber sein Interesse und sein Schicksal in eine literarische Laufbahn warfen, so suchte er darin einen seiner Geistesrichtung angemessenen Gegenstand. Weder Geschichte noch Poesie hatten irgend einen Reiz für ihn. Die Natur hatte ihn zu einem Benthamiten bestimmt, und wie diese ganze Klasse halb praktischer halb abstrakter Geister, zog er Logik und Psychologie allen andern Spekulationen vor. Daher zog ihn auch in seinen Sprachstudien vor Allem Grammatik an, nicht der analytische Theil, sondern allgemeine Grammatik, und die Zurückführung der Sprachformen auf die Formen der Intelligenz. Sein berühmtestes Werk ist seine persische Grammatik, die im Jahre 1810 in zwei Bänden Folio in Calcutta erschien. Er ließ sich die Beispiele für die verschiedenen Regeln durch die Munschis liefern, die unter ihm standen; er

selbst übernahm ihre logische Anordnung und ihre Zurückführung auf allgemeine Grammatik, wobei er die Definitionen des jetzt beinahe vergessenen Werkes von Horne Tooke zu Grunde legte. Diese Dissertationen schwellten den Umfang des Werkes so an, daß es zum Gebrauch höchst unbequem wurde, und es wäre zu wünschen, daß sich jemand fände, der diese wilden Auswüchse wegschnitte, und den reichen Schatz von positiven Daten, welche das Buch enthält, in eine brauchbare Form reducirte. Bei allen seinen Fehlern wird aber diese Grammatik immer ein Werk von großem Werth bleiben. Eine arabische Grammatik, von der er im J. 1812 den ersten Band in Folio herausgab, blieb unvollendet. Im J. 1811 ließ er den ersten Band einer Ausgabe des Buchs der Könige von Ferdusi erscheinen, die indische Regierung hatte dazu eine zahlreiche Kommission von Eingebornen niedergesetzt, welche Handschriften verglichen, und die Resultate zwei persischen Gelehrten übergeben, welche den Text festsetzten, und unter Lumsdens Aufsicht herausgaben. Dieser schrieb eine Vorrede dazu, scheint aber sonst wenig Hand dabei angelegt zu haben, auch ist die Kritik des Textes höchst mittelmäßig, der Druck fast unleserlich, und die Kosten desselben waren so ungeheuer, daß die Regierung die Arbeit nicht fortsetzen ließ.

Die gewöhnliche Art, wie die Regierung die Herausgabe orientalischer Werke beförderte, bestand jedoch nicht darin, daß sie die Kosten derselben direkt übernahm, sondern in einer Subscription auf 100 Exemplare. Der Preis derselben wurde gewöhnlich so von dem Herausgeber festgesetzt, daß sie die ganzen Kosten bezahlten, und ihm der Rest der Auflage in den Händen blieb. Die Folge war, daß die europäischen Professoren am College gewöhnlich ihren eingebornen Secretärs die Arbeit übertrugen, eine kurze Vorrede dazu schrieben, vielleicht einen Probebogen durchlasen, ihre Namen auf den Titel setzten, den Munschi in der Vorrede erwähnten, und sich so mit geringer Mühe und ohne Kosten einen Namen machten. Auf diese Art gab auch Lumsden nach und nach 4 Bände in Quarto, unter dem Titel Persian selections heraus, von denen wohl wenig mehr als der Plan ihm persönlich gehört. Sie bestehen aus beträchtlichen Theilen von 8—10 der populärsten hauptsächlich poetischen Werke der persischen Literatur, von denen aber keines ganz gegeben ist, was an sich ein großer Fehler ist, auch ist die Auswahl nicht besonders zweckmäßig; allein, wie schon gesagt, Lumsden legte wenig Werth auf Literatur und Geschichte, er fühlte das Bedürfniß von Textbüchern für das College, und benutzte die gebräuchlichen Mittel sie herausgeben zu lassen, und es läßt sich nicht läugnen, daß er auch so der orientalischen Literatur bei dem großen Mangel gedruckter Bücher einen annehmbaren Dienst geleistet hat.

Er kehrte ums Jahr 1826 nach Europa zurück, wo er sogleich seine orientalischen Bücher und Handschriften verkaufte, und an fing sich mit Chemie abzugeben; er lebte theils in London, theils in Cheltenham, besuchte bisweilen Paris und starb am 31sten März d. J. an Folge der Erschöpfung durch das tropische Klima, in dem er den größten Theil seines Lebens zugebracht hatte. In seinem Privatleben war er ein ehrenhafter und freundlicher Mann, und vollkommen frei von der krankhaften Eitelkeit, welche den Umgang so vieler Gelehrten ungenießbar macht.

Die Ströme der Erde.

N o r d a m e r i k a.

(Fortsetzung.)

Ehe wir den Mittellauf des Missisippi schildern, müssen wir die Flüsse, die auf dem Ostabhang der Cordillerenkette entspringen, von Süden herauf verfolgen.

Von den Flüssen im Staate Guatimala ist hauptsächlich nur der Usumasinta *) zu bemerken, wegen der Länge seines Laufs und der Vortheile, die er der Schifffahrt darbietet. Er entspringt im Distrikte Peten, einer Unterabtheilung der Provinz Verapaz in Centralamerika, durchfließt das Gebiet der Mayas, das von Mexiko durch eine Bergkette getrennt ist, und durchbricht diese, wobei er über eine große Katarakte hinabstürzt. **) Eine Strecke unterhalb dieser Katarakten, welche die Schifffahrt unterbrechen, fällt der San Pedro ein, dessen Wasser sich durch seine versteinernde Kraft auszeichnet, und mehrere andere bedeutende Flüsse, z. B. der Tuliga, der etwa 1200′ breit ist. Unterhalb der Katarakte trägt der Usumasinta schon bedeutende Schiffe, obwohl er sich in eine Menge Kanäle und Verzweigungen theilt; seine Hauptmündung aber ist der Hafen von Vittoria, wo er westlich vom See Terminos die Campeche-Bai erreicht.

In Mexiko zeichnen sich der Panuco und der Rio del Norte, ehmals Rio Bravo genannt, aus. Der erste ist namentlich deßwegen zu beachten, weil er durch den berühmten Abzugskanal Desague de Huehuetoca die Gewässer der mexikanischen Seen empfängt. Von dem Rio del Norte war oben schon die Rede: man kann ihn einigermaßen dem Cusu Leuvu in Südamerika vergleichen. Beide Flüsse aber, so wie die dazwischenliegenden Tigre und Santander bieten aber noch eine besondere Merkwürdigkeit dar. Wenn sie durch die tropischen Regen geschwellt sind, führen sie eine ungeheure Menge Steine und Erde herab ins Meer, aber die Meeresströmung an der Küste durchkreuzt die Strömung der Flüsse, und hindert die Bildung von Delta's, die hier schnell zu großer Ausdehnung gelangen müßten; so aber behält das Gestade hier fortwährend die gleiche Curve bei.

Auf der Ostseite des Missisippi sind unter den in den Golf von Mexiko fallenden Gewässern nur der Apalachicola und Mobile zu bemerken, alle andern Flüsse des ungeheuren Beckens fallen in den gewaltigen Strom, der es von Norden nach Süden

---

*) Man kennt seinen Lauf eigentlich erst durch die Beschreibung, welche der Oberst Don Juan Galindo an die geographische Gesellschaft in London am Schlusse des Jahres einsandte.

**) In der Nähe dieses Falls finden sich noch in einer tiefen Höhle auf dem rechten Ufer einige eben so prachtvolle als seltsame Ruinen, und ein wenig unterhalb eine merkwürdige Denksäule mit Charakteren. Diese Gegenstände, die Ruinen von Palenque und eine Menge anderer Ueberreste, die sich in dem vom Usumasinta und seinen Nebenflüssen bespülten Landstrichen finden, beweisen, daß in einer sehr frühen Periode, gewiß vor dem 14ten Jahrhundert, wo Tenochtitlan gegründet wurde, dieses Land eines der civilisirtesten war.

durchströmt; alle seine Zuflüsse, mittelbare und unmittelbare aufzuzählen, wäre eine lange und mühsame Arbeit. Sein Becken entwickelt im größten Maßstabe die Wirkung des fließenden Wassers auf der Oberfläche eines großen Kontinents. Kein Fluß erläutert das Gesetz, daß eine Vermehrung der Wassermasse keine verhältnißmäßige Zunahme der Breite zur Folge habe, ja oft von einer Verengerung des Betts begleitet sey, auf eine anschaulichere Weise, denn bei der Vereinigung mit dem Missouri ist er über 3000 Schritte breit, wovon etwa der dritte Theil auf den erstern kommt; von da an aber bis zur Mündung des Ohio beträgt seine Breite nur etwa 1500 Schritte; auch die Vereinigung mit dem Ohio, St. Francis, dem weißen, Arkansas und rothen Fluß bringt nur eine höchst unbedeutende Vermehrung der Breite hervor. Die Alluvialebene dieses großen Flusses ist von langen Gebirgszügen fast fachförmig eingefaßt. *) Unterhalb der Einmündung des Ohio ist die Ebene 6 bis 10 geogr. Meilen breit, unterhalb diesem Punkte erweitert sie sich aufs dreifache. Auf den Gränzen dieses weiten Landstrichs, der aus lauter Alluvialboden besteht, sind senkrechte Klippen **) von Kalksteinen und andern Felsarten; auf einer großen Strecke bespült der Mississippi das östliche Felsenufer, und unterhalb der Vereinigung mit dem Ohio kommt er niemals mit dem westlichen in Berührung. Die Gewässer werden nach der östlichen Seite getrieben, weil alle großen Nebenflüsse auf der Westseite einfließen, und diese Seite des weiten Thales mit einer abschüssigen Masse von Thon und Sand ausgefüllt haben. Aus diesem Grunde werden die östlichen Felsenufer fortwährend unterwaschen und der Mississippi dringt langsam aber unablässig gegen Osten vor.

Der Fluß beschreibt auf seinem Laufe ungeheure gleichmäßige Curven, und zwar auf eine so regelmäßige Weise, daß die Schiffer und Indianer die Entfernungen danach berechnen. Jeder solchen Krümmung gegenüber findet sich eine Sandbarre, deren auswärts gebogene Form der innern Seite der Krümmung genau entspricht. Indem nun der Fluß diese Krümmungen immer tiefer ausgräbt, kehrt er oft in seinem Lauf so weit gegen einen frühern Punkt desselben zurück, daß man nach einer Fahrt von 5—6 geogr. Meilen kaum eine halbe Stunde von dem Punkt entfernt ist, von dem man abfuhr. Wenn sich nun die Betten so nahe kommen, so geschieht es oft, daß bei hohem Wasserstande der Strom die schmale Landzunge durchbricht, den Landabschnitt ***) zur Insel machte, und mit reißender Schnelligkeit durch dieses neue Bett strömt.

Der Fluß hat zu verschiedenen Zeiten des Jahres ein ganz verschiedenes Ansehen. In den Monaten April und Mai, wo der Schnee in den Landstrichen schmilzt, von denen seine Hunderte von tributaren Strömen herabkommen, gleicht der Missisippi einer bewegten Wasserwelt, und vielleicht gibt es auf der

*) Man denke nur an die vier Chikasaw Bluffs und einige andere Kalkberge, die sich alle auf dem rechten Ufer gegen den Missouri heranziehen und steil abfallen. Siehe Erste Reise nach dem nördlichen Amerika von Herzog Paul Wilhelm von Würtemberg. S. 138. 140 und 161.

**) Von den Anwohnern „Bluffs" genannt.

***) „cutt off" bei den Anwohnern.

Welt nichts, das die „Majestät der Bewegung" auf eine großartigere Weise darstellte. Zu andern Jahreszeiten ist aber die Scene ungemein verändert, denn die Gewässer entrinnen, ungeheure Sandbänke *) bleiben trocken liegen, und langsam schleicht der Strom dahin, die Schifffahrt ist langweilig und schwierig, und wegen der Abwesenheit menschlichen Lebens auf seinen Wassern hat Alles einen melancholischen Anstrich. In diesem Zeitpunkt aber verändert sich oft das Flußbett am meisten. Wenn der Fluß in sein Bette zurückgetrieben ist, wirkt er mit zerstörender Gewalt auf den Alluvialboden an seinem Ufer, der durch die letzte Ueberschwemmung erweicht und versumpft wurde. Ganze dicht mit Wald bewachsene Jaucherte werden in den Strom gerissen und große Stücke der auf die oben beschriebene Weise gebildeten Inseln werden hinweggeschwemmt. „Vor einigen Jahren," bemerkt Kapitän Hall in seinen Reisen in Nordamerika, „als der Mississippi regelmäßig aufgenommen wurde, zählte man alle Inseln von der Einmündung des Missouri bis ins Meer, aber jedes Jahr macht solche Veränderungen nicht nur in der Zahl, sondern auch in der Größe und Lage dieser Inseln, daß diese Aufzählung jetzt schon ganz unbrauchbar ist. Manchmal sind große Inseln völlig weggespült, an andern Stellen hängen sie sich an das Hauptufer an, oder um es richtiger anzugeben, der Zwischenraum wird durch Myriaden von Baumstämmen ausgefüllt, die durch Sand und Schlamm mit einander verbunden werden." Wenn der Mississippi und manche seiner großen Nebenflüsse ihre Ufer überschwemmen, und das Wasser von den Bäumen und Büschen aufgehalten wird, so setzt es den Schlamm und Sand ab, den es in Menge mit sich führt. Inseln halten die schwimmenden Bäume auf, und sie werden auf diese Weise mit dem Lande verbunden, die Baumstämme bilden mit dem Schlamme endlich eine feste Masse. Aber eine spätere Fluth zerstört wieder das Werk der frühern, und so ist das Mississippithal unablässigen Veränderungen ausgesetzt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Besonders zwischen Kap Girardeau und St. Louis, wo es außer den zu Tage liegenden Sandbänken eine Menge Untiefen gibt, auf denen manchmal die Schiffe sitzen bleiben, und sich oft Wochen lang abmühen müssen, um loszukommen. Siehe die obenerwähnte Reise des Herzogs Paul von Würtemberg. S. 170.

Inseln des grünen Vorgebirgs.

St. Vincent.

Diese Insel ist sehr gebirgig und den Winden ausgesetzt; Vieh gibt es im Ueberflusse, nur ist es mager, und während der trocknen Jahreszeit stirbt vieles aus Mangel an Futter. Die Bodenerzeugnisse bestehen in Färberflechte und etwas Baumwolle; Getreide und Früchte aber müssen die Einwohner von auswärts, und zwar hauptsächlich von St. Antonio beziehen. Die Insel hat eine herrliche Bai, Porto Grande genannt, eine der größten und sichersten des ganzen Archipels des grünen Vorgebirgs. Die Schiffe können hier, vor dem Winde vollkommen geschützt, in jeder Tiefe, von 5 bis zu 18 Faden, vor Anker gehen und sehr gutes Holz im Ueberflusse erhalten. Das Wasser, das man aus einem Brunnen im nördlichen Theil der Bai zieht, ist weder gut, noch in bedeutender Menge vorhanden. Auch an der Südwestseite der Insel befindet sich eine Bai, San Pedro genannt, von mittlerer Größe und mit einem schönen Sandufer. Jedes Schiff kann hier, ungefähr in der Mitte der Bai, oder vielmehr ein wenig mehr nach Westen hin, in einer Tiefe von zehn Faden Anker werfen. Es ist dieß ein guter Ankerplatz während

der trocknen Jahreszeit, und die Einwohner versichern, daß man gutes Wasser und Holz im Ueberflusse haben könne. Die amerikanischen Wallfischfänger legen hier an.

Wir segelten, als wir hier vorüberfuhren, so schnell, daß ich diese Bai nicht genau untersuchen konnte. Die östliche Küste bietet ebenfalls noch einen Landungsplaz, do Pria da Gatta genannt; das Gestade ist sandig, und die Schiffe können nahe am Lande in einer Tiefe von sechs Faden Anker werfen. Der Grund ist rein, aber das Meer treibt gerade nach einwärts, der Wind mag nun von Nordost oder von Südost kommen, weil die Insel St. Lucie zwischen beiden Punkten eine Schutzwehr bildet.

San Nicolas.

Auf dieser hohen Insel befinden sich zwei merkwürdige Berge, die man schon in einer Entfernung von 15 Stunden sieht; der eine hat die Gestalt eines Zuckerhutes, wird der Pic du Commerce genannt und erhebt sich in der Mitte der Insel; der andere befindet sich am westlichen Ende derselben und wird mit dem Namen Monte-Goedo bezeichnet. San Nicolas ist fruchtbar, und man kann frische Nahrungsmittel zu billigen Preisen haben; nur fehlt es an Holz und Wasser. An der südlichen Küste und ungefähr 8 bis 9 Meilen von der östlichen Spitze findet man eine Bai, von den Eingebornen Carrical genannt, und den Engländern unter dem Namen der „Süßwasserbai“ bekannt. Auf einigen Karten findet sie sich auch unter dem Namen Porto Pregulea angegeben. Das Gestade dieser Bai besteht aus schwarzem Sande. In einer Schlucht sieht man mehrere Bäche und grünes Gebüsch. Die Schiffe finden in 10 Faden Tiefe Ankergrund und sind gegen die Nordostwinde geschützt. Einige Einwohner leben hier in kleinen Hütten; Wasser erhält man, wenn man an der Küste einbohrt. Hinter dem Strande befindet sich ein Teich aus dem man schöpfen kann, allein bei starker Fluth bringt Meerwasser hinein und macht ihn salzig.

Frische Lebensmittel kann man nur im alten Hafen bekommen, der acht bis neun Meilen Nordost zu Nord am Vorgebirge Vermelha, dem südlichsten Punkte der Insel, liegt. Hier befinden sich die königlichen Magazine und oberhalb ein kleines Fort. Vier Stunden von diesem Fort liegt die Stadt, wo der Gouverneur und der Bischof wohnen. Der Ankerplaz ist für kleine Schiffe bequem, nur können sie hier nicht genug Wasser bekommen. Ungefähr 200 Faden vom Meeresufer hat man zum Besten der Schiffe einen Brunnen gegraben, der jedoch nur wenig Wasser gibt.

Notizen über Rußland.

Militärischer Ueberblick seiner Gränzen.

(Fortsezung.)

b. Gränze gegen die Türkei. Die Seegränze des schwarzen Meeres liegt außer unserem Plane. Es mag hinreichen zu bemerken, daß Rußland durch den Besiz von Taurien eine sehr vortheilhafte Stellung gegen das osmanische Reich gewonnen hat. Denn ehe es Herr dieser Halbinsel und des Küstenstriches war, der sich zwischen dem Dniester und dem Dnieper ausdehnt, durfte es an keinen Angriff des türkischen Reichs auf dem schwarzen Meere denken. Heutzutage aber hindert die Russen nichts, eine Flotte zu Sebastopol auszurüsten, und ein Landungsheer bei Varna, 6 bis 8 Märsche von Konstantinopel, ans Land zu sezen. Der Hafen von Sebastopol ist einer der besten Europa's; in der Mitte ist sein Grund schlammig, an den Ufern besteht er aus Kiesboden. Auf der südöstlichen Seite erstreckt er sich ziemlich weit landeinwärts; das Wasser ist allenthalben für die größten Schiffe tief genug. Der Hafen ist mit Höhen umgeben, welche ihn gegen alle Winde, ausgenommen die aus Westen, schüzen. Beim Eingange befindet sich eine kleine Sandbank; sie wird durch Batterien vertheidigt, die auf einander gegenüberliegenden Erdzungen errichtet sind; eine dritte Batterie liegt der Stadt gegenüber. Aus dieser Beschreibung geht hervor, daß der Hafen ziemlich schlecht vertheidigt ist. Bei günstigem Winde könnte man mit vollen Segeln in denselben einlaufen, ohne viel von dem Feuer der Batterien zu leiden. Eben so leicht wäre es in der Nähe von Sebastopol zu landen, indem die Stadt offen und nicht wohl einer Vertheidigung fähig ist.

So lange die Türken im Besize von Groß-Abasien sind, haben sie auch die Mittel Taurien wieder zu erobern, weil durch die Steppen von Kertsch oder von der Südküste über Alontscha, Uskut und Sondag leicht dahin zu gelangen ist. Allein in dem jezigen Zustande der Türkei ist nicht wohl an dergleichen zu denken.

Die Gränze gegen die Moldau wird durch die Linien des Pruth und des Dniester gebildet. Die Türken, welche seit langer Zeit genöthigt sind die Moldau zu verlassen, um ihre Streitkräfte hinter der Donau zu konzentriren, waren außer Stande eine Defensive zu behaupten, welche ihnen in diesem Fürstenthume einige Aussicht auf Erfolg gab. Diese Hoffnung hat noch mehr abgenommen, seit Rußland in Folge des lezten Vertrags seine äußersten Posten bis hieher vorgeschoben hat. In späterer Zeit vielleicht ist es möglich, daß Oesterreich, im vollständigen Besize der Karpathen, sich in den Fürstenthümern der Moldau und Wallachei festzusezen sucht, um den Russen an der Donau den Weg in seine Hauptstadt zu verschließen. Es ist bekannt, daß der Pruth von Czernowiz, wo er Galizien verläßt, bis zu seiner Mündung in die Donau oberhalb Jackzka von dem Dniester nur durch einen langen, aber schmalen Ausläufer der Karpathen getrennt ist. Die Linie des Dniester, die einzige, welche in einer Ausdehnung von 60 Myriametern befestigt ist, hat nur vier feste Pläze; diese sind Chotim, Bender, Akerman auf dem rechten Ufer und Olviopol auf dem linken. Chotim liegt am äußersten Ende der Karpathenkette auf dem Abhange eines Hügels, der das rechte Ufer des Dniesters verengt; es ist ein schlechter Plaz, und für seinen Zweck viel zu enge; zwar liegt die Stadt Kaminiez auf dem linken Ufer nicht weit davon, wo man alle Magazine und sonstigen Etablissements für eine Armee errichten kann. Bender, das etwa in der Mitte der Linie liegt, hat alle Fehler einer von den Türken erbauten Festung; es ist nur von einem schlecht tracirten Umfange umgeben, wobei die Vortheile, welche das Terrain darboten, nicht besonders benuzt wurden. Es ist nicht möglich, sich gegen ein Kreuzfeuer in derselben zu behaupten.

Akerman ist auf einer Insel des Sees Ovidovo an der Mündung des Dniesters erbaut, und zwar am Fuße eines Felsens, auf welchem die Citadelle liegt. Zwei gemauerte Umfänge umgeben es; der untere ist für das Kleingewehr krenelirt, der obere für das Geschüz eingerichtet. Olviopol, von welchem Akerman der Brückenkopf zu seyn scheint, ist nicht so gut befestigt.

Die Linie des Pruth wird durch keine Festung gedeckt. Jassy, Falczy und Galacz auf dem rechten und Reni auf dem linken Ufer sind die einzigen beträchtlichen Städte an diesem Flusse. Durch die Linie des Pruth wird die Donau um etwa 10 Myriameter verlängert; innerhalb dieser kurzen Strecke besizt Rußland die Festungen Ismail und Kilia; erstere liegt auf dem rechten Ufer des südlichen Armes der Donau, gegenüber den kleinen türkischen Festen Isakcza und Tulcza, die jedoch die Russen nicht an einem Uebergange zwischen denselben und Galacz zu hindern vermögen, wie dieß in den Jahren 1809 und 1828 der Fall war. Der unvermeidliche Fall dieser beiden Punkte sezt das russische Heer in den Besiz sämmtlicher Donaumündungen, und gestattet demselben sich auf dem rechten Ufer festzusezen, und je nach Gutdünken entweder zwischen dem nördlichen Abfalle des Balkan und der Donau gegen Silistria und Rustschuk zu marschiren, oder direkt über Babadagh und Bazardschik auf Schumla zu rücken, oder auf der Straße entlang dem Ufer des schwarzen Meeres sich über Karaman und Mangalia auf Varna zu bewegen.

Auf dem linken Ufer des Dniesters von Olviopol bis zur Mündung der Kodema gibt es nur eine Straße. Hier trennt sie sich von dem Flusse, führt über Balta und Olgopol, nähert sich bei Jampol demselben wieder, und führt über Mogilew nach Kaminiez. Von Mogilew führt eine andere Straße über Kischenew und Bender nach Akerman. Zwischen dem Dniester und dem Pruth gibt es nur drei transversale Verbindungen, nämlich die Straßen von Jampol und Balta nach Jassy. Ganz schlechte Wege führen von Bender nach Kilia und von Akerman nach Ismail. Die Wege auf beiden Ufern des Pruth sind mit Ausnahme desjenigen, der von Chotim auf dem rechten Ufer nach Jassy führt, abscheulich, und für Truppenbewegungen und Artillerie unbrauchbar.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 161. 10 Junius 1835.

Die Beschwerden der englisch-ostindischen Armee.

(Dritter Artikel.*)

Ueber einzelne Nachtheile und Uebelstände des Dienstes, über Zurücksetzung der indischen Offiziere gegen die der königlichen Armee, über Vernachlässigung ihrer Interessen, und über die ungebührliche Anwendung des Sparsystems auf die Armee allein hatten Offiziere jenes zahlreichen Heeres, auf dessen Willfährigkeit und Diensttauglichkeit die englische Herrschaft in Indien beruht, ihre Klagen und Wünsche ausgesprochen. Diese Stimmen kamen vorzugsweise aus Indien selbst, sie waren vereinzelt, und kämpften gegen die Symptome eines Uebels, das seinen Sitz in London hatte. So wie man näher auf diese Klagen einging und ihren Grund untersuchte, so konnte es nicht fehlen, daß man endlich den rechten Fleck traf, und zuerst die Administration, dann die Zusammensetzung und endlich die Existenz des Rathes der Direktoren angriff. Die Art der Geschäftsführung dieses Rathes und sein Verhältniß zum Board of Controul, häufig auch bloß India-Board genannt, wird unsern Lesern noch aus der Schilderung vom vorigen Jahre **) erinnerlich seyn. Es läßt sich nicht läugnen, unter den jetzigen Verhältnissen ist der Rath der Direktoren ein hors d'œuvre. Seine Geschichte läßt sich mit wenigen Worten zeichnen. So lange die ostindische Kompagnie nur Handel trieb, konnte die Regierung sie unbesorgt sich selbst überlassen, sobald aber diese Kompagnie großen Landbesitz errang, und nicht nur mit indischen Fürsten, sondern auch mit europäischen Nationen auf indischem Boden Krieg führte, als Streitigkeiten in diesen fernen Besitzungen Veranlassung zu Kriegen in Europa abgaben, da konnte die Regierung die Ruhe und den Frieden des Staates nicht mehr dem Gutdünken der Direktoren einer Handelskompagnie überlassen. Darum führte Pitt den Board of Controul ein, der eigentlich dazu bestimmt war, alle diejenigen Verhältnisse des ostindischen Reichs zu beaufsichtigen, welche zu Zerwürfnissen mit europäischen Mächten führen konnten. Zwar sank die Macht der Franzosen in Indien noch im verflossenen Jahrhundert fast auf Null herab, dafür aber begann der Kampf mit den Besitzungen des mit Frankreich anfangs verbündeten und dann vereinigten Hollands, dessen Herrschaft in den malayischen Ländern seit Jahrhunderten begründet und viel tiefer gewurzelt war, so daß die letzte Besitzung desselben erst im Jahre 1811 von den Engländern genommen werden konnte. Während dieser Zeit waren die Kriege mit den indischen Fürsten ihren gewöhnlichen Gang gegangen, der unwandelbar damit endigte, daß diese in mehr oder minder drückende Abhängigkeit von den Engländern geriethen, welche, auf eine schonende Art durch Residenten und sogenannte Hülfstruppen ausgeübt, für die entnervten Fürsten wenig Zurückstoßendes hatte. Je mehr aber auf diese Weise das Reich in Indien sich ausdehnte, desto weniger konnte man dem Rath der Direktoren die Leitung allein überlassen, und mit jeder Erneuerung des Freibriefs wurde die Gewalt des India-Board vergrößert.

Seitdem nun aber die Kompagnie als Handelsgesellschaft ganz aufgehört hat, und der Rath der Direktoren, obgleich noch allzu zahlreich aus Handelsmännern zusammengesetzt, nur noch die politische Leitung der Geschäfte hat, wozu dann zweierlei Behörden, den India-board und den Rath der Direktoren? diese Frage mußte sich bald erheben, und die Zusammensetzung des letztern, so wie die Verwaltung wurden nun der Gegenstand bitterer Commentarien. Wer sind diese Direktoren? wie werden sie gewählt! welche Macht besitzen sie, und wie üben sie solche aus? das sind Fragen, die leicht und schwer zu beantworten sind, je nachdem man es nimmt; leicht, wenn man die geschriebenen Konstitutionen der Kompagnie zur Hand nimmt, schwer, wenn man auf die Sache selbst eingeht. Die Direktoren werden, ehemals 24, jetzt 30 an der Zahl gewählt von denjenigen Stockbesitzern, welche wenigstens 1000 Pfd. Kapital besitzen; wer 2000 Pfd. Kapital besitzt, ist wählbar. Die Zahl dieser Kapitalbesitzer beträgt über 2000, wovon ein starkes Drittheil wahlberechtigt ist. Die Mehrzahl dieser Wähler besteht aus Fremden, aus alten Jungfern und Wittwen, — der letztern waren bei der Wahl von 1831 nicht weniger als 343, — aus Kaufleuten, die sich von den Geschäften zurückgezogen u. dgl., und die Männer, denen eine solche Wählerschaft den Vorzug gibt, sollen nun ein weites Reich von 80 bis 100,000,000 Menschen beherrschen. Das ist ein innerer Widerspruch, dem man auf Umwegen abhilft, freilich auf Umwegen, die viel Geld kosten, das man bei einem solchen Reiche besser und nothwendiger verwenden könnte. Nicht mit Unrecht sagt der Verfasser eines Artikels in der Naval

*) Siehe Ausland von diesem Jahre Nro. 94 u. 97.

**) S. Ausland, Jahrgang 1834. Nro. 186 u. 187.

and Military Gazette: „der Rath der Eigenthümer (court of Proprietors) ist seit vielen Jahren, namentlich aber seit der letzten Erneuerung des Freibriefs (im J. 1833) eine Körperschaft ohne alle politische Bedeutung geworden. Zu welchem Zwecke man ihn fortbestehen ließ, geht über unser Fassungsvermögen. Seit sie nach dem neuen Freibrief ihrer Dividenden aus den Einkünften Indiens sicher sind, haben sie nicht Einmal die angenehme Formalität zu erfüllen, eine Dividende von 10½ Proc. aus den Ergebnissen des Handels sich in ihren halbjährigen Versammlungen zu votiren."

Mit den Direktoren ist es wo möglich noch schlimmer bestellt. Durchliest man den neuen Freibrief der Kompagnie, so wie die Verhandlungen zwischen dem Präsidenten des India-Board Hrn. Ch. Grant, und den Direktoren der Kompagnie, welche den Debatten im Parlamente vorangingen, so sieht man ohne alle Mühe, daß die Direktoren zur Annahme des neuen Freibriefs, der ihnen durchaus jede wirkliche Macht entzog, nur durch die deutlichen Drohungen Hrn. Grants bewogen wurden. *) Warum nahmen aber die Direktoren diesen für diese erniedrigenden Vorschlag an? weil ihr Privatinteresse es erforderte, und dieß Privatinteresse wird auf eine Weise gepflegt, welche für die Verwaltung Indiens im höchsten Grade nachtheilig seyn muß, nämlich in der Besetzung der Aemter in Civil und Militär, was die Engländer unter dem allgemeinen Namen patronage begreifen, und worein die Direktoren sich theilen. Freilich werden nicht die sämmtlichen Aemter verkauft, wohl aber die Anwartschaft dazu, indem sämmtliche writerships, Schreiberstellen, d. h. Civildiener untern Rangs, so wie alle Kadetten- und ärztlichen Stellen, nur gegen Geld oder sonstige Vortheile ertheilt werden. Vom Jahre 1796 bis 1832 wurden 10,388 Kadetten und Unterärzte nach Indien geschickt, im Durchschnitt also 282 jährlich. Ein Korrespondent der oben erwähnten Naval and Military Gazette rechnet jede dieser Stellen nur zu 500 Pf., was also ein jährliches Einkommen von 141,000 Pf. machte. Hiezu kommen noch ungefähr 40 writerships, wovon jede 1500 Pf. wenigstens kostet, was noch 60,000 Pf. weiter ausmacht. oder im Ganzen 200,000 Pf., ungerechnet eine Menge unbedeutenderer Stellen. Die Summe wäre gewiß groß genug, um die schmalen Pensionen der tapfern Männer etwas zu vergrößern, durch deren Anstrengungen das mächtige Reich im Osten erworben wurde und erhalten wird, und die gewiß gegründetere Ansprüche haben, als die Direktoren, in so fern Geschicklichkeit, Tapferkeit oder lange und gefahrvolle Dienste in einem fremden Lande den erstern einen Vorzug geben vor Leuten, deren Haupt-, wo nicht einziges Verdienst, in einem wohlgespickten Geldbeutel besteht.

Aus Furcht, die aus solcher Aemterverleihung hervorgehenden Vortheile zu verlieren, ließen die Direktoren jede andere Rücksicht unbeachtet, und die Regierung war schwach genug, die zahllosen Mißbräuche, die daraus hervorgehen, eben dadurch zu sanktioniren, daß sie die Direktoren im Besitz einer solchen Gewalt ließ, welche nur die Folge haben kann, die Mängel der Lokalverwaltung zu verewigen, und Indien wie England der großen Vortheile zu berauben, die aus einer freien Mitbewerbung um diese Civil- und Militärstellen entspringen müßten. Freilich möchte man jeden vernünftigen Mann fragen, weßhalb man überhaupt den Rath der Direktoren bestehen ließ, der durchaus *keine* Exekutivgewalt mehr besitzt, ungeheure Kosten verursacht, *) und noch überdieß nutzloser Weise die Verantwortlichkeit mit dem Board of Controul theilt, dessen Beschlüssen er sich nicht Einmal wirksam widersetzen kann? Allerdings mögen sich unter den Direktoren Männer von Erfahrung in indischen Angelegenheiten finden, diese könnte man aber gar wohl zu dem India-Board versetzen, da die Existenz des Direktoriums, als einer besondern, jedoch aller wirklichen Macht entkleideten Behörde eine Thorheit ist.

(Schluß folgt.)

*) Er warf ihnen die Drohung hin, „wenn sie die Vorschläge des India-Board nicht annehmen, so würde er dem Parlament einen Plan der Regierung von Indien vorlegen, wobei die Kompagnie gar nicht mit dazu gezogen würde. (without the instrumentality of the Company.)

*) Was die Beamten des Indiahouse kosten mögen, mag man nur unter anderm daraus abnehmen, daß von 1797 bis 1813, 9,094 Foliobände Korrespondenz nach England geschickt wurden: von 1814 bis 1819 stieg die Zahl sogar auf 12,411 Pf.; auf das Jahr kommen also 500 Foliobände, die durchlesen werden müssen, um darüber Bericht erstatten zu können. Dieß ist das Geschäft der India clerks, die von 12—2400 Pf. St. Besoldung haben.

Die Ströme der Erde.

Nordamerika.

(Fortsetzung.)

Eine der größten Merkwürdigkeiten dieses Flusses ist die ungeheure Menge Holz, welche Jahr aus Jahr ein auf ihm herabschwimmt. Wie unglaublich groß diese Massen von Treibholz sind, werden wir weiter unten sehen, wenn vom Delta des Missisippi die Rede ist, hier wollen wir bloß bemerken, daß bei weitem der geringste Theil dem Missisippi selbst angehört, sondern hauptsächlich seinen Nebenflüssen, und unter diesen vor Allem dem mächtigen Missouri, dessen Lauf länger und dessen Wassermasse größer ist, als die des Missisippi selbst. Der Lauf des Missouri, der gleich mehreren seiner bedeutendern Beiflüsse, wie der Yellowstone und Kanzas, ein mit prachtvollen Urwäldern bedecktes Gebiet durchströmt, gibt einen augenscheinlichen Begriff von dem Abfall des Landes.

Bis jetzt kennt man nur seine südlichen Quellen, welche seit der Reise der Hrn. Clark und Lewis die Namen Jefferson, Madison und Gallatin tragen, und zwischen 44° und 45° N. B. liegen; die nördlichen noch unbekannten Quellen mögen von 50° wenig entfernt seyn. Sie vereinigen sich unter 47° ungefähr zu einem schon ziemlich beträchtlichen Flusse, der von hier an gerade gegen Osten strömt, und nachdem er etwa neun Breitegrade dieser Richtung gefolgt ist, sich plötzlich südwärts wendet, beinahe unter gleicher Breite mit den Quellen des Missisippi und der Wasserscheide zwischen dem merikanischen Golf und der Baffinsbai. Auf diesem Oberlaufe ist der Yellowstone, mit dem sich

der Bighorn vereinigt, sein Hauptzufluß; *) die bedeutendern Zuflüsse aber erhält er auf seinem südlichen Laufe von 48° bis 39° N. B., auf welcher Strecke er jedoch einen bedeutenden Bogen gegen Osten macht. Auf diesem Laufe empfängt er namentlich den weißen Fluß, den reißenden Fluß (eau qui courre) und den Platten Fluß, der sich durch eine seltsame Eigenthümlichkeit auszeichnet: troß seines langen, ununterbrochen von Ost nach West gerichteten Laufes ist er doch sehr flach, daher sein Name, und wegen einer Menge Stromschnellen und Untiefen unschiffbar; es scheint, als ob er beinahe auf seinem ganzen Laufe über ein Felsenbett dahinströme. Seine Quellen sind tief im Gebirge, wie schon oben bemerkt wurde. Der nächste bedeutende Fluß, der sich in den Missouri einmündet, ist der Kanzas, der zwar bei der Mündung nur etwa 600′ breit, aber ungemein tief ist; sein Lauf ist hier träge, und man glaubt beinahe er ströme rückwärts, diese Erscheinung ist aber durch den langsamen Lauf des Kanzas und die reißende Strömung des Missouri sehr erklärlich. Der Lauf dieses letztern Flusses auf dieser ganzen Strecke ist äußerst unregelmäßig, man möchte sagen, nicht ausgebildet, er verändert oft sein Bette, setzt Land an, und reißt es wieder ab, wie der Missisippi, auch finden sich an mehrern Stellen große Massen von Treibholz. Das linke Ufer ist häufig flach, und leicht überschwemmt, während das rechte sich in steilen Felsen erhebt. An seiner Einmündung in den Missisippi findet sich, wie bei fast allen Einmündungen der bedeutendern Flüsse in denselben eine Insel, eine Folge der heftigen Gegenströmungen beider, und der großen Masse von Erde und Steinen, die sie fortwälzen.

Von den übrigen Zuflüssen des Missisippi auf der rechten Seite ist außer dem rothen Flusse (rio roxo de Natchitoches), dessen wir beim Delta des Missisippi gedenken werden, namentlich noch der Arkansas bemerkenswerth. Dieser Fluß, dessen Quellen gleichfalls tief im Gebirge sind, hat 250 geogr. Meilen von seiner Mündung eine Breite von mehr als 1000 Schritten, sein Wasser ist süß und trinkbar, 200 Meilen tiefer unten aber ist es bralisch und ungenießbar, und der Fluß hat nicht an Breite zugenommen, was um so mehr zu verwundern ist, da auch er immer bedeutend anschwillt, und in der Nähe der Mündung die Ufer überströmt.

Auf dem linken Ufer des Missisippi ist außer dem Wisconsin, Illinois und Kaskaskia hauptsächlich nur der Ohio zu bemerken, der in der Nähe von Pittsburg in Pennsylvanien durch die Vereinigung des Alleghany mit dem Monongahela entsteht, und auf seinem langen Laufe den Muskingum, Scioto, Miami, Wabash, Kentucky, Green River, Cumberland und Tenessee aufnimmt, lauter Flüsse, die durch Landschaften strömen, welche vor 40 Jahren noch Wildnisse waren, und jetzt in wunderbarem Aufblühen begriffen sind. Die Ufer des Ohio an seiner Mündung bestehen nicht aus festen Felsmassen, sondern aus niedrigem, weichem, aufgeschwemmtem Boden. Die von dem Wasser an den Bäumen hinterlassenen Spuren bestätigen die Behauptung, daß der höchste Wasserstand an der Mündung dieser riesenhaften Stromgebiete eine Höhe von 15′ über dem mittleren Wasserstand erhalten könne, und die Bemerkung mehrerer Reisenden, daß die Ufer des Ohio in der Nähe seiner Mündung sich seit einigen Jahrhunderten sehr verändert haben müssen, ist deßhalb nicht zu verwundern. Auch werden die Ufer häufig durch den bloßen Gegendruck der Strömung des Missisippi, welche den Abfluß der Gewässer des Ohio hindern, weithin überschwemmt, und eine ziemliche Strecke hinauf sind dieselben mit Rohr bewachsen, aber je höher man hinaufkommt, desto lieblicher wird die Scenerie; die Franzosen hatten nicht Unrecht, den Fluß la belle rivière zu nennen, und der Deutsche glaubt sich oft in die reizenden Gegenden der Elbe und Donau versetzt. „Malerische Felsen," sagt Herzog Paul von Würtemberg, „zeigen sich an dem nördlichen Ufer des Stroms oberhalb der Horrikan-Insel, und bilden schroffe thurmförmige Gestalten, welche, sich aus dem Bette des Ohio erhebend, in grünen und wilden Gruppen dem Auge des Beobachters sich darstellen. Unter diesen Kalkmassen sah ich auch das allgemein bewunderte Höhlengebilde, welches unter dem Namen Cave in rock (la grande Caverne) von mehrern Reisenden beschrieben worden ist. Sie ist in einer Höhe von mehr als 100 Fuß ausgeschweift und besteht aus parallel laufenden Kalkschichten, welche Ueberbleibsel versteinerter See- und Schalenthiere enthalten." Eben diese Felsen bilden aber auch zahlreiche Schnellen, die nicht immer ohne Gefahr zu beschiffen sind.

Die Apalachen drängen sich hier auf der linken Seite des Stroms von Osten gegen Westen; von ihnen kommen der Cumberland und Tenessee herab, doch ist das Gebirge schon so stark gegen Westen gebogen, daß sie nicht mehr in den Missisippi, sondern nach langem parallelem Laufe in den Ohio fallen. So kommt es, daß unterhalb des Ohio sich kein auch nur einigermaßen bedeutender Fluß in den Missisippi ausmündet, und dieser Strom, der bisher einen südöstlichen Lauf verfolgte, sich von jetzt an mehr gerade gegen Süden wendet.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die linken Zuflüsse des Missouri in seinem obern Laufe fließen fast nördlich wenigstens nordöstlich, und werden von den Zuflüssen des gegen Süden gerichteten Mittellaufs durch die Kette der sogenannten schwarzen Berge (black hills) geschieden.

Notizen über Rußland.

Militärischer Ueberblick seiner Gränzen.

(Schluß.)

Westgränze. Die Westgränze Rußlands bietet kein geringeres Interesse dar, sey es nun, daß man denjenigen Theil betrachtet, der an Oesterreich gränzt, oder denjenigen, der gegen Preußen und Schweden Front macht.

Gränze gegen Oesterreich. Die Gränze gegen Oesterreich hat von dem Freistaate Krakau bis nach Kaminiez eine Ausdehnung von 60 Myriametern, und macht gegen Gallizien Front. Obwohl sie ihrem Umrisse nach auf den ersten Anblick für Rußland vortheilhaft zu seyn scheint, so ist sie in der Voraussetzung eines Koalitionskriegs gegen Rußland doch noch günstiger für Oesterreich. Denn das weite Land zwischen dem Bug und dem Dnieper ist ziemlich fruchtbar, offen und gänzlich von Festungen entblößt, und könnte daher leicht von einem Heere besetzt werden, das von Lemberg oder von Tarnopol ausmarschirt. Die einzigen Stützpunkte der Russen wären alsdann im Nordwesten die kleine Festung Zamosk, und im Südosten Kaminiez und Chotim, welche beide kaum gegen einen Handstreich gesichert sind. Zum Rückzuge hätten sie nur die Straßen nach Pinsk, Mozyr, Kiew und Czerkassy. Nach einer Niederlage könnten sie das Feld nicht mehr behaupten, und müßten sich

entweder hinter den Sumpf des Prypeț oder hinter den Dnieper zurückziehen.

Gränze gegen Preußen. Die Gränze gegen Preußen beginnt bei Polangen, engt die Küste in der Nähe der Niemenmündung ein, überschreitet diesen Fluß unweit Johannesburg, zieht sofort über Schirwind, Oletsko, Willenberg nach der Weichsel bei Thorn und von da nach Kalisch; hier wendet sie sich südlich bis nach Krakau, wo sie eine östliche Richtung nimmt.

Der Umriß dieser Gränze ist ganz zum Vortheile von Rußland. Gegenwärtig hat dieses zwar nur die Festung Modlin und die Citadelle von Warschau, allein seine centrale Lage macht es ganz zum Herrn der Oder, und obgleich Preußen im Besitze von Danzig, Colberg, Graudenz und Posen ist, wird es doch nie mit Vortheil gegen die Massen kämpfen können, welche von Plock und von Warschau debouchiren. Es muß sogar gleich beim Beginne der Feindseligkeiten auf Alt-Preußen Verzicht leisten, um nicht gegen die Ostsee gedrängt und von der Weichsel abgeschnitten zu werden.

Gelänge es bei einem Koalitionskriege, das russische Heer auf das rechte Ufer der Weichsel zurückzudrängen, so ließe sich ohne große Hindernisse eine große Strecke Landes erobern; denn von der Weichsel bis zur Dwina begegnet man nur noch dem Niemen, der jedoch durch keinen festen Platz gedeckt ist. Daher beeilt sich auch die umsichtige russische Regierung, Brzesz zwischen der Weichsel und der Beresina zu befestigen, um für alle Fälle einen Waffenplatz gegen Preußen und Oesterreich zu haben, der zugleich Polen und Litthauen imponirt. Sie erweitert ferner die Werke von Bobruisk am rechten Ufer der Beresina, so wie auch die Werke von Dünaburg, welches die untere Dwina vertheidigt.

Allein auch dabei bleibt die russische Regierung nicht stehen; seit längerer Zeit wird erwogen, ob nicht südlich von Brzesz, etwa zu Ostrog oder Lutsk, ein Waffenplatz gegen Oesterreich, und nördlich davon, etwa bei Kowno oder Olita, ein zweiter gegen Preußen erbaut werden soll.

Gränze gegen Schweden. Vor 33 Jahren begann die Gränze gegen Schweden 5 Myriameter vom weißen Meere, deckte die Provinz Olonez, ging 5 Myriameter am Ladoga-See vorbei und fiel 18½ Myriameter von Petersburg in den finnischen Meerbusen. Diese Gränze hat sich seit 1817 geändert. Sie umfaßt jetzt Norwegen bis an den Torneo, folgt diesem bis zu seiner Mündung in den bottnischen Meerbusen, geht sofort über die Alands-Insel und erreicht den Kontinent in Liefland wieder. Dadurch kamen die Häfen Abo und Sweaborg, Schwedens wichtigste See-Etablissements, an Rußland. Auch auf dieser Gränze ist Rußland im großen Vortheile gegen Schweden. Die Insel Aland ist von der schwedischen Küste nur 5 Myriameter, und der Archipel, welcher die Zugänge zu Stockholm von Seite Rußlands maskirt, nur 4½ Myriameter von Kronstadt entfernt. Häufig gefriert der ganze Meerbusen so fest, daß Truppen über das Eis marschiren können. Hieraus geht hervor, wie mißlich Schwedens Lage einem solchen Nachbar gegenüber ist.

Etablissements am baltischen Meere. An derjenigen Küste des baltischen Meeres, welche Schweden gegenüber liegt, findet man die meisten und besten Plätze des russischen Reichs. Es sind ihrer vier. Riga hat einen bastionirten verkleideten Umfang mit Halbmonden und einem bedeckten Wege. Die Gräben sind breit und mit Wasser gefüllt. Die Zugänge sind durch detaschirte Lünetten von Erdwerk vertheidigt, welche 400 Meter vor dem Glacis liegen. Zahlreiche Vorstädte, welche sich bis an den Fuß des Glacis ausdehnen, maskiren den Platz. Die Citadelle ist ein regelmäßiges Sechseck von gutem Tracé, mit Halbmonden und bedecktem Wege; sowohl die Escarpe als die Contrescarpe sind verkleidet.

Das Fort Dünamünde, an der Mündung der Dwina, auf dem linken Ufer und einer von diesem Flusse und der Aa gebildeten Insel erbaut, ist ein Sechseck mit verkleideter Escarpe und Contrescarpe, Halbmonden und bedecktem Wege.

Die Linie der Dwina, durch Riga, das Fort Dünamünde und andere leicht zu befestigende Punkte vertheidigt, bildet für die Russen eine defensive Stellung, welche die Straße von Königsberg und Warschau nach Petersburg deckt.

Reval, Hauptstadt von Esthland, liegt in einer Bucht des finnischen Meerbusens. Ihr Hafen faßt einen Theil der russischen Flotte. Die Rhede ist geräumig und gut. Es befindet sich hier ein Seezeughaus, es werden jedoch nur Bricks und Kanonierschaluppen daselbst gebaut. Die Werke dieser Stadt bestehen in einem bastionirten Umfange von unregelmäßigem Tracé, wovon nur ein Theil verkleidet ist. Die bedeckten Wege sind beinahe ganz verschwunden und von Vorstädten umgeben.

Narva liegt auf dem linken Ufer des Flusses gleichen Namens; es vertheidigt die große Straße von Riga nach Petersburg. Dieser Platz hat einen bastionirten Umfang mit unregelmäßigem Tracé, mit Halbmonden und bedecktem Wege. Escarpe und Contrescarpe sind verkleidet. Narva ist ein Brückenkopf, der die defensive Stellung vom Peipus-See bis ans Meer deckt.

Jamburg, eine kleine Stadt auf dem rechten Ufer der Luga, liegt 11 Myriameter von Petersburg und 3 vom finnischen Meerbusen; sie hat eine kleine Citadelle von Erdwerken, welche die Straße von Reval nach Petersburg deckt.

Kronstadt liegt am östlichen Ende der Insel gleichen Namens, im hintersten Theil des finnischen Meerbusens, und vertheidigt den Zugang zu der Hauptstadt, so wie den Kanal, durch welchen die Kriegsschiffe passiren. Auf der Westseite ist dieser Platz durch einen schlechten Erdumfang geschlossen; ein Wassergraben und Pallisaden umgeben ihn. Letztere würden selbst Feldgeschützen nur geringen Widerstand leisten. Die Nordseite ist von einem Erdwerke umschlossen, das leicht verbessert werden könnte. Im Osten und Süden ist der Platz durch einen Damm geschlossen, auf welchem sich eine Brustwehr erhebt. Drei Forts von Mauerwerk und mit mehreren Batterien über einander vertheidigen den Kanal. Die beiden äußersten Forts sind nicht gut angelegt und könnten durch Schiffe zusammengeschossen werden. Das dritte, Cronslot genannt, erfüllt seinen Zweck besser.

Petersburg ist eine offene Stadt; sie hat eine Citadelle, die jedoch nur zu Aufbewahrung politischer Gefangenen dient, und keinen ernsten Widerstand zu leisten vermag.

Auf dem neuerworbenen Antheil von Finnland befinden sich noch Sweaborg, Helsingfors und Frederiksham, alle drei feste Plätze und wichtige Militär-Seehäfen.

Vermischte Nachrichten.

Zu Bony, einem kleinen Dorfe des Departements du Nièvre, hat man in einem eisernen Gefäße, das in einem alten Gebäude vergraben war, 12,000 römische Münzen gefunden. Sie sind nicht gerade selten, bieten indeß eine merkwürdige Mannichfaltigkeit dar. Man kann sie nach folgender Ordnung klassifiziren: 1) Julia Mösa Augusta, Urgroßmutter Heliogabals. 2. 3. 4) Die Kaiser Volusianus, Valerianus, Vater, Gallienus. 5) Salonina, Frau des letztern. 6) Saloninus (Cäsar), sein Sohn. 7) Valerianus Cäsar. 8) Posthumus, Vater. 9) Victorinus, Vater. 10) Claudius II Gothicus. 11. 12) Quintillus, Aurelianus, Kaiser. 13. 14) Tetricus, Vater und Sohn, Gegenkaiser.

*

Die nordische Biene vom 6 Mai a. St. enthält nachstehende wunderliche Nachricht: „Man spricht viel von einer neuen Entdeckung, vermittelst deren man einige tausend Kopien von Büchern, Planen, Zeichnungen, Gemälden u. s. w. in sehr kurzer Zeit erhalten kann. Diese Operation erfordert, wie man sagt, weder Kenntniß der Schreibe-, noch der Zeichenkunst, und gibt also auch dem Blinden Gelegenheit dem Originale getreu zu schreiben und zu zeichnen, denn zu der ganzen Operation sind nur die Hände nöthig. Wir wollen sehen, was herauskommt. Der Erfinder sammelt Subskriptionen zu 25 Rubel für die Person, und will sein Geheimniß bekannt machen, sobald er 200 beisammen hat.“

*

Das Taunton Chronicle, und nach diesem die Litterary Gazette, erzählt folgenden, wenn er wahr ist, sehr merkwürdigen Umstand: „Kürzlich fand man in der Nähe von Taunton eine dunkelfarbige Viper von etwa 19 Zoll Länge; sie hatte aber 2½ Zoll vom Schweife zwei weiße Füße, die in sechs scharfe weiße Klauen, jede von einem halben Zoll Länge, ausliefen.

München, in der Litterarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 162. 11 Junius 1835.

Die Ströme der Erde.

Nordamerika.

Das Delta des Missisippi.

(Mit einer Karte.)

Wir fügen diesem Abschnitte die Karte von Louisiana bei, welche der ersten Reise des Herzogs Paul Wilhelm von Würtemberg nach dem nördlichen Amerika angehängt ist. Der Verfasser widmete diesem Theile von Louisiana eine besondere Aufmerksamkeit, und ließ diese Karte nach den besten amerikanischen entwerfen; sie ist äußerst geeignet, das merkwürdige Delta des Missisippistroms in seiner eigenthümlichen, von andern sehr abweichenden Bildung zu zeigen. Lyell bemerkt in seinem bekannten Werke,*) das Delta des Missisippi gleiche eher denen, die sich in Binnenseen bilden als im Meere, indem Ebbe und Fluth in dem merikanischen Golf sehr schwach seyen. Wenn dieser Strom seine Ufer überschwemmt, setzt er Schlamm und Sand ab, den er in Menge mit sich führt; der gröbere Theil fällt zuerst nieder, und der stärkste Absatz findet sich in der Nähe der Ufer, wo er am sandigsten ist. Feinere Theilchen werden weiter fortgeführt, und bilden einen harten, fettigen, schwarzen Boden. Daher ist das von diesem Fluß angeschwemmte Land unmittelbar am Ufer am höchsten, und fällt wie ein natürliches Glacis nach beiden Seiten ab. So erklärt es sich, weßhalb der Missisippi, ganz im Gegensatz gegen andere Flüsse, welche mit ihren getheilten Armen eine weite Landstrecke umfassen, vielmehr eine große Landzunge ins Meer vorschiebt, die, nur seit Neuorleans gebaut wurde, sich schon um mehrere Meilen verlängerte. Die Höhe der Uferränder hat auch zur Folge, daß sich der Fluß immer tiefer in den Boden eingräbt, und seine Tiefe in der Nähe von Neuorleans bei hohem Wasserstande 168 Fuß beträgt. Dabei ist seine Breite nicht sehr beträchtlich, denn er hat bei Neuorleans nur etwa 1200, bei Fort Plaquemine 1500 Schritt Breite.

Die Ablagerungen des Flusses gehen indeß, wie im obern Lande, so auch hier an der See vor. Die lange, schmale Landzunge, die nur aus den Sandbänken des Flusses besteht, hat genau dasselbe Ansehen, als die Ebenen im Lande während der periodischen Ueberschwemmungen, wenn nichts über dem Wasser erscheint, als die höhern Theile der oben beschriebenen Abdachung; auch unter dem Meere sind diese Abdachungen im Fortschreiten begriffen, und sie dehnen sich weit und breit auf dem Meeresboden aus, so daß das Meer sehr seicht geworden ist, und höchstens 10 Faden Tiefe hat.**) Auf diese Weise wurde nach und nach das ganze Land gebildet, das zwischen dem See Pontchartrain und dem Meere liegt, denn gerade oberhalb jenem See an dem Flüßchen Iberville ist die erste Hügelreihe des innern Landes. So äußert sich an mehrern Stellen Herzog Paul v. W. in seinem Werke, und weist diese Behauptung unter Anderm auch durch den Pflanzenwuchs nach, denn erst oberhalb Plaquemine ist der obwohl noch morastige Boden an einigen Stellen schon fest genug für einen kräftigen Pflanzenwuchs, und die Weide geht allmählich aus dem Strauch in den Baum über; meist aber ist dieß an die See anstoßende Flachland nur mit hohen Gräsern, krautartigen Pflanzen, und kaum mannshohen Sträuchen bewachsen.

Die ungeheure Wassermasse des Missisippi findet aber zur Zeit der Ueberschwemmungen einen regelmäßigen Abfluß in die zahlreichen Nebenflüsse und Seen, welche das Delta einnehmen. Da die beigegebene Karte jede genauere Auseinandersetzung der See- und Stromverbindungen unnöthig macht, so wollen wir uns auf eine allgemeine Schilderung dieses Landstrichs beschränken, der so gut wie das Thal Aegyptens, ein Geschenk des Flusses ist. Das ganze Gebiet zwischen dem Missisippi und Achaffalaya bis zu den Ausflüssen beider Ströme, die Seeküste mit eingerechnet, wird durch eine Menge Seen und Kanäle, die diese unter einander verbinden, durchzogen; alle diese gehören zum Innundationssystem des Missisippi und ihr höherer oder niedrigerer Wasserstand hängt von dem des Hauptstroms ab. Die vielen Moräste, welche innerhalb des vom Achaffalaya und Missisippi gebildeten Delta's liegen, hängen beinahe alle eben so wie die Seen durch Kanäle mit einander zusammen. So ist der Lac des Allemands, der durch

*) Principles of geology. third edit Vol. III. pag. 552.

**) Die viele Thonerde, die der Strom mit sich führt, färbt das Wasser desselben gelb; etwa eine halbe Meile von der Mündung stößt das Flußwasser mit dem schwarzen Salzwasser des Golfs zusammen, und die Entfärbung des leztern findet so schnell statt, daß der Vordertheil des Schiffs im gelben, der Hintertheil noch im schwarzen Wasser zu schwimmen scheint. Reise des Herzogs Paul v. W. S. 19.

einen Kanal mit dem Mississippi verbunden ist, mit den Seen Couache, Petit und Bond durch Zuflüsse in Verbindung, welche sämmtlich durch den Lac des Flets sich ins Meer ergießen. Die Seen Verret und Poulourde hängen, außer dem Berwikskanal, noch durch andere Zuflüsse mit dem Achaffalaya zusammen. Die kleinen Flüsse Boeuf und Crocodile, welche in gleicher Richtung mit dem rothen Fluß von Nord nach Südost aus dem Gebiet der Fälle dieses letztgenannten Stroms entspringend, dem Mississippi zufließen, vereinigen sich in dem Opelousas, trennen sich aber bald wieder, und fließen in vier Abtheilungen nach dem Achaffalaya. Man kann aus allem diesem abnehmen, wie ungemein niedrig das ganze Land umher seyn muß. Die Meeresufer sind mit Rohr und Schilf bewachsen, dann kommen mannichfache Grasarten in dem immer noch sehr feuchten Boden, worauf die Savannen beginnen, die sich beinahe ununterbrochen bis an die Hochgebirge Neuspaniens ausdehnen.

Die geringe Abdachung nach dem Meere bildet das zwischen dem Mississippi und Achaffalaya eingeschlossene Land in ein von unzähligen Kanälen durchströmtes sumpfiges Festland um, das als ein vom Meere gleichsam abgetretenes Gebiet zu betrachten ist; dieses Gebiet entzieht bei hohem Wasserstande, wo der Hauptstrom seine Ufer überschwemmt, diesem eine Menge Wasser, das durch mancherlei Hindernisse aufgehalten, langsam in Abtheilungen das Meer erreicht, große Strecken in grundlose Sümpfe oder seeartige Wasserspiegel umbildet, und die rasche Strömung, die selbst den Hauptarmen des Stroms bei ihrem Entstehen von dem heftigen Drucke des Hauptbettes mitgetheilt wird, in einen beinahe unmerkbaren Lauf umwandelt, so daß der Achaffalaya manchmalwie ein todter Kanal erscheint.

Einen gleichen Ursprung wie dieser halbtodte Kanal und die mannichfachen Seen in der Nähe des Mississippi haben auch die Nebenkanäle und Seen, die der rothe Fluß oder Rio Colorado de Nachitoches bildet, nach dem Mississippi bei weitem der bedeutendste schiffbare Strom im Gebiete des Louisianastaats. Er entspringt in der Gebirgskette, welche die Ebene von Neumeriko von dem Rio bravo bei Norte trennt, und seine Quellen sind von denen dieses jetzt genannten großen Stroms nur wenige Meilen entfernt. Er nimmt mehrere andere Flüsse und Waldwasser auf, unter denen der Washitta der bedeutendste ist; bei dem wunderlichen Wassersystem dieses letztern, das auf unserer Karte sehr genau verzeichnet ist, könnte man ihn indeß ebensowohl zu den Nebenflüssen des Mississippi rechnen. Zahlreich sind die Seen, welche der rothe Fluß auf seinem Laufe bildet, der größte darunter, Bistineau genannt, ist über 6 g. M. lang, und hat eine mittlere Tiefe von 15 bis 20 Fuß; in seinen tiefsten Stellen erblickt man zahlreiche abgestorbene Cypressen von jeder Größe, deren Gipfel meist durch den Wind abgebrochen sind, die aber noch aufrecht unter dem Wasser stehen. *) Die Seen Bistineau, Cado, Nachitoches, der schwarze und spanische See und viele andere entstanden dadurch, daß die Alluvionen das Bette des rothen Flusses allmählich so sehr erhoben, daß seine Gewässer während der Ueberschwemmung in die Mündungen seiner Zuflüsse eindrangen und einzelne Theile ihres Laufs in Seen umwandelten. Im Herbst dagegen, wo das Niveau des rothen Flusses wieder gesunken ist, entweichen die Gewässer und einige Seen werden üppige Wiesen, durch die sich ein Strom schlängelt. Demnach findet ein periodisches Steigen und Fallen des Wassers zwischen dem rothen Flusse und mehreren von diesen Becken statt. Zuweilen war es jedoch der Fall, daß der rothe Fluß vor einigen dieser Kanäle durch Treibholz, Sand und Schutt einen Damm aufgeführt hat, und dann werden diese Seen, wie der Bistineau, konstante Wasserbehälter. Selbst aber auch in diesem Falle ist ihr Niveau dem jährlichen Wechsel ausgesetzt, weil die Fluth, wenn sie den höchsten Stand erreicht hat, auch die Dämme überströmt. Daß übrigens bei diesem Prozesse der Wechsel nicht nur in der Tiefe, sondern auch in der Lage der Seen überhaupt groß seyn muß, läßt sich erwarten.

*) Ein ähnlicher Fall ist oben beim Columbiastrom bemerkt.

(Schluß folgt.)

Die Beschwerden der englisch-ostindischen Armee.

(Dritter Artikel.)

(Schluß.)

Dieß ist das Raisonnement der Leute, die unter dem jetzigen kostspieligen Systeme leiden, und man muß gestehen, sie haben guten Grund sich zu beklagen. Börsenmänner, die in den Fonds spekuliren, und aus solchen besteht größtentheils das Direktorium, sind eben nicht geeignet, die Ansprüche einer Armee gehörig zu berücksichtigen, und sie sehen immer nur die freilich großen Kosten, die eine solche Armee von 200,000 Mann verursacht. Der jetzige Sekretär für das Kriegsdepartement im India-House ist ein Oberst Salmond, der Indien schon vor 30 Jahren verließ, selbst damals wenig Regimentsdienste that, und sich durch manche Unbesonnenheit, die geeignet war, die gegenseitige Abneigung zwischen königlichen und Kompagnieoffizieren zu vermehren, verhaßt gemacht hat; zudem war er einfältig genug, im Parlament, als er über den Zustand der indischen Armee befragt wurde, zu erklären, „es könnte in einem so fernen Lande von Nutzen seyn, wenn zwischen den Offizieren des Königs und der Kompagnie eine gewisse Eifersucht bestände." Nimmt man noch dazu, daß ihm mit Recht und Unrecht ein kleinliches System von Angeberei und Begünstigung der Angeber schuld gegeben wird, so darf man sich nicht wundern, wenn alte gediente Offiziere eine solche Verwaltung, welche ihre gerechten Klagen nicht hört, und die Klagenden nur noch härter behandelt, verabscheut.

In England sind wenigstens 200 Generale oder Stabsoffiziere der indischen Armee, auf Urlaub oder als Pensionärs, die über alle Verhältnisse derselben die gründlichste Auskunft geben könnten. Man hat deßhalb vorgeschlagen, eine Committee von Offizieren dieser Armee niederzusetzen, um ihre Organisation hinsichtlich der Bezahlung, der Rangverhältnisse, die Urlaubsbewilligungen, Pensionen u. dgl. zu untersuchen. Diese Committee soll aus Offizieren bestehen, die durch lange Diensterfahrung in Indien selbst befähigt sind, über diese Gegenstände ein

richtiges Urtheil zu fällen; sie soll Zugang zu den Archiven des Direktoriums haben, sich mit dem Kriegsministerium und dem India-Board in Verbindung setzen, und Vorschläge über die gesammte Organisation machen dürfen. Die Veranlassung zu dieser Forderung scheint die Art zu seyn, wie ausgezeichnete und verdiente Offiziere der Armee, welche den Direktoren Mittheilungen machen wollten, von diesen geldstolzen Aristokraten aufgenommen wurden. Unverschämte Portiere mit goldbordirtem Hute antworteten auf die Frage nach diesem oder jenem Direktoren kurzweg mit einem: „sie sind beschäftigt,“ und wenn auch der Besuch angenommen wurde, war der Empfang so kalt und stolz zurückhaltend, daß solche im Dienste der Kompagnie ergraute Offiziere es schmerzlich empfanden, wenn sie diese Behandlung mit der Achtung und zuvorkommenden Höflichkeit verglichen, womit Offiziere der königlichen Armee und sie selbst von den Ministern des Königs aufgenommen wurden.

Indeß hat diese Forderung wohl auch noch einen tiefern Grund als das gekränkte Ehrgefühl. Oberst Salmond und sein Sekretär besorgen im India-House alle militärischen Gegenstände ohne irgend einem Menschen verantwortlich zu seyn, als den mit militärischen Dingen meist unbekannten Direktoren, und ohne durch die Furcht vor öffentlichen Rekriminationen in Schranken gehalten zu werden, da ihre Befehle und Anordnungen die Armee eines weit entfernten Landes betreffen. Darum verlangt man, daß diese militärische Committee nicht aus Leuten zusammengesetzt sey, deren Hauptverdienst in Unterwürfigkeit gegen die Direktoren besteht, und daß sie nicht bloß eine berathende Behörde seyn soll, sondern daß sie ihren Vorschlägen zum Wohle der indischen Armee Kraft geben können. „Wenn eine solche Einrichtung,“ sagt der obenerwähnte Korrespondent der Nav. and Milit. Gazette, „sich mit der Fortdauer des Direktoriums nicht verträgt, dann je bälder dieses letztere aufhört, desto besser.“

Es ist unschwer zu errathen, wohin diese ganze Argumentation zielt, der Schlußsatz ist kurz dieser: „alle noch vorhandenen Ueberreste des alten kaufmännischen Kompagniewesens passen für die neueren Verhältnisse nicht mehr, kosten nur Geld, und hemmen den raschern Gang der Verwaltung. Wer hauptsächlich darunter leidet, ist die indische Armee, der erste, wichtigste und kostspieligste Zweig der indischen Verwaltung. Wir indischen Offiziere, namentlich die der Sipahiregimenter, die wir mehr Arbeit, Beschwerden und Gefahren erdulden, als die der königlichen Regimenter, und der Sache nach im Dienste desselben Landes stehen, wollen nicht schlechter behandelt seyn, als diese. Schafft den ganzen Plunder von Kompagnieverwaltung, die doch nur noch ein Schein und ein kostspieliger Schein ist, vollends ab, und stellt uns direkt unter die königliche Regierung.“ Dieß scheint auch in der That schon von Seite der Regierung beabsichtigt gewesen zu seyn, und man kann die Nichtausführung dieses Plans nur dem allgemein bisher gegen die Kompagnie befolgten Verfahren zuschreiben, dem zufolge keine Veränderungen in Betreff derselben vorgenommen werden sollten, als wenn sie sich völlig unabweisbar aufdringen. Dieser Fall wird indeß, wie es scheint, ziemlich bald eintreten, denn der Unwille, der in den Gemüthern herrscht, zeigt sich in der gegen früher beispiellosen Sucht der Regimentsoffiziere, ihre Stellen bei der geringsten Veranlassung aufzugeben, und in den zahllosen Kriegsgerichten über Dienstvergehen, eine Klage, die man früher nie vernahm, als noch zu den Zeiten eines Cornwallis, Hastings und Wellesley die mühseligen Dienste des Soldaten von diesen kompetenten Richtern anerkannt wurden, und welche eine sehr bedenkliche Erschlaffung der Disciplin andeutet.

Italien.

(Von Mery.)

9. Livorno. — Das Thal des Arno.

Bestände Livorno nicht bereits in Italien, so müßte man es erbauen. Es ist dieß die neutrale Stadt, in welcher man anlangt, um Athem zu schöpfen; es gleicht einem Vorsaale im Schauspielhause, wohin man sich zwischen zwei allzu ergreifenden Akten eines fieberhaften Drama's flüchtet, um einen Augenblick in das reelle Leben zurückzukehren. Livorno hat, wie alle neuen Handelsstädte, nichts aufzuweisen als seine geraden Straßen, eine thätige Einwohnerschaft und eine große Anzahl von Handelsleuten. Livorno ist eine reizende Stadt, welche den Reisenden durch nichts in seiner Eigenliebe als Mensch erniedrigt. Hier findet man keine erdrückenden Monumente, man erröthet nicht über seinen eigenen Namen, vor den imposanten Namen des Ruhms, welche durch fünf Jahrhunderte der Bewunderung gekrönt sind. Die Hauptstraße ist eine immerwährende Börse, wo jeder seine Geschäfte abmacht, seine Handelsverträge schließt, vom reichen Millionär an, den man an dem Gefolge seiner Klienten erkennt, bis zum einzelnen Hausirer, der seinen Lebensunterhalt mit sich trägt. Alle Sprachen der Welt mischen sich in dieser Straße; man wähnt sich eben so wenig in Italien, als in irgend einem andern Lande. Allein nähert man sich dem großen Platze, wo der ambulante Handel aufhört, so ertönt der toskanische Dialekt. Alle Kondukteure der Calessini, welche sogleich den Fremden an seiner ungewissen Haltung erkennen, rufen einstimmig: Pisa, Pisa, Firenze, Firenze! Beide Städte liegen so nahe! Man entschließt sich selten zum Uebernachten in Livorno, wenn man weiß, daß ein leichter Calessino einen durch die Allee eines englischen Gartens in wenigen Stunden nach Florenz trägt.

Also nach Florenz! Die Pferde eilen mit staunenswerther Schnelligkeit davon, als wären sie glücklich, ihre Brüder von Johann von Bologna auf dem Platze des alten Palastes begrüßen zu dürfen. Der Weg ist hinreißend und der Stadt Florenz würdig. Der reizende Namen steht überall geschrieben; es ist nicht nöthig, daß Meilenzeiger ihn dem Reisenden verkündigen. Die Landschaft ist rein, heiter, harmonisch, wie ein Gesang der Georgica. Der Anblick der Dörfer ist sanft, die Aussprache ihres Namens wohlklingend; dort liegt Viarello, Pian di Pisa, Caschina, dort Ponto d'Era, Empoli. Ein weiches duftiges Licht umhüllt seine leichten Wohnungen; kleine Flüsse benetzen sie; auf leichten Hügeln stehen blumenreiche schattige Haine. Frieden herrscht jetzt zwischen den einst feindlichen Städten Pisa und Florenz; beide Nebenbuhlerinnen reichen sich die Hände, und bauen gemeinschaftlich ihre an einander gränzenden Gärten. Diese beiden glücklichen Städte haben endlich die Aufgabe des Lebens begriffen: sie singen, sie lieben, sie schlafen. Wenn man Ponto d'Era verläßt, stößt man links auf einen herrlichen Fluß, der seinen mit Azur geschriebenen Namen auf seinen weichen Wellen trägt, es ist der Arno. Freudig pocht das Herz, wenn es diesen Namen aussprechen hört. Man kommt an dem Kloster San Romano vorüber, dessen Marmorgalerie sich mit den Eichen vermählt, um den glücklichen Franziskanern Schatten zu geben. Man kommt nach Empoli und an dessen prächtigen Brunnen vorbei. Empoli ist das Thor des Arnothales.

Alfieri hat dieses Thal und die jungen Mädchen, die es bewohnen, besungen. Nie hat sich die Natur irgendwo so viele Mühe gegeben, um eine Landschaft zu bilden, nie hat sie die Wirkung des Lichts, ihre durchsichtigen Tinten, ihren vergoldeten Horizont so trefflich berechnet. Der Arno fließt in diesem Thale, der Fluß ist rührig, wie ein fortgesetztes Wasserbecken. Pinienwälder von bewundernswerthem Grün scheinen von

allen Hügeln herabzusteigen, um sich in dem Flusse zu baden. Toskanische Villa's, lustige Klöster entschleiern sich von Zeit zu Zeit dem Reisenden mitten in einem Garten, wie ein liebeathmender Traum, oder auf dem Gipfel eines Berges, wie ein Gedanke des Himmels. Hier flechten junge Bäuerinnen das Stroh, welches sich, zu Hüten gebildet, auf allen Damenköpfen Europa's findet. Es sind grazienhafte, elegante Arbeiterinnen, an denen nichts die bäuerische Abkunft verräth. Endlich gelangt man nach Florenz. Man verläßt das Thal; blaue Berge begränzen den Horizont; sie bilden die Krone von Florenz. Noch sieht man die Häuser der Stadt kaum; allein die Thürme und Kuppeln beherrschen die Bäume der Gärten, und verkünden dem Fremden schon von weitem die Stadt der großen Gebäude, die mütterliche Königin der Künste. Nur noch eine kleine Anstrengung der Pferde, und man gelangt an das Gitter des Thurmes Michel Angelo. Ich begrüßte das goldene Wappen über dem Thore der Stadt; es ist das Wappen der Medicis.

Terceira.

Eine herrliche Insel, und, eben so wie die übrigen Azoren, von vulkanischer Formation. Das Klima ist vortrefflich, die Luft größtentheils heiter und rein, und die Erde so fruchtbar, daß sie fast alle europäischen und tropischen Gewächse hervorbringt. Die vulkanischen Berge geben der Insel mannichfaltige Ansichten, und die Scenerie wird durch Gärten, Wiesen, Weinberge und Orangenpflanzungen verschönert. Gute Straßen führen nach allen Punkten der Insel, und man reist auf ihr weit gemächlicher als auf jeder der andern. Terceira sagt, wie mir scheint, Kranken weit mehr zu als Madeira oder irgend eine andere Insel des Archipels der Azoren, denn sie finden hier mehr Gelegenheit sich Bewegung zu machen und zu zerstreuen. Die Hauptstadt der Insel und der gesammten Azoren ist Angra, die Residenz des Civilgouverneurs; der Bischof hat seinen Sitz zu St. Michael. Die Bevölkerung von Terceira wird auf 40,000 Seelen geschätzt; ein Zehntheil derselben besteht aus Geistlichen, und 8000 von der gegebenen Anzahl kommen auf Angra. Die Menge Wein, welche jährlich auf der Insel gewonnen wird, gibt man auf ungefähr 4000 Pipen an; es wird Branntwein daraus bereitet, und der zum Verbrauche erforderliche Wein von Fayal bezogen. Angra hat sechs Nonnenklöster und außerdem noch eines für verheurathete Frauen, deren Männer abwesend sind. Terceira hat 22 Kirchspiele, 50 große Kirchen und noch eine Menge kleinerer, über deren Zahl ich nichts Zuverlässiges erfahren konnte. Der jetzige Gouverneur hat der Insel wesentliche Dienste geleistet, indem er Straßen baute, und die Eigenthümer nöthigte, jene Ländereien, welche sie nicht anbauten, den Armen zur Benutzung zu überlassen. Diese Anordnung hat die Insel seit einigen Jahren bereichert; die Getreide-Ernten sind ergiebiger geworden und der Gewerbsfleiß hat zugenommen. Die Einwohner sind höflich und zuvorkommend gegen Fremde, und halten mehr auf Reinlichkeit als die von Madeira. Sie beleidigen nicht leicht jemand, sind gut und rechtlich, und suchen sich, des drückenden Einflusses der geistlichen Anstalten ungeachtet, doch mehr durch Gewerbsfleiß als unter den Waffen auszuzeichnen. Die Häuser von Angra sind gut gebaut, die Straßen breit und wohl gepflastert; nur findet sich der Fremde von der großen Menge Schweine, die darin herumläuft und von dem Geräusche belästigt, das die vielen Karren machen. Fast in jedem Hause werden Schweine gehalten, und da es keine Hintergebäude gibt, so bleibt nichts übrig als sie auf der Straße herumlaufen zu lassen. Die Karren ruhen auf Rädern, welche sich nicht um die Achsen drehen, sondern an denselben befestigt sind, so daß wenn das Fuhrwerk im Gange ist, das Reiben der Achse am Kasten des Karrens ein sehr unangenehmes Geräusch hervorbringt, welches aber die Eingebornen gern hören, weil sie glauben, es treibe die Ochsen an schneller zu gehen. Dem Fremden fällt dieß jedoch höchst unangenehm auf, denn wenn, was oft geschieht, zwei oder drei solche Fuhrwerke mit einander fahren, so hört man sein eigenes Wort nicht.

Die Insel Terceira hat eine Hauptstadt, nämlich Angra, und drei Nebenstädte: Praya, St. Sebastian und Villanova, und zwei und zwanzig Kirchspiele mit 40,456 Einwohnern.

An Mais, Weizen und Gerste, von letzterer jedoch nur eine unbedeutende Menge, werden jährlich ungefähr 720,000 Schäffel geerntet; der Weinbau bringt 4000 Pipen ein, und außerdem gewinnt man noch 50 Tonnen Orleans (Färberflechte). Gäbe man sich hinsichtlich dieses letztern Artikels mehr Mühe, so könnte eine weit beträchtlichere Quantität gewonnen werden.

Das Militär besteht aus 1200 Mann regelmäßiger Truppen und aus 2000 Milizen. Im Fall eines feindlichen Angriffes sind alle männlichen Einwohner von 15 bis 60 Jahren verpflichtet, sich mit der ungefähr 10 Fuß langen Pike zu bewaffnen, welcher sie sich bedienen, um ihre Ochsen zu leiten.

Die Grundeigenthümer und Kaufleute nebst deren Frauen kleiden sich nach englischer Mode; die Männer der niedern Klassen tragen kurze Jacken und bis ans Knie reichende Beinkleider; ihre blautuchenen braun oder roth eingefaßten Hüte haben eine seltsame Form. Die Weiber tragen Hemden von schwarzem Bombasin mit einer daran befestigten Kapuze, die sie über den Kopf ziehen, wenn sie ausgehen; im Hause lassen sie sie hinten hinabhängen. Das weibliche Geschlecht ist im Ganzen mehr hübsch als häßlich, hat aber einen langsamen schwerfälligen Gang.

Hinsichtlich des Speisens herrscht dieselbe Sitte wie in Portugal; alle Gerichte werden zerlegt und dann auf Schüsseln vertheilt, die man nach einander aufträgt. Jeder bedient sich selbst, und ich habe oft gesehen, daß sich Einer vier oder fünf verschiedene Speisen auf denselben Teller herausnahm. Das Glas oder den Becher füllt man ebenfalls selbst, und trinkt ganz nach Belieben. Das Tischtuch bleibt auf dem Tische bis die Gesellschaft aufsteht; nach dem Essen wird wenig mehr getrunken.

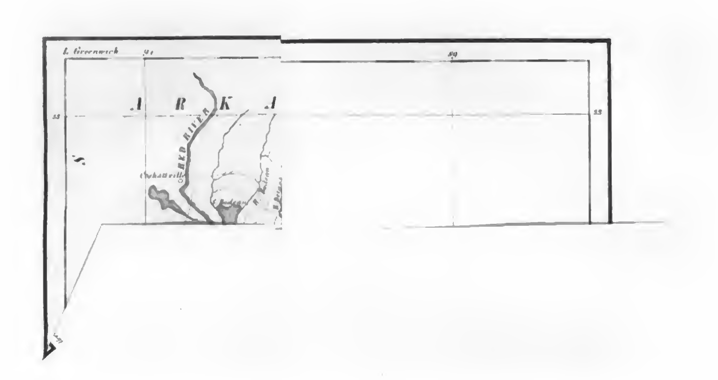
Die Küste in der Umgegend der Hauptstadt von Terceira ist hoch und steil, einige Stellen ausgenommen, und die zugänglichen sind gehörig durch Batterien geschützt. Die Stadt und der ganze Umkreis der Bai von Angra ist mit starken und gut angelegten Befestigungen versehen.

Kommt man von Osten her, so sieht man zuerst das Land in der Nähe von Porto Praya, und so wie man gegen Angra vordringt, stößt man auf die Moines, vier Felsen, welche über das Wasser und die Ziegeninsel emporragen. Die Ziegeninsel scheint ursprünglich ein vulkanisches Erzeugniß gewesen zu seyn; durch ein Erdbeben verschwand aber später die Mitte derselben, und es bildete sich ein enger Kanal von der Breite einer Kabellänge und 24 Faden Tiefe. Daß beide Theile einst zusammenhingen, zeigt sich deutlich aus der Beschaffenheit der Schichtungen zu beiden Theilen des Kanals, denn sie sind sich hinsichtlich der Auflagerung der verschiedenen Substanzen, des Gesteins, der Farbe, Dicke und ihrer Richtung vollkommen gleich. Zwischen diesen Inseln und dem Lande läuft ein sehr sicherer Kanal von mehr als zwei Meilen Breite und fünfzehn Faden Tiefe hin, mit einem Grunde von reinem Sande; im Nothfall kann hier jedes Schiff vor Anker gehen. Zwischen den Moines und der Ziegeninsel ist der Kanal zwei Meilen breit und neun Faden tief; auch hier ist es vollkommen sicher, und nur etwa $^3/_4$ Meilen gegen Süden befindet sich ein Felsen unter dem Wasser, den man vermeiden muß. Die Bai von Angra ist den Südsüdostwinden ausgesetzt; die Monate, in welchen man am sichersten hier vor Anker gehen kann, sind Junius, Julius, August und September, während welcher Zeit der Nordwestwind herrschend ist. Im Oktober, November und December findet man wegen der Ernte der Früchte eine Menge von Schiffen hier, die nördlich vom Fort St. Anton vor Anker gehen, das auf der westlichen Seite und nördlich von der Bai liegt. Diese Schiffe sind genöthigt drei, oft auch vier Anker auszuwerfen, und jene, welche weiter außerhalb liegen, laufen sogleich in das offene Meer, sobald sich nur der mindeste Anschein von Wind zeigt.

Literarische Notiz.

In Philadelphia ist ein Roman erschienen: Calavar oder der Ritter der Eroberung, von dem alle amerikanischen Journale mit Enthusiasmus sprechen. Die Erzählung ist in die Geschichte der Eroberung von Mexiko verflochten, aber der Verfasser scheint geschickter Charaktere zu erfinden, als sie ihren Ansichten und ihrer Stellung gemäß handeln zu lassen. Zudem bildet die morisch-ritterliche Liebesgeschichte einen wunderlichen Kontrast zu den sentimental-puritanischen Klagen des Verfassers über den Untergang der eingebornen amerikanischen Race.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Karte von Louisiana.)


L. Greenwich
A R K A
RED RIVER

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Karte von Louisiana.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 163. 12 Junius 1835.

Das Gold der Pinheiros

(Nach Lacordaire.)

Die letzte Hälfte des 16ten Jahrhunderts bildet, nächst der Zeit seiner Entdeckung, die wichtigste Periode in der Geschichte Brasiliens. Wer diese Geschichte gründlich studirt, oder auch nur Southey gelesen hat, weiß, welcher Muth dazu gehört, sich durch diese unendliche Monotonie hindurch zu arbeiten. Die Portugiesen befanden sich keineswegs einer widerstandsfähigen Halbcivilisation gegenüber, wie Cortes und Pizarro in Mexiko und Peru, und die reiche Beute, welche Spanien zum Herrn von Europa erhob, war ihnen nicht beschieden. Schritt vor Schritt mußten sie den brasilianischen Boden gewinnen, und mehr dem Ackerbau als den zu weit vom Littoral entfernten Minen Reichthümer abringen. Hieraus erklärt sich die Leere ihrer amerikanischen Annalen: kleine, nie endende Gefechte mit den wilden Stämmen, von denen jetzt nichts mehr als der Name übrig ist, einige abenteuerliche Züge in die Wildniß, einzelne große, edle Thaten, und endlich das alles weit überragende Schauspiel einer unaufhörlichen Bedrückung und der Gewaltthaten, die der Starke sich gegen den Schwachen nur immer erlauben kann, dieß ist mit kurzen Worten die historische Skizze der ersten Jahre Brasiliens.

Man muß indeß den Portugiesen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ihr Benehmen in Amerika im Ganzen weder verletzender noch grausamer war, als das der Franzosen, Engländer und anderer europäischen Nationen, der Spanier gar nicht zu gedenken. Nicht immer waren sie in ihren Kriegen gegen die Eingebornen der angreifende Theil, und ihr Zweck war kein anderer als diese zu civilisiren. Martin Alfonso de Souza, Mendez de Sa, Albuquerque und Coutinho sind Männer, die ihren Namen mit Ehren auf die Nachwelt gebracht haben, und es dürfte schwer halten, selbst unter den ersten portugiesischen Kolonisten so blutdürstige Verheerer zu finden, die sich denen an die Seite stellen ließen, die Spanien zu jener Zeit in so großer Anzahl gegen das unglückliche Amerika losließ.

Gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts waren die ersten Hindernisse, die sich der Kolonisation in Brasilien entgegensetzten, überwunden. Die Stämme des Littorals leisteten zwar immer noch auf mehrern Punkten Widerstand, indeß waren doch die gefürchtetsten unter ihnen, als die Tapuyas, die Goytacazes, die Tupinambas, theils ausgerottet, theils hatten sie sich ins Innere des Landes zurückgezogen. Schon damals begann unter diesen wilden Nationen jene große Auswanderung, die sie von den Küsten des atlantischen Oceans bis an die Ufer des Amazonenflusses führte, wo ihre Ueberreste sich noch bis auf unsere Tage erhalten haben. Diejenigen von mildern Sitten hatten sich auf Aufforderung der Missionäre entweder in Dörfern gesammelt, oder trugen geduldig das Joch der Portugiesen, die jetzt freier zu athmen begannen. Dennoch hatte die Civilisation, gleich einer auf ungereinigten Boden versetzten Pflanze, kaum Wurzel gefaßt, und nur ein schmaler Landstrich des Littorals zeigte deren unverkennbare Spuren.

Was diesem Landstrich an Breite, oder vielmehr Tiefe, abging, das ersetzte er durch seine Länge, denn wenn ein Schiff in einer Strecke von 600 Stunden an der Küste hinfuhr, so sah die Mannschaft hie und da lichte Stellen in den Waldungen, Rauchsäulen, die von den werdenden Pflanzungen emporstiegen, Zuckersiedereien in voller Thätigkeit, und einzelne Fahrzeuge, welche europäische Produkte von einem Punkte zum andern trugen. Dann tauchten, durch weite Zwischenräume getrennt, einige kleine Städte empor, zwar von noch sehr beschränktem Umfang, aber doch schon blühend genug: gegen Norden Itamarica, Olinda, Pernambuco, Bahia, damals die Hauptstadt der ganzen Kolonie; weiter unterhalb Porto-seguro, Rio-Janeiro, das damals am Gestade seiner herrlichen Bai zu entstehen begann, und endlich, an den äußersten Gränzen des schon kolonisirten Gebiets, Santos und S. Vincente, einander gegenüber; einer Menge anderer Punkte nicht zu gedenken, wo gleiche europäische Thätigkeit sich regte.

Vom Innern des Landes wußten die Kolonisten damals so viel als nichts; zwar waren einige Missionäre und kühne Abenteurer ziemlich tief eingedrungen, allein die meisten derselben wurden entweder von den Wilden ermordet, oder erlagen den Beschwerden der Reise und des Klima's; auf einige Meilen von der Küste war der Reisende nicht mehr sicher. Nur so viel war bekannt, daß, so weit man auch gegen Westen vordringe, die Ansicht der Wüste stets dieselbe bliebe: Wälder reihten sich an Wälder, Gebirge an Gebirge, und, einmal in diese unbegränzte Einöde gerathen, befand sich der Mensch, gleich dem Schiff auf dem weiten Ocean, Seinesgleichen entrückt und nur unter der Hand Gottes stehend.

In den ersten Jahren des 17ten Jahrhunderts machte die Kolonisation noch immer Fortschritte; immer mehr indianische Stämme verschwanden oder wurden doch mindestens unschädlich gemacht, eine große Anzahl neuer Ansiedelungen stieg empor, die im vergangenen Jahrhundert gegründeten Städte ersetzten ihre mit Stroh gedeckten Hütten durch regelmäßige Gebäude, und in den bedeutendern Städten wurden Kirchen gebaut, deren Italien sich nicht hätte schämen dürfen; so erhielt Bahia unter Anderm später eine Kathedrale, die lange Zeit in ganz Amerika nicht ihres Gleichen hatte. Die Kenntniß vom innern Lande nahm im gleichen Verhältniß zu; goldhungerige Abenteurer zogen nach allen Richtungen aus, und nicht selten wurden ihre Unternehmungen, welche die Regierung auf alle Weise ermunterte, mit glücklichem Erfolg belohnt.

Vor allen übrigen zeichneten sich die Bewohner von St. Paul, damals San Vincente aus. Vor Kurzem noch hielt man die damaligen Paulisten, auf Treu und Glauben Charlevoix's und anderer Schriftsteller, welche den jesuitischen Missionären von Paraguay nachgeschrieben hatten, für zusammengelaufenes Gesindel, Deserteurs von allen Nationen und Verbrecher, welche sich der verdienten Strafe durch die Flucht entzogen hätten. Erst gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts unternahm es ein brasilischer Mönch, Fray Gaspar de madre de Deos, die Ehre seines Landes zu retten, und seine Landsleute gegen die wider ihre Vorfahren erhobenen Verunglimpfungen zu vertheidigen;*) indeß gelang es dem Frater Gaspar doch nur, die Ehre der ersten Begründer von St. Paul zu retten, die in der That den bösen Leumund nicht verdienten, der sich ihnen angehängt hatte.

Im J. 1555 reisten zwei Missionäre von exemplarischem Lebenswandel, die Väter Nobrega und Anchieta, von Santos ab, um das Innere des Landes zu untersuchen. Nachdem sie eine rauhe Gebirgskette überstiegen hatten, deren Pfade selbst jetzt noch kaum gangbar sind, dehnte sich eine weite wellenförmige, von Hügeln durchschnittene Ebene mit Savanen und Waldungen vor ihnen aus. Gegen Westen bildeten die steilen, schwärzlichen Felsenwände der Serra de Montiqueira gleichsam den Rahmen der Landschaft. Gott dankend für das was sie gesehen, beschlossen die beiden Missionäre von hier aus ihre Arbeiten zu beginnen, und da sie thätige Männer waren, so legten sie sogleich Hand ans Werk. Auf dem Gipfel einer in der Mitte gelegenen sanft abhängigen Anhöhe, deren Fuß der Piartininga bespülte, erbauten sie eigenhändig, von einigen belehrten Indianern unterstützt, einige Hütten von Zweigen und Erde. Dreizehn andere nach Bahia gesandte Missionäre stießen bald zu ihnen, und die neue Stadt wurde nach dem Fluß Piratininga genannt, ein Name, den sie später gegen den von St. Paul vertauschte, den sie jetzt noch führt. Vasconcellos, der das Leben Anchieta's beschrieb, hat uns eine interessante Schilderung von der Lebensweise dieser ersten Missionäre hinterlassen. Ihre Kleidung bestand aus grobem Baumwollenstoff, ihre Sandalen waren aus den rohen Fasern einer Art wilder Distel geflochten, und eine vom Dach der Hütte herabhängende Strohmatte vertrat die Stelle der Thür. Auf der Erde ausgebreitete Pisangblätter dienten als Tische und Tischtücher, und das frugale Mahl lieferten die Indianer, die ihnen die Beute ihres Fischfanges oder ihrer Jagd brachten, es ihnen aber auch oft an dem Nöthigsten fehlen ließen. Zugleich mit der Religion bahnte sich indeß doch auch der Luxus der Civilisation seinen Weg in diese ärmlichen Hütten. Anchieta, der in Coimbra gute Studien gemacht hatte, unterrichtete die Kinder einiger benachbarten Kreolen und selbst einige Indianer im Latein. Da es an Büchern fehlte, so schrieb er bei Nacht seine Lectionen auf, und fertigte so viele Abschriften davon, als er Schüler hatte. Er selbst lernte die Sprache der Indianer bald so weit, daß er Gesänge dichten konnte, die schnell Eingang fanden. Man verdankt ihm eine der besten Grammatiken dieser Sprache und ein Gedicht von 5000 Versen, das er während eines mehrmonatlichen Aufenthalts unter den Indianern im Kopf ausarbeitete und bis zu seiner Rückkunft nach St. Paul im Gedächtniß behielt, wo er es dann niederschrieb.

(Fortsetzung folgt.)

*) Memorias para a historia da capitania de San Vincente etc. 1 Vol. in 4°. Lisboa, 1797.

Die Ströme der Erde.

N o r d a m e r i k a.

Das Delta des Missisippi.

(Schluß.)

Einen Umstand können wir nicht unerwähnt lassen, weil dadurch manche Seen entstanden, andere verschwanden. Dieß sind die Erdbeben, welche namentlich im Jahre 1812 das ganze Thal des Missisippi von der Mündung des Ohio bis zu der des St. Francis erschütterten; neue Inseln entstanden im Flusse, und Seen in dem angränzenden Alluvialboden, wovon einige drei bis vier Meilen lang waren. Auch auf die Configuration des Bettes des rothen Flusses scheinen Erdbeben eingewirkt zu haben, denn Darby erwähnt in seiner geographischen Beschreibung des Staats von Louisiana, daß sich Lager von Seemuscheln an seinen Ufern finden, wonach also die Erhebung dieses Landes über den Meeresboden von neuerer Zeit zu seyn scheint. In wie weit Erdbeben zur Formation des Bodens im untern Missisippithale und zur Bildung von Seen oder Inseln mitgewirkt haben, könnte freilich nur eine genaue Untersuchung an Ort und Stelle ermitteln.

Indeß gehen Veränderungen in Menge fortwährend vor, welche sich nur durch die Kraft des strömenden Wassers erklären lassen, und die vielleicht im Lauf von wenigen Jahrzehnten noch weit bedeutendere Veränderungen nach sich ziehen. Es ist oben schon bemerkt, daß der Strom eine ungeheure Masse Bäume, deren Wachsthum zum Theil Jahrhunderte erforderte, alljährlich herabführt; manche senken sich in dem Bette des Flusses ein, und gefährden die Schifffahrt, so daß bei den amerikanischen Dampfschiffen, welche den Missisippi befahren, eine eigenthümliche Vorrichtung getroffen ist, um die Schiffe vor dem Untergang zu retten; ein anderer Theil, und wahrscheinlich der größte, wird

freilich hinausgeführt in den mexikanischen Golf, dort von der Strömung ergriffen, und gegen die Küste von Neufundland getrieben, aber eine Menge dieser Baumstämme, welche zum Theil aus dem Missouri herabkommen, setzen sich in einzelnen Kanälen, die der Fluß gegraben, fest, das Wasser führt Erde und Sand darüber hin, und so bilden sich Barren, die manchmal sogar dem Wasserlauf wieder einen andern Weg anweisen.

Die merkwürdigste Anhäufung dieses Treibholzes ist der sogenannte raft (Floß) im Achaffalaya, *) welche vielleicht dadurch halb und halb zum todten Kanal geworden ist. Darby maß im Jahre 1826 diese Holzmasse, und fand sie hier 10 englische Meilen lang, etwa 220 Yards (200 Metres) breit und 8 Fuß tief. Das Ganze wurde durch irgend ein unbekanntes Hinderniß innerhalb 38 Jahren angehäuft. Der Achaffalaya ist in einer geraden Linie mit der Richtung des Mississippi, und fängt so einen großen Theil des jährlich herabkommenden Treibholzes auf, dessen Masse demnach fortwährend zunimmt. Obgleich dieselbe noch schwimmt und mit dem Wasser steigt und fällt, so gleicht sie doch einem schönen Landstrich, und ist im Herbst mit den schönsten und verschiedenartigsten Blumen bedeckt.

„Diese Masse von Treibholz," sagt Lyell, „ist ein Gegenstand von hohem Interesse, da sie auf eine einleuchtende Weise darthut, wie durch das Bestreben der Flüsse ihren Lauf zu verändern, der Boden fortwährend zerstört, und die Materien nach tiefer gelegenen Gegenden fortgeschafft werden. Ein jeder von diesen Bäumen erfordert viele Jahre, mancher mehrere Jahrhunderte, um zu der Größe zu gelangen; der Boden auf dem sie standen, muß demnach Jahrhunderte unangetastet geblieben seyn, bis er endlich aufgerissen und fortgeschwemmt wurde. Und ungeachtet dieser unaufhörlichen Zerstörung des Landes und dem Entwurzeln von Bäumen ist die Gegend, welche diese ungeheure Menge Treibholz liefert, dennoch mit dicken Forsten bewachsen, in denen zahllose Heerden von Wild und Büffeln ihre Nahrung finden. Der Schaguar, Wolf und Fuchs sind unter den Raubthieren, die Gewässer sind voll von Alligatoren und Schildkröten, und ihre Oberfläche ist mit Millionen von wanderndem Wassergeflügel bedeckt, welche ihre jährliche Reise zwischen den kanadischen Seen und den Küsten des mexikanischen Meerbusens machen. Durch tausend Flüsse werden jährlich Felsen und Bäume aus den Gebirgen den Ebenen, und Sand und feinere Materien zusammen mit den Trümmern unzählbarer Wälder und mit den Knochen von Thieren, die bei den Ueberschwemmungen untergegangen sind, durch einen großen Strom dem Meere zugeführt."

Es geht hieraus hervor, daß die Masse von Erde und Schlamm, die jährlich aus den obern Gegenden den untern und dem Meere zugeführt wird, noch viel erstaunenswerther ist, als die des Treibholzes, wenn gleich sie bei weitem minder auffällt.

*) Dieser soll ehmals, wie gar nicht unwahrscheinlich, das Bett des rothen Flusses gewesen seyn, ehe sich dieser mit dem Hauptstrom vereinigte. Daß sich überhaupt der Rio Colorado de Natchitoches und der Mississippi hier um die Herrschaft gestritten, geht auch aus den Schichtungen des Bodens hervor, die abwechselnd aus bläulichem Thon und aus rother Ockererde bestehen; der erste ist aus dem Niederschlag des Mississippi, der letztere aus dem des rothen Flusses gebildet.

Die Berechnungen, die man bisher über diesen Punkt anstellte, haben noch immer zu keinem sichern Ergebniß führen wollen, und sind auch mannichfach angefochten worden. Wir werden beim Ganges und Hoangho anführen, bis zu welcher ungeheuren Zahl sich dieser Niederschlag der dem Meere zugeführt wird, steigert, und inzwischen nur bemerken, daß, nach Verhältniß geschlossen, und den Mississippi eben so mit erdigen Bestandtheilen gesättigt *) angenommen, wie den Hoangho, der erstere 16 bis 1,800,000 Kubikfuß Erde, in einer einzigen Stunde ins Meer führen müßte. Bei so ungeheuren Zahlen war der Widerspruch zu erwarten, und mehrere Physiker haben durchaus geläugnet, daß selbst das trübste Wasser so viel Schlamm enthalte.

So viel man aber auch immer von jenen ausschweifenden Rechnungen abziehen mag, der Augenschein ergibt, daß die Masse von Erde, welche die Flüsse mit herabbringen, ungeheuer seyn müsse, denn wenn man auch von den Alluvionen des obern und Mittellaufs der Flüsse völlig abstrahirt, so bietet doch der Lauf allzu vieler Flüsse und namentlich der des Mississippi überzeugende Beweise dar, daß ihre Deltas durch ihren Niederschlag gebildet wurden, da wir das Schauspiel, daß Untiefen auf diese Art in trocknes Land umgewandelt werden, noch jetzt jeden Tag vor uns sehen.

*) Sir G. Staunton glaubte nach wiederholten Beobachtungen annehmen zu können, daß das Wasser des Hoangho $^1/_{200}$ Erdtheile enthalte.

Der Geistliche Caleb Colton.

Im December des Jahres 1834 befand sich in einer elenden Herberge zu Fontainebleau ein Mann, geschwächt durch wüstes Leben und Leidenschaften, und mit Zügen, aus denen weder Schwermuth noch Erfahrung, sondern nur Unruhe und Ausschweifungen sprachen. Er hatte kaum die Hälfte der Jahre zurückgelegt, die der Schöpfer dem Menschen zugemessen hat. Mehrere seiner Landsleute fanden sich während des Tages bei ihm ein, die ihn, obschon er in Lumpen gehüllt war, obschon er alle Spuren eines zügellosen Lebens an sich trug, und sich oft sehr unedel ausdrückte, dennoch mit Interesse und Schonung, ja man könnte fast sagen mit Achtung behandelten. Er war ruhig, sprach von seinen literarischen Arbeiten, von dem Rufe, den er sich erworben, von dem Gewinn und Verlust, den man im Spiele erleiden könne, und von der englischen Politik, und zwar von alle dem so, daß der Mann von Welt, der Gelehrte nicht zu erkennen war. Der Abend ging ruhig vorüber, und seine Freunde verließen ihn mit der Ueberzeugung, daß die Krankheit, die ihn befallen hatte, dem heilsamen Einflusse ländlicher Zurückgezogenheit weichen werde.

Der Kranke schloß um 9 Uhr Abends seine Thüre, schrieb noch einige Zeit, legte sich aber nicht nieder; um 4 Uhr Morgens hörte man einen Pistolenschuß, man öffnete mit Gewalt, und fand in der elenden Kammer einen in Blut gebadeten Leichnam, einige Spiele Karten, auf dem Nachttische ein Buch und auf einem andern Tische einige Verse, die er kurz vor seinem Tode niedergeschrieben hatte.

Dieser Unglückliche war ein ausgezeichneter Gelehrter, einer der vorzüglichsten Schriftsteller Englands. Um den Ruf Caleb Coltons, dieß ist sein Name, zu verdunkeln, bedurfte es der Laster, von denen sein Leben und seine Seele befleckt waren. Die Erscheinung seines unter dem Titel Lacon herausgegebenen Werkes machte in der literarischen Welt fast eben so viel Aufsehen, als die besten Schriften Walter Scotts und Coleridge's, denn es vereinigte eine Kraft der Ueberzeugung und eine klassische Reinheit des Styles in sich, welche England neuen Ruhm verhießen. Warum mußte dieser hohe, umfassende Geist seine Schwingen besudeln, seinen Lauf hemmen und im Pfuhle der Gemeinheit versinken? Auf eine hoffnungsvolle Jugend folgte ein bejammernswerthes Mannesalter, und Colton konnte auf sich anwenden, was Shakespear einen seiner

dramatischen Charaktere sagen läßt: „Mein Leben war zu lang, meine Blätter verwelken, meine Säfte vertrocknen. Ehre, Freundschaft, Achtung, ach! auf euch darf ich nicht mehr rechnen, auf euch nicht mehr zählen, die ihr den sinkenden Menschen aufrecht haltet. Um mich tönt nichts mehr als Fluch und Verwünschung, lang nachhallender, dumpf murrender Haß."

Im Kollegium zu Eton erzogen, erhielt er einen Platz auf der Universität Cambridge, und wurde bald zur geistlichen Würde befördert. Das Glück, das ihn stets begünstigt hatte, schien sich von ihm zu wenden, denn er gab sich alle Mühe mit eigener Hand seine Wohlfahrt zu untergraben. Als Vikar der Kirche von Tiverton mystifizirte er seine Gemeinde durch irgend eine kindische Gaukelei, welche in England unter dem Namen des Phantoms von Tiverton viel Aufsehen erregte. Ein Todtenschädel wurde an einem gothischen Fenster sichtbar, und die erschrocknen Bauern flohen. Am folgenden Tage hielt er eine treffliche Predigt, und benutzte die Gaukelei, um zu persönlichen Zwecken die Leichtgläubigkeit der Andächtigen zu täuschen, denen er dann einige Monate später den gespielten Betrug selbst entdeckte.

Seine Ausschweifungen in Wirths- und Spielhäusern erschütterten endlich seinen guten Ruf, und bald sah er sich von seinen Freunden verlassen. Jeden Abend erschien er in den Kneipen von St. James, spielte hohe Spiele, fluchte, trank und trat allen Anstand mit Füßen, den der Geistliche doch nie verletzen sollte. Der Erfolg des Lacon hob ihn zwar wieder etwas in der öffentlichen Meinung, bald aber entfremdete er sich diese aufs Neue durch Ausschweifungen, und war endlich genöthigt nach Amerika zu gehen, wo er einige Zeit blieb. Armuth und Mangel an Grundsätzen verleiteten ihn bald zu jenen entehrenden Kunstgriffen, durch die man leichtgläubigen Menschen Geld ablockt, und deren er sich mit gutem Erfolge gegen mehrere amerikanische Kaufleute bediente. Als diese Quelle versiegt war, wendete er sich nach Paris, und trat hier dem Orden der Glücksritter bei; Rouge et noire war jetzt seine Losung. Bald galt er für den unbändigsten Spieler, und diese Auszeichnung schien ihm zu gefallen. Unter den Arkaden der Straße Rivoli, oder den hohen Bäumen der Tuilerien, sah man den hagern Engländer mit den durchlöcherten Ellenbogen und tief ins Gesicht gedrücktem Hut, wenn er verloren hatte; war ihm aber das Glück günstig gewesen, so flog er im Kabriolet von dem Platze der Revolution nach der Porte Maillot. Eines Tages gewann er bei Frascati 96,000 Franken. Ein um den Leib gebundenes Tuch enthielt bald sein ganzes Vermögen, bald gar nichts; oft umhüllte es 50 Billets zu 1000 Franken jedes. Zu so glücklichen Zeiten begab er sich ins Café de Paris, und breitete seine Schätze, die er als den Lohn seiner Geschicklichkeit und nicht als ein Geschenk des Glücks ansah, auf einem Tische aus, wobei er jedem, der es hören wollte, ein träumerisches System mittheilte, auf das er seine Hoffnung gebaut hatte.

Bei mehrern Gelegenheiten gewann er in der That bedeutende Summen, und seine Anwesenheit machte in den Spielhäusern, die er zu besuchen pflegte, stets Sensation. Hatte er Alles verloren, so nahm er nicht selten seine Zuflucht zu den gewohnten Betrügereien, wobei ihn ein Schotte, Namens Hamilton, der Geld auf wucherische Zinsen auslieh, unterstützte. Sobald ein Britte von einiger Bedeutung in Paris ankam, wurde Colton durch diesen Menschen davon benachrichtigt, und dann sogleich ein Brief voller Lobeserhebungen an denjenigen geschrieben, den man hinters Licht führen wollte. Hamilton, schwarz gekleidet, ein Exemplar des Lacon in der Tasche, begab sich zu dem Reisenden, und machte ihm eine rührende Schilderung von der elenden Lage, in der sich Caleb Colton in diesem fremden Lande befände. Einige Pfund Sterling waren gewöhnlich der Ertrag dieser Gaunerei, von dem Hamilton die Hälfte erhielt. Der Herzog von Bridgewater und der Herzog von Northumberland wurden auf diese Weise hintergangen, durch die Colton oft 2 bis 300 Pfd. St. jährlich gewann. In der Rue de Chartres, dem Vaudevilletheater gegenüber, lebte dieser Mann von Geist und Talent im dritten Stock; einige lateinische Verse von seltener Eleganz waren die einzige literarische Frucht seines Aufenthalts zu Paris.

Als er endlich den Giftbecher, der ihn berauschte, bis auf die Hefen geleert hatte, und sich der Verfasser des Lacon (so unterschrieb er sich stets) der Verachtung, dem Elend und dem Siechthum gegenüber befand, ging er nach Fontainebleau und machte seinem Leben ein Ende. Die merkwürdigen Verse, welche er hier auf dem Tische zurückließ, zeigen auch nicht eine Spur von Gewissensbissen oder Reue; er beklagt sich nur über die Ungewißheit, in der er lebte, und die dichte Finsterniß, welche den Augen des Menschen die Geheimnisse des Lebens und des Todes verschleiere. Hoffahrt, der Grund von so vielen Selbstmorden, spricht auch aus dem Scheiderufe Caleb Coltons.

Ein französisches Journal gibt folgende kurze Nachricht von dem Leben des Unglücklichen: Caleb Colton wurde im Jahre 1780 geboren, und versah abwechselnd Vikariatsdienste in Tiverton und Kew. Obschon seine Amtsverrichtungen ihm einen sehr anständigen Gehalt eintrugen, so versetzten ihn seine Verschwendungssucht und seine regellose Lebensweise doch sehr oft in einen an das tiefste Elend gränzenten Zustand. Auf dem Kornspeicher eines armen Kaufmanns zu Petersham schrieb er seinen Lacon, ein philosophisches Werk, in welchem sich Stellen der größten Geister Englands würdig finden. Des bedeutenden Erfolgs und des Gewinns ungeachtet, den die Herausgabe dieser Schrift ihm einbrachte, wurde er dennoch von seinen Gläubigern so hart bedrängt, daß er sich genöthigt sah nach Amerika zu entweichen. Von da begab er sich nach Paris, wo er nach einander als Spieler von Profession, als Gemäldetrödler, Weinhändler, Dichter und Korrespondent des Morning Chronicle auftrat. Während seines Aufenthalts in Frankreich schrieb er ein Gedicht unter dem Titel Napoleon, eine Rede in Versen über die Seele, Bemerkungen über Byron und die Tendenz seiner Werke, und endlich ein Gedicht: der Brand von Moskau. Das Aeußere Coltons war Achtung gebietend; die Augenbraunen zog er stets zusammen, und seine grauen Augen glänzten gleich Karfunkeln. Man hätte ihn eher für einen vormaligen General als für einen Geistlichen gehalten. Auch pflegte er, wenn man ihn fragte, ob er gedient habe, stets zu antworten: „Nein, aber ich bin Offizier der streitenden Kirche." Auf der Kanzel entwickelte er zuweilen eine hinreißende Beredsamkeit; besonders wird eine seiner Reden gerühmt, die er nach dem Begräbnisse eines seiner Pfarrkinder über den Tod hielt. Leider aber ließ dieser herrliche Vortrag, der auf die versammelte Gemeinde so tiefen Eindruck machte, bei dem Prediger selbst nicht den geringsten zurück, denn kurz darauf sah man ihn in einer Schenke sich in Portwein berauschen.

Jahresversammlung
der geographischen Gesellschaft zu London.

Diese Sitzung fand am 18 Mai statt. Die jährliche Prämie, welche der König zur Verfügung der Gesellschaft stellt, wurde für das vergangene Jahr dem Lieutenant Burnes für seine bekannte werthvolle Reise zuerkannt. Zugleich ergab es sich, daß die Gesellschaft die Summe von 500 Pfd. St. zu Ausrüstung und Unterhaltung von zwei Entdeckungsreisen bewilligt hatte, die eine in das Innere von Südafrika von der Delagoa-Bai aus, und die andere bis hinter britisch Guiana. Zu Beförderung dieser so wünschenswerthen Unternehmungen hat die Regierung 1000 Pfd. St. angewiesen. Kapitän J. E. Alexander vom 42sten Regiment ging schon vor einiger Zeit auf eine afrikanische Expedition aus, und Herr Schomburgk, ein wissenschaftlich gebildeter Mann in Westindien, befindet sich bereits in George-Town, um sich zu einer Entdeckungsreise nach Guiana vorzubereiten. Es wurde zugleich bekannt gemacht, daß keine neuern Nachrichten von Kapitän Back eingelaufen seyen, daß man jedoch deren im August oder September erwarte und seiner Rückkunft gegen Ende des Jahres entgegen sehe. Der Bericht besagte ferner, daß die Gesellschaft zu den Kosten der Herausgabe einer Grammatik der Cri-Sprache beigetragen habe, die von Herrn Howse, der sich mehrere Jahre auf dem Gebiet der Hudsonbaikompagnie aufgehalten hatte, ausgearbeitet worden ist. Gleicher Gunst erfreut sich eine Uebersetzung der Reise des Kapitäns Graah an die Ostküste von Grönland aus dem Dänischen ins Englische. Aus dem Bericht des Kassiers ergab sich, daß die Fonds der Gesellschaft sich im besten Stande befinden, denn ungeachtet der erwähnten außerordentlichen Ausgaben befanden sich, außer einem ansehnlichen Ueberschusse in den Händen des Bankiers, noch 4800 Pfd. St. in Kassa.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 164. 13 Junius 1835.

Reisen eines Hindu.

(Erster Artikel.)

Nichts ist seltener als einen Hindu von hoher Kaste außerhalb der Halbinsel reisen zu sehen; einige Braminen sind nach England gegangen, um Prozesse vor dem geheimen Rath zu betreiben, und Ram Mohun Roy ging als Agent des Mogul nach London, allein jene unterwarfen sich bei ihrer Rückkehr der von dem Kastengesetz vorgeschriebenen Pönitenz, und bezahlten große Summen, um sich wieder aufnehmen zu lassen, es war bei ihnen eine Spekulation und keine Reise für die Vermehrung ihrer Kenntnisse. Der Fall von Mohun Lal ist anders, er ist aus einer braminischen Familie aus Caschmir, welche sich in Dehli niedergelassen hat, er wurde in dieser Stadt in dem englischen Gymnasium erzogen, und seine frühe geweckte Intelligenz und Wißbegierde trieb ihn an, Gelegenheit zu suchen, sich durch Reisen in fremde Länder ferner auszubilden. Er schloß sich daher an Burnes und Dr. Gerard auf ihrer berühmten Reise durch Mittelasien an, und blieb bei der Trennung der beiden Freunde bei dem letztern, reiste mit ihm nach Mesched, Herat, und zurück nach Indien durch Afghanistan und Sind, wobei er seinem europäischen Beschützer durch seine Kenntniß der persischen Sprache große Dienste leistete; er scheint ein aufgeweckter, unaffektirter und liebenswürdiger junger Mensch zu seyn, der sich für Alles was er sah interessirte, und sich die Gunst von allen, mit denen er in Berührung kam, zu erwerben wußte. Mehrere der persischen und afghanischen Großen wünschten ihn als englischen Sekretär bei sich zu behalten, und die sichtbare Ueberlegenheit seiner Erziehung über die ihrer eigenen Kinder bewog mehrere von ihnen, ihre Söhne nach Dehli und Ludiana in die englischen Schulen zu schicken, und es ist möglich, daß seine Reise auf diese Art bedeutende indirekte Folgen haben werde. Bei seiner Rückkehr wurde er jedoch von seinen Verwandten und Bekannten in Dehli als eine Art von Paria behandelt, weil er den verbotenen Fluß Indus überschritten, und in muhammedanischen Ländern gereist hatte, sie wollten nicht mehr aus demselben Becher mit ihm trinken, noch aus derselben Schüssel mit ihm essen, und hätten ihn aus der Kaste ausgestoßen, wenn ihn nicht der Einfluß eines englischen Beamten, Namens Heave, dagegen beschützt hätte. Er hat seit seiner Rückkehr sein Tagebuch drucken lassen: es ist englisch verfaßt, und obgleich seine Phrasen einen fremdartigen Zuschnitt haben, und er oft die Worte in sonderbaren Bedeutungen braucht, so ist es doch vollkommen verständlich, und durch die Einfachheit und Naivetät des Ausdrucks anziehend. Wir geben einige Auszüge, die sich auf ein Paar der interessantesten Punkte der Reise beziehen.

Cabul.

8 bis 11 Mai. Cabul bietet aus der Entfernung keinen auffallenden Anblick dar, und seine grauen Erdwälle bereiten den Reisenden keineswegs auf die Scenen vor, die ihn im Innern der Stadt erwarten. Wie soll ich Worte finden den Bazar zu beschreiben, mit seiner Masse von Besuchern und ihren Physiognomien, ihrer Kleidung, ihrer Sprache und allen ihren Sitten, die einem Hindu so völlig fremd sind, während alle ihre Waaren und Produkte ein mir eben so ungewohntes Schauspiel darbieten. Die ganze Scene ist so neu für mich, daß ich mich wundern muß, wie eine so kurze Reise einen so sonderbaren Kontrast darbieten kann. Ich dachte dabei an Dehli und seine Paläste, seine hohen Minarets, seine prachtvollen Gebäude und seine reich gekleideten Bewohner, ihre fließenden Gewande, ihren flitternden Schmuck, die Haarlocken und die Armbänder, den Rosenduft, die glänzenden Augen und das schwarze Haar, und sah mich umsonst nach den Scenen meiner Jugend, und ihren wahren und falschen Freuden um. Alles umher war mir fremd.

Die Buden waren angefüllt mit Früchten, *) welche ich gewohnt war als kostbare Leckereien anzusehen, die Theile des Bazars, welche überwölbt sind, bieten einen Anblick dar, der die Einbildungskraft übersteigt. Die Buden erheben sich eine über der andern stufenweise, mit ihren glänzenden Zierrathen, bis wegen der Höhe des Gebäudes das Ganze in eine konfuse und blendende Masse anschwimmt, und die Menschen wie Nachkommen eines Zwerggeschlechts erscheinen. Dieser Bazar wurde vom Ali Mardan Khan gebaut, dessen Liberalität Afghanistan und Indien so manches Prachtwerk verdankt.

*) Die Früchte der gemäßigten Zone, welche Indien nicht hervorbringt, sind die Haupthandelsartikel zwischen Cabul und den Ländern jenseits des Indus; sie werden in allen Theilen von Afghanistan in größtem Ueberfluß gebaut und getrocknet nach Indien ausgeführt. D. Ueb.

Doch ich hätte eigentlich von dem Bazar von Dost Muhammed Khan,*) dem Regenten von Cabul, sprechen sollen, der nicht nur als Fürst, sondern auch als Mann ganz besonders Erwähnung verdient. Ich könnte in persischer Sprache meinen Eindruck über ihn aussprechen, aber ich verstehe nicht genug englisch, um ihm in dieser Sprache Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, daher will ich mich mit wenigen Worten begnügen. Seine hohe Statur, seine stolze Miene, seine hochfahrende Rede und seine einfache Tracht zeigen in Allem seine hohe Geburt und seine souveräne Macht. Wenn wir ihn nur als Staatsmann und Beförderer des Handels betrachten, so verdient er großes Lob, allein sein Charakter ladet nicht zum Vertrauen in Privatfreundschaft oder in politische Verbindung ein. Er hat viele der Häupter des Landes hinrichten lassen, und einen großen Theil der Priesterschaft ihrer Güter beraubt, nachdem er siebenmal auf die Religion des Propheten und auf den Koran das Gegentheil geschworen hatte, und nachher erklärt, daß die Blätter des Korans nichts Anderes als Seiten eines Buches seyen. Er wünscht sich zum einzigen Herrn von Afghanistan zu machen, aber es fehlt ihm an Geld; gegen die englische Regierung scheint er nicht freundlich gesinnt, aber ohne Zweifel wird er sich auf die Seite der Macht schlagen, welche die größte Armee besitzt. Er hat viele Frauen und Kinder. Drei seiner Söhne stehen an der Spitze von Gouvernements, aber er läßt ihnen keine große Macht, da er ihnen mißtraut. Zur Zeit, da er Sultan Muhammed Khan aus Cabul vertrieb, bemächtigte er sich dessen Lieblingsfrau, was den Haß unter diesen beiden Brüdern sehr vermehrt hat.

Die Bewohner der Stadt Cabul bestehen aus Sunniten, Schiiten und Hindus. Die Masse der Afghanen besteht aus Sunniten. Die Schiiten sind Perser, welche Nadirschah mit sich brachte und in der Stadt kolonisirte; sie wohnen in einer durch Mauern von der übrigen Stadt getrennten Straße, welche Murad Khani heißt; ihre Zahl beträgt etwa 5000, aber trotz dieser numerischen Schwäche haben sie gewöhnlich wegen ihrer Einheit unter sich die Oberhand in ihren ewigen Streitigkeiten mit den Sunniten. Ihre Kleidung und Lebensart sind anständiger als die der Afghanen, welche ein häßliches und sinnliches Volk sind, geheime Trinkgelage haben und ihre Zeit in Intriguen mit Weibern zubringen. Die Frauen hohen und niedern Rangs haben ebenfalls den Weg der Tugend nicht gewählt und leben ausschweifend, wie folgendes Sprüchwort bestätigt: „das Mehl von Peschawer ist nicht ohne Beimischung von Gerste, und die Frauen von Cabul haben keinen Mangel an Freunden.“ In der Stadt wird gewöhnlich Persisch, auf dem Lande ein barbarischer Puschtudialekt gesprochen. Die Hindus belaufen sich auf etwa 2000, und viele unter ihnen gehören zu den vornehmsten Bewohnern von Cabul, sie haben zahlreiche Familien und besitzen das Recht ihren Kultus beizubehalten. Man erkennt sie an ihren Kleidern und an den Zeichen, die sie auf die Stirne malen. Man findet ihre Buden in allen Straßen und Bazars, und obgleich die Muhammedaner sie nicht lieben, so werden sie doch mit großer Toleranz behandelt.

*) Der Regent von Cabul ist einer der sieben Söhne von Fattih Ali, dem Wezier der letzten Könige von Afghanistan aus der Dynastie der Duranis, die ihn aus Verdacht über seine Treue verriethen und aufopferten. Seine Söhne vertrieben hierauf Schah Schudschah und bildeten die abgesonderten Regentschaften von Cabul, Candahar und Peschawer; sie sind in diesem Augenblick begriffen, einen Einfall von Schah Schudschah zurückzuschlagen, und es ist möglich, daß Dost Muhammed Khan aus diesem Kriege als einziger Herrscher von Afghanistan hervorgeht. D. Ueb.

Das Gold der Pinheiros.

(Fortsetzung.)

Die Ebene von Piratininga war indeß doch nicht so ganz öde, als die Missionäre sich da niederließen. Seit einigen Jahren schon hatten sich einige Kolonisten da angesiedelt, die hier ein Mittelleben zwischen Indianer und Europäer führten, allen Anbau, den des zu ihren Bedürfnissen unumgänglich nöthigen Maniok ausgenommen, vernachlässigten, hauptsächlich von der Jagd sich erhielten, in beständigem Kampfe mit den Wilden lebten, die sie zu Sklaven machten, obschon sie Weiber von ihnen nahmen und immer nur nach edeln Metallen suchten. Der Schutzschrift des Fray Gaspar ungeachtet bleibt es doch fast ausgemacht, daß diese ersten Kolonisten eine Mischung aus allen Nationen, und durch ein zügelloses Leben veranlaßt waren, sich in diese Wildniß zurückzuziehen.

Die entstehende Stadt zog eine Menge anderer Kolonisten hieher, die größtentheils den eben erwähnten glichen. Es scheint sogar, daß nach einem Angriff, den die Paulisten auf dem Lande im Jahre 1590 gegen die in der Stadt wohnenden unternahmen, ein bitterer Haß zwischen diesen beiden Klassen der Bevölkerung herrschte, von dem die Missionäre die indirekte Ursache waren. In St. Paul, wie in dem ganzen übrigen Amerika, machten die Missionäre stets die Vermittler zwischen den Indianern und ihren Bedrückern; da ihnen allein die Civilisation der erstern aufrichtig am Herzen lag, so mußten sie immer die Hand der andern zurückhalten, die durch eine Gewaltthat in wenigen Augenblicken die Früchte langjähriger Arbeit zerstörten. Zwiste dieser Art waren nicht immer ohne Gefahr für die Diener der Religion, die, trotz der Achtung in welcher damals ihr Ordenskleid stand, doch nicht selten Gefahr liefen, das Leben zu verlieren. Der Angriff, dessen eben gedacht wurde, war hauptsächlich gegen sie gerichtet, und ein indianischer Häuptling zeichnete sich bei ihrer Vertheidigung aus.

Wie dem indeß auch sey, so bildete sich dennoch binnen weniger als einem halben Jahrhundert in der Provinz St. Paul eine gemischte Bevölkerung, aus Portugiesen, welche die Reinheit ihres Blutes erhalten hatten, Indianern und Blendlingen beider Racen bestehend. Diese letztern, welche bald so zahlreich wurden als die übrigen, erhielten den Namen Mamelucos oder Mameluken, den die amerikanischen Geschichtschreiber zuweilen allen Paulisten jener Zeit ohne Unterschied beilegen.

Die Sitten dieser eisernen Menschen, ihr unerschütterlicher Muth, ihr Haß gegen jede Art von Joch und ihre abenteuerlichen Züge in das Innere des Landes bilden einen eigenen Abschnitt in der Geschichte Brasiliens. Die Paulisten waren durch

anderthalb Jahrhunderte zu Lande das, was zur nämlichen Zeit die Flibustier an den Küsten des Oceans und des spanischen Amerika waren; Sklaven fangen und edle Metalle aufsuchen, war fast ihre einzige Beschäftigung. Als sie die in ihrer Umgebung wohnenden Stämme fast aufgerieben hatten, dehnten sie ihre Züge weiter aus; um das Jahr 1620 begannen sie die berühmten seit ungefähr 40 Jahren von den Jesuiten an den Gränzen von Paraguay gegründeten indianischen Reduktionen zu überfallen, und ein halbes Jahrhundert hindurch verging nicht leicht ein Jahr, ohne daß sie sich nicht einstellten, die reichen Kirchen der Missionäre plünderten und alle Indianer, deren sie nur immer habhaft werden konnten, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, gefangen fortschleppten. Dieß war eine der Ursachen, welche die Jesuiten veranlaßten, ihre Neophyten zu bewaffnen, und die Paulisten mit so schwarzen Farben zu schildern. Später drangen die letztern bis an die Gränzen von Hochperu vor, und erlaubten sich gleiche Gewaltthaten gegen die aufkeimenden Missionen von Chaco und Santa Cruz de la Sierra; ja einige erreichten sogar auf ihren abenteuerlichen Zügen die Ufer des Amazonenflusses, ein Weg, der ungefähr eben so viel sagen will, als wenn man, Europa sich ganz von Wäldern bedeckt denkend, von Frankreich aus bis ins Innere von Sibirien vordringen wollte.

Auch hinsichtlich der Art und Weise ihre Expeditionen zu organisiren, und in jener Mischung von Aberglauben, Todesverachtung und Wildheit, welche die Grundlage ihres Charakters bildeten, glichen die Paulisten den Flibustiern. So wie bei den Küstenbrüdern *) entwarf auch bei ihnen irgend ein alter an Leib und Seele geschwärzter, und in alle Geheimnisse der Wüste eingeweihter Waldläufer, oder irgend ein junger Anfänger den die Begierde trieb sich auszuzeichnen, den Plan zu dem Unternehmen, dem es nie an freiwilligen Theilnehmern fehlte. Die Bedingungen hinsichtlich der Theilung der zu machenden Beute wurden festgesetzt, und waren alle Vorbereitungen getroffen, so schloß jeder seine Rechnung mit dem Himmel, und bat um seinem Segen zu dem Vorhaben, was durch eine Messe, der alle Theilnehmenden beiwohnten, abgemacht wurde. Die Andächtigsten reinigten sich meist vorher noch bei einem Priester von ihren alten Sünden, der ihnen gewöhnlich das Gelübde abnahm, einen Theil der Beute dem Altar zu weihen. Strengrechtliche Mönche forschten zwar sorgfältig nach dem Zweck der Expedition, und verweigerten die Absolution, wenn ein anderer als Aufsuchung von edeln Metallen angegeben wurde, allein der größere Theil überging klüglich solche Fragen, und begnügte sich damit, in allgemeinen Ausdrücken Schonung und Sanftmuth gegen die Indianer anzuempfehlen, damit diese der Kirche gewonnen würden. Der Beichtende machte im Augenblick natürlich keine Einwendung, befand er sich aber einmal unterwegs, so waren seine Versprechungen bald vergessen.

Endlich brachen die Verbündeten zu Lande oder zu Wasser auf; ihre Verwandten und Freunde begleiteten sie eine Strecke Wegs unter frommen Gelübden für glücklichen Erfolg, denn alle wußten gar wohl, wie wenig man mit Gewißheit auf Wiedersehen zählen konnte. Jetzt begann der Kampf menschlicher Kraft und Ausdauer mit allen Schrecknissen der Natur und der Wüste; oft mußte man sich mit der Axt in der Hand einen Weg durch undurchdringliche Waldungen bahnen, ganze Wochen lang auf sumpfigem, pestilenzialische Dünste aushauchendem Boden lagern, ausgetretenen Flüssen, Wasserfällen, dem Pfeil des im Hinterhalt lauernden Indianers, der brennenden Sonne oder sündfluthartigen Regen, dem Hunger und Krankheiten Trotz bieten, kurz gegen alle Gefahren kämpfen, welche die ausschweifendste Einbildungskraft nur immer zu erdenken vermag. Allenthalben wo die Erde roth war, und gewisse den Abenteurern bekannte Kennzeichen trug, ließ der Anführer nachgraben, und erkannte der gierige Blick etwas Gold, so waren alle Beschwerden vergessen und die Ausbeute wurde sogleich unternommen; im entgegengesetzten Fall zog man weiter. Monate, ja ganze Jahre vergingen auf diese Weise, und endlich sah man einige armselige, ausgehungerte Gerippe, selbst ihren nächsten Verwandten nicht mehr kennbar, als die Ueberreste der längst schon vergessenen Expedition nach St. Paul zurückkehrten. Brachten sie Gold und glänzende Verheißungen mit, so kümmerte man sich wenig um Entfernung und Gefahren; eine allgemeine Aufregung ergriff die Provinz und ganze Familien, selbst Weiber und Kinder nicht ausgeschlossen, machten sich auf den Weg nach dem neuen Eldorado. Wer die Reise glücklich überstand, ließ sich an dem Orte der Verheißung nieder, und eine neue Kolonie war gegründet. Oft bestanden solche Expeditionen nur aus einigen Wenigen, von denen man gewöhnlich nie mehr etwas vernahm; doch waren deßhalb nicht immer alle umgekommen, sondern hatten sich, durch einen unermeßlichen Raum von der Heimath getrennt, an einer oder der andern Küste, wo es ihnen gerade am besten gefiel, niedergelassen. So trifft man denn in den fernsten Provinzen Brasiliens noch oft ganze Familien, die, weit entfernt ihren Ursprung vergessen zu haben, noch mit einem gewissen Stolz erzählen, daß das Blut der Paulisten in ihren Adern fließe.

An seinen Herd zurückgekehrt, brachte der Paulist eine ganz veränderte Gemüthsart, eine Liebe zu wilder Unabhängigkeit, ein feindliches Anstreben gegen alle geselligen Bande mit. Gewöhnlich hatte er mit einem seiner Nachbarn, entweder wegen geraubter Sklaven, oder wegen sonst irgend einer Beleidigung abzurechnen, und dann wußte der Gegenstand seines Hasses schon, daß eine Begegnung des Abends oder an einem abgelegenen Orte gefährlich sey. Ein langes, in einem der Stiefel oder unter dem Leder des Sattels verborgenes Messer wurde dann unfehlbar, und nicht vergebens, gezogen. Bot sich keine günstige Gelegenheit dar, so konnte der Rachsüchtige, seiner Reizbarkeit ungeachtet, lange warten, und oft kamen Fälle vor, daß nach Jahren unthätigen Harrens zwei Feinde dieser Art sich unverhofft, weit von menschlichen Wohnungen entfernt, im Walde trafen. Einer von beiden mußte dann seine Rechnung mit dem Leben schließen; der Sieger grub dem Gefallenen gewöhnlich die letzte Wohnung in den Boden, kniete dann auf das Grab, sprach einige Gebete, setzte dem Erschlagenen ein aus zwei Stücken Holz eilig zusammengefügtes Kreuz, und entfernte sich ohne weiter des Vorfalles zu

*) So nannten sich die Flibustier.

gedenken. Die schweigsame Wüste bewahrte das Geheimniß treulich in ihrem Schoße und Alles war vorbei.

(Fortsetzung folgt.)

Die Insel Socotra. *)

Socotra, unter 12° 40′ nördlicher Breite und 54 bis 55° östlicher Länge v. Gr. gelegen, ist ungefähr 140 englische Meilen vom Kap Guardafui, der östlichsten Spitze von Afrika, und 180 Meilen von dem nächsten Theil der gegenüberliegenden Küste von Arabien entfernt. Es liegt mithin auf der geraden Straße nach und von dem rothen Meere, und scheint deßhalb den Geographen früherer Zeiten bereits bekannt gewesen zu seyn. Ptolomäus gedenkt der Insel unter dem Namen Dioscorides, und Arrian sagt, sie sey den Königen des Weihrauchlandes unterworfen. Marco Polo besuchte sie im 13ten Jahrhundert, und im Anfange des 16ten wurde sie von den Portugiesen besetzt. Als jedoch die Macht dieser Nation in Indien in Verfall gerieth, wurde auch Socotra von ihnen geräumt, und kam wieder unter die Herrschaft der frühern arabischen Besitzer. Als im Jahre 1798 eine britische Expedition von Indien in das rothe Meer kam, wurde sie von einer Eskadre unter Kommodore Blankel auf einige Zeit in Besitz genommen, seit dieser Zeit aber ganz unbeachtet gelassen, obschon diese Insel, namentlich im Fall eines ausgedehnten europäischen Handels durch das rothe Meer, viele Vortheile bietet.

Die Insel Socotra ist von Osten nach Westen 71½ engl. Meilen lang und hält in der größten Breite 21½ Meilen; sie hat fast die Gestalt eines sphärischen Triangels, dessen Scheitelpunkt die äußerste östliche Spitze bildet. Die nördliche Seite ist konkav, und die Hauptrichtung von Nordost nach Südwest, jedoch durch mehrere kleine Buchten unterbrochen. Die westliche Seite ist ebenfalls von einer tiefen Bucht eingeschnitten, und nur die südliche ist ohne Einbiegung und konvex. Längs der nördlichen und westlichen Seite finden sich Ankerplätze, jedoch kein eigentlicher Hafen, und die allenthalben flache, sichere Küste läßt sich fast immer erreichen, wenn man auf die Monsuns Acht hat.

Socotra läßt sich am anschaulichsten mit einem aus Gebirgen von fast gleicher Höhe zusammengesetzten Pfeiler vergleichen, der von einer flachen Ebene von verschiedener Breite von 2 bis zu 4 Meilen umgeben ist, die rund herum eine Art Ufer bildet, mit Ausnahme einer Stelle gegen Südost, wo die Berge senkrecht aus dem Meere emporsteigen. Der erste Anblick der Insel ist nicht einladend. Einige wenige Stellen ausgenommen, wo ein Gebirgsstrom Mittel zur Bewässerung bietet, ist die Ebene hart, unfruchtbar und keiner bedeutenden Verbesserung fähig, während hinter derselben die kahlen Kalksteinklippen emporsteigen. Das Innere verspricht indeß mehr. Der mittlere Gebirgsrücken, von dem einige Spitzen sich bis zu einer Höhe von 5000 Fuß erheben, ist Granit; längs der Seitenwände läuft eine zusammenhängende Kalksteinformation von 1800 bis zu 2000 Fuß Höhe fort, und von dieser ziehen sich quer durchlaufende Höhen von gleicher Formation und Charakter hauptsächlich nach Süden hin. Auf diese Weise bilden sich eine Menge Thäler, deren Urboden, der bekanntlich nicht zu den fruchtbarsten gehört, doch einige Ertragsfähigkeit zu besitzen scheint, weil er in seinem jetzigen Naturzustande mit einer üppigen Vegetation bedeckt ist.

Unter den bedeutendern Produkten nimmt die Aloe (Aloe spicata vel socotrina) den ersten Platz ein. Sie wächst hauptsächlich an den Wänden und auf den Gipfeln der Kalkgebirge, und wird nur selten in geringerer Höhe als 500 Fuß von der Ebene aus gefunden. Die Blätter werden zu jeder beliebigen Zeit abgepflückt, und nachdem man sie getrocknet hat eingepackt und nach Mascat ausgeführt, wo ihr Preis je nach Umständen und Jahrszeit sehr verschieden ist. In Hinsicht auf Qualität gehört die Aloe von Socotra zu den vorzüglichsten, sie verliert aber nur zu oft durch schlechte Zubereitung. Die Produktion geht in das Unendliche, da aber die Nachfrage nur gering ist, so wird jetzt nur die geeignete Quantität eingesammelt. Vormals sprach der Sultan die Aloe-Ernte als Monopol an, jetzt aber sammelt jeder der nur Zeit und Lust dazu hat. Besonders im westlichen Theil der Insel sind alle Anhöhen meilenweit mit der Pflanze bedeckt.

Das bedeutendste Produkt nächst der Aloe ist der Drachenblutbaum (Pterocarpus Draco), dessen Gummi ebenfalls zu allen Jahreszeiten eingesammelt wird. Es schwitzt von selbst aus, ohne daß man nöthig hätte Einschnitte zu machen, und auch von ihm bietet die Natur wohl zehnmal mehr, als wirklich Absatz findet. Der Baum ist 10 bis 20 Fuß hoch, der Stamm hält ungefähr 12 Zoll im Durchmesser, und die zahlreichen, aber kurzen Zweige sind dicht in einander geschlungen. Die aufsitzenden, lederartigen und schwertförmigen Blätter sind ungefähr 12 Zoll lang und denen des Pinienapfels ähnlich. So wie die Aloe, wächst auch der Drachenblutbaum hauptsächlich auf den Kalkgebirgen.

Auf der Insel wachsen außerdem noch andere Gummibäume, von denen besonders einer, von den Eingebornen Amara genannt, ein wohlriechendes Gummi liefert, das dem Weihrauch nicht viel nachsteht und an der arabischen Küste sehr gesucht ist. Ferner gibt es noch die in Aegypten und Syrien wohlbekannten Nebethäume (Lotus Nebca), die eine wohlschmeckende Frucht von der Gestalt einer Kirsche tragen, welche die Eingebornen zwischen zwei Steinen zerquetschen und mit Butter zu einem Teige kneten, den sie sehr gern essen. Dattelbäume findet man ebenfalls in Menge, doch decken ihre Früchte den Bedarf nicht, weßhalb von diesem Artikel eine bedeutende Quantität aus Arabien eingeführt wird. Außer den genannten scheint jedoch keiner der Bäume, welche auf der Insel wachsen, von Werth zu seyn, örtliche Zwecke ausgenommen; eben so wenig scheint es hier eine bedeutende Menge von Brennholz zu geben.

An Thieren findet man auf Socotra vorzüglich Kamele, Esel, Hornvieh, Schafe, Ziegen und Zibetkatzen. Die Kamele sind von der gewöhnlichen Art; stark, fest auf den Füßen, aber nicht schnell. Die Esel leben größtentheils wild, und man glaubte sie anfänglich von dem gewöhnlichen Hausthiere dieser Gattung verschieden, was sich jedoch später nicht bestätigt hat. Sie sind meist herrenlos, und weiden zu 10 oder 12 mit einander im Gebirge. Als Lastthiere werden größtentheils Kamele verwendet. Die Ochsen sind meist von dunkelbrauner Farbe, feist, glatt und von vorzüglicher Art. Die Insel besitzt ungefähr 1600 Stück, und die Eingebornen verkaufen sie nicht gern; der gewöhnliche Preis ist 10 spanische Thaler. Die Schafe sind klein, mager und von geringer Qualität; sie werden insbesondere der Wolle wegen gehalten, aus der man ein starkes Tuch verfertigt, und alle zwei oder drei Monate sorgfältig gewaschen, um sie vor der Raute zu bewahren, der sie sehr unterworfen sind. Weit schöner sind die Ziegen, und besonders geschätzt werden die milchgebenden. Es gibt mehrere Arten, von denen eine in abgelegenen Thälern und auf den Gipfeln der höchsten Berge im Stande der Wildheit lebt. Die Zibetkatzen sind sehr zahlreich, doch sammelt man ihren Moschus nicht. Hyänen, Schakals, Affen und andere Thiere des benachbarten Kontinents sind hier unbekannt; sogar Antilopen findet man nicht, was um so auffallender ist, da sie doch auf den meisten andern Inseln längs der arabischen Küste zu treffen sind. Der Hund ist so gänzlich unbekannt, daß die Eingebornen einen an Bord des Schiffes befindlichen für ein Schwein hielten. Skorpionen, Tausendfüße und eine große Spinne der giftigen Art gibt es in Menge; Schlangen sind nicht häufig. Auch an Ameisen fehlt es nicht, und der Biß einer besondern Art dieser Thiere ist fast eben so schmerzhaft, als der Stich einer Wespe. Von Vögeln finden sich besonders Kraniche, Flamingos, Wildenten, Holztauben (in großer Menge), Schwalben, Kibitze, Eulen und vier Abarten von Geiern, von denen eine deßhalb sehr nützlich ist, weil sie Aas und andere Abfälle verzehrt. Ferner gibt es noch einen kleinen Vogel mit rothem Schnabel und dunkelpurpurfarbenem Gefieder, der ein lautes, der menschlichen Stimme nicht unähnliches Geschrei hören läßt. Auch soll es Kasuars geben, doch sah weder Lieutenant Wellstead, noch einer seiner Leute einen solchen Vogel.

(Schluß folgt.)

*) Die vorstehende Skizze ist einer Denkschrift des Lieutenants Wellstead von der englisch-ostindischen Marine entnommen, die in der Sitzung der geographischen Gesellschaft zu London am 11 Mai vorgelesen wurde. Die fast ganz vergessene Insel Socotra hat die Aufmerksamkeit der britischen Regierung aufs Neue auf sich gezogen, weil sie bei der in Antrag stehenden neuen Straße nach Ostindien über Aegypten (S. Ausl. Nr. 85 u. f. d. d. J.) der bequemste Platz ist, wo die Dampfschiffe anlegen und Kohlen einnehmen können. Lieutenant Wellstead wurde daher abgeschickt, um die Insel aufzunehmen, und sich mit den Eingebornen und Produkten derselben bekannt zu machen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 165. 14 Junius 1835.

Notizen

über die Abschaffung der Sklaverei in den Kolonien.

Ueber diesen Gegenstand hat Macaulay, der Nachfolger des berühmten Wilberforce, eine Schrift herausgegeben unter dem Titel: **Haiti, oder authentische Nachrichten über die Abschaffung der Sklaverei und ihre Folgen auf St. Domingo und Guadeloupe**, mit mehreren Angaben über den gegenwärtigen Zustand von Haiti und den emancipirten Schwarzen, welche dessen Bevölkerung bilden.

Das erste Aktenstück dieser Sammlung ist ein nach authentischen Dokumenten verfaßtes Memoire, das von Hrn. Burton der Kommission der Lords übergeben wurde, welche im Jahre 1822 mit Untersuchung der Sklaverei in den Kolonien beauftragt war. Das Ackergesetz, welches Polverel, Kommissär der französischen Republik, am 28sten Februar 1794 bekannt machte, hat allen spätern Gesetzen dieser Art auf St. Domingo zur Grundlage gedient. Die Resultate dieser seit 40 bestehenden Gesetze führen zu belehrenden, merkwürdigen und überzeugenden Nachweisen hinsichtlich der Möglichkeit, unter den Schwarzen eine auf die Freiheit der Arbeit basirte civilisirte Gesellschaft zu begründen.

Polverel hatte je nach den verschiedenen Abstufungen verschiedene Arten von Arbeiten eingesetzt. Die später eingeführten polizeilichen Verordnungen Toussaints über diesen Gegenstand unterscheiden sich nur wenig von denen Polverel's. General Vincent, der St. Domingo im Jahre 1801 verließ, berichtete an Bonaparte, daß unter jenen Gesetzen Alles so gut als möglich gehe, daß die weißen Eigenthümer in friedlichem Besitze ihrer Güter seyen, daß die Kultur des Bodens reißende Fortschritte mache, und daß unter den Schwarzen Ordnung, Industrie und Wohlfahrt herrsche.

Die spätern von Christoph gegebenen Gesetze waren auf dieselben Grundsätze basirt, und das von Roger im Jahre 1826 bekannt gemachte Feldgesetz war nichts Anderes, als eine neue Bestätigung der frühern Gesetze.

Unter dem Einflusse derselben hat sich die Bevölkerung von St. Domingo in 20 Jahren verdoppelt. Im Jahre 1824 fand nun eine offizielle Volkszählung der 33 Arrondissements der Republik statt, sie ergab 935,335 Individuen; im Jahre 1804 hatte sie kaum 400,000 betragen.

Man hat kürzlich in öffentlichen Blättern behauptet, die Seelenzahl betrage nur 423,042 Individuen; dieß ist jedoch ein Irrthum; jene Ziffer drückt nur die Zahl der aktiven Bürger aus, welche an der mit Frankreich stipulirten Steuer Theil zu nehmen bestimmt waren.

Außer diesem Memoire über die Gesetzgebung Haiti's werden in dem angeführten Werke neue wichtige Dokumente über die Civilisation mitgetheilt. Sie sind aus der Korrespondenz eines Reisenden gezogen, der die Insel in den Jahren 1830 und 1831 bereiste, und sich längere Zeit an den verschiedenen Orten aufhielt, wo er sich am besten über den wahrhaften Zustand des Landes zu unterrichten vermochte. Dieser Reisende ist Hr. Richard Hill, ein Farbiger, zu Jamaika geboren, dessen Vater ihm eine treffliche Erziehung geben ließ; er ward von Lord Mulgrave zum Vorstand eines Kirchspiels von 24,000 Seelen auf Jamaika ernannt, um die Ausführung der Emancipations-Akte zu übernehmen.

Nach den langwierigen Unglücksfällen, welche St. Domingo seit dem ersten republikanischen Aufstande bis zur Expedition des Generals Leclerc und bis ans Ende des Bürgerkriegs verheerten, war voraus zu sehen, daß diese mächtige Kolonie sich nicht plötzlich aus ihren Ruinen erheben könne. Eine freie, muthige, mächtige Bevölkerung hatte sich mitten unter den blutigen Ereignissen gebildet, deren Schauplatz die Insel geworden war. Allein die Kultur, die Industrie, der Handel und alle sonstigen Ursachen einer materiellen Wohlfahrt bedurften längerer Zeit zu ihrer Entwicklung. Diese fruchtbaren Ebenen haben selbst jetzt noch nicht den Wohlstand wieder erreicht, und in den blühendsten Gegenden findet man noch heutzutage die Spuren der frühern Verwüstungen. Minder zugängliche Gegenden wurden vorzugsweise von einem Volke angebaut, das stets die Invasion seiner ehmaligen Herren zu befürchten hatte. So ist z. B. die Hügelkette, welche sich gegen Lamentin hinzieht, angebaut, wie sie es nie früher war. Eine Menge kleiner Pflanzungen bedecken diese Hügel; hier werden Kaffee, Früchte, Gemüse gebaut und die verschiedenen Gewässer, welche von den Höhen herabkommen, sind sehr zweckmäßig in besondern Wässerungsgraben gefaßt.

Ein Beispiel wird die Art und Weise, nach welcher die Be-

wohner von Haiti den Anbau betreiben, am klarsten darthun. Wir wählen die schöne Pflanzung Chateaublond, welche dem General Lerebours gehört. Die Bewohner theilen sich in Familien, bauen einen Theil der Pflanzung an, und erhalten als Lohn einen Theil der Erzeugnisse ihrer Arbeit, nach den Bestimmungen des Feldgesetzes. Es kommt häufig vor, daß die Zahl der auf diese Weise verbundenen Personen nicht hinreichend ist, und daß die Arbeit nach Verhältniß der Ausdehnung des Terrains nicht rasch genug von Statten geht; in diesem Falle läßt sich die Gesellschaft durch die Nachbarn oder durch Arbeiter einer andern Truppe helfen. Die Arbeiter wählen ihren Obmann, wie nur immer eine Gesellschaft ihren Präsidenten wählen kann; er ist ihr Organ, und wacht über die Interessen Aller gegenüber dem Eigenthümer des Bodens.

Zu Chateau-blond ist Alles neu: Mühlen, Stampfwerke, Siedereien, Wasserleitungen, selbst die Wohnungen sind die Früchte einer kleinen Zahl von Jahren, einer langsamen, aber andauernden Arbeit, ohne Anleihe, und ohne daß der Boden mit irgend einer Hypothek belastet wurde; die mit großen Kosten zu Chateaublond erbauten Maschinen werden solchen geliehen, die derselben bedürfen, gegen eine mäßige, vom Gesetze bestimmte Abgabe des Erzeugnisses.

Der Reisende hat den häuslichen und ökonomischen Gebräuchen der arbeitenden Klasse dieser Pflanzung seine Aufmerksamkeit gewidmet; er fand sie arbeitsam und in ihrem Benehmen musterhaft.

In einem besondern Kapitel beleuchtet Hr. Macaulay den von Hrn. Mackenzie* an Hrn. Canning erstatteten Bericht, der auf Befehl der Kammer der Gemeinen im Jahre 1829 gedruckt wurde. Er weist die Ungenauigkeiten und Widersprüche desselben nach und zeigt, daß der Bericht, trotz des übeln Willens des Berichterstatters, immer noch eine große Autorität gegen das System der Sklaverei ist.

Das Gold der Pinheiros.

(Fortsetzung.)

Von den Einzelnen ging dieser unauslöschliche Haß auf ganze Familien über, die sich, der Grad der Verwandtschaft mochte seyn welcher er nur immer wollte, getreulich der Sache ihrer Mitglieder annahmen. Der Unruhen und Streitigkeiten war kein Ende in der Stadt, und was jetzt noch die Vendetta in Korsika übt, sah man damals in St. Paul, nur mit dem Unterschied, daß ihr dort die rauhen Sitten des Jahrhunderts eine Kraft gaben, deren unsere Zeit nicht mehr fähig ist.

Diese flüchtige Skizze der Paulisten jener Zeit paßt indeß in keiner Hinsicht auf die unsrer Tage. Diese letztern haben von ihren Voreltern nur einen edlen Stolz, eine Tapferkeit, die sie um so mehr auszeichnet, als diese Eigenschaft keineswegs bei den Brasiliern herrschend ist, und einen Hang zu Abenteuern geerbt, der sich sehr oft durch lobenswerthe Unternehmungen Luft macht. St. Paul gleicht in mancher Hinsicht einer andalusischen Stadt, denn man findet hier dasselbe heitere, milde Klima, dieselbe Leidenschaft für den Tanz, und dieselbe offene Fröhlichkeit bei geselligen Vereinen. Eben so wie in Cadix hört man auch hier bei Nacht sehr oft die Töne der Guitarre unter einem vergitterten Fenster, das von zitternder Hand halb geöffnet wird, und die Frauen, welche diese Huldigungen empfangen, sind durch ganz Brasilien ihrer Anmuth wegen berühmt.

Die ersten Paulisten verstanden sich besser darauf den Degen und den Fäustel des Bergmannes zu führen, als die Feder, und deßhalb sind auch keine ähnlichen Berichte ihrer Thaten auf uns gekommen, wie einige Flibustier, Raveneau und Lussan unter andern, uns hinterlassen haben. Mangel an genauen Nachrichten war daher auch Ursache, daß die Geschichtschreiber Brasiliens nur in allgemeinen Ausdrücken von den Zügen der Paulisten sprechen; und nur aus der Menge von Minen, deren Entdeckung ihnen zugeschrieben wird, läßt sich auf die Größe ihres Unternehmungsgeistes schließen. Das Uebrige findet sich in der Geschichte der Missionen, die, wie bereits erwähnt, sehr oft von ihnen überfallen wurden. Genügende Angaben irgend eines Wegs, den sie auf ihren Zügen verfolgten, sucht man jedoch vergebens, und noch weniger findet man Berichte von persönlichen Abenteuern; nur aus Gefahren, welche die Natur solchen Unternehmungen in den Weg legte, läßt sich vermuthen, wie reich an romantischen Episoden sie gewesen seyn müssen.

Sehr glücklich muß ich mich demnach schätzen, während meines Aufenthalts in Brasilien die Bekanntschaft eines Geistlichen des Klosters von San Bento von Rio-Janeiro, eines sehr unterrichteten Mannes, gemacht zu haben, der sich mit besonderer Vorliebe damit beschäftigte, alte Berichte aus den ersten Jahren seines Vaterlandes aufzusuchen. Unter den Beweisen von Wohlwollen, die ich von ihm empfing, hatte die freie Benutzung einer ziemlich umfassenden Bibliothek, die er von seinen mäßigen Einkünften nach und nach angeschafft hatte, den größten Werth für mich. Der größte Reichthum derselben bestand aus einer bedeutenden Anzahl meist von Missionären aufgesetzter Manuscripte. Nur wenige unter denselben hatten zwar verdient auf die Nachwelt zu kommen, denn es waren größtentheils weitschweifige, nie endende Geschichten von Bekehrungen, Wundern und ähnlichen Dingen, die nur für das Kloster von Interesse seyn konnten, dem der Verfasser angehörte; endlich aber stieß ich doch auf einen Schatz, ein dünnes Heft von 100 Seiten, eine Art Chronik der Provinz St. Paul in lateinischer Sprache. Der Mangel an jedem Datum erregte mir anfänglich Zweifel, indeß erkannte ich doch bald, daß diese Chronik aus dem ersten Viertel des 17ten Jahrhunderts stamme, denn es war darin die Rede von der ersten Expedition der Holländer nach Brasilien, die im Jahre 1624 statt hatte. Ferner wurde des Paters Anchieta sehr oft gedacht, der, wie bekannt, im Jahre 1596 starb, und den der Verfasser gekannt zu haben schien; ich glaube auch daher nicht zu irren, wenn ich dieses merkwürdige Manuscript vom Jahre 1630 datire.

Als Ausnahme von der Regel enthielt es nur wenig von Wundern, dagegen aber um so mehr Nachrichten von dem Privatleben der Paulisten und von einigen ihrer Expeditionen. An

*) Dem englischen Generalconsul zu Haiti.

vielen Stellen hat der gute Pater, der diese Geschichte niedergeschrieben hatte, so oft er irgend eine Gräuelthat berichtete, den Himmel, sich mit Bestrafung dieses verderbten Geschlechts nicht zu übereilen, sondern zu warten bis es zur Erkenntniß gekommen sey. Ein Faktum überraschte mich unter Anderm ganz besonders, weil es mir Aufschluß über mehrere Volkssagen gab, von denen ich oft schon gehört hatte, ohne mir ihren Ursprung erklären zu können. Man sagt nämlich zu St. Paul, und selbst in der Provinz Rio Janeiro, von einem Manne der plötzlich und ohne auffallende Umstände reich wird, daß er das Gold der Pinheiros gefunden habe, und von jedem der irgend etwas Schwieriges unternimmt, daß er das Gold der Pinheiros suche. Das tragische Ereigniß, welches zu dieser sprüchwörtlichen Redensart Anlaß gegeben hat, möge hier ganz so folgen, wie es, mit wenigen Ausnahmen, das Manuscript erzählt, und wie mein treues Gedächtniß es wiederzugeben gestattet.

Seit ihrer Kolonisation war die Provinz St. Paul noch nie ein Schauplatz größerer Unruhen gewesen, als zu der Zeit, von der hier die Rede ist. Zwei Familien, die mächtigsten des Landes, die Ramalhos und die Pinheiros, setzten durch ihre Zwietracht und ihre Privatstreitigkeiten Alles in Flammen. Man hörte von nichts als von Angriffen auf Personen und Eigenthum, und höchst unvorsichtig wäre es gewesen, hätte man sich, selbst am hellen Tage, irgend wohin begeben wollen, ohne bis an die Zähne bewaffnet, und von gleichfalls bewehrten Sklaven umgeben zu seyn. Eine seltene Gleichförmigkeit der Verhältnisse herrschte bei beiden Famlien; beide reichten bis zu den ersten Zeiten der Kolonie hinauf; das Haupt der erstern war ein Sohn von demselben Joao Ramalho, der sich schon vor Ankunft der Missionäre in der Ebene von Piratininga niedergelassen hatte, und der seit 1553 zum Alcaide Mor der Stadt Santander ernannt worden war. Das Haupt der Pinheiros rühmte sich seinerseits, daß sein Vater nach den Missionären das erste Haus zu St. Paul erbaut habe. Beide hatten indianische Frauen geheurathet, eine zahlreiche Nachkommenschaft gehabt, ihre kräftigen Jahre mit Streifzügen in den Wäldern hingebracht, und gleiche Reichthümer an Gold, Diamanten und Sklaven erworben.

Die Ursache, welche den Haß der beiden Alten erzeugte, mußte sehr tief gewurzelt und von sehr ernster Art seyn, denn hartnäckig hatten sie alle Versuche, die man zu ihrer Aussöhnung machte, zurückgewiesen. „Der Baum der Vergessenheit kann da nicht gedeihen, wo Blut geflossen ist;" dieses den Indianern entlehnte Sprüchwort war die einzige Entgegnung auf alle ihnen gemachten Friedensvorschläge. Zudem mußte, den Gesetzen der Vendetta zufolge, die Todtenrechnung zwischen beiden Parteien gleichstehen, und es scheint, daß die Ramalhos in dieser Hinsicht ihren Gegnern noch einen bedeutenden Saldo schuldeten. In den ersten Jahren einer Kolonie pflegen die Bande des Blutes fast alle ihre Bewohner zu umfassen; die von St. Paul waren demnach, der Eine mehr, der Andere weniger, mit den beiden Familien verwandt, so daß die in zwei feindliche Lager getheilte Stadt, den Worten des Manuscripts zufolge, weniger einem Verein von Christen, als einer Horde von Tapuyas glich.

(Fortsetzung folgt.)

Inseln des grünen Vorgebirgs.

San Antonio.

Diese sehr hohe Insel besitzt mannichfache Hülfsquellen; ihre zahlreichen Gebirge sind reich an Wasser, auch erntet man viel Getreide, Küchengewächse aller Art, Baumwolle und Färberflechte. Die Baumwolle ist ein vortheilhafter Handelsartikel, der nach der Küste von Guinea ausgeführt wird, die Verbindung im Innern aber wird durch die Gebirge sehr erschwert und fast unmöglich gemacht. Die Küste rings um die ganze Insel ist gesund, und obschon kein Hafen hier ist, so finden sich doch mehrere Landungsplätze, von denen die nachstehenden die vorzüglichsten sind.

Do Porto da punta do Sol. — Man kann diesen Landungsplatz keinen Hafen nennen, obschon die Portugiesen jeder Stelle, wo auch nur das kleinste Fahrzeug vor Anker gehen kann, den Namen Hafen (Porto) beilegen. Es ist nichts als eine Stelle der Küste, wo der Grund gut ist, und wo alle Schiffe, welche die Insel besuchen, ihre Geschäfte abmachen. Die Douane und Magazine befinden sich auf einem Vorsprunge, und westlich von diesem, ungefähr 3/4 Meilen von der Küste, ist der Landungsplatz. Er ist von Westen nach Osten gegen die Winde geschützt, und obschon er den Nordnordost- und Nordostwinden völlig ausgesetzt ist, so spürt man sie der hohen Gebirge wegen fast gar nicht, und sie haben keine andere Wirkung, als daß die See stark hohl geht und die Schiffe hin und her wirft, oder, wie der Seemann sagt, schlingert. Der Löschplatz ist herrlich, denn er ist ein von der Natur in den Felsen gehöhltes Bassin, am Anfange von 18 bis 20 Fuß Breite, das aber dann so schmal wird, daß man die Ruder einziehen muß, um mit dem Kanot durchzukommen. Man empfängt hier treffliches Wasser, nebst allen Arten von frischen Lebensmitteln zu billigen Preisen, und kann sich auch mit Holz versehen, das jedoch sehr weit hergebracht werden muß. Die Stadt, wo der Gouverneur wohnt, ist ungefähr drei Meilen von diesem Platze entfernt, und der Weg, der dahin führt, an mehrern Stellen in den Felsen gehauen. Westlich von dieser Stadt, in einer Entfernung von einigen Meilen, befindet sich eine Bucht, nach einem hohen hinter derselben gelegenen Berge, der Hafen des Getreidegebirgs (le Port de la Montagne du Blé) genannt, deren Grund aus Sand und kleinen Kieseln besteht. Die Schiffe finden hier zu jeder Zeit in einer Tiefe von 11 bis 12 Faden Ankergrund, und man empfängt hier wohl Holz und Wasser, aber wegen großer Entfernung vom Dorfe und wegen Mangel an Bewohnern keine Lebensmittel, weil diese Gegend nur zuweilen von Hirten besucht wird.

Die Bai von Tarafal. Diese Bai ist groß und geräumig, und hat einen schwarzen Sandgrund. Die Schiffe finden in einer Tiefe von 20 Faden und 3/4 Kabellängen vom Ufer Ankergrund. Sie sind hier gegen die Nordost- und Südwinde und auch gegen die Wogen geschützt, und weht der Wind von Nord- oder Südwest, so ist die Bai doch ruhig, und die See geht nur hohl, weil die große Höhe des Landes hinlänglichen Schutz gewährt.

Der Leven warf 3/4 Kabellängen von der Küste in einer Tiefe von 10 Faden Anker. Man findet hier das beste Wasser unter allen Inseln des grünen Vorgebirgs; es kommt aus den Bergen und läuft das ganze Jahr hindurch in einer Schlucht abwärts. Man hat drei Wasserbehälter gebaut, welche durch eigens dazu aufgestellte Leute immer voll erhalten werden, um im Fall einer außerordentlichen Dürre versehen zu seyn. Auch ein kleiner Brunnen ist am Strande gegraben worden, und wenn ein Schiff Wasser einnehmen will, so schafft man die Fässer hieher, und läßt dann das in dem am niedrigsten gelegenen etwa 3/4 Meilen entfernten Behälter befindliche Wasser durch eine in den Felsen gehauene Rinne in den Brunnen ablaufen, um die aus demselben gezogene Menge wieder zu ersetzen. Ein Linienschiff kann sich hier in Einem Tage mit dem erforderlichen Wasser versehen. Da ich zu diesem Behuf mit einem Befehl des Gouverneurs versehen war, so durfte ich den dieses Geschäft besorgenden Leuten nur zu essen geben; die Kauffahrteischiffe müssen diese aber außerdem noch bezahlen, doch sind die Kosten nicht bedeutend. Die Eingebornen schaffen auch Holz herbei, man sagt, es sey gut, doch kann ich hierüber nicht urtheilen, weil ich keines gesehen habe. Man kann auch frische Lebensmittel haben, jedoch nicht in bedeutender Menge, weil die Entfernung bis zum Dorfe 14 Stunden beträgt. Legt ein

Schiff hier an, so muß es sich in dieser Hinsicht nach Punta-Sol wenden, wo man Hornvieh, Schafe, Geflügel und Früchte zu billigen Preisen haben und mit einem Erlaubnißschein wegen des Wasserversehen hieher gelangen kann, ohne zu Punta-Sol anlegen zu dürfen. Auf diese Weise kann sich ein Schiff in einem einzigen Tage mit Allem versehen, was es bedarf. Es sind zwar auch zu Tarafal frische Lebensmittel zu bekommen, aber weit langsamer und nur zu hohen Preisen. Noch nie habe ich Wasser eingenommen, das sich so klar und gut erhalten hätte, als das, welches ich hier bekam.

Santa-Lucia.

Diese Insel ist von mäßiger Höhe; sie hat auf ihrer südwestlichen Seite eine Bai, wo kleine Fahrzeuge vor Anker gehen können und wo sie gegen die Winde geschützt sind, jedoch mit Ausnahme des Süd- und Südostwindes; die Küste ist sandig, und der Grund besteht aus Sand und Kies. In der Mitte der Bai befindet sich eine kleine Insel mit den Ruinen eines Dorfes; jetzt ist sie ganz verödet und wird nur noch von Fischern besucht. Man findet hier eine Menge Schildkröten, sammelt eine bedeutende Quantität Färberflechte und baut auch etwas Baumwolle. Vormals gab es hier mehrere Pflanzungen von diesem Gewächse, die man jedoch jetzt gänzlich aufgegeben hat. Die Durchfahrt zwischen dieser Insel und St. Vincent ist nicht so gesperrt, als man sie auf den Karten angegeben findet; ich bin an beiden Enden eingefahren und habe Boote nach allen Richtungen hin ausgeschickt, aber nirgends fand sich auch nur ein einziger Felsen. In der Mitte des Kanals, in gleicher Entfernung von den beiden Einfahrten, betrug die geringste Tiefe 14 Faden.

Branco.

Der Leven blieb, als wir Brava besuchten, zwischen dieser Insel und St. Lucia mehrere Tage lang auf einem festen weißen Sandgrunde in einer Tiefe von 11 Faden vor Anker.

Branco ist hoch und der Boden ungleich; es ist ein Brunnen hier, und man kann etwas Holz, aber nur von schlechter Qualität haben. Auf der Südostseite der Insel läuft eine lange weiße Sandbank in das Meer hinaus, an welche die Wogen so heftig anschlugen, daß keine Untersuchung möglich war; zweimal versuchte ich zu landen, war aber genöthigt mein Vorhaben aufzugeben.

Razo.

Diese Insel ist niedrig, der Rand der Küste aber steil und mit Felsen besetzt, was die Landung sehr erschwert, wenn auch der Wind nicht heftig weht. Sie ist unfruchtbar und nur von Vögeln bewohnt. Zwischen Razo und Branco, ungefähr ein Drittel der Entfernung von der erstern, befindet sich eine Korallenbank, die wie das Dach eines Hauses gestaltet ist, und von Südsüdost nach Nordnordost läuft. Glücklicherweise ist ihre höchste Stelle noch mit sechs Faden Wasser bedeckt, und die Tiefe nimmt gegen Westen bis auf 15 und gegen Osten bis auf 18 und 20 Faden zu. Das Meer bricht sich indeß der starken Fluth wegen, die zwischen diesen beiden Inseln durchgeht, mit großer Gewalt an dieser Bank. Die Fahrt ist jedoch vollkommen sicher.

Die Insel Socotra.

(Schluß.)

Die Bewohner von Socotra theilen sich in zwei Klassen, nämlich in solche, welche die Gebirge und das Hochland gegen das westliche Ende der Insel bewohnen und die wahrscheinlich ein eingebornes Geschlecht sind, und endlich in jene, welche in Tamarider, Golonseir und andern kleinern Dörfern längs der nördlichen und westlichen Küste hausen; diese letztern sind eine gemischte Race: Abkömmlinge von Portugiesen, Arabern, afrikanischen Sklaven und andern, welche die Insel besuchten. Die Gesammtzahl der Einwohner beläuft sich auf 4000, doch ist dieß nur eine ungefähre Schätzung. Fast zwei Drittel derselben sind Beduinen, so werden sie nämlich ihres einfachen Hirtenlebens wegen gewöhnlich genannt. Es sind schöne Leute, hochgewachsen, muskelkräftig, wohl proportionirt, mit leicht gebogener Nase, lebhaften, ausdrucksvollen Augen, wohlgeformtem Munde, und langen, natürlich gekräuselten, durchaus nicht wolligen Haaren. Sie tragen gewöhnlich Kinn- und Backenbart, aber keinen Schnurrbart, und ihre Gesichtsfarbe ist theils licht, theils so dunkel als die der Hindus. Ihr Gang auf den Bergen ist leicht, rasch und aufrecht, jedoch gehen sie, weil sie an das Klettern gewöhnt sind, mit den Füßen einwärts, wodurch ihr Gang auf der Ebene etwas Linkisches erhält. Die Frauen sind in der Jugend sehr hübsch, doch schwellen ihnen im Alter gewöhnlich die Füße stark an, wiewohl mehr auf dem Flachlande als im Gebirge. Die Kleidung beider Geschlechter besteht in einem wollenen Mantel von verschiedenem Schnitt und mit mannichfachen Zuthaten. Das Benehmen der Weiber ist bescheiden und ihr Betragen meist tadellos. Sie werden nicht so eingesperrt, wie in andern muhammedanischen Ländern; im Gegentheil bewohnen häufig mehrere Familien nur Ein Haus, und den Weibern liegt es größtentheils ob, die Pflichten der Gastfreundschaft gegen Reisende zu üben.

Da das Klima von Socotra feucht ist, so wird es mehrere Monate im Jahre unmöglich unter Zelten zu wohnen, weßhalb auch die nomadischen Beduinen ihren Wohnplatz öfter wechseln müssen. Die hieraus entspringende Schwierigkeit wird dadurch zum Theil beseitigt, daß sie die Höhlen erweitern, welche sich allenthalben im Kalkfelsen finden, sie durch niedere Mauern für mehrere Familien abtheilen und dann bewohnen. Ihre sonstigen Wohnungen bestehen gewöhnlich aus an den Felsen angelehnten Schupfen mit einem steilen Dach aus Schilf oder Baumzweigen und leicht mit Mörtel überzogen, um den Regen abzuhalten. Diese Wohnungen werden eben nicht rein gehalten, weßhalb es auch von Flöhen in ihnen wimmelt. Die Betten bestehen aus Fellen, und Schafe und Ziegen wohnen oft mit den Eigenthümern unter demselben Dache.

Die Männer bringen ihre Zeit damit hin, die Heerden zu warten, Drachenblut und Aloe zu sammeln und gelegentlich die Dörfer an der Küste zu besuchen, um diese Artikel nebst ihrer Schmelzbutter gegen Datteln, Hirse und Tücher zu vertauschen. Die Weiber machen Butter, krämpeln Wolle, spinnen, weben und besorgen die Haushaltung. Feldbau wird nur wenig getrieben; etwas Hirse und Tabak zu eigenem Gebrauche ist Alles, was sie bauen, und säen, ernten und die nöthige Bewässerung dieser beiden Artikel ihre ganze landwirthschaftliche Arbeit.

Das politische Leben der Bewohner von Socotra ist eben so einfach als ihr geselliges. Sie erkennen ihre Abhängigkeit von den Arabern an, und dulden es von diesen, als ein untergeordnetes Volk angesehen und behandelt zu werden. Sie entrichten einen kleinen Tribut, den sie selbst unter sich einsammeln, und sind im Ganzen friedliebend, und jede kleine Gemeinde ihrem eigenen Scheikh oder Häuptling unterwürfig, dessen Würde jedoch nicht erblich, sondern von dem Sultan oder dessen Abgeordneten abhängig ist, und bei der auf den persönlichen Charakter des Individuums Rücksicht genommen wird. Außer einem Messer und einem Stock, den sie stets bei sich haben, besitzen diese einfachen, von der ganzen übrigen Welt abgeschlossenen Leute sonst keine Waffen, und eben so wenig ist eine Münze unter ihnen im Umlauf, obschon sie deren Gebrauch durch ihren Verkehr mit den Arabern kennen gelernt haben. Unter sich bestimmen sie im Handel und Wandel den Werth ihrer Artikel nach gewissen Maßen oder Quantitäten Butter.

Als die Portugiesen zum Erstenmal nach Socotra kamen, sollen sie bei den Eingebornen Manuskripte in chaldäischen Schriftzügen gefunden haben; Herr Wellstead konnte jedoch nichts der Art entdecken, so viele Mühe er sich auch gab. Es finden sich jedoch Spuren einer höhern Civilisation als die jetzt herrschende, eine Erscheinung, die in vielen Gegenden vorkommt, ohne daß deßhalb gerade immer eine diesen Umstand erklärende Sage bestünde. In der Nähe von Ras Mani, dem östlichen Vorsprunge der Insel, wurde auf einem Kalkfelsen am Meere von fast 300 Schritten im Umkreise, fast auf gleicher Höhe mit dem Boden, eine merkwürdige Inschrift entdeckt. Die Buchstaben gleichen denen anderer in Arabien gefundenen Inschriften, und sind wahrscheinlich äthiopische. Neben dieser sehr gut erhaltenen Schrift befinden sich unzählige rohe Abbildungen von Füßen von Menschen, Kameelen, Schafen, Ochsen, Eseln u. s. w., einige klein, andere in natürlicher Größe und mehrere kolossal. Alle stehen paarweis, jedoch in keiner Hauptrichtung, und sind so eingehauen, als ob diese Füße sich in eine weiche Masse abgedrückt hätten. So viel bekannt, sind Abbildungen wie die eben beschriebenen einzig in ihrer Art, und es ist ein merkwürdiger Umstand, daß die hier entwickelte Kunst nicht mehr Ehrgeiz besaß, und auch die Nachbildung ganzer Figuren versuchte. Der Fels, in den diese Abbildungen gehauen sind, ist ein sehr harter Sandstein.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

② a s A u s l a n d.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 166. 15 Junius 1835.

Neue französische Literatur.

Carl ou le chatiment.

Drama in vier Akten von A. Bourgeois und Lockroy.

Keinem Dichter ist es wohl unglücklicher ergangen, als dem armen Müllner. Nicht genug, daß er im Vaterlande einen Schwarm wüthender Kritik-Moralisten sich auf den Hals gezogen, die so laut und heftig schrien, daß die Stimme seiner Bewundrer in dem wilden Lärm verhallte, wiewohl ihre Zahl nicht gering war; es mußte ihm noch der Affront geschehen, „für die französische Bühne bearbeitet" über die Bretter der Porte St. Martin zu gehen.

Elvire ist hier wirklich Mitschuldige und in Kenntniß der an ihrem Gatten verübten Mordthat. Hiemit ist plötzlich all das ergreifend Leidenschaftliche und doch so Bedauernswürdige in dem Charakter Elvirens vernichtet, und diese Person sinkt zur gemeinen Ehebrecherin herab. Die Rolle der Jerta ist ganz gestrichen, — mit Recht, was sollte die Porte St. Martin mit einer Jerta anfangen? Otto ersticht selbst seinen Vater, denn Karl ist wirklich sein Vater. Und das heißt man: arrangé pour la scène française! am Tage nach der ersten Aufführung sagte ein hiesiges Blatt: die französische Bearbeitung sey so glücklich und meisterhaft vollbracht, daß sie das Original vergessen mache. Die Kritiker Müllners in Deutschland und die französischen Bearbeiter der Schuld stehen doch wohl nicht im Bunde?

Angelo, Tyrann von Padua.

Drama in drei Tagwerken (trois Journées) von Victor Hugo.

Angelo ist der von der erlauchten Republik Venedig bestellte Podesta in Padua; das Drama spielt im 16ten Jahrhundert, so steht es auf dem Zettel und auf dem Titelblatt des Stückes, und Namen und Einzelnheiten, Geschichte und Schicksal der darin vorkommenden Wohnungen und Paläste sind mit Genauigkeit beschrieben.

Angelo hat den Fuß auf Padua, und Venedig hat den Fuß auf ihm, denn wer im Dienste des Rathes der Zehn steht, hängt an einem Faden — (Styl-Hugo.)

Angelo ist nicht glücklich, er ist unablässig von Angst und Furcht gefoltert, die Besorgniß irgend eines Hinterhaltes von Seiten des Rathes der Zehn ängstigt ihn, er ist nicht glücklich, weil er selbst eben so sehr tyrannisirt wird, in Wirklichkeit, als er dem Scheine nach Padua tyrannisirt.

Angelo ist verheurathet an eine ausgezeichnet schöne und vornehme Venetianerin, Katharina, die er aber nicht liebt, und die ihn nicht liebt.

Angelo liebt eine Schauspielerin, Tisbé, schön und jung, und betrachtet sie als seine Geliebte; im Publikum gilt sie als seine Maitresse. Dieser Tisbé erzählt Angelo im Anfange des Drama's seine Stellung und seine Schicksale, und versichert ihr seine Liebe.

Tisbé liebt Angelo nicht, ihr Herz gehört einem jungen Verbannten, Rodolfo (woher, warum?), welchem sie mit aller Gluth einer leidenschaftlichen Neigung anhängt. Sie ist die Tochter einer armen herumziehenden Schauspielerin, welche eines Tages gehängt werden sollte, weil ein vorübergehender Nobile in ihren Straßenspäßen eine Anzüglichkeit bemerkt hatte. In diesem verhängnißvollen Augenblick war die Mutter von der kleinen Tisbé begleitet, der Nobile hatte seine Tochter bei sich, ein schönes, junges Mädchen; dieses bat für die Unglückliche, und ihre Bitten erweichten den Vater, der die Bänkelsängerin losließ. Aus Dankbarkeit gab die Mutter der Tisbé der Tochter des Nobile ein kupfernes Krucifix zum Andenken mit den Worten: Nehmt, es ist Alles, was ich habe, es wird Euch Glück bringen. Tisbé hatte sonst mit diesem Krucifix gespielt, sie wird es nie vergessen, und ewig wird ihre Dankbarkeit der Empfängerin verpfändet bleiben. Dieß erzählt sie uns im ersten Akt. Behalten Sie gefälligst dieses Kreuz im Sinne, lieber Leser, es ist ein wesentlicher Hebel in dem Drama von Hugo, wir werden es wieder finden.

Tisbé, welche den Fremdling Rodolfo so heiß liebt, wird von diesem nicht geliebt. Rodolfo liebt eine Unbkannte, die er einst in Venedig in einer Kirche gesehen, und die er späterhin nach langem, treuem Harren und Aushalten wieder gefunden, deren Liebe er erlangt, die er aber seit geraumer Zeit wieder spurlos verloren hat. Er liebt diese Frau wie ein Idol, und betet sie an, träumend und wachend. Auch sie liebt ihn gleich innig, aber rein, und ohne daß Rodolfo sich einer andern Gunst als der engelmilden Liebe seiner Dame rühmen kann. Diese Reinheit der Liebe wird mit Nachdruck betont, denn die Dame seines Herzens, was er übrigens noch nicht weiß, ist verheurathet, sie ist Katharina, die Frau des Podesta, des Tyrannen Angelo,

Auch das erfahren wir im ersten Akt, durch die Monologe von Rodolfo, und durch sein Zwiegespräch mit einem Unbekannten, der, von allen bisher aufgetretenen Personen wohl bemerkt aber nicht weiter beachtet, vor dem Palaste Angelo's geschlafen oder zu schlafen sich gestellt hatte. Dieser Mann, der als Blödsinniger im Publikum bekannt ist, heißt Omodei (Homo dei, der Mann Gottes), der Schicksalsmann, und in der That, er ist der Deus ex machina in dem neuen Melodrama von Hugo, welches ohne diese mechanische Vorrichtung schwerlich Halt und Gang haben würde; der Undankbare, kaum braucht er seine Werkzeuge nicht mehr, so läßt er sie ruhmlos in der Vergessenheit zu Grunde gehen, Sie werden sogleich hören wie? Rodolfo, der, man weiß nicht recht in welcher Weise, mit Tisbé im genauen Freundschaftsverhältnisse und so zu sagen mit ihr lebt, während sie von und mit dem Podesta lebt, hat endlich seine zudringlich-zärtliche Freundin entfernt und steht allein mit seinem Liebeskummer und mit seiner Sehnsucht nach der theuern Unbekannten, da tritt Omodei vor ihn und sagt ihm: Du bist nicht, wofür du Dich ausgibst, Du heißt nicht Rodolfo u. s. w., eine ganze lange Litanei, welche dem Rodolfo erzählt, was er und wir schon wissen, und die ihm entdeckt, daß der Gegenstand seiner Flamme hier in Padua in der Nähe sey, und daß er sie sehen könne, wenn er wolle; Rodolfo nimmt den Vorschlag an und wird auf den Abend an einen bestimmten Ort bestellt, von wo aus Omodei ihn zu seiner Geliebten geleiten werde.

Nachdem diese Verabredung getroffen, wendet sich Omodei an Tisbé, streut dieser das Gift der Eifersucht in den Busen und erbietet sich, sie von der Untreue ihres Geliebten zu überzeugen; auch sie soll den nämlichen Abend in die Gemächer der Frau des Podesta eingeführt werden. Um jedoch dahin zu gelangen, muß sich Tisbé vorher eines kleinen Schlüssels bemächtigen, welcher zu dem Schlafzimmer von Katharina führt, und den Angelo an einer Kette um den Hals trägt. Tisbé, durch allerlei Liebeskünste, lockt dem argwöhnischen Podesta diesen Schlüssel ab.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gold der Pinheiros.

(Fortsetzung.)

Vergebens hatte die Civilbehörde sich bemüht, diesem innern Zwist zu steuern. In einem Augenblick der Aufwallung wollte der Gouverneur einen der Pinheiros, der auf einer Mordthat betreten worden war, hängen lassen, aber die Verwandten befreiten den Verbrecher mit gewaffneter Hand und zwei Tage lang sah sich der Gouverneur in seinem Hause belagert, wo ihn der Hunger getödtet haben würde, hätte nicht eine alte Sklavin Mittel gefunden, ihn mit Früchten zu versorgen. Der Bischof hätte wohl gern den Bann gegen die Urheber dieser Unruhen geschleudert, wäre er nur der Wirksamkeit der Waffen der Kirche so recht sicher gewesen. Das Uebel wurde indeß so unerträglich, daß man darauf denken mußte um jeden Preis ein Gegenmittel zu finden. Der Gouverneur wußte kein besseres, als den beiden Parteien eigenen Hang nach Abenteuern zu benützen, und ihnen eine doppelte Expedition ins Innere des Landes vorzuschlagen, in der Hoffnung, daß doch vielleicht wenigstens einige der Unruhigsten nicht mehr nach St. Paul zurückkehren würden.

Die Unterhandlung mit den Häuptern der beiden Familien wurde einem wegen seiner Tugend allgemein geachteten Mönch, dem Pater Rafael Macedo, einem Gefährten Anchieta's bei seinen letzten Missionsarbeiten unter den Indianern, übertragen. Die Unterhandlung dauerte lange, und war mehrmals nahe daran zu scheitern; endlich aber gelang es der Beredsamkeit des Paters dennoch, die beiden Alten zu bestimmen, die immer irgend eine versteckte Hinterlist des Gouverneurs argwohnten. Beide schwuren feierlich, in ihrem und der Ihrigen Namen jede Feindseligkeit bis zur Abreise und Zurückkunft von den beiden Expeditionen einzustellen. Als dieß in Ordnung war, zog man das Loos hinsichtlich des Wegs, den beide einzuschlagen hätten. Um jedes Zusammenstoßen in der Wüste zu vermeiden, sollte die eine nach Westen, die andere nach Norden ziehen ohne sich, bis sie einen gewissen bestimmten Punkt erreicht haben würde, von dieser Richtung zu entfernen. Jene Partei, welche die erstere der gedachten Richtungen einschlagen würde, verpflichtete sich außerdem noch, bei Strafe der Exkommunikation, die Indianer der Missionen, welche ihr etwa aufstoßen könnten, nicht zu beunruhigen, und diese fiel den Ramalhos zu.

St. Paul athmete freier als der Pater Macedo den glücklichen Erfolg seiner Unterhandlungen verkündete. Einen ganzen Monat dauerten die Zurüstungen zur Abreise, und wirklich hörte man nichts mehr, weder von vergossenem Blut, noch von Angriffen auf Eigenthum. Die Ramalhos rüsteten 75 Mann und die Pinheiros gegen 80 aus; die letztern standen unter dem Befehl eines Neffen des alten Pinheiro, und dieser ist der einzige, dessen Namen die Chronik aufbehalten hat; er nannte sich Jose Manoel Cabral.

Als Alles in Stand gesetzt war, verließen die beiden Parteien St. Paul. Die Ramalhos begaben sich an das Ufer des Tiete, der einige Stunden von der Stadt fließt, und schifften sich an einer damals noch unbewohnten Stelle, wahrscheinlich derselben wo jetzt Porto Feliz steht, ein. Aus dem Tiete sollten sie in den Parana gelangen, in den der erstere sich ergießt. Dann begannen unbekannte Wüsten, deren Durchforschung den Abenteurern oblag. Die Pinheiros dagegen zogen zu Lande aus, und nahmen ihren Weg in das weite Gebiet, welches jetzt die Provinz Minas bildet.

Die Ruhe, welche nach der Abreise der beiden Expeditionen in St. Paul herrschte, war ein vortheilhaftes Zeugniß für den Scharfsinn des Gouverneurs. Monate verflossen, ohne daß eine Nachricht aus dem Innern des Landes den Zurückgebliebenen zugekommen wäre, worüber man sich indeß, an dergleichen gewöhnt, eben nicht beunruhigte. Ein Jahr, 15, ja 18 Monate verflossen und immer noch dieselbe Ungewißheit. Jetzt wurde die Sache bedenklicher; waren alle todt, und keiner mehr übrig, der Nachricht gebracht hätte? War das Gold, das sie doch unfehlbar gefunden haben mußten, auf immer verloren? Dumpfe Gerüchte begannen allgemach umzulaufen und Eingang zu finden; bald

hieß es, weit, weit im Innern habe man in den Händen irgend einer indianischen Horde Dinge gesehen, die den Weißen gehört hätten; bald wollte ein Mönch einen furchtbaren Traum gehabt haben, der sich offenbar auf die beiden Expeditionen bezog, und endlich ereignete sich sogar öffentlich ein Wunder, das auch die Unerschrockensten mit Furcht erfüllte. Die Neger sangen eines Abends, der Landessitte gemäß, vor einer Madonne an einer Straßenecke, und sahen deutlich wie das heilige Bild mehreremale die Farbe veränderte, und endlich Thränen vergoß. Die ganze Stadt lief herbei um das Wunder zu sehen, das eine ganze halbe Stunde anhielt.

Kaum gewannen diese Gerüchte Bestand, so erwachte der Haß der beiden Parteien glühender als jemals; die Waffen, welche sie seit der Abreise ihrer Brüder bei Seite gelegt hatten, wurden aufs neue hervorgesucht, und ein Pinheiro durchstach einen Ramalho auf offener Straße, in Folge eines Wortwechsels, mit seinem Dolch. Von diesem Augenblick an standen beide Familien erbitterter als je gegen einander.

Drei Jahre waren verflossen, und jede Hoffnung die Abwesenden jemals wieder zu sehen verschwunden, als plötzlich gegen Ende eines jener herrlichen Tage, die man nur unter den Tropen kennt, in dem Augenblick, wo die Sonne hinter dem Palmenhain hinabsank, der den Gipfel der Sierra von Montiqueira bekränzt, ein indianisches Kanot am südlichen Ufer des Tiete an derselben Stelle anlegte, wo die Ramalhos sich vor Jahren eingeschifft hatten. Auf dem Boden des Fahrzeugs lag ein Kranker ausgestreckt, den man seiner Kupferfarbe und seiner fast gänzlichen Nacktheit halber für einen Indianer gehalten haben würde, hätten nicht seine Gesichtszüge, einige Lumpen, welche seinen Körper noch bedeckten und sein langer Bart seine europäische Abkunft beglaubigt. Als das Kanot die Erde berührte, schien er aus seinem Hinbrüten zu erwachen, mühsam hob er den Kopf, und sagte den ihn führenden Indianern einige Worte. Auf die Antwort derselben schienen seine Kräfte plötzlich wiederzukehren, er sprang aus dem Kanot, warf sich auf die Knie, umfaßte in Thränen zerfließend den Boden, und verlor das Bewußtseyn. Als er wieder zu sich kam, legten ihn die Indianer in eine Hängematte, die sie zwischen zwei Bäumen befestigt hatten, und gingen fort um Wildpret und Fische zum Abendessen zu holen. Die kleine Truppe wollte, wie es schien, die Nacht an diesem abgelegenen Ort zubringen.

Am andern Morgen erregte dieses an sich so unbedeutend scheinende Ereigniß eine befremdliche Bewegung in St. Paul. Eine zahlreiche Menschenmenge versammelte sich auf dem großen Platz der Stadt; auch die beiden feindlichen Familien waren gegenwärtig, und es schien als sollte ein entscheidendes Gefecht dem lange verhaltenen Grimm Luft machen. Ungeachtet der Verwirrung, die man auf den ersten Blick unter den Gruppen zu gewahren glaubte, geriethen doch die Anhänger der beiden Parteien nicht an einander; alle Blicke waren vielmehr auf den Mittelpunkt des Platzes gerichtet, wo die Pinheiros einen entfleischten und entkräfteten Mann umstanden, der sich kaum auf den Füßen halten konnte. Dieser Mann war Jose Manoel Cabral, der am Abend zuvor an den Ufern des Tiete gelandet hatte. Der Anblick der heimischen Erde und das Verlangen die Seinigen wieder zu umarmen, hatten so lebhaft auf ihn gewirkt, daß er sich nach einer Ruhe von einigen Stunden stark genug fühlte, den Weg anzutreten. Von den Indianern in einer Hängematte getragen, hatte er während der Nacht die 9 Stunden bis nach St. Paul zurückgelegt. Die Nachricht seiner Ankunft verbreitete sich mit Blitzesschnelle, und ehe er sich nach dem Hause seines Oheims begeben konnte, sah er sich schon von Freunden und Feinden umringt, alle gleich begierig die Erzählung seiner Abenteuer aus seinem Munde zu hören. Offenbar hatten seine Verwandten allein ein Recht hierauf, allein die Ramalhos schienen entschlossen es ihnen streitig zu machen, und eine öffentliche Erklärung über das zu verlangen, was in der Wüste vorgegangen war.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise nach den arktischen Regionen. Von Kapitän Roß.

(Rückkehr.)

Wir verließen die Reisenden als sie von ihrer Exkursion, auf welcher sie bis auf 200 Meilen vom Kap Turnagain vorgedrungen waren, im Junius 1830 wieder zurückkamen. Der Sommer rückte langsam vorwärts, indeß begann doch der Schnee zu schmelzen, Rennthiere und Hasen ließen sich zuweilen sehen, und eine große Menge Wasservögel zogen gegen Norden. Dennoch konnte man selbst am 26 Julius vom höchsten Berge herab noch kein freies Wasser erblicken, und die ganze sichtbare Fläche war nichts als eine feste Eismasse. In den letzten Tagen des August, als noch ungefähr vier Wochen von diesem zweideutigen Sommer übrig waren, hielt es der Kapitän für gerathen, das Schiff in einen anstoßenden Pfuhl ziehen zu lassen, um, wenn das Eis bräche, gerüstet zu seyn; aber erst am 17 September konnten sie wieder unter Segel gehen und in das freie Meer auslaufen.

„Unter Segel! (ruft der Kapitän aus) wir wußten nicht, wie uns geschah, noch ob wirs wirklich glauben sollten. Nur der Seemann ist innig von dem Gefühl durchdrungen, daß das Schiff, welches unter seinen Füßen schaukelt, kein unbeholfener Körper, kein bloßes Spiel des Windes und der Wogen, sondern so zu sagen ein lebendes Wesen ist, das sich seinen Wünschen fügt und der kleinsten Bewegung seiner Hand gehorcht. Man kann sich daher denken, was der Schiffer empfindet, wenn er, so wie wir, den treuen Gefährten, der ihn über den Ocean trug, fast ein ganzes Jahr lang unbeweglich, hülflos, todt, zwischen Eis und Klippen liegen sieht. Es war uns jetzt als sey das Schiff zu neuem Leben erwacht, es gehorchte uns wieder wie vormals, und wir waren frei.“

Nachdem die Reisenden von den Eingebornen die Gewißheit erhalten, daß das Land, das sie gesehen, wirklich ein Theil des Kontinents von Amerika sey und Buthia genannt werde, was auch durch die Untersuchungen bestätigt wurde, welche Kommandeur Roß auf seinen Ausflügen anstellte, so wurde beschlossen eine Durchfahrt unter einer nördlichern Breite zu suchen. Dieses Unternehmen wurde jedoch durch widrige Winde vereitelt, und man war genöthigt eine schützende Stelle zu suchen. Hier waren die Reisenden bald wieder von Eis umgeben, und am 30 September, dem Tage, an welchem sie im vergangenen Jahre ihre Winterquartiere aufschlugen, hatten sie während des ganzen Sommers nicht mehr als drei Meilen zurückgelegt.

„Jetzt, sagt Kapitän Roß, war das ganze Meer mit Eis bedeckt; Hoffnung und Furcht hatten ein Ende, und die Gewißheit einer langen winterlichen Gefangenschaft lag vor uns. Alles, was uns jetzt zu thun übrig blieb, war, unser amphibisches Haus wieder einzurichten, und, den einen Fuß auf der See, den andern auf dem Lande, uns in Geduld zu fassen.“

Dieses „Wintergefängniß“ zu erreichen, erforderte jedoch die größten Anstrengungen; man versuchte eine Bahn durch das Eis zu hauen, allein dieses war so dick, daß man, nachdem man den ganzen Oktober hindurch

gearbeitet hatte, nur 850 Fuß weit gekommen, und endlich genöthigt war, zu bleiben, wo man sich befand. Kapitän Roß war jedoch sehr zufrieden, um so viel weiter nördlich von dem Hafen gekommen zu seyn, in welchem sie den vergangenen Winter zubrachten.

„Es wird, sagt er, Manchem komisch dünken, wenn er von zwei oder drei Meilen als von einem großen Raum sprechen hört; weiß man aber, daß wir binnen einem Monat kaum dreihundert Schritte weit vorwärts kamen, und daß eine oder zwei Stunden darüber entscheiden konnten, ob wir frei werden oder abermals zwischen diesem dicken Eis festsetzen sollten, so wird man zugeben, daß wir uns immer noch Glück wünschen konnten, drei Meilen zurückgelegt zu haben.“

Da die Reisenden jetzt die Aussicht auf eine abermalige Gefangenschaft den ganzen Winter oder vielmehr das ganze Jahr hindurch hatten, so war es vor Allem nöthig, das Schiff wohnlich einzurichten, Verschanzungen aufzuwerfen, eine regelmäßige Vertheilung der Rationen festzusetzen und alle sonst nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Von der Lebensweise in solcher Lage gibt das Tagebuch unterm 11 December folgende kurze eindringliche Schilderung:

„An diesem und vielen andern Tagen verfolgten wir die Fährten mehrerer Thiere, konnten aber nichts ansichtig werden; wir hatten Flinten, feuerten sie aber nicht ab. Mit Verlangen harrten wir auf die unsichtbar gewordene Sonne, um nur zu wissen, ob sie wirklich noch am Himmel stehe, und hatten keinen andern Kummer als nur den Tag hinzubringen, um uns wieder ins Bett legen zu können, wiewohl von eigentlichem Tage keine Rede seyn konnte, denn es war fast immer Nacht.“

Es ist in solcher Lage wohl nicht auffallend, wenn unsere Einsiedler Dinge vornahmen, welche der Kapitän „Kinderspiel“ nennt, und so finden wir denn angegeben, daß sie einst mit einer Kugel von gefrornem Quecksilber durch ein Zoll dickes Brett schossen, und ein andermal in einer Kugelform Mandelöl gefrieren ließen, und damit gegen ein Schild feuerten, von dem die Kugel unzerbrochen abprallte.

Am 21 April (1831) erhielten die Reisenden Besuch von ihren alten Bekannten, die in einem andern Theil des Landes überwintert hatten. Ihr Freund Tiagasche war während ihrer Abwesenheit gestorben, doch hatte die Wittwe, wie der Berichterstatter sagte, sogleich einen andern Mann bekommen, „weil sie fünf Kinder habe.“ Diese fünf Kinder vertraten mithin die Stelle eines Vermögens, und werden bei den Eskimos überhaupt als ein Vortheil und keineswegs als eine Last angesehen. Mit acht Jahren schon leisten sie Dienste, und einige Jahre später sind sie schon im Stande sich und andere zu erhalten. Werden die Eltern alt, so sind die Kinder, sie mögen nun Waisen, oder ächte, oder Adoptivkinder seyn, verbunden, für das hülflose Alter zu sorgen.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Der Engländer John Phillips hat so eben zu London einen „Leitfaden der Geologie“ herausgegeben, in welchem er Folgendes als allgemeine Ansicht aufstellt: „Indem wir die ursprüngliche Anhäufung und innere Einrichtung des Erdballs den Astronomen und die Gesetze der atomischen Konstitution der Mineralien dem philosophischen Chemiker und Krystallographen überlassen, können wir aus den vorangegangenen Angaben hinlängliche Gründe für eine allgemeine Uebersicht der Struktur der äußern Kruste oder Schale des Globus schöpfen. Bei weitem der größere Theil der Oberfläche der Erde wird von Felsen eingenommen, welche in Form von Schichten vom Wasser abgesetzt, sich mehr oder minder der horizontalen Lage nähern, in einer gewissen Ordnung der Auflagerung auf einander folgen, in Folge eben dieser Ordnung von verschiedenem Alter sind und auf größere oder kleinere Entfernungen zusammenhängen. In diesen Schichten liegen zahllose Ueberreste von Pflanzen und Thieren begraben, welche sich größtentheils von den Pflanzen und Thieren unserer Tage unterscheiden, obschon sie zu denselben Arten gehören und nach demselben allgemeinen Plan, der bei den Geschöpfen des Landes und des Wassers zum Grunde liegt, gebildet sind. Dieses System der Felsenschichtung erstreckt sich bis in verschiedene Tiefen, die jedoch nicht über einige (englische) Meilen betragen, und unter und zwischen dieser Schichtung stößt man auf ein Felsenlager, welches nicht geschichtet ist und keine organischen Ueberreste enthält, sondern aus solchen Mineralien besteht und von solchen Umständen begleitet vorkommt, welche nicht verkennen lassen, daß sie das Produkt der Wirksamkeit des Feuers sind. Diese vom Feuer erzeugten (pyrogenen) Felsen dringen an vielen Stellen so durch die Schichtung, daß es scheint als würden sie von unten nach oben emporgedrängt. Zuweilen sind auch die Wirkungen der Hitze in den geschichteten Felsen selbst sichtbar, und in Folge dessen findet man oft, daß sie entweder ganz oder zum Theil das den vom Feuer erzeugten Felsen eigenthümliche Aussehen angenommen haben. Die trockne Oberfläche der Erde ist an den Rändern und auf den Oberflächen der Schichte und auf den Spitzen der emporgehobenen pyrogenen Felsen auf solche Weise gebildet, daß während große Ebenen und mäßig hügelige Gegenden fast ganz aus geschichteten Felsen bestehen, die Gebirge gewöhnlich einen Kern von pyrogenem Gestein enthalten, der mit geschichtetem Fels bedeckt ist. Beide Gruppen senken sich allenthalben von den Gebirgsketten herab bis in verschiedene Tiefen der mehr ebenen Gegenden, und streichen bis auf verschiedene Entfernungen fort. Feuer und Wasser waren bei Bildung der Erde gleich thätig. Wasser hat von oben in geordneter Reihenfolge viele ausgedehnte mit den Ueberbleibseln von Pflanzen und Thieren, welche es in den verschiedenen Zeiträumen gab, angefüllte Schichten abgesetzt, und die Hitze hat diese Schichtung von unten erweitert und mehrere Reihen von Felsen aus den tiefern Theilen der Erde emporgehoben. Es ist das Geschäft des Geologen, die Wirkungen dieser Agentien genau zu verfolgen, zu unterscheiden und zusammenzustellen, sie in chronologische Ordnung zu bringen, und so eine genaue, wenn auch nicht vollständige Geschichte der Revolutionen zu liefern, welche der Erde ihre jetzige Gestalt gaben, sie mit jenen wundervollen animalischen, vegetabilischen und mineralischen Formationen anfüllten, und sie zum Wohnplatze eines Wesens befähigten, dessen Wißbegierde und göttliche Vernunft es antreibt und in den Stand setzt, die Werke der Natur zu erklären, und durch sie sich in eine erhabene Gemeinschaft mit dem Schöpfer des Universums zu setzen.“

*

Ein Herr Grigorieff hat in Petersburg eine Uebersicht der Geschichte der Chasaren herausgegeben, und in dem Journal des Ministeriums der Volksaufklärung eine Darstellung ihrer Regierungsweise. Schon früher hatte er eine Geschichte der Mongolen aus dem Persischen übersetzt, und jetzt hat er Frähns Arbeit: de Chazaris, excerpta ex scriptoribus arabicis, vervollständigend, aus armenischen, byzantinischen, arabischen und russischen Geschichtschreibern, welche von den Südrußland bewohnenden Völkern handelten, alle oft flüchtigen und gelegentlichen Nachrichten über die Chasaren zusammengestellt. Die Arbeit, so klein sie ist — die obenangeführte „Uebersicht (obsor) der politischen Geschichte der Chasaren“ umfaßt nur 61 Oktavseiten — ist dennoch beachtenswerth, weil Grigorieff in seinen Arbeiten, die schwerlich schon zu Ende sind — denn er ist noch ein junger Mann — eine Art Vorschule der russischen Geschichte zu bezwecken scheint, indem er nach und nach die Geschichte derjenigen Völker schreibt, die mit Rußland in engen Verhältnissen standen. Die Chasaren haben bis jetzt die ausschließliche Aufmerksamkeit noch keines einzigen Schriftstellers auf sich gezogen, ihre Herkunft sogar ist unbekannt, allein sie sind in der Geschichte des Mittelalters bemerkenswerth durch den vergleichungsweise bedeutenden Kulturgrad, den sie erreichten, und ihre eigenthümliche Regierungsform.

Vermischte Nachrichten.

In einer der jüngsten Sitzungen der königlich asiatischen Gesellschaft zu London schlug der Präsident vor, Se. Majestät Muhammed Schah, Schahin Schah, König von Persien, und Se. Hoheit Maharadschah Randschit Singh, Radscha des Pendschab, zu Ehrenmitgliedern der Gesellschaft zu erwählen, was einstimmig angenommen wurde.

*

In Nordamerika scheint das verflossene Frühjahr nicht besser gewesen zu seyn als in Europa. Eine Nachricht aus Quebek vom 20 April sagt: Dieser Frühling überbietet alle übrigen, gestern und heute fiel 6 Zoll tiefer Schnee. Das Eis steht noch, und gestern Morgen fuhren mehrere Wagen über den St. Lorenzstrom bei Carouge, wo das Eis so fest ist als je im Winter.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 167. 16 Junius 1835.

Das Gold der Pinheiros.

(Schluß.)

Dem alten Pinheiro war es indeß, von den Seinigen umgeben, gelungen, sich für den Augenblick seines Neffen zu versichern. Unter diesen rauhen Männern war es nicht Sitte, die Zeit mit langen Umarmungen zu verlieren, sondern rasch nach einander richtete der Greis die drei Fragen an Manoel: „Wo sind deine Gefährten? Habt Ihr Gold gefunden? Wo ist es?"

„Alle sind todt," antwortete Manoel," nach achtzehnmonatlichem Umherlaufen, ungewiß wo wir uns befanden, und theils durch Krankheiten, theils durch die Indianer zur Hälfte aufgerieben, hatten wir Minen entdeckt, wie sie Brasilien bis jetzt noch nicht kennt. Mit Reichthümern beladen kehrten wir zurück, als wir den Ramalhos begegneten, wie wir bis auf die Hälfte geschmolzen, verirrt und wüthend nichts gefunden zu haben. Sie griffen uns an, und das Gefecht endete nur als auch der letzte von ihnen gefallen war. Allein mit sechs der Unsrigen übrig geblieben, vergrub ich unsere Schätze an einen Ort, den ich unter tausenden wieder erkennen würde. Meine sechs Gefährten starben später, und auch ich bin dem Tode nahe; in des Himmels Namen bringt mich fort von hier!"

Der Greis wendete sich jetzt zur Menge, und redete die Ramalhos folgendermaßen an: „Seit wann können die Pinheiros nicht mehr von ihren Angelegenheiten sprechen, ohne daß das Ohr Fremder ihre Geheimnisse belausche? Gebt Raum, und kein Ramalho wage es sich unserm Abzug zu widersetzen!"

Diese Worte waren das Signal zu großem Getöse; mit lautem Geschrei nahmen die Ramalhos die indirekte Drohung des Greises auf, und weit entfernt Raum zu geben, umschlossen sie vielmehr ihn und die Seinigen immer dichter. Mehr bedurfte es von beiden Seiten nicht, um zu Thätigkeiten zu schreiten; hundert Klingen flogen aus den Scheiden und blitzten in der Sonne. Wer seine Waffen vergessen hatte, lief eilig sie zu holen, denn ein Paulist jener Zeit hätte sich geschämt, bei einem Kampf, wie der, welcher sich jetzt verbreitete, ein müßiger Zuschauer zu bleiben. Der Pater Macedo, der sich in einem benachbarten Hause bei einem Kranken befand, errieth bald was vorging und trat, ein Krucifix in der Hand, sogleich auf die Straße. Unerschrocken stürzte er sich in das Getümmel, in der Hoffnung diesen Rasenden durch sein heiliges Gewand mildere Gesinnungen einzuflößen. Ihre Wuth war indeß rascher gewesen als der ehrwürdige Pater, denn als dieser auf dem Platz anlangte, war Manoel bereits durch einen Büchsenschuß in die Brust getroffen und dem Oheim in den Arm gesunken, der sich bemühte ihn aus dem Getümmel zu bringen.

Die Wunde war tödtlich; der Mönch, als er einen verscheidenden Menschen sah, wollte diesem zunächst beispringen, wurde aber von dem Alten heftig zurückgestoßen. „Einen Augenblick noch, Pater, rief er ihm zu, dieser Mensch besitzt ein Geheimniß das das Himmelsreich aufwiegt; er möge es entdecken, und dann überlasse ich ihn dir."

„Erst der Himmel und dann das Irdische," erwiederte der Mönch; „bei dem Bild des Gekreuzigten das ich in meinen Händen trage, wage es nicht dein Gewissen mit der Verdammniß deines Neffen zu belasten!"

„So schicke dich, Pfaff, versetzte Pinheiro, ich gebe dir fünf Minuten, und will indeß für seine Seele beten."

Der Pater neigte sein Ohr zu dem Sterbenden, indem er ihm den Kopf mit der einen Hand unterstützte, und ihm mit der andern das Krucifix an den Mund drückte. Er sprach ihm zu wie gewöhnlich, Manoel aber strengte sich vergebens an zu antworten; ohne Zweifel hatte er auf seinen Zügen mehr als eine That begangen, von der er jetzt sein Gewissen zu entlasten wünschte, allein das Todesröcheln unterbrach seine Worte, und machte sie unverständlich.

Der alte Pinheiro, das eine Auge auf den Sterbenden und das andere auf die Kämpfenden gerichtet, ließ die Korallen eines ungeheuren Rosenkranzes durch die Finger laufen, und murmelte sein Paternoster und Ave Maria mit Flüchen der Ungeduld untermischt. Nur ein Einzigesmal hatte er diese fromme Beschäftigung unterbrochen, um mit der flachen Klinge einen Ramalho zurückzutreiben, der allzu nahe kam; da er aber endlich sah, daß sein Neffe kaum noch athme, so konnte er sich nicht länger mäßigen, und obschon die fünf Minuten noch nicht vorüber waren, so zupfte er den Pater doch am Kleide, und unterbrach ihn in seiner heiligen Verrichtung.

„Manoel! mein Kind!" rief er dem mit dem Tode Ringenden zu, „das Gold! Sprich mein Sohn, wo hast du das Gold gelassen? Er hat geantwortet, wenn mir recht ist! — Sagtest

du nicht an den Ufern des Parana? Ha! verflucht! Er verscheidet! Ohne dich, du höllischer Pfaff, wüßte ich jetzt das Geheimniß! — Diese Hunde dort haben ihn getödtet. Zu mir Pinheiros! Blut und Rache den Ramalhos!"

Wie ein Rasender stürzte sich der Greis bei diesen Worten in das dichteste Gewühl, wo er bald von einem Degenstoß getroffen zusammensank.

Der Tod eines so angesehenen Mannes hatte auf die Kämpfenden eine Wirkung, die alle Beredsamkeit des Paters Macedo nicht hervorzubringen vermocht hätte. Der blutige Streit, der außerdem noch lange gedauert hätte, war auf der Stelle zu Ende; leider aber hatte Manoel sein Geheimniß mit sich genommen. Ein Dutzend Todte lagen auf dem Platz, der Verwundeten nicht zu gedenken. Ihres Anführers beraubt, konnten die Pinheiros gegen den stolz wachsenden Einfluß ihrer Gegner sich nicht mehr behaupten; nach und nach verließen sie St. Paul und als lange nachher, dreißig Stunden von da, die kleine Stadt Taubate gegründet wurde, suchten die meisten ihrer Nachkommen dort eine Zuflucht. Lange noch nährten die Bewohner von Taubate den bittersten Haß gegen die Paulisten, den jedoch die Alles mildernde Zeit in eine Abneigung umgewandelt hat, von der beide Städte jetzt wohl kaum die wahre Quelle anzugeben wissen.

Das Gold der Pinheiros liegt noch immer da wo Manoel es vergraben hat, und wird von den Geistern der Wüste so gut bewacht, daß noch kein Sterblicher sich rühmen kann, es entdeckt zu haben. Fast ein Vierteljahrhundert lang war dieses neue goldene Vließ für eine Menge Abenteurer der Gegenstand eifriger Nachforschung; wie viele auch auf solchen Zügen ihr Grab in der Wüste fanden, und wie wenige die Piratininga wiedersahen, kann man leicht denken. St. Paul wäre am Ende noch durch diesen Golddurst entvölkert worden, hätten die Behörden sich nicht mit aller Macht ihres Ansehens gegen solche Züge erhoben, und schwerlich hätten auch sie sich eines glücklichen Erfolgs erfreut, wäre ihnen nicht der Aberglaube zu Hülfe gekommen. Da man fast keinen zurückkehren sah, der nach diesem Schatz ausgezogen war, so glaubte das Volk endlich, er sey bezaubert, und noch jetzt erzählt man, gewisse Vögel, welche den Reisenden im Walde mit ihrem Geschrei verfolgen, seyen die Geister der bei diesen Untersuchungen Umgekommenen, die jetzt die Vorübergehenden vor ähnlichen Unternehmen warnten.

Neue französische Literatur.

Angelo, Tyrann von Padua.

(Fortsetzung.)

Diese nächtliche Zusammenkunft hat statt, Omodei führt den Rodolfo auf eine sehr abenteuerliche Weise in die Gemächer von Katharina, sie treten durch die Mauer ein, an einer Stelle, an welcher kein Mensch eine Thüre gesucht hätte, durch eine Thüre, von welcher selbst die Bewohner des Hauses, die Kammerfrauen der Katharina nichts ahneten. So waren die Paläste der Podesta's im 16ten Jahrhundert — und Omodei war Spion des Rathes der Zehn, er mußte die Wohnungen besser kennen als die Bewohner selbst. Omodei gibt sich der bestürzten Kammerfrau als ein geheimer Diener der Republik zu erkennen und schickt sie schlafen mit dem Gebote, bei Gefahr ihres Lebens das strengste Stillschweigen zu beobachten. Die Kammerfrau geht schlafen und schweigt.

Während Rodolfo und Katharina sich der unerwarteten Zusammenkunft erfreuen, entdeckt Katharina auf dem Tische einen Brief des kurzen Inhaltes: „der Diener des Rathes der Zehn mag zur Liebe zu klein seyn, aber er wird groß durch *die Rache.*" Wir sind verloren, sagt Katharina, dieser Brief ist von einem Elenden, welcher mich mit seiner Liebe verfolgt und mir Rache geschworen hat. Dieser Brief war von Omodei. Omodei, der Spion, hatte seine Augen zu Katharina, der Gattin des Podesta, erhoben, und um seiner beleidigten Eigenliebe eine Genugthuung zu verschaffen, er, der Verschmähte, veranstaltete er die Zusammenkunft Rodolfo's mit Katharina in dem Hause des Podesta selbst und verrieth das Geheimniß an Tisbé, Alles in der sichern Hoffnung den Gegenstand seiner Verfolgung zu verderben. Omodei hat sich entfernt und alle Thüren verschlossen, aber Katharina auch besitzt ihren geheimnißvollen Schlüssel, sie gibt ihn Rodolfo, schiebt diesen in ein Gemach und unterweist ihn, wie er von da weiter vorschreiten solle. Es war die höchste Zeit, man klopft. Tisbé tritt ein, in Wuth, in Verzweiflung; sie sucht ihren Rodolfo und nichts soll sie von dem Entschlusse abbringen, ihn zu finden und sich an ihrer Nebenbuhlerin zu rächen, sie kommt im höchsten Affekt und spricht, wie eine Maitresse der rechtmäßigen Gattin gegenüber sprechen mag, sie ist rücksichtslos und kennt keine Schranken mehr, denn sie liebt Rodolfo, und Rodolfo ist ihr verloren. Ueber diesem lauten Zwiegespräch kommt Angelo, sich zu erkundigen, was geschehen, woher der Lärm? Katharina zweifelt nicht mehr an ihrem Elende. Da wendet sich Tisbé gegen Angelo und erzählt ihm, wie daß man ihr einen Anschlag auf das Leben des Podesta entdeckt habe, und daß sie gekommen sey, um gemeinschaftlich mit Katharina dieses Unglück abzuwenden und ihn zu warnen. Katharina begreift nicht. Tisbé, indem sie sich zur Thüre wandte, durch welche Angelo eintrat, hatte das Krucifix ihrer Mutter über dem Betstuhl Katharina's erblickt. Von diesem Augenblick an war sie umgewandelt, und daher ihre Geistesgegenwart und die Rettung Katharina's. „Schafft ihn in Sicherheit," sagt sie zu Katharina im Weggehen, und läßt sich von Angelo fortführen. Angelo ist es zufrieden.

Rodolfo war wirklich gerettet, und unterwegs hatte er dem verrätherischen Omodei begegnet. Da sich dieß gerade so fügt, so erdolcht er ihn und schreibt die ganze Geschichte seiner geliebten Katharina. Nicht aber von ihr, sondern von Angelo erfahren wir sie. Angelo hat diesen Brief, ich erinnere mich nicht mehr wie, in Händen erhalten und hat bereits alle Anstalten getroffen, seine treulose Gattin zu strafen, sie muß sterben, dieß ist kein Zweifel. Er läßt den „Archiprêtre" kommen und ordnet selbst den Leichenzug an, mit Fahnen, Wappen, Glocken und Trommeln, er läßt in dem Gemache seiner Gattin das Bett durch einen Henkerblock und ein Beil ersetzen, zur Augenweide des Publikums, welches diese Artigkeiten gewahrt, und kündigt

der Unglücklichen an, daß sie in einer Stunde sterben müsse; den Mitschuldigen kennt er nicht. In diesem Augenblicke erscheint Tisbé, das Herz voll Gram und Kummer. Kaum ist sie in Kenntniß gesetzt von dem, was hier vorgeht, so ist ihr Entschluß gefaßt, sie wird ihre Nebenbuhlerin retten. Das Henkerbeil, das Blut sind anstößige Zeichen, die Aufsehen erregen, und der Podesta hat Interesse, dieses zu vermeiden. Tisbé schlägt ihm vor, Gift statt des Beiles zu wählen; Angelo hat kein Gift, Tisbé wird solches schaffen: im ersten Akt hat sie erzählt wie ein Liebhaber ihr zwei zierliche Flaschen geschenkt, die eine gefüllt mit dem stärksten Gifte, die andere mit einem Schlaftrunke, welcher Scheintod hervorbringt. Sie erbietet dem Podesta das Gift zu bringen, und hofft die Verurtheilte durch den Schlaftrunk und Scheintod dem wirklichen Tode zu entreißen. So geschieht es. Nach langem Hin- und Herredn, wobei Tisbé der Gattin gegenüber eine Hauptrolle spielt, ihr jedoch nicht sagt, warum sie ihr so sehr zuspreche, das Gift zu trinken, entschließt sich endlich Katharina und trinkt. Der Podesta geht ab, fortan ist von ihm nicht mehr die Rede, so wenig als von Omodei.

Kommt nun die Entwicklungsscene. Tisbé, die im Palaste des argwöhnischen Angelo schaltet wie ihr beliebt, läßt die eingeschlafene Katharina in ihre Wohnung bringen, so daß sie den Augen des Podesta ganz entrückt, für diesen todt, für ihren Rodolfo gerettet ist. Schon hat sie alle Anstalten zur Flucht getroffen, Pferde und Wegweiser stehen bereit, da kommt Rodolfo hereingestürzt, er weiß Alles, eine Kammerfrau Katharina's hat im Nebenzimmer die Unterredungen zwischen Tisbé und Katharina mit angehört, Tisbé hat seine Geliebte vergiftet, und er kommt um Rechenschaft zu fordern und sich zu rächen. Um den gezückten Dolch von sich abzuwenden, braucht Tisbé nur auf das Bett zu zeigen, auf welchem Katharina ausgestreckt liegt, sie braucht nur ein Wort zu sagen, um Rodolfo zu beruhigen, sie braucht ihn nur thun zu lassen, was sie, sehr naiv, so eben selbst gethan, der Eingeschlafenen einen Spiegel vor den Mund halten (— das Publikum könnte sonst glauben, Katharina sey wirklich todt! —) und aller Kummer, aller Zweifel wäre vernichtet. Aber nein, Tisbé wird nicht geliebt von Rodolfo, und sie will sterben, sie nimmt den Verdacht ihrer Mitschuld an der Ermordung ihrer Nebenbuhlerin hin, und läßt sich geduldig erdolchen. Kaum hat sie den Todesstreich empfangen, so erwacht Katharina und erklärt ihrem Geliebten in Ausdrücken von Dankgefühl, daß sie durch den Edelmuth der Tisbé gerettet worden sey. Tisbé stirbt, der Vorhang fällt.

(Schluß folgt.)

Die Seehäfen und Wälder

an der Küste von Malabar.

In der Sitzung der königlich asiatischen Gesellschaft zu London am 16 Mai wurde über diesen Gegenstand eine Denkschrift gelesen, die mit einer Beschreibung des Hafens von Cochin begann, der, während er sich im Besitz der Holländer befand, die ihn von 1665 bis 1796, wo er an die Engländer kam, inne hatten, von hoher kommerzieller Bedeutung gewesen seyn muß. Seit 1796 ist er in Verfall gerathen, weil es die britische Regierung der Klugheit gemäß fand, alle Befestigungen zu zerstören, wobei durch das Sprengen derselben die Häuser der Stadt so sehr beschädigt wurden, daß jetzt kaum eines von einiger Bedeutung mehr steht. Die Stadt wurde demnach von den angesehenen Familien verlassen, und ist jetzt nur von sehr armen Leuten, größtentheils Abkömmlingen von Europäern und freigelassenen Sklaven, bewohnt, die von den Hindus als Pariahs betrachtet werden. Der Hafen von Cochin ist der einzige Platz an der malabarischen Küste, südlich von Bombay, wo Schiffe von einiger Größe gebaut werden können. In den Jahren 1820 und 1821 wurden hier drei Fregatten für den Dienst der Regierung gebaut, und früher liefen mehrere Kauffahrer von 5 bis 800 Tonnen hier vom Stapel. Das beste Teckholz wird in den Wäldern der Ghats gefällt, und während der Regenzeit, wenn der Südwest-Passatwind weht, nach den verschiedenen Niederlagen an der Küste geflößt. Die Art, wie die Eingebornen hiebei zu Werke gehen, ist gewöhnlich folgende: die Baumstämme werden oberhalb der Stromschnellen in Bereitschaft gehalten und mit Seilen von Palmried an die an den Ufern der Flüsse stehenden Bäume angebunden; erreicht dann das Wasser eine gewisse Höhe, so haut man die Seile ab und das Holz wird dann mit großer Geschwindigkeit den Fluß hinabgetrieben. Die Denkschrift gibt eine genaue Beschreibung von den unermeßlichen Wäldern an der Küste von Malabar und von den verschiedenen Dörfern und Stationen. In einem der Wälder sah der Verfasser (Herr Edye) einen Baum von ungeheurer Größe, Cheene Marum genannt, der mehr als 120 Fuß hoch war und 45 Fuß im Umfange hielt. In den westlichen Ghats gibt es wilde Thiere aller Art; man war immer der Meinung, die Elephanten auf Ceylon seyen die größten. Herr Edye erkennt jedoch denen von Südindien diesen Vorzug zu. Nur wenn der Landwind weht, kann man die Ghats sehen, außerdem sind sie mehrere Monate im Jahre in Wolken gehüllt. Gegen den November hin werden sie sichtbar, und von Allen bewundert, die während dieser Zeit an der Küste von Malabar vorüber fahren.

Chronik der Reisen.

Reise nach den arktischen Regionen.

(Fortsetzung.)

Wir kommen jetzt zu einem Auszuge aus dem Berichte des Kommandeurs Roß über seine Exkursion nach dem Magnetpol, auf der er von einem Eingebornen mit einem Schlitten von ganz neuer und eigener Bauart begleitet wurde. Dieser Schlitten hatte die gewöhnliche Form, bestand jedoch, Kufen nebst allem Uebrigen, aus Eis. Da er sehr hübsch gearbeitet und durchsichtig war, so sah er aus als ob er von Krystall wäre, und war doch stark genug Alles zu tragen, was sein Eigenthümer darauf geladen hatte. Der Weg, den die Reisenden einschlugen, führte quer durch die Halbinsel, und brachte sie nach Kap Isabella, das als die östlichste Spitze des westlichen Meeres angesehen werden kann. Bei einer frühern Gelegenheit hatte Kommandeur Roß seine Untersuchungen längs der südlichen Küste verfolgt, und nun beschloß er, durch eine Reihe magnetischer Beobachtungen bestimmt, die er im Winterquartier angestellt hatte, seine Aufmerksamkeit der nördlichen zuzuwenden, in der Hoffnung, jene geheimnißvolle Stelle, den Magnetpol nämlich, aufzufinden. Wir folgen seinem Bericht von dem Nachtlager aus unter 69° 54′ 45″ n. Br. und 94° 54′ 25″ w. L., wo die Neigung der Magnetnadel bis auf 98° 41′ nach Norden zugenommen hatte, und das Nordende der horizontalen Nadel 67° westlich zeigte.

„Durch diese Beobachtungen, heißt es weiter, war ich in den Stand gesetzt, sowohl die Richtung, in welcher wir vorzudringen hatten, als auch den Raum, der zwischen uns und dem Gegenstand unserer Wünsche lag, wenigstens so weit zu bestimmen, als dieß durch Instrumente und auf deren Angaben gegründete Berechnungen möglich war. Zu großem Glück fiel, wenn auch nur theilweise, heiteres Wetter ein, das uns doch wenigstens immer den rechten Weg erkennen ließ und den Müden ermuthigte, indem es ihn in die Ferne zu sehen und das Endziel des Tages zu erblicken gestattete. Die Küste nahm eine westliche Richtung; wir gingen an einem niedern Kalksteingestade hin und machten wegen gänzlicher Ermüdung zweier unserer Leute unter 69° 40′ 27″ Breite und 95° 12′ 35″ westlicher Länge Halt.

„Nachdem wir an einem der folgenden Tage endlich ungefähr 12 Meilen in gerader Richtung zurückgelegt hatten, hielten wir am 30 Mai

Morgens 8 Uhr unter 69° 46' 25" Br. und 95° 49' 11" w. L. abermals an. Nach 8½ Uhr Abends brachen wir wieder auf, wo ein dicker Nebel und zeitweise eintretendes Schneegestöber mich nöthigte, meine Leute längs aller Krümmungen der Küste hinzuführen, weil es außerdem bei solchem Wetter nicht möglich gewesen wäre, sie richtig aufzunehmen. Am Morgen des 31 machten wir Halt, nachdem wir 13 Meilen zurückgelegt hatten.

„Unsern Berechnungen zufolge befanden wir uns jetzt noch 14 Meilen vom Magnetpol, und meine Begierde, den lang ersehnten Punkt zu erreichen, gestattete nicht den geringsten Verzug. Ich beschloß daher, den größten Theil des Gepäcks und Mundvorraths zurückzulassen und nur das unumgänglich Nöthige mitzunehmen, damit nicht ungünstige Witterung oder andere unvorhergesehene Umstände unser Fortkommen hindern und eine unwillkommene Verzögerung herbeiführen möchten.

„Verhältnißmäßig erleichtert, schritten wir jetzt rasch vorwärts, und so erreichten wir denn am 1 Junius Morgens 8 Uhr die ersehnte Stelle. Ich muß es dem Leser überlassen, sich das Gefühl zu denken, das uns Alle beseelte, als wir uns endlich am Ziel unseres Strebens befanden; es war uns, als ob nun Alles zum glücklichen Ende gediehen sey, als ob unsere Reise und alle Beschwerden ihr Ende erreicht hätten, und nun nichts mehr übrig sey, als nach Hause zurückzukehren und uns für den Rest unserer Tage den beseeligendsten Gefühlen zu überlassen. Das Land zunächst der Küste ist hier sehr niedrig, steigt aber, ungefähr eine Meile weit einwärts, in Erhebungen von 50 bis 60 empor. Wir hätten sehr gewünscht, daß ein so bedeutungsvoller Platz sich durch irgend ein äußeres Merkmal ausgezeichnet hätte, denn das Interesse, das sich an ihn knüpft, ist so groß, daß ich selbst die ausschweifendsten, romantischsten Begriffe derer nicht tadeln konnte, die hier ein Gebirge, dem Sindbads *) gleich, oder wohl gar einen Magnetberg so groß als den Montblanc zu finden erwartet hatten. Die Natur hat sich indeß hier, an einem der großen Mittelpunkte ihres geheimnißvollen Wirkens, kein Denkmal errichtet, und da wir selbst nicht die Mittel zu einem solchen besaßen, so mußten wir uns damit begnügen, mathematische Ziffern und Zeichen niederzuschreiben.

„Zu großem Glück fanden wir einige Hütten der Eskimos, die noch nicht lange verlassen worden waren; wir nahmen Besitz von ihnen, und waren nun in den Stand gesetzt, Beobachtungen mit dem größern Kompasse anzustellen. Gegen 6 Uhr Abends lagerten wir auf einer Landspitze, ungefähr eine halbe Meile westlich von diesen Schneehütten, und begannen sogleich unsere Arbeit, die wir diesen und den größten Theil des folgenden Tages fortsetzten. **) Unser Beobachtungsplatz war dem magnetischen Pol so nahe gerückt, als die beschränkten Mittel, welche mir zu Gebot standen, dessen Bestimmung gestatteten. Die Neigung, wie meine Inklinationsnadel sie angab, war 89° 59', mithin eine Minute von der Vertikallinie. Die Nähe des Pols, wofern wir uns nicht auf der Stelle selbst befanden, wurde ferner noch durch die gänzliche Unthätigkeit oder Bewegungslosigkeit der beiden Horizontalnadeln angezeigt, die ich bei mir hatte; wir hingen sie, so fein es nur immer möglich war, auf, aber weder die eine noch die andere bewegte sich auch nur im geringsten aus ihrer Lage, was, wie bekannt, einer der Beweise ist, daß die Nadel sich in der geringsten Entfernung vom Anziehungspunkte oder auf demselben selbst befindet.

„Sobald ich völlige Ueberzeugung gewonnen hatte, machte ich meinen Begleitern den lohnenden Erfolg unserer Bemühungen bekannt, und dann pflanzten wir unter gegenseitigen Beglückwünschungen die englische Flagge auf, und nahmen von dem Gebiet des Magnetpols im Namen Großbritanniens und König Wilhelms IV Besitz. Da sich Kalksteine genug in der Nähe befanden, so thürmten wir ein Viereck auf, in das wir eine Büchse legten, in welcher sich eine Schrift über das interessante Unternehmen befand. Wir bedauerten sehr außer Stand zu seyn, eine Pyramide errichten zu können, stark genug der Zeit und den Eskimos widerstehen zu können. Die Stelle, auf der wir uns befanden, lag unter 70° 5' 17" der Breite und 96° 46' 45" westlicher Länge.

„Um die Mitte des Junius kamen wir wieder zu unserem Schiffe zurück, wo wir mit Kälte, Hunger und Beschwerden aller Art zu kämpfen hatten. Obschon keiner von uns starb oder ein Glied verlor, wie dieß in diesen Gegenden oft geschieht, so hatten wir doch von mannichfachem Uebelbefinden zu leiden. Härter als Alles aber fiel uns der Mangel an Beschäftigung, an geistiger Anregung und Thätigkeit, die ewige Einförmigkeit, und, warum sollte ich es nicht sagen, der Mangel an Gesellschaft.

„Erst am 29 August wurden wir der Eisbande wieder ledig, die uns umfangen hielt. Das Schiff ward jetzt eine Viertelmeile gegen Südwesten an eine Stelle gewarpt, wo man das erste Aufgehen des Eises benutzen konnte. Sobald dieß geschehen war, gingen wir unter Segel, geriethen jedoch unglücklicherweise bald auf den Grund. Obschon sich im Boden des Schiffs keine Beschädigung zeigte, so war doch etwas am Steuerruder zerbrochen, und wir mußten das Weiterfahren für heute einstellen. Früh am andern Morgen wurde das Steuerruder sogleich wieder ausgebessert; bald erhob sich ein starker Westwind, gerade der, dessen wir bedurften, zuweilen von Schneegestöber begleitet, und nach vieler Sorge und mannichfachen Zweifeln fühlten wir uns endlich frei, wiewohl noch nicht ganz befreit. Bald nach 4 Uhr steuerten wir mit eingerefftem Marssegel durch die Inseln, welche uns schwimmendes Eis schienen; kaum aber waren wir ungefähr bis auf zwei Drittheile durch sie hindurch, so erhob sich der Wind aus Nordwest, und bald darauf trieb ein Windstoß aus Norden das Eis an die nördliche Küste. Wir waren daher genöthigt den Wind zu kneifen; da er jedoch gegen 9 Uhr wieder in Nordwest umsetzte, so befanden wir uns nach einer Fahrt von vier Meilen dicht am Ufer. Wir waren an zwei Buchten und zwei ausgezeichneten Felsen vorübergekommen, als sich ein heftiges Schneegestöber erhob, das uns zwang in eine kleine Bai einzulaufen, wo ein widriger Wind uns beinahe an die Felsen geworfen hätte. Der Himmel drohte mit Sturm.

„Dieß war die ganze Reise, welche wir während dieses Sommers zurücklegten; nach wenigen Tagen schon sah man gegen Norden nichts als eine unendliche Eismasse, die sich um die westliche Bai herum ausdehnte und unsern vormaligen Hafen gänzlich versperrte. Es schien, daß wir ihn gerade noch zu rechter Zeit verlassen hatten, ehe uns dieß ganz unmöglich geworden wäre. Weiter vorwärts zu kommen, war bei dem Winter, der uns umgab, unausführbar, eine Aussicht, die durch die noch im Hintergrunde lauernde, daß wir wohl am Ende genöthigt seyn würden, das Schiff sammt Allem, was es am Bord hatte, zu verlassen, nur noch düsterer wurde. Die Wirkung, welche diese Aussicht auf die Mannschaft äußerte, konnte nicht anders als niederschlagend seyn, denn als wir aus unserem letzten Hafen ausliefen, hoffte jeder nach dreijährigem Wagnisse endlich wieder nach England zu seiner Familie und seinen Verwandten zurückzukommen." (Fortsetzung folgt.)

*) Sindbad der Weltgereiste, in Tausend und Einer Nacht.

**) Das Resultat dieser Beobachtungen wurde der königlichen Gesellschaft mitgetheilt und dem Werke in einem Anhange beigegeben.

Vermischte Nachrichten.

Der Observateur d'Avesnes erzählt, daß man im Gehölze von Belum, Gemeinde von Folleries, in der Tiefe von 2 Fuß unter dem Boden auf ein Pflaster stieß; bei näherer Nachforschung fand sich, daß diese etwa 10' breite Straße einst von der Feste Ramousies, von der nur noch einige schwache Spuren übrig sind, nach Solre-le-Chateau führte. Bis sich aus zerstörten vegetabilischen Stoffen eine Erdschichte von 2 Fuß bildete, muß eine sehr lange Zeit vergangen seyn.

*

Am 23 Januar vernahm man über ganz Neugranada und Ecuador hin von Sta. Martha und Carthagena bis Quito von 1 Uhr bis 8 Uhr Morgens ein Getöse wie von einem Artillerie- und Musketenfeuer. Um Bogota her sammelten sich am folgenden Tage die Landleute in Waffen, indem sie glaubten es hätte eine Revolution stattgefunden; dießmal aber hatte das Bersten von Meteoren den Lärmen veranlaßt.

*

Nach französischen Blättern erhalten die St. Simonisten nach und nach immer mehr öffentliche Anstellungen in Aegypten, und kommen an die Spitze aller Institutionen, welche spezielle Kenntnisse erfordern. Die Sekte ruft nach Bedarf Brüder herbei, andere kommen auch proprio motu, und sind sicher angestellt zu werden, wenn sie nur irgend in einem Fache spezielle Kenntnisse haben. Namentlich soll durch ihre Bemühungen die Musik in großer Gunst stehen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 168. 17 Junius 1835.

Briefe aus Russland.

Erster Brief.

Odessa.

Wer das Reisen in Rußland mit dem im übrigen Europa vergleichen will, dem fehlen eine Menge Punkte, welche er einander gegenüber stellen könnte. Charakteristisch ist die Schnelligkeit, mit welcher man hier fortgebracht wird, und wodurch die ungeheuren Räume, welche man zu durchreisen hat, gleichsam verengt werden.

Ich nahm meinen Weg über Lemberg, und betrat eine gute Tagreise jenseits dieser Stadt das russische Gebiet. Bemerken muß ich aber, daß eine Tagreise, wie ich sie hier meine, immer 20 bis 24 deutsche Meilen bedeutet. Da ich im Auftrage der russischen Regierung reiste, und mit einem russisch-kaiserlichen Postpasse versehen war, so ging meine Beförderung überaus rasch, und ich durfte meinen Paß nur vorzeigen, als auch im Augenblick Pferde vor meinem Wagen waren. Man rechnet hier durchgehends ein Gespann zu dreien, indem man fast allezeit drei Pferde neben einander spannte. Ist der Wagen des Reisenden schwer, so wird noch ein viertes hinzugegeben, ohne daß es noch extra berechnet würde. So wie die Pferde angespannt sind, geht es fort im gestreckten Trabe, mitunter wohl auch im Galopp. Ich traf auf einigen Stationen nicht sogleich Postpferde, zeigte alsdann dem Beamten ganz ruhig meinen Paß, und bemerkte ihm, daß ich alle Verantwortlichkeit, die aus meiner Verzögerung entstünde, ihm zuschöbe, und sogleich war er in vollem Athem, und ich bekam, wenn im Augenblick keine andern aufzutreiben waren, zuweilen Kourierpferde. Es stehen nämlich dergleichen auf allen Stationen der Hauptstraßen, dürfen aber bei Cassation und Kettenstrafe zu keinem andern Gebrauch als zur Beförderung von Kourieren verwandt werden. Zwischen zwei Feuer getrieben, wagten es denn die Postbeamten, wenn sie sich gar nicht anders zu helfen wußten, mir dergleichen Kourierpferde zu geben. Wessen Wagen aber nicht sehr solid gebaut ist, und äußerst sicher im Geleise geht, der mache gleich beim Aufsitzen sein Testament, denn er kommt in offenbare Lebensgefahr. Vom ersten Augenblicke des Abfahrens bis zur nächsten Station gehen die Thiere, im vollsten Sinne des Wortes, durch; denn darauf sind sie förmlich abgerichtet. Auf diese Art wird man denn, wenn der Weg nicht sehr gut abgefahren ist, auf eine unbarmherzige Weise gerüttelt und geschüttelt, und man macht eine Station von 15 bis 18 Wersten (2—2½ deutsche Meilen) in etwa fünf Viertelstunden.

Ich muß hier ein Paar Worte über die Wege in Rußland, wenigstens in den Gouvernements, durch welche ich gekommen bin, sagen. Von Steinen und Kies, um sie damit regelmäßig zu bauen und zu beschütten, ist keine Rede. Diese Materialien sind so selten, daß ich einst im Scherz mir selbst gelobte, den ersten Stein, welchen ich auf der Straße finden würde, aufzuheben, und mir in einen Ring fassen zu lassen. Ich ward meines Gelöbnisses entbunden, denn ich fand keinen. Bei nasser Jahreszeit, d. i. im Frühjahre und Herbste, sind diese Wege grundlos, und man windet sich nur mit der größten Anstrengung und mit Lebensgefahr durch den Koth. Lasten werden um diese Zeit nicht transportirt und außer einem unglücklichen Reisenden, welchen die Noth zwingt, zu solcher Jahreszeit sich auf die Straße zu wagen, sieht man fast kein Fuhrwerk, wenn nicht etwa ein Bauer (Leibeigener) eine leichte Fuhre von einem Orte zum andern zu machen hat.

So wie aber der Weg abgetrocknet und alsdann abgefahren ist, gibt er auch ein Geleis, welches glatt ist wie eine Eisenbahn und auf welchem es sich unglaublich leicht fährt. Die meisten Fuhren werden jedoch im Winter, und zwar auf dem Schnee und Eise zu Schlitten gemacht. Denn es ist der Winter in diesen Gegenden, troß der südlichen Breite, in der Regel überaus streng, und er zeigte seinen Grimm selbst in den letzten zwei Jahren, wo er doch in Deutschland so milde war. Einen gelinden Winter achtet man hier für eine Art von Unglück, weil er eine Menge Arbeiten und besonders den Transport von Waaren und Produkten aller Art hindert, und dem Verkehr nachtheilig wird.

Auf solchen Wegen nun fliegt man, so zu sagen, mit den russischen Postpferden hin, und was das Schönste bei der Sache ist, man zahlt dafür so wenig, daß eine Station, wie ich sie eben angab, mit drei Pferden nicht höher kommt, als auf etwa 1 Reichsthaler preußisch Courant.

So rasch aber wird man nur befördert, wenn man einen kaiserlichen Postpaß hat. Wer dessen ermangelt, dem bleiben nur zwei Mittel übrig, den Postbeamten Leben in die Glieder zu bringen, und diese sind, entweder höhere Bezahlung oder eingejagter Schreck. Weiß man Bescheid in diesem sonderbaren Lande,

wo die Knute eine überaus wichtige Rolle spielt: so wird man fast ohne jenen Paß eben so schnell befördert, wie mit demselben. Man kommt an, nimmt eine trotzige Miene an, zeigt seinen Paß, wenn es auch ein fremder (preußischer oder österreichischer) ist, aus einiger Ferne, beruft sich auf den Befehl des Kaisers und des Gouverneurs, und schüchtert damit die meisten Beamten dermaßen ein, daß man augenblicklich befördert wird. Wo man aber weder dieß, noch eine höhere Bezahlung anwenden mag, da kann man zuweilen Stunden lang auf einer Station warten, ehe man weiter geschafft wird.

(Fortsetzung folgt.)

Neue französische Literatur.

Angelo, Tyrann von Padua.

(Schluß.)

In diesem armen Melodrama welches, als Theaterstück, als Handlung, als Begebenheit mit Hacken und Stricken, Klammern und Nägeln, d. h. mit Kruzifixen und Schlüsseln, geheimen Thüren und Eingängen, unsichtbaren Treppen und Wachen, zusammengehalten wird, welches als Dichtung, als Schaffung der Einbildungskraft und Würdigung der menschlichen Natur sich in dem ausgefahrensten Gleise unserer Tragödien- und Melodramenbahn bewegt, in welchem der Verfasser die ganze Welt, zunächst Shakespear, Dumas und sich selbst kopirt, in welchem er der Gemeinheit in Poesie und Sprache immer tiefer verfällt, ist kein Stoff für eine eigentliche Kritik. Victor Hugo hat sich durch dieses neueste Produkt nachgerade über oder vielmehr unter die Kritik gesetzt. Ich bin der Meinung, wie es in diesen Tagen endlich ein geschätzter Aristarch ausgesprochen, daß die einzige aber die tödtende Kritik der hugo'schen Dramen fortan das Stillschweigen sey, und daß nur der Kampf der Kabale bisher noch seinen Dramen einige Beachtung zugezogen habe. Sicherlich, wenn Hugo einmal unter einem fremden nicht bekannten Namen eines seiner Dramen erscheinen ließe, nach acht Tagen würde kein Mensch mehr davon sprechen.

Dieses Urtheil ist gerecht, aber es überrascht mich nicht. Wer, um Hugo zu beurtheilen, nicht die Blätter und die Kritiken der Freundschaft auf der einen, und der leidenschaftlichen Feindschaft auf der andern Seite, sondern nur die Werke betrachtet, wird bald ins Reine kommen. Er wird den Dichter Hugo würdigen und den Verfasser von Notre Dame de Paris bewundern, er wird den Dramatiker bedauern und ihm den Rath geben, von diesem Wege abzustehen, der ihn nur zur Unehre führen kann. Weder Victor Hugo, noch Alexander Dumas sind große Geister, besitzen wahrhaftes Genie, wenn man ihnen auch Talent nicht absprechen kann. Wer zweifelt, vergleiche ihre Werke mit jenen von Shakespear, Schiller, Goethe! daß man aus Hugo einen Adler machen wollte, mag vielleicht viel die Schuld des Publikums selbst seyn, welches als meisterhafte Vollendung in den Olymp erhob, was nur als hoffnungsvoller Anfang einer reicher zu entfaltenden Zukunft gelten sollte. Hugo hat in seine Werke manchen eigenthümlichen Gedanken, manche neue Idee und den guten Willen einer heilsamen Reform gebracht; seine so oft genannte Vorrede zu „Cromwell" ist nicht ohne tiefe Blicke in die Geschichte und in das Wesen der Kunst und des Theaters, allein Hugo hatte in sich nicht Stoff genug, um das Haupt einer neuen Schule zu werden, und als der Augenblick herannahte, wo er in der Praxis bewähren wollte, was er als theoretisches Gesetz verhängt hatte, als er selbst Dramaturg seyn wollte, nachdem er als Kritiker den Organismus des Drama zergliedert hatte, da kamen Verstand und Dichtung in Zwiespalt, und die Phantasie, die Philosophie des Herzens, die unerläßliche tiefste Kenntniß der menschlichen Natur, der unerschöpfliche Reichthum stets neuer Gebilde und Schaffungen fehlten, die gehegten Erwartungen wurden nicht erfüllt. Hernani und Marion Delorme waren weit entfernt den Bedingungen vollendeter Dramen zu genügen. Gleichwohl enthielten sie große Schönheiten, kühne Gedanken und an manchen Orten eine edle, erhabene Sprache. Aber was hat der Dichter seitdem geleistet? Le Roi s'amuse, Lucrece Borgia, Marie Tudor, waren dieß nicht eben so viel Stufen abwärts und nun Angelo, der Tyrann von Padua, ist das nicht eine berechnete Zerstörung des früheren Ruhmes? Nehmen Sie Lucrece Borgia, Marie Tudor und Angelo neben einander, sehen sie dieselben einige Zeit an und Sie werden sie nicht mehr von einander unterscheiden können, so sehr fließen der Herzog von Este, Maria Tudor und Angelo, Lucrecia Borgia und Tisbé; der Jude in Maria Tudor, Gubilla in Lucrecia und Omodei in Angelo, die Vergiftungsscene in Lucrecia und jene in Angelo, die Leichenzüge in den drei Dramen und das bunte Gemeng von Krucifixen und Briefen, Schlüsseln und Pergamentrollen, Geheimtreppen und beweglichen Wänden, Gift, Dolch und Schwertern, die unvermeidlichen Gegensätze der Buhlerin mit der reinen Frau, die Reinigung der fleischlichen Liebe durch die Gefühle der Mutterliebe, in einem angenehmen Meere von Unwahrscheinlichkeit und Unmöglichkeit zusammen, daß Sie auf den Zufall hin in dem Strudel fischen, und mit den ausgezogenen Stücken nach Belieben eine Lucrece Borgia, eine Marie Tudor oder einen Angelo zusammenkleistern können; jedes dieser Dramen wird mindestens eben so gut zusammenpassen, als die drei Originale, jedes wird mindestens so neu seyn, als Marie Tudor es war nach Lucrece Borgia, und Angelo es ist nach Marie Tudor. Charakteristisch in den Dramen Hugo's ist besonders die Ungroßheit seiner Gedanken, seiner Gefühle, seiner Erfindungen wie der Mittel, um den Maschinen Gang und Schwung zu verleihen. Lassen Sie mich dieß mit dem ausdrucksvollern Fremdworte Puerilität benennen: Pueril ist schon der Titel dieses neuen Drama's und bedeutungslos oben drein. Was soll das heißen: Angelo, Tyrann von Padua? Verschone uns Herr Hugo mit seiner gelehrten Nachweisung des Namens Tyrann, niemand der zum Erstenmal diesen Titel vernimmt, wird etwas Anderes als ein politisches Drama erwarten; statt dessen findet er eine ganz gewöhnliche Liebes- und Eifersuchtsintrigue. Warum nicht Tisbé oder Katharina? So war es bereits mit Lucrecia Borgia, deren Namen an die Gräuelthaten der Familie Borgia und an ihren Vater Alexander VI erinnerte; statt dessen gab uns Victor Hugo eine fantastische Mutterliebe der Lucrecia Borgia, von welcher die Geschichte

schweigt, und fünf schöne neue Särge, welche die Zierde der Porte St. Martin wurden. Marie Tudor's geschichtlicher Name ließ an eine der Scenen ihrer Regierung und ihrer Religionsverfolgungen denken; statt dessen bekamen wir eine groteske Liebe Mariens für einen Italiener, der mich unwillkürlich an Bergami denken machte, und einen schönen, wohlausgedachten Leichenzug mit rothem Scharfrichter und weißem Beile. Und das nennt Victor Hugo in der Vorrede „Historische Dramen!" Einer seiner galvanischen Anbeter machte sich diesen Tag anheischig, demnächst in einem eigenen Artikel zu beweisen, wie daß diese „Stücke," troz des Abgangs aller Geschichte, gleichwohl mit Recht den Namen historischer Dramen führten. Diesen Unsinn zu lesen werde ich mich wohl hüten. Pueril sind die Personen und ihre Zeichnung in dem neuen Drama, die von einer gänzlichen Unkenntniß des menschlichen Gemüthes zeugen; pueril sind die Kettenringe, welche das Ganze fügen und halten und mit denen Hugo verfährt wie die Knaben in ihren Spielen: keine Verlegenheit, ein Stuhl wird zur Kanone, ein Baum zum Elephanten, ein Strumpf zum Fluß, Hugo läßt seine Personen durch die Mauern gehen wie in der guten alten Zeit der Zauberer und der verwünschten Prinzen, stets ist irgend eine mysteriöse Person vorhanden, die im ersten Momente wieder verschwindet und welcher der Schauspieler sogleich auf den ersten Blick ansieht, daß sie ein Stuhl, ein Baum oder ein Strumpf ist. Pueril ist endlich die Sprache dieser Personen, und selbst trivial, da wo sie sublim seyn sollte, d. h. in den Augenblicken des größten Affektes. Als Tisbé voll Eifersucht in das Schlafgemach der Katharina stürmt, und diese die Gegenwart Rodolfo's längnet, erwidert ihr Tisbé: Längne nicht, hier ist der Beweis, ich sehe noch die Formen Eurer Sitze auf dem Ruhebette ausgedrückt . . .! Sollte man nicht meinen, Hugo hätte den Parodien seines Stückes vorgreifen wollen? Tisbé wird von Rodolfo erdolcht, und wendet sich noch einmal voll Liebe zu ihm, der jezt von Reue und Verzweiflung gemartert wird, Tisbé spricht also zu dem Unglücklichen: Je vais mourir, moi, tu penseras à moi, quelquefois, n'est-ce pas? et tu diras: Eh bien, après tout, c'était une bonne fille, cette pauvre Tisbé. Oh, cela me fera tressaillir dans mon tombeau! Wenn dieß Natur ist, wie Hugo und seine Seiden behaupten, so muß man anerkennen, daß sie die Natur beinahe übertrifft; die erste beste bonne fille von den Boulevards würde nichts Anderes gesprochen haben. Das ist das Unglück, daß Hugo die Bühne mit der Straße und ästhetische Einfachheit mit Trivialität verwechselt, und die philosophische Empfänglichkeit oder Unempfänglichkeit der Bühne gänzlich mißkennt. Daher geht er auf Stelzen statt auf dem Kothurn, daher eine Dirne statt eines natürlichen Mädchens, daher eine Groteske statt eines Scherzes, daher eine Verzerrung statt Rührung, daher Spott statt Thränen. Nichts bricht unwiderruflicher den Stab über die Dramen Hugo's als die Kälte, in welcher sie den Leser und Zuschauer lassen. Mag der Autor sich geißeln und schäumen um zu ergreifen, wir bleiben kalt, wir empfinden nichts bei diesem mühsamen Bau von Phrasen und Bombast, weil der Autor selbst nichts dabei empfunden, sondern nur gekünstelt hat.

Wenn man nach solchen Machwerken wie Angelo und seine Vorgänger, die Vorrede Hugo's liest, in welcher er von dem neuen Plan seines Drama's, von dem großen Ziele, welches er dabei im Auge gehabt, und von dem nebenbeigegebenen Gemälde eines ganzen Geschlechtes, eines ganzen Jahrhunderts spricht, so muß sich die ernstliche Unzufriedenheit, die man empfinden mochte, in Bedauern umwandeln; diesem Manne fehlt es, Gott verzeihe mir diesen Frevel, am Verstande, denn er wird nicht gewahr, daß er mit allen großartigen Ankündigungen und Versprechungen nichts als eine einzige Form mit den verschiedenen Namen Marion Delorme, Lucrecia Borgia, Marie Tudor und Angelo zu Wege bringt. Stets und immer wieder ein rother Löwe! Hugo sagt dießmal „die Idee seiner Dramen sey groß und sein Ziel erhaben, schade daß keine berufenern Kräfte die Ausführung unternommen." Ich bin zu höflich, um dieser Meinung zu widersprechen, und indem ich dem Autor auf das Wort glaube, mag ich leicht aufrichtiger seyn als er.

Die neuesten Preise für Reisende

auf englischen Dampfschiffen und Packetbooten.

Die englische Admiralität hat vor einigen Wochen ein neues Regulativ für Reisende von Falmouth nach den verschiedenen Punkten des Mittelmeeres, nach Westindien, nach Süd- und Nordamerika bekannt gemacht. Dieses offizielle Dokument, das man längst erwartete, dürfte manchen unserer Leser erwünscht seyn; wir geben es daher, wie es im Aprilhefte des United Service Journal erschienen ist.

Dampfschiffe.

Portugal.

	Kabinet.	Hintertheil des Schiffs.	
Von Falmouth nach Lissabon oder Oporto	12 Pfd.	6 Pfd.	10 Sch.
Dampfschiffe im Mittelmeere.			
Von Falmouth nach Cadiz oder Gibraltar	17 —	9 —	10 —
— — nach Malta	29 —	18 —	— —
— — nach Corfu	58 —	20 —	— —
Von Gibraltar nach Malta	14 —	8 —	— —
Von Malta nach Patras	8 —	5 —	— —
— — nach Corfu über Patras	10 —	6 —	— —
— — direkt nach Patras . .	8 —	5 —	— —
— — nach Alexandria . .	10 —	6 —	— —
Von Corfu nach Falmouth	58 —	20 —	— —
Von Malta nach Falmouth	29 —	18 —	— —
Von Gibraltar oder Cadiz nach Falmouth	17 —	9 —	10 —
Segel-Packetboote nach Brasilien und Buenos-Ayres.			
Von Falmouth nach Madeira	25 —	15 —	— —
— — nach Teneriffa	27 —	14 —	— —
Von Falmouth nach Pernambuco . .	29 —	25 —	— —
Von Falmouth nach Bahia	52 —	27 —	— —
Von Falmouth nach Rio-Janeiro über Pernambuco und Bahia	67 —	30 —	— —
Von Falmouth nach Buenos-Ayres auf demselben Wege	75 —	58 —	— —
Von Falmouth direkt nach Rio-Janeiro	52 —	27 —	— —
Von Falmouth nach Buenos-Ayres und Rio-Janeiro (direkt)	70 —	36 —	— —
Von oder nach Buenos-Ayres und Rio-Janeiro	30 —	12 —	— —

Nordamerika.

	Kabinet.	Hintertheil des Schiffs.
Von Falmouth nach Halifax	50 Pfd.	16 Pfd.
— — über Halifax nach Bermuda	40 —	21 —
Nach oder von Halifax und Bermuda	12 —	7 —
Von Bermuda nach Falmouth über Halifax	55 —	18 —
Von Halifax nach Falmouth	28 —	15 —
Westindien, Carthagena und Mexico.		
Von Falmouth nach Barbados	55 —	18 —
— — nach Dominica oder Guadeloupe	57 —	19 —
— — nach Antigua oder Montserrat	58 —	20 —
— — nach Nevis oder St. Kitt	59 —	21 —
— — nach Tortola, St. Thomas oder Jamaica	40 —	22 —
— — nach Havannah	45 —	22 —
— — nach Carthagena oder Honduras	46 —	25 —
— — nach Vera-Cruz oder Tampico	52 —	27 —
Von St. Thomas nach Falmouth	40 —	20 —
Von Havannah oder Jamaica nach Falmouth	52 —	27 —
Von Carthagena nach Falmouth	58 —	29 —
Von Vera-Cruz nach Falmouth	60 —	30 —
Dampfschiffe.		
Von Barbados nach Jamaica	10 —	6 —
Von Jamaica nach St. Thomas	10 —	6 —
Von St. Thomas direkt nach Barbados	5 —	8 —

Reisen nach Zwischenstationen, die hier nicht erwähnt sind, werden nach obigem Fuße im Verhältnisse der Zeit und der Entfernung berechnet.

Weibliche Dienerschaft bezahlt ein Drittel des Preises im Kabinet. Männliche Dienerschaft ein Drittel des Preises des Hintertheils.

Kinder unter drei Jahren sind frei.

Kein Passagier darf mehr Gepäck mitnehmen als 400 Pfund.

Passagiere, welche nicht abfahren, nachdem sie einen Platz genommen haben, verlieren die Hälfte ihres Passagiergeldes.

Auf den Packetbooten muß das Bettzeug von den Passagieren mitgebracht werden.

Die Packetboote nehmen keine Fuhrwerke auf.

Alle frühern Regulative sind aufgehoben.

Chronik der Reisen.

Reise nach den arktischen Regionen.

(Fortsetzung.)

Jetzt begannen die Vorbereitungsarbeiten für den Winter, und dieselbe traurige, einförmige Lebensweise trat wieder ein, die wir bereits kennen gelernt haben. Der einzige bemerkenswerthe Umstand war der, daß unsere Reisenden am Christtage ein Stück Rindfleisch auf ihrer Tafel hatten, das vor acht Jahren zu den Vorräthen der Fury gehörte, und ihnen nebst etwas Kalbfleisch und dem gewöhnlichen Schiffsgemüse trefflich schmeckte.

Am 10 Januar 1832 starb einer von der Mannschaft, der seit längerer Zeit schon gekränkelt hatte, und bald darauf ein anderer, der blind geworden und vorher schon von der Epilepsie befallen worden war. Der Gesundheitszustand begann überhaupt sehr abzunehmen; Alle waren schwach und kränklich, ohne daß sich jedoch eine eigentliche Krankheit gezeigt hätte. Obgleich nicht erwähnt wird, daß die Reisenden jetzt schon den festen Entschluß gefaßt hätten, das Schiff zu verlassen, so läßt sich dieß doch aus einzelnen Bemerkungen schließen, denn bereits unterm 12 Oktober wird erwähnt, daß es ihre Absicht gewesen sey das Schiff zu versenken, was der Lecks wegen, die es bekommen hatte, um so eher geschehen konnte, und dann dafür zu sorgen, daß ein anderes Fahrzeug, das vielleicht später hieher kommen könnte, es auffinden und emporziehen könne. Gegen Ende Februars wurde das Eis rund um das Schiff so dick, daß alle Hoffnung, es ferner noch zu benutzen, schwand, was ohnehin wegen Mangels an Mundvorräthen und des Gesundheitszustandes der Mannschaft halber unmöglich gewesen wäre.

Anfangs April wurden Vorbereitungen zur Abreise getroffen. Es ward beschlossen, mit Mundvorräthen und den Booten bis auf eine gewisse Strecke vorwärts zu bringen, und diese dort niederzulegen, um dann um so schneller weiter kommen zu können. Das Ziehen und Tragen über das rauhe Eis war, wie man leicht denken kann, eine fast unerträgliche Arbeit, und mehr als einmal machten die Matrosen dem Kapitän den Vorschlag, die Boote lieber auch im Stiche zu lassen, was jedoch nicht geschah.

„Wir traten, sagt der Kapitän, unsern Weg mit dem *zweiten* Boote und dem Schlitten mit den Vorräthen sehr früh am Tage an, gegen Wind und Schneegestöber kämpfend. Endlich erreichten wir das am Tage vorher schon fortgeschaffte Boot, und schleppten *nun* beide bis 8 Uhr vorwärts, wo wir dann unser Lager aufschlugen. Das *Fleisch* war so hart gefroren, daß wir es mit einer Säge aus einander schneiden mußten. Ein von starkem Winde begleitetes Schneegestöber bedeckte unsere Hütte bald ganz, und zu unserem größten Leidwesen wurden wir auch noch gewahr, daß wir durch ein bis in die See reichendes Felsenriff abgesperrt waren, auf dem sich das Eis bis zu einer Höhe von 50 Fuß aufgethürmt hatte.

„Am folgenden Tage konnten wir wegen Sturm und Schneegestöber abermals nicht weiter, und da das Wetter bis zum Sonntage schlecht blieb, so beschlossen wir, die Boote in Sicherheit zu bringen und nach dem Schiffe zurückzukehren, was wir um so eher ohne Gefahr auszuführen hofften, als wir auf diesem Wege den Wind im Rücken hatten. Wir erreichten die erst am Abend zuvor gebauten Hütten, und nachdem am folgenden Tage auch hier ein Theil unserer Vorräthe verborgen *worden* war, langten wir gegen Mittag bei dem Schiffe an. Alles, was wir durch diese Reise gewannen, war, daß wir, obschon 110 Meilen gegangen, doch in der That nur 18 zurückgelegt hatten, weil man von Stelle zu Stelle dreimal hin und her gehen mußte, bis Alles vorwärts geschafft war.

„Am 29 Mai verließen wir endlich das Schiff, und beschlossen zuerst den Weg nach der Fury-Bai einzuschlagen, in der Hoffnung, dort noch Mundvorrath zu finden. Alles, was uns im Fall der Rückkehr noch von Nutzen seyn oder von den Eingebornen entwendet werden konnte, ward sorgfältig am Ufer verborgen, und dann brachten wir dem *Schiffe* den Abschiedstrunk. Als die sämmtliche Mannschaft herausgetreten war, ging ich noch einmal zurück, und sagte der Victory, die ein besseres Schicksal verdient hätte, Lebewohl. Sie war das *erste Schiff*, das ich während meiner 42jährigen Dienstzeit *verlassen mußte, und es ging mir* zu Herzen als sollte ich mich von einem *alten Freunde trennen*. Ich konnte den Platz nicht verlassen, ohne eine Skizze von der traurigen Gegend aufzunehmen, wo sie zwischen ewigem Eis begraben zurückblieb, bis auch sie einst der Zeit ihre Schuld abtragen wird."

Am 1 Julius lagerten die Reisenden an der Fury-Bai, nachdem sie noch genöthigt gewesen waren, einen ihrer Gesellschaft während der letzten zwei Tage zu tragen. Sie richteten eine Hütte auf, und machten sich dann daran, die Boote der Fury auszubessern. Am 1 August ging das Eis auf; die Boote wurden mit Mundvorrath auf zwei Monate, Betten und andern Bedürfnissen versehen, und dann trat man die Reise an. Die Fahrt ward mit abwechselndem Glücke fortgesetzt, und gegen Mitte Septembers gelang es den Reisenden, die Vereinigung der Barrowstraße und des Prinz-Regents-Kanals zu erreichen. Hier fanden sie jedoch abermals eine zusammenhängende Eismasse, die sie in dieser späten Jahreszeit nicht mehr brechen zu sehen hoffen durften, und nach allen nur möglichen Anstrengungen sahen sie sich endlich genöthigt, ihre Boote in der Batty's-Bai unterzubringen und wieder nach der Fury-Bai zurückzukehren, um dort abermals einen Winter oder vielmehr ein ganzes Jahr zuzubringen.

Auch dieser Winter verging wie die frühern. Am 10 Februar (1833) starb der Zimmermann, und zwar, wie der Kapitän sagt, *eigentlich* nur aus Mangel an Beschäftigung, hinlänglicher Nahrung, und jener Melancholie, welche der ewige Anblick dieser düstern traurigen Schneewüste erzeugt, und die auch die übrigen in einen schwankenden Gesundheitszustand versetzt hatte. Herr Thom war ebenfalls krank, der Kapitän hatte viel an alten Wunden zu leiden, und zwei von der Mannschaft litten so heftig am Scharbock, daß man an ihrer Genesung verzweifelte.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 169. 18 Junius 1835.

Schreiben aus Nordamerika.

Neu-York 3 December 1834.

Zwei Uebel sind es, unter denen die sonst so glücklichen und durch ihre Lage politisch gesicherten Vereinigten Staaten vorzugsweise leiden, und die ihnen wahrscheinlich in Zukunft noch schwere Leiden und Zerwürfnisse bereiten werden. Diese beiden Uebel sind die Menge und Feindseligkeit der religiösen Sekten unter einander, und die Zusammensetzung der Bevölkerung aus Weißen und Farbigen, welche leztere den fünften Theil der gesammten Volkszahl ausmachen, und in einigen der südlichen Staaten sogar ein numerisches Uebergewicht über die erstern behaupten.

Bei dem Systeme der jezt am Ruder stehenden Partei, welche, da ihre Gegner ihnen für die nächste Präsidentenwahl (von 1836 bis 1840) keinen hinreichend angesehenen Mann entgegen zu sezen haben, wahrscheinlich durch den gegenwärtigen Vice-Präsidenten und künftigen Präsidenten van Buren im Besize der Macht bleiben wird, müssen solche Uebel, wie ich erwähnt habe, unausbleiblich fühlbar werden. Dieses System der Regierungspartei, welche hier wie in England Tories heißen, obgleich sie von den Grundsäzen der englischen Tories weit entfernt sind, besteht darin, durch die Masse des Volkes, welches im Besize eines fast allgemeinen Wahlrechtes ist, zu wirken, und ihre Gegner, die Whigs, fast lauter Männer von Vermögen und Kenntnissen, aber deßhalb minder zahlreich, zu erdrücken. Diese Herrschaft der Menge, welcher von der Regierung auf jede Weise geschmeichelt wird, hat sich in den lezten Monaten durch zwei Begebenheiten besonders fühlbar gemacht, und die Unrichtigkeit der bisherigen Angabe, als gebe es in diesem Lande keinen Pöbel (mob), nur allzu sehr gezeigt.

Die beiden obengedachten Begebenheiten sind in den beiden Städten der Vereinigung vorgekommen, welche durch Reichthum und Kenntnisse in derselben oben an stehen. In Neu-York, wo die Farbigen nur einen sehr geringen und unbeträchtlichen Theil der Bevölkerung bilden, zeigt sich ein Geist der Verfolgung. Diese hat sich, obgleich die freien Farbigen es nicht wagen dürfen, ihr gesezliches verfassungsmäßiges Stimm- und Wahlrecht auszuüben, durch deren Mißhandlung auf Spaziergängen, durch Plünderung und Erstürmung ihrer Häuser, durch Zerstörung der für sie bestimmten Kirchen, so wie durch Verfolgung von Predigern gezeigt, welche bei diesen Kirchen angestellt waren. Selbst die höhern Klassen haben bei dieser Gelegenheit einen so unverhohlenen Widerwillen gegen die Farbigen gezeigt, daß ein aus Großbritannien anlangender wohldenkender Mann, Hr. Thompson, der dort Vorlesungen über die Befreiung der Schwarzen hielt, hier bei seiner Landung genöthigt war, ein Gasthaus wo er wohnte, eilig zu verlassen, weil die andern Gäste wegen seiner Gesinnungen nicht mit ihm unter Einem Dache weilen wollten, und sich aus dieser Stadt auf das Land zu flüchten. Alle diese Handlungen, welche die Aufrufung der freilich unthätig zuschauenden Miliz zur Folge hatten, sind ungeahndet darüber gegangen, weßhalb denn auch deren Erneuerung bei irgend einer Veranlassung nur allzu sehr zu befürchten steht.

Das andere Ereigniß, welches den bedenklichen Zustand der Volksstimmung und die Ohnmacht der Geseze nur allzu deutlich an den Tag gelegt hat, fiel in Boston vor, der reichsten, durch Sitte, Bildung, Unterrichtsstufe ihrer Bewohner, England am nächsten stehenden Stadt, welche freilich von strenggläubigen, und deßhalb einst in England verfolgten Puritanern gegründet, dennoch jezt eine Bevölkerung enthält, deren gebildetste und unterrichtetste Mitglieder, unter dem Einflusse des beredten Dr. Clanning, zur Religionspartei der Unitarier gehören. Dieses in Boston statt gefundene Ereigniß besteht in der vor ein paar Monaten eingetretenen Zerstörung und Verbrennung des Klosters der sich bloß mit dem Unterricht der weiblichen Jugend beschäftigenden Ursulinerinnen, über welche ich aus dem amtlichen Berichte eines unter dem Vorsize des Mayors von Boston, Hrn. Lyman versammelten Untersuchungs-Ausschusses von 38 der angesehensten Bürger jener Stadt folgende merkwürdige Umstände ausziehe.

Das Kloster der Ursulinerinnen wurde im Jahre 1820 vom katholischen Bischofe Cheveas, einem Manne, für den, als er zum Erzbischofe von Bordeaux ernannt nach Frankreich gehen sollte, viele protestantische und katholische Einwohner Bostons (unter andern die ganze unitarische Geistlichkeit) eine Bittschrift an den König Ludwig den Achtzehnten richteten, diesen frommen und milden Prälaten dort zu lassen, zuerst in der Stadt Boston gegründet, und 1826, der Gesundheit der Lage halber, auf eine Anhöhe vor der Stadt verlegt. Der Ruf dieses unter zehn Nonnen stehenden Klosters, welches einem lange gefühlten Bedürf-

nisse für gute weibliche Erziehung abhalf, wuchs bald so, daß es mehrmals vergrößert werden mußte, und bei seiner Zerstörung 60 Schülerinnen, fast sämmtlich Kinder protestantischer Eltern, aus der gesammten Vereinigung so wie aus Canada, wo der nämliche Orden auf gleiche Weise für Kinder jedes Glaubens wohlthätig wirkt, innerhalb seiner Mauern enthielt. Nach dem Berichte des bloß aus Protestanten bestehenden Untersuchungs-Ausschusses, der über 140 Zeugen verhörte, ist niemals ein nicht-katholisches Kind in dieser Erziehungsanstalt zum katholischen Glauben bekehrt, oder gar zur Nehmung des Schleiers im Kloster verleitet worden. Auch bestanden die einzigen Religionsübungen der protestantischen Zöglinge in Morgen- und Abendgebeten, in allen Christen gemeinschaftlichen Ausdrücken, so wie in sonntäglichen Predigten des Bischofs über praktische Wahrheiten und Religionspflichten, die keiner Sekte ausschließend angehören.

Die, wie es scheint, von den Feinden der Anstalt zur Aufregung des Volkes benutzte Veranlassung bestand darin, daß eine den Musikunterricht ertheilende Nonne aus Philadelphia, seit 1822 Novize und seit 1824 Nonne, aus einer Familie welche mehrere wahnsinnige Mitglieder zählte, wahrscheinlich in Folge zu vieler gegebener Musikstunden, am 28sten Julius das Kloster in einem Wahnsinnsanfalle verließ, und am folgenden Tage, alle Kenntniß ihres am vorhergegangenen Tage gethanen Schrittes läugnend, mit ihrem in Boston wohnenden Bruder und dem Bischofe, freiwillig wieder dahin zurückkehrte. Von den Gegnern der Anstalt wurden nun emsig Gerüchte verbreitet, die Nonne sey im Kloster ermordet oder versteckt worden. Nichts vermochte hiegegen eine am 11ten August von dem gesammten Magistrate des Ortes angestellte Haussuchung im Kloster vom Keller bis zum Dache, noch deren Abhörung der Nonne, welche die Behörden selbst allenthalben umherführte. Vielmehr beschleunigte dieser obrigkeitliche Schritt noch des Klosters Zerstörung. Denn nach vollendeter Untersuchung, die den Nachmittag des 11ten Augusts einnahm, setzten die Behörden einen Bericht auf, der in den Zeitungen des folgenden Tags erscheinen sollte. Damit dieser aber seine augenblicklich beruhigende Einwirkung auf die Volksstimmung nicht ausübe, wußten die Feinde der Anstalt schon um 9 Uhr Abends einen kleinen Haufen Leute um das Gebäude zu versammeln, der in dessen Nähe um 11 Uhr ein Feuer aus den Zäunen u. s. w. der Gärten anzündete, um die Bevölkerung von Boston und diejenigen, welche vermuthlich auf ein solches Signal warteten, herbeizuziehen.

Diese Absicht gelang nur zu wohl, es versammelten sich große Haufen um das Gebäude, warfen Steine in die Fenster und Thüren, worauf die zehn Nonnen und sechzig Kinder während einer Pause des Angriffes aufs benachbarte Feld flüchteten, brachen alsdann von Neuem vordringend, die Thüren ab und drangen ins Kloster ein. Alles darin gefundene Hausgeräth wurde zerbrochen, zerstört, aus dem Fenster geworfen, und um 1 Uhr mehrere Haufen angezündet, die man aus Geräthe, den gottesdienstlichen Kleidern und Gefäßen, aus dem Krucifix und der Bibel bildete, bis Alles in Flammen stand. Auf gleiche Weise wurde in einem andern Gebäude verfahren, welches die Büchersammlung des Bischofs enthielt, ferner in dem zum Kloster gehörigen Pachthause, und zur Krönung des Ganzen, wurden die Grabstätten erbrochen, die gottesdienstlichen Gefäße zerstört, die Platten von den Särgen gerissen, so wie die Leichname, welche in denselben ruhten, zur Schau gelegt. So dauerte diese Scene der Zerstörung sieben Stunden, ohne daß es, wie der Untersuchungsausschuß sagt, möglich wäre, viele durch die öffentliche Theilnahme geschützte Thäter zu entdecken oder gar zu bestrafen.

Am gestrigen Tage hat die gerichtliche Untersuchung dieser Gräuel vor dem Gerichtshofe von Massachusetts begonnen, aber die Richter selbst sind der Meinung, daß es unmöglich seyn wird, die Veranlasser und die Hauptwerkzeuge dieses Ereignisses ans Licht oder zur Strafe zu ziehen.

Briefe aus Russland.

Odessa.

(Fortsetzung.)

Sie fragen vielleicht, wie es um das Vergnügen und um so manche Bequemlichkeit unterwegs stehe? ich will Ihnen genau berichten, wie ich es in dieser Art fand. Man hatte mich darauf aufmerksam gemacht, wie wenig Lebensmittel und Bequemlichkeiten man auf einer solchen Reise fände, und ich hatte mich, um diesem Uebelstande zu entgehen, mit Allem versehen, was nur etwa mein Reisewagen aufnehmen konnte. Da man nun so sehr rasch reist, und doch immer nach einigen Tagen wieder in eine Gouvernementsstadt kommt, so ist man keineswegs in Gefahr, zu verkümmern oder wohl gar zu verhungern. Wirthshäuser sind unterwegs freilich wenige, sie würden auch, wenn deren mehrere wären, schlechte Geschäfte machen, weil es ihnen an Gästen fehlen würde. Denn der Bauer, welcher auch mit seinen Produkten oder mit Fuhren anderer Art auf die Straße kommt, führt Alles was er bedarf bei sich, und fremde Reisende gibt es wenige, und die auch des Weges kommen, bedienen sich, außer den Juden, fast alle der Post, reisen mithin sehr rasch und kehren auch in keinem Wirthshause ein, da von Seiten der Regierung die Veranstaltung getroffen ist, daß in jedem Posthause ein Zimmer mit Bettstellen und den nöthigsten Möbeln für die Reisenden vorhanden ist.

Das Land ist zwar größtentheils eine weite Ebene, aber man irrt gewaltig, wenn man glaubt, es sey eine Wüste. In den polnischen Provinzen, welche an Rußland gefallen sind, namentlich in Podolien, findet man einen ungemein reichen Boden, welcher, bei nur einiger Kultur, die man ihr hier angedeihen läßt, die reichlichsten Früchte trägt. Ich sah hier Getreidefelder, wo der üppigste Weizen und der geilste Roggen, so wie die andern Getreidefrüchte auf unabsehbaren Ebenen in einer Fülle standen, die das Herz erfreute, und die mich an die fruchtbaren Gegenden Deutschlands erinnerte.

Man spricht so viel von den russischen Leibeigenen, und da diese beim Landbaue ganz besonders angewandt werden, so will ich hier über deren Verhältnisse Einiges sagen, was Ihnen vielleicht zur Berichtigung manches Vorurtheils und mancher irrigen Meinungen dienen kann.

In den ehemaligen polnischen Provinzen ist das Verhältniß der Leibeigenen kein anderes, als das, was in vielen Gegenden Deutschlands ebenfalls noch besteht. Sie sind Glebae adscripti, und können nie aus dem Dorfe oder von der Herrschaft, auf welcher sie Einmal sind, nach andern Gegenden oder Ortschaften nach Willkür des Herrn versetzt werden. Eine Aufsicht über deren Betragen und über die Bewirthschaftung ihrer Grundstücke, die ihnen eigentlich nur als Nutznießern gehören, steht ihm zu, auch müssen sie pünktlich alle Dienste und Lasten, die ihnen als solchen zukommen, übernehmen und leisten. Wie in Deutschland, sind diese Lasten auch nicht allenthalben gleich und sie dürfen auch nicht weiter ausgedehnt werden, als wie es die frühern Verhältnisse und Institutionen mit sich bringen und gestatten.

Anders aber verhält sich die Sache in den eigentlichen, d. i. den alten russischen Provinzen. Dort sind die Leibeigenen noch ziemlich den Sklaven ähnlich, denn es kann der Herr ganz über sie verfügen, sie von einem Orte auf den andern versetzen, verschenken, zu Diensten aller Art, sey es um seine Person oder auf seinen Grundstücken verwenden, mit Einem Worte, mit ihnen verfahren wie mit einer Sache. Sie können auch nie frei werden, als lediglich nach dem Willen ihres Herrn, und wenn sie sich auch mit Gelde loskaufen wollten, so können sie dieß nie ohne dessen besondere Einwilligung durchsetzen, weil in Rußland kein Gesetz besteht, was sie dazu berechtigte. Mit besonderer Bewilligung seines Herrn ist es jedoch einem solchen Leibeigenen gestattet, einen Andern an seine Stelle zu bringen, und so lange es dem Herrn gefällt, sich anderwärts aufzuhalten und Gewerbe zu treiben. So trifft es sich denn, daß dergleichen Leibeigene zu reichen Kaufleuten werden, dabei aber in steter Gefahr und Sorge schweben, es möchte sie ihr Herr reklamiren und in ihr Dienstverhältniß zurückrufen. So soll unter Andern in St. Petersburg in der demidow'schen Straße eine große Anzahl der reichsten Kaufleute wohnen, welche Leibeigene des Grafen Demidow sind, und die sich gerne mit großen Summen freikaufen würden, wenn dieser Herr sich dazu verstehen möchte.

Auf dem Lande haben mehrere derselben nicht unbedeutende Ländereien in Besitz oder vielmehr in Nutznießung. Diese haben wieder Dienstboten, welche keine Leibeigene, sondern freie Leute sind, und hingehen und Dienste nehmen können, wo es ihnen beliebt. Durch diese treiben sie gewöhnlich Fuhrwerk, wobei sie nicht unbedeutend gewinnen. Ein Hauptartikel, mit dessen Transport sie sich befassen, ist das Salz, welches sie von Odessa am schwarzen Meere holen, und auf weite Strecken in das Innere der Gouvernements verführen. Es wird dabei die Ablohnung gewöhnlich in Natura geleistet, und wenn z. B. drei Fuhren in Odessa geladen werden, so gehört dem, der es auf eine gewisse Strecke ins Land geschafft hat, die eine davon als Fuhrlohn. Zuweilen bekommt er auch, wenn die Entfernung sehr groß ist, die Hälfte. Nun aber kostet den Eigenthümer des Fuhrwerks der Transport wenig. Denn die Ochsen, welche vor den Wagen gespannt werden, haben geringen Werth und unterhalten sich unterwegs ganz umsonst, weil man sie wo man Ruhe hält, ausspannt, weiden und sich satt fressen läßt, und alsdann wieder weiter fährt. Der Knecht oder Fuhrmann nimmt sich den größten Theil seiner Bedürfnisse mit, und bedarf auf Zehrgeld eigentlich nichts. Ein Stück Rauchfleisch und eine große Portion gestampfte Hirse sind fast seine einzigen Nahrungsmittel. Es ist sonderbar, daß man bei allen slavischen Volksstämmen die Hirse als ein Lieblings- und Hauptgericht wieder findet. Denn die Polen, Böhmen und Slowaken haben sie auch als eine ihrer liebsten Speisen.

(Schluß folgt.)

Erdbeben in China.

Herr Stanislaus Julien, Professor der chinesischen Sprache am Collège de France, theilt aus der Zeitung von Peking nachstehenden für die Geologie interessante Nachrichten enthaltenden Auszug eines Schreibens in chinesischer Sprache vom 15 Januar 1836 datirt mit. „In dem Departement Tschang-te-fu in der Provinz Ho-nan brach ein furchtbares Erdbeben aus. Es begann am 28sten Tage des fünften Mondes (28 Junius 1835), endete erst am 15ten Tage des sechsten Mondes (19 Julius), und dehnte sich nach Westen bis in die Provinz Pe-tschi-li und nach Osten bis in die Provinz Tschang-tong aus. In dem Hauptorte des Distrikts von Wu-ngan wurden viele Menschen von den einstürzenden Häusern getödtet und 195 Pachtungen in den dem Hauptorte zunächst liegenden Dörfern zerstört. Die Zahl der eingestürzten Häuser wird auf 100,000 und die der unter ihren Trümmern begrabenen Personen auf 4000 angegeben; 700 Menschen wurden gefährlich verwundet. — Im dem Bezirk von Tse-tschena wurde man nicht nur ebenfalls von einem Erdbeben heimgesucht, sondern die Erde öffnete sich auch an mehrern Stellen und verschlang ungefähr 4000 Personen. Der Gouverneur des Distrikts, sammt Frau, Kindern, Beamten und Dienerschaft kamen ums Leben. Die Zahl der in den Distrikten Thang-In, Lintschang, Ngan-Yang, Wu-Tschi u. s. w. zerstörten Häuser und verunglückten Personen ist unberechenbar. Die Felder waren mit Todten bedeckt, an deren Beerdigung niemand dachte; die Lebenden hatten kein Obdach mehr, und lagen unter Thränen und Wehklagen unter freiem Himmel. Im Lande Yong-Tschin öffnete sich die Erde und spie einen großen Fluß (einem andern Briefe zufolge von schwarzem Wasser) aus, der Pachtungen, Ernte, Menschen, Vieh und alle Wohnungen, die er auf seinem Laufe fand, fortschwemmte. Dieser Fluß ist bis jetzt noch nicht versiegt.

Chronik der Reisen.

Reise nach den arktischen Regionen.

(Schluß.)

Im April erfolgten neue Vorbereitungen zur Reise, und bis Ende Junius hatte man Zelte und Vorräthe einige und dreißig Meilen weit fortgeschafft. Am 8 Julius war Alles bereit, und die Reisenden rüsteten sich ihren traurigen Aufenthaltsort, wie sie hofften für immer, zu verlassen. Drei Personen, und zwar unglücklicherweise die schwersten der ganzen Mannschaft, waren so krank, daß sie nicht gehen konnten; drei andere kamen zwar noch fort, waren aber außer Stand beim Ziehen der Schlitten Hülfe zu leisten. Am 12 erreichten die Reisenden ihre Boote in der Batty's-Bai, wo jedoch jeder Wechsel des Windes, Regenschauer und das berstende Eis eben so viele Quellen der Angst und der Sorge für sie wurden.

„Am 14 August, berichtet Kapitän Roß, sahen wir das erste freie Wasser, das nach Norden strömte, und die meisten von uns gingen mit der Sorge schlafen, was wohl der kommende Tag bringen werde. Alle waren bis 4 Uhr Morgens beschäftigt das Eis auszuhauen, welches das Ufer versperrte, und da bald nachher die Fluth mit einem frischen Westwinde eintrat, so brachten wir die Boote ins Wasser, schafften Vorräthe und Kranke hinein und befanden uns um 8 Uhr auf dem Wege. Wir kamen bald um das Nordkap der Batty's-Bai herum, fuhren um Mitter-

nacht durch die Elwins-Bai, und erreichten am 16 jene Stelle, wo wir am 28 August des vergangenen Jahres unsere Zelte aufgeschlagen hatten.

„Wir fanden hier keine Durchfahrt nach Osten, sondern das freie Wasser dehnte sich immer noch nach Norden aus, so daß wir nicht länger anhielten als unumgänglich nöthig war, um auszuruhen. So wie wir weiter vorwärts kamen, nahm auch das freie Wasser an Breite zu, und um 8 Uhr erreichten wir die Stelle am nordöstlichen Kap von Amerika, wo wir schon früher gewesen waren. Ein Ueberblick von dem hier befindlichen Berge überzeugte uns, daß das Eis gegen Norden und Nordosten so beschaffen, daß die Durchfahrt zu wagen sey; da jedoch der Wind zu heftig wehte, als daß man dieß bei Nacht hätte unternehmen können, so wurden die Zelte aufgeschlagen.

„Um 3 Uhr Morgens schifften wir uns wieder ein, nachdem wir einen Bericht über unsere Erfolge an derselben Stelle niedergelegt hatten, wo der frühere sich bereits befand. Das Meer war ruhig, und wir hielten uns mit Hülfe der Ruder östlich, bis wir gegen Mittag, immer durch schwimmendes Eis steuernd, das feste Eis erreichten, dessen äußerstes Ende sich nur eine Meile weit nach Norden erstreckte. Ein Südwind, der sich jetzt erhob, gestattete uns es zu umschiffen; wir fanden hier freies Wasser, und gelangten um 5 Uhr Nachmittags an das östliche Ufer der Straße. Binnen wenigen Stunden vollbrachten wir jetzt, worauf wir früher so viele Tage vergebens gewartet hatten.

„Wir kämpften einige Tage gegen das Eis und schliefen des Nachts am Ufer, als plötzlich der auf der Wacht stehende Mann ein Segel auf hoher See signalisirte. Es war keine Zeit zu verlieren, die Boote wurden flott gemacht und durch Anzünden feuchten Pulvers Zeichen gegeben. Um 6 Uhr waren wir mit dem Einschiffen zu Stande gekommen und liefen sogleich aus unserem kleinen Hafen aus. Die Fahrt war der abwechselnd eintretenden Windstille halber mühsam, doch kamen wir in die Nähe des Schiffs, und hätten, wäre es ruhig geblieben, gewiß bald an demselben angelegt. Unglücklicherweise sprang aber der Wind in demselben Augenblick um und das Schiff war uns bald aus dem Gesicht. Gegen 10 Uhr erblickten wir ein anderes Segel gegen Norden, das uns glücklicherweise bemerkte, und ein Boot aussetzte, das gerade auf uns zusteuerte.

„Bald trafen wir zusammen, hatten den Kommandanten mit unserem Unglück bekannt gemacht und um Aufnahme an Bord gebeten. Auf meine Frage, wie das Schiff heiße, erfuhr ich, es sey die Isabella von Hull, einst von Kapitän Roß befehligt, worauf ich erwiderte, der Mann, welcher um Aufnahme bitte, sey Kapitän Roß selbst mit der Mannschaft der Fury. Der Kommandant wollte mir nicht glauben, sondern sagte mir vielmehr gerade heraus, Kapitän Roß sey schon seit zwei Jahren todt. Ich überzeugte ihn jedoch bald, daß er mit keinem Betrüger zu thun habe, und nun erfolgte die herzlichste Begrüßung, und später die freundlichste Aufnahme an Bord des vom Kapitän Humphreys befehligten Schiffs. Man kann sich leicht denken, wie groß unsere Freude war, uns jetzt am Ziel unserer Leiden zu befinden; mit der größten Bereitwilligkeit wurde für unsere Bedürfnisse Sorge getragen, und seit so langer Zeit an ein hartes Lager auf dem Schnee gewöhnt, konnten wir uns anfänglich nicht an die Bequemlichkeit gewöhnen, die uns jetzt umgab; ich selbst mußte in der ersten Nacht mein Bette verlassen und mich auf einen Stuhl setzen. Nur nach und nach lernten wir den schnellen Wechsel ertragen und uns aufs Neue an die Bequemlichkeiten des Lebens gewöhnen."

Nachtrag.

Dieß sind die interessantesten Züge dieser vielbesprochenen Reise. Man wird ohne Mühe bemerken, daß derjenige, von dem am häufigsten die Rede ist und der die wissenschaftlichen Unternehmungen, als allein dazu befähigt, sämmtlich leitete, nicht Kapitän Roß, sondern der ihn begleitende Kommandant Roß war, der, anderweitigen Nachrichten zufolge, keineswegs zum Besten mit seinem Oheim stand. Das Urtheil, das man jetzt in England über Kapitän Roß fällt, ist nicht sehr schmeichelhaft. Man gibt ihm, und nicht ganz mit Unrecht, Schuld, daß er der zur Erreichung des Zwecks, nämlich der Auflösung der Frage, ob eine nordwestliche Durchfahrt stattfinde, oder mit andern Worten, ob zwischen dem nördlichen Amerika und Grönland eine Landverbindung bestehe oder nicht, weit weniger als Parry und Franklin that, diese aber dennoch herabzusetzen suchte, und sich in hohem Grade als Großsprecher und als Charlatan benahm, wobei unter Anderem die Litter. Gazette (siehe die Nummern vom 9, 23 und 30 Mai d. J.) ihm seine Reisen und Subskriptionssammlungen auf dem Kontinent und in England vorwirft, und ihn besonders darüber tadelt, daß, nachdem er von seinen Subskribenten ein theures Geld (2 Pfd. St.) eingetrieben, er doch in dem vorliegenden Werke nur seine dürren Journalauszüge gegeben, und die wissenschaftlichen Erörterungen auf ein andermal verschoben habe, um noch mehr Geld herauszuschlagen. „Wir haben uns durchgearbeitet," sagt die Litter. Gazette, „und eine schwere Arbeit war es. Siebenhundert und vierzig Quartseiten, um kaum eine Sylbe mehr oder weniger zu sagen, als was jeder Leser im Lande durch einige mäßig lange Briefe und Berichte öffentlicher Gesellschaften bereits wußte, das ist in der That die Neme von Büchermacherei." Wir können uns hier auf die einzelnen Vorwürfe, die man ihm und seinem Werke macht, natürlich nicht einlassen, müssen aber doch Einzelnes aus einem Werke ausheben, welches der Proviantmeister des Schiffs, William Light, herausgab, und das zwar in sehr schlechtem Geschmacke geschrieben ist, aber über die Expedition bessere Nachrichten enthalten soll, als das Werk von Roß selbst. Kapitän Roß soll sich äußerst habsüchtig und despotisch gezeigt haben, indem er der Schiffsmannschaft allen und jeden besondern Handel mit den Eskimos mit geringen Ausnahmen versagte, und den armen Menschen ihre Kleider, Waffen u. dgl. um einen Spottpreis abzwang, und sie sogar betrog. Den fortwährenden Streitigkeiten zwischen Kapitän Roß und seinem Neffen werden das Unglück und die Leiden der Expedition größtentheils zugeschrieben. Die angeführte Schrift sagt, der Kapitän Roß und sein Neffe hätten vor der Committee des Unterhauses über mehrere wesentliche Punkte nicht nur in Betreff der allgemeinen Leitung des Unternehmens, sondern auch über die Ausdehnung der gemachten Entdeckungen so diametralisch verschiedene Angaben gemacht, daß beide unmöglich vor dem Publikum als gänzlich frei von Betrug (falsification) erscheinen konnten. Was es hiemit für eine Bewandtniß habe, können wir nicht entscheiden, doch darf es jedenfalls denjenigen, der das Buch zur Belehrung über die Erweiterung geographischer Kenntnisse zur Hand nimmt, sehr vorsichtig machen. Kommandant Roß bemerkt in seinen Aussagen vor der Committee unter Anderem, der Erfolg dieser Reise sey die Entdeckung von etwa 6 bis 700 (englischen) Meilen Land, von denen etwa der vierte Theil von der gesammten Schiffsmannschaft, die übrigen drei Viertheile nur auf den von ihm selbst entworfenen und ausgeführten Expeditionen entdeckt worden seyen. Auch sey er der Einzige gewesen, der überhaupt die nöthigen Kenntnisse besessen habe, um Beobachtungen über Geologie, Naturgeschichte und Botanik anzustellen. Ueber den magnetischen Pol, den Kapitän Roß, der sich jedoch nach seiner eigenen Angabe 40, nach der seiner Leute über 100 Meilen von dem bezeichneten Punkte befand, sehr peremtorisch auf 96° 47' w. L. v. Gr. feststellt, wollen wir Kapitän Beauforts Meinung gelten lassen, welcher sagt: „Die Angaben des Kapitän Roß stimmen ziemlich nahe mit denen der Kapitäne Franklin und Parry zusammen, indeß ist es auf einen Grad oder einen halben Grad nicht möglich einen genauen Punkt zu bestimmen." Die Aufrichtung einer Flagge zu Ehren Williams IV, von dessen Thronbesteigung sie nichts wissen konnten, dürfen wir also keklich dahingestellt seyn lassen, um so mehr, als die Schrift des Proviantmeisters Light ausdrücklich angibt, die Mannschaft hätte von der Entdeckung des magnetischen Pols gar nichts gewußt.

Literarische Notizen.

Der dänische Schiffskapitän und Generalkonsul Fable hat unter dem Titel: Recherches sur l'emplacement de Carthage, ein kleines Werk herausgegeben mit einem Plane der alten Stadt und einigen Skizzen der noch stehenden Ruinen, so wie einiger andern Denkmale, namentlich Vasen, Inschriften u. dgl. Auch ist dem Ganzen eine Karte der tunesischen Küste angehängt von Porto Farina bis Mahadia.

Ein Schüler des bekannten Geistlichen Irving, in dessen Kirchen die unsinnigen Proben der unbekannten Sprache von einigen Begeisterten geliefert wurden (s. Ausland J. 1832. Nr. 324), hat nun die Lebensgeschichte dieses Mannes herausgegeben, der eigentlich durch seine überspannten religiösen Ansichten in ein frühes Grab sank.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 170. 19 Junius 1835.

Skizzen aus Irland. *)

Reise durch die Grafschaften Wicklow und Wexford.

Ich verließ Dublin Nachmittags und fuhr nach Inniskerry, einem kleinen Dorfe etwa 9 (engl.) Meilen von Dublin an der Gränze der Grafschaft Wicklow; der Weg führt durch ein angenehmes Land, das anfangs fruchtbar und waldreich war, näher gegen die Berge zu aber einen wildern Charakter annahm. Als ich am andern Morgen weiter fuhr, hatte ich einen protestantischen Geistlichen zum Begleiter, mit dem ich bald in ein Gespräch kam. Er sprach mir von seinem bedeutenden Landbesitz, und von der Unannehmlichkeit katholische Pächter zu haben; er thue auch sein Möglichstes, sich derselben zu entledigen. Dieses Probestück aus der Klasse der Landgeistlichkeit gehörte nicht zu den besten, und ich erwiderte ihm bloß, er dürfe froh seyn, überhaupt Pächter zu haben, und wenn sie zahlten, so sey es doch sehr gleichgültig, ob es Protestanten oder Katholiken wären.

Das Land zwischen Inniskerry und Roundwood gewährt an verschiedenen Orten einen sehr verschiedenen Anblick, bald ist es gut angebaut, bald öde und uninteressant, doch scheint es auf dem Wege zur Besserung, und ich bemerkte auch mehrere neue gut gebaute Pachthäuser. Eben so wechselnd ist der Anblick des Landes zwischen Roundwood und Avoca, wo ich am folgenden Abend ankam, und einige Tage zu bleiben gedachte. Ich durchwanderte die Thäler und Berge dieser romantischen Landschaft, deren Anblick mir mehr Vergnügen gewährte als die Lage des Volkes; troß der Nähe von Dublin, troß der zahlreichen Villas und Landsitze, und troß der Minen, die etwa 2000 Menschen beschäftigen, ist die Lage des Volks in der Grafschaft Wicklow doch schlecht. Die Pachtzinse sind meistens so, daß sie nicht aus den Erzeugnissen des Landes bestritten werden können, und die kleinen Pächter sowohl als die Taglöhner bringen höchstens das Leben durch, Katholiken wie Protestanten. Fragt man sie, warum sie Land zu so hohen Zinsen pachten, so ist die unwandelbare Antwort: wie wollen wir sonst leben? Die Konkurrenz um die Pachtungen ist in Irland nur ein Ueberbieten der Verzweiflung.

Auch die Lage der Taglöhner, die man mir in Dublin als sämmtlich beschäftigt und in erträglichen Umständen schilderte, fand ich mitleidswerth. Ich trat in eine Lehmhütte, sie bestand aus einem einzigen Gemach, war weder luft- noch wasserdicht, und der Boden ungemein feucht. Das ganze Ameublement bestand aus einer kleinen Bettstelle mit einem schlechten Bett, einer hölzernen Bank und einem eisernen Topf, auf dem Boden glimmte Asche von etwas Gestrüpp, und weder Kamin noch Fenster war zu sehen. Die Miethe für dieses elende Häuschen, zu dem auch nicht ein Fuß breit Land gehörte, betrug zwei Pfund Sterling; Ich trat in eine zweite Hütte, die nicht besser war, als die erste, und fand darin eine Frau mit vier Kindern. Das Ameublement bestand aus zwei kleinen Bettstellen, einem Stuhl, einer kleinen Bank und einem Topf. Auch hier brannte die Asche von etwas Gestrüpp, dem einzigen Feuerungsmittel der Armen in der Nachbarschaft. Die Kinder waren in Lumpen, und die Mutter bedauerte, daß sie dieselben deßhalb nicht in die Schule schicken könne. Der Mann dieser Frau war ein Taglöhner um 6 Pence (18 kr.) täglich; er verdient seine Pachtsumme mit Arbeit ab, und da diese 2 Pfd. St. beträgt, so sind hiezu 80 Arbeitstage nöthig, dann bleiben ihm noch 5½ Pfd. St. (66 fl.) jährlich, um eine Frau und vier Kinder zu ernähren, und dabei kostet der Stein (20 Pfd.) Kartoffeln 4 Pence (12 kr.).

Ich trat in eine dritte Hütte, die schlechteste von allen; sie war weder luft- noch wasserdicht, hatte *keine* Bettstelle, und überhaupt außer einem Stuhl und einem Topfe kein Möbel, auch war keine Spur von Feuer zu sehen. In dieser elenden Wohnung befand sich eine anständig gekleidete Frau mit fünf Kindern: ihr Mann war gleichfalls Taglöhner. Diese Familie hatte ein kleines Schwein besessen, das ihr vor wenigen Tagen wegen des Pachtschillings entrissen worden war. Sie hatten gehofft, die gesammten sechs Pence (18 kr.) auf ihren täglichen Unterhalt verwenden, und den Pachtschilling durch den Verkauf des Schweins decken zu können, aber durch den hohen Preis der Kartoffeln waren sie in Rückstand gekommen, noch ehe das Schwein groß genug war, um verkauft zu werden. Ihr Pachtherr war nicht zu tadeln, denn er war selbst ein kleiner Pächter in dem bergigten Theile des Landes, und bezahlte ein Pfund Sterling für den Acre, so daß er gleich viel Mühe hatte, wie seine Afterpächter, den Pachtschilling zu bezahlen.

*) Es ist dieß wie Dublin (s. Ausl. Nro. 87 v. d. J.) aus Inglis' Reise in Irland, die man als einen praktischen Kommentar zu den vielen Abhandlungen über Irland ansehen kann. Sie hat auch bereits die dritte Auflage erlebt.

Ich bin jetzt erst am Anfang meiner Reise, und man hatte mir gesagt, ich würde in dieser Grafschaft Alles wohlhabend finden, ich sollte mich daher hüten, von der vergleichungsweise glücklichen Lage des hiesigen Landvolks einen Schluß auf das Ganze zu machen. Ich kann demgemäß jetzt schon mit Recht die Behauptung unwillig verwerfen, daß alle fleißigen Armen Irlands Beschäftigung finden könnten. Und welche Beschäftigung? Der Mann gewinnt damit so viel, um seiner Frau und vier Kindern 20 Pfd. trockene Kartoffeln des Tags zu schaffen.

Ein Taglöhner in diesem Lande fühlt sich glücklich, wenn er das Jahr hindurch fortdauernd Beschäftigung zu sechs Pence den Tag hat; einige erhalten nur fünf, und es gibt viele, die gar keine dauernde Beschäftigung erhalten können, und diese finden gelegentlich einige Wochen lang Arbeit zu 10 Pence oder einem Schilling. Die kleinen Pächter leben wenig besser als die Taglöhner: etwas Buttermilch zu den Kartoffeln macht den Hauptunterschied aus.

Ueber einen Punkt mußte ich, statt selbst zu sehen, Nachfragen anstellen, nämlich darüber, ob in den letzten Jahren sich die Lage des Volks gebessert habe. Man kann zum Voraus behaupten, daß keine Besserung eingetreten seyn könne bei einem Volke, das in Lumpen gekleidet ist, in Lehmhütten ohne Möbel und Fenster und manchmal ohne Kamine wohnt, und kaum genug Kartoffeln zu essen hat. Alle Nachfragen führten mich auch hierauf zurück, und wenn schon die Bearbeitung der Minen von Glendalure, die etwa 2000 Menschen beschäftigen, die Anzahl der völlig unbeschäftigten Arbeiter um etwas verminderte, so hat der höhere Arbeitslohn doch viele Leute aus andern Grafschaften angelockt, und die Minenarbeiter sind dem Trunke ergeben, und denken nicht an die Zukunft. Einer der die Woche vorher 30 Schillinge erarbeitet hatte, kam in das Gasthaus wo ich war, und ich hörte ihn sein Bedauern ausdrücken, daß er nicht die ganze Summe vertrinken könne.

Mit lebhaftem Bedauern sah ich zu Avoca eine Probe des Hasses, der zwischen der protestantischen und katholischen Bevölkerung herrscht. Ich saß am Sonntag Abend am Fenster des Gasthauses, als ein betrunkener Mensch die Straße daher kam, und laut ausrief: „zum Teufel mit dem Boynewasser, und denen, die es trinken!“ Augenblicklich standen drei Leute, die auf der Brücke saßen, auf, warfen ihn nieder, schlugen und stießen ihn auf eine brutale Weise, traten ihm auf das Gesicht, und ließen ihn endlich in einem Zustande von Besinnungslosigkeit liegen. Die Erklärung dieses Vorfalls ist folgende: bis vor Kurzem war nur Eine Brauerei zu Rathdrum, und diese war das Eigenthum von Katholiken. Seit einiger Zeit wurde nun eine neue Bräuerei in derselben Stadt von Protestanten errichtet, und das darin gebraute Bier von den Katholiken „Boyne-Wasser“ *) genannt.

(Schluß folgt.)

*) Boyne, der Fluß, an dem die Anhänger Jakobs II von Wilhelm III eine entscheidende Niederlage erlitten, ist immer eines der Parteischlagwörter.

Briefe aus Russland.

Odessa.

(Schluß.)

Hier in Odessa wimmelt es stets von Fuhrwerken der Art, die aus weiten Fernen kommen und deren Heimath, wollte man bei allen nachforschen, einen Halbkreis bilden würde, welcher sich an der einen Seite ans schwarze, an der andern ans azow'sche Meer lehnt, und der wohl in seiner ganzen Ausdehnung mehr als hundert deutsche Meilen beträgt. Wer überhaupt einen Begriff vom russischen Treiben bekommen will, der muß hieher kommen. Denn es bringen die Landleute aus einem so weiten Kreise, wie der oben angeführte, fast alle ihre übrigen Erzeugnisse nach Odessa, um sie hier in Geld umzusetzen. Man denke sich nun die Hunderttausende von Fuhrwerken aller Art, für welche glücklicherweise um die Stadt herum Raum genug ist; man füge dazu das Leben, Treiben und Geräusch eines Hafens, wie der hiesige, in welchem die Geschäfte nie ruhen, und wo Alles in so großem Maßstabe betrieben wird. Im Anfange ist man betäubt, bis man sich an den ungeheuern Wirrwarr gewöhnt, welcher sich, wie man bald inne wird, doch stets in eine gewisse Ordnung auflöst.

Ich kam auf meiner Reise hieher durch einen Theil der otschakowschen Steppe. Es ist nicht etwa eine bildliche Redensart, wenn man sagt, daß auf dieser das Vieh bis an den Bauch im Grase geht. Kleines Vieh, als Schafe, Ziegen u. s. w. sieht man nur an den Bewegungen, welche sie in diesem hohen Grade hervorbringen. Die Eigenthümer dieser Steppen haben die besondere Politik, daß sie keine Ansiedler in denselben aufnehmen mögen, vielleicht weil sie dieselben durch die darauf erhaltenen Viehheerden höher nutzen zu können glauben. Alle aus Deutschland und sonsther einwandernden Menschen werden gewöhnlich tiefer ins Land, und jetzt meistentheils bis gegen den Kaukasus hin gewiesen. Im Ganzen genommen haben bis jetzt die Ansiedler in Rußland noch kein sonderliches Glück gemacht, und dieß wohl auch hauptsächlich darum, weil sie mit zu wenigen Mitteln bei ihrer Ankunft versehen sind, und weil bei ihrer Unbekanntschaft mit allen hiesigen Verhältnissen ihnen das Leben nicht gefällt. Erzeugen sie auch Produkte, so ist deren Verwerthung schwierig. Als Leibeigene mögen sie sich nicht hingeben, und zur gewöhnlichen Selbstständigkeit fehlen ihnen die Mittel.

Man muß aber ja nicht glauben, daß kein Ausländer Glück in Rußland mache. Alle diejenigen, welche mit besondern Kenntnissen und Talenten begabt sind, und von diesen zum Besten des Landes Gebrauch machen wollen, werden auf alle Weise ausgezeichnet, und auf die anständigste Art belohnt. Wie Viele gibt es nicht, welche sich auf diese Art in wenigen Jahren ein nicht unbedeutendes Vermögen erwarben, damit in ihr Vaterland zurückkehrten und es in Ruhe und Frieden genießen. Nur muß ein solcher Fremder die Vorsicht gebrauchen, erstens immer nur als Fremder in Rußland zu bleiben, und sich nie naturalisiren zu lassen, weil er nur so lange alle jene Rücksichten und Auszeichnungen erfährt; und zweitens muß er sich auch nur auf eine gewisse und bestimmte Zeit zum Bleiben verpflichten. Welche

ganz besondere Rücksichten man gegen einen solchen Fremden nimmt, das erfahre ich selbst bei einer Menge von Gelegenheiten. Man bleibt in dem gedachten Falle immer auf den Paß seiner vaterländischen Regierung hier, und ist alsdann auch den hiesigen Landesgesetzen nur in so fern unterworfen, als sie die allgemeine Landespolizei betreffen. Bei jedem Vergehen oder gar bei einem Verbrechen wird ein dergleichen Fremder über die Gränze gewiesen. Ich habe auffallende Beispiele erlebt, wo ein Ausländer sich Sachen zu Schulden kommen ließ, die an einem Russen nach dem Gesetz hart bestraft worden wären, und wo er nur mit einer geringen Rüge durchschlüpfte. Hiedurch sucht man die Fremden anzulocken und im Lande zu erhalten, um sich ihre Kenntnisse zu Nutze zu machen, weil der Regierung an der Civilisation des Volks und an der Verbreitung nützlicher Kenntnisse, so wie an dem Emporkommen der Manufakturen und Fabriken und des Gewerbfleißes überhaupt, Alles gelegen ist. Unter Anderm wird auch der Bergbau und das Hüttenwesen auf alle Weise begünstigt, und Ausländer, welche hierin erfahren sind und sich von Seiten der Regierung brauchen lassen, werden außerordentlich begünstigt. Man wird es auffallend finden, daß junge Deutsche, welche sich auf einige Jahre als Beamte in diesem Fache anstellen lassen, eine Rolle spielen, wie sie in Deutschland die ersten Beamten dieses Fachs nicht spielen können. Sie haben zu ihrer Assistenz, wenn sie auf einem einzelnen Bergwerke als Oberbeamte angestellt sind, einen Offizier, welcher ihnen untergeordnet ist und ihren Befehlen gehorchen muß, wenn Disciplinarstrafen auszuüben oder polizeiliche Anordnungen aufrecht zu erhalten sind.

Ich ging gestern an der Meeresküste spazieren. Der Wind blies heftig und verstärkte sich allmählich zu einem Sturme. Das Meer wogte hoch und thürmte sich wie ein terrassirtes schwarzes Gebirge auf. Ich begriff jetzt auf Einmal, warum es das schwarze Meer heißt, denn seine Gewässer hatten von weitem ein Ansehen wie Dinte. Es lagen mehrere Schiffe vor Anker, die alle Augenblicke in Gefahr waren, losgerissen und in die See getrieben zu werden. Es hat nämlich das schwarze Meer das Eigenthümliche, daß es beim Sturme wie bis auf den Grund aufgewühlt wird, und daß es das Ansehen gewinnt, als öffne Aeolus seine Windlöcher unter dem Wasser und stürme durch dieses nach oben. Daher sind auch Stürme den Schiffern auf diesem Meere in der Regel sehr gefährlich, und es kommen hier ungleich mehr Schiffbrüche vor, wie auf andern Meeren. In der Ferne sah man die Schiffe bald wie in den Himmel schweben, bald wie in den Abgrund versinken. Hätte man sich des Gedankens der Gefahr entschlagen können, so trug das Schlickern und Schlendern der Schiffe im Hafen, und das Hin- und Hergeworfenwerden auf der hohen See Vieles zur Erhöhung dieses einzigen Schauspiels bei. Auf den schwarzen Wogenbergen kräuselte sich der weiße Schaum, und sie gewannen dadurch das Ansehen eines entfernten Schneegebirgs. Im Hafen arbeiteten und lärmten die Matrosen, und neben demselben wimmelte und tummelte sich ein Heer von russischen Bauern. Ich habe diesen Anblick schon Einigemal während meines hiesigen Aufenthalts genossen, aber er gibt mir immer wieder neue Scenen, die das lebendigste und charaktervollste Bild darstellen. Ich reise Morgen ab, aber nicht zur See, sondern zu Lande und gebe Ihnen vom Ufer des azowschen Meeres wieder Kunde von mir.

Untergang des Schiffes Earl of Eldon durch Feuer.*)

Am 24 August 1834 schiffte ich mich zu Bombay auf dem Schiffe Earl von Eldon (von London, 600 Tonnen, Kapitän Theaker) ein, in der Absicht, mit Urlaub in mein Vaterland zurückzukehren. Es war dieß eines der schönsten und stärksten Kauffahrteischiffe, so daß es außer allem Zweifel schien, dasselbe werde dem Wechsel des Wetters und den Wellen zu widerstehen vermögen. Allein wer kann auch nur das Schicksal eines Tages voraussehen? — Das Schiff war mit Baumwolle beladen; da sich nur wenige Passagiere an Bord befanden, so wurde der Raum zwischen den Verdecken mit dicht zusammengeschnürten Ballen Baumwolle ausgefüllt, welche gewaltsam in und auf einander geschichtet waren. Unglücklicherweise hatte man die Wolle feucht an Bord gebracht, ohne daß sie vorher in dem Magazine getrocknet worden war. Da das Verpacken mittelst Anwendung eines starken Druckes geschieht, so ereignet es sich zuweilen, daß sich Feuer erzeugt, wie dieß auch bei feuchtem Heu schon der Fall war. Die Zahl der an Bord befindlichen Personen betrug 45, mit Einschluß von drei Damen und einem Kinde, dem Kapitän und seiner Schiffsmannschaft.

Am 26 September, nachdem Windstille mit heftigen Stößen gewechselt hatte, befanden wir uns unter dem 9° 87′ südlicher Breite und zwischen 70 und 80° östlicher Länge, der Passatwind schien endlich unsere Segel zu schwellen, und wir hofften uns dem Kap zu nähern. Am Morgen des 27 stand ich gegen 6½ Uhr auf und begab mich auf das Verdeck, wo ich bereits einen der Passagiere antraf. Wir gewahrten einen Rauch, der aus den Luken aufzusteigen schien. Ich bemerkte meinem Gefährten, der Rauch müsse wohl von einem Feuer herrühren. Als der Kapitän auf das Verdeck kam, fragte ich ihn, was es sey; er antwortete mir, es sey Dampf, was bei Schiffen, welche Baumwolle führen, häufig der Fall sey, wenn die Luken geöffnet würden. Ich erwiderte nichts; als aber der Geruch stärker wurde und der Dampf verschiedene Farben annahm, kam es mir vor, es gehe nicht mit richtigen Dingen zu. Während der Zimmermann Löcher in das Verdeck hieb, gerade an der Stelle, wo sich der Dampf zu erzeugen schien, begab ich mich in mein Gemach, um mich anzukleiden. Um 6½ Uhr pochte der Kapitän an meine Thüre, und sagte mir, ein Theil der Baumwolle habe Feuer gefangen, und er wünsche, sämmtliche Passagiere möchten sich auf dem Verdecke versammeln. Augenblicklich entsprachen wir seinem Gesuche, worauf er uns erklärte, ein Theil der Ladung müsse sich von selbst entzündet haben; man müsse daher die Ballen untersuchen, bis man diejenigen gefunden, welche brennen, um sie sofort über Bord zu werfen, so wie auch alle diejenigen Ballen, bei welchen eine ähnliche Gefahr zu befürchten sey; er halte es daher für nöthig, dieß in unserer Gegenwart auszuführen. Wir überließen natürlicherweise Alles seinem Urtheil, worauf er der Mannschaft so schnell als möglich zu frühstücken und hierauf zu untersuchen befahl, wo sich der Herd des Feuers befinde. Hierauf erklärte er uns, die Gefahr scheine ihm nicht dringend zu seyn, und er hoffe des Feuers noch Meister zu werden. Allein gegen 8 Uhr ward der Dampf dicker und drang zu allen Oeffnungen heraus. Mehrere Ballen wurden von ihren Stellen genommen; unten ward aber die Hitze bald unerträglich, und oben wirbelte der Dampf in dichten Wolken empor, und noch vor 9 Uhr entdeckten wir, daß ein Theil des Verdecks Feuer gefangen habe; kurz die Mannschaft sah sich genöthigt, die vergebliche Arbeit aufzugeben. Sofort befahl der Kapitän, die Luken zu schließen, in der Absicht, dem Feuer den Ausweg zu versperren, ferner alle Boote auszusetzen und sie für den Nothfall auszurüsten. Nachdem dieß geschehen war, wurden um 1½ Uhr die drei Frauen, zwei kranke Passagiere, ein Kind und ein weiblicher Dienstbote in das große Boot gebracht, und ihnen 218 Gallonen Wasser, 20 Gallonen Branntwein, Zwieback auf einen Monat und Töpfe mit Eingemachtem, so viel man hinüberschaffen konnte, beigegeben.

Es war jetzt etwa 2 Uhr; die Luken wurden wieder aufgemacht, und Alles legte Hand ans Werk, um das Feuer wo möglich zu löschen. Als man die Hauptluke öffnete und ein Theertuch hinwegnahm, so ward die Hitze so groß, daß man es kaum anfassen konnte. Da der Anblick ergab, daß sich das Feuer unter diesem Theil befinde, so ward befohlen, von den Ballen so viele hinwegzunehmen, bis man zu denjenigen gelangt wäre, welche brannten; als aber die Mannschaft sie mit dem Krahnen fassen wollte, so zeigte es sich, daß sie von unten herauf angebrannt waren.

Jetzt stand die Sache schlimm; gleichwohl schnitten wir einen Ballen auf und suchten die Wolle mit den Händen herauszunehmen, allein der

---

*) Mitgetheilt durch Herrn Ashton von der Artillerie zu Madras.

Rauch und die Hitze nahmen so sehr zu, daß man es in der Nähe nicht aushalten konnte, und selbst das zugegossene Wasser beide noch zu vermehren schien. Als aber der Kapitän auf gut Glück Wasser in das Schiff pumpen ließ, um das Feuer zu löschen, so schwollen die Ballen dergestalt auf, daß sie das Verdeck zersprengten, und die Zerstörung sich auf allen Seiten Bahn brach. Unter diesen Umständen sah der Kapitän das Aeußerste voraus; er versammelte uns daher auf dem Hintertheil des Schiffs, und fragte, ob einer von uns ein Mittel kenne, das Feuer zu löschen und das Schiff zu retten, in welchem Fall er den Vorschlag mache zu bleiben, so lange noch ein Schein von Hoffnung vorhanden sey. Alle waren der Meinung, es sey Alles geschehen, was hätte geschehen können, und alle Hoffnung, das Schiff zu retten, sey verloren. Die Hitze hatte unterdessen so sehr zugenommen, daß es gefährlich schien, auf dem Hintertheil des Schiffes zu bleiben; daher schickte der Kapitän die Passagiere in die Boote und verließ mit seiner Mannschaft das Schiff; er selbst war der letzte; kaum befand er sich gegen 5 Uhr in dem Boote, als die Flammen aus dem Verdeck hervorbrachen; wir segelten davon; die beiden Boote nahmen das lange Boot ans Schlepptau. Nachdem wir etwa eine Meile von dem Schiffe entfernt waren, stand es gänzlich in Flammen, und seine Masten begannen zu sinken. Der Anblick war großartig, aber schauerlich. Zwischen 8 und 9 Uhr hatte es keine Masten mehr und war bis auf den Wasserspiegel herabgebrannt. Plötzlich fuhr ein glänzender Blitz auf, dem eine dumpfe Explosion folgte; die Pulverkammer hatte Feuer gefangen. Etwa zwei Sekunden lang flogen des Schiffes Trümmer durch die Luft, dann folgte Dunkelheit und die Gewässer schlossen sich über dem Earl von Eldon.

Jetzt lag eine traurige Zukunft vor uns. In dem großen Boote befanden sich der Kapitän und 25 Personen, darunter ein Kind von vier Monaten. Das Boot war 25 Fuß lang und 7½ Fuß breit. In jedem der andern Boote befanden sich 10 Individuen; jedes hatte etwas Zwieback an Bord, der Hauptvorrath befand sich jedoch auf dem großen Boote. Nach einer oberflächlichen Berechnung waren wir etwa 1000 Meilen von Rodriguez und 450 Meilen von Diego Garcias, der größten der Chagos-Inseln, entfernt; um aber dahin zu gelangen, mußten wir die stürmischen Breitengrade passiren, welche wir eben verlassen hatten, und waren bald Stürmen, bald gänzlicher Windstille ausgesetzt, welchen wir unmöglich in die Länge zu widerstehen vermochten. Als sich nach vorgenommener Untersuchung unsre Vorräthe hinreichend zeigten, beschlossen wir auf Rodriguez loszusteuern. Um 11 Uhr hatten wir unser Takelwerk hergestellt und gingen unter Segel, nachdem wir unser Schicksal der Vorsehung anheimgestellt hatten, die uns allein zu retten vermochte. Wir befestigten eine Laterne an den Mast des großen Bootes, damit die andern Boote sich während der Nacht vor Stößen in Acht nehmen konnten; als der Tag anbrach sendeten wir diese in allen Richtungen aus, um Schiffe zu entdecken. So lange der Wind mäßig war, konnten sie leichter segeln als wir, als aber die See unruhig wurde, war der Vortheil auf unserer Seite wegen des größern Gewichts des großen Bootes.

Am dritten Tage dieser gefährlichen Schifffahrt näherte sich die Mondesveränderung und das Wetter schien bedrohlich zu werden; doch waren uns die Passatwinde immer noch günstig. Die Nacht hindurch blies der Wind heftig, auch fiel Regen ein. Wir waren ohne allen Schutz; das Meer schlug seine Wellen über uns her, durchnäßte uns und verdarb einen Theil unseres Zwiebacks, obwohl wir dieß glücklicherweise erst bemerkten, als die Noth bald vollends zu Ende war. Das Elend unserer Lage läßt sich leichter denken als beschreiben. In dem Boote befand sich ein großes Wasserfaß, auf dessen obern Boden ich mit genauer Noth schlafen konnte, so lange ich mich auf dem Boote befand. Die Frauen hielten sich in dem Hintertheil des Bootes auf. Die Uebrigen, nebst dem Aerzte und einem Lieutenant aus Bombay, in dem Schiffsraume.

Im Laufe des folgenden Tages ward das Wetter schlimmer, und eines unserer kleinen Boote, in welchem sich Herr Simpson, der Unterarzt, mit neun andern Individuen befand, ward von dem Meere verschlungen. Bald kam es wieder umgekehrt zum Vorschein; der Zimmermann setzte sich auf dasselbe, und that sein Möglichstes, um es auszubessern, jedoch ohne Aussicht auf Erfolg. Hierauf errichteten wir eine Segelstange auf unserem Boote und befestigten an diese ein langes Tuch, das uns dachförmig schützte; ohne dieses wären wir im Wasser geschwommen; fortwährend waren vier Mann beschäftigt, das eingedrungene Wasser herauszuschöpfen. Gegen Abend ging ein heftiger Wind und wühlte die See auf. Da das andere Boot gleichfalls beschädigt war, so nahmen wir die Mannschaft in unseres auf, und überließen es den Wellen. Wir waren jetzt unserer 36 Personen, dicht auf einander gepfropft, und dadurch genöthigt, alles Ueberflüssige über Bord zu werfen. Der Rand unseres Bootes ragte nur noch 2 Zoll über den Wasserspiegel hervor.

Die jetzt folgende Nacht werde ich nie vergessen, obschon ich außer Stande bin sie zu beschreiben. Unsere Lage war wahrhaft schauervoll. Eine Welle wäre hinreichend gewesen, uns zu verschlingen. Wir Alle waren auf einen sichern Tod gefaßt. Durchnäßt, zerquetscht und elend fand uns endlich der Morgen, und obgleich das Wetter immer noch sehr übel war, so kehrte doch mit ihm die geschwundene Hoffnung wieder zurück; das bewegte Meer schlug hohe Wellen; mit Schrecken hielt ich den Athem an. Eine Woge schlug über das Hintertheil unseres Bootes, durchnäßte die armen Frauen bis an den Hals und riß dem Steuermann den Hut weg. Der Kapitän sprach uns Muth ein, allein später gestand er mir ein, daß er in jenem Augenblicke alle Hoffnung aufgegeben habe. Er war der Meinung, wir würden die Nacht nicht erleben; allein so sehr er angegriffen und erschöpft war, ließ er sich nicht das Geringste merken.

Endlich nach eingetretenem Mondeswechsel ward das Wetter besser, wodurch auch unsere Lage sich um Vieles verbesserte. Jeden Tag erhielten wir drei kleine Stücken Zwieback mit etwas Eingemachtem, und drei halbe Pinten Wasser nebst Branntwein, so viel wir bedurften. Auch an Tabak fehlte es der Mannschaft nicht. Die Frauen befanden sich in einem jammervollen Zustande, sie konnten sich kaum rühren, und gaben keinen Laut von sich.

Am dreizehnten Abende begannen wir endlich Rodriguez zu suchen. Der Kapitän ermahnte uns, wir möchten uns nicht allzu freudigen Hoffnungen hingeben, indem er sich nach so manchen Stößen auf seinen Chronometer nicht mehr verlassen könne. Die Nacht brach ein, ich hatte mich bereits zum Schlafen niedergelegt, als ich gegen 12 Uhr durch den Ruf aufgeweckt ward, rechter Hand gewahre man Land. Ich blickte auf und sah durch den Nebel ein Stück Land zum Vorschein kommen. Um 2½ Uhr hatten wir uns demselben genähert. Wir hielten uns ruhig bis zu Tagesanbruch. Ich suchte mich dem Schlafe zu überlassen, allein meine Nerven waren zu sehr aufgeregt. Mit dem ersten Lichtstrahle gewahrten wir Rodriguez rechter Hand in einer Entfernung von etwa sechs Meilen; um 8 Uhr Morgens hatten wir glücklich gelandet. Ein Fischer, der uns den Weg durch die Felsenriffe zeigte, nahm uns in seine Wohnung auf; er gab uns zu essen, während er dem Herrn der Insel von unserer Ankunft benachrichtigte. Diesem erzählten wir unsere Geschichte, und wurden gastfreundlich von ihm aufgenommen. Die Mannschaft ward unter die übrigen Bewohner vertheilt, und von diesen mit Allem, was sie nur auftreiben konnten, überhäuft.

Vermischte Nachrichten.

Herr Jomard hat einen Brief von Clot Bey aus Kairo vom 21 Januar erhalten, worin dieser sagt: „Ich habe endlich die Errichtung eines anatomischen Theaters, in der Moschee von Moristan selbst, durchgesetzt. Ein Skelett und anatomische Präparate, die dem Dr. Anjoux gehörten, haben bei anatomischen Vorlesungen als Vorlagen gedient. So macht also jetzt die Anatomie Fortschritte in einem Lande, dessen Religion dieser Wissenschaft am meisten entgegen war.“

*

Nach einer offiziellen Angabe finden sich in Frankreich nachstehende Hängebrücken: sechs über die Rhone; drei über die Vienne; drei, bei Paris, Neuilly und Rouen über die Seine; drei über die Loire; zwei über die Durance; zwei über die Ardeche; zwei über die Saone; zwei über die Garonne; über den Ain eine; über die Marne eine; über den Ter eine und über die Mosel eine. Diese Brücken sind nach dem von den Herren Seguin vorgeschlagenen Grundsatze gebaut.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 171. 20 Junius 1835.

Briefe aus Russland.

Zweiter Brief.

Taganrog.

Ohne Zweifel denken Sie bei der Ueberschrift dieses Briefes zuerst an den hier in Taganrog erfolgten Tod des Kaisers Alexander. Man fabelte damals in Deutschland viel davon, daß er kein natürlicher gewesen wäre, aber sehr mit Unrecht. Es ist und bleibt nun einmal alte Sitte, daß man, wenn ein Regent plötzlich stirbt, sogleich an eine Vergiftung denkt. Alexander starb auf die natürlichste Weise von der Welt, und zwar in Folge einer plötzlichen und heftigen Erkältung, die hier leichter und gefährlicher ist, als sonst irgendwo. Wenn ich Ihnen eine kurze Darstellung vom hiesigen Klima gebe, so werden Sie dieß leicht begreifen. Es ist nichts Seltenes, daß beim Landwinde eine Temperatur von 28—30 Grad herrscht, und diese kühlt sich zuweilen durch das Umsetzen des Windes nach Nordwest, wo er zum Theil vom Meere herbläst, so ab, daß in einer Stunde kaum acht Grad mehr sind. Ich habe dieß anfangs nicht geglaubt, und kam bei einer kleinen Lustfahrt in große Gefahr, mich zum Tode zu erkälten, wenn mir nicht glücklicherweise einer meiner Gastfreunde mit einem Mantel ausgeholfen hätte. Alexander machte einen Ausflug auf dem azowschen Meere, hatte sich, da die Luft bei der Abfahrt überaus schwül war, leicht angekleidet, und ward von einer solchen plötzlichen Abkühlung betroffen. Man rieth zur Annahme eines Mantels, der Kaiser verschmähte es, fuhr überdieß vom Landungsplatze aus noch eine Strecke auf offener Drotschke, und fühlte, als er in seinem Quartier anlangte, schon die Folgen einer heftigen Erkältung. Alle angewandten Mittel kamen zu spät, und der Tod erfolgte, wie bekannt, in kurzer Zeit. Wie heftig die nach solcher Erkältung folgenden Fieber hier werden, davon sieht man täglich Beispiele. Daher hüten sich auch die Einwohner davor wie vor der Pest, und versehen sich auf allen ihren Ausflügen mit warmen Kleidern, die Luft mag so warm seyn, wie sie immer will.

Ich habe das Haus besucht, in welchem Alexander starb. Es ist von der Krone angekauft und wird als ein Heiligthum gehütet. Das Zimmer in welchem der Tod erfolgte, ist wie eine Kapelle eingerichtet, in welcher stets Kerzen brennen und immerwährende Gebete gehalten werden. Es hat dieses Haus die herrlichste Lage von der Welt. Von seinem Balkon aus sieht man das Meer vor sich ausgebreitet, und an beiden Seiten ziehen sich die über alle Beschreibung malerischen Ufer hin. Die Stimmung eines solchen Aufenthalts zieht über Alles einen düstern Flor, hier aber zerreißt diesen die herrliche Natur und gießt etwas Ueberirdisches über das Ganze. Man glaubt im Elysium angelangt zu seyn, und sieht sich gleichsam nach den Abgeschiedenen um.

Wie wunderbar schnell hier die Luft, so wie ihre Temperatur wechselt, davon erlebte ich ein merkwürdiges Beispiel. Ich war zu einem Diner eingeladen, und da es ein ungewöhnlich heißer Tag war, so ward nach demselben eine Lustfahrt auf dem azowschen Meere beschlossen. Drei Uhr Nachmittags war die Parole zur Abfahrt, und es lagen schon zwei Gondeln hiezu bereit. Ein Schiffskapitän, einer der Gäste, veranstaltete die Fahrt. Drei Uhr rückte heran, aber mit dieser Stunde fanden sich einige kleine Wolken am fernen Horizonte. Der Kapitän rieth zur Eile, wenn wir nicht durch einen Sturm von der Fahrt abgehalten, oder, im Fall wir sie zu spät antraten, von demselben überfallen und in Gefahr gesetzt werden wollten. Glücklicherweise hatten die Damen noch Einiges an ihrer Toilette zu ändern, worüber denn etwas über eine Viertelstunde Zeit vergangen war. Eben waren wir auf dem Wege nach den Gondeln, als uns der Kapitän entgegen kam, und auf den entfernten Horizont deutete. Von dort her kam es in bleifarbigen zerrissenen Wolken angezogen wie ein Pulk schwärmender Kosaken, und kaum fünf Minuten später wühlte der Orkan von Nordwesten her das Meer in seinem Grunde auf, und peitschte es in allen Richtungen mit einer Wuth, als wenn ein Heer von Furien auf dasselbe losgelassen worden wäre. Wir eilten unter Dach, und hier geschützt sahen wir das grause Schauspiel mit Ruhe an, und fühlten das Glück, welches uns der Himmel geschenkt hatte, daß wir nun nicht mit unserm zerbrechlichen Fahrzeuge auf den tobenden Wellen umhertrieben. Wer dieß Schauspiel nicht mit eigenen Augen gesehen hat, kann sich auch mit der lebhaftesten Phantasie keine Vorstellung davon machen. Ich habe in meinem vorigen Briefe von dem Toben des schwarzen Meeres gesprochen. Auf diesem ist es weit greller, und es wird der Grund des Meeres im eigentlichsten Sinne des Wortes aufgewühlt, denn es trübt sich das Wasser und wird so gelb, als wenn es ganze Lagen von

Lehm hinweggeschwemmt hätte. Schiffbrüche sind häufig, weil die Stürme gewöhnlich unerwartet und urplötzlich losbrechen.

Ich machte meine Reise von Odessa hieher über Cherson, welches in einer Gegend liegt, die man das Paradies im vollsten Sinne des Wortes nennen könnte. Der hier in einem majestätischen Strome ins schwarze Meer ausmündende Dnieper bildet eine Hauptpartie eines Gemäldes, würdig des Pinsels eines Vernet. Und das Leben in dieser Stadt! der Ueberfluß von allen Herrlichkeiten! — Will man alle Schönheiten des südlichen Rußlands, und namentlich des Theils, welcher sich am schwarzen und azowschen Meere hinzieht, darstellen, so verliert man sich in ein Labyrinth und man ist wie geblendet.

So wie man den Dnieper überschreitet, ist man in Taurien, dessen Gebiet mehr als die eigentliche Halbinsel, die Krimm, umschließt. Dieser Landstrich hat das Schicksal manches Menschen, welcher sich schnell aus der Dunkelheit erhebt, oder auch eines Bades, welches durch besondere Umstände zu einer großen Celebrität gelangt. Es gehört jetzt zum Luxus der russischen Großen, eine Besitzung in Taurien, besonders aber auf der Halbinsel zu haben; der daselbst seit Kurzem im Großen eingeführte und sehr verbesserte Weinbau hat hieran einen großen Antheil. Dieses Drängen nach dem Kaufe von Ländereien in dieser Gegend hat denn deren Preis ungemein gesteigert, und man bezahlt gegenwärtig die Dessätine (ungefähr 4½ preußische Morgen) mit 4—500 Bankrubel, wo man noch vor wenigen Jahren kaum den zehnten Theil dieses Preises dafür zahlte. Daß unter solchen Umständen die Kultur und Verschöneerung des Landes reißende Fortschritte machen müssen, das folgt wohl von selbst. In Taurien, als einer später eroberten Provinz, herrschen andere Gesetze und Institutionen, wie in Alt-Rußland, daher finden auch beim Ankaufe von Grundstücken andere Verhältnisse statt. Denn in den alten russischen Gouvernements gehört alles Landeigenthum entweder der Krone oder den Magnaten. Es ist jedoch meistentheils veräußerlich, und Güter, wie bei uns die Majorate, sind selten. Wird nun ein Gut oder eine Herrschaft verkauft, so frägt man zunächst weder nach deren Größe noch nach den mit demselben verbundenen Realitäten, sondern bloß nach der Zahl der Leibeigenen, und nach diesen wird denn auch der Preis bestimmt. Natürlich und von selbst zu schließen ist es zwar, daß man die Lage und Güte der Ländereien, so wie manche andere damit verbundene Realitäten zwar kennen lernt, und sich darnach beim Preise richtet. Dieser wird jedoch, als nehme man auf jenes gar keine Rücksicht, lediglich nach den Leibeigenen gefordert und bewilligt. Ein sehr niedriger Preis ist es in den südlichen Gouvernements, wenn für einen männlichen Leibeigenen (versteht sich immer als Zubehör zum Gute) 40 Dukaten gezahlt werden. Der gewöhnliche ist 70 Dukaten. Wenn also eine Herrschaft an männlichen Leibeigenen z. B. 1000 zählt, so wird sie gewöhnlich mit 70,000 Dukaten bezahlt. Sonderbar ist es, daß hiebei bloß alle männlichen Individuen gezählt werden, und daß der Knabe gleich nach seiner Geburt in die Zahl aufgenommen wird, während von den weiblichen anscheinend gar keine Notiz genommen wird, obgleich sie so gut wie die männlichen leibeigen sind, und von ihrem Herrn zur Arbeit gebraucht werden.

Oftmals läßt ein Herr junge Leibeigene besonders ausbilden, und sie zu irgend einem Fache vorbereiten. Auf diese Art erzieht er sich sein Haus- und Hofpersonale, welches alsdann hohen Werth für ihn hat, und von welchem nur in seltenen Fällen einzelne Individuen entweder als ein besonderes Geschenk, oder für sehr hohen Preis an Andere überlassen werden.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Irland.

Reise durch die Grafschaften Wicklow und Wexford.

(Schluß.)

Ich reiste von Avoca nach Gorey und Wexford mit der Post, welche am Wirthshause vorüberfährt. Der Weg geht am Flusse fort, unterhalb schön bewaldeten Ufern, fast bis nach Arklow, einem der ärmlichsten Dörfer, das man sehen kann. Sein ganzer Unterhalt beruht auf der Häringsfischerei, so lange diese dauert, das ganze übrige Jahr hindurch sind die Leute elend daran. Bald nachdem man Arklow verlassen, kommt man in die Grafschaft Wexford, und nach einer Fahrt durch ein ärmliches, uninteressantes und schwach bevölkertes Land erreichte ich Gorey, wo ich auf einige Tage Halt zu machen gedachte.

Hier gefiel mir manches, viele Landeigenthümer sind auf ihren Gütern anwesend, und die der Abwesenden sind gut verwaltet; die Lage des Volks, namentlich der Pächter, ist besser als in Wicklow, obwohl die Taglöhner auch hier nicht fortwährend beschäftigt und der Taglohn nicht höher ist. Auf meinem ersten Spaziergang in der Nachbarschaft besuchte ich einige hübsche Häuschen, die durch Zwischenmauern in zwei Zimmerchen abgetheilt und mit Töpfergeschirr ziemlich gut versehen waren. Eines derselben war von dem Inhaber selbst erbaut worden, der für den Boden 30 Sch. Pacht bezahlte; die Baukosten waren ihm von einer Anlehengesellschaft, die sich in Gorey bildete, vorgestreckt worden. Diese hat viel Gutes gestiftet; Handwerker und Taglöhner bedienen sich ihrer gleichmäßig. Der Schuhmacher z. B. erhält Geld, um Leder zu kaufen, der Landmann, um sich ein Schwein anzuschaffen oder ein Häuschen zu bauen, oder sein Fleckchen Land anzupflanzen. Die ausgeliehenen Summen betragen 1 bis 5 Pfd. und werden durch wöchentliche Einzahlungen von 1 Sch. per Pfd. zurückgezahlt; auch werden 6 Pence vom Pfd. Interessen *) gezahlt. Jeder Entleiher muß zwei Bürgen stellen, und von zwei Hausbesitzern ein Zeugniß für Redlichkeit und Mäßigkeit beibringen. Die Anlehen wurden mit ausgezeichneter Pünktlichkeit zurückgezahlt, und die Gesellschaft hatte auch nicht einen Penny verloren. Außer den materiell guten Folgen sind namentlich auch die moralischen zu berücksichtigen, da Ordnung und Mäßigkeit dadurch befördert werden.

Die meisten Häuschen in der Nachbarschaft besaßen ein Schwein, häufig mit Hülfe eines Anlehens erkauft; gewöhnlich befanden sie sich in Ställen, viele aber auch im Zimmer selbst, wozu

*) Sehr milde, denn dieß beträgt nur 2½ Proz.

das Schweinchen, wie Paddy*) meint, das beste Recht hat, since it is he that pays the rint (da es den Pachtschilling zahlt). In der Umgegend waren die Häuschen ungemein reinlich, da die Ackerbaugesellschaft für die reinlichste, wohlunterhaltenste Hütte eine Prämie von 10 Sch. bis 2 Pfd. ausgesetzt hat, die man zu erhalten sich äußerst bemühte. Abgesehen hievon ist indeß die Lage des Landvolks auch hier nicht besser, im Gegentheil sind größere Entbehrungen nöthig, um die wöchentlichen Zahlungen zu leisten.

Auch in diesem Theile von Werford sind die Pachtzinse zu hoch: ein Mann, der ausgedehnte Güter zu verwalten hatte, gestand mir, daß er die Ländereien nicht den Meistbietenden verpachte, aber dennoch mehr Geld dafür erhalte, als sie werth seyen; dieß müsse er indeß thun, um nicht von dem in der ganzen Nachbarschaft üblichen Verfahren allzu sehr abzuweichen. Wo man Pachtungen an den Meistbietenden vergab, sind die Pächter sehr elend daran; ich fand Pachtungen von 60 bis 70 Acres, wo der Acre zu 25 Sch. verpachtet war, dennoch befanden sich die Pächter in ziemlich guten Umständen: hätte man das Land dem Meistbietenden zugeschlagen, so hätte es 35 Sch. per Acre eingebracht, aber der Pächter wäre dann nicht besser als ein Taglöhner daran gewesen.

Der Religionshaß ist hier schrecklich, und hauptsächlich der neuern Errichtung einer Oranienloge zuzuschreiben. In Gorey ist ein katholisches und ein protestantisches Wirthshaus, eine protestantische und eine katholische Postkutsche, deren Eigenthümer, Fuhrleute und Kunden Leute von den verschiedenen Konfessionen sind: selbst die Kinder auf der Straße sind in Sekten abgetheilt. Das haben die Gründer der Oranienloge zu verantworten.

Als ich durch die Straßen von Gorey ging, fiel mir auf, daß die ganze Bevölkerung ein weit nachlässigeres, minder fleißiges Ansehen hat, als in England. Fast über jede Halbthüre lehnte sich jemand mit übereinander geschlagenen Armen, und viele saßen unthätig an der Thüre. Allerdings haben Krämer immer einige freie Zeit, in England aber würden Männer und Weiber sich irgend etwas zu thun machen, und wenn man die zerrissenen Kleider sieht, die man mit Nadel und Faden in zehn Minuten zuflicken könnte, so wird man geneigt, ungünstige Vergleichungen anzustellen.

Nach zweitägigem Aufenthalt zu Gorey ging ich über Ferns und Enniscorthy nach Werford weiter. Die Umgebung von Enniscorthy hat etwas Imposantes, und einige graue Thürme geben ihm ein alterthümliches Aussehen; der schiffbare Fluß, seine bewaldeten Ufer und die Brücke machen einen guten Eindruck. Enniscorthy besitzt große Vortheile, und sollte ein höchst blühendes Städtchen seyn, denn das Korn des größten Theils der Grafschaft Werford kommt hier auf den Markt, und wird hier verschifft. Aber diese Stadt ist ein Opfer des schlimmsten Absenteeism, denn selbst der Agent von Lord Portsmouth, dem die Stadt gehört, lebt in Dublin, und kommt nur nach Enniscorthy, um die Pachtgelder zu erheben; vermuthlich läßt er nur einen untergeordneten Menschen da, um die unbedeutendern Posten einzukassiren, zu denen er sich nicht Zeit nimmt. Obwohl es Feiertag war, als ich durch das Städtchen kam, fand ich doch einen lebhaften Kornmarkt hier.

Das Land zwischen Enniscorthy und Werford ist sehr freundlich, die Ufer des schiffbaren Slaney sind fruchtbar, die Umgegend ziemlich dicht mit Landsitzen besäet, und der Boden sehr gut angebaut. Die Häuschen sind nicht von der schlechtesten Art, die meisten hatten Fenster und Kamine, und die Kinder vor den Thüren waren „mehrere Grade über der Nacktheit.“ Werford besteht aus einer sehr langen und sehr engen Straße mit einem beinahe eben so langen, parallellaufenden Kai, die Seitenstraßen sind kurz, aber etwas breiter als die Hauptstraße; hieran schließt sich eine lange von armen Fischern bewohnte Vorstadt. Man klagte nicht über Mangel an Verkehr, und ich ward in den zwei Tagen, die ich daselbst zubrachte, nicht Einmal angebettelt, so daß man Werford verhältnißmäßig wenigstens eine blühende Stadt nennen kann. In der ganzen Grafschaft soll das Volk unmäßig geldsüchtig seyn, was auch aus der Art der Heurathen auf dem Lande hervorgeht: die Töchter der Pächter werden regelmäßig verhandelt, Acre für Acre, Pfund für Pfund, und so schwer ist es, unvermögliche Mädchen zu verheurathen, daß man häufig Pächter in ganz erträglichen Vermögensumständen wie gemeine Taglöhner leben sieht, um einige hundert Pfund zu ersparen und ihre Töchter auszustatten (fortune off).

Zu Werford ist Alles sehr wohlfeil. Rindfleisch kostet 4 Pence (12 kr.) das Pfund, Hammelfleisch 5 P., Kalbfleisch 2 P., Schweinefleisch 2½, ein Paar schöne Hühner 1 Schill. (36 kr.), Butter 9 P.; andere Lebensmittel in Verhältniß; auch ist hier ein sehr reichlich versehener und wohlfeiler Fischmarkt. *)

Ehe ich Werford verließ, machte ich noch einen Ausflug in die Baronie Forth, die ursprünglich von einer Kolonie aus Südwales angebaut wurde, dessen Sprache noch vor 50 Jahren fast allgemein war, und auch jetzt noch von ältern Personen gesprochen wird. Die Leute unterscheiden sich von den eigentlichen Iren auffallend durch Fleiß, Sparsamkeit, Friedensliebe, Reinlichkeit und Mäßigkeit, aber auch sie konnten sich dem allgemeinen Loose nicht entziehen: der Arbeitslohn ist nicht höher als anderswo, und die Lebensweise darum nur wenig verschieden; Kartoffeln sind nicht so ausschließliche Nahrung, man ißt auch Gerstenbrod, und unter den Frauen ist Thee ein ziemlich allgemeiner Luxus.

---

*) Der Spottname der Irländer; St. Patrik ist der Schutzheilige Irlands, und dieser Name, der in Pad und Paddy abgekürzt wird, ungemein häufig.

*) Diese Stelle sagt mehr als manches Buch. Diese Preise sind, namentlich für einen Engländer, sehr mäßig, in Vergleich mit dem Preise der Arbeit aber muß man sie hoch nennen. Wenn Hr. J. diese Preise sehr nieder findet, so müssen sie also an andern Orten ziemlich höher stehen, und das Mißverhältniß zwischen Arbeitspreis und Lebensmitteln steigt. Dieß ist hauptsächlich eine Folge der Union oder vielmehr der damit verbundenen freien Einfuhr aller Bodenerzeugnisse Irlands in England. Bei den gänzlich verschiedenen Verhältnissen beider Länder mußte diese freie Einfuhr, sobald kein Krieg mehr einen außerordentlichen Verbrauch nöthig machte, beiden zum Nachtheil gereichen, indem sie den Preis der Bodenerzeugnisse in Irland zu sehr hob, in England zu sehr niederdrückte. Die Folge war, daß in Irland die Grundbesitzer ungeheuer gewannen, das arbeitende Volk aber in noch tieferes Elend versank; in England fiel der Hauptverlust auf die Pächter, von denen die Mehrzahl halb oder ganz ruinirt wurde.

Mit den Pachtungen aber steht es nicht besser als anderswo: sie halten von 10 bis zu 60 Akres, die von 30 bis 40 sind die zahlreichsten, zahlen jedoch einen Pachtzins von 2 bis 2½ Pfund (24 bis 30 fl.) für den Akre, so daß der Pächter höchstens das Leben durchbringt, und seinen Pacht zahlen kann. Ich traf einen dieser Pächter bei der Mahlzeit: sie bestand aus Kartoffeln, Buttermilch, süßer abgerahmter Milch, Gerstenbrod und Butter. Die Pachtung war seit vier Generationen in der Familie: der Urgroßvater hatte sechs, der Großvater 10 Schill., der Vater ein Pfund bezahlt, er selbst zahlte zwei Pfund, und sagte, er könne so leben, wie ich sehe, mit Hülfe seiner und seiner Söhne Arbeit den Pachtschilling bezahlen, und eine Kleinigkeit für seine Töchter zurücklegen.

Dazu mag wohl der äußerst genügsame Charakter dieses Völkchens beitragen, das auch von einer andern Geißel Irlands, dem religiösen Hasse, frei ist; Leute von verschiedenen Konfessionen leben hier in größter Eintracht mit einander, und auch die Faktionskämpfe *) sind hier unbekannt.

*) S. Ausland Nr. 76 v. d. J.

Das Gouvernement und die Hauptstadt Havannah auf der Insel Cuba.

(Nach den neuesten Nachrichten.)

Diese große Insel, welche mehr denn 2310 Quadratmeilen beträgt, und den Spaniern gehört, die vermöge ihrer argwöhnischen Politik davon nicht viel bekannt werden lassen, ist die große und fast allgemeine Waarenniederlage und der Sammelplatz alles Goldes und Silbers, so wie auch vieler edler Steinarten aus Mexico und den angränzenden Ländern. Sie ist auch der große Markt von europäischen Fabrik- und Manufakturwaaren, welche die Spanier und Engländer in großen Vorräthen hierher bringen, und gleichsam der Schlüssel zu allen spanisch-amerikanischen Besitzungen.

Die Eintheilung geschieht nach Gouvernements, welche unter einem Generalkapitän stehen, der die Regierung der ganzen Insel in den Händen hat. Der Boden und die Fruchtbarkeit ist vortrefflich, und der erstere wird für den besten in ganz Amerika gehalten, nur von den Spaniern im Ackerbau vernachlässigt. Mehrere Berge enthalten sehr ergiebige Kupfergruben, auch Gold, Silber und andere Metalle, und einige Flüsse Goldsand.

Bei dem fruchtbaren Erdreiche dieser Insel sind die Ernten an sehr mannichfaltigen Erzeugnissen, ein Jahr wie das andere, überaus ergiebig. Am besten angebaut ist die Havannah, oder das westliche Gouvernement, weniger die Cuba, das östliche, wiewohl es auch an vortrefflichen Produkten nicht leer ausgeht. Die Felder liefern eine Menge der nützlichsten und edelsten Früchte, wohlriechender Pflanzen, herrlicher Blumen, und die Wälder sind mit Cedern, Akazien, Eichen, Tannen, Palmen, Granaten, Krabas, Rosen- und Mahagoniholz, Guajak, Eben- und anderen Holzarten bedeckt. Yukas oder Maniok, Kaffee, Zuckerrohr, Mais, Baumwolle, Reiß, Kakao, vortreffliche Sorten von Tabak, welcher viele andere amerikanische Arten dieses Krautes weit übertrifft, aber nicht viel nach Europa kommt, Aloe, Ingwer, langer Pfeffer, Mastix, Weinstöcke, Kassia, mehrere andere Gewürzarten, Kokosnüsse, Platanen, Bananas, Sassaparille, Limonien, Küchengewächse, Apothekerwaaren u. a. m. sind im Ueberfluß vorhanden. Außerdem Honig, Wachs, Seide, Rindvieh (welches mehr der Häute wegen, die in großer Menge verschifft werden, als des Fleisches halber benutzt wird), Pferde, Esel, Maulthiere, Schafe, zahme und wilde Schweine, Seevögel, Wildpret, zahmes Geflügel, Papagaien, blauköpfige Rebhühner, Kolibris, Schildkröten, Welse, Barben und andere See- und Flußfische, aber auch Alligatoren (eine Krokodillart). Hingegen findet man auf der ganzen Insel weder wilde noch giftige Thiere. Gold, Silber, Kupfer und andere Metalle, wie schon erwähnt worden ist, auch Magnete, süße mineralische Quellen, Salzquellen, Konchylien u. s. w. werden in Menge gefunden.

Der Handel ist, wie sich aus den eben angeführten Produkten vermuthen läßt, und weil Cuba die Hauptwaarenniederlage der meisten frühern spanischen Kolonien in Amerika nicht nur, sondern auch der europäischen Fabrikate ist, sehr bedeutend. Es pflegen auch beinahe alle spanischen und amerikanischen Schiffe bei ihrer Hin- und Zurückreise hier anzuhalten. Die Hauptgeschäfte machen jedoch die Engländer. Die Ausfuhr besteht hauptsächlich aus Tabak, Zucker, Kaffee, Kassia, Ochsenhäuten, Wachs, Baumwolle, Holz, allerlei Arten von Gewürze, Gold, Silber und Kupfer, welche 3 letzten Artikel bloß ins Mutterland kommen. Der Hafen von Havannah ist der Hauptstapelplatz des Handels der Insel. Im Jahre 1790 wurden für

1,295,570 Livres Tabak,
200,000 Ctr. Zucker, von 600 Mühlen, im Werthe 8 Mill. Livres,
20,000 Arroben Wachs,
6,000 Arroben Baumwolle, für
158,800 Livres Ochsenhäute, und für
1,964,500 Livres Gold, Silber und Kupfer

ausgeführt. Die vornehmsten Einfuhrartikel sind: Neger (sonst alle Jahre 12—1400), europäische Fabrik- und Manufakturwaaren aller Art, in Seide, Wolle, Baumwolle, Leinen, Metallen, Luxus- und Galanteriewaaren, Hausgeräthe, Papier, Bilder, Spiegel und andere Glaswaaren, allerlei Lebensbedürfnisse, Wein, Oel, Getreide, holländischen und englischen Käse, Mehl, Butter, englisch Bier u. s. w.

In dem Hafen von Havannah liegen zu jeder Zeit des Jahres eine Anzahl spanischer Gallionen und Registerschiffe, die aus Amerika nach Spanien abgehen. Unter jenen versteht man solche, welche der König von Spanien ehedem alle Jahre nach Amerika abschickte, um das Gold, Silber, die Diamanten und andere Edelsteine, die man dort gesammelt hatte, abzuholen. In den neuesten Zeiten hatte diese Art von Schifffahrt sehr abgenommen. Registerschiffe senden spanische Kaufleute, welche die Erlaubniß dazu erkauft haben, mit europäischen Waaren befrachtet, nach den spanischen Höfen in Amerika, um ihre Ladung daselbst gegen amerikanische Landesprodukte zu vertauschen. Den Namen Registerschiffe haben sie deßhalb erhalten, weil Alles, was auf diesen Schiffen aus Europa nach Westindien geht, vorher genau aufgezeichnet, oder in ein Register eingetragen werden muß, damit man gewiß wisse, daß die Kaufleute nicht mehr Waaren laden lassen, als ihnen der König gegen eine bestimmte Summe Geldes nach dem spanischen Amerika zu versenden erlaubt hat. Ehe man die Einrichtung mit den Registerschiffen machte, wurde jährlich eine Flotte, unter dem Namen der Silberflotte, theils auf Rechnung des Königs, theils mehrerer reichen und angesehenen Kaufleute, nach Westindien geschikt, sowohl um Gold, Silber, Diamanten und andere Edelsteine, auch Perlen, abzuholen, als auch Stückgüter dahin zu führen und von da wieder nach Europa zurückzubringen. Da aber schon seit mehreren Jahrzehnten zu beiden die Registerschiffe ohne weiteren Unterschied gebraucht werden, so ist der in der früheren spanischen Geschichte so glänzende Name Silberflotte jetzt ganz außer Gebrauch gekommen.

(Schluß folgt.)

Hr. Texier, von dessen Reisen in Kleinasien wir wiederholt (s. Ausland v. d. J. Nr. 16, 17, 19, 60, 61, 96, 97) Nachricht gegeben, hat auch eine Menge seiner Zeichnungen nach Paris geschickt, zu deren Beurtheilung von der Akademie eine Kommission, bestehend aus den Herren Quatremère de Quincy, Dureau de la Malle und Hase, niedergesetzt wurde. Diese hat denn auch einen Bericht abgestattet (s. Moniteur vom 29 und 30 Mai d. J.), der damit schließt, daß man den Reisenden dem Wohlwollen und der Unterstützung des Ministers empfiehlt, die Ansichten aber namentlich über die Skulpturen zu Bogazkeni, welche manches mit denen von Persepolis gemein haben, doch aber weit roher und auch ohne alle Schriftzüge sind, haben noch sehr viel Schwankendes, und das Resultat derselben ist eigentlich, daß sie nicht wußten, was sie daraus machen sollten. Wenn sich nicht aus spätern Untersuchungen ergibt, daß diese Denkmäler gleichfalls persischen oder wenigstens medischen Ursprungs sind, so möchte wohl wenig sich herauserklären lassen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 172. 21 Junius 1835.

Die Börse von London.

Die Londoner Börse, dieser große Geld= und Wechselmarkt, auf dem die meisten und bedeutendsten Geldanlehen von beinahe allen civilisirten Staaten der ganzen Welt gemacht, und wo der Kredit und die Kourse der inländischen und fremden Staats=Effekten regulirt werden, — der Versammlungs= und Berathungsplatz, wo eine kleine Anzahl in den höheren Ständen und der politischen Welt unbekannte Namen darüber entscheidet, ob den fremden Nationen die Kassen der britischen Kapitalisten geöffnet werden oder verschlossen bleiben sollen, je nachdem die politischen und finanziellen Zustände jener Völker mehr oder weniger Vertrauen einflößen, — dieser der Geldgier und Gewinnsucht seit langen Jahren weit geöffnete Kampfsplatz ist wenig mehr als dem Namen nach bei uns bekannt, was wahrscheinlich von dem Begriff, den man sich im Allgemeinen von einer Bank als einer bekannten Sache zu machen pflegt, herzurühren scheint. Es wird nämlich unter „Börse" der Versammlungsort von Kaufleuten und Banquiers zu einer gewissen Stunde des Tags verstanden, wo Handelsgeschäfte eingeleitet und abgeschlossen werden. Dieses ist zwar auch der Zweck der Londoner Börse, aber außer dem, daß in einer Handelsstadt wie London die Menge der Anwesenden außer allen Vergleich zu der Zahl der Mitglieder von andern Anstalten dieser Art steht, hat auch die Börse von London so vieles ihr ganz Eigenthümliche, und die Geschäfte ihrer allmählichen Entwicklung bis zur ihrer gegenwärtigen Einrichtung, besonders aber der unermeßliche Einfluß, den sie auf die Finanzen und die Politik zu erlangen wußte, alles dieses ist so anziehend und merkwürdig, um die Aufmerksamkeit eines jeden zu fesseln, wenn er auch durch seinen Stand mit ähnlichen Instituten in keine Verbindung gebracht werden sollte.

Lange Zeit hatten die von allen Nationen verabscheuten Juden einen sichern Aufenthalt in Spanien gefunden, als auch hier nach der Eroberung von Granada und der darauf folgenden Vereinigung der Königreiche, der Verfolgungsgeist eindrang und sich verbreitete. Die dem israelitischen Volke eigenthümliche Thätigkeit, Vorsicht und Gewandtheit in Geschäften hatte manchen von ihnen zu den ersten Stellen bei der Schatzverwaltung erhoben. Sie waren die ersten Räthe in Sachen des Finanzwesens bei den maurischen Königen und den Königen von Spanien; allein da sie während des Krieges die Mauren begünstigt hatten, nahm man von Seite Spaniens diese Parteinahme zum Vorwand, um das jüdische Volk aus dem Lande zu vertreiben. Religionshaß, Aberglaube und Unwissenheit der Spanier sind übrigens die hauptsächlichsten Ursachen zu jener unpolitischen Maßregel gewesen, den reichsten und thätigsten Theil der Bevölkerung zu verjagen, der nunmehr seine Industrie und seine Reichthümer in andere Länder mitnahm, wo er namentlich in Italien, den Niederlanden und in Holland zum Aufblühen des Handels ungemein Vieles beitrug.

Amsterdam, der Centralpunkt, wo diese geschäftserfahrenen und geldreichen Kapitalisten sich niederließen, erhob sich bald zum ersten Wechsels= und Handelsplatz der Welt. Als König Wilhelm nach England zur Thronbesteigung überging, benutzten mehrere jener Vertriebenen diese Gelegenheit unter dem Schutz desselben auch in diesem Lande Etablissements zu gründen.

Die Leidenschaft dieses Monarchen für den Krieg versetzte ihn häufig in Geldverlegenheit, und nöthigte ihn zu verschiedenen finanziellen Operationen, um sich dasselbe zu verschaffen. Eine beträchtliche Anleihe gab die erste Veranlassung (im Jahre 1694), die Bank von England zu gründen. Aber das diesem Institut ertheilte Privilegium, auf Juwelen, edle Metalle und andere werthvolle Gegenstände, welche als Unterpfand gegeben wurden, ausschließlich Geldvorschüsse machen zu dürfen, würde für dasselbe ohne den Beistand und Vermittlung von intelligenten und in diesen Geschäften erfahrenen Personen nutzlos gewesen seyn. Einen solchen Beistand fand die Bankdirektion bei den eingewanderten Israeliten, die sich bald der Bank als Rathgeber, Unterhändler ꝛc. unentbehrlich zu machen wußten. Der Freibrief der Bank enthielt unter Anderm eine Klausel, daß das Kapital der Bank und die jährliche Dividende übertragen und angewiesen werden könnten, zu welchem Zweck auf dem Büreau des Gouverneurs der Kompagnie der Bank von England Register, worin alle dergleichen Transaktionen einzutragen, geführt werden sollten. Es war folglich unmöglich in Ansehung der Fonds eine Vermehrung oder anderweitige Veränderung vorzunehmen. Die Erfahrungen und Kenntnisse der Juden in gleichen Geschäften mußten hier aushelfen, und so nahm die Agiotage im Schoße der Bank selbst ihren Ursprung.

Unter den nachfolgenden Regierungen vermehrten sich die Kriege,

mit diesen zugleich die Staatsschulden und auch die Agiotage. Jede Schlacht, sie mochte gewonnen oder verloren seyn, gab den Börsenmännern eine erwünschte Gelegenheit zu neuen Kombinationen; alle Arten von Betrug und Hinterlist wurden dabei in Bewegung gesetzt. Der reiche Jude Medina begleitete den großen Marlborough auf seinen Feldzügen, und ward so in Stand gesetzt, die ersten Nachrichten von den Schlachten von Oudenarde, Malplaquet und Blenheim nach London zu senden, wodurch ungeheure Summen gewonnen wurden, eine Verfahrungsweise, welche in neuerer Zeit nach den Schlachten in Spanien, Deutschland, Frankreich, namentlich nach dem Sieg von Waterloo, und bei vielen andern wichtigen Ereignissen, Nachahmung gefunden hat.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Russland.

Taganrog.

(Schluß.)

Nach den Landesgesetzen dürfen Leibeigene mit nicht mehr als 25 Ruthenstreichen von ihren Herrn gezüchtigt werden. Diese Art der Bestrafung achtet man in Rußland für weit schimpflicher, als die Knute, welche eigentlich mehr für die schon höher stehenden Klassen ist. Ob man jene Zahl gerade immer genau inne hält, davon will ich ein Beispiel erzählen. Ich war zugegen, als ein Deutscher, welcher als Beamter angestellt war, in Untersuchung kam wegen Ueberschreitung des Maßes einer solchen Bestrafung. In der Klage hatte der Bestrafte angegeben, es seyen ihm mehr als 300 Streiche gegeben worden. Konnte der Beamte überführt werden, so mußte er, den Landesgesetzen zufolge, nach Sibirien wandern. Die Untersuchung ging vor sich, wie sie aber ungefähr durchgeführt wurde, werden Sie errathen, wenn ich Ihnen sage, daß dem Richter zuvor angedeutet worden war, nicht außer Acht zu lassen, daß der Verklagte ein Ausländer sey. Der Leibeigene brachte nun seine Klage vor. Auf die Frage des Richters: wie viel Streiche er erhalten habe, antwortete er, es könnten wohl über 300 gewesen seyn. Also Du kannst es nicht genau angeben, wie viel deren waren, hast sie auch wohl nicht gezählt? Nein! war die Antwort, aber hiezu kam die Wiederholung von der Zahl 300. Jetzt wurden die Zeugen verhört. Ihre Aussage war ziemlich dieselbe, kein Einziger aber konnte eine genaue Zahl angeben. Jetzt trat der Verklagte vor und behauptete ohne alle Umschweife, er habe nicht mehr als 20 Streiche geben lassen; der welcher sie ertheilt hatte, sagte dasselbe aus, und beide stimmten darin überein, daß, da der Bestrafte die Streiche nicht gezählt habe, er auch gar nicht Einmal wisse, ob er 10 oder 20 erhalten habe; der Schmerz möge ihn wohl verwirrt gemacht haben, daß er immer anstatt eines mehr denn zehn erhalten zu haben glaubte. Kein Zeuge konnte zu Gunsten des Bestraften etwas Bestimmtes über die Zahl angeben, und der Verklagte ward ohne weiteres freigesprochen.

Dieß scheint allerdings eine Gerechtigkeit, welche uns Deutschen hart und ungerecht erscheint. Man muß jedoch alle Nebenumstände erwägen. So gelehrig auch der Russe ist, und so bereitwillig er sich zu Allem zeigt, was ihm als vortheilhaft einleuchtet, und so gewiß man von ihm erwarten kann, er werde im wörtlichen Sinne für uns durchs Feuer gehen, wenn er uns Einmal gänzlich ergeben ist; eben so halsstarrig und aufsätzig ist er auch, wenn er etwas thun soll, was gegen seine Neigung ist. Nun begünstigt, wie ich schon bemerkte, die Regierung die Ausländer auf alle Weise, was aber diese gerade dem gemeinen Russen verhaßt macht. Zudem ist dieser von Natur etwas träge und liebt, wie der Italiäner, das Dolce far niente. Dieß macht denn dem fremden Beamten einen schweren Stand, und wenn dieser jung ist und warmes Blut hat, so ist es wohl kein Wunder, wenn er in der Bestrafung zuweilen das Maß überschreitet. Hiezu kann man noch durch den Umstand hingerissen werden, daß gewöhnlich diejenigen Leibeigenen die ergebensten und tüchtigsten Arbeiter werden, welche Einmal so recht exemplarisch bestraft worden sind.

Im Auslande bildet man sich gewöhnlich ein, es sey der gemeine Russe ein Trunkenbold, und hiezu wird man durch den Umstand veranlaßt, daß er die starken Getränke liebt, und diese in der Regel gar nicht geistig genug haben kann. Man irrt aber in dieser Meinung. Im Gegentheil ist der Russe mäßig, nüchtern und sparsam, und hat eine besondere Neigung etwas zu erübrigen und zu sammeln. Trunkenbolde, wie z. B. zuweilen unter den Einwanderern sich zeigen, werden verachtet und man flieht ihren Umgang.

Taganrog liegt ungefähr mit Wien unter gleicher nördlicher Breite, hat aber in der Regel den Winter strenger, so wie den Sommer heißer. Dieß gilt jedoch mehr von der Umgegend, denn an der Meeresküste wird die Luft in beiden Fällen gemäßigt. Ob nun gleich Südfrüchte zunächst hier nicht erzeugt werden, so fehlt es keineswegs daran, weil öfters ganze Schiffsladungen derselben aus Smyrna und zwar so frisch und schön ankommen, als wären sie erst des Tages zuvor von den Bäumen abgenommen worden. Man entbehrt überhaupt hier wenig, was zum höhern Lebensgenusse gehört.

Wenn ich Ihnen von hier aus Mehreres über die russische Leibeigenschaft schrieb, so hat dieß keinen Bezug auf das Land, in welchem ich mich gerade befinde. Denn es ist dieß der Distrikt der donischen Kosaken, oder das eigentlich sogenannte Donland. Dieß hat eine Menge von Privilegien und Freiheiten, wie nur irgend eines in Europa haben kann. Der donische Kosak ist freier und unbeschränkter Herr seines Eigenthums, er erwirbt was er Lust hat, übt Jagd und Fischerei so weit sein Eigenthum geht, und hat wenig oder gar keine Abgaben. Man findet daher viel Wohlhabenheit bei ihm, zumal er, wie ich eben vom Russen überhaupt sagte, haushälterisch und sparsam ist. Er liebt den Putz und macht bei feierlichen Gelegenheiten nicht geringen Staat.

Wie muthig er sey und welches Vergnügen er an der Jagd finde, besonders wenn einige Gefahr damit verbunden ist, davon will ich hier ein Beispiel erzählen. Ich war bei einem Gastfreunde an der Gränze des ekaterinoslawschen Gouvernements und des Donlandes. Zwischen beiden fließt der Donez (kleine Don), welcher ins azowsche Meer mündet. Wir waren gerade am Ufer, als wir einen Kosaken einen Wolf jagen sahen, den

er in einem Eisen gefangen hatte, aus welchem sich das Thier zu befreien wußte. Jedoch war es dabei an einem seiner Läufe (Beine) so verwundet, daß es nur auf dreien ging, der Kosak verfolgte ihn mit einer Axt, konnte ihn aber nicht einholen und der Wolf suchte über den Fluß zu entfliehen. Der Kosak hatte schnell keinen Kahn bei der Hand. Zufällig befand sich einer von meinem Gastfreunde am jenseitigen Ufer. Er rief einige Entschuldigungen herüber und bat um die Erlaubniß, sich dessen bedienen zu dürfen, während er ihn schon losband und bestieg. Nun ruderte er aus Leibeskräften dem Wolfe nach, holte ihn mitten im Flusse ein und versetzte ihm mit seiner Axt einen solchen Hieb über den Kopf, daß er auf der Stelle todt war. Triumphirend zog er ihn aus dem Wasser und brachte ihn auf unsere Seite, um für den Kahn zu danken und das erlegte Thier zu zeigen.

Ein Anderer erzählte mir mit funkelnden Augen, wie er in ein Paar Wolfslagern in dem einen drei, im andern vier Junge gefunden habe. Ich bemerkte ihm, er habe sie doch sogleich weggenommen und getödtet! Da sah er mich ganz verwundert an, ungefähr wie ein recht eifriger Jagdliebhaber den ansehen würde, welcher ihn fragen wollte, ob er junge Hasen und Rebhühner, oder junge Rehe weggenommen und getödtet habe. Denn es ist die Wolfsjagd eine der Hauptvergnügungen der Kosaken.

Nachrichten von der Küste von Afrika.

Die Naval and Military Gazette theilt nachstehendes aus der Kapstadt vom 21 Januar d. J. datirte Schreiben mit, dessen Verfasser zwar nicht genannt, der aber höchst wahrscheinlich kein anderer ist, als der in diesen Blättern bereits öfter erwähnte, auf einer Reise in Afrika begriffene Kapitän Alexander.

„Ich erfülle mein Versprechen Ihnen von den Antipoden aus zu schreiben. Der Krieg mit den Kaffern erregt hier viel Lärm und Unruhe. Nach einer langen Reise hoffte ich, ehe ich nach der Ostküste aufbräche, hier einiger Ruhe zu genießen, als gerade in dem Augenblick, wo wir in der Simons-Bai vor Anker gingen, die Nachricht an Bord kam, daß die Kaffern in großer Anzahl über den großen Fischfluß gegangen seyen und einen verheerenden Einfall auf das englische Gebiet gemacht hätten; daß das Militär der verschiedenen Gränzposten sich auf Grahamstown zurückgezogen habe; daß die Kaffern die wehrlosen Pflanzer ermordet, ihre Pflanzungen angezündet, 80.000 Stück Hornvieh nebst 1500 Pferden und unzähligen Schafen weggetrieben hätten, und daß der Gouverneur nebst seinem ganzen Stab nach Grahamstown abgegangen sey. Da ich besondere Geschäfte mit N. abzumachen habe, so rüste ich mich mit Sr. Majestät Sloop Wolf nebst einigen Artilleriestücken zu Befestigung der jetzt ganz offenen und bloßgestellten Algoa-Bai abzufahren.

„Die Reise mit der Fregatte Thalia, dem Flaggenschiffe des Gegenadmirals Campbell, Marine-Oberkommandanten an der Küste von Afrika, war wegen der Menge von Punkten, die sie auf ihrer Fahrt nach dem Kap berührte, von besonderem Interesse. Es war eine Beobachtungsreise rund um die westliche Küste von Afrika, und wir kamen nach Madeira, Teneriffa, dem Gambia, Sierra Leone, Cape Coast Castle und Accra (an der Goldküste), Prinzen-Insel (Bucht von Biafra), St. Helena, Ascension und dem Kap.

„Wir verließen England am 10 September, und da wir allenthalben drei oder vier Tage verweilten, so war unsere Reise nichts weniger als ermüdend. Auf Madeira fanden wir die Landleute mit der Weinlese beschäftigt und ihre Füße mit Traubensaft gefärbt, weil man hier die Trauben mit den Füßen keltert. Wir besuchten den Coral, oder die große Schlucht, fanden den nördlichen Theil der Insel im Aufstande und die Konstitutionellen wegen Don Pedro's Tod muthlos. Zu Madeira trafen wir auch den Gouverneur von Bombay (Sir R. Grant) und das Dampfboot Dee, das wegen eines Gerüchts von einem Aufstande der Neger zu Tabago, Antigua u. s. w. nach Westindien eilte. Auf Teneriffa fanden wir den Handel stockend; auf der Insel herrschte wegen Mangel an Bäumen auf den Anhöhen eine allgemeine Dürre, und die Armen lebten seit vier Monaten von den Früchten der Opuntia, und aßen sogar die Rinde des Feigenbaums. Das Militär benahm sich sehr unhöflich gegen uns, denn seit der Zurücktreibung des unsterblichen Nelsons halten sie sich hier für Helden. Sechs unserer Offiziere und der Pfeifer des Admirals sprangen am Ende des Dammes (wo Nelson den Arm verlor) in das Wasser, und bemühten sich das Boot zu erreichen, das hier scheiterte, doch kam niemand ums Leben.

„Zu Bathurst am Gambia, wo Admiral Warren mit Admiral Campbell die Flaggen austauschte, war ich der einzige Offizier von der Fregatte, der ans Ufer kam. Ich erfuhr hier, daß auf dem 500 Meilen weit schiffbaren Gambia ein bedeutender Handel getrieben werden könne. Zu Bathurst fand ich nur 26 Engländer, worunter einige recht gute Leute, andere aber schon um 5 Uhr des Nachmittags betrunken waren, und die dann ihr Fieber und sonstiges Uebelbefinden wie gewöhnlich dem „höllischen Klima Afrika's" schuld gaben. Die von den Sklavenschiffen befreiten Neger werden jetzt am Gambia, und, befremdlich genug, mitten in Sümpfen untergebracht. Ich fand hier den einzigen noch lebenden Gefährten der Reisenden Oudney, Denham und Clapperton, den Zimmermann Hilman, ebenfalls am Gambia, der auch das Grab Bowdichs, des Reisenden nach Ashantee, ist.

„Zu Sierra Leone fand ich 50.000 freie und verhältnißmäßig gewerbfleißige Schwarze; doch fehlt es der Kolonie an einem bequemen Stapelplatze. Der Holzhandel lag dieses Jahr fast ganz darnieder, weil den Vorsteher desselben, Herrn M'Cormick, ein Unglück betroffen hatte, und an dem kleinen Flusse Mitumba kein Holz mehr zu fällen übrig war. Der Gouverneur, Major Temple, war eben gestorben; er hatte den Meridian seines Lebens bereits überschritten, als er vor neun Monaten hieher kam, und wurde vom Fieber befallen, weil er während der Regenzeit beständig umherritt, und gegen den Rath der länger hier Lebenden sich mit dem Trinken nicht gehörig in Acht nahm. Ich besuchte die Gräber der fünf Gouverneurs, welche die Kolonie seit 1825 gehabt hat: Denham, Turner, Lumley, Sir P. Campbell und Temple.

„Die britischen Forts und Niederlassungen von Cap Coast, Dixcove, Annemaboe und Accra an der Goldküste befinden sich unter ihrem Gouverneur Maclean im besten Zustande, und der schlechte Ruf, den sich die Goldküste wegen der großen Sterblichkeit unter dem ausschweifenden afrikanischen Korps erworben hat, kommt den wenigen hier lebenden englischen Kaufleuten gut zu Statten, denn ihr Gewinn muß ungeheuer seyn. Von Cap Coast Castle allein betrug der Werth der Ausfuhr im vergangenen Jahre an Goldstaub, Palmöl, Elfenbein u. s. w. mehr als 200.000 Pfd. St. Zu Cap Coast Castle leben zwölf englische Kaufleute, vier zu Accra und ungefähr dieselbe Zahl zu Dixcove und Annemaboe. Die Ashantees sind ruhig, und wegen des trefflichen Benehmens des Gouverneurs Maclean den Engländern geneigt.

„Die Prinzen-Insel ist eine sehr fruchtbare Besitzung der Portugiesen; hohe malerisch und phantastisch geformte Felsen erheben sich inmitten einer üppigen Vegetation, allein man überläßt die Insel fast ganz der Natur, und der schlechten Verwaltung wegen bezieht das Mutterland keine Einkünfte von ihr. Die Bevölkerung beläuft sich auf 5000 Seelen, mit Ausnahme von 12 Lissabonern, lauter Negersklaven von der Küste. Ich ging baarfuß durch die Insel, von West-Bay bis nach Port Antonio, eine Entfernung von 10 Meilen, auf einem Pfade, der bergauf, bergab und durch Wasser führte, um mit dem Gouverneur zu sprechen. In St. Helena fanden wir die Bewohner in einem sehr zerrütteten und unbehaglichen Zustande, worüber eben an den König berichtet werden sollte. Die Insel wäre bedeutender Unternehmungen fähig, da aber die Bewohner von der ehrenwerthen Kompagnie ernährt und dadurch verwöhnt werden, so bringen sie nur wenig vor sich. Im Jahre 1829 kamen 500 und im Jahre 1831 600 Schiffe nach St. Helena. Im vergangenen Jahre kostete die Insel der Kompagnie 100.000 Pfd. St., ein ganz nutzlos verschwendetes Geld.

„Die Kolonie Ascension, unter dem Kommandant Bate, zählt 300

Seelen, theils befreite Sklaven, theils Weiße. Die Befestigungen sind sehr gut angelegt, und man arbeitet noch täglich daran. Das Klima ist gesund, weil es trocken ist; die Insel liegt bekanntlich nur 7° von der Linie entfernt. Wenn die Kasernen, Offiziersquartiere, Cisternen, Vorrathshäuser und Alles fertig seyn wird, so sollen 60 Marinesoldaten und 40 Neger die Besatzung bilden. Der Preis der Schildkröten auf Ascension ist 2 Pfd. 10 Sch. für das Stück; man fängt nichts als Weibchen, und alle sind im Durchschnitt 4 bis 500 Pfund schwer. Wo die Jungen eine solche Größe erreichen ist ein Geheimniß.

„Einen Monat lang erhielt ich ein Gemach unter dem untern Verdeck, unter Wasser, wo ich die Temperatur heiß und feucht fand; am Gambia zeigte das Thermometer 86° F.; später wurde mir jedoch eine Kajüte angewiesen.“

Das Gouvernement und die Hauptstadt Havannah auf der Insel Cuba.

(Schluß.)

Fabriken und Manufakturen findet man sehr sparsam, so wie überhaupt der Gewerbfleiß auf dieser Insel noch auf seiner niedrigsten Stufe steht. Kaum trifft man (und auch dieß nur höchst nothdürftig) die unentbehrlichsten Künste und Handwerke an. Beinahe alle Lebens- und Kleidungsbedürfnisse werden aus Europa eingebracht, und nur wenige Zweige für den inländischen Erwerb bearbeitet. Gegen 400 Zuckermühlen sind jedoch fast beständig im Gange, welche vortrefflich raffinirten Zucker liefern, der dem holländischen und Hamburger gleichkommt, und wovon alle Jahre mehr denn 200,000 Centner nach Europa ausgeschifft werden. Auch gibt es einige Wachsbleichen, in denen weißes Wachs von der besten Güte verfertigt wird. In der Hauptstadt Havannah sind auch einige Tabaksfabriken, Schiffswerfte und Webereien in groben Zeugen. Die hiesigen Kolonisten sind unter allen spanischen in Amerika noch die fleißigsten und arbeitsamsten, besonders treiben sie den Handel mit dem unermüdetsten Fleiße und führen dabei eine sehr luxuriöse Lebensart, wozu ihnen ihre erworbenen Reichthümer hinlängliche Mittel an die Hand geben.

Wie wir schon vorhin bemerkten, wird die Insel Cuba in 2 Gouvernements getheilt, in das Gubernio de la Havannah, den westlichen Theil der Insel, und das Gubernio de la Cuba, oder den östlich liegenden Theil. Beide stehen unter einem Generalkapitän oder Gouverneur, welcher ehedem auch mit über Louisiana und Florida zu gebieten hatte, jetzt aber bloß über Cuba gesetzt ist und seinen Wohnsitz in der Hauptstadt Havannah hat.

Das Menschenkapital der ganzen Insel an Europäern, Negern, Kreolen, Mulatten, Mestizen und andern farbigen Leuten beträgt etwas über eine halbe Million. Indianer, oder ursprüngliche Bewohner, sind nur noch wenige mehr vorhanden. Ihre Vorfahren waren, wie aus Columbus Entdeckungsgeschichte bekannt ist, gutmüthige, furchtsame, friedliche, gastfreundliche Menschen, welche die verabscheuungswürdige Gewohnheit, die Gefangenen und überhaupt ihre Feinde zu essen, nicht kannten, folglich hierin von den häßlichen Karaiben sehr unterschieden waren. Sie verabscheuten den Diebstahl, Luxus, die Unkeuschheit und Falschheit, wurden aber von den Spaniern, wie überall, auf eine treulose und grausame Art behandelt und fast gänzlich ausgerottet. Die jetzigen Einwohner sind ganz andern Stammes und lauter fremde Ankömmlinge. Es leben unter ihnen sehr viele Spanier, auch Engländer und Franzosen. Die Zahl der Neger steigt über 50,000, und ihr Loos ist, wie allenthalben in Amerika, sehr traurig.

Die Einkünfte der Insel betragen, nach Abzug der Verwaltungskosten für die Krone beinahe 2½ Millionen Livres. Die Regierung gibt zum Anbau und Aufkauf des Tabaks auf der Insel jährlich 2,272,000 Livres aus; 1,350,000 Livres gehen für die Unterhaltung der Festungswerke auf, und 2,160,000 für die gewöhnliche Besatzung, welche nicht mehr als höchstens 10,000 Mann beträgt; 5,780,000 Livres endlich für die Marine, welche aus einigen Kriegsschiffen und mehreren Transportschiffen besteht.

Die Hauptstadt der ganzen Insel ist Havannah. Sie liegt unter dem 23 Gr. 12 Min. der Nordbreite, in dem gleichnamigen Gouvernement, der südlichen Spitze von Florida gegenüber, an der Nordwestküste, eine ansehnliche, feste und regelmäßig gebaute Stadt mit 2000 Häusern und mehr als 57,000 Bewohnern. Ihr Hafen ist einer der schönsten und geräumigsten in ganz Amerika, indem mehr als 1000 Schiffe in demselben sicher und bequem Platz haben. Er wird durch mehrere starke Batterien hinlänglich geschützt. Die Häuser sind alle von Stein, aber nur 1 Stockwerk hoch, wahrscheinlich zur Sicherheit bei etwa entstehenden Erdbeben. Die Straßen, welche des Nachts erleuchtet werden, sind gepflastert und nach der Schnur gezogen. Hier ist der Mittelpunkt des spanisch-amerikanischen Handels, der große Marktplatz für europäische und westindische Waaren aller Art, der Hauptsitz der Schifffahrt in diesen Gewässern, weßhalb auch große Magazine und Werfte hier angelegt sind, der Sitz des Generalkapitäns, so wie einer Generaladministration des Corsros, d. i. des Oberpostamts. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich vornehmlich die Kathedralkirche, der Palast des Gouverneurs, das Findelhaus, das große See- und Landhospital, ein ansehnliches Schauspielhaus, das Coliseum zu Stiergefechten, welche, so wie die Hahnenkämpfe und Bäder, zu den vornehmsten Vergnügungen der Einwohner gehören, das Zeughaus, das Fort la Fuerza, so wie auch einige schöne Klöster und Magazine, nebst der Börse aus. Die Einwohner sind theils Europäer, theils Neger und Mulatten, welche guten Tabak verfertigen. Es werden hier nicht nur Kauffahrteis, sondern auch Kriegsschiffe gebaut, zu welchem Ende ein besonderes Departement der Marine mit einem Kommandeur eingerichtet ist, welcher die Eskadre, Barlovento genannt, befehligt, die beständig hier liegt, theils zur Sicherheit der Küsten, theils zur Begleitung der abgehenden und ankommenden Flotten. Es ist hier auch eine sogenannte Universität — weiter nichts als eine gelehrte Schule — ein Seminarium, eine patriotische Gesellschaft zur Beförderung des Akerbaues, der Industrie und Künste, auch einige Armenanstalten. Der liebste Ergötzungsort der Einwohner ist die Almeda, eine schöne Gegend außerhalb der Stadt. Zur Vertheidigung der Stadt sind mehrere Kastelle und Batterien angelegt. Die vielen vornehmen und reichen Familien dieses blühenden Handelsplatzes machen einen großen Aufwand und vielen Staat. Der Hafen ist zu allen Zeiten mit vielen Schiffen besetzt, und der Handel beträchtlicher, als irgendwo in Amerika, weil er der Sammelplatz aller aus Mexiko nach Spanien zurückkehrenden Schiffe, so wie die Niederlage von allem Gold, Silber und Edelsteinen aus Mexico ist; daher findet eine starke Konkurrenz statt, und die Reichthümer dieser Stadt sind groß. So lange sonst die spanisch-amerikanischen Flotten im Hafen lagen, war hier eine immerwährende Messe.

Literarische Notizen.

Die durch die Reise des Kapitäns Roß neu angeregten Untersuchungen über den nördlichen Magnetpol haben einen Herrn Rudge veranlaßt, die bisherigen Beobachtungen über den südlichen Magnetpol fortzusetzen. Tasman bemerkte auf seinen Entdeckungsreisen in den Jahren 1642 und 1643 unter 42° 25′ s. Br. und 160° L. von Paris eine anhaltende Unruhe der gewöhnlichen horizontalen Magnetnadel. Nehme man nun an, daß der südliche Magnetpol damals in der Nähe dieser Stelle sich befand und seitdem gegen Osten zurückwich, so müsse derselbe sich, meint der Verfasser, jetzt etwa unter dem 43° s. Br. und südöstlich von Madagascar finden.

*

In Frankreich hat man kürzlich die Akten einer Untersuchung über den Stand des Handels aufgefunden, die im Jahre 1604 auf Befehl Heinrichs IV unternommen wurde.

*

In London ist von einem Herrn Lord eine Schrift über Algier und die benachbarten Staaten erschienen, welche die Geschichte der französischen Okkupation und die später erfolgten blutigen Gräuel mit starken Farben schildert, und die Folgen nachweist, welche die unkluge tyrannische Behandlung der Eingebornen bereits gehabt hat.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 173. 22 Junius 1835.

Reisen eines Hindu.

(Zweiter Artikel.)

Die Türkisminen in Nischapur.

Wir wählen aus einem andern Theil des Tagbuchs von Mohun Lal die Beschreibung der Türkisminen in der Nähe von Nischapur, die bis jetzt nur aus der Reise von Fraser in Khorasan einigermaßen bekannt sind.

2ten Oktober. „Wir verließen das Dorf Maaden, und besuchten die Türkisgruben, welche zwei englische Meilen davon an dem Abhange eines Berges liegen. Der Weg steigt zuerst gelinde auf, und geht dann plötzlich steil an die Oeffnung einer Höhle herab, welche durch die Ausgrabungen von Türkisgestein gebildet worden ist. Wir stiegen zwischen Haufen von Schutt und Felsstücken bis wir uns in völliger Dunkelheit befanden, man brachte bald Licht, und wir konnten die sonderbare Höhle untersuchen. Die Lage der Türkise in dieser Mine war nicht reichhaltig, und man sah sie nur an einigen Orten in kleinen Streifen im Gesteine hinlaufend, vermischt mit vielen Metallen, besonders mit Eisen. Wir sammelten einige Specimen und begaben uns dann nach andern Minen, die jenseits eines steilen Hügels in einem Thale liegen, in welchem man große Haufen von Schutt sieht, aus dem man die Edelsteine schon ausgesucht hat. Wir kamen in ein großes Zimmer von bedeutender Höhe, das mich an die arabischen Mährchen von Tausend und Eine Nacht erinnerte. Die Türkise fanden sich hier in großer Menge, theils in Adern an den Wänden hin, theils in Klumpen wie Trauben, und an der Decke war der Felsen in alle Farben des Lapislazuli von Badakschan gefärbt; diese blaue Farbe kommt vom Kupfer und gibt dem Stein einen scharfen Geschmack, wahrscheinlich kommt von dem Kupfer auch die Farbe der Türkise; wir bemerkten auch Alaun und eine gelbe Substanz wie Schwefel.

„Diese Mine ist seit einiger Zeit nicht bebaut worden, die Bewohner von Maaden begnügen sich unter den alten Fragmenten früherer Ausgrabungen zu suchen, um sich die Mühe und Kosten neuer Gänge zu ersparen. Wir besahen eine Menge alter Minen, und fanden endlich Eine die gerade bebaut wurde. Das Verfahren dabei war sehr barbarisch, die Arbeiter zerschlugen eine Menge von Edelsteinen oder übersahen sie, und auch hier begnügten sie sich fast immer mit den Resten aller Ausgrabungen, deren Schutt aus der Mine gebracht und untersucht wurde. Die Stücke, welche Edelsteine zu enthalten schienen, wurden ausgeschieden, und in einen Bach getragen, wo sie gewaschen und ausgetreten wurden; nach einigen Stunden erschien die blaue Farbe der Türkise, man kehrte den Schutt um und um, sammelte die Stücke die einigen Werth hatten, und warf sie in einen alten Schuh. Wir sahen keine von großem Werthe, und der ganze Ertrag war unbedeutend, obgleich für die Arbeiter, welche sie aus dem Gestein scheiden und poliren, der Gewinn noch ansehnlich genug ist.

Die Gruben sind gänzlich in den Händen der Bewohner von Maaden, welche keine Fremden zulassen, um den Ertrag unter sich allein zu theilen. Ihre Instrumente sind schlecht und unwirksam, so daß der wahre Werth der Minen sich nicht beurtheilen läßt, bisweilen werden die Gruben von Grundwasser überschwemmt und dann aufgegeben. Wenn man die Felsen mit Pulver sprengte und europäische Bergleute dazu anstellte, so könnte die persische Regierung einen bedeutenden Gewinn daraus ziehen; allein die Besitzer scheuen sich viele Kosten darauf zu verwenden, aus Furcht, daß der König und die Gouverneurs von Khorasan ihren Theil an dem Gewinn verlangen möchten; sobald ein Edelstein von großem Werthe entdeckt wird, schickt man ihn auf fremde Märkte, um ihn der Habsucht der Regierung zu entziehen, daher findet man auch in den Bazars von Mesched nur selten einen guten Türkis. Die Bergleute kennen den Werth der Steine sehr gut, und wissen, daß ihre Farbe von dem Einfluß des Wetters leidet, so daß ein Türkis heute die beste Farbe haben und morgen ganz trüb seyn kann. Wenn sie ins Wasser getaucht werden, so nehmen sie eine schöne blaue Farbe an, und durch dieses Mittel werden Reisende oft betrogen. Die Steine werden immer in Partien verkauft, welche gute und schlechte Stücke enthalten, und deren definitiver Werth ungewiß ist. Die Bewohner von Maaden sind so eifersüchtig auf Fremde, daß sie sich verbergen, wenn jemand kommt, der die Gruben zu sehen wünscht, wie wir selbst erfahren haben. Die Art die Steine zu schneiden, ist sehr einfach, sie werden mit Einer Hand auf ein kleines Rad gedrückt, das mit der andern gedreht wird, bis sie hinlänglich polirt sind. Dann werden sie auf einen kleinen Stab mit Siegellack geklebt, und so zum Verkauf ausgesetzt."

Die Börse von London.

(Fortsetzung.)

Bereits im Anfange des 18ten Jahrhunderts hatte sich die Zahl der Börsespekulanten und ihrer Unterhändler so sehr vermehrt, daß der ihnen zu den Zusammenkünften überlassene Raum in dem Bankgebäude zu enge und beschränkt geworden war, es mußte daher ein geräumigerer Vereinigungsplatz gewählt werden: zu diesem Zweck erhielt der sogenannte „Wechseldurchgang" die Beistimmung der Mitglieder dieser Börsenkorporation. Der außerordentliche Gewinn, der auf diesem neuen Mittelpunkt der Agiotage gemacht wurde, die eben nicht ehrenvollen Mittel, welche die Meisten zur Erreichung ihres Zweckes anwandten, und die Anmaßung und das insolente Benehmen der reichen Emporkömmlinge mußten um so mehr Aufsehen machen und Erbitterung erregen, als eine ähnliche Geschäftsbehandlung und Handlungsweise dem ernsten, überlegenden Charakter des Engländers bisher fremd geblieben war. Auch findet man in den Schriftstellern der damaligen Zeit genugsame Beweise, mit welchem Abscheu und Verachtung man diese Gesellschaft betrachtet. Der Eine nannte sie „eine teuflische Korporation," ein Anderer sagt: „das von dieser Gesellschaft befolgte System bestehe in der Kunst zu hintergehen und zu betrügen, und alles Gute was man allenfalls von ihren Mitgliedern sagen könne, wäre, daß sich vielleicht zwei rechtliche Männer darunter befänden;" ein Dritter macht den Vorschlag, das Nest zu zerstören und alle Lebende über die Klinge springen zu lassen. Dieses sind freilich Uebertreibungen im Geiste des Zeitalters, jedoch ist so viel ausgemacht, daß die Börsenspekulanten allgemein verachtet, und ihre Operationen der öffentlichen Wohlfahrt für sehr nachtheilig gehalten wurden.

Alle diese Angriffe dienten aber zu nichts, und nach Maßgabe der zunehmenden Verschleuderung öffentlicher Gelder, welche schon damals die Minister sich zu Schulden kommen ließen, erweiterte sich die Börse. Die Regierung sah sich zwar zuletzt durch die so laut als ernst ausgesprochene Volksmeinung gezwungen, die Operationen der Gesellschaft, welche im Geheimen von ihr begünstigt wurde, in gesetzliche Schranken zurückzuweisen, allein der Geiz, die Begierde, schnell und auf eine leichte Art Reichthümer zu erwerben, diese Leidenschaften sind zu erfinderisch und sinnreich, um nicht Mittel aufzufinden, die Gesetze des Landes zu umgehen, so daß alle jene angeordneten Beschränkungen erfolglos blieben. Die Gesellschaft vergrößerte sich fortwährend, und wählte ein anderes Lokal, den Passage-Sweeting zum Orte ihrer Zusammenkünfte. Das Kaffeehaus Gearaway hielt man besonders geeignet und passend zu Geschäftsverhandlungen; hier war der Eintritt gegen Erlegung eines kleinen Beitrags gestattet.

Diese aus so vielen reichen Geschäftsleuten bestehende Korporation hatte demnach ein sehr bescheidenes Lokal für ihre wichtigen Verhandlungen gewählt; als aber in dem denkwürdigen Jahre 1802 der Staat eine Anleihe von der ungeheuern Summe von 49 Mill. Pf. St. (über 580 Mill. Gulden) eröffnete, schien es denn doch diesen Männern, welche jener großen Finanzoperation zur Stütze dienten, endlich an der Zeit, aus der abgelegenen und dunkeln Stätte ihrer bisherigen Wirksamkeit hervorzutreten, und einen der Wichtigkeit und Größe ihrer Geschäftsverhandlungen würdigen Vereinigungsort zu wählen. Unter diesen Umständen und bei den veränderten Ansichten der Gesellschaftsmitglieder wurde die Aufführung eines Börsengebäudes in Vorschlag gebracht, dieser angenommen, Subscribenten gesammelt, und noch im nämlichen Jahre mit dem Bau an der gegenwärtigen Börse der Anfang gemacht. Zugleich ernannte man eine Kommission und einen Ausschuß von 30 Mitgliedern, und so gestaltete sich die ehemalige Gesellschaft zu einer regelmäßigen Korporation und zu einem wahrhaften Monopol. Es erfolgte nunmehr auch eine öffentliche Erklärung des Inhalts: „das Komité für die öffentlichen Geschäfte wird denjenigen Personen, welche es zur Aufnahme für geeignet betrachtet, den Zutritt zur Börse von London gegen Erlegung eines durch das Komité der Administratoren zu fixirenden Betrags gestatten, um daselbst die Geschäfte der Agiotage zu betreiben." (Siehe das Grundgesetz Nr. 37.)

Das Grundgesetz enthält ferner folgende Bestimmungen: es wird ein Präsident und ein Vicepräsident gewählt und ein Komité ernannt, dem die Verwaltung, Regie und Leitung der Geschäfte übertragen ist, mit Ausnahme jedoch der Geldverwaltung und der Aufsicht über die Börsegebäude. Die Börse hat auch ihre Reglements, deren Bestimmungen zum Theil sehr strenge sind. So ist jedes Mitglied dieser Korporation verpflichtet, den Berathungen über allgemeine Gegenstände, wenn es dazu aufgefordert wird, beizuwohnen; das Komité kann jedes Mitglied schlechter Aufführung wegen ausschließen; Fremden, welche nicht naturalisirt sind, ist die Aufnahme versagt, es sey denn, daß sie sich fünf Jahre lang ununterbrochen in England aufgehalten haben: ein Mitglied, das andere Geschäfte als diejenigen der Börse übernimmt, hört auf ein Mitglied der Börsegesellschaft zu seyn.

Mit der Aufnahme sind viele Förmlichkeiten verknüpft. Der neu Aufzunehmende erscheint vor dem Präsidenten des Komités, ist es ein Engländer mit drei oder vier, Fremde mit fünf Mitgliedern der Gesellschaft; der Präsident richtet mehrere Fragen an den Kandidaten, dessen Antwort in das Protokoll eingetragen wird, als: „Ist dieses Ihre Unterschrift?" — der Präsident zeigt ihm seinen Brief, worin er sich zur Aufnahme meldet; — „Sind Sie ein Eingeborener? Sind Sie majorenn? Sind Sie bereits Mitglied einer Gesellschaft." — An die Begleiter des Kandidaten werden ebenfalls verschiedene durch das Reglement vorgeschriebene Fragen gerichtet, z. B.: „Haben sie von dem Empfohlenen eine Entschädigung direkt oder indirekt angenommen, oder werden sie in der Folge eine solche von ihm annehmen?" — In dem Empfehlungsbriefe der Börsemitglieder verdient folgende Stelle bemerkt zu werden: „wir empfehlen den Hrn. N. als einen Mann, der würdig und fähig ist zur Aufnahme in die Gesellschaft der Börse von London, und verpflichten uns, im Fall derselbe seine Verbindlichkeiten, sey es gegen diese Börse oder gegen jede fremde Börse nicht werde erfüllen können, zwei Jahre vom Tage der Aufnahme gerechnet, seinen Gläubigern 300 Pf. St. (3500 fl. Rhein.) zahlen zu wollen."

Die meisten durch das Reglement vorgeschriebenen Förmlich-

keiten, wovon hier nur wenige mitgetheilt sind, mögen immerhin kleinlich und lächerlich erscheinen, so hat dessen ungeachtet die Börse von London durch ihre Statuten, Reglements, und die Art und Weise der Aufnahme sich zu einem ausschließlichen und politischen Verein von hoher Bedeutung erhoben, und troß dem, daß die öffentliche Meinung dieser Korporation stets entschieden entgegen war, hat sie nicht aufgehört sich und ihren Einfluß fortwährend zu vergrößern, so daß sie in der That bei der Regierung in einigem Ansehen steht, und sogar im Hause der Gemeinen ihrer günstig Erwähnung geschah. Bei Gelegenheit der Zinsenreduktion der britischen Nationalschuld begab sich die mit diesem Geschäft beauftragte Kommission mit einer gewissen Feierlichkeit in das Börsenlokal, und die Bank von England sandte einige Abgeordnete, um die Börsekorporation von allen Einzelnheiten der projektirten Finanzoperation in Kenntniß zu setzen. Aus den großen Summen, welche seit dem Jahre 1802 bis zu dem Frieden von Paris von der Regierung vermittelst der Bank von England angeliehen wurden, läßt sich der Antheil abnehmen, den diese Korporation von ungefähr 700 Mitgliedern daran gehabt haben mag, alle vermögende Klassen der Gesellschaft in England dahin zu vermögen, ihr baares Geld herzugeben, um Staatspapiere dagegen einzutauschen.

Man hätte erwarten sollen, daß nach dem Frieden, wo die Finanzoperationen der Regierung und der Bank beendigt waren, der Einfluß der Börse abnehmen würde; dem geschah nicht also, vielmehr wurde dieser Gesellschaft ein unermeßliches Geld, durch das neue System der Anleihen und Renten, welches die Kontinentalmächte angenommen hatten, eröffnet. Geschäftsleute, die vormals nicht weiter als von ihrer demüthigen Wohnung auf die Börse, und von da wieder nach Hause gekommen waren, durchflogen nun mit Kourierpferden die Räume, welche London von Paris, Madrid von St. Petersburg trennen. Die französischen Renten und die Cortesbons von Spanien, die Obligationen von Rußland, Oestreich, Preußen und Portugal verkauften sich in London eben so leicht als früher die englischen Konsols und andere Staatseffekten des Landes. Die angesehensten und einflußvollsten Mitglieder der Börse versicherten, daß alle jene fremden Schuldverschreibungen vollkommenes Vertrauen verdienten, und daß sie für Zahlung der Dividende hafteten. Was war unter solchen Umständen natürlicher, als daß die Spekulanten und Käufer den fremden Effekten, wobei der Gewinn sehr groß war, gegen die weit geringeren Dividenden der englischen Fonds, den Vorzug gaben. Also wurden in dem kurzen Zeitraume von sieben Jahren, 1822 bis 1829, die ungeheure Summe von 72,691,571 Pf. S. ($848,103,528^{1}/_{3}$ fl.), welche die Staaten des Festlandes in London angeliehen hatten, durch die Ve mittelung und den Einfluß der Gesellschaft den Londonerbörse, negocirt.

(Schluß folgt.)

Ein Abenteuer auf den grünen Bergen.

Kein Reisender, der je in Vermont (Nordamerika) war, wird die „Grünen Berge“ vergessen haben; eine lange Gebirgskette, die sich von Norden nach Süden durch die ganze Länge des Staates hinzieht, und von ihren grünen Abhängen viele tausend perennirende Flüsse und Bäche herabsendet, um das schöne Land zu bewässern, und den obern Connecticut und den Champlain-See zu speisen. Hie und da längs des wellenförmigen Rückens der Kette sieht man eine hohe, scharfe Spitze von grauem Granit über die abgerundeten, waldbedeckten Gipfel sich erheben, sonst aber bietet das ganze Gebirge den Anblick einer ungeheuren Waldmasse, wo jeder Abhang, jedes Joch und jede Schlucht von üppiger Vegetation verschleiert ist. Auf und ab fällt der Blick wohl auf Stellen, welche die Anwesenheit des Menschen verrathen, doch sind deren nur sehr wenige; so schaut z. B. gegen Süden ein kleines hinter den Bäumen halb verstecktes Dorf mit seinen weißen Häusern und seinem Kirchthurm aus dem düstern Wald wie ein Stern in dunkler Nacht hervor, gegen das nördliche Ende des Staates aber findet der Reisende nichts als die einsame Blockhütte des Ansiedlers, von einem Maisfelde und einem Dutzend mit geschwärzten Baumstöcken besetzten Akres Landes umgeben, wo sich ein Dutzend flachsköpfiger Kinder herumtummelt, die wie aus den Wolken herab in diese undurchdringliche Wildniß gefallen zu seyn scheinen.

Die wilden Thiere des Landes sind durch die Jäger und den immer weiter um sich greifenden Anbau aus ihren frühern Schlupfwinkeln an den Ufern der Flüsse und in den Niederungen vertrieben worden, und haben Schutz in den dunkeln Waldungen der grünen Berge gesucht. Hier hausen in Dickichten, die noch nie der Fuß des Menschen betreten, der Bär, der Panther, der Wolf und der Damhirsch, und ganze Heerden von Füchsen verbreiten auf den Hühnerhöfen, ja wohl auch unter den Lämmern der Ansiedler Verwüstung und Schrecken. Bären und Panther sind minder häufig, die Wölfe aber haben sich so furchtbar vermehrt, daß die Regierung einen Preis für jeden bezahlt, der erlegt wird.

Vor einigen Jahren brachte ich die schöne Jahreszeit mit einem Ausfluge auf das Land hin, und hielt mich in einem kleinen Dorfe an der westlichen Seite dieser Gebirge auf. Die wilde Scenerie der Gegend hatte einen ganz eigenen Reiz für mich, und ich ergötzte mich mehrere Tage lang damit umher zu streichen, um diese ungeheuren Waldungen und die riesigen Schatten zu betrachten, die sie in das Thal warfen, wenn die Sonne hinter ihnen hinabsank.

Da es Rothwild im Ueberflusse in der Gegend gab, so erwachte endlich meine Jagdlust, und ich entschloß mich einen weidmännischen Zug auf das Gebirge zu unternehmen, an dessen Fuß das Dörfchen lag. Du mußt, dachte ich, einen Hirsch schießen, und sollte dir etwa ein Bär aufstoßen, dann wehe ihm! Das Fell nimmst du dann mit nach Boston. Kommt dir etwa gar ein Wolf in den Schuß, um so besser, dann entschädige dich die Prämie der Regierung für deine Auslagen für Pulver und Blei. Mit diesen Gedanken entlehnte ich von meinem Wirth eine Flinte und machte mich an einem schönen Morgen auf den Weg. „Gar Mancher, sagt Sancho Pansa, schwatzhaften Andenkens, geht aus um Wolle zu holen und kommt geschoren nach Hause;“ ob es mir auch so ging, will ich jetzt noch nicht verrathen.

Die Hirschjagd in diesen Gegenden ist bekanntlich ein ganz anderes Ding als bei uns in England; da stolzirt man nicht zu Pferde einher, sondern muß sich vielmehr auf steilen Pfaden mühsam durch dichte Wälder arbeiten und im Gebüsche versteckt lautlos harren, bis das Thier vorüberzieht. Ja nicht einmal einen Hund darf man bei sich haben, denn das Geräusch, das dieser macht, würde das Wild unfehlbar verscheuchen; ich ließ demnach den meinigen bei meinem Wirth zurück und nahm nichts mit mir als meine Flinte.

Das Gebirge, welches ich zum Schauplatz meiner weidmännischen Thaten ausersehen hatte, war eine regellos auf einander gethürmte Masse von Anhöhen, deren Gipfel sich ziemlich weit über alle Höhenpunkte der Kette erhob. Der ganze Berg war, mit Ausnahme des felsigen Gipfels und der steilen Wände einiger Schluchten, in denen Waldströme brausten, dicht mit Waldung bedeckt. Auch fanden sich am südlichen Abhange einige lichte Stellen, wohin die Ansiedler ihr Vieh auf die Weide trieben, und zu denen ein durch das Dickicht gehauener Fußpfad führte. Oberhalb derselben war Alles dichte Wildniß, obschon kaum noch kennbare Spuren zeigten, daß der Gipfel, der eine weite Aussicht über das Land bot, schon vor mir besucht worden war.

Die Sonne war zwar aufgegangen, aber noch nicht sichtbar als ich aufbrach; noch lag sie hinter der östlichen Seite des Gebirgs verborgen.

das vor mir emporstieg, und eine dunkle Schattenmasse bildete die scharf abgeschnittene Gränzlinie des Glanzes, der am Horizont hinter dem Berge aufzutauchen begann. Nicht eine einzige Wolke war an dem reinen Himmel sichtbar, und nur ein dünner Nebelschleier, von der warmen Morgenluft aus den Niederungen aufwärts gezogen, ballte sich in weiße Flocken zusammen, die an den düstern Abhängen des Gebirgs hinschwammen. Als die Sonne höher stieg, sammelten sich diese Flocken um den Gipfel und glühten in dem Feuer der goldenen Scheibe, die jetzt am Saume der Höhe sichtbar wurde; im nächsten Augenblick aber trat die Sonne vollends hervor, die dunkeln Schatten der Wälder flohen, die Abhänge glänzten in frischem Grün und die goldene Krone des Gipfels zerrann in der Luft.

Noch war es früh am Tage und immer noch stieg ich aufwärts. Glücklich über die Schlucht gelangt, verfolgte ich emsig meinen Weg zum Gipfel, fand jedoch den Pfad immer steiler und rauher. Die gewaltigen Eichen, Buchen und Ahornbäume, welche den mittlern Gürtel des Bergs bedeckten, begannen allmählich zu verschwinden, und nichts war zu sehen als vorragende scharfe Felsen von niedern Birken, Tannen und Fichten umhüllt. Durch diese unwegsame Wildniß bahnte ich mir einen Pfad von einer Felsenspitze zur andern; weder Wild noch Vögel waren in diesen Höhen zu sehen, die Bäume schwanden, je höher ich stieg, zu bloßem Zwergholz zusammen, der Boden wurde immer kahler, und bald war der Felsen von nichts mehr als Moos und einzelnen Grasflecken bedeckt. Nach vieler Anstrengung erreichte ich endlich den Gipfel des Bergs, der, obschon er von unten betrachtet eine scharfe Spitze zu seyn schien, sich dennoch hier als ein glatter, abgerundeter grauer Granitblock von fast einem Acre Flächeninhalt darstellte.

Die Aussicht war so herrlich, daß ich lange in ihrem Anschauen versunken da saß, bis endlich die sinkende Sonne mich erinnerte, daß es Zeit sey den Heimweg zu suchen. Als ich den Gipfel hinabstieg, wurde ich von dem Anblick einer dünnen weißen Wolke überrascht, die sich in diesem Augenblick auf gleicher Höhe mit der Spitze des Bergs in der Luft zu sammeln begann. Während ich so auf sie hin blickte, wurde sie immer größer und dunkler, und bewegte sich gerade auf mich zu. Ich eilte abwärts, die Wolke überholte mich aber, und ehe zwei Minuten vergingen, war der ganze Gipfel des Bergs in einen dichten Nebel gehüllt. Jetzt konnte ich kaum auf zehn Schritte vor mich sehen, und Alles, was mir jetzt zu thun übrig blieb, war, auf einem Pfade fortzutasten, der sich kaum bei hellem Wetter deutlich unterscheiden ließ. Es war natürlich, daß ich ihn bald verlor, und einer Oeffnung im Gehölze folgend, die ich für den Pfad hielt, die mich aber bald an das Bett eines Waldstroms führte, das in einen Abgrund auslief, eine andere Richtung einschlug. Ich versuchte wieder umzukehren, da jedoch der Nebel immer stärker wurde, so gerieth ich immer tiefer ins Dickicht, und konnte bald nicht mehr unterscheiden, ob ich mich an der östlichen oder westlichen Seite des Bergs befände. Jede Anhöhe, die mir in den Weg kam, klimmte ich empor, in der Hoffnung, von ihr aus irgend eine bekannte Stelle zu erblicken, die mich auf den rechten Pfad führen könnte, aber vergebens; der Nebel war so dick, daß alle meine Mühe ohne Erfolg blieb.

Meine Lage wurde jetzt sehr unbehaglich, und bald begannen düstere Gedanken in mir aufzusteigen. Der Abend nahte mit starken Schritten, und entdeckte ich den rechten Weg nicht bald, so blieb nichts übrig als die Nacht auf dem Gebirge zuzubringen. Ich war sehr leicht gekleidet, und eine Nacht auf den Bergen pflegt nicht warm zu seyn; schon jetzt wurde es ziemlich kühl, und mein Appetit stieg in diesen hohen Regionen fast bis zum Heißhunger. Ach, dachte ich, indem ich um mich blickte, du befindest dich da an einem Orte, wo du nicht essen wirst, wohl aber gegessen werden kannst, und legst du dich hier schlafen, so könnte es leicht kommen, daß dich ein hungriger Bär unsanft aufweckte. Ich ging also vorwärts, in der Hoffnung, der Nebel werde sich endlich zerstreuen, aber vergebens; er lag fest auf dem Gebirge. Ich lief hin und her, war jedoch meines Weges nicht sicher, und wußte nur so viel, daß ich bergab ging.

Die Dämmerung brach jetzt herein, die Schatten des Abends umhüllten mich und jede Hoffnung zur Heimkehr war für heute verschwunden. Ich sah mich daher endlich nach einem bequemen Platze um, wo ich mein Nachtlager aufschlagen könnte. Zuerst fiel meine Wahl auf einen Baum, wo ich zum mindesten Schutz gegen wilde Thiere zu finden hoffte, allein der kalte Wind, der sich erhob, mahnte mich dringend ein heimlicheres Plätzchen zu suchen. Endlich entdeckte ich eine schmale von Bäumen freie Vertiefung im Felsen, und tief genug mich vor dem Winde zu schützen. Die Höhlung war mit Moos und abgefallenem Laube bedeckt, und hier beschloß ich die Nacht bei einem Feuer hinzubringen.

(Fortsetzung folgt.)

Auszug eines Schreibens
des Herrn August Sakakini an Herrn Jomard. *)

Tunis, den 24 December 1834.

Seit meiner Ankunft zu Tunis habe ich die Bekanntschaft des Herrn J. B. Hanegger gemacht, Architekten und Professor der Alterthumskunde aus Donaueschingen im Großherzogthume Baden.

Dieser in Europa wohlbekannte Reisende hat sich nach der Regentschaft begeben, um die allgemeine Statistik derselben und topographische Plane aufzunehmen. Er befindet sich seit 2½ Jahren zu Tunis.

Gewissenhaft und unermüdlich, wie Herr Hanegger ist, wollte er nichts niederschreiben, was er nicht selbst gesehen, gehört und beurtheilt hätte. Am 12 Mai (1834) reiste er, von einigen Personen seiner Gesellschaft und sechs Soldaten des Beys begleitet, mit dem Entschlusse ab, die ganze Regentschaft zu besuchen; allein vier Monate nach seiner Abreise war er genöthigt nach Tunis zurückzukehren, ohne seinen Plan ganz ausgeführt zu haben. Er war bis zu den Gebirgen des Atlas gekommen, die gegen Osten den Staat Tunis, gegen Westen aber das Gebiet von Constantine begränzen, und von den Arabern Gebel Memsche (ohne Zweifel eine Verstümmlung des ihnen von den Römern beigelegten Namens Mampsaris) genannt werden. Ungefähr 600 Meilen **) von Tunis entfernt, und unter dem 28° der Breite, liegt am Fuße des gedachten Gebirges eine kleine Stadt mit etwa 5000 Einwohnern, Themnhkça genannt, in welcher Herr Hanegger lateinische Inschriften fand, die ihn vermuthen ließen, daß sie dem alten Themisa angehörten, dessen ehemalige Stelle er aus Trümmern und Gräbern erkannte, die sich westlich von der neuen Stadt befinden. Der Name dieser letztern, der mit dem Worte Themisa fast identisch ist, scheint diese Vermuthung zu bestätigen.

Um sein statistisches Werk, das aus sieben mit vielen Zeichnungen von Pflanzen, Vögeln u. s. w. bereicherten Foliobänden bestehen wird, zu vollenden, wird Herr Hanegger bald eine zweite Reise unternehmen. Sobald er seine Arbeit, die er gegen die Mitte des nächsten Jahres zu Stande zu bringen hofft, nach Europa abgesendet hat, will er, so viel möglich in gerader Richtung, von Tunis aus durch Afrika nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung reisen.

Seiner ausgebreiteten Kenntnisse und seiner Liebe zu den Wissenschaften ungeachtet hat Herr Hanegger dennoch die Unterstützung der geographischen Gesellschaft für diese lange beschwerliche Reise nöthig, die, wenn er sie glücklich zurücklegt, eine große Lücke in der Geographie ausfüllen und von allgemeinem Nutzen seyn würde. Ich wende mich deßhalb an Sie, um Sie zu bitten, der geographischen Gesellschaft das Gesuch zu stellen, meinem Freunde mit Rath und That an die Hand zu gehen.

Herr Hanegger hat mir versprochen, der Gesellschaft noch vor Herausgabe seines Werkes einen gedrängten Auszug desselben zu übersenden, dem er einige Karten, Plane und Zeichnungen beifügen wird.

Literarische Notiz.

Eine Frau Ellet aus New-York hat kürzlich eine Tragödie Teresa Contarini herausgegeben, die günstig aufgenommen wurde, und viele interessante Scenen und poetische Schönheiten enthalten soll. Die Dame wird überhaupt als eine der talentvollsten Schriftstellerinnen in Amerika geschildert.

*) Mitgetheilt im Bulletin der geographischen Gesellschaft zu Paris.

**) Diese Zahl ist entschieden zu hoch, wenn nicht englische Meilen darunter zu verstehen sind, dann aber ist die Angabe zu gering. A. d. R.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 174. 23 Junius 1835.

Briefe aus Russland.

Dritter Brief.

Ekatherinoslaw.

Wenn man ein russisches Gouvernement durchreisen will, so bedarf man gewöhnlich viele Tage, und dennoch sind die hiesigen, im Vergleich zu den nordöstlichen nur ganz kleine Distrikte. Das, aus dessen Hauptstadt ich Ihnen hier schreibe, gehört zu den größern des hiesigen Theiles der ungeheuren russischen Monarchie, und es hat vom südöstlichsten Winkel an bis in den nordwestlichsten eine Ausdehnung von ungefähr 100 deutschen Meilen. Seine größte Breite beträgt etwas über 30 deutsche Meilen, und es ergibt sich hieraus ein Quadratinhalt von nahe an 3000 Meilen, so daß, wenn dieses Gouvernement so bevölkert wäre, wie es der Lage und dem Reichthum seines Bodens gemäß seyn könnte, es eine Bevölkerung von wenigstens neun Millionen zu ernähren im Stande wäre, wogegen es jetzt kaum den dritten Theil so viel zählt, obgleich es zu den stark bevölkerten Gouvernements zu zählen ist. Es bildet also ein solches gleichsam einen großen Staat für sich, und man bekommt, wenn man dieß bedenkt, einen Begriff von der Macht des Gouverneurs eines solchen Landstrichs, zumal wenn man bedenkt, wie unumschränkt in manchen Fällen diese Macht ist, da er das Staatsoberhaupt vertritt, und wegen der Entfernung vom Throne nur schwer zur Rechenschaft zu ziehen ist. Jedes Gouvernement hat als höchste Gerichts- und Regierungsbehörde einen Civilgouverneur, zwei, oftmals auch drei stehen in militärischen Angelegenheiten unter einem Militärgouverneur, dessen Macht in seiner Art fast noch ausgedehnter ist, wie die des erstern.

Da ich eben vom Militär spreche, so sage ich Ihnen auch ein Paar Worte über die Stellung der Mannschaft für dasselbe. In Beziehung auf die Leibeigenschaft stellen Sie Sich wohl schon von selbst vor, daß die Grundherrn einzig und allein es in ihrer Willkür haben, wen sie von ihren Leibeigenen zum Rekruten geben wollen. Von Seiten der höchsten Landesbehörden ergeht an die Militärgouverneurs der Befehl, wie viel Rekruten auf eine gewisse Seelenzahl zu stellen sind. Nun ist es aber überaus schwierig, bei der bestehenden Verfassung in Rußland die Seelenzahl genau auszumitteln. Denn da jeder Leibeigene für einen Besitzer, wie ich Ihnen früher geschrieben habe, einen bedeutenden Werth hat, so liegt es in der Natur der Sache, daß er ihn nicht gerne zum Soldaten hergibt, weil er ihn dadurch auf immer verliert. Nun werden zwar zuweilen Zählungen vorgenommen, die aber, wie Sie aus Nachfolgendem wohl leicht entnehmen werden, in hohem Grade unbestimmt bleiben. Der Gutsherr in Rußland ist in seinem Eigenthume fast eben so Souverän, wie der in Ungarn, und wenn er auch von Seiten der Landesregierung Befehle entgegennehmen und sich nach den Landesgesetzen fügen muß, so nimmt er es damit nicht allzu genau. Hat nun die Kommission, welche aus einigen Offizieren und einem oder zwei Civilbeamten besteht, den Auftrag, die Seelenzahl aufzunehmen, und kommt bei einem dergleichen Gutsherrn an, so läßt sich dieser wenig aus seiner Ruhe und aus seinem Gleichmuth bringen. Man frägt ihn, wie viel Seelen er habe. Er antwortet ganz gleichgültig: das weiß ich nicht. Man dringt weiter in ihn und nun läßt er seinen Oberbeamten kommen, welchem die gleiche Frage vorgelegt wird. Dieser hat gleiches Interesse wie sein Herr, und entschuldigt sich ebenfalls mit Unwissenheit. Wird nun diese Verweigerung einer bestimmten Auskunft hartnäckig fortgesetzt, so erfolgen Drohungen, die aber wenig fruchten. Nun werden die Ortsvorsteher (bei uns Schulzen genannt) vorgefordert. Diese behaupten ebenfalls nicht genau zu wissen, wie viel Seelen in ihrem Dorfe sind. So bleibt denn endlich nichts übrig, als das Volk sich auf einem Platze versammeln zu lassen, zu dem Ende die Häuser zu durchsuchen und die Zählung selbst vorzunehmen. Mittlerweile aber sind eine Menge männlicher Individuen entfernt und in den Wald auf Arbeit oder bloß ins Versteck geschickt worden. Das Volk bietet dazu gern die Hand, da es hierin das Mittel sieht, von dem so sehr gefürchteten Soldatenstande befreit zu bleiben. Aus allem dem geht klar hervor, wie unzuverlässig in Rußland die Volkszählungen sind, und daß das Land unstreitig bei weitem mehr Einwohner zählt, als die statistischen Nachrichten angeben.

Ich muß, da ich unvermerkt wieder auf die Leibeigenen gekommen bin, noch etwas von ihnen sagen. Bei dem eben nicht beneidenswerthen Loose welches sie haben, ist es nicht sehr zu verwundern, wenn sie sich demselben zu entziehen suchen. Dieß kommt häufig vor, und sie entlaufen ganz auf dieselbe Art, wie ehemals, als noch die strenge Disciplin herrschte, bei uns die Soldaten. Gelingt es einem solchen Individuum bis in ein

anderes Gouvernement zu entkommen, so kann es sich ziemlich für gesichert halten. Indeß währt diese Sicherheit doch auch nicht immer, und sie werden oftmals noch nach mehrern Jahren entdeckt und ausgeliefert. Denn man hat bestimmte Aufspürer, welche eine Art von Gendarmerie im Lande bilden, und die alle entflohenen Leibeigenen, wenn sie entdeckt werden, an ihre Herrn ausliefern und dafür eine gewisse Prämie bekommen. Diese ist ziemlich hoch und reizt jene Aufspürer zum Suchen und Nachforschen. In der Regel verdingt sich ein solcher Entflohener, sobald er sich sicher glaubt, an einen Landmann, der auch, wie ich früher schrieb, Leibeigener ist, als Knecht, und genießt während dieser Zeit dem Namen nach das Recht eines Freien. Wird er aber entdeckt und ausgeliefert, so folgt nicht allein die gewöhnliche Ruthenstrafe, sondern sein Loos ist auch ungewöhnlich hart, und er wird zu Allem angewandt, was nur von Arbeit Schweres und Drückendes vorkommt.

(Schluß folgt.)

Die Börse von London.

(Schluß.)

Den Handel mit fremden Staatspapieren, der von geachteten Mitgliedern der Börse sowohl als von einer großen Menge Spekulanten aus allen Ständen an der Londoner Börse betrieben wurde, hatten die Gründer derselben unmöglich vorher sehen können, daher war denn auch hinsichtlich der Operationen keine reglementarische Bestimmung vorhanden, die als Richtschnur hätte dienen können. Um diesen fühlbaren Mißstand aus dem Wege zu räumen, ergriffen einige thätige Mitglieder von Einfluß die Initiative, und entwarfen einen Plan, dessen Zweck dahin gerichtet war, den Gewinn von den Fremden-Anleihen zu monopolisiren. Dieser Plan ward vorgelegt, und dann in wenigen Stunden durch die Subscribenten beschlossen und angeordnet, daß neben dem bestehenden Börsengebäude noch eine Fremden-Börse, gänzlich von jener ältern Anstalt abhängig und im Interesse derselben, errichtet werden sollte. Die Fremden-Börse erhielt nunmehr ihre Statuten, ihre Reglements und ihr eigenes Comité, das in Betracht von allgemeinen Geschäften dem großen Comité untergeordnet ist. Durch diese gemäßigten und klugen Maßregeln fanden sich alle unvorhergesehenen, aber auch die gewinnvollen Operationen unter die einsichtsvolle Censur des alten Comité's gestellt.

In Folge dieser Einrichtung hat die Korporation der englischen Börse jenen unermeßlichen Einfluß erlangt, den man ihr heute zugestehen muß, nämlich den Papiermarkt nicht nur in England, sondern in allen Wechsel- und Handelsstädten der Welt zu reguliren und zu beherrschen. Es ist jetzt nicht möglich, irgend eine bedeutende Finanzoperation zu vollziehen, ohne vorher sich mit dem Comité der Börse darüber zu berathen, und dessen Beistimmung erhalten zu haben. Die ehemaligen Agenten der Bank von England sind nunmehr ihre Obern geworden, und die einfache Entscheidung eines Comité, dessen Mitglieder außerhalb ihrem Geschäftskreise völlig unbekannt sind, hat mächtigern und größeren Einfluß auf den Erfolg von projektirten Anlehen und beabsichtigten Finanzmaßregeln, als alle Dekrete der europäischen Souveräne zusammengenommen.

Die mächtige Einwirkung der Londoner Börsenkorporation beschränkt sich nicht allein auf Europa, sie dehnt sich auch auf Amerika aus. Die Kriegsheere der Bolivar, San Martin, O'Higgins u. a. wurden gekleidet, ausgerüstet, bewaffnet und besoldet durch Hülfe dieser Börsengesellschaft, wie denn auch die spanischen Amerikaner dieser Korporation sowohl ihre Unabhängigkeit als auch ihre beständige Anarchie zu verdanken haben.

Es ist unbestreitbar, England würde niemals in diese weit entfernten Ländereien nahe an 52 Mill. Pfd. St., ungerechnet 6,215,870 Pfd. St. für die Bergwerksunternehmungen, ohne die Dazwischenkunft und den unermüdlichen Eifer dieser Börsengesellschaft gesandt haben. Was die Letztere (die Bergwerke) betrifft, hatte die Schwindelei und die Hirngespinnste der unerschöpflichen Reichthümer, welche im Schoße der amerikanischen Berge verborgen seyen, deren Auferstehung durch die kraftvolle Wünschelruthe des englischen Goldes bewirkt werden sollte, seinen Culminationspunkt im Jahre 1824, also zu einer Zeit erreicht, als die Zahl der Mitglieder der Londoner Börse auf eintausend Personen gestiegen war. Ueberall in der Stadt, auf dem Bureau und in den Salons der Pairs, unter dem Säulengange des Hauses der Gemeinen und in der Sacristei der Kirche, von einem Ende der Stadt zum andern, kaufte und verkaufte man die von der Börsen-Committee emittirten Coupons. Die Schwindelei war zuletzt auf den Punkt gestiegen, daß man willig den ursprünglichen Subscriptionspreis fünffach bezahlte. Wer hätte es sich vor 100 Jahren träumen lassen, jene Gesellschaft der Passage Sweeting werde in einer Entfernung von 1000 Stunden von England Armeen gegen Armeen ins Feld rücken lassen, und in Folge der nämlichen Operationen, wodurch sie dieses bewerkstelligte, ihr Privateigenthum von 100 auf 500 zu erhöhen!

Zu was haben nun alle Angriffe und Anschuldigungen von Immoralität, Hinterlist und Betrug, mit denen man die Korporation der Londoner Börse zu vernichten wähnte, genutzt? Die Gesellschaft verfolgte nichts desto weniger mit Beharrlichkeit und Konsequenz den von ihr eingeschlagenen Weg, ohne jene leidenschaftlichen Angriffe weiter zu beachten, und die Regierung konnte nicht umhin, bei dem einmal angenommenen System der Anleihen, sich ihres Einflusses und Beistandes zu bedienen. Viel reiche und unabhängige Familien sind übrigens aus dieser Gesellschaft hervorgegangen, wovon Einige geadelt wurden, als diejenige der Lords Eardley, Dudley rc., der Lady's Say und Selé, die Enkel des berühmten Juden Gideon u. a.; die Namen Ricardo, Bailey, Gomportz sind auch in der Gelehrten-Welt sehr vortheilhaft bekannt.

Seitdem die übertriebenen Spekulationen jenseits des atlantischen Oceans einen so unglücklichen Ausgang nahmen, ist die Börse im Vertrauen des Publikums gesunken; die Zahl der Gesellschaft-Mitglieder verminderte sich auch dermaßen, daß deren eine Zeit lang nur noch gegen vierhundert blieben. In diesem Augenblick zählt man wieder beiläufig 600 Mitglieder. Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß die Mitglieder jüdischer Nation

sich stets gut an der Börse erhalten, und verhältnißmäßig ihrer sehr Viele die eingegangenen Verpflichtungen ehrenvoll erfüllt haben. Uebrigens hat die Korporation der Börse von London nicht aufgehört einen außerordentlich großen Einfluß auf alle finanzielle Transaktionen und ein absolutes Monopol auszuüben. Die Gründer und Administratoren dieses Instituts haben demselben mit ausgezeichneter Umsicht und großer Geschicklichkeit ein Privilegium auf den Genuß eines unermeßlichen Monopols gesichert, ohne genöthigt zu seyn, an den Staatslasten des Landes Theil zu nehmen.

Barbados mit Bridgetown und Charlestown.

Dieß ist eine zu den kleinen Antillen gehörige englische Insel, gegen 10 Geviertmeilen groß, $5\frac{1}{2}$ Meile lang und $2\frac{1}{2}$ Meile breit, unter dem 13 Gr. 5 Min. der Breite und $59\frac{1}{2}$ Gr. der Länge. Sie ist vortrefflich angebaut und enthält über 100,000 englische Morgen (zu 40 Ruthen lang und 4 Ruthen breit). Dabei ist sie überaus fruchtbar und ein sehr wichtiger Stationsplatz der Engländer in den Inseln unter dem Winde; daher auch regelmäßig alle Monate zwei Postschiffe aus England dahin ab- und zurückgehen. Die ganze Insel ist jetzt bebaut und angepflanzt, und zwar scheinen die ausländischen Produkte die einheimischen (die vielen wilden Feigenbäume) ganz verdrängt zu haben. Sie ist sehr stark bevölkert. Schon unter Cromwell zählte man gegen 40,000 Weiße und 80,000 Schwarze und farbige Leute. Der Handel beschäftigte um diese Zeit mehr als 400 Schiffe von verschiedener Größe, meistens aber zu 150 Tonnen. Die jährliche Ausfuhr an Ingwer, Baumwolle, Reiß, Citronen und Indigo beträgt $8\frac{1}{2}$ Millionen Livres, und das auf der Insel roulirende Geld schlug man zu 6 Millionen Livres an. Bis gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts war ihre Bevölkerung, ihr Handel, ihre Schifffahrt und Reichthümer im Steigen begriffen; allein von der Zeit an gerieth sie in Verfall, welches daher kam, weil mehrere französische Kolonien, zum Theil auch neue englische Niederlassungen auf den Nachbarinseln entstanden, die äußerst schnell zunahmen. In der Folge erholte sie sich jedoch wieder, und steht jetzt als eine der blühendsten englischen Kolonien da.

Das Klima ist im Ganzen genommen gesund und viele Europäer werden hier sehr alt. Orkane, die sonst die Insel stark heimsuchten, besonders in den Jahren 1675 und 1780, scheinen jetzt nachgelassen zu haben. Von 1751—1780 hat man keinen von Bedeutung gehabt; doch wurde durch einen spätern Bridgetown, der Hauptort der Insel, sehr beschädigt. Die häufigen Regen erzeugen eine Menge Quellen und kleine Bäche, die um so wohlthätiger und schätzbarer sind, da es der Insel beinahe ganz an Flüssen fehlt und sie überhaupt Wassermangel leidet, daher man auch das Regenwasser vielfältig in Cisternen sammelt.

Die schönen Anlagen und Pflanzungen, auf die man überall stößt, besonders in der Nachbarschaft von Bridgetown und Charlestown, die dabeiliegenden Güter und Wohnhäuser der Besitzer machen mit den Hütten der Neger eine sehr reizende Landschaft, aber auch den barockesten Kontrast. Ueberall ruht das Auge auf den schönsten Kokosbäumen, indianischen Feigen, der prächtigen Aloe, hohem Zuckerrohr, Kaffee-, Citronen- und Pomeranzenbäumen, dazwischen die Aussicht in die herrlichsten Thäler, die mit Baumwolle und indischem Korn bedeckt sind, und von Hügeln umgeben werden, auf denen Wind- und Zuckermühlen zwischen hohen Kohlpalmen und Kokosbäumen malerisch daliegen.

Die wichtigsten Naturerzeugnisse dieser ergiebigen und reichen Insel sind: Zucker, wovon jährlich mehr als 15,000 Orhoft, am Werthe 800,000 Pf. Sterl., nach England gehen, Kaffee, Orangen, Citronen, mit einem jährlichen Gewinn von 40,000 Pf. St., Indigo, Ingwer, Aloe, Baumwolle, Pomeranzen, Nüsse die als Medicin gebraucht werden, Arum, eine vortreffliche Nahrungspflanze, Pataten, oft 6—8 Pfund schwer, Manzinell-, Eisen-, Rothholz-, Palmöl-, Bergamotten-, Kokos-, Lebens-, Guave-, Kohlpalmen-, Melonen- und andere Bäume, indisches Korn, Kardamom, medicinische Kräuter; ferner: Hausthiere, als Pferde, Kühe, Schafe, Schweine, Esel, Hunde, Katzen, Ziegen, auch Affen, Guineavögel, Papagien, Kolibris und andere tropische Vögel, Skorpione, Fische in erstaunlicher Menge und Mannichfaltigkeit, Purpurschnecken, Krabben, Seekrebse und andere Schalthiere u. s. w. Auch an Mineralien fehlt es nicht, denn man findet Erdpech, Steinöl, Tropfstein u. a. m.

Der sehr bedeutende Handel erhellet aus folgenden, von 1788 hergenommenen Angaben, da neuere fehlen. Ausgeführt wurden:

151,766	Centner Zucker,
415,489	Gallonen Rum,
2,705,875	Pfund Baumwolle,
6561	Centner Ingwer,
245	Tonnen Atajou.
	Zusammen am Werthe 13 Millionen Franken.

Eingeführt werden dagegen eine Menge europäischer, besonders englischer Luxusartikel, Fabrik- und Manufakturwaaren aller Art (da Barbados selbst nur die nothdürftigsten Handwerker hat), Kunstsachen, Lebensmittel, Lederwerk, Wein, Metallwaaren, musikalische Instrumente, Bücher, Kupferstiche, Musikalien, Schreibmaterialien, Uhren u. a. m.

Das Menschenkapital steigt jetzt über 90,000 Köpfe, unter welchen 25,000 Weiße, 900 Mulatten, Mestizen, Quarterons u. s. w. und 65,000 Schwarze sind. Die Weißen sind theils Engländer, Schotten und Irländer, theils auch Franzosen, Holländer, Portugiesen und Kreolen, auch findet man viele Juden unter ihnen. Die meisten sind Pflanzer, Kaufleute, viele Geistliche, Aerzte, Rechtsgelehrte, Schreiber u. s. w. Alle sind überaus gastfrei, aber auch, wie überall in Amerika, hart und grausam gegen ihre schwarzen Brüder. Die Neger werden theils zur Feldarbeit, theils zu Handwerken oder Hausdiensten, hauptsächlich aber in den Plantagen, Zuckersiedereien und Zuckermühlen gebraucht. Ihre Wohnungen sind elende Hütten, und ihre Nahrung besteht in Brod aus Kassavemehl, in Mais und getrockneten Fischen.

Die beiden Haupthandelsplätze sind Bridgetown und Charlestown. Jene liegt an der südwestlichen, diese an der südlichen Spitze, ist aber ein unbedeutender Ort, wenn man auf seine Häuser- und Menschenzahl sieht. Bridgetown hingegen zählt über 1200 Häuser und 10- bis 12,000 Einwohner, ohne die 1000 Mann starke Besatzung. Sie liegt an der großen Carlisle-Bai, in welcher 500 Schiffe Raum haben. Hier ist der größte Sklavenmarkt in ganz Westindien, denn alle Sklavenschiffe von den afrikanischen und nordamerikanischen Häfen legen hier an, um sich nach dem Zustande der Sklavenmärkte in den Inseln unter dem Winde zu erkundigen, wodurch der Hafen in der Carlisle-Bai, selbst zu der Jahreszeit, da die Einwohner der Insel wenig Handelsgeschäfte machen, voller Leben und Thätigkeit ist. Dieser leider noch immer fortdauernde, so bedeutende westindische Sklavenmarkt ist für die seelenlosen Sklavenhändler unstreitig die reichste Messe, indem sie hier ihre Menschenwaare im Ganzen verkaufen, worauf die Unglücklichen erst theilsweise nach den übrigen Inseln verhandelt werden. Die Stadt selbst hat breite, aber größtentheils ungepflasterte Straßen, und ihre Bewohner treiben beinahe alle Handel. Sie ist der Sitz eines Statthalters. Von diesem Platze aus wird der Handel in das Ausland von allen Gegenden der Insel getrieben. Es sind hier viele ansehnliche Vorrathshäuser und reiche Waarenniederlagen. Den ausgebreiteten Handel befördern sehr gute Schiffswerfte und ein vortrefflicher Hafen. Sowohl dieser, als die Stadt selbst wird durch mehrere Forts und Batterien geschützt, so daß Bridgetown unstreitig der festeste Ort in dieser Weltgegend ist. Hier kommt auch alle Monate ein Postschiff aus England an, und ein anderes geht von hier nach den übrigen englischen Lewardsinseln. Da Bridgetown der Hauptsitz des Handels in diesen Gewässern ist, so findet man daselbst auch eine Menge sehr begüterter Kaufleute, Kommissionäre, Gold- und Silberarbeiter, Juweliere, Uhrmacher u. s. w. Die Umgebungen der Stadt sind mit den angenehmsten Gärten, Spaziergängen, Anlagen und Lusthäusern geziert, und alle Reisende versichern, daß der Aufenthalt in diesem reichen Handelsorte ungemein viel Anziehendes habe, und daß sich Mancher daselbst ein schönes Vermögen erwerbe.

Ein Abenteuer auf den grünen Bergen.

(Fortsetzung.)

Mit Hülfe meiner Flinte gelang es mir einen Haufen dünner Blätter und Fichtenreis anzuzünden, und bald stieg eine helle Flamme in die nebelige Luft empor, die mir Schutz gegen den Besuch wilder Thiere versprach. Es war noch nicht ganz finster; die Sonne sank zwar hinter die Berge hinab, aber der Mond war schon im Westen am Horizont emporgestiegen, und verbreitete durch den dichten Nebelschleier ein zweifelhaftes Licht über die mich umgebende Scenerie. So wie die Nachtluft frischer wurde, schwand auch der Nebel immer mehr, und bald genoß ich des herrlichen Schauspiels eines Hofes, der den Mond, in den Farben eines Regenbogens glänzend, umgab. Bald schwand aber auch dieses nächtliche Phänomen, der Mond sank hinab, das Firmament wurde dunkel, und nur einzelne Punkte des düstern Waldes waren noch durch die flackernden Flammen meines Feuers beleuchtet.

Troß aller Müdigkeit dauerte es doch noch lange, ehe mich Neigung zum Schlafe befiel; nicht als ob ich mich sehr in Gefahr geglaubt hätte — mein Feuer und die geladene Flinte waren ja Schutz genug gegen wilde Thiere — aber Nacht und Einsamkeit hielten mich in Aufregung. Ich fuhr fort starke Aeste in das Feuer zu werfen, denn es wurde immer kälter und die Neigung zum Schlafe immer stärker; dennoch konnte ich mich nicht entschließen in dieser traurigen Einsamkeit jener Erquickung zu genießen. Ich lauschte dem Rauschen der von der Nachtluft bewegten Fichten, und glaubte zuweilen das ferne Geheul eines Wolfs zu hören, war jedoch bis jetzt glücklich von jedem Besuche dieser Waldbewohner verschont geblieben.

Der Schlaf überwältigte mich indeß bald so sehr, daß ich ihm nicht mehr widerstehen konnte; ich legte daher noch mehr Holz zum Feuer, und streckte mich, mit den Füßen gegen dasselbe gekehrt, auf dem Boden der Höhlung aus. Die Augenlieder wurden mir immer schwerer, endlich schlossen sie sich, und, von wunderlichen Träumen umgaukelt, schlief ich ein. Es war mir unter Andern, als stände ich auf dem Gipfel des Berges, eine Wolke hüllte mich ein, und führte mich fort; wie aus einem Luftballon schaute ich auf das Land unter mir herab, als plötzlich die Wolke borst, und ich in den Champlain-See hinabstürzte.

In diesem Augenblick erwachte ich, und das erste Gefühl, dessen ich mir bewußt wurde, war, daß ich heftig mit irgend etwas kämpfte, das mich ergriffen hatte. In einem Augenblick fühlte ich mich umgedreht, und im nächsten erhielt ich einen Schlag, der mich fast betäubte. Wohl eine Minute verstrich, bevor ich ganz zu mir gekommen war. Ich blickte um mich; Alles war finster; die Vorstellung, daß ich von dem Orte, wo ich mich schlafen gelegt hatte, fortgeschleppt worden, stand lebhaft vor mir, und dennoch konnte ich kein wildes Thier in meiner Nähe entdecken. Ich blickte verstört um mich, und suchte die dichte Finsterniß mit den Augen zu durchbohren, als ich, diese nach Oben richtend, einen seltsamen Lichtschimmer über meinem Haupte erblickte; es kam mir vor, als sey eine Oeffnung im Firmament, durch die dann und wann ein rother Schein herableuchtete. Ich sprang auf, und versuchte, mich zu bewegen, konnte aber zu meinem Erstaunen die Arme nicht ausstrecken, da diese an eine senkrechte Felsenwand stießen. Ich sah nochmals zum Lichte empor, und machte nun die Entdeckung, daß ich mich auf dem Boden einer tiefen Felsenspalte befand, und daß das Licht durch eine schmale Ritze von Oben einfiel. Dieses Licht konnte kein anderes, als das meines eigenen Feuers seyn, und nach weiterer Untersuchung und den Schmerzen, die ich jetzt zu fühlen begann, wurde mir klar, daß ich im Schlaf durch die Oeffnung oberhalb herabgefallen sey.

Dem war auch wirklich so. Die Höhle, in welcher ich mein Nachtlager aufgeschlagen hatte, war von zwei ungeheuern Felsenmassen gebildet, die wahrscheinlich durch irgend eine Erderschütterung so nahe zusammengerückt worden waren, daß sie jene Schlucht bildeten, deren Oeffnung mit so dichtem Moos überwachsen war, daß dieses wohl das Gewicht eines Mannes tragen konnte. Solche Stellen gibt es in den grünen Bergen mehrere, und auf einer solchen hatte ich auch mein Feuer angezündet und mich schlafen gelegt, mir nicht träumen lassend, daß mein weiches Bett einen Abgrund bedecke. Ob das Feuer diese Decke mürbe machte, oder ob sie endlich unter meinem Gewichte nachgab, konnte ich nicht ausmitteln, nur so viel wußte ich gewiß, daß sie gebrochen und ich hinabgefallen war.

Ich rieb mir die Augen aus und befühlte meine gequetschten Knochen und meine krachenden Gelenke. Wunden hatte ich nicht, wohl aber mehrere schmerzhafte Stellen. Der Boden der Höhle war mit Laub, lockerer Erde und Genist bedeckt, die mein Fall mit hinabgerissen hatte, sonst hätte ich mir wahrscheinlich den Kopf zerschmettert, da die Höhe mindestens 15 bis 20 Fuß betrug. Ich tappte hin und her, und fand, daß ich die Wände der Höhle mit ausgestreckten Armen berührte; in dichter Finsterniß ging ich auf dem schmalen Pfad fort, in der Hoffnung, irgend einen Vorsprung zu finden, auf dem ich emporklimmen könnte; allein die Wände waren senkrecht und glatt, und gar nichts vorhanden, woran ich mich hätte halten und vom Boden emporschwingen können. Vier bis fünf Schritte weiter stießen die Felsen zusammen, und ich konnte nicht weiter. Ich kehrte um, und suchte an dem entgegengesetzten Ende; allein hier bot sich eben so wenig eine Hoffnung zum Entkommen, denn auch hier schlossen sich die Felsen dicht in einander.

Als ich so in Gedanken verloren dastand, und überlegte, was nun zu beginnen sey, hörte ich plötzlich ein Geräusch, als ob etwas gegen mich herabkomme, und im nächsten Augenblicke schon glänzten mir von entgegengesetzten Ende der Höhle ein Paar feurige Augen entgegen. Mein Blut wurde bei diesem Anblicke zu Eis, das Haar sträubte sich, kalter Schweiß trat mir vor die Stirne, und vom Schrecken gelähmt wurzelten meine Füße im Boden. Unwillkürlich, bewußtlos starrte ich auf die feurigen Augen, und erwartete jeden Augenblick, daß ein wildes Thier auf mich springen und mich zerreißen würde.

Wie lange ich so stand, weiß ich nicht, da die feurigen Augen mich alles Bewußtseyns beraubt hatten, und gewiß würde auch der Furchtloseste hier gebebt haben, denn ich befand mich in einer Wolfshöhle.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

In einem Briefe aus Canton vom 20 November 1834 heißt es: „Ein Herr G. ist von der bengalischen Regierung hieher gesendet worden, um sich Theepflanzen, Theesamen und Chinesen zum Bau des Thees zu verschaffen. Ich habe ihm 120 sehr schöne Pflanzen Pekoe, Bohea und Hyson verschafft. Er fuhr etwas ostwärts von dem Hafen von Amoy, wo eine tiefe Bai in die Berge von Ancoi hineinführt, mit einem schnellsegelnden Schiffe längs der Küste fort, und landete dann mit dem deutschen Missionär Gützlaff, einem Offizier des Schiffs und einem chinesischen Führer. Sie gingen zwei Tagereisen weit ins Land hinein, er ließ sich (so weit sein Geld reichte) im Palankin tragen, verschaffte sich Samen vom Ancoi-Thee und sah dessen Behandlung. Die Chinesen behandelten ihn ganz artig, und er machte seinen chinesischen Führer beinahe zum reichen Manne, da er demselben gestattete ihn sehen zu lassen, und jeder der herkam eine gewisse Summe Geldes zahlen mußte."

*

Das Asiatic Journal führt nachstehende Stelle eines Briefes aus Sydney an: „Ich hoffe, daß wenn man wiederum, wie man Lust zu haben scheint, uns Ladungen von Frauenzimmern schickt, diese besser seyn werden, als die, welche man uns bisher auf den Hals lud. Die Kolonie, namentlich Sydney, ist voller Freudenmädchen, als ob der ungehängte Auswurf der englischen Gefängnisse noch nicht genug abgefeimte Spitzbüberei in unsere Gesellschaft gebracht hätte. Gleich dem alten Rom stammen wir von Banditen und anderem Gesindel von ungewisser Herkunft (promiscours intercourse) ab, und durch die letzten Ladungen Frauenzimmer hat man Sorge getragen, daß kein Weiberraub nöthig ist, um die Vergleichung voll zu machen."

*

Die durch einen Damm mit Bombai verbundene Insel Salsette ist in der letzten Zeit auf eine so furchtbare Weise von Tigern heimgesucht worden, daß nur allein im Monat November 15 Personen von ihnen getödtet wurden, und man Sipahis gegen sie aussenden mußte, um einen allgemeinen Zug gegen sie zu machen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 175. 24 Junius 1835.

Reiseskizzen aus der Levante.

(Im Auszug mitgetheilt aus den Papieren eines Reisenden.)

Es war im Frühjahre des verwichenen Jahres, als ich während meines Aufenthalts in der Levante am Bord eines russischen Kriegsschiffes nach den Dardanellen und Konstantinopel segelte. Unsre Fahrt ließ sich sehr glücklich an: von Poros, einer kleinen griechischen Insel, wo wir die Anker lichteten, gelangten wir in einem Tag nach Tenedos. Wir gingen zwischen der Insel, an deren Nordostende die Stadt Tenedos mit einem Kastelle liegt, und dem trojanischen Ufer, ungefähr 10 Seemeilen vom Fort Asia oder Janizzari, dem ersten Dardanellenschloß auf der asiatischen Seite, vor Anker. Hier schon hatte ich Gelegenheit, auf der sogenannten Ebene von Troja, die fast gänzlich mit Wald besetzt am Fuße des Ida sich ausbreitet, mit Hülfe eines vortrefflichen Fernrohres ziemlich genau die vermeintlichen Ruinen des alten Troja, d. h. nicht des homerischen, sondern des viel später von Alexander dem Großen erbauten Troja's zu betrachten. Sie erschienen höchst unbedeutend, einige zerfallene Mauern und Thürme zeigten sich meinem bewaffneten Auge, ohne Ordnung und Symmetrie durch einander geworfen; nur eine hohe und große Pforte, die sogenannte Burg des Priamus, zeichnet sich aus. Die beiden Grabhügel, welche nach Einigen die Ueberreste des Achilleus und Patroklus, nach Neuern aber die des Antilochus und Peneleus verschließen sollen, besuchte ich selbst. Sie liegen auf einem Vorgebirge, eigentlich mehr einer Landzunge, Sigäum, und gewähren weiter nichts als den Anblick eines völlig conischen, zwischen 23 bis 30 Fuß hohen Grabhügels, und sind mit Gras dicht bewachsen. Von Denkmälern, Steinen und Inschriften u. dergl. keine Spur. Nicht weit davon, dicht am Ufer liegt das Dorf Keni Jeni.

Die Zeit, ehe wir Erlaubniß erhielten, bis zum zweiten Dardanellenschloß oder Abydos zu segeln, benutzten wir zu fortwährenden Ausflügen. So fuhren wir nach dem ersten Dardanellenschloß auf der asiatischen Seite, dem Fort Janizzari. Wir machten daselbst dem Pascha unsern Besuch, der uns auch ungemein höflich aufnahm, mit Kaffee, Sorbet und Tabak bewirthete, aber trotz dem uns sehr bestimmt den Eingang ins Innere der Festung verweigerte. Es blieb uns also nur übrig, dieses berüchtigte Bollwerk Konstantinopels von Außen zu betrachten. Hohe, sehr fest und gut gebaute Mauern, mit Brustwehren und Schießscharten versehen, aus denen die Mündungen von ziemlich großen Kanonen drohend hinunterschauten, machten den Haupttheil der Befestigung auf der Landseite aus. Rings um läuft noch ein breiter, ausgemauerter, trockner und nicht sehr tiefer Wallgraben.

Dieß war Alles, was von Außen zu sehen war. Da wir demnach unsre Absicht, das Innere der Festung zu besichtigen, nicht erreichen konnten, so machten wir noch einen Spaziergang an den Ufern des Skamandros. Er ist hier sehr seicht, und gleitet langsam zwischen Wiesen und Gebüschen dahin. Eine sehr schlechte hölzerne Brücke führte uns auf das jenseitige Ufer, und hier kamen wir an die Stelle, wo fast allgemein angenommen wird, daß das alte Ilium gestanden hat. Auch besahen und bestiegen wir den Grabhügel, der gleichfalls für den des Achilleus gehalten wird. In der That spricht die ganze Beschaffenheit der Gegend, verglichen mit Homers Beschreibung von der Stellung des griechischen Lagers und der griechischen Flotte, fast überzeugend dafür. Nach Homer (Ilias XVII 432 und XVIII 145) lagerte das ganze griechische Heer am Hellespont. Das Ufer ist an der so eben besprochenen Stelle sehr flach; die Griechen konnten daher ihre leichten, platten und daher wenig Wassertiefe bedürfenden Schiffe mit geringer Mühe ans Land ziehen. Dagegen ist unterhalb des Forts der Dardanellen, Tenedos gegenüber, das Ufer sehr steil, und mußte ihnen bei den geringen Mitteln, die sie besaßen, das Ausschiffen ganz ungemein erschweren, wo nicht unmöglich machen.

Auch dieses Grabmal des Achilleus bildet, wie das schon oben besprochene, einen conischen Grabhügel, und auch hier war keine Spur von alten Denkmälern zu erblicken.

Das Vorgebirge, worauf Janizzari, das erste Dardanellenschloß steht, müßte nach dieser Ansicht das Kap Sigäum seyn, nicht also jene Landzunge Tenedos gegenüber. In der Nähe liegt ein beinahe ganz von Griechen bewohntes Dorf; dessen Name mir jedoch entfallen ist.

Den Tag nach dieser Ausflucht erhielten wir die großherrliche Erlaubniß; lichteten die Anker und kamen sehr bald, da der Wind ausgezeichnet günstig war, bei den alten berühmten Dardanellenschlössern Sestos und Abydos an. Das Fahrwasser ist hier schmal, die Strömung sehr stark (drei Meilen in einer

Stunde), und um so erstaunenswerther, daß Leander hier in einer Nacht herüber- und hinüberschwamm. Hier ist ferner die Stelle, an welcher Xerxes sein ungeheures Heer nach Griechenland übergesetzt haben soll. Wir versuchten hier abermals das Dardanellenschloß von Abydos zu besehen, in welchem sich die ungeheuren Kanonen befinden, die Marmorkugeln von 11 Fuß Umfang schießen. Unsere dießfalsigen Versuche waren auch hier vergeblich. Auf der Landseite unterscheidet sich das Fort von Abydos fast in nichts von dem des ersten, des Janizzari; Bauart und Befestigung sind gleich.

Auf der Wasserseite hat es doppelte Mauern; die vordere ist niedriger und enthält statt der Schießscharten runde Pforten, die mit der Wasserlinie gleich stehen, und bei hohem Wasserstande durch eiserne Thüren verschlossen werden können. In diesen Pforten befinden sich die berühmten kolossalen Kanonen, die aber ohne Lavetten auf der Erde liegen, und mit dem hintern Theile an eine dicke Mauer stoßen. Sie können also nicht gerichtet werden, und der Kanonier muß warten, bis das Schiff, welches er treffen will, vor die Mündung seiner Kanone tritt.

Hier sah ich zum Erstenmal reguläres türkisches Militär; es ist nicht gut gekleidet, und gewährt im Ganzen einen widerlichen Anblick. So sah ich die äußere Schildwache an der Festung, das Gewehr an die Mauer gelehnt auf einem Ecksteine sitzend, Baumwolle spinnen. Dabei war besagter Soldat ohne Strümpfe, in zerrissenen Schuhen und Hosen; seine nach französischem Schnitt verfertigte Montirung halb zerrissen, unordentlich geknöpft, und seine rothe Mütze (feska), wie eine Nacht- oder Pelzkappe tief über die Ohren gezogen. Endlich erhielten wir nach Verlauf von 6 Tagen, die wir ganz nutzlos hier zubringen mußten, den großherrlichen Firman nach Konstantinopel zu gehen, und lichteten auch sogleich, da der Wind günstig war, die Anker. Im Vorbeisegeln sahen wir noch die dritten Dardanellenschlösser, die indeß bei weitem kleiner und unbedeutender sind, als die beiden ersten, und beim Eingang in das Marmormeer, die alte Stadt Gallipoli. Nachdem wir das Marmormeer ziemlich schnell durchsegelt hatten, erblickten wir am Abend desselben Tages das ungeheure Häusermeer von Konstantinopel.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Russland.

Ekatherinoslaw.

(Schluß.)

Ehe ich Ihnen eine genauere Beschreibung von Ekatherinoslaw gebe, will ich Ihnen noch ein Paar Notizen mittheilen, welche etwas den hiesigen Gegenden Charakteristisches enthalten. Das Eine sind die Militärkolonien. Wer das Gränz-Militär von Oestreich an der dalmatischen Gränze und dessen innere Einrichtung kennen gelernt hat, der hat den deutlichsten Begriff von den russischen Militärkolonien. Aufs Innigste ist in diesem das bürgerliche Leben mit dem des Soldaten verschmolzen, und die strenge Disciplin, die Subordination und die pünktliche Ordnung, welche allenthalben hier beobachtet wird, machen, daß diese Kolonien, welches eigentlich recht niedliche Dörfer sind, einen überaus freundlichen Anblick gewähren. Alles wird hier mit militärischer Pünktlichkeit beobachtet und vollzogen. Dabei zeigen die Häuser und die Gassen der Kolonie eine Eleganz, wie man sie in diesen Gegenden nicht sucht, und in den civilisirtesten Ländern kaum findet. Die Besoldung dieser Truppen besteht in dem, was sie dem ihnen angewiesenen Boden abgewinnen: sie kosten also dem Staate nichts, und es hat dieser dabei noch den Nebengewinn, daß er einen nicht unbedeutenden Landstrich in musterhafte Kultur versetzt bekommt. Da nun diese Soldaten neben ihrer Arbeit auch ihre Exercitien fortsetzen, so kommen sie nie aus der Uebung und gewöhnen sich nebenbei noch an eine ununterbrochene Thätigkeit.

Das zweite sind die Wolfsjagden, welche zu wahren Lustpartien werden. Es fangen nämlich zuweilen die Kosaken Wölfe in Eisen und sperren sie in sichere Behälter, worin sie aufbewahrt werden, bis man eine Jagd auf sie veranstalten will. Außer den alten Wölfen, welche man zu diesem Zwecke einfängt, nimmt man auch zuweilen junge aus dem Lager und erzieht sie, um sie auf gleiche Art zu brauchen. Auf solche ist denn die Jagd mit gar keiner Gefahr verbunden, da sie während ihrer Erziehung in der Gefangenschaft einen großen Theil ihrer Wildheit verlieren. Zu solchen Jagden werden denn auch Damen, die Frauen von vornehmen Kosaken, oder auch Russinnen aus den benachbarten Gouvernements eingeladen. Man hat dabei lange Wurstwagen, eine Art von Char à banc, worauf 12—18 Personen Platz haben und die von 6—8 Pferden gezogen werden. Diese sind denn mit einer Menge von geladenen Gewehren versehen und man feuert von denselben herab auf die flüchtigen Wölfe. Wird nun auch gleich zuweilen eines dieser Thiere wüthend, so ist für die Jäger keine Gefahr, da deren auf einem Punkte so viele beisammen und diese auch mit Schießgewehr im Ueberfluß versehen sind. Die Damen brennen dabei so manche Flinte ab und haben eine solche Fertigkeit im Schießen, daß sie selten ihr Ziel verfehlen.

Es ist nun Zeit, daß ich Ihnen von der Stadt, von wo aus ich Ihnen hier schreibe, ein Bild entwerfe, welches zugleich auf die meisten größern Städte dieses Theils des russischen Reichs paßt.

Zuvörderst müssen Sie Sich die hiesigen Städte nicht so denken, wie die im Abendlande, d. h. mit dichten Häuserreihen, und wie einen ungeheuern, überall zusammenhängenden Häuserklumpen. An Ausdehnung würde Ekatherinoslaw wohl mehr als das Doppelte von Breslau betragen, ob es gleich bei weitem nicht so viel Einwohner hat. Folgen Sie mir nun ein wenig vom Anfange bis zu Ende. Wir kommen an, sehen schon von weitem eine Menge großer und imposanter Häuser, so wie auch mehrere Kirchen, an denen es in Rußland nirgends fehlt. Wir glauben noch auf dem Lande oder in einer entfernten Vorstadt zu seyn, während wir uns schon in der Stadt befinden. Ein Straßenpflaster ist nicht da, indem es an Steinen hiezu fehlt. Zwischen hohen, palastähnlichen Gebäuden stecken kleine niedrige Hütten, alle aber sind von einander getrennt, und zwischen vielen derselben sind nicht unbedeutende Gärten. Die Häuser in eine

gerade Linie zu bauen, den Zwang thut man sich hier nicht an, und ein jeder rückt das seine dahin, wo es ihm am bequemsten zu stehen scheint, mag es nun vor den andern oder auch zurück stehen. Steht es weit zurück, so legt man sich wohl allenfalls einen kleinen Garten vor demselben an. Daß dieses bunte Gemisch von schönen und häßlichen, großen und kleinen Häusern keinen erfreulichen Anblick gewähren könne, läßt sich denken, so wie man sich auch von selbst einen Begriff von dem Kothe in den Straßen bei nassem Wetter machen wird. Was jedoch zu verwundern, das ist eine ziemlich gute Straßenbeleuchtung.

Etwas Charakteristisches dieser russischen Städte sind ihre großen öffentlichen Plätze und die auf denselben befindlichen Bazars. Es ist nämlich hier nicht Sitte, die zum Verkauf gestellten Waaren in seinem eigenen Hause auszustellen, und es geschieht dieß auch nicht von einem Einzigen. Denn es sind zu dem Behufe rings um den öffentlichen Platz Bazars erbaut, worin ein jeder, mag er nun in einem Theile der Stadt wohnen, in welchem er wolle, seinen besondern Laden hat, und worin den ganzen Tag eine Person sich als feilhabend befindet. Ich habe durchaus nicht begreifen gelernt, wie es möglich ist, daß diese Menschen dabei ihre Rechnung finden, da ich Stunden lang auch nicht eine Seele vor den Hunderten dieser Laden sah. Wie groß die Menge derselben seyn müsse, das erräth man daraus, daß alle Handwerker und Krämer der ganzen Stadt ein jeder den seinigen hat. Indeß ist der Platz so groß, und das Gevierte, welches dieser Bazar bildet, so ausgedehnt, daß mehrere Hunderte von solchen Läden darin angebracht sind. Diese Bazars kehren sämmtlich ihren Rücken gegen die den Platz umgebenden Häuser, und gewähren, da dieser Rücken aus schwarzen Brettern besteht, eben keinen freundlichen Anblick.

Der Kaufmann spielt in Rußland eben keine glänzende Rolle, und ich möchte die Art und Weise, wie ihn die höhern Stände behandeln, mit der vergleichen, wie man in Deutschland sich gegen die jüdischen Handelsleute benimmt. Das kommt daher, daß, wie ich schon Einmal bemerkte, eine Menge von Kauf- und Handelsleuten zum Stande der Leibeigenen gehören. Schwingt sich jedoch der Kaufmann höher empor und gelingt es ihm, den Titel eines Commerzienrathes zu bekommen, dann rangirt er sogleich höher und genießt aller der Achtung und Auszeichnung, welche dieser Klasse zusteht, denn es wird wohl nirgends mehr wie in Rußland auf die verschiedenen Abstufungen der Stände gehalten.

Bekannt ist die Achtung, in welcher der Gelehrte in Rußland steht. Jeder Ausländer welcher dahin kommt, um irgend eine nützliche Einrichtung zu machen, wenn er nämlich von der Regierung dazu berufen worden ist, tritt sogleich in die Klasse der Gelehrten, und genießt daher die hohe Achtung und die vielen Rücksichten, von denen ich schon Einmal sprach.

Im Ganzen genommen ist der Aufenthalt in einer russischen Stadt nicht gerade der angenehmste, und er wird es erst dann, wenn man Zutritt und Bekanntschaft in Familien hat. An Artigkeit und Zuvorkommenheit läßt es da der Russe nicht fehlen.

Die Insel St. Thomas.

(Nach den neuesten Nachrichten.)

Sie gehört zu den kleinen Antillen und liegt unter dem 67° 8′ 21″ der Länge und unter dem 18° 20′ 42″ der Breite. Ihre größte Länge von Osten nach Westen beträgt etwa 5 Meilen und ihre größte Breite von Süden nach Norden etwas weniger als 2 Meilen. Sie wurde 1671 von den Dänen in Besitz genommen. Gleich nach der Einnahme suchten sie sich festzusetzen und anzusiedeln, zu welchem Ende sie einen Theil der Waldungen abbrannten und allerlei Arten von Pflanzungen anlegten, zu welchen ihnen der Boden tauglich schien. Diese Anlagen würden einen weit größern Umfang erreicht haben, wenn nicht mehrere der reichen Pflanzer ihre Thätigkeit mehr auf den Handel gerichtet hätten, um von den natürlichen Vortheilen Gewinn zu ziehen, welche ihnen eine sichere, vor den Winden geschützte Rhede darbot, die eine Flotte von 150 Segeln fassen kann.

Die Flibustier, bekannte Seeräuber in der letzten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, kamen öfters hieher, um daselbst die Früchte ihrer Raubzüge zu verkaufen oder in Sicherheit zu bringen. Die Ruinen von zwei Thürmen, welche sie als Zeichen hier errichteten, sind noch zu sehen. Seitdem eine kluge Politik den hiesigen Hafen für neutral erklärt hat, ist er in Kriegszeiten immer die reichste Niederlage für die amerikanischen Waaren gewesen. Während des Kriegs der Freistaaten mit England rechnete man dort 200 große Schiffe ohne die kleinen. Seit den Kriegen des koalisirten Europa's mit Frankreich haben sich der Handel, die Bevölkerung und die Schätze von St. Thomas ungemein vermehrt. Die Hauptstadt ist gegenwärtig eine der reichsten an Waaren aller Art in Amerika. Sie ist dicht an der Rhede am Fuße eines Berges erbaut, bildet nur eine einzige ¼ Stunde lange Straße und hat in einer kleinen Entfernung das Fort Christian zur Vertheidigung. Den Häusern, deren man etwa 520 zählt, fehlt es an Eleganz und Geschmack, die andern Kolonien so vorzüglich eigen sind.

Das Flüchten der Einwohner von vielen andern antillischen Inseln hieher hat den Zuwachs der Bevölkerung ungemein befördert. 1775 belief sich die Einwohnerzahl nur auf 556 Weiße und 4296 Negersklaven, zusammen auf 4684 Köpfe; 1797 zählte man schon 750 Weiße, 240 freie Neger und 4769 Sklaven, zusammen 5759 Individuen, und jetzt mag die Menschenmenge leicht auf 6000 steigen. Die Weißen bestehen dort aus Engländern, Holländern, Deutschen, Franzosen und Dänen. Die letztern sind die wenigsten. Der gesellschaftliche Ton ist im Ganzen hier schlecht; Alles ist merkantilisch, Alles wird nach dem Gelde geschätzt. Der durch die Mischung einer so großen Menge fremder Nationen geweckte Handelsgeist hat einen unglaublichen Dünkel und Egoismus erzeugt und die Sitten verdorben. Die meisten verheuratheten oder ledigen Weißen leben hier öffentlich mit Mulattinnen, welche vollkommen die Kunst verstehen, alte Wüstlinge zu reizen und sich ihre Reichthümer zu eigen zu machen. Doch sind die Dänen hievon ausgenommen.

Selten genießt man auf St. Thomas jene Vergnügungen der bürgerlichen Gesellschaft, wodurch der Reichthum erst seinen wahren Werth erhält, denn nur wenige Einwohner legen sich auf die Wissenschaften. Alles athmet den Kaufmannsgeist, und mancher Kaufmann, ein Millionär, würde sein Magazin nicht gegen alle Bibliotheken Europens vertauschen, da er die geringste Faktur von London, Amsterdam oder Hamburg den Meisterstücken Goethe's, Wielands, Schillers, Voltaire's, Shakespears, Tasso's oder Geßners vorzieht. — Die herrschende Sprache ist das holländisch-kreolische; dänisch hört man nur selten in vertraulichen Cirkeln. Die Mischung von holländischen, deutschen, französischen, dänischen, englischen, selbst einigen spanischen Familien bringt eine auffallende Verschiedenheit im Hauswesen nicht nur, sondern auch in Sitten und Gebräuchen hervor. Die Dänen trennen sich von den übrigen und erhalten unter sich mit vorzüglicher Vertraulichkeit den wahren dänischen Ton, der in Kopenhagen in den Cirkeln des Mittelstandes herrscht. Sie besuchen sich fleißig, halten Familienklubs, wo sie die Zeit mit freundschaftlichen Vergnügungen hinbringen und sich jedesmal mit neuer Freude zu sehen scheinen.

Uebrigens sind die Einwohner gastfrei, ungezwungen und angenehm im Umgange. Die meisten Bedürfnisse sind sehr wohlfeil, weil der Freihafen fremde Schiffe herbeizieht, die Zufuhr vergrößert und den Preis

der zollfreien Waaren vermindert. Man sieht daher in der Stadt Sankt Thomas nichts als Läden mit europäischen Waaren aller Art angefüllt, wozu noch die Niederlagen von den Produkten verschiedener Kolonien kommen, die verkauft oder nach Europa verschifft werden sollen.

In Friedenszeiten ist der Handel von St. Thomas von geringer Bedeutung. Mit Dänemark hat es fast gar keine unmittelbare Verbindung, als die durch vier bis fünf Altonaer Schiffe betrieben wird. Doch gehen zuweilen dänische Schiffe von der Insel St. Croix nach St. Thomas, um eine Ladung einzunehmen.*) In Kriegszeiten hingegen senden Bristol, Liverpool und Lancaster der Kolonie in zwölf bis fünfzehn Fahrzeugen Tücher, Zeuge, Juwelen, Steingut, Quincaillerie, Metall- und andere englische Manufakturwaaren für mehr als 1½ Millionen Franken zu. Dagegen nehmen diese Schiffe etwas Kaffee, Zucker, vielen Indigo, Färbe-, Bau- und Tischlerhölzer, und fast alle die Baumwolle zurück, welche im Handel auf St. Thomas niedergelegt wird. Man kann die Ladung von 50 bis 60 Schiffen, welche die Insel aus Bremen, Hamburg, Altona, Christiania und Kopenhagen erhält, auf 10 bis 12 Millionen Franken anschlagen. Seit geraumer Zeit liefert ihr der letzte Ort viele eingesalzene Waaren, Bau- und Tischlerholz, Tauwerk, russische Seife u. s. w. Seit einigen Jahren werden ihr auch von dorther die indischen Gewürze, Leinwand u. s. w. zugeführt.

Auch Venedig, Genua und Ragusa schicken nach St. Thomas auf 30 bis 40 Schiffen für 4 bis 5 Millionen Waaren, die in Livorno oder in französischen Häfen geladen werden. Ihre Rückfrachten bestehen in Kolonialprodukten.

Aus Amsterdam zieht die Insel einige Gegenstände von holländischem und niederländischem Erzeugniß; aus den Freistaaten Fleisch, gesalzene Fische, französische Weine, viele Eßwaaren, einige geradezu aus Afrika gebrachte Neger; verarbeitetes Holz, unter Anderm ganze Häuser, wovon die verschiedenen numerirten Stücke so richtig und genau geschnitten sind, daß ein Baumeister in 25 Tagen ein oder auch wohl etliche Zimmer zu Stande bringt. Diese Artikel, welche auf 90 bis 100 Fahrzeugen mit amerikanischen Flaggen hieher kommen, bringen 4 bis 5 Millionen ein. Ihre Verkäufer nehmen dafür wieder vielen Zucker, Rum und Kaffee. Alle auf St. Thomas niedergelegten Waaren werden von dort nach den übrigen Kolonien und in Europa verbreitet. Ihr ganzer Werth steigt zusammen auf 25 bis 30 Millionen. — Auch zieht sie aus Portorico durch den starken Schleichhandel viel frisches Fleisch, Gemüse, Früchte, Bretter, Tabak, Piaster u. s. w., und gibt für diese verschiedenen Artikel seidene Zeuge und Metallwaaren, Quincaillerien u. a. m.

In den Jahren 1804 und 1806 ward diese Kolonie, eine der reichsten in der neuen Welt, durch drei schreckliche Feuersbrünste beinahe gänzlich zu Grunde gerichtet. Man rechnet den bei der zweiten (am 1 Oktober 1806) erlittenen Verlust auf 5 Millionen Piaster, und daß 250 Häuser in Flammen aufgegangen sind.**) Das Meiste ist jezt wieder hergestellt.

(Schluß folgt.)

Ein Abenteuer auf den grünen Bergen.

(Schluß.)

Der Wolf und ich staunten einander noch immer an, doch zum Glück bewegte er sich nicht. Nach einiger Zeit kam ich wieder etwas zur Besinnung; was kannst du thun? war mein erster Gedanke. Entkommen konnte ich nicht, also mußte ich entweder den Wolf tödten, oder mich zerreißen lassen. Ich hatte nichts bei mir, als ein großes, scharfes Messer, das ich jezt hervorzog, es fest packte, und mich anschickte, auf meinen Gegner loszustürzen. Es war eine Handlung der Verzweiflung, aber doch noch immer besser, als wenn ich abwartete, bis das Thier auf mich sprang. Der Wolf bewegte sich noch immer nicht, und schien am andern Ende der Höhle auf dem Boden zu liegen. Während ich so überlegend da stand, kam es mir doch sonderbar vor, daß er so lange mit seinem Angriff zögerte. Mehrere Minuten schon waren verstrichen, und noch hatte er nichts gethan, als daß er mich mit seinen feurigen Augen anstarrte. Dieß gab mir wieder einige Hoffnung; ich unterbrach meine Betrachtungen, und schaute den Wolf mit etwas kälterem Blute an. Er lag dicht am Boden, die feurigen Augen, in denen ich jedoch jezt einigen Ausdruck von Furcht zu erkennen glaubte, auf mich gerichtet. Je mehr ich das Thier betrachtete, um so höher stieg mein Vertrauen, doch blieb ich immer auf meiner Hut, um ihm, wenn es etwa auf mich springen sollte, gehörig zu begegnen.

Es verhielt sich ganz so, wie ich vermuthet hatte; der Wolf war wahrscheinlich halb im Schlaf, als ich in diese Höhle herabfiel; man kann sich also leicht den Schrecken vorstellen, den ihm dieser plözliche Fall verursachte. Wie sich später zeigte, lag er im tiefsten Theil der Höhle, mit Laub und Erde bedeckt, und ich hatte eine dunkle Erinnerung, daß ich im ersten Augenblick meines Erwachens mit irgend etwas Beweglichem kämpfte; ganz gewiß hatte er sich also in den äußersten Winkel der Höhle zurückgezogen, und war da, von Furcht überwältigt, liegen geblieben. Stunde und Stunde verstrich, während ich so meinem Gegner gegenüber stand, der nicht den geringsten Angriff auf mich versuchte, und als das erste Licht des anbrechenden Tages in die Höhle fiel, sah ich ihn noch immer mit allen Zeichen der Furcht in eine Felsenspalte zurückgedrängt liegen. Des größten Schreckens war ich jezt zwar ledig, allein der anbrechende Tag überzeugte mich nur um so mehr von der Unmöglichkeit, ohne Hülfe von Außen aus meinem Gefängnisse zu kommen. Empor zu klettern war ganz unmöglich, da die Felsenmassen an beiden Enden dicht zusammenstießen, und nur an dem einen Ende, dicht am Boden, eine schmale Oeffnung sich befand, durch die der Wolf sich aus und ein drängte. Wäre er im ersten Schrecken zu diesem Ausgange gekommen, so würde er entkommen seyn, so flüchtete er aber in der Verwirrung nach der entgegengesezten Seite, und wagte aus Furcht nicht seinen Schlupfwinkel zu verlassen.

Was war jezt zu thun? ich mußte irgend ein Mittel aussinnen aus dieser verzweifelten Lage zu kommen, denn daß mir hier in dieser Wildniß irgend ein menschliches Wesen zu Hülfe kommen könnte, durfte ich nicht erwarten. Was für Mittel standen mir aber zu Gebote? man pflegt zwar zu sagen: der Hunger bricht Mauern; das kann wohl seyn, aber nicht Felsenwände wie diese waren. So viel ich aus den in die Höhle fallenden Sonnenstrahlen erkennen konnte, war es Mittag, und ich fühlte mich jezt vor Ermüdung, Hunger und überstandener Angst von einiger Schwäche befallen. Ganz in mein Schicksal ergeben, sezte ich mich auf dem Boden der Höhle nieder, und dachte schon an die seltsamen Gedanken, die der sich machen würde, dem es beschieden sey, einst meine Gebeine an dieser Stelle zu finden. Aus diesen Betrachtungen schreckte mich plözlich ein dumpfes Knurren meines Gefährten auf; schon glaubte ich, er bereite sich zu einem Ueberfalle, und gab mich verloren, denn ich fühlte mich zu schwach zum Widerstande. Im nächsten Augenblick aber schlug das ferne Gebell eines Hundes an mein Ohr; Worte sind nicht im Stande die Gefühle zu schildern, von denen ich mich jezt ergriffen fühlte. Hülfe war nahe, und bald vielleicht sollte ich aus meinem Grabe befreit werden. Neues Leben ergoß sich in meine Adern; das Gebell kam immer näher, und nun war kein Zweifel mehr, meine Freunde suchten mich, und befanden sich auf der rechten Spur. Der Wolf schien eben so beunruhigt als ich erfreut war; er schmiegte sich noch dichter in seinen Winkel, und schrak zusammen, so oft Hundegebell sich hören ließ; sein feines Ohr hatte dieses schon früher als ich unterschieden.

Nach einigen Minuten schon hörte ich Menschenstimmen über mir, die ich mit einem lauten Geschrei begrüßte, das sie bald an den Rand der Grube führte. Man kann sich ihr Erstaunen denken, als sie mich auf dem Boden derselben erblickten. Aus zusammengebundenen Baumzweigen war bald eine Art von Leiter verfertigt, mit deren Hülfe ich wieder zur Oberwelt emporstieg. Ich erfuhr jezt, daß ich meine Befreiung meinem treuen Hunde zu danken habe, der meine Spur im Gebirge verfolgt und meine Befreier glücklich bis zu meinem Kerker geführt hatte. Mein wilder Gefährte, der Wolf, stürzte, sobald ich oben war, aus seiner Höhle hinaus, wurde jedoch vom Sohn meines Wirths durch einen Schuß erlegt, ehe er noch hundert Schritte weit gekommen war.

Mein Haar wurde zwar von dem überstandenen Schrecken nicht weiß, doch weicht die Erinnerung an diese Schauerscene nicht von mir, und oft noch sehe ich in fürchterlichen Träumen die feurigen Augen durch dichte Finsterniß leuchten, und fühle dann immer wieder aufs Neue alle in der Wolfshöhle überstandenen Schrecken.

*) Seit mehrern Jahren hat indessen der Handel nach Kopenhagen beträchtlich zugenommen.

**) Man sehe im Pariser Moniteur vom 19 Dec. 1806 und vom 16 Febr. 1807.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 176. 25 Junius 1835.

Reisen eines Hindu.

(Dritter Artikel.)

Herat.

Herat ist gegenwärtig ein Ort von bedeutendem Interesse für Mittelasien. Bei der Auflösung der Dynastie der Duranis in Cabul im Jahre 1809 flüchtete sich einer der Prinzen dieser Familie nach Herat, der Gränzstadt des Reichs gegen Persien, und behauptete die Stadt und Provinz gegen die neuen Regenten von Cabul. Er starb im Jahre 1832, und seitdem hat sein Sohn Kamran Schah den Titel König von Herat angenommen. Er wurde im Anfang des nächsten Jahres von Abbas Mirza von Persien mit einer Belagerung bedroht, aber der Tod des Prinzen rettete ihn; seit dieser Zeit hat er seine Ansprüche auf den Thron von Cabul erneuert, und sich mit seinem Oheime Schah Schudscha bei dessen Einfall in Candahar zu vereinigen versucht. Ein neuer Einfall, mit dem er aber indessen wieder von Persien aus bedroht ist, hat ihm nicht erlaubt an den innern Kriegen von Afghanistan Theil zu nehmen, und sobald Persien und Cabul einige Ruhe und ihre Gouvernements einige Festigkeit erlangt haben werden, so wird Herat ohne allen Zweifel der Streitapfel zwischen diesen beiden Staaten werden. Dr. Gerard und Mohun Lal sind die einzigen Reisenden, welche den diminutiven Hof des Königs von Herat besucht haben, und wir geben daher einige Auszüge darüber.

Herat, 1 Mai. Es war ein schöner Frühlingsmorgen und ein Festtag, wir ritten vor das Thor Malik hinaus und sahen die Mauern, Dächer und Straßen voll Menschen. Der König, begleitet von seinen Söhnen und Großen, ritt auf einem prachtvollen Pferde durch die Stadt, allein der übrige Theil seines Aufzuges war sehr armselig in Vergleichung mit dem der Prinzen in Dehli. Die armen und hungrigen Bettler, welche ihn ansprachen, erhielten nichts als Stöße und Schläge von seinen Begleitern. Ein altes Weib meinte, er habe ihr eine Rupie zugeworfen, es fand sich aber, daß es nur eine Kupfermünze war. Der König sah uns von Ferne und erwiderte unsern Gruß. Er kehrte in seinen Palast zurück, der nur eine Karikatur von königlichem Hofe darbot; er setzte sich auf einen hölzernen Thron, der mit Brokat bedeckt war, und auf jeder Seite vier sammtene Kissen hatte. Sein Anzug war keineswegs königlich, und er fühlte seine Armuth, so daß er die Augen niederschlug. Vor dem Thron lief ein gewöhnlicher Fußboden hin, auf dem einige Schüsseln mit Zuckerwerk standen, die von den Mollahs umgeben waren, hinter welchen die Großen standen. Wenn diese den König begrüßen wollten, liefen sie, begleitet von dem Ceremonienmeister, gegen ihn, die Scepterträger riefen dann „Duran," (stehe still), sie beugten sich und blieben, bis der Ceremonienmeister sagte: gehe! der ganze Hof zeigte wenig Pomp, und in Vergleichung mit dem von Dehli, war er sehr armselig. Die Mollahs fingen an mit einander zu streiten, fielen über die Zuckerwaaren her, rissen sich darum, und ihre Turbane fielen im Gemenge von ihren Köpfen; dieß geschah absichtlich den König lachen zu machen, und so endigte die Audienz.

Das Volk von Herat, obgleich durch schlechte Regierung verarmt, ist sehr vergnügungssüchtig. Die Männer gehen täglich hinaus auf die Wiesen, wo sie ihre Zeit im Schießen zu Pferde, im Wettrennen, Singen, Tanzen und Trinkgelagen zubringen. Sie sind von weißerer Gesichtsfarbe als die Bewohner von Mesched; ihre Kleidung besteht in einem rothen Hemd, offenen rothen Hosen, einem Kaftan und Turban von einem Stoff, der in Peschawer verfertigt wird. Sie binden eine dünne Binde um den Leib und tragen in diesem Gürtel einen Dolch, theils zur Zierrath, theils zum Angriff. Sie geben sich für sehr religiös aus, aber nur wenige von ihnen verrichten ihr tägliches Gebet. Die Frauen haben feine Gesichtszüge und einen eleganten Wuchs; sie sind weit weniger zurückhaltend als in Mesched: so lange sie innerhalb der Stadt sind, halten sie ihr Gesicht, ihre Hände und ihre Füße sorgfältig verborgen, sobald sie aber außerhalb den Thoren sind, werfen sie ihren Schleier über den Kopf zurück und beginnen über die Vorbeigehenden zu lachen; einige singen Balladen, andere reden die Vorübergehenden an, und brechen plötzlich in ein großes Gelächter aus, so daß diese ihr Haupt vor Scham niederhängen. Sie verstehen Alle zu singen und zu tanzen, allein sie thun dieß nie für ihre Männer, sondern im Geheimen für ihre Freunde.

Herat ist berühmt wegen seiner Seidenzeuge und Reitgerten, welche nach englischer Art und so dauerhaft und elegant verfertigt werden, daß man sie weit und breit ausführt. In dem Land der Hazaras, in der Nähe von Herat, wird Wolle im Ueberfluß hervorgebracht, und wenn sie nach Bombai und von da

nach England ausgeführt werden könnte, so würde man dort Shawls fabriciren, welche denen von Caschmir weit vorstünden. Die Provinz von Herat ist der fruchtbarste Theil von Khorasan, die Umgegend der Stadt ist mit reichen Obstgärten bedeckt, welche unter dem Namen der neuen Baiaks berühmt sind, und deren jeder von einem besondern Bache bewässert wird. Die Provinz ist in vier Distrikte getheilt, Obeh, Gurian, Karach und Sabsawer, deren erster ein Bergwerksland ist, das fast alle Metalle liefert, und eine heiße Mineralquelle enthält, die von vielen Kranken besucht wird. Karach ist hauptsächlich von den Eimaks bewohnt, einem nomadischen Räuberstamm.

Reiseskizzen aus der Levante.

(Fortsetzung.)

Eine höchst widerwärtige Windstille machte es uns an diesem Tage leider unmöglich einzulaufen, und wir mußten in einer Entfernung von etwa 3 Meilen vom äußersten Ende der Stadt vor Anker gehen. Glücklicherweise war der andere Morgen uns günstiger, wir konnten den Anker wieder aufnehmen, und fuhren um Konstantinopel in der Entfernung einer halben Seemeile vorbei. Hier sahen wir zuerst am äußersten Ende der Stadt die bekannten sieben Thürme; an die Mauer derselben schließt sich unmittelbar die eigentliche Stadt, an deren nördlichem Ende, am Ausgange des Hafens, das Serail liegt, dessen Gärten, Kiosks und Mauern bis dicht an den Bosporus sich erstrecken. Auf der rechten Seite des Bosporus (dem asiatischen Ufer), dem Serail gegenüber, erblicken wir Scutari, eine Vorstadt von Konstantinopel, ferner den Thurm des Leander, ein auf einer kleinen Insel im Bosporus erbauter Thurm, der neuerdings wieder mit einem Dach versehen worden ist, und auf der andern Seite des Hafens, dem Serail und dem eigentlichen Stambul gegenüber (auf der europäischen Seite), Topchana, Galata und Pera, ebenfalls drei Vorstädte. Wir fuhren nun weiter die verschiedenen Krümmungen des Bosporus hinauf, wo uns zu beiden Seiten eine fast ununterbrochene Reihe von Landhäusern und Dörfern, die am Ufer sich hinziehen, einen ungemein anmuthigen Anblick gewährte. Zu beiden Seiten erblickten wir sanft sich erhebende Anhöhen, mit dem mannichfaltigsten Grün geschmückt. Wir ankerten bei Bujukdere.

Schon am folgenden Tage fuhren wir den B sporus hinab nach Konstantinopel. Vom Bospor ist weiter nichts nachträglich zu bemerken, als die vielen und wirklich schönen Kiosks (Sommerhäuser) des Sultans, und das große, aber ganz im europäischen Styl erbaute Sommerpalais desselben. Gleich bei der Einfahrt in den eigentlichen Hafen von Stambul sieht man zur Rechten die Vorstadt Topchana und das Arsenal, weiter zurück Galata, und höher hinauf Pera, links das Serail und das eigentliche Stambul sich ausbreiten. Der Hafen ist groß und geräumig, und sehr belebt theils durch die Menge der Kauffahrteischiffe, die hier stehen, theils durch die Unzahl von Gondeln (diese sind von ganz eigenthümlicher Form, sehr lang, schmal, niedrig, ganz aus Nußbaumholz, sehr reinlich und leicht gearbeitet), die sich schnell und zierlich nach allen Richtungen durchkreuzen; selbst dem, der die größten europäischen Häfen kennt, gewährt er einen ganz ungemein anziehenden Anblick.

Wir stiegen nicht weit vom Arsenale an das Land. Dieses Arsenal ist zwar sehr lang und groß, jedoch weder schön noch ausgezeichnet gebaut.

Ganz nahe an der Stelle, wo wir gelandet waren, betraten wir einen kleinen offenen Platz, mit einigen Barbier- und Kaffeebuden umgeben, und in der Mitte desselben stand ein sehr schöner und großer Brunnen. Es ist dieß eine schon oft erwähnte Eigenthümlichkeit der Türken, überall, wo nur Platz sich vorfindet, springende Brunnen zu bauen, oder einige Bäume zu pflanzen: beide halten sie heilig, und werden selbst im Krieg und gegen ihre Feinde diese nie beschädigen oder verderben.

Auch dieser Brunnen ist ein schönes, viereckiges Gebäude, ganz von Quadersteinen erbaut, mit einem weit überragenden Dach, auf dessen blau angestrichener unterer Seite eine Menge Sprüche aus dem Koran in der eigenthümlichen schönen Zeichenschrift der Türken angebracht waren. An jeder der vier Seiten sahen wir eine Menge Hähne, Schöpfstellen und Marmorbecken; zu jeder Stunde des Tages sieht man hier eine Menge Türken, die theils ihren Durst löschen, theils die durch ihre Religion gebotenen Waschungen und Reinigungen vornehmen. Von da stiegen wir schnell die meist engen und schmutzigen Gassen von Galata bergauf, oft aufgehalten von Heerden von Eseln, mit Steinen und Kalk beladen (es ist die Art und Weise, wie man fast im ganzen Orient den Transport der Baumaterialien bewirkt), oder einer Heerde Kamele, die mit ihren Waarenballen oft die ganze Breite der Straße einnahmen, bis wir endlich nach langem Hin- und Herfragen, auf das äußerste ermüdet, in dem uns bezeichneten Hotel in der Strada pescaria anlangten. Wir gönnten uns hier kurze Ruhe, und besahen sodann die beiden Vorstädte Pera und Galata. Die erstere ist seit dem großen Brande von 1831 größtentheils wieder neu aufgebaut, und gewährt eben nicht mehr Interesse als jede andere Stadt — auf asiatische Originalität hat sie keinen Anspruch zu machen. Der Weg war schlecht und beschwerlich, die Hitze und der Staub beinahe unerträglich; doch für Alles entschädigt das lebendige Gewühl der verschiedenartigsten Nationen, die dem beobachtenden Auge wie in einem Kaleidoskop vorbeiziehen. Treten wir, um bequemer beobachten zu können, in ein Fenster unsers Gasthofes, dem gegenüber eine türkische Garküche (eigentlich eine griechische, denn alle diese und eine Menge andere Geschäfte werden fast bloß von Griechen besorgt, der Türke achtet sie seiner für unwürdig). Eine solche Garküche, deren es in Konstantinopel unzählige gibt, ist stets ebener Erde, nimmt den unteren Stock beinahe ganz ein, ist indeß äußerst einfach möblirt. Eine drei bis vier Fuß hohe Mauer, mit einigen Marmorplatten bedeckt, ist hinreichend, für den Wirth als Anrichte, für die Gäste als Eßtisch. Der ganze Kochapparat besteht in einem großen Kessel, der fortwährend eine Suppe von Rindsmagen, Leber u. dgl. enthält, und außerdem noch in einer luxuriösen Pfanne zum Schmoren der Fische (diese werden in der ganzen Levante nie anders als geschmort und gebraten,

gegessen). Um 11 Uhr Mittags wird es lebhaft in der Garküche. Zuerst zeigte sich uns ein zerlumpter griechischer Junge, der nach dem Kalkstaub, mit dem er bedeckt ist, zu schließen, als Handlanger bei einer der vielen Bauten dient. Es war ein munterer Bursche und schien ein bedeutender Gourmand zu seyn. Gleich neben der Garküche saß ein Mann mit einem Brodkorbe, dem er für zwei Para (eine kleine türkische Münze, im Werthe eines Pfennigs) Brod abkaufte, brockte dieß mit vielem Anstand in eine ihm vom Koch gereichte Schüssel, während dieser ihm für zwei Para Rindsmagen klein schneidet; dieses Alles wurde mit etwas Brühe aus besagtem Kessel begossen, und das solchergestalt bereitete Gericht vom Käufer ganz ruhig und mit allen Anzeichen von Befriedigung auf der Straße verzehrt. Gleich darauf sahen wir einen türkischen Offizier, erkennbar an seiner braunen Merinojacke und weißen Leinwandhosen dieselbe Suppe verzehren (das türkische Militär, besonders die Offiziere, sind sehr schlecht bezahlt, so daß sie kaum auskommen können). Jetzt kömmt ein Tatar (türkischer Kourier), einen zwei Fuß hohen, steifen, schwarzen Cylinder mit einem orangefarbenen Deckel auf dem Kopfe, und kauft sich ein Gericht Fische. Schnell sind diese abgewaschen, mit Mehl bestreut, in die Pfanne, die fortwährend siedendes Oel enthält, gelegt und fertig. Neben diesem stellt sich ein dem Ansehen nach reicher Türke mit weißem Turban und einem Kaftan von rothem Scharlachtuch, und genießt ebenfalls hier sein bescheidenes Diner. Jetzt sahen wir einen ganz demüthig hereintretenden Armenier, mit seinem dunkelfarbigen Kaftan, und rothen Pantoffeln, auf dem glatt geschornen Kopfe seine schwarze, einem umgekehrten Kochtopfe nicht eben sehr unähnlich sehende Mütze, und fordert seine Suppe für 2 Paras. Gleich darauf kömmt ein Derwisch mit seinem rund zugestutzten Bart, seiner ungeheuer hohen weißen Filzmütze, ganz wie ein großer Filtrirsack gestaltet, seinen weiten Pluderhosen und grünem Kaftan, und verlangt ebenfalls sein Gericht. So drängte Einer den Andern in buntem, ergötzlichem Wechsel.

Während dem sieht man auf der andern Seite der Straße leicht gekleidete Italiäner, französische Stutzer, schmutzige Barfüßermönche, griechische Papas, konstantinopolitanische Griechen in ihren schwarzen kurzen Beinkleidern, blauen Strümpfen, schwarzen Röcken und griechischen Mützen dahin eilen. Einer jagt den andern in schnellem Wechsel. Mitunter schreitet auch zuweilen graziös und etwas geziert eine schöne Griechin, geschmackvoll gekleidet, den weißen Schleier zierlich und etwas kokettirend zurückgeschlagen, über die Straße; während auf der andern Seite eine fette Türkin dahin schwankt, bis unter die Augen dicht verschleiert, und durch ihren ungeheuern Mantel von braunem Tuch zu einer Unform verunstaltet. Für einen Europäer haben solche Scenen, so lange sie ihm neu sind, und man wird ihrer nicht leicht überdrüssig, einen ganz ungemeinen Reiz.

Wir besuchten von da aus ein türkisches Bad, theils uns zu erholen, theils auch hauptsächlich, um diese uns so oft gerühmte Badeweise kennen zu lernen. Das Aeußere eines solchen Badehauses ist fast durchgängig höchst unscheinbar; zwei bis drei gewölbte Kuppeln von 25 bis 30 Fuß Höhe, mit einigen Illuminatoren versehen, und einige kleine ganz ohne Kunst erbaute Nebengebäude bilden ein solches Badehaus, für den Türken und Griechen gleich nothwendig. Durch eine kleine, niedrige Pforte geht man in den An- und Auskleidesaal. Es ist dieses ein hohes, geräumiges Zimmer, und erhält sein Licht von oben, durch Illuminatoren, die in die Decke eingemauert sind. Je nachdem das Bad mehr oder minder elegant ist, bestehen die Wände und die Kuppel des Saales aus Marmor, Stein oder Kalk. Dasselbe gilt von den an den Wänden hinlaufenden Sophas oder besser Diwans, von denen jeder Eintretende sogleich eines einnimmt, und sich seiner Kleider entledigt, mit Hülfe eines Badedieners, der völlig nackt und nur mit einem baumwollenen Schurz um die Lenden bekleidet ist.

Nachdem wir mittelst seines Beistandes das lustige Geschäft des Entkleidens beendet hatten, gab er uns einen weißen baumwollenen Schurz, um unsere Lenden zu gürten, und hölzerne Sandalen, und führte uns durch mehrere kleine Gemächer, deren Hitze allmählich stieg, in den eigentlichen Badesaal. Dieser ist ebenfalls aus Stein und Marmor gebaut, der Fußboden regelmäßig von Marmor. Auch dieser Saal ist gewölbt und erhält sein Licht durch Illuminatoren. Die Hitze war durchaus nicht unerträglich, sie mochte höchstens einige 30° R. betragen. Rings an den Wänden laufen Hähne, die warmes und kaltes Wasser in ein Marmorbecken sprudeln.

In der Mitte des Saales war eine lange und breite, ebenfalls mit Marmorplatten bedeckte Bank, so groß, daß wohl sechs Menschen bequem sich auf ihr ausstrecken konnten. Unter dieser war der Ofen. Auf diese Erhöhung mußten wir uns legen, worauf wir bei der ungleich größern Hitze sogleich in einen etwas mehr als sanften Schweiß geriethen. Hiemit fing auch die Geschicklichkeit unseres Badediener an, sich in vollem Glanze zu entfalten. Anfangs strich er mit seinen Händen ganz sanft jede unsrer Muskeln, bald aber wurden seine Bewegungen lebhafter, er drückte und knackte die Finger und Fußzehen, knetete, reckte und streckte Arme, Schultern, Beine, so daß fast kein einziger Muskel am ganzen Leib bei dieser Operation verschont blieb. Uebrigens ist sie für den Badenden äußerst angenehm, unsere ganze Müdigkeit war verschwunden, und unsere Glieder schienen neue Kraft und Beweglichkeit erhalten zu haben. Ist diese Operation vollendet, so verschwindet der Diener, während der Badende noch liegt und schwitzt. Jetzt wurden wir abermals mit einem Handschuh von grobem Tuche abgerieben, dann mit Seifenschaum und einem Bastwische abgewaschen, und mehrmals mit warmem Wasser abgegossen. Die ganze Ceremonie dauerte dreiviertel Stunden. Nun empfingen wir einen neuen weißen Schurz, ein anderes Tuch wurde um unsere Schulter gehängt, und ein drittes, in Form eines Turbans um den Kopf gewunden; wir wurden dann in den Ankleidesaal zurückgeführt, legten uns abermals auf unsern Diwan nieder, um auszuruhen, rauchten eine Pfeife Tabak, und nahmen eine kleine Tasse Kaffee. Endlich wurden wir noch Einmal abgetrocknet, zogen uns an und von dannen, um auch die Reize eines türkischen Kaffeehauses zu genießen.

Diese Kaffeehäuser sind alle zu ebener Erde, mit großen Thüren und Fenstern nach der Straße zu, die meist immer offen

sitzen. Rings an den Wänden herum laufen Diwans oder Brettersitze, mit Teppichen bedeckt, auf denen die Gäste Tage lang mit untergeschlagenen Beinen schweigend sitzen, und entweder aus ihren langen mit Bernsteinspitzen versehenen Pfeifen, oder aus sogenannten Nargile's, bei denen der Rauch durch Wasser geht, rauchen, und bedächtig ihre kleine Tasse Kaffee dazu trinken. Diese Täßchen sind äußerst klein, nie, d. h. in einem ächt türkischen Kaffeehaus, wird mehr als eine Schale gekocht, damit der Kaffee sein ganzes Aroma behalte; daher auch in den besuchtesten Kaffeehäusern nie mehr Kaffee gebrannt wird, als eben für den Bedarf des Tages hinreichend scheint.

Wir besuchten von hier aus das Kloster der Derwische in Pera, um den Tanz dieser Menschen zu sehen. Das Kloster dieser Mewlewis (Mewlewichane) hatte für uns vor andern Klöstern des Derwischordens den Reiz der Nähe, da es in Pera liegt. Eben dem Kloster gegenüber befindet sich ein türkischer Begräbnißplatz, angefüllt mit langen, schmalen Leichensteinen von weißem Marmor, bald mit einem Turban gekrönt, als Zeichen, daß ein Mann, bald mit einem fruchttragenden goldnen Weinstock geziert, als Zeichen, daß ein Weib darunter begraben liegt. Auf diesem Begräbnißplatz ist das einfache Grab Bonnevals (bloß durch ein eisernes Gitter erkennbar), eines französischen Chevaliers, der, nachdem er mit Eugen sich überworfen, den östreichischen Generalshut mit dem Turban vertauschte, und zu Konstantinopel der Gründer und Chef eines Artilleriekorps wurde. Er trat später in den Orden der Derwische, daher auch sein sonst ganz einfacher Grabstein mit der hohen Derwischmütze geziert ist.

Des Nachmittags streiften wir noch in Pera und Galata umher, besahen die noch aus den Zeiten der Venetianer herrührenden Thürme und Mauern, die jetzt sehr verfallen sind, sahen auch von weitem die berüchtigte Vorstadt St. Dimitri, wo es selbst am Tage bedenklich ist, sich zu zeigen, wo alles mögliche liederliche Gesindel wohnt, und bei den nächtlichen Orgien sehr oft Mord- und Todschlag vorfällt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Insel St. Thomas.

(Schluß.)

Die Pflanzungen sind von jeher sehr blühend gewesen. 1716 befanden sich derselben 69 (jedoch nur mittelmäßig unterhaltene) hier, wovon 27 mit Zucker und 42 mit andern minder wichtigen Produkten bestellt waren, die indessen viele Heerden Schafe ernährten. Im Jahre 1792 zählte man 74 Plantagen, 40 zum Anbau des Zuckers und 34 für Baumwolle. Der jährliche Ertrag hievon hat sich nicht höher als auf 1400 große Fässer Zucker, 450 Fässer Rum (ungefähr à 1000 Pfund) und 6 bis 7000 Pfund Baumwolle belaufen.

Die Auflagen nebst den beim Zoll erhobenen Abgaben reichen in Friedenszeiten für die Verwaltungskosten, den Sold der Besatzung und den Gehalt der Civilbeamten hin, sie geben selbst noch einen Ueberschuß von 2 bis 5000 Thaler zum Vortheil des Fiskus. In Kriegszeiten wird diese Balance ungewiß, weil man die festgesetzten Abgaben alsdann unmöglich allemal richtig erheben kann; ferner durch die vielen Betrügereien der Agenten und Pächter, welche oft in dieser Hinsicht mit den Kaufleuten gemeinschaftliche Sache machen; dann durch die Vermehrung der Verwaltungskosten und endlich noch durch den Schleichhandel. Hieraus folgt, daß die mit außerordentlich großen Magazinen, deren Werth sich zu Zeiten auf 55 Millionen Franken beläuft, und welche fremden Kaufleuten gehören, angefüllte Insel Dänemark wenig Vortheil bringt, während Santa Cruz, mit blühenden Kulturen bedeckt, dem Mutterstaate weit mehr einträgt, indem derselbe beinahe alle ihre Produkte erhält. Die geringere Fruchtbarkeit des Bodens auf St. Thomas macht es auch den Eigenthümern unmöglich, die Pflanzungen in den Stand zu setzen, worin sie sich auf St. Cruz befinden. Nur drei Plantagen haben Windmühlen, die übrigen bloß Roßmühlen. Die Neger leben auch dort von den Erzeugnissen des Landes, wenn sie nicht selbst etwas dadurch erwerben, daß sie Kräuter, Früchte, Gemüse, Gras und andere Sachen zu Markte bringen. Seit mehrern Jahren trägt die so zahlreiche Mission der mährischen Brüder auch nicht wenig zum Anbau und Flor der Insel bei. Die Juden treiben auch hier, wie überall, den Schacher oder Handel im Kleinen. —

Die Bergigkeit des Landes nöthigt die Einwohner beiderlei Geschlechts zum Reiten, da die Wege an den meisten Orten zu steil sind, um befahren werden zu können. Die Folge davon ist, daß die Pflanzungen hier bei weitem nicht so in Verbindung stehen, wie auf der Insel Santa Cruz. Der Boden ist durch die vieljährige Nutzung schon ziemlich erschöpft, besonders auf der Ostseite, die auf allen Inseln von den Passatwinden ausgetrocknet wird, und nie so fruchtbar ist, als die Westseite. Die Menge des dürren Lehms und der viele untermischte Eisenocker erregt neben dem felsigen Boden nur zu sehr die Vermuthung, daß der Landmann daselbst von seiner Arbeit die Früchte nicht einerntet, die er nach den darauf verwendeten Kosten billig erwarten könnte. Indessen liefern doch die nördlichen Berge bei guter Kultur und schöner Witterung vortrefflichen Zucker, der wohl an Menge, aber nicht an Güte dem besten Zucker von St. Cruz nachsteht, ja demselben bisweilen vorgezogen wird.

Viele sehr romantische Gegenden gereichen der Insel St. Thomas zur besondern Zierde. Unter allen aber ist keine so schön, so malerisch, als die Plantage Sorgenfrei an der Careibal. Der Weg dahin geht von der Stadt über die höchsten Berge. Ganz oben liegt das Wohnhaus, überaus kühl und angenehm, und gewährt eine weite Aussicht über das Meer. Inwendig herrscht die schönste Eleganz und der ausgesuchteste Geschmack. Gleich neben dem Hause ist ein niedlicher Garten angelegt, worin verschiedene fremde Gewächse in natürlicher Freiheit ihrem eigenen Wachsthume überlassen sind. Einen ziemlich steilen Hügel hinab gegen das Meer führt ein anmuthiger Fußsteig den Wanderer zur Bai selbst, wo die Natur die Kunst zur Verherrlichung der Scene eingeladen hat. Prächtige Alleen von fächerndem Kokos, sich stolz brüstenden Palmen und schattenreichen Otaheitibäumen füllen das ganze Thal, und schützen durch ihre dickbelaubten Gipfel vor der Sonnenhitze. Fremde und einheimische Pflanzen nehmen die Ebene ein und bedecken die umherliegenden Hügel, aus deren Spalten im Hintergrunde ein Wasserfall hervorbricht, der mit plätscherndem Geräusche durch Felsenstücke das ganze liebliche Thal entlang sich fortwirbelt, bis er mit stärkerer Fluth sich ins Meer ergießt. Mit Entzücken verweilt der Wanderer in diesen reizenden Gefilden, und segnet den edlen Dänen Schmalz, der diesen Ort durch seine Anlagen verschönerte. —

Die Insel selbst wird durch das Fort Christian, das mit 100 Mann europäischen Truppen besetzt ist und durch 860 Mann von der Kolonialmiliz vertheidigt, die hinreichend sind, jedem fremden Schiffe im Nothfall den Zugang zu verwehren.

Vermischte Nachrichten.

Die Nachrichten aus Neuseeland sind fortdauernd ungünstig. Die Eingebornen, die kein so zahmes und schwaches Geschlecht sind, wie die von Neusüdwales, setzen ihre Angriffe gegen die Europäer auf die keckste Weise fort. In Cloudy-Bai nahmen sie Alles, was ihnen gefiel, und drohten die ganze weiße Bevölkerung zu ermorden und ihr Eigenthum unter sich zu theilen. Man macht Anstalten diesen Platz ganz aufzugeben.

*

Die dänische Marine besteht jetzt aus 7 Linienschiffen, 8 Fregatten, 6 Sloops, 5 Schooners und 5 Kutters; die „Rudder-Flotilla" aus 8 Kanonierböten, 2 Kanonenflößen (jöllen) und 4 Bombardierschiffen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 177. 26 Junius 1835.

Bilder aus Paris. Nr. 5.

Börne und Heine.

Börne und Heine sind im offenen Zwiespalte; die französische Presse hat diese Feindseligkeit ohne Schleier gezeigt. In der Thatsache an sich liegt nichts Befremdendes. Börne und Heine waren niemals und in Nichts gleichgesinnt, und die Unwissenheit des Publikums allein oder eine gleiche Verfolgung gegen Beide von Seite der Gewalt konnte diese Schriftsteller während einiger Zeit als in Wahlverwandtschaft stehend, erscheinen lassen. Diese Stellung war auf die Länge unerträglich und mußte durch die unbegränzte Eitelkeit und Eigenliebe Heine's zerstört werden, hätte auch Börne nach wie vor fortgefahren, ein noch freundliches Urtheil über Heine auszusprechen, ein Urtheil, welches entschuldigte, weil es noch hoffte, wie er in den Briefen aus Paris gethan. Selbst diesen Tadel aber wollte Heine nicht ertragen, da er niemanden das Recht zugesteht ein Urtheil zu fällen über seine Person, deren Vorzüge in dem Abspiegel seiner eigenen Anbetung ihm riesenmäßig erscheinen. Heine hat unklug gehandelt, wie er troz seiner furchtsamen Berechnung stets thun wird. Heine, der um eine hohle Nuß eine Schale von Goldflitter klebt und sich mit kindischer Freude an seinem Kunststück ergözt wie an einem großen Werke; Heine, der in allen Dingen darüber weg und nebenvorbei geht, vorab wo Charakter, Glauben, Ueberzeugung und männliche Biederkeit erheischt werden; Heine, der die Liebe besingt, wie eine Lais, der von der Freiheit spricht, wie von einer Buhlerin, Heine, der in seinem Kopfe nie Plaz gefunden hat für einen ernsten Gedanken, für ein würdiges Streben, in seinem Herzen nie eine Regung von reinem, aufrichtigem Gefühle für Etwas, was an sich schön und groß ist, und es noch bleibt, auch wenn das Tagesglük ihm den Rüken zeigt; Heine, der nie den Muth hatte, eine Ueberzeugung zu hegen, die einer gefahrvollen Vertheidigung bedürfen kann, und der zu jeglicher Stunde selbst seine halbe Ueberzeugung verläugnen wird, sobald Furcht eines Nachtheils, sobald Hoffnung eines Gewinnes, sobald Eitelkeit und Selbstliebe es gebieten; Heine, der nur die oft eintretenden und öffentlich bekannten Nachtheile der Unehrlichkeit, nicht die Unehrlichkeit selbst haßt, fand sich in der solidarischen Gemeinschaft mit Börne nicht behaglich. Der Unvorsichtige! Er vergaß, daß einem nicht einmal mehr zweideutigen Charakter, wie dem seinigen, vor Allem der Schild eines Biedermannes und reinen Charakters Noth thut, und daß dieses Zeugniß dem Börne von Allen, wie verschieden sie auch über seine politische Meinung denken mögen, gegeben wird.

Börne, der unter allen Verhältnissen redlich und offen aufgetreten ist, konnte seinem Landsmanne anfänglich eine warnende Stimme senden, ihm die Gefahren zeigen, welche ein so richtungsloses und frivoles Treiben umgeben, wie dasjenige ist, welches Heine seit seinem literarischen Auftreten in Frankreich befolgt hat; er mußte ihm zulezt den Fehdehandschuh hinwerfen, offen und ohne Rüksicht, nachdem er ihm vergeblich zugerufen: „selbst aus Klugheit würde ich vorziehen ehrlich zu seyn, wenn ich es nicht schon aus Ueberzeugung wäre;" nachdem er ihn umsonst gewarnt, daß auf dem Wege, welcher die eigne und des Vaterlandes Ehre zu Grabe trage, kein wahrhafter ächter Ruhm zu ernten sey. Dieser unwiderrufliche Bruch ist nun geschehen, und wir zweifeln keinen Augenblik, daß Heine bereits begriffen hat, von welch schwerem Gewichte das verdammende Urtheil eines solchen Richters seyn muß; ich sage Richter und nicht Gegner, denn so wird das Publikum die Sache ansehen, und so hat Heine selbst durch sein Benehmen den Stand der Parteien bestimmt; Heine liebt nicht die Gegner, weil er den Kampf fürchtet. Dieß mag seiner kindischen Natur mehr zusagen, und läßt ihm die ungefährliche Freude, die Zunge nach seinem Widersacher auszustreken. Aber wer vor dem großen Richterstuhle der öffentlichen Meinung sich nur auf diese Weise vertheidigt oder gar nicht, dessen Sache ist verloren; ein spöttisches Achselzuken für den unartigen Jungen; eine endliche Verwerfung dessen, welcher im Stillschweigen seine Argumente suchen muß.

Und glauben Sie nicht etwa, daß in dem unerbittlichen und mit außerordentlicher Schärfe geführten Angriffe Börne's gegen Heine die bloße politische Meinungsverschiedenheit den Grund abgegeben habe, oder daß die Schriftsteller-Eitelkeit dabei im Spiel sey. Börne ist niemals Nebenbuhler von Heine gewesen und hat von jeher gelächelt, wenn Heine mit kaum verhaltenem Grimme auf ihn blikte, und auf die Achtung, welche ihm die französische Presse erzeigte.

Es liegt dem Tadel Börne's ein edles, schönes un von allen Parteien in gleichem Maße zu würdigendes Motiv zu

Grund: er will nicht dulden, daß unser deutsches Vaterland, daß unsere ehrliche deutsche Natur, unser aufrichtig Wollen, unser gewissenhaftes Studium von der Frivolität eines oberflächlichen Spekulanten in der Literatur zur Waare und zum Industriemittel gemißbraucht, und daß nach einem unwürdigen Sohne die ganze Familie beurtheilt werde; Börne hat mit all dem Strome von Witz und Satyre, die er so meisterhaft handhabt, vor die Augen Heine's gebracht, wie werthlos und aller Haltung entgegen das Beginnen sey, um des schnöden Beifalls einer leichtsinnigen Menge willen das innere Bewußtseyn zu opfern, das Gefühl des Tadels zum Lob, zur Bewunderung umzulügen, und auf das Vaterland zu schmähen, damit der gütige Beherberger sich belustige und klatsche. Börne hat nicht übersehen, daß in dem Spotte der französischen Kritik über deutsche Metaphysik und Mysticismus weit mehr Nothhülfe der gefühlten Inferiorität als Wahrheit liege, und daß, wenn dieser Gesichtspunkt die französischen Unbilde entschuldige, der Deutsche selbst, der auf dem Eitelkeitsaltar seiner Wirthe opfert, zum verächtlichen Hofnarren mit vollem Bewußtseyn herabsinkt.

Mögen alle Parteien sich vereinigen, und jede ihre verschiedene Glaubensfahne aufstecken; alle werden in Börne willig ihr Organ und den achtungswerthen Vertreter ihrer deutschen Gesinnung erkennen, wenn er sagt: „Es ist überall Sache eines Ehrenmannes, den Beifall seiner Bewirther zu verdienen, möge er ihm nun thatsächlich zu Theil werden oder nicht." Der Deutsche, welcher die vergängliche Freundschaft des Pariser Publikums höher achtet, als die Erinnerung an sein Vaterland und die heilige Stimme der Wahrheit, ist am Ende mehr noch zu bedauern als zu tadeln, denn er erniedrigt sich selbst, und betrügt sich um die Anerkennung und Achtung, welche ihm die gewissenhafte Ausbildung der verliehenen Kräfte und Talente hätten erwerben könen.

Es war ein Unglück für Heine, daß die politischen Umwälzungen der neuern Zeit dem frivolen Poeten die Lust eingaben, sich als Politiker zu zeigen, und einige Lobpreißungen der Freiheit zu radbrechen. Durch die falschen Töne und Discordanzen, welche er in seine Hymnen der Freiheit eingemischt, hat er gezeigt, daß es ihm hier an Beruf, an Sinn und Stimmumfang fehle, und er hat mit fleißiger Hand begründet das Urtheil, welches heute von ihm sagt: „Herr Heine ist Dichter von Natur und Politiker aus Zufall oder Bedürfniß, und wenn er die Farben aller Parteien annimmt oder versucht ohne Ruhm in irgend einer, so beweißt er, daß er weder Geist genug besitzt, um sich über Alle zu erheben, noch Muth und innern Werth genug, um einer Einzigen anzugehören, auf jeden Fall aber braucht niemand zu bezweifeln, daß er sein Talent willig derjenigen zu Gebot stellen würde, welche ihm den größten Gewinn böte, entfernt von aller Gefahr."

Reiseskizzen aus der Levante.

(Fortsetzung.)

Des andern Morgens gingen wir von Pera, wo wir übernachtet hatten, wieder hinab zum Strand, und setzten uns in eine der langen, schmalen Gondeln, die in Menge hier liegen. Eine solche Gondel wird gewöhnlich von zwei Männern gerudert, deren Kopf bis auf einen kleinen Haarbüschel, der auf dem Scheitel stehen bleibt, glatt geschoren, und mit einer kleinen rothen Feska geziert ist. Ihre von der Sonne verbrannten Gesichter und Gestalten stechen grell ab gegen die Weiße ihres nesseltuchenen Hemdes. Schnell wurden wir durch die Unzahl von Gondeln auf der andern Seite, oder in das eigentliche Stambul, die Türkenstadt, gerudert. Hier sieht man wenig Europäer, aber desto mehr Türken und Türkinnen, Armenier, Juden, Tataren. Durch eine Reihe von kleinen schmutzigen Gassen gelangten wir unter Anderem auch in das Judenquartier, wo bloß Juden, die leicht an ihrem kleinen blauen Turban mit einem violetten Bund kenntlich sind, ihre Kaufläden haben, und von da an den Sklavenmarkt.

Wir hatten zufällig Gelegenheit, dem Verkauf oder vielmehr dem Feilbieten zweier Sklavinnen, einer weißen und einer schwarzen zuzusehen, und mit Hülfe unsers Dragomans auch die dabei vorfallenden Verhandlungen zu verstehen. Der sogenannte Sklavenmarkt ist ein nicht sehr großes von drei Seiten geschlossenes einstöckiges Gebäude; er enthält nach allen drei Seiten Reihen von Zimmern oder besser Käfigen, in welchen die zum Verkauf bestimmten Sklavinnen inne gehalten werden. Das Dach des Gebäudes ist weit vorspringend, unter ihm sitzen auf erhöhten Diwans die Käufer, rauchen ihre Pfeifen und machen mit den Verkäufern ihr nobles Geschäft ab. Zwischen diesen Diwans und den eigentlichen Gebäuden läuft ein Weg rings herum für diejenigen, welche diese unglücklichen Geschöpfe hinter ihren Gittern sehen wollen. Wir ließen uns auf eine Bank nieder, und es wurden alsbald zwei Sklavinnen, eine weiße und eine schwarze vom Ausrufer zum Verkauf vorgeführt. Die weiße war ein recht hübsches, junges Mädchen von ungefähr 16 Jahren. Beide waren unverschleiert; der einzige Fall, wo es den Frauenzimmern gestattet ist, sich auf der Straße unverschleiert zu zeigen.

Tausend siebenhundert Piaster für die Weiße! (ungefähr 85 spanische Thaler; etwas mehr als 170 Kaisergulden) „ein schönes Mädchen! eine Perle! ein Edelstein! wer kauft es?" so lauteten ungefähr die Worte des Ausrufers, die er, während er vor den Bänken der Käufer einherschritt und das Mädchen ihm folgte, laut ausrief. Einige lachten, andere spotteten über den enormen Preis und frugen; warum er nicht lieber 2000 Piaster verlangt habe. Jetzt trat ein alter Türke, dessen rothe, hervorgequollene Augen, hageres gelbes Gesicht und zahnloser Mund ihm das Ansehen eines Opiumessers gaben, herzu, hielt das Mädchen in ihrem Gange auf, und begann sie auf das Genaueste zu untersuchen; erst die Hände, dann die Zähne, die Brust 2c., hierauf that er sein Gebot, sie wurde ihm aber nicht zugeschlagen. Eben so wurde mit der Schwarzen verfahren, die für 1000 Piaster ausgeboten wurde. Wir hatten indeß genug gesehen, und verließen diesen Platz ohne das Ende des Handels abzuwarten. Während wir über den freien mittlern Raum eilten, sahen wir auf der andern Seite eine Schaar von 10 bis 15 Knaben und Jünglingen, in einem Alter von 12 bis 15 Jahren, mit starken eisernen Ketten geschlossen, die eben erst, wie man uns sagte,

aus Syrien angekommen, hier ihr beklagenswerthes Schicksal erwarten. Es dauerte lange, ehe der widerwärtige Eindruck, den diese Scene auf uns machte, ausgelöscht wurde.

Von hier gingen wir nach dem Bazar. Es ist dieß ein ungeheures Gebäude, das unter seinem gigantischen Dach eine Menge Straßen enthält, in denen zu beiden Seiten die Waarenmagazine befindlich sind.

Bemerkenswerth ist, daß fast jede einzelne Straße nur Einen Waarenartikel enthält; so haben die Pelzhändler, die Pfeifenrohrhändler, die Posamentirer rc. ihre eigene Straße. Die Menge und der Reichthum der aufgehäuften Waaren ist unglaublich, besonders schön sind die Waffenmagazine; diese herrlichen Damascener Säbel, Pistolen u. s. w., verführen fast jeden, sich etwas zu kaufen. Auch ist das Gedränge und das Gewühl auf diesem Markte ganz unglaublich; oft muß man sich mit dem Ellenbogen Platz machen, welches, ganz abgesehen, daß man sich dadurch einer Ansteckung von der Pest aussetzt, welche doch Jahr aus Jahr ein, bald mehr bald weniger, in Konstantinopel herrscht, uns auch das Vergnügen gewährte, eine gleiche Anzahl von Stößen und Püffen zurück zu erhalten. Ehe wir jedoch den Bazar verließen, passirte mir noch eine lustige Geschichte. Wir standen vor einer Seidenbude, um ein Tuch zu kaufen; eine Türkin redete mich an; ich verstand sie begreiflich nicht, und fragte unsern Dragoman, was sie wolle! Dieser rieth mir, mich ja ganz passiv zu verhalten, da sie mir Schuld gebe, sie zu zärtlich angesehen zu haben, und mir daher die prächtigsten Ehrentitel, ungläubiger Hund, Glaur beilegte. Ich befolgte diesen weisen Rath, worauf sie nach einer abermaligen Salve abzog.

Nachdem wir über die Höflichkeit unsrer unbekannten Schönen herzlich gelacht hatten, zogen wir von dannen, und ließen uns nach Scutari übersetzen, um den Gottesdienst und das Kloster der Rufayi, eines Derwischordens, daselbst zu sehen. Dieses Kloster ist berühmt wegen der Taschenspielerkünste seiner Bewohner, und einer Immoralität der Sitten, die sich selbst im Orient bemerkbar macht. Ihre Andachtsübungen beginnen mit dem gewöhnlichen Gebete, nur daß jedem der Betenden statt des gewöhnlichen Teppichs ein Lammfell untergebreitet wird, worauf sie knien und sitzen. Nach dem gewöhnlichen, gesetzmäßig von jedem Moslem fünfmal des Tages zu wiederholenden Gebete setzen sie sich in einen Kreis und beten die Fatiha, d. i. die erste Sure des Korans, worauf mehrere Anwünschungsformeln folgen, als: Heil über unsern Propheten, den Herrn der Abgesandten, über seine Familie und seine Gefährten insgesammt, so wie Heil über Abraham, über seine Familie und Gefährten insgesammt. Diese Formeln werden eintönig und langsam abgebetet. Hierauf stehen sie alle im Kreise auf, und fangen langsam das Glaubensbekenntniß: La ilah ill'-allah herzusagen an, welches sie regelmäßig in die sechs Sylben „La-i-lah-il-la-lah" trennen. Indem sie die erste Sylbe aussprechen, beugen sie sich vorwärts, bei der zweiten richten sie sich wieder auf, und bei der dritten beugen sie sich rückwärts; dieselbe Bewegung wird bei den drei folgenden Sylben in derselben Ordnung wiederholt, oder sie verändern die Richtung der Beugung, indem sie den Leib bei der ersten Sylbe rechts neigen, bei der zweiten wieder in aufrechter Stellung stehen, und bei der dritten sich links neigen. Dieser Chor fängt langsam an, und wird mit wachsender Schnelligkeit wiederholt, so daß die Bewegung mit dem Geschrei immer gleichen Schritt hält. Bald aber wird die Bewegung so schnell, daß die Sprache gezwungen ist, zwei Sylben auf eine Beugung zu legen, so daß man bald nur ein verwirrtes Geschrei von Il und lah hört. Je schneller die Beugung im $^3/_4$ Takte, desto größer die Wuth der Bewegung. Das Ganze artete zuletzt in einen Orgientanz aus. Während dieses wüthenden Chorals sangen zwei Sänger mit wohlklingender Stimme Stellen aus der Borda (dem berühmten Lobgedichte auf den Propheten), oder aus andern Gesängen zum Lobe des großen Scheikhs Abdol-Kadir Gilanis oder Seit Ahmed Rufayis. Dieser ruhige Gesang tönt in den wilden Choral, wie Glockengeläute in das Toben der Windsbraut und des Donnergewitters. Das Signal des höchsten Grades, der schnellsten Bewegung ist, wenn der Scheich zu stampfen anfängt. Sie gebärden sich dann wie Besessene, man hört bloß einen einzigen Laut, nämlich das lah vernehmlich aus diesem Wogengetümmel verschlungener Sylben hervorschallen, welches zuweilen durch einen Gluthausruf von Hah unterbrochen wird. Im Anfange, wo es langsam geht, ist dieser Gesang noch etwas verständlich, später aber würde es unmöglich seyn, zu errathen, was dieses einsylbige Brüllen zu bedeuten hätte, wenn man nicht von der ersten Entstehung desselben Zeuge gewesen ist. Während der Chor im $^3/_4$ Takte gleichgehalten sich vor- und rückwärts oder seitwärts beugt, machen einige andere Derwische die Kunststücke ihrer Unverbrennlichkeit. Sie nehmen glühende Eisen in den Mund, lassen sich mit glühenden Zangen packen, tragen feurige Kugeln in den Händen, ohne Spur von Schmerz oder von Verletzung. Während dieser Kunststücke vermehrt sich das Geschrei, die Lendenschnellkraft mit ungemeiner Heftigkeit; manche stürzen schäumend von Begeisterung nieder, andere werden ohnmächtig weggeschleppt; die einen schreien: Ja hu (Jehova), die andern ja meded (o Hülfe), während der Hymnengesang ganz ungemein lieblich und angenehm dazwischen tönt: O Fürsprecher, o Geliebter, o Seelenarzt, o Auserwählter, o Fürsprecher am Tage des Gerichts, wo die Menschen rufen werden: o meine Seele, o meine Seele! und wo Du sagen wirst: o mein Volk, o mein Volk. So wüthend die ganze Versammlung scheint, so sind, ein Paar Fanatiker vielleicht ausgenommen, welche gluthträumend und wuthschäumend hinstürzen, die Andern alle vollkommen kaltblütig und klar besonnen, und die ganze Wuth der heiligen Begeisterung ein bloßes Gaukelspiel, das, wie auch das Wunder der Unverbrennbarkeit, den in Menge herzuströmenden Zuschauern und Hörern zum Besten gegeben wird. Das Almosen, das die zuschauenden Europäer geben, ist durchaus freiwillig, und wird von keinem Moslem gefordert. Man würde sich also irren, wenn man das ganze Gaukelspiel ursprünglich auf reichliches Almosen der Zuschauer berechnet glaubte; eher dürfte es auf das fromme, weibliche Geschlecht berechnet seyn, welches sich stets in Menge hinter den sorgfältig vergitterten Galerien einfindet, nicht sowohl das Wunder von unverbrennbaren Händen als von der unbesiegbaren Schnellkraft kräftiger Lenden anzuschauen.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Auszug aus den Reisen Pattie's, Willards und Wyeths nach Neumexico in Californien und Oregon in den Jahren 1824 bis 1833.

(Vom Professor Rafinesque zu Philadelphia.)

Die Reise Pattie's zu Lande bis nach Californien macht uns mit einer eigenen Gattung von Abenteurern bekannt, die unter dem Namen von Traders und Trapers*) seit ungefähr zwanzig Jahren das ganze Innere von Nordamerika besuchen. Als Halbwilde und oft im Krieg mit den Eingebornen, denen sie als geschickte Jäger das Wildpret und das Pelzwerk wegnehmen, sind sie nicht gebildet genug ihre Reisen und Entdeckungen niederzuschreiben und herauszugeben, wenn sie auch aus allen den Gefahren einer solchen Lebensart glücklich mit dem Leben davon kommen. Herr Flint, der Herausgeber der Reise Pattie's, hat sich daher durch diese Arbeit um die Geographie und verwandte Wissenschaften ein Verdienst erworben. Die Abenteuer Pattie's, obschon oft höchst romantisch, tragen dennoch den Stempel der Wahrheit; dieser Mann hat eine fast noch gänzlich unbekannte Gegend zwischen Neumexico und Neucalifornien durchreist, und ist den Rio-Gila bis zu seiner Mündung hinabgegangen, ein Weg, auf dem er Volksstämme kennen lernte, von deren Existenz man bis jetzt so viel als nichts wußte. Er befand sich von 1824 bis 1830 auf der Reise.

Das Journal des Dr. Willard, der sich von 1825 bis 1828 in Neumexico aufgehalten, und den Rio del Norte von seiner Quelle bis zu seiner Mündung bereist hat, wurde der zweiten Ausgabe von Pattie's Reisen beigegeben, und enthält die beste Beschreibung von Neumexico.

Kapitän Wyeth und sein Bruder reisten im Jahre 1831 mit einer Bande Abenteurer nach Oregon ab; der Bruder, der Beschwerden müde, kehrte schon 1832 vom Oregongebirge zurück, und gab eine Broschüre über seine Reise heraus. Kapitän Wyeth kam mit dem Dr. Ball, der Nachrichten über diese Reise und die Geologie des Landes herausgegeben hat, bis zu den englischen Niederlassungen am Columbia. Kapitän Wyeth kehrte gegen Ende des Jahres 1833 zurück, und reiste 1834 im März mit dem Botaniker Mettall, der sich vorgenommen hat zwei oder drei Jahre lang den Bezirk Oregon zu durchforschen, abermals ab.

Diese verschiedenen Reisen liefern das Neueste, was man über diese weiten Länder weiß; wir theilen daher nachstehend das Interessanteste aus ihnen im Auszuge mit.

1. Pattie's Reisen von 1824 bis 1830.

Im Frühlinge des Jahres 1824 versammelte sich eine Karawane von 116 Menschen mit 300 Pferden und Maulthieren, mit Waaren für Neumexico beladen, am Platte-Flusse, angeführt vom Kapitän Sylvester Pattie, Vater unseres Reisenden Jakob O. Pattie, der damals erst 18 Jahre alt war.

Diese Karawane bestand wie gewöhnlich aus Handelsleuten, Trapers und Jägern, die sich in so bedeutender Anzahl an einander schlossen, um sich auf der Reise gegenseitig Beistand zu leisten. Die beiden Pattie, welche am Missouri wohnten, gingen diesen Fluß aufwärts bis zu den Council Bluffs, wo sich ein Fort befindet, das letzte gegen Westen. Von da zogen sie durch das Land der republikanischen Panis, welche in drei großen Dörfern von kegelförmigen Hütten leben; das eine dieser Dörfer, an dem kleinen Flusse Platte gelegen, zählt 600 Hütten und Familien. Die Wolfs-Panis haben ein noch größeres Dorf von 800 Hütten und Familien am Platte. Sie leben mit den weiter entfernten Stämmen im Kriege, die Schayons ausgenommen, mit denen sie Friede geschlossen haben, und ziehen oft bis nach Neumexico, um zu plündern und Krieg zu führen. Eine Abtheilung von ihnen kehrte mit Pferden und Skalpen heim. Die Panis haben sich beritten gemacht, und sind mit Lanzen, Bogen, Flinten und Schilden bewaffnet. Um ihre Gedanken schriftlich auszudrücken, bedienen sie sich grüner Stäbe, in deren Rinde sie schachbrettförmige Figuren einschneiden, und Häute, auf welche sie mit Farbe allerhand Zeichen malen. Sie sind das civilisirteste Volk gegen Westen und nahmen die Karawane sehr gut auf. Nachdem die Reisenden die Panis verlassen hatten, kamen sie in die weiten Ebenen oder Steppen, welche sich bis zu den Oregongebirgen ausdehnen; auf diesen Ebenen schweifen zahllose Heerden von Büffeln oder Bisons umher, deren Stiere und Kühe sich stets in eigenen Heerden abgesondert halten, ausgenommen im Winter, wo sie sich begatten. Eine wichtige Station, die *vielleicht* mit der Zeit eine wichtige Stadt werden könnte, führt den Namen Boiling Spring, von einer herrlichen Quelle, von 400 Ruthen im Umkreise, deren Wasser in der Mitte zu sieden scheint und 5 bis 6 Fuß hoch in die Höhe springt. Unweit davon erhebt sich ein ziemlich hoher Hügel, ein altes Grabmal der Ureinwohner des Landes.

Die Arikaris griffen die Karawane während der Nacht an, wurden aber zurückgeschlagen. Die Rabenindianer wurden, nachdem sie zwei Amerikaner erschlagen hatten, gleichfalls bei Nacht überfallen und 30 von ihnen getödtet.

Rockcastle Spring ist eine andere Quelle und Station an einem 90 Fuß hohen Felsen, der sich frei und ganz einzeln stehend in der Ebene erhebt. Die Reisenden sahen hier viele weiße Wölfe; eine Heerde von wohl 1000 Stück schien sich versammelt zu haben, um auf die Bisons Jagd zu machen.

Die Karawane ging am Flusse Smokehill, einem Beiflusse des Platte, bis zu seiner Quelle aufwärts, und fand eine siedende Quelle von 600 Fuß im Umkreise und 5 Fuß Tiefe. Die Ebene war mit *wilden* Pferden, Elens, Büffeln und Antilopen bedeckt. Die weißen *oder grauen* Bären wurden jetzt sichtbar, und man zählte deren an einem Tage 220, hatte auch während der Nacht einen Angriff von ihnen auszuhalten.

Am Flusse Arkansas und in der Nähe der Gebirge angekommen, begegneten die Reisenden 800 Cumanches und 1000 Jotans, die mit einander darum kämpften, wer ausschließlich mit der Karawane handeln solle. Da die Jotans Sieger blieben, so verkauften sie für 1500 Dollars Pelzwerk. Diese beiden Stämme waren früher mit einander verbündet, da aber die Cumanches den Nabakos gegen die Jotans Beistand geleistet hatten, so entspann sich hieraus ein Krieg. Haben die Feindseligkeiten ihr Ende erreicht und ist der Friede geschlossen, so bringt die Sitte mit sich, daß man für jeden erschlagenen Mann vier Pferde gibt.

Die Taosgebirge sind der südliche Zweig der Oregonkette; im September waren sie schon mit Schnee bedeckt. Man brauchte drei Tage, um hinüber zu kommen, und gelangte dann nach San Fernando, dem ersten Dorfe westlich von diesen Gebirgen, auf deren Gipfeln ewiger Schnee liegt.

Man kam durch Albuquerque und dann nach St. Thomas am Flusse Norte; das Thal dieses Flusses ist 5 bis 6 (engl.) Meilen breit. Endlich gelangten die Reisenden nach Santa-Fé, Hauptstadt von Neumexico, die in einer Ebene an einem Bache gelegen ist und 4 bis 5000 *Einwohner* hat. Hier zerstreuten sich die Amerikaner, um Handel zu treiben oder zu jagen; ehe dieß jedoch geschah, hatten die Cumanches das Dorf Pacus überfallen, und hundert Amerikaner 400 Mexicanern geholfen, die Feinde zu vertreiben. Die Amerikaner hatten bei dieser Gelegenheit das Glück mehrere Gefangene zu befreien, unter denen sich auch die Tochter des letzten Gouverneurs des Landes befand. Diese wurde von Pattie in Freiheit gesetzt, was diesem die Gunst des Vaters und die Erlaubniß verschaffte, am Flusse Gila (von Pattie Helay genannt), der von den Trapers noch nicht besucht worden war, einen Zug zu unternehmen. Er vereinigte sich also mit seinem Vater und noch einigen andern der Gesellschaft, ging über Nutely, Pichacheh, oder Picach, St. Philipp, wo es Weinberge gibt, St. Lucie u. s. w. den Rio-Norte hinab, dann westwärts in vier Tagen über die Gebirge bis zu den Kupferbergwerken, und von diesen aus in drei Tagen über die Hügel, welche sich bis zu dem Flusse Gila oder Helay hinziehen, den sie fast bis zu seinen Quellen im Gebirge verfolgten. Auf diesem Zuge fingen sie viele Biber. Der Rio-Gila bricht durch eine enge Schlucht aus dem Gebirge, in deren Nähe sich eine siedende Quelle befindet.

Geht man diesen Fluß abwärts, so findet man fruchtbares Land, und kommt endlich zu einer Gebirgskette, die von Osten nach Westen zieht; hier verliert sich der Fluß in eine Höhle und kommt jenseits der Berge wieder zum Vorschein.

(Fortsetzung folgt.)

*) Traders Handelsleute; Trapers nach den Schlingen oder Fallen so genannt, in denen sie die Biber fangen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 178. 27 Junius 1835.

Briefe aus Russland.

(Vierter Brief.)

Kiew.

Ich kam an dem Festtage eines Heiligen nach Kiew, und war beinahe taub von dem Geläute der Glocken, welche mir von allen Seiten her entgegen tönten. Es ist des Russen Hauptvergnügen, recht viele Glocken zu haben, und die kleinsten Ortschaften erfreuen sich, wenn sie auch sonst noch so schlecht sind, wenigstens eines kleinen Glockenthurmes. Bei diesem entsetzlichen Getöne von so unzählig vielen Glocken erinnerte ich mich unwillkürlich einer ähnlichen Qual, die ich einst auf dem Jahrmarkte zu Mariampol ausgestanden hatte. Ich wohnte nicht fern von dem Marktplatze, und hörte ein fortwährendes Geläute, welches ich mir, da ich sonst etwas Aehnliches nichts vernommen, gar nicht erklären konnte. Endlich fühlte ich mich gedrungen, nachzuforschen, woher solches komme, und da fand sich eine ganze Reihe Gestelle, welche mehrere Glockengießer aufgebaut hatten, und an welchen Glocken von allen Größen, von dem Gewichte von einigen Pfund bis zu vielen, ja bis zu 50—60 Centnern hingen. Wenn nun um eine solche Glocke gefeilscht wurde, so untersuchte der Kauflustige erst gewöhnlich die ganze Reihe und schlug mit seinem Stabe an dieselben. Zu ihrem besondern Vergnügen schlugen auch gewöhnlich die Vorübergehenden daran, was dann ein ununterbrochenes, das Ohr zerreißendes Geläute verursachte. Aber wer kauft denn diese vielen Glocken und wozu gebraucht man sie? — Jeder wohlhabende Landmann errichtet gern seinem Schutzheiligen eine Kapelle, und stattet selbige mit einer Glocke aus; auch hängt man gern eine solche auf seinem Hause auf. Es ist in der That wunderbar, mit welcher Schnelligkeit eine reiche Sammlung aufgebracht wird, wenn es sich darum handelt, eine oder mehrere Glocken bei einer Kirche anzuschaffen. Rußland ist das rechte eigentliche Land der Glocken, und hat zum Sinnbilde dessen auch die größten bekannten Exemplare in Moskau und St. Petersburg.

So hätten mich denn die Glocken beinahe wieder aus Kiew hinausgeläutet. Diese alte, durch ihre vielen großen und prachtvollen Kirchen höchst ehrwürdig aussehende Stadt machte einen ganz eigenthümlichen Eindruck auf mich, auf welchen ich zwar durch Erzählungen, die ich früher von den hiesigen Katakomben, die mit den Bildern einer Menge von Heiligen geschmückt sind, gehört hatte, schon vorbereitet worden war. Es war daher wohl sehr natürlich, daß ich, sobald ich nur ein klein wenig hier heimisch geworden war, sogleich ging, um diese Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen. Ich betrat diese unterirdischen Gewölbe mit einem heiligen Schauer, welcher sich beim Anblick ganzer Reihen mumienartiger Leichname, welche alle in metallenen Särgen lagen, noch sehr vermehrte.

Mein Cicerone nannte mir jeden Heiligen einzeln, und fügte bei jedem noch etwas zu seinem Lobe bei. So wenig mich deren Lebensgeschichte, so wie die Wunder, welche sie schon thaten, auch wenn man nur ihren Sarg berührte, interessirten, so blieb mir doch nichts übrig, als eine ernste und andächtige Miene zu behalten, was mir übrigens an diesem Orte und unter solchen Umgebungen eben nicht schwer wurde. Die Andacht des zwischen den Särgen wandelnden Volkes war groß und sie küßten nicht allein jeden Sarg, sondern wo sie nur dazu kommen konnten, selbst die Leichen der Heiligen. Gelang ihnen dieß, so strahlte eine wahre Glorie von ihrem Gesicht, und sie waren wie beseeligt. Daß sie aber solche Schätze nicht umsonst hinnehmen konnten, war natürlich, und es legte ein Jeder nach seinen Kräften am Fuße eines jeden Sarges eine Gabe nieder, die oftmals nur einen Kopeken betrug, wenn der Geber zu arm war, um mehr spenden zu können. Indeß sammelt sich durch diese kleinen Gaben das Jahr hindurch etwas Beträchtliches, da diese Gewölbe stets und zur Zeit der Heiligentage immer sehr zahlreich besucht werden.

Man rieth mir, auch die andern Kirchen zu besuchen, um dort ähnliche Mumien, nächst dem aber auch sehr kostbare Reliquien zu sehen, ich war jedoch von dem, was ich bereits gesehen, so befriedigt, daß ich lieber zu Hause blieb, als mich in modrigen Gewölben ermüdete.

Schon in Charkow, noch mehr aber hier in Kiew lernte ich das recht eigentliche russische Leben kennen. Auffallend fand ich es überall, daß man den Offizieren, besonders den Subalternen, in großen Gesellschaften nicht gerade besondere Rücksichten bewies. Damit will ich zwar keineswegs sagen, man setze sie zurück, aber ich fand doch einen bedeutenden Unterschied zwischen hier und Deutschland. In allen Fällen stehen Civilbeamte in höherem Ansehen nur muß freilich ihr Stand sie nach der russischen

Rangordnung wenigstens in die Klasse des Adels stellen. Bei Gastereien läßt man es in Rußland ziemlich breit hergehen, auch wird dabei fast eben so flott getrun..n, wie in Norddeutschland. Der Champagner spielt dabei gewöhnlich eine Hauptrolle, indeß hat er meistentheils nur den Namen und besteht aus einem Gebräu von inländischem Gewächs: Tout comme chez nous. Die taurischen Weine eignen sich sehr zur Bereitung von moussirenden Weinen, und von ihnen werden eine Menge in Champagner umgewandelt. Im Ganzen aber trinkt man leichte Weine, und bekommt diese theils aus Taurien, theils aus dem kaukasischen Gouvernement. Sollte ich die russischen Weine mit andern vergleichen, so würde ich viele von den weißen den guten und aromatischen östreichischen Bergweinen gleich schätzen; auch könnte man manche derselben für leichte französische halten, wofür sie denn auch häufig genug ausgegeben und getrunken werden. Punsch und Grog trinkt man nur an den Meerküsten, mitten im Lande ist er kaum gekannt. Der Preis der inländischen Weine ist sehr mäßig, und man bekommt für einen Bankrubel schon eine Flasche recht guten Tischwein. Zu den Herrlichkeiten der russischen Tafel gehören die vortrefflichsten Fische. Wie vorzüglich diese sind, das ist bekannt. Der Dnieper liefert sie in großer Menge und Mannichfaltigkeit, und am schwarzen und azowschen Meer schwelgt man in deren Genusse. Besonders rühmen muß ich den Kaviar, welchen man hier ganz frisch ißt und welcher einen Geschmack hat, den ich mit dem von vorzüglichen Schälnüssen vergleichen möchte; der, den man im Auslande bekommt, schmeckt, so frisch er auch immer heißen mag, dagegen wie ranzige Butter gegen ganz frische Maibutter.

(Schluß folgt.)

Reiseskizzen aus der Levante.

(Schluß.)

Wir fuhren von Scutari zurück nach Konstantinopel, um den sogenannten Hippodrom zu besehen. Auf dem Wege dahin besuchten wir auch den Thurm des Seraskiers, von welchem aus man die herrlichste und entzückendste Aussicht über ganz Konstantinopel genießt. Auch sahen wir in der Nähe die ungeheuren Cisternen (mille colonne), ein ungeheures unterirdisches Gewölbe, auf angeblich 1000 Säulen ruhend, die in regelmäßigen Reihen neben einander stehen. Sowohl die Form der Bogen des Gewölbes, als auch die der Säulen zeigt deutlich, daß dieses Werk aus den Zeiten der byzantinischen Kaiser herrührt. Früher war es eine Cisterne, jetzt ist es trocken, und dient wegen seiner Kühle und der Länge seiner Gänge, Seilern und andern Handwerkern als Arbeitsplatz. Sein Licht erhält es durch vergitterte Oeffnungen von oben. Der Hippodrom selbst, ein ehemaliger Circus, bildet ein längliches Viereck von ziemlich großen Dimensionen; an der einen Seite ist es von einer Moschee, von der andern durch unansehnliche Gebäude eingeschlossen. In der Mitte des Platzes, seiner Länge nach, steht die Säule des Konstantin, ein aus vielen Stücken zusammengesetztes Werk; der Sockel ist mit Basreliefs, die aber meist verwittert und verstümmelt sind, geziert. Ihre Höhe schien mir 50 bis 60 Fuß zu betragen. Von alten Inschriften keine Spur. Weiterhin sahen wir eine abgebrochene, gewundene Säule von Bronze, inwendig hohl; der Ueberrest von zwei gigantischen bronzenen Schlangen, die sich an einander aufgewunden haben, eine Idee, deren Ausführung, in solchem gigantischen Maßstab vollführt, gewiß Effekt gemacht haben muß. Endlich sahen wir noch einen kleinen ägyptischen Obelisk von Granit, etwa 30 Fuß hoch, und mit Hieroglyphen bedeckt, die begreiflich uns allen unverständlich waren.

Von der berühmten Sophienmoschee ward uns bloß die äußere Ansicht, da ohne besondern Firman des Sultans es niemand erlaubt ist, das Innere zu betreten. Eben so gings mit dem Serail. Auf einem ungemein angenehmen Weg ritten wir spät Abends bei Mondenschein von Pera nach Bujukdere zurück.

Auch die Umgebungen Konstantinopels sind schön und herrlich. Wenn wir von Konstantinopel nach Bujukdere den Bosporus hinausfuhren, sahen wir nördlich von Scutari das neue Sommerpalais des jetzigen Sultans, höchst geschmackvoll gebaut, das platte Dach mit einem Geländer von vergoldeten Knöpfen und prächtigen, die schönsten Blumen einer tropischen Zone enthaltenden Vasen geschmückt. Auch die europäische Seite des Bosporus weist eine lange Reihe von Sommerhäusern (Kiosks) des Sultans auf; doch sind sie alt und nicht mehr bewohnt. Auf diesem Ufer liegt auch das prächtige Dorf Therapia (das von der gesunden Luft seinen Namen entlehnt haben soll). Die Sommerhäuser der meisten europäischen Gesandten sind hier; die Einwohner sind fast alle Griechen und Armenier.

Auch sieht man auf dem Wege von Therapia nach Bujukdere auf einer herrlichen grünen Wiese die 7 berühmten gigantischen Platanen. Sie sind eben so ausgezeichnet durch ihre enorme Größe, als durch ihr Alter. Obgleich schon öfters vom Blitze getroffen, so daß der untere Stamm fast ganz ausgebrannt ist, strecken sie doch jedes Jahr frisch und neubelaubt ihre ungeheuern Riesenarme über die Erde hin. Gottfried von Bouillon, sagt man, hätte unter ihrem Schatten mit seinem Heere übernachtet. Vermuthlich sind ihrer damals mehrere gewesen.

Bujukdere ist schön und reich an großen und gut gebauten Palästen; hier sind die Häuser der fremden Gesandten und Konsuln, hier finden wir die herrlichsten Anlagen und Gärten, die an einer Anhöhe sanft hinan gelehnt, die entzückendste Aussicht über den Bosporus gewähren. Ungefähr eine Viertelstunde von Bujukdere ist ein kleines türkisches Dorf, hinter welchem sich das berühmte Rosenthal befindet. Ein langer Weg zieht sich zwischen einer ununterbrochenen Reihe von Gärten hin, und führt zu einem ausgemauerten Bassin, in das mehrere Springbrunnen ihr Wasser ergießen. Sowohl das vortreffliche Wasser, als auch die angenehme Kühle, welche die rings um gepflanzten Platanen mit ihrem Schatten verbreiten, machen diesen Ort zu einem Lieblingsplatz der Türken. Dicht dabei hat sich eine kleine Kaffeeschenke angesiedelt, wo man Kaffee und Tabak bekommen kann. Zu allen Zeiten des Tages findet man hier Türken, Armenier und Europäer, auf Teppichen sitzend, ihre Pfeifen rauchen, und mit langsamen Zügen, vielem Wohlbehagen und tiefem ernstem Schweigen ihren Kaffee oder ihr Wasser trinken. Dieß aber

muß bemerkt werden, daß die Türken, obgleich jetzt schon viele von den Gebräuchen ihrer Vorfahren und dem Gebote des Korans abwichen, eben so gut ihre Wassertrinker und Wasserschmecker, als wir unsere Weinzüngler und Biertrinker haben.

Ich kann nicht von Bujukdere scheiden, ohne eine Anekdote von einem Derwische, einem Wunderthäter, zu erzählen. Dieser Wundermann wohnte in Belgrad, einem kleinen Dorf bei Konstantinopel, und machte großes Aufsehen durch seine Wunderkuren mit Talismanen. Wie schon im Mittelalter (man denke an die Geschichte der Kreuzzüge, wo Richard Löwenherz den Sultan Saladin durch einen Talisman geheilt haben soll), so haben auch noch heute die Türken ein unbedingtes Zutrauen auf die Heilkraft dieser wunderthätigen Amulette und Zeichen. Wir beredeten einen jungen Mann in Bujukdere, der uns zuerst von diesem Derwisch erzählte, ihn mit uns zu besuchen, und in der Nähe seine Künste anzuschauen. Wir traten in ein kleines Haus, wo der Mann des Heils ernsthaft auf einem Teppich saß, und mit andächtiger Miene Gebete aus dem Koran hermurmelte. Auf unser Gesuch, daß er an mir, der ich krank sey, seine Wunderkur verrichten möchte, sah er uns ernsthaft an, machte dann sein Buch zu, und frug, welcher Religion wir zugethan wären; wir belehrten ihn darüber, er aber sprach mit der Miene eines Weisen: wir glauben Alle an Einen Gott und haben Alle Einen Vater: Allah läßt seine Sonne aufgehen über Gläubige und Ungläubige! als er hierauf mich über meine angebliche Krankheit examinirt, und ich ihm verschiedene Krankheitssymptome angegeben hatte, frug er mich endlich, auf welche Weise ich kurirt seyn wolle? durch Erbrechen oder Lariren? ich zog das letztere vor, und mein heiliger Wunderdoktor zog hierauf einen etwa Daumen breiten und sechs Zoll langen Streifen weißes Papier aus dem Koran (deren viele als Merkzeichen, wie es schien, in demselben lagen), und schrieb mit einer Feder aus seinem messingenen Schreibzeug, das er bei sich trug, einen Vers aus dem Koran auf den Zettel, und befahl mir solchen des Abends in ein Glas mit Wasser zu werfen, und den andern Morgen die Flüssigkeit auszutrinken. Wir untersuchten zu Hause das Papier genau, konnten jedoch nichts entdecken, sondern fanden es völlig geruch- und geschmacklos. Wir schnitten also, da wir in der Dinte ein Drasticum vermutheten, die Worte aus, und warfen beide Stückchen Papier in zwei verschiedene Gläser. Am andern Morgen trank ich zuerst das Wasser, in welchem die ausgeschnittenen Worte lagen, aus, spürte und schmeckte jedoch nichts, als einen kaum merklichen Dintengeschmack. Einige Stunden darauf trank ich auch das andere Glas, und siehe da, die beabsichtigte Wirkung trat in einem solchen Grade ein, daß es mir höchst unangenehm war. Das Geheimniß offenbarte sich uns auf dem Wege nach dem Derwische, den wir um Aufklärung zu erhalten, noch Einmal besuchen wollten. Wir sahen nämlich auf einem Hügel am Wege eine Menge Wolfsmilch (euphorbia major) stehen, und ein Apotheker, der mit uns ging, gerieth auf den Gedanken, ob dieß nicht der Talisman, das wunderthätige Drasticum des Derwisches sey. Die Probe wurde gemacht und hielt Stich. Charlatanerie findet überall Stoff und Leichtgläubige; nicht leicht aber öfters als im Orient: so habe ich Italiäner gekannt, verlaufene Handlungskommis, die dort mit Erfolg ihr Unwesen trieben; doch hat die neueste Zeit heilsame Verbesserungen bewirkt.

Einige Tage darauf mußten wir die Anker lichten, salutirten noch dem Sultan, an dessen Fenster wir vorbeifuhren, der uns auch mit einer gleichen Anzahl von Schüssen vom Arsenale aus antworten ließ, und setzten unsere Reise durch das Meer von Marmora fort. In derselben Nacht aber überfiel uns ein solcher Gewitter-Sturm, wie ich noch nie einen erlebt habe. Wild tobte der Wind in unsern Segeln, die nicht schnell genug eingereefft werden konnten; 20 bis 30 Fuß hoch wurde unsere arme Brick in die Höhe geschleudert, Blitz erfolgte auf Blitz unter einem furchtbaren Regengusse, und das Brüllen des Donners vereinigte sich mit dem Sausen des Meeres in ein ununterbrochenes Gedröhne, so daß wir nicht anders glaubten, als daß alle Elemente zu unserm Verderben sich verschworen hätten. In der That schlug der Blitz zwanzig Faden weit von uns grimmig in die empörten Meereswogen, so daß wir alle Ursache hatten, der Anziehungskraft des Wassers zu danken. Doch verloren wir nichts, da unsere Matrosen mit einem Eifer, einer ruhigen Kaltblütigkeit und einem Gehorsam arbeiteten, die bewunderungswürdig waren. Während des wüthendsten Sturmes standen sie hoch oben auf den äußersten Raaen; die Pfeife des Bootsmanns erschallte, und eben so schnell waren sie wieder auf Deck, um da zu befestigen, dort locker zu machen, wie es die Umstände heischten. Ein armer Kauffahrer, der mit uns segelte, kam jedoch übel davon: er büßte fast alle seine Segel und Raaen ein.

Sechs Tage darauf gingen wir schon bei Napoli di Romania vor Anker.

Wichtige Erfindung für das Militärgewehr.

Ein Herr **Heurteloup** aus Paris hat eine Vorrichtung erfunden, wodurch das Abfeuern ungemein erleichtert wird. Er hat bewiesen, daß wenn man chlorsaures Kali in eine Röhre von weichem Metall füllt und diese gefüllte Röhre der Wirkung einer schneidenden Klinge aussetzt, unter keinerlei Umständen eine Detonation stattfindet. Erhält dagegen die Röhre auf einer flachen Unterlage einen Schlag, so detonirt sie jedesmal. Auf diese Erfahrung gestützt, hat Herr Heurteloup ein Instrument verfertigt, das aus einer Klinge und aus einem Hammer besteht. Dieses Instrument, das er **Koptipteur** nennt, von koptein, schneiden, und typtein, schlagen, ist an dem Kolben eines Gewehres nebst der obenbeschriebenen Röhre angebracht. Die Klinge durchschneidet die Röhre, ohne das Pulver zu entzünden, und der Hammer bringt es zum detoniren. Nach jedem Schusse wird die Röhre, welche das Zündkraut bildet, um etwas vorgeschoben, worauf das Instrument dieselbe Verrichtung wiederholt, und somit eine große Anzahl Schüsse geschehen kann.

In einer der letzten Sitzungen der französischen Akademie der Wissenschaften hat General Rogniat einen überaus günstigen Bericht über den Koptipteur erstattet. Seiner Ansicht nach haben die Pistongewehre mehrere Nachtheile; gleich den Gewehren mit Steinschlössern leiden sie hauptsächlich daran, daß man mit denselben eine kostbare Zeit verliert. Der Soldat, beunruhigt durch die Hitze des Gefechts, setzt das Zündhütchen schlecht auf, auch wird der nebenstehende Mann häufig durch dasselbe beschädigt. Daher ist auch das Pistongewehr noch bei keiner europäischen Macht durchgängig eingeführt.

Die Erfindung des Herrn Heurteloup wird bald weiter um sich greifen und ihre Brauchbarkeit sich bestätigen. Das Gewehr, welches General Rogniat übergeben wurde, hat dessen Beifall erhalten. Der gewöhnliche Piston ist durch den Koptipteur ersetzt. In der Schwanzschraube ist die mit chlorsaurem Kali angefüllte Röhre in einer Länge von 3 bis 4 Decimeter angebracht. So oft man den Koptipteur spannt, schiebt sich diese Röhre durch einen höchst einfachen Mechanismus um einige Millimeter vor, worauf beim Abdrücken der Koptipteur sie zu gleicher Zeit abschneidet und zur Detonation bringt. Die Schüsse können sich sehr rasch folgen, weil nichts dabei zu thun ist, als das Gewehr zu

laden. Die Röhre ist so lang, daß sie zu 80 Schüssen hinreicht, und diese Zahl scheint zu genügen, weil der Soldat selten mehr Patronen in der Tasche trägt. Auch wegen der umherspringenden Funken des Knallpulvers ist Fürsorge getragen durch eine einfache Vorrichtung, die um so leichter anzubringen war, weil die Zündung vermöge eines innern Mechanismus auf die Pfanne kommt, und nicht, wie bei den gewöhnlichen Pistongewehren, mit den Fingern aufgesetzt zu werden braucht.

General Rogniat ist der Meinung, daß die Erfindung des Herrn Heurteloup, angewendet auf das Militärgewehr, von großem Nutzen werden könne, und empfiehlt sie daher der Aufmerksamkeit der Akademie.

Chronik der Reisen.

Auszug aus den Reisen Pattie's, Willards und Wyeths nach Neumexico in Californien und Oregon in den Jahren 1824 bis 1833.

1. Pattie's Reisen von 1824 bis 1830.

(Fortsetzung.)

Die Reisenden erreichten mit Anfang des Jahres 1825 den Rio San Fernando, einen nördlichen Beifluß des Helay und eben so breit als dieser; sie gingen an demselben aufwärts bis zu seiner aus steilen Felsen entspringenden Quelle, und fingen auf diesem Wege 250 Biber; auch sahen sie Argalis oder Gebirgsschafe.

Bis jetzt hatten die Reisenden den Lauf der Flüsse verfolgt, ohne auf Indianer zu stoßen, bis sie erst am Deserted Fort fanden, wo es keine Biber mehr gab, weil diese schon von andern Trapers verjagt worden waren. Pattie kehrte hier mit seinen Leuten wieder um nach dem Rio Gila, den er bis zu einer dritten Gebirgswand verfolgte, wo der Fluß durch eine tiefe unzugängliche Schlucht bricht. Die Reisenden gingen auf höchst gefährlichen Wegen über die Gebirge, und erreichten nach drei Tagen die Ebene, wo der Gila die Berge gänzlich verläßt und den Biberfluß aufnimmt, der von Südwesten kommt. Es scheint demnach, daß der Gila in den Gebirgen durch drei verschiedene Bassins zieht.

Pattie ging mit seinen Leuten am Biberflusse aufwärts und fing 200 Biber; die Reisenden wurden jedoch von den Ciotaros angegriffen, die ihnen ihre Pferde wegnahmen, wodurch sie genöthigt wurden, ihr Pelzwerk einzugraben, und über die Gebirge, auf denen sie viel auszustehen hatten, an den Rio Gila zurückzukehren. Der Ciotaro- oder Biberfluß ist eine neue Entdeckung; sein Thal ist von Schneegebirgen begränzt. Die Reisenden sahen hier Alterthümer: steinerne Mauern, Gräben, irdenes Geschirr u. s. w., und fanden auf den Gebirgen Kupfer-, Blei- und Silbergänge.

Pattie kehrte auf demselben Wege, den er gekommen, nach Santa-Fé zurück und begab sich nach den Kupferminen. Fünfzehn Amerikaner gingen dann an den Biberfluß, um das eingegrabene Pelzwerk zu holen, allein die Indianer hatten es bereits entdeckt und weggenommen, und so mußten sie unverrichteter Dinge wieder zurückkehren. Don Juan Unis verwendete die Reisenden, um die Bergwerke gegen die Apaches-Indianer zu schützen, mit denen jedoch bald ein Waffenstillstand geschlossen wurde, und nach getroffener Uebereinkunft mit den Mexicanern durfte Pattie die hier befindlichen Minen ausbeuten lassen.

Auf einem Raume von drei Meilen findet man Kupfer-, Gold-, Silber- und Magnetbergwerke, doch werden nur die beiden erstern bearbeitet, und das Kupfer liefert die beste Ausbeute. Pattie besuchte eine Salzgrube, hundert Meilen gegen Norden, im Lande der Apachen; er fand einen einzeln stehenden Hügel mit einem zehn Schuh dicken schwarzen Salzlager.

Im Jahre 1826 ließ Pattie seinen Vater bei den Bergwerken zurück, und schloß sich einer Gesellschaft von 15 canadischen Jägern an. Sie gingen am Rio Gila hinab und begegneten den Ciotaros, welche sie zwangen 5 Pferde und 150 Stück von den im vergangenen Jahre gestohlenen Fellen herauszugeben. Sie besuchten ein indianisches Dorf, drei Tagreisen nördlich vom ersten Fort von Sonora; die Bewohner desselben bauen Weizen, Mais und Baumwolle und weben Zeuge.

Eine Meile vom schwarzen Fluß, der vom Norden kommt, und so breit als der Gila ist, wohnten die Papawars, welche durch Ueberfall zehn von den Canadiern tödteten; es entkamen nur zwei, die sich nebst Pattie in die südlichen Gebirge flüchteten, wo sie einer Gesellschaft von 50 amerikanischen Trapers begegneten, mit denen sie wieder umkehrten, die Papawars überfielen, 110 tödteten und das Dorf plünderten und anzündeten. Dann gingen sie 80 Meilen am schwarzen Fluß hinauf, bis zu der Stelle, wo er sich in zwei Arme theilt, die von Norden und Nordwest kommen.

Die Gesellschaft trennte sich, um diese beiden Arme bis zu ihren Quellen zu verfolgen. Am nördlichen wohnen die Mokis, ein friedlicher Stamm, der keine andern Waffen als Schleudern hat.

Die Trapers kehrten zum Gila zurück, und gingen an diesem Fluß bis zu seiner Vereinigung mit dem Rio Colorado hinab, wo die Yumas oder Umeas wohnen, ein großer, schöner Menschenschlag mit platten Köpfen, von dem sie freundschaftlich aufgenommen wurden.

Hier gingen sie am Rio Colorado aufwärts, der 200 bis 500 Ruthen breit, und von hohen, steilen Abhängen eingefaßt ist; das Thal in dem er fließt, ist eine Meile breit und wird von mehrern indianischen Stämmen bewohnt; Bären gibt es in dieser Gegend in Menge. Im ersten Dorf der Mohawa wurden die Reisenden angegriffen, und tödteten 16 Indianer. Der zweite Stamm der Correra führt ein nomadisches Leben in einem schönen Lande; der dritte Stamm der Shuenas wohnte in einem Dorf, kannte den Gebrauch der Feuerwaffen noch nicht, und ergriff nach der ersten Salve die Flucht. Der vierte Stamm besteht aus Menschenfressern, denn er verzehrte die erschlagenen Amerikaner, wurde aber in die Gebirge verjagt.

Unweit von da, wo die Reisenden sich jetzt befanden, tritt der Rio Colorado, nachdem er ungefähr 500 Meilen in einer tiefen unwegsamen Schlucht geflossen, aus dem Gebirge heraus. Die Trapers waren genöthigt auf der Höhe am Fluß hinzugehen. Jenseits der Gebirge fanden sie eine schöne Ebene, reich an Wildpret und Elenthieren, wo der Fluß sich theilte; sie folgten dem nördlichen Arm, wo sie mit Indianern zusammenstießen. Eine Bande Schoschonis, mit Feuergewehren bewaffnet, die sie den am Platte ermordeten Trapers abgenommen hatten, griff die Reisenden an, ein Kampf entspann sich und acht Schoschonis wurden getödtet.

Der Fluß theilte sich von Neuem; am nordöstlichen Arm hausen die Navahos, und am nördlichen die Pewis (Piuts), zwei verbündete Stämme, die in Dörfern wohnen und mit den Schoschonis im Krieg, mit den Trapers aber im Frieden leben. Hier sind die eigentlichen Oregongebirge; die Reisenden kamen im Monat Mai an und gingen binnen sechs Tagen im Schnee über den Paß von Pewi. Diese Gebirge streichen von Nord-Nord-West nach Süd-Süd-West. Die Pferde wurden auf diesem Uebergang mit Baumrinde gefüttert, die man in den Thälern gesammelt hatte.

Die Reisenden langten an der südlichen Gabel des Flusses Platte, in der Nähe des Pit Long an und gingen von da an den Fluß Bighorn, wo sie mit den Plattköpfen (Tschopunnisch) genannten Indianern zusammentrafen, von denen sie freundlich aufgenommen wurden. Später kamen sie an den Fluß Pierre-Jaune, gingen bis zu seiner Quelle aufwärts, dann über das Oregongebirge und gelangten endlich an den Fluß Clarke, (?) *) den sie ebenfalls bis zu seiner Quelle am Pit-Long verfolgten. Es ist dieß ein schöner Fluß mit klarem Wasser von 100 Ruthen Breite und sehr fischreich, doch gibt es nur wenig Biber an demselben. Hier fanden die Reisenden einen armseligen Indianerstamm, der von getrockneten und gepulverten Grillen lebte, weßhalb diese armen Leute auch Grillen genannt werden.

Nachdem unsere Trapers die Quellen des Arkansas im Rücken hatten, geriethen sie in einen Kampf mit den Schwarzfüßlern (Pattie), den bittern Feinden der Amerikaner; 16 Indianer und 4 Amerikaner blieben auf dem Platze. An der Quelle des Rio-Norte fanden die Reisenden ein großes Dorf der Navahos, die große Viehheerden halten und Wolle spinnen; früher waren sie Feinde der Spanier, leben aber jetzt im Frieden mit ihnen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Soll wohl Lewis heißen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 179. 28 Junius 1835.

Die Ströme der Erde.

Afrika.

Afrika, obwohl verhältnißmäßig arm an Flüssen, enthält doch zwei, die zu den merkwürdigsten der Erde gehören, theils wegen der Länder, die sie durchströmen, theils in Hinsicht auf die Geschichte ihrer Entdeckung, den Nil und den Niger. Der erstere gehört dem östlichen Hochlande von Habesch, der letztere dem Hochsudan an, diesen beiden Vorposten des südlichen afrikanischen Hochlands. Von diesem südlichen Hochlande ist das Kap beinahe inselartig abgesondert, und bildet durch den Einschnitt des Oranje Rivier oder Gariep im Westen eine besondere Abtheilung. *)

Dieses Südende von Afrika besteht aus Granitmassen, denen ungeheure Sandsteinschichten aufgelagert sind; die Granitformation senkt sich von Westen gegen Südosten, so daß der darüber lagernde Sandstein, welcher im Westen in einer Höhe von 2000 bis 2500′ vorkommt, gegen die Mossel- und Plettenbergs-Bai sich schon in einer Höhe von 50′, und am großen Fischfluß mit dem Meeresniveau gleich zeigt. Da wo der Granit mehr zu Tage ansteht, finden sich Quellen; wo der Sandstein vorherrscht, ist Dürre und Unfruchtbarkeit, die sich oft über weite Landstriche ausdehnt, und das Haupthinderniß eines größern Gedeihens der Kapkolonie ist. Auf der ersten und zweiten Hochterrasse so wie auf der mit Sandtrümmern überschütteten Westküste herrscht die größte Wassernoth; manche Quellen versiegen oft plötzlich, und auch diejenigen Flüsse, die zur Regenzeit anschwellen, verlieren häufig den größten Theil ihrer Wasser, indem dieses in der Tiefe der Sandmassen einsickert und oft ganz verschwindet. So ist es mit allen Wassern der Karroo-Terrasse und überhaupt mit den meisten Flüssen Südafrika's, wovon drei Viertheile in der warmen Jahreszeit völlig leer sind. Den Sackfluß, einer der linken Zuflüsse des Gariep, fand Lichtenstein ganz trocken, und er hatte seit sechs Jahren kein Wasser gehabt, eben so erreicht der Kuruman im Norden den Gariep nicht, ja dieser selbst, der größte Fluß Südafrika's, ergießt sich nicht ins Meer, sondern verschwindet gegen die Küste im Sande. *) Gegen Süden und Südost ist die Zahl der Flüsse größer, aber auch sie bleiben in so fern dem allgemeinen Charakter getreu, als ihr Wechsel im Steigen und Fallen ungemein rasch und groß ist, und daß sie tief eingeschnittene Thalschluchten bilden.

Indeß ist dennoch in diesem Landstrich von keinem absoluten Wassermangel die Rede, sondern nur die Natur des Bodens trägt die Schuld, daß die Flüsse in demselben verschwinden, und sich nicht leicht Stromsysteme bilden wie anderswo. Die Quellen sind oft ungeheuer, aber die Zuflüsse fehlen, weil sich in dem Sandsteinboden keine Bäche sammeln. Der Kuruman und der Cumberlandsfluß entspringen beide als vollständige Flüsse aus einem Felsenbett, aber nach einem ziemlich langen Laufe sind sie noch nicht größer geworden, und der Kuruman verliert sich endlich, wie oben schon bemerkt, gar im Sande.

Das Stromsystem des Gariep, obgleich noch bei weitem nicht ausgebildet, ist immerhin sehr zu beachten, und sein Gebiet im Vergleich mit der Gesammtausdehnung des Landes sehr groß. Zieht man von den Kopper- und Roggevelds-Bergen über die Nieuweveld-, Sneeuw-, Katriviers- und Winter-Berge eine Linie, so hat man den südlichen Halbkreis seines Gebiets, der nördliche ist noch unbekannt, und die Unternehmung des Dr. Smith ist bestimmt, wo möglich diese Lücke zu ergänzen; jedenfalls muß sie sich von den Winterbergen in nordwestlicher Richtung fortsetzen, und es handelt sich, außer der Kenntniß der Zuflüsse des Gariep zwischen seinen beiden Quellströmen, dem südlichen schwarzen oder Nu-Gariep, und dem nördlichen gelben oder Ky-Gariep, um die Bestimmung der Wasserscheide zwischen den Zuflüssen des Gariep und denjenigen Gewässern, welche sich an der Ostküste ausmünden, und hauptsächlich in die Delagoa-Bai fallen. Man kann den Oberlauf des Flusses dahin setzen, wo sich die beiden Hauptarme vereinen, etwa 42° 10′ O. L. Nimmt man seinen Mittellauf bis dahin an, wo die Kopperberge sich gegen ihn senken unter 37° 20″ O. L., so ist dieß ein Lauf von 130 bis 140

*) Ueber die ostwärts in die Delagoa-Bai fallenden Flüsse sind wir noch sehr wenig unterrichtet, jedenfalls ist aber die Entfernung der Quellgebirge des Gariep vom östlichen Ocean nicht sehr bedeutend.

*) Man muß indeß nicht glauben, als ob der Fluß so unbedeutend sey. Lichtenstein fand ihn, da wo er übersetzte, 1720′ breit und 20′ tief: Truter, der ihn etwa unter 40° O. L. übersetzte, fand ihn in zwei Armee getheilt, von denen jeder 1800′ breit war; zur Zeit des hohen Wasserstands soll er eine geogr. Meile breit und 50′ tief seyn.

geogr. Meilen, und auf dieser ganzen Strecke hat er einen einzigen Zufluß, und zwar von Süden her, nämlich den Triendly. Von den auf der nördlichen Seite zum Gebiet des Gariep gehörigen Flüssen kennt man von Ost gegen West gezählt nur den Malalarin, den Kuruman, Moschowa und Malopo: der erste erreicht den Gariep, der zweite verliert sich im Sande, der Lauf der beiden letztern ist unbekannt. Außerdem soll auch noch der Konup oder Fischfluß *) nach Campbell's Meinung in den Gariep fallen, aber nur in geringer Entfernung vom Meere.

Das Land zwischen dem Oberlauf der genannten vier Flüsse und diesem letztern Konup kennt man gar nicht, nur hat in ganz neuester Zeit der auf eine Entdeckungsreise in Südafrika ausgesandte Kapitän Alexander die freilich sehr unbestimmte Nachricht **) mitgetheilt, daß mehrere Tagreisen nordwestlich von Litaku sich ein großer See befinde, daß die Eingebornen sechs bis acht Stunden zur Ueberfahrt brauchen, und daß der See so groß sey, daß man lange Zeit auf keiner Seite ein Ufer erblicke. Also auch hier ein See, wie auf der Ostseite der gleichfalls noch unbekannte Zambre. Es sollen mehrere bedeutende Flüsse sich in ihn einmünden, vielleicht der Cunene und Dumbo, die auf dem Südostabhang der Gebirge von Benguela entspringen, und südwärts fließen, ohne daß man bis jetzt hätte erfahren können, wohin.

Die Quellen des Cunene liegen nahe an denen des Copororo, Catumbela und Cuvo, welche zwischen 13 und 11° S. B. ins atlantische Meer fallen; die nächst folgenden Gango, Cutato und Cunhinga fallen bereits in den großen Coanzo, und zwar auf der Mittelterrasse. Der Coanzo entspringt in den unbekannten Theilen des Innern, und wird auf der Mittelterrasse ***) zum breiten mächtigen Strome. Dann zwingt er sich in schmalem Bette durch zahlreiche Yellala's (Stromschnellen) hinab in die Küstenterrasse, und erweitert sich an der Küste so sehr, daß er einem Meeresarm gleicht. Ein Gleiches, nur in noch höherem Grade †) läßt sich vom Zaire sagen, dessen Quellen man gleichfalls noch nicht kennt; man weiß jedoch, daß er aus drei Hauptflüssen besteht, die sich noch auf dem Gebirgsrand über der Mittelterrasse ††) vereinigen, nämlich dem Bancaor, Wambre und Barbola, woher wohl der einheimische Namen kommt: Mojenzi-Enzaddi, d. h. der Strom, der alle andere verschlingt. †††) In welchen Irrthümern hinsichtlich der Geographie Afrika's man noch vor Kurzem befangen war, mag aus dem Umstande hervorgehen, daß mehrere angesehene Geographen noch vor 10 Jahren den Zaire für die Ausmündung des Nigers hielten.

*) Zu unterscheiden von dem auf der Ostküste.

**) Er fragte sie einem Eingebornen ab, der aus jener Gegend gekommen war. Die Nachricht selbst ist wohl außer Zweifel, auch über die Richtung kann man wohl kaum in Ungewißheit seyn, wohl aber über die Entfernung. Auch ist eine wichtige Frage, ob sich Flüsse von Süd und Nord, oder bloß von Norden und Osten her einmünden.

***) Dieses ebene Zwischenland, wie auch das gleichfalls ebene Küstenland nennen die Portugiesen raso paese, die Eingebornen Loanda.

†) Wie oft die Yellala's, die bei dem Zaire von dem sogenannten Fetischfelsen aufwärts beginnen, die Schifffahrt unterbrechen, darüber sehe man Tuckey's Expedition.

††) Es zeigt sich nämlich hier eine dreifache Abstufung des Landes.

†††) Der Name Zaire bedeutet bloß großes Wasser; die portugiesischen Chroniken nennen ihn auch Zembere, d. h. Mutter der Wasser.

Auf derselben Hochterrasse wie der Zaire, doch gegen Osten strömend, entspringt der Zambeze, der einzige bedeutende Strom *) auf Afrika's Ostküste vom Kap der guten Hoffnung bis zum Kap Guardafui, auch ist er am tiefsten ins Land hinein von allen Flüssen Südafrika's, den Oranjefluß ausgenommen, bekannt, über seine Quellen aber weiß man gleichfalls nichts, und ob der Ruapura, Murusuru und der eigentliche Zambeze sich in einen Strom vereinen, steht auch noch dahin. Aus alten portugiesischen Nachrichten kennt man seinen Lauf mit geringen Unterbrechungen von 45° O. L. an; bei Chicaronga (etwa 49° 10′ O. L.) bricht er aus der Hochebene Chicowa hervor, aber dieser Uebertritt aus dem Hochlande in die Mittelterrassen geschieht durch zahlreiche Strudel und Katarakte, die auf 18 Meilen weit die Schifffahrt unmöglich machen, da viele Felsketten den Strom durchsetzen, und häufig verengen. Dann durchfließt er eine herrliche Ebene bis zum eigentlichen Lupatagebirge, das er in fürchterlichen Engpässen abermals schäumend durchbricht, und einen Ausgang zum tiefen Küstenlande sucht. Hier wo es eben so wenig regnet, als im untern Nilthal, bewässert er gleich dem Nil das Land, und ergießt sich durch ein breites Delta ins Meer.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Russland.

Kiew.

(Schluß.)

Die Rechnung ist allgemein nach Bankrubeln, deren vier einen Silberrubel machen. Ersterer gleicht sich genau mit einem französischen Franken aus, und da er wiederum in 100 Kopeken getheilt wird, so ist ein Kopeke ganz gleich mit einem Centimen. Klingendes Silbergeld ist beim gemeinen Volke selten, dagegen das Kupfergeld in Menge vorhanden. Rechnet man aber den geringen Werth von den meisten Produkten, und bedenkt man, welch eine Menge man von den meisten derselben für weniges Geld bekommt, so kann man sagen, daß nach diesem Verhältnisse viel Geld in Cirkulation sey. Dieß wird man am besten gewahr auf den Jahrmärkten der kleinen Städte, und ich kann wohl sagen, daß ich in Deutschland ein solches Leben und eine solche Thätigkeit im Verkehre selten oder nie gesehen habe.

Ich muß eine kleine Skizze von einem solchen Jahrmarkte geben. Wie ich schon bemerkte, so haben die russischen Städte fast alle einen großen öffentlichen Platz. Dieser aber genügte im vorliegenden Falle nicht; sondern es bildete sich außerhalb der Stadt noch ein förmliches Lager. Der Russe liebt nämlich die Bequemlichkeit, und wer nur irgend ein Zugthier hat, sey es nun Pferd oder Ochse, der bedient sich dessen, um zu fahren. So kommen denn Tausende solcher kleinen Fuhrwerke zusammen, welche sich außerhalb der Stadt im Freien postiren, und sehr bald

*) Ueber den Quilimanse sind wir allzu wenig berichtet, der ist nicht so bedeutend als der Zambeze.

ein großes Lager bilden. Da dieß Volk verhältnißmäßig ziemlich viel Geld hat, so herrscht auf einem dergleichen Jahrmarkte vieles Leben und ein sehr reger Verkehr. Aber es spielen auf demselben nicht, wie in Deutschland, die Juden eine Hauptrolle, da man ihnen in Rußland wenig Freiheit gestattet.

Das Handeln und Feilschen erregt, da der Russe ziemlich lebhaft ist, ein großes Geräusch, und das bunte Gemisch des Volks bietet ein mit allen Tinten ausgestattetes Gemälde dar. Besonders anziehend wird es durch die mancherlei Völkerschaften, welche man hier vereinigt sieht. Denn in den südlichen Gouvernements trifft man in allen Städten von nur einiger Bedeutung Individuen aus fast allen Ländern von Europa, und daneben eine Menge Asiaten. Dieses Gemisch bildet sich durch die vielen Einwanderungen, welche nach diesen Gegenden allmählich statt gefunden haben, und durch die Menge von Fremden, welche des Handels wegen hieher kommen. Fast alle behalten ihre Nationaltracht und ihre Sitten bei, was dann zum bunten Kolorit des Gemäldes ganz besonders wirkt.

Vergleicht man auf einem dergleichen Markte die Produktenpreise mit denen von Deutschland, so findet man einen sehr auffallenden Unterschied. Denn alle Manufaktur- und Fabrikwaaren sind bedeutend theurer, und alle rohen Produkte dagegen ungleich wohlfeiler. Da jedoch der Russe auf Solidität sieht, und, wo er diese findet, die Waaren auch theurer bezahlt, so finden leichte und schlechte Fabrikate, wenn sie auch wohlfeiler sind, dennoch schwerer Absatz, wie gute und solide.

Zu den Vergnügungen und zum Luxus der Reichen gehören im Sommer Reisen in die Bäder. Wer es nicht daran wagen mag, oder nicht kann, ins Ausland zur Befriedigung dieser Liebhaberei zu reisen, der besucht die Bäder im Lande. Eine große Menge derselben befindet sich im kaukasischen Gebirge, und man trifft dort eine Mannichfaltigkeit und Reichhaltigkeit derselben, welche der in den schlesischen und böhmischen Gebirgen gleichkommt. Nur fehlt es noch an den gehörigen Einrichtungen und Bequemlichkeiten, obschon dafür in neuerer Zeit unendlich viel gethan wird. Dieß ist eine Folge davon, daß die Russen auf ihren Feldzügen in Deutschland und Frankreich mit der Civilisation dieser Länder bekannt wurden, und sie nun auch in ihrem Vaterlande einführen.

Der Reichthum der russischen Magnaten ist ungeheuer, besonders wenn man ihn aus dem Gesichtspunkte betrachtet, aus welchem man ihn eigentlich betrachten muß, nämlich aus dem, daß der am reichsten ist, welcher am meisten Produkte besitzt, die zur Befriedigung aller Bedürfnisse, der wirklichen wie der eingebildeten, dienen.

Im Ganzen lebt der Fremde, insbesondere aber der Deutsche, welchem man den Vorzug vor fast allen übrigen gibt, in Rußland angenehm, wenn er nämlich erst die Sehnsucht nach der Heimath überwunden und sich in manche Eigenthümlichkeiten des Landes, die ihm anfangs nicht gefallen, gewöhnt hat.

Ich gehe von hier in mein deutsches Vaterland zurück, und nehme einen günstigen Eindruck von Rußland mit, in welchem mir es wohl ging, und wo ich so viele Beweise von ächter Gastfreundschaft und Herzensgüte empfing.

Statistische Notizen über Moskau.

Nach einem offiziellen Berichte betrug im Jahre 1834 die Einwohnerzahl von Moskau 192,220 E. männlichen und 125,635 weiblichen Geschlechts; zusammen also 316,855. Der bedeutende Unterschied zwischen beiden Geschlechtern ist nicht bloß dem Militär zuzuschreiben, denn davon werden nur 17,577 mit 2250 Soldatenfrauen aufgeführt, sondern es befinden sich auch in der Stadt

	männlichen Geschlechts	weiblichen Geschlechts
Leibeigene Bedienten von Edelleuten	11,427	24,470
Kronbauern	58,068	14,043
Andere leibeigene Bauern	43,657	18,559
	113,153	57,072

Bei diesen verhält sich also die weibliche zur männlichen Bevölkerung wie 1:2. Ueberhaupt ist es ein sonderbarer Umstand, daß über die Hälfte der Einwohner aus Leibeigenen und ein starkes Sechstheil aus adeligen leibeigenen Bedienten besteht. Die eigentlichen Bürger (mjeschtschanin) zählen nur 36,161; rechnet man hiezu noch Bürger anderer Städte 6690, die sogenannten zünftigen Einwohner 9601, und die Kaufleute 13,491, so ist zwar die Gesammtzahl dieser Einwohner größer, aber die Anzahl der männlichen Einwohner noch immer kleiner als die der leibeigenen männlichen Bedienten.

Der Verbrauch in Moskau im J. 1834 war folgender. An Vieh wurde nach Moskau getrieben: Großes Vieh 81,701 Stück; Kleines Vieh 19,677 —

Ferner wurden zugeführt:

	Zu Lande. Fuhren	Zu Wasser. Tschetwerts	
Roggen	11,601	2,503	
Weizen	9,484	187,728	
Gerste	5,562	672	
Graupen von Buchweizen	9,600	45,990	
Graupen von Weizen	1,610	996	
Hafer	38,210	151,463	
Roggenmehl	34,527	153,780	
Backmehl	27	199	
Weizenmehl	3,189	110	
Buchweizenmehl	1,018	—	
Kartoffelmehl	89	200	
Weizengraupenmehl	2,403	1,639	
Gefrornes Fleisch	12,297	—	Pud
Gesalzenes Fleisch	10,326	9,300	—
Kalbsfleisch	326	—	—
Federvieh: Indian, Gänse, Enten, Hühner; ferner Spanferkel und verschiedenes Wildpret	5,365	—	
Frische und gesalzene Fische	19,422	19,422	Stück
Baumöl	2,042	60	Pud
Leinöl	3,628	83,443	—

Chronik der Reisen.

Auszug aus den Reisen Pattie's, Willards und Wyeths nach Neumexico in Californien und Oregon in den Jahren 1824 bis 1833.

1. Pattie's Reisen von 1824 bis 1830.

(Fortsetzung.)

Nachdem unsere Reisenden so den Weg über die Oregongebirge und zu den nahe beisammenliegenden Quellen der Flüsse Colorado, Norte, Platte, Arkansas, Pierre-Jaune und Clarke gemacht hatten, kamen sie, mit vielem Pelzwerk versehen, nach Santa-Fé, wo ihnen, weil sie keine Erlaubniß aufweisen konnten, von der Regierung Alles weggenommen wurde, obschon sie es außerhalb der mexikanischen Gränzen erworben hatten. Dieß hätte beinahe eine Empörung veranlaßt.

Pattie, verdrüßlich über dieses Mißgeschick, unternahm eine Handelsreise in Sonora, auf der er die Kupferbergwerke seines Vaters besuchte, von wo aus er sich nach Hanco in Neubiscaya begab. Die Bevölkerung dieses Ortes beläuft sich auf etwa 700 Seelen; man findet große, schöne Ebenen, auf denen das Hornvieh im Stande der Wildheit lebt. Hat man das Gebirge überstiegen, so befindet man sich auf dem Gebiet von Sonora. Barbisca ist das erste Dorf am Fluß Jago, an dessen Mündung sich der Hafen von Ymas befindet. Pattie besuchte die Goldgruben von Teber, wo das Gold zu 10 Dollars die Unze verkauft wird. Die Jago-Indianer hatten ihre Missionäre erschlagen, waren in Folge davon von den Mexikanern überfallen worden und hatten viele Menschen verloren; die am Leben Gebliebenen wurden zur Arbeit in den Bergwerken verurtheilt.

Von hier aus ging Pattie nach Tschihahua; auf seinem Wege dahin kam er zu den Goldminen von Carocho, welche zwischen zwei Gebirgen liegen und 800 Arbeiter beschäftigen. Tschihahua ist eine schöne und eben so große Stadt als Santa-Fé. Auf seinem Rückweg nach den Kupferbergwerken kam Pattie, durch St. Bonaventura und Casas-Grande, nach Passo del Norte, ein angebautes acht Meilen langes und drei Meilen breites Land am Rio-Norte. Dieses Gebiet ist sehr bevölkert, und man findet daselbst Getreide und Wein. Pattie kehrte dann über die Apaches-Gebirge zu den Kupferminen seines Vaters zurück.

Im Jahre 1827 wurde unser Abenteurer abermals von der Lust ergriffen das Land zu besehen; er verließ daher seinen Vater und schloß sich 15 amerikanischen Trapers an, die in das Thal des Pacos zogen, wo der Fluß Pacos strömt, der nordöstliche Arm des Rio-Norte. Dieses schöne Thal war vormals von Spaniern bewohnt, die jedoch von den Indianern daraus verjagt wurden.

Hier hatten die Reisenden ein Gefecht mit den Muscallaros-Indianern zu bestehen, von denen sie 28 tödteten; ein Amerikaner blieb auf dem Platze und Pattie wurde verwundet. Diese Indianer sind ein kriegerischer Stamm der Nabahos, von denen sie sich getrennt haben; sie tragen lange Haare und sind von gelblicher Farbe. Die Frauen kommen an Schönheit oft den Mexikanerinnen gleich, sind dabei fleißig, spinnen Wolle und weben Tücher. Pattie wurde von den Nabahos geheilt und kehrte über Perdido und Tepec, wo das erbeutete Pelzwerk verkauft wurde, nach den Kupferminen zurück. Hier blieb er jetzt, um seinen Vater zu unterstützen, der schon eine schöne Maierei am Flusse Membry besaß. Ein Agent seines Vaters, der nach Santa-Fé geschickt worden war, um Waaren einzukaufen, entwich mit dem Golde, und Pattie setzte ihm vergebens bis nach Tschihahua nach. Dieser Diebstahl brachte eine bedeutende Aenderung in den Planen der beiden Patties hervor. Der Spanier Lagera, Eigenthümer der Minen, wurde, gleich allen Spaniern verbannt und gezwungen, seine Bergwerke zu verkaufen. Die Patties sahen sich in Folge ihres Unglücksfalles außer Stand den Kaufschilling zu erlegen, und beschlossen deßhalb, auf neue Abenteuer auszuziehen; sie schlossen sich zu dem Ende 35 Amerikanern an, die nach dem Rio-Colorado aufbrachen. Von den im Jahre 1824 mit Pattie gekommenen 116 Mann waren nur noch 16 übrig, die andern hatten sich theils entfernt, theils waren sie gestorben.

Die Reisenden gingen den Rio Gila hinab, wo sie sich trennten; die Einen zogen über die Gebirge nach dem Colorado, und acht Andere, bei denen die beiden Pattie's, fuhren fort den Gila abwärts zu gehen bis zu seiner Ausmündung in den Colorado. Von den **Umeas** wurden sie gut aufgenommen; in einem andern Dorfe aber stahl man ihnen ihre Pferde. Die Trapers zündeten, um sich zu rächen, bei ihrem Abzuge das Dorf an, und bauten, am Colorado angelangt, vier große Kanots, um bis zum Meer abwärts zu fahren, wo sie eine mexicanische Niederlassung zu finden hofften.

Der Rio Colorado strömt in einem 6 bis 10 Meilen breiten Thale nach Westen. Das Flußbett ist 2 bis 300 Ruthen breit und die Schnelligkeit der Strömung beträgt 4 Meilen in der Stunde; mehrere Inseln theilen sein Bett. Biber gab es so viele, daß man deren 60 in Einer Nacht fing.

Der erste indianische Stamm, dem man begegnete, waren die **Cocopas**, die mit den **Umeas** in Feindschaft leben; es ist dieser Stamm ein kleiner Menschenschlag von 5½ Fuß Höhe und sehr dunkelbrauner Farbe. Ihre Gesichtszüge sind angenehm, die Frauen hübsch, und beide Geschlechter sehr thätig und munter. Diese Indianer hatten noch nie weiße Menschen gesehen; ihr Haar scheeren sie, ungefähr wie die Chinesen, bis auf einen Büschel auf der Mitte des Hauptes ab; sie essen Hunde, und ihr damaliger Häuptling nannte sich Wechapa.

Das Jahr 1828 eröffneten unsere Abenteurer mit einem Kampfe gegen die **Pipis**-Indianer, die, wie Pattie sagt, schwarz von Farbe, athletisch gebaut sind und ihr Haar in langen Flechten tragen, an deren Enden sie Muscheln befestigen. Sie bewohnen das flache Land in der Nähe der Mündung des Colorado, wo es im Januar und Februar schon sehr heiß war. Der Fluß scheint hier, wie der Mississippi, auf einer Böschung zu laufen, und 100 Meilen unterhalb des Rio Gila drang den Reisenden schon die Fluth gleich einer schäumenden Woge entgegen, von der sie beinahe ertränkt worden wären. In ihrer Erwartung, eine mexicanische Niederlassung zu finden, getäuscht, versuchten sie die Fahrt auf dem Colorado stromaufwärts zurück zu machen, allein die Strömung war zu stark; sie beschlossen daher ihr Pelzwerk am Ufer einzugraben und die Niederlassungen von Neucalifornien aufzusuchen.

Auf dieser Reise gegen Westen hatten unsere Abenteurer viel von Hunger und Durst zu leiden, denn kaum wären sie aus dem Thale heraus, so führte sie ihr Weg durch eine sandige Wüste ohne trinkbares Wasser, von einem langen, schmalen Salzsee durchschnitten, über den sie auf einem Floße von Binsen setzten. Dieser See war nur etwa 200 Ruthen breit; an seinem Ufer stießen sie zum Glück auf einen Indianerstamm, der spanisch sprach, und ihnen zwei Führer bis zu den Missionen mitgab.

Um dahin zu gelangen, mußte man drei Tage lang durch eine Wüste und acht Tage lang über Gebirge gehen. Zuerst kamen die Reisenden über eine Ebene ohne Wasser, dann gegen Südwesten über eine andere mit Salzwasser, die bis an die mit Schnee bedeckten Berge stieß. In dieser Wüste, die sich von Norden nach Süden zwischen zwei Gebirgsketten ausdehnt, fand sich nichts als Sand und Cactus; man gelangte endlich in ein enges Thal, wo Eichen und Palmbäume wuchsen, und erreichte dann die Mission **St. Katharina**. Die Trapers fanden hier eine sehr ungünstige Aufnahme, und wurden unter guter Bedeckung von Mission zu Mission bis in die Stadt San Diego geschickt, wo sie der General Echedio, Gouverneur des Landes, als Spione ins Gefängniß werfen ließ.

(Schluß folgt.)

Miscellen aus indischen Journalen.

Das Sparsystem der Kompagnie in Bezug auf die Armee dauert fort. Ein sogenanntes Sanitarium zu Landor war bestimmt für den Aufenthalt von Soldaten, die sich durch die Strapazen in dem ungesunden Klima der Niederungen Krankheiten zugezogen hatten; sie sollten an diesem Orte, wo man eine reine Bergluft einathmet, einige Zeit bleiben und wieder Kräfte sammeln. Jetzt ist diese Anstalt aufgehoben; der Mirut Observer klagt, die reine Bergluft scheine bloß von Vornehmen und Hochadeligen eingeathmet werden zu dürfen, nicht aber von den durch anstrengenden Dienst und durch das ungesunde Klima hart mitgenommenen Soldaten.

*

Die India Gazette vom 14 November 1834 erzählt nachstehenden merkwürdigen Fall zum Beweise, was sich indische Beamte manchmal erlauben. Bisher war es Sitte, daß wenn ein Stück Land wegen rückständiger Steuern verkauft wurde, der Meistbietende 15 Prozente des Werths niederlegte als Garantie. Kürzlich sollte eine Zemindarie, welche 2 Laks Rupien werth war, im Aufstreiche verkauft werden. Ein reicher Mann bot 1 Laks, und wollte die nöthigen 50,000 Rupien in Kompagniepapieren anlegen. Der Beamte aber berief sich auf einen angeblichen Regierungsbefehl, nur baar Geld anzunehmen. Die Kompagniepapiere wurden nicht angenommen, das Gut nochmals zum Verkaufe ausgeboten, und da keiner so viel baares Geld aufbringen konnte, so kaufte der Steuereinnehmer das Gut für Rechnung der Regierung um — **Eine Rupie.**

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 180. 29 Junius 1835.

Neue französische Literatur.

Souvenirs, impressions, pensées et paysages pendant un Voyage en Orient (1832 — 1833) ou notes d'un voyageur 4 Vol. 8°. par Alphonse de Lamartine.

Es gibt Namen, welche mit Gold aufgewägt werden. Es ist dieß Gerechtigkeit, wo es Folge des Verdienstes ist; es ist ein zu bedauernder Mißbrauch, wo ein früheres Verdienst dem Namen allein, auch da wo er entblößt erscheint, zum Deckmantel dient.

Herr von Lamartine hat eine Reise nach dem Orient gemacht. Nach einer Abwesenheit von 16 Monaten, binnen welcher er Griechenland, die Türkei, Syrien, Arabien und einige andere Länder durchreist hat, kehrt er mit einem Werke von vier Oktavbänden zurück, welche jetzt dem Publikum vorliegen. Ich war nie ächter Deutscher genug, um zu begreifen, wie man über irgend ein Ding vier Oktavbände schreiben kann, und von unsern leichtfüßigen Nachbarn wunderte mich eine solche Geduld in noch höherem Grade. Als ich die Anzeige dieser Oktavbände, als Ergebniß einer so kurzen und so flüchtigen Reise, las, war meine Erwartung nicht hoch gespannt, und die Wirklichkeit hat gezeigt, daß ich Recht hatte. Ein hiesiges Monatsblatt sagt von diesen vier Bänden, sie seyen der Commentar zu einem Buche, was nicht bestehe, der Eingang zu einem Tempel, welcher nicht erbaut worden.

So sehr Herr von Lamartine seinem Werke den Anschein einer flüchtigen Arbeit, eines Tagebuches augenblicklicher Eindrücke und Anregungen geben will, so läßt doch der Inhalt desselben keinen Zweifel, daß der Autor von lange her die Veröffentlichung bedacht und für dieselbe gearbeitet hat. Und hierin liegt ein Grund mehr, warum die Kritik mit Strenge dieses Buch eines ausgezeichneten Talentes beurtheilen will und muß. Hätte Herr von Lamartine als Dichter, was er in so hohem Grade ist, den Orient und seine Wanderung dahin besungen, so würde dieses Gedicht als die Hauptsache, und ohne Zweifel in vollendeter Form erschienen seyn. Dann hätte der Dichter Noten zum Text, und Noten zu den Noten beifügen können, man würde sie mit Interesse und Nachsicht gelesen haben. So aber hat Lamartine vorgezogen, eine Reisebeschreibung mit Urtheilen eines Denkers, eines Philosophen, eines Politikers, eines Geographen, Historikers, Künstlers und Dichters herauszugeben, über eine Masse Länder, die er nur im Fluge beschauen konnte. Diese Wahl stand ihm frei, mit der Wahl war die Folge nothwendig. Sein Werk, heute, wird als eine Abhandlung ex professo über alle diese Gegenstände und Länder beurtheilt, und als solches wird es mangelhaft, oberflächlich, unzusammenhängend, oft leichtfertig und widersprechend gefunden.

Daß Herr von Lamartine in einer Vorrede sich dieß Alles gewissermaßen selbst sagt, und sein Werk ohne Belang erklärt, ändert an der Sache nichts; das Publikum glaubt wenig an die Aufrichtigkeit solcher Bescheidenheitsformeln, die man gar wohl für derbe Eigenliebe nehmen könnte. Was soll das Wort gegen die That? was bedeutet die Versicherung, daß Lamartine sein Werk gering ansehe, gegen die Thatsache seiner Bekanntmachung, wahre contradictio in adjecto?

Die Sonderbarkeit der menschlichen Natur und unsrer verderblichen Eitelkeit ist auch hier wieder zu Tage gebrochen. Lamartine ist ein großer Dichter, wer hat ihn verhindert, Jerusalem, den Libanon und die Acropolis zu besingen? — Er hat vorgezogen, oberflächlicher Reisebeschreiber und alltäglicher Politiker zu seyn, der Lorbeer seiner Meditations poëtiques, seiner Harmonies war ihm ungenügend, er steht auf dem Punkte, sich Vergessenheit auf das Haupt zu streuen.

Wenn Lamartine mit seinem neuen Werke wenig neuen Ruhm ernten wird, so ist ihm der reine Geldgewinn um so gewisser. Man sagt, er habe bei Gelegenheit dieser Reisebeschreibung die neue Auflage seiner Werke für 100,000 Franks verkauft. Ein eigener Vorfall bezeichnete die Erscheinung der Reisebeschreibung. Ehe sie in Paris zum Verkaufe auslag, war sie bereits im Nachdruck in Brüssel ausgeboten. Eine solche Industriefertigkeit muß man wenigstens bewundern, wenn auch nicht nachahmen. Der Pariser Verleger erklärte zwar, die Brüsseler Ausgabe sey eine Verfälschung, und der Originalausgabe nicht ähnlich, welche letztere von dem Autor selbst berichtigt und zum Drucke genehmigt worden sey. Indessen, dieß ist nicht so wörtlich zu nehmen. Unrichtigkeiten? wohl, die werden in der Brüsseler Ausgabe nicht fehlen; im Uebrigen aber ist es die pariser Edition, deren Aushängebogen von irgend einem Setzer in der Druckerei gestohlen, und je einer um den andern nach Brüssel geschickt worden sind. Dieß muß dem Verleger einen namhaften Schaden bringen.

Indessen, Herr Gosselin ist ein gewandter Mann, und hat dem guten Publikum lange genug weißes Papier statt Bücher verkauft; ihn ruinirt so leicht ein kleiner Diebstahl nicht. Zudem hat er ganz neuerlichst das Ehrenkreuz erhalten, und mag denken, daß ein so großes Glück durch irgend einen Unfall ähnlicher oder verwandter Natur erkauft werden müsse.

Die Ströme der Erde.

Afrika.

(Fortsetzung.)

Trotz aller fast fabelhaften Anstrengungen verschiedener Reisenden sind wir noch immer über das Innere des Hochsudans, auf dem so viele und zum Theil so bedeutende Flüsse entspringen, sehr unvollkommen unterrichtet. Seine Gebirge bilden ein unregelmäßiges Parallelogramm, das, wie es scheint gegen Norden und Westen in mehreren Terrassen, gegen Süden nur in einer bedeutenden und ziemlich steilen Senkung des Bodens abfällt. In das Innere dieses Hochlands ist noch kein Europäer eingedrungen, *) und über die Quellen des Gambia, Senegal und des Niger selbst wissen wir noch nichts Gewisses, doch läßt sich annehmen, daß Mollien und Laing die Quellen des letztern etwas zu weit westlich versetzten; **) ist aber ihre Vermuthung richtig, so hat der Niger einen ungewöhnlich langen Oberlauf, indem er 150 bis 180 geogr. Meilen weit im Gebirgslande strömt. Park und Rennell setzen sie um wenigstens vier Grade weiter nach Osten, was eine ganz andere Configuration des Bodens voraussetzt. Mollien nimmt auch die Quellen des Gambia und Senegal in derselben Richtung an wie die des Niger und läßt sie anfangs sämmtlich gegen Nordost strömen; Mollien und Laing gehen offenbar von der Idee aus, das nur wenige Grade von der Siera Leone Küste entlegene Gebirg sey der Hauptstock, das Land öffne sich gegen Nordosten und der Senegal und Gambia würden durch Vormassen gegen Westen gedrängt, während der Niger gegen Nordosten sich Bahn breche. Ueber die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser Ansicht können wir natürlich nicht absprechen, und bemerken bloß, daß Park die Quellen des Senegal wie des Niger viel weiter östlich setzt, wonach mehr ein Streichen der Querketten des Gebirgs gegen Nordwesten als gegen Nordosten anzunehmen wäre.

Der Senegal besteht aus drei Hauptströmen, dem reißenden Kokora, dem Ba-Fing oder eigentlichen Senegal und dem Faleme. Der östlichste, der Kokora, d. h. der Strom der Gefahr, besteht selbst wieder aus drei Strömen, dem Ba-Wulli, Kokora und Wonda; zur Regenzeit schwillt er furchtbar, um 20′ Höhe, an, und es ist sehr gefährlich, ihn zu passiren, woher auch sein Name. Der Lauf des Kokora ist fast ganz westlich, in einem Längenthal, und er durchbricht mit dem nordwärts fließenden Ba-Fing verbunden das Gebirge in den Katarakten von Govima und Felnh, von denen zwei gegen 80 Fuß Höhe haben sollen. Von dem Felnhkatarakt an fließt er klar und seicht, aber in ungeheuren Krümmungen, so daß sein Lauf statt 90 bis 100 Meilen über 160 beträgt. Das Gefälle des Stroms ist dabei höchst unbedeutend, und der Strom ergießt bei der Ueberschwemmung einen Theil seines Wassers in die Seen Podor und Paniefoula. Wie fast alle diese afrikanischen Küstenstriche ist auch dieser ungemein ungesund, wiewohl sehr fruchtbar. Von Norden her hat der Strom keine Zuflüsse, denn die Sandwüste reicht von der Einmündung des Faleme an fast bis an seine Ufer heran. Ein großer Theil der jetzt trockenen Meeresküste ist Sand, welcher durch die heftige Meeresströmung, welche auch eine für Schiffe gefährliche Barre an der Mündung aufwarf, allmählich hereingetrieben wurde. Vielleicht hat auch dieß Andringen des Sandes von Nordwesten her den Lauf des Flusses allmählich gegen Süden getrieben. *)

Der Gambiafluß entspringt einigen brieflichen Angaben Mungo Parks zufolge gewiß nicht so tief im Lande, als man gewöhnlich annimmt; er durchströmt dann die Fulahterrasse, worauf er das Gebirge durchbricht und in die Ebene tritt. Die Schilderung des Senegal paßt eigentlich, nur in vermindertem Maßstabe, ganz auf ihn, wie auch auf den Rio Grande und die andern noch kürzeren Flüsse dieser Küste. Alle Versuche der Europäer, die bis an die Katarakten so leichte Schifffahrt weiter hinauf fortzusetzen, sind durchaus gescheitert. Die Fluth des Meeres dringt weit in das tiefliegende Land hinein, aber in der Regenzeit ist es wegen des ungeheuren Gegendrucks der Wassermasse unmöglich den Gambia weit hinauf zu befahren.

Kein Fluß in der Welt hat die Aufmerksamkeit der Europäer so lange rege gehalten, und keiner hat, bis er erforscht wurde, so viele Menschenleben gekostet, als der Niger. **) Wir können hier unmöglich auf die für die Entwicklung unserer geographischen Kenntnisse von Afrika höchst interessante Darstellung der Geschichte ***) seiner Entdeckung eingehen, sondern erwähnen hier nur, daß der Stand unserer Kenntnisse vom Sudan noch vor zwölf Jahren für die Annahme einer Verbindung zwischen Niger und Nil sprach; erst als Denhams und Clappertons erste Reise bekannt wurde, ward diese Meinung erschüttert. Man wußte nämlich von Mungo Park, der den Strom zuerst wieder

---

*) Wenigstens nicht so weit, um über die Richtung der Querzüge des Gebirges und das Quellland der Flüsse bestimmte Angaben machen zu können.

**) Wenigstens Mollien; Laing scheint bloß die Quellen des Niger mehr südlich als Mungo Park setzen zu wollen. Könnte man sich auf Jomards Karte zu Caillie's Reise verlassen, so würde diese Annahme freilich bestätigt, allein sie ist nach Mollien's Ansichten bearbeitet, und setzt überdieß einerseits Timbuktu zu weit westlich, um vier Grade westlicher als Rennell, und wahrscheinlich Dschenne zu weit südöstlich, so daß der Niger statt ostnordöstlich fast ganz nördlich fließt, was entschieden falsch ist.

*) Die ganze Westküste von Afrika wird hier durch das Hereinwerfen des Meeressands fortwährend vergrößert und rückt in das atlantische Meer vor; mehrere Flüsse in Marokko, der Tensift, Beregreb, Mediah u. dergl. sind bereits durch den Sand verstopft worden, und münden sich nicht mehr ins Meer aus.

**) Oder Quorra, wie er in seinem untern Laufe heißt.

***) Die Redaktion findet sich vielleicht bald in den Stand gesetzt, die Karte des Nigerlaufs nach Lieutenant Allen mitzutheilen, und dieser soll dann eine kurze, aber möglichst vollständige Geschichte seiner Entdeckung begleiten, die durch die wunderlichen Irrthümer, auf welche man in derselben stößt, erst eben so interessant wird, als durch die mit so viel Eifer erforschte Wahrheit.

aufgefunden, daß derselbe, so weit er ihn kannte, von Westen nach Osten floß; man wußte ferner durch Hornemann, der es von reisenden Handelsleuten erfahren, daß ein großer Fluß sich von Westen her in den See Tschad einmünde, und ein Ausfluß dieses Sees weiter gegen Osten fließe. Vorschnell verband man diese letzte Nachricht mit der ersten, und hielt nun die Verbindung des Niger und Nil für eine fast ausgemachte Sache. Da kam die Reise Denhams und Clappertons im Jahre 1822. Diese zogen von Fezzan aus gerade durch die Wüste, und gelangten so an den See Tschad; als sie das westliche Ufer desselben verfolgten, kamen sie an den sich von Westen her einmündenden Fluß, der Yeu genannt wurde, aber nur 50 Yards oder etwa 150′ breit war; das konnte der Dscholiba, der große Strom, nicht seyn. Denham begleitete sodann seine arabischen Freunde auf einem Raubzug gegen die heidnischen Negerdörfer im Süden, und kam nach langem berganführenden Marsche nach Mandara, einem kleinen in einer anmuthigen Ebene liegenden Fürstenthum; gegen Süden erhoben sich Berge, anfangs von mäßiger Höhe, aber in der Ferne erschienen immer höhere Spitzen, die eine Reihe scharfer Zacken bildeten, und Denham erfuhr, daß man, um das Gebirge in seiner Breite zu übersteigen, zwei Monate brauche, worauf es in noch höhere Gipfel ansteige. *) Mit dieser Nachricht war, sobald man die Breite der Gegend, — Denham war nämlich bis etwa 9° N. B. eingedrungen, — mit der, unter welcher man den Niger gefunden, verglich, der Meinung, daß Niger und Nil mit einander in Verbindung stünden, der Stab gebrochen, denn man hatte das Land von Norden gegen Süden durchzogen, keinen so großen Fluß gefunden, und stand jetzt vor Gebirgen, die man allen Umständen nach als den Nordabfall des südlichen afrikanischen Hochlands betrachten mußte.

Dieß war auch Clappertons Meinung, als er seine zweite Reise in Begleitung Richard Landers antrat. Zwar war es ihm nicht vergönnt, das Problem selbst zu lösen, allein, daß er dieser Ansicht war, geht aus Landers Entschluß hervor, der, nachdem er seinen Herrn in Sakkatu zur Erde bestattet, zuerst ostwärts zurück nach Kano ging, und dann südwestlich nach Fundah gehen wollte, überzeugt, daß dort das Problem sich lösen müsse. Immer noch war man nämlich aus altem Respekt für die hergebrachte Meinung, daß der Niger in den See Tschad falle, über Einen Punkt im Zweifel. Denham hatte den Shary aufgefunden, der sich von Süden her in den See Tschad mündet, und Lander erfuhr auf dem Wege nach Fundah, daß nur in geringer Entfernung gegen Südosten die Stadt Jacowa liege, in deren Nähe der Shary ohne Unterbrechung seinen Lauf gegen Osten zum See Tschad nehme. Dort in Fundah mußte es sich also entscheiden, ob Niger und Shary ein Fluß seyen, oder ob sich hier eine Wasserscheide finde. Leider kam er, durch unvorhergesehene Hindernisse aufgehalten, nicht nach Fundah, sondern mußte auf einem andern Wege umkehren.

Indeß stand seine Ueberzeugung fest, daß auf jenem Punkte die Entscheidung sich ergeben müsse, und als er durch Unterstützung der englischen Regierung seine zweite Reise antrat, so ging er von Kap Coast Castle das Land aufwärts nach Dschenne, von da aber statt den bereits bekannten Lauf des Niger gegen Tombuktu zu verfolgen, südöstlich nach Yauri, wo er sich auf dem Niger einschiffte und wie bekannt, seine Fahrt glücklich vollendete. Der Strom floß anfänglich noch in südöstlicher, bald aber in südwestlicher Richtung, und Lander scheint überhaupt an seinem Ausfluß in die Bai von Benin nie gezweifelt zu haben. Die bedeutendsten Flüsse, die sich während seiner Fahrt von Osten her einmündeten, waren der Cudunia und der Tschadda, welcher letztere seitdem *) auf eine ziemliche Strecke hinauf befahren wurde. Daß aber dieser Tschadda-Fluß mit dem Tschad-See zusammenhange, dazu ist, seit man den Lauf des Shary so ziemlich kennt, auch nicht die mindeste Wahrscheinlichkeit vorhanden. Ob aber der Tschad-See mit dem westlichsten Arm des Nil, dem Bahr el Abiad zusammenhange, ist noch nicht ausgemacht, aber gleichfalls sehr unwahrscheinlich.

(Schluß folgt.)

*) Als er tiefer ins Land zog, fand er den Paß Horja von 2000 Fuß hohen Felsen eingeschlossen.

*) Siehe Oldfields Reise. Ausland v. d. J. Nr. 81.

Chronik der Reisen.

Auszug aus den Reisen Pattie's, Willards und Wyeths nach Neumexico in Californien und Oregon in den Jahren 1824 bis 1833.

1. Pattie's Reisen von 1824 bis 1830.

(Schluß.)

Alle Missionen sind ins Viereck gebaut, mit einem Platz in der Mitte, an dessen einer Ecke die Kirche steht. St. Katharina liegt in einem schönen Thale und hat eine Bevölkerung von 500 Indianern.

St. Sebastian ist zwei Tagereisen davon entfernt, und liegt gegen Südwesten im Gebirge am Meer; diese Mission zählt 600 Einwohner. Fünf und zwanzig Meilen weiter kommt man nach St. Thomas, mit 1000 Indianern, schönen Obstanlagen und Weingärten. Sankt Michael, mit 1200 Einwohnern, liegt am Meer, und zwischen diesen letztern beiden Orten befindet sich der Hafen von Todos Santos. Sankt Michael hat 10,000 Stück Hornvieh und 5000 Stück Pferde und Maulthiere.

Auf einer Ebene an der Küste hingehend, wo man Ranchos oder Meiereien von 30.000 Schafen findet, kommt man nach St. Diego, das von St. Katharina 100 Stunden entfernt liegt.

Pattie der Vater starb im Gefängnisse; der Sohn, nachdem er als Dolmetscher für das Schiff Franklin von Boston, das der Gouverneur wegnehmen wollte, Anstellung gefunden hatte, wurde bald auf sein Ehrenwort freigelassen. Sechs von den Trapers schickte man mit Bedeckung an den Rio Gila, um das eingegrabene Pelzwerk zu holen; man kam aber zu spät, es war durch Ueberschwemmung bereits verdorben worden; Pattie und ein Anderer blieben als Geiseln zurück. Zwei von den Trapers waren auf dem Wege nach Neumexico entwichen, die übrigen sechs kehrten nach Californien zurück. Inzwischen brachen die Blattern in den Missionen aus und rafften viele Menschen weg; Pattie, der zufällig Impfstoff besaß, erhielt den Befehl die Garnison und die Missionen zu impfen. Im Jahre 1829 impfte er zuvörderst 1000 Personen zu San Diego und besuchte dann die nördlichen Missionen. San Luis, die größte von allen, zählt 3904 Indianer, und man verzehrt dort jede Woche 50 Ochsen. Diese Indianer gehören zu fünf durch ihre Sprache verschiedenen Stämmen, und wurden mit Gewalt aus den Gebirgen geholt.

Johann Baptist hat eine Bevölkerung von 600 Seelen; die Gebirge reichen dort bis an die Küste.

St. Gabriel zählt 950 Einwohner und liegt 20 Meilen vom Meer auf schlechtem Boden, hat aber dennoch bedeutende Viehzucht.

Die Stadt de los Angeles wird von 2500 Mexicanern bewohnt; die Häuser haben hier platte Dächer mit Erdpech überstrichen, das aus einem benachbarten Vulkan kommt, wo es fortwährend Blasen aufwirft, die mit einem Getöse platzen, das man bis in der 4 Meilen entfernten Stadt hört.

St. Ferdinand hat eine Bevölkerung von 967 Einwohnern.

St. Bonaventura zählt deren nur 100. Die beiden Missionäre dieses Ortes hatten sich vor Kurzem auf einem amerikanischen Schiffe geflüchtet.

Die Mission und das Fort St. Barbara zählt 2600 Indianer und eine Garnison von 60 Mann.

St. Eno hat 900 Einwohner, St. Croix 650, San Luiz Obispo 800, San Michael 1850, San Juan 900, La Saluda 1685, San Carlos 800, und endlich die 50 Meilen östlich von Monterey gelegene Mission San Antonio 1000 Indianer.

Das Fort Monterey hat 100 Soldaten und 500 Einwohner. Hier schloß Pattie seine Vaccinationsreise, nachdem er 22,000 Personen geimpft hatte. Nördlich von Monterey hatten die Blattern große Verwüstungen angerichtet. Pattie begab sich nach St. François, der Hauptstadt der Missionen, um dort den versprochenen Lohn in Empfang zu nehmen. Die Missionäre boten ihm 500 Kühe und 500 Maulthiere, jedoch mit der Bedingung, daß er katholisch werden und im Lande bleiben solle, was er ausschlug. In der 30 Meilen von der Mission entfernten, an der Bai St. François gelegenen und von den Russen für den Meerotterfang errichteten Niederlassung Bobego erhielt er 100 Dollars für seine Bemühung die Einwohner zu impfen.

Aufgebracht über die Unbilligkeit der Missionäre, wollte Pattie das Land mit einem gewissen Jakob Long verlassen, der auf einem Fahrzeuge von den Gallopagos-Inseln gekommen war, um Meerottern zu fangen, allein Long wurde ergriffen und als Schwärzer behandelt. Pattie flüchtete später auf einem amerikanischen Schiffe aus Monterey, litt aber während der ganzen Reise an der Seekrankheit.

Im Jahre 1830 brachte ihn dasselbe Schiff nach Monterey zurück, wo er das Land in Aufruhr fand. Der General Solis hatte sich erhoben und den Amerikanern und Engländern freien Handel versprochen, um sich ihrer Unterstützung zu versichern. Er nahm das Fort Sankt François mit 150 Mann und rückte dann mit 200 Mann auf Sankt Schedio, wurde aber zurückgeschlagen. Bald kam man hinter seine geheimen Absichten, die spanische Autorität wieder herzustellen; 40 Amerikaner und Europäer bemächtigten sich während seiner Abwesenheit des Forts Monterey, setzten die mexicanische Autorität wieder ein und nahmen Solis bei seiner Rückkehr gefangen. Pattie nahm Theil an diesen Vorgängen, und ging dann längs der Küste auf den Meerotterfang, wo er binnen 10 Tagen 16 Stück fing, die er für 600 Dollars verkaufte.

Californien ist ein gutes Land, der Boden fruchtbar und das Klima herrlich. Es herrscht eine ewige Abwechslung von Gebirgen, Hügeln und Ebenen; die Regenzeit dauert vom Oktober bis Januar; dieß ist der Winter des Landes. Frost stellt sich nicht ein, aber der Regen fällt in Strömen. Die übrige Zeit des Jahres regnet es nicht, und man muß deßhalb zur Bewässerung seine Zuflucht nehmen. Zwei Drittheile der Einwohner sind Indianer, die sich oft gegen die Missionäre und ihre tyrannische Verwaltung erheben; sie ziehen sich dann in die Berge und leben von der Jagd der wild gewordenen Pferde und Ochsen.

Pattie verließ endlich das Land auf einem amerikanischen Schiffe und ging nach St. Blaz im Mexicanischen, wohin er den gefangenen General Solis führte. Später begab er sich über Guadalaxara nach Mexico, um dort die ihm gebührenden Entschädigungen zu verlangen, die er jedoch nicht erhielt, worauf er nach Vera-Cruz, von da nach Neu-Orleans und endlich nach Cincinnati ging.

2. Reise des Dr. Willard nach Neumexico in den Jahren 1825 und 1828.

Dr. Willard schloß sich im Mai 1825 zu St. Charles im Staate Missouri einer Karawane von 53 Personen an, die eine Reise in Handelsgeschäften nach Neumexico machen wollten. Man nahm den Weg am Verdigris, einem Arme des Arkansas, wo man kleine Gebirge, zum Theil aus Eisenerz bestehend, traf. Gewöhnlich wurden des Tages 20 (englische) Meilen zurückgelegt; man reiste auf Karren. Die Reisenden sahen oft Heerden von vielen tausend Büffeln oder Bisons und eine Art kleiner Dörfels, deren Wohnungen von jener Art Murmelthieren angelegt werden, welche man barking squirrels oder bellende Eichhörnchen (Arctomys Ludoviciana) genannt hat; sie sind so groß wie eine Katze und von röthlicher Farbe.

Der Arkansas ist 1200 Meilen von seiner Mündung ½ Meile breit und seine Strömung legt 3 Meilen in der Stunde zurück; sein Wasser ist trinkbar und süß, wird aber 1000 Meilen weiter abwärts salzig. Die Reisenden kamen über Hügel von rothem Sand, und fanden jenseits derselben, unweit des Flusses Semirone, eine schöne von Bäumen umgebene Quelle, und kleine Felsenhügel, auf denen alte indianische Forts standen.

Die Oregongebirge sieht man in einer Ferne von 200 Meilen, und gelangt durch den Paß von Taos über sie, wo sich eine Zollwache befindet. Der Dr. Willard blieb zwei Monate zu Taos als Arzt und reiste dann drei Jahre lang in Neumexico, wo er sich bald da, bald dort aufhielt. Er legte auf diese Weise von Taos bis nach Matamoros an der Mündung des Rio-Norte nach und nach 2000 Meilen zurück, und hielt sich besonders zu Tschihahua, Saltillo und Mapimi auf. Er gibt interessante Nachrichten über das Land und seine Bewohner, sagt aber, Tschihahua habe 9000 und Santa-Fé nur 2000 Einwohner, worin er von Pattie's Angaben abweicht.

Saltillo zählt 10,000 Einwohner, größtentheils Indianer, die sehr betriebsam und gut gekleidet sind.

Neumexico hat ein gutes Klima, es ist aber im Norden und in der Nähe der Gebirge sehr kalt. Regen fällt nur selten, weßhalb der Boden auch außerordentlich dürr ist und nur wenig Bäume trägt. Die bedeutendsten unter den freien Indianern sind die Cumanches, die Apaches und die Navijos oder Navahos, die mit den Mexicanern im Kriege leben. Die Stadt Santa-Fé ist 25 Meilen vom Rio Norte entfernt. Im Jahre 1752 versiegte dieser Fluß auf einer Strecke von 150 Meilen gänzlich; gewiß eine seltsame Erscheinung.

Neu-Biscaya ist jetzt der Staat Tschihahua geworden. Zwischen der Stadt dieses Namens und dem Meere findet man nur dicht am Fluß und im Thal Städte und Anbau.

Parral ist eine Stadt von 8000 Einwohnern und 150 Meilen von Mapinos entfernt, wo man Bergbau treibt; der zwischenliegende Raum ist eine Wüste. San Lorenzo, unweit Parral, hat 6000 Einwohner und baut gute süße Weine.

Monterey ist 70 Meilen von Saltillo entfernt und hat 8000 Einwohner; die Gebirge werden hier niedriger. Die Ebenen des Littorals beginnen 100 Meilen vom Meer bei Quemanga.

Matamoras ist der Hafen dieser Gegenden; er zählt 8000 Einwohner; Brassos, ein anderer Hafen in der Bai Santiago, ist 40 Meilen von dem erstern entfernt. Von da aus kehrte Dr. Willard über Neu-Orleans nach den Vereinigten Staaten zurück.

Miscellen aus indischen Journalen.

Von Schah Schudscha hat man keine weitern Nachrichten. Die Schlacht gegen Dost Mohammed soll verloren gegangen seyn, weil die Munition erschöpft war; indeß ist er noch keineswegs besiegt, um so weniger, als Randschit Sing die Barekzies von Osten her bedrängt. Schah Schudscha soll einige Vertraute nach Belutschistan gesendet haben, wahrscheinlich um Truppen zu werben. Die Nachricht, daß die Afghanen unter Dost Mohammed die Sikhs mit Verlust von 5000 Mann und ihrem Befehlshaber geschlagen, bedarf noch der Bestätigung.

*

Obrist Tod, der bekannte Geschichtschreiber von Radschputana, wird mit nächstem „Wanderungen im westlichen Indien" herausgeben; worunter namentlich eine Reise über die Arcouligebirge und nach den heiligen Bergen der Jains Aufmerksamkeit verdienen sollen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 181. 30 Junius 1835.

Die Ströme der Erde.

Afrika.

(Schluß.)

Nachdem man den Gedanken an eine Verbindung des Nigers mit dem Nil hatte aufgeben müssen, blieb man immer noch an der Idee hängen, der See Tschad stehe wenigstens mit einem Arme des Nils, dem Bahar el Abiad *) (der weiße Fluß) in Verbindung, allein auch dieß ist sehr zweifelhaft geworden, da eines Theils Sklavenhändler von Bruce und andern Europäern über die Gewässer im Osten des Tschad-Sees befragt wurden und die Antwort gaben: es fließen acht Flüsse von den südlich liegenden Gebirgen, den ungewissen Mondgebirgen, gegen Westen und Nordwesten, der Bahar el Abiad aber gegen Nordosten; andern Theils aber Denham das Land um den Tschad-See zu 1250′ absoluter Höhe berechnete, wogegen die Sennaarterrasse, auf welcher der Bahar el Abiad sich mit dem östlichen Quellstrom dem Bahar el Azrek oder blauen Fluß vereint, nach ziemlich übereinstimmenden Angaben auf 4000′ Höhe angegeben wird. Hiemit fällt jede Möglichkeit einer Vereinigung weg: der Tschad-See muß als eine für sich bestehende Senkung angenommen werden, und die Wasserscheide etwa unter 40° O. L. sich finden.

Ueber die Hauptquellen des Nils wissen wir immer noch nicht mehr, als die Alten auch wußten, daß er nämlich aus den noch unbekannten Mondgebirgen, auf deren Abhängen unabhängige und heidnische Negerstämme wohnen, entspringe: erst unter 10° tritt er in einigermaßen bekanntes Land, und vereinigt sich unter 15° 45′ bei Halfeia mit dem Bahar el Azrek. Dieser entspringt im Hochlande von Habesch, durchfließt den großen Tzana-See, in welchem er als ein Fluß von 260′ Breite tritt, mit so reißender Strömung, daß man allenthalben sein Wasser von dem dieses Alpensees unterscheiden kann, und beschreibt dann einen weiten Bogen nach Süden; über die Bergterrasse von Fazuklo bricht er sich in steilen zum Theil sehr hohen Katarakten **) Bahn, und tritt nun in die Hochebene von Sennaar ein, an dessen Hauptstadt er vorbeifließt, und mit dem weit beträchtlichern Bahar el Abiad vereinigt ***) bald das alte Meroe erreicht, die erste Priester- und Kulturstadt dieses Flußthals. Ob Meroe hier in der Nähe von Shendy, wo auch die Ruinen von Arur und achtzig Pyramiden sind, oder etwas tiefer hinab, wie Rüppel meint, bei dem Gebel Barkal liegt, *) wo sich gleichfalls Tempelruinen und vierzehn Pyramiden finden, das wollen wir ganz dahin gestellt seyn lassen; uns genügt hier, auf den Umstand aufmerksam zu machen, wie sich die Spuren uralter Civilisation an dem Strome hinabziehen, der auf beiden Seiten durch Wüsten eingeengt, eine eigenthümlich in sich abgeschlossene Kultur erzeugen mußte.

Etwa 20 Meilen unterhalb Shendy mündet sich der Tacazze ein, der einzige große Zufluß, den der Nil auf seinem ganzen Laufe, das Quellland abgerechnet, erhält. Die Alten bezeichneten diesen Fluß mit dem Namen Astaboras, und auch noch jetzt findet sich ein Ort an seinen Ufern Atbara, wonach der Fluß auch zuweilen genannt wird. **) Von hier an befinden wir uns in dem eigentlichen Tell, wie die Araber das Flußthal oberhalb Assuan nennen. Dieses Tell, das wohl in früheren Zeiten, aber jetzt nicht mehr von dem Nil überschwemmt wurde, bewässert man vermittelst Schöpfrädern. Warum der Nil hier nicht mehr über die Ufer tritt, ist nicht leicht zu erklären, wenn nicht der Sand, der stets aus der libyschen Wüste durch den Nordwestwind herüber geweht wird, die Schuld trägt. Merkwürdig ist, daß die Ostufer durchaus besser angebaut, die alten Denkmäler aber mit wenigen Ausnahmen auf dem Westufer liegen, sey es, daß man im Alterthum durch ausdauerndere Kanalarbeiten der immer um sich greifenden Versandung mehr Widerstand leistete, oder daß die Tempel des Osiris auf das Westufer gebaut wurden, um desto eher gegen den bösartigen Typhon, den Wind der libyschen Wüste, zu schützen.

So zieht der Strom fort, immer die Wüste zur Seite, an zahllosen Ruinen und Felsentempeln vorbei, die man als die wahren Vorbilder der spätern prachtvollen ägyptischen Tempel betrachten kann, bis er in den über eine g. Meile langen Katarakten von Assuan die Gränze von Aegypten erreicht, und seinen Unterlauf beginnt. Hier treten die Wirkungen des Stroms und seiner Ueberschwemmungen deutlicher hervor, und Herodots

*) Nach Johnson: Bahar el Abib, der Fluß der Neger.

**) Die eine derselben hat 280′ Höhe.

***) Dennoch behält er den Namen Bahar el Azrek.

*) Hier findet sich noch ein Ort Merawe, der die Hauptstadt des umliegenden Landes ist.

**) Kurz vor seiner Mündung aber Mogren nach einem sich von Nordosten darein mündenden kleinen Flusse.

Worte: das Delta ist ein Geschenk des Nils, läßt sich im Grunde auf das ganze Nilthal ausdehnen, das, von Assuan bis Kairo im Durchschnitt etwa drei Meilen breit, seine ganze Fruchtbarkeit nur dem Strome verdankt, und mit jedem Jahre eine neue Bodenschichte aus dem Niederschlag des Wassers ansetzt. Diese Erhöhung des Bodens geht so progressiv und regelrichtig fort, daß man sie nach sichern Daten auf 0,126 Meters oder etwa $^3/_8$ Fuß in 100 Jahren berechnete. Rüppel fand bei Fayum am Rande eines ausgetrockneten Kanals horizontale Lager von Nilschlamm bis zu einer Höhe von 60 Fuß. Mag nun auch an einem solchen Orte durch zufällige Umstände die Anhäufung stärker seyn als auf der Gesammtoberfläche, so geht doch immer daraus hervor, daß die obige Behauptung keineswegs eitel ist. Dieses wird noch deutlicher, wenn man die bei der alten Weltstadt Theben angestellten Nachforschungen in Betracht zieht. Alle altägyptischen Dörfer und Städte wurden auf künstlichen Schutt-Terrassen erbaut; diese fand man bei Theben 18 Fuß tief, wo sie dann erst auf horizontalem Nilschlammboden auflag, der in unbestimmbare Tiefe hinabreicht. Dieß ist also der Urhorizont des Nilthals, als Theben noch nicht erbaut war. Seit der ersten Grundanlage der Stadt auf dieser künstlichen Terrasse hat sich also das Nilthal um 6 Meters gehoben; berechnet man nach der oben angegebenen Säkularerhöhung des Bodens die Zeit, welche seitdem verflossen seyn muß, so ergeben sich 4760 Jahre oder beinahe 3000 Jahre v. Ch. G. als der ungefähre Zeitpunkt der Erbauung Thebens. Erwägt man nun, daß Theben nicht die älteste Hauptstadt *) Aegyptens war, sondern Elephantine, wo noch ein Nilmesser steht, so läßt sich ein Schluß machen auf das ungemein hohe Alter ägyptischer Kultur.

Bei diesem bedeutenden Antheil, den der Nil an der Bildung des ganzen Thals gehabt hat, läßt sich leicht abnehmen, daß namentlich in dem untern Theile desselben im Laufe der Zeit sehr bedeutende Veränderungen vorgegangen seyn müssen. Man kann sich das ganze Delta von Alexandria an bis Memphis hinauf als einen ehmaligen Meerbusen denken, denn da wir noch bis auf die neueste Zeit die Küste vorrücken sehen, so können wir diese einfache und naturgemäße, auf Tradition gegründete Annahme nicht wohl bezweifeln. Die Spitze des Delta befand sich indeß nicht immer an demselben Punkte: zu Herodots Zeit war sie bei Memphis, jetzt unterhalb Kairo, welche Stadt eine gute Strecke unterhalb des alten Memphis angelegt wurde. Diese Erscheinung läßt sich leicht erklären. Als der Nil sich noch ungetheilt ins Meer ergoß, bildete sich vor seiner Mündung eine Sandbank, die sich allmählich zur Insel erhöhte und der Anfang des Delta wurde. Anfangs traf sie der Fluß mit geringer Heftigkeit, da er sich an der Mündung sogleich in dem ihn aufnehmenden Meere verbreitete. Sobald sich aber die Insel vergrößerte, und wirkliche Flußbetten sie einzuschließen anfingen, da begann auch der gerade auf ihre Spitze stoßende und dadurch in seinem weitern Fortfließen gehinderte Strom an dieser Spitze zu nagen, namentlich als die Insel, die sonst noch einen mittlern Arm durch sich hindurchließ, also eigentlich zwei Inseln bildete, zu einer einzigen zusammenwuchs, indem der mittlere Arm sein Bett mit Sand und Schlamm erfüllt hatte, und kein Wasser mehr aufnahm. So rückt die Spitze und mit ihr die Trennung der Nilarme allmählich gegen Norden vor.

Aus dieser Andeutung geht klar hervor, weßhalb das Nilthal sich oberhalb der Deltaspitze immer mehr verengern muß: wo keine Flußarme sich mehr ausbreiten, da greift der Sand der libyschen Wüste um sich, verengert das fruchtbare Thal, und treibt zugleich den Nil gegen Osten. Das Thal der Verirrung und der Wadi Tumilat auf der Ostseite, der Bahr Bila Ma (Fluß ohne Wasser), und das Thal der Natronseen auf der Ostseite, sind bekannt; zu derselben Kategorie läßt sich auch der Distrikt von Fayum rechnen, ein Wort, das im Aegyptischen Fluß bedeuten soll. Es kann kein Zweifel seyn, daß alle diese einst Nilwasser ins Meer führten, und theils durch das Fortschreiten des Delta, theils durch das Andringen des Sandes geschlossen wurden. Mehrere Reisende, welche die Lage des Distrikts Fayum genau untersuchten, haben ihre Meinung dahin geäußert, daß der See von Fayum, Birket Kerun, in welchem man wohl mit dem meisten Grunde den alten See Möris zu suchen hat, nicht ein erst durch Kunst geschaffenes Wasserbecken ist, sondern entweder der Ueberrest eines alten, durch die Deltabildung geschlossenen Meerbusens oder wenigstens ein Theil eines alten natürlichen Arms des Nils. Ein solcher Arm scheint die erste natürliche Grundlage des Kanals von Fayum gewesen und zu diesem ausgearbeitet worden zu seyn. Diese Annahme wird auch durch die Sage unterstützt, die Provinz sey vor Joseph, Jakobs Sohn, ein großes Binnenmeer gewesen, das sein Wasser vom Nil erhielt, Joseph habe einen Damm im Nilthale bauen lassen, um das Wasser vom Einstürzen in diese Provinz abzuhalten; seitdem sey das Wasser in das Meer abgelaufen, das große Becken der Provinz schnell trocken gelegt und in einen fruchtbaren Garten verwandelt worden. Der noch zurückbleibende Wasservorrath sammelte sich sodann nordwärts im heutigen Birket el Kerun, und südwärts im Birket Garak, die beide allmählich durch Verdünstung abnehmen. Dadurch würde sich auch die beträchtliche Verkleinerung des ehemals so ausgedehnten Sees Möris erklären. Auch in den Bahr Bila Ma strömt noch heutzutage Wasser während der Ueberschwemmung, aber sein Ausgang gegen Norden ist versperrt.

Auf der Ostseite haben neuere Untersuchungen es wahrscheinlich gemacht, daß einst das Thal der Verirrung ein Ausfluß ins rothe Meer gewesen, wenn gleich jetzt durch Anhäufung von Sand und Schlamm der Boden in der Mitte zwischen dem Meere und Fluß erhöht ist. Gewisser ist es mit dem Wadi Tumilat, dem Kanal der Pharaonen. Einst muß ein Arm des Nils sich gegen Osten gewendet und durch den tiefsten Einschnitt des Landes, den Wadi Tumilat, sich ins rothe Meer ausgemündet haben. Dieser natürliche Kanal wurde von einem altägyptischen Könige durch Kunst zu einem regelmäßigen Kanal umgeschaffen, von den Perserkönigen und den Ptolomäern vervollkommt, und gegen das Eindringen der hohen Fluth des rothen Meeres ge-

*) Später unter der glänzenden Periode der Sesostriden, vor denen das Delta noch Marschland war, ward Memphis an der Stromscheide die Hauptstadt, noch später unter Psammetich Sais, wodurch im Delta die höchste Kultur durch vervollständigten Kanalbau hervorgerufen ward.

schützt. Noch jetzt tritt in der Zeit der Ueberschwemmung das Wasser, aber nicht mehr von Bubastis her, sondern von Kairo über Belbeis, in die Vertiefung des Wadi Tumilat, und gelangt bis in die Mitte der Landenge, wo die Ueberbleibsel des alten Kanals noch an mehrern Stellen sichtbar sind. Mit dem Thale dieses Wadi geht indeß eine fortdauernde Veränderung vor, indem hier auf der Ostseite die Sanddünen von Süden gegen Norden vorrücken und dasselbe immer mehr verengern.

Ueberblickt man die sieben alten von Herodot aufgezählten Nilmündungen, so zeigt sich die Verengerung des Stromthals auch hier. Die östlichste vormalige pelusische Mündung ist versandet, so wie beinahe auch der ganze zu ihm führende Arm; der mendesische oder tanitische Arm ist verschwunden, der See Menzaleh wird immer mehr ausgefüllt, obwohl die alten Kanalbetten auch jetzt noch größere Tiefen zeigen. Der bukolitische oder phatnitische Arm, einst ein künstlicher Kanal, ist zum Hauptarm geworden, und setzt so viel Land an, daß Damiette, das noch im J. 1243 am Meere lag, jetzt eine Meile davon entfernt ist. Ein gleicher Fall ist es mit der bolbinitischen Mündung, wo auch die Stadt Rosette jetzt fern vom Meere liegt. Die dazwischen liegende sebennytische Mündung mit dem See Burlos ist gleichfalls sehr verändert, denn keine Beschreibung der Alten will darauf passen. Größer noch müssen die Veränderungen am kanopischen Arme seyn, dem das Wasser durch den boldinitischen entzogen wurde, so daß er jetzt nur noch bei hohem Stande des Nils welches hat. Foah lag im Anfang des 15ten Jahrhunderts an der Mündung, jetzt eine Meile davon im Lande. Zu Skylar Zeit war Kanopus eine öde Felseninsel, die der von Strom und Meere zusammengeführte Bodensatz mit dem festen Lande verbunden hat; eben so war Pharos in alter Zeit eine Insel. Auch der Mareotis ist verschlämmt, und erst in neuerer Zeit durch den Kanal Mahmudieh eine neue Leitung des Nilwassers gegen Alexandrien hin veranstaltet worden.

So rückt der Strom selbst das Land immer mehr vor in die See hinein, während seine höher hinaufgelegenen Ufer versanden: das ist das Schicksal des Stromlandes seit manchem Jahrtausend gewesen. Ueberblickt man den ganzen Stromlauf, so kann man sich unmöglich der Vermuthung erwehren, daß einst der ganze Oasenzug, der dem linken Nilufer folgt, mit dem Strom in Verbindung gestanden sey. In dem Maße, als der Strom nordwärts Land ansetzte, verengerte sich sein oberes Thal, nur einzelne, durch Quellen begünstigte Punkte blieben als Oasen im Sandmeere zurück, welches die Verbindung zwischen ihnen und dem Stromthal abschnitt. So wird auch der Distrikt von Fayum einst zur Oase werden. Nur die von Klugheit geleitete fleißige Hand des Menschen könnte nicht nur diesen für das schöne Nilthal erhalten, sondern ganze Königreiche über das Sandmeer erobern.

Wir haben so viel wie möglich vermieden, bei dieser Schilderung von den Arbeiten der Menschen zu reden, um die regelmäßige Ueberschwemmung des Nils, welche um die Herbst-Tagundnachtgleiche ihren Hochpunkt erreicht, möglichst zu benutzen. Diese Schilderung, wenn sie historisch seyn sollte, würde Bände füllen. Napoleon macht in seinen Memoiren hierüber die kurze Bemerkung: „unterhielte man am Nil keine Kanäle, so wäre sein Lauf reißender, seine Ueberschwemmung würde sich minder weit ausdehnen, eine größere Wassermasse ins Meer gelangen, und das angebaute Land sehr vermindert werden. Werden aber die Kanäle geschickt angelegt und wohl unterhalten, so verliert sich weniger Wasser in die See, mehr Land wird befruchtet und der Anbau erweitert sich. Es gibt deßhalb kein Land, wo die Regierung mehr Einfluß auf den Ackerbau und somit auf die Bevölkerung hätte.“ Mißt man die verschiedenen Regierungen seit Menes und Sesostris nach diesem Maße, welch ein Unterschied! damals enthielt Aegypten 12 bis 15 Millionen Menschen, am Ende des vorigen Jahrhunderts nur $2^1/_2$, und jetzt unter Mehemed Alis eisernem Scepter, der den Segenspender*) selbst zum Fluch macht, gewiß nicht mehr als 2 Millionen. Welche lehrreiche, aber auch welche traurige Geschichte:

'T were long to tell and sad to trace,
Each step from splendour to disgrace.

*) Mobarek, oder auch Elsayd, der Ueberfluß, nennen die jetzigen arabischen Anwohner den Nil.

Die Chapelgorris.

Die Provinz Guipuzcoa hat ein vollständiges Bataillon Chapelgorris, 900 bis 1000 Mann stark und in mehrere Detaschements abgetheilt. Diese Chapelgorris sind ganz eigene, originelle Menschen, deren charakteristische Physiognomie allerdings eine Beschreibung verdient. Es sind Soldaten von erprobtem Muthe, die vor keiner Gefahr zurückschrecken. Will man von St. Sebastian aus eine Depesche nach Pamplona, Elisondo oder irgend einen andern 10 bis 12 spanische Meilen entfernten Ort senden, so ist ein Chapelgorri mit Freuden bereit für eine Belohnung von einer halben Unze die Besorgung während der Nacht zu übernehmen, und am andern Tage früh Morgens im Augenblicke, wo die Thore geöffnet werden, Antwort zu bringen. Ganz allein geht er ab, um den gefährlichen Auftrag zu vollziehen, und noch dazu in die auffallende Tracht seines Korps gekleidet, die in einem Chapel gorri (was im biscayschen eine große Mütze von rothem Tuche bezeichnet), einem grauen Oberrocke ohne Weste, einem rothen oder blauen Pantalon und einem wie einen Franziskanerstrick um den Leib gewundenen Gürtel besteht, in welchem 8 bis 10 Packete Patronen stecken. An seiner Seite hängt ein Bajonnet, oft ohne Scheide, auf der Schulter trägt er eine gute Flinte und an den Füßen Schuhe ohne Strümpfe, einige auch wohl Alpargatas (eine Art Fußbekleidung aus Hanf). Die Gebirge übersteigt er mit der Leichtigkeit einer Gemse, und auf der Heerstraße folgt er ohne Mühe einem trottirenden Pferde.

Die Chapelgorris sind starke Esser und Trinker, die auf alles Eßbare, was sie auf ihrem Wege in den Häusern der Faktiosen, das heißt fast aller Bauern, finden, die Hand legen. Sie greifen wie die Löwen an, und würden sich, wenn die Anführer der Kolonnen, bei denen sie eingetheilt sind, ihren Muth nicht zügelten, gerade in die feindlichen Bajonnette stürzen. Sie sind gewöhnlich bei der Avantgarde und auf den Flanken der Kolonnen eingetheilt. Die Linientruppen sind ihnen sehr zugethan, und theilen gern Lager und Kost mit ihnen. Unter sich sind sie durch das Band der innigsten Bruderliebe verbunden; sie erhalten 6 Realen (ungefähr 40 Kreuzer) des Tages, wofür sie sich aber mit Allem versorgen müssen. Pardon geben und nehmen sie nicht, und ein von ihnen gefangener Insurgent ist ein Kind des Todes. Der liberalen Sache hängen sie, ohne recht zu wissen warum, gleichsam aus Instinct, aber mit einer Innigkeit an, daß alles Gold der Welt sie nicht vermögen könnte zu den Faktiosen überzugehen oder ihre Partei zu verrathen. Sie sind der Schrecken des Landvolks und besonders der Geistlichen, die ihre Ankunft niemals abwarten. Die Chapelgorris besuchen indeß dennoch ihre Häuser, und nehmen alles Eßbare mit, was sich nur immer vor-

findet; alles übrige Ungemach einer solchen Visite haben dann die armen Haushälterinnen zu erdulden.

Höchst auffallend ist es, daß die Familien dieser Chapelgorris, die in ihren Dörfern daheim bleiben, von den Faktiosen geachtet werden, und daß man kein Beispiel einer gegen sie verübten Gewaltthätigkeit kennt. Durch gegenseitige Uebereinkunft sind die Familien beider Parteien geschützt, und man kennt mehrere, von denen der eine Bruder Chapelgorri ist und der andere in den Reihen der Faktiosen ficht, und die dennoch nach der Heimkehr in Friede und Eintracht leben.

Dieses Korps leistet der Sache der Liberalen unschätzbare Dienste; die Chapelgorris kennen das Land und seine Bewohner aus dem Grunde, und jeder, der ihnen begegnet, kann sicher seyn, daß wenigstens einer in der Truppe sich befindet, der Auskunft über ihn zu geben im Stande ist. Auch fallen alle Spione der Faktiosen über kurz oder lang in ihre Hände, während die Linientruppen von den verkleideten Faktiosen und Spionen sehr leicht getäuscht werden. Vor einiger Zeit ereignete es sich, daß ein berauschter Chapelgorri in einer Herberge zwei Stunden von St. Sebastian eingeschlafen war, während seine Kameraden ihren Weg fortsetzten, ohne den Fehlenden zu vermissen. Bald darauf traten vier Faktiosen in die Herberge, die neben der Kammer, in welcher der Chapelgorri, die Mütze über die Augen gezogen und den Gürtel bei Seite gelegt, auf dem Bette lag, zu essen verlangten. Der Wirth, welcher wohl wußte, daß ihm das Haus unfehlbar angezündet werden würde, wenn man einen patriotischen Soldaten darin fände, entdeckte den Karlisten die Gefahr, in der er sich befand; diese versicherten ihn jedoch, daß er nichts zu fürchten habe, und gingen nun alle vier, um den Chapelgorri zu wecken, der sich zu seinem Erstaunen von ganz andern Leuten umgeben sah, als er zu finden erwartet hatte. Er zeigte sich jedoch nichts weniger als verwirrt, und nahm unbedenklich die Einladung der Faktiosen an, ihre Mahlzeit mit ihnen zu verzehren. Alle fünf tranken tüchtig mit einander, und dann forderte der Chapelgorri, ohne die mindeste Furcht zu zeigen, seine Flinte, die ihm auch von den Karlisten sogleich zurückgegeben wurde. Dann trennten sie sich, die Einen um in die Berge zu gehen, und der Andere um seine Kameraden in St. Sebastian einzuholen. Solche Züge sind allerdings geeignet den Fremden in Erstaunen zu setzen.

Chronik der Reisen.

Auszug aus den Reisen Pattie's, Willards und Wyeths nach Neumexico in Californien und Oregon in den Jahren 1824 bis 1833.

5. J. B. Wyeths Reise nach den Oregongebirgen im Jahre 1833.

(Schluß.)

Im Mai 1832 reiste eine Gesellschaft von 25 Abenteurern unter Anführung des Kapitäns Wyeth von Boston ab, um sich in Oregon niederzulassen. Sie schlossen sich am Platte-Flusse 200 Trapers und Jägern, von Sublet geführt, an, die gegen das Gesetz der Vereinigten Staaten auf dem Gebiet der Indianer jagen wollten. Die Reisenden hatten auf ihrem Wege längs des Flusses bis zu seiner Quelle und über die Oregongebirge bis zum Flusse Lewis mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. An dem letztern Flusse ließ Kapitän Wyeth seinen Bruder mit 15 Personen zurück, die ihre Reise längs des Flusses Oregon fortsetzten, und er selbst kehrte mit Sublet und seinen Gefährten, die auf der Jagd und im Handel mit den Tschopunisch gute Geschäfte machten, denn sie brachten für 80,000 Dollars Pelzwerk mit, wieder um.

Die Reisenden gingen mit 500 Tschopunisch oder Plattköpfen wieder über die Gebirge, um im Osten Büffel zu jagen, begegneten aber 500 Pahkis oder Schwarzfüßlern, mit denen sie einen Kampf zu bestehen hatten, wobei auf beiden Seiten mehrere Menschen blieben.

Kapitän Wyeth kam mit dem Geologen Dr. Ball auf den Niederlassungen der englischen Kompagnie in Nordwesten an, welche Forts, Gärten und andere Anlagen besitzt, obschon das Land zum Gebiet der Vereinigten Staaten gehört. Sie wurden gut aufgenommen und von der Kompagnie angestellt.

Dr. Ball rühmt in seinem Bericht über das Klima und die Geologie des Landes die Milde des erstern und die Fruchtbarkeit des Bodens. Man findet Thermalquellen und Steinkohlen nebst vulkanischen Spuren.

Kapitän Wyeth kam, wie bereits erwähnt, gegen Ende des Jahres 1833 nach Boston, und reiste im Mai 1834, vom Botaniker Professor Nuttall und dem Zoologen Dr. Townsend von Philadelphia begleitet, die 2 bis 3 Jahre in Oregon zu bleiben gedenken, wieder zurück.

Anhang.

Im Jahre 1834 wurde der General Leavenworth mit 700 Dragonern vom Fort Gibson abgeschickt, um das Land zwischen dem Missisippi und den Oregongebirgen zu durchstreifen. Der Zweck der Expedition war, mit allen Horden dieser Gegenden, welche die Karawanen so oft belästigen, Friedensverträge zu schließen und die Gränzen zu sichern. Oeffentliche Blätter haben über diese Expedition, die am rothen Flusse hinaufgehen und im Herbst am Missouri herab wieder zurückkehren soll, bereits Folgendes bekannt gemacht:

Das Regiment von 700 Dragonern kam im Fort Gibson am rothen Flusse in einem sehr schlechten Zustande an; Fieber und andere Krankheiten hatten die Hälfte der Mannschaft unfähig gemacht weiter zu marschiren, und General Leavenworth starb.

Nachdem der Befehl dem Obristen Dodge übertragen worden war, ging dieser mit 500 Dragonern und mehreren Indianern ab; der Maler Catlin und der Botaniker Bayrich, ein Preuße, begleiteten ihn, doch wurde der letztere, nebst 50 Dragonern, ein Opfer der Krankheiten.

Man ging am rothen Flusse aufwärts bis zu einem Vorsprunge der Oregongebirge, welche den rothen Fluß und den Washita scheiden. Die Expedition begegnete den Cumanches, von denen sie in ihre Dörfer und die ihrer Verbündeten geführt wurde, die am rothen Flusse drei Tagereisen weit aus einander liegen.

Ein großes Dorf der Cumanches dieser Gegend heißt Towasch, und dieß ist auch der eigentliche Name des Stammes; es besteht aus 200 Wohnungen und Familien. Ihre nomadischen Verbündeten sind die Hietans oder Kioways, welche nur Ein Volk ausmachen, obschon sie in Büchern und auf Karten, wo sie auch Alietans und Apaches genannt werden, als zwei verschiedene Stämme angegeben sind. Andere Verbündete sind die Panis Picas, deren Dorf 170 Wohnungen und 1700 Einwohner hat. Es liegt am Eingange der Schlucht, durch welche der rothe Fluß aus dem Gebirge tritt. Diese Gebirge von Urformation haben Piks von 2000 Fuß Höhe.

Die Dragoner wurden gut aufgenommen und bewirthet; die Indianer hielten großen Rath und man wechselte gegenseitig einige Gefangene aus. Hierauf begleiteten mehrere Häuptlinge der Panis, Towasch und Kioways den Obrist Dodge nach Fort Gibson, wo ein anderer großer Rath mit den benachbarten Indianern gehalten wurde. Sie weigerten sich jedoch, bis nach Washington zu gehen, und kehrten wieder zurück, von mehreren Pelzhändlern begleitet, die jene neuen Gegenden in ihrem Interesse zu besuchen gedachten.

Diese Stämme waren ihren Nachbarn in den Vereinigten Staaten fast gänzlich unbekannt, und man lebte in Feindschaft mit ihnen. Allem Anschein nach sind die Panis Picas die Panis des rothen Flusses, die man auf alten Karten angegeben findet, und die Paducas der vormaligen Franzosen von Louisiana, ein Volksstamm, den man gänzlich ausgestorben glaubte. Er ist ein besonderer Zweig der Panis des Nordens, die am Platte-Flusse, und der Ricaras, die am Missouri wohnen; der eigentliche Name aller dieser Panis ist Skéré. Vor Zeiten waren sie in Neumexico unter dem Namen der Seris und Apaches verbreitet, denn die Apaches und Cumanches sind ebenfalls ein Zweig dieses Volkes, der sich nur durch seine nomadische Lebensart von dem Hauptstamm auszeichnet. Alle sind jetzt beritten, und haben sich durch ihre raschen Ueberfälle und ihre beständigen Kämpfe gegen die Spanier in Neumexico furchtbar gemacht.

Aus der Analogie der Sprache läßt sich erkennen, daß Zweige dieser Panis oder Apaches unter den Palis oder Pekans bis zu den Quellen des Missouri, und unter den Schoschonis im Oregongebirge, so wie unter allen an den Gränzen von Neumexico und Californien wohnenden Völkern zerstreut leben, so daß diese Panis mithin einer der in Nordamerika am weitesten verbreiteten Stämme sind.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.



